

JENAISCHE
ALLGEMEINE
LITERATUR-ZEITUNG
VOM JAHRE
1810.

SIEBENTER JAHRGANG.

DRITTER BAND.



JULIUS, AUGUST, SEPTEMBER.

JENA,
in der Expedition dieser Zeitung,
und LEIPZIG,
in der königl. sächsischen Zeitungs-Expedition.
1810.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 2 JULIUS, 1810.

THEOLOGIE.

Marburg, in der akadem. Buchhandl.: *Handbuch der christlichen Dogmengeschichte* von *Wilh. Münscher*, Consistor. Rathe, Doctor und Professor der Theologie zu Marburg. Vierter Band. 1809. 490 S. gr. 8. (2 Rthlr.)

Dieser Band beschliesst die zweyte Periode, welche in dieser Geschichte vom Anfange der arianischen Streitigkeit bis auf den Tod des römischen Bischofs, Gregors des Grosen, oder vom J. 320—604 geht. Er enthält die Lehren von der Person Jesu, von dem Menschen, der Sünde und der Gnade, von der Erlösung und ihren Folgen, von der Kirche, der Taufe und dem Abendmahle, von den Schicksalen der Menschen nach dem Tode, und schliesst mit einigen allgemeinen Bemerkungen über die Dogmengeschichte der ganzen Periode. Wenn der Vf. nach dem bisherigen Plane fortzuarbeiten fortfährt: so wird diess ein sehr voluminöses, noch lange nicht zu vollendendes Werk werden. Es folgen zwar Perioden, wo die Quellen nicht so reichlich fliessen; es folgen aber auch andere, wo sie noch weit voller und mannichfaltiger fliesen, und in den neueren Jahrhunderten wird der Stoff fast unübersehlich. Seit *Semlern* ist unter uns Deutschen sehr viel für das Ganze und für die einzelnen Theile der Dogmengeschichte, und viel Vortreffliches geleistet worden. Das Interesse, welches man an ihr nahm, ging von ihrem Zusammenhange mit der Dogmatik aus, und wurde auch dadurch weit verbreitet und lange lebendig erhalten. Unter denjenigen, welche entweder einzelne Theile derselben oder das Ganze kürzer bearbeitet haben, mögen Mehrere seyn, die Hn. *Münscher* gleich kommen, oder ihn übertreffen; aber unter denjenigen, welche das Ganze in grösseren Werken zu umfassen versucht haben, gebührt ihm der Vorzug. Zu diesem Urtheile berechtiget wenigstens sein Werk, so weit es bisher erschienen ist. Viel musste vorhergehen, viele Untersuchungen mussten angestellt, viele Versuche gemacht werden, ehe ein solches Werk möglich wurde; und schon hat die Dogmatik, wo nicht ehe es anfing, doch ehe es weiter fortgesetzt und vollendet wird, ungefähr jeden Nutzen aus der Dogmengeschichte gezogen, welcher daraus gezogen werden kann. Von dieser Seite also kann das Werk das Interesse nicht mehr erwarten, welches früher ein Werk dieser Art gefunden haben würde. Allein die Dogmengeschichte hat auch ein inneres, ihr beywohnendes, und auch sonst noch ein mannichfaltiges äusseres Interesse. Eben desswegen können wir fast den Wunsch nicht unterdrücken, dass es dem Vf. gefallen möchte, dieser Geschichte in der Fortsetzung eine Form und Einrichtung zu geben, welche minder dogmatisch und für den dogmatischen Gebrauch berechnet, welche mehr eigentlich historisch, frey und organisch wäre. Dieser Wunsch gründet sich auch darauf, weil auf diese Art mehr Auswahl getroffen, manches Unwichtige übergangen, manche Wiederholung erspart, und das Ganze in kürzerer Zeit vollendet werden könnte. Wir würden es gar nicht missbilligen, in Einem historischen Werke in verschiedenen Perioden auch eine verschiedene Methode und Anordnung befolgt zu sehen. Vielmehr würde dadurch eine der Dogmengeschichte sonst gewöhnlich eigene und nicht in der Wirklichkeit gegründete Monotonie verhütet werden.

Der vorliegende Band ist mit derselbigen sorgfältigen Erforschung der Quellen, mit derselbigen Genauigkeit, Einfachheit, Klarheit und Nüchternheit, wie die vorhergehenden, geschrieben. Vorgearbeitet und vorbereitet war am meisten in der Geschichte der Lehren von der Person Jesu, der Sünde und der Gnade. Sie sind aber auch hier besonders lichtvoll erzählt; dabey ist in Ansehung der Ausführlichkeit ein treffender Mittelweg beobachtet, und die Geschichte der Parteyen und der Streitigkeiten ist mit einer gewissen zweckmässigen Sparsamkeit in die Geschichte der Lehren versetzt. Wir wollen die Resultate hersetzen, welche sich aus der Geschichte der Lehre von der Person Jesu, wie sie hier erzählt ist, ergeben. Durch die Kirchenversammlung zu Chalcedon wurde zwar die Bestimmung festgesetzt, dass in Christo Eine Person und Zwey Naturen anzunehmen seyen, und man glaubte dadurch den richtigen Mittelweg zwischen Nestorius und Eutyches gefunden zu haben. Allein in der That waren weder Nestorius noch Eutyches von dem Sinne der chalcedonischen Glaubensformel entfernt. Der erste hatte niemals die Absicht gehabt, deren man ihn beschuldigte, Christum in zwey Personen zu trennen. Die Eutychianer bekannten zwar nur Eine Natur Christi; allein sie verwahrten sich so bestimmt gegen jeden Gedanken von Verwandlung und Vermischung, sie erklärten so deutlich ihre Vorstellung von Einer aus der Gottheit und Menschheit zusammengesetzten Natur, dass ihre Abweichung von der herrschenden Kirche nur in Worten bestand. Allein die Redensarten von Einer und von zwey Naturen waren nun Lo-

fungszeichen der Parteyen geworden. Die Katholischen hielten fest an zwey Naturen: denn die Kirchenversammlung zu Chalcedon hatte so zu glauben befohlen. Die Monophysiten wollten ihre Lehre von Einer Natur nicht aufgeben: denn Cyrillus, den selbst ihre Gegner als einen heiligen Vertheidiger der Rechtgläubigkeit ehrten, hatte dieselben Ausdrücke gebraucht. So hing die Meinung beider Theile an der Autorität von Kirchenlehrern und Kirchenversammlungen, und beide, indem sie ihre unbedeutenden Unterscheidungslehren als wichtig darstellen wollten, führten Luftstreiche gegen einander, und je weniger sie einander verstanden und verstehen wollten, desto heftiger wurde die gegenseitige Erbitterung und der Ketzerhass entflammt. Die Unbestimmtheit des älteren Sprachgebrauchs vermehrte unleugbar die Verwirrung. Einige Kirchenlehrer reden unbedenklich von zwey Personen Christi. In der griechischen Kirche wurden die Ausdrücke υποστασις und φυσις zuerst in der Trinitätslehre gebraucht, und davon in die Lehre von der Person Christi übergetragen. Die alexandrinischen Lehrer hatten nun meistentheils beide Wörter für gleichbedeutend mit ουσια gehalten, und also sie ohne Unterschied gebraucht. Hingegen die morgenländischen Lehrer hatten seit Basilius dem Grossen angefangen υποστασις von ουσια, welches sie für einerley mit φυσις hielten, genau zu unterscheiden. Bey dieser Lage der Sachen ist es nicht zu verwundern, dass der Gang des ganzen Streits voll von Inconsequenzen und Consequenzmachereyen war. Es war leere Consequenzmacherey, wodurch Cyrillus und Nestorius sich verketzerten, und wodurch die beiden Parteyen auf der ersten ephesinischen Synode sich verdammten. Es war Consequenzmacherey, dass die Orientaler dem Cyrillus apollinaristische, doketische und arianische Irrthümer Schuld gaben, und dass sie wieder von diesem des Samosatenianismus und Photinianismus beschuldigt wurden. Es war inconsequent, dass die Orientaler endlich durch den Vergleich mit Cyrillus in die Verdammung des Nestorius einwilligten, und dennoch ihren, der Lehre des Nestorius in der Hauptsache gleichförmigen Lehrbegriff beybehielten. Es war noch inconsequenter von Cyrillus gehandelt, dass er durch seinen Vergleich mit dem antiochenischen Patriarchen die Rechtgläubigkeit der morgenländischen Bischöfe anerkannte, und doch auf die Verdammung des Nestorius drang, dass er durch die Vereinigungsformel seine vorigen Redensarten stillschweigend zurücknahm, und dennoch nachher an deren Vertheidigung und Ausbreitung rastlos fortarbeitete. Es war inconsequent, dass ein Theodoret den Cyrillus späterhin als rechtgläubig anerkannte, und zugleich den Lehrsätzen oder den Formeln desselben als gefährlichen Irrthümern sich entgegensetzte. Durch Consequenzmacherey verketzerten Eutyches und Dioskur ihre Gegner, und wurden eben so wieder verketzert. Inconsequent war es, dass man zu Chalcedon die Lehre von Einer Natur verdammte, und nachher die Monophysiten als Ketzer hasste und verfolgte, während man doch von dem eigentlichen Stifter und Patriarchen des Monophysitismus, dem Cyrillus, mit Ehrfurcht sprach. Nicht weniger inconsequent näherte man sich nachher wieder den Monophysiten, indem man die Formeln der Theopaschiten in den katholischen Lehrbegriff hinüber trug. Inconsequent verband Justinian die Verehrung der chalcedonischen Synode mit der Verdammung der Männer, welche auf ihr waren für unschuldig und rechtgläubig erklärt worden, und noch inconsequenter neigte er sich in seinen späteren Jahren zu den Meinungen der Aphartodoketen. Mit dem höchsten Grade von Unstetigkeit schwankt endlich Vigilius zwischen der Vertheidigung und Verdammung der drey Capitel hin und her. Die Lehre von Sünde, Gnade und Prädestination *vor* Augustinus, worüber so viel gestritten worden ist, bestimmt der Vf. nach einer sorgfältigen und unparteyischen Untersuchung auf folgende Art: Die Sünde Adams hat für seine Nachkommen die Wirkung gehabt, dass sie nicht nur sterblich geworden sind, sondern auch, dass die Begierden grössere Stärke und Heftigkeit haben, und dass die Menschen den Verführungen des Teufels mehr blossgestellt sind. Allein die Kirchenlehrer wissen nichts davon, dass die Menschen durch Adams Sünde strafwürdig geworden seyen, dass ihre Natur verderbt sey, und dass die Menschen das Vermögen, Gutes zu thun, verloren hätten. Über die volle Freyheit des menschlichen Willens, über die Fähigkeit, sowohl Gutes als Böses zu thun, den Reizungen der Sünde nachzugeben oder zu widerstehen, ist bey allen Lehrern nur Eine Stimme, und es kann keine bestimmteren Erklärungen darüber geben, als wir bey den Schriftstellern dieses Zeitalters finden. Die griechischen Kirchenlehrer nehmen durchaus kein von Adam auf seine Nachkommen fortgeerbtes Verderben, und eben so wenig eine Zurechnung der Sünde Adams an; nur die Verstärkung der Begierden leiten sie von Adams Sündenfalle ab. Die lateinischen Kirchenlehrer hatten in der Behauptung einer fortgeerbten Sünde an Tertullian einen berühmten Vorgänger, und sie drücken sich über diesen Gegenstand weit stärker, als die Griechen, aus. Am deutlichsten lehrt Ambrosius eine angeerbte Sünde, doch noch nicht ganz im Sinne des Augustinus. Was die Gnade betrifft: so bestand die allgemeine Lehre der Kirche noch immer darin, dass der Mensch sich selbst anstrengen müsse, um tugendhaft zu werden, dass er aber dabey einer göttlichen Unterstützung sich zu erfreuen habe. Indem aber die Kirchenlehrer bald die Absicht haben, die eigene Thätigkeit des Menschen zu ermuntern, bald die Grösse der göttlichen Gnade preisen wollen: so ist es leicht begreiflich, dass sie in ihren Erklärungen sich nicht immer gleich bleiben, sondern zuweilen alles Gute, das die Menschen thun, ihrer eigenen Bemühung, bald dasselbe der Gnade Gottes allein zuzuschreiben scheinen. Man trifft daher gerade bey diesem Dogma auf viele allgemeine und unbestimmte Declamationen, und nur wenige Schriftsteller haben sich bemüht, zwischen dem, was

Gott wirkt, und dem, was der Mensch zu wirken hat, eine genauere Grenzlinie zu ziehen. Auch die unbestimmte Bedeutung des Worts *Gnade* hat manche Ungleichheit in die Äusserungen der Kirchenväter gebracht. Der biblische Begriff des Worts, wonach es die freye Güte Gottes, oder auch die Äusserungen derselben, die göttlichen Wohlthaten, bezeichnet, und dann von besonderen Arten der Wohlthaten gebraucht wird, war auch auf die Kirchenväter übergegangen. Daher kommt es, dass sie bald die natürlichen Kräfte, welche Gott uns geschenkt hat, bald das Christenthum, und die damit verbundenen Lehren und Vorschriften, bald die Taufe und deren Einfluss auf Sündenvergebung und Besserung, bald eine Wirkung des heiligen Geistes auf die Seele, wodurch dieser neue Religionseinsichten oder auch gute Gedanken mitgetheilt werden, bald die Sündenvergebung und ewige Glückseligkeit unter dem Namen der *Gnade* vorstellen. Was die Gnadenwahl betrifft: so gesteht Augustinus, welcher sonst sich in seinen Streitigkeiten so gern auf Aussprüche älterer Lehrer berief, dass er keine mit seinen Vorstellungen übereinstimmenden Zeugnisse habe finden können, und zieht sich nur hinter den Ausweg zurück, dass die älteren Väter keine Veranlassung gehabt hätten, sich über diesen Gegenstand zu erklären. Dennoch haben die Väter sich oft und deutlich genug darüber geäussert, allein freylich auf eine ganz andere Art, als Augustinus. Sie beziehen insgesammt die göttliche Gnadenwahl auf das Vorherwissen der freyen Handlungen der Menschen. Sie wissen nichts von einer Einschränkung der Erlösung Jesu auf die Auserwählten, sondern sind überzeugt, dass Gott die Seligkeit *aller* Menschen wolle, und dass Christus für alle gestorben sey. Sie zweifelten niemals, dass der Glaubige und Gebesserte wieder zurückfallen und seine guten Gesinnungen durch Mangel an Wachsamkeit und Thätigkeit verlieren könne, und dass auch wirklich manche veredelte Menschen ins Laster zurücksinken. In der Darstellung des augustinischen und pelagianischen Lehrbegriffs unterscheidet Hr. *Münscher* theils die Grundsätze des Augustinus in früheren und späteren Zeiten, theils die Lehren des Cälestius, Pelagius und Julianus, nämlich in gewissen Puncten, treffend von einander. Wir hätten gewünscht, dass er eben so genau die Grenzen zwischen dem Lehrbegriffe der Pelagianer und Semipelagianer gezogen hätte. Den Augustinus rechtfertigt er wider drey Vorwürfe, nämlich, dass er in dem Streite mit den Pelagianern nicht aufrichtig verfahren sey, dass er erst durch den Widerspruch gegen die Pelagianer auf seinen Lehrbegriff gerathen sey, und dass er denselben von den Manichäern entlehnt habe. Die Rechtfertigung gegen den zweyten Vorwurf war die schwerste. Was hier dagegen gesagt wird, scheint uns nicht hinreichend zu seyn. Es besteht darin, dass Augustinus seine unterscheidenden Lehrsätze schon geraume Zeit früher aufgefasst hatte, ehe er nur ahnen konnte, dass er mit Pelagius darüber würde zu streiten haben. Diess aber ist es eben, was der Vf. nicht erwiesen hat.

In der Geschichte der Lehre von der Erlösung haben wir mit Vergnügen bemerkt gefunden, was in neueren Zeiten so bestimmt abgeleugnet worden ist, dass wirklich mehrere Kirchenlehrer dieses Zeitraumes eine Übertragung der Strafen, welche die Menschen verdient hatten, auf Jesum angenommen, und dass einige selbst schon das Wort *satisfactio* von dem, was Jesus für die Menschen gethan hat, gebraucht haben. Was die Lehre von der Gegenwart Christi im Abendmahle betrifft: so bemüht sich der Vf., zuerst, ohne Rücksicht auf die drey Lehrbegriffe, in welche sich die abendländischen Hauptkirchen getheilt haben, und ohne sich auf die Streitigkeiten über den Sinn einzelner Stellen einzulassen, nach den deutlichsten und sichersten Zeugnissen der Hauptschriftsteller, die Hauptpuncte, worin die meisten Lehrer dieser Zeit übereinstimmen, ins Licht zu setzen. Es ergiebt sich, dass folgende Lehren die herrschenden waren: 1) Im Abendmahle sind nicht blosses Brod und blosser Wein, sondern, nachdem die Weihung durch den Priester ist verrichtet worden, muss man darin den Leib und das Blut Jesu glaubig anerkennen. 2) Im Abendmahle ist zwar der Leib und das Blut Christi durch die Consecration hervorgebracht worden; allein es ist dadurch keine Verwandlung der Substanz des Brods und Weins vorgegangen, sondern diese behalten ihre wesentlichen Eigenschaften, wenn gleich neue und höhere Kräfte zu ihnen hinzukommen. 3) Vermittelst der Consecration vereinigt sich der *Logos* auf das Genaueste mit dem Brode und Weine auf eine unbegreifliche Art, so wie er einst sich mit dem Fleische aus der Maria vereiniget hat. Dadurch wird das Brod der Leib Christi, und der Wein das Blut Christi. Dabey verlieren zwar beide nicht ihre bisherige Substanz; allein sie bekommen durch die Vereinigung mit dem Logos eine höhere und göttliche Kraft und Wirksamkeit. 4) Der Zweck des Abendmahls besteht in einer *physischen Vereinigung* mit Christus, wodurch der Körper der Menschen unsterblich gemacht wird. Brod und Wein werden durch die Vereinigung mit dem Logos zum Leibe desselben, und erhalten dadurch eine unzerstörbare heiligende und göttlich machende Kraft. Durch den Genuss werden sie nun in die Substanz der Menschen aufgenommen und in ihr Fleisch und Blut verwandelt. Nunmehr dienen sie zu einem Samen der Unsterblichkeit, dessen Wirksamkeit sich dem ganzen Körper mittheilt. Die Christen werden also nicht bloss moralisch, sondern auch physisch mit Christo vereinigt, weil sie aus seinem Leibe und Blute genährt werden. Aus allem diesem ergiebt sich nun weiter, dass keine der drey christlichen Hauptkirchen ganz mit der herrschenden Abendmahlslehre dieser Periode übereinstimmt. Doch lässt sich jetzt erklären, wie jede dieser Kirchen sich auf die Übereinstimmung ihres Lehrbegriffs mit dem kirchlichen Alterthume berufen hat und scheinbar berufen konnte. Die

reformirten Theologen fanden eine beträchtliche Anzahl von Stellen der Kirchenväter, worin Brod und Wein als Zeichen des Leibes und Blutes Jesu vorgestellt werden. Allein manche Stellen sind zu deutlich und zu bestimmt, als dass man sie ohne Zwang mit der reformirten Abendmahlslehre vereinigen könnte, von welcher sich auch die Kirchenlehrer dadurch entfernen, dass sie behaupten, sowohl die Unglaubigen, als die Glaubigen empfangen den Leib und das Blut Christi, und Brod und Wein gehen, ohne dass etwas davon wieder ausgeworfen werde, ganz in die Constitution der Communicanten über. Die *Lutheraner* konnten desto leichter glauben, ihren eigenen Lehrbegriff in dem Alterthume wiederzufinden, da dieser allein übrig zu bleiben schien, wenn man Gründe fand, den Vätern die Lehre von blossen Zeichen oder von einer Verwandlung abzusprechen. Allein die Väter reden nicht von einer Vereinigung des Leibes Christi mit dem Brode, sondern von einer Vereinigung des Logos mit dem Brode, wodurch das letzte zu seinem Leibe wird. Die *Katholiken* hielten sich an die Stellen, wo die Väter von einer Verwandlung bey dem Abendmahle sprechen. Die Väter nehmen wirklich eine Verwandlung, oder vielmehr eine doppelte Veränderung an. Die erste geschieht bey der Consecration, indem Brod und Wein durch die Vereinigung mit dem Logos zum Leibe und Blute desselben werden, wobey jedoch die Substanz fortdauert. Die andere Veränderung erfolgt nach dem Genusse, indem der Leib und das Blut Jesu in den Körper des Menschen übergehen und Bestandtheile desselben werden. So verschieden diese Lehre vom katholischen Lehrbegriff ist: so diente sie doch zur Vorbereitung auf denselben, und dieser konnte sich leicht aus ihr entwickeln, sobald man die Aussprüche der früheren Lehrer nur nach den Worten, und nicht nach ihrem ganzen Zwecke und Zusammenhange betrachtete.

i. l. m.

KURZE ANZEIGEN.

Theologie. *Heidelberg*, b. Mohr u. Zimmer: *Sciagraphia dogmatices Christianae.* In usum praelectionum scripsit *F. H. C. Schwartz*, Theol. Doct. et Prof. ord. acad. Heidelb. et a consiliis eccl. Magni Duc. Bad. 1808. XI u. 99 S. kl. 8. (10 Gr.) Dieser Grundriss ist zu kurz, zu sehr bloss Leitfaden für die Vorlesungen des Vfs., als dass wir uns eine Beurtheilung desselben erlauben sollten. Voran steht zwar eine Zueignung an Hn. Kirchenrath *Daub*, worin Einiges über die Principien dieser Dogmatik vorkommt; allein auch hier ist über den Grund der Anordnung der Lehrsätze keine Rechenschaft gegeben. Wir können auch der Beurtheilung um so eher überhoben seyn, da über die weitere Ausführung dieses Buchs, *die Darstellung der Lehre des Evangeliums*, in diesen Blättern schon ein Urtheil gesprochen ist. Übrigens müssen wir doch bemerken, dass in der *Sciagraphie* nicht nur der Text durch eine Menge auch nicht angezeigter Druckfehler entstellt, sondern auch sonst oft nachlässig und incorrect ist.

H. I.

Erbauungsschriften. *Winterthur*, in d. Steinersch. Buchhandl.: *Weihnachtsblätter zur Beförderung christlicher Festandacht* von *Georg Gessner.* 1807. 53 S. 8. (6 Gr.) Diese Blätter enthalten zwölf kurze Betrachtungen, welchen grösstentheils einige Verse aus dem N. T. zum Grunde gelegt sind. Ob wir gleich nicht in Abrede seyn wollen, dass diese Betrachtungen ihren angegebenen Zweck bey denen erreichen können, die auch durch eine wenig eingreifende Darstellung religiöser Gedanken erbauet werden: so werden sie doch bey anderen Lesern, die zur Beförderung ihrer Andacht mehr, als eine oberflächliche Berührung von gemeinen Gedanken, nöthig haben, ihren Zweck verfehlen. Auch kömmt der Vf. zuweilen auf Sätze, die ein Dogmatiker schwerlich unangefochten lassen wird. So fängt sich z. B. die 6te Betrachtung über Matth. I, 18 — 24, welche *Joseph und Maria* überschrieben ist, also an: „Das ist immer (*immer?*) so Gottes Weise und Handlungsart, wenn er recht grosse Gnaden erwiesen hat, oder erweisen will: so lässt er dann auch schwere Prüfungen kommen, (.) peinliche Verlegenheiten, Angst, Furcht und Kummer sind grösstentheils die Vorgänger oder Nachfolger grosser Gnadenerweisungen. Das war auch selbst bey der unaussprechlichen Gnade wahr, welche der Mutter Jesu und seinem Pflegevater erwiesen worden.

O. m. r.

Landshut, b. Thomann: *Eine Abhandlung* (als Ankündigung) *über die Metamorphose des Rosenkranzes*, nach dem Geiste der katholischen Kirche; oder: Über das Rosenkranzgebet, 1) wie es bisher gepflegt worden ist, aber 2) wie es nach dem Geiste der heil. kathol. Kirche gepflegt werden *kann* und *soll.* Von *Herenus Haid*, der Theol. Doct. 1809. 39 S. 8. (3 Gr.) Der Vf. hätte nicht nöthig gehabt, so weit auszuholen und sich so hochtrabender Phrasen zu bedienen, um die Nothwendigkeit und Nützlichkeit einer Verbesserung des Rosenkranzformulars (denn das ist unter der „Metamorphose des Rosenkranzes" zu verstehen), woran gegenwärtig in dem katholischen Deutschlande kein Vernünftiger mehr zweifelt, zu beweisen. In den „nothwendigen Vor-Erklärungen" S. 10 beginnt Hr. *H.* mit einer solennen Deduction der Religion: „Gott *ist* und *Ein* Gott ist, das Alpha und das Omega, *lauter* aber *unbegreiflich*, in einem unzugänglichen Lichte. Doch *offenbart* er sich u. s. w." Ob die von ihm angekündigten Formulare die Arbeiten eines *Reiter, Jais, Strasser* u. A. übertreffen, oder wenigstens erreichen werden, muss die Zeit lehren. Grosse Hoffnungen sind nicht dazu vorhanden.

— ft —

Prag, b. Widtmann: *Predigten auf die jährlichen Festtage des Herrn, Mariä und der Heiligen.* Herausgegeben von *Franz Püttner*, Pfarrer zu Münitz. Erster Jahrgang. I Th. 1804. IV u. 317 S. II Th. 1804. 355 S. gr. 8. (1 Thlr. 20 Gr.) Bey dem Mangel an wirklich vorzüglichen Festpredigten verdienen die gegenwärtigen mit Auszeichnung genannt zu werden. Die eigentlichen Festmaterien sind nicht mit Stillschweigen übergangen, oder nur leise berührt, was ein gewöhnlicher Fehler der neueren Zeit ist. Eben so wenig ist der Moral auf Unkosten der Dogmatik ein besonderer Vorzug eingeräumt, sondern beide sind, wie das bey christlichen Predigten seyn soll, in eine freundschaftliche Verbindung mit einander gesetzt. Am meisten verdient die zu grosse Ausführlichkeit einiger Predigten getadelt zu werden. Man kann gründlich seyn, ohne weitläuftig zu werden. Die Bibel ist häufiger und zweckmässiger benutzt, als es bey vielen katholischen Homileten der Fall zu seyn pflegt.

— ft —

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 3 JULIUS, 1810.

JURISPRUDENZ.

1) Göttingen, b. Dieterich: *Lehrbuch des Lehnrechts*, von D. *Karl Wilhelm Pätz*, Prof. der Rechte und Beysitzer der Juristen-Facultät zu Göttingen. Nach des Verfassers Tode herausgegeben und vollendet von D. *Christian August Gottlieb Göede*, Prof. der Rechte zu Göttingen. 1808. 436 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

2) Leipzig, b. Weidmanns: *Handbuch des in Deutschland üblichen Lehenrechts nach den Grundsätzen Georg Ludwig Böhmers*, von D. *Georg Michael Weber*, ehemaligem Prof. und gegenwärtigem Director des königl. baierischen Hofgerichts zu Bamberg. Erster Theil. 1807. 416 S. Zweyter Theil. 546 S. gr. 8. (4 Rthlr.)

Die Beurtheilung von No. 1 hat bey dem Rec. eine doppelte wehmüthige Empfindung rege gemacht. Zuerst wurde er dadurch aufs Neue an den Verlust erinnert, den die Wissenschaften durch den zu frühen Tod dieses talentvollen und gelehrten jungen Mannes erlitten haben. Was hätte deutsche Rechtswissenschaft und deutsche Geschichte nicht von dem verstorbenen *Pätz* erwarten können, wenn er das Alter eines *Böhmer* und *Pütter* erreicht hätte! Ein würdiger Nachfolger dieser beiden grofsen Männer, würde er mit seinem Namen und durch diesen auch den Namen dieser verdienstvollen Gelehrten ungeschmälert auf die Nachwelt gebracht haben: denn dankbar erkannte er die Verdienste anderer an, und mit Recht konnte der ehrwürdige *Heyne* von ihm sagen: *diligenter cavebat, ne cujusquam existimationi aut commodis officeret.* Warum muſste ein solcher Mann so früh sterben! Auf der anderen Seite stellte sich dem Rec. das alte ehrwürdige Gebäude dar, zu dessen Verschönerung und gröfserer Haltbarkeit diese Arbeit dienen soll, seinem Untergange nahe; einem Untergange, den die Vernunft zwar nicht ganz missbilligen kann, der aber doch dem Gefühle wehe thut. Denn vertauscht nicht Mancher mit zerrissenem Herzen den alten gewohnten gothischen Rittersitz mit allen seinen finsteren Gängen, dunklen Treppen und dicken Mauern, gegen einen regelmäfsigen, nach den Grundsätzen der neuesten Baukunst eingerichteten Pallast!

Das Lehnrecht verdiente allerdings eine neue Bearbeitung. Das Compendium des sel. *Böhmer*, welches alle älteren in einem hohen Grade übertrifft, und gewissermaſsen die Quelle und Grundlage aller später erschienenen geworden ist, und deſshalb nie aus den Händen derer, die sich über das Lehnrecht gründlich unterrichten wollen, verdrängt werden wird, hat bey allen seinen Vorzügen auch in seinen neuesten Ausgaben alle die Mängel, welche ehedem in der Behandlung der Jurisprudenz, und besonders alles dessen, was auf die Geschichte Beziehung hat, und aus dieser hergeleitet werden muſs, herrschend waren, da es dem Vf. nie gelingen wollte, demselben die Verbesserung zu geben, welche er selbst für nothwendig hielt. Besonders verdiente der historische Theil eine neue Bearbeitung. Es war nöthig, daſs die wichtigeren Kenntnisse, die wir über den Zustand des Mittelalters haben, die besseren Vorstellungen von dem Geiste der älteren Institute, von der Art ihrer Entstehung und Ausbildung. — welche in Zeiten, wo nicht der Verstand und die oberste Gewalt allein, sondern wo weit mehr die Erfahrung, das Gefühl, das Bedürfniſs der Menschen zur Begründung und Entwickelung der Gesetze und bürgerlichen Einrichtungen beyträgt, höchst allmählich geschieht, und wo theils die Autonomie, theils die wenige Verbindung der Menschen unter einander weit mehr Verschiedenheiten veranlaſst und gestattet, als in den neueren Zeiten, und wo daher ein Schluſs von dem Einzelnen auf das Ganze höchst gefährlich ist, es war, sagen wir, nöthig, daſs alle diese richtigeren Vorstellungen auf das Lehnwesen und Lehnrecht übergetragen, und bey der Bearbeitung desselben in Anwendung gebracht wurden. Es war ferner zu wünschen, daſs die richtigere Behandlung des deutschen Staatsrechts und die verbesserte Ansicht von dem, was man gewöhnlich gemeines deutsches Recht zu nennen pflegt, — im Grunde etwas rein historisches — und alle die Früchte der höheren historischen Kritik, und des philosophischen Studiums der Geschichte für das Lehns-Institut und für dessen Gesetzgebung nicht unbenutzt blieben.

Dieses ist denn von dem Vf. dieses Lehrbuchs wirklich mit einem trefflichen historischen Blicke geschehen, und darin beruht nach unserem Ermessen das hauptsächlichste, ja das einzige eigenthümliche Verdienst desselben Denn wir können weder darein, daſs in dem dogmatischen Theile hie und da eine richtigere Meinung angenommen worden ist, und daſs des Vfs. überhaupt meist immer die Meinungen, welche auch uns die richtigeren scheinen, zu den seinigen gemacht hat, noch darein, daſs hie und da ein neuer Ausdruck gewählt, und ein alter verdrängt worden ist, ein besonderes Verdienst setzen. Denn

was das erste anbetrifft: so war hier hinlänglich vorgearbeitet, und es brauchte nur das, was richtig eingesehen war, aufgenommen zu werden; und was das zweyte angeht: so ist der Gewinn so unsicher und so unbedeutend, dass er kaum ein Gewinn genannt zu werden verdient. Wir sind nämlich in allem, was die Sprache angeht, ganz der Meinung, für welche sich der Vf. §. 1 erklärt, und können es nicht billigen, wenn wissenschaftliche Schriftsteller die einmal übliche und recipirte Sprache verlassen und eine neue bilden. Denn wenn auch die Sprache und die Terminologie nicht ganz richtig ist, und der ächte Begriff der Wörter nicht mit dem übereinstimmt, welchen man ihnen im System unterlegt: so ist es doch weit besser, diese allgemein bekannten Ausdrücke, über deren Sinn und Bedeutung man sich einmal verständigt hat, beyzubehalten, als neue unterzuschieben. Wir finden daher gerade darin, dass unser Vf. in der Verwerfung alter Wörter und auch alter Meinungen nicht weiter ging als gerade nothwendig war, und als es die Wahrheit erfoderte, einen sichern Beweis, dass er nur den Jahren nach ein junger, hingegen an Verstand und Urtheil ein gereifter Mann war, welcher nicht den jungen Schriftstellern folgte, die hauptsächlich und oft bloss durch Aufstellung neuer Wörter Beförderer ihrer Wissenschaft werden wollen. Nicht ganz so gerecht ist der Vf. — z. B. §. 14, Not. d — gegen diejenigen, welche einzelne Gegenstände dieser Disciplin aufgeklärt haben. Denn es ist nicht nur manches von dem, was jetzt, wo so Vieles aufgeklärt ist, unnütz erscheint, nicht immer so anzusehen gewesen, sondern man muss auch nicht vergessen, dass viele in das Lehnrecht einschlagende Materien zuerst bey Gelegenheit eines wichtigen Rechtsstreits in Untersuchung gezogen, und oft absichtlich, oft durch die Unwissenheit der Sachwalter in ein ganz falsches Licht gestellt worden sind, und dass dadurch manche Schrift veranlasst und nothwendig geworden ist, welche ohne diesen Gang der Sache nie erschienen seyn würde.

Was die von dem Vf. gewählte Ordnung anbetrifft: so verdient solche ohne Zweifel einen Vorzug vor der im böhmerschen Compendium befolgten Ordnung. Doch auch dieses ist von keinem grossen Verdienst. Denn eines Theils war eine natürliche Anordnung sehr leicht, anderen Theils ist hiebey immer sehr vieles willkührlich und bey einer Disciplin von so beschränktem Umfange, wie das ganze Lehnrecht, nicht von einer solchen Wichtigkeit wie in anderen Zweigen der Jurisprudenz von grösserem Umfange. Der Vortrag ist oft zu weitschweifig, und mehr für ein Handbuch als für ein Lehrbuch passend. Dagegen ist es sehr zu loben, dass sich der Vf. bemüht hat, statt einer Reihe von einzelnen Sätzen so viel als möglich einen einzigen fruchtbaren Grundsatz aufzustellen, und es dem Leser zu überlassen, die Anwendung davon zu machen. Inzwischen sind doch auch manche Behauptungen zu allgemein. So ist z. B. gleich §. 4 zu viel behauptet, dass die Eigenschaft als Lehnmann auf die übrigen Verhältnisse gegen den Staat *durchaus* keinen Einfluss, auf Rang und Stand so wenig als auf andere bürgerliche Verpflichtungen habe, und wenn dabey *Struben* in der Note m desshalb einer Verirrung beschuldigt wird. Diess verhält sich nicht so, denn es giebt der Lande viele, wo es ganz anders, nicht nur in Ansehung vieler Steuern, sondern auch anderer Rechte und Pflichten ist. So sind z. B. Vasallen in vielen Provinzen von Abzugsgeldern und ähnlichen Prästationen frey. Junge Theoretiker können nicht vorsichtig genug in der Behauptung solcher Sätze seyn, da der Verschiedenheiten in den verschiedenen Provinzen Deutschlands zu viele sind. Ohne weiter ins Einzelne zu gehen, wollen wir nur auf die Meinung des Vfs. §. 16 über die Entstehung der longobardischen Sammlung des Lehnrechts, die der Wahrheit ungleich näher kommt, als alle vorhergehenden, aufmerksam machen, und noch bemerken, dass der sel. *Pätz* die Ausarbeitung dieses Buchs nur bis zum 148ten §. selbst besorgt hat, und dass das Übrige von dem Hn. Prof. *Goede* zu Göttingen, nach dem Plan des Vfs., nachgetragen worden ist.

Der Vf. von No. 2 giebt in der Vorrede zu erkennen, dass die Absicht seines Werkes dahin gehe, die Resultate des Bestrebens der Gelehrten, um die Lehnrechtswissenschaft, in gedrängtem Auszuge darzulegen, und durch harmonische Bearbeitung zu einem Ganzen für den praktischen Gebrauch und ihre gemeinnützige Verbreitung zu sorgen. Er glaubt, dass er den Foderungen, welche man an ihn als einen Commentator machen könne, vollkommen Genüge geleistet habe, wenn er alles das, was in seiner Wissenschaft bisher geleistet sey, klar und deutlich dargestellt habe, und dass es eine verdienstliche Zugabe sey, wenn er hin und wieder neue Bemerkungen und Ansichten einstreue. Wir sind anderer Meinung, und können einen Commentator nicht bloss für einen Referenten, nicht für einen blossen Compilator und Excerptenmacher halten. Damit sind ja nicht einmal die Vff. der besseren Repertorien zufrieden gewesen. Noch weniger können wir weitläuftige Auszüge eine klare und deutliche Darstellung nennen. Zum allerwenigsten verlangen wir, dass ein Commentator uns allenthalben und hauptsächlich da, wo neue Meinungen, und wo verschiedene Meinungen aus den Schriften Anderer vorgetragen werden, diese kurz auffasse, und mit Angabe der Eigenthümlichkeiten derselben und der wesentlichen Abweichungen darlege, und dann sein motivirtes Urtheil über dieselben abgebe und aus einander setze. Denn Commentarien werden nicht als Materialien-Sammlungen für diejenigen geschrieben, die als Gelehrte vom Fach eine Wissenschaft treiben, und eigene Untersuchungen anstellen, sondern für solche, die bey ihrer Geschäftsführung die Wissenschaften nöthig haben, und welche weder die Zeit noch die Vorkenntnisse haben, um selbst die Gründe und Gegengründe abzuwägen, und daraus eine eigene Meinung zu bilden, und desshalb zu einem Gewährsmann ihre Zuflucht nehmen müssen, der ihnen mehr Sicherheit gewährt als ein blosser Repertorien-Fabricant. Nach diesen Grundsä-

tzen sind alle besseren Commentarien ausgearbeitet, wie dieses der vortreffliche und höchst nützliche *glückische* Commentar genugsam zeigt. Dadurch werden dergleichen Bücher auch für den wahren Gelehrten, der nicht jederzeit, wo er über irgend einen Gegenstand gründlich unterrichtet seyn will, zu eignen Nachforschungen im Stande ist, sehr nützlich. Freylich müssen sie dann etwas mehr als eine höchst wässerichte ungeniessbare Brühe über gehaltreiche Worte eines anderen Autors seyn. Der Vf. ist jedoch nicht allenthalben seinen Grundsätzen treu geblieben, sondern scheint, ohne sich besonders um das, was zweckmässig und zur Sache gehörend war, zu bekümmern, mehr seiner Bequemlichkeit nachgegangen zu seyn. Er hat sich, je nachdem es ihm auf die eine oder die andere Weise leichter geworden ist, die Bogen zu füllen, mit Excerpten begnügt, oder etwas weniges von dem Seinigen hinzugefügt, so dass man sich des Gedankens — zu welchem ohnehin die ganze Gattung der schriftstellerischen Arbeiten, wozu dieses Werk gehört, immer leicht verleitet — nicht erwehren kann, als ob es ihm mehr daran gelegen gewesen sey, ein dickes bogenreiches, als ein nützliches, brauchbares Buch zu schreiben. Dass dieses Urtheil nicht zu hart sey, und dass wenigstens gar keine Ökonomie in dem Werke Statt finde, leuchtet ein, wenn man wahrnimmt, dass z. B. gleich zu Anfang des ersten Theils eilf Seiten dem *Völkerlehn*, welches füglich in so viel Zeilen abgethan werden konnte, gewidmet sind, dass eine ganze Seite — 21 — uns lehrt, was nicht ein Völkerlehn ist, und dass dagegen die weit nützlichere Lehre von dem Unterschiede unter der Lehnsherrlichkeit und der Lehnshoheit, beynahe auf einer einzigen Seite, höchst dürftig abgehandelt worden ist. So nimmt ferner die Lehre von dem Gerichtslehne 53, vom Jagdlehne 50, vom Zehntlehne sogar 75 Seiten ein, und es sind hier meist lauter Dinge beygebracht, Excerpte geliefert, welche in das Lehnrecht so wenig gehören und so wenig hier gesucht werden, als man in dem *glückschen* Commentare über die Lehre von den Servituten eine Geschichte und Darstellung des Zustandes des Hut- und Weide-Wesens in Deutschland suchen und vermissen wird. Es kann auch dem Vf. nicht zur Entschuldigung gereichen, dass er Hn. *Schnaubert* hierin gewissermassen zum Vorgänger gehabt hat, da dessen Beyspiel ihn vielmehr hätte abschrecken müssen; denn auch bey ihm ist diese Herbeyziehung ganz fremdartiger Materien getadelt worden, und dieser würdige Mann missbilligt jetzt gewiss selbst jene Planwidrigkeit. Am meisten fällt aber die Verschwendung des Raums bey der Literatur auf. Denn der Vf. hat sich nicht begnügt, die Titel der Bücher anzugeben, sondern er hat bey den bekanntesten Werken, wo mehrere Abhandlungen zusammengedruckt sind, z. B. bey *Jenichen thes. jur. feud.*, *Zepernicks Analectis*, Sammlungen und Miscellaneen u. a., das ganze Inhaltsverzeichniss derselben abdrucken lassen, so dass dadurch bey den vorgenannten Werken einige zwanzig Seiten ausgefüllt worden sind. Ja es sind sogar die einzelnen Artikel, welche in dem *scheidemantel-häberlinschen* Repertorium das Lehnrecht betreffen, angegeben worden!! Was kann diesem Verfahren anderes zu Grunde liegen, als die Absicht, recht viele Bogen zu füllen? In der Behandlung der einzelnen Materien vermisst man alle lichtvolle Entwickelung der in dem Compendium aufgestellten und kurz angegebenen Grundsätze, und es läuft meist alles auf einen oft nicht sehr ordentlichen Wortschwall, auf ein planloses Anführen von Meinungen Anderer ganz wie in einem Repertorio hinaus, so dass man nur dem Fleisse und der Geduld des Vfs. im Excerpiren und Abschreiben der Schriften Anderer und alter Urkunden Lob beylegen kann. Der eigentlich historische Theil hat besonders dadurch noch verloren, dass der Vf. einem Anderen nachgearbeitet, und sich an die Paragraphen seines Autors gebunden hat. Denn wir glauben wirklich, dass der Vf. aus den vielen Materialien noch etwas Besseres würde haben zusammensetzen können, wenn er sich die Mühe gegeben, mehr inneren Zusammenhang in selbige zu bringen, eine freye Bearbeitung sich erlaubt, und mehr chronologisch das geordnet hätte, was jetzt verworren und von einander gerissen daliegt.

Was die Entstehung der Lehen und ihr Verhältniss zu den fränkischen Beneficien betrifft: so erklärt er sich für die *madihnsche* Meinung, nach welcher die Beneficien Lehen gewesen seyn sollen. Schwerlich wird über diese Materie jemals ein völlig befriedigendes Licht verbreitet werden, und am wenigsten ist hier der Ort, um darüber ein Licht, dessen Nutzen ohnehin nicht von Erheblichkeit ist, zu verbreiten. Wenn man jedoch das Recht des Vasallen am Lehen ein nutzbares *Eigenthum* nennen, oder wenn man demselben überall nur ein *festes*, *eigenes* und selbstständiges *Recht* einräumen will, und wenn man hinzunimmt, dass nach unseren Begriffen und nach unseren Erfahrungen allenthalben mit dem Eigenthume und anderen eigenen Rechten zugleich das Recht der Vererbung — die Erblichkeit — verbunden ist: so hat das, was wir Lehen — *feudum* — nennen, nicht eher vorhanden seyn können, bis das Recht der Vasallen aufgehört hat, ein bloss von der Dauer einer anderen Verbindung abhängiges Recht und höchstens ein blosses Lebtagsrecht zu seyn, und in ein erbliches *festes* Recht übergegangen ist. Man kann daher die eigentlichen fränkischen Beneficien eben so wenig für Lehen halten, als die ehemaligen Starosteyen in Polen, mit denen die weltlichen Beneficien sehr gut verglichen werden können, Lehen waren. Dabey wird jedoch Niemand, der mit dem Mittelalter und mit dem Gange bekannt ist, den die Ausbildung ähnlicher Institute genommen hat, welche gleichsam durch sich selbst und durch den Drang der Umstände erfolgt ist, auf die Idee gerathen, dass diese Veränderung allenthalben gleichzeitig und gleichförmig gewesen und vor sich gegangen sey, und dass sich irgend ein Jahr annehmen lasse, in welchem solches geschehen sey, und noch weniger wird es einem einfallen, dass die Unterschiede zwischen dem

einen und dem anderen so scharf und so gleichartig vorhanden gewesen und so deutlich gefühlt und gedacht worden wären, als sie sich *Muratori* und *Böhmer* dachten, und als sie der letztere in seiner Abhandlung *de feudis ex veterum Francorum beneficiis enatis* aufgezählt hat. Freylich ist es etwas anderes, wenn man mit dem Vf. §. 35 weder die Proprietät, noch das nutzbare Eigenthum zur Wesenheit des Lehnes rechnet. Aber dieses ist, wenn man auf die Sache, nicht etwa bloss auf die Worte sieht, etwas Neues, worin ihm schwerlich Jemand beypflichten wird. Auch darf man nicht die Zweifel, die Gründe und Gegengründe von dem entlehnen, was man in der Folge, wo man mit dem Lehnwesen Spielerey trieb, und wo man allen Geschäftsverbindungen, allen Begünstigungen und Rechtseinräumungen diese Einkleidung gab, Lehen nannte, und man darf auch hier, wie überall, nicht mit *petitionibus principii* streiten. Man geräth in Versuchung, zu glauben, dass der Vf. den Gegenstand des Streites gar nicht recht gefasst habe; wenigstens lässt er Hn. *Schnaubert* S. 3 etwas ganz anderes sagen, als er gesagt hat. — Bey Gelegenheit der longobardischen Lehnrechtssammlung giebt der Vf. dem Leser eine vollständige Darstellung des Inhalts der Abhandlung des sel. *Pütz de vera librorum juris feudalis Longobardici origine*, und man wird ihm dafür Dank wissen, weil diese kleine gelehrte Abhandlung nicht allenthalben zu erhalten ist; aber schwer ist es zu begreifen, wie der Vf., der vorher die von *Böhmer* vorgetragene Meinung referirt hat, es über sich hat gewinnen können, auch nicht ein Wort des Urtheils hinzuzufügen.

Über einzelne Materien etwas beyzufügen, würde um so unzweckmässiger seyn, weil man es dabey mehr mit Anderen, als dem Vf., zu thun haben würde, dem von den Materialien nicht viel angehört. PN.

KLEINE SCHRIFTEN.

Staatswissenschaften. (Ohne Druckort.) *Neue Staaten-Verfassung zum Wohl und Glück der Völker, in kurzen, aber gut gemeinten Gedanken entworfen.* 1808. 59 S. (8 Gr.)

Gut gemeint sind allerdings diese Gedanken, und die Absicht des Vfs. wird auch wohl derjenige nicht verkennen, der mit den Vorschlägen desselben eben nicht übereinstimmen möchte, zu welcher Zahl auch Rec. zu gehören eingesteht. In 12 besonderen Artikeln spricht unser Vf. ziemlich oberflächlich und ohne allen Zusammenhang über verschiedene Hauptpuncte der Staatsverwaltung. Er nimmt einen Staat von 10 Millionen Menschen und 6000 □ Meilen an, und richtet danach seine Vorschläge ein. Es mag hinreichen, nur einige wenige Puncte auszuheben, um eine Probe von dem Räsonnement des Vfs. zu geben. Indem er von dem Militär spricht, ist er zugleich ein grosser Lobredner des Requisitions- und Conscriptions-Systems. Man sollte doch wenigstens immer mit der Einschränkung loben, dass in unseren Zeiten, wo manchen Staaten nur die Wahl zwischen plötzlicher Vernichtung durch auswärtige Feinde, oder zwischen langsamer, gleich sicherer Auflösung durch übertriebene militärische Anstrengungen übrig zu seyn scheint, das Conscriptions- und Requisitions-System wohl unter anderen Übeln das minder grosse genannt werden könne. — Bey der Einrichtung der Staatsrevenüen will der Vf. alle Accise, Zoll, Impost u. s. w. abgeschafft wissen, verlangt aber dagegen eine Vermögenssteuer, zu welchem Ende jeder Bürger sein Vermögen öffentlich bekannt machen soll. Man sieht wohl, dass der Vf. in keinem Handelsstaate lebt, oder wenigstens von dem Handel gar sonderbare Vorstellungen haben muss; sonst würde er wissen, dass eine solche Einrichtung in einem einzelnen Staate wohl eben so viel als eine gänzliche Zernichtung des Handelsstandes desselben heissen möchte. Was hier über die Anwendung der Staatseinkünfte gesagt ist, mag allerdings unter den angegebenen Umständen recht gut seyn. Überhaupt aber können wir es doch nicht loben, dass unser Vf. nur immer bey dem Besonderen stehen bleibt, hingegen auf das Allgemeine gar keine Rücksicht nimmt. Dem, was über Fabriken und Manufacturen, über Handel und Einschränkung des Luxus gesagt ist, können wir unseren Beyfall gar nicht geben. Sobald man sich einmal über den Begriff des Luxus verständiget hat, dessen unterscheidendes Merkmal ja doch nur offenbar in dem *zu viel* besteht, der desshalb bey dem einzelnen Individuum ganz und gar nicht nach demselben Massstabe gemessen werden kann: so wird man gewiss immer finden, dass alle Luxusverbote entweder vollkommen unnütz sind, oder dass sie nothwendig zur Faulheit und Trägheit führen müssen; denn wofür soll der Mensch arbeiten, wenn ihm alle Freyheit, das Erworbene nach Gutdünken zu gebrauchen, abgeschnitten wird? Gleich auffallend war uns der Vorschlag, es solle von Staats wegen allen zu verkaufenden Waaren eine bestimmte Taxe gesetzt werden. Möchten doch alle, welche über staatswissenschaftliche Materien schreiben wollen, sich erst richtige Begriffe davon zu verschaffen suchen, damit nicht tausendmal hinlänglich widerlegte Massregeln immer von Neuem vorgeschlagen würden! — Was die Religion betrifft: so will der Vf. eine Vernunftreligion selbst für das gemeine Volk (!!). Nicht Religion, meint er, halte dasselbe in Ordnung, sondern Strafen. Auch noch im Anfange des 19ten Jahrhunderts müssen wir den alten Despotenspruch wiederholen hören: *rustica gens est optima flens et pessima ridens!* Auch gegen die Reformen in der Justiz, welche hier vorgeschlagen werden, möchte wohl mancher Jurist Vieles einzuwenden haben. Bey der Reform der Medicin und Chirurgie wird unter anderen vorgeschlagen, von Staats wegen eine Curmethode vorzuschreiben, welche bey jeder Krankheit zu beobachten und zweckmässig anzuwenden sey! Die Landprediger sollen Ärzte, die Schulmeister Chirurgen seyn. Was doch Medicin und Chirurgie für leichte Sachen seyn müssen, dass man sie zum Zeitvertreibe in müssigen Augenblicken erlernen kann! Oder sollte vielleicht ein solcher Prediger immer ein schlechter Arzt, ein solcher Schulmeister immer ein schlechter Chirurg bleiben? Rec. wenigstens glaubt, dass es besser sey, gar keinen Arzt und gar keinen Chirurg bey der Hand zu haben, als einen schlechten. Der sonderbarste Abschnitt ist endlich noch der über die Erziehung. Nur das, was unmittelbar ganz unentbehrlich fürs liebe Brod ist, soll die Jugend lernen, also ja kein Latein, der Theologe selbst kein Hebräisch und Griechisch; man soll das Gedächtniss in der Jugend nicht anstrengen, damit es im Alter bleibe. — Die Universitäten können sämmtlich eingehen, es sind diess ja doch nur Verführungsörter; und wozu auch so vieles Lernen? eine Vernunftreligion und ein Vernunftrecht machen ja doch am Ende alles aus. Ausserdem verwirren ja auch nur die verschiedenen Meinungen der Professoren den jungen Leuten die Köpfe. Rec. bedauert, dass wohl nicht die Professoren, denn schwerlich möchten sie doch wohl einen solchen Unsinn gelehrt haben, sondern vielleicht allerhand Charteken dem Vf. gleichfalls den Kopf verwirrt haben.

P. d. G.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 4 JULIUS, 1810.

MEDICIN.

Cölln, b. Keil: *Libellus de Dysenteria.* Auctore *Joanne Godofredo Rademacher.* 1806. VI u. 264 S. 8. (1 Thlr. 6 Gr.)

Der Vf. findet die Ruhr von verschiedener Bösartigkeit (S. 7), ohne dafs er fich den Grund diefer Verfchiedenheit auszufinden getraut; und die Ärzte, welche eine gelinde Epidemie mit gelinden Mitteln beftreiten konnten, thaten Unrecht, diejenigen zu tadeln, welche in fchlimmen Epidemieen heftigerer Mittel bedurften, und viele Kranke verloren. Die Anfänge einer Epidemie fpürt er am ficherften (S. 10) in den Hütten der Elenden und Bettler aus, welche allen fchädlichen Einflüffen am meiften ausgefetzt, am leichteften Miasmen fangen, und ihre Krankheit, ohne fie durch Arzneyen zu unterbrechen, natürlich verlaufen laffen. Merkwürdig ift's, dafs die Häufer am Kirchhofe zweymal (S. 15 u. 17) von der Ruhr verfchont blieben; ihre luftige Lage foll fie, nach dem Vf., gefchützt haben. Doch fcheint hier (wie Rec. glaubt) noch ein anderer phyfifcher Grund mitgewirkt zu haben. Der Vf. fasst drey Epidemieen von drey verfchiedenen Jahren in Eine Befchreibung zufammen, weil fie alle drey ihrer Natur nach einander gänzlich gleich gewefen wären. (Ähnlich glaubt Rec. wohl, aber dafs nicht jede etwas Charakteriftifches in einzelnen Zeichen gehabt haben follte, kann er nicht glauben.) Das befondere, der Ruhr eigenthümliche Symptom, dafs *alle* Kranken fo fehr oft zu trinken verlangen, und doch jedesmal nur fo wenig trinken, ift, aufser von unferem Vf., wohl felten von anderen Ruhrbefchreibern angeführt worden, fo beftändig es auch (wie Rec. verfichert) bey allen fchweren Ruhrkranken vorkommt; je öfterer fie zu trinken verlangen, und je weniger fie jedesmal trinken: defto kränker und gefährlicher find fie. Er hat keine Materie ausbrechen fehen, welche von Verdorbenheit der Galle zeigte, auch von Kranken mit gelber Zunge und faulem und bitterem Gefchmacke im Munde nicht. Die Befchreibung der Stuhlgänge ift (S. 21) fehr naturgemäfs. Bey den meiften bleiben die Leibfchmerzen blofs in der Nabelgegend — allen ift die Befühlung des Unterleibes unangenehm. Welche auch nicht über Leibfchmerzen klagen, find defshalb in nicht geringerer Gefahr. Häufig ift das Drängen zum Harnen. In gefährlichen Fällen wird der Puls um so kleiner, je häufiger er wird, bis zur Unzählbarkeit — ein Todeszeichen bey Erwachfenen. Einige find mattherzig und das Reden verdriefst fie; andere wollen immer fchlafen. (Nach Rec. Beobachtung find beide Zuftände gewöhnlich bey denfelben Perfonen zugleich zugegen.) Verfall der Gefichtszüge. Vergeffenheit. Selten hat er (fo wenig als Rec.) wahre Abwefenheit des Geiftes bis zum Lebensende bemerkt. Der mehr als aashafte Geruch der Stuhlgänge. Die zum Aufftehen nöthigen Kräfte bleiben faft bis zum Tode. Die Eiskälte der Hände hat er (fo wie Rec.) bey allen Todkranken gefehen, und zwar einen, zwey bis vier Tage vor dem Tode, feltener erft gleich vor demfelben. Kälte der Hände findet fich auch bey gefahrlofen Umftänden; nur keine eiskalten, feuchten, welken Hände, wie bey Todkranken. Auf dem eingefallenen Gefichte ftehen die Schweifstropfen an der Stirne, wie Perlen. Die tödtlichen Zeichen werden durch die Erfcheinung des Schluckens verftärkt. Die meiften fterben innerhalb acht oder vierzehn Tagen. (Im erfteren Zeitraume, nach Rec., bey weitem die meiften.) Aus der vorhergegangenen Witterung (S. 26) läfst fich die Entftehung der Ruhrfeuche nicht erklären (fo neu als richtig!); es bleiben, während nahe Orte umher von ihr heimgefucht werden, einzelne Orte ganz frey, die gleiche Witterung hatten. Das Blut in den Abgängen kommt nicht etwa davon, dafs die Gedärme in heftige Bewegung gefetzt wären; es kommt oft ohne heftiges Bauchweh, und bey den heftigften Leibfchmerzen geht oft kein Blut. Von Erkältung (S. 28) entftehen häufig Durchfälle, welche aber nicht, wie die Ruhr, tödtlich find. Die Ruhr für einen fchlichten Rheumatism der Gedärme anzufehen, trägt er aus mehreren Gründen (mit Recht, auch nach Rec. Überzeugung) Bedenken. Wer die Ärndtearbeit als Urfache anklagt (S. 31), bedenkt nicht, dafs die Ruhr oft blofs in der Stadt wüthet, und die Dörfer verfchont. Was man in anderen Jahreszeiten, als im Herbfte, in einzelnen Fällen für Ruhr angefehen hat, ift gegen wahre Ruhr nur Kleinigkeit (und Rec. fetzt hinzu, eine himmelweit verfchiedene Krankheit! wie z. B. die die Stelle der Mafern zuweilen vertretende Ruhrkrankheit). *Mihi*, fpricht er fehr gut, *neque ingeniofum neque utile videtur, nomen et naturam morbi a remotiore quadam caufa deducere et medendi rationem fuperftruere: medicinae faltem pomoeria eo non prolatantur. Equidem non credo ad luis curationem curiofum caufarum remotarum inveftigationem multum facturam, quippe.* — Selbft das reife Obft fchwächt, die Eingeweide der Schwächlichen, und difponirt fie allerdings (S. 36) zur Ruhr. Nächftdem

ist die Furcht (S. 37) eine wichtige Erregungspotenz derselben. Abführungsmittel entfernen die Ruhr nicht (S. 39), sondern führen sie vielmehr herbey. So sehr es auch zur schädlichen Mode unter den Ärzten geworden ist, die Ansteckung aller Krankheiten, und so auch der Ruhr, zu leugnen: so ist doch der Vf. vorurtheilfrey genug, sie nach seiner vielfältigen Erfahrung zu bejahen (S. 40) mit triftigen Gründen. Doch schade ein kurzes Verweilen beym Krankenbette nicht, wenn man bald darauf wieder reine Luft athmet; schlimmer sey man daran, wenn man auf einer engen Gasse wohne, in welcher die Ruhr herrscht, und am schlimmsten, wenn man in einem kleinen Hause wohne, worin schon einer oder der andere daran niederliege. Die widernatürlich abgehenden Stoffe, Schleim, Blut, Galle, seyen nicht die materielle Ursache, sondern werden bloss von der specifischen Reizung der Gedärme zum Vorscheine gebracht, und enthalten in der Regel keine Schärfe. Diarrhöen von scharfen Dingen hingegen, wie von Überfüllung mit sauren Weinen (S. 45), machen den After bald wund (welches in der Ruhr nicht geschieht), und gleichwohl verursachen dergleichen scharfe Substanzen keine Ruhr. Es ist keine bekannte chemische Schärfe, die ihr zum Grunde liegt, sondern ein specifischer Reiz, der die Gedärme in diese Krankheit versetzt, und die Abgänge fähig macht, wieder in anderen Körpern dergleichen hervorzubringen. Woher das schnelle Sinken der Kräfte, der Tod komme, läfst sich (55—58) durchaus nicht erörtern, wobey der Vf. sich in die Untersuchung der gegentheiligen Meinung derer, welche die innere Ursache der Krankheiten demonstriren wollen, tiefer einläfst, als diese Leute verdienen. Eben so wenig sey die Erklärung dieses Phänomens (S. 59) aus der Erregungstheorie herzuholen. *Vergeblich*, obgleich gutgemeint, ist die Hoffnung des Vfs., dass die Chemie wohl dereinst (S. 64) die krankhaften Säfte werde untersuchen, und die Ärzte anleiten können, passende Hülfsmittel für sie zu finden (nie! nie!); aber sehr treffend zweifelt er daran, dass man aus den etwa namhaft gemachten krankmachenden Potenzen eine passende Curart werde herausdemonstriren können. Unter den Vorbauungsmitteln geht er zuerst die Vermeidung der Kälte in den verschiedenen Vorfällen des Lebens durch (S. 66); dann den dienlichsten Genuss der Nahrungsmittel. Den Genuss des Brantweins beym Frühausgehen (S. 69) würde Rec. den Ungewohnten nicht anrathen, wiewohl der Vf. selbst vor Übermass warnt. Der Arzt spreche den Kranken Muth zu, und verbreite kein Gerücht von gefährlicher Ansteckung. Als Präservative missbilligt er die Abführungsmittel, erlaubt aber gewürzhafte Brantweine. *Die Cur* (S. 73). Die die Ruhr vorgängig veranlassende Ursache als Gegenstand der Heilung zu behandeln, ist thöricht, da wir bloss die durch jene entstandenen Veränderungen heilen können; der Rheumatism als angebliche Verkältungskrankheit wird nicht durch schweisstreibende Mittel mit Glück geheilt, sondern durch Schwefelsäure, wodurch die übermäfsige Empfindlichkeit der Haut gemindert wird. Durch die krankhaften Bewegungen, (Rec. möchte bloss sagen: Reizungen, Umstimmungen) der Gedärme wird das Ruhrgift vervielfältigt, und wenn sie gestillt werden, wird es getilgt, und der von der krampfhaften Constriction zurückgehaltene Koth geht nun ungehindert ab, und das davon abhängige Fieber verschwindet. Da aber das Ruhrcontagium kein palpabler Stoff ist: so stillen die Abführungsmittel den krankhaften Reiz nicht, sondern sie vermehren ihn. An dem Orte, wo dieser Reiz wirkt, sind die Lebenskräfte übermäfsig. Wenn nun die Natur die Ruhr heilt: schwächt sie den Körper auf das Äusserste, und tilgt auf diese Art auch den Gedärmereiz. Die lange Zeit aber, die sie dabey (mit Gefahr) zubringt, muss durch den Arzt möglichst verkürzt werden, und so glaubt der Vf. mit *Mohnsaft* jene nöthige Allgemeinschwäche weit geschwinder und mit geringerer Gefahr zu Stande zu bringen, und so die Ruhr (S. 79) auf die naturgemäfseste Weise zu heilen. Er giebt einem Erwachsenen alle Stunden einen Esslöffel voll von sieben Unzen dünnen Traganthschleim mit hundert Tropfen Mohnsafttinctur gemischt. Gröfstentheils wird die Zahl der Stühle und das Bauchweh davon gemindert. Diess müsse man ununterbrochen bey Tag und Nacht und unvermindert fortsetzen, sonst erneuere sich das Übel, und werde nicht so leicht wieder in die erste Besserung gebracht. (Nach Rec. Ermessen ist letzteres ein sicheres Zeichen, dass Opium hier nur palliativ wirkt; aber freylich, wenn man die volle Wirkung des Palliativs hoch genug die Tage über erhalten kann, in denen die acute Krankheit — Ruhr — ihren Lauf zu beendigen pflegt: so ist die Absicht dennoch erreicht, und das Palliativ hat die Dienste eines Curativmittels verrichtet, wir müssen uns mit einem Worte so lange mit Mohnsaft in der Ruhr begnügen, bis uns ein wahres durchaus passendes Heilmittel derselben bekannt wird, wie auch zum Theil der Vf. an verschiedenen Stellen zu verstehen giebt). Hat man nun so fortgefahren: so fängt nach mehreren Abwechselungen mit Ruhrabgang endlich bloss Koth an, abzugehen, einem simpeln Durchfalle mit Leibweh ähnlich, der aber wohl 8 bis 10 Tage zur Hemmung bedarf. Auch hier S. 85 darf die Mohnsaftgabe nicht vermindert werden; sonst fängt alles an, wieder schlimmer zu werden. Nur dann darf man sie mindern, wenn Tag und Nacht kein Stuhl erfolgt ist. Zuweilen muss diese Gabe bey allzugrosser Darmreizbarkeit noch vermehrt werden. So dreist kann man vorzüglich beym Anfange der Krankheit und bey unverminderten Kräften verfahren — nicht aber nachgehends, wenn die Natur schon geschwächt ist — da müsse man den Kranken lieber vor sich sterben lassen, als den Anschein auf sich ziehen, ihn getödtet zu haben. (Ein trostloser Entschluss! der nur durch den bisherigen Mangel eines Curativmittels der Ruhr statt des palliativen Mohnsaftes gerechtfertigt wird; Rec.). Die im Mai und Juni sporadisch erscheinende Ruhr (S. 90) verträgt nur eine weit geringere Gabe Mohnsaft. — Der Vf.

sah (S. 94) Nervenfieber und Ruhr in einem Hause herrschen, aber keine von beiden Krankheiten mischte sich mit der anderen; die ganze Ruhrepidemie liefs sich durch gleiche Mittel behandeln, als in den Jahren, wo kein Nervenfieber herrschte. Das bey Frühjahrsruhr bemerkbare hitzige Fieber verschwindet zu gleicher Zeit mit der Ruhr durch Opium. In der Herbstruhr aber sey die Reizbarkeit der Gedärme gröfser. Folgt dann auf Mohnsaft nicht blofs Beruhigung im Unterleibe, sondern auch Minderung des Fiebers: so ist die Aussicht auf baldige Genesung gut; wo aber das Fieber bleibt, deutets auf Langwierigkeit. *Diät* (S. 97). Der Vf. hält, um die Ausdünstung unversehrt zu bewahren, die Kranken im Bette, und läfst sie auf den Unterschieber ihre Nothdurft verrichten; läfst aber, oder macht der Mohnsaft die Haut trocken und heifs, so hilft er mit einem warmen Bade und Fliederblüthenthee nach. Alle Kranken, deren Haut trocken und gespannt bleibe, stürben (S. 102). Doch mufs starker Schweifs vermieden werden, den Mohnsaft leicht erregt; denn die Haut würde dadurch nur desto empfindlicher und die Därme geneigter, bey der Entblöfsung das Leibweh zu vermehren. Unter den Leidenschaften mufs am sorgfältigsten die Furcht entfernt werden, wozu der Vf. gute Anleitung giebt: eben so über Gram und Trauer. Von denen, die gar nicht leben bleiben wollen — einem, wie der Vf. beobachtete, gewissem Todeszeichen (welches Rec. auch in anderen Krankheiten als fürchterlich hat kennen lernen). Von Speise und Trank (S. 115). [Sehr durchdacht und zweckmäfsig abgehandelt]. Brühen abwechselnd von diesem und jenem Fleische, sind vor allen andern Nahrungsmitteln das dienlichste. Thee verschmähen die Kranken am wenigsten, und er scheine ihnen nicht unzuträglich, so wie Milch mit Wasser gemischt. Fast nie bekomme Wein. Die *Reconvalescenz* (S. 124). Bey grofser Schwäche der Gedärme hat er zur Nachkur von China nie sonderlichen Nutzen (so wenig als Rec.) gesehen. Anfangs zieht er Muskatnufs und Zimmt, nachgehends Winterrinde allen bittern und adstringirenden Mitteln vor. Zuletzt etwa Enzian oder Quassie, doch mit gehöriger Einschränkung. Er zeigt, wie man behutsam zum Gebrauche der freyen Luft und der gewohnten Diät übergehen solle. Nöthige Seelendiät. Wahre Recidive (S. 128) hat der Vf. nie gesehen: unächte aber wohl. *Von einigen Zufällen* (S. 130). Das Erbrechen. Wenn dieses Leiden nicht consensuell, sondern idiopathisch ist, so rühmt er den Wismuthkalk als specifisch. Doch mufs auch im Fall einer vorhandenen Magensäure auf Absorbentia Bedacht genommen werden. Im Nothfalle des Erbrechens giebt er den Mohnsaft mit Wismuthkalk in Pillen, legt auch wohl ein Kantheridenpflaster über die Magengegend, wenn sichs gar nicht legen will. Helfen diese Mittel nicht, so sey der Kranke verloren (?). Das Erbrechen von Mohnsaft, das nur nach vorgangiger Leibesverstopfung entsteht, sey bey einer schlimmen Ruhrseuche (S. 134) eher zuträglich, weil durch die aufwärts gehende Darmbewegung die unterwärts gehende gehemmt wird, was die Brechmittel nur in sehr unvollkommenem Grade vermögen, und daher auch nur in den leichten Fällen helfen. Bey heftigem Leibweh nimmt er auch wohl (S. 139) nasse warme Kleienumschläge zu Hülfe. Wenn vor Ausbruch der Ruhr der Kranke verstopft gewesen ist: so können nach Abgang wahren Stuhlgangs wieder Verstopfung mit heftigen Leibschmerzen entstehen, die noch von Ansammlung des Kothes herrühren, dessen Abgang zu befördern er (unter Weglassung des Opiums) Bähen und warmnasse Umschläge anwendet. Den Stuhlgang (S. 143) stillt er durch Einspritzung einer schleimigen Flüssigkeit von ein paar Unzen mit 30 Tropfen Mohnsafttinctur gemischt. Zuweilen erfodert die im Darmkanale gegenwärtige Säure, Abhülfe (S. 149) durch Laugensalz oder Kalkerde. *Über einige Ruhrarzneyen* (S. 159). Wie unzureichend und schädlich *Brechmittel* in heftigen Ruhren sind, zeigt er (auch mit Rec. Beyfalle). Die gelinderen *Abführungsmittel*, Tamarindenmark u. d. gl. nimmt er (S. 164) in Schutz, in Fällen, wo blofs der dicke Darm von der Ruhr ergriffen ist, weil sie durch ihre, fast blofs die dünnen Gedärme afficirende Wirkung einen antagonistischen Reiz in diesen erregen, und so bey ihrer öfteren Wiederholung den Ruhrreiz im dicken Darme, und die den Koth zurückhaltende Zusammenziehung desselben aufheben könnten. Doch zieht er (S. 171) in den leichteren Fällen auch hier den Mohnsaft vor. *Mohnsaft* (S. 172); blofs in den Fällen sey sein Gebrauch mifslich, *wo die Lebenskraft schwach, die Reizbarkeit der Gedärme aber grofs ist.* Diefs auszumitteln giebt er sinnreiche Vorschläge. Die *Schwefelnaphthe* und den *Weingeist* (S. 201) hat er unkräftig befunden; sie hindern den Mohnsaft in Stillung der Darmbewegung, und wo Mohnsaft zur Heilung nicht hinreicht, reichen auch sie nicht hin. Die *Krähenaugen* (S. 210) hat er nur in leichten Fällen angewendet, wo sie allerdings zuweilen halfen, und die krankhaften Darmbewegungen stillten; doch kann er sie dem Mohnsaft nicht vorziehen. (Rec. wundert sich, der köstlichen Arnika nicht erwähnt zu sehen, wiewohl auch sie jene Capitalfälle zu heben nicht fähig ist.) Er fügt (S. 228) einige *Cautelen* über die Cur der Kinder, Schwangeren und Lungensüchtigen hinzu, und (S. 234) über die Hindernisse der Heilung — Armuth, Geiz, Aberglaube, Dummheit. Die beste Umgehung dieser Hindernisse findet er (S. 241) in der schnellen *Unterdrückung* der als Vorläufer der Ruhr erscheinenden Zufälle (mit Mohnsaft) und betheuert, keinen der vor Anfang der Krankheit seine Hülfe gesucht habe, mit Ruhr befallen gesehen zu haben. Die hierauf folgende Beschreibung der Unterdrückungsmethode (mit Mohnsaft) ist meisterhaft, voll praktischer Regeln und aus Erfahrung geschöpft. — Überhaupt ist dieses Werk, wie man leicht aus diesem Umrisse wahrnehmen kann, eine köstliche Erscheinung in einem Zeitalter, in welchem die Arzneykunde in zahllose Hypothesen zerstieben, oder in hyperätherische Träume verdunsten zu wollen das Ansehen gewann. Der Vf.

hat, kleine Mängel der Diction abgerechnet, z. B. *ac* statt *tamquam* — *ne* statt *nonne* — *quin* statt *immo* — *sunt quorum mens* — *sequitur*, statt *sequatur* und die Wahl einiger veralteten Formen in einer kräftigen römischen Sprache seinen Gegenstand so umsichtig, so frey von den Vorurtheilen des bisherigen Kunstganges, so entfesselt von allem Hypothesen- und Systemkrame mit so verständiger Anwendung nicht gemeiner Erfahrung, und hellen, ruhigen Nachdenkens — zugleich aber auch mit einer so seltenen Bescheidenheit, deren bloss ein moralisch guter Mann und ein Meister in der Kunst fähig ist, behandelt, dass Rec. sein Buch und seinen Verfasser als Muster zur Nachahmung aufzustellen, sich zur Pflicht macht.

N. E. D.

KURZE ANZEIGEN.

NATURGESCHICHTE. *Heidelberg*, b. Mohr u. Zimmer: *Anatomie des Fischherzens*, von Dr. *Friedr. Tiedemann*, Prof. der Anat. zu Landshut. Mit 4 Kpfn. 1809 41 S. 4. (1 Thlr. 3 gr.) Diese Abhandlung wird für die vergleichende Anatomie wichtig, weniger durch neue anatomische Entdeckungen, als durch die Allgemeinheit, welche einen bekannten Bau durch eine ganze Thierklasse hindurch führt, und durch das Verhältniss der Form des Herzens zu der des Leibes bey den Fischen. Eine Reise an die tyroler Seen und an das adriatische Meer gab dem Hn. Vf. Gelegenheit, eine Menge Fische anatomisch zu untersuchen. Von 36 Arten aus 19 Gattungen hat er das Herz untersucht, das Gewicht desselben, und dessen Form mit denen des Leibes verglichen, und alle Theile genau, vielleicht nur zu genau beschrieben, und einige allgemeine Gesetze theils neu abgeleitet, theils bestätigt. Eine folgende Schrift wird das Verhältniss der Athmungsorgane zum Hirn und den Nerven, zum Herzen, zu den Muskeln, den Verdauungsorganen, der Leber und den Nieren, woran der Vf. schon seit mehreren Jahren arbeitet, darstellen. Das Herz irritabler, schneller, würgender Fische ist schwerer, und grösser im Verhältniss zum Körper, als bey anderen Fischen, so wie auch in jenem Falle die Kiemen grösser, das Herz röther und musculöser sind. Übrigens ist das Herz der Fische viel kleiner als das höherer Thiere. Die irritableren Fische mit den genannten Eigenschaften des Herzens wohnen ferner an der Oberfläche des Wassers oder in schnell strömenden Bächen, wo sich die Luft immer leicht mit dem Wasser mischen kann; so die Salme, Äsche, Sälbelinge, Forellen, Silberlachse, Salmarine u. s. w., dagegen die mit kleinerem, schwächerem, blasserem Herzen meistens in der Tiefe, wo wenig frische Luft ist, z. B. der Aal, die Quappe, der Meeraal, die Meergrundel u. s. w. Es fragt sich, wie hiemit die Analyse der dem Meerwasser aus den grössten Tiefen anhängenden Luft, wie *Biots* Versuche über die Luft der Schwimmblase sich vereinigen lassen. Die angestellte Vergleichung von dem Hervortreten der genannten Eigenschaften obiger Organe in höheren Thieren, Amphibien, Vögeln und Säugthieren sprechen für Hn. *T's* Beobachtung. Die Lage des Herzens, der Herzbeutel, den alle Fische haben, die Schwere, Länge, die Gefässe, Nerven, (welche wenige vom sympathischen kommen, und die der Kiemen vom Stimmnerven) Muskelfasern, Abtheilungen des Herzens, der Venensack, dessen Lage, die Herzkammer, die Zahl der Herzschläge, die sich bey den irritablern auf 23 — 30 bey den anderen auf 22. — 28 belaufen, die Irritabilität des Herzens nach dem Tode; alles ist von einer Menge Fische genau und einzeln beschrieben, und in 56 Abbildungen vorgestellt, was sich vorstellen lässt. Zuletzt noch eine Vergleichung der Irritabilität der winterschlafenden Thiere mit der der Fische und Amphibien, wobey besonders die Ansicht von Bedeutung ist, dass jene Thiere im Winter schlafen, weil sie in vielen Hinsichten in den Charakter der Amphibien übergehen. Das Wichtigste der Abhandlung ist unseres Bedünkens der Fund, dass das Herz dem Leibe entsprechend geformt ist, lang bey langem, schmal bey schmalem, dick und kurz bey plumpem, flach bey flachem Leibe. Es ist besonders zu wünschen, dass der Vf. bey der oben berührten Schrift, wo ihm ein viel grösseres Feld geöffnet wird, sich weniger eine übergenaue anatomische Beschreibung an sich wenig abweichender, daher wenig belehrender Theile, als vielmehr das Auffinden des abweichenden, den Fischen und besonders wegen des Athmungsapparats eigenthümlichen Baues angelegen syn lasse. Hieher gehören z. B. die *Vasa bronchialia*, die intercostalgefässe und vorzüglich die so bedeutungsvolle und wahrhaft wunderbare *Vena azygos*. Wodurch werden die Kiemen ernährt? Sind denn die Gräten der Fische auch in der That ihre Rippen, wie der Vf. glaubt? Auch gehört die Luftblase zum Athmungssystem. Da *Redi* hierüber viel gearbeitet hat, auch in Fischen der italiänischen Meere, deren Provincialnamen uns in Deutschland nicht mehr bekannt sind: so ist zu wünschen, dass der Vf. auch die ihm mitgetheilten italiänischen Benennungen anführe. Druck und Papier sind gut, so die Kupfer, gezeichnet von *J. Rudhart*, gestochen von *J. S. Walwert*: es könnten aber, unbeschadet dem Verständnisse und dem Werthe der Abhandlung, viel weniger seyn.

O.

Nürnberg, b. Schneider u. Weigel; *Anhang zu D. J. J. Kohlhaas Einleitung in die Naturgeschichte überhaupt und in die Kräuterkunde besonders.* Nebst (22) Kupfertafeln. S. 135 — 189. 8. In des Vf. Einleitung fehlten bey der Erklärung der botanischen Kunstwörter Beyspiele und Abbildungen. Diese liefert er hier nach, nebst einigen Erklärungen, welche man in jener Schrift vermisst. Die Kupfer sind deutlich, wenn gleich nicht fein; die Beyspiele sind passend, wenn gleich zuweilen etwas weit hergeholt. So steht z. B. bey ungepaart gefiedert *Amyris toxifera*, wo Beyspiele viel näher zu haben waren. Zuweilen ist eine Erklärung nicht bestimmt genug, z. B. die vom schwertförmigen Blatte, wo der Vf. eine Iris anführt, und doch die Hauptsache, Stellung der Kante gegen den Schaft (oder Stamm), nicht erwähnt wird. Bey einer neuen Auflage seiner Einleitung wird der Vf. hoffentlich auf die neuen Untersuchungen über die botanischen Kunstwörter Rücksicht nehmen.

L. R.

MEDICIN. *Erfurt*, bey Hennigs: *Handbuch der pharmaceutischen Waarenkunde. Nebst einer Anleitung zur Prüfung der Ächtheit der pharmaceutischen Präparate.* Zum Gebrauch für Ärzte, Apotheker und Droguisten, von *Johann Bartholomä Trommsdorff*, der Arzneywissenschaft und Phil. Dr., Prof. der Chemie und Pharmacie, wie auch privilegirtem Apotheker zu Erfurt u. s. w. Zweyte verbesserte Ausgabe 1806. 650 S. 3. (3 Thlr.) Die Brauchbarkeit dieses Buchs zum Nachschlagen für den Arzt und Apotheker ist entschieden, und desshalb ist nur nöthig auf die Veränderungen aufmerksam zu machen, welche diese neue Auflage erhalten hat. Sie erscheint jetzt mit lateinischen Lettern gedruckt, und nach dem Wunsch Mehrerer sind die Arzneydroguen, die nicht mehr im Gebrauch sind, weggelassen: man kann sie in des Vfs. allgem. pharmaceutischen chemischen Wörterbuche nachsehen — wirklich kein übler Gedanke ein paar so corpulente Bücher in nähere Verbindung zu bringen! Diese ältern Droguen seyen, wie der Vf. sagt, vorzüglich desshalb weggelassen worden, um das Buch zu Vorlesungen brauchbarer zu machen. Wie viel Zeit soll aber der Lehrer zu einer Vorlesung, wenn er ein solches starkes Handbuch zum Grunde legt, bestimmen? Der Vf. hat endlich sein Buch, dem Wunsche eines Recensenten gemäss, mit einem Anhange versehen, der Eine Anleitung zur Prüfung der ächt-pharmaceutisch-chemischen Präparate enthält.

M.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 5 JULIUS, 1810.

PHILOSOPHIE.

Landshut, b. Thomann: *Die Moralphilosophie.* Dargestellt von Dr. *J. Salat*, kön. baierisch. wirkl. geistl. Rath und ord. Prof. d. Philos. an der Ludwig - Maximilians - Univers. zu Landshut. 1810. VIII u. 398 S. 8. (1 Thlr. 2 Gr.)

Der Vf. setzte auf dem Titel die Worte: „zunächst für seine Zuhörer," nicht hinzu, um nicht den Gedanken zu veranlassen, diese Schrift sey nur zu Vorlesungen bestimmt; er dachte sie auch dem gebildeten Manne zu, welcher seine Cultur von der *wissenschaftlichen* Seite nicht als geschlossen ansieht, aber der weiteren Ausführung, der besonderen Erklärung u. dgl. nicht mehr bedarf. Für diesen hätte indessen, scheint es uns, statt mancher bloss hingestellter Frage u. s. f. mit wenigen Worten die Ansicht, welche der Vf. vorzieht, nebst ihren Gründen angedeutet werden sollen. Doch darüber wollen wir nicht rechten.

Der *sittliche* Geist, welcher aus diesem Buche spricht, verdient die gröfste Achtung; auch an *philosophischem* Geiste fehlt es dem Vf. nicht. Seine Ansicht der Philosophie erscheint als eine selbsterworbene, aus der Anschauung des Geistes geschöpfte; und so weit sie sich hier zu erkennen giebt, halten wir uns für berechtigt, sie für eine wahre Ansicht zu achten. Aber nicht Jeder, welcher eine wahre Ansicht der Philosophie hat, ist im Stande, sie mit vollkommener Klarheit und nach der besten Methode vorzutragen, und die Ansichten Anderer nach ihrem wahren Werthe zu beurtheilen. So sehr sich nun auch in diesen Hinsichten Hr. *S.* von so vielen philosophischen Schriftstellern unserer Zeit zu seinem Vortheile auszeichnet: so kann Rec. sich doch nicht überzeugen, dass die gewählte Methode ganz sey, was eine philosophische Methode seyn soll.

Man mag sich unter Philosophie denken, was man wolle, das wird man doch nicht leugnen können, dass Jeder das, was er seine Philosophie zu nennen berechtigt seyn will, aus sich selbst hervorbringen muss. So viel nun hiebey auch von der Freyheit abhängen mag: so kann diese doch nur in der Art, den Stoff zu bearbeiten, sich zeigen; der Stoff selbst kann nur *gefunden* werden. Ihn rein und vollständig zu finden, das muss die erste Sorge dessen seyn, der philosophirt; und wer zum Philosophiren anleiten will (der Lehrer der Philosophie), muss sich vor allem Anderen bemühen, seinen Lehrling dahin zu stellen, wo sich ihm der in seinem Inneren liegende Stoff darbieten, und für das, was er ist, erkannt werden muss. Da nun aber dieser Stoff sich dem Sucher nicht ohne eigene Thätigkeit zu erkennen giebt, weil die Gesetze des Geistes, mit denen es die Philosophie zu thun hat, sich nur in seinem Wirken offenbaren: so muss der Lehrer seinen Schüler zunächst veranlassen, dasjenige zu thun, worin sich das Gesetz äussert, dessen Daseyn und Beschaffenheit erkannt werden soll. Es giebt aber keine Wirkung des Geistes, die zunächst als einfache Thatsache zu erkennen, reiner Ausdruck eines einzigen Gesetzes wäre; sie wird also in die verschiedenen darin unterscheidbaren Operationen aufgelöst werden müssen, um darin die Grundgesetze so einfach als möglich zu finden. Daher kann es keine gute philosophische Methode geben, die nicht mit der Analyse anfängt, und nicht der Hauptsache nach analytisch, regressiv bleibt. Synthetisch, progressiv darf sie erst werden, um ein analytisch gefundenes Princip auf dasjenige anzuwenden, was dadurch bestimmt wird. Vorausgesetzt darf dabey nichts werden, dessen Daseyn nicht klar und unmittelbar gegeben ist, und kein Schritt darf geschehen, ohne durch das Vorhergehende hinlänglich vorbereitet zu seyn.

Ist dieses gleich nicht das Verfahren der neuesten philosophischen Schulen: so ist es doch das einzige, der Philosophie, als Wissenschaft, und ihren Zwecken angemessene. Schade, dass Hr. *S.*, welcher die Tagesphilosophen in vielen Stellen so richtig würdiget, doch ihrem Beyspiele zu vielen Einfluss auf seine Methode gestattet hat!

„Die Moralphilosophie, heisst es in der Vorrede, setzt, in der bekannten Ordnung der Studien, die Logik und Metaphysik nebst der Psychologie voraus. Von Mehrerem, was in dieser Ordnung zur Philosophie als Wissenschaft gehört, darf also hier keine Rede mehr seyn." Aber der Vf. fand doch für nöthig, im Anfange seiner Einleitung „auf den Punct, von dem alle Philosophie ausgeht, einen Blick zurückzuwerfen." Und dieses schien um so nöthiger, je weniger er voraussetzen durfte, dass jeder Vortrag der Logik, Metaphysik und Psychologie seinen Zuhörern die nöthigen Vorkenntnisse geben, oder sie auf den Standpunct stellen werde, wo der stehen muss, der diese Moralphilosophie ganz fassen soll. Musste man nun aber nicht erwarten, dass die Einleitung des Vfs. Ansicht von der Philosophie mit Bestimmtheit und Klarheit aufstellte und rechtfertigte? und dass sich dann die Moralphilosophie in ihrer natürlichen und noth-

wendigen Verbindung mit dem ganzen Systeme des menschlichen Geistes zeigte? Allein wir dürfen behaupten, dass das, was dem Vf. Philosophie ist, durch diese Einleitung Niemanden klar werden kann, der es nicht anderswoher weiss oder erräth. Wir wissen sehr wohl, dass *Definitionen* der Gegenstände der Philosophie erst nach der Erörterung derselben auftreten können; aber zu dieser Erörterung sind doch *Expositionen* nöthig, ohne welche der Gegenstand der Untersuchung nicht bestimmt aufgefasst werden kann. Hr. *S.* thut fast gar nichts, um seinen Lesern diese bestimmte Auffassung zu erleichtern, und *das, was er sagt*, setzt nicht in den Stand, sich mit Sicherheit dessen bewusst zu werden, was er meint. Kurz, der grösste Theil seiner Einleitung ist aus sich selbst nicht verständlich, weil nicht genug geschieht, um das, was durch die gewählten Ausdrücke bezeichnet werden soll, dem Leser vor die Seele zu stellen, dann aber auch, weil das Vorhergehende oft schon das Nachfolgende voraussetzt. Gleich der 3 §. lautet so: „Ohne die *Liebe*, in ihrer Beziehung auf das *absolute Höhere*, ist überall keine Philosophie. Liebe aber ist vom (reinen) *Gefühle*, von der *Innigkeit*, und hiemit vom *Gemüthe*, in diesem (welchem?) tieferen Sinne des Worts, unzertrennlich." In einer Anmerkung fragt der Vf.: „Aber was ist eigentlich die Liebe? — Davon mehr in der Folge," setzt er hinzu, fährt aber unmittelbar darauf im 4 §. fort: „Wo die *Liebe*, in diesem hohen Sinne des Wortes, sich findet, da ist folglich die reine, *idealische* Stimmung (Richtung) des Geistes u. s. w." §. 5. „Die *Idee* gehört der *Vernunft* an, nach der hohen Bedeutung, die im Sprachgebrauche der Gebildeten allmählich vordringt. So ist denn auch die *Vernunft* von der *Liebe*, oder diese von jener unzertrennlich." Die Consequenz sieht Keiner ein, weil man nicht weiss, wie die Ausdrücke verstanden werden sollen. Im 8 §. heisst die Philosophie „Wissenschaft des Absoluten," ohne dass diese Erklärung gehörig vorbereitet und gerechtfertiget wird, und erst im 11 §. erhebt sich die Frage: „Aber was ist denn das *Absolute?*" Die Antwort lautet so: „Die Schule, die Wissenschaft hat kein *festeres* Wort zur Bezeichnung des *Einen, was über Zeit und Raum erhaben ist*. Es ist das Eine, was in den Augen des Idealischgestimmten, so wie er sich überhaupt im Kreise des *Lebens* befindet, alles Endliche, Zeitliche u. s. w. durchdringt. So erscheint ihm dasselbe vermöge der *ästhetischen* Weltansicht, in ihrem Zusammenhange mit der *idealischen* Geistesstimmung. So erscheint ihm die *Natur*, die *Welt* u. s. w. im schöneren Spiegel der *Phantasie:* wie nämlich solche gestützt auf dieselbe Basis der *Vernunft* nächst dem Verstande, welcher den Begriff liefert, *bildend* eintritt, und wie dann die *Poesie*, im reinen, ursprünglichen Sinne des Worts, oder die *poetische Ansicht* mit dem *Leben* (d. h. mit der Tendenz des *Lebenden als solchen*) zusammenhängt. Daher auch die *Poesie des Lebens* in einem reinen Gemüthe, in einer schönen Seele." Dieses Alles giebt einen vortrefflichen Sinn für den, der es versteht. Aber wenn sich auch nicht überhaupt schon gegen diese Art, ihn zu bezeichnen, gegründete Einwendungen machen liessen, — der Jüngling, der noch nicht auf dem Wege der Kritik zu den grossen Ideen vorgedrungen ist, welche hier angedeutet werden, kann sie nicht darin finden, wird also abgeschreckt werden, sich des Vfs. Leitung weiter anzuvertrauen, oder gewöhnt sich, schöne Töne und Halbgedanken für philosophische Einsicht zu nehmen.

Kant, dem unser Vf. so Vieles verdanket, und dem er auch in vieler Hinsicht weit mehr Gerechtigkeit widerfahren lässt, als Manche, die ohne denselben nichts seyn würden, scheint ihm doch vorzüglich nur als Vorläufer einer besseren Philosophie zu gelten, der Manches nur geahndet und vorausgesetzet habe, was nachher bestimmt aufgestellt sey. Wenigstens scheinen Erinnerungen, wie wir §. 41, 49, 62, 216 und a. a. O. finden, dieses darzuthun. Rec. ist hierin mit dem Vf. nicht ganz einig. Jeder die Wissenschaft weiter führende Philosoph, folglich auch *Kant*, ist in einem gewissen Sinne nur Vorläufer derer, die nach ihm noch weiter gehen, wie auch Euklides der Vorläufer der späteren Geometer heissen kann. Aber man will behaupten, *Kants* Untersuchungen und gefundene Resultate haben grossentheils nur dadurch Werth, dass sie Andere auf die Bahn führten, die Sache besser anzufangen und die Wahrheit genauer zu finden, die er nur ahndete. Dagegen glaubt Rec., dass zwar nun nach *Kant* der Weg, den er ging, hin und wieder kann geebnet werden, dass aber der Hauptsache nach Jeder, der die Philosophie als Wissenschaft studiren und anbauen will, den nämlichen Weg betreten muss, dass die Philosophie wohl auf diesem Wege immer weiter geführet und vervollkommnet werden könne, nicht aber ein neues Gebäude auf anderen Grundlagen aufgeführet werden dürfe. Die der entgegengesetzten Meinung sind, scheinen grösstentheils durch eine unrichtige Vorstellung von der Art, wie ein philosophisches Lehrgebäude zu Stande gebracht werden kann, geleitet zu werden. Sie greifen eine Erklärung auf, die den Gegenstand nicht ausführlich und bestimmt genug bezeichnet, und schliessen nun rasch, der sie gab, habe den Gegenstand nicht hinlänglich gekannt; sie versäumen aber, die Frage aufzuwerfen, ob an dem Orte, wo jene Erklärung gegeben ward, nicht erst gerade sie vorbereitet war, und als Resultat der bedächtigen Untersuchung erscheinen konnte; sie übersehen, dass die Erklärungen in der Philosophie immer nur zusammenfassen sollen, was bis dahin gefunden ward, und dass von ihnen aus die Untersuchung weiter geht, und zu anderen Erklärungen führet, bis man den Gegenstand für erschöpft zu halten veranlasst wird. — Unsere neuesten Philosophen haben, wir gestehen es gern, auch vortreffliche Sachen gesagt, tiefe Blicke gethan, und die Wissenschaft bereichert; aber das, was wir dafür erkennen, dünkt uns nicht von der Art, dass es Eine der kritischen Arbeiten *Kant's* antiquiren könnte. Theils liegt es schon in ihnen, ward aber nicht genug verstanden, theils kann es in der Philosophie erst da hervortre-

ten, wohin K. führte; und die Ideen und Grundsätze, mit denen man jetzt die Philosophie anfängt, sind, so weit sie Wahrheit enthalten, Resultate, zu denen man erst durch das Philosophiren gelangt, und die also auch erst späterhin aufgefasst, verstanden und gewürdigt werden können. — Hätte Hr. *S.* dieses reiflich erwogen: so würden nicht nur einige seiner Äusserungen weggefallen, sondern seine Methode würde, wenigstens in der Einleitung, ganz eine andere geworden seyn.

Die Moralphilosophie selbst zerfällt in *zwey* Theile: den *reinen* und *empirischen*. Jener besteht aus *vier* Abschnitten: Von der moralischen Anlage, von dem moralischen Gesetze, von der moralischen Triebfeder, von dem Verhältnisse der Moralität zur Glückseligkeit. — Der Mangel an Klarheit und Bündigkeit den wir an der Einleitung tadeln mussten, scheint uns hier noch von nachtheiligem Einflusse zu seyn. Auch sind hier wieder manche Begriffe nicht fest genug bestimmt, wohin selbst der Begriff der Freyheit gehören dürfte. Überhaupt aber vermissen wir eine kritische Deduction der in diesem Theile enthaltenen Begriffe und Urtheile. Was den Inhalt betrifft: so haben wir keine *bedeutende* Abweichung von *Kants Kritik der praktischen Vernunft* gefunden. S. 127 heisst es: „Wenn *Kant* auf Einer Seite die Glückseligkeit in die *möglich-grösste Summe angenehmer Empfindungen* setzte; wenn er sie, wie die sogenannte Selbstliebe, auf das *Sinnliche* bezog, und auf der anderen Seite sie nach Masgabe der *Würdigkeit* hinzukommen liess, mithin als *Folge der Sittlichkeit* aufstellte: waltete dann hier überall kein *Widerspruch?*" Der Rec. glaubt, nein. Jener Begriff der Glückseligkeit ist sicherlich derjenige, den wir durch analytische Betrachtung der menschlichen Natur finden. Sie ist Zweck des Menschen vermöge seiner sinnlichen (angenehmer Gefühle fähigen) Natur. Sofern derselbe dem Zwecke der höheren Natur entgegensteht, muss er diesem weichen; allein ganz aufgeben kann der Mensch ihn nicht, weil er nicht aufhört, und man kann sagen, nicht aufhören soll, ein sinnliches Wesen zu seyn. Da nun aber die Vernunft, welche ihn beherrschen soll, auf Einheit dringt: so legt sie uns hiedurch auf, dahin zu streben, dass auch unsere Neigungen immer weniger mit dem höheren Zwecke im Widerspruche stehen, dass wir auch das Gute *lieb* gewinnen, und dem Schlechten abgeneigt werden. Je näher wir diesem Ziele sind: desto mehr werden unsere Neigungen so weit befriedigt, als wir das Gute erreichen, welches wir uns vorsetzen. Dabey aber können wir noch einer Menge unangenehmer Gefühle ausgesetzt seyn, theils weil uns gute Absichten misslingen, theils weil manche erlaubte Wünsche nicht befriedigt werden, theils weil wir nicht verhindern können, dass die Aussenwelt schmerzlich auf uns einwirke. Nun sagt doch Hr. *S.* selbst S. 125: „Gesetzt, ein *Edler* liege im Kerker, Jahre lang, und in einem *Jammerzustande*, welchen die Phantasie leider nach Datis, die ihr die frühere Geschichte liefert, schrecklich genug ausmalen kann: wer könnte hiebey den Gedanken ertragen, a) das sey *recht*, b) die moralische Kraft, welche da im Kampfe mit dem Kummer, der Melancholie u. s. w. aufgewendet wird, sollte nicht im freyen Kreise der Menschheit veredelnd und beglückend wirken, oder c) es sollte für die durch das schreckliche Leiden geprüfte und verstärkte Kraft kein solcher Wirkungskreis folgen, ja d) diesem Edeln werde nicht das gerade Gegentheil von dem, was ihn jetzt martert, nach dem vollen Masse seiner Würdigkeit zu kommen, wie dann auch immer dieses Wohl bestimmt sey?" Er giebt also zu, dass eine schmerzliche Wirkung der Aussenwelt auf den Moralischguten in das Gegentheil, das heisst doch wohl in Glückseligkeit, übergehen muss, auch dass man erwarten muss, er werde einen angemessenen Wirkungskreis erhalten. Nimmt man hiezu, was der Vf. auch nicht leugnen wird, dass der Gute, der immer festeren religiösen Glauben gewinnet, über das, was ihm misslingt, richtiger urtheilen, und sich also beruhigen wird: so haben wir ja die Glückseligkeit als Folge der Sittlichkeit; dass sie aber sich auf das Sinnliche auch dann noch bezieht, kann man nicht verkennen, sobald man nur bedenket, dass wir des angenehmen und unangenehmen Gefühles nur als sinnliche Wesen fähig sind.

Der *empirische* Theil besteht ebenfalls in *vier* Abschnitten: von dem Verhältnisse der Moralität zur Legalität, die Lehre von den Pflichten, die Lehre von der Tugend, die Lehre von der Weisheit. Dass der Vf. Manches zum empirischen Theile der Moral rechnet, was Andere zur reinen ziehen, sieht man ohne unser Erinnern, aber auch, dass sich die Sache von verschiedenen Seiten ansehen, und dieser Sprachgebrauch sich rechtfertigen lässt. Unter dem vielen Guten des 1 Abschnittes hat uns besonders gefallen, was über die Frage: Ist der Mensch von Natur gut oder böse? §. 73 und 74 gesagt wird. — Wer die Lehre von den Pflichten nicht genug ausgeführt findet, und eine specielle Pflichtenlehre fodert, der „vermischt, meint der Vf. S. 264, oder verwechselt" die *Moralphilosophie* mit der *Moral*, wie solche in den Kreis des *Predigers, Katecheten* u. s. w. fällt." Aber eine klare Ableitung der sämmtlichen Pflichten aus einem Grundsatze und eine genaue Bestimmung einer jeden durfte man doch erwarten. Der Vf. wollte ohne Zweifel durch seine Art der Pflichtbestimmung einer gewissen ängstlichen Berechnung entgehen, und entgegenarbeiten, weil diese ihm mit dem freyen moralischen Geiste zu streiten scheint. Sie streitet auch damit, wenn sie für vollendete Gewissenhaftigkeit gilt, oder wenn sie ins Kleinliche fällt. Aber die höhere Stufe der Vollkommenheit, die freyere, und doch nicht wankende Bewegung des Gewissenhaften wird schwerlich erreicht, wenn er nicht früher genauer berechnen lernte, was in jedem Falle Pflicht sey. Und auf welchem Wege will denn die Wissenschaft in den Stand setzen, über streitige Fälle zu entscheiden, wenn sie nicht scharf bestimmen lehret? Jeden „besondern, verwickelten Fall," z. B. „in Absicht der *Lüge* kann" freylich „die Wissenschaft nicht lösen" (S. 277, 293);

aber sie muss doch die Grundsätze bestimmt enthalten, nach denen er zu beurtheilen ist. Diese aber vermissen wir hier in Absicht mehrerer Pflichten. — S. 255 heisst es zwar: „Die *Lebensverkürzung*, der *Selbstmord* jeder Art, der feine wie der grobe, der langsame wie der plötzliche, ist schlechthin verboten;" wir können aber durchaus nicht finden, dass dieses Verbot durch das voraufgehende begründet sey. — „Das Gefühl der Abhängigkeit oder des Dankes gegen die höhere Macht, bildet sich eben so nothwendig zur *Bescheidenheit* heraus, zumal nach dem Leitsterne der schönern, moralischen Klugheit" (S. 250). — Das ist doch für eine Moralphilosophie gewiss zu wenig, so gut wie gar nichts, von einer Pflicht, die so wichtig, und so schwer zu bestimmen ist. Am befriedigendsten finden wir die Lehre von der Gütigkeit S. 272 ff., und von der Wahrhaftigkeit S. 276 ff. abgehandelt. Die beiden letzten Abschnitte scheinen uns im Ganzen wohl gerathen, besonders enthält der vierte einen Reichthum von trefflichen Bemerkungen. Die vier Cardinaltugenden der Alten lassen eine bessere Erklärung zu, als S. 332 gegeben wird, wiewohl der wahre Geist dieser Vorstellungsart vielen Alten, namentlich dem Cicero, ziemlich fremd blieb. *Garve's* Anmerkungen zu den Büchern von den Pflichten konnten dem Vf. Veranlassung geben, ihn zu finden.

Zum Beschluss giebt Hr. *S.* eine kurze Übersicht seines Planes, und hier erst nimmt er auf die Frage Rücksicht: wie sein Moralprincip heisse. So *richtig* nun auch die Formeln sind, die er hier aufstellet: „Lass den Einen guten Geist in dir und durch dich handeln, wirken!" und; „Handle vernünftig, handle deiner angebornen Würde gemäss u. s. w.": so erfüllen sie doch die Foderungen nicht, welche man an eine solche Formel zu machen hat, das Kriterium des vernünftigen Handelns anzugeben, in sofern dieses sich bestimmte Zwecke setzt.

Ein Vorzug des Buches ist die beständige Rücksicht auf die Zeitphilosophie, welcher er kühn entgegen tritt, und manche Blössen zeigt, doch aber immer bemühet ist, das Wahre in den verschiedenen Ansichten, und selbst den auffallendsten Äusserungen zu entdecken und hervorzuheben. Aber warum führte Hr. *S.* nicht die Bücher geradezu an, die er von ferne, und umschreibend bezeichnet? — Auch die Bekämpfung des Monachismus ist, in der Lage und für den Zweck des Vfs., löblich und verdienstlich. Nicht minder rühmlich ist das Bestreben, die Sprache für diesen Theil der Philosophie, in der Wissenschaft wie im Leben, zu berichtigen, zu bestimmen und zu befestigen. Aber diese Vorzüge würden mehr Eindruck machen, diese Bemühungen würden mehr wirken, wenn der Vf. nicht seine Darstellung zu sehr in einem gewissen Halbdunkel gehalten hätte. Auf jeder Seite begegnen uns die Ausdrücke: Die Idee tritt in den Begriff, und in der Sprache des Lebens hervor; aber nirgends wird klar und bestimmt gezeigt, wie. Eben so oft heisst es: An seinem Orte gilt das und das; man fragt aber vergebens, wo dieser Ort sey. — Von der Sprache des Buches geben die ausgehobenen Stellen einen Vorschmack. So lebendig und kräftig sie im Ganzen, so bestimmt und deutlich sie in einzelnen Theilen ist: so scheint ihr doch die Ruhe und Klarheit zu fehlen, welche dem ächtwissenschaftlichen Vortrage eigen seyn soll. Auch ist sie nicht ganz rein, und mit fremden Wörtern überladen.

HIKL.

KLEINE SCHRIFTEN.

PHILOSOPHIE. *München*, b. Fleischmann: *Über den Zweck der Philosophie.* Eine Antrittsrede von Dr. *Fr. Köppen*, Hofr. u. Prof. in Landshut. 1807. 38 S. 8. (5 Gr.) Etwas Neues darf man in dieser Rede nicht erwarten; aber sie ist ein rühmlicher Beweis, dass Hr. *K.* den wahren Zweck und Werth der Wissenschaft kennt, die zu lehren er berufen ist, und dass er die ihm anvertraute Jugend nicht in unfruchtbare Steppen leiten wird, aus welchen sie nichts, als Dünkel und Worte, zurück bringt. Und wie Vielen, die über der Beschäftigung mit den neuesten Erzeugnissen der philosophischen Literatur nicht dazu kommen können, oder es für überflüssig halten, die Ideen früherer Denker aus ihren Schriften kennen zu lernen, mag nicht das, was Hr. *K.* sagt, im Grunde neu seyn!

Philosophie suchet das Höchste, und erhebt sich über die übrigen Wissenschaften, indem sie die obersten Zwecke begreift, denen die niedrigeren untergeordnet sind, und allen Wissenschaften ihren wahren Werth und ihr letztes Ziel ausmittelt, zu welchem sie sich in mannichfaltigen Verzweigungen sammeln. Die Unterscheidung in das Theoretische und Praktische in Beziehung auf dieses Höchste hat nur einen untergeordneten Werth; im Grunde ist der Zweck der Philosophie nur Einer: Wahrheit, Schönheit und Güte, zu einem Bilde vereinigt, anzuschauen. Diese Ideen kann die Philosophie nicht *erfinden*, sondern nur *finden*, ihren Ursprung nachweisen, und sie in möglichster Klarheit festhalten und gebrauchen. Die Weisheit besteht also nicht in einer Kunst der Erfindung, sondern in einer Lauterkeit des Anschauens und in einer Reinheit des Willens, das Gefundene zu bewahren und unvermischt sich selbst und Anderen darzulegen.

Bis dahin möchte Hr. *K.* vor dem Richterstuhle der herrschenden Schulen Gnade finden. Wenn er aber nun behauptet, dass der Dualismus der Natur und der Vernunft nicht aufzuheben sey, und genommen werden müsse, wie er sich gebe, ja dass jeder Versuch, ihn zu beseitigen, die Reinheit der Thatsache verwirre: so stösst diess zu sehr gegen die Meinung der Heroen des Tages an, als dass sie ihn nicht für ganz unfähig, sich zur wahren Philosophie zu erheben, erklären sollten. Und doch scheuet sich Rec. nicht, zu gestehen, dass er des nämlichen Dafürhaltens ist, dass er alle Versuche, jenen Dualismus für die Philosophie aufzuheben, für durchaus misslungen hält. Den Grund des Misslingens konnte der Vf. freylich mehr andeuten, als erschöpfend entwickeln. Indessen kann der Sachkundige aus dem, was er hierüber und über die Art sagt, wie die Philosophie das Absolute findet und fasst, so viel abnehmen, dass Hr. *K.* im Stande seyn wird, seine Ansicht zu rechtfertigen. Auch die Klarheit seines Vortrags unterscheidet ihn rühmlich.

HIKL.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG
DEN 6 JULIUS, 1810.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Berlin, b. Weiss: *Britannien unabhängig vom Handel, oder Beweis, dass Nationalreichthum und Nationalwohlstand nicht aus äusseren, sondern inneren Quellen abgeleitet werden müssen*, von *William Spence*, J. L. S. Nach der fünften Ausgabe aus dem Englischen übersetzt von *Friedrich Wolff*, der WW. Dr. u. Prof. am joachimsthalschen Gymnasium. 1809. XXXII u. 198 S. 8. (18 Gr.)

Der Vf. bemüht sich zu zeigen, dass Britanniens Reichthum nicht von dem Handel mit dem Auslande abhängig sey, dass, wenn die Britten auch nicht nur vom festen Lande, sondern von allen übrigen Welttheilen abgeschnitten würden, und selbst alle ihre Kolonieen einbüssten, dass sie dennoch — das sind die Worte, womit er schliesst — alle übrigen Nationen unserer Erde eben so an Reichthum übertreffen würden, als sie jetzt schon nicht nur durch diese Vorzüge zweyten Ranges, sondern durch die ungleich wichtigeren: Freyheit, Tugend und Wissenschaft, jedem anderen Volke unserer Erde den Vorzug streitig machen würden. Diesen Beweis führt er, wie folgt.

Er erklärt sich aus bekannten Gründen gegen das mercantilische System und für das physiokratische, wenigstens in den Hauptpuncten. Er giebt zu, dass der Ackerbau die einzige Quelle des Reichthums sey; doch will er auch die Verarbeiter des rohen Products zu der productiven Classe gezählt wissen, und zwar aus dem Grunde, weil sie für den vergänglichen Werth der von ihnen verzehrten Lebensmittel während ihres Geschäfts einen dauernden an dessen Stelle durch ihre Fabricate gesetzt hätten. Die Verarbeiter des rohen Products, die Erzieler desselben und die Landeigenthümer setzt er in die eine, die übrigen Glieder der Gesellschaft in die andere Classe, welche er, obwohl ihm die Benennung nicht ganz gefällt, die unproductive oder sterile nennt. Es wird bemerkt, dass in unserem Europa die Fabriken dem vollkommeneren Ackerbau vorangegangen seyen, und diesen bewirkt haben, und dass also nicht, wie die Physiokraten behaupten sollen, der Ackerbau immer den Fabriken vorausgehen müsse. Jene geschichtliche Thatsache wird nach *Ad. Smith* vorgetragen, und gegen die angebliche Behauptung der Physiokraten gestritten, dass die Einwohner, so lange noch ein Morgen Landes unangebaut wäre, besser thun würden, diesen anzubauen, als sich mit Fabriken zu beschäftigen. Nach diesem und einigem anderen kommt der Vf. erst S. 68 auf den Handel. Aller Handel zerfällt, sagt er, in Einfuhr- und Ausfuhr-Handel; vom inländischen wird so wenig, als vom Zwischenhandel, welcher letztere ihm ganz unbekannt zu seyn scheint, gesprochen. Nun erweist der Vf. zuerst, dass durch den Einfuhrhandel kein Zuwachs des Nationalreichthums entstehen könne, da man ja immer etwas von gleichem Werthe für die eingeführten Artikel habe geben müssen, und die dabey von den vaterländischen Kaufleuten gemachten Gewinnste nur von den einheimischen Consumenten erhalten würden; dagegen hält er dafür, dass der Ausfuhrhandel in einigen Fällen den Reichthum des Vaterlandes vermehren könne, und zwar, indem die vaterländischen Producte theurer, als ihr natürlicher Preis war, im Auslande verkauft, und diese Gewinnste ins Vaterland gebracht werden. Den jährlichen Gewinnst dieser Art berechnet er für Britannien zu 10 Millionen Pf. St., bemerkt aber zunächst, dass diess etwas Unbedeutendes sey, wenn man bedenke, dass etwa das Dreyfache dieser Summe an Zinsen für die Nationalschuld, und etwa das Sechsfache jährlich an Abgaben an die Regierung allein entrichtet würde; und dass fürs andere selbst diese 10 Millionen keinen wirklichen Zuwachs des brittischen Nationalreichthums bewirkten, da Britannien durch seine Einfuhr etwa den doppelten Werth an schnell vergänglichen und entbehrlichen Gütern, als Wein, Brantwein, Thee u. s. w. aus der Fremde erhalte, und dafür seine dauerhaften Güter hingebe. Zwar seyen einige eingeführte Güter von Bedeutung, und gleichsam unentbehrlich, wie z. B. Hanf, die aber meistentheils auch durch einheimische Production ersetzt werden könnten. Zuletzt macht sich unser Vf. noch einige Einwürfe, die er beantwortet, als da sind: 1) dass man sagen könne, ob wohl England durch seinen Ausfuhrhandel keinen directen Zuwachs an seinem Nationalreichthum erhalte: so werde doch durch die Fabricanten für auswärtige Märkte die Nachfrage nach Erzeugnissen der Erde, und dadurch der Reichthum indirect vermehrt. Diess, sagt unser Vf., könne eingeräumt werden, denn er bekämpfe nur die directe Erzeugung des Nationalreichthums durch den auswärtigen Handel, gegen die Anhänger des Mercantilsystems; indess, wenn man die Sache genauer betrachte, so könne man auch diese wohlthätige Wirkung dem auswärtigen Handel nicht zugestehen, indem die Fabricanten sammt und sonders, sie möchten für inländische oder auswärtige Märkte arbeiten, den inländischen Verzehrern ihre Erhaltung schuldig wären. Denn die Fremden verbrauchten nur brittische Güter, weil ihre eigenen durch die brittischen Consumenten begehrt würden, folglich sey in dem Vermögen dieser eigentlich die Thätigkeit der brittischen Fabricanten für fremde Märkte begründet. 2) Auf die Frage: wovon die Volksmenge

leben folle, die jetzt mit Verfertigung der Güter für auswärtige Märkte beschäftigt fey, wird zuerst geantwortet, dafs ein weit geringerer Theil des Volks damit beschäftigt wäre, als man auf den ersten Anblick glauben follte; der Vf. berechnet, dafs etwa nur 600,000 Menschen, vielleicht nur halb so viele, damit fich abgäben, für welche im Inneren leicht andere Beschäftigung zu finden feyn würde; vor allem anderen könne ja die Armee fogleich um 100.000 Mann vermehrt werden; würde aber England vom Handel mit Amerika und Europa ausgeschloffen, und müfste es manche Artikel entbehren: so würde man andere Gegenftände der Confumtion im Inneren wählen, und die fcheinbar oder wirklich unentbehrlichen Artikel durch Surrogate, oder durch die Production derfelben im Inneren zu erfetzen wiffen. Diefes wird unter 3) noch weiter ausgeführt, und unter 4) wird dem Einwurfe begegnet, dafs der ausgedehnte auswärtige Handel zum Schutz des Landes, wegen ftets geübter und bereiter Seemannfchaft, gefodert werde. Um diefen Einwurf zu beantworten, fagt der Vf., könne man eine ftehende Seemacht errichten, und da auf jeden Fall den Britten ihr Küftenhandel bleibe, der als Schule für Seeleute wichtiger fey, als alle übrigen Handelszweige zufammengenommen: fo fey auch daher nichts zu befürchten. Zum Schlufs wird noch angemerkt, dafs der Vf. gar nicht eine Verminderung des brittifchen auswärtigen Handels für wünfchenswerth halte, dafs Niemand mehr, als er, überzeugt feyn könne von dem hohen Werthe des Handels, als einem Mittel, den wechfelfeitigen Austaufch der Bequemlichkeiten zwifchen entfernten Ländern zu befördern, dafs er den Handel, als Mittel, die Cultur zu verbreiten, und Tugend und Kenntniffe jedem Theile der Erde zuzuführen, fchätze; dafs er nur habe zeigen wollen, dafs durch den auswärtigen Handel nicht direct der Reichthum der Nation gefördert werde, dafs er vor der Überfchätzung des Handels warnen, dafs er den Britten, die oft ängftlich wären und zitterten, wenn fie hörten, dafs hie oder da ein neuer Hafen ihrem Handel verfchloffen worden wäre, ein befferes Selbftgefühl habe geben und zeigen wollen, dafs das Beftehen ihrer Nation nicht von den Launen oder dem Eigenfinne fremder Mächte abhängig fey, vielmehr, dafs, wenn das übrige Europa, wenn Amerika ihnen verfchloffen würde, und wenn ihre Kolonieen verloren gingen, fie dennoch durch die gefchickte Verwendung der ihnen zu Gebote ftehenden Kräfte aufrecht bleiben, und ihren Nationalreichthum mehr noch, als zuvor, vermehren würden und könnten; dafs fie ihren vaterländifchen Boden fo zu cultiviren vermöchten, dafs da, wo jetzt 16 Millionen Menfchen lebten, derfelben 60 leben könnten; dafs jedoch die Schmälerung des auswärtigen Handels, obwohl, aus dem Gefichtspuncte des Nationalreichthums betrachtet, von geringem Belange, — dennoch für die Individuen, welche daran Theil nähmen, ein Übel von fehr ernfter Art fey, von dem man demnach fehr wünfchen müffe, dafs es vermieden werden könne. — Einige Anmerkungen zur Erläuterung des im Text Vorgetragenen find beygefügt. — So weit unfer Vf.; das Folgende ift unfer Urtheil über ihn und unfere Antwort auf die von ihm aufgeworfene Frage.

Wir find einverftanden mit ihm, dafs die guten Wirkungen des auswärtigen Handels der Britten überfchätzt werden, wenn man diefen als die letzte Bedingung ihres Stehens oder Fallens darftellt; wir geftehen es gern zu, dafs auf ihren Infeln, wie auf dem feften Lande, die falfcheften und verkehrteften Anfichten darüber bey dem grofsen Haufen herrfchen mögen, wie denn die Einfichtsvolleren darüber gewifs längft einverftanden find. Allein defswegen können wir uns noch nicht zu der von unferem Vf. vorgetragenen Theorie bekennen, noch alle die Folgerungen willig annehmen, die daraus gezogen werden.

Die Theorie des Vfs., über die Elemente des Nationalreichthums und die Natur und Wirkungen des Handels, ift ein Gemifch von phyfiokratifchen, *fmithfchen* Grundfätzen, den Anfichten des Grafen *Lauderdale* und des Recenf. in dem *Edinburgh review*. Hieraus ift ein wenig zufammenhängendes Ganzes entftanden, Widerfprüche gehen daraus hervor, welchen der Vf. bald fo, bald auf eine andere Weife zu entgehen fucht. Wer mit jenen Schriftftellern vertraut ift, dem wird es ein Leichtes feyn, die Stellen aufzufinden, die diefe Behauptung bewahrheiten; nicht blofs in Vorftellungen, im Raifonnement, fondern fogar in Beyfpielen, Worten und Phrafen. Die Unficherheit und der Mangel an Einheit, der dadurch in das Ganze gekommen, wird veranlaffen, dafs weder die Phyfiokraten, noch die Anhänger von *Adam Smith*, noch der Graf *Lauderdale*, noch jener Recenfent im *Edinburgh review* mit ihm zufrieden feyn werden. Wir unferes Theils find mit des Vfs. Vorftellung von den Elementen des Nationalreichthums fo wenig, als mit der der Phyfiokraten, oder der von *Ad. Smith* ganz einverftanden. Wer durch feine Energie zur Vermehrung der Güter beyträgt, es feyen greifbare oder nicht greifbare, mehrere Male oder nur ein Mal vertaufchbare, befördert den Reichthum der Nation, und ift productiv; mit den Wörtlein mittelbare oder unmittelbare Beförderung des Nationalreichthums hat man einen tapfern Wortftreit, den man noch lange fortführen kann, eingeleitet, wenn man im phyfiokratifchen oder *fmithfchen* Sinn ihn fortzuführen Luft hat, und das Publicum des Spucks nicht überdrüffig wird. Denn, fo fteht gefchrieben,

> „Denn eben, wo Begriffe fehlen,
> Da ftellt ein Wort zur rechten Zeit fich ein.
> Mit Worten läfst fichs trefflich ftreiten,
> Mit Worten ein Syftem bereiten: u. f. w."

Aber es war nicht nöthig, auf etlichen fechzig Seiten die Anficht der Phyfiokraten über die letzten Elemente des Nationalreichthums uns mitzutheilen, da fie jedem Unterrichteten bekannt find; es war nicht nöthig, fo viel Worte zu machen, um uns mit *Smith* zu fagen, dafs die Fabricanten für den vergänglichen Werth der Lebensmittel einen dauerhaftern fetzen, und nicht nöthig, fo weitläuftig zu feyn, um die grofse Entdeckung hinzuzufetzen, dafs die Thätigkeit der Kaufleute meift als unproductiv anzufehen fey. Diefe Entdeckung ift von keinem Belang, fondern fchliefst vielmehr eine Inconfequenz in fich. Denn, was der Vf. mit *Smith* den Fabricanten einräumt, das mufs er auch, wenn er confequent feyn will, den

Kaufleuten zugestehen. Wir möchten dem Vf. als Britten das Studium einiger Recensionen in dem *Edinburgh review* empfehlen, wenn wir von ihm gehört werden könnten. Diesen Recensenten kennt der Vf. wirklich, auch versäumt er nicht, zur *captatio benevolentiae* ihm ein Compliment zu machen; allein er hat ihn weder verstanden, noch zu widerlegen für gut gefunden, wiewohl er einzelne Sätze, Beyspiele und Phrasen von ihm entlehnt.

Überall aber scheint es uns, dass, um die Frage zu beantworten, welche sich der Vf. aufgegeben hatte, es weiter nicht nöthig war, zu den letzten Elementen des Nationalreichthums aufzusteigen, und diese aus weitläuftig vorzutragen; Weniges konnte genügen. Es ist ein ganz und gar nicht zu billigendes Verfahren, dass, wenn über irgend einen einzelnen Punct der Staatswirthschaft gesprochen wird, Jeder uns nun eine allgemeine bekannte Theorie breit vorträgt. Viel wichtiger wäre es im vorliegenden Falle gewesen, die Natur und die Wirkungen des Tausches überall zu untersuchen, statt des Unterschiedes zwischen mittelbarer oder unmittelbarer Beförderung des Nationalreichthums durch den auswärtigen Handel. Wenn der Vf. *davon* ausgegangen wäre, und die Wirkungen und das Wesen des Tausches richtig gefasst hätte: so würde er zu etwas Fruchtbarerem, als zu dieser Distinction zwischen mittelbarem und unmittelbarem Einfluss gekommen seyn, von welchem letzteren man jedoch, ausser einigen allgemeinen, unbedeutenden Worten, nichts eben vernimmt. Man ist längst darüber einverstanden, dass ein Volk, abgesondert von der ganzen übrigen Welt, wenn die Natur es nur nicht allzustiefmütterlich behandelte, und es einen Boden besitzt, wo das Klima nicht gar zu widerstrebend ist, reich werden, und im Reichthum fortschreiten könne, wenn es die nöthige Energie besitzt, wenn es sparsam ist, und den Vorrath, so wie die Kräfte der Natur und der Menschen geschickt zum Zweck verwendet; allein zur Übung und Bildung der Kräfte des Geistes und des Körpers, und zu ihrer und des Vorraths geschickter Verwendung wird Tausch unter diesem isolirten Volke gefodert, welches eben, durch die dadurch bewirkte Theilung der Thätigkeiten, zur Bildung der Kräfte und ihrer besseren Benutzung beyträgt, und bey gleichem Aufwande eine bessere Qualität und eine grössere Quantität Güter erwarten lässt. Auch wird durch den Tausch im Inneren der Überfluss des einen an Andere hinweggegeben, und jeder der tauschenden Theile wird dabey der Regel nach gewinnen, wenn er nicht betrüglich hintergangen wird. Es ist falsch, und recht im mercantilischen Geiste gesprochen, wenn man sagt, man tausche gleiche Werthe gegen einander; für jeden der tauschenden Theile war das Eingetauschte mehr werth, sonst hätten sie nicht getauscht. Ferner wird durch den Tausch der Reiz zu Thätigkeiten geweckt, durch das Anbieten und durch die Nachfrage werden die Begriffe von Gütern und Bedürfnissen vermehrt und vermannichfaltigt, — und somit auch die Mittel und Thätigkeiten, diese zu befriedigen. Diess alles kann man bey einem von allen übrigen Nationen isolirten Volke finden; aber diese wohlthätigen Wirkungen werden auch in dem Verkehre mit anderen Völkern verspürt. Wenn unser Vf. von diesen Ansichten ausgegangen wäre: so würde er, wir sind davon überzeugt, zu fruchtbareren Resultaten gekommen seyn. Zwar gesteht er den indirecten Nutzen des Verkehrs mit dem Auslande ein, er verweilt aber nicht dabey, und man erfährt nichts Genaueres darüber. Er verweilt vielmehr bey dem sogenannten directen wohlthätigen Einfluss, und findet ihn in den Gewinnsten, die bey der Ausfuhr gemacht werden, indem unsere Kaufleute über den natürlichen Preis in der Fremde verkaufen. Diess ist, wenigstens zum Theil, eine recht mercantilistische Idee, gegen welche der Vf. doch sonst so sehr eifert, wie sich dasselbe denn oft auch bey Anderen findet: allein, wenn er auf diese Weise verfahren, und diese Gewinnste in Anschlag bringen wollte, warum erwähnte er denn da nicht des grossen Zwischenhandels der Britten? Soll aber ein Nicht-Britte einem Britten sagen, dass dieser existire, und zwar in einem bedeutenden Masse? Wir finden nicht, dass durch des Vfs Untersuchungen unsere theoretischen Kenntnisse gefördert, oder berichtigt worden wären.

Wenden wir uns nun zu dem eigentlichen Zweck, den sich der Vf. vorgesetzt hatte, nämlich den Beweis zu führen, dass Britannien unabhängig von seinem auswärtigen Handel bestehen könne. Dieser Theil ist besser, doch auch, wie es uns scheint, nicht ganz befriedigend.

Ein freyer Verkehr, der zwischen den Völkern besteht, ist wohlthätig beiden Theilen, wie es der Tausch bey jedem Einzelnen in seinem Inneren ist, und das aus denselben Gründen, wiewohl im Grade verschieden. Wenn der Verkehr zwischen zwey Völkern gestört wird: so werden beide leiden, das eine mehr, das andere weniger, nach verschiedenen Verhältnissen und aus verschiedenen Ursachen. Wenn die Bewohner der brittischen Inseln in Bezug auf den Verkehr gänzlich von dem europäischen Continente abgeschnitten würden, (dass sie es noch nicht durchaus sind, ist bekannt, auch wird der Schleichhandel dafür sorgen, dass sie es nie ganz werden): so möchten sie sich leichter, als die Bewohner des Continents, darüber trösten können. Ein Volk, das solche Energie besitzt, das so viele Kräfte geübt hat, das ein solches Capital und solche Liebe zu seinem Vaterlande besitzt, wird, was es bedurfte und aus der Fremde erhielt, leicht selbst erzielen, oder von anderen Welttheilen sich zu verschaffen wissen. Vieles, was die Britten sonst nicht eigen betrieben, und lieber vom Continent nahmen, das betreiben sie jetzt, wie wir es bereits aus *Oddy* wissen. So schlägt sich das Continent selbst, wiewohl auch England dabey leidet, weil bey dem vorigen freyen Handel es diese seine Bedürfnisse wohlfeiler aus der Fremde gegen vaterländische Producte eintauschte; auch wird diese Störung des europäischen Verkehrs nicht einmal eine sehr bedeutende Veränderung in dem gewohnten Absatze der brittischen Fabricate auf fremden Märkten ausmachen. Ganz ungerechnet das, was durch Contrebande in dieser Rücksicht Statt findet, und wovon die Aus- und Einfuhrlisten nicht reden: so öffnet sich ein solches Volk, wie die

Britten, leicht andere Debouchés, und es hat sich dieselben wirklich in Brasilien und Südamerika geöffnet. Wenn ihm aber hier Zufall und politische Verbindungen nicht geholfen hätten: so würde sein Handelsstand schon andere Auswege gefunden haben. Dass auf diese Weise die Britten zur Unterwerfung gebracht werden könnten, obwohl sie auch durch die Sperre leiden, hat uns immer eine Unmöglichkeit geschienen. Allein, gesetzt, Britannien würde auf seine europäischen Inseln beschränkt, es verlöre alle seine Kolonieen, und alle seine Handelsverbindungen mit ihnen und mit allen übrigen Theilen der Erde: was würde es dann werden? Wir müssen hier zwey Fälle unterscheiden, entweder es geschähe diess plötzlich, oder es geschähe allmählich. Im ersten Falle würde die Krisis, die daraus entstehen könnte, selbst für ein Volk wie dieses bedeutend, ja höchst gefährlich werden können; im anderen Falle würde diese Krisis um so weniger drückend werden, als sie allmählich einträte. Allerdings könnte ein Volk wie das brittische, mit dieser Ausbildung seiner Kräfte, mit diesem gesammelten Vorrathe, seines eigenen Landes Anbau, seiner Bevölkerung, seinen inländischen Markt in dem Masse leicht erweitern, als ihm im Auslande der gewohnte Absatz abginge. England ist durch seine Lage, so gut wie Holland, vorzüglich zum Handel mit fremden Völkern, und zum Zwischenhandel für fremde Völker geeignet; allein es ist auch nicht zu leugnen, dass durch bekannte brittische Gesetze, die wir gar nicht zu rechtfertigen gemeint sind, und die ursprünglich gegen Holland und Frankreich gehen sollten, dem Volke die Richtung vorzugsweise auf auswärtigen und Zwischen-Handel gegeben wurde; der Theil der Kräfte nun, der hiedurch der inländischen Anwendung entzogen ward, würde um so leichter, der andere allmählich gleichfalls dem Innern unmittelbar zugewandt werden können, wiewohl man annehmen muss, dass dieser letztere Theil vortheilhafter vor der Störung in der vorhandenen Lage, auf den auswärtigen Handel verwandt wurde. Wenn aber im anderen Falle die auswärtigen Märkte sämmtlich den Engländern, und zwar urplötzlich gesperrt würden: so würde zwar auch dieselbe Kraft, dieselbe Energie, derselbe Vorrath und beider geschickte und zweckmäfsige Verwendung im Innern, Ersatz für jenen Abgang gewähren; allein es würde, damit diess hinlänglich geschehen könnte, eine geraume Zeit erfodert werden; eine Zeitlang würde ein Stocken in dem Absatz der gewöhnten Artikel, ein Mangel an den neu hervorzubringenden entstehen, und der Übergang von den altgewohnten zu neuen Gewerken, würde mit mannichfaltigen Beschwerden verbunden seyn. Von einem Handelszweige zum anderen überzugehen ist leichter, als von einer Verarbeitung des rohen Products zur anderen; von beiden aber ist der Übergang zur Erzielung der rohen Producte vielleicht am schwierigsten. Indess darf man nicht ausser Acht lassen, wie die Britten z. B. seit kurzem ihre Eisengruben urbar zu machen gewusst haben; mit einem grossen Capitale, mit vielfachen Kenntnissen ausgerüstet, mit Thätigkeit, mit Energie läst sich Vieles auch in Kurzem leisten. Indess wenn durch einen Zauberschlag plötzlich aller brittische Verkehr mit den Fremden unterbrochen würde: so halten wir dafür, dass bey weitem mehrere Menschen fürs erste ausser Nahrung und in Verlegenheit kommen würden, als die drey oder sechsmal hundert tausend Fabrik-Arbeiter für fremde Märkte, welche unser Vf. annimmt; man muss auch an die Kaufleute, Schiffer, Schiffbauer, an alle die rohen Producenten, die an diese und jene absetzten, denken. Uns scheint es aber keinem Zweifel unterworfen, dass nicht die Noth dieses grossen Haufens innere Unruhen und eine höchst gefahrvolle Krisis hervorbringen würden; die grosse Theurung und die Besorgnisse vor zehn Jahren sind nicht vergessen.

Allein wir reden hier von einem Falle, der wirklich nicht eintreten kann. Denn was ist wohl bis jetzt durch die Sperre bewirkt worden, als dass die brittischen Güter, die sonst frey und in grösseren Quantitäten auf die europäischen Märkte kamen, jetzt contrebandsweise und zu geringeren Quantitäten dahin geführt werden, während in Brasilien und dem spanischen Amerika, wo sie zuvor contrebandsweise und sparsam eingeführt wurden, jetzt nun in viel grösserem Masse und frey eingeführt werden? Die nordamerikanische Republik aber hat ihr Verbot der Einfuhr brittischer Güter dahin beschränkt, dass sie nur nicht auf brittischen Schiffen, sondern auf amerikanischen eingeführt werden müssen, wo denn die Britten nach Gutdünken zügeln und loslassen können.

Wir geben ferner gern zu, dass mit der Zeit alle europäischen Kolonieen, oder ihr gröster Theil sich unabhängig von den Mutterländern machen wird; aber hier ist von einem plötzlichen Abfalle aller von England die Rede, und von der Vernichtung alles brittischen Handels mit ihnen in ihrem unabhängigen Zustande. Denn freylich weiss Jedermann, wie viel ausgedehnter der Absatz brittischer Güter in den vereinigten Staaten von Amerika nach dem Abfalle ward, was er je zuvor war. Vieles vermögen die Regierungen, vieles vermag ein mächtiger Feind: aber man darf auch nicht vergessen, dass der Verkehr unter den Völkern grösten Theils auf gefühlten wechselseitigen Bedürfnissen beruht, und dass diese den Massregeln der Regierungen widerstreben, obwohl durch diese der Verkehr gestört werden kann; man darf nicht vergessen, welche Mittel England durch seine Seemacht zu Gebote stehen, und welche neue Wege es sich durch sie, durch sein Capital und durch seine Energie zu öffnen vermag.

Es giebt nur Ein wirksames Mittel: *delenda est Carthago!* aber die Sache hat ihre Schwierigkeit, wie man sagt, und der Argus meinte unlängst, die beiden Theile könnten neben einander ja auch bestehen. Es kann unter Verständigen nicht die Frage seyn, was das Wünschenswertheste wäre.

Wir haben uns länger bey diesem Werke verweilt, als sein Gehalt zu fodern scheint, diess deswegen, weil die ganze gebildete Welt an Beantwortung der aufgeworfenen Frage Theil nimmt. Das Werk, das uns dazu Veranlassung gab, können wir nur für ein Pamphlet halten, aber als solches müsste es fasslicher für die lesende Menge geschrieben seyn. Dass die fünfte Ausgabe davon erschienen ist, beweiset nichts, denn andere Pamphlets haben in England funfzig erlebt. *John Bull* hört es gern, selbst wenn an der Brochüre Manches auszusetzen ist, wenn man ihm sagt, dass sein Old England unabhängig von der gesammten Welt sey; er hört es um so lieber, wenn diess ihm ein Landsmann zur Erwiederung auf den Schimpfnamen sagt, der von jenseits herüber scholl: *Krämer-Nation. John Bull* lieset eben so gern die anderen Pamphlets, die ihm durch stattliche Rechnungen beweisen, wie man den fremden Völkern das Fett abzapft, er ist eine etwas beschränkte, aber kräftige Natur, und hat von der Allerwelts-Liebe nie viel gehalten, weil man damit unter den Völkern nicht viel ausrichtet: *exempla sunt odiosa.* Die Edlen unter dem edlen Volke haben beide Sätze immer richtiger gewürdigt.

Der Rec. kennt das Original nicht; beym Lesen der Übersetzung ist er nicht angestossen, sie scheint ganz gut, und man kann dem Übersetzer danken, dass er uns von den Ansichten, die jenseits des Canals herrschen, von denen wir so wenig jetzt vernehmen, diess mitgetheilt hat. Geschrieben ist die Abhandlung in den Jahren 1805 oder 1806, die letzte Ausgabe ist 1808 erschienen. S.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 7 JULIUS, 1810.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Jena, b. Frommann: *Additamenta Animadversionum in Athenaei Deipnosophistas.* In quibus et multa Athenaei et plurima aliorum scriptorum loca tractantur. Auctore *Friderico Jacobs.* 1809. XII et 399 S. 8. (1 Rthlr. 20 gr.)

Wieviel auch nach den vielseitigen Bemühungen scharfsinniger Kritiker und nach der gelehrten Behandlung des neuesten Herausgebers zur Berichtigung und Erläuterung der Deipnosophisten des Athenäus übrig bleibe, und wie sehr jeder neue Beytrag zur Vollendung des reichhaltigen und mannichfaltig belehrenden Werkes unseren Dank verdiene, bedarf keiner langen Erinnerung. Der gelehrte Herausg. dieses Beytrages kann auf diesen Dank um so mehr Anspruch machen, da seine Bemerkungen nicht die Frucht eines kurzen und oberflächlichen Studiums sind, sondern, auch ohne die ausdrückliche Erwähnung des Vfs., ein tieferes Eindringen und längeres Forschen nach Wahrheit verrathen. Schon ehe Hr. *Schweighäuser* den Athenäus zu bearbeiten schien, hatte Hr. *Jacobs* demselben seine Aufmerksamkeit geschenkt, welche durch die Erscheinung der neuen Ausgabe mehr verstärkt als geschwächt ward. Viele seiner Bemerkungen legte er in der Allg. L. Z. nieder, aus welcher sie Hr. *Schweighäuser* in seine Zusätze zum Athenäus eintrug: diese findet man hier theils verbessert, theils mehr begründet und mit vielfachen Belegen ausgestattet, theils mit einer reichen Nachlese vermehrt. Ganz neu sind die meisten Anmerkungen zu den drey ersten Büchern, alle zum fünften, vierzehnten und funfzehnten Buche, und die übrigen Bücher sind wenigstens nicht ohne zahlreiche Nachträge geblieben; dagegen Manches wieder weggelassen worden, was dem Herausgeber bey der neuen Durchsicht zu unbedeutend oder zu wenig begründet schien. Dabey sind auch, wie schon der Titel anzeigt, andere Schriftsteller nicht leer ausgegangen, wo sich die Gelegenheit zur Erläuterung oder Berichtigung einzelner Stellen derselben darbot, wiewohl manche dieser Conjecturen schon in gelehrten Zeitungen niedergelegt waren. Ob sich unter der grofsen Anzahl von Bemerkungen einzelne finden, die ohne des Vfs. Wissen Andere schon früher äufserten, z. B. gleich S. 8 zu Athen. I, 11 c. (s. unsere Bemerk. in dieser Zeit. 1806 October S. 144), ferner zum archilochischen Bruchstück Athen. III, 76. b. (s. unsere Bemerk. in dieser Zeit. 1807 October S. 123) u. a. mehr, kann uns bey einem Gelehrten, der nicht gewohnt ist, sich mit fremden Federn zu schmücken, gleichgültig seyn. Eben so überflüssig würde es seyn, durch Aufzählung einzelner Conjecturen die grofse Gelehrsamkeit und Gründlichkeit zu zeigen, welche sich überall in dem reichen Schatze von Bemerkungen offenbart. Es sey uns daher mit Übergehung alles ferneren Lobes, welches der Vf. in vollem Mafse verdient, erlaubt, zur Steuer der Wahrheit nur dasjenige auszuheben, was uns Gelegenheit giebt, zur Berichtigung einzelner Stellen noch Manches beyzutragen, oder gelegentlich den Vf. auf die von ihm ganz unbeachtet gelassenen Bemerkungen zu verweisen, welche *Schweighäuser* im 8ten Bande seiner *Animadvers.* und wir in dieser Zeitung 1806 Oct. S. 121 — 156. 1807 May S. 321 — 328. Octob. S. 121 — 134 u. Febr. S. 263 f. niederlegten. Dafs wir nicht Alles berücksichtigen, sondern nur hin und wieder etwas ausheben, das uns bey der Durchsicht gerade auffiel, wird uns bey einem so reichhaltigen Buche und bey dem beschränkten Raume dieser Blätter Niemand verargen. Wir wenden uns, unbekümmert um die gelegentlichen Verbesserungen anderer Schriftsteller, sogleich zum zweyten Buche des Epitomators.

S. 35 A. II, 1. Hr. *Jacobs* wiederholt hier die Bemerkung, die Hr. *Schweighäuser* schon in seinen *Animadvers.* T. VIII p. 397 anführte, dafs das Bruchstück des Melanippides also abzutheilen sey:

— — — — — — Ἐπώνυμον,
ὦ δέσποτ', Οἶνος Οἰνέως. — — —

mit dem Zusatze: *Nihil excidit.* Allein eingeschaltet ist schon vom ersten Herausgeber ὦ um des jambischen Metrums willen. Wer möchte einen Dithyrambendichter mit dem nämlichen Mafse messen, womit man die Dramatiker misst? Ist Hr. *Jacobs* im Stande, auch die übrigen Bruchstücke des Melanippides jambisch abzutheilen? Das einzige, welches ähnlichen, meistens trochäischen Rhythmus hat, ist das bisher noch unenträthselte, S. 631 f., XIV, 66, welches Hr. *Jacobs* ohne alle Rücksicht auf das Metrum, und mit kühnen Abweichungen von der handschriftlichen Lesart also schreibt: *Τῶν γὰρ Ναΐδων, οὐκ ἀνθρωπίνων φόρευν μορφᾶν εἶδος, οὐδ' ἔργματα γυναικεῖ' ἄνεχον, ἀλλ' ἐν ἁρμάτεσσι διφρούχοις ἐγυμνάζοντ', ἀν' ἀνήλια ἄλσεα πολλάκι θήραις φρένα τερπόμεναι, ἱερόδακρυ λίβανον, εὐώδεις τε φοίνικας κασίαν τε πατεῦσαι, τέρενα Συρίας γεννάματα.* Hr. *Jacobs* bemerkte so wenig als seine Vorgänger, dafs die corrupten Worte *τῶν γὰρ ἀΐδων* noch zu den vorhergehenden Worten des Athenäus gehören, und

τῶν Δαναΐδων lauten. Trennt man diese Worte von den übrigen ab: so ergiebt sich mit unbedeutenden Veränderungen weniger Buchstaben folgender Rhythmus:

Οὐ γὰρ ἀνθρώπων φόρευν μορφὰν ἐς εἶδος, οὐδὲ τὰν
αὐτὰν γυναικείαν ἔχον·
ἀλλ' ἐν ἁρμάττεσσι διφρούχοις ἐγυμνάζοντο δή,
ἐνυαλίαις δὲ πολλάκι
θερσὶ φρένα τερπόμεναι,
ἱερόδακρυ λίβανον εὐώδεις τε φοί —
νικας κασίαν τε πατεῦν,
τέρενα Συρίας σπέρματα.

S. 35. E. II, 2. Hr. *Jacobs* giebt sich viel Mühe, seine Abänderung des ἀνθρώπων πρύτανιν in ἐράνων πρύτανιν zu begründen; allein kann hier die Gleichheit des Sylbenmasses entscheiden,

Ἀδαμνον παῖδα, ταυρωπὸν, νέον οὐ νέον,
ἥδιστον πρόπολον
βαρυγδούπων ἐρώτων, οἶνον ἀερσίπνουν (oder ἀερσίνουν)
ἀνθρώπων πρύτανιν·

so behält die handschriftliche Lesart den Vorzug. Das Bruchstück S. 36. A. II, 2, schreibt Hr. *Jacobs* noch dem Arzte Mnesitheus zu, ungeachtet es Hr. *Schweighäuser* schon in den Animadv. T. VIII. p. 397, und im Anhange zu seiner *Cebetis tabula* aus triftigem Grunde dem Komiker Alexis vindicirt hat. Hr. *Jacobs* meint, im 11ten Verse dieses Bruchstücks werde nichts gebessert, wenn Hr. *Schweighäuser* die handschriftliche Lesart εὐθυμίαν φέρει· ἐὰν δ' ὑπερβάλῃς, ὕβριν beybehaltend, nur ἐὰν in ἂν abändere, und schlägt daher, wie öfter, eine Versetzung der Wörter vor: εὐθυμίαν, ἂν δ' ὑπερβάλῃς, ὕβριν φέρει. Dadurch wird aber das Übel noch ärger, weil die letzte Sylbe in εὐθυμίαν nicht kurz seyn kann. Am besten ist es, das Verbum φέρει herauszuwerfen, welches das folgende ποιεῖ unnöthig macht: εὐθυμίαν· ἐὰν δ' ὑπερβάλῃς, ὕβριν. So bleibt auch hier ἐάν, wie es Hr. *Schweighäuser* in den folgenden Versen hergestellt hat. Im 10ten Verse des folgenden Bruchstückes aus Eubulus sucht Hr. *Jacobs* seine Verbesserung der handschriftlichen Lesart ὥστε καὶ βάλλειν ποιεῖ in ὅς γε καὶ σφάλλει πόδας stärker zu begründen. Warum will man nicht der gewöhnlichen Lesart näher schreiben: ὥστε καὶ σφάλλειν πόδας? Doch warum sollte man nicht auch lesen dürfen, ὥστε κραιπάλην ποιεῖ, oder der Vulgata näher, ὥστε κραιπαλᾶν ποιεῖ? In dem nächstfolgenden Fragmente des Epicharmus will Hr. *Jacobs*, um den Spondeus an die rechte Stelle des Verses zu bringen, θοίνη, ἐκ θοίνης δὲ für θοίνη, ἐκ δὲ θοίνης schreiben, ohne sich an den Hiatus in θοίνη, und an die falsche Länge im vorhergehenden θυσίας zu stossen. Worin der Fehler liege, haben wir schon 1806. Octob. S. 144 erinnert. Auch die Vermuthung des Hn. *Schweighäuser* im letzten Verse dieses Bruchstückes σφαλλός für σφάκελος bringt einen falschen Spondeus in das Metrum: man muss mit Hesychius und Pollux σφαλός schreiben.

S. 38. E. II, 7. will Hr. *Jacobs* ἀκρήτου μένος nach Anleitung der ältesten Ausgaben lesen; allein die Handschriften haben ἀρητυμένοι. Eher möchten wir mit Hesychius ἀρηρυγμένου oder vielmehr ἀρηρυμένου von ἀρύτω für ἀπηντλημένου lesen. S. 44. A. II, 20. Durch die Abänderung des ἐξελαύνειν in ἐξέλα gewinnt Hr. *Jacobs* zwar den gewöhnlichen Verseinschnitt; allein wie will er den Vers ausfüllen?

S. 56. C. II, 47. Im Bruchstücke des Hermippus hebt Hr. *Jacobs* den Hiatus des eingeschalteten αἰεί durch die Veränderung desselben in αἰέν, bemerkt aber nicht den falschen Spondeus im folgenden ἐμβάλλουσι. Soll daher αἰεὶ oder αἰὲν eingeschaltet werden: so muss es hinter ἐμβάλλουσιν geschehen; doch scheint eher etwas anders zu fehlen. S. 63. C. II, 63. Für ἀνταλλάσσονται will Hr. *Jacobs* in dem Bruchstücke des Epicharmus, oder vielmehr, wie Hr. *Jacobs* nicht ohne Grund vermuthet, eines attischen Dichters, zur Berichtigung des Metrums ἀντάλλασσε, παῖ oder ἀντ. δή lesen: der handschriftlichen Schreibart näher kömmt ἀνταλλάσσομαι. Wegen des folgenden Verses hat Hr. *Jacobs* *Schweighäusers* Supplemente p. 513 nachzusehen vergessen. S. 68. C. II. 78. Statt der Belege, dass man auch Λαερτίου für Λαέρτου gesagt habe, hätten wir den Beweis gewünscht, dass die erste Sylbe dieses Namens kurz gebraucht werden könne, wie Hr. *Jacobs* mit Hn. *Schweighäuser* annimmt, vrgl. 1806. Oct. S. 144.

S. 76. C. III, 10. Den Vers des Epicharmus Ἀλλ' οὐχ ὅμοιά γ' ἐρίνοις οὐδαμῶς will Hr. *Jacobs* auf folgende Weise ausfüllen: Ἀλλ' οὐχ ὅμοια ταῦτά γ' ἐρίνοις οὐδαμῶς. Allein wenn das bekannte Bruchstück S. 49. C. II, 32 zu demselben Drama gehört, wie Hr. *Schweighäuser* vermuthet: so ist hier wohl kein jambischer Vers von drey Tacten, sondern ein trochäischer von vier Tacten zu suchen. Ausserdem würde τάδε dem Rhythmus, τοῖα der Ähnlichkeit des vorhergehenden Wortes angemessener seyn als ταῦτα; doch ergänzt man vielleicht richtiger ἐστίν, wie in dem eben angeführten Bruchstücke — υ — Ἀλλ' οὐχ ὅμοιά γ' ἔστ' (f. ἐντ') ἐρίνοις οὐδαμῶς. S. 81. D. III, 21. Für Κυδωνίοις μήλοισιν εἰς τὰ τιτθία will Hr. *Jacobs* lesen ἴσα τιτθία; aber hat ἴσα einerley Bedeutung mit ὅμοια? Dieses gehet auf die Qualität, wie das lateinische *similis*, jenes auf die Quantität, wie das lateinische *par*. S. 84. C. III, 27. Den irrig für unrichtig gehaltenen Rhythmus in ὡς συνγενεῖς. Τὴν γὰρ Ἀφροδίτην ἐν Κύπρῳ, will Hr. *Jacobs* durch die Versetzung Ἀφροδίτην γὰρ verbessern; aber hatte er vergessen, den homerischen Hymnus an die Venus nachzusehen, dass er die erste Sylbe in Ἀφροδίτην für lang, und die dritte für kurz hielt? Warum ferner übersah Hr. *Jacobs* den fehlerhaften Ausgang des nächstvorhergehenden Verses Αὗται τὲ ῥοαί γ'? sollte man nicht vielmehr αὗταί γε δὲ ῥοαί schreiben?

S. 85. E. III, 31 schlägt Hr. *Jacobs* für ἀντὶ τοῦ vor ἐντὶ δ' αὖ; allein theils muss ἔντι accentuirt werden, theils ist κἄντι που oder κἄντι τοι der handschriftlichen Lesart näher. Ausserdem fragt es sich, ob man nicht, nach der Analogie von δελφῖνα, im Folgenden τελλῖνα für τέλλιν schreiben soll? So könn-

te man denn auch S. 86. A. Κάντι τελλίνων lesen, vergl. Octob. 1806. S. 145. — S. 92. D. III, 44 schlägt Hr. *Jacobs*, statt der casaubonischen Verbesserung τελλῖναί τε, der corrupten Lesart näher τέλλινές τε vor; aber muss nicht, wie δελφῖνες, so auch τελλῖνες accentuirt werden? und hat außer Epicharmus wohl ein Anderer die Form τελλίς gebraucht? Aus der eben erwähnten Stelle scheint das Gegentheil hervorzugehen.

S. 95. F. III, 49. In dem aristophanischen Fragmente Ἀκροκώλια, ἄρτοι, κάραβοι will Hr. *J.* den Hiatus dadurch heben, dass er mit ἄρτοι einen neuen Vers anfangen läfst. Er brauchte nur das α in ἀκροκώλια zu apostrophiren, wie es bey Neutris gewöhnlich ist: so kam ἀκροκώλια in dieselbe Stelle des Verses, wie in dem nächstvorhergehenden Bruchstücke. Diess ist um so mehr vorzuziehen, da κάραβοι die erste Sylbe in Jamben lang zu haben pflegt. Zum Beweise mögen ein paar von Hn. *J.* selbst behandelte Bruchstücke dienen, als 1) des Alexis S. 63 E. II, 64, wo im folgenden Verse ὤ', ἀκροκώλια für ὠά, ἀκροκώλια zu schreiben ist, 2) des Ephippus, nicht des Antiphanes, wie Hr. *Jacobs* meint, S. 354 b. VIII, 58 v. 5.

S. 99. A. III, 54. Hr. *Jacobs* bemerkt, dass εἶη, τόθεν einen Kretikus statt Trochäus bilde, giebt aber kein Mittel der Verbesserung an. Wir haben darüber 1806. Octob. S. 146 gesprochen. S. 131. E. IV, 7 v. 59 bemerkt Hr. *Jacobs* ebenfalls das Mangelhafte in den Anapästen μύες, ὄστρεα, ohne ein Mittel der Verbesserung anzugeben. *Schweighäusers* Vermuthung μύες τ' ὄστρεα befriedigt ihn nicht, weil alles Übrige ohne τε aufgeführt sey. Allein eben desswegen konnte τε leicht ausgelassen werden; der Fehler liegt vielmehr in der falschen Länge, da *Schweighäuser* μῦες für μύες schreibt; vergl. *Schweigh.* zu VII, 308. E. Man schreibe μύες, ὄστρεά τε oder μύες, ὄστρεια: so wird die kurze Endsylbe durch die Position des folgenden κτένες gehoben. Im 68 Verse vermuthet Hr. *Jacobs*, dass nach λευκὸς ein Beywort des Weines, z. B. μαλακός, ausgefallen sey: vielleicht hiess es λευκὸν γλεῦκος, da γλεῦκος eben so leicht wegen des vorhergehenden λευκόν, als wegen des folgenden γλυκύς, ausfallen konnte. So steht λευκὸν γλεῦκος, S. 133. E. IV, 11 v. 10. Für δέξεσθ' ὑμᾶς, wofür Hr. *Jacobs* δέξονθ' vermuthet, hat *Schweighäuser* schon Animadv. VIII, S. 419 das richtigere δεξόμεθ' angeführt.

S. 140. E. IV, 17 schlägt Hr. *Jacobs* vor φύλλα τῶν δειπνῶν καταλέξεις; ihm entging unsere Bemerkung 1806. Octob. S. 146, dass dieses Bruchstück ein trochäischer Vers sey. S. 161. B. IV, 53 stellt er den Rhythmus des antiphanischen Bruchstückes dadurch her, dass er σκορόδια für σκόροδα schreibt, so wie auch S. 170. B. IV, 69 σκόροδον mit σκορόδιον verwechselt ist. Hienach könnte man vielleicht auch S. 372. A. IX, 13 lesen: Ἐν δὲ σκορόδιά τε δύο καὶ γαδυλλίδας, wenn man nicht ἐν δὲ σκόροδα δύο, δύο καὶ γαθ. vorziehen will.

S. 224. F. VI, 5 verbessert Hr. *Jacobs* den Versausgang τὰς ὀφρῦς ἐπὰν ἴδω in τὰς γ' ὀφρῦς ἐπὰν ἐσίδω; so auch V. 6, wo Hr. *Schweigh.* wohl besser ἐπάν γ' ἴδω vermuthet. Warum will man aber nicht lieber ἐπεὰν ἴδω oder ἐπὴν ἴδω schreiben, wie man im vorhergehenden Bruchstücke des Antiphanes ἐὰν ἴδω findet? Wie aber, wenn ἄν aus ἐάν contrahirt lang wäre? so bedürfte es auch im folgenden Bruchstücke des Diphilus nicht der *jacobsischen* Änderung des ἂν ἐρωτήσῃς in ἐὰν oder ἣν ἐρ. Wo nicht: so möchte hier sowohl, als in dem Bruckstücke des Alexis, V. 8 ἐπερωτήσῃς die richtige Lesart seyn. Auch in dem Bruchstücke des Amphis V. 5 hat *Schweigh.* mit Unrecht ἐὰν für ἂν ἐπερωτήσῃ τις aufgenommen, wie es auch V. 3 für ἄν τι ἐπερωτᾷ τις heissen muss.

Da Hr. *Jacobs* in seiner ersten Bemerkung zum neunten Buche des Athenäus wiederholt, was Hr. *Schweigh.* schon aus der Hall. A. L. Z. im 8 Bande der Animadv. S. 458 anführt, dass das von *Schweigh.* als Ausgang eines trochäischen Verses betrachtete Bruchstück des Epicharmus S. 366 B. IX, 1 ein vollständiger jambischer Vers sey: so möchte hier eine Übersicht aller epicharmischen Fragmente bey Athenäus nicht am unrechten Platze stehen, zumal da das Verzeichniss derselben im *Indic. Auct.* bey *Schweigh.* nicht vollständig, und der gröfste Theil derselben corrupt ist. Die von *Schweigh.* im *Indic.* übersehenen Stellen bezeichnen wir mit †, und Stellen, worin Epicharmus bloss genannt, oder nur irgend ein Ausdruck desselben angeführt wird, übergehen wir ganz. Dass Hr. *Jacobs* selbst die beiden Senarien II, 63. S. 63. c. dem Epicharmus abspricht, ist oben schon erinnert worden; ein anderes II, 52. S. 58. d. gehört dem Antiphanes zu. Die Anapästen II, 50. S 57. d. ausgenommen, sind alle aus unbekannten Dramen angeführten Bruchstücke trochäisch, wie das oben erwähnte II, 3. S. 36. c. d. und das vielbesprochene II, 32. S. 49. c., welches neben dem schon angeführten III, 10. S. 76. c. dem Drama Σφίγξ anzugehören scheint. Nur um eine Sylbe zu kurz ist II, 46. S. 56 a., um drey Sylben zu kurz, und daher einem jambischen Senar gleich, II, 53. S. 59. c. Um eine Sylbe kürzer am Ende ist II, 57. S. 60. f. nach *Schweigh.* Verbesserung; um vieles kürzer II, 68. S. 64. f. und II, 79. S. 68. f. Über II, 83. S. 70. f. und 71. a. haben wir 1806. Octob. S. 145 gesprochen, wo jedoch noch einiges zu ändern seyn möchte. Vollständig ist der Vers VII, 80. S. 308. c., VIII, 64, S. 362. d. und VIII, 65. S. 363. f. u. XI, 57. S. 479. b., welcher nach XIV, 59. S. 648. d. dem Drama Χείρων angehört. Einige andere Bruchstücke gehören zum Drama Ἥβας γάμος, dessen neue Überarbeitung den Titel Μῶσαι führte. III, 75. S. 110. b. Ob dahin auch das Bruchstück VII. 69. S. 304 e. zu zählen sey, wie *Schweigh.* vermuthet, könnte zweifelhaft scheinen, da nicht nur der zweyte Vers sich an keiner anderen Stelle wiederfindet, sondern auch der erste in der Schreibart κορακοειδέες von den anderen Stellen abweicht, in welchen dieses Beywort κοριοειδέες lautet. Allein da sich diese Bedenklichkeiten durch die Betrachtung heben lassen, dass man auch andere Stellen in der

zweyten Überarbeitung sehr verändert findet: so wollen wir *Schweigh.* Vermuthung gelten lassen, und auch jenes Bruchstück mit den übrigen in Verbindung setzen. Eine solche Verbindung mehrerer zusammengehörender Bruchstücke ist höchst nöthig, um alle, so viel möglich, in ihrem wahren Zusammenhange darzustellen, und durch gegenseitige Vergleichung derselben die Widersprüche zu heben, welche sich noch in der Ausg. *Schweigh.* finden. Wir verbinden also zuerst VII, 69. S. 304. e. mit VII, 15. S. 282. a., wo das voranstehende Fragment des Numenius die Verbesserung des corrupten *ψύχει* in *Φυκίδες* darbietet (man vergl. VII, 110. S. 319. c. u. *Schweigh.* Not.), ferner mit VII, 30. S. 288. b. VII, 78. S. 307. c. VII, 81, S. 308. e. und † VII, 121. S. 322 f. und erhalten dadurch folgendes Fragment:

Ἦν μύες, ἀλφησαί τε, κορακῖνοι τε κοριοειδέες,
[τίονες δ', ἱππίδια λεῖα, Φυκίδες ἁπαλοκουρίδες.]
αἰολίαι, πλῶτές τε, κυνόγλωσσοί τ'· ἐνῆν δὲ σκιαθίδες.

VII, 30. S. 288 b. † VII, 72. S. 306 a. VII, 181. S. 326. e. VII, 139. S. 330. a. *Ἦν δ' ὑαινίδες τε, βούγλωσσοί τε, καὶ κίθαρος ἐνῆς.* VII, 131. S. 326. e. VII, 137. S. 328. c. *χαλκίδες θ', ὕες τε, ἱερακές τε, χὡ πίων κύων.* † VII, 110. S. 319. b. † VII, 122. S. 323. c. *Κομαρίδας τε, καὶ κύνας, κέςρας τε, πέρκας τ' αἰόλας.* Hingegen VII, 122, S. 323 a. *χαλκίδας τε, καὶ κύνας, κέστρας τε, πέρκας τ' αἰόλας.* † VII, 27. 286. f. VII, 75. S. 306. c. *Ἔτι δὲ ποττούτοισι βῶκες, σμαρίδες, ἀφύαι, κάμμοροι.* Man erlaube hier das einzige Fragment aus dem Drama *Σειρῆνες* einzuschalten, VII, 6. S. 277. f., weil wir daraus eine Verbesserung zu einem anderen corrupten Bruchstücke hernehmen. Es lautet nach unserer Vermuthung also:

A. *Πρωΐ μὲν γ' ἀτενὲς ἀπ' ἀοῦς ἀφύας ἀποπυρίζομες στρογγύλας, καὶ δελφάκινά γ' ὀπτὰ κρέα καὶ πωλύπους· καὶ γλυκύν γ' ἐπ' ὧν ἐπίομες οἶνον.* B. *Οἴμοι, μοί! τάλας! ὄκκα περὶ σᾶμά με καλοῦσι, τίς κ' ἀλέγει; Φεῦ τῶν κακῶν!* A. *Καὶ παρὰ τρίγλας τε καὶ τε μάχεα κάμιαι δύο διατεταγμέναι μέσαι, ψᾶσσαι τε τοσσαῦται παρῆν, σκορπίοι τε.* — Für *ἀφύας ἀποπυρίζομες* in umgekehrter Ordnung *ἀπ. ἀφ.* zu schreiben, ist unnöthig, da der Acc. pl. der ersten Decl. auch kurz seyn kann, wie in dem oben angeführten Bruchstück II, 68. S. 64. f. *Τάς τ' ἐλαιοφιλοφάγους κιχήλας.* *Παχῆαι* hingegen vor *Κάμιαι* kann auf keine Weise geduldet werden, wesshalb wir für *πάχηα* lieber *τεμάχεα* schreiben, und im Übrigen die handschriftlichen Lesarten, so viel nur möglich, unverändert lassen. Die Erklärung des *περὶ σᾶμα* haben wir gern von **Sam. Petitus** angenommen, aber die Abänderung des *τάλας* in *τάλις* scheint uns zu gesucht. *Οἴμοι τάλας* steht unter anderen auch XIV, 60. S. 649. c. Das *ὄκκα* des *Casaubonus* vor *παρὰ τριγ.* scheint uns der handschriftlichen Lesart zu sehr entgegen; das *ὄκκα* vor *περὶ σᾶμα* haben wir aber durch Versetzung aus dem *ακα* vor *τίς κα* hergenommen, ohne sonst etwas Bedeutendes abzuändern. Aus dem Worte *κάμιαι* nehmen wir die Verbesserung des Bruchstückes VII, 26. S. 286. b. her, wo das Metrum allen von *Schweighäuser* angeführten Conjecturen widerstrebt, die *villebrune'sche* ausgenommen, wenn man schreibt: *ἦν δὲ χᾶμαι καὶ βάτοι.* Wir lesen also:

Ἦν δὲ νάρκαι καὶ βατίδες· ἦν δὲ ζύγαιναι, πρίστιες,
κάμιαι γε καὶ βάτοι, ῥίναι τε τραχυδέρμονες.

Hiemit verbindet Eustath. zu Il. ρ. S. 1148 eins der Bruchstücke II, 69. S. 65. b., welche Athenäus IX, 58. S. 398. d. vollständiger wiederholt. Sie lauten nach unserer Vermuthung also:

— — — — — — — Λαμβάνοντι γάρ
ὄρτυγας, στρουθούς τε, κορυδαλλούς τε Φιλοκονείμονας,
τέτραγας, σπερματολέγους τε, κάγλαὰς συκαλλίδας.

Ἦν δ' ἐρωδιοί τε πολλοὶ μακροκαμπυλαύχενες.
τέτραγές τε σπερματολόγοι, κάγλααὶ συκαλλίδες.

VII, 93. S. 313. d. VII, 117. S. 321. c. VII, 128. S. 325. f.

Ἦν δὲ σαργῖνοι τε, μελάνουροί τε, καὶ ταὶ φίντατι
ταινίαι, λεπταὶ μέν, ἀδέαι δέ, κὠλίγου πυρός.

VII, 117. S. 321. b. und VII, 107. S. 318. c. VII, 124. S. 323. f.

Αἱ δὲ λῆς, σαργοί τε, χαλκίδες τε, καὶ τοὶ πόντιοι
Πώλυποί τε σηπίαι τε, καὶ ποταναὶ τευθίδες,
χὰ δυςώδης βολβίτις, γέῤῥαι τ' ἐριθακώδεες.

VII, 118. S. 321. d. VII, 133. S. 327. c.

Ἀόνες, Φάγροι τε, λαβρακές τε, καὶ ταὶ πίονες
σκατοφάγοι σάλπαι βδελυχραί, ἀδέαι δ' ἐν τῷ θέρει.

† VII, 115. S. 320. f. VII, 45. S. 295. b. *Σκορπίοι τε ποικίλοι, σαῦροί τε, γλαῦκοι πίονες.* Aus den *Musen* wird der letzte Halbvers etwas verschieden angeführt *γλαῦκοί τε, σαῦροι πίονες·* vergleicht man aber mit dem Anfange dieses Verses das Ende des obenangeführten Bruchstückes der *Sirenen:* so möchte man glauben, dass die Musen und Sirenen nur verschiedene Namen Eines Drama's wären. Allein die Vergleichung von VII, 115. S. 321. d., wodurch zugleich unsere Vermuthung, dass man *ψᾶσσαι* für *Φᾶσσαι* schreiben müsse, bestätigt wird, lehrt, dass das von *Schweigh.* übersehene Bruchstück VII, 84. S. 309. e. *κάγλαοὶ κόκκυγες· οὓς παρσχίζομες πάντας, ὀπτᾶντες δὲ χάδύναντες αὐτοὺς χναύομες,* die Fortsetzung des angeführten Bruchstückes aus den *Sirenen* sey.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

FORTSETZUNGEN.

Halle, b. Kümmel: *Journal für Prediger.* 55ster Band. 1 — 4 Stück. 1809. 604 S. 8. (1 Thlr. 8 gr.) Auch unter dem Titel: Neues Journal für Prediger. 35ster Band 1 — 4 Stück.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 9 JULIUS, 1810.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Jena, b. Frommann: *Additamenta Animadversionum in Athenaei Deipnosophistas.* — Auctore *Friderico Jacobs* etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

VII, 94. S. 313. e. VII, 116. S. 321 a.

Καὶ χελιδόνες γε, μύρμαι, τοί γε κολιᾶν μέζονες
ἐστὶ καὶ σκόμβρων, ἀτὰρ τᾶν θυννίδων γε μήονες.

† VII, 16. S. 282. b. † VII, 135. S. 328. a.

Καὶ ξιφίας χρομίας θ', ὃς ἐν τῷ ἦρι καττὸν Ἀνάνιον
ἰχθύων πάντων ἄριστος, ἀνθίας δὲ χείματι.

VII, 28. S. 287. b. VII, 71. S. 305. c. Βαμβραδόνες, κίχλαι τε, καὶ λαγοί, δράκοντές τ' ἄλκιμοι. VII, 68. S. 304. c. VII, 111. S. 319. d. VII, 135. S. 328. b. Κωξόρυγχοι ῥαφίδες, ἵππουροί τε, καὶ χρυσόφρυες. VII, 83. S. 309. d. Τρυγόνες τ' ὀπισθόκεντροι, καὶ χαλαυροὶ κωβιοί. III, 41. S. 91. c.

Καρκίνοι θ' ἵκοντ', ἐχῖνοι θ', οἳ καθ' ἁλμυρὰν ἅλα
νεῖν μὲν οὐκ ἴσαντι, πεζᾷ δ' ἐμπορεύονται μόνοι.

VII, 90. S. 312. c. Οὔτε γόγγρων τις παχήων, οὔτε μυραινᾶν ἀπῆς. VII, 125. S. 324. e. † VII, 29. S. 288. a. Ἄγε δὴ τρίγλας τε κυφὰς κἀχαρίστους βαιόνας. VII, 99. S. 315. f. VII, 134. S. 327. f. Μεγαλοχάσμονάς τε χάννας κηκτραπελογάστρους ὄνους. † VII, 119. S. 322. b. ohne Angabe des Dramas. Συναγρίδας, μαζούς τε, συνόδοντάς τ' ἐρυθροποικίλους. VII, 17. S. 282. d.

A. Τόν τε πολυτίματον ἔλοπ'. B. Αὐτὸς δὲ χαλκοῦ ὤνιος.
A. Ἕνα μόνον, καὶ τῆνον ὁ Ζεὺς ἔλαβε κηκελήσατο
κατθέμεν γ' αὐτῷ τέ οἱ, καὶ τᾷ δάμαρτι θάτερα.

VII, 114. S. 320. c. VII, 113. S. 319. f.

Αὐτὸς ὁ Ποτειδὰν ἄγων γαύλοισιν ἐν Φοινικικοῖς
ἦνε καλλίστους, ἀλιευτὰν ἀγανὰς ἀγεμών, σκάρους,
καὶ σκάρους, τῶν οὐδὲ τὸ σκῶρ θεμιτὸν ἐκβαλεῖν θεοῖς.

III, 30. S. 85. c. d. e.

— — — — Ἄγει δὲ παντοδαπὰ κογχύλια
λεπάδας ἀσπέτους, ἀβύσσους κηκβόλους, καὶ τήθυα,
χαλβαλάνους πορφύρας, ὀςρεῖα συμμεμυκότα,
τὰ διελεῖν μὲν ἐστι χαλεπά, καταφαγεῖν δ' εὐμαρέα·
μύας, ἀναρίτας τε, καρύκας τε, καὶ σκιφύδρια,
τὰ γλυκέα μὲν ἐντ' ἐπέσθειν, ἐμπαγῆμεν δ' ὀξέα·
τούς τε μακρογογγύλους σωλῆνας. Ἁ μέλαινά τε
κόγχος, ἅπερ κογχοθήρα πᾶσιν ἐστ' ἰσωνία·
θάτεραι δὲ ταὶ κόγχοι τε, ταὶ ἀμαθίτιδές τε καὶ
ἀδόκιμοί τε κήγονοι, τὰς τοὶ μὲν ἀνδροφυκτίδας
πάντες ἄνθρωποι καλέοντ', ἄμμες δὲ λευκὰς τοὶ θεοί.

Über das folgende Bruchstück, so wie über VII, 31. S. 86. a. haben wir oben schon gesprochen: so bleibt aus diesem Drama noch das einzige Bruchstück übrig, III, 64. S. 105. b., welches *Schweigh.* schon ganz richtig hergestellt hat. Am nächsten verwandt war diesem Drama nach *Aelian. de nat. anim.* XIII, 4 Γᾶ καὶ θάλασσα, woraus gleich das folgende Bruchstück κάστακοὶ γαμψώνυχοι genommen ist; ferner III, 67. S. 106. e. κουρίδες Φοινίκιαι; VII, 92. S. 313. a. ὄκχ' ὀρῆ βῶκάς τε πολλοὺς καὶ σμαρίδας; IX, 9. S. 370. b. ναὶ μὰ τὰν κράμβαν; XIV, 58. S. 648. c. πόλτον ἕψειν ὄρθριον. So wie alles dieses Bruchstücke trochäischer Verse sind: so auch aus dem Drama Διόνυσοι, IV, 47. S. 158. c. χύτρα δὲ φακέας ἥψετο; aus dem Drama Βάκχαι, III, 68. S. 106. f. καὶ τὸν ἄρτον ἐπικαλύψας ἐπιπλόῳ; aus dem Drama Κωμασταί, IX, 41. S. 389. a. Σηπίας τ' ἄγον νεούσας, πέρδικάς τε πετομένους; aus dem Drama Κύκλωψ, XI, 99. S. 498. e. Φέρ' ἐγχέας ἐς τὸ σκύφος, und IX, 1. S. 366. b. χορδαί τε ἀδύ, ναὶ μὰ Δία, χὼ κωλεός. So auch aus dem Drama Μεγαρὶς l. l.

— — Ὀρία τυρίδιον, κωλεοί,
σφονδύλοι, τῶν βρωμάτων δὲ οὐδὲ ἕν. — — —

und VII, 26. S. 286. c.

Τὰς πλευρὰς οἷόν περ βατίς·
τὰν δ' ὀπισθίαν ἔχησθα γ' ἀτενὲς οἷόν περ βάτος·
τὰν δὲ κεφαλὰν ὀστέων, οἷόν περ ἔλαφος, οὐ βατίς·
τὰν δὲ λαπάραν σκορπίος παῖς οἷον ἐπιθαλάττιος.

Ὀδυσσεὺς αὐτόμολος, IX, 17. S. 374. e. Siehe *Schweigh.* u. III, 92. S. 121. b. S. 1806. Octob. S. 146.

Über III, 31. S. 85. e. 86. a. u. IX, 13. S. 372. a. haben wir oben gesprochen. Ob das letztgenannte Bruchstück jambisch oder trochäisch sey, lässt sich wegen der zweifelhaften Lesart nicht bestimmen; doch ist das zweyte Bruchstück aus demselben Drama XIV, 24. S. 628. b. ein jambischer Senarius. Dass auch das Bruchstück aus dem Drama Θεαροί, III, 68. S. 106. f. ὀσφύος τε πέρι κἀπικλόου als das Ende eines jambischen Senarius zu betrachten sey, räth ein anderes Bruchstück IX 75. S. 408 d. VIII, 63. S. 362. b., welches wir nunmehr also lesen:

Κιθάρα, τριπόδες, ἅρματα, τράπεζαι χάλκεαι,
χειρόνιβα, λοιβίδια, λέβητες χάλκεοι,
κρατῆρες, ὀδελοί· τοῖς γα μὰν ὕπαι ὀδελοῖς l. ὑπ' αὖ.

κάλῳ τε βαλλίζοντας, ὅσσον χρῆμα δή.
Si quis sub hisce verubus lignoque ballizaret, quam mirum!

Anspielung auf die ὀβελιακολύχνια und ξυλολυχνοῦχοι, XV, 61. S. 701. e. Auch das Bruchstück aus dem Drama Λόγος καὶ λογ. III, 67. S. 106. e. ἀφύας τε, κωρίδας τε καμπύλας scheint jambisch zu seyn, wenn man damit das Wortspiel VIII, 20. S. 338. d. vergleicht. Hält man dieses Wortspiel mit IV, 16. S. 139. b. zusammen: so erscheint auch dieses Bruchstück als jambisch:

— — — — Ἐκάλεσε γάρ τύ τις
ἐπ' αἶκλον ἑκών· τὺ δὲ ἑκὼν ᾤχεο τρέχων.

Aus jambischen Senarien bestehen auch die Bruchstücke desselben Drama's, VI, 28. S. 235. f. — 236. b. Das erste derselben, worin der Parasit unter dem Namen ἀείσιτος vorkommt, ist also zu lesen:

Ἀλλ' ἄλλος οὗ' ἕστηχ' ὧδε τεῖδε κατὰ πόδας
τὸν ῥαδίως λαψῇ τυ, καίτοι νῦν γα θὴν
εὔοινον, ἀείσιτον. Ἀλλ' ἔμπας ὅδε
ἄμυστιν ὥσπερ κύλικα πίνει τὸν βίκον.
At alius iste stat hic illius (parasiti) ad pedes,
quem facile excipies, licet nunc quidem
vinum multum hauriat, tanquam parasitum. Hic contra
(parasitus) uno haustu velut calicem ebibit doliolum.

Ῥαδίως steht hier, wie ῥηΐδίως, VII, 81. S. 308. c. und λαψῇ wie λήψῃ, VII, 135. S. 328. a. Bey dem anderen Bruchstücke haben wir nur zu erinnern, dass im fünften Verse das Metrum entweder καὶ αἴκα τις ἀντίου oder καἴ κα τις ἐναντίου zu lesen verlangt, wenn man nicht vielmehr mit *Schweigh.* annehmen will, dass das α der dorischen Partikel κά lang sey. In diesem Falle möchte aber im letzten Verse die *toupische* Verbesserung ἅς κά μ' ἄκρατος vor der *schweighäuserischen* ἅς κά μοι ἄκρ. oder der *jacobsischen* ἅς κ' ἄμμ' ἄκρ. den Vorzug verdienen, wenn man nicht der handschriftlichen Lesart καμῶν näher lesen will: ἅς κα κάμμ' κἄκρατος ἀμφέπῃ φρένας. Aus 6füssigen Jamben besteht auch das Bruchstück X, 1. S. 411. b., aus abgekürzten viertactigen Anapästen hingegen das einzige Bruchstück IV, 81. S. 183. c.

Kehren wir nun zu den *Animadv.* des Hn. *Jacobs* zurück! IX, 9. S. 370. b. stösst sich derselbe ohne Grund an den reinjambischen Vers des Hipponax. S. 1807. Octob. S. 124 ff. Eben so wenig brauchte er IX, 73. S. 407. f. S. 1807. Octob. S. 133 ff. σωρὸν κυάμων τε für σωρόν τε κυάμων zu schreiben. Im Bruchstücke des Diokles X, 28. S. 426. d. hält er die *casaubonische* Verbesserung δεῖ με. B. τὰ τέτταρα καὶ δύο für die einzig richtige. Allein der Artikel scheint in dieser Formel nicht zulässig, und wird auch von Eustathius zu Od. IX, S. 348, l. 50 weggelassen. Was *Schweigh.* als 6füssige Jamben abtheilt, kann auch ein *Trochaicus tetrameter catalectus* seyn.

A. Πῶς δὲ καὶ κεκραμένον πίνειν τὸν οἶνον δεῖ μετά;
B. Τέτταρα καὶ δύο.

Ein solcher Vers ist auch der oben angeführte IV, 17. S. 140 e., ferner VII, 73. S. 306. a., vergl. VII, 25. S. 286. a. Wie nothwendig es sey, das Metrum eines Bruchstückes durch Vergleichung anderer zu bestimmen, lehrt XI, 73. S. 487. a., wo der heroische Hexameter als das Ende eines *Anapaesticus tetrameter catalectus* erscheint, wenn man XII, 28. S. 524 f. dagegen hält: Τί γάρ; ἡ τρυφερὰ καὶ καλλιτράπεζος Ἰωνία, εἴφ', ὅτι πράσσει.

Das Fragment eines Skolions von Pindar, X, 30. S. 427. d., verbessert Hr. *Jacobs* also:

χάριτας τέλει ἀφροδισίων ἐρώτων,
ὄφρ' σὺ χλιαρῶς μειδιῶν,
Ἀγάθωνι καλῷ κότταβον.

Die kühnen Veränderungen des Textes beweist er mit Stellen aus Pindar; allein der Hiatus in τέλει ἀφροδισίων ist durch nichts gerechtfertigt. Über den Rhythmus der beiden ersten Verse haben wir 1806. Octob. S. 142 weitläuftig gesprochen. Im Bruchstücke des Melanippides X, 34. S. 429. c. geben wir schon um des anapästischen Rhythmus willen der Verbesserung νοῦν ἐπλανῶντο vor der anderen ὄμμ' ἐπλ. den Vorzug. Gleichwohl scheint es uns besser, dem anapästischen Rhythmus einen ithyphallischen Ausgang zu geben; daher wir, wenn man nicht die handschriftl. Lesart οὖν ἀπωλλύοντο (S. 1806. Octob. S. 148) beybehalten will, lieber νοῦν ἀπεπλανῶντο lesen, auch um der von Hn. *Jacobs* angeführten Beyspiele willen. Das Bruchstück des Menander, worüber wir 1806. Octob. S. 149 gesprochen haben, X, 65. S. 446. d., ändert Hr. *Jacobs* also ab:

ἤδη πώποτ' ἔπιες, Σωσίλα,
πτισάνην σύ; νυνὶ πῖθι· μαίνῃ γὰρ κακῶς.

Er ist aber die Rechtfertigung oder Verbesserung der Worte Βάλλ' ἐς κόρον schuldig geblieben.

Im Bruchstücke des Ameipsias XI, 23. S. 783. e. schreibt Hr. *Jacobs* σὺ δ' ᾆδε πρός, wie wir es 1806. Octob. S. 152 vorschlugen. Die Worte οὐ χρὴ π. ἔ. schafft er aber in einen Asklepiadeus und Glykoneus um:

Οὐ χρὴ πολλὰ ἔχειν θνητὸν ἐόντα γε,
ἀλλ' ἐρᾶν τε καὶ ἐσθίειν.

Welcher Dichter würde sich den Hiatus πολλὰ ἔχειν erlaubt haben? und welchen Sinn soll das γε nach θνητὸν ἐόντα erhalten? Welches sind ferner die Skolien, die, wie Hr. *Jacobs* behauptet, jenen Rhythmus haben? Da viele Skolien in 16sylbigen Choriamben gedichtet sind: so hatte folgende Anordnung des Skolions mehr Wahrscheinlichkeit für sich gehabt: Οὐ χρὴ πολλά γ' ἔχειν θνητὸν ἐόντ'· ἀλλὰ κατεσθίειν.

XI, 57. S. 479 d. S. 1806. Octob. S. 152. Hr. *Jacobs* wirft die Sylben εναις nach κεραμευομ heraus, und schreibt weiterhin ὡς ἐνέχεον für ἔγχεον. Den letzten Vers liest er nunmehr also: ὑπ' ἔρωτι βιαζόμεναι μέλανος Βακχείου θυμὸν ἀκράτου. Statt dieser kühnen Änderung wäre doch wohl leichter zu helfen gewesen: μέλανός τ' οἴνου καὶ ἀκράτου. XI, 61. S. 481. a. und X, 35. S. 430. d. S. 1806. Octob. S. 137. Hr. *Jacobs* liest: Πίνωμεν· τί λύχνον ἀμμένομεν, und giebt so einen Trochäus für einen Jambus. XI, 64.

S. 482. d., wo wir 1806. Octob. S. 152 durch eine leichte Versetzung zu helfen glaubten, liest Hr. Jacobs: αὐτῷ σὺ δ' ἐγκόνει τὸ κ. Φ.

XIII, 72. S. 599. c. S. 1807. May. S. 323. Für εὖτε schlägt Hr. Jacobs aus XIII, 75. S. 600. f. δ' αὖτε vor; eher möchte man noch δ' εὖτε lesen. Für das corrupte νηνὶ ποικίλος λαμβάνω will er νήπι' ὁ ποικίλος βαμβαλῶν geschrieben wissen; allein dachte er dabey wohl an den Rhythmus, in welchem auf drey Glykoneen ein Pherekrateus folgt? und kann seine Verbesserung hier einen vernünftigen und sprachrichtigen Sinn geben? Eher möchte man noch νυνὶ ποικιλομήχανος vermuthen. XIV, 3. S. 614. c. S. 1807. Octob. S. 152 Hr. Jacobs schreibt: καίτοι πολλοῦ γε πόνου μέτα. Hat er nicht bedacht, dass alsdann der Halbvers eine Sylbe zu viel, oder zu wenig hat? Der handschriftl. Lesart näher wäre καίτοι πολύ γ' εἴ τι πονοῦμεν. XIV, 7. S. 617. a. Für ἅ γὰρ schreibt Hr. Jacobs ἅ γε, welches allein sprachrichtig seyn soll; könnte aber Telestes nicht ἅ γ' ἄρ geschrieben haben? S. 1806. Octob. S. 153. — XIV, 19. S. 624. f. S. 1806. Octob. S. 154. Vermittelst einiger Veränderungen bringt Hr. Jacobs aus dem Bruchstücke des Dithyrambendichters Pratinas jambische Senarien heraus; einen viertactigen Jamben findet man freylich XI, 5. S. 461. e.

> Γὰν αὐλακισμέναν ἀρῶν, [ἀλλὰ σκύφον μαστεύων,]
> κιλικηγορήσων ἔρχομαι,

wo die Worte ἀλλὰ σκ. ματ., so wie das vorhergehende οὐ, von Athenäus eingeschoben sind, und ἀρῶν von ἀρόω, nicht von αἴρω, abzuleiten ist.

XIV, 39. S. 636 d. Den Gesang der Diana schreibt Hr. Jacobs: Ἄρτεμι, οἰμᾷ τοι φρὴν ἐφίμερον ὕμνον ἱέναι, ἑτέρωθεν δέ τις ψάλλοι χρυσοφάνια κρέμβαλα χαλκοπάραα χερσίν. S. 1806. Oct. S. 155. In welchem Rhythmus mag dieser Gesang gesungen seyn? Wie dithyrambisch ist sein Gang, und wie malerisch der Zusammenstoss von τίς ψάλλοι! ψάλλειν κρέμβαλα ist ein treffliches Gegenstück zu ὑπαυλεῖ κιθαρά, IV, 81. S. 183. c.

XIV, 50. S. 642. e. S. 1806. Oct. S. 155. Indem Hr. Jacobs εἶτ' ἴτριά θ' ἧκε, τραγήματα, πυραμοῦς, ἄμης schreibt, giebt er uns einen jambischen Vers mit vier Anapästen hinter einander; ja einen ganz anapästischen Vers giebt er uns statt eines jambischen, wenn er kurz vorher unbedenklich zu schreiben räth: χόνδρος μετὰ ταῦτ' εἰσῆλθε, μύρον τ' Αἰγύπτιον. II, 50. S. 58 a, lehret hinlänglich, dass εἶτ' heraus, oder an das Ende des vorhergehenden Verses muss: das ι in ἴτρια wird darum doch nicht kurz, weil τρια τρα einen Tribrachys bilden. Das folgende Bruchstück aber, welches Hr. Jacobs unberührt lässt, enthält Anapästen:

> Καὶ μετὰ δεῖπνον κόκκος, κύαμος,
> χόνδρος, τυρός, μέλι, σησαμίδες,
> βραγχὸς βρυγμός, χνοῦς, πυραμίδες,
> μῆλον, κάρυον, γάλα, κανναβίδες,
> κόγχαι, χυλός, Διὸς ἐγκέφαλος.

Χνοῦς bezeichnet Knapperwerk, welches man als Dessert isst, von χναύω, welches im vorhergehenden Bruchstücke vorkömmt. Etwas Ähnliches ist βρυγμός; für βραγχὸς βρυγμός könnte man auch ein Compositum βαρακοβρυγμός vermuthen. Βάρακις findet man bey Epilykus IV, 17. S. 140. a in abgekürzten anapästischen Tetrametern:

> Ὁπότ' ἂν κοπίδ' οἰσῶμαι ἐς Ἀμυκλαῖον, τὸ παραγγέλλοντι
> τοὶ βάρακες πολλοὶ κἄρτοι καὶ ζωμός τις μάλα ἁδύς.

XV, 24. S. 679 d. S. 1806. Oct. S. 139 f. Im Bruchstücke des Eubulus liest Hr. Jacobs den vierten Vers: τίς γὰρ ἂν αὐτὸν ἔχουσ' ἀφίλητος. Welche unnöthige Abweichung von der handschriftlichen Lesart, wo es bloss einer simpeln Änderung bedarf!

Diess mag genug seyn der Anmerkungen über vorliegendes Werk: zum Schlusse erlaube man uns noch einige Verbesserungen der Bruchstücke des Komikers Phrynichus. Über die viertactigen Jamben II, 21. S. 44 d, haben wir nichts weiter zu erinnern, als dass Horazens zehnte Epode V. 21 ein Gegenstück zum magern Musiker Lampros darbietet. So wie dieses Bruchstück aus viertactigen Jamben besteht, welche um eine Sylbe abgekürzt sind: so II, 39. S. 52. c aus viertactigen abgekürzten Trochäen; daher wir XI, 48. S. 474 b. (S. 1806. Octob. S. 152.) denselben Rhythmus vermutheten. IV, 59. S. 165. b, c, wechseln aber anapästische und jambische Verse auf folgende Weise ab:

> Ἔστιν δ' αὐτούς γε φυλάττεσθαι τῶν νῦν χαλεπώτατον ἔργον.
> ἔχουσι γάρ τι κέντρον ἐν τοῖς δακτύλοις.
> εἶθ' ἠδυλογοῦσιν ἅπασιν, ἀεὶ κατὰ τὴν ἀγορὰν περιόντες.
> ἐπὶ τοῖσι βάθροις ὅταν ὦσιν, ἐκεῖ τούτοις, οἷς ἠδυλογοῦσι,
> μεγάλας ἀμυχὰς καταμύξαντες, καὶ συγκρύψαντες ἅπαντες,
> γελῶσι, μισάνθρωποι ἄνθος ἥβης.

Die letzten Worte standen an einer unrechten Stelle; darum wusste man die handschriftlichen Lesarten keinem Metrum anzupassen. Wenn das Bruchstück VI, 14. S. 228. a, keine Veränderungen erfahren hat, ἡδὺ δ' ἀποτηγανίζειν ἄνευ συμβολῶν: so besteht es aus lauter Kretikern. VII, 28. S. 287 b und XIV, 69. S. 654. b ist ein jambischer Vers; darum möchte auch wohl IX, 41. S. 389 a, also abzutheilen seyn:

> — — — Τὸν Κλεόμβροτόν τε τοῦ
> Πέρδικος υἱόν. — — — — — — —

F — G.

SCHÖNE KÜNSTE.

Giessen, b. Tasché u. Müller: *Kleine lyrische Anthologie vorzüglich für Declamationsübungen der oberen Classen in Gymnasien* von Dr. F. G. *Welcker*, zweytem Lehrer am grossherzoglichen hessischen Pädagogium zu Giessen. II Bändchen. 1809. 158 S. 8. (14 Gr.)

Hr. *W.* hat diesem zweyten Bändchen seiner Anthologie dieselben Vorzüge gegeben, die uns am ersten erfreueten (s. J. A. L. Z. 1809. Num. 276); ja er ist im Ganzen mit noch strengerer und sinnvollerer Auswahl verfahren, so dass wir nur den einzigen *Alpenwanderer* von *Matthisson* seiner Umgebungen nicht ganz würdig finden. Die übrigen Gedichte sind

genommen aus denen von *Bürger*, *Dach*, *Flemming*, *Goethe*, *Herder*, *Klopstock*, *Opitz*, *Rist*, *Schiller*, *Wilhelm* und *Friedrich Schlegel*, *Tieck* und *Voss*. Ferner mehrere Volkslieder aus der *herderschen* Sammlung. Endlich Übersetzungen aus *Äschylos*, *Sophokles*, *Pindaros*, *Simonides*, der *Sappho* und *Erinna*, dem *Theokritos* und der *griechischen Anthologie;* dem *Horatius;* dem *Dante*, *Petrarka* und *Ariosto;* endlich aus dem *Balde:* gröfstentheils die trefflichen von *Voss* dem Vater und dem Sohn, von *Herder* und von *Wilhelm Schlegel;* nicht so ganz gefielen einige, die wir hier zum ersten Mal lasen, aus *Pindaros*, *Sappho*, *Erinna*, *Simonides*. Angehängt ist zu bequemer Übersicht ein Verzeichnifs der benutzten Dichter über beide Bände, mit einigen interessanten und einsichtsvollen Bemerkungen; so wie z. B. schwerlich einem jeden unserer Leser bekannt ist, dafs der Stoff zu *Goethes* unschätzbarem *Zauberlehrling* schon älter als tausend Jahr, und im *Lukianos Lügenfreund* 35 fg. T. 3. S. 61, 59. *Hemsterh.* zu finden ist. Ob hier übrigens Übersetzungen ganz an ihrem Ort sind, lassen wir dahingestellt. Wenigstens für declamatorische Zwecke eignen sie sich nicht, und von den Jünglingen der obersten Classen in Gymnasien, denen der Titel das Buch vorzüglich bestimmt, sollte man doch voraussetzen, dafs ihnen die gröfsten Dichter von Griechenland und Rom aus den Urquellen befreundeter sind, als sie es zumal durch *solche* Bruchstücke von Verdeutschungen werden können, wie hier gegeben sind. So widerstrebt es auch unserer Ansicht vom unzerreifsbaren, dramatischen Zusammenhang, vereinzelte Mittheilungen aus Trauerspielen vom *Äschylos* und *Sophokles*, von *Shakespeare* und *Schiller* ausgestellt zu sehen; und sollte man besonders dem jungen Geschlecht auch den fernsten Schein der Möglichkeit einer solchen Zerstückelung entziehen. Wenn wir nachsichtiger seyn möchten bey den grofsen epischen Massen des *Dante* und *Ariosto:* so wundert es uns, dafs der verständige Vf. das erste und herrlichste Werk der Nation, das göttliche *Nibelungenlied*, nicht in seinen Kreis gezogen hat. Sonst wagen wir es nicht, ihn auch nur Einer Unterlassungssünde zu zeihen, während Hr. *Vetterlein* in einer ähnlichen Sammlung deren mehr begeht, als der ihm nachzählen mag, dem seine Zeit nur einigen Werth hat. Hr. *W.* kennt gewifs mehr Dichter, als er benutzt hat, während der Anthologen Pöbel eben darum zahllose *benutzt*, weil er nicht Einen *kennt*. So freuen wir uns, während wir gar manchen vergessenen alten nach Gebühr geschätzt, und gar manchen von der Gemeinheit verhöhnten neuen geehrt sehen, dafs eine gewisse goldene Periode unserer Literatur ganz unberücksichtigt gelassen ist, und wir sind überzeugt, dafs, wenn einmal Anthologieen seyn sollen, sie mit dem Sinne und Geist der vor uns liegenden gemacht werden müssen. — Wir sind es dem Vf. schuldig, noch beyzufügen, dafs im zweyten Bande auch die kleinen Nachlässigkeiten vermieden sind, die wir am ersten getadelt haben.

RZW.

Leipzig, b. Göschen: *Familientheater nach neuen französischen Lieblingsstücken*. Erstes Bändchen. 1808. 195 S. Zweytes Bändchen. 1809. 156 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Nicht unwillkommen müssen Sammlungen, wie diese, für Privattheater seyn, die nicht alle Stücke wegen Beschränkung des Raums, der Garderobe und des Personals aufführbar finden können, und hier defshalb ausser Sorgen gesetzt sind. Die Auswahl besteht in kleineren Stücken von wenigen Personen, die Scene in einem blofsen Zimmer oder in einem Garten, ohne Verwandlungen, und die erfoderliche Kleidung in einfachen, modernen Anzügen. Nur mit der inneren Beschaffenheit der Stücke möchte man weniger zufrieden seyn, weil zu viel gleichgültige Rollen darin vorkommen, und die Auftritte und Verhältnisse zu wenig Leben und Bestimmtheit haben. Gleich das erste Stück: *Eitle Mühe des Verliebten* mufs mit grofser Aufmerksamkeit und Genauigkeit dargestellt werden, wenn es mehr als einmal unterhalten soll. Es geht darin gar zu ruhig her, und es ist, als ob man einem gewöhnlichen Auftritte im Leben, einem häuslichen Scherze, beywohnte. Mehr Werth hat das folgende: *Herr Temperlein* oder *Wie die Zeit vergeht!* Es ist ein Charakterstück, und stellt einen Menschen dar, der bey grofser Willigkeit und gutmüthiger Laune sich mit tausend Kleinigkeiten befafst, und darüber immer die Hauptsache vergifst. Die Ausführung dieses Hauptcharakters erfodert aber schon einen vorzüglichen Schauspieler, und möchte für Privattheater wohl zu schwer fallen. Dagegen geben die anderen Rollen wieder zu wenig zu thun, so wie es überhaupt ein Fehler oder Mangel des Stücks ist, dafs das Leben und Weben des Temperlein kein komisches Gegenspiel findet. Aufser dem frischweg handelnden Rund, der ein passendes Gegenbild giebt, machen die anderen Personen eine gar zu ernste Miene zum Spiel, und die Heiterkeit des Stücks wird durch den zu befürchtenden Verlust des Vermögens und das Unglück der ganzen Familie gar zu schwer niedergezogen. Wie weit lustiger würde sich *Temperlein* bey einer Verheirathung ausnehmen, statt dafs wir ihn hier von den Seinen mit betrübter Miene, fast wie einen Kranken, behandelt sehen! — Das letzte Stück des ersten Theils: *Cephise* oder *der Sieg des Herzens*, ist leer und langweilig, und hat von einem Lustspiele fast keine Spur. — Mit dem Inhalte des zweyten Theils steht es noch schlimmer. — Das Stück: *Die beiden Lustspieldichter* — hat zwar poetischen Werth, aber durch einen gedrängteren, lebhafteren Gang würde es erst volle Genüge gewähren. — *Hafs der Frauen* — ist redselig und umständlich in der Vorbereitung, und in der Hauptsache, in der Bekehrung des Weiberfeindes, charakterlos-schnell. — *Die spanische Wand* ist vollends unbedeutend. — Nur immer zu mit solchen Kleinigkeiten, damit sich der deutsche Geschmack desto eher an solchen französischen Spielereyen ersättige!

T. Z.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 10 JULIUS, 1810.

RÖMISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Schwickert: *Marcus Accius Plautus.* Lateiniſch und deutſch von Dr. *J. T. L. Danz.* I Th. 1806. 604 S. II Th. 1807. 788 S. III Th. 1809. 744 S. gr. 8. (7 Thlr.)

Es erweckt für das wieder erwachte Studium des Plautus eine günſtige Meinung, daſs faſt zu gleicher Zeit mehr als eine Überſetzung des alten Dichters geliefert worden iſt. In demſelben Jahre, in welchem Hr. *Danz* den zweyten Theil ſeiner Überſetzung herausgab (1807), erſchien in Wien der vollſtändige Plautus durch *Kuffner* überſetzt, ſo wie ein Jahr ſpäter vier Luſtſpiele in Berlin von *Köpke* als erſter Band einer neuen Überſetzung herausgegeben wurden. Die Foderungen an einen Überſetzer des Dichters ſind daher ſchon dieſes Zuſammentreffens wegen in einem ſteten Steigen begriffen, und muſsten es auch ohnedieſs ſeyn, nachdem *Bentley* durch eine kritiſche Behandlung des Terenz darauf aufmerkſam gemacht hatte, was für den Plautus noch zu thun ſey, und nachdem *Reiz* und *Hermann* an einzelnen Stücken bewieſen hatten, daſs die metriſchen Grundſätze des engliſchen Kritikers auf den Plautus auf gleiche Weiſe anzuwenden wären. Da überdieſs ſeit der drey letzten Jahrzehende Überſetzungskunſt und Metrik in Deutſchland gleiches Schrittes zur Vollkommenheit ſtrebten, und Anfoderungen veranlaſsten, an welche vor dreyſsig Jahren Niemand gedacht hätte: ſo wuchſen beſonders für die alten Luſtſpieldichter die Schwierigkeiten, denen ſich in beiden Rückſichten ein neuerer Überſetzer zu unterwerfen hätte. Welche tiefe Kenntniſs des alten Lebens und Treibens war nothwendig geworden! Welche Herrſchaft über die Sprache, welcher die Wiedergabe oder doch die Verpflanzung antikes Witzes und antiker Wortſpiele zugemuthet wurde! Welche Vertrautheit mit den alten Sylbenmaſsen, und welche künſtleriſche Gewandtheit, um in ihnen mit Sicherheit, Freyheit und Leichtigkeit ſich zu bewegen!

Von dieſen Anfoderungen ſcheint Hn. *Danz* wenig vorgeſchwebt zu haben. In einem Prolog, welchen er dem ganzen Werke voranſetzt, läſst er den Plautus für ihn, den Überſetzer, folgende Schutzrede zu dem deutſchen Volke halten (S. VII):

Am meiſten aber hat er mich mit ſeiner
verwünſchten Verſekritteley gequält.
Doch da hab' ich ihm kurz und gut gerathen,
es eben ſo zu machen, *wie ich that,*
und 's mit dem Ding nicht ſo genau zu nehmen.
Wenn er's verdiente, würd' ihm auch einmal,
wie mir geſchehen iſt, zu ſeiner Zeit
ein Hermann oder Eſsigmann erſcheinen,
und ſeine Verſe mit mehr Grazie
und kunſtgerechter einherſchreiten lehren.
Es wär ja weiter auch kein groſses Unglück
geweſen, wenn, wie andre brave Männer,
er mich in Proſa übertragen hätte.

Hier ſpricht Hr. *D.* ſeine Anſicht von der ganzen Arbeit aus. Wie er von Plautus und ſeinen Verſen denkt, ſieht man hieraus, und wir müſſen ihm das Zeugniſs geben, daſs er bey ſeiner ganzen Arbeit dieſer Anſicht treu geblieben iſt. Unbekümmert um die plautiniſchen Verſe, unbekümmert um die eigenen, welche im Ganzen fünffüſsige Jamben ſeyn ſollen, und die er nur in wenigen Scenen mit alten achtfüſsigen Trochäen, und in einem Stücke ſogar mit gereimten Alexandrinern in einer Scene abwechſeln lieſs, goſs er ſeine Überſetzung, rauh und holpricht, oder zu der platten Proſa des gemeinen Lebens verſchwemmt, auf das Papier, voll Vertrauen auf eine Doſis inwohnenden Humors, woran es ihm nicht zu fehlen ſcheint, und den er in einer etwas voreiligen Selbſttäuſchung vielleicht für Genialität und Beruf hielt. Dazu kam noch der Mangel an richtigem Deutſch, welcher mit dem Miſsverſtehen mancher Stellen des Originals einen furchtbaren Bund ſchloſs. Die genauere Durchſicht einiger der vornehmſten und von dem Vf. mit beſonderer Vorliebe bearbeiteten Stücke wird dieſes Urtheil beſtätigen. Wir wählen aus dem erſten Bande, welcher die Aulularia, den Pſeudolus, den Miles und die Menaechmen umfaſst, zunächſt die Aulularia (den Topf des Vfs.), und nehmen in der Mittheilung unſerer Bemerkungen den Gang, daſs wir der Ordnung wegen nicht ſowohl aus dieſem und jenem Stücke eine ganze Gattung von Fehlern belegen, ſondern aus jedem der gewählten Stücke nach der Reihe das Tadelhafte auszeichnen, nachdem wir nur noch gemeldet haben, daſs voran im erſten Theile die ganze *leſſingſche* Abhandlung von Plautus Leben und Schriften abgedruckt, und der plautiniſche Text, wie es ſcheint, nach *Taubmann* (1621) unter die Überſetzung geſetzt iſt, und jedem Stücke erklärende Anmerkungen hinten angefügt ſind, welche beſonders manche alterthümliche Anſpielungen einzelner Stellen nicht unverdienſtlich erläutern. — Zunächſt alſo die *Aulularia*!

Hr. *D.* hat uns ſehr oft zu der Bemerkung Gelegenheit gegeben, daſs, wenn auch in modernen Erzeugniſſen der fünffüſsige Jambus zuläſſig iſt, dieſer Vers doch in Überſetzung alter Sylbenmaſse ſchon deſs-

wegen tadelnswerth ist, weil er die langen antiken Verse zerfetzt, und wohl aus *einem* häufig *zwey* zu machen nöthigt. Gebraucht indessen von einem sorglosen Übersetzer, veranlafst er nicht nur den Übelstand, dafs die ganze Rundung verloren geht, nach welcher Gedanke und Vers zugleich endigen, sondern dafs auch der Vers häufig mitten in einem Satze endiget, wo die sorgsamen Alten, und besonders die komischen Dichter, welche diesen Übelstand für die Bühne fühlten, so geflissentlich vermieden. Wie widrig ist die Zerfetzung des Gedankens in folgenden Versen: V. 212 (Act. II, Sc. 2. V. 38)

— — — Immer *hab'*
ich dich für einen braven Bürger, *der*
von keiner Bosheit weifs, gehalten und thu's noch.

(Der letzte Vers giebt zugleich ein Beyspiel, wie häufig Alexandriner und wie schlechte öfters eingemischt sind.) Jene Zerstückelung der Sätze durch den Vers wird dann noch überboten, wenn er sogar Vorwörter von den Hauptwörtern trennt, zu welchen sie gehören. Hr. *D.* thut diefs in folgenden Alexandrinern, wenn man jene Zeilen überhaupt für Verse kann gelten lassen, V. 214 (V. 40 f.):

So halt' ich denn hiemit | um deine Tochter *bey*
Dir an; ich hoff', es soll | zu unser aller *Glück seyn.*

und V. 233 (V. 59):

Je näher man mit guten Menschen in
Verwandtschaft kommt u. s. w.

Wie sorglos Hr. *D.* gewesen, den Gedanken zugleich mit dem Verse abzurunden, beweisen noch zwey andere Verse des Plautus, V. 628 u. 629 (oder Act. IV, Sc. 4. V. 3. 4), welche von dem alten Dichter so scharf scandirt, und von Hn. *D.* ohne alle Rundung übertragen werden. Man höre folgenden plautinischen Vers: (*troch. tetr. catal.*)

Quid me afflictas? | Quid me raptas? | Qua
me causa | verberas?

Und dagegen Hn. *D.* (V. 3 u. 4):

Was für ein Satan ficht dich an? Was *hab' ich*
mit dir zu schaffen, Alter? Warum *wirfst*
du mich zu Boden? Schleifst mich herum? *Was ist*
die Ursach, dafs du mich so schlägst?

Wir geben es auf, diese Beyspiele zu häufen, und lassen Beyspiele von einer ganz falschen Prosodie folgen. Diese hat Hr. *D.* theils in den griechischen Namen der Personen, theils in deutschen Wörtern, bey denen er oft eine vollendete Nichtachtung aller inneren Länge oder Kürze beweist. In den Namen braucht er z. B. ohne Bedenken *Megadorus* als einen Dijambus, wie in folgendem Verse, welcher zum Muster angeführt werden kann: V. 349 (A. III, Sc. 2, V. 4):

Mega | dorus | schickt es | dem Euklio (?).

Eben so ist ihm *Strobilus* ein Dactylus (V. 26 u. 347), da es doch beym Plautus überall ganz unbestritten ein Amphibrach ist (Strobīlus); so macht er umgekehrt in *Geryon* die vorletzte Sylbe lang, welche überall, und auch im Plautus, kurz ist (Gĕryon), und in den Kriegsgefangenen ist ihm *Theodoromedes* in der vorletzten Sylbe kurz, welche durchaus lang ist, und so sündigt er überall in den Namen, z. B. *Philolaches. Callidamates, Philocrates,* wo nur ein wenig Sorgfalt oder Kenntnifs erfoderlich war, um das Rechte zu treffen. Kaum aber kann man sich hierüber wundern, wenn er selbst in ächtdeutschen Worten solche Verstöfse sich erlaubt. Man höre V. 237 (A. II, Sc. 2, V. 63):

Ich sags nur *deshalb, da | mit* du | nicht glaubst.

und drey Verse weiter:

Lafs ich den Garten graben. *Wo | ist er?*

und V. 254 (A. II, Sc. 2, V. 80):

— — — dafs sie
dir keinen Brautschatz zu | bringt. Das weifs ich (!)

und V. 265 (A. II, Sc. 2, V. 2) sagt er gar:

eine | Aussteuer geben würde.

Die siebente Scene des dritten Akts fängt mit folgenden Versen an, welche wir ohne Bemerkungen dem Leser mittheilen:

Zurück, wo fliehst du hin? *Haltet, haltet ihn!*

(Wie besteht dieser Fünffüfsler?)

Was schreyst du, wie verrückt?

Euklio.

Sogleich | werd' ich |
zum Dreyermännern (sic! ad Tresviros) gehn und dich
verklagen.

Einige Verse weiter heifst es:

— — — Du | hast mich |
wie ei | nen *Hanswurst* |, so prügelweich gemacht.

Ist je ein Anapäst gemacht, wie — *nen Hanswurst*? V. 645 (A. IV, Sc. 4. V. 21) heifst:

Ah! Bösewicht! Wie gü | *tig! Ich* | soll es

und einige Verse weiter (V. 649):

Du treibest Scherz! Du hast's gewifs |.

Strob.

Hab ich?

Was hab' | ich?

Dies „*hab*", dicht hinter einander einmal kurz, einmal lang gebraucht, ist eben so falsch kurz gebraucht, als es widrig für das Ohr klingt.

Wir häufen diese Beyspiele nicht, weil wir sonst ganze Scenen abschreiben könnten, und geben Proben von Sprachunrichtigkeit und falschem Verständnisse einzelner Stellen.

V. 116. (A. I, Sc. 2. V. 38) *consistunt* Hr. *D.*: man hält sich auf. Es soll heifsen: man stehet still.

V. 153 (A. II, Sc. 1 V. 34): *Megador* sagt, er wolle heirathen unter der Bedingung, dafs die morgen genommene Frau übermorgen schon wieder — *feratur.* Hr. *D.* übersetzt: *fortgetragen* werde; es soll heifsen: todt sey, begraben werde.

V. 183 (A. II. Sc. 2. V. 9). Megador fragt: Bist du wohl? Euclio antwortet: *Pol ego haud a pecunia*

perbene sc. valeo. Offenbar: wahrlich nicht eben von Seiten meines Vermögens. (Da geht es mir schlimm, denn ich bin arm.) Hr. *D.* übersetzt ziemlich schief: *bis auf das leid'ge Geld.*

V. 278. (A. III. Sc. 1. V. 3. nach der alten, aber falschen Abtheilung A. II. Sc. 4. V. 3.) Der Sklave sagt: der Herr hat mir befohlen, nachdem er eingekauft hat, dass ich den Einkauf in zwey Theile vertheilen möchte (*ut dispertirem obsonium hic bifariam*). Hr. *D.* gänzlich falsch:

> Hat mir aufgetragen, *in der Küche,*
> *was's da zu thun giebt*, gleich auch zu vertheilen.

Was soll das heissen? und welche Zusammenziehung ist: *was's*; warum nicht lieber hier zumal im ersten Fuss einen Anapäst: *Was es da* u. s. w. V. 283 (in derselben Sc. V. 8) *„aliovorsum dixeram,"* Hr. *D.* übersetzt *„schon sonst"*. Es heisst; ich verstand es anders, ich nahm es in einem ganz anderen Sinn.

In der zehnten Scene des dritten Akts (nach Hn. *D.*) oder sonst A. III. Sc. 5, in welchem die antiken Luxushändler aufgezählt werden, sind viele Worte ausgelassen, andere falsch übersetzt, was uns hier zu weit führen würde, darzulegen, da diese Stelle uns zugleich nöthigen würde, einen Commentar wegen ihres Inhalts hinzuzufügen. Ausserdem kommen bey Hn. *D.* vor *„Malventirer* und *Safraniers* (statt Krokusfärber). Woher nahm der Vf. die Benennung? Auch sind folgende zwey Verse des Plautus gänzlich verfehlt.

> *Treceni cum stant phylacistae in atriis,*
> *textores, limbolarii, arcularii*
> *ducuntur.*

Hr. *D.* übersetzt:

> Wie eine *Garde* (sind das *phylacistae*?) stehn sie auf dem Saale,
> die *Eleganzienkrämer* sammt und sonders
> *mit ihren Kästen.*

Welch ein *Quidproquo!* Sind nicht *textores, limbolarii, arcularii*, ganz verschiedene Menschen? Zum Schlusse dieser Scene (V. 570 nach Hn. *D.*) ist die schlechte Lesart: *sed vino* bey *madidum te reddam* beybehalten, da doch bey *madidus* der Wein sich von selbst versteht; es muss gelesen werden mit den besseren: *si vivo*, wenn ich das Leben habe, wahrhaftig. Bald darauf V. 576 sagt der scheidende Megador: „Ich gehe, um zu opfern, *nisi quid me vis*, wenn du weiter nichts von mir willst. Hr. *D.* ganz wunderlich falsch: *„Du willst nicht? Gut*, so *gehe ich* zu opfern." V. 741 (A. IV. Sc. 10. V. 13.) Es muss mit *Meursius* und anderen Auslegern, welche an die athenischen Gesetze bey dieser Stelle erinnern, gelesen werden *„ut apud me te enicem"*; nicht, *ut apud te me enicem*; da sonst die Worte ziemlich matt sind. V. 785 (V 57) *benedice*, nicht, segne dich; sondern sprich besseres, glücklicheres zu mir, wie das griechische εὐφήμει. V. 811 (A. V. Sc. 1. V. 5 nach der gewöhnlichen, aber falschen Abtheilung). *„Ipsus est"* sagt der Sklave, sich selbst die Antwort gebend auf die Frage, welche er sich selbst aufwarf: Ist das nicht mein Herr? „Ja er ists." Nicht ist es die Antwort auf die Frage des Lykonides, welche dieser ausruft: Sehe ich dort nicht meinen Sklaven Strobilus? V. 816 *„Jamne autem, ut soles, deludis?* Hr. *D.*: „Spassest *du einmal*? falsch. Eben so ist bald darauf V. 821, das *abi, here* falsch übersetzt durch: „Geh nur hin!" Diess *abi* ist offenbar abweisend, und heisst: Geh, lauf; ich kenne dich schon.

Über die Anordnung der Akte, welche bey diesem Stücke in den gewöhnlichen Ausgaben häufig fehlerhaft ist, müssen wir noch hinzufügen, dass, wenn Hr. *D.* einmal von dem Gewöhnlichen abging, was wir weiter nicht tadeln wollen, er ein wenig consequenter hätte verfahren sollen. Zwar kommt man mit dem Grundsatz des Donatus, dass, wo alle Sprechenden abtreten, und neue Personen auftreten, ein neuer Akt beginne, zuweilen ins Gedränge, da man ihm zufolge die Akte häufig bis auf sechs und sieben vermehren müsste. Aber sieht man zugleich darauf, ob die Handlung oder das Unternehmen, was zur Sprache ist, eine Zwischenzeit fodere: so wird man im Ganzen ziemlich sicher gehen. So hat Hr. *D.* den dritten Akt nach unserer Meinung ganz richtig angesetzt, aber nicht den fünften, wiewohl er es richtig fühlte, dass die Verwahrung des Schatzes vor dem Thor und die Rückkehr des Sklaven, welcher ihn dort wegstahl, nach der Stadt, nicht in denselben Akt fallen könne.

Aus den Anmerkungen zu diesem Stücke, welche, wie die zu den übrigen Stücken, sich auf das Nothwendigste beschränken, und im Ganzen zweckmässig sind, müssen wir aber doch eine zu V. 159 ausheben, welche ganz schief und wunderlich ist. Wie kann man aus dieser Stelle, wo *media uxor* ironisch-beschönigend für *anus* steht, schliessen, dass die Römer ihre Mitteljahre früher zu zählen angefangen haben?

Dass Hr. *D.* übrigens sein Deutsch mit so manchen französischen Wörtern verunziert, indem er V. 399 *ludius* durch *Petitmaitre*, V. 404 *turba* durch *Spectakel*, V. 426 *malum* durch *Canaille* übersetzt, müssen wir natürlich eben so sehr tadeln, als dass er im Gespenst (Mostellaria A. I. Sc. 2) lateinische Wörter mit deutschen Endungen wiedergiebt, als *restituiren, repariren* u. s. w. — Eben so braucht er auch unzählig oft *Armée* für Heer, *Kredit* für Treu und Glauben; dann spricht er (Mostell. A. I. Sc. 4) von *Scharmanten* (*amatores*); *du bist charmant* (*lepida es*); *scharmant curiren* (*lepide medicabor*); *ein Apartement* für Frauenzimmer (*gynaeceum*) (Mostell. A. III. Sc 2); so in demselben Stück vom *Transport* und *ästimiren* (A. V. sc. 2) u. s. w.

Wir wenden uns jetzt zum *Miles Gloriosus* des Dichters, dem *Prahlsüchtigen* des Hn. *Danz*. Dass der Vf. dieses Stück mit besonderer Vorliebe behandeln würde, liess schon der Umstand vermuthen, dass er schon 1804 eine eigene Handausgabe desselben nebst einem fortlaufenden Comentar, aus fremden und eigenen Bemerkungen zusammengesetzt, herausge-

geben hatte. Wenn auch diese Ausgabe für die Kritik nicht eben sehr verdienstvoll war: so gab sie doch davon das Zeugniss ab, dass Hr. D. dieses Stück einem besonderen Studium unterworfen hatte. Wie aber hat sich jetzt die Vorliebe des Vfs. bey der Übersetzung desselben gezeigt? Ist die Behandlung dieses Lustspiels kritischer und sorgfältiger geworden? Ist im Metrischen etwas geleistet? — Wir müssen leider gestehen, dass wir davon keine Spur gefunden haben. Nur eine Art von Kitzel hat dem Vf. diess Stück verursacht, die Spässe des Originals zu überbieten, auf eine unstatthafte Weise zu modernisiren, und diese Neigung zugleich in der Form der Verse darzulegen. Denn in diesem Lustspiel hat der Vf. sogar gereimt. Er fängt mit Alexandrinern an, und lässt diese mit Knittelversen wechseln. Er verlässt sogar das antike *Du*, und lässt den Parasiten seinen *miles*, *„gnädiger Herr Major"* tituliren und mit *„Sie"* anreden. Mit Sorgfalt sind aber auch diese gereimten Verse nicht gemacht, sonst könnten wohl nicht gleich auf der ersten Seite Reime vorkommen, als *brechen* und *mögen*, *erröthen* und *treten*. Bald darauf lieset man *sagen* und *zerbrachen*, *Elefanten* und *anbanden*.

Auch müssen wir die Art tadeln, wie der Vf. sämmtliche Namen dieses Stücks übersetzt. Wenn auch von der einen Seite nicht zu leugnen ist, dass diejenigen Namen in den alten Lustspielen der Übersetzung bedürfen, welche einen besonders bedeutenden Inhalt haben, und auf welche zugleich eine witzige Anspielung im Stücke selbst gemacht wird, oder welche aus komischer Laune, wie gleich in der ersten Scene dieses Stücks geschieht, erdichtet werden: so ist es doch gewiss ausgemacht, dass man wohl thut, die bedeutungsloseren Namen, bey welchen dieser Fall nicht eintritt, zu lassen; es möchte denn ein Bedürfniss eintreten, welches bey den lat. Lustspieldichtern leicht entstehen kann, dass man die Namen abkürzen müsse, weil sie in den deutschen Vers nicht passen, da er sich nicht so viel Zusammenziehungen kurzer Sylben erlauben darf, als der römische Vers. Denn obgleich unsere besten deutschen Übersetzer im Hexameter und Pentameter bereits als Gesetz befolgen, dass man in den alten Namen der alten Prosodie treu bleiben dürfe: so möchten wir dieses Gesetz nicht auch in den Sylbenmassen des Lustspiels beobachtet sehen. Sofern dieses von der einen Seite für jede Art von Zuhörern sowohl mit feingebildetem als vernachlässigtem Ohr bestimmt ist, von der anderen Seite aber Sylbenmasse aufstellt, an welche deutsche Ohren erst gewöhnt werden müssen: so ist es nothwendig, diese nicht zu verwirren durch eine bunte und abweichende Quantität. Doch giebt es allerdings Namen genug, wo auch im Deutschen eine Annäherung an die antike Prosodie denkbar und zulässig ist. So wie Wörter, als *Spanien*, *Italien*, in der Sprache unseres gemeinen Lebens die beiden letzten Sylben in eine verkürzen, indem das *i* vor dem *en* in *j* consonantisch übergeht: so fehlt es auch an Namen nicht, wo eine ähnliche Freyheit sich von selbst ergiebt. Um einen Namen gerade dieses Stücks zum Beyspiel zu nehmen, *Philokomasion*: so gehen die drey letzten Sylben ungezwungen in zwey Sylben über, und mitten im Verse werden auch die beiden ersten kurzen Sylben *Philo*-, in eine anapästische Stellung gebracht, leicht für die eine lange Sylbe des Jambus stehen können. Diese Bemerkung wird bey den meisten weiblichen Namen auf *ium* oder *ia* Anwendung finden.

Doch von dergleichen prosodischen Verlegenheiten ward Hr. D. nicht verleitet, die Namen dieses Lustspiels zu ändern. Unstreitig hielt er seine deutschen Namen bloss für witziger; daher musste denn freylich die feine *Philokomasion* des Plautus eine (versoffene) *Zechlieb* werden, die *Milphidippa* eine *Zugbracht*, die *Akroteleution* eine *Endespiel*. Wer, der diese Namen zuerst hört, wäre wohl des Gedankens fähig, dass die *danzischen* Namen junge Mädchen, oder auch überhaupt nur weibliche Wesen bezeichnen sollen! Wo bleiben bey solchen Erfindungen, Rec. will nicht sagen, die Musen und Grazien, sondern auch nur der gesunde Verstand des gemeinen Lebens und der Sinn für Schicklichkeit! Denn dass die nämlichen Namen, *Periplectomenes* in *Wirrsinn*, *Palästrio* in *Augennebler*, *Skeledrus* in *Hinkebein*, *Artotrogus* in *Rindenknips* u. s. w. die Verwandelung sich haben gefallen lassen müssen, davon wollen wir nach dem hierüber schon Gesagten nicht reden, wiewohl wir es unseren Lesern noch anzuzeigen schuldig sind, dass der *Pyrgopolinices* gar in einen Edelmann übergeht. Er heisst: *Windbrecher von Tausendmord*. Diess bleibt nicht mehr im Gebiet der Übersetzung — es wird Bearbeitung.

Wie frey der übrige Ton der Übersetzung ist, davon geben gleich V. 9 und 10 von vorne einen Beweis. Sie lauten nach wörtlicher Übersetzung so:

Doch wo ist Artotrogus?
Artotrogus.
Hier. Er steht zunächst
dem tapfern und beglückten Mann von Königswuchs.

Bey unserem Übersetzer lauten sie so:

Doch wo ist Rindenknips?
Rindenknips.
Hier, gnädger Herr Major,
O welch ein tapfrer Mann! *Welch wunderschön Gedicht!*
Dergleichen Muth und Glück sah ich mein Lebtag nicht.

V. 34 wird ein Alexandriner so scandirt:

Mein ewig hungriger | Magen | macht mir die Pein.

V. 43 und 44. Bey den Völkernamen der Erschlagenen schwelgt Hr. D. in seiner Fülle. Da stehen neben Parthern, Medern und Sardern auch *Chinesen*, *Sodomiter*, *Habrechter* und *Johanniter*. Kein Wunder wohl, wenn nach solchen Vorlaufern der König Seleukus, dem der Bramarbas als Anführer von Söldlingen dient, V. 75 die türkische Pforte und der Grosssultan werden!

(*Die Fortsetzung folgt.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 11 JULIUS, 1810.

RÖMISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Schwickert: *Marcus Accius Plautus.* Lateinisch und deutsch von Dr. *J. T. L. Danz.*

(*Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Da wir bereits bey dem vorigen Stücke die Unsauberkeit der *danzischen* Jamben zu rügen Gelegenheit hatten: so lassen wir bey dem *Miles gloriosus* diesen Theil unserer Bemerkungen ruhen, und heben nur einzelne Stellen aus, welche Hr. *D.* ganz falsch verstand.

V. 434 (A. II. Sc. 2.) *Meam ludificasti hospitam.*

Du hast das Mädchen *bey mir ausgehunzt!*

Falsch. Diese Bedeutung hat *ludificare* nie, und das *aushunzen* passt auch gar nicht in den Verlauf dessen, was geschehen ist.

V. 558 (gegen das Ende des II Acts) sagt Skeledrus, indem er um Verzeihung bittet: (Übersetzung des Recens.)

Jetzt merk' ich freylich, dass ich sehr unweise that,
Da ichs begriffen, aber boshaft that ich nicht.

(Boshaft, *malitiose.* Hr. *D.* lässt *malitiös.*)

Auf dieses *non malitiose tamen* erwiedert Periplectomenes: *Immo indigne!* Diess übersetzt Hr. D. eben so zahm und aus dem Charakter tretend, als grammatisch falsch: *Es war unschicklich,* da diess *imo* offenbar, wie in tausend anderen Stellen adversirende Kraft hat. Es heisst: Nein, vielmehr abscheulich thatst du u. s. w.

Zwey Verse weiter (561 u. 562) folgen eben so undeutsche als unprosodische Zeilen, welche wahrscheinlich als seynsollende Alexandriner unberufen mit vielen Hunderten ihrer Brüder sich unter die fünffüssigen Jamben drängten:

— — Ich? Ja wenn
ich mich nach diesem Tage jemals wieder *muchse*
von dem, was ich gewiss | weiss, so | schleppt mich | ans Kreuz.

V. 571 fragt Skeledrus zum Schlusse der Unterredung:

Hast du sonst noch etwas mir zu sagen?

Periplectomenes antwortet: *ne me noveris.* Den Sinn dieser letzten Worte verkennt Hr. D. mit *Küffnern* und *Mally*, welcher Letztere dieses Stück einzeln übersetzt hat (Berlin, b. Frölich 1805). Hr. *D.* übersetzt es: „Lass mich." *Mally:* „Nein pack dich fort!" *Küffner:* „Reiz mich nur nicht neuerdings!" Alle drey falsch, wie nach Verabredung. Der Sinn ist kein anderer, als: Sage nicht, dass du mich kennst. Thue nicht, als wenn du je mit mir zusammen gekommen seyst; eine Anfoderung, an welcher ihm, um die nachfolgende Intrigue zu fördern, besonders gelegen seyn musste. Eben so hat Hr. *D.* mit eben diesen beiden Übersetzern die letzten Verse des IIten Acts (V. 591) falsch verstanden, oder vielmehr von *Salmasius* die ungefällige Conjectur aufgenommen, indem er in dem Verse:

Ibo intro, ne, dum absum, illis sortito suam

statt *sortito* das *salmasische obstito* übersetzte, ohne es jedoch in den Text zu setzen, oder in einer Anmerkung sich darüber zu erklären. Hr. *D.* sagt:

Ich geh hinein, um sie nicht zu verhindern.

ganz ähnlich *Küffnern* und *Mally.* Es bedarf keiner Veränderung des Textes. Der Sinn ist: Ich will zu ihnen, damit sie mich selbst nicht als einen Abwesenden *verloosen* (mit einer Anspielung auf die römischen Senatoren), indem sie nämlich beschliessen, was mir nicht gefällt, oder mir für die Ausführung ihrer Intrigue eine Rolle anweisen, die ich verschmähe. *Pareus* allein hat diese und die vorige Stelle richtig gefasst. Der Vers heisst:

Ich geh; denn sonst, bin ich nicht da, werd' ich verloost.

V. 830. (A. III. Sc. 2. V. 23). *Alii ebrii sunt, alii poscam potitant.* Diesen Vers hat Hr. *D.* nebst mehreren Auslegern falsch verstanden, indem er übersetzt:

Der ein' ist fertig und der andere wirds noch.

Palästrio sagt diess neidisch: „Ihr habt vollauf, und wir andern müssen uns mit schlechtem Essigwasser (*posca*) behelfen. Schon *Lipsius* (Gron. Ausgabe) hat diese Stelle richtig erklärt.

V. 1014 und folg. (A. IV. Sc. 2. V. 34 folg.) sind in der Übersetzung mehrere Verwirrungen und Auslassungen der Personen. Etwas ganz anderes und nach einer anderen Abtheilung ist übersetzt, als im Texte steht, welcher sonst bey dieser Stelle richtig angegeben ist. Nur eine fast gedankenlose Flüchtigkeit kann diese Verwirrung erklären.

V. 1019 ruft der Bramarbas, welchem die Zeit des Wartens zu lange dauert, seinem Sklaven zu:

Aliquam mihi partem hodie operam des. Jam tandem ades illico. (*Jam. tetr. cat.*)

Hr. *D.* übersetzt:

Soll ich denn heute nichts von dir erhalten? (?)
Komm' auf *die* Stelle hin."

Falsch. Es sollte seyn:

> Pass' endlich doch auf meinen Dienst, und komm mir auf der Stelle!

V. 1410 (A. V. Sc. I. V. 30). Deine Kleider, sagt der Cario zum Bramarbas, *non feres*. Hr. *D.* übersetzt: *Die wirst du nicht wieder tragen.* Nur halb wahr; es sollte heissen: die kriegst du nicht wieder (*non auferes*, oder *referes*).

In den beiden letzten Versen macht der Bramarbas folgende Nutzanwendung von dem, was ihm so eben widerfahren, und sagt: (*troch. tetr. cat.*)

> *Si sic aliis moechis fiat, minus hic moechorum siet.*
> *Magis metuant, minus has res studeant. Eamus ad me. Plaudite.*

Hr. *D.* giebt diese zwey Verse durch sechstehalb wieder, eben so weitschweifig als schief:

> „— — Wenns allen, die
> auf Ehebruch ausgehen, so bekäme,
> die Ehebrecher würden dünner stehn.
> *Sie mögen ein Exempel an mir nehmen,*
> *und* weniger auf solche Dinge denken.
> Nun wollen wir nach Hause gehen. Klatscht!"

Die Conjunctiven des Präsens *metuant* und *studeant* sind falsch genommen, und doch konnte den Vf. schon das *fiet*, welches er richtig nahm, auf die Spur leiten. Die Verse heissen in demselben Sylbenmasse:

> Ging' es andern Buhlern auch so, gäb es ihrer weniger.
> Grössre Scheu und weniger Anreiz brächt' es. — Lasst uns gehen! — Klatscht!

Eine allgemeine Bemerkung müssen wir hier einschalten. Zuweilen hat Hr. *D.* angegeben, zu wem, und wie, ob laut oder bey Seite, etwas gesprochen ist, zuweilen nicht. Es sollte immer geschehen seyn, nicht bloss, weil es zuweilen Schwierigkeiten hat, und weil unser Lesepublicum dessen jetzt bedarf, sondern weil auch die alte Welt dessen nur dadurch entrathen konnte, weil sie das Stück *sah* und *hörte*, und der Dichter oder Schauspieldirector das Ganze einüben konnte, wie er es für nothwendig hielt, und wie er wollte, dass etwas gesprochen werden sollte. Uns indessen, und unseren Lesern liegt jene versunkene Welt bereits zu fern, als dass sie nicht dieses Schlüssels bedürfen sollte. In dem letztbeurtheilten Stücke fehlen dergleichen Nachweisungen besonders in der achten Scene des vierten Acts, und auch an anderen Stellen.

Das vierte Stück des ersten Theils der *danzischen* Übersetzung sind die *Menächmen*. Da die Leser bereits den Geist des Ganzen kennen: so enthält Rec. sich aller Bemerkungen, welche nur auf das Mechanische des Verses gehen, und führt nur noch an, dass dieses Stück in lauter Jamben fortläuft, nicht wie die *Aulularia* auch mit einigen kürzeren trochäischen Scenen in vollen und verkürzten Octonaren, (denn das gilt Hn. *D.* wenig) untermischt sind, oder wie der *Miles* mit einer Scene in gereimten Alexandrinern, und im letzten Act mit Trochäen.

Der Prolog der Menächmen ist überschrieben: „Menächmer." Soll ihn, nach Hn. *D's.* Meinung, einer der Zwillingsbrüder sprechen? Das erste Wort desselben ist: „Vor allererst." Kann das Lust erwecken, weiter zu lesen? Der eilfte und zwölfte Vers desselben ist übersetzt:

> Und so *griechenzet* zwar auch dieses Stück,
> Doch atticierts nicht, *sondern 's* sicilirt.

V. 317 (A. II. Sc. 2. V. 54). Der Koch fragt den Menächmus: „Hast du sonst noch etwas zu befehlen?" Menächmus antwortet: „Dass du zum Henker gehst!" Der Koch erwiedert:

> *Ire hercle melius est te interim et accumbere,*
> *dum ego haec appono etc.*

Hr. *D.* übersetzt unrichtig:

> Da könntest du dich unterdessen einthun

und liess *et accumbere* aus. Wie könnte wohl der Sklave zu einem Herrn so sprechen? Er sagt einladend:

> Geh, rath ich, unterdess hinein, und lagre dich,
> bis ich diess hier ans Feuer stelle.

V. 666. (Act. IV. Sc. 3. V. 8) *ad aurificem*, „*bey den* Goldschmidt" ein doppelter Sprachfehler. V. 667. (A. IV. Sc. 3. V. 19.) *Ne frustra sis*, heisst nicht: Du kommst umsonst, sondern: täusche dich nicht. *cf. Lexica.* Eben so falsch ist drey Verse weiter übersetzt: (*Ar. tetr. cat.*)

> *Aliam posthac invenito, quam tu habeas frustratui.*
> „Schaff dir ein andres Mädchen, die *umsonst* dir zu Willen ist."

Es sollte seyn:

> Suche dir ein andres Mädchen, das du leichter foppen kannst.

V. 727 (Act. V. Sc. I. V. 43): „Das deinen Muthwill *mich vertragen* hilft" (!) V. 742 (A. V. Sc. 2. V. 6.

> „Das Alter ist *dem Rücken* eine schwere Last."

Bloss dem Rücken? Hr. *D.* übersetzte eine falsche Leseart, weil er, wie überall, ganz unbekümmert um den plautinischen Vers war. Es ist ein Baccheus und heisst daher nicht:

> *ut aetas mala, merx mala est tergo!*

sondern, wie es sich auch in den *taubmannischen* Heften fand, und *Pareus* es aufnahm:

> *ut aetas mala est merx mala ergo.*
> Wie stehts doch so schlecht um das Altseyn!

Hr. *D.* scheint von den Versen im Drama noch die Meinung zu haben, dass die besten sind, welche sich verstecken, und zur völligen Prosa sinken. Daher kommt so oft die Auflösung aller poëtischen Sprache und alles metrischen Numerus. Wir machten diese Bemerkung besonders in der zweyten Scene des fünften Acts, welche wohl etwas hellere Farben vertrüge. Wir würden mehrere Stellen abschreiben, und eine eigene Übersetzung hinzufügen, wenn wir nicht des Raums schonen wollten. Doch die letzten sechs Verse des Stücks theilen wir mit, welche beynah in der Übersetzung noch einmal so viel geworden sind. Sie enthalten die spasshafte Ankündigung einer Auction, mit welcher der freygelassene Sklave als Ausru-

ser sich einführt. Sie lauten nach einer genaueren Übersetzung und dem Versmasse des Originals so: (*troch. tetr. catal.*)

„Auction ist bey Menächmus heut acht Tage morgens früh.
Zum Verkauf stehn Sclaven, Hausrath, Äcker, Häuser; alles steht
zum Verkauf dem, der da bietet, aber nur für baares Geld.
Zum Verkauf steht auch die Ehfrau, wenn ein Käufer kommen will.
Kaum bringt, denk' ich, die Versteigrung hundert tausend Thaler ein.
Jetzt, ihr Bürger, lebet wohl und lauten Beyfall klatschet uns."

Bey Hn. *D.* werden das beynah eilf Jamben, die von der gedrängten Sprache des Originals wenig Spuren behalten haben:

„— — Heute über acht Tage früh
wird des Menächmus Auction gehalten werden.
Es sollen Sclaven, Hausgeräthe, Äcker,
sein Haus und alles feilgeboten werden.
Doch ohne baares Geld wird nichts verabfolgt.
Auch seine Frau, wenn sich ein Käufer findet,
soll mit verauctioniret werden. Kaum
wird aus der ganzen Auction, glaub' ich,
er hundert funfzig tausend Thaler lösen.
Nun wünsch' ich, wohl zu leben, meine Herren,
und uns zu zeigen, dass wir euch gefallen."

In dem 2ten Bande des Werks liefert Hr. *D.* 6 Stücke, *Bacchides*, *Persa*, *Trinummus*, *Mostellaria*, *Curculio*, *Cistellaria*. Nur aus einem wollen wir das Tadelhafteste ausheben, welches keiner weiteren Auseinandersetzung bedarf. Es sey die *Mostellaria*, wobey wir der lateinischen Verszahl folgen wollen.

V. 5. *Nidor e culina* — du Allbelecker (?). V. 8. *abscede a janua* — Troll dich *vor der* Thür. V. 63:

ego ire in Piraeum volo.
— — Ich aber will
nach *Pi* | *raee* | *um* gehn, mir für den Abend u. s. w.

Wozu macht der Vf. den dreysylbigen Piraeeus? V. 161 (A. I, Sc. 3, V. 4):

Was geht die Ernte *meinem Bade* an?
Skafa.
Nichts mehr, als was dein Bad *der Ernte* angeht.

V. 176:

Du sollst, die mir *gefället*, nicht umsonst
gelobet haben u. s. w.

gefället, sprachwidrig ausgereckt. V. 190 (A. I, Sc. 3):

Matronae, non meretricium est, unum inservire amantem.
Für *alte Frauen* ist das, nicht für Mädchen u. s. w.

Das Wort *matrona* bedeutet beym Plautus gewöhnlich die Ehefrau im Gegensatze des öffentlichen Mädchens, oder der Beyschläferin, welche sich Jemand hält, nirgends die alte Frau. Man vergl. den Anf. der *Cistellaria*. V. 277 *confundere*, durch einander *gesseln* (?). V. 318:

Ecquid tibi videor, mamma, madere.
Nun Schätzchen, sag', *hab' ich es nicht recht satt?*

Madere heisst hier, wie sonst, beym Plautus, *betrunken seyn*. V. 344: „Lass von Delphium aus *das* Glas die Runde gehn." Das Glas, *cantharus*, unnöthig modernisirt. V. 365 (A. II, Sc. 1). Das eingeschobene *malum* ist mehr Fluchformel, als Schimpfwort, wie unser deutsches *zum Henker*, nicht mit Hn. *D.*: du Schelm. V. 376. „Das Haus *voll Gäste* und *Weiber*," statt: voll von Gästen und Weibern. V. 378. Wie soll folgender barbarischer Vers scandirt werden:

's geht mir g'rad' so, da ich nach der Ankunft u. s. w.

V. 392. „Ich *trause für* Furcht" (*madeo metu*). V. 393. „Und thu, was ich *dir* heisse (!)." V. 398. „Und keiner *wage es*, *sich dein zu muchsen*. Welch ein Deutsch! V. 451 (A. II, Sc. 2):

Confregi fores.
Ich hab mit Pochen fast die Thür *zertreten*.

V. 458. „*Occidisti*, *es kostet's Leben*." Warum nicht das richtige, welches in denselben Raum passt: du hast getödtet? V. 565 (A. 3. Sc. 1):

Quin tu istas mittis tricas.
Mach' keine *Winkelhölzer*.

V. 594. *Foenus*, *Interessen*. Warum nicht das deutsche *Zinsen*? V. 610:

— — Hau *diesem* Kerl
mit einer Silberstange übers Maul.

V. 619. Ein Herr sagt zu seinem Sklaven, welcher ihn gegen die Person eines mahnenden Wechslers einnehmen will, nach der gewöhnlichen Lesart:

Non ego istuc curo, qui sit: unde sit,
id volo mihi dici, id me scire expeto.

Hr. *D.* übersetzt:

— — Das ist meine Sorge nicht
wie viel es sey, — das mag ich gar nicht wissen.

Unbegreiflich falsch. Beide Verse sind corrumpirt, wie Jeder sieht, welcher sie als Senare scandirt. Rec. vermuthet, dass hinter dem *qui sit* ein *sed* ausgefallen sey, was wegen des benachbarten *sit* durch die Sorglosigkeit der Abschreiber leicht geschehen konnte, und liest daher den Vers:

Non ego istuc curo, qui siet; sed unde sit,

und den zweyten stellt er durch das von der Aldina gebotene *primum* so her:

id volo mihi dici, id primum me scire expeto.

Aber auch ohne jenes *sed* war der Sinn klar genug. V. 737 sagt ein Sklave zu einem fremden Herrn, welcher ihn nicht verrathen will: *patrone salve*, woraus Hr. *D.* viel zu vertraulich und zutappend macht: „Dank, mein *Freund!*" Und doch erwiedert der plautinische Herr hierauf, dem Verhältniss gemäss:

Nihil moror mihi istiusmodi clientes.

V. 762. Das plautinische Wortspiel mit *Umbra*, welches Schatten und eine *Umbrierin* bezeichnet, ist gänzlich misslungen, indem *Schatten* und *schadhaft* ohne sonderlichen Anklang (denn das *a* in *schad* ist lang) und ohne Sinn gepaart werden. Es musste doch wenigstens der Hauptgedanke des Wortspiels angedeutet werden, nach welchem der Sklave dem Manne scherzend die Beschuldigung macht, dass er es mit Mädchen halte. V. 810 (A. III. Sc. 2). *Postes* sind nicht *Schwellen*, sondern Pfosten oder Säulen. *Emti fuerant*, ich *hatte* sie gekauft; ja nicht, ich *habe*,

sonst geht ja alles verloren, was hier eine Zweydeutigkeit hervorbringt. V. 820. *Barbarus opifex* ist nicht ein Zimmermann aus Afrika, sondern in den Lustspielen, welche griechisches Costüm haben (*in fabulis palliatis*), bezeichnet *barbarus* römisches oder italisches. Siehe den Prolog zum *Trinum.* V. 19. *Captiv.* A. III, Sc. 1. V. 32 seq. A. IV, Sc. 3. V. 105 seq. und anderwärts. V. 952 (A. IV, Sc. 3):

> *Vide sis, ne devorteris et biberis.*
> „Sieh dich ein wenig vor, *damit du nicht* von ohngefähr in eine Kneipe *kömmst*, und dich beym Vesperbrode *überladest.*"

Falsch! Es heisst vielmehr: Bedenke, ob du vielleicht irgendwo eine Schenke besucht, und dort einen Trunk über'n Durst gethan hast. Die Perfecta im Texte und der Sinn der ganzen Stelle zwingen zu dieser Übersetzung. V. 1065 *ruste* statt *riefe.* V. 1102 (A. V, Sc. 2. V. 8) hätte der Vf. doch das durchaus falsche und schon durch das Sylbenmass verworfene *sic talem* nicht in den Text aufnehmen sollen; besser ist doch das von *Schoppius* gebotene *sic face*, als Zusatz der Einladung: *hic apud nos hodie coenes*, welche Hr. *D.* ein wenig unhöflich wiedergiebt:

> Du *wirst* heut Abend
> bey mir hier *essen.*

V. 1138 (A. V, Sc. 2. V. 44 ff.) herrscht eine grosse Verwirrung und keine Eintracht zwischen Text und Übersetzung. Der Vater sagt: ich will meinem Sohn verzeihen, wenn er sich des Vergangenen schämt. Der Fürsprecher sagt verstärkend: *dispudet* (er schämt sich sehr). Der Sklave sieht, dass eine Versöhnung erfolgen werde, und sagt: „Dem verzeiht er; was wird nun aus mir werden?" Hr. *D.* entstellt diese leichte Stelle dadurch, dass er gegen seinen eigenen Text dem Sklaven schon das Wort *dispudet* leiht, und so übersetzt:

> — — 's gereut auch mich;
> verzeih auch mir. Willst du?

Das *Willst du* soll also das *quid me nunc fiet jam?* wiedergeben, welche Frage Hr. *D.* in überströmender Laune und Modernität so beantworten lässt:

> „— — In den *pol'schen Bock*
> will ich dich spannen lassen, Bösewicht."

Im Texte steht: *verberibus caedere pendens.*

Wir wenden uns jetzt zum *dritten Bande* des Werks, welcher zu Michaelis 1809 erschien, und abermals sechs Stücke enthält, und zwar den *Epidicus, Truculentus, Captivi, Asinaria, Casina, Stichus.* Von den genannten Stücken ist keines so vielfach behandelt, und daher durch so viele Vorarbeiten dem Übersetzer erleichtert, als die *Captivi.* Da wir nicht Raum genug haben, uns über alle Stücke zu verbreiten: so wählen wir dieses Lustspiel aus, voraussetzend, dass Hr. *D.* dasselbe nicht werde hintenangesetzt haben, und dass er selbst den Geist des Ganzen nicht ungern nach dieses Stücks Bearbeitung beurtheilt sieht. Aber wiewohl dieses Stück im dritten Theile vorkommt, und der Zahl nach schon das dreyzehnte ist, welches der Vf. übersetzte, wo die Kraft und Gewandtheit desselben hätte durch die vielfache Übung gestärkt seyn sollen: so ist doch von diesen Hoffnungen dem Rec. nichts in Erfüllung gegangen. Wir theilen nur die vornehmsten Bemerkungen mit, welche wir bey der Durchlesung desselben machten.

Dass seine fünffüssigen Jamben unterdessen nicht besser geworden sind, beweist die Übersetzung gleich der sechs ersten Senare durch neun an Flickwörtern reiche, und doch nicht gutgerundete Verse. Ausserdem aber sind manche einzelne Unrichtigkeiten, welche in diesem Lustspiele bey der Menge schwieriger Wortspiele nachgewachsen zu seyn scheinen.

Im Prolog V. 54 *pertractate, obenhin.* V. 66. Dass er *für allen Treffen* sich scheuen soll. V. 69 (A. I, Sc. 1. V. 1) *scorto, Hurenfell* (?). V. 71 *absurde, absurd.* Das Wortspiel in *invocatus* ist nicht ausgedrückt, und den Satz: *talos cum jacit* liess der Vf. lieber ganz in der Übers. aus. V. 115 (A. I, Sc. 2. V. 12) Das lat. Wortspiel mit *dare* ist durch *Silbergeld* und *Fersengeld* von Hn. *D.* gut wiedergegeben; aber dagegen zwey andere in *exercitus* (Heer und Übung) V. 153 (A. I, Sc. 2. V. 49), und in *fundum* und *profundum* (V. 152), so nahe hier Grund und Abgrund lagen, sehr mittelmässig. Bey V. 160, wo Plautus die Mannschaften aufzählt, welche der hungrige Parasit braucht, und *Pistorienses, Panicei, Placentini, Turdetani, Ficedulenses* nennt, hätte Hr. *D.* nicht vergessen sollen, dass diess wirklich vorhandene geographische Namen waren, und hätte daher jene durch ähnliche aus der neueren Geographie wiedergeben sollen. Bey V. 185 (*scruposa via*) ist die Anmerkung besser, als die Übersetzung. V. 237 (A. II, Sc. 1. V. 42) *audio, ich hörs*, besser: Es kann seyn, ist möglich. Gewöhnlich drückt es die Gleichgültigkeit des Hörenden aus. V. 258 (A. II, Sc. 2) *itidem, so ebner Weise.* V. 268 *longissume*, am *entferntesten.* V. 280, *orcus* „der *Todtenherr.* V. 284 (A. II, sc. 2. v. 37) Hr. *D.* behält die tadelhafte Leseart *audaciam*, statt *tenaciam*, wiewohl V. 286 das letztere in *tenax* und in der Steigerung *pertinax* wiederholt wird. Das letztere lässt Hr. *D.* ganz unübersetzt. V. 305 (v. 58) so fürcht' ich nicht *für* Ungerechtigkeit. V. 309 (v. 62) „genommen. Wie *ich* bey *dir* dienen muss." *Ich* und *dir* sollten nicht in der Senkung, sondern in der Hebung stehen. V. 316 „gehör' zu einer angeseh'nen Familie". Wie soll dieser Vers scandirt werden? V. 363. (A. II, Sc. 3. V. 6) *redimat* „*ranzioniren*". V. 365 *g'hört.* Welche Zusammenziehung! V. 366, *rota*, „*Töpferscheibe.*" Warum so? V. 386 „*Mutt'r* und Vater." Da der Vf. sonst Anapästen einschiebt, warum nicht auch hier? V. 398. (A. II, Sc. 3. V. 41.) „*hierorts.* Warum nicht *allhier*? V. 402. (v. 45.) „*verführete Dich* nicht zum Wankelmuth." Warum nicht: verführte Dich zum Wankelmuthe nicht?

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 12 JULIUS, 1810.

RÖMISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Schwickert: *Marcus Accius Plautus.* Lateinisch und deutsch von Dr. *J. T. L. Danz.*

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

V. 438. (V. 81.) „*atque hunc inventum inveni,*" Hr. *D.*. „so wie ich den gefundnen da gefunden." Leider scheint Hr. *D.* von den Versen gar nichts zu verstehen; sonst müsste er doch gemerkt haben, dass *inveni* hier zum Ausgange eines *troch. tetr. catal.* die vorletzte Sylbe kurz haben musste, und folglich kein Perfectum, sondern der Imperativus sey. V. 441 *nunc*, „*vor* jetzt." Der Vf. kann durchaus die Prapositionen *für* und *vor* nicht unterscheiden. V. 445:

Numquid aliud? Tynd. Ut quam primum possis, redeas. Philocr. Rem monet.

Dieser *eine* Vers ist bey Hn. *D.* zu *dreyen* angeschwollen. Er heisst in demselben Sylbenmasse:

Sonst noch etwas? *Tynd.* Komm, sobald du kannst,
zurück! *Philocr.* Wie sichs versteht.

V. 447 und 450, *a praetore* und *a quaestoribus.* Beide Würden hätten lieber bleiben mögen, als dass erstere in *Stadtpräfect* und die andere in *Kriegscommissarien* bey Hn. *D.* übergingen. V. 493. (A. III, Sc. 1. V. 36) *spes coenatica* „eine *souperliche* Hoffnung". Ein in jeder Hinsicht misslungenes Wort. V. 494. *coena aspera*, rauhe Mahlzeit, musste wiederholt werden, da es auf das Vorige geht, wo der Greis nur ein rauhes Mahl verheisst. — Übrigens hat diese erste Scene des III A. im Original 37 Verse, bey dem Vf. *sieben und siebzig.* V. 517 (A. III, Sc. 3. V. 17) *patent praestigiae* „Mein *Fickfack* liegt am Tage." V. 548 (A. III, Sc. 4. V. 23) *atque Aliis profuit*" Hr. *D.*: „Es hat ihm selber mannichmal geholfen". Welche Eintracht zwischen Text und Übersetzung! V. 571 (V. 46). Die Zweydeutigkeit in *liberum* und *Liberum* ignorirt Hr. *D.* ganz. V. 597 *denasabit* „Er ist im Stande und *entnaset* dir mit seinen Zähnen das Gesicht". Diessmal übersetzte Hr. *D.* etwas zu genau. *Er beisst dir die Nase ab*, ist Deutsch. V. 682 (A. III. Sc. 5. V. 32) *perbitat*, nicht *peritat* mit *Taubmann*. V. 696. Hegio fragt: Hab' ich dir nicht verboten heute zu lügen? Tyndar antwortet: *Vetuisti.* Hr. *D.* übersetzt: *das hast du*, stellt aber *hast* in die Senkung, welches offenbar den Ton hat. Überhaupt kann man kaum vom musikalischen und grammatischen Gehör verlassener seyn, als Hr. *D.*, denn dergleichen Versetzungen des Tons kehren erstaunlich oft wieder. V. 721 (A. III, Sc. 5. V. 71) *nervo custod.* Hr. *D.* hat hier abermals den *poln'schen* Bock; schreibt ihn aber *polschen* Bock. V. 732 und 735 sind falsch verstanden. V. 748, „noch immer bey der *Nase h'rum*" ist ungrammatisch abgetheilt. Da das h kein Consonant ist, muss es heissen: bey der Nas' herum. V. 759 (A. III, Sc. 6. V. 109) ist falsch verstanden. Es heisst: Einen Ausflug habe ich zwar aus den Ketten gemacht, jetzt merke ich aber, dass ich wieder zurückfliegen muss. V. 767 (A. IV, Sc. 1. V. 8.) „die allerfetteste | Erbschaft | erlangt". Welch eine Prosodie! V. 800 fg. (A. IV, Sc. 2. V. 29 seqq.) hat folgende 3 Hiatus:

— — „Euch *sage ich*,
werd' auf der *Strasse ich* ein Schwein von Euch
gewahr, so *poche ich* dem Herrn die Klein
mit meinen Fäusten aus."

V. 803 und 807 nicht frey von falschem Witz und übel angebrachtem Humor; gelungener ist V. 852 (A. IV, Sc. 2. V. 80) das Wortspiel mit *senticetum* und *sentio* wiedergegeben. V. 874 (A. IV, Sc. 2, V. 102) *venit* ist nach Vers und Sinn hier das Perfectum, nicht das Präsens. V. 880 (V. 108). Das Wortspiel in „*Boiam terit*", welches eine Bayerin und eine Art Kette bezeichnet, ist dem Vf. ganz unerreichbar geblieben, fast unversucht. V. 895 (A. IV, Sc. 3. V. 3 folg.). Die bewunderten Alliterationen dieser Stelle giebt Hr. *D.* sehr roh wieder; man höre:

„Welch *Sterben* soll nun in die *Schinken* kommen!
Und welche *Pest* dem *Speck!* Die *Schweine* sollen
die *Schwindsucht* alle kriegen; und die *Schwarten*
die *Schwerenoth.* u. s. w."

V. 979 (A. V, Sc. 3. V. 9) „und nichts von *den'n* zu wissen". Warum nicht lieber einen Anapäst, als solche Zusammenziehung, wie diese und V. 1005 *Min'n*, st. Minen. V. 986.

Et miser sum et fortunatus.
So bin *mit eins* unglück*lich ich* und glücklich.

Ungrammatisch und übellautend. V. 997 (A. V, Sc. 4. V. 7) *haec upupa*, dieser Wiedehopf. So nennt Tyndarus die Steinaxt, mit welcher er im Steinbruch hat arbeiten müssen. Warum übersetzte Hr. *D.* die spasshafte Benennung in *Hämmerling*? Der Epilog ist überaus schleppend übersetzt. Die *acht* troch. verkürzten Octonare zergehen in *dreyzehn* wässerigen Versen.

Nach diesen Ausstellungen glauben wir das Urtheil über die *danzische* Arbeit aussprechen zu müs-

sen, dass weder die deutsche Literatur um ein schmückendes Werk durch jene vermehrt, noch das Studium des Plautus gefördert sey. Sorglosigkeit des Vfs. um Grammatik und Sylbenmafs hat untergraben, was derselbe wohl sonst hätte leisten können, und rechtlich hätte leisten sollen. —

Cap.

ÖKONOMIE.

Eisenberg, b. Schöne: *Jahrbuch der thüringischen Landwirthschaft und der damit verbundenen Wissenschaften.* Herausgegeben von Dr. K. Ch. G. *Sturm*, Prof. zu Jena. 1sten Bandes zweytes und 3tes Heft. 1808. 431 S. 2ten Bandes 1tes und 2tes Heft. 1809. 278 S. brosch. 8. (2 Rthlr. 12 gr.)

Dass sich dieses Jahrbuch nicht nur in seinem Werthe erhalte, sondern dieser durch die wackern Bemühungen des Hn. Prof. *Sturm* immer mehr erhöhet werde, können wir nicht besser beweisen, als wenn wir die einzelnen Aufsätze desselben näher angeben, und eine und die andere Bemerkung, die sich uns bey der Lectüre darbot, mit einstreuen. — Das 2 Heft des I Bandes beginnt mit einer *ausführlichen Beschreibung des weimarischen Dorfes Schwerstedt in landwirthschaftlicher Hinsicht*, welche interessant und instructiv zugleich ist. Willkommen wird den Lesern das hier gethane Versprechen des fleissigen Herausgebers seyn, in der Folge öfter dergleichen Topographieen nicht blofs aus Thüringen, sondern auch von anderen Ländern folgen zu lassen. II. *Vom Rübsenbau.* Der Rübsen wird, nach des Vfs. Erfahrung, am vortheilhaftesten, nicht, wie es hie und da gewöhnlich ist, ungedüngt in die Gerstenstoppel, sondern derb gedüngt in die Brache, gesäet, worauf dann, nach der Erndte, Korn oder Waizen, hierauf Gerste oder Hafer folgt, wo man alsdann immer noch das schönste und reinste Getreide erndten werde. Jenen bey fettem Wuchse im Herbste noch als eine Herbstfütterung schrapfen oder abhüten zu lassen, wodurch der Ertrag immer sehr verringert werde, wird hier aus trifftigen Gründen widerrathen. Doch der Aufsatz verdient ganz gelesen zu werden. III. *Über den Doppelwuchs des Getreides überhaupt und der Gerste insbesondere.* Eine Vorlesung in der Versammlung der thüring. Gesellschaft praktischer Landwirthe, von dem Ökonomieinspector *Pohl* in Merseburg, welche, besonders bey trockener Witterung, tiefes Unterpflügen des Gerstensaamens empfiehlt, wo er dann die zum Keimen nöthige Feuchtigkeit finde. Nach unseren Beobachtungen ist man für Doppelwuchs der Gerste am meisten gesichert, wenn man sie bald nach einem warmen Regen, der nicht ausbleibt, wenn er auch erst gegen Pfingsten eintreten sollte, unterpflügt. IV. *Über die bessere Benutzung der leichten Bergfelder*, vom Herausg. Leider keinen Auszug! V. *Notizen über den Anbau fremder Getreidearten.* von *Homilius* in Sayda im Gebirge. VI. *Flüchtige Bemerkungen über die mecklenburgische Viehzucht.* von einem Sachsen, den Sachsen und allen Nicht-Mecklenburgern zur Notiz aufgezeichnet von *C. Kfsr.* Der Beschluss folgt im 3 Heft. — So vortrefflich in Mecklenburg die Pferde- und Schweine-Zucht ist: so schlecht steht es daselbst um die Rindviehzucht. Auch die Schafzucht ist dort, in Vergleichung mit der sächsischen, gar unter aller Kritik, und zwar, nicht wegen dürftiger Weide, sondern wegen schlechter und verkehrter Behandlungsart, und besonders elender Fütterung im Winter. VII. *Über die schweizer Rindviehzucht in einigen Theilen des Voigtlandes.* Unbedeutend und mager! Dass die Schweizerkühe, auch in unseren Gegenden, bey schlechter Fütterung, mehr Milch geben, als einheimische, wie der Vf. hier behauptet, das möchte wohl der Erfahrung entgegen seyn. VIII. *Über die veredelte Schafzucht* (Beschluss), vom Herausgeber. Um jene zu befördern, sollen veredelte Schäfereyen (wie z. B. die herzogl. Normalschäferey in Oberweimar) zur Springzeit ächte Böcke an ganze Ämter und Gemeinden abgeben, und Schulen für Schäfer etablirt werden. Zugleich wird nebenbey eine nähere Prüfung der Stallfütterung der Schafe empfohlen. Alles sehr lesenswerth! IX. *Versuch, die Schafe im Freyen zu wintern*, von *Kegel* in Schlöben. Resultat: Die Schafe fressen, bey ganz freyer Überwinterung, mehr, geben etwas weniger Wolle, und halten sich im Fleische etwas schlechter, so dass helle und luftige Schafställe den Vorzug behalten. Indessen verspricht Hr. K. die Versuche zu wiederholen. X. *Kurze Abhandlungen und Notizen*, unter welchen merkwürdig ist, dass im Jahr 1801, wo die Schiffahrt nach England noch frey war, von Wanfried aus 97000 Mltr., hingegen im Herbste 1807 nur 27800 Mltr. Getreide verschifft worden sind!

Drittes Heft. Abhandlungen. I. *Von Güter-Anschlägen und was dabey zu beobachten ist.* Interessant für diejenigen, welche Güter kaufen wollen. Wird im 1 und 2 Hefte des II Bandes mit gleicher Gründlichkeit fortgesetzt. II. *Fragmente über die Behandlung des Roggens und dessen Fruchtwechsel*, von *M. Gut!* III. *Ein paar Worte über die Säemaschine*, von *Homilius.* IV. *Über die Vertilgung einiger Unkräuter*, vom Herausgeber. — Hier vom Wildhafer und Hederich. Von ersterem blieb Rec. am sichersten frey, wenn er im Nassen über Sommer bestellte, und, nach dem gewöhnlichen Ausdrucke, den Samen einschmieren liess, wo er einen Vorsprung im Wachsthume bekömmt, und den Wildhafer unterdrückt. V. *Erfahrungen über den Weinbau in Thüringen*, von *Kessler* in Harzgerode. VI. *Von der Entstehungs- und Fortpflanzungs-Weise der Gewächse*, von *F. Voigt.* Eine treffliche Abhandlung für denkende Leser! Der Beschluss folgt Band II. Heft 1. VII. *Einige Bemerkungen über den Kartoffelbau.* — Über die verschiedenen Vermehrungsarten. IX. *Meine vor Kurzem gemachten Erfahrungen über die Drehkrankheit der Schafe*, v. *F. Schmalz*, mit Bemerk. des Prof. *Oken* in Jena, welche uns aller weiteren Beurtheilung überheben.

II Bandes 1 Hft. II) *Allgemeine Darstellung der thüring. Landwirthschaft, mit Berücksichtigung ihrer wei-*

teren Vervollkommnung, vom Herausg. Der erste Abschnitt dieser vortrefflichen Abhandlung enthält: allgemeine Betrachtungen über die Lage Thüringens und dessen Verhältnisse in Bezug auf die Landwirthschaft. Die Lage Thüringens ist dem Ackerbau günstig in Hinsicht des Klimas und des landwirthschaftl. Handels; aber ein grosses Hinderniss für den inneren Verkehr ist der Mangel an leichter und bequemer Communication. Es fehlt an künstlichen Heerstrasen, so wie an Communication zu Wasser mit dem Auslande. Zugleich liegt auch ein grosses Hinderniss einer höheren Production in einigen politischen Verhältnissen, und zwar 1) in dem Triftzwange, der die landwirthschaftl. Industrie lähmt — ja wohl! leider! — 2) in der verderblichen Communion der Bauerngüter mit den Rittergütern, und der Rittergüter und Bauerngüter unter einander; 3) endlich in dem Vertheilen und willkührlichen Zerstückeln der Grundstücke der Bauern an ihre Kinder oder Erben, da doch nicht zu grosse Hufengüter für den Betrieb der Landwirthschaft weit vortheilhafter sind. Indessen so wie schon so manche Hindernisse einer höheren Production in Thüringen bereits beseitiget worden sind, wie z. B. hie und da die verderblichen Frohnen: so werden auch die noch übrigen nach und nach beseitigt werden. Im 2 Abschn. ist eine Darstellung des landwirthschaftl. Gewerbes enthalten, der Vorschläge zu dessen Verbesserung folgen sollen. Mit Vergnügen sehen wir der Fortsetzung dieser freymüthigen Abhandlung entgegen. III. *Über den Anbau und die Benutzung der Kartoffeln, als Vertheidigung derselben gegen ihre Anfechter*, von *Fr. Schmalz* in Ponitz bey Altenburg. Da es noch immer nicht an Männern fehlt, welche an eine physische, moralische und politische Schädlichkeit der Kartoffeln zu glauben geneigt sind, und selbst in der sonst so beliebten landwirthsch. Zeitung erst neuerlich dergleichen alberne Grundsätze geäussert worden sind: so war eine so gründliche Vertheidigung der Kartoffeln, wie diese, keineswegs überflüssig. IV. *Einige Worte über breite und schmale Ackerbeete*, von demselben. Aus sehr vernünftigen Gründen nimmt der Vf. die von *Schwerz* in s. Anleitung zur Kenntniss der belgischen Landwirthschaft angefochtenen breiten Ackerbeete in Schutz, und hält die schmalen nur etwa noch an solchen Orten für zweckmäsig, wo die Felder einen festen, undurchdringlichen Untergrund, eine schwere und kalte Ackerkrume und wenig Fall haben. V. *Notizen über den bisherigen Erfolg in der Acclimatisirung einiger fremden Getreidearten in dem königl. sächs. Mittelgebirge.* Von *Richter*. Allerdings verdienen noch manche Getreidearten weiter verbreitet und einheimisch gemacht zu werden. VI *Einige Bemerkungen für die Trift und gegen die Hordenfütterung der Schafe*, von *Gülke*. Seines Gleichen giebt es leider! noch immer sehr viele, besonders unter den Rittergutsbesitzern oder Pachtern, die, von Selbstsucht und Eigennutz geleitet, dem Triftunfuge das Wort reden, ob sie gleich die Miene annehmen, als wären sie nur für die *eingeschränkte* Schaftrift, welche der Industrie nicht im Wege stehe. Weiss denn Hr. G. nicht, wie die Triftgerechtigkeit entsprungen ist, wie die Menschenclasse beschaffen ist, durch welche jene exercirt wird, und zu welchen Zänkereyen, Processen und Bedrückungen sie schon Veranlassung gegeben hat und noch giebt? Was Hr. G. gestattet, und sogar in vielen Fällen für dienlich achtet, dass nämlich Schäfer auch den jungen Klee im Herbste abhüten dürfen, das würden wir in keinem Falle geschehen lassen, aus dem Grunde, weil diess die Landesgesetze ein für allemal auf das strengste verboten haben. Giebt man dieser Classe von Menschen auch nur einen Finger: so nehmen sie die ganze Hand! Man sollte sie daher zwingen, von den Landesgesetzen auch nicht ein Haar breit abzuweichen. Es wird in der That hohe Zeit, dass die Regierungen ins Mittel treten, und allem Triftunfuge ein Ende machen! Hr. G. sehe nicht bloss auf das Seine, sondern auch auf das, was des Andern ist, und — er wird unbefangener über die Sache urtheilen. VIII. *Meine Verfahrungsart bey der Behandlung der Schäferey*, von *J. F. F.* Diesen vortrefflichen Auffatz eines ächt-praktischen Landwirths empfehlen wir recht dringend zur eigenen Lectüre. IX. *Beschreibung einer vorzüglich eingerichteten Brauanstalt*, nämlich der zu Farrenbach, unweit Nürnberg und Fürth.

II Bandes 2 Heft. *II. Die Landwirthschaft in einigen Gegenden des ehemaligen Hessen*, von *C. K — r.* Eine Topographie des Werrathals in der Nähe von Treffurth, Wanfried und Eschwege. Die Landwirthschaft ist hier zum Theil noch in einem kläglichen Zustande, vorzüglich in Ansehung der Viehzucht; nur die Schweinezucht zeichnet sich aus. III. *Bemerkungen auf* (einer) *und über eine landwirthschaftliche Reise der Mitbürger des ökonomischen Instituts zu Mögelin ins Oderbruch* am 11, 12 und 13 Jun. 1809 unter der Leitung des Hn. Staatsraths *Thaer*, von *Gustav Richtsteig*. Enthält nicht vielmehr, als ein Compliment eines dankbaren Schülers an seinen verdienstvollen Lehrer D. *Thaer*. IV. *Auch Steine können nützlich werden auf dem Acker*, v. D. *Schwabe* in Wormstedt. — Möchte wohl die strenge Prüfung nicht aushalten! In den allermeisten Fällen dürfte vielmehr das Ablesen der Steine anzurathen seyn. V. *Unterhaltung bey einem Spaziergange auf dem Lande.* Sollte nicht jeder Leser von gerechter Indignation ergriffen werden, und der Abstellung alles Triftunfugs mit Verlangen entgegen sehen? Wir empfehlen diese Lectüre obigem Hn. G. und seines Gleichen zur Beherzigung. VI. *Über den Zustand der Agricultur in Frankreich.* Aus dem Französischen vom Prof. Dr *Güldenapfel* in Jena. Sehr lesenswerth! VII. *Über die spanischen Schafraçen, besonders in Frankreich.* Aus den *Annales d'Agriculture par M. Tessier.* (Ebenfalls vom Prof. *Güldenapfel* aus dem pariser Moniteur mitgetheilt.) Dankenswerth!

Schon diese kurzen Auszüge werden hinreichend seyn, auf das Daseyn dieser periodischen Schrift aufmerksam zu machen. Wir empfehlen sie insbesondere

allen denkenden Landwirthen Thüringens zur angelegentlichen Lectüre, überzeugt, dafs sie zur Beförderung einer besseren Landwirthschaft in dem sonst so gesegneten Thüringen recht viel beytragen werde. Übrigens aber ersuchen wir theils den Verleger, der es weder an gutem Druck, noch an gutem Papier fehlen läfst, künftig mehr Fleifs auf die Correctur, theils den Herausgeber strengere Sorgfalt auf die Redaction mehrerer Aufsätze zu verwenden, welches um so nöthiger ist, da nicht alle praktischen Landwirthe, welche Mitarbeiter an dem Jahrbuche sind, zugleich gute Schriftsteller zu seyn pflegen.

— sch —

KURZE ANZEIGEN.

Philologie. *Berlin*, b. Öhmigke dem Ält.: *Lateinische Vorschule oder neuer angehender Lateiner.* Ein grammatisches Lesebuch der lateinischen Sprache, nebst Wörterbuch und Grammatik für die unteren Schulclassen bearbeitet, von *M. Theod. Heinsius*, Professor am berlinischen Gymnasium. Zweyte, ganz umgearbeitete und sehr vermehrte Ausgabe. 1808. VI u. 202 S. kl. 8. (10 Gr.)

Inhalt und Form dieses zweckmäfsigen Schulbuches, welches die Vorzüge eines *Bröder*, *Purmann*, *Esmarch* u. A. zugleich in sich vereinigt, sind aus der Anzeige des Referenten im vorjährigen Intelligenzbl. dieser Zeitung No. 91 hinlänglich bekannt. Vf. und Verleger haben erfüllt, was sie versprochen haben. Denjenigen, welchen der Preis von 10 Gr. für 13 Bogen noch zu hoch für ein Schulbuch dieser Art scheinen möchte, dient Folgendes zur Nachricht. Die Schulen, welche dieses Buch einführen, erhalten

100 Exempl. für 30 Rthlr. in klingend. Courant.
75 - - 22¾ - - - - -
50 - - 15½ - - - - -
25 - - 8 - - - - -
12 - - 4 - - - - -

Neue grammatische Ansichten erwartet man in einem solchen Buche nicht: doch nahm es uns Wunder, das Fut. Exact. noch unter dem Conjunctiv aufgeführt, und alle mit einem Verbo verbundenen Casus als Rection desselben betrachtet zu sehen. *Latus fueris, du werdest getragen worden* u. s. w. ist wahrscheinlich nur ein Versehen.

VI — VII

Jena, b. Frommann: *Lateinisches Lesebuch für die ersten (?) Anfänger*, oder: *Lateinisches Elementarbuch* zum öffentlichen und Privat-Gebrauch von *Friedrich Jakobs*, königl. baier. Hofrath u. s. w. und *Friedrich Wilhelm Döring*, herz. sachs. goth. Kirchen- und Schul-Rath etc. *Erstes Bändchen.* 1808. Vorbereitender Cursus. X und 116 S. *Zweytes Bändchen.* 1808. Erster Cursus. 224 S. kl. 8.

Hr. *Jakobs* hat in seinem Elementarbuche der griechischen Sprache über die zweckmäfsigste Methode, den Unterricht in den gelehrten Sprachen zu erleichtern, so richtig geurtheilt, dafs es uns wundert, dieses lateinische Elementarbuch minder zweckmäfsig bearbeitet zu sehen. Die *grammatischen Übungen*, welche dort den ersten Cursus ausmachen, und womit sich die lateinischen Vorschulen eines *Heinsius* und *Bröder* so methodisch beschäftigen, sind hier ganz übergangen; und dem *vorbereitenden Cursus*, welcher ziemlich übereilt den ersten Anfängern bestimmt ward, fehlt die Mannichfaltigkeit des zweyten Cursus des griechischen Elementarbuchs. Das lateinische Elementarbuch hat zwar eben so, wie das griechische, den doppelten Zweck, zugleich den Unterricht in der Sprache zu erleichtern und die Kenntnifs des Alterthums zu befördern; allein für jenen Zweck fehlt die Hinweisung auf die Grammatik, und für diesen ist Bekanntschaft mit der Geschichte allein nicht hinreichend. Ist gleich bey dem griechischen Elementarbuche die Hinweisung auf die Seitenzahlen der *buttmann'schen* Grammatik durch die neue Ausgabe derselben unnütz gemacht worden: so war doch bey einer Hinweisung auf die *bröder'schen* Grammatiken eine solche Nutzlosigkeit weniger zu befürchten, da dieselben in Paragraphen getheilt sind. Was aber den Inhalt der gewählten Stücke betrifft: so vermissen wir an den kleinen Geschichten von Männern aus dem Alterthume, welche die Anfänger weder kennen, noch zu kennen brauchen, das Anziehende, welches die erste Lectüre für die Jugend haben soll, und geben zu diesem Behufe mit *Bröder* physikalischen u. naturhistorischen Gegenständen den Vorzug. Jeder Cursus dieses Elementarbuches hat zwey Abtheilungen, deren *erste* die Vff. ziemlich unpassend die *rhetorische* nennen, da sie im Vorbereitungsbuche nur Erzählungen von berühmten Männern, äsopische Fabeln und poetische Sagen, und im ersten Cursus nur Ciceros Leben und auserlesene Stellen seiner Schriften, aber keine Briefe, Reden oder Gespräche enthält. Die gröfste Mannichfaltigkeit haben die auserlesene Stellen des Cicero, und den gröfsten Nutzen gewähren, besonders auch wegen der vortrefflichen, den Text begleitenden Scholien, aufser Cicero's Leben, die *zweyte* Abtheilung jedes Cursus, welche reinhistorisch ist. Die kurze Geschichte der römischen Republick aus Eutrop im Vorbereitungsbuche, und die merkwürdigsten Begebenheiten der nichtrömischen Welt aus Justin und Nepos im ersten Cursus scheinen uns die besondere Lectüre jener Schriftsteller auf eine sehr zweckmäfsige Weise zu ersetzen.

Dieses Elementarbuch möchte daher besonders für die mittleren, wenigstens nicht ganz unteren, Classen eine vorzügliche Empfehlung verdienen. Ein Wortregister ist nur dem Vorbereitungsbuche beygefügt, bey dem folgenden Cursus wird schon der Gebrauch eines Wörterbuches vorausgesetzt. Doch sind die Vff., sobald es gewünscht wird, nicht abgeneigt, nach dem Schlusse des Ganzen ein kleines unabhängiges, aber für den Gebrauch des zweyten und dritten Cursus besonders eingerichtetes Wörterbuch an das Licht zu stellen. Wir halten es für unnöthig, da der Lehrling, für welchen diese Lesebücher geeignet scheinen, eines allgemeinen Schulwörterbuches doch nicht entbehren kann. —

VI — VII.

NEUE AUFLAGEN.

Leipzig, b. Barth: *Biblische Vorlesungen über wichtige u. gemeinnützige Abschnitte der Bibel des A. u. N. Testam. zum Gebrauch beym öffentlichen Gottesdienst.* Von *D. Wilh. Ludwig Steinbrenner*, Prediger zu Grofsbodungen und Haurōden. 2te Aufl. 1r Th. die Schriften des A. Testam. enthaltend, 652 S. 2r Th. die Schriften des N. Testam. enthaltend, 666 S. 8. (2 Rthlr. 16 Gr.)

Hamburg, b. Gundermann: *Englischer Dolmetscher, nebst einer kurzgefafsten englischen Grammatik zum Selbstunterricht für Deutsche, welche in Ermangelung eines Lehrers diese Sprache gründlich u. bald erlernen wollen.* Nebst Anhang einiger Gespräche. 6te Ausgabe, gänzlich umgearbeitet, vermehrt und verbessert von *J. A. Fahrenkrüger.* 1810. 318 S. 8. (10 Gr.)

Hamburg, b. Gundermann: *Unterhaltungen über Gutmann oder den sächsischen Kinderfreund v. M. Karl Traugott Thieme.* Ein erläuterndes Handbuch für Ältern und Lehrer, welche den Gutmann bey dem Unterrichte der Jugend zum Grunde legen wollen, von *H. Gardthausen.* Wohlfeile Ausgabe. 1r Bd. VIII und 244 S. 2r. Bd. X und 356 S. 3r. Bd. VIII und 373 S. 4r Bd. IV und 430 S. 8. (1 Rthlr. 16 Gr.) S. Recens. der ersten Aufl. 1806. No. 280.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 13 JULIUS, 1810.

MATHEMATIK.

Paris, in der kaiserl. Druckerey: *Connoissance des Tems, ou des mouvements célestes, à l' usage des astronomes et des navigateurs, pour l'an* 1810. Publiée par le Bureau des Longitudes. 1808. 502 S. 8. (5 Fr.)

Dieser Band enthält die Ephemeriden und stehenden Artikel der *Conn. des T.* wie gewöhnlich; von den neuen Planeten giebt er uns die Örter noch nicht, indess läfst eine Äusserung des Hn. *Delambre* S 483 uns hoffen, dass diese geschätzte astronomische Ephemeride nicht lange mehr den Vorwurf der Unvollständigkeit in dieser Hinsicht tragen wird. Er erwähnt dort der *Efemeridi di Milano*, in welchen man die Örter der neuen Planeten, auf besonderen Blättern, am Ende der anderen Ephemeriden angehängt hat; das, was er dort zum Lobe dieser Einrichtung sagt, begründet unsere geäusserte Hoffnung. Die *Additions* enthalten Folgendes:

Beobachtungen auf der kaiserl. Sternwarte in Paris, im Jahre 1806: eine schöne Sammlung, gegen die wir aber noch das erinnern müssen, was wir bey der Anzeige eines früheren Jahrganges bemerkten. Dass in diesem Jahre *keine einzige* Beobachtung eines der neuen Planeten vorkömmt, befremdet uns sehr; selbst Juno, die erst 1804 entdeckt wurde, und desshalb noch mehr, als ihre älteren Schwestern, auf die Aufmerksamkeit der Astronomen Anspruch machen konnte, wurde nicht observirt. — Ein Auszug aus *Gaubil's* Manuscripten giebt uns eine grosse Anzahl alter chinesischer Beobachtungen der Zusammenkünfte der Planeten mit Fixsternen: einige darunter können vielleicht noch von Nutzen seyn, obgleich im Ganzen genommen der heutige Zustand der Astronomie nicht viel durch solche alte Angaben gewinnen kann. — Über *Hevels* und *Dörfel's* Entdeckungen in der Kometentheorie von *J. C. Burckhardt*. Der Vf. zeigt hier, dass *Hevel*, den die Beobachtungen zwangen, seine Hypothese einer geradlinigen Bewegung der Kometen zu verlassen, und die Laufbahnen als krummlinig anzunehmen, auf die Parabel verfiel; dass *Dörfel* zu dieser Hypothese den Zusatz machte, die Sonne in den Brennpunct der Parabel zu setzen. Man kann also beiden das Verdienst nicht absprechen, dass sie die Wahrheit gesucht und zum Theil gefunden haben: allein dieses war nur die Folge eines glücklichen Rathens, und Niemand wird sie wohl im Ernst mi. *Newton* in eine Parallele setzen, und ihnen eine Entdeckung zueignen wollen, die dem grossen Britten allein gehört. Der menschliche Geist irrt gern auf unbekannten Wegen umher, — ist es ein Wunder, wenn er auch zuweilen auf eine Wahrheit stösst? — Allein diese Wahrheit erhält ihren Werth erst in dem Augenblicke, wenn man sie für eine solche erkennt, oder wenn das Zusammentreffen mehrerer Umstände sie wahrscheinlich macht. *Hevel* und *Dörfel* hätten eben so gut auf andere Curven verfallen können, und sie würden wahrscheinlich darauf verfallen seyn, wenn die Parabel ihrer Einfachheit halber sich nicht zuerst dargeboten hätte; sie hätten nach ihren Rechnungen die Parabel eigentlich sogar ausschliessen müssen, weil sie nicht alles dadurch darstellen konnten. — Sechste Sammlung von Beobachtungen von 1752 bis 1 Jan. 1760. von *Messier*. Ausser zahlreichen und schätzbaren Finsternissen und Bedeckungen, giebt uns Hr. *M.* hier die Geschichte seiner Entdeckung des berühmten Kometen von 1759, mehrerer Erdbeben, die man zu Paris bemerkte, u. s. w. — *Vidal* in *Mirepoix* theilt Mercurs- und Venus-Beobachtungen mir, und eine vom 27 Sept. 1807 bis 4 März 1808 gehende Reihe Ortsbestimmungen des grossen Kometen. Rec. findet die Gewohnheit dieses Astronomen, seine Kometenbeobachtungen auf Eine Tageszeit zu reduciren, nicht nachahmungswürdig; hier hat er 7^h 15', und noch dazu *wahre* Zeit. gewählt, wodurch der einzige Vortheil, den man dieser Methode zuschreiben könnte, der der gleichen Zeitintervalle, verloren geht. Auch die Instrumente, durch welche *Vidal* die Bestimmungen erhielt, giebt er nicht an, und raubt dem Astronomen, der seine Angaben benutzen will, dadurch die Mittel, ihren Werth zu beurtheilen. Von demselben Kometen kommen in dem vor uns liegenden Werke noch Beobachtungen vor, von *Paul Ciera* in Lissabon (vom 7 Oct. bis 29 Nov.), von *Olbers* in Bremen, v. *Duc-la-Chapelle* in Montauban (v. 24 Oct. bis 18 Nov.); Elemente (parabolische) von *Demoiseau de Montfort* und *Oriani*. — Über die Messung eines Meridiangrades und der Perpendiculäre darauf, unter 12°32' nördl. Breite, von *William Lambton*, theilt uns *Delambre* hier einen, aus den Memoiren von Calcutta genommenen Auszug mit. Es wurde eine Basis von 40006,4418 engl. Fuss gemessen, nicht mit Stäben, sondern mit einer Kette, die mit einer anderen von *Ramsden* verfertigten verglichen wurde; das Azimuth dieser Basis, die fast genau im Meridian lag, wurde mittelst eines Passageninstruments bestimmt. Zum Messen der terrestrischen Winkel gebrauchte man einen Theodoliten, dem vom

General *Roy* benutzten zwar ähnlich, aber doch mit einigen Verbesserungen versehen; die Winkel, die man dadurch erhielt, und die, nach der Übereinstimmung der Summen mit 180 zu urtheilen, sehr genau gewesen seyn müssen, wurden nur nach wiederholten Prüfungen und Untersuchungen angewandt. So setzte man die Dreyeckskette in der Richtung des Meridians auf 95721.3266 Fathoms fort, welcher Bogen am Himmel mit 1°34'56".428 correspondirte; man fand dieses durch an beiden Endpuncten angestellte Beobachtungen des Aldebaran (resp. 17 und 18), die man mittelst eines vortrefflichen Zenithsectors von 5 Fuss Rad., von *Ramsden*, erhielt; dieses Instrument liess die Brüche einzelner Secunden deutlich unterscheiden, und gab schön harmonirende Resultate. Auch der auf den Meridian senkrechte Grad wurde — man erfährt nicht wie — gemessen, und = 61061 Fathoms = 57294 Toisen gefunden. Aus der Meridianmessung ergiebt sich die Länge eines Grades unter 12°32'21", = 60493.496 Fathoms = 56761.44 Toisen (nicht wie Hr. *Delambre* berechnet 60495 Fathoms = 56763 Toisen); aus der Vergleichung beider Messungen folgt die Abplattung = $\frac{1}{261}$, indess ist wohl der Perpendiculärgrad nicht sicher genug bestimmt, um seine Benutzung wagen zu dürfen. Rec. hat den Meridiangrad, den er, nach den benutzten Hülfsmitteln, und der Sachkenntniss, womit die Operation ausgeführt zu seyn scheint, für sehr genau zu halten geneigt ist, mit der grossen Gradmessung in Frankreich und der in Lappland verglichen; die Data, die er dabey benutzte, waren die neuerlich bestimmte Länge des Mètre = 443.2958 Linien, welches den mittleren Grad des Erdmeridians = 57008.205 Toisen giebt; die Länge des Grades unter 66°20'10" (= 100316,1 Mèt. nach *Laplace Exposition du système du monde*) = 57188.41 Toisen; es wurde *die* Ellipse gesucht, die der neuen französischen Messung, welche ohne Zweifel ungleich genauer ist als die übrigen, völlig genug thut, und bey *diesen* Unterschiede übrig lässt, deren Quadrate, wenn man sie addirt, ein Minimum ausmachen. Auf diese Weise fand sich das *wahrscheinlichste* Axenverhältniss der Erde = 316.675 : 315.675; das Quadrat der Excentricität = 0,0063c5643. Die Fehler, die in dieser Ellipse übrig bleiben, sind für den Grad in Lappland 3.59, für den in Indien 2,67 Toisen, um welche Quantitäten man beide vermehren müsste, um sie mit dem französischen durch Eine Ellipse darstellen zu können. Rec. ist geneigt, auf dieses Resultat einiges Gewicht zu legen, da es sich nur auf sehr gute, und unter vortheilhaften Umständen angestellte Messungen gründet, und sich der Abplattung sehr nähert, die *Laplace* aus der Theorie des Mondes ableitete. — Astronomische Beobachtungen von *Paul Ciera* in Lissabon. — Methoden, die Verbesserung der an einem Passageninstrumente beobachteten Durchgänge der Sterne zu finden, von *Delambre*. Ein vielleicht etwas zu weitläuftiges Memoire über einen Gegenstand, der wohl keinen Astronomen embarrassiren kann, der schon so oft zur Sprache gebracht ist, dass sich wohl nichts wesentliches Neues mehr darüber sagen lässt; es sey denn die in der That sehr richtige Bemerkung des Hn. *Delambre*, dass man die Fehler des Nivellements der Axe und die Azimuthalabweichung nicht zugleich bestimmen kann, wenn man nicht die Zeit des Durchgangs der beobachteten Sterne durch den wahren Meridian kennt. Es kann in der That nichts augenfälliger seyn, als dass man die Stellung eines Mittagsfernrohrs gegen den Horizont oder Meridian nicht angeben kann, wenn man *nichts* kennt, was sich auf diese Ebenen bezieht. Hr. *Delambre* hätte eine so weitläuftige Rechnung nicht nöthig gehabt, um diese Wahrheit zu beweisen; früher wurde sie vielleicht nicht erwähnt, weil man voraussetzte, sie müsse sich einem Jeden von selbst aufdringen. — Beobachtung der Mondfinsterniss vom 4 Januar 1806, von *Vidal* in Mirepoix. — Astronomische Beobachtungen, von *Thulis* in Marseille, von *Flaugergues* in Viviers (u. a. die Polhöhe der Sternwarte = 44°29'16", aus 706 Beobachtungen des Polarsterns, mit einem Repetitionskreise von *Hautpoix*). — Hr. *Delambre* giebt S. 422 — 449 die Aberrations- und Nutations-Tafeln des Hn. *von Zach*, und die des Hn. Prof. *Gauss*; letztere mit einer Erklärung begleitet; die von ihrer Construction Rechenschaft giebt. Rec. zieht diese Tafeln allen anderen weit vor, und wendet sie selbst da, wo Hr. *Delambre* den gewöhnlichen den Rang einräumt, bey den Zodiacalsternen, lieber an. — Geschichte der Astronomie für 1808. Nur die Anzeige einiger neu erschienenen astronomischen Werke, bey welchen wir uns hier nicht verweilen dürfen; — zu *Lalandes* Zeiten enthielt dieser Artikel oft Manches, was eigentlich wohl nicht hinein gehörte — jetzt scheint es dem Rec. doch zu mager zu seyn — Bericht über die Fortsetzung der grossen Operation — der Messung des Meridianbogens von Dünkirchen bis Formentera. Es ist unseren astronomischen Lesern bekannt, dass, nach *Méchains* Tode, *Biot* und *Arrago* beauftragt wurden, die Messung von Montjouy aus, bis nach den balearischen Inseln fortzusetzen; sie triangulirten zu diesem Ende die spanische Küste bis ins Königreich *Valencia* und verbanden die Insel Formentera mit dem festen Lande durch ein ungeheures Dreyeck, — das grösste, welches je gemessen wurde — dessen eine Seite 82555 Toisen (= 21 ¾ geogr. Meilen) lang war. Die Winkel wurden mit einem grossen lenoirschen Kreise bey Nacht gemessen, weshalb man auf den Stationen vom Untergang der Sonne bis zum Morgen brennende Lampen mit Reverberen unterhielt. Die Breite von Formentera wurde durch 2558 Beobachtungen des Polarsterns bestimmt, und = 42.961777 Decimalgrade (= 38°39'56".16) gefunden; — da die des anderen Endpuncts der Operation — Dünkirchen — ehemals von *Delambre* = 56°.706652 (= 5°.2'9"55) gefunden wurde: so umfasst die ganze Messung einen Bogen von 13°.744875 (= 12°22'13".39); auf der Erde = 1374438.72 Mètr. von 443.296 Lin. der Toise von Peru, bey einer Temperatur von 16¼° des Centesimal-Thermometers. Nach dem früher beendigten Theile dieser ewig merkwür-

digen Unternehmung, wurde die Länge des *Mètre definitiv* festgesetzt: jetzt wird sie auf 443,2958 Lin. reducirt, d. h. sie stimmt mit der gesetzlichen Annahme so genau überein, dass nur ein sehr günstiger Zufall die Ursache davon seyn kann. Denn so sehr man auch auf sichere Resultate rechnen konnte, indem vortreffliche Astronomen, mit allem Nöthigen ausgerüstet, diese Operation leiteten: so würde doch ein 50 Mal so grosser Unterschied nicht befremden dürfen. Die Länge des einfachen Pendels, das zu Formentera Decimalsecunden schwingt, bestimmten die Astronomen aus 10 Versuchen = 0.7412061 *Mèt.* (= 440,155 Lin. für die Sexagesimalsecunde); nach *Laplaces* Theorie hätte sie 0,0000616 *Mèt.* (0,0366 Lin.) kürzer seyn müssen. Der Unterschied, der ausser den Fehlern der Beobachtungen liegt, deutet auf eine Unregelmässigkeit in der Constitution der Erde. In Bordeaux und Figeac hat man diese Pendelversuche wiederholt, und sie *Laplace's* Theorie entsprechend gefunden; dieser liegt die von Borda für Paris bestimmte Constante zum Grunde.

Delambre zeigt am Ende noch einen bedeutenden Fehler in der vom *Bureau des longitudes* veranstalteten Ausgabe der *bürgschen* Mondstafeln an, auf den wir die Besitzer dieser Tafeln aufmerksam machen. Tab. XXV hat nämlich falsche Argumente, an deren Stelle man *oben*

O. VI | I. VII. | II. VIII. | III. IX. | IV. X. | V. XI. |

schreiben muss. Auch giebt *Delambre* seine Zeitgleichungstafeln (s. unsere Rec. der *Tables astronomiques* 1808. No. 9) nach Verbesserung des vom Hn. *v. Zach* darin gefundenen Fehlers. LLAL.

KLEINE SCHRIFTEN.

Mathematik. *Ansbach* b. Gassert: *Leichte und kurze Darstellung der Differential-Rechnung.* Eine Abhandlung von *Carl Brzengeiger*, Prof. der Mathematik u. Physik am kön. Gymnasium zu Ansbach. 1809. 54 S. 4. (8 Gr.) Bekanntlich ist in den meisten Lehrbüchern der höheren Analysis die Differential-Rechnung schwierig und in Ansehung der Strenge, Ordnung und Methode unvollkommen dargestellt. Besonders fehlt es den *ersten Gründen* jenes Calculs grösstentheils an gehöriger Fasslichkeit. Hr. *B.* urtheilt richtig, wenn er den Grund dieses Mangels theils in die immer mit Nebel umhüllten Begriffe des Unendlichkleinen und Unendlichgrossen, theils auch darein setzt, dass man die Elemente der höheren Analysis durch fremdartige Lehren zu sehr entstellt, und sie so in ihrer eigenthümlichen Reinheit getrübt habe. Er macht daher hier einen Versuch, den Anfängern, nach *Lagrange's* trefflichem Werke (*Théorie des fonctions analytiques cet. Paris. An V*), die Gründe der Differentialrechnung so einfach und leicht als möglich vorzutragen. Zu dem Ende leitet Hr. *B.* das von *Lagrange* zuerst bewiesene äusserst wichtige Theorem:

$$f(x+i) = f(x) + pi + qi^2 + ri^3 + si^4 + \ldots,$$

worin f(x) die ursprüngliche Function bedeutet, und p, q, r, s u. s. w. Coefficienten, welche durch die Function von x gegeben sind, vorstellen, aus einem noch allgemeineren Satze ab. Er zeigt nämlich, dass, wenn f(x) irgend eine Function von x ist, und in derselben x um eine willkührliche Grösse s zunimmt, sich immer f(x + s) in eine Reihe von der Form:

$$X + Xs' + Xs''(s-\omega) + Xs'''(s-\omega)(s-2\omega) + \ldots$$

entwickeln lässt, wo ω eine neue ganz willkührliche Grösse ist, und X, X', X'' u. s. w. Functionen von x bedeuten, die zwar ω, aber kein s enthalten sollen. Die Möglichkeit dieser Entwickelung wird dadurch erwiesen, dass sich, bey der angenommenen Form der Reihe, die unbekannten Functionen X, X', X'', X''' ... bestimmen lassen. Diese Bestimmung führt auf $X = f(x)$; $X' = \frac{f^{(1)}(x)}{1}$; $X'' = \frac{f^{(2)}(x)}{1.2}$; $X''' = \frac{f^{(3)}(x)}{1.2.3}$ .... und hieraus fliesst nun der allgemeine Satz:

$$f(x+s) = f(x) + \frac{s}{1} f^{(1)}(x) + \frac{s(s-\omega)}{1.2} f^{(2)}(x) + \frac{s(s-\omega)(s-2\omega)}{1.2.3} f^{(3)}(x) \ldots \Theta$$

worin jede der Grössen $f^{(1)}(x)$; $f^{(2)}(x)$; $f^{(3)}(x)$ u. s. w. von der unmittelbar vorhergehenden gerade so abgeleitet wird, wie die erste $f^{(1)}(x)$ aus der ursprünglichen f(x). Dieses Theorem wird nun sogleich auf mehrere Sätze, z. B. auf die Entwickelung des *newtonschen* Binomiums mit Vortheil angewandt. Zur Ableitung dieses Satzes nimmt der Vf. $f(x) = a^x$, und kömmt hiedurch auf den Ausdruck:

$$a^s = 1 + \frac{s}{1}\frac{(a^\omega - 1)}{\omega} + \frac{s(s-\omega)}{1.2}\frac{(a^\omega - 1)^2}{\omega} + \frac{s(s-\omega)(s-2\omega)}{1.2.3}\frac{(a^\omega - 1)^3}{\omega} \ldots\ldots$$

Da in dieser Reihe die Grösse ω ganz willkührlich ist: so kann man ihr jeden beliebigen Werth geben. Setzt man $\omega = 0$: so entsteht, wie sich der Vf. selbst ausdrückt, die Schwierigkeit, dass der Bruch $\frac{a^\omega - 1}{\omega} = \frac{a^0 - 1}{0} = \frac{1-1}{0} = \frac{0}{0}$ wird. Was hat aber $\frac{0}{0}$ für eine Bedeutung? Hr. *B.* sagt: „Um zu entdecken, was ein solcher Ausdruck andeuten, und ob ihm überhaupt ein wirklicher Werth entsprechen könne, muss man zuvörderst seinem Ursprung aus bekannten Functionen nachforschen. Man setze also, es sey eine Function wie $\frac{(ax+\omega)^n \omega}{b\omega}$, wo ω eine ganz beliebige, von x und den anderen Grössen unabhängige Grösse ist. Giebt man nun in dieser, ehe man sie auf ihre einfachste Benennung bringt, ω d. Werth 0: so entspringt daraus der Ausdruck $\frac{0}{0}$. Bringt man aber dieselbe vorher auf ihre einfachste Benennung, indem man im Zähler und Nenner mit ω dividirt: so wird ihr Werth für $\omega = 0$, $\frac{a^n x^n}{b}$. Man sieht also, dass in diesem Falle $\frac{0}{0} = \frac{a^n x^n}{b}$ ist. Es sey wiederum die Function $\frac{(x+\omega)^2 - x^2}{\omega}$, und man setze wieder in derselben $\omega = 0$: so erhält man gleichfalls für diesen Werth von ω, den Werth derselben $\frac{0}{0}$. Bringt man sie aber vorher auf ihre einfachste Form, welche $2x + \omega$ ist: so erhält man für $\omega = 0$ den Werth derselben gleich 2x. Demnach ist für diesen Fall $\frac{0}{0} = 2x$. Hieraus erhellet klar, dass der Ausdruck $\frac{0}{0}$ aus jeder gebrochenen Function, die nicht auf ihre einfachste Form gebracht ist, dadurch entstehen könne, dass dieser Factor Null gesetzt wird. Und dass sein wahrer Werth jedesmal nur aus der Function erkannt werden könne, aus der er entsprungen ist; und zwar dadurch, dass man dieselbe vorher auf ihre einfachste Form bringt, ehe man diesen Factor Null setzt." Wir wollen zwar dieser Erklärung des Vfs. nicht geradezu widersprechen, auch die reelle Bedeutung des Quotienten $\frac{0}{0}$ in der Functionenlehre nicht in Abrede stellen: können aber dennoch die Bemerkung nicht unterdrücken, dass es Anfängern des Studiums der höhern Analysis sehr auffallend ist, wenn man den Ausdruck: $\frac{0}{0}$ (Null dividirt durch Null), welchen die Elementararithmetik als sinn- und bedeutungslos erklärt, in der höhern Rechenkunst als die Quelle der wichtigsten Wahrheiten aufführt. Findet der Anfänger hier jene *strenge Evidenz* wieder, welche ihn bey seinem frühern mathematischen Studium geleitet hat? und ist es ihm zu verargen, wenn ihn dieses von fernern Fortschritten im höheren Gebiete abhält? Wenn man den Ausdrücken $\frac{a}{0}$ und $\frac{0}{a}$, wobey man sich bisweilen unendlich gro-

ſe und unendlich kleine Gröſsen denkt, deſshalb den Vorzug der Faſslichkeit abſpricht, weil man ſich die eigentliche Null weder als Diviſor, noch als Dividenden gedenken kann: wie wird ſich der Anfänger unter dem Bruche $\frac{0}{0}$, wo Diviſor und Dividend zugleich Nullen ſind, eine Mehrheit wirklicher Werthe überzeugend vorſtellen können? Um nun noch zu zeigen, wie der Vf. von dieſen Vorderſätzen die Anwendung auf die Differentialrechnung macht, denke man ſich obige Reihe Θ. In ihr iſt $f^{(1)}(x)$ dergeſtalt aus $f(x)$ abgeleitet, daſs $f^{(1)}(x) = \frac{f(x+\omega) - f(x)}{\omega}$ wird, und auf gleiche Weiſe wird $f^{(2)}(x)$ aus $f^{(1)}(x)$ u. ſ. f. beſtimmt. Da nun ω eine willkührliche von x und s unabhängige Gröſse iſt: ſo müſſen, wenn man in der Reihe Θ alle Theile, die kein ω enthalten, abſondern könnte, ſolche für ſich den Werth von $f(x+s)$ geben. Dieſs erhält man durch $\omega = 0$. Hiedurch wird $f^{(1)}(x) = \frac{0}{0}$. Da aber dieſer Ausdruck, nach des Vfs. Darſtellung, einen wirklichen Werth hat: ſo entſteht die Frage: wie wird dieſer Werth für jede bekannte Function beſtimmt? Die Auflöſung dieſes Problems iſt der Gegenſtand der *Differentialrechnung*. Von dieſem Princip ausgehend unterſucht Hr. *B.* zuerſt die Differentialverhältniſſe der einfachen analytiſchen Functionen x^n, lx, a^x und Sin. x, und dann geht er zu den aus ihnen zuſammengeſetzten über. Alles dieſes geſchieht mit muſterhafter Gründlichkeit des Vortrags; und ſo ſehr wir dieſe Eigenſchaft an Hn. *B's.* Arbeit zu rühmen Urſache haben: ſo ſehr wünſchen wir den Fundamentallehren eine gröſsere Faſslichkeit, damit auch die Foderungen der erſten Anfänger an ſie vollkommen befriedigt werden. Δ

Brandenburg, b. Heſſenland: *Vorbereitung zur reinen Geometrie, insbeſondere zu Euklids Elementen*, von *J. W. Fiſcher.* 1809. VIII u. 80 S. gr. 8. Nebſt vielen eingedruckten Holzſchnitten. (8 Gr.) Für Lehrer der Geometrie, welchen eine gründliche und faſsliche Entwickelung der *erſten Fundamentalbegriffe* dieſer Wiſſenſchaft zur Gewohnheit geworden, iſt dieſe Schrift, welche ſich eben mit Auseinanderſetzung dieſer Grundlehren beſchäftigt, entbehrlich. Der gute Führer wählt ſich einen guten Leitfaden zum Unterrichte, und geht nicht eher von einem Elementarbegriffe zum anderen, bis er dieſelben bey ſeinen Zuhörern erweckt und zur lebendigen Erkenntniſs gebracht hat. Indeſſen giebt es noch immer Lehrer, welchen dieſe Betrachtungen mehr oder weniger fremd ſind. Sowohl dieſen, als denjenigen, welche durch Privatfleiſs die Geometrie gründlich erlernen wollen, können wir dieſes Werkchen als Vorbereitungsſtudium empfehlen. Der Vf. verräth meiſt eine klare Einſicht in die geometriſchen Grundlehren, und ſeinem Vortrage gebricht auch die Gabe der Deutlichkeit nicht. Er beginnt mit den Begriffen von Körper, Fläche, Linie, Punct u. ſ. w., erklärt hierauf den Gebrauch der willkührlichen Abkürzungszeichen, und giebt dann Erläuterungen über die Axiome und Poſtulate, welche gröſstentheils die *euklidiſchen* ſind. Der Anhang enthält eine kurze Eintheilung der Mathematik und etwas Weniges von der mathematiſchen Methode.

Um denen, welche ſich dieſes Buches bedienen, nützlich zu ſeyn, fügen wir folgende Bemerkungen bey. In den erſten No. I — V hätte der *mathematiſche Körper*, die *mathematiſche Fläche*, die *mathem. Linie* und der *mathem. Punct* von dem *phyſiſchen Körper*, der *phyſ. Fläche*, der *phyſ. Linie* und dem *phyſ. Puncte* deutlicher ſollen unterſchieden werden, weil dieſer Gegenſatz bekanntlich von groſser Wichtigkeit iſt. No. XIV heiſst es: „*Eine gerade Linie verlängern* heiſst: an einen ihrer Endpuncte eine andere gerade Linie ſo ſetzen, daſs beide, ohne zuſammenzufallen, nur eine gerade Linie ausmachen." Dieſe Erklärung iſt *zu enge.* Denn ſie drückt den Begriff der Verlängerung nicht *im Allgemeinen*, ſondern nur nach einer *beſtimmten geraden Linie* aus. Die Erklärung der ebenen und krummen Flächen No. XVI u. XVII wäre verſtändlicher ausgefallen, wenn ſie der Vf. auf den ſchon bekannten Begriff der *geraden Linie* gegründet hätte. — Faſslicher erklärt man den *ebenen geradlinigen Winkel* durch die *Neigung* zweyer gerader Linien, als durch die *Öffnung* derſelben, wie es No. XIX heiſst. Letzteres verleitet auch die Anfänger eher zu dem Irrthume, daſs die Gröſse des Winkels von der Länge der Schenkel abhänge, wie Rec. aus Erfahrung verſichert. In No. XXXII hätte kurz bemerkt werden ſollen, daſs bey der Bewegung des Winkels DEF der Punct D jedesmal *oberhalb* des Schenkels EF bleiben müſſe, da ſonſt keiner der dortigen drey Fälle eintreten kann. Erſt in No. XLV wird erklärt, wann gerade Linien in *einerley Ebene* liegen, da doch die meiſten der *vorhergehenden* Erklärungen dieſen Begriff ſchon ſtillſchweigend vorausſetzen. Dieſs iſt ein Fehler wider die Methode. No. XLIX könnte daher ſchon unmittelbar nach No. XVII ſtehen. In No. LV werden die Figuren in geradlinige, krummlinige und *gemiſchte* eingetheilt; letzteres ſollte wohl *gemiſchtlinige* heiſsen. Die Erklärung der *regulären* und *irregulären* Figuren ſollte nicht No. LVII u. LVIII, ſondern erſt nach der Anzeige der einzelnen Gattungen der Figuren geſetzt werden, weil ſie dort weit faſslicher iſt, und ſogleich durch die ſchon behandelten regelmäſsigen Figuren erläutert werden kann. In No. XC iſt das *Paralleltrapez* nicht vom gewöhnlichen Trapeze unterſchieden. Bey der Erklärung der zum Kreiſe gehörigen Begriffe vermiſſen wir folgende: *Kreisfläche, Ausſchnitt, Abſchnitt, Mittelpuncts* - und *Peripherie-Winkel, Quadrant, Halbkreis.* Daſs unter den Erklärungen auch der Begriff der *Ähnlichkeit* fehlt, wollen wir dem Vf. eben nicht übel deuten, da er ihn vielleicht für Anfänger der niedrigſten Claſſe nicht geeignet hielt. Aber darin iſt er nicht zu entſchuldigen, daſs er den ſo äuſserſt wichtigen Unterſchied zwiſchen *Sach* - und *Wort - Erklärungen* gänzlich mit Stillſchweigen übergeht. Soll der Lehrling zum denkenden Geometer gebildet werden: ſo darf er nichts auf Treu und Glauben annehmen, ſondern eigene Überzeugung muſs ihn überall leiten. Der Lehrer muſs ihn alſo bey jeder gegebenen Erklärung aufmerkſam machen, ob der erklärte Gegenſtand, ohne Beyhülfe geometriſcher Vorderſätze, ſchon durch eine höchſt evidente Conſtruction möglich ſey, oder ob man durch die Erklärung nur den Begriff angeben will, welchen man mit einem gewiſſen Worte bezeichnet, ohne dabey zu entſcheiden, ob ein ſolcher Begriff eine geometriſche Realität habe, oder nicht. Wenn man z. B. den Begriff des Winkels, des Dreyecks, des Kreiſes u. ſ. f. *aus der Entſtehung* dieſer Objecte ableitet: ſo iſt die hierauf gebaute Erklärung vollkommen befriedigend; erklärt man aber die Parallelogramme, die Parallellinien u. ſ. w.: ſo werden bloſse Worte definirt, und die Sätze der Geometrie ſelbſt müſſen dieſen Worten erſt ihre reale Gültigkeit verſchaffen. Der Vf. hätte alſo die Elementarbegriffe, ſo viel es ſeyn kann, genetiſch erklären, und da, wo dieſes noch nicht thunlich iſt, die weſentliche Bemerkung beyfügen ſollen, daſs der Beweis über die Möglichkeit dieſer erklärten Gegenſtände noch geliefert würde. — Dieſe hier gerügten Mängel abgerechnet, entſpricht die Schrift ihrem Zwecke, und wird Anfängern zum gründlichen Studium der Geometrie förderlich ſeyn.

Δ

NEUE AUFLAGEN.

Breslau, b. Korn d. Ält.: *Gebetbuch für Katechumenen* nebſt Anhang anderer Gebete herausgegeben von *J. A. V. Weigel.* 3te verbeſſ. u. verm. Aufl. 1810. 156 S. 8. (4 Gr.)

Hamburg, b. Gundermann: *Kleine deutſche Sprachlehre für Bürger - und Landſchulen.* Ein Leitfaden vorzüglich für ſolche deutſche Schulen, in welchen man zur Erlernung der Regeln ſeiner Mutterſprache nur wenig Zeit anwenden kann, von *J. C. Müller*, Katechet am Waiſenhauſe in Altona. Neue verbeſſerte wohlfeile Ausgabe. 1810. VIII und 104 S. 8. (4 Gr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 14 JULIUS, 1810.

PHYSIK.

Oldenburg, b. Schulze: *Beobachtungen und theoretische Untersuchungen über die Strahlenbrechung.* Von *H. W. Brandes,* herzogl. holstein-oldenburgischem Deichconducteur. I Band, welcher die Beobachtungen und empirische Resultate aus denselben enthält. Mit 11 Tabellen und 2 Kupfern. 1807. 128 S. 4. (2 Thlr. 12 gr.)

Die Anzeige eines der wichtigsten Werke über Strahlenbrechung, welche in neueren Zeiten erschienen sind, würde früher erfolgt seyn, wenn wir nicht auf die Erscheinung des zweyten Bandes gehofft hätten. Allein der Vf. scheint noch eine neue Reihe Refractions-Beobachtungen machen zu wollen, ehe er die theoretischen Untersuchungen über ein Problem giebt, welches schon so lange die Naturforscher beschäftigt hat, und das eins der schwierigsten Capitel der Naturlehre ausmacht.

Hr. B., ein Schüler *Woltmanns* und *Lichtenbergs*, benutzte die Musse, welche er in den einsamen Eckwarden hat, um die Refractions-Beobachtungen fortzusetzen, welche er früher bey seinem erstgenannten Lehrer kennen gelernt hatte. Die grosen Ebenen, welche das flache Küstenland zwischen der Jahde und Weser bildet, waren vorzüglich geschickt, um den Weg eines Lichtstrahls zu beobachten, welcher immer in gleicher Entfernung von der Erde blieb. Hiezu kam der weite Meerbusen der Jahde, wo sich der Weg des Strahls über eine Wasserfläche von zwey Stunden beobachten liess. Des Vfs. Art zu beobachten war folgende: Er schlug zwey senkrechte Pfähle ein, die etwa 1000 Fuss von einander entfernt waren, und zwar so, dass sie in der Richtung des zu beobachtenden Gegenstandes standen. Der nächste war in Zoll eingetheilt, und an diesen legte er ein achromatisches Taschenperspectiv, welches er so lange hinauf und hinunter schob, bis er den zu beobachtenden Gegenstand und die Spitze des anderen Pfahls in einer geraden Linie sah. Er bemerkte dann die Höhe des Fernrohrs in Zoll, und mit einer leichten Reduction verwandelte er diese in Bogen, wobey er bey dem grosen Radius seines Winkel-Instruments die scheinbare Höhe immer bis auf 1 oder 2 Sec. genau hatte. — Die Gegenstände, welche er beobachtete, waren, 1) die Kirche in Bokhorn, 2) ein Haus in Damgast, 3) der heppenser Teich u. s. w. Der letzte Gegenstand war 17000 p. Fuss entfernt, der zweyte ist 36500 Fuss, und die Kirche 62000 Fuss entfernt. Man sieht hieraus, auf welchen langen Linien beobachtet wurde, und wie merkbar jede Ablenkung des Lichtstrahls von seinem geraden Wege werden musste. —

Da es der Zweck des Vfs. war, die Regel zu finden, nach der sich die Strahlenbrechung vermehrt oder vermindert: so beobachtete er zugleich die Quecksilberwage (Barometer), den Wärmemesser und den Feuchtigkeitsmesser. Unter die merkwürdigsten Erfahrungen der ersten Reihe der Beobachtungen gehört besonders eine, welche zeigt, wie unsicher es seyn würde, wenn man die Entfernung eines Gegenstandes aus den Höhenwinkeln bestimmen wollte, unter welchen er sich in zwey senkrecht übereinander liegenden und 14 Fuss entfernten Standpuncten zeigt. Bey einer Beobachtung, die der Vf. an der Kirche von Bokhorn machte, sollte der Unterschied im Höhenwinkel nur 45 Sec. betragen, und die Erfahrung gab ihn zu 4 Min. 14 Sec. Ein andermal, wo die Gegenstände ungewöhnlich niedrig erschienen, war er ÷ 42 Sec. Im letzteren Falle erschien der Gegenstand im niedrigen Standpuncte weniger über den Horizont erhaben als im höheren, weil der Lichtstrahl jetzt nicht seine hohle, sondern seine erhabene Seite gegen die Erde kehrte, und der niedrigere Strahl eine stärkere Krümmung als der höhere hatte. Wer also die Entfernung der Kirche aus dieser verticalen Standlinie hätte herleiten wollen, der würde im ersten Falle die Entfernung nur etwa zu 12000 Fuss geschätzt haben, und im zweyten Falle wäre er ganz irre geworden, da die von einerley Gegenständen herkommenden Strahlen nicht zusammen, sondern aus einander liefen.

Die ersten Beobachtungen des Vfs. waren vom J. 1803, und so wenig Ausbeute sie auch in Hinsicht der festzustellenden Regeln gaben: so zeigten sie doch, dass der Weg des Lichtstrahls da, wo er über Land geht, viel regelmäsiger sey, als wo er über Wasser oder Watten geht. Im Sommer 1804 setzte er diese Beobachtungen fort, und wählte nun lauter Gegenstände, bey denen der Lichtstrahl über eine möglichst gleichförmige Ebene ging (bey den früheren Beobachtungen ging er zum Theil über Land und zum Theil über Wasser). Diese Beobachtungen gaben ein erwünschtes Resultat, und der Vf. setzte sie im Frühjahr 1805 noch fort, um Aufschlüsse über den physischen Grund der Veränderungen in der Brechung des Lichtstrahls zu erhalten.

Man findet im ersten Abschnitte eine vollstän-

dige Darstellung aller Beobachtungen, wodurch der Leser in den Stand gesetzt wird, die Richtigkeit der Folgerungen zu beurtheilen, die aus ihnen gezogen werden. Der zweyte enthält die Resultate, welche die Vergleichung derselben darbietet. Dieser hat 5 Abtheilungen. In der *ersten* wird gezeigt, dass, wenn man eine Reihe von Beobachtungen über die scheinbare Höhe der Gegenstände in der Nähe der Erde anstellt, und zugleich die Wärme der Luft in verschiedenen Höhen untersucht, die scheinbare Höhe irgend eines Gegenstandes über der Horizontal-Linie desto gewisser sey, je wärmer die obere Luft in Vergleichung der unteren ist. — Die Beobachtungen zeigen, dass an heiteren Tagen die Luft in $16\frac{1}{2}$ Fuss Höhe ungefähr $\frac{3}{4}$ Grad R. kälter war, als in 4 Fuss Höhe. Nach der grössten Mittagswärme verminderte sich dieser Unterschied, weil die Wärme an der Erde schneller abnimmt, und wurde = 0. Bey Sonnenuntergange wurde die Luft unten kälter wie oben, und dieser Unterschied ging auf $1\frac{5}{8}$ Grad, um welche die obere Luft wärmer war, als die 12 Fuss niedrigere. Während dieses sich ereignete, nahm die scheinbare Höhe aller Gegenstände über dem Horizonte beständig zu, und erreichte ihr Maximum mit dem Maximum des Wärmeunterschiedes. An heiteren stillen Tagen war dieses am auffallendsten, obschon es auch dann noch mehr oder weniger Statt fand, wenn die Luft durch einander geweht wurde.

Jetzt liess sich auch untersuchen, welche scheinbare Höhe eines Punctes mit einer gewissen Wärmedifferenz zusammengehöre. Bey diesen Untersuchungen zeigte es sich, dass sich die scheinbare Höhe eines Gegenstandes nicht um gleichviel ändere, wenn die Wärmedifferenz um gleichviel zu- oder abnimmt, sondern dass bey gleichem Unterschiede der Wärmedifferenz die scheinbare Höhe sich am meisten änderte, wenn die Luft in $16\frac{1}{2}$ Fuss etwa $\frac{1}{2}$ Grad wärmer war, als in 4 Fuss Höhe. — Woher dieses rühre, zeigt jetzt der Vf. Künftige Beobachtungen werden dieses noch näher erläutern.

Mit Hülfe dieser Beobachtungen konnte nun auch so ziemlich der Zeitpunct bestimmt werden, wenn die Lichtstrahlen geradlinig fortgehen. Da nämlich bey gleicher Temperatur in $16\frac{1}{2}$ Fuss Höhe die Dichtigkeit der Luft um $\frac{1}{2216}$ kleiner ist, als in 4 Fuss: so muss die Dichtigkeit der unteren Luftschicht gleichförmig seyn, wenn in jener die Wärme um $\frac{1}{10}$ Grad grösser ist, als in dieser. Bey *dieser Wärmedifferenz gehen also die Lichtstrahlen in den unteren Schichten geradlinig* fort.

Zweyte Abtheilung. Unter den eilf Gegenständen, worauf die Hauptreihe der Beobachtungen gerichtet war, befanden sich mehrere *gleich* entfernte von *ungleich* scheinbarer Höhe, aus denen sich also bestimmen liess, wie die nach senkrechter Richtung genommene scheinbare Grösse desselben Gegenstandes sich ändert, wenn er mehr oder minder über die Horizontallinie erhaben erscheint. Man hatte schon früher bemerkt, dass mit der grösseren Erhebung die scheinbare Grösse abnimmt, und hier fand sich dasselbe. Bey 15000 Fuss Entfernung und bey geradlinigem Fortgange der Lichtstrahlen erschien ein Gegenstand $7\frac{1}{2}$ Min. hoch. Aber die scheinbare Grösse desselben verminderte sich um $\frac{1}{7}$, wenn sich die scheinbare Höhe vom Kleinsten bis zu ihrem Grössten änderte. — *Das Gesetz* dieser Änderung hatte man früher noch nicht gefunden. Aus den vorliegenden Beobachtungen folgt, dass die Abnahme der scheinbaren Grösse dann am schnellsten ist, wenn die Lichtstrahlen geradlinig fortgehen. Entwirft man nämlich eine Construction, in welcher die Abscissen die scheinbaren Höhen der oberen Seite des Gegenstandes, und die Ordinaten die scheinbaren verticalen Grössen desselben Gegenstandes sind: so hat diese Curve einen Wendungspunct, welcher mit derjenigen Höhe zusammengehört, die dem geradlinigen Fortgange der Strahlen entspricht. — Dieses Resultat wird durch alle Beobachtungen bestätigt.

Dritte Abth. Da ungleich entfernte Gegenstände nicht alle unter gleich grossen Höhenwinkeln erschienen: so konnten sie nicht unmittelbar mit einander verglichen werden. — Durch eine Reihe gut angelegter Beobachtungen verschaffte sich der Vf. einen dritten Vergleichungspunct, wodurch er diesem Mangel abhalf, indem er eine Interpolationsmethode einführen konnte. Das Verfahren dabey hier aus einander zu setzen, würde zu weitläuftig seyn. Das Resultat dieser Untersuchungen war, dass bey gleichförmig zunehmender Höhe des entfernteren Gegenstandes der nähere sich ungleichförmig und dann am schnellsten erhebt, wenn der Lichtstrahl *gerade fortgeht.* Die Gründe dieser Erscheinung werden nun näher vom Vf. entwickelt. Bey Gegenständen, die ziemlich hoch erscheinen, ist das Verhältniss der Verminderung beständig, und den Quad. Wurzeln aus der Entfernung proportional.

Vierte Abth. Nach diesen Vorbereitungen kommt nun der Vf auf die wichtige Frage: Wie hoch wird ein Gegenstand von bekannter Entfernung und Höhe erscheinen, wenn ein anderer gleichfalls bekannter Gegenstand unter einem gegebenen Höhenwinkel erscheint? — oder umgekehrt: Wie gross ist die wahre Höhe des ersteren Gegenstandes, wenn seine Entfernung und scheinbare Höhe nebst der gleichzeitigen scheinbaren Höhe des zweyten völlig bekannten Gegenstandes gegeben ist? In der Entfernung = D ist die scheinbare Höhe eines Gegenstandes = H bestimmt, dessen wahre Höhe man nicht kennt; man hat aber zugleich die scheinbare Höhe = h und h' zweyer *bekannter* Gegenstände beobachtet, deren Entfernung unter sich = d ist. Es heisse a und a' diejenige Höhe, unter welcher die letzteren beiden Gegenstände bey geradlinigem Fortgange der Lichtstrahlen erscheinen: so sind diese Grössen bekannt. Da die Beobachtungen zeigen, dass die Veränderungen der Höhe solcher Gegenstände, die bey geradem Fortgange der Lichtstrahlen gleich hoch erscheinen, sich nahe wie die Quadratwurzeln der Entfernung verhalten: so hat man:

$$a + (h - a) \sqrt{\frac{D'}{d}} \text{ und } a'' + (h'' - a'') \sqrt{\frac{D}{d}}$$

die Höhe, unter welcher Gegenstände in der Entfernung D jetzt erscheinen würden, wenn sie bey geradem Fortgange der Lichtstrahlen in den Höhen a und a' erschienen.

Die in der dritten Abtheilung benutzte Interpolationsmethode lehrt nun, wie man aus den drey für diesen Augenblick geltenden scheinbaren Höhen dreyer Gegenstände, die sich alle in der Entfernung = D befinden, die wahre Höhe des einen findet, wenn die wahre Höhe des anderen bekannt ist, und so gelangt man zu dem gesuchten Resultate, nämlich die wahre Höhe desjenigen Gegenstandes zu finden, der in der Entfernung D gerade jetzt in der Höhe H erscheint. Diese Rechnung wird zwar nur in gewissen Grenzen mit Sicherheit anwendbar seyn. Doch zeigen die an Beyspielen erörterten Berechnungen des Vfs., dass man sich hiebey nicht weit von der Wahrheit entfernen wird, wenn man die Beobachtungen mit Vorsicht auswählt.

Die fünfte Abtheilung enthält die Resultate einer kleinen Reihe von Beobachtungen, die von ungleich hohen Standpuncten auf einerley Gegenstand gerichtet waren. Die Beobachtungen waren nicht sehr zahlreich, zeigen indess doch deutlich, dass bey gleichen Veränderungen der scheinbaren Höhe im höheren Standpuncte die scheinbare Höhe im niedrigern Standpuncte bey dem geradlinigen Fortgange der Lichtstrahlen am stärksten zunahm. Diese Erfahrung stimmt mit der in der zweyten Abtheilung erwähnten überein, und erklärt sich aus denselben Gründen.

Der dritte Abschnitt des Buches betrifft die Erscheinungen, die unter dem Namen der *Spiegelungen* bekannt sind, und unter denen die *Fata morgana* eine der berühmtesten ist. Der Vf. bemerkt sehr richtig, dass man vorher genau bestimmen muss, was man sieht, ehe man an eine genügende Erklärung denken darf, und besonders helfen uns die poetischen Beschreibungen der *Fata morgana* sehr wenig zur Vermehrung unserer Kenntnisse der Strahlenbrechung. Man müsste auf dem Ufer bey Reggio Richtungslinien mit Zielstäben abstecken, und dann angeben, welche Gegenstände rückwärts auf dem Lande in diesen Richtungslinien liegen, und was man bey der Erscheinung auf dem Meere vorwärts in diesen Linien für Bilder sieht. Ohne auf diese Weise vorberehete Beobachtungen zu haben, wird man nie zu einer deutlichen Beschreibung dieser sonderbaren Erscheinung gelangen

Der Vf. theilt in diesem Abschnitt eine physische Theorie der Spiegelungen mit, auf die sich die mathematische gründet. Er zeigt in Rücksicht der Spiegelung unterwärts, warum das eine Bild umgekehrt erscheint, warum nur niedrige Gegenstände gespiegelt erscheinen, warum bey Erhöhung des Auges die Spiegelung abnimmt, und wie diese Erscheinung mit der grösseren oder minderen Erwärmung der untern Luftschichten zusammenhängt. — Alles dieses ist durch sehr schöne Zeichnungen erläutert. — Die Erklärung der Beobachtungen über die Spiegelung oberwärts bietet mehr Schwierigkeiten dar. Offenbar rührt diese Erscheinung davon her, dass die Dichtigkeit der Luft in einer gewissen Höhe sehr schnell abnimmt, höher hinauf aber in einem geringeren Grade. Der Vf. zeigt darauf, dass man immer drey Bilder, und in dem höchsten allemal die Spitze des Gegenstandes sehen sollte, wenn dieselbe Constitution des Luftkreises sich gleichförmig auf eine hinlänglich ausgedehnte Gegend erstreckte. Dass man dieses oft anders beobachtet, rührt daher, dass die für diese Erscheinung günstige Beschaffenheit der Luft nur an beschränkten Stellen Statt findet. — Daher ist die Spiegelung oberwärts nie so allgemein, wie die unterwärts — und die Erscheinungen sind nie so vollkommen. Desswegen erlauben sie auch keine genaue Erklärung.

Nachdem der Vf. gezeigt, wie das Phänomen erscheinen muss, wenn es ganz vollkommen wäre, und welchen Einfluss die Erhebung und Erniedrigung des Auges hat, und wie und wodurch die Vollkommenheit des Phänomens gestört wird: kommt er zur *Fata morgana*. Hr. *B.* hält die *Fata morgana* auch für eine Spiegelung der letzteren Art, die bald nähere bald entferntere Gegenstände sichtbar macht. „Freylich, sagt der Vf., lassen sich auch gegen diese Erklärung Einwendungen machen, aber über diese werden wir nicht eher urtheilen können, bis ein vorurtheilsfreyer Beobachter uns mittheilt, *was man eigentlich ganz genau sieht*, und nicht was man bey den Erscheinungen mit Hülfe einer gespannten Phantasie denken kann. Wäre meine Erklärung die richtige: so würde man, wenn eine gewisse Richtung ganz genau durch Signale bestimmt worden, finden, dass es in dieser Richtung nur *eine Reihe* von Erscheinungen giebt, wozu sich die Urbilder in eben der Linie auf der Erde finden müssen, und diese Betrachtung eines oder mehrerer ganz fest bestimmter Puncte des Horizonts möchte wohl auf jeden Fall eher zu einer Erklärung führen, als die meisten Beschreibungen, welche nur allzu sehr bezeugen, dass die Beobachter ihre Aufmerksamkeit zu sehr theilten, und sich mehr zum Anstaunen hinreissen liessen, als auf eine regelmässige Untersuchung ausgingen".

S. 33 hat Hr. *B.* die Beobachtungen von *Pictet*, *Saussure* und *Six* über die Ab- und Zunahme der Wärme in der Nähe der Erde angeführt, und mit den seinigen verglichen. Der Umstand, dass die Thermometer in der Nähe der Erde oft um 2 bis 3 G ad Reaum. höher oder tiefer stehen, als in einer Höhe von 100 Fuss, ist sehr wichtig, nicht allein wegen der Strahlenbrechung, wegen der Hr. B. hier den Gegenstand untersucht, sondern auch wegen der Höhenmessungen mit dem Barometer, deren Berechnung bekanntlich darauf beruht, dass man die mittlere Temperatur der abgewogenen Luftsäule kennt, und die man durch die Wärme bestimmt, die sie an ihrem unteren und oberen Ende hat. *Pictet* in Genf hat hierauf neuerdings in der *Bibl. Brit.* aufmerksam gemacht, und es ist merkwürdig, dass die, welche in neueren

Zeiten über das Höhenmessen mit dem Barometer, geschrieben, und hiebey auf alle kleinen Umstände Rücksicht genommen, dieses so wichtigen Umstandes gar nicht erwähnt haben. Bey den Messungen mit der Quecksilber-Wage ist bekanntlich die genaue Bestimmung der Länge der Quecksilber-Säule nicht der schwierige Theil der Beobachtung, sondern die genaue Bestimmung der Wärme, und es hat einen grossen Einfluss auf die Länge der Luftsäule, wenn man die mittlere Temperatur durch örtliche Erwärmung um ein paar Grade zu grofs findet. Die höhere Temperatur an der Oberfläche der Erde gehört eben so wohl mit zu den örtlichen Erwärmungen, wie die an den Spalierwänden in den Gärten und an den Schachten auf den Bergwerken, wo im Winter immer eine bis auf 10 Grad erwärmte Luft heraus kommt. Diesem Umstande glaubt Rec. es auch zuschreiben zu müssen, dass Hr. *von Villefosse* bey seinem grossen Nivellement des Harzes die Höhen um 6 bis 8 Toisen höher fand, als die Markscheideangaben, wenn man die Barometer-Messungen nach den neuesten Formeln berechnet. (S. *Gilberts Annalen* 1808. Doch kann auch noch Wetterwechsel Einfluss gehabt haben, weil senkrecht bewegte Luft nach *Rammond* anders auf das Barometer drückt, als ruhende.)

Unter den Beobachtungen, die der Vf. über örtliche Erwärmung anführt, sind die von *Six* die merkwürdigsten, welche er auf dem Thurme der Hauptkirche in Canterbury in einer Höhe von 220 Fuss anstellte. Im Juny war die Luft mehrmals in 9 Fuss Höhe 4 Grad Reaum. wärmer, als in 220 Fuss. In heiteren und stillen Nächten war sie hingegen in 220 Fuss 4½ Grad Reaum. wärmer, als in 9 Fuss Höhe. Man sieht hieraus, welche Ursache man hat, bey Barometer-Messungen auf die ungleiche Erwärmung Rücksicht zu nehmen, welche die Oberfläche der Erde in den Luftschichten macht, die sie zunächst berührt.

Der Vortrag des Vfs. ist bekannt. Es ist die klare ruhige Sprache der *lichtenbergschen* Schule. Sein Gang ist der Weg der Erfahrung, der einzige, der seit *Bako* und *Newton* die Naturkunde weiter gefördert hat.

e. * e. * e.

KURZE ANZEIGEN.

Physik. *Gmünd*, b. Ritter: *Taschenbuch für magische Unterhaltung, oder Aufschlüsse über seltsame und merkwürdige akustische, chemische und optische Erscheinungen und automatische Erfindungen.* 1809. 230 S. 12. (14 Gr.) Das Buch empfiehlt sich durch ein elegantes Äusseres und einen gefälligen Ton. Das Ganze hat drey Abtheilungen. Zuerst werden die Erscheinungen selbst geschichtlich dargestellt; hierauf folgen die Erklärungen und Aufschlüsse der Räthsel, und zuletzt eine Reihe von kurz angedeuteten weiteren Erscheinungen und Kunststücken, welche erst in einem folgenden Heft umständlich vorgetragen werden sollen. — Der erste Aufsatz ist überschrieben: Juliano's täuschendes Gemälde (aus den Papieren des Gallerie-Directors M. in C.). Es wird hier eine Malerey beschrieben, welche in Miniatur-Manier bearbeitet, und auf einer grossen Platte zum Durchscheinen behandelt war. Die innere Seite der Platte hatte das für durchscheinende Farben-Punote bestimmte Matte; die Gewänder und Haare waren mit Deckfarben dunkel und natürlich, das Fleisch aber mit Saftfarben leicht dargestellt. Mehrere dieser Saftfarben waren mit *Korksäure* vermischt. Diese Säure aber besitzt die Eigenschaft, dass sie in ihrem concreten Zustand durch den unmittelbaren Einfluss der Lichtstrahlen sich verdunkelt, bey deren Entfernung aber sich wieder erhellt. Als Unterlage des Gemäldes diente weisses Email. Der Vf. kann die auffallend vor sich gehende Veränderung eines solchen Gemäldes bey der Annäherung eines Lichts oder überhaupt bey verändertem äusserem Verhältnisse zum Licht nicht reizend genug beschreiben. Es wäre wohl zu wünschen, dass noch nähere Versuche über das Verhalten dieser Säure (*Acid. Suberic.*) zum Lichtstoff angestellt würden, in Vergleichung mit Farbestoffen verschiedener Art. — Der 2te Aufsatz beschreibt die Erscheinungen eines complicirten krypto-automatischen Kunstspiels, aus dem Cabinet des Physikers Tom in London, welche eine Schlange vorstellte. Künstliche Stahlfedern und ein eingeschlossenes Eichhörnchen bewirkten die sonderbaren Bewegungen. Der 3te Aufsatz trägt die Unterhaltung mit einer redenden Büste vor, welche mit der von *Wiegleb* und *Eckartshausen* angegebenen vieles gemein hat. — IV. Beschreibung einer Vorrichtung, da ein Echo mit einer erweiterten Äols-Harfe in Verbindung gebracht wird. Hohe Röhren, wie Orgelpfeifen, stehen geschickt angebracht; und besondere Windflügel sind sehr regsam, reizende Töne zu erzeugen, dergleichen der Vf. noch nie gehört hat. — Hiebey wird noch eine Reihe von anderen vorzüglichen Echo's aufgeführt, welche in mehreren Werken zerstreut angegeben werden; auch einiges aus der Theorie des Echo's erläutert, als ein Fragment der Akustik. — V. Ein grosser Erdglobus, ebenfalls in Toms Kunstsammlung. Er hält 18 paris. Fuss im Durchmesser von derber Pappe zusammengesetzt, dreht sich in 24 Stunden um seine Axe, und bewegt sich ein Jahr lang so fort, ohne aufgezogen zu werden. Er befindet sich in einem runden Saal. In der Mitte der concaven Kuppel ist eine Öffnung, wo die Beleuchtung herkommt. . . . Zugleich ist eine Beschreibung des pfyfferischen (sonst schon gerühmten) Kunstwerks beygefügt. — VI. Ein Witterungs-Teleskop. Die Hauptsache darin besteht aus einer vollkommenen Sättigung von Naphtha *Nitri dulcific.* mit Kampfer, zu welcher Verbindung Wasser eingetröpfelt worden so lange, bis die Solution trübe erscheint. Die Mischung wurde umgeschüttelt, bis sie ganz klar sich darstellte, und alsdann alles durch Löschpapier filtrirt. Bey eintretender schlimmer Witterung bilden sich in der Flüssigkeit, durch das Gerinnen der Kampfertheilchen, mehr oder weniger Flocken, auch wenn durch Anwendung anderer meteorologischer Instrumente sich noch gar keine Veränderung der Witterung wahrnehmen läfst. Um diese Flocken deutlich zu entdecken, ist die Flüssigkeit in einer Glaskugel in kleine Röhren gebracht, und ein convexes Ocular-Glas vergrössert die kleinen Theilchen des Fluidi; durch ein blaues Planglas aber wird die Farbe des Himmels nachgeahmt. — VII. Das seltsame Kind; ein Automat von einfacher Construction. Das Kind, das Anfangs ruhig liegt, umklammert den, der es in die Arme nimmt, unvermuthet. — — Hiebey wird auf die vielen Kunstarbeiter aufmerksam gemacht, welche in den neuburgischen Thälern zwischen der Schweiz und Franche-Comté wohnen, und deren Arbeiten von sehr verschiedener Art durch ganz Europa und noch weiter im Handel sich verbreiten. Die beiden Künstler *Droz* sind eben hier zu Hause, von welchen einige Kunststücke ebenfalls hier noch beschrieben werden.

Die Reichhaltigkeit dieses angenehmen Buchs rechtfertiget den Wunsch, dass das Publicum die Ausführung der auf den letzten 12 Blättern versprochenen Stücke bald erhalten möge.

Ar.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 16 JULIUS, 1810.

GESCHICHTE.

Leipzig, b. Göschen: *Friedrich Schillers Geschichte des dreyssigjährigen Krieges.* Fortgesetzt von *Karl Ludwig von Woltmann. Dritter Theil.* 1808. 334 S. *Vierter Theil.* 1809. XXX und 374 S. Nebst Anhang. 88 S. 8. (2 Rthlr. 2 gr.)

(Auch unter dem besonderen Titel: *Geschichte des westphälischen Friedens. In zwey Theilen.* Von K. L. *von Woltmann.*)

Es zeigt Selbstvertrauen genug, dass *Schillers* unvollendet gebliebene Darstellung der zwey verhängnissvollesten Kriege der vorletzten Jahrhunderte ihre Fortsetzer fand; auch konnte etwa die Geschichte durch Mannichfaltigkeit des Forschens und der Ansichten wieder gewinnen, was bey dem Wechsel der Individuen die Originalität der Darstellung verlor. Wie wir schon in einem früheren Blatte bemerkt haben, dass der Fortsetzer des *niederländischen Abfalls* (des schrecklichen Vorspiels vom 30jährigen Kriege) durch den Namen seines Vorgängers sich nicht hätte bestimmen lassen dürfen, den Plan zu beschränken: so müssen wir im Gegentheil bey der hier anzuzeigenden Arbeit voraus bezeugen, dass jene Rücksicht nicht einmal Einfluss gehabt habe. Hr. *v. W.* spricht zwar auch von Zaghaftigkeit, womit er sein Werk dem Publicum übergebe, aber weder in Beziehung auf *Schiller*, auf den er sich überhaupt nirgends bezieht, so dass der erste Titel bloss der Verlagshandlung anzugehören scheint, noch auch in der That in Beziehung auf die schwere Aufgabe selbst, da wir überall das die Beherrschung des Stoffs begleitende Selbstgefühl finden. Wir erinnern uns überdiess, dass Hr. *v. W.* schon früher, bey dem Entwurf der Reformationsgeschichte, den Wunsch hatte (Vorr. zum I Th. S. IX.), die vollkommene Entwickelung der darin gefundenen Ideen in dem westphälischen Frieden zu zeigen. Aber auch hievon abgesehen, ist die Geschichte der westphälischen Friedensunterhandlungen, trotz des während derselben noch fortdauernden Krieges, ein so schönes und vollendetes Ganzes, dass es auch ohne Bezug auf eine vorhergegangene Darstellung des Krieges seinen eigenen Geschichtschreiber zuliess.

Und wiewohl es diesem Meisterstück der alten, schulgerechten Diplomatik von jeher weder an Urkunden-Sammlern und gelehrten Commentatoren, noch selbst auch an wirklichen Geschichtschreibern gefehlt hat, bis auf *Schmidt* in der Geschichte der Deutschen: so waren doch auch nach diesem immer noch zwey Foderungen nicht ganz erfüllt, nämlich kritische Beleuchtung aller Theile der Verhandlungen, und eine den Grundsätzen der historischen Kunst genügende Darstellung. Beides erwog Hr. *v. W.* Wie sehr er die gedoppelte Aufgabe nach ihrem ganzen Umfange gekannt habe, hat er selbst, mitten im Werk, ganz von dem Gegenstande erfüllt, in einer ausführlichen und grösstentheils sehr befriedigenden Vorrede, beym II Theil, dargethan. Wir zeigen hier zuerst an einigen Proben, was in der ersteren Beziehung geschehen sey, vorzüglich in Rücksicht auf *Schmidt*, da dieser dem Vf. „der vorzüglichste schien, dessen Fehler gerügt werden konnten."

Th. I. S. 31 ist aus den Actenstücken bey *Meiern* gezeigt, dass die Stadt Münster nicht durch den Graven *von Auersberg*, (der nach Osnabrück bestimmt war,) für neutral erklärt worden sey, wie *Schmidt* angiebt, sondern durch den anderen kaiserl. Gesandten — *Crane*. S. 116 f. wird bemerkt, die kaiserl. Antwort auf den Artikel von künftiger Nichteinmischung in die Händel zwischen Spanien und Frankreich erscheine härter bey *Schmidt*, Th. II. S. 51, als sie wirklich sey, weil er die Einleitung dazu hinweggelassen. — Über die von *Schm.* und Anderen weniger beachtete Stelle in der protestant. Erklärung, dass einem katholischen Erzbischof oder Prälaten, wenn er zu den Evangelischen übergehe, nicht verstattet sey, zu reformiren, „*wenn auch gleich* das Capitel *gar nicht* zu unserer Religion trete," wird S. 202 ff. eine nähere Erläuterung gegeben, mit der Voraussetzung, dass die Dunkelheit wohl eine absichtliche gewesen, von den Katholischen aber nicht bemerkt worden zu seyn scheine. — An einem besonderen Beyspiel S. 180 wird gezeigt, wie *Schmidt* häufig kleine Zusätze übergehe, die jedoch zur treuen Schattirung wesentlich gehören. — Der Vf. macht darauf aufmerksam (I. S. 256), dass die von *Schmidt* bey den Unterhandlungen über Philippsburg citirten Quellen, Th. II. S. 109, gerade das *Gegentheil* seiner Behauptung sagen, und eine andere Stelle desselben, Thl. II. S. 157, habe nur die *Hälfte* der Wahrheit *Schmidt* sagt nämlich hier, die Braunschweigischen hatten den Oxenstierna mit 20,000 Thalern gewonnen, und beruft sich auf *Puffendorf*. Die Stelle ist aber nicht einmal richtig citirt; in einer spätern sagt *P.*, es seyen 40,000 Thaler an die Schwedischen und *Kaiserlichen* vertheilt worden. Ein so halbes Verstehen, setzt Hr. *v. W.* hinzu S. 278, sey bey *Schmidt* doch merkwürdig. — Fast einen ganzen Monat — nach dem Anfang der besonderen Verhandlungen zu Münster, sagt

Schmidt, Thl. II, S. 97, hätten erst die Protestanten neue Eröffnungen gemacht; Hr. *v. W.* zeigt, I. S. 201, dass es nur zwölf Tage angestanden. — *Schmidts* Behauptung, dass die Protestanten den Schweden eine gänzliche Wiedereinsetzung des pfälzischen Hauses in alle seine Rechte und Besitzungen empfohlen, und dass sie auf eigenen Antrieb mit diesen Vorstellungen an die Schweden sich gewendet hätten, wird I, 313 als unrichtig widerlegt. Eben desselben Bemerkungen über *Serviens* „Ministerial-Lüge," Th. II S. 228, werden bey Hn. *v. W.*, II. 106 ff., dahin berichtigt, dass *Servien* in der angegebenen Stelle keine einzige *positive* Unwahrheit gesagt habe: das Gewebe von Täuschungen sey übrigens bey den derben Holländern ganz ohne Wirkung gewesen, so wie *Servien*, fast anderthalb Jahrhunderte nachher, von einem deutschen Geschichtschreiber, für seine Feinheit der unverschämteste Lügner gescholten worden, ohne wirklich gelogen zu haben. Noch ein besonderes Beyspiel wird I. S. 210 gegeben, mit welcher trügerischen, diplomatischen Feinheit *Servien* selbst zwischen seinem Hofe und den Protestanten in der Religionssache gestanden. Auch wird beyläufig bemerkt, I. 212, dass in diesen Unterhandlungen der Herzog von Longueville zum ersten Mal das bedeutende Wort: *säcularisiren* von geistlichen Gütern gebraucht habe. — Wenn *Schmidt* l. c. S. 224 sagt, der belgische Friede sey im *Jan.* 1648 *publicirt* worden: so bemerkt Hr. *v. W.* II, 125, im Jänner sey er *geschlossen*, und erst am 5 May publicirt worden. — Dass *Schmidt* Th. II, S. 131 einen gar zu verächtlichen Blick auf die Protestanten wirft, wenn er namentlich sagt, dass ihre Gesandten nur in der Nähe des Conferenz-Zimmers sich hätten aufhalten dürfen, erhellt aus den *Act. pac. Westph.*, welche fünf dieser Gesandten ausdrücklich unter den im Conferenz-Zimmer anwesenden nennen. Auch glaubt Hr. *v. W.* II, 190 Beweise gefunden zu haben, dass *Schmidt* diese Acta selbst selten im Original durchforscht, sondern sich fast ganz auf *Adami* verlassen habe, von dem er sich überzeugt gehalten, dass er von Herzen redlich, sich aber nach der Sprache seiner Committenten zu richten gezwungen gewesen sey. Endlich wird S. 315 ff. zu zeigen gesucht, es sey eine unnütze und verwegene Hypothese, wenn *Schmidt* annehme, dass ausser der bekannt gewordenen Urkunde vom 10 Febr. 1647, noch geheime Artikel zwischen den Schweden und Kaiserlichen geschlossen worden.

Diese Stellen zeigen schon hinreichend, dass Hr. *v. W* noch manches zu berichtigen gefunden, das nicht bloss auf unbedeutende Nebenumstände sich bezieht. Sie geben zugleich einen neuen Beweis in Rücksicht auf *Schmidt*, dass dieser, wenigstens in einzelnen Stellen, durch Verdacht von Parteylichkeit sein Verdienst um so mehr geschwächt habe, je versteckter jene für den Unkundigen ist. Nach den vorgelegten Proben lässt sich um so mehr erwarten, das auch das Ganze mit gleichem Glück, nach der höheren Kritik, in seinem eigenthümlichen Geiste aufgefasst worden seyn möge, besonders wenn der Geschichtschreiber selbst bemerkt, „die kritische Erforschung der neueren europäischen Geschichte erfodere eine viel reichere Ideenverbindung, und grössere Kraft, der Thatsachen-Menge auf einmal sich prüfend vorzuhalten, und umfassendere Kenntnisse, als die meisten Untersuchungen über Gegenstände der alten und mittleren, von uns entlegeneren Welt. Das Vermögen, sich von der Gegenwart abzusondern, um eine entfernte und einfachere Erscheinung zu begreifen, gleiche nicht der Entäusserung unserer Individualität, wenn wir über eine Masse verwickelter Erscheinungen richten, die halb unserer jetzigen Ansicht entsprechen, und halb in einer davon verschiedenen Eigenheit begriffen seyn wollen." Vorr. S. XVI f. Diese Voraussetzungen erregen, auch wenn man nicht ganz damit übereinstimmen kann, eine nicht geringe Erwartung. Von ihrer Erreichung kann jedoch erst weiter unten die Rede seyn, wenn wir auch die eigenen Ansichten des Vfs. näher kennen.

Was die Darstellung betrifft: so hat Hr. *v. W.* schon in seiner reichen, gewandten, dem zu beschreibenden Zeitalter möglichst genau angepassten Schreibart ein vorzügliches Hülfsmittel gefunden. Wir haben dabey zu bemerken, dass er in der letzten Hinsicht glücklicher gewesen, als in der früher von ihm verfassten Reformationsgeschichte, sey es nun, dass der kürzere Abstand der Zeiten, oder auch seitherige Übung die Annäherung erleichterte, wie denn überhaupt grössere Maturität in dieser Schrift nicht zu verkennen ist. Viel wichtiger aber, als das äussere Gewand, ist die innere Gestaltung dieser Geschichte; ja, man muss gestehen, dass die westphälischen Friedensverhandlungen in Rücksicht auf historische Kunst wohl unter die allerschwierigsten Aufgaben gehören. Von der einen Seite der Stoff zusammengesetzt aus den vielfachsten Interessen und deren mannichfaltigen Verwicklungen; der Verlauf der Verhandlungen von der anderen grösstentheils peinlich langsam und gedehnt, gegen immer neue Hindernisse ankämpfend; die geringfügigsten Dinge oft mit erbärmlichem Kleinigkeitsgeiste den wichtigsten Staatsinteressen gleichgestellt oder vorgezogen; über das Ganze der Schleyer vielfältiger Täuschungen und Künste, den die spätere Zeit selbst im Besitz der meisten Urkunden nur schwer ganz hinwegzieht: wie wird die Darstellung überall gleiche Klarheit, gleiche, stets anziehende Lebendigkeit, wie Einheit dem Ganzen geben? Diess hat Hr. *v. W.* lebhafter, als irgend einer, gefühlt. Die von ihm gewählte Methode ist in der Vorrede, S. VIII, f. also angegeben: „Am natürlichsten scheine, die gleichzeitige und nachfolgende Ordnung, wie die Gegenstände der Friedensurkunde verhandelt wurden, auch in der Beschreibung zu beobachten; allein es würde dadurch alle Klarheit verloren gehen. Andere hätten, (wie *Bougeant*,) kürzere Zeitabschnitte gemacht, und das innerhalb derselben Betriebene erzählt; allein dadurch sey die Zeitordnung verletzt, und für einfache Gruppirung und Klarheit nur wenig gewonnen worden. Besser sey es, den Stoff nach den Hauptmassen zu sondern,

der Klarheit wegen, und diese dann in der Ordnung abzuhandeln, wie die Gegenstände in Erledigung kamen; dabey dürfte auch die Zeitordnung nicht zu sehr leiden. Die wichtigeren Puncte seyen der Regel nach auch die früher beendigten; späterhin kommen diejenigen Gegenstände vor, auf welche die meisten handelnden Personen und die meisten von den übrigen Puncten einwirkten; bey diesen finde sich leicht Gelegenheit, auch auf das Gleichzeitige zurückzuweisen." Da Hr. *v. W.* selbst eines der ersten Verdienste seiner Arbeit in die Ausführung dieses Planes zu setzen scheint: so ist nothwendig, hier noch eine nähere Übersicht desselben zu geben.

Das erste der sieben Bücher beschäftigt sich mit dem *Beginn* der *Friedensversammlung*. Voraus die traurige Lage Deutschlands nach langer, innerer Zerfleischung. Der Urstoff der Kriegs und die Hauptfragen, über die nun entschieden werden sollte: Verhältnifs der halbsouverainen Stände gegen das Reichsoberhaupt; Verhältnifs der evangelischen Religion in Deutschland gegen die alte Kirche, mit den untergeordneten Fragen; und Befriedigung der Kronen. Nach den einzelnen Annäherungsschritten, (prager Frieden, regensb. Reichstag, Präliminarien und ihrer Ratification,) wird gezeigt das Bedürfnifs des Friedens für alle Mächte, selbst für das siegprangende Frankreich und das trotzige Schweden, vornehmlich aber für das deutsche Kaiserhaus wegen innerer Unruhen, und weil die Seele seines Kriegs, der Plan, die deutsche Nation mit dem Kaiserthume unmittelbar zu verbinden, längst entschwunden war. S. 29. — Das aufserordentliche Zögern und die grofsen Ceremonielstreitigkeiten, unter welchen die Gesandten allmählich zusammenkamen, wird der Charakteristik ihrer Personen untergeordnet, und zugleich wird hingedeutet, in wiefern diese in ihrer Individualität gröfstentheils ihre Nationen und Regierungen selbst repräsentirten. Auch im II Buche, das dem wirklichen *Anfang* der *Verhandlungen* bestimmt ist, wird diese Schilderung fortgesetzt, indem die Vermittler und die Gesandten der beiden Kronen unmittelbar an die Spitze der Geschäfte treten. Ungeachtet die thätigen Rollen vorgezogen sind den leidenden, d. h. denen der deutschen Reichsstände: so wird doch unter den Hauptpuncten bey der Eröffnung der Verhandlungen die Frage über die Art und Weise der Beyziehung der letzteren mit Recht herausgehoben, so wie hernach der unerwartete Eindruck, den einerseits die kais. Antwort auf den Hauptvorschlag, andererseits die Erklärung der Kronen über den Punct der Genugthuung bey ihnen hervorbringt; jedoch mochte der erstere Eindruck weniger allgemein seyn, als Hr. *v. W.* angiebt, wenn er sagt, nur einige Protestanten hatten noch Arglist darin erblickt, S. 119. Es war die ganze protestantische Partey, die sich nie recht von der Redlichkeit jener Absichten überzeugen wollte. Vorzüglich gefallen hat uns die Beschreibung von dem unvermutheten Zusammentreffen Volmars und Davaux in der Messe an Pfingstfest, und wie nach langer Spannung hier das Wort der Versöhnung ausgesprochen würde. Trautmannsdorf, dessen Ankunft schon bey Mehreren der aufgehenden Friedenssonne verglichen ist, ist ein vorzüglich würdiger Gegenstand für den Geschichtschreiber. Hr. *v. W.* schaltet auch die Verdienste seines Hauses um Habsburg hier ein, und legt dann besonders die Gesinnungen des Grafen Maximilian und seinen Plan bey den Verhandlungen am Ende des II Buchs vor.

Wie dieser grofse Staatsmann in dem Chaos der Verhandlungen und bey der Hartnäckigkeit der Parteyen endlich den *ersten festen Punct* gewinnt, und zwar in der allerschwierigsten Sache, in der Religionsangelegenheit, ist im III Buch gezeigt. Da die Reichstände in den übrigen Puncten, namentlich der Genugthuung für die Kronen, welche diesen zu Gefallen unter den ersten in den Verhandlungen ist, sich im Ganzen mehr auf die kaiserliche Seite neigten, und noch mehr in Rücksicht des zweyten Puncts von der inneren Wiederherstellung des Reichs, wodurch Trautmannsdorf bereits für seinen ersten Plan Hoffnung fafst, Deutschland wieder ganz dem Kaiserhause zu gewinnen: so war die Religionsstreitigkeit, welche die Parteyen immer mehr von einander zu entfernen drohte, oder gar neue Gegenverbindungen fürchten liefs, ein um so wichtigerer und mifslicherer Gegenstand. Es ist gezeigt, wie Trautmannsdorf, unerschütterlich, kein Mittel unversucht liefs, bis endlich (Jun. 1646) mit Kursachsen das *Normaljahr* zu Stande kam. Da gleich von Anfang an der Genugthuungspunct der eigentlichen Friedensarbeit sich vorzudringen Miene machte, und Frankreich besonders, während der Verhandlungen über die Religion, hierin entscheidende Schritte that: so hat der Vf. nun die ganze *Genugthuungssache* im IV Buch zusammengestellt. Die einzige Unbequemlichkeit ist, dafs er des Zusammenhangs wegen der schwedischen Genugthuung zuletzt bis über die Periode hinaus folgen mufs, welche eigentlich für das ganze Friedensgeschäft entscheidend war. Der *spanisch - belgische Friede* nämlich wurde, wie oben schon vorgekommen ist, im Januar 1648 geschlossen; in diesem Frühjahr aber nahm die schwedische Sache noch eine neue Wendung durch das veränderte Kriegsglück, und kam erst im Julius 1648 zum Abschlufs. Wie von den Genugthuungsverhandlungen bemerkt wurde, dafs sie das eigentliche Friedensgeschäft ungestüm auf die Seite geschoben: so setzt der Vf. auch bey der Geschichte des spanisch - belgischen Friedens hinzu, es sey von demselben eine heimlich fesselnde Gewalt auf das ganze übrige Geschäft ausgegangen, und es hätte sich erst eine heitere Aussicht gezeigt, als bey dem Abschlusse des Friedens jedes weitere Resultat der französisch - spanischen Verhandlungen aufgegeben wurde. Das V Buch (nicht das sechste, wie es in der Vorrede heifst) handelt demnach mit besonderer Ausführlichkeit von der grofsen diplomatischen Kunst, mit welcher, neben den übrigen Geschäften, die Verhandlung zwischen den Spaniern und Franzosen hingezogen wurde; und nachdem Hr. *v. W.* diesem Gegenstande, als dem Mittelpuncte der damaligen Politik,

mit besonderer Vorliebe sich gewidmet hat: nimmt er im VI Buch den Faden der *deutschen Friedensverhandlungen* wieder auf. Hier wird erst recht sichtbar, wie die Gegenstände einander durchkreuzen, so wie auch der gegenseitige Einfluss der Verhandlungen auf einander sich zeigt. Der Vf. muss zurückkehren zuerst zu dem, was während der Genugthuungssache und der besonderen Verhandlungen zwischen Spanien und Frankreich in der Religionsangelegenheit unterhandelt worden war; wie die endlich ausgebrochene Ungeduld über das schmachvolle Hinhalten doch keine Neigung zur inneren Vereinigung bewirken kann, besonders bey den Streitigkeiten über die Annahme des Normaljahrs. Es wird bemerkt, dass, während die Evangelischen unter der Leitung des Salvius zu Münster unterhandeln (II, 168), und hierauf die Sache wieder nach Osnabrück gezogen wird (Anf. 1647), die schwedische Genugthuungssache noch im Wege steht, und dass, während Trautmannsdorf mit unsäglicher Mühe wieder zwey neue feste Puncte findet, noch die im V Buch abgehandelten Entschädigungen der deutschen Fürsten, so wie die schwedische Milizsache, ihren Gang fortgehen (May 1647). Hierauf zeigt der Vf., dass mit jenen zwey Puncten (der Aufstellung eines allgemeinen Grundsatzes über das Recht, die Religion zu reformiren, und dem Vergleiche über das Reichsjustizwesen) bereits das Schwerste gethan war, und dass Trautmannsdorf, zur Abreise gezwungen (wie auch *Schmidt* bemerkt), ruhig das Übrige sich selbst überlassen konnte. Der weitere Inhalt des VI Buchs erzählt, wie den genannten Puncten nach mehrfältigen Zögerungen (Ende 1647 und Anf. 1648), indem der spanisch-belgische Friede seinem Abschlusse nahe ist, und die Schweden auch ihre Milizsache wieder aufregen, und zwar zuerst, mit freudiger Rührung, dem Artikel von der Reichsjustiz, Febr. 1648, dann auch dem von der Religionsfreyheit, mit vorbehaltener Intercession für die evang. Unterthanen Österreichs, eine bestimmte Friedensformel aufgedrückt wird; zuletzt aber, wie nach endlich gestilltem Zwist zwischen den Katholischen und Protestanten, unter diesen selbst Zweyungen entstehen, und wie Salvius sie zu vereinigen bemüht ist. Das VII Buch begreift die letzten, nicht minder schwierigen Puncte, welche noch zwischen dem Kaiser und den Kronen selbst dem Abschlusse des Friedens im Wege stehen. Es werden voraus die nach Trautmannsdorfs Abreise auch unter dem übrigen Gesandtenpersonale vorgegangenen Veränderungen angezeigt; hierauf, in der natürlichen Ordnung, zuerst die Verhandlungen mit Schweden, wie dieses, bey der Aussicht, seine Foderungen zu erreichen, auch einen näheren Vergleich wegen der Amnestie in den kais. Erblanden zu Stande bringt. Dann des französischen Ministers eifersüchtiges Einschreiten, um nicht auch hier, wie beym belgischen Frieden, das unrühmliche Zusehen zu haben. Unmächtiger Versuch der deutschen Stände, jetzt noch die Reichsrechte bey den französischen Entschädigungen zu retten. Letzte Hauptschwierigkeit, wegen Österreichs Zurücktritt von den spanischen Angelegenheiten, und Volmars niedrige Künste, durch Verzögerung der Unterschrift, wo möglich, noch etwas zu gewinnen.

Aus dem bisherigen Umrisse des *v. woltmannschen* Planes erhellet, dass auf diese Art allerdings in die einzelnen Materien mehr Zusammenhang und Klarheit gebracht ist, als diess namentlich in der *schmidtschen* Geschichte der Fall war. Man könnte sagen, diese gebe mehr die Geschichte der *Verhandlungen*, mit Einschränkung auf Deutschland, Hr. *v. W.* aber die Geschichte des *Friedens* selbst, wiewohl beide nicht immer genau diese Grenze halten. Wir sehen aber zugleich, dass auch die Darstellung nach der Sachordnung ihrerseits wieder eigene Schwierigkeiten hat, besonders wenn die verschiedenen, gleichzeitig verhandelten Gegenstände so sehr in einander greifen, als hier. Was von der einen Seite für die Klarheit des Einzelnen gewonnen ist, ist es nicht immer auch für den Gang des Ganzen, oder macht wenigstens eben so, wie bey jener Methode, Wiederholungen nöthig. Neben der Zurückweisung des Lesers auf den Einfluss der anderen, gleichzeitigen Verhandlungen, wäre es vielleicht nicht überflüssig gewesen, noch eine besondere chronologische Übersicht, ein kurzes Tagebuch der Verhandlungen beyzufügen, um so mehr, da die wichtigen Jahre 1646, 47, 48 im Texte leicht verwechselt werden.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

Naturgeschichte. *Eisenach*, b. Wittekind: *Anweisung, verschiedene Arten der Vögel zum Nisten in der Stube zu gewöhnen*, nebst einigen Berichtigungen und Zusätzen zu *Bechsteins* Naturgeschichte der Stubenthiere u. s. w. Von *W. Chr. Orphal.* 1807. 88 S. 8. (4 Gr.) Was Hr. *Bechstein* in der Einleitung zu seiner Naturgeschichte der Stubenvögel über diesen Gegenstand gesagt hat, war, nach des Vfs. Meinung, bey weitem unzulänglich, weswegen er für nöthig hielt, eine vollständige Anleitung nach seinen hierüber gemachten Erfahrungen zu geben. Vorerst werden die Vögel genannt, die zur Fortpflanzung in der Stube tauglich sind. Das sind nur solche, die ihre Jungen aus dem Kropfe füttern, weil man denen, die ihre Brut mit Insecten und Würmern ernähren, in der Folge die Nahrung nicht schaffen kann. Die tauglichen schränken sich wieder auf einige Kernbeisserarten und einen Theil der Fringillen ein, wozu noch einige Meisenarten kommen; allen aber müssen Kanarienvögel, als gleichsam naturalisirte Hausthiere, beygesellet werden, um die anderen zu reizen. Hierauf werden Merkmale angegeben, wodurch die Männchen von den Weibchen bey jeder Art zu unterscheiden sind, ingleichen wie sie gefangen werden, worauf endlich die Zubereitung der Stube, worin die Vögel nisten sollen, nebst den nöthigen Requisiten und der Art zu füttern beschrieben werden. Da der Vf. selbst, so wie Hr. *Bechstein*, die Sache für sehr misslich ausgiebt, und da sie ihm selbst *nicht einmal* vollständig gelungen ist: so hätte er das Buch nicht eine bestimmte Anweisung, sondern lieber einen *Vorschlag* oder *Versuch* nennen mögen. Die zweyte und grössere Hälfte des Buches enthält Berichtigungen und Zusätze zu *Bechsteins* Naturgeschichte der Stubenthiere, und besonders der Stubenvögel, mit Rücksicht auf die Krankheiten derselben, welche, da sie grösstentheils auf Meinungen und partielle Erfahrungen gestützt sind, hier nicht weiter untersucht werden können.

rZ.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 17 JULIUS, 1810.

GESCHICHTE.

Leipzig, b. Göschen: *Friedrich Schillers Geschichte des dreyssigjährigen Krieges.* Fortgesetzt von K. L. v. Woltmann. III u. IV Theil u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Als eine Disproportion im Plane erscheint Rec., dass die Einleitung im I Buch schlechthin nur auf die Gegenstände des *deutschen* Friedens gestellt ist, da doch in der Ausführung die Geschichte der *allgemeinen* Pacification Europens sich daran anschliesst. Das Wenige, was voraus von Spanien gesagt ist, S. 16, ist für die letztere Beziehung nicht hinreichend. Als Unvollkommenheit in der Geschichte der deutschen Friedensverhandlungen müssen wir ausstellen, dass Hr. *v. W.* bey seinem Plane mehrere *kleinere* Gegenstände übergehen zu müssen glaubte, um nicht zu ermüden, oder auch die Klarheit des Ganzen nicht dadurch zu trüben. Es folgt nicht, dass solche Gegenstände *ganz* mit Stillschweigen übergangen werden mussten, wenn sie nicht gerade einen eigenen Abschnitt ausmachen konnten. Überhaupt ist die Grösse oder Geringfügigkeit eines Gegenstandes an sich noch gar kein Massstab für seine relative, diplomatische Wichtigkeit. Der Vf. hat zwar durch die im Anhange beygefügten neuübersetzten Friedensurkunden auch diesem Mangel abzuhelfen gesucht, das Friedensinstrument müsse der Geschichte der Verhandlungen ihre Vollkommenheit geben; allein so löblich jene Zugabe an sich schon ist: so müssen wir doch noch besonders bemerken, dass auch solche Gegenstände in dieser Geschichte unberührt geblieben sind, die in der That nicht zu den minderbedeutenden gehören, und die auch über den Gang des Ganzen noch nähere Aufschlüsse geben. Während Hr. *v. W.* z. B. die hessen-casselsche Angelegenheit sehr ausführlich behandelt, finden wir nicht ein Wort von den oberdeutschen Ständen, nichts von der Schweiz, die doch bekanntlich erst auch im westphälischen Frieden (wie ihrerseits die Niederlande) vollkommene Freyheit und Exemtion vom Reiche erhielt; nichts von Wirtemberg, Baden Durlach, den schwäbischen Klöstern, ungeachtet der Geschäftsträger der letzteren, *Adami*, auch bey dem Vf. eine wichtige Rolle spielt. Ausser den Botschaftern der Mächte sind mehrere Gesandte deutscher Fürsten mit ihren Verdiensten namentlich aufgeführt: Thumbshirn, Vorburg, Lampadius. Warum nicht auch *Varnbüler*, der wirtembergische Gesandte, dem, neben seinem sonstigen Einflusse auf die Verhandlungen, besonders der meisterhafte Entwurf des Friedensinstruments selbst zukommt? Der Vf. sagt II, 192 ff., nur zwey Puncte hätte Graf Trautmannsdorf gehabt, die ihm wirklich zu nahe gingen, oder in denen er nicht wohl nachgeben konnte, die Verwerfung des Reichshofraths in geistlichen Sachen und die Restitution der Evangelischen in den österr. Erblanden. Ein dritter, der eben so hartnäckig verweigert wurde, war die Restitution Wirtembergs. Man weiss schon aus *Spittler*, wie sehr Schweden sich verwenden musste, da einmal Habsburg auf das schöne Land ein Auge geworfen hatte. Dem Grafen von Trautmannsdorf selbst waren bereits zwey Ämter davon zugetheilt, Weinsberg (Volmars Geburtsort) und Neustadt. Von allem diesem kein Wort bey unserem Vf. — Sollte wohl zu befürchten gewesen seyn, der letztere Umstand möchte auf den Grafen oder seinen Hof ein nachtheiliges Licht geworfen haben?

Wir kommen nun auf die *Ansichten* des Vfs. Hier finden wir theils die wirkliche Durchführung jener Ideen, nach welchen Hr. *v. W.* schon die Reformationsgeschichte behandelt hat (von den Verhältnissen zwischen der Mittelmacht und dem Oberhaupte Deutschlands), theils aber auch, bey überall durchbrechendem Gefühl für die Ehre des Vaterlandes, bey „tiefer Liebe für die deutsche Nation," mehr noch, als in jenem früheren Werke, eine besonders günstige Auszeichnung des habsburgischen Plans. Es scheinen bey der neueren Arbeit mehrere, auch Zeitumstände, für diese entschiedenere Stimmung zusammengewirkt zu haben. Wenn in der Einleitung die höchst eigennützige Politik aller übrigen Mächte, als auf das Verderben Deutschlands abzielend, geschildert ist, und im Folgenden besonders, wie die beiden Kronen (Frankreich und Schweden) sich so gerne mit dem Nebel umhüllten, als wären sie Beschützer der deutschen Freyheit, d. h. „der Zersplitterung deutscher Kraft unter halbsouveränen Staaten," sagt der Vf. gleich S. 6 von dem deutschen Kaiser: „Indem die Reichsstände, unter päpstlicher Beyhülfe zur halben Souveränetät gelangt, strebten, dieselbe zu vollenden, *war es eine würdige Absicht* des Hauses Habsburg, das Volk der Deutschen wieder zu einem festen Ganzen zu vereinigen, und die souveräne (?) Mittelmacht wiederum *abzubrechen;* denn je mehr diese gediehen war, desto mehr hatte sich die deutsche Nation verloren." Und S. 29 ff.: „Nimmermehr soll vergessen werden, dass die Nachkommen Rudolphs von Habsburg so oft als Tyrannen ver-

schrieen, weil der Fürsten Mittelmacht und die evangelische Religion wider ihre Kraft sich erheben wollten, häufig dargethan haben, wie ihr kaiserlicher Sinn Deutschlands Ehre und Wohl *wahrhaftig liebte*, und noch an eine deutsche Nation glaubte, als dieselbe politisch nicht mehr war." Nach dieser Überzeugung stellt Hr. *v. W.* durch das Ganze die Politik besonders der bourbonschen Dynastie, nach ihrer Feinheit, aber auch, wie er selbst sich ausdrückt, nach ihrer Gehässigkeit, gegenüber von dem *allein uneigennützigen* System, der Deutschheit und Biederkeit des *alten* Kaiserhauses.

Wir bemerken nur noch in Beziehung auf unsere oben berührte Frage, dass bey der genauesten Kritik des Buchstabens, „die anderen deutschen Geschichtschreibern das Lob der Gründlichkeit erwirbt, während sie ihre Nachlässigkeiten hinter der geistlosen Trockenheit bergen," andere den Geist des Ganzen doch nur in ihrem eigenen Sinne auffassen können; und dass Hr. *v. W.* mit Recht S. VIII sagt: „Das gründlichste Urtheil über den Autor spreche die Zeit, wenn seine Asche längst verstäubt worden."

Eine Geschichte der *Vollziehung* des westphälischen Friedens und seiner unmittelbaren Wirkungen nebst Gedanken über die entfernteren verspricht der Vf., „wenn dieses Buch in unseren eisernen Tagen Leser gefunden haben werde, die ruhig genug waren, um sich durch den leisen Geist der Historie zu belehren."

— C. —

1) STRALSUND, in Commission bey Gräff in *Leipzig*: *Vertraute Briefe über Östreich in Bezug auf die neuesten Kriegsereignisse im Jahre 1809.* I Theil. 1810. IV u. 348 S. 8. (1 Rthlr. 12 Gr.)

2) MEISSEN, b. Goedsche: *Der Feldzug Frankreichs und seiner Verbündeten gegen Österreich im Jahre 1809.* Eine historische Übersicht der Kriegsereignisse in Deutschland, Ungarn, Italien und Polen von *einem unbefangenen Beobachter.* 1810. XXIV und 285 S. 8. (1 Rthlr. 8 Gr.)

Zwey Compilationen, von denen die letzte, bescheidner als die erste, wenigstens den einzigen Zweck, den chronologisch geordnete Zeitungsberichte haben können, richtig ins Auge gefasst hat.

Der Titel von No. 1 bezeichnet die Stufe, auf welcher der Vf. steht, und das Publicum, welches er dadurch anzulocken gedenkt. Aber dieses Publicum wird sich bey dem Buche selbst übel getäuscht finden, denn die Feder, die diese Briefe entworfen hat, ist nicht in bitteres Salz, sondern in übernächtiges Wasser getaucht worden. Zwar versichert der Vf. „ohne Ruhmredigkeit, dass er keine Bestechungskünste — [den Titel doch wohl ausgenommen?] — bey dem Publicum anwenden wolle, dass es ihm so recht Ernst sey, dessen Beyfall zu verdienen, und sein Büchlein so einzurichten, dass auch nach Jahren, wenn die jetzigen Begebenheiten vor den Blicken der Zuschauer völlig vorüber gerauscht sind, mancher Verständige dasselbe des Ansehens würdige." Man könnte ihn in seinem Glauben ungestört lassen, wenn er nicht mit einem zweyten Theil drohete. Dieser Umstand nöthigt den Rec., ihm grade heraus zu sagen, dass von einem Buche für Verständige mehr gefodert wird, als triviale Anekdoten, so wie sie hier jedem Briefe unter einer besonderen Rubrik angehängt sind, noch trivialere Raisonnements, die bald militärischen oder politischen Inhalts sind, bald einen philosophischen Mantel umhängen und stets in einer empfindsamen Brühe schwimmen, und Reisebemerkungen, die eben so, als die in Erzählungen umgeschaffenen Zeitungsberichte, einen gänzlichen Mangel der unentbehrlichsten Vorkenntnisse bewähren. Hat der Vf., der von Österreich gar nichts, und von dem Kriege blutwenig zu berichten weiss, auch in diesem Bande schon bis über den Frieden hinaus gekommen ist, die Reise wirklich gemacht, und denkt er in der That sein Buch fortzusetzen: so ist es Pflicht der Kritik, das Publicum vor dem Ankauf eines so gehaltlosen Productes zu warnen.

No. 2 ist im Eingange dieser Anzeige bereits mit wenigen Worten charakterisirt worden. Der Vf. verspricht weiter nichts als eine Zusammenstellung der Thatsachen nach amtlichen und Privat-Berichten, die für jetzt der Neugier genügen, und in der Folge die Mühe des Aufsuchens ersparen könne. Er hat dabey das Verdienst einer zweckmässigen Anordnung und der möglichsten Vollständigkeit, und schreibt einen fliessenden correcten Styl. Ein unbefangener Abschreiber, denn *Beobachter* hätte er sich nicht nennen sollen, ist er in sofern, als er stets, ohne sich ein eigenes Urtheil zu erlauben, in den Ton des Zeitungsberichts, den er grade vor sich hat, eingeht, er mag nun herrühren, von welcher Partey er wolle. Natürlich hat daher auch die ergiebigste Quelle ein entschiednes Übergewicht, und man erräth diese leicht an den häufigen Citaten und an dem Geiste, der in dem Buche zu wehen scheint; aber auch nur scheint, denn so bald er andere Erzählungen benutzt, wird auch sein Ton umgestimmt. Weihrauch wird natürlich von allen Seiten gestreuet, sollten auch dadurch oft die sonderbarsten Widersprüche entstehn. Er tritt, wo er loben kann, allemal hinter seinen Gewährsmännern hervor, um sich dieses Verdienst in eigener Person zu erwerben, und schwenkt sein Rauchfass so lange nach der einen Seite, bis ihn ein neuer Zeitungsbericht auf die andere ruft. Bey aller dieser übergrossen Humanität ist jedoch sein Buch zu dem beabsichteten Zweck ohne Anstand zu empfehlen.

Kh.

BAMBERG u. WÜRZBURG, b. Göbhardt: *Lehrbuch der allgemeinen Weltgeschichte zum Gebrauche der studirenden Jugend.* Neue durchaus vermehrte, und bis zum Ende des Jahres 1808 fortgesetzte Ausgabe, von D. *Joh. Kaspar Müller*, Professor u. s. w. zu Marburg im Königreich Westphalen. 1809. XXIX u. 574 S. gr. 8. (1 Rthlr.)

Dieses Lehrbuch ist (so sagt der Herausgeber in

der Vorrede) in der gegenwärtigen Auflage so vervollkommnet, dafs es Jedermann, der es braucht, Nutzen und Vergnügen gewähren wird. Diefer Nutzen und dieses Vergnügen kömmt aber gröfstentheils auf die Rechnung des fel. *Schröckh*, dessen Lehrbuch der allgemeinen Weltgeschichte in der neuesten Auflage wörtlich abgedruckt ist. Davon sagt aber der Herausgeber kein Wort. Wenigstens liegt diefs nicht in feiner Äufserung: dafs er eben so wenig, wie der fel. *Schröckh*, auf gewisse historische, oder vielmehr romanhafte, Hypothefen, die, weil fie glänzende Einfälle wären, in unserem Zeitalter bey Leuten, welche Romane mehr als ächte Geschichte lieben, ihr Glück so fchnell machen, Rückficht genommen habe. Den Recenfenten, die ihn oberflächlich, feicht und ungünftig, die ihn nicht mit unparteyischer Gründlichkeit anzeigen, will er gar keine Aufmerkfamkeit widmen. In diesem Tone fpricht ein Schriftsteller, der, ohne Schamgefühl, fich die Arbeit eines Anderen (bis auf wenige auf die Religion fich beziehende Änderungen) wörtlich zueignet! Verdient nun wohl ein folcher Schriftsteller, dafs feine eigene Arbeit, die die neueste Gefchichte erzählt, (ohne Zweifel auch aus einer bekannten Quelle, und zwar oft fehr unzweckmäfsig, abgefchrieben) naher beleuchtet wird? Jg.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Paris, b. Herrmann: *Voyage réligieux et sentimental aux quatre cimetières de Paris.* Ouvrage renfermant un grand nombre d'inscriptions funéraires, suivies de réflexions réligieuses et morales par *Antoine Caillot*. 1809. 338 S. 8. Mit einem Regifter. (1 Rthlr. 18 gr.)

Hr. *C.* brachte mehrere Nächte auf den vier Kirchhöfen zu Paris zu, und wahrfcheinlich war eine unglückliche Liebe Schuld, die ihn antrieb, unter den Todten eine Ruhe zu fuchen, die ihm unter den Lebendigen verfagt ward. Denn der gröfste Theil feiner Reflexionen über die Grabschriften fpricht diese Wehmuth und diese Sehnfucht aus, (*o Vous*, fagt er S. 111, *qui comme moi parcourez les rangs des tombeaux, pour y apprendre à mourir ou pour y susciter les douces jouissances de la mélancolie*), und S. 103 fühlt fich fein Herz unwillkührlich unter der Menge von prachtvollen Grabftätten zu dem einfachen Grabmale der *Victoire Vareney* hingezogen. Von diefer Individualität mufs man den Überdrufs an Büchern und den Vorzug erklären, den er dem Verweilen auf Kirchhöfen vor jenen einräumt. Bücher, fagt er S. 160, lehren nur, dafs die Vergnügen von kurzer Dauer find, das Grab aber, dafs fie geendigt haben; die Bücher, dafs der Menfch fterblich, das Grab, dafs er wirklich geftorben ist, die Bücher, dafs Schönheit vergänglich, dafs Gesundheit ein ungewiffes Gut, und dafs es Thorheit ist, die Jugend als Ägide gegen den Tod anzufehen, das Grab, dafs von der Schönheit nichts mehr bleibt, dafs die Gesundheit und Jugend wirklich unterliegen; die Bücher fagen uns, was kommen wird, das Grab, was gekommen ist. — So wohlthätig und ernstlich die Betrachtungen feyn können, wozu die Stätte des ewigen Friedens, wo die Leiden des gramerfüllten Herzens geftillt werden, der Tod nichts mehr zu würgen findet, die *Te deums* verftummen, der Wiederhall aus dem Grabe, das die Geschmeicheiten und Schmeichler bedeckt, durch kein Gefetz erftickt wird, und wo, wie hier die Feinde Bossuets (Claude und Jurieu) neben den Abkömmlingen des berühmten Meftrezat von Genf ruhig liegen, in unferem Zeitalter Anlafs geben; fo fchauervoll belehrend der Rückblick des Vfs., der am 14 Oct. 1806 unter Steinen und Leichen einherwandelte, auf die Kirchhöfe der Deutfchen ist: fo darf doch in diefem nämlichen Zeitalter, das Kraft erfodert, keine Thatenlofigkeit genährt werden, und wenn der Vf. die Infchriften auf den Grabftätten als den Triumph moralifcher Maximen anfieht, wenn er hier die ungebundene Huldigung des Schmerzes, wenn er den unbefangenen Ausdruck und den reinften Ergufs älterlicher Zärtlichkeit, ehelicher Treue, kindlicher Liebe, wenn er die herzliche Sprache der Freundfchaft und der gefelligen Tugenden, entfernt von profanem Intereffe und eitler Gefallfucht finden will: fo hat er vergeffen, dafs Heucheley, Affectation, und das, was die Franzofen *esprit de parade* nennen, an den Grabsteinen und den Infchriften, wo nicht den meisten, doch eben fo viel Theil haben, als Wahrheit, Liebe und Uneigennützigkeit. Bey einer Infchrift S. 186 gesteht er felbst: *Ce n'est point une de ces pompeuses Inscriptions, qui ont été dictées par l'orgueil des Vivans.* — Die Reflexionen des Vfs. find meiftens religiöfen und fentimentalen Inhalts, beides im weiten Sinne der Worte; denn der Vf. hat fich in jener Hinficht nicht von dem Dogmatifiren, in diefer nicht von dem Theoretifiren frey erhalten können. Dahin gehörte S. 44 die eingefchobene Unterredung zwifchen einer Erfcheinung (Gefpenft) eines Atheiften, und ihm: *der Atheist warnt ihn, nicht den Glauben an Gott aufzugeben, Gott habe ihn damit geftraft, dafs er fich von ihm entfernt habe, und dafs er, auf einmal der Idee feiner Exiftenz beraubt, mit allen den Schrecken des Leeren umgeben worden fey*; dahin gehört die mit diefer Äufserung contraftirende Behauptung, dafs es keine Ewigkeit der Höllenftrafen gebe; dahin die Apoftrophe an die Vorfehung und den Tod S. 77 und S. 93. „*Warum läfst du, göttliche Vorfehung*, ruft er bey dem Grabmal der Adelheid Berthaunt aus, *nur Böse leben, und warum zeigst du nur der Erde dann und wann ein liebenswürdiges und tugendhaftes Wesen, das ihr als Beyspiel und Zierde hätte dienen können! Warum entziehst du, Tod, der öffentlichen Freude, dem allgemeinen Wohle und der Bewunderung folche feltne Wesen, die der Himmel nur geschaffen zu haben scheint, um den Schmerz zu verfüfsen, und die Freude der Übrigen zu vergröfsern, während du jene unwohlthätigen Menschen vorübergehst, deren Kopf, Herz und Körper nur Abscheu und Eckel einflöfsen?* Rec. übergeht eine Menge anderer, von ähnlichem Gehal-

te, die gleichen Werth haben, die den Vf. mit dem Zwecke seines Werkes in Widerspruch setzen, und die Maximen, die man hier lernen soll, verkehren. Selbst an diätetischen Reflexionen fehlt es nicht, z. B. S. 86 fragt er, warum wird die arbeitende Classe der Weiber älter, als die Classe der reichen. Die Ursache findet er darin, dass jene gewohnt sind, *de couvrir ces parties, dont la délicatesse une fois offensée donne une mort aussi cruelle que prématurée.* Recens. muss daher aufrichtig bekennen, dass es ihm schwer ist, die Ursachen des Beyfalls zu errathen, den das Werk in Frankreich gefunden hat, und doch hat er noch nicht alle schroffen Seiten desselben berührt. Denn was kann wohl selbst ein flacher Franzose zu der Äusserung des Vfs. über die Grabschrift des Max. Gen. Blondel S. 199 (*La sensibilité creusa son tombeau*) Faderes sagen, als: *Si le sentiment est le charme de la vie, pourquoi la sensibilité en est telle presque le fléau? C'est que le sentiment agite le coeur et que la sensibilité le remue toujours avec une vivacité et une force, qui rendent souvent les facultés physiques victimes de ce mouvement indépendant de la raison.* Was zu dem affectirten und gelehrten Witze, als er S. 58 bey dem Gräberbesuche durch einen, wahrscheinlich schlafenden Hund sich nicht abhalten liess, seinen Zweck zu verfolgen? *Malgré,* sagt er, *l'aspect d'un cerbère qui, s'il n'eût été endormi, aurait par ses hurlemens donné l'alarme à tout le voisinage; plus heureux qu' Enée je n'eus besoin d'aucun gateau pour adoucir le monstre etc.*

Vielleicht hat die Vorliebe der Franzosen, die in Paris leben, und nichts Erhabneres kennen, als die Kirchhöfe von *Montmartre*, *Maison du Père la Chaise* *à Montlouis*, *Cimétière de Vaugirad*, und *cimétière de Clamart et de S. Cathérine*, dazu beygetragen. Vielleicht auch die Geschichte der Kirchhöfe selbst, die nicht ganz uninteressant ist, wobey aber das Interesse mehr in der Sache, als in der Darstellung liegt. Z. B. das Todtenfeld in Montmartre stösst an die so lebendige Chaussée d'Autin, wo keine Ruhe, kein Schlaf ist; und der Kirchhof zu Montlouis war einst der Garten des Vergnügens jenes ehrgeizigen Mönchs, der mit kaltem Blute Plane der Verfolgung gegen Ketzer entwarf, und nur auf Mittel sann, die Macht seines büssenden Monarchen zum Untergang jener Menschen zu bewaffnen, deren Tugend, Wissenschaft und Hochachtung seiner Heucheley und seinem Stolze entgegen waren. Ein Theil des Beyfalls kommt aber gewiss auf Rechnung der süssen Schwärmerey, die an Grabschriften Nahrung findet, und wodurch *Kosegarten's* Gedicht: *des Grabes Lieblichkeit* u. s. w. sich so lange erhalten hat. Der Vf. hat sie in einzelnen Theilen unter allgemeinen Übersichten dargestellt, z. B. S. 61: *Jeunes époux, Jeunes épouses, jeunes garçons, jeunes filles;* aber richtig bemerkt er selbst dabey, als er wieder von dieser Ordnung abgeht: Die Menge der Gräber liess mir keine Auswahl, und wo der Tod alles unter einander geworfen hat, kann der Mensch keine Ordnung befolgen. Es kann nicht fehlen, dass unter den vielen Inschriften nicht einige interessante vorkommen sollten; allein Rec. darf mit Überzeugung gestehen, dass diese ganze Sammlung der *Epigrammatographie, oder der Sammlung von Inschriften der älteren, mittleren und neueren Zeit* von *J. G. C. A. B. de Hüpsch* (Kölln 1801. II Theile) am Werthe und Inhalte nicht gleich sey, und dass seine Erwartung, die er sich von den Inschriften auf Grabmälern einer durch Sentimentalität sich auszeichnenden Nation besonders auf den Kirchhöfen zu Paris machte, nicht befriedigend ward. Einige der vorzüglichsten fügt Rec. bey, um sie der Geschichte aufzubewahren. Auf den Botanisten Adanson: *Ici repose Monsieur Adanson.* Mit Recht bemerkt der Vf., dass Adanson's Bedienter, der den Herrn nicht vergessen konnte, diese Grabschrift müsse gesetzt haben. — Auf den Staatsrath Mounier: *Son nom, vivra aussi long tems, que celui de la véritable vérité, qu'il défendit avec autant de lumières que de courage.* Noch zwey bis drey Namen, wie dieser, setzt Hr. *Calliot* hinzu, und wir haben die volle Geschichte der *Assemblée constituante*, die durch Schwäche und Unklugheit allen Lastern Thor und Thür öffnete, während sie die Missbräuche abstellen wollte. Delisle auf den *Exvicomte de la Tour Dupin*, der im 70 Jahre starb:

D'un sang cher aux Français, rejeton glorieux,
Aimable dans la paix, intrépide dans la guerre;
Philosophe chrétien, héros réligieux.
Nous le chérimes sur la Terre
Et nous l'invoquons dans les cieux.

Der Marschall *Philipp Segur*, Lieutenant Général, Sécretaire d'état, starb in tiefer Armuth. Seine Kinder deckten sein Grab mit einem Steine, worauf folgende Inschrift war: *Dans l'impuissance de lui eléver un Tombeau, ses enfans deposent sur cette simple pierre leurs Larmes*, und das Grab ist fast versandet. Die Grabschrift der *Madame Elisabeth Tienloup*, Wittwe von *Nicolas Mignon*:

Née le 29 mars 1743.
Fiancée le 28 mars 1769
Décédée le 28 mars 1808
Inhumée le 29 mars 1808

hätte der unteleologischen Bemerkung nicht bedurft, dass das Zusammentreffen solcher Ereignisse zu belehrend sey, um es nicht als Werk der Vorsehung zu betrachten, die jede Art benutzt, um uns aufmerksam zu machen. — Eine im 13 Jahre ihren Altern durch den Tod entrissene Tochter ist durch die einfache Inschrift auf ihrem Grabstein auch den Unbekannten werth geworden: *Qui ne causa jamais d'autre chagrin que celui de sa perte. J. J. Rousseau* hat seinen Namen wie sein Herz in der Inschrift auf *Arnaulds* Grabmal ausgesprochen:

Ci-gît François Thomas de Baculard d'Arnauld
Auteur du Comte de Cominge, des Epreuves du sentiment
Né le 17 Sept. 1718, mort le 9 Nov. 1805
La plupart de nos gens de lettres écrivent avec leur tête et leur main
Mais Arnauld écrit avec son coeur.

Das Grabmal *La Lande's* konnte der Vf. nicht finden — eine eigene Grabschrift ohne Grab für einen kaum verstorbenen Astronomen. Der Vf. hätte ihn aber auch nicht unter der Erde suchen sollen. Das

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 18 JULIUS, 1810.

KIRCHENGESCHICHTE.

Hannover, b. Hahn: *Geschichte der christlich-kirchlichen Gesellschafts-Verfassung.* Von D. G. J. Planck. Fünfter und letzter Band. (Auch unter dem Titel: *Geschichte des Pabstthums in den abendländischen Kirchen von dem Anfang des vierzehnten Jahrhunderts bis zu der Reformation.* Dritter und letzter Band.) 1809. 793 S. 8. (2 Thlr. 8 gr.)

Nach dem zweyten Titel könnte man denken, dass man hier den *dritten Band der Geschichte des Papstthums vom Anfange des 14 Jahrhunderts an* zu suchen hat. Diess ist aber nicht der Fall. Es ist der *dritte Band der Geschichte des Papstthums von der Mitte des 9 Jahrhunderts an*, wie denn auch die beiden vorhergehenden Bände diesen Titel verhältnissmässig richtig führen. Dieses kleine Versehen, welches vielleicht vom Setzer herrührt, mussten wir, um Missverständnisse zu verhüten, sogleich bemerken.

Man findet also in diesem Bande *die Geschichte des Papstthums vom Anfange des* 14, oder richtiger, *vom Ende des* 13 *bis zum Anfange des* 16 *Jahrhunderts*. Je mehr wir die historischen Arbeiten des würdigen Vfs. schätzen, und je mehr wir uns durch die Lesung der vorhergehenden Bände (vgl. J. A. L. Z. 1806 No. 9 u. 299, und 1808 No. 162) belehrt gefunden haben: desto mehr müssen wir es bedauern, dass er diese Periode nicht nach demselbigen Plane und in derselben Ausdehnung, wie die vorhergehenden, abgehandelt hat. Man findet hier nur zwey Abschnitte: 1) *Allgemeine Geschichte des Pontificats*, 2) *Geschichte der besonderen Veränderungen in dem Zustande und den Verhältnissen des Pontificats.* Freylich ist dadurch dieser Band mehr *nur* Geschichte des Papstthums geworden, als die vorhergehenden; allein es ist dadurch eine Ungleichheit in der Ausführung des einmal entworfenen und zuerst befolgten Plans entstanden. In den vorhergehenden Bänden und Perioden fand man auch die *Veränderungen in den gegenseitigen Verhältnissen des Staats und der Kirche, die Veränderungen in den inneren Einrichtungen und Verhältnissen der Kirche selbst*, auch der Mönchsorden und Klöster, *die Veränderungen in dem Zustande des grösseren, aus mehreren vereinigten Gesellschaften entstandenen Kirchenkörpers und in den verschiedenen Formen seiner Verbindung*, kurz, den Cultus und die Gebräuche ausgenommen, eine Geschichte der kirchlichen Gesellschafts-Verfassung im Grossen und Kleinen. Statt dessen erhalten wir in dem letzten Bande nur eine Geschichte des Pontificats. Der Vf. sagt zwar Vorr. IX f.: „Aus rein-ökonomischen Gründen, oder aus der reinen Begierde, mehr Raum für das Nöthige zu sparen und zu gewinnen, geschah es, dass ich mir bey der Aufnahme desjenigen, was bloss zur Erläuterung und zur Bestätigung oder zu der weiteren Beglaubigung der von einigen Ereignissen gegebenen Ansichten, oder nur zur Ausfüllung und Decoration des Gemäldes, oder auch nur zu der gewiss nicht immer nutzlosen und also auch nicht immer unerlaubten Ausstellung eines gelehrten Prunks von historisch-literarischen Notizen dienen konnte, eine strengere Enthaltsamkeit, als in den vorhergehenden Bänden, zur Pflicht machte: denn bey dem Reichthum und bey der Fülle, worin sich dem Geschichtschreiber dieses Zeitalters die Materialien aufdrängen, und bey der Leichtigkeit, womit sie zusammengebracht werden können, musste ich es rathsam finden, mich gegen die Versuchungen zu dem Mitnehmen des Überflüssigen sorgsamer zu verwahren, da des nothwendig Aufzunehmenden schon so viel war". Wir können aber den Vf. mit dieser Entschuldigung nicht entlassen. Es ist in der That in Vergleichung mit den vorhergehenden Bänden mehr als das Angegebene weggeblieben. Wir fodern daher den Vf. auf, noch einen Band und in demselben das zur Vollendung des Ganzen noch Fehlende hinzuzusetzen. Er kommt zwar bey der Einleitung der besonderen Geschichte des Pontificats wieder auf diesen Punct zurück. „Es ist offenbar, sagt er S. 547 f., nur ein einziger grosser Anblick, den die innere Geschichte der Kirche in diesen zwey Jahrhunderten darstellt, nämlich der Anblick des allgemeinen Strebens, zu dem man bald nach ihrem Eintritt auf allen Seiten zu erwachen schien, um die aufs höchste gestiegene päpstliche Allgewalt in Beziehung auf Kirche und Staat wieder in gewisse Grenzen zurückzubringen, oder der Anblick der allgemeinen Bemühungen und Anstalten, die man vorkehrte, um eine Verminderung der päpstlichen Macht und des päpstlichen Einflusses auf die kirchliche und bürgerliche Gesellschaft zu bewirken. Diess war der Hauptgegenstand, der von dem Anfang des 14 bis zu dem Ende des 15 Jahrhunderts alle Wünsche und Hoffnungen, den ganzen Geist und die ganze Kraft des Zeitalters beschäftigte. Diess war das einzige Ziel jeder Hauptunternehmung und Veränderung, die man in dem Zustande der Kirche während diesem Zeitraume einzuleiten such-

te, und diefs war auch das einzige, wofür alle die Mittel, die man dabey in Bewegung fetzte, planmäfsig angelegt und berechnet waren. Wenn man alfo blofs dem Gange zufieht, den man bey der Einleitung diefer Veränderung, und den fie zugleich felbft nahm: fo mufs man dennoch alles vors Auge bekommen, was nur irgend während diefes Zeitraums in dem kirchlichen Zuftand in eine andere Ordnung kam. Es kann daher jetzt auch nicht mehr nöthig feyn, den Zuftand der kirchlichen Gefellfchaft noch nach allen jenen fpeciellen Beziehungen zu beleuchten, auf welche in den früheren Perioden eine befondere Rückficht genommen werden mufste. Die Aufmerkfamkeit würde dadurch nur zerftreut, und von dem Hauptgegenftande abgewandt werden, ohne dafs man eine verhältnifsmäfsige Schadloshaltung dafür erhielt; denn einmal ift des Wichtigen nur wenig, was fich in andere Beziehungen in der kirchlichen Hausordnung verrückte und veränderte, und dann verliert man es doch, wie gefagt, nicht ganz aus dem Geficht, wenn man nur jenen Hauptgegenftand immer darin behält. Diefer Hauptgegenftand aber hat des Anziehenden fo viel, dafs er auch auf alles, was damit in Berührung fteht, oder fich ohne Zwang damit in Verbindung bringen läfst, die Aufmerkfamkeit fefter heften kann". Wir geftehen gerne zu, dafs diefs der Hauptgegenftand für die Gefchichte des Papftthums in diefer Periode ift, und dafs von demfelben auch viele, ja die meiften Veränderungen in dem befonderen Zuftande der kirchlichen Gefellfchaft ausfloffen. Es fallen jedoch auch manche wichtige Begebenheiten und Veränderungen in der kirchlichen Gefellfchaftsverfaffung in diefe Periode, welche mit dem Beftreben, die Macht der Päpfte zu befchränken, in keiner oder nur in einer entfernten Verbindung ftehen; nur haben die Kirchenhiftoriker, welche gewöhnlich fchon im 14 und 15 Jahrhundert ihren Blick immer auf die Reformation richten, diefe Puncte noch wenig beachtet und aus den Quellen erläutert. Diefs offenbart fich befonders alsdann, wenn man verfchiedene Länder und Reiche, und auch verfchiedene Zeiten unterfcheidet. Hernach hätten auch felbft diejenigen Veränderungen, welche von jenem Beftreben ausgingen, eine fpeciellere Ausführung verdient und bedurft, um diefen Band den vorhergehenden conform zu machen. Wir glauben, dafs doch die befondere Gefchichte des Pontificats fo hätte bleiben können, wie fie jetzt in diefem Bande geliefert ift, und dafs alfo der Eindruck des Ganzen nicht wäre gefchwächt worden. Der Vf. handelt diefe Gefchichte nach folgendem Plane ab. Nachdem er einen vorläufigen Blick auf die Lage, in welcher die Päpfte zu Anfang diefer Periode ftanden, oder auf dasjenige geworfen hat, was fie jetzt noch in der allgemeinen Vorftellung des Zeitalters waren: werden 1) die Veranlaffungen und Umftände aus der Gefchichte diefer Jahrhunderte ausgehoben, durch welche man vorzüglich dazu gebracht wurde, es auf eine Verminderung der päpftlichen Gewalt anzulegen, und die überhaupt auf den Zeitgeift zum Nachtheile der Päpfte wirkten. Dahin gehören die Mifsbräuche, welche die Päpfte von ihrer Gewalt machen, durch Ausdehnung ihrer Refervationen, durch Foderung der Annaten, der *fructus medii temporis*, durch Anmafsung des Spolien-Rechts, durch die neue Praxis von Commenden, Unionen und Incorporationen, durch Exemtionen und Difpenfationen, durch Vervielfältigung von Abläffen und Indulgenzen, durch das Ausfchreiben neuer Zehenden von den Kirchengütern und durch die immer weitere Ausdehnung der päpftlichen Judicatur. Dahin gehören ferner der Einflufs des Univerfitäten-Geiftes, der Fraticellen und Spiritualen, Wiklefs, des grofsen Schisma. 2) Werden die Anftalten zur Befchränkung der päpftlichen Macht, die Mittel, von welchen man dabey Gebrauch machte, und die Operationen felbft, von welchen man fich dabey die gröfste Wirkung verfprach, befchrieben. Dahin gehören die Verhandlungen über die Reformation auf der conftanzer und basler Synode. 3) Wird noch gezeigt, was durch jene Anftalten ausgerichtet und durch diefe Mittel bewirkt, und warum nicht mehr dadurch ausgerichtet und bewirkt wurde, oder wie weit man wirklich die päpftliche Macht ins Sinken brachte, und warum man es nicht möglich fand, fie noch tiefer herabzubringen. Unftreitig hätte aber noch aufser dem, was hier vorkömmt, vieles die Gefellfchafts-Verfaffung der Kirche Betreffende namentlich vom Verhältniffe zwifchen Kirche und Staat, vom Zuftande des Klerus, vom kirchlichen Güter- und Pönitenz-Wefen, vom Klofterwefen, von der Diöcefan-Verfaffung u. f. w., ausgeführt werden können. Wir müffen alfo abermals auf den oben geäufserten Wunfch zurückkommen.

Der Geift der Behandlung, wie er fchon in der Anzeige und Beurtheilung der vorhergehenden Bände befchrieben worden ift, ift fich gleich geblieben. Man findet manche neue Anfichten, eine kunftmäfsige und pünctlich abgemeffene Anlage und Anordnung, Unparteylichkeit, Klarheit, treffende Auswahl und einen geübten politifchen Blick. Befondere Beweife davon anzuführen, würde überflüffig feyn. Nur felten find wir bey der Durchlefung diefes Bandes anderer Meinung gewefen, als der Vf. Wenn er auf die Verurtheilung der Tempelherren zu fprechen kommt: fo verläfst ihn feine gewöhnliche Ruhe und Kälte. S. 189 heifst es: „Selbft im Falle der erwiefenen Schuld des Ordens oder der erwiefenen Wahrheit der gegen ihn vorgebrachten Anklage ift noch niemals, fo lange die Welt fteht, ein fo fchändliches Spiel von der Habfucht und Raubfucht mit der Gerechtigkeit getrieben, und noch bey keinem in Gefellfchaft begangenen Verbrechen die Pilatusrolle auf eine fo fchmähliche Art, wie bey diefer Gelegenheit von Clemens, gefpielt worden." Von *Grouvelles* bekannter Schrift wird S. 191 geurtheilt, er habe die Schuldlofigkeit des Ordens in Anfehung einiger gegen ihn vorgebrachter Anklagen etwas zweifelhaft zu machen gefucht, und wenigftens den Advocaten

des Teufels für seine Hauptverfolger nicht ganz unglücklich gespielt. Wir wünschten sehr, dass Hr. P. sein Urtheil in dieser wichtigen Sache mehr motivirt hätte. Wäre der Orden wirklich schuldig gewesen, wären alle die schrecklichen Anklagen wider denselben erwiesen worden: so dürfte das Urtheil über den König und den Papst nicht so streng ausfallen. Die Grausamkeit, mit welcher gegen denselben verfahren wurde, würde nicht sowohl in dem Charakter ihrer Verfolger, als in der Criminaljustiz des Zeitalters ihren Grund haben. Dabey stellt leider die Geschichte unseres Geschlechts, namentlich in unserem Zeitalter, Beyspiele auf, welche sich kühn mit diesem Spiele der Raubsucht mit der Gerechtigkeit und mit dieser Pilatusrolle messen dürfen. Der Vf. scheint übrigens den Orden für ganz unschuldig zu halten. Möchte er sich darüber näher erklärt haben! Wir hätten vorzüglich von *ihm* hierüber ein begründetes Urtheil zu hören gewünscht. Wir sind immer der Meinung gewesen, dass wenigstens gewisse Mitglieder des Ordens nichts weniger als unschuldig waren. Die Vorstellung, welche man im 13, und selbst noch im 14 und 15 Jahrhundert vom Papste hatte, beschreibt der Vf. S. 552 ff. auf folgende Art: „Man erkannte, dass der Papst der oberste Stellvertreter der Gottheit sowohl in Beziehung auf den Staat, als auf die Kirche, oder dass ihm die höchste Gewalt über den Staat, wie über die Kirche, von Gott selbst übertragen worden sey; aber man glaubte diess jetzt im eigentlichen Sinne zu *erkennen*, denn die neue Rechtsphilosophie des 13ten Jahrh. hatte auch Gründe und Beweise dafür erfunden, und einen sehr systematischen Zusammenhang hineingebracht, nach welchem das eine von selbst aus dem anderen floss. Man bedurfte dazu weiter nichts, als die Voraussetzung, dass der Staat eigentlich nicht sowohl *unter* der Kirche stehe, als vielmehr *in* der Kirche enthalten und begriffen, und gleichsam nur ein besonderes Institut oder eine eigene, nur für einen besonderen Zweck eingerichtete Ordnung von dieser sey. Zu dieser Voraussetzung war man auch vollkommen befugt, sobald man es als erwiesene Thatsache annahm, dass Gott bey der Stiftung der christlichen Kirche die Absicht gehabt habe, eine allgemeine Theokratie in der Welt dadurch zu begründen und einzuführen, so wie er einst durch die Anlage der jüdischen Kirche seine besondere Theokratie über das israelitische Volk begründet habe. Da man es aber schon längst für ausgemacht hielt, oder doch mehr Beweise, als nothwendig waren, *dafür* zu haben glaubte, dass die Regierung der Kirche und die ganze Fülle der kirchlichen Gewalt von Gott selbst dem Papste übertragen worden sey: so war es eben damit zugleich entschieden, dass ihm auch die Gewalt und die Rechte des höchsten Oberen in Beziehung auf den Staat zustehen müssten." Diese Vorstellung vom Papste sollen selbst die auf der Synode zu Basel versammelten Väter noch gehabt haben, und diess soll der Hauptgrund gewesen seyn, warum bey ihren Bemühungen, den Papst zu beschränken und eine Reformation zu bewirken, nicht mehr herausgekommen sey. „Auch nach Basel, sagt der Vf. S. 752, hatte man und diess war es, was alles verdarb — noch keine klare Vorstellung davon mitgebracht, dass die ganze Papstidee, die allmählich dem Zeitgeiste eingedrückt worden war, umgebildet, und das ganze Verhältniss, in das sich die Päpste nach und nach gegen die Kirche gerückt hatten, umgestellt werden müsse, wenn dem Übel, von dem man sich gedrückt fühlte, auf eine wirksame und dauerhafte Art abgeholfen werden sollte. Auch die Synode zu Basel ging selbst noch von dem Grundbegriffe eines Supremats, und zwar nicht nur eines isidorischen, sondern eines gregorianischen Supremats aus, der dem römischen Stuhle über die ganze Kirche nach göttlichem Rechte zustehe. Sie wollte es fortdauernd erkannt haben, dass die höchste Gewalt in der Kirche, oder die ganze Fülle aller kirchlichen Gewalt dem Papste allein von Gott übertragen, und nur in seine Hände gelegt worden sey, und wenn sie es auch nicht als nothwendige Folge davon erkennen wollte, dass der Papst eigentlich der einzige Ordinarius in der Kirche, dass jede andere Gewalt von der seinigen abgeleitet und alle anderen Bischöfe nur seine Stellvertreter und Delegirte in dem ihnen angewiesenen Districte seyen, ja wenn sie sich selbst von dieser Folgerung lossagen wollte: so fand sie doch nichts Bedenkliches dabey, dem Papste alle Rechte eines universellen Episkopats einzuräumen". Wie kann aber eine Synode, welche den Papst citirt, contumacirt, arretirt, ihm den Process macht, ihn bestraft, absetzt, ohne ihn ihre Berathschlagungen und Beschlüsse fortsetzt, ihn für den ersten Diener der Kirche, sich für unabhängig von ihm, ja als erhaben über ihn erklärt, eine solche Vorstellung von ihm gehabt, und ihm solche Rechte eingeräumt haben? Der Vf. nimmt an, dass die Vorstellung der Synode inconsistent und unbestimmt, und dass ihr selbst das Widersprechende darin nicht fühlbar war. Er beruft sich darauf, dass die Synode das ganze Decretalenrecht, in welchem dem Papste ein allgemeines Episkopalrecht zuerkannt wurde, sanctionirte, dass sie aber dem Papste theils Vieles absprach, was ganz richtig aus diesem Rechte folgte; theils Vieles zusprach, was nur aus diesem Rechte folgte. Er wirft darauf noch die Frage auf, wie es zuging, oder wie es möglich war, dass man auch noch zu Basel den wahren Punct verfehlte, von welchem man bey einer *solchen* Reformation der Kirche, wie man eine verlangte, nothwendig hätte ausgehen müssen, nämlich von einer wirklichen consequenten Beschränkung des Papstes? Die Ursachen, welche den Missgriff, den man sich dabey zu Schulden kommen liess, und zugleich die allgemeine Verblendung über den Missgriff begreiflich machen, findet der Vf. in der blinden Ehrfurcht gegen das kanonische Recht, in dem, wenn auch nicht klaren, Bewusstseyn der Mitglieder der Synode selbst, der Bischöfe, der Doctoren, auch der weltlichen Fürsten, dass sie selbst

dabey viel verlieren würden, wenn man den Papst im Wesentlichen beschränke, endlich auch darin, dass fast an jedem der Missbräuche der päpstlichen Allgewalt sich auch einiges Gutes angehängt hatte, dass fast jeder mit anderen Einrichtungen, bey welchen man sich sonst sehr wohl befand, aufs innigste verwachsen war. Wir finden es natürlicher und einfacher, anzunehmen, dass wenigstens die Hauptpersonen, jene starken, geistvollen und freymüthigen Sprecher auf der Synode recht gut und bestimmt wussten, dass der Papst nicht mehr sey, was er eigentlich seyn sollte, dass er weit unter das herabgesetzt werden müsste, was ihm das kanonische Recht zugestehe, dass eine gänzliche Reformation des Papstthums selbst zu wünschen wäre, dass sie es aber bey damaligen Zeitumständen weder wagten noch für gut fanden, eine solche Reformation, durch welche das ganze bestehende Gebäude der Kirchenverfassung umgestürzt, und die Wiederherstellung der Einheit in der Kirche, nach welcher man strebte, wahrscheinlich unmöglich gemacht worden wäre, durchsetzen zu wollen. Wir können uns dieses Gedankens nicht enthalten, wenn wir gewisse Reden der Hauptsprecher, und die Schriften, welche sie herausgaben, lesen. — Wir bemerken noch einige Druckfehler. S. 108 Not. 12 Lin. 5 *bedächtig* l. *verdächtig*. S. 265 §. 13 L. 3 wird ein Convent zu *Frankreich* statt *Frankfort* gehalten. S. 406 §. 14 L. 4. *Vorzug* l. *Verzug*. S. 478. L. 4. soll *Huss* vom J. 1460 an mit den Bettelmönchen in Händel verwickelt worden seyn, muss heissen 1360. S. 593 hält der Papst *Gregor I* im J. 1095 eine Synode zu *Rom*. S. 640 §. 16 L. 1 J. 1389 l. 1349, weil sonst die Berechnung des Jubeljahrs nicht herauskommt.

aw.

KLEINE SCHRIFTEN.

Geschichte. *Leipzig*, b. Hinrichs: *Kurze Geschichte des Königreichs Sachsen*, für den Vortrag derselben auf (?) Lyceen und bessern (?) Erziehungsanstalten von *K. H. L. Pölitz* u. s. w. 1809. 117 S. u. 1. B. Tabelle. (8 Gr.). Dieses kleine Buch steht nach der Erklärung des Vfs. zu seiner grösseren Geschichte und Statistik des Königreichs Sachsen in eben dem Verhältnisse, das zwischen seiner kleinen und grossen Weltgeschichte Statt findet. Das heisst, die grösseren Werke sollen den Lehrern zum Hülfsmittel einer umständlicheren Erzählung dienen. Es kommen in dem vorliegenden kleinen Buche bloss reine Facta, und hauptsächlich die geographischen Veränderungen des Staates, vor; es enthält nur politische Geschichte, und zwar diese im allgemeinsten Umrisse; es soll kein Gemisch von politischen, kirchlichen und literarischen Notizen enthalten. Die jungen Leute, die nach diesem Buche unterrichtet werden, sollen also nicht erfahren, wie ihr Vaterland allmählich angebaut worden ist, auf welche Art die Bewohner desselben auf die jetzige Stufe der Ausbildung in Künsten und Wissenschaften gelangt sind; sie sollen die grossen Männer, die sich um diese Ausbildung verdient gemacht haben, nicht kennen lernen? Gerade diese Gegenstände sind es, welche die Aufmerksamkeit der jungen Gemüther am meisten spannen. Die sächsische Geschichte, die Hr. *P.* seinen Schülern erzählt, ist eine Staatsgeschichte, und diese passt wohl eher für Studenten als für die Lehrlinge eines Lyceums. Jetzt nur noch einige Bemerkungen über einzelne Angaben. Wenn S. 1 von den alten Sachsen doch einmal die Rede seyn sollte: so hätte auch bemerkt werden sollen, dass sie schon im 3ten Jahrhundert vorkommen. Man schreibt richtiger Slawen als Slaven. Wenn von dem Gelde des Mittelalters, z. B. von Marken Silber, etwas vorkömmt: so sollte überhaupt das damalige Münzwesen erklärt seyn. Übersicht *über* die Geschichte Thüringens (S. 24) ist ein ungewöhnlicher Ausdruck. Sollte im 5ten Jahrhundert das thüringische Königreich sich westlich bis an den Rhein erstreckt haben? An der rechten Rheinseite breiteten sich doch Allemannen, Franken und Sachsen aus. Thüringen soll sich zwischen dem Harz und dem Mayn ausgedehnt haben, und doch führt Hr. *P.* ein Nordthüringen jenseits des Harzes an. Die Klöster Fulda und Hersfeld sind nicht, wie S. 26 steht, von Bonifacius selbst, sondern erst nach seinem Tode, von Sturm und Lullus gestiftet worden. Ohrdruf war ein sehr kleines Kloster. Eben so gut hätte die kleine Kirche bey Altenberga angeführt werden können. Dass der thüringische Herzog Burchard bey Eisenach von den Ungarn erschlagen wurde, hätte doch wohl verdient bemerkt zu werden. S. 28, wo die vier Dingstühle des thüringischen Landgerichtes angeführt werden, ist das Haupt-Landgericht, das der Landgraf bey Mittelhausen hielt, vergessen worden.

Jg.

Frankfurt a. d. O., b. Apitz: *Kurze Nachricht von der Schlacht bey Kunnersdorf, nebst einigen wichtigen Vorfällen vor und nach der Schlacht. Von einem Augenzeugen.* Zum Andenken des 50 Gedächtnisstages der Schlacht aufgesetzt vom Zollrath *Seidel*. Broschirt. 36 S. 8. (4 Gr.) Eine Gelegenheitsschrift, dem General Major von Kleist, der der Feyer des 50jährigen Dienstjubiläums des Vfs. beygewohnt hatte, zugeeignet. Hr. *S.*, der als Bombardier mit dem damals als Feuerwerker dienenden, nachher als General-Lieutenant verstorbenen Tempelhof an jenem blutigen Tage in einer Batterie auf dem sogenannten Finkenberge gestanden, und von dieser Höhe herab den bequemsten Überblick des Schlachtfeldes gehabt hatte, will nur erzählen, was er selbst gesehen hat. Aber er giebt weit mehr, zwar keine umständliche Erzählung jedes einzelnen Vorfalls, noch weniger etwa die ihm selbst zugestossenen Abentheuer, sondern einen gedrängten, scharfen Umriss des Ganzen, ein *Précis* der Begebenheiten mit den vorbereitenden Ursachen und den Folgen, welches jeder Militär mit Vergnügen lesen, und das jeden Mann von Gefühl durch die anspruchlose Darstellung des Veterans anziehen wird.

Die subjective Ansicht des Vfs. artet nie in blinde Parteylichkeit aus; nur eine lobenswerthe Anhänglichkeit an Friedrich, und eine hie und da durchschimmernde Vorliebe für die Artillerie, blicken durch das ganze Werk hervor, ohne jedoch im mindesten dem historischen Werthe desselben Eintrag zu thun. Die wenigen durch die Natur der Sache herbeygeführten Bemerkungen sind treffend, und für den Geist der Zeit im siebenjährigen Kriege ist es charakteristisch, den Vf. als Entschuldigungsgrund anführen zu hören, dass Friedrich acht Tage lang vor der beschlossenen Entscheidungs-Schlacht seine Krieger bloss mit Brod und Wasser ernährt habe.

Kf.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 19 JULIUS, 1810.

ERDBESCHREIBUNG.

1) Leipzig, b. Gräff: *Neuer allgemeiner und vollständiger Wegweiser durch Spanien*, von *Alexander Laborde*. Frey aus dem Französischen bearbeitet von *Christian August Fischer*. (Auch unter dem Titel: *Neuestes Gemälde von Spanien im Jahr* 1808. II Bände.) I Th. 1809. 360 S. II Th. 1810. 308 S. 8. (Druckpap. 2 Thlr. 4 Gr. Schreibpap. 3 Thlr. 8 Gr.)

2) Leipzig, b. Fleischer d. J.: *Malerische und historische Reisen in Spanien* von *Alexander Laborde*. Aus dem Französischen. I Bändchen. Mit 29 Kupfertaf. 1809. 204 S. II Bändchen mit 24 Kupfertaf. 1810. 270 S. gr. 12. (7 Thlr. 12 Gr.)

Sowohl aus dem weltbürgerlichen, als aus dem Gesichtspuncte der Gegenwart betrachtet, zieht Spanien die Aufmerksamkeit von Europa eben so auf sich, wie Amerika zu einer Zeit, wo Spanien jenen Gesichtspunct diesem aufopferte. Aber welch ein Unterschied zwischen beiden Epochen! Frankreich tritt in Spanien gegenwärtig mit dem lauten Gefühle des Wiederfindens eines veräusserten Eigenthums auf, während Spanien in Amerika die Verlängerung des Selbstmordes — den Menschenhass verkündigte, und jeden Weltbürgersinn aus seinen Thaten verlöschte. Das geschichtliche Interesse, das sich aus dem Vergleiche beider Epochen entwickelt, wird durch das Ungemessene des Kampfs erhöht. Aufgegeben von ganz Europa, und nur durch das lockere Band mit *Einer* Wassermacht verbunden, die, wenn sie auch selbst nicht verrätherisch wäre, doch gegen ein solches innig verbundenes und in einander gedrungenes Continent nicht hinlängliche Mittel in sich selbst hat, setzt Spanien jetzt einen Krieg fort, worin es das herrliche Land selbst in eine Einöde verwandelt, da es früher in Amerika die Despotie in der Verwüstung ohne grossen Widerstand begründet hatte. Die Religion war dort, wie hier, und zwar in beiden Epochen, die finstere Priesterreligion, die der Empfänglichkeit vom Zeitalter verschlossen ist, der Hebel des Kampfs und die Losung zum Morde, ihr Gegenstand damals die Verbreitung, jetzt die Erhaltung derselben, die Mittel die nämlichen, verschieden aber die Folge, da die Nemesis eine Sache in dem Zeitalter des Lichts verläfst, die man ihrem missverstandenen Schutze in den Zeiten der Finsterniss geweiht hatte; und wie viel hat der Sieger nicht selbst in Wort und That, wie viel nicht die siegende Nation selbst beygetragen, um die Hochachtung gegen die besiegte über den Wahn und den Irrthum, über die Jammer- und Greuel-Scenen zu erheben! Was *de Salazar Coulon, Boicel, D'Aulnoy, Labat, Peyron, Bourgoing, Chantreau* und andere Franzosen vor *Laborde* waren, das war *Laborde* in einem erhöhten Grade. Die Gerechtigkeit, die er und sie dem Spanier widerfahren lassen, giebt den französischen Schriften über sie einen verstärkten Reiz, und auf ihn rechnet der Verleger deutscher Übersetzungen in der momentanen Krise. Wir zeigen hier zwey verschiedene an.

Das *erste* von Hn. *Fischer*, *der Wegweiser durch Spanein*, ist eine freye Bearbeitung des *Itinéraire descriptif d'Espagne, et tableau élémentaire des différentes branches de l'administration et de l'industrie de ce royaume*, 1808. — Eine äusserst schätzbare Materialiensammlung, da *Laborde* unter den günstigsten Umständen Spanien nach allen Richtungen mit empfänglichem Sinne für Wahrheit und Humanität, für Schönheit und für rücksichtsloses Interesse durchreiste, fast überall an Ort und Stelle die Nachrichten einzog, und diese Nachrichten durch vortreffliche Memoires über die wichtigsten Gegenstände des Ackerbaues und der Industrie und durch Notizen des vielbewanderten D. *Carrere* und *Humboldt* (*Wilhelm Humboldt*, der jetzige königl. preuss. Geheime Staatsrath, besitzt vielleicht noch schätzbarere Notizen, als sein Bruder Alexander), wie durch seine eigene Vielseitigkeit unterstützen konnte. Es ist selbst aus französischen Anzeigen dieses Werks bekannt genug, dass *Laborde* diese Materialien nicht gehörig verarbeitete. Der Totaleindruck des Werk musste unter den Digressionen und Wiederholungen, die ein stetes Anknüpfen und Losreissen nach sich zogen, verloren gehen. Hr. *Fischer* glaubte mit der Umarbeitung dem deutschen Publicum einen Dienst zu thun, wenn er alle Digressionen und Wiederholungen wegschnitt, und dem Ganzen mehr Rundung gab. Er verspricht daher im ersten Theile, dass er die fünf Bände des Originals in drey Bändchen, wie das erste, liefern würde. Das erste sollte die Provinzen *Catalonien*, *Valencia*, *Murcia*, *Andalusien*, *Estremadura* und *La Mancha*; das zweyte die Provinzen *Biscaya*, *Navarra*, *Asturien*, *Gallizien*; und das dritte die allgemeinen Bemerkungen, oder ein gedrängtes statistisches Gemälde, mit Vermeidung der Fehler des Originals, enthalten. Allein er schliesst mit dem zweyten Bande, und erklärt zugleich, dass der dritte, der die höchst schätzbaren Materialien des IV und V Bandes des Originals umfassen sollte, aus triftigen Gründen

für günstigere Zeiten aufgespart werde. Wenn der Verleger wegen Mangel an Absatz sich die Fortsetzung verbat, und durch günstigere Zeiten die des Buchhandels versteht: so hat Hr. *Fischer* Recht, hier zu enden; wenn er aber in eben dieser Vorrede zum zweyten Bändchen zugleich die Ursache anführt, *weil sich in diesem Augenblicke nichts Bestimmtes geben läſst:* so hat er eben so Unrecht, die zwey ersten Theile unter den Auspicien der Unbestimmtheit erscheinen zu lassen, als den dritten zu unterdrücken, da er *Laborde's* Werke zu liefern versprach. Es gehört dieses zu den vielfachen Inconsequenzen, deren sich Hr. *Fischer* auf seiner schriftstellerischen Laufbahn, mit Vertrauen auf seine ohne viele Mühe errungenen Lorbeeren und das nur für Darstellungen seiner Art anmasslich interessirt angenommene Publicum, schuldig machte.

Um sein Verdienst bey diesem Werke anschaulich zu machen, versichert er in der Vorrede zum ersten Bande, in die Details der Reiserouten und Städtebeschreibungen mehr Ordnung und Klarheit gebracht, nur das Wesentlichste beybehalten, dem Vortrage mehr Natürlichkeit und Leichtigkeit gegeben zu haben. Ob darin gerade das Hauptverdienst einer Bearbeitung nach dem Originale bestehe, und ob Hr. *Fischer* sein Versprechen erfüllt habe, das sind zwey Fragen, die wir, auch ohne das Originalwerk selbst zur Hand zu haben, entscheiden können und entscheiden dürfen. Jeder Übersetzer, der sich an die Umwandlung seines Originals wagt, gesetzt auch nur, um ihm eine bessere Form zu geben, kann sich von der Nothwendigkeit nicht lossagen, nicht nur mehrere Materialien als undienlich zum neuen Baue aufzugeben, sondern auch den verwendeten hier abzunehmen, dort zuzusetzen, damit sie zu seinem Plane passen. Dadurch wird die Umarbeitung nach dem Original ein neues Werk, das nur gröſstentheils aus den vorhandenen Materialien zusammengesetzt ist; aber die Erlaubniſs, die sich der Bearbeiter nahm, das Ganze in seine Form zu lösen, verbindet ihn auch zugleich, es nicht an den ersten Erfodernissen (und diese sind in einem statistisch-geographischen Werke theils innere, wie Wahrheit, Genauigkeit, theils äussere, wie Ordnung und Ebenmaſs) fehlen zu lassen. Wie leicht war es dem über Spanien so schriftergiebigen Hn. *Fischer*, aus älteren und neueren Werken, mit Verwendung der trefflichen Materialien von *Laborde* nicht nur über Spanien selbst, sondern auch über die einzelnen Provinzen, vorzüglich über Asturien, Arragonien, Valencia u. s. w., wo *Laborde* noch so viel zu benutzen übrig gelassen hat, zu ergänzen, zu berichtigen und zu vollenden? Rec. mag hier nicht wiederholen, was man an *Laborde* in französischen Recensionen in dieser Hinsicht schon gerügt hat, und was von deutschem Fleiſse noch mehr gerügt werden wird. Freylich fehlt zur Erfüllung einer solchen Foderung Hn. *Fischer* auch jene Ruhe des Geistes, und jene Resignation des Herzens, die das ernste mühsamere Studium der Wahrheit fodert, und die der Sache bescheiden ihre Eigenheit läſst, ohne in die Versuchung zu fallen, über sie durch die Darstellung einen Triumph zu feyern, der doch nichts weniger als Sieg ist. Daher darf Rec. in Ansehung der zweyten Frage, ob er das gegebene Versprechen erfüllt habe, ebenfalls dreist behaupten, daſs Hr. *Fischer* über sein Versprechen hinausgegangen, und unter seinem Versprechen geblieben ist. *Über das Reisen in Spanien*, womit der erste Band als Einleitung beginnt, ist ein nur wenig veränderter, wahrscheinlich mit *labordischen* Bemerkungen vermehrter Aufsatz aus seiner eigenen Reisebeschreibung. In dem allgemeinen Gemälde von Valencia kehrt er häufig zu seinen früheren Schilderungen zurück, und fast überall scheint er die *labordische* Eigenthümlichkeit der Diction durch die seinige verdrängt zu haben. Wie weit er unter seinem Versprechen geblieben sey, davon mögen die weitläuftigen Beschreibungen der Kirchenfeste und Processionen zeugen, die er in den verschiedenen Provinzen antrifft, und die nur durch den Nationalcharakter eine verschiedene Physiognomie angenommen haben. Wie passen diese ephemeren Erscheinungen zu einem Wegweiser, der nur das Bleibende aufnehmen soll? Warum ist der Anhang von sämmtlichen Postrouten durch ganz Spanien, der von S. 241 bis zum Schlusse läuft, nicht mit mehr Ökonomie gedruckt, und nicht zugleich mit dem ersten Aufsatze verbunden worden? und welche Arroganz liegt in dem Titel: *enthaltend die umständliche Beschreibung sämmtlicher Provinzen, der vornehmsten Städte und Ortschaften, kurz aller Merkwürdigkeiten von Spanien überhaupt, nebst einer Menge interessanter Bemerkungen über den Ackerbau, die Industrie und den Handel, den Geist und Charakter, die Sitten und Gebräuche der spanischen Nation?* Ein *Twiss, Ponz, Peyron, Townsend, Monpalau, Lasteyrie, Bourgoing*, ein *Link* und so viele Andere, hätten ihm dieses, was schon aus der Bogenzahl, mehr noch aus den breitgetretenen Schilderungen anspricht, zeihen können, und ist bey einem solchen Titel, der kurz alle Merkwürdigkeiten von Spanien überhaupt zu liefern verspricht, nicht nöthig, wenigstens doch anzuzeigen, wie sehr *Laborde* hinter *Conca* in Beziehung auf schöne Künste, hinter *Laruga* in Beziehung auf Production, Fabriken, Handel, und hinter *Cavanilles*, den Hn. *Fischer* doch anderswo so gut zu benutzen wuſste, und hinter mehreren zurückgeblieben sey?

No. 2. Es gehört in dem gegenwärtigen Zeitalter, da die Erhaltung fast ganz allein von der Einschränkung abhängt, ein groſser Muth dazu, den Verlag eines so kostbaren Werks, wie die Übersetzung der *labordischen* pittoresken Reisen, sey es auch nur im Auszuge, für ein deutsches Publicum zu übernehmen. Hr. *Gerhard Fleischer* verdient daher Dank in mehrfacher Hinsicht, sich hieran gewagt zu haben. Wir trauen es seinem Kunstsinn und seiner Deutschheit zu, das Ganze zu vollenden, wenn das Original, das 70 Lieferungen enthalten soll, erschienen ist. Die zwey ersten Bändchen entsprechen, obgleich in dem zweyten Band die drey Abhandlungen, 1) physische Beschaffenheit Spaniens und der Spanier, 2) Charakter und Sitten der Spanier, 3) Gebräuche und Gewohnheiten der Spanier, aus dem *Itinéraire descriptif* ausge

nommen sind, selbst da noch der Erwartung, wo der Übersetzer sich durch das Original fesseln liess. Der äussere Vorzug, schöne deutsche Typen, Correctheit des Drucks, ein geschmackvolles Format, die verkleinerten Kupfer von *Frenzel*, *Maillmann*, *Hammer*, *Frosch*, *Veith*, *Haas*, *Müller* d. J., *Darnstedt*, *Bach*, so gestochen, dass nichts vom Totaleindruck verloren geht, wird von dem inneren, in sofern es auf Treue abgesehen ist, unterstützt. Das *erste Bändchen*, wozu der Übersetzer eine Vorrede liefert, die, mit der Einleitung verbunden, das, was jetzt ist und was zur Zeit der Phönicier und Griechen war, darstellt, hat die Denkmäler der Phönicier und Griechen zum Gegenstand, deren Schilderung im zweyten fortgesetzt wird. Die Beschreibung des Fürstenthums *Catalonien* ist mehr geschichtlich als geographisch, und das Geschichtliche mehr aphoristisch als ausführlich. Hiezu gehören 1) Ansicht der Stadt und des Hafens von Barcelona; 2) Plan der Stadt und des Hafens; 3) Ansicht von Barcelona zu Sarria im Capuzinergarten; 4) Ansicht des Hafens auf der Spitze Barceloneta; 5) Ansicht der Lonja oder des Kaufhauses, des Pallastes des Oberaufsehers der Zölle und des Seethores; 6) Grundriss und Durchschnitt der Börse; 7) Abriss und Höhe derselben; 8) das Innere der Kathedralkirche mit dem ganzen hohen Gewölbe; 9) Ansicht der neuen Promenade; 10) Ansicht des neuen Platzes und eines Theils der alten Thore; 11) Überrest des Herkulestempels und der arabischen Bäder, welche letztere in ihrem Innern und nach dem Grundriss dargestellt sind; 12) antike Basreliefs. Der Raub der Proserpina ist hier wie auf mehreren Sarkophagen in der Gallerie Justiniani und in dem Vatican nach den 3 Abtheilungen der wirklichen Entführung mit allen begleitenden Umständen, des Herumirrens der Ceres, und des Zustandes, wo sie das Schicksal ihrer Tochter erfährt, dargestellt. 13) Die Cascaden von St. Michael Delfai (*del Faglio*) 8 Stunden von Barcelona; 14) Ansicht der grossen Cascade; 15) Ansicht des Innern der Einsiedeley von St. Michael; die Kirche in einer natürlichen Grotte. 16) Alterthümer zu Mataro und Olesa mit einer Grabslampe, die den Ödip vorstellt, wie er die Räthsel des Sphinx löst. 17 — 25) Ansicht der Brücke Martorel und des Montserrats, Triumphbogen, Kloster, Einsiedeleyen, Kreuzgang, Innere der Kirche. Die übrigen Kupfer sind meistentheils Grundrisse, ausser dem trefflichen Titelkupfer. Wenn auch in den meisten Kupfern die Gegenwart mit der Vergangenheit wechselt, wenn die Darstellung jener mehr Leben, die Darstellung dieser mehr Verödung zeigt: so hat doch *Laborde*, beständig unterstützt von seinem regen Kunstgefühle da, wo dieses allein sich ausspricht, und wenn es von der Beurtheilung entfernt bleibt, das Abstechende verwischt. An dem, was geschichtlich ist, würden wir viel nachzutragen, noch mehr zu berichtigen finden, wenn hier dazu der Ort wäre. Das *zweyte Bändchen* setzt die Geschichte unter den Römern und Gothen fort, und verweilt noch in mehreren Kupfern bey dem Montserrat. Ausser dieser werden die Ansicht der Brücke zu Lladoner bey Villa Franca, der Triumphbogen zu Bara, alte Gräber der Stadt Olerdola, das sogenannte Scipionen-Grabmal, Ansicht der Stadt Tarragona nebst Hafen, Versenkung eines Felsens ins Meer, und Überreste der alten Mauern dargestellt. Die Versenkung eines Felsens im Hafen von Tarragona (12 Nov. 1802) ist eine bloss vorübergehende Erscheinung, die füglich hätte wegbleiben können.

Dns.

BOTANIK.

Erfurt, b. Keyser: *Johann Christian Hellbachs*, fürstl. schwarzb. rudolstädtischen Raths u. s. w., *Handbuch über den Küchengartenbau, für die grössere Volksclasse, nach den bewährtesten Erfahrungen und neuesten Beobachtungen mit zweckmässiger Literatur versehen.* I Th. 1809. XLVI u. 250 S. 8. (18 Gr.)

Wie konnte sich Hr. *H.* entschliessen, bey der ungeheuern Anzahl vorhandener Gartenschriften und in den jetzigen geldarmen Zeiten ein Handbuch zu fertigen, dessen Inhalt kaum über das Mittelmässige sich erhebt, zumal da die mehresten hier angegebenen Vorschriften schon längst andere Schriftsteller besser gelehrt und vollständiger abgehandelt haben? Der Vorrede folgt unmittelbar ein Verzeichniss der generellen Gartenschriften in zwey Abtheilungen, dessen Nutzen aber auch nicht ganz einzusehen ist. Wollte der Vf. eine genaue Übersicht der vorhandenen Schriften, welche die Gartenkunst überhaupt, und die Küchengärtnerey insbesondere betreffen, darlegen: so musste das Verzeichniss reichhaltiger seyn, wobey *Webers* Handbuch der ökonomischen Literatur sehr vortheilhaft benutzt werden konnte; oder hatte er die Absicht, die Compilationen und anlockenden Büchertitel, wodurch leider manche anonymische und pseudonymische Schriftsteller die Gartenfreunde zu täuschen suchen, anzuzeigen, und die Käufer vor solchen Schriften zu warnen: so hätte er die Beurtheilungen der hier verzeichneten Bücher in einigen gelehrten Zeitungen zu Rathe ziehen, und bemerken sollen, dass folgende Gartenschriften: 1) *Das Ganze des Gartenbaues*, Leipzig, b. Sommer; 2) *Praktische Anweisung zum Anbau sehr einträglicher, aber nicht genug bekannter Erdgewächse*, Ebendaselbst, von dem berüchtigten Vielschreiber L. *Dächne* gefertigt, und unter dem Namen eines bekannten Schriftstellers herausgegeben sind. Einige Compilationen hat indessen der Vf. richtig angezeigt. So erfährt man, dass *Trommsdorffs* Gartenbuch für Ärzte und Apotheker, Erfurt, 1804, aus dem vierten Bande des *fickler-göringischen* Land- und Garten-Schatzes, und *Idelers* Gartenfreund aus *Krünitz* Encyklop. ausgeschrieben ist.

Was den Plan und die Einrichtung dieses Handbuchs selbst betrifft: so folgen die abgehandelten Artikel nach ihren deutschen Benennungen in alphabetischer Ordnung, von *Aberglaube* bis *Kür-*

bisse. Die Abhandlungen verbreiten sich nicht allein über die Beschreibung und Cultur der Gemüspflanzen, sondern auch über Instrumente, Maschinen und Thiere u. s. w.; man findet neben den Pflanzen kurze Beschreibungen von allerley Gartenwerkzeug, von dem Nutzen oder Schaden der Engerlinge, Enten, Hasen, Hausmäuse u. s. w., nebst monatlichen Verrichtungen, der in Küchengärten nöthigen Arbeiten in gehöriger Ordnung dargestellt. Manche Artikel hätte der Vf. weglassen sollen. Z. B. *Sophora japanica (japonica)*, welche er zur Anpflanzung lebendiger Hecken empfiehlt, und S. 35 sagt: „Die japanische Sophore wächst von unten bis oben in Zweige schnell, und hält kältere Winter ab, als andere Bäume!" Es ist zwar nicht zu leugnen, dass *Sophora japonica* an einem günstigen Standorte ziemlich schnell wächst, und auch gelinde Winter im Freyen verträgt; aber in kalten Wintern leiden die Zweige, oft auch der Stamm, ungemein vom Froste, wovon sich ohnfehlbar schon mehrere Gartenfreunde im nördlichen Deutschland überzeugt haben werden. Aus diesem Grunde werden verständige Gartenbesitzer schwerlich den Rath des Vfs. befolgen, und die Sophore, wovon hier die Rede ist, zu Hecken benutzen, besonders desswegen nicht, weil es uns keinesweges an einheimischen härteren Holzarten mangelt, welche sich zur Einfriedigung der Küchengärten eignen, z. B. *Carpinus betulus*, *Crataegus oxyacantha*, *Cornus mascula* u. a. m. Eben so wenig hätte der Vf. zärtliche Pflanzen, wie *Arachis hypogaea*, *Convolvulus Batatus*, welche in unseren Klimaten dem Zweck der Anpflanzung nicht entsprechen, in dieses Handbuch aufnehmen sollen. Die giftigen Pflanzen, welche von unkundigen Personen mit einigen Gemüsspflanzen leicht verwechselt werden, und nach dem Genusse auf eine höchst traurige Weise wirken, scheint der Vf. auch nicht zu kennen, wenigstens hat er dieselben nicht hinreichend unterschieden. Z. B. der gefleckte Schierling, *Conium maculatum L.*, soll (S. 156) dem Anis, oder dem spanischen Kerbel, *Scandix odorata L.*, sehr ähnlich seyn; allein der Schierling unterscheidet sich leicht durch einen höheren, durchaus glatten, mit braunrothen Flecken versehenen Stengel, durch einen unangenehmen Geruch, und durch die Frucht u. s. w. Wo der Vf. eigene Erfahrungen gemacht, oder aus guten Quellen geschöpft hat, da sind auch die Abhandlungen belehrender ausgefallen. Hieher gehören die Artikel: Blattkohl; Bohne; Erbse; Erde u. s. w. Dem zweyten Theile, womit hoffentlich das Ganze beendigt wird, dürfte ein Register über die abgehandelten Gegenstände sehr nöthig seyn.

— t —

KLEINE SCHRIFTEN.

BOTANIK. *Nürnberg* u. *Altdorf*, b. Monath u. Kussler: *Beschreibung einer Reise nach Istrien und Dalmatien, vorzüglich in botanischer Hinsicht* von dem Freyh. *Jos. v. Seenus* in Klagenfurth. Mit einer Vorr. von Dr. u. Prof. *Hoppe*. Eine Beylage zum botan. Taschenb. auf das Jahr 1805. 77 S. 8. (6 Gr.)

Diese kleine Reise erregt allerdings das Interesse des Botanikers. Vom Capo d'Istria, wo der Vf. selbst erst den Anfang seiner eigentlichen botanischen Wanderung annimmt, geht die Tour quer durch Istrien, nach Fiume, von da mit Hn. *Megerle* von Wien nach der Insel Cherso (der Stadt gleiches Namens und dem ungesunden, aber pflanzenreichen Osero), von hier auf die Insel Veglia, Insel Arbe, aufs feste Land nach Carlopago, Zeng und zurück nach Fiume (doch diese ganze Reise von Carlopago nach Fiume zu Wasser). Die Sprache ist nicht ganz rein, auch könnte der ganze Vortrag hin und wieder gedrängter seyn. Wir bekommen eigentlich von Station zu Station grosse Namenverzeichnisse der gesammelten Pflanzen dieser schönen südlichen Flor. Etwas sonderbar ist es, dass Hr. *v. Seenus* alles, was er nicht im *murrayschen Syst. Vegetab.*, im *Gmelin - Linné* und im *Scheuchzer* auffinden konnte, für neu hielt. Diess und mehrere andere früher bekannte Pflanzen, zusammen 26, werden zuletzt ausführlich beschrieben, und wir erhalten dabey manche gute Notizen. Die Reise ist sonst bloss nomenclatorisch - botanisch. Auf Pflanzengeographie wird keine unmittelbare Rücksicht genommen. Indess ist es diese Hinsicht, in welcher wir die Excursionsverzeichnisse, deren Art wohl bekannt ist, nützlich achten. Der freundliche botanische Cirkel, der sich im südlichen Deutschlande um Hn. *Hoppe* gebildet hat, erwarb sich längst ein Verdienst um die süddeutsche Flora, und verbreitete besonders die schönen Gewächse derselben, die sonst so selten waren. Indess ist eine gewisse Beschränktheit in den Bemühungen dieser Schule noch sichtbar. Man bemerkt theils zu wenige Sorge für eine ausgebreitetere Bekanntschaft mit der Literatur ihres Fachs, theils zu weniges Eindringen in das Gesammtgebiet der botanischen Wissenschaft. Man schätzt und bekümmert sich nur um die Pflanzen jener Gegend, und kann daher nicht Vergleichungen anstellen; auch betrachtet man die Gewächse nur in Hinsicht auf das künstliche System. Endlich beschliesst man sich überhaupt zu sehr in sich selbst, und die letzte Autorität ist Hr. Dr. *Hoppe*, dessen Verdienste wir übrigens schätzen. Dieser bittet denn in der Vorrede recht sehr um eine *Seenussia*.

— h —

NATURGESCHICHTE. *Altona*, b. Hammerich: *Kurzer Abriss des Wissenswürdigsten aus den Naturwissenschaften für das Volk*, in 4 Tafeln von *C. F. Callisen*, Probst zu Hütten. 1808. 16 S. Fol. (8 Gr.)

Um auf wenige Bogen das Wissenswürdigste aus den Naturwissenschaften zu bringen, wird die gründlichste Kenntniss der Wissenschaften selbst erfodert, zugleich mit dem Talente, sich scharf, bestimmt und doch leicht verständlich auszudrücken. Dem Vf. dieser Bogen ist es grösstentheils geglückt, richtig und deutlich die Sachen vorzutragen. Die erste Tafel vom Menschen ist am besten gerathen; am wenigsten die, welche von der Physik handelt. Trägheit ist nicht bloss das Beharren in der Ruhe, sondern auch in der Bewegung. Vom Licht wird zu wenig gesagt. Trennung der ungleichartigen Körper durch die Auflösung heisst nicht allein chemische Scheidung; überdiess ist diese Erklärung sehr undeutlich. Dergleichen Erinnerungen liessen sich mehrere machen. Doch im Ganzen entsprechen diese Bogen ihrem Zwecke. Auf jeder Tafel sind zugleich einige nicht schlechte Abbildungen.

L. R.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 20 JULIUS, 1810.

LITERATURGESCHICHTE.

Hamburg, b. Bohn: *Joannis Alberti Fabricii*, Theol. D. et P. P. Hamburg., *Bibliotheca Graeca; sive Notitia scriptorum Graecorum, quorumcunque monumenta integra aut fragmenta edita extant, tum plerorumque e Mss. ac deperditis ab auctore recognita.* Editio nova variorum curis emendatior atque auctior, curante *Gottlieb Christophoro Harles*, Consil. aul. et P. P. O. in Univers. liter. Erlang. Vol. XI. 1808. XII u. 724 S. Vol. XII, in quo continentur Leonis Allatii Diatriba de Georgiis et eorum scriptis, atque libri VI capita quatuor priora, quibus enarrantur Collectiones canonum veteris ecclesiae et Conciliorum tam universalium quam particularium, nec non de epistolis ac decretis Pontificum Rom. notitia traditur. Accedit Synodicum vetus pridem in lucem datum a B. D. *Joanne Pappo*. 1809. VIII u. 796 S. gr. 4. (12 Rthlr. 16 gr.)

Unermüdet, und von den mancherley Schwierigkeiten, welche diese neueren Bände mit ihren verschiedenartigen Schriftstellern und Schriften immer mehr häufen, nicht zurückgeschreckt, fährt Hr. *H.* fort, dieses Literaturwerk seinem Ende näher zu bringen, und die Wünsche und Hoffnungen aller Freunde der griech. Literatur, so viel als er sich ganz allein überlassen vermag, zu erfüllen. Das XI Vol. trägt das, was noch vom *Photius* übrig war, mit dem Sophisten *Maximus Alexandrinus* aus dem IX Vol. der älteren Ausgabe nach, und giebt dann ganz das X Vol. derselben ausser dem *Suidas* und den übrigen Lexico- und Glosso-Graphen, welche das *V Vol.* schon im Voraus weggenommen hatte, und der *Diatriba Allatii de Georgiis*, welche dem *XII Vol.* vorgesetzt worden ist. Aus dem *XI Vol.* der älteren Ausgabe aber ist *Demetrii Procopii succincta eruditorum Graecorum superioris et praesentis saeculi recensio* eingeschaltet worden. Die beiden *Indices*: 1) *Homonymorum in decem Voluminibus hujus bibl. distinctorum*, und 2) *Indicum, scriptores in variis Graecis scriptt. laudatos indicantium, qui in decem voll. hujus bibl. exhibentur*, welche *Fabric.* der *Praef.* des *Vol. X* angehängt hatte, hat Hr. *H.* übergangen, und verspricht sie mit vielen Vermehrungen und Verbesserungen in dem allgemeinen Register nachzuholen. So wird man auch die drey vom *Fabric.* nach der *Praefat.* gesetzten *Indices Scriptorum* 1) *in Nemesii libro de homine*, 2) *in Meletii libro de structura hominis*, und 3) *a Gemino Rhodio, astronomo, laudatorum*, nicht hier, sondern im *Vol. IV* am Ende, im VIII p. 45, und IX, p. 307 finden, wo sie die ordnende Hand des Herausgebers eingeschaltet hat. Auch die *Prolegomena rhetorica incerti scriptoris Vol. IX*, p. 586, und einige andere *Spicilegia*, welche *Fabric.* nachgetragen hatte, sind hier weggelassen, und an ihren Orten eingetragen worden. Wie sehr aber Hr. *H.* bemüht sey, die *Bibl. Gr.* zu vervollkommnen, zeigen auch einige Nachträge zu dem vorhergehenden Bande in der Vorrede S. IV. Ganz vollkommen kann er die *Bibl.* freylich nicht geben, welches auch seine anspruchslose Bescheidenheit schon oft in den Vorreden aufrichtig eingestanden hat, besonders da ein solches Literaturwerk die Kräfte eines einzelnen, auch des umsichtsvollsten Mannes überwältigt, und er von Anderen, die helfen könnten, nicht thätig genug unterstützt wird. Undankbar würde man also seyn, wenn man seinen Fleifs und seinen Eifer, der nie erkaltet, nicht anerkennen, nicht rühmen wollte. Daher sey auch das, was Rec. in diesem *Vol.*, bey welchem der Herausg. wegen der Menge der verschiedenartigen Schriftsteller mit weit mehr Schwierigkeiten, als in den übrigen, zu kämpfen hatte, etwa zu erinnern, abzuändern, zu verbessern und zu ergänzen aufgefunden hat, nicht unbilliger Tadel, sondern nur eifriger Wunsch, alles, was Rec. zur Vollständigkeit der *Bibl. Gr.* beyzutragen vermag, dem Herausg. und den Besitzern derselben mitzutheilen. Um aber sich selbst, und Anderen, welche diese Bemerkungen in ihr Exemplar einzutragen wünschen, die Mühe zu ersparen, wird er das, was er anzumerken gefunden hat, den Seitenzahlen folgend, angeben.

S. 8, bey *Paul. Confessor* vermisst man wieder, wie in der ält. Ausg., die Zahl des *Cod. Phot.* Da er mit dem vorhergehenden *Paul. Constantinop.* Eine Person ist; so sollte er entweder ganz gestrichen, oder dem vorhergehenden beygesetzt werden. S. 11. Z. 25, *quatuor Codd. epp. ad Alexandr. Comit. Sophr. monach. et Arsenium monach. teste Labbe p.* 303. Der *Cod. Mosq.* 224, *f.* 236, hat *excerpta ex variis epp. Photii.* S. 11. *De septem synodis ep. C. Mosq.* 384, *f.* 158. *Cod. Monac.* 57. S. 14, 1) *ad Nic. Papam*; der *C. Monac.* 207, *f.* 204, enthält den ersten Brief *ad Nicolaum*, welcher sich endigt: τῇ ζωαρχικῇ καὶ ὁμοουσίῳ, und den dritten *ad Nicol.* und schliesst sich mit: καὶ σώματος προταχεύοιτο, s. *Aretins* Beyträge zur Geschichte und Literatur. 1805. 3, S. 260, wo *Ignat. Hardt* auch noch nicht zu wissen scheint, dass der erste von *Anthimus* edirt ist, weil er nur immer die ältere Ausgabe der *Bibl. Gr.* citirt. S. 16. Z. 2 ist ge-

σόντι für ἐκπεσόντι, und Z. 17, *Spadario Candidato* f. *Spatarocandidato* zu lesen. S. 21. Νομοκανὼν. *C. Monac.* 122. S. 25. *XIV contra Lat. C. Mosq.* 353, *f.* 104 u. 46 q, *f.* 16. *Monac.* 27, 57 u. 66. S. 27. Z. 20, fehlt, wie der *C. Monac.* 68 lehrt, ἐκκλησιαστικῶν nach ἀναγκαίων. S. 28, XVI, 1) *de patriarch.* — *pulsis* ist ein Theil der Schrift: συναγωγὴ καὶ ἀποδείξεις — wie man aus dem *C. Mon.* 68 sieht, wo es *quaestio secunda* ist, und kann also nicht mehr unter die *Inedita* gerechnet werden; 2) περὶ — μυσταγωγίας, findet sich auch im C. 353 f. 100 der mosk. Bibl. f. *Matthaei Notit. Codd. Gr. Mosq. p.* 250. S. 33. *In Categ. Aristotelis, C. Monac.* 222 f. 86, welcher *Cod.* auch *Photii scholia in Porphyrii Isagog.* enthält, welche die *Bibl. Gr.* noch nicht kennt. Auch besitzt die mosk. Bibl. noch unbekannte und ungedruckte Abhandlungen; 1) im *C.* 36, o, *fol.* 16, περὶ διγάμων καὶ τινων ἑτέρων διαφόρων, 2) *C.* 354, *f.* 186, περὶ τῆς ἀρχῆς τοῦ πάπα, und die münch. Bibl. im *C.* 66. *Excerptum ex Abucara de Adamo*, welche verdienen eingetragen zu werden. S. 34. *Photii Lexicon* gehört nun, da es vom Prof. *Hermann* in Leipzig mit einem vollständigen *Indice scriptorum in Lex. Phot. laudatorum* herausgegeben worden ist, nicht mehr unter die *Inedita*. S. 38) *Maximus* heisst im *Suidas* nicht *Alexandrinus*, sondern richtiger Ἠπειρώτης ἢ Βυζάντιος. *Saxe Onomast. Lit. P.* 1, *p.* 409. *Cod. Monac.* 8, *f.* 52, welcher eben diese ἄλυτοι ἀντιθέσεις enthält, nennt ihn bloss *Maximus*. S. 51. *Joseph. Christ.*, von welchem *Ign. Hardt* in *Aret.* Beytr. 1805. 11, p. 454 b. *Cod. Monac.* 295 sagt, dass er dieses *Hypomnest.* aus *Athanasii Synopsi s. scripturae* zusammengetragen habe. Dieser *Cod.* hat von dieser Schrift *f.* 45 das 158 Cap., welches aber bey *Fabricius* das 120 und *f.* 117 das 100 Cap., welches im *Elencho Fabr.* das 73 ist. Diese beiden Cap. besitzt auch die mosk. Bibl., nach eben den Numern, wie das münch. Mscpt. 1) im *Cod.* 6, q, *fol.* 73, und 2) *Cod.* 345, *f.* 20. Von diesem *Joseph.* hat auch die münch. Bibl. im *C.* 295, *f.* 1, ἐκδόσεις τῶν ψαλμῶν, so wie *C. Mosq.* 345 *f.* 20. ἐπιγραφαὶ τῶν ψαλμῶν, *fol.* 22, ἐπιγραφαὶ τῶν ᾠδῶν καὶ εὐχῶν, und *fol.* 22, ὅσαι κατὰ τοὺς ό τῶν ψαλμῶν προγραφαὶ, οὔτε ἐν ἑβραϊκῷ, οὔτε παρὰ τοῖς λοιποῖς ἑρμηνευταῖς φέρονται, und die *Codd.* 9, *fol.* 136. *C.* 161, *f.* 121, und *C.* 174, *f.* 229, διήγησις εἰς τὸ μαρτύριον τῶν Μακκαβαίων. Vielleicht ist auch, wie *Ign. Hardt* vermuthet, im *C. Mon.* 295 ὅπως ἀναδειχθείσης τῆς κιβωτοῦ εἰς Ἰερουσαλὴμ συνέστη τὸ ψαλτήριον vom *Josephus*. S. 64. *Andr. Caes. Comment. in Apocal.* findet sich auch im *C. Mosq.* 67, *f.* 306, und in *Codd. Monac.* 23 u. 248, f. *Hardt* in *Aretins* Beytr. 1803, 3, p. 22 und 1805. 6, p. 602, wo er bemerkt, dass *Montfaucon* in *Diario Ital. p.* 221, diesen Commentar nach einem Mscrpt. dem *Andr. Cretensi* zueigne. Der Commentar ist in 24 Bücher und 32 Cap. vertheilt. Von dessen *Therapeut. spiritual.* besitzt die münch. Bibl. im C. 318, *f.* 151, 4, *quaestiones* aus dem 2ten Buche, die sich anfangen: ποῦ αἱ ψυχαὶ μετὰ τὴν ἐκδημίαν, welche sich *inter eclogas ascet. Joannis, Patriarch. Antioch.* bey *Nessel. T. I, p.* 380 abgedruckt vorfinden. S. 67. Von *Andr. Presbyt. Catena* in *Proverb.* ist der *Cod. Monac.* 32, *f.* 1, zu merken, welcher auch in der vened. Bibl. aufbewahrt wird, und von der *Catena in Jesaiam* das erste Buch *C. Monac.* 38, *f.* 224. *Andr. Samosatens. contra Cyrilli anath.* f. *C. Mon.* 40, *f.* 434, ἀντιῤῥήσου τῶν ἀνατολικῶν. S. 68. 1) ἐγκώμιον im *C. Mosq.* 179, *f.* 24 heisst die Überschrift εἰς τὸ γενέσιον τ. θεοτ. 2) εἰς τὸν εὐαγ. — *C. Monac.* 146. *Codd. Mosq.* 215, *f.* 89, *f.* 271, *f.* 187 und 279, *f.* 24, welche *Codd.* weder hier noch im *Vol.* X genannt sind. S. 69., 5, εἰς Λάζαρον *Codd. Mon.* 24, *f.* 94 u. 146, *f.* 115, verschieden aber von dieser Rede *C. Mon.* 118, *f.* 295, welche sich anfängt: χθὲς ἡμᾶς μετὰ τοῦ δεσπότου. Ausser den genannten *Codd. Mosq.* auch 72, 118, 142, 145, 215, 271, und 8, q. 6) εἰς τὰ βαΐα *C. Monac.* 146, *f.* 129. *Codd. Mosq.* 130, *f.* 129, 160, *f.* 66. 215, *f.* 122 und 221, *f.* 221, *f.* 61. 7) λόγος — *C. Mon.* 271, *f.* 99 u. 171. S. 70. 9) εἰς τὴν κοιμ. *prima C. Mon.* 146, *f.* 398, *tertia, f.* 404. 13) ἐγκώμιον, *Cod. Mosq.* 163, *f.* 141. S. 71. 18) λόγος — βίον, *Cod. Mosq.* 125, *f.* 272. 19) *Canones Mosq.* 245, in welchem *Cod.* auch der *Canon Magnus* gefunden wird. S. 73. 23) *Carmen, C. Mon.* 198, *f.* 249. Aufzunehmen ist hier noch aus *Cod. Mon.* 366, *f.* 224, Ἀνδρέου ἐπισκόπου Κρήτης ἐγκώμιον εἰς τὸν ἅγιον ἱερομάρτυρα Θεράποντα. Anf. πολλή μοι τῶν ἀγώνων νῦν ἡ πανήγυρις, welches *encomium Fabr. Vol. X, p.* 339, *ed. Harl.* zwar aufführt, aber ohne Namen des Verfassers und mit verfälschten Anfangsworten. S. 77. *Cosmas*, was von ihm hier gesagt wird, konnte alles bis S. 173 aufgespart werden, wo ausführlich von ihm gehandelt wird. S. 80. *Marci Ephes. C. Monac.* 256 *f.* 42, *versiculi in Gregor. archiepisc. Thessal.* S. 82. *Simeon, junior theologus Xyloc. C. Mon.* 177, *f.* 1, ἔρωτες θείων ὕμνων. *Sophronii encomium angelorum*, und *in Christi nativitatem C. Monac.* 221. *Stephani junioris hymnus in Christum natum C. Mon.* 201. *Synesii Cyr. hymni C. Mon.* 29, *f.* 385, und 87 *f.* 579. S. 83. Von *Theodori Prodr.* stehen mehrere *hymni* im *C. Mon.* 201. Zu den *Melodis Graecorum* können noch gesetzt werden: *Constantini Calveri hymnus in Nicolaum*, dessen weder *Fabric.* noch Andere gedenken; er findet sich in *C. Mon.* 201, *f.* 139. *Constantini Manassis hymnus in Mariam C. Mon.* 201, *f.* 97. *Neophyti Cant. in Christum hymnus f.* 67. *Barnabae Cyprii hymnus in Christi baptismum fol.* 97, die *Fabr.* alle nicht kennt. *Leonis Imperat. Canticum, Cod. Mon.* 231, *f.* 138. *Nicetae Scutariot. hymnus C. Mon.* 201, *f.* 133, *Marci, episcopi Hydruntis hymnus in magna Sabbatho*, f. *Voss. de poetis gr. p.* 91, welcher erst *p.* 177 aufgeführt wird: *Simeon. logoth. Canticum ad dominum C. Mon.* 201, *f.* 138, *in translationem Joannis et dormitionem Mariae C. Mon.* 226. *Theophylactus, episc. Bulg.*, von welchem *C. Monac.* 201, *f.* 42 und 43 zwey noch ganz unbekannte Hymnen enthält. *Collectio hymnorum in usum ecclesiae* findet sich im *C. Mosq.* 365. S. 100. *Jo. Cappadoc.* zu den beiden hier aufgeführten Briefen *ad Jo. Hierosl.* und *Epiphan.*, welche der *C. Monac.* 207 besitzt, fügt der *C.* 198, *f.* 296 noch einen hinzu *ad Constantinum, Papam Rom.*, welcher auch in *Harduini*

Coll. Concil. T. III, p. 1838 zu finden ist. S. 102. *Greg. Sinaitae* oder *Antiochi* διάφορα κεφάλαια. *Cod. Mosq.* 322, *f.* 361. S. 103. Zu den *Dorotheis*, welche hier und im *Vol. VII, p.* 452 aufgeführet werden, können noch gesetzt werden: *Doroth. monachus montis Atho C. Mosq.* 13. *Hierosolymitanus C. Monac.* 65, *f.* 201, und *Dorotheus martyr. C. Mon.* 132, *f.* 175. Die Homilie *Diod.* (doch wohl *Theodori* od. *Dorothei?*) *Tyrii de LXX discip. domini* besitzen die mosk. Bibl. im *C.* 166, *f.* 151, und die münch. im *C.* 211, *f.* 218, welche aber, wie *Ign. Hardt* bemerkt, von der pariser Ausgabe 1560 fast ganz verschieden ist; f. *Aretin* Beytr. 1804. 4, p. 351. S. 105. In dem von Hn. H. genannten *C. Monac.* stehet: γ) περὶ συνειδήσεως f. συνειδότος: δ) π. θείου φόβου f. φόβου θεοῦ; ε) συνέσει f. γνώσει; ς) κρίνειν f. κρίναι nebst noch anderen Varianten in den übrigen Abschnitten. Das Cap. *de jejunio* hat der *C. Mon.* 255, *f.* 123, noch besonders. Die *Ep. de vita Dorothei* findet man auch im *C. Mon.* 276, *f.* 12, nebst *fol.* 18: ἐρωτήσεις καὶ ἀποκρίσεις τοῦ ἀββᾶ Δωροθέου — πρὸς τὸν μέγαν γέροντα τὸν ἅγιον Βαρσονούφιον, καὶ πρὸς τὸν αὐτοῦ μαθητὴν, ἤτοι συνασκητὴν ἀββᾶν Ἰῶ, welche Schrift hier in der *Bibl. Gr.* vermisst wird, ob sie gleich von den διδασκαλίαις — verschieden ist, wie die Anfangsworte οὗτος ὁ μακάριος ὄντως ἀββᾶς, und auch die *C. Mosq.* 257, *f.* 1 und 163 beweisen, die sie beide von einander sondern. S. 108. *Jo. Jejunatoris Canonarium C. Mon.* 149, *f.* 164, f. *Ign. Hardt* in *Aretin* Beytr. 1804. 4. S. 42, wo er zeigt, dass das *Canonarium* von dem *Nomocanon* verschieden sey. Im *C. Mon.* 255, *f.* 9, wird der Vf. dieses *Canonarii Jo. Diaconus, discipulus Basilii M.*, genannt, welcher aber, wie S. 111. Z. 12, lehrt, einer und derselbe ist. Die münch. Bibl. besitzt auch das Leben *Jo. Jejunat.* in Versen, *C.* 201, *f.* 57 von einem anonymen Verfasser. S. 118. Z. 4. *Magnus nuncupatur*, wie in *C. Mon.* 318 *f.* 296, τοῦ μεγάλου Ἰσαὰκ. S. 119. Einige *Sermones ascet. Is. Syri* vom *Patricius* und *Abrahamius* griechisch übersetzt, f. im *C. Mon.* 316, *f.* 43 — 68. S. 122 am Ende: *de urinis C. Mon.* 70, *f.* 213, und *fol.* 1, *de capillorum defluviis* f. *Ign. Hardt* in *Aret.* Beytr. 1804. 4, S. 22. S. 127. *Argyri aliud ineditum* — ist auch in der münch. Bibl. im *C.* 100, *f.* 267, und fängt sich nicht an, wie beym *Fabr.*, ἐπειδὴ δὲ καὶ, sondern ἐπεὶ τοὺς, und endigt sich: ἢ τὸ μετὰ τὸ μεσονύκτιον. S. 129. *Method. Geodaesiae C. Mon.* 100, *f.* 272, welcher *Cod. f.* 273, noch eine andere ähnliche Schrift jener folgen lässt: περὶ τῶν εὐτῶν καὶ περὶ γεωγραφίας. Vorher hat er *f.* 266 noch eine Schrift, welche, wie jene, die *Bibl. Graec.* noch nicht kennt: μέθοδος, δι' ἧς εὑρίσκονται αἱ καθ' ἑκάστην νύκτα ὑπὸ τῆς σελήνης φωτιζομέναι ὧραι. *Methodus melior* — ist keine besondere Schrift, sondern der *Canon paschalis* mit einer veränderten Überschrift, wie der *Cod. Mon.* 105, *f.* 203 lehrt, und konnte also von dem Herausg. gestrichen oder berichtigt werden. S. 156. *Germani Vita C. Mon.* 3, *f.* 84, welches sich aber mit den Worten anfängt: τὰ τῶν ἐπ' ἀρετῇ, nicht aber, wie in *C. Barocc.* οὗτος ὁ ἐν ἁγίοις πατὴρ ἡμῶν. Sollten nicht etwa diese Lebensbeschreibungen so wie die *Germani*, welche nicht immer genau von den Literatoren gesondert werden, verschieden seyn? Auch ihre Schriften scheinen oft vermischt worden zu seyn. S. 161. ν) Θεωρίαν. Auch in *Codd. Mon.* 61, *f.* 304 u. 199, *f.* 285, wird diese Schrift dem *Basilius* zugeeignet, mit der Überschrift: ἱστορία μυσταγωγικὴ ἐκκλησιαστική· τί ἐστιν ἐκκλησία. S. 170. *Germ. tertius.* Auch der *C. Mon.* 207, *f.* 1, welcher diesen Brief aufbewahrt, giebt das Jahr 1265 *Indict. VIII* im Monat May, nicht aber 1267 an, und hat auch *f.* 16 noch einen Brief *Constantini ad German. scriptam et post ejus obitum a subjectis sedi Constantinop. episcopis editam.* Zu den *Germanis* kann noch gesetzt werden: *Germanus*, Bischof von Capua im 5 Jahrh. Er starb 540, *Martyrolog. Rom.* 30 Oct. S. 173. *Joan. Carpath. C. Mosq.* 322, *f.* 152: Ἰωάννου, τοῦ τῆς Καρπάθου ἐπισκόπου, κεφαλαίων ἐκλογή. *C. Mon.* 25, *f.* 43. Ἰωαν. τοῦ τ. Κ. ἐπισκόπου, πρὸς τοὺς ἀπὸ τῆς Ἰνδίας προτρέψαντας μοναχοὺς παρακλητικὰ κεφάλαια ϙς. Aus den Überschriften dieser beiden Handschriften sieht man, dass ihn *Pontanus* mit Recht *Carpathiorum episcopum* genannt hat, welches *Fabr. Vol. VIII, p.* 739 *ed. nov.* leugnet; dann kann auch *ex C. Mon.* der Titel der Schrift *capita consolatoria — degentes*, wie er hier Z. 16 abgedruckt ist, verbessert werden. Auch hat der *C. Monac.* 318, *f.* 161, noch eine ascetische Schrift von ihm. *Cosmas.* In den münch. *Codd.* 255, *f.* 69, ὀπτασία πάνυ ὠφέλιμος Κοσμᾶ μοναχοῦ, und 226, welcher die Hymnen enthält, heisst er immer μόναχος. Wenn *Ign. Hardt* die Worte der *Mss.* richtig ausgezeichnet hat, wie es von seiner anerkannten Genauigkeit zu vermuthen ist: so sind fast alle Überschriften, besonders die Anfangsworte, im *Fabric.* fälschlich angegeben, f. *Aret.* Beytr. 1805. 5, S. 510 ff. So heisst, um nur Eine Verstümmelung anzugeben, No. 2) εἰς τὴν ἁγίαν ἑορτὴν τῶν φωτῶν, und für das sinnlose γηγενῶν lieset er γέγονεν. Dieser *Cod.* hat auch *fol.* 76 einen Hymnus mehr: εἰς τὴν πάνσεπτον κοίμησιν τῆς ἁγίας δεσποίνης ἡμῶν θεοτόκου καὶ ἀεὶ παρθένου Μαρίας. S. 177. *Theophanis* (*Grapti*) *C. Mon.* 226, *f.* 31. S. 181. Z. 27. *Apoll. IV, p.* 262: doch wohl *v.* 262, p. 225, b, *ed. Fft.*, welcher aber Κόσμης heisst? S. 182, Z. 1. *Cosm. Indicopl. Gyllius in typogr. urb. Constantinop.* II, 25, nennt ihn *scriptorem nobilem et antiquum.* Der *C. Mon.* 317 nennt noch *Cosmam, episcop. Majumae.* S. 184. *Ep.* II, *ad Hadr.* Nicht nur den 2 Brief besitzt, wie Hr. *Harl.* in der Note angiebt, die münch. Bibl., sondern auch den ersten in *C.* 46, ja sogar den zweyten noch einmal im *C.* 122 n. 17, mit der Überschrift: περὶ χειροτονεῖν ἐπὶ χρήμασιν ἐπιστολή. S. 186, βίος καὶ πολιτεία, καὶ ἄθλησις ὁσίου πατρὸς ἡμῶν Μιχαὴλ τοῦ Συγκέλλου, *C. Mon.* 10, *f.* 232. S. 187, 2, *in Archang.* Dieses *encomium*, welches im *C. Mosq.* 206, *f.* 210, aber nur mit abgekürzter Überschrift aufbewahrt wird, hat Hr. *Harl.* auf der folgenden Seite mit dem lat. Titel: *de cunctis potestat. coelestibus* als eine besondere Schrift nachgetragen. Hätte er die Anfangsworte in der mosk. Handschrift mit denen, die angegeben sind, sorgfältiger verglichen, und die Überschrift in der Originalsprache eingetragen: so wür-

de er gewifs nicht zu diesem Irrthume verleitet worden seyn. Zu solchen Verirrungen aber und Missverständnissen, welche man nicht nur in der *Bibl. Graec.*, sondern auch in anderen Literaturwerken findet, verführt die Unbeständigkeit in Auszeichnung der Titel griechischer Schriften, bald in griech. bald in latein. Sprache. 8. *epist.* ἀπαγορ. Diesen Brief hat die münch. Bibl. in 4 *Codd.* 52, *f.* 124, 66, *f.* 26, 152, *f.* 236 und 207, *f.* 8. 6, *syntact.* Ist ohne Zweifel ein Fragment dieser Schrift, welches *C. Mon.* 101, *f.* 276 besitzt, mit der Aufschrift: Πέτρου Συγκέλλου Μιχαὴλ, πατριάρχου Ἱεροσολ. περὶ διαφορᾶς λόγου καὶ ἑτέρων. 8. *Ign. Hardt* in *Aret.* Beytr. 1804. 6, p. 41. Die breslauer Bibl. besitzt auch ein Msc. davon, s. *Fülleborn* in der Vorrede zu *Georg. Plethonis et Mich. Apostolii oratt. funebr. p.* 9. S. 188. Z. 12. *Paris. in bibl. Mich. monachus.* Diese Bemerkung des neuen Editors hätte schicklicher bis S. 205 zu *Mich. monach.* aufgespart, oder *Mich. monachus* hier aufgenommen werden sollen, da dieser *Mich. monach.* ungezweifelt eine und eben dieselbe Person mit *Mich. Syncellus* ist, wie er denn auch ausdrücklich im *C. Mon.* 27, *f.* 289, Μιχαὴλ μόναχος, πρεσβύτερος, καὶ Συγκέλλος, und im *Cod. Mosq.* 163, *f.* 300 genannt wird, welcher *Cod.* das μαρτύριον τῶν ἁγίων μβ. μαρτύρων enthält, welches weder hier, noch bey *Michael monach.* die *Bibl. Gr.* aufgenommen hat. S. 189. *Mich. Apostol.* Die wittenberger Universitätsbibliothek hat eine Abschrift der *Cassandra Lycophron.* von dem Sohne *Aristobulus* s. *Reichardt in Praef. ad Lycophr. p.* 14. In der Unterschrift nennt er sich: ἱεροδιάκονος καὶ ταύτην βίβλον ἐν Κρήτῃ ἐξέγραψα. Die *Scholia* des Sohnes *Arsenii in Euripidem* hat der *C. Monac.* 258. Auch der Vater *Mich. Apost.* hat sich vom Bücherabschreiben auf der Insel Creta erhalten, s. *Fülleborn* p. 8. S. 190. *Galeomyomach.* Eine Vorrede des *Mich. Aristobuli* dazu hat *C. Mosq.* 245, s. *Matthaei in Notit. Codd. Mosq. p.* 158. Vom *Violario* s. *Wyttenbach in Praefat. ad Plutarch. Moral. ed. Lips. p. LI.* S. 191. *Orat. funebr.* Diese Rede hat *Fülleborn* Leipz. 1792, 8, herausgegeben, dessen Ausgabe hier nicht gedacht wird. S. 191 Z. 20, *gratia excidisse*, ist von *Fülleborn* in der Vorrede p. 7, not. 3 widerlegt worden. S. 192. προσφώνημα. — Der Titel dieser Schrift ist in dem hier nicht bemerkten *C. Mon.* 51, *f.* 406: προσφ. εἰς τὸν εὐσεβέστατον καὶ γαληνότατον βασιλέα Κωνσταντ. τὸν ἐν τῇ ἁλώσει τῆς πόλεως ἀποθανόντα, ἅμα δὲ καὶ ὁμολογία τῆς αὐτοῦ πίστεως. Die Rede, von der in eben diesem Abschnitte gesagt wird, dass *Seb. Schmidt in Nott. ad Joh. XV*, 26, ihrer erwähnt habe, enthält der vorher genannte wittenberg. *Cod.* von *Lycrophron.* Sie enthält sieben Fol. Blätter, und ist also nicht verstümmelt, wie *Reichard* behauptet. Sie ist eben die Rede, welche vorher genannt wird: *disceptatio — Spiritus sancti*, wie die wittenberg. Überschrift lehret: Μιχαήλου ἀποστολίου τοῦ Βυζαντίου λόγος ἀντιῤῥήτικος πρὸς τοὺς διισχυρισαμένους τῶν ἑώων εἶναι τοὺς ἑσπερίους ἀμείνους τὰ ἐς πᾶσαν φιλοσοφίαν, καὶ δῆθεν κάλλιστα ἀποφηναμένους, καὶ μάλιστα γε ( ) περί τε τοῦ τρόπου τῆς πρώτης γεννήσεως τοῦ υἱοῦ, περί τε τῆς τοῦ ἁγίου πνεύματος ἐκπορεύσεως. Nach dieser Rede folgt in eben diesem *Cod. Viteb.* eine zweyte vom *Apostol.* mit der Überschrift: πρὸς τὸν εὐσεβέστατον καὶ γαληνότατον βασιλέα Ῥωμαίων καὶ πάντων Χριστιανῶν, Φριδερίκον, λόγος προσφωνηματικὸς αἰτήσει Ἀριστωνύκου τοῦ Βυζαντίου, wovon der *Cod.* aber nur drey Blätter hat. Sie ist die Rede p. 193, λόγ. προσφων. *in laudem Friderici.* S. 193. *De poet. tropis* hat auch eben der bresl. *Cod.*, dessen vorher gedacht worden ist, und, welchen, wie *Fülleborn p.* 9 sagt, *Mich. Apostolius* selbst geschrieben hat. S. 196. Z. 1. *Ep. ad Jo. Tranens. Cod Mon.* 286 *f.* 277 handelt περὶ ἀζύμων καὶ τῶν σαββάτων, s. *Baron. ad an.* 1053 *p.* 193. *Ep.* 11, *ad Petr.* Nicht einen Brief nebst der Antwort, sondern beide Briefe mit den Antworten, hat der *C. Mon.* 118, oder nach *Hardts* Ausgabe 256, *f.* 231 — 244. Es sind aber eigentlich drey Briefe, wovon die beiden ersten im *C. Monac.* sich anfangen: 1) πρὸ καιροῦ τινός; 2) οὐ παύσεταί ποτε; 3) im *C. Mosq.* 355, *f.* 193, τὰ γράμματα τῆς μακαριότητος, nebst der Antwort. S. 197. *Synod. de nuptiis — C. Mon.* 62, *f.* 302, stehet auch in *Leunclavii Jure graeco — Rom. ed. a Frehero T.* 1, *p.* 206. Die münch. Bibl. besitzt auch noch *Michaelis*, *Patriarch. Constant.*, *Exposit. Evangel. Dominic.* im *Cod.* 262, von welcher *Ign. Hardt* in *Aret.* Beytr. 1805. 8, S. 141, bemerkt, dass sie weder *in Mich. Cerularii*, noch in *Mich. Ositis*, *Anchiali* und *Autoriani* Homilieen gefunden würde. S. 198. *Mich. Autorian.* Noch eines anderen *Autoriani* gedenkt der *Cod. Monac.* 50, *f.* 142, an welchen *Max. Planudes* einen Brief geschrieben hat. *Mich. Ephesius* περὶ μνήμης καὶ ἀναμνήσεως *Codd. Mon.* 91, *f.* 77, und 151, *f.* 82. S. 199. *Mich. Gabra.* Einige Briefe an ihn vom *Planudes* und *Acyndinus C. Mon.* 203, *f.* 13 — 15. S. 204. *Mich. Lygizinus* hat münch. Codd. vom *Porphyrius*, *Plotinus* und *Ptolemaeus* abgeschrieben, s. *Ign. Hardt* in *Aretins* Beytr. 1805, 4, S. 358. S. 205. *Mich. monachus. Vitam Ignatii* hat der münch. *Cod.* 27, *f.* 289, der *Cod.* 366, *f.* 236 aber *encomium in Christi martyrem Mocium*, von welchem *Mocius* die *Bibl. Gr.* noch nichts weiss. *Mich. Moschopul.* sollte dieser nicht etwa mit *Manuel Moschop.* verwechselt seyn, welcher mehrere ähnliche Schriften geschrieben hat, und das *Onomast.* die συλλογὴ τῶν ὀνομάτων Ἀττικῶν seyn? Dieses *Onomast.* besitzt auch die mosk. Bibl. im *C.* 303, *f.* 83. S. 206. *Mich. Sophianus*, zwey Briefe von ihm an *Petr. Victor* sind im *Cod. Mon.* 183, *f.* 31 und 36. S. 210. Vom *Theoph. Ceram.* stehen im *Cod. Mon.* 250, wie im *Mosq.* 274, nur 60 Homilieen, die bisweilen in den Überschriften von den hier aufgeführten abweichen; s. *Ign. Hardt* in *Aret.* Beytr. 1805, 7. Der *Cod. Mon.* 271, hat auch noch besonders Num. 3 und 4, S. 214, 53.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 21 JULIUS, 1810.

LITERATURGESCHICHTE.

Hamburg, b. Bohn: *Joannis Alberti Fabricii Bibliotheca Graeca* — Edit. G. *Chr. Harles etc.* Vol. XI et Vol. XII. etc.

(*Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

S. 214. 53) Im *C. Mon.* 226 *f.* 31 findet sich auf diesen Tag noch eine ganz verschiedene Homilie vom *Theophanes*, die sich anfängt: ὦ λέσποινα λεγέτω βοάτω σοι. S. 219. *Theoph. mon. scala* im *C. Mosq.* 244 *f.* 196. *Theoph. Caesar. C. Mosq.* 163 *f.* 1. Θεοφάνους — ἐξήγησις εἰς τὸ προοίμιον τοῦ κατὰ Λουκᾶν εὐαγγελίου εἰς τὴν σύλληψιν τοῦ ἁγίου Ἰωάννου τοῦ προδρόμου. S. 222. *Theoph. hieromon.* Der *C. Mon.* 256 *f.* 143 enthält 1) einen Brief *ad Joan. Palaeol. Theophanes de dogmatt. concilii Florentini*, und 2) σύνταγμα *ad Ephesium.* S. 123. *Zonarae Annales.* Eben das Mscr., welches *Hieron. Wolf* bey s. Ausgabe benutzt hat, ist jetzt in der münch. Bibl. C. 324, s. *Ign. Hardt* in *Aret.* Beytr. 1805, 12. p. 607, und aus dem, was *Hardt* zur Geschichte dieses *Cod.* bemerkt hat, sieht man auch, dass *Wolf* diese *Annales* nicht *ex ingenio*, wie er hier in der Note n) beschuldigt wird, sondern nach diesem *Cod.* in drey Theile abgetheilt habe. Im *Cod.* 325 kömmt T. II u. III, und im *C.* 93 T. II noch einmal vor. S. 225. ἐξήγησις τοῦ Ἀναστασ. *C. Mosq.* 377. *Codd. Mon.* 226 *f.* 122 u. 286 *f.* 52. Die Anfangsworte sind verschieden: im *Cod. Mosq.* εἴρηται δὲ πρῶτον μὲν συνοπτικώτερον, εἶτα καὶ πλατύτερον: in *Codd. Mon.* 58 u. 226: πρῶτον ῥητέον, τί κανὼν καὶ τί ᾠδή: *C.* 286 ἐπὶ κανόνων ἑρμηνεία ἐστι. Bey allen diesen münch. Handschr. stehet auch zugleich die Schrift εἰς τοὺς ἀναβαθμοὺς καὶ περὶ τῆς ἐνοειδοῦς αἰτίας τοῦ πνεύματος, welche Hr. H. nachgetragen hat. S. 226. *Zonarae Lexicon* ist nun von D. *Tittmann* in Leipzig in II Voll. 4 mit krit. Noten herausgegeben worden. S. 227. 9) κανὼν (δογματικὸς) εἰς τὴν — *C. Mosq.* 312 *f.* 211. S. 215 (235). *Metaphr. alleg. Hom. verss. politicis. Meurs.* in *Comment. ad Lycophr. Cassandr. ed. Pott.* 1702. p. 45 irret, wenn er glaubt, dass die *scholia minora* in *Hom.*, von welchen *Didymus* Vf. ist, *Jo. Tzetzes* geschrieben habe. S. 216 (236) *schol. in opp. C. M.* 88. *f.* 265. S. 219 (239). 8 *Epp.* 1. 2. 3. 4. *C. Mon.* 338 *f.* 290. Eben diese Handschrift hat auch noch vom *Jo. Tzetzes* στίχοι ἰαμβικοὶ f. 282., στίχοι ἡρωικοὶ *f.* 288 u. στίχοι ἰαμβικοὶ τοῦ αὐτοῦ ἀμαθοῦς καὶ ἀρρητορεύτου. In *Chiliad.* XII, 255, von denen auch eine Handschrift in der münch. Bibl. N. 338 aufbehalten wird, sagt *Jo. Tzetzes*, dass er κόσμου ἱστορίαν Ἰάμβῳ μέτρῳ geschrieben, aber unbeendigt gelassen habe, deren *Fabric.* nicht gedacht hat. Obschon Hr. H. im Vol. III p. 752 bemerkt hat, dass in *Pindari* (neuern) Scholien, *Olymp.* XIII, 74 Λυκόφρονος παράφρασις von dem Scholiasten genonnt werde: so hat er doch weder die Worte ausgezogen: εἰρήκαμεν τὴν ἱστορίαν πλατύτερον ἐν τῇ τοῦ Λυκόφρονος παραφράσει, noch auch sich darauf eingelassen, welcher von den beiden *Tzetz.* Verfasser dieser *schol. recent. in Pindar.* sey. Soviel Rec. aus der Vergleichung der meisten Scholien in *Lycophr.* und der *schol. rec. in Pind.* eingesehen hat: so kann diese der ruhmsüchtige und egoistische *Jo. Tzetzes* nicht geschrieben haben, sondern vielmehr der bescheidene Bruder *Isaac Tz.* Denn sie prahlen nirgends mit anmasendem Eigendünkel, und sehen auch nicht, wie *Jo. Tz.* überall in s. übrigen Schriften, mit verächtlicher Miene auf andere Gelehrte herab. Nachtragen konnte auch Hr. *H.* die noch ganz unbekannte Schrift Ἰσαακίου Τζέτζου στίχοι περὶ ἀνατολῆς καὶ δύσεως τῶν ἄστρων ἰαμβικοί, welche im *C. Mon.* 287 *f.* 60 zu finden ist. S. 264. Zu den *Codd. Mosq.* kann noch gesetzt werden *C.* 151 *f.* 302, ἕτερά τινα κεφάλαια ἐκ τῶν τοῦ Ἀρμενοπούλου. S. 269. *Const. Cabasil. quaest. C. Mon.* 62 *f.* 268. S. 271. *Const. Lascor. Villois.* in *Anecd. Gr.* Vol. II p. 17 sagt, dass er fast alle *Codd. gr. Bibl. Matritensis* geschrieben habe. *Const. Manass. Chron. C. Mosq.* 19 *f.* 167. *Codd. Mon.* 153. 154. 189. 201. 254, s. *Villoison Anecd. Gr.* T. II. p. 76, wo auch noch eines bis jetzt ganz unbekannten Buches, *Manass. fabula de Aristandri et Callitheae amoribus versibus politicis conscripta*, gedacht wird. *Gnomica Const. Manass.* besitzt die münch. Bibl. im C. 281 *f.* 144 — 166, und zwey *hymni in Mariam C.* 201 *f.* 138. S. 280. *Alex. Aristeni* Νομοκάνονον *C. Mosq.* 224, aus welchem *Cod.* auch die hier abgekürzte Überschrift ergänzt werden kann. S. 283. *Eustath. in Dionys. Codd. Mon.* 99 *f.* 447, am Ende von der *Vulgata* abweichend, s. *Ign. Hardt* in *Aret.* Beytr. 1804. 6. p. 21, und *Cod.* 283 *f.* 54. Von *Eustathii anecdott., oratt.* u. *Comment. in Pindarum*, wovon die *Bibl. Gr.* schweigt, s. *Villois. Anecd. Gr.* Vol. II. p. 264. S. 287. Eingeschoben kann hier werden *Nicol. Blastares, Cod. Mosq.* 284 *f.* 31. Von *Nicol. Cabas. vita in Christo* hat der *C. Mon.* 84 *f.* 193 nur VI *sermones*, wie *Pontani* Ausgabe, nebst der Schrift κατὰ τοκιζόντων. *Nic. Chalcond.* εἰς τὸν βίον Χαλκονδύλου Ἰωάννου Κυζικοῦ *C. Mon.* 150, wovon im *Vol. VII* nichts angegeben ist;

auch nicht von dem in eben diesem, und im *Cod.* 127 aufbewahrten *Chronicon*. Die Überschriften sind in beiden *Codd.* verschieden, ob es gleich keine verschiedenen Schriften sind. *Nicol. Corcyr.* Nirgends wird seiner Schrift gedacht: στίχοι ἰαμβικοὶ τοῦ Νικολάου γεγονότες ἐπὶ τῇ παραιτήσει αὐτοῦ, als im *C. Mon.* 201 *f.* 100. S. 288. Hier fehlt *Nicol. Galacrinita*, welcher aber eben derselbe ist, welcher nachher *Nicol. Mysticus* genennt wird, s. *Ign. Hardt* in *Aret.* Beytr. 1805, 9. p. 265, wo im *Cod.* 277 *f.* 331 ἔγγραφος παραίτησις Νικολάου τοῦ ἁγιωτάτου πατριάρχου Γαλακρινιτοῦ μεθ' ἣν ἀποκαθέστη αὖθις εἰς τὸν πατριαρχικὸν θρόνον angegeben ist. *Nicol. Hydr. Syntag. primum de process. Sp. S.* wird in *C. Mosq.* 394 *f.* 274. *Nicolao Methonensi*, hingegen *secund.* u. *tertium* im *Cod.* 355 *f.* 51 u. 58 *Nicol. Hydr.* im *Cod. Mon.* 65 aber *Nic. Methon.* zugeeignet. S. 289. *Nicol. Malax. comment. in Jonam C. Mon.* 178. S. 291. *Nic. Muzal.* Im *C. Mon.* 14, welcher die noch ungedruckte συναγωγὴ ἐξηγήσεων εἰς τὸν προφήτην Ἡσαΐαν ἐκ διαφόρων ἁγίων πατρῶν καὶ διδασκάλων συλλεχθεῖσα enthält, heifst er Μούζανος, aber im *C. Mosq.* 353 *f.* 102 Μούζαλων. Die Schrift dieses *Cod.*, deren die *Bibl. Gr.* nicht gedenkt, heifst: τοῦ Μουζάλωνος Νικολάου πρὸς τὸν βασιλέα Ἀλέξιον τὸν Κομνηνὸν περὶ τῆς τοῦ ἁγίου πνεύματος ἐκπορεύσεως. S. 292. *Nic. Myrens.* Man vermifst hier, und im *Vol.* X, sowohl die *Codd. Mosq.* 26 *f.* 167. 162. *f.* 204. 174 *f.* 36. 202 *f.* 12, als auch *Cod. Mon.* 255 *f.* 298, welche von dem Leben und Schicksalen dieses *Nicolaus* handeln. S. 298. *Simeon — Mamantis.* Sollte dieser nicht auf S. 303 verwiesen werden, wo ausführlich von ihm gehandelt wird? Überdiess ist er auch eben derselbe, welcher S. 299 *Simeon monachus*, u. S. 300, *Sim. theolog. junior* genennt wird. Denn im *Cod. Mosq.* 2, q. heifst er *monachus* u. *theol.* νέος, im *C.* 246. *f.* 220 νέος θεόλογος und *Presbyter Mamantis*, welche also alle drey in einen zusammengeschmolzen werden könnten. S. 299. *Simeon. Stylit. senioris* βίος καὶ πολιτεία *C. Monac.* 201. *f.* 57. u. *Cod. Mosq.* 179, 1. Verfasser ist *Antonius monachus*. Dafs *Simeon Stylita* und *Sim. thaumaturg.* eine Person sey, sagt mit *Fabr.* auch *Suidas* v. Συμεὼν, θαυμαστός. S. 301. *Simeon, Athenaeo* (*XIV.* p. 620 d.) *Simon Athen. IV*, p. 164, c. c. 18 heifst er *auctor* ὀψαρτυσίας. *Simonid. Zacynth. Athen.* (*XIV.* p. 620, c.). S. 302. *Sim. S. Mamantis orat.* XV. im *C. Monac.* 301 *f.* 109; *oratt.* 32 (33), aber im *C.* 177. *De custodia, de attentione et oratione, de sobrietate, de oratione et lectione Codd. Monac.* 201. 315 u. 318. S. 313. *LXXVII.* Hätte *Pontanus* gewufst, dafs diese Rede im *Cod. Mon.* 315 *f.* 3 gefunden würde: so würde er nicht behauptet haben, dafs sie in der münch. Bibl. nicht zu finden wäre. S. 320. *Sim. Sethus.* Im *C. Mon.* 105. *f.* 256 heifst er, wie im *Cod. Florent.* Συμεὼν μαγίστρου καὶ φιλοσόφου Σὴθ τοῦ Ἀντιοχέως, aber im *C. Mosq.* 7, q. c., welcher das σύνταγμα κατὰ στοιχεῖον περὶ τροφῶν δυνάμεων, Συμεὼν, μαγίστρου Ἀντιοχέως, τοῦ Σὴθ enthält, wohl richtiger *magister vestiarii*. S. 322. Die augsburg. Handschrift von *Seth* ist nun nach München in die königl. Bibl. gewandert, wo sie der *Cod.* 362 *f.* 67 ist; s. *Aret.* Beytr. 1806. 12. p. 566. *Cotelerii* Veränderungen des ἐξ αἰτίων in ἐκ τῶν σιτίων hält *Ign. Hardt*, da auch der *Cod. Venet.* ἐξ αἰτίων lieset, für unnöthig. S. 325. 2) σύνοψις (τῶν) φυσικῶν — *C. Mosq.* 311, *f.* 106. S. 326. 3) *Ejusdem.* — Nach dem, was Hr. *H.* S. 323. *n. f.* von dem *Cod. Mon.* nach *Ign. Hardt* vorausgeschickt hat, mufste diese Numer von selbst fallen. 4) *Narrat. Indicam. Cod. Mosq.* 285. *f.* 355 nennt diese διήγησις nicht ἰνδική, sondern μυθικὴ περὶ στεφανίτου καὶ ἰχνηλάτου. S. 330. *Hujus operis partes C. Mosq.* 39, q. S. 332. 2) ἀπόκρισις mufs nach dem Contexte, und dem aufgeführten *C. Mosq.* in ἀποκρίσεις τε umgeändert werden. S. 335. *Petr. Antioch. ep.* περὶ ἀζύμων πρὸς τὸν ἀρχιεπίσκοπον Γράδαν, *Cod. Mon.* 83, *f.* 389, u. 256, *f.* 231, nebst der Antwort von *Mich. Cerular. f.* 240. S. 336. *Petri, Ep. Alex.*, *Expositio de Nestorii homiliis C. Mon.* 40 *f.* 32 u. 52: *Propositum de testimoniis SS. PP. n.* 58. *Admonitio de epistola Capreoli C. Mosq.* 38 *f.* 192. παραινέσεις *repetitae a natura et consuetudine animalium, Canones, Cod. Mon.* 45, u. 122. *Petri Alex. Vita C. Mon.* 179, *f.* 125. *Petr. Damasc.* περὶ τῶν ὀκτὼ διαλογισμῶν *C. Mon.* 318 *f.* 288, bis jetzt noch unbekannt. *Codd. Mosq.* 306, *f.* 210, *Alphabetum*, *f.* 239 zwey Reden und ein Brief *ad Nicolaum: Cod.* 322 *f.* 12 ὅτι ἑπτὰ εἰσὶν αἱ ἐργασίαι τῆς ἀρετῆς: *C.* 326 *f.* 1 ff. noch vier andere Schriften. S. 338. *Petr. Patricius de legatis Codd. Mon.* 185 u. 267. Ein Brief an ihn von *Maximus monach.* ist im *C. Mon.* 363 *f.* 256 *de paschate Christiano* Zu diesen *Petris* können noch hinzugesetzt werden: *Petr. Rauenn.*, dessen Brief *ad Eutychen C. Mon.* 207 enthält, und *Petr. metropolita Sardensis*, *C. Mosq.* 302 *f.* 45. S. 340. *Neophyti catena in Cant. Cant. C. Mon.* 131 *f.* 72. *hymn. in Jes. Christum C. Mon.* 201, *f.* 92. S. 341. Bey *Jo. Citri Responsa* fehlen die *Codd. Mosq.* 150 *f.* 207 u. 51, q. *fol.* 7. S. 346. 11) ἀπολογία. Im *C. Mon.* 207 *f.* 221 heifst die Überschrift richtiger: ἀπολογητικὸς λόγος εἰς εἰρήνην καὶ ἕνωσιν τῶν ἐκκλησιῶν, καὶ συμφωνίαν καὶ δογμάτων ἔννοιαν, ἐπὶ τῆς βασιλείας τοῦ Μιχαὴλ Παλαιολόγου τοῦ ἐκπεπτωκότος. S. 347 ἐπιγραφαὶ finden sich im *C. Mosq.* 394, *f.* 147 und im *C. Mon.* 27 *f.* 57. S. 348. Z. 32) *Mosquae.* Da diese Schrift, wie die Anfangsworte zeigen, mit der, welche S. 345. num. 2. angegeben worden ist, übereinstimmt: so würde sie auch bey dieser Numer ihren Platz haben finden können. S. 365. Z. 1. *Marci Eug. C. Mosq.* 394, 1. S. 369. *Epistolae Cod. Mon.* 156 *f.* 339 *responsum ad Marc. Ephes.* S. 370. *ep. encyclica C. Mon.* 45 u. 68 *f.* 78. S. 373. 8) *in nativ. Jesu C. Mon.* 10. S. 382, Z. 14. *bis n.* 21 *et* 22, aber 22 ist ganz verschieden von *n.* 21, und, wie *Matthäi* daselbst erinnert, vom *Marc. Ephes.* verfasst. S. 386. 72) *C. Mosq.* 13 *f.* 88. S. 389. Z. 15 *litteras C. Mon.* 154, *f.* 342. S. 394. *Nic. Blem. de quaestionibus quibusdam dogmat. ad Theodor. Lascarin C. Mon.* 207

f. 215. *In Psalmos* C. M. 225 f. 282, in welcher Handschrift auch noch mehrere von ihm zu finden sind, als zwey Reden *de vita sua*; *encomium in apost. Joan.* S. 395. *Esaias Cypr. de castitate*, C. Mon. 318, f. 157. S. 401. Z. 6, sind nach *irrisione* die Worte ausgefallen *gentilium philosophorum.* S. 403, 14. *Liber* — *C. Mosq.* 302 f. 168 enthält 14 Capitel. S. 405. *Alii Demetrii*, bey welchen der neue Editor die meisten nicht genau citirten Stellen aus griech. Schriftstellern zu berichtigen verabsäumt hat. *Demetr. Actol. Strab.* X. p. 451, wo der *Cod. Medic.*, wie *Tzschucke* bemerkt, Πολιορκητητοῦ liefet. Vielleicht war er also mit dem *Demetr. Poliorcet.* zu vereinigen. S. 406. *Demetr. Alex. Sophista* f. *Hardt* in *Aret.* Beytr. 1805, 6. p. 575. Hier können noch eingeschoben werden: *Demetr. Ariorathis regis Cappod. filius*, *Polyb.* 33, 10, 1; *Demetr. Antimottyras, antiquarius*, *Athen.* XV. p. 673. e. *Demetr. Atheniensis, legatus Ptolemaei Epiphanis ad Achaeos*, *Polyb.* 23, 1, 5. S. 407. *Demetr. Byzant. de poetis*, f. *Athen.* XII. p. 548. e. XIV. p. 633, b. X. p. 452. b., *Schweighäus.* in *Indic. ad Athen.* p. 87 u. *Natal. Com.* IX, 5, welcher 6 Verse von ihm aufgenommen hat, und *Plutarch. Cat. min.* c. 65. *Demetr. Byzant. qui libr. XIII. Schweigh. in Indice ad Athen.* p. 88, glaubt, dass dieser, nicht aber *Demetr. Scepsius*, wie *Dalecamp. ad Athen.* XV. p. 680, b. behauptet, Verfasser von περὶ τῶν κατ' Αἴγυπτον fey. *Demetr. Calat.* öfters wird seiner gedacht im *Marciano Heracleat.*, im *Scymno*, bey dem Vf. des *Peripli Ponti Euxini* p. 9 ed. *Voss.* und in *Theocrit. Schol.* 1, 65. Vielleicht ist er eben derjenige, dessen *Harpocrat.* b. ἄκη gedenkt. Bey *Dionys. Halic. de compos. verborum* IV, heisst er unrichtig Καλαντιανός; f. *Wessel. ad Diod. Sic.* T. II, p. 375, u. *Schäfer ad h. l.* p. 67. *Demetr. Chalcond.* ein Bruder des *Laonicus Chalcond.*, f. *Morelli Bibl. Gr.* p. 164. Ein noch unbekannter Brief von ihm an *Jo. Capnionem* findet sich im *Cod. Mon.* 51, f. 411. Sein Leben hat *Anton. Calosynas* geschrieben, welches die münch. Bibl. im C. 150 aufbewahrt, aus welchem man sieht, dass er nicht, wie *Harl.* in der *Bibl. Gr. Vol.* VI, p. 334, und *Fabr.* hier vorgiebt, 1510, sondern schon 1482 gestorben sey; f. *Ign. Hardt* in *Aret.* Beytr. 1804, 10, p. 44. S. 408. *Demetr. Chom. epp. ad Georg. Bardan. ad Felicem* und *ad German.* C. Mon. 62. S. 410. *Em. Chrysol. Erotemata Codd. Mon.* 299. 322 und 343. S. 411. *Ep. Niceph. Gregorae ad Jo. Chrysoloram* C. Mon. 10, f. 367. S. 413. *Demetr. Cnid. Schol. Apoll. Rh.* 1, 1156. *Demetr. Comoed.* ist ganz gewiss eben derjenige, welcher S. 417. *Demetr. Siculus* genannt wird, weil er nach *Athen.* III, p. 108 ff. ein Drama, *Sicilia* genannt, geschrieben hat; f. *Interp. ad Hesych.* ἐμπήρους, woraus hernach ein *historicus Siculus* erdichtet worden ist. *Demetr. Corinthi.* Da *Lucianus* in *Toxar.* fagt, dass er mit dem Arzte *Antiphytus* nach Ägypten gereist sey, ἐπιθυμήσας τῆς θέας τῶν πυραμίδων: so ist er vielleicht eben derjenige, welcher nach *Plin.* 36, 12 *de pyramidibus* geschrieben hat. S. 414. Da einmal eines *Demetr. servi Dianae* hier gedacht wird: so könnten auch hier *Demetr. servus Ciceronis* aus *Cic. ad Divers.* VIII, 15, *Demetr. servus Cassii* aus *Dio. Cass.* X, 19 u. *Plutarch. Brut.* 45, und *Demetr. Pompeji libertus* aus *Plutarch. Pomp.* 40 aufgenommen werden. S. 415. *Demetr. Epicur. Strab.* XIV, p. 658. Im *Cod. Mon.* 237. f. 3 wird Δημήτριος Ἕλλην Λακεδαιμόνιος Verfasser von *Marginalia ad Platonis opuscula* aufgeführt, f. *Ign. Hardt* in *Aret.* Beytr. 1805, 6. S. 584. *Demetr. Euthyd. fil. Strab.* XI, p. 516 u. *Polyb.* XII, 13, 9. *Demetr. Gadar. Plutarch. Cat. Utic.* c. 40 und *Dio* 39, 38, von welchem *Reimar.* T. I, p. 209 glaubt, dass er ein Jude gewesen sey. S. 416. *Demetr. Judaeus. Euseb. Praep. Evang.* IX, 21, wo er *Polyhistor* heisst, und X, 21, wo *Euseb.* Nachrichten vom Moses aus ihm entlehnt. *Demetr. Ixion.* Da im *Vol.* VI, p. 601 des Buchs περὶ τῆς τῶν Ἀλεξανδρέων διαλέκτου *Athen.* IX, p. 393, b. nicht gedacht wird: so konnte es hier nachgeholt werden. *Demetr. Magnes*, *Laert.* I, 38. *Athen.* XIII, p. 611. b. *Photii Lexic.* bey Μεθώνη. *Cic. ad Attic.* IV, 10, u. VIII, 11, aus welcher Stelle man sieht, dass er auch περὶ ὁμονοίας geschrieben habe, welche Schrift *Maussac. ad Harpocrat.* fälschlich mit der anderen περὶ ὁμωνύμων verwechselt, und περὶ ὁμωνύμων für π. ὁμονοίας gelesen haben will. Bey *Dionys. Halic.* in *Dinarcho* c. 2 heisst er zwar, wie hier noch immer gesagt wird, Δῆμος, welches aber, wie *Reiske* erinnert, in Δημήτριος verwandelt werden muss, da ohne Zweifel Δημήτρ. durch eine Abbreviatur Δῆμος oder Δημᾶς in älteren Handschriften geschrieben war, f. *Casaub. ad Athen.* XIV, 1. Sollte nicht auch bey *Cic. Brut.* 91. für *Dionysius* zu lesen seyn *Demetr. Magnes*? Beide Worte konnten durch die Abschreiber leicht vermengt werden. S. auch von ihm *Wower. de Polymath.* c. 16. S. 417. *Demetr. Megas* f. *Ernesti. Clav. Cic.* b. *Publ. Cornelius.* S. 418. Im *Cod. Mon.* 31. f. 36, und *Cod. Mosq.* 326, 177 wird einer Homilie des *Chrysost.* erwähnt, πρὸς Δημήτριον μονάζοντα περὶ κατανύξεως, welcher *Demetr. Monach.* also hier eingeschaltet werden kann, wie auch *Demetr. Palaeolog.* C. Mon. 198 f. 393. *Demetr. Pepag. f. Constantinop.* ὀρνεοσοφικόν. C. Mon. 135. S. *Aret.* Beytr. 1804, 9. S. 23. Im *Cod. Mon.* 144 aber wird diese Schrift dem Kaiser Leo zugeschrieben. S. *Ign. Hardt* in *Aret.* Beytr. 1804, 11. S. 29. S. 419. *Demetr. Phalereus* περὶ ἑρμην. *Codd. Monac.* 169 u. 232. *Athen.* VI, p. 233, e. und XIII, p. 556, a, f. bey beiden Stellen die Anmerk. von *Schweighäus. Photius* in *Lex.* p. 285, b. παράστασις, u. p. 382, b. σκαφηφόροι citirt von ihm ἐν τοῖς περὶ Νομοθεσίαις. *Demetr. Phor. Strab.* VII, p. 315. *Polyb.* II, c. 10. 11. 65 u. 66 und a. a. O. mehr. S. *Schweighäus.* T. V, p. 356. *Plut. Arat.* c. 50. S. 420. *Dem. Raules* (*Rhaules*) im *C. Mon.* 233 f. 262 steht in der Unterschrift b. *Tim. Locri* Schrift *de universo* Δημητρίου Ῥαοὺλ τοῦ Καβακῆ Ἕλληνός τε καὶ Θρακός. Das, was hier vom *Dem. Rhaul.* gesagt wird, scheint mehr demjenigen, welcher in *Codd. Mon.* 145 f. 137 ff. und 199 f. 297 ff., wo verschiedene Briefe von ihm aufgeführt werden, Μανουὴλ Ῥαοὺλ genannt wird, anzugehören, dessen sonst nirgends gedacht wird. *Demetr. Sagalass.* Da

Plin. H. N. V, 17 von *Sagalassus* sagt, dass es eine Stadt in Pamphylien gewesen sey, s. *Interptt. Stephani ad h. v.*: so wird es sehr wahrscheinlich, dass *Tzetz. ad Lycophr. Cassand.* 440 diesen *Dem. Sagalass.*, aber nicht, wie in der folgenden Numer b. *Demetr. Sceps.* behauptet wird, *Demetr. Sceps.* gemeint habe, welcher τὰ Παμφυλιακὰ geschrieben habe. *Dem. Sceps.* Αἰγυπτ. *Schweighäus. ad Athen. Vol. IX, p.* 88 glaubt, dass nicht *Dem. Sceps.* τὰ Αἰγυπτ. geschrieben habe, sondern *Demetr. Calatinus Schol. Apoll. Rh.* 1. v. 1123 Φησὶ Δημήτριος ὁ Σκήψιος τὴν διάλεκτον Ἀπολλωνιατῶν εἶναι τῶν ἐν πόντῳ, und v. 1165 Δημ. ὁ Σκεψ. ἐν τῷ διακόσμῳ, s. was *Casaub. ad Athen. III*, 80. d. von dieser letzteren Schrift sagt. *Dem. Syropul. C. Mon.* 198 f. 359 *ff.* S. 421. *Dem. Syrus Cic.* in *Brut. c.* 91. 8. *Dem. Tars. Plut. Vol. V, p.* 652 *ed. Reiske* ὁ Δημήτρ. ἔφη τῶν περὶ τὴν Βρεττανίαν νήσων εἶναι πολλὰς ἐρήμους σποράδας. Ist eben derjenige, von welchem *Agath. l. V.* sagt, dass er von mitternächtlichen Ländern geschrieben habe. *Dem. Triclin. de metris et signis Syllabae communis C. Monac.* 104 f. 336. S. *Hardt* in *Aret.* Beytr. 1804. 7. S. 9, wo noch mehrere *Codd.* angegeben werden. *C. Monac.* 182 f. 64 ἐκ τῶν σχολίων τῶν ἀπὸ τῆς ἐξηγήσεως τοῦ Τζέτζου τε καὶ Πρόκλου παρὰ Δημητρίου τοῦ Τρικλινίου ἐκλεγέντων εἰς τὰ Ἡσιόδου ἔργα τε καὶ ἡμέρας, noch ganz unbekannt. *Schol.* in *Hesiodi Theog. et Scut. Herculis C. Monac.* 283. S. 422. *Demetr. Troez. Athen.* 1, 29 a, u. IV, 139 c. S. 424. 2) *Orat. C. Mosq.* 394 f. 85. 6) *epist. ad Alex. C. Mosq.* 394 f. 282; *ep. ad Plethon. C. Mon.* 237, *ad Mich. Apost. C. Mon.* 51 u. 77. S. 456. 3) *in exalt. C. Mon.* 271 f. 66. S. 457. 5) *Pantaleonis C. Mosq.* 202 f. 1. S. 458. *Jo. Plusiad. nota* in *Marci Ephes. Capp. Syllog. C. Mon.* 27 f. 180. S. *Hardt* in *Aret.* Beytr. 1803. 4. p. 12. S. 462. *Barlaam*, *Vita Codd. Mosq.* 233 u. 234. Die *Codd. Monac.* 41 f. 342. 138 f. 101 u. 188 f. 1 haben διήγησις ψυχωφελὴς τῆς ἐνδοτέρας τῶν Αἰθιώπων χώρας, τῆς Ἰνδῶν λεγομένης, πρὸς τὴν ἁγίαν πόλιν μετενεχθεῖσα διὰ Ἰωάννου μοναχοῦ — βιβλίον ὁ Βαρλαάμ. Ist eine Geschichte von Barlaam und Josaphat. S. *Ign. Hardt* in *Aret.* Beytr. 1803. 5. p. 33, u. 1804. 9. p. 29. S. 470. Von der Päpstin Johanna s. *Gablers* Abhandl. im Journal für auserlesene theol. Literat. 3 B. S. 475 ff. S. 474. *Nicetae* ἐρωτήσεις ἀνενεχθεῖσαι, καὶ λύσεις *C. Mosq.* 56, *q. fol.* 49. S. 479. *Josephi* ὁμολογία *C. Mosq.* 394 f. 315. *Contra Papam Martin. V. C. Mosq.* 352 f. 31. *Joan. Palaeolog. ep. ad concil. Basil. C. Mon.* 142, noch unbekannt. *Ad philosoph. Gemistum, C. Mosq.* 270 f. 126. S. 498. *II Libri duo. C. Monac.* 285 enthält XVI *hypotheses Palamae.* S. 499. *Epp. ad Damian. et Dionys. C. Mon.* 213. S. 500. x) ἐπίτομος. — *C. Mon.* 285 f. 117. S. 503. Z. 7, *de pace, C. Mosq.* 9, *o. fol.* 8. S. 507. *Acindyni Confessiones C. Mon.* 223 f. 14 u. 64, nebst noch anderen Schriften und Briefen. *Martyrium Acindyni C. Mon.* 143 f. 5. *Mosq.* 141 f. 171. S. 515. 9) *Oratio, C. Mon.* 271 f. 91. S. 516. 11) *ordo* — διάταξις τῆς τῶν προηγιασμένων λειτουργίας u. ἑρμηνεία τῆς τοῦ μεγάλου ἑσπερινοῦ ἀκολουθείας, πῶς δεῖ ψάλλειν τὸν ἱερέα μετὰ τοῦ διακόνου, *C. Mon.* 345. S. 519 *Philoth. monach.* Warum mag Hr. *Harl.* die *Codd. Mosq.*, welche erst S. 575 not. xx stehen, nicht lieber hier aufgenommen haben? Solche Zerstreuungen stören die Übersicht. Genannt konnten noch werden *Codd. Mosq.* 260 f. 185 περὶ τῆς βάτου, περὶ νήψεος καὶ προσευχῆς κεφάλαια λ. *Cod.* 322, welcher 5 Schriften von ihm enthält. S. 523. *Gerasimi vita C. Mon.* 3 f. 21, noch nicht bekannt. S. 554. *Cap. XLI — non dictum.* Ganz entspricht die alte *fabric.* Überschrift dieses Cap., besonders die Worte derselben: *de quibus hactenus non dictum*, der Abhandlung selbst nicht mehr, da Hr. *Harl.* mehrere Schriftsteller beybehalten, ja auch neue aufgenommen hat, welche nicht nur in den vorigen *Voll.*, sondern auch sogar in diesem *Vol.* schon beschrieben worden waren; daher fehlt es nicht an wörtlichen Wiederholungen, welche, wenn feste Regeln befolgt worden wären, glücklich hätten vermieden werden können. Ja es sind, was noch weniger verzeihlich ist, sogar Männer unter Schriftsteller aufgenommen worden, welche nie etwas geschrieben haben, und von welchen auch keine Schriften angegeben werden konnten, als: *Acepsimas martyr*, *Andronicus martyr*, *Anthimus martyr*, *Apostolus Zigaras*, *Christ. Pharensis*, *Elpidius*, *Eudoxius martyr*, *Indimus*, *Joan. Eleemon*, *Leontius*, *Marcianus* u. a. m. *Adelphidus C. Mosq.* 324, 2. S. 557. *Alex. Aetolus* s. *Schweighäus. ad Athen. Vol. IX, p.* 16. S. 559. *Alypius.* Ein Brief von ihm *ad Cyrillum*, und *Cyrilli ep. ad Alypium* stehen in *C. Mon.* 14 f. 107. Sein Leben *C. Mon.* 179 f. 140. *Ammonae cap. ascet. C. Mon.* 318 f. 131. S. 560. *Andr. Cret.* Hier ist fast alles wiederholt, was schon oben S. 68 gesagt war, wie auch vom *Andr. Panhypersеb. p.* 66. S. 561. *Andr. Callisti ep. ad Bessarionem C. Mon.* 237, *Andron. Rhod. de animi affectionibus C. Mon.* 306. *Andron. Palaeolog. sen. de ordine metropol. Codd. Mon.* 146, 243 u. 247. *Andron. Seb.* ist kein anderer, als *Andron. Camaterus*; s. *Hardt* in *Aret.* Beytr. 1805, 6, S. 563. *Andron. Sigurus*, der auch *Sgurus* heisst, ist hier als verschieden aufgeführt. S. 562. *Antheonis ep. C. Mon.* 186 in *Actis Synodi V. Constantinop. Anthim. haeret. C. Monac.* 186 *scripta contra Anthimum.* S. 565. *Anton. Abbas*, welcher mit s. übrigen Schriften wieder S. 577 in der Note vorkömmt, konnte bey dieser Numer in einen Artikel vereinigt werden. *Ant. Antimachi ep. ad Petr. Victorium C. Mon.* 185 f. 1. S. 575, *not.* xx, *Philotheus;* alles, was hier in dieser Note nachgetragen wird, gehört zu S. 519, wo von ihm in einem ganzen Artikel gehandelt wird. S. 576, 99) *Antoni CPolit. vita C. Mon.* 10 f. 71, wo er ὁ τὴν μονὴν τοῦ καλέως συστησάμενος genannt wird. S. 577. *Ant. Monachi vita Simeon. Stylit. C. Mon.* 219. S. 579. *Archelaus* ist ohne Zweifel derjenige, welchem der *Schol. ad Nicandri Ther.* 823 ἐν τοῖς διφυέσι, oder wie Andere gelesen haben wollen, ἰδιοφυέσι citirt.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 23 JULIUS, 1810.

LITERATURGESCHICHTE.

Hamburg, b. Bohn: *Joannis Alberti Fabricii — Bibliotheca Graeca* — Edit. *G. Chr. Harles* etc. Vol. XI et Vol. XII etc.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

S. 530. *Arethae Caes. scholium de Deo, C. Mon.* 66 f. 62. Verschiedene Schriften von ihm enthalten die *Codd. Mosq.* 32 f. 285 u. 302. S. 581. *Arsenii Hieromonachi Vita C. Mosq.* 5, 22 u. 23. S. 582. *Ars. Monembes. Synopsis Canonum C. Mon.* 122. Das übrige, das von ihm schon S. 189 not. n gesagt worden ist, hätte hier erst seinen Platz haben sollen. S. 583. *Asclep. Trallium ep. ad Petrum C. Mon.* 186 in *Actis Synodi V Constantinop.* S. 584. *Athanas. Patriarch. Novella Cod. Mosq.* 56, *q. f.* 51. *Athanas. hieromon. scriba codicis Mon.* 201, s. *Hardt* in *Aret.* Beytr. 1805, 2. S. 144. Vielleicht ist er auch Verfasser der Schrift: περὶ ἐτυμολογίας, *C. Mon.* 230 f. 293, wo er *Monachus* genannt wird, oder *Athanas. monachus* in *monte Atho.* S. 585. *Barsanuphii Ascetica C. Mon.* 318 f. 182. S. 586. *Bas. Achrideni ep. de azymis Codd. Mon.* 58 u. 286 *epist. ad Hadrianum Papam Cod.* 207 f. 225. S. 589. *Blastaris contra Latinos Cod. Mon.* 256 f. 165. S. 591. *Joan. Caleca in Evang. C. Mon.* 275. S. 592. *Callinici* συνοδικὰ γράμματα *C. Mosq.* 219. *Callisti Andronic. epist. ad Bessarion. C. Mon.* 237. *Callisti Xantop. ep. ad Ignatium monach. C. Mon.* 201, σύναψις τῶν ἁγίων χρόνων *C. Mosq.* 19, 3; σύνταγμα περὶ τοῦ κατὰ θεὸν ἐν ἡσυχίᾳ βίου, *C. Mosq.* 246, 1. *Vita Greg. Sinaitae Cod. Mosq.* 280, 2. S. 593. *Christoduli ep. et hist. Byzant. C. Mon.* 106, *de urinis C. Mon.* 70. S. 595. *Christ. Rusi ep. C. Mon.* 183. S. 602. *Cyrill. monach.* (*Palaestinus*) hat *res gestas S. Euthymii et Sabae* geschrieben, s. *Baron. ad an.* 481 und *Jo. Silentiarii, Baron. ad an.* 491. S. 603. *Dan. Raitheni, Vita Jo. scholastici. Codd. Mon.* 25, 114 u. 297. S. 605. *David Thess. in Aristotel. Categ. et scholia in Porphyrii Isag. C. Mon.* 99 u. 291, noch nicht edirt; προλεγόμενα τῶν ε φωνῶν, *C. Mon.* 201, *f.* 84. *Demetr. Chom.* s. *p.* 404. *Demetr. Maid.* s. *p.* 417. *Demetr. Gem. p.* 415 u. *Demetr. Lydi p.* 416. S. 616. *El. philos.* ist wohl *Elias Presbyter*, welcher *Anthologicum Gnomicum* geschrieben hat, welches in den von Hn. *Harl.* ausgezeichneten *Codd.* zu finden ist. *Elpid. Presb. Capp.* 400 περὶ ἀγάπης *C. Mosq.* 30, 4. S. 621. *Eugenii philos. Chemicum secretum C. Mon.* 112 f. 375. S. 623. *Eustrat. scholia in Aristot. Ethica C. Mosq.* 8. *Euthym. monach. Vita Thomae Apost. C. Mosq.* 26, 3. S. 634. *Heraclid. Opsart.* s. *Schweighaeus. ad Athen. Vol. IX, p.* 121. S. 641. *Ignat. monachi, vita Tarasii C. Mosq.* 184, 14. *Ep. ad Niceph. Callist. C.* 201. S. 643. *Jo. Colob. C. Mosq.* 280, 4. S. 645. *Jo. Eleem. vita C. Mon.* 201. S. 649. *Pediasimi Geometria C. Mon.* 269. S. 651. *Jo. metrop. Russiae ep. C. Mosq.* 353, 21. S. 652. *Jo. Itali expos. topicorum, de dialectica et syllogismis, methodus rhetoricae, C. Mon.* 99. S. 653. *Jo. Eugenici antirrheticus C. Mon.* 256 f. 342. *Canonarium Cod.* 255. S. 658. *Joasaph. Cantacuz. contra Mahomet. C. Mon.* 7 u. 139. *Jobi hieromon. apologia contra Latinos C. Mon.* 68, *de castitate C.* 318. S. 659. *Jos. Brien. oratt. Codd. Mosq.* 296 u. 297. S. 661. *Josephi mon.* ἐκθέσεις ἀναστάσεως *C. Mosq.* 46. *q. in martyr. Maccab. C.* 9, 9. 161, 9. u. 174, 13. *Irenes prooemium C. Mon.* 254. *oratio C.* 10. *Justini Sic. ep. ad Petr. Cod. Mon.* 186, in *Actis Concil. Constantinop.* S. 662. *Juvenal. Hieros. de lectione litt. sacr., de lectione symboli, de legendis Cyrilli libellis C. Mon.* 40. S. 664. *Leon. Achrid. ep. de azymis C. Mon.* 58 u. 286. *C. Mosq.* 10, *q.* 24—26. *Leo Aegypt. Clem. Alex.* (*Strom.* 1, *p* 322). S. 666. *Leo Aretin.* πόλ. φλωρ. *C. Mon.* 170. S. 667. *Lucae Const. Synodicum C. Mosq.* 56. *q.* S. 668. *Man. Cret.* s. vorher p. 616, wo eben das steht. *Manuel. II. Patr. Const. ep. ad regem Armeniae Chetumium de unione Romanorum C. Mon.* 207. *Man. Malax. scholium in Jonam C. Mon.* 178, s. *Meurs.* in *Glossar. Graeco-barb. p.* 327. b. μανουάλιον. S. 672. 4) *Solutio, C. Mon.* 256 f. 136 u. 287, *ep. encyclica f.* 287 u. *f.* 476; *Capp.* 35 *syllogistica fol.* 118. *Relatio de Synodo Florent. f.* 387; *Epist. ad scholarium fol.* 127. *Professio fidei f.* 155. *Ep. ad Theophanem* (*f.* 155. S. 677. 24) *Ecphrasis* ist eben die Schrift, welche unter Num. 7, *confessio extemporaria sub mortem facta*, aufgeführt wird. *C. Mon.* 256, *f.* 336. S. 677. 24) *De hominis imbecillitate* ist doch wohl die Schrift, welche im *C. Mon.* 29, *f.* 160 überschrieben ist: εἰ ὥρισται παρὰ τῷ θεῷ ὁ βίος ἀνθρώπου, ἢ ἀπὸ φύσεως αὐτῆς ὁ θάνατος ἐπιφέρεται, und Num. 25 *in orat. Dom. C. Mon.* 256, *f.* 304. Auch hat der *C Mon.* 256, *f.* 42 *Verss. in Greg. Palam.*, die *Fabric.* nicht kennt. S. 678. *Marci mon.* περὶ νόμου πνευματικοῦ *C. Mosq.* 146 6. *C.* 306 enthält noch verschiedene Schriften. S. 679 *Martyrii Antioch. in laudem Chrysost. C. Mon.* 108. S. 682, 1) *Cic. de memoria artificiali — Planude* ist nun in *Aret.* Beytr. 1806, 10, S. 339 ff. mit kritischen Anmerkungen, aber wohl nicht von einem norddeutschen Gelehrten, abgedruckt. S. 683, 4) *Catonis disticha Cod. Mon.* 266. S. 686, 10) *de process. Sp. S. C. Mon.* 27.

S. 687. 15) *oratio C. Mosq.* 279, 4. S. 688. 23) *De Grammatica C. Mon.* 161. S. 692. 33) *de urinis C. Mon.* 70 u. 72. S. 693. *Max. Margun. scriba Mss. gr. C. Mon.* 271, *f.* 71 ff. S. 701. *Metrophanis Triadica C. Mon.* 313. *Mich. diac. Lygiz. Oxita*, alles schon gesagt, S. 197. 198. 199 u. 204. S. 702. *Mos. Abb. ep. ad Pastorem Abb. C. Mon.* 318. S. 703. *Nectarii memoria mart. Theodori Codd. Mon.* 32. 146 u. 221. *C. Mosq.* 183, 7 u. 185, 1. S. 704. *Nicephori Uranus C. Mosq.* 350. *Nicet. Byz. capp. Syllog. de Sp. S. C. Mon.* 229. *Confutatio ep. Armen. C. Mon.* 67. S. 706. *Patricii — gr. Isaac. Syri serm. C. Mon.* 316. S. 709. *Philonis mon. — mulierem C. Mon.* 56. *Prochori Cydon.* τὰ κατὰ τῆς ὀρθοδοξίας *C. Mosq.* 396, *f.* 74; περὶ οὐσίας καὶ ἐνεργείας *C. Mosq.* 144. S. 700. *Rhetorius de arte astronomica C. Mon.* 287, *de XII signis Zodiaci C. Mon.* 170. *Rufi lex militaris C. Mon.* 303. S. 714. *Mich. Sophiani ep. ad Victorium. C. Mon.* 183. S. 717. *Theoduli mon.* διήγησις περὶ ὕμνων *C. Mosq.* 365. *Monac.* 226, *f.* 119. S. 719. *Theosterícti vita Nicetae C. Mon.* 219. *Thom. Hierosol. ep. ad haereticos in Armenia, Codd. Mon.* 52. 66. 151 u. 207. *C. Mosq.* 32. f. S. 721. *Timoth. Presb. sermo in prophetam Symeonem C. Mon.* 221. S. 723. *Zaridae epp. C. Mon.* 10 u. 50. *Zenonis Henoticum C. Mon.* 207 u. 331. Wir fügen hier noch einige Schriftsteller hinzu, die weder in dieser Rubrik, noch auch in anderen *Voll. Bibl. Gr.* aufgeführt werden, deren Anzahl gewiss noch um vieles vermehrt werden kann. *Acacius, episcop. Melitens.* Eine *Homilia Ephesi dicta* von ihm ist im *C. Mon.* 40, *f.* 65. *Aeschylides*, welcher, wie *Aelian. de Nat. Animal.* 16, 32, u. *Athen. XIV, p.* 650, *d.* sagen, περὶ γεωργίας geschrieben hat. *Agnocles Rhodius*, welcher *de Coronistis* nach *Athen. VIII*, 360, *b.* geschrieben hat. *Agnon*, aus welchem *Plutarch* in *de Solertia animal. Vol. X, p.* 36 *ed. Reisk.* eine Geschichte von Elephanten entlehnt hat. Vielleicht ist es eben derjenige, aus welchem *Athen. XIII, p.* 602, *e.* etwas *de Lacedaemoniorum moribus* ausgezogen hat. *Aglaias*, der, wie aus den *Schol. Nicandri Alexiph.* v. 312 erhellet, *de lapidibus* geschrieben hat. *Alexander Pseudo-callisthenes*, dessen *historia Alexandri* der *Cod. Mosq.* 285, *f.* 6 besitzt. *Andronici theologi dialogus contra Judaeos Cod. Mon.* 131. *Ant. Angelii Bergaei ep. ad Victorium C. Mon.* 183, *f.* 3. *Anton. Pyropulus Cod. Mosq.* 7. *Archelaus Cyprius de Helena, Stesichori amasia, Phot. C.* 140. *Athanasius Coronensis C. Mosq.* 355, *f.* 18. *Athan. Chatziceni epp. C Mon.* 145, *f.* 180. *Baphorius de prudentia C. Mon.* 318. *Basilius Iconensis, C. Mosq.* 130, *f.* 89. *Chryserus*, dessen ἀναγραφὴ αὐτοκρατόρων Ῥωμαίων s. in συναγωγῇ ἱστοριῶν, welche *Scaliger* dem *Eusebius* beygefügt hat. *Damascenus Studites* hat *lingua graeco-barbara sanctorum historias* geschrieben, s. *M. Bustous in not. ad Jo. Euchait. jambos.* *Egnatius mon.* Ein Brief von ihm steht im *C. Mon.* 301. *Eustathius, scriptor vitae Eutychii* s. *Baron. ad an.* 564 u. *Zonaras* 14, 9. *Hyginus*, welcher *haeresiarcharum Indices* geschrieben hat, s. *Epiphan. de haeres.* 1. 41. *Jo. Hagioclitus*, dessen *martyrium Basilii* im *C. Mon.* 3, *f.* 29 ist. *Paul. Helladici ep. Cod. Mon.* 318, *f.* 116. *Helladius Basilii M. discipulus et successor* hat das Leben *Basilii M.* beschrieben, *Baron. ad an.* 363. *Josephus Colothetes C. Mosq.* 302, 69. *Andr. Londianus ep. ad Victorium C. Monac.* 183. *Paul. Emeseni homiliae duae C. Mon.* 40 *f.* 115 u. 116. *Petr. Raven. ep. ad Eutychen C. Mon.* 207, und in *Concil. Harduini T. II, p.* 22. *Rufus philosophus C. Mosq.* 285, *f.* 115 περὶ τῆς τοῦ πηγάνου χρήσεως. *Timoth. Pergameus, Clement. Strom. IV, f.* 362 ἐν τῷ περὶ τῆς τῶν φιλοσόφων ἀνδρείας.

Wir gehen nun zu dem XII Vol. über, welches den noch übrigen Theil des X Vol. der älteren Ausg. nachgeholt hat, und in dem XI Vol. bis S. 544 vorgerückt ist. Der erste Abschnitt giebt *Leonis Allatii Diatrib. de Georgiis*, aber, wie es zu erwarten war, abgekürzt, und durch neue Zusätze ergänzt und verbessert, da dieselbe vieles enthält, was die Zeit durch neue literar. Entdeckungen unbrauchbar gemacht hatte, und weil auch in den vorigen Bänden die meisten Schriftsteller, welche den Vornamen *Georgii* führen, einige weniger bekannte ausgenommen, schon verhandelt worden waren. So viel auch der verdienstvolle Herausg. bey der Umarbeitung dieser *Diatribe* gethan hat, und so wenig man seinen Fleiss verkennen kann: so glaubt doch Rec., dass es der *Bibl. Gr.* erspriesslicher gewesen wäre, wenn er in den früheren Bänden bey jedem Schriftsteller, der *Georg.* heisst, auf diese *Diatribe* Rücksicht genommen, und das Brauchbare und Nöthige aus derselben im Voraus aufgenommen hätte, um hier nur das nachtragen zu dürfen, was die früheren Bände noch nicht hatten, und nicht haben konnten. Noch weit mehr Raum würde erspart worden seyn, als wirklich erspart worden ist, und viele Wiederholungen und Citationen würden weggefallen seyn, die sich hier einander auf allen Seiten ängstlich drängen, wenn, um dem *Allatius* nicht etwa nahe zu treten, nur die Namen der Schriftsteller aufgeführt, und die Bände, in welchen sie schon behandelt worden waren, citirt worden wären. Bey einigen Artikeln, die Rec. verglichen hat, fand er auch fast alles, ja noch mehr, als was hier *Allat.* gegeben hat, und hofft, dass die übrigen jenen ähnlich seyn werden. Auch würde dieses Vol. wieder an Raum gewonnen haben, wenn die lat. Übersetzungen griech. Stellen mit dem Übrigen, was überflüssig war, weggeschnitten worden wären. Mit dieser Abhandl. endigt sich das Vol. X der ält. Ausg., und dann beginnen die Abschnitte des XI Vol. 1) *De Sabino Heracleensi et aliis canonum eccles. collectoribus.* 2) *De conciliis eccles. eorumque collectoribus.* 3) *Synopticae veterum de synodis, universalibus maxime, relationes: Synodicum vulgatum a Joan. Pappo.* 4) *Conciliorum notitia alphabetica, chronologica et geographica*, wovon aber, weil dieses Vol. das Ganze nicht fassen konnte, die noch rückständigen Artikel dem nächstfolgenden Bande vorbehalten worden sind. Alle diese Abschnitte sind, wenn auch nicht ganz umgearbeitet, denn das erlaubte der einmal gefasste Plan nicht, aber doch ergänzt, verbessert und berichtigt. Dankbar rühmt der Herausg., dass ihn bey der Überarbeitung d. Cap. *de Canonibus* Hr. D. *Glück* in Erlangen, bey dem Cap. *de Conciliis* Hr. D. *Martini*, damals Prof. in Altdorf, und Hr. Prof. *Rosenmüller* in Leipzig thätig unterstützt hätten. Auch dem Hn. Hofr. *Beck* in Leipzig verdankt dieses Vol., wie die vorhergehen-

den, wieder einzelne literar. Berichtigungen, welchen Rec. noch einige andere hinzufügen will.

S. 1. Not. b) würde die *Bibl. Gr.* nicht vermissen, wenn sie aufgegeben worden wäre. Bey *Athen. XV*, *p.* 696 hätte verdient bemerkt zu werden, was *Schweighäuser* über *Georgus* oder *Gorgon* gesagt hat, und auch S. 2 bey der Stelle aus dem Scholiasten des *Pindar.*, welcher diesen Schriftsteller *Gorgon* nennt, angegeben werden können, dass sie gleich im Anfange dieser Ode in der *heyn.* Ausg. Vol. II, S. 317 zu finden ist. Hätte Hr. *Harl.* S. 2, Z. 4 *Tzschucke* über *Gorgus* b. *Strab. IX*, *p.* 407 befragt, welcher *Casauboni* zweifelhafte Conjectur Γόργων aufgiebt, und richtig Κράτης für Κρήτης liest: so würde er sich genöthigt gesehen haben, diesen dem *Strabo*, und nach ihm der *Bibl. Gr.* aufgedrungenen *Gorgus* auch aufzugeben, und diese ganze Stelle umzuändern, vielleicht auch noch etwas über den *Gorgus* zu sagen, welchen *Athen. XII*, *p.* 538, *b.* ὀπλοφύλαξ τοῦ Ἀλεξάνδρου nennt, welche Stelle *Casaubon.* selbst beym *Strabo* nicht benutzt hat. *Voss. de hist. Gr.* kennt diesen *Gorgus* nicht. S. 4, n. 6. Dass die Namen *Georgius* und *Gregorius* oft verwechselt worden sind, ist allen Literatoren bekannt. So nennt der münch. *Cod.* 146, *f.* 316 *Georg. Caes.*, welcher doch, wie *Ign. Hardt* richtig bemerkt, *Gregorius* hiess: s. *Aretin* Beytr. 1804, 10, S. 33, u. *C.* 201 *f.* 61 *Greg. Cypr.*, welchen *Allat. XXIII Georg. Cypr.* nennt. Ja bisweilen haben einige, welche vorher *Georgii* hiessen, wenn sie eine andere Lebensart erwählten, sich dann *Gregorii* genannt, s. *Villois. Anecdot. Gr. Vol.* II. p. 75. 10) *Georg. Capp.* heisst bey *Matthäi* in *Notit. Codd. Mosq.* p. 31. πρωτέκδικος διάκονος. Man vergleiche auch, was von ihm *Theodoret.* II, 13 u. 14, *Sozom.* IV, 4. u. *Socrat.* II, 23 gesagt haben. S. 6, *n.* 2) Der münch. *Cod.* 201, welcher nicht aufgeführt ist, enthält nur 1638, also weniger Verse, als andere *Codd.*, die 1880 zählen. Diese Verse findet man auch im *Corpore poët. gr. lat. Col. Allobrg.* 1614, *T.* II. p. 241. *Tzetzes ad Lycophr.* 1467 führt zwey Verse aus dem *Pisides* an, welche aus den *Jambicis* entlehnt zu seyn scheinen. N. 6) *cf. Vales. ad Amm. Marcell.* p. 160. S. 12, *Georg. Nicom.* Nachgetragen kann das *elogium* werden, dessen weder hier noch im *Voll.* VI u. X gedacht wird, aus *Cod. Mosq* 206 *f.* 27. εἰς τὴν θεοτόκον καὶ εἰς τὸ σωτήριον πάθος, καὶ εἰς τὴν θεόσωμον ταφὴν τοῦ κυρίου ἡμῶν Ἰησοῦ Χριστοῦ. Es fängt sich an: πρὸς ὑψολοτάτην ἡμῖν ἀναδρομήν. S. 14, VIII. *Georg. Presb.* s. *Baron. ad an.* 598, 607. S. 15, not. a) Der Herausgeber scheint sich vergessen zu haben, wenn er vorgiebt, dass er von diesem hier genannten *Georg. Cypr.* schon im *Vol.* VIII, p. 57 mehreres gesagt habe, da doch dort *de Georg. Cypr. Patriarch. Constantinop.* gehandelt wird, welcher in diesem *Vol. N.* LXXIII erst aufgeführt ist. Sollten nicht etwa beide eine Person seyn, oder dieser, da keine Schriften von ihm genannt werden, ganz aufgegeben werden können? S. 18. *Georg. Choerob.* περὶ τρόπων *C. Mon.* 230 *f.* 286 findet sich weder hier, noch im *Vol.* VI. p. 338. S. 21. *Georg. Diaeret.* Im *C. Mon.* 8. *f.* 140 werden ihm auch zugeeignet: Γεωργίου εἰς ἀντιμονίαν u. εἰς ἀμφιβολίαν s. *Hardt* in *Aret.* Beytr. 1803. 1. S. 42. S. 22. *Georg. Grammat.* Auch im XV Jahrh. lebte ein *Georg. Grammat.*, von dem *Montfauc. in Palaeogr. gr.* p. 90 sagt, dass er einen griech. *Cod.* der pariser Bibl. geschrieben habe. S. 23. XXI. Diese Schrift des *Georg. Paneuph.* findet man in *S. Maximi Opp. a Combefis. edit. Paris.* 1675. *T.* II. p. 336 ff. S. 24. *Syncelli Breviar.* Vielleicht hat *Syncellus* nur bis zum Kayser *Diocletian*, wie auch *Cedrenus* glaubt, geschrieben, und dann ein Anderer diese Geschichte fortgesetzt. S. *Scaliger Epp. L.* 2, 152 u. 57, wo er auch über den *Cod. Aug.* sein Urtheil abgiebt. In der münch. Bibl. wird auch ein *Cod.* 139 davon aufbewahrt. S. 32. *De legatt. Romanorum.* Der hier nicht genannte *C. Mon.* 267 *f.* 8 hebt zwar an, wie *Allatius* angegeben hat, endigt sich aber: καὶ φρόνησιν ὑπερθαυμάσας, wobey *Ign. Hardt* bemerkt: *meminit legationum sub Heraclio Constantino, Irene et Nicephoro*, s. *Aret.* Beytr. 1805, 8. S. 154. *Lectt. Varr.* von *Hamartol.* stehen im Neuen Liter. Anzeiger 1808. N. 4. S. 61 ff. Not. b) Sollte nicht das meiste dieser Note durch *Ign. Hardts* Ausgabe des *Jul. Pollucis* antiquirt worden seyn? S. 57. *De officiis palatii*, *Codd. Mon* 156. 218. 245 u. 247. Auch verdient noch zu N. 2 nachgetragen zu werden, was *Gretser in Observatt. ad Codinum de Offic. Pal. c.* 19 sagt: *quicquid de statuis affert Codinus, extant totidem verbis apud Suidam*, welche Stellen des *Suidas* zugleich angegeben werden. S. 59. Not. ii) *Lecapenus* wird zwar, wie Hr. *H.* bemerkt, in *Cod. Mosq.* 48 *Alacapinus* verfälscht genannt, aber richtig nennen ihn *C. Mosq.* 303, 4 u. *Monac.* 101 *f.* 206 *Lecapenum.* S. 61. 5) *Epp. Lecapeni cum epp. Andronici Zaridae C. Mon.* 51 *f.* 206, s. *Aret.* Beytr. 1803, 6. S. 47. S. 62. Not. rr) Zu den *Codd.* können noch die *Codd. Mon.* 128 u. 274 hinzugefügt werden. S. 77. Not. nn) *C. Mon.* 145, welcher erst von *Ign. Hardt* bekannt gemacht worden ist, denn die ältern Katalogen kannten denselben noch nicht. S. 86. *Ap. Dieg. Hurtad.* Auch *Cardan. de Rer. Varietat. L. XVII* erzählt, dass *Dieg. Hurtad.* eine Handschrift *de historia geogr. Plethonis* besessen habe. S. 87. Z. 1. ἀτιλήψεις (ἀντιλήψεις) davon ist ein *Cod.* in der bresl. Bibliothek, welcher überschrieben ist: πρὸς τὰς ὑπὲρ Ἀριστοτέλους Γεοργίου τοῦ Σχολαρίου ἀντιλήψεις, s. *Fülleborn* in *Praefat. ad Georg. Gemisthi Pleth. orat. funebr.* p. 9. 2) *De virtutibus.* Im *Cod. Mon.* 289 ist diese Schrift überschrieben: περὶ τῶν τεσσάρων ἀρετῶν, aber im *Cod.* 260 περὶ ἀρετῆς. Die Anfangsworte stimmen überein, aber am Ende gehen beide *Codd.* von einander ab: vielleicht fehlt in dem einen etwas. Auch in Breslau ist eine Handschrift oder vielmehr ein Fragment von dieser Schrift, s. *Fülleborn* am a. O. p. 9. S. 89. 6) Im *C. Mon.* 48 *f.* 479 u. 336 *fol.* 242 heisst die Überschrift: Ζωροαστρείων τε καὶ Πλατωνικῶν δογμάτων συγκεφαλαίωσις; und fängt mit den Worten: ἐκεῖνα μάλιστ' ἂν δέοι κεφάλαια an, und endigt: καὶ φρόνιμος τῷ ὄντι ἔσεσθαι, *vid. Morelli Bibl. Gr.* p. 274. S. 90. 8). Da Hr. *H.* sonst immer jede Bemerkung anderer Gelehrten fleissig benutzt: so weiss man nicht, warum er das, was *Ign. Hardt* bey dem von ihm hier genannten münch. *Cod.* 48 über *Plethonis Excerpta* hinzufügt, aufzunehmen

versäumt hat, dass nämlich einige von diesen Excerpten sich entweder gar nicht in den Ausgaben dieser Schriftsteller befinden, z. B. *e Theophrasto de plantarum historia, ex hist. animal. Aristotelis, e Xenophonte*, und *Strabone*, oder doch von denselben abweichen, als *ex Appiano de Maced. Syriae regibus*. Von den Excerpten *e Strabone* führt auch *Bourdelot.* in den Noten *ad Heliodor.* I, 2 etwas an. S. 91. 9) *C. Mon.* 190 b. *Ign. Hardt.* S. 92. 12) *Capp. — musica.* Die Überschrift heisst: κεφάλαια ἄττα λόγων μουσικῶν Πληθώνων, welches letztere Wort aber im *Cod. Venet*, wie *Morell.* in *Bibl. Gr.* p. 273 bemerkt, von einer fremden Hand dazu gesetzt worden ist. Vielleicht ist der münch. *Cod.* eine Abschrift des *Venet.* Die Schrift hebt mit den Worten an: φωνῆς ἄνεσις ἐπὶ τὸ βαρύτερον μεταβολὴ, und schliesst: ἢ φωνηὲν δασυνόμενον βαρύτερον μεταβολή. S. 96. 21) μηνῶν (ἡ τῶν μηνῶν). Der nicht angeführte *C. Mon.* 336 hebt so an: καὶ μὲν δὴ καὶ μησὶ καὶ ἔτεσι, und endigt: σύνοδος ἡ μετὰ χειμερινάς. Ist nun abgedruckt. 22) περὶ θεοῦ ist vielleicht ein Abschnitt aus der Schrift περὶ νόμων. 23) περὶ νομοθεσίας. Der münch. *Cod.* 336 enthält die 5 ersten Cap. des ersten Buchs περὶ νόμων, das 11 und 36 Cap. des 2ten B. und das 31 u. 32 Cap. des 3ten Buchs, das letztere unvollständig, nebst der Abhandlung ἡ τῶν μηνῶν — τάξις, welche nun *Ign. Hardt* in *Aret.* Beytr. 1806, 3. S. 229 mit einer lat. Übersetzung hat abdrucken lassen; so dass also diese Schrift nicht mehr unter die *Anecdota* zu setzen ist. In eben diesem *Cod.* stehet auch πίναξ τῆς τοῦ Πλήθωνος βίβλου, woraus man sieht, dass das erste Buch 31, das zweyte 27, und das dritte 43 Cap. enthalten habe. Die Einleitung, welche dieser Abhandlung vorgesetzt ist, stimmt ganz mit derjenigen überein, die *Fabr.* hier eingeschaltet hat, einige wenige Varianten ausgenommen, als ἐκ τοῦ συνώδου f. ἐκ τῶν συνωδῶν: διὰ τὰς ὑπὸ — διαστροφὰς, ohne ὑπό: δὴ φιλοσοφία für δεῖ φιλοσ. und τοῦ τούτων Πλατωνικῶν f. τούτου τοῦ Πλ. Περὶ εἱμαρμένης, dessen in der Not. oo) und Num. 19 gedacht wird, ist kein besonderes Buch, sondern das 6 Cap. des 2ten Buches. Vielleicht ist das Fragment, welches der münch. *Cod.* 48 *f.* 480 enthält, wie *Ign. Hardt*, und nach ihm Hr. H. S. 100. Z. 7, *in quo varii coitus illiciti enarrantur*, vermuthet, ein Abschnitt aus dem 2ten Buche περὶ νόμων, entweder, wie Rec. glaubt, das 14 Cap. des 2ten B. περὶ τῆς τῶν γονέων ἐκ γόνοις οὐ μίξεως; oder das 17te Cap. περὶ τῆς κοινῶν γυναικῶν χρήσεως. Zu den Mss., welche Schriften *Georg. Gemisti* enthalten, können noch aufgenommen werden: *C. Mosq.* 270 *f.* 126. Γεωργίου τοῦ Γεμίστου πρὸς ἠρωτημένα ἄττα ἀπόκρισις· τὸ μὲν ἄνθρωπος κάθηται: *Cod. Mon.* 237. Πλήθωνος εὐθινὴ εἰς θεοὺς πρόσρησις. Anf. Ζεῦ βασιλεῦ: Ende: ἐκ τοῦ παντὸς αἰῶνος, wie auch aus eben diesem *Cod.* ὕμνοι (XXVII) ἐς θεοὺς τοῦ Πλήθωνος· Anf. Ζεῦ πάτερ, αὐτόκρατορ: Ende: ἅπασι προεισιν. Diese beiden Schriften sind, wie *Ign. Hardt* in *Aret.* Beytr. 1805. 6. S. 586 sagt, noch nirgends bekannt gemacht worden. S. 119. LXVI) *Georg. expositiones* s. *Hardt* zu dem *Cod. Mon.* 8 *f.* 140 in *Aret.* Beytr. 1803. I. S. 122. *Homil.* εἰς — Ἰνδίκτου s. *Hardt* b. *C. Mon.* 250 *f.* 7. In eben diesem, wie auch im 271 *Cod.* finden sich auch LX *Homil. in Evangel.* von ihm. LXXII) *Georg. Pardus. De dialectis* ist nun die neueste Ausgabe vom Prof. *Schäfer* Leipz. 1810 *cum notis Koenii, Bastii, Boissonadi et Schaeferi* einzutragen. *Enarrationes in Hermog. rhetor. Cod. Mon.* 101 *f.* 288: Ἀπὸ τῆς ἐξηγήσεως τοῦ μητροπολίτου Κορίνθ. εἰς τὸ περὶ μεθόδου δεινότητος τοῦ Ἑρμογένους. Anf.: σκοπὸς ἐστι τῷ Ἑρμογένει διδάξαι. Ende: χαίρων ἀντὶ τοῦ λυπούμενος. Weder im VI *Vol.* der *Bibl. Gr.* p. 196, noch hier wird der Schrift gedacht, welche im *Cod. Mon.* 161 *f.* 162 enthalten ist: Γεωργίου, μητροπολίτου Κορίνθου. Anf. ὀκτὼ εἰσὶ πάντα τὰ μέρη τοῦ λόγου: Ende: εἰς τὴν σύνταξιν τοῦ λόγου πάνυ. Sollte es nicht diejenige Schrift seyn, welche im *Vol.* VI, p. 96 *de octo partibus orationis rhetor.* gerühmt wird? Wäre das: so hätte *Ign. Hardt* geirrt, wenn er in *Aret.* Beytr. 1804. 11. S. 24 behauptet, dass sie noch nirgends aufgeführt sey. S. 130. *Epp.* CCIII. Der *Cod. Mon.* 50 enthält nur 25 Briefe, s. *Ign. Hardt* in *Aret.* Beytr. 1803, 6, S. 26. Da einige münch. *Codd.* im *Vol.* VIII nicht angegeben worden sind: so konnten sie hier nachgeholt werden; als von *Expositio de fide contra Veccum C.* 229, *f.* 310 und *C.* 28, *f.* 325, wo aber die Überschrift nicht, wie im *Fabric.* und im *Cod.* 229, ἔκθεσις — Βέκκου heisst, sondern τόμος τῆς ἁγίας συνόδου, ἤγουν στήλη ὀρθοδοξίας, wie auch von der *Apologia pro Tomo Cod.* 22, *f.* 326. S. 132. *Georg. Phranzae Chronicon.* Der *Cod. Mon.*, aus welchem es *Pontanus* hat abdrucken lassen, ist jetzt b. *Ign. Hardt* 239. Dass *Pontanus* dieses Mspt. verstümmelt habe abdrucken lassen, darüber klagt auch *Boecler ad Herodian. II ad extr.* S. 151. Zu den *Codd. Mss.*, welche die *Canones Apostol.* enthalten, sind noch die münchner zu setzen: 45. 46. 58. 100. 226. 231 u. 286. *Synopsis canonum Apost.* LXXXI, *C. Mon.* 122. S. 170. *Leonis ep. ad Flavianum contra Eutychen Cod. Mosq.* 10, 9. *f.* 190. Mehrere Briefe von ihm sind im *C. Mon.* 207, als: *ad Eutychen, Flavianum* (mehrere), *Faustum, Julianum, Theodosium, Pulcheriam, Concilium Ephes. II, ad Anatolium, Marcianum* (mehrere), *ad Synod. Chalcedonensem, ad Juvenalem, archiepisc. Hierosol.* S. 176. *Ep. Julii II ad Alexandrinos C. Mon.* 207, *f.* 151. S. 178, *Ep. Julii II ad Dionys. Alex. C. Mon.* 207, *f.* 154. Dieser steht auch, wie *Ign. Hardt* in *Aret.* Beytr. 1805, 3. S. 246 sagt, in *Muratorii Anecdot. gr. Patavii* 1709, p. 341, und wird vom *Leontius* und *Eulogius* dem *Apollinaris* zugeschrieben. Diesem folgen ebendaselbst noch zwey Briefe vom *Jul. II*, 1) ἐγκύκλιος ἐπιστολή. Anf. πέπεισμαι μὲν ἀγαπητοί. Ende: σὺν δόξῃ κληρονομίαν; 2) περὶ τῆς ἐν Χριστῷ ἑνότητος τοῦ σώματος πρὸς τὴν θεότητα. Anf. ἄγων ἐξ ἀρχῆς γέννημα καλῶς; Ende: οὔτε τὴν ἕνωσιν ἀγνοήσει, welche *Ign. Hardt* aber nach *Leontius Byzant.* für unächt erklärt. In eben diesem *Cod.* finden sich auch noch zwey Briefe *Stephani Papae* 1, *ad Basilium Imper. fol.* 3. 2) περὶ μεταθέσεως *f.* 4, wie auch *Hadriani IV ad Basilium Achridenum fol.* 224. In den *Codd.* 22. 27 u. 43 sind *Epistolae Nicolai*; im *Cod.* 207, *f.* 21 *ep. Martini Papae, in Actis Concilii Lateranensis*; im *C. Mosq.* 275. *f.* 91. *Ep. Eugenii de concilio Florentino*, und im *C. Mosq.* 324, *f.* 236. *Joan. Papae ad Photium.* S. 203. *Arsenii.* S. *Ign. Hardt* in *Aret.* Beytr. 1804, 8, S. 34, wo der *Cod.* 122 eine anonymische Sammlung *Canonum* enthält, die mit der arsenischen genau übereinstimmt. S. 204. *Sophronii Synodica C. Mon.* 65, *f.* 395 u. 244. S. 205. *Theod. Prodromus in Canones Cosmae et Jo. Damasceni Cod. Mon.* 246. S. 207. *Zonarae expositio canonum C. Mon.* 226, *f.* 296. *Alex. Aristeni collectio canonum cum interpretatione Aristeni C. Mosq.* 224. *Theod. Balsami scholia in can. Concilii Chalced., in can. XII concilii Ancyrani, et schol. in canon. XIV ss. Apostolorum C. Monac.* 207. S. 212. *Synopsis Canonum C. Mon.* 122. *Canonum tabula Codd. Mon.* 100 u. 210. S. 219. 2) *Petr. Alex.*, auch *Cod. Monac.* 45. S. 220. *Gennadii ep. cyclica C. Mon.* 68. S. *Hardt* in *Aret.* Beytr. 1804, 4, S. 13, so auch *C. Mon.* 122, wo die *Canones Apostolorum* stehen. S. 235. *Petr. Raven. ad Eutychen C. Mon.* 207, *f.* 158. S. 327, 1530. *Acta convent. Aug.* Man vergleiche auch *Formula confutationis Aug. Confess. lat. et germ. et formula confutationis confessionis Tetrapolitanae, primum edita a Müllero*, Lips. 1808; dann *Confessio Aug. et responsio Pontificia e Codice Dessaviensi a Webero edita, Berolini* 1810. S. 328, 1548. *Interim.* Die erste Ausgabe erschien schon zu Cölln 1548. 4. u. 8. S. 329, 1561. *Convent. Naumburg.* S. der naumburg. Fürstentag oder wichtige Urkunden und Acten, den 1561 zu Naumburg an der Saale gehaltenen Convent betreffend, herausgegeben von *Gelbke*, Leipz. 1793. S. 348. *Photii. Cod. Mon.* 37. S. 358. *Pselli*, s. *Hardt* in *Aret.* Beytr. 1805, 2, S. 148. *C. Mon.* 201 mit der *Synopsis*, und *C. Mon.* 25 *de synodis.* S. 650. *Acta concilii Chalced. Codd. Monac.* 186. 207 u. 253. S. 750. *In Trullo. C. Mon.* 198, *f.* 251. S. 790. *Concil. Constant. octav. oecum. Codd. Mon.* 48. 218 u. 256.

H. i. K.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 24 JULIUS, 1810.

ORIENTALISCHE LITERATUR.

PARIS, b. Treutel u. Würz: *Description du Pachalik de Bagdad*, suivie d'une Notice historique sur les Wahabis, et de quelques autres pièces relatives à l'histoire et à la Littérature de l'Orient. Par M.*** 1809. VIII u. 261 S. 8. (1 Thlr. 18 gr.)

Der um die Literatur des Orients hochverdiente *Sylvestre de Sacy*, der sich unter der kurzen Vorrede mit den Anfangsbuchstaben seines Namens als Herausgeber dieser Sammlung bezeichnet, theilt hier dem Publicum einige sehr interessante Beyträge zur neuesten Geschichte und Literatur Asiens mit. Die beiden ersten Aufsätze rühren von einem Manne her, den, nach Hn. *de Sacy's* Versicherung, ein langer Aufenthalt in den Gegenden, von denen er spricht, in den Stand setzten, sichere und genaue Nachrichten über den Zustand derselben und ihrer Bewohner zu sammeln. 1) *Beschreibung des Paschaliks von Bagdad*, mit politischen Betrachtungen über den gegenwärtigen Zustand dieser Provinz. Sie ist die äusserste des osmanischen Reichs, und umfasst den mittäglichen Theil Mesopotamiens, Kurdistan, und die ganze Landschaft, welche die an den Ufern des vereinigten Euphrats und Tigers wohnenden Araber inne haben, bis nach Basra, eine Strecke von ungefähr 280 Lieues in der Länge, und 212 in der Breite. Der Hauptort, Bagdad, ist der Sitz des Pascha, und der Stapelort des ganzen arabischen Handels mit der Türkey, Indien und Persien. Diese vormalige Hauptstadt des ausgedehnten Reichs der Khalifen, von der einst die Gesetze ausgingen, die das Loos der Nationen entschieden, seit dem Sturz ihres letzten Beherrschers von Tataren, Persern und Türken verwüstet, ist jetzt bloss der Schatten von dem, was sie ehemals war. Doch nimmt sie unter den Städten vom ersten Rang im türkischen Reiche noch immer ihre Stelle ein. Vermöge ihrer vortheilhaften Lage wird sie selbst als ein fester Grenzort, und als eine Schutzmauer gegen die Einfälle der Perser betrachtet, um so viel mehr, da Nadir-Schah, dessen bloser Name den Orient erzittern machte, zweymal nach einander vor den Mauern Bagdads das Vorhaben, diese Stadt seiner Macht zu unterwerfen, scheitern sah. Der Tiger, der in einem geräumigen Bette seine Fluthen majestätisch daher wälzt, um sich in den persischen Meerbusen zu stürzen, nachdem er sich ungefähr dreyssig Lieues unterhalb der Stadt mit dem Euphrat vereinigt hat, theilt dieselbe in zwey ungleiche Theile, und durchströmt unermessliche Ebenen, welche durch die Trägheit und Nachlässigkeit der Eingebornen beynahe unfruchtbar geworden sind. Bagdad ist mit einer Mauer von Ziegelsteinen umgeben, die an verschiedenen Orten mit starken Thürmen und einigen halb vom Rost zerfressenen Canonen versehen ist. Der Graben, der sie umgiebt, ist breit und tief, und kann im Fall einer Belagerung aus dem Flusse mit Wasser gefüllt werden. Das Serail, oder der Palast des Gouverneurs, welches, nebst dem Schlosse und anderen öffentlichen Gebäuden, sich auf dem östlichen Ufer des Flusses befindet, ist geräumig, und hat in seinem Inneren schöne Zimmer. Der Reichthum der darin befindlichen Meublen rechtfertigt die Vorstellung, die man sich in Europa von asiatischem Luxus macht. Im Allgemeinen sind die Häuser von Backsteinen, und haben nur ein Geschoss. Sie sind bequem, und wegen der vielen Gärten, die sich zwischen ihnen befinden, angenehm. Die Strassen sind nicht gepflastert, eng, unreinlich, und krumm. Das Klima von Bagdad ist sehr gesund. Man hört nichts von epidemischen Krankheiten. Indessen ist doch im Sommer die Hitze so gross, dass die Einwohner den grössten Theil des Tages in den Kellern ihrer Häuser zubringen müssen. Der bekannte brennende Süd-West-Wind, *Semum* (der giftige), oder türkisch *Sam-jet* (Gift-Wind) genannt, weht zur Zeit der grössten Hitze auch öfters in Bagdad; er ist aber in den Städten bey weitem nicht so gefährlich, als in der offenen Wüste. Er kommt stossweise, und kündigt sich durch einen unangenehmen Geruch und eine wirbelnde Bewegung der Luft an, wobey sich der Horizont verdunkelt. Die Bösartigkeit dieses Windes rührt wahrscheinlich davon her, dass er mit den Ausdünstungen des schwefelhaltigen und harzigen Bodens an den Ufern des Euphrats und Tigers, über welche er kommt, geschwängert ist. Die zweyte Stadt des Paschaliks, Basra, mit einer Bevölkerung von 45,000 bis 50,000 Seelen, liegt in einer sehr angenehmen Gegend, die mit Palmen gleichsam übersäet ist; aber das Klima ist wegen der vielen Moräste und stehenden Wasser, die der gewöhnlich im Junius austretende Fluss zurücklässt, sehr ungesund, und besonders für Fremde gefährlich. Die Landschaft zwischen Bagdad und Basra ist von einer grossen Anzahl Canäle durchschnitten, die ihr einige Ähnlichkeit mit Holland geben, und der Boden ist sehr wohl bebauet. Von den übrigen merkwürdigen Orten und Gegenden dieses Paschaliks, den verschiedenen arabischen Stämmen, die einen beträchtlichen Theil der Bevölkerung desselben ausmachen, so wie von den

vornehmsten Producten und Handelsartikeln werden ziemlich umständliche Nachrichten gegeben. 2) *Nachricht von der Secte der Wahabis.* Diese Secte, vor noch nicht funfzig Jahren kaum ihren Nachbarn bekannt, ist gegenwärtig zu einem solchen Grade der Macht gediehen, dass sie sich fast alle arabischen Stämme der Wüste, das Gebiet des Imans von Mascat, die Länder an beiden Seiten des persischen Meerbusens, und die Inseln Bahrein unterworfen hat, und sich nur noch Mesopotamiens zu bemächtigen braucht, um Schrecken bis an die Thore von Constantinopel zu verbreiten. Stifter dieser Secte war ein gewisser Scheikh Mohammed, dessen Grossvater, Suleiman, ein armer Hirt von dem kleinen Stamme der Nedschedis in Jemen, einst im Traume aus seinem Körper eine Flamme hervorbrechen sah, die sich weit über die Ebene verbreitete, und alles, was sie traf, verzehrte. Bey seinem Erwachen fragte er einige Scheikhs, die sich mit Wahrsagen abgaben, um die Bedeutung dieses Traumes. Sie verkündeten ihm, sein Sohn werde eine Macht gründen, und seinen Gesetzen alle Araber der Wüste unterwerfen. Diese Vorherverkündigung wurde in der That erfüllt, zwar nicht in Suleimans Sohne, Abdel-Wahab, aber doch in seinem Enkel, dem Scheikh Mohammed. Dieser Mann, eben so kühn als schlau, gab vor, in gerader Linie von dem arabischen Gesetzgeber, dessen Namen er führte, abzuuammen. Diess trug sehr viel dazu bey, sich Anhang zu verschaffen. Die Lehre, welche er predigte, ist lediglich auf dem Koran gegründet. Alle von den Muselmans angenommenen Traditionen verwarf er; die Religion des Korans wollte er auf ihre ursprüngliche Reinheit zurückführen. Mohammed war ihm nichts, als ein von Gott vorzüglich begünstigter Weiser, und er verbot alle die religiösen Huldigungen, die ihm seine Anhänger zu erweisen pflegen. Ebn-Sehud, Beherrscher der Landschaften von Drehieh und Lasah, ein unternehmender, kriegerischer, angesehener und reicher Fürst, machte mit dem Scheikh Mohammed gemeinschaftliche Sache, und beide boten sich einander die Hände zur Ausführung der kühnen Entwürfe, die ihre feurige Einbildungskraft gefasst hatte. Ebn-Sehud dürstete nach Eroberungen; es entging ihm nicht, dass er sich der neuen Lehre als Vorwand bedienen könne, die Völker, die sich ihr widersetzen würden, anzugreifen. Die Macht, die ihm zu Gebote stand, gab ihm Mittel, die benachbarten Länder sich zu unterwerfen, um so mehr, da eine grosse Anzahl seiner Unterthanen, die zu dem Stamm des Scheikh Mohammed gehörten, und seit längerer Zeit seine Proselyten waren, der Bekehrung ihres Fürsten Beyfall gaben. Ihr Beyspiel, vereinigt mit dem des Ebn-Sehud, zog andere Stämme herbey, und in kurzer Zeit sah der Reformator seine Lehre verbreitet, und die allgemeine Richtschnur eines ganzen Volkes werden. Seine Anhänger gaben sich den Namen Wahabis, von Abdel-Wah'ab, dem Vater des neuen Gesetzgebers. Scheikh Mohammed wurde zum geistlichen Oberhaupt erklärt, und Ebn-Sehud nahm den Titel eines Fürsten und Oberfeldherrn der Wahabis an. Drehieh, eine Stadt ungefähr neunzig Lieues Bassora gegen Osten, in der Wüste, wurde zur Hauptstadt des neuen Reichs erwählt. Hier beschäftigte sich Ebn-Sehud ernstlich mit einer zweckmässigeren Organisation seiner Truppen, die er recht eigentlich für den Krieg in den Wüsten bildete, als ihn mitten in den Anstalten zur Ausführung seiner Eroberungsplane der Tod abrief. Er hinterliess einen Sohn, *Abdel-Aziz*, der raschen Schrittes auf dem Wege fortging, den ihm der Vater gebahnt hatte, zur Herrschaft über ganz Arabien zu gelangen; und bald war die grosse Wüste zwischen dem rothen Meer und dem persischen Meerbusen, und die Wüste, welche sich von dem Inneren Arabiens bis nach Haleb und Damask erstreckt, nur von den Anhängern des Sohns des Abdel-Wahab bevölkert. Was der Vf. weiter von ihren neuesten Schicksalen (bis zum 30 Julius 1807), von ihren Sitten, und von der Weise, den Krieg zu führen, meldet, wird man nicht ohne Interesse lesen. 3) *Nachricht von den Jeziden*, aus dem Italiänischen des Pater *Maurizio Garzoni*, der 18 Jahre lang als Missionarius in Kurdistan lebte, und durch eine kurdische Sprachlehre (Rom 1787) bekannt ist; von Hn. *de Sacy* übersetzt. Unter den zahlreichen Secten, die sich unter den Muselmans nach dem Tod ihres Propheten in Mesopotamien erhoben, ist keine, die allen übrigen so verhasst wäre, als die Secte der Jeziden. Sie führen diesen Namen von dem Scheikh Jezid, einem erklärten Feinde der Familie Ali. Die Lehre, zu der sie sich bekennen, ist ein Gemisch von Manichäism, Mohammedism, und dem Glauben der alten Perser. Sie erhält sich bloss durch mündliche Überlieferung, ohne Hülfe eines Buches; es ist ihnen sogar verboten, lesen und schreiben zu lernen. Sie beten einen einzigen Gott, aber unter verschiedenen Emblemen, besonders dem der Sonne, an. Einer ihrer Haupt-Grundsätze ist, den Teufel nicht zu beleidigen, weil er ein Geschöpf des höchsten Wesens sey, und von diesem einst wieder begnadigt werden könne. Sie hüten sich nicht allein, ihn zu nennen, sondern bedienen sich auch nie irgend eines Ausdrucks, der mit dem Namen des bösen Geistes (*Scheitan*, Satan) einige Ähnlichkeit hat, oder an ihn erinnern könnte. Wer in ihrer Gegenwart dem Teufel fluchen wollte, würde sein Leben aufs Spiel setzen. Jeden Morgen werfen sie sich bey Sonnen-Aufgang mit blossen Füssen vor diesem Gestirn auf die Erde nieder. Übrigens kennen sie weder Gebete, noch Feste, noch andere Religionsgebräuche; glauben jedoch, dass die Seelen der Verstorbenen an einen Ort der Ruhe kommen, wo sie, nach dem Masse ihrer Verdienste, einen grösseren oder geringeren Grad von Glückseligkeit geniessen würden. Die Jeziden theilen sich in mehrere von einander unabhängige Stämme, unter welchen derjenige der mächtigste ist, der das Gebirg Sindschar, im nördlichen Theil des Paschaliks Bagdad, zwischen Mosul und dem Flusse Khabur, bewohnt. Dieses Gebirg ist fruchtbar an verschiedenen Arten von Früchten, und sehr unzugänglich. Der Stamm, der dasselbe inne

lat, und unter zwey Scheikhs vertheilt ist, stellt 6000 Mann zu Fuss, mit Feuergewehr, ohne die mit Lanzen bewaffnete Reuterey zu rechnen. Selten vergeht ein Jahr, in welchem nicht eine grosse Caravane von diesem Stamm ausgeplündert werden sollte. Diese Jeziden sind wegen ihrer Grausamkeit überall sehr gefürchtet. Da sie ihre Räubereyen stets bewaffnet begehen: so begnügen sie sich nicht, die Personen, die in ihre Hände fallen, zu berauben; sondern sie tödten dieselben alle ohne Ausnahme. 4) *Übersetzung einiger persischer Gedichte*, von dem ungenannten Verfasser der beiden ersten Aufsätze dieser Sammlung verfertigt. Die vier ersten dieser Oden, oder *Gazals*, sind von dem gegenwärtigen Kaiser von Persien, *Feth-Ali-Schah*, gedichtet. Die fünfte, längere Ode ist von dem berühmtesten der jetzt lebenden Dichter Persiens, *Feth-Ali-Khan*, dem seine ausgezeichneten Talente den Beynamen des *Fürsten der Dichter* erworben haben. Sie ist zu Ehren des jetzt regierenden Kaisers verfertigt. Der Dichter besingt die erhabenen Tugenden desselben, und seinen Sieg über Sadek-Khan, der nach dem Tod des Aga-Mohammed-Khan dem Feth-Ali-Schah den Thron streitig machte. Er hatte ein starkes Heer zusammengebracht, und sich sogar des Schatzes und des kaiserlichen Schmuckes bemächtigt; aber Feth-Ali-Schah rückte aus dem Inneren von Farsistan gegen die Hauptstadt vor, überwand den Empörer, und zwang ihn, ihm zu huldigen. Der Dichter besingt auch die Wohlthat, die Feth-Ali-Schah seinen Völkern erzeigte, indem er ihnen für das erste Jahr seiner Regierung die gewöhnlichen Abgaben erliess. Hr. *de Sacy* hat sowohl diese Gedichte, die einen Begriff von der neuesten persischen Poesie geben, als auch die vorhergehenden Aufsätze mit erläuternden Anmerkungen versehen, und ein mit vieler Sorgfalt verfertigtes Sach-Register beygefügt. By.

ERLANGEN, b. Palm: *Bibliorum ebraicorum et chaldaicorum Manuale* ad prima linguarum studia concinnavit *Augustus Fridericus Pfeiffer*, Consil. Aul. LL. OO. P. P. O. et Bibliothecae academ. Director. 1809. VI u. 160 S. 8. (16 Gr.)

Der um die hebräische Literatur seit einer Reihe von 40 Jahren verdiente Vf. trug dieses Vocabularium oder kleine Wörterbuch der hebräischen Sprache, dem Wunsche des Verlegers gemäss, und um der sich immer vermehrenden Zahl unbemittelter Studirenden ein möglichst wohlfeiles Hülfsbuch in die Hände zu liefern, zusammen. Dieser Absicht wird es unstreitig auch entsprechen, da sich von dem Vf. nicht nur eine zweckmässige Auswahl der aufgenommenen Wörter, sondern auch die richtige Bestimmung ihrer Bedeutungen, welches, bey den schwankenden Grundsätzen unserer Lexikographen, oft keine ganz leichte Sache ist, erwarten liess. Auch ist von S. 155 an eine *Sciagraphia contracta Grammaticae ebraicae* beygefügt worden, welche uns indess als Schatten eines Schattenrisses wenig brauchbar zu seyn scheint. Überhaupt ist es keine erfreuliche Erscheinung, wenn zu einer solchen *curta suppellex* die Zuflucht genommen werden muss, und wenn nicht einmal mehr auf den Gebrauch eines *Simonis*, *Moser* und anderer Handwörterbücher zu rechnen ist. Was sollen da für Fortschritte in der hebräischen Literatur gemacht werden! Druck und Papier sind gut; aber es ist nicht gut, dass so viele Druckfehler, ob sie gleich angemerkt worden, sich eingeschlichen haben. N.

KLEINE SCHRIFTEN.

ORIENTALISCHE LITERATUR. 1) *Harderwyk*, b. Tyhoff: *Joannis Henrici Pareau Oratio de ingenuo poëseos hebraicae studio, nostris temporibus magnopere commendando* publice habita — cum ordinariam Linguarum Orientalium et antiquitatum sacrarum professionem in Academia Batava, quae est Harderwici, solenni ritu auspicaretur. 1805. 51 S. 4.

2) Ebendaselbst: *Joannis Henrici Pareau Oratio de amico atque utili graecarum latinarumque literarum cum orientalibus consortio.* Publice habita, cum magistratum academicum deponeret. 1808. 4.

Hr. Prof. *Pareau* in Harderwyk, den der Rec. durch frühere Arbeiten, vorzüglich seit dessen gründlicher Erklärung des 28 Cap. des Buchs Hiob, als einen vortrefflichen hebräisch. Philologen schätzen gelernt, hat durch beide Reden alle Freunde der hebr. Literatur von Neuem sich verpflichtet. In No. 1 behandelt er das ächte Studium der hebr. Dichtkunst. Hiezu werde vor allen Dingen ein feiner Schönheitssinn erfodert, zu dessen Ausbildung ein sorgfältiges Studium der classischen Dichter des griechischen und römischen Alterthums am glücklichsten beytrage. S. 9. [Diese wahre Behauptung hätte durch ein tieferes Eindringen in diesen Gegenstand, und durch mehrfache, die wesentlichsten Berührungspuncte vereinigende Vergleichungen, fruchtbarer und anschaulicher gemacht werden können. Bey der Umarbeitung zum Druck wenigstens hätte eine Reihe ausgewählter Beyspiele dem Texte hinzugefügt werden sollen.] Zu den vielfältigen Kenntnissen, durch deren Anwendung die Auslegung der hebr. Dichter mit dem belohnendsten Erfolge unternommen werden könnte, wird zunächst eine umfassende Kenntniss der hebr. Sprache gerechnet, die aber nur durch eine vertraute Bekanntschaft mit den verwandten Dialekten, namentlich dem arabischen, erreicht werden könnte. Vorzüglich würde aber zu einer gründlichen Einsicht in den Geist der hebr. Dichtersprache und zu einem lehrreichen Auffassen der unzähligen hier verborgenen Schönheiten ein mit Eifer lange fortgesetztes Studium arabischer Dichterwerke den bewährtesten Führer darbieten. [So überzeugend auch dieser Satz für den Kenner durch einzelne Andeutungen S. 15 ins Licht gesetzt worden: so vermisst doch Rec. eine gründliche Aufklärung dieser Erscheinung aus einer gemeinschaftlichen Quelle, die Hn. P. um so weniger erlassen werden durfte, da gerade ein tiefgeschöpftes Studium der morgenländischen, vorzüglich der arab. Dichterwerke für den Genuss der hebr. Poesie mehr, wie jede andere Vorbereitung, empfänglich macht und recht eigentlich einweiht. Wie aufmunternd für die Studirenden, wie belebend für die Bibelauslegung würde es gewesen seyn, wenn der Vf. durch mehrere ausgehobene passende Stellen die Hauptpuncte des Textes verdeutlicht hätte!] Alle diese Vortheile konnten aber erst dann glücklich erreicht werden, wenn der Ausleger einen wohlgeordneten Schatz antiquarischer, naturhistorischer, geschichtlicher und anderer Hülfskenntnisse sich angeeignet hätte. Aber, schärft der Verf. S. 17 fgg. nachdrücklich ein, solle das Studium der hebräisch. Dichter recht gedeihen, so müsse man sich vor zwey gleich gefährlichen Abwegen sorgfältig hüten. Einmal dürfe man nicht die Integrität des biblischen Textes bis auf die einzelnen Buchstaben vertheidigend die Anwendung der Kritik als ruchlos verdammen, und die Schriften des A. T. mit bloss dogmatischen Augen lesen. Aber eben so wenig dürfe man auf der anderen Seite sich von dem

Neuerungskitzel *deutscher Gelehrten* hinreissen lassen, die die höhere Kritik mit frecher Schamlosigkeit übten, und die biblischen Bücher als reinmenschliche Erzeugnisse zu betrachten und zu deuten lehrten. [In Hinsicht der letzten Behauptung glaubt Rec. geradezu widersprechen zu müssen. Ein biblischer Philolog kann von dem späteren Alter einzelner Abschnitte und ganzer Bücher vollkommen überzeugt und die Überreste der hebr. Literatur nach denselben Vorstellungen, wie die classischen Werke der Griechen und Römer, auszulegen gewohnt seyn, ohne von den erhabenen Schönheiten hebräischer Dichterwerke weniger ergriffen sich zu fühlen. Vielmehr glaubt Rec., seitdem er durch mehrere Versuche zu dieser doppelten Ansicht öffentlich sich bekannt hat, in den Geist der hebr. Dichter tiefer eingedrungen zu seyn, und den Genuss, den er dem Studium der köstlichen unvergleichlichen Dichterwerke aus dem hebr. Alterthum verdankt, reiner und inniger empfunden zu haben, als zu der Zeit, da er früh eingesogenen Vorurtheilen mit fester Anhänglichkeit ergeben war, und vor der Anwendung der höheren Kritik zurückschauderte. Nur möchte er sich's sehr verbitten, dass seine *Liberalitas*, wie Hr. *P.* S. 22 dergleichen Untersuchungen deutscher Philologen benennt, *temeraria, praeceps, arrogans, avida novarum opinionum captatrix et nasuta vetustarum contemtrix* sey.] Nach einigen allgemeinen Betrachtungen über den Reichthum von Hülfsmitteln, welche einem Ausleger hebr. Dichterwerke in unseren Zeiten zu Gebote stehen, bey welchen wir aber, da sie nur flüchtige Blicke enthalten, weiter nicht verweilen wollen, tritt der Vf. dem zuweilen vorgebrachten Einwurfe, die hebr. Dichterwerke schienen aus Mangel an glänzenden Vorzügen und ausgezeichneten Schönheiten ein gründliches Studium wenig zu belohnen, gut vorbereitet entgegen. Gebührte freylich (S. 30 fgg.) den erhabenen Mustern des Geschmacks aus der griechischen und römischen Dichterwelt der erste Platz: so prangten die hebr. Musen, diesen gegenüber, mit anderen vielfachen Reizen, welche ihnen einen eigenthümlichen Werth verliehen. Um auch seine Zuhörer für dieses Urtheil zu gewinnen, vergegenwärtigt er bis S. 35 ihrem Blick eine Reihe der vorzüglichsten hebr. Dichter in gefälligen, lehrreichen Charakteristiken, die die einzelnen Umrisse noch schärfer bezeichnet haben würden, wenn die besonderen Sammlungen nach Verfassern und Zeitaltern kritisch gesondert worden wären. Je lebendiger, fährt Hr. *P.* S. 36 fort, diese Überzeugung von der Vortrefflichkeit der poetischen Schriften des A. T. geworden: um so mehr spreche das unbefangene Gemüth das Gefühl ihres göttlichen Ursprungs an. Und gerade auf diese so wenig beachtete Seite glaubt der Vf. S. 37 fgg. die Aufmerksamkeit am stärksten hinlenken zu müssen. Merkwürdig ist in dieser Hinsicht das offene Geständniss, welches wir S. 38 in den Worten lesen: „*Immo, vere atque ex animi sententia dixerim, me, dum tota mente in carmine Hebraico legendo versabar, haud raro et singulari dictionis magnificentia et incomparabili rerum ipsarum pondere ac dignitate sic fuisse commotum, ut praesentissimum auctori Numen agnoscere et quodammodo sentire mihi viderer.*" Noch stärker drückt sich dieses Gefühl am Schluss der schönen Betrachtungen über den Charakter der davidischen Muse S. 40 aus: „*tum equidem arcanam aliquam vim percipio humana longe majorem, quae me movet, agitat, effert, Deique reddit plenissimum.*" Von derselben Begeisterung, von demselben namenlosen Entzücken, fühlt unser Redner sich ergriffen, wenn er den Herz und Geist entflammenden Tönen lauscht, die den Lippen eines Jesaias und Hiob entströmen, deren tiefen Eindruck eine beredte Sprache S. 40—43 jauchzend verkündigt.

No. 2 behandelt einen Gegenstand, der für das Studium der gesammten Alterthumskunde von der äussersten Wichtigkeit ist. Wenn man auch, wie Hr. *P.* in der Einleitung S. 3, 4, mit Recht bemerkt, in unserem, der Bequemlichkeitsliebe fröhnenden Zeitalter der Schlaffheit die Rückkehr jener goldenen Periode nicht erwarten dürfe, wo die berühmten Pfleger der griechischen und römischen Literatur zugleich von einem edeln Eifer für die Erforschung der wissenschaftlichen Schätze des höheren Orients erglühten: so fodere dennoch die enge Verwandtschaft zwischen der asiatischen Literatur und den humanistischen Wissenschaften zu einer gegenseitigen Verbindung zu nachdrücklich auf, als dass nicht einige der wesentlichsten Vortheile, die aus einer solchen Verschmelzung hervorgingen, dem jüngeren Freunde der orientalischen Sprachen in einer kurzen Übersicht vergegenwärtigt werden sollten. Diesen Zweck strebe er in der gegenwärtigen Rede zu erreichen. Aber, „wie kann zwischen der süss lächelnden, reizend geschmückten griechischen Muse und der finster blickenden rauhen Tochter des Orients irgend ein freundliches Verhältniss Statt finden?" Um diesem gut eingekleideten Einwurfe S. 5, 6 zu begegnen, durchwandert der kundige Redner an der Hand seiner Zuhörer mehrere Gebiete der orientalischen, vorzüglich der arabischen, namentlich der poetischen Literatur, bis S. 12 auf eine sehr lehrreiche Art. [Schade, dass es dem Vf. nicht gefallen hat, beym Abdrucke die kurzen Andeutungen des Textes durch eine Reihe ausgewählter Beyspiele heller aufzuklären, und die Eigenheiten des asiatischen Geistes, so wie er in ihren wissenschaftlichen Werken sich darlegt, durch eine gründlichere Erörterung sorgfältiger zu erspähen. Hier bot sich ganz ungesucht ein sehr fruchtbarer Stoff zu sehr anziehenden, wesentlich eingreifenden Betrachtungen dar.]

Nach diesen allgemeinen Vorerinnerungen tritt Hr. *P.* seinem Gegenstande näher, und findet unter den Vortheilen, welche eine Verbindung der *humaniora* mit dem Studium der oriental. Sprachen gewähre, mit Recht keinen geringen in der mannichfaltigen Aufklärung, welche eine gründliche Kenntniss der griechischen und lateinischen Sprache bey aller hier obwaltenden grossen Verschiedenheit über den inneren Bau der oriental. Sprachen, sowohl dem etymologischen, als dem syntaktischen Theile nach, vorzüglich zur Aufklärung des dichterischen Ausdrucks verbreite. [Hätte doch der Vf., wenn er auch nicht geneigt gewesen wäre, neue Belege zur Bekräftigung dieser wahren aber unter grossen Einschränkungen zu begrenzenden Behauptung S. 13, 17 mitzutheilen, nur aus den hierhin gehörigen Werken seiner berühmten Landsleute, *Schultens, Valckenaer*, *Ev. Scheid* u. A., die beweisendsten Stellen nachgewiesen, oder auf unseres hochverdienten *Fischers* grammatische und philologische Schriften, z. B. dessen *Commentarius in Aristophanis Plutum et Xenophontis Cyropaediam ed. Kuinoel*, welche gerade in diesem Theile oft eine grosse Ausbeute gewähren, die Aufmerksamkeit der studirenden Jugend zur regen Anspornung hingelenkt!] Indessen, fährt Hr. *P.* fort, nicht bloss zur Aufhellung der Sprache selbst, sondern auch zur Verdeutlichung der in den orientalischen Schriften abgehandelten Materien, führe die Vereinigung der genannten Zweige der alten Literatur. [Hier vermisste Rec. eine, die wesentlichen Puncte kurz zusammenfassende geschichtliche Entwickelung der von Asien ausgegangenen Cultur, und des politischen Verhältnisses der wichtigsten Staaten in der alten Welt. Wäre dieser bloss angedeutete Gang der Untersuchung gewählt, und durch zweckmässige Beyspiele aufgeklärt worden: so hätte sich der Vf. um die wissbegierigen Jünglinge seines Vaterlandes und des Auslandes kein geringes Verdienst erworben. Wie manches kräftige Wort, zu seiner Zeit gesprochen, hätte hier einen bequemen Platz gefunden!] Die mosaische Gesetzgebung wird als ein sehr passender Beleg zur Bekräftigung dieses Satzes S. 20 fgg. besonders ausgehoben. Als ein treffliches Hülfsmittel zur Geschmacksbildung und zu einer glücklicheren Auslegung der orientalischen Werke empfiehlt drittens Hr. *P.* ein gründliches Studium der griechischen und römischen Classiker bis S. 24.

In dem übrigen Theile seiner Rede verweilt unser kenntnissreicher Vf. mit seinen Betrachtungen bey den grossen Zierden seiner Nation in der oriental. Literatur, und bey den letzten Schicksalen der harderwyker Universität. Die gefeyerten Namen der *Schultense*, unter welchen ihn das schön gemalte Bild des *H. A. Schultens*, seines grossen Lehrers, S. 26-28 mit inniger Theilnahme beschäftigt, eröffnen die Reihe, die eine wehmüthige Rückerinnerung an den neulich in der Blüthe seines Lebens den Wissenschaften zu frühe entrissenen *Rau* in Leiden, S. 32 schliesst. Auch der Rec. stimmt dem Redner mit voller Seele bey, wenn er S. 28 betheuert: „*Quod si tamen eveniat unquam, ut e gentium numero deleamur, nostrumque etiam patrium solum ab imminentibus inimici maris undis penitus absorbeatur; vel huic ipsi gentis solique exitio superstes manebit inclytum illud ac numquam intermoriturum nomen, et Batavi adeo nominis decus tueri non desinet.*"

Ao. Hp.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 25 JULIUS, 1810.

AUSLÄNDISCHE SPRACHKUNDE.

Paris, b. Fayolle: *Scelta di prose italiane*, tratte da' più celebri e classici scrittori, con brevi notizie sulla vita e gli scritti di ciascheduno; da *P. L. Constantini*. 1809. 500 S. kl. 8.

Die Erlernung ausländischer Sprachen ist in Frankreich nie sonderlich betrieben worden. Eigenliebe, welche die Landessprache wie die Erzeugnisse in derselben für das *non plus ultra* der Schöpfungen des menschlichen Geistes hielt; Trägheit, welche in dem stolzen Vornehmthun einen bequemen Deckmantel, und in dem Wahne der benachbarten Völker eine Stütze fand, indem diese der Kenntniss der Sprache Frankreichs die erste Stelle in der Reihe der höheren Nothwendigkeiten anwiesen, aus denen dasjenige hervorging, was man noch vor Kurzem eine *adeliche Bildung* nannte, diese verwechselnd mit einer *veredelten Bildung*, welche gewöhnlich durch die erstere aufgehoben ward; die Gewissheit, welche die Franzosen dadurch erhielten, überall wenigstens in den höheren Cirkeln im Auslande verstanden und als Wesen höherer Art, denen in der Gabe der Sprachen der bessere Theil zufiel, bewundert zu werden: — alles diess begünstigte die Oberflächkeit der französischen Ansichten, sobald unter ihnen von den ausländischen Sprachen und Literaturen die Rede war. — Manche Umstände trugen indessen dazu bey, dass der italiänischen Sprache eine etwas geringere Vernachlässigung zu Theil ward; jedoch gelangten nur Wenige, selbst gelehrte Franzosen, bis zur gründlichen Bekanntschaft mit der Literatur Italiens. Wie die italiänische Sprache in der früheren Zeit mächtig auf die französische eingewirkt; wie *Petrarcas* Aufenthalt im mittäglichen Frankreich den poetischen Geist daselbst geweckt und die provenzalische Dichtungsweise in Schwung gesetzt; wie auch später noch die Cultur des Geistes in Italien, den Gang der höheren Cultur in Frankreich begünstigte, — das ist, undankbar genug, ziemlich in Vergessenheit gerathen. Im Allgemeinen beschränkt sich in Frankreich, (wie auch in Deutschland,) die Bekanntschaft mit der italiänischen Literatur auf die grossen Dichter. Die trefflichen Prosaisten, die Historiker und die Philosophen haben bloss jenseits der Alpen ihre Bewunderer; und selbst diejenigen Franzosen, welche z. B. in *Boccaz* das Muster ihrer besseren *conteurs* erkennen, wissen selten, dass dieses leuchtende Meteor in einem Jahrhundert der Barbarey, dieser würdige Zögling und Freund *Petrarca's*, dieser philosophische Sittenmaler und muthvolle Kämpfer gegen das Sittenverderbniss seiner Zeit, etwas mehr war, als ein *Auteur de Contes pour rire*.

Die grossen Begebenheiten unserer Zeit, in welchen bisher bloss der furchtbare Gang der Nemesis sich schreckenvoll verkündigte, beginnen, dem theilnehmenden Beobachter bereits einige heilsame Wirkungen der Gerechtigkeitsübung sichtbar werden zu lassen. Die politische Umwandlung des schönen Italiens, die Aufhebung seiner naturwidrigen Trennungen, die Concentrirung seiner Kräfte, und die Leitung derselben zur Ausbildung des grossen, in seiner strengen Consequenz bewundernswürdigen Herrschersystems müssen nothwendig nicht bloss der Geistescultur des italiänischen Volks allein förderlich seyn, sondern dieser ist eben dadurch der Weg gebahnt worden, um ihren Einfluss auf das sämmtliche gebildete Europa, und besonders auf Frankreich geltend zu machen.

Der Herausgeber der Sammlung, welche uns zu diesen Bemerkungen Veranlassung giebt, hat in der geschicktesten Auswahl ein Werk ausgestellt, das als Muster einer Einleitung in die Kenntniss der italiänischen Sprache und Literatur betrachtet werden kann. Er beschränkt sich freylich nur auf die Prosaisten; diese sind aber überall weniger bekannt, als die Dichter, und in sofern hat der Inhalt für den Ausländer das Verdienst der Neuheit. Aus dem Zeitraume von fünf Jahrhunderten hat er 23 Schriftsteller gewählt; und wenn der Kenner der reichen italiänischen Literatur diese Anzahl freylich sehr geringe finden wird: so muss er doch wenigstens gestehen, dass der Herausgeber, unter der Menge des Trefflichen, eine sehr geschickte Auswahl zu treffen verstanden hat. Von *Dino Compagni*, welcher zu Ende des 13ten Jahrhunderts lebte, bis zu *Gravina*, dessen Laufbahn sich bis zum Anfange des 18ten erstreckte, und selbst *Giannone*, der im Jahre 1748, und *Muratori*, der im Jahre 1750 starb, die also beide dem letztverflossenen Jahrhunderte gänzlich angehören, hat er seine Schriftsteller in chronologischer Ordnung aufgeführt, um dadurch die Fortschritte der Sprache, wie ihre unbedeutenden und leichten Abwandelungen, zur Kenntniss zu bringen. Die schöne italiänische Sprache zeichnet sich auch darin aus, dass sie, so zu sagen, aus Einem und zwar so glücklichen Guss entstanden ist, dass sie sofort sich in ihrer ganzen Herrlichkeit darstellte, welche im Ganzen nur sehr geringe Umschmelzungen unbedeutender Einzelnheiten erfoderte. Sie erreichte in dem

ersten Jahrhundert ihres Daseyns eine so hohe Stufe der Vollendung, dass man nach 4 oder 5 Jahrhunderten sie zu der ersten Trefflichkeit zurückzuführen genöthiget war, um den ihreigenthümlichen Reichthum wieder an die Stelle des sie entstellenden, anderen Sprachen entliehenen Fremden zu setzen. — (Rec., der nichts lächerlicher findet, als unsere lächerlichen Puristen, möchte aber doch bey dieser Gelegenheit, zur Empfehlung und Beherzigung der meisterhaften Schrift *über die Wortmengerey* von dem trefflichen *Kolbe*, in den Italiänern uns Deutschen ein Muster zur Nachahmung aufstellen. Zwar hat sich unsere Sprache nur langsam und sehr mühevoll zu ihrer Herrlichkeit entfaltet, — und es wäre Rückfall in die Barbarey, mit einigen neueren Lärmmachern die Erzeugnisse des Mittelalters als Muster und Vorbilder anpreisen zu wollen. Allein wie sehr die Kenntniss der Sprache der früheren Zeit, verbunden mit einer gründlichen Sprachkritik und einem hochgebildeten Geschmack, zum Behuf der Ausmerzung des *nothlosen* Fremden in unserer Sprache *genutzt* werden kann, — das hat *Voss* in seinen unsterblichen Werken bewiesen.)

Der erste Schriftsteller, mit welchem diese Sammlung eröffnet wird, ist *Dino Compagni*, mittelst eines sehr kurzen Auszuges aus seiner florentinischen Chronik. Indem der Herausgeber in der Notiz über das Leben dieses Schriftstellers nicht unbemerkt lässt, dass er zur Zeit des *Dante* und *Ricordano Malespini* lebte: so ist es auffallend, dass er nicht auch Einiges von diesen in die Sammlung eingetragen hat. Die Italiäner sind zwar weit entfernt, *Dantes* Prosa als musterhaft zu betrachten: wie wenig er aber diese Hintansetzung verdient, das hat *Bouterwek* in seiner *Geschichte der Poesie und Beredsamkeit seit dem dreyzehnten Jahrhundert* unwidersprechlich dargethan. Eingestehen muss man, dass der Prosaist weit unter dem Dichter stehet; allein gerade diese untergeordnete Stufe des Prosaisten muss die Bewunderung für den Schöpfer der poetischen Sprache Italiens um desto höher steigern; und schon in dieser Rücksicht würde Einiges aus seinem *Convito* und *Vita nuova* in dieser Sammlung eine Stelle verdient haben. — Die *Historia antica di Ricordano Malespini*, welche die Geschichte von Florenz bis zum Jahr 1281 umfasst, hätte gleichfalls Stoff wenigstens zu einigen Seiten in der Sammlung hergeben sollen. Zwar bedient sich dieser Schriftsteller mancher Wendungen, die der Sprache ganz fremd geworden sind; dasselbe ist aber auch in *Dinos* Prosa der Fall. Dieser, obgleich seine Schriften nur einige Jahre später verfasst wurden, entfernt sich in der Diction bereits in Manchem von seinem Vorgänger. Solche Vergleichungen haben ein wichtiges Interesse für den Forscher der Bildungsgeschichte der Sprachen, — und dieses Interesse können Sammlungen wie die vorliegende, leicht befriedigen.

Aus dem Geschichtschreiber *Villani* theilt der Herausgeber Alles mit, was *Dantes* Leben, Schicksale, Werke und Lebensende betrifft. — Die Auswahl aus den prosaischen Schriften des *Boccaz* ist sehr gut getroffen. Mit besonderem Vergnügen haben wir hier wieder gelesen *Boccazens* Vertheidigung der Freyheiten, welche er sich in Rücksicht der Mönche erlaubte, denen er so oft die Geissel seiner Satyre fühlen liess. In der Darstellung des Gegensatzes in der Lebensweise der Mönche seiner Zeit, mit den Mustern der strengen Klosterzucht in der früheren, besitzen wir ein sehr lebendiges und sehr anschauliches, mit der kühnsten Freymüthigkeit entworfenes Sittengemälde einer Menschenclasse, von denen es damals in ganz Europa überall wimmelte, und ihren so herrschenden als nachtheiligen Einfluss auf das Leben, die Cultur und die Sitten äusserte. — Auf zwey der interessantesten Novellen folgt die meisterhafte Beschreibung der fürchterlichen Verheerung der Pest, die im Jahre 1348 zu Florenz wüthete. Mit Recht hat man diese Beschreibung der Grausen erregenden und fürchterlichsten Plage der Menschheit der griechischen des Thucydides und der lateinischen des Lucrez zur Seite gesetzt. Nur eine blinde Vorliebe für die Alten dürfte in der Anerkennung, dass *Boccaz* hier seine Muster erreicht habe, womit ihm die Gerechtigkeit huldiget, ein übertriebenes Lob finden.

Franco Sacchetti, der Freund, Schüler und Nachahmer des Boccaz, hat zwar in seinen Novellen bey weitem nicht das Anziehende, das an den Werken seines Meisters fesselt: doch erinnert er oft an dieselben, mittelst der Einfachheit und der Grazie seines Styls. Mit ihm endiget die schöne Epoche des 14ten Jahrhunderts. Italien hatte sich aus eigenen Kräften der Barbarey entwunden; seine Bewohner waren die einzigen unter den europäischen Völkern, deren Geistesaufschwung den Sturz des griechischen Reiches nicht bedurfte, mit dem man gewöhnlich die Epoche der Wiederauferweckung der Künste und Wissenschaften aus ihrem langen Schlafe beginnen lässt, obgleich jener doch erst ein halbes Jahrhundert später erfolgte. Florenz erwartete die Einnahme von Constantinopel nicht, um das neuere Athen zu werden.

Von *Sacchetti* an bis *Castiglione* wird die Kluft sichtbar, welche die italiänische Literatur während des ganzen 15ten Jahrhunderts umfasst, wo Italien gewissermassen wiederum ein lateinisches Land ward, indem man wegen des Studiums der alten Sprachen, die Landessprache vernachlässigte. *Castiglione* stehet durch sein classisches Werk: *Il libro del Cortigiano*, am Eingange des grossen 16 Jahrhunderts, das man wohl nicht mit Recht nach dem Namen eines einzigen Mannes oder einer Familie zu benennen pflegt, während es doch eigentlich das Jahrhundert Italiens genannt werden sollte. Denn es war damals in der ganzen Halbinsel weder ein Königreich, noch ein Herzogthum, weder eine Republik, noch auch eine kleine Herrschaft nur, welche nicht gleichzeitig und plötzlich grossen Schriftstellern das Daseyn gegeben hätte.

Macchiavelli finden wir in dieser Sammlung als Geschichtschreiber durch weitläuftige Auszüge aus seiner florentinisch. Geschichte, und als Erzähler in seiner lustigen Novelle von dem Erzteufel Belphegor, zu wel-

cher sich, wie es scheint, dieser grosse Geist herabliess, zur Erholung von dem strengen Ernst und der hohen Würde, mit denen er in seinen historischen und politischen Werken erscheint. Ungerne vermissen wir einen Auszug aus seinem unvergleichlichen Werke über die erste Decade des Livius.

Die Auszüge aus *Guicciardini's* Geschichte von Italien sind so gut gewählt, wie die aus *Macchiavellis* Geschichte von Florenz. Die Sucht zum Vergleichen hat den Ersteren den italiänischen *Livius* genannt, so wie sie in dem Letzteren einen wieder aufgestandenen *Tacitus* sehen wollte. Es ist aber diess Vergleichen gewöhnlich so nutzlos als gezwungen. Die Individualität grosser Menschen erscheint selten in einer solchen Wiederholung, dass nicht gerade in der Zusammenstellung die Verschiedenheiten sichtbar werden sollten.

Aus dem Gebiete der Geschichte haben noch zu dieser Sammlung Bruchstücke hergegeben: *Varchi*, florentinischer Geschichtschreiber; — *Paolo Paruta*, einer von denen, welchen die Republik Venedig durch ein Decret auftrug, die Geschichte derselben fortzusetzen; — *Davanzati*, Übersetzer des Tacitus, der, abgerechnet seine vielleicht zu häufigen florentinischen Idiotismen, wodurch er den alten Römer mehr als Florentiner denn Italiäner erscheinen läfst, doch in Rücksicht der Gedrungenheit, der Kraft und Energie des Ausdrucks eine classische Übersetzung des grosen römischen Geschichtschreibers geliefert hat; — *Davila*, ein so anziehender als unparteyischer und wahrhafter Geschichtschreiber der bürgerlichen Unruhen in Frankreich, deren Augenzeuge er war; und endlich *Paolo Sarpi* oder *Fra-Paolo*, der treffliche Geschichtschreiber des tridentinischen Conciliums.

Ausser den Geschichtschreibern werden uns hier als Muster vorgeführt, erstens der Erzbischof *Giov. della Casa*, der es während seines ganzen Lebens zu bereuen hatte, sich einem sehr unpriesterlichen Hang zum Lustigmachen überlassen zu haben, wie in seinem *Capitolo del formo*, und anderen Schriften voll scandalöser Scherzhaftigkeit; der aber in seinem *Galato*, Regeln der Artigkeit und des Betragens in Gesellschaften aufgestellt, und also in einem seiner Natur nach *wandelbaren*, von den Sitten und Gebräuchen der Zeit abhängigen Gegenstand, ein *dauerndes* Muster der Feinheit des Styls hinterlassen hat; — ferner *Annibal Caro*, dessen freundschaftlicher Briefwechsel unstreitig das beste Muster ist, welches die italiänische Sprache in dieser Gattung besitzt; *Vasari*, der naive und interessante, obgleich zu redselige Biograph der grosen Maler seiner Landsleute und Zeitgenossen; — und endlich der gute *Bernardo Tasso*, der zwar als Dichter durch die Werke seines grosen Sohnes in Schatten gesetzt worden ist, in dessen prosaischen Schriften aber der tiefdenkende Staatsmann erscheint, welcher seine Einsichten in einem sehr schönen Style vorzutragen wusste. Im prosaischen Vortrage findet zwischen dem Vater und dem Sohne ein umgekehrtes Verhältnifs zu der poetischen Rangstufe Statt; doch kann man den Sohn eben so wenig unbedingt einen schlechten Prosaisten nennen, wie den Vater einen unbeachtenswerthen Dichter. Desshalb ist es auch auffallend, dass Hr. *C.* nicht wenigstens einige Seiten zu Auszügen des Besten aus *Torquato Tasso's* Gesprächen und Briefen gewidmet hat. Letztere besonders, die er theils zu seiner Vertheidigung, theils über sein Leben und das Unglück, das ihn verfolgte, schrieb, bieten sehr anziehenden Stoff für eine solche Sammlung dar. — Das 17 Jahrhundert wird freylich in mancher Rücksicht durch das Sinken des Geschmacks bezeichnet; allein in anderen Beziehungen hat es doch auch nicht bloss den alten wohlgegründeten Ruhm aufrecht erhalten, sondern ihn sogar gesteigert, durch die geschmackvollere Behandlung der strengen Wissenschaften. Freylich ist in den wissenschaftlichen Producten Italiens dieser Zeit sehr oft französische Oberflächlichkeit sichtbar, indem der sogenannte geistreiche Ton, welcher die Gelehrsamkeit in der Hülle des schimmernden Witzes erscheinen liess, von Frankreich aus nach Italien überging. Den Mustern aber, welche Hr. *Constantini* aus den Werken des unsterblichen *Galilei*, — des berühmten Arztes und Physikers *Redi*, — des Naturforschers *Magalotti*, und des Rechtslehrers *Gravina* mittheilt, kann jener Vorwurf gewiss nicht gemacht werden; sie ehren das Jahrhundert, die Nation wie die Sprache, welche ihnen das Daseyn gegeben.

Die Historiker, aus deren Werken wir hier noch Auszüge finden, sind der Cardinal *Bentivoglio*, *Giannone* und *Muratori*. Diese beiden letzten Schriftsteller gehören, wie bereits bemerkt, dem 18 Jahrhunderte an. Da der Herausgeber einen zweyten Band ankündiget, welcher sich mit den prosaischen Schriftstellern des 18 Jahrhunderts beschäftigen wird: so hätten *Giannone* und *Muratori* dort schicklicher ihre Stelle gefunden. Statt derselben hätte er uns noch Einiges aus den Prosaisten des 16 Jahrhunderts geben können, die es nicht verdienen, übersehen zu werden; wie z. B. *Sperone Speroni* in seinen Dialogen und Abhandlungen, — der Cardinal *Bembo* in seinen asolanischen Untersuchungen und in seinem classischen Werke über die italiänische Sprache, — *Sanazar* in seiner lieblichen arkadischen Dichtung, — *Benvenuto Cellini* in den Abhandlungen über die Kunst, welche er übte, wie in seiner Lebensbeschreibung, die uns Deutschen ein Meister unserer Redekünste kennen gelernt hat. Auch hätten Auszüge aus den Kritiken und Abhandlungen über die Sprache, von dem berühmten Akademisten, *Lionardo Salviati*, gegeben werden können, und mehrere Hiostriker, besonders *Scipione Ammirato*, der sich durch Correctheit des Styls so sehr auszeichnet, ebenfalls nicht unbenutzt bleiben sollen.

Aus der Erscheinung dieses Werkes, wie aus mehreren in derselben Sprache, welche seit Kurzem in der Hauptstadt Frankreichs erschienen sind, und daselbst die freundlichste Aufnahme gefunden haben, gehet ein neuer Beweis hervor, wie grundlos die Furcht sey, welche so mancher Zaghafte unter uns Deutschen hegt, dass nämlich die herrschende Übergewalt der französischen Nation unsere Sprache und unsere Literatur beeinträchtigen, wenn nicht gar zerstören werde. Der gewaltige Geist, welcher die dermalige Gestaltung

Frankreichs dadurch hervorrief und begründete, dass er siegend die politische Obergewalt an sich brachte. — — Er kann ihn nicht bestehen und will ihn nicht bestehen, den Kampf mit den Geistern, welche die Nationen gebildet, mit den Sprachen, in denen sich ihre Oberherrschaft über die Gemüther verkündet, mit den dauernden Denkmälern, welche der Genius errichtet, und die fortwirkend die Geschlechter bilden. Die Cultur Europas *muss* integrirender Bestandtheil seiner Politik seyn, — und sie *ist* es. Wer also strebt, die französische Nation empfänglich zu machen für dasjenige, worin andere Völker höher stehen, der muss *ihm* willkommen seyn; und so wird auch unsere Sprache und unsere Literatur denselben freundlichen Eintritt in das Gebiet Galliens finden, wenn wir nur nicht vernachlässigen, das Unserige in dem Masse dafür zu thun, wie es von den Italiänern geschiehet.

F*** S** A***

Mannheim, b. Löffler: *Raccolta di Storia morali, all' uso di quei, che bramano esercitarsi nella lingua Italiana.* Con note tedesche, ed un Vocabolario. Auch unter dem deutschen Titel: *Sammlung moralischer Erzählungen, zur Übung und Vervollkommnung in der italiänischen Sprache.* Mit deutschen Noten und einem Wörterbuche versehen. 1807. — VIII und 248 S. gr. 8. Das Wörterbuch 52 S. (1 Rthlr. 8 gr.)

Der Vf. glaubte durch diese Sammlung gebildeten Männern und Frauen, Jünglingen und Mädchen, ein interessantes Lesebuch zur Übung in der italiänischen Sprache in die Hände zu geben, und ihnen dadurch ein so nützliches als angenehmes Geschenk zu machen. Er hält, begreiflicher Weise, das seinige für besser, als die seiner Vorgänger, da er den Inhalt den besten (?) deutschen Schriftstellern nachgebildet hat, wie z. B. *Meissner*, *Lange* u. m. Diese Nachbildungen sind höchstens nicht ganz schlecht gerathen, und sie übertreffen, ihrem Inhalt nach, freylich die gewöhnlich so faden und oft sogar sinnlosen Histörchen, mit welchen die Sprachmeisterey die Grammatiken zu würzen pflegt. Allein für den gebildeten Lehrling einer fremden Sprache ist die Mittelmässigkeit eben so verwerflich als das Schlechte. Hat dieser bereits einige Fortschritte gemacht, wie auch der Vf. bey seinen Lesern voraussetzt: so leite man ihn zu der Quelle, und lege ihm Muster von dem Trefflichen vor, was in der zu erlernenden Sprache gebildet worden ist. Der ungenannte Vf. sagt zwar in der Vorrede mit grosser Naivetät: „Die italiänische Sprache ist an Werken arm, die für Deutsche von grossem Nutzen wären, welche zwar schon ziemliche Fortschritte gemacht haben, aber die schwereren italiänischen Werke noch nicht ganz verstehen. Wer bewundert nicht einen *Tasso*, *Metastasio*, *Federici*, *Alfieri*, und so viele Andere? — Aber diese sind nur für den Gebildeten verständlich u. s. w." Als wenn es ausser den Dichtern keine leichten Prosaisten gäbe, und der Noth nicht anders abzuhelfen wäre, als durch sehr mittelmässige Übersetzungen deutscher Erzählungen! — Das Beste in diesem Buche ist seine bequeme Einrichtung; die untergesetzten Noten sind zweckmässig, und das Wörterbuch ist vollständig. Eine Auswahl aus der *constantinischen* Sammlung, so ausgestattet, würde das Bedürfniss der deutschen Lehrlinge der italiänischen Sprache zweckmässig befriedigen, und zugleich den Herausgeber belehren, dass die Italiäner auch Prosaisten besitzen, die es verdienen, unseren gebildeten Männern und Frauen, Jünglingen und Mädchen bekannt zu werden. Nur wer auf diese Art vorbereitet und in das Innere der Sprache eingeweihet worden ist, der kann zum Studium der Dichter schreiten. Das *Omne tulit punctum, qui miscuit utile dulci,* das der Vf. mit wohlthuender Behaglichkeit sich einbildet erreicht zu haben, bewährt sich durch die zwölf Übersetzungsübungen, welche sein Buch füllen, so wenig, als durch so manches andere Machwerk dieser Art.

F*** S** A***

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Duisburg* u. *Essen*, b. Bädecker u. Comp.: *Die Liebe.* Ein Hymnus von *F. A. Krummacher.* 1808. 27 S. 8. (10 Gr.) Oden und Hymnen gehören mit zu den schwersten Gattungen der Poesie, wenn sie der Idee und Form nach wirklich poetisch seyn sollen, weil sie zu nah an die Rede, an die betrachtende Abhandlung und an die Belehrung streifen. Ist vollends der Gegenstand ein allgemeiner Begriff, der nach allen Äusserungen und Wirkungen besungen werden soll, dann läst sich nicht leicht der Gefahr entrinnen, in ein Aufzählen von Eigenschaften, und in ein Schildern sinnlicher Erscheinungen zu gerathen, womit man doch in Absicht der innern Fülle des Begriffs eben nicht weiter kommt. Diese innere, tiefere Anschauung und Durchdringung des Gegenstandes muss aber nothwendig vorher gehen, ehe das Äussere als die Erscheinung davon zur begeisternden Darstellung dienen kann. Die Sache muss als etwas Wunderbares hervortreten, und zwar als ein Ausdruck, als ein Wiederhall der eigenen Empfindung, worin die äussere Erscheinung sich als ein Bild der Phantasie aufrichtet, und den Leser oder Hörer wieder eben so anspricht, als sie vom Dichter angeschaut und empfangen worden. Der Gedanke muss zugleich Glut des Herzens, auflodernde Flamme, die sichtbare Bestätigung in der Einzelnheit zugleich Gewand des Gedankens seyn. — Auch der geschätzte Vf. dieser Hymne scheint uns nicht ganz glücklich diese Klippen vermieden zu haben. Auch bey ihm ist viel Aufzählung von einzelnen Erscheinungen, viel Schilderung und Ausschmückung, ohne dass wir dadurch in der Idee gerade weiter gebracht, und immer höher zur Bewunderung fortgerissen würden. Das Wunderbare, das Bezaubernde in der Liebe ist nicht tief genug aufgegriffen, und bis zur Entzückung verherrlicht. Auch hätte äusserlich durch mehr Steigerung dem schweren Gegenstande eine Nachhülfe geschehen können. Läst man indess von diesen strengen Foderungen nach: so bleibt diess Gedicht allerdings noch eine angenehme Begrüssung, der man willig sein Ohr neigt. Die milde, anmuthsvolle Sprache führt uns eine Menge reizender Bilder vorüber, die uns zwar nicht entzücken, und ganz zum Geiste des Gegenstandes hinzaubern; aber doch erfreuen. Ohne die Flamme der höchsten Begeisterung ist es doch auch nicht kalt und todt; sondern wie die Wärme einer Frühlingsluft weht es uns daraus an, und umfächelt uns lieblich. Wir sehen nicht Fortgang und Ende, aber wir sehnen uns auch nicht darnach. Wir wünschen der zu historischen Verstandesbetrachtung zwar mehr Freyheit der Phantasie und die völlige Losgebundenheit der dichterischen Schöpfungskraft, aber, der gefühlvollen Belehrung und der Erinnerung an so viele Gegenstände des Genusses und der Anschauung hingegeben, lassen wir uns auch so die angenehme Unterhaltung gefallen, und danken dem Vf.

T. Z.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 25 JULIUS, 1810.

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, b. Gerh. Fleischer d. J.: *Schirin. Ein persisches romantisches Gedicht nach morgenländischen Quellen.* I Th. in 7 Gesängen. 1809. XXX u. 234 S. II Th. in 7 Gesängen. 1809. 222 S. 8. (2 Thlr.)

Eilet, ihr Freunde der persischen Bildersprache, die durch ihren unnennbaren Zauber einst so erquickend euch ansprach, und alle, die ihr an dem üppigen Leben euch ergötzt, welches den zartesten und erhabensten Phantasiegebilden eine glühende, ausströmende Begeisterung eingehaucht hat, eilet zu der Betrachtung der aus der tiefsten Empfindung entsprungenen und im schönsten Farbenschmelz prangenden Seelengemälde und Naturschilderungen, die in dem vorliegenden Werke unter wechselnden Gestalten der mannichfaltigsten Schönheit lockend euch anziehen! Auch euch, Kennern der asiatischen Literatur, die ihr, in die friedlichen, paradiesischen Fluren Vorderasiens entrückt, die Fesseln einer beängstigenden Gegenwart minder schmerzhaft empfindet, hat hier ein geist- und kenntnisreicher Deutscher eine reichhaltige Quelle des Genusses wie durch einen Wunderschlag eröffnet. Selbst euch, Jüngern der neuesten poetischen Schule, die ihr in schwindelnder Höhe so gern in Nebel euch einhüllt, und mit dem helleuchtenden Glanze von Karfunkeln nnd anderen Edelsteinen euer Haupt umkränzt, bietet sich in der neuen morgenländischen Dichtung zu den vielartigsten Bedürfnissen ein ergiebiger Schatz dar. Mit so vielfachen Reizen ausgestattet, tritt *Schirin*, die gepriesene Schöne des Morgenlandes, hier auf!

Schirin, eine armenische Prinzessin und zweyte Gemahlin des Königs Kosru oder Chosru, der vom Ende des 6 Jahrhunderts den persischen Thron schmückte, ist bis auf den heutigen Tag durch ganz Vorderasien das vollendetste Bild aller weiblichen, sowohl körperlichen, als sittlichen und geistigen Vollkommenheiten. Ihre plötzlich auflodernde, unter drückenden Hindernissen mächtig wachsende, aber in eine unglückliche Missstimmung und Entfremdung allmählich sich endende Liebe zu Kosru auf der einen Seite, und die schwärmerische, in eine bedauernswürdige Geisteszerrüttung stufenweise sich auflösende Leidenschaft des gefühlvollen berühmten Bildhauers Ferhad für die bezaubernde Königin auf der anderen Seite ist der beliebte Stoff, den die angesehensten persischen und türkischen Schriftsteller zu den reizendsten Gesängen wetteifernd ausgesponnen haben. Noch erregen in mehreren Grotten des hohen und steilen Gebirgs Bisutun, eine Meile von Kirmanschah, einzelne Figuren, die die allgemeine Sage auf Kosru, Schirin und Ferhad deutet, die Aufmerksamkeit der Reisenden, und mehrere Bildhauerarbeiten, die man in verschiedenen Sälen daselbst erblickt, und fast mitgänzlicher Übereinstimmung ebenfalls dem Meissel Ferhads zuschreibt, werden durch ganz Asien nicht minder auf die zarte Seelenvereinigung zwischen den beiden unglücklichen Liebenden bezogen. Wie schön eignete sich also die bewunderte *Schirin*, mit deren vielsagendendem Namen persische und türkische Schriftsteller in gebundener und ungebundener Rede ein Ideal weiblicher Schönheit, tiefster Zärtlichkeit und innigster Liebe bezeichnen, zu einem fruchtbaren Stoffe für ein romantisches Gedicht, welches in zwey natürlichen Abschnitten das traurig süsse Verhältnifs derselben mit Kosru und Ferhad nach den merkwürdigsten Ereignissen dem morgenländischen Geiste getreu darstellte! Noch mehr wird man sich indessen hievon überzeugen, wenn man die Berichte eines *Thevenot* in f. *Voyages au Levant.* T. III (Amst. 1727. 8.) S. 238 über die in den genannten Berg eingehauenen Figuren u. s. w. mit den gründlichen Aufklärungen über dieselben, welche *Sylvestre de Sacy* S. 211 ff. der *Mémoires sur diverses Antiquités de la Perse* (Paris 1793) angestellt, und *Jul. Klaproth* in das asiatische Magazin, Heft VIII u. IX, deutsch übertragen hat, nebst der lehrreichen Darstellung jener früheren persischen Geschichte, in der *Schirin* eine Hauptrolle spielt, welche wir dem berühmten französischen Orientalisten ebend. S. 401 ff verdanken, zu einer deutlichen Übersicht sich geordnet hat. Keinen glücklicheren Gegenstand zu einem persischen Romane konnte mithin der Vf. wählen, als die allgepriesene *Schirin*, und er musste sich zur Bearbeitung desselben um so mehr aufgefodert fühlen, da er aus vier persischen und drey türkischen Werken, die die Freuden und Leiden des doppelten Liebespaares eigends verfolgen, in den Bibliotheken zu Wien und Constantinopel, unmittelbar zu schöpfen die seltene Gelegenheit hatte. Doch hierauf allein beschränkte sich das meisterhaft gelungene Unternehmen desselben nicht, sondern nach einem sehr durchdachten Plane verschmelzte er aus ähnlichen in Asien nicht minder häufigen Liebesromanen die wesentlichsten, wichtigsten Bestandtheile in seine umfassende Arbeit. Unter diesen von persischen Dichtern nicht selten bearbeiteten Heldengeschichten, von denen der Vf. sieben grösstentheils all-

gemein bekannte und sieben minder bekannte Gattungen aufzählt, welchen vielleicht die verwandte Erzählung *Dschamis* von der schmachtenden Liebe zwischen der *Ria* und *Omah*, deren in der Schrift: *Leben und Kunst in Paris seit Napoleon dem Ersten*. Th. II, 193 gedacht wird, und *Wamiq's* Liebesabentheuer mit der schönen *Odyza*, s. ebend. S. 224, und *Warings* Reise nach Schiras, Th. II, S. 97 der deutschen Übers., hätte beygefügt werden können, strahlt die Geschichte *Jusufs* mit *Suleicha*, *Leilas* und *Medschnuns* am glänzendsten hervor. Das erste dieser als Ideale männlicher und weiblicher Schönheit seit Jahrhunderten in ganz Vorderasien verherrlichte Liebespaar, welches schon ein apokryphisches Buch als unerreichbare Bilder der Vollkommenheit mit den glänzendsten Farben darstellt (s. *Cod. Pseudepigr. V. T. Vol. II ed. Fabr. p.* 85 *sq.*), hat viele persische Schriftsteller, namentlich den berühmten *Dschami*, beschäftigt. Das letztere, *Medschnun* und *Leila*, welches denselben Dichter zum Vf. hat, ist durch die deutsche Bearbeitung der französischen Übersetzung unter uns hinreichend bekannt geworden. Verfolgen wir, diese zum Grunde legend, den Gang, welchen eine grausam gestörte Liebe von dem unbelauschten Seufzer bis zu einem wehmüthig ergreifenden Wahnsinne durch alle Stufen der Entwickelung bey jenen Naturmenschen nahm: so vermögen wir, da sie fast alle mit Einem Stempel geprägt sind, oder, wie der Vf. richtig bemerkt, fast immer nur eine und dieselbe Physiognomie haben, den Charakter aller solchen Liebesromane genau zu würdigen, und den feinen Geschmack, der den Urheber unseres persischen Dichterwerks bey der Verarbeitung derselben leitete, nach einem sicheren Maßstabe zu schätzen. Denn er hob aus allen diesen Gedichten nur diejenigen Züge, Begebenheiten, Wendungen und Umstände, die einigermaßen Werth zu haben schienen, sorgfältig aus, und strebte, ein Mussivwerk zu liefern, welches den Geist von Allen in Einem wiedergäbe, und die zerstreuten Farben zu Einem Gemälde ordnete. Und dieser Zweck ist meisterhaft erreicht. Alles ist, wie aus Einem Guss geformt; ein zarter Duft, als wehte er aus den frischesten Blüthen des asiatischen Himmels uns entgegen, ist über die ganze Dichtung gehaucht. In der ganzen Anlage, Verwickelung und Auflösung der Geschichte, in den Einleitungen, Übergängen und in der eigenen Verwebung der lehrreichsten und genussvollesten Betrachtungen, in den einzelnen Bildern, Gleichnissen und Gedanken spricht sich — höchstens ein paar Kleinigkeiten abgerechnet, die unten bemerkt werden sollen — ein ächt morgenländischer Geist bis zur überraschenden Täuschung aus. Selbst die den Asiaten beliebte Gewohnheit, ihre Gedanken in kurze, bilderreiche Sprüche und in sprichwörtliche Anspielungen einzukleiden, ist nicht aus der Acht gelassen worden. Grausenvolle Geister und freundlich lächelnde Feen gleiten unseren Blicken vorüber. Zaubergeschöpfe und riesenhafte Gestalten drängen sich aus dem asiatischen Fabel- nnd Zauber-Lande als fremdartige Erscheinungen zur staunenden Betrachtung entgegen, und aus der ältesten persischen und arabischen Sagengeschichte lernen wir manchen bedeutenden Namen kennen; ja in die Wohnzimmer und in die abweichende Lebensweise der Asiaten sind uns mehrere lehrreiche Blicke gestattet. Die den einzelnen Gesängen beygefügten Anmerkungen belehren den Leser über die ihm aufstossenden Dunkelheiten, und sind zur Erhöhung des Genusses nicht wenig geeignet. Der Vf. hat zugleich, weil die Perser und die sie nachahmenden Türken ihre Heldengeschichten in die Form der cyklischen Gedichte einkleiden, ebenfalls mit Recht für eine dichterische Behandlung des Stoffes entschieden, und statt der immer wiederkehrenden Doppelreime die dem romantischen Gedichte fast ausschliesslich zuerkannten Octaven vorgezogen.

Dem ungenannten Vf., in dem wir den mit feinem Sinne begabten gründlichen Kenner der asiatischen Literatur, Hn. *v. Hammer* in Wien, zu erkennen glauben, können wir unseren Dank für dieß schöne Geschenk nicht gefälliger abstatten, als wenn wir den Hauptgang der Handlung durch die einzelnen Gesänge verfolgen, und bey den schönsten Stellen mit unserer Betrachtung verweilen.

Nach einer ächt morgenländischen Einleitung, „die Weihe" betitelt, die uns mit der Veranlassung dieses Werks bekannt macht, hebt mit einer schönen Anrede an die Sängerin des Frühlings und der Liebe der erste Gesang an. Die himmlische einzige Schirin, deren meisterhaft ausgemaltem Zauberbilde die blühendste Natur huldigt und die seltensten Reize leiht, sehen wir mit ihren Dienerinnen in ein abgelegenes Cedernthal ziehen, als der junge Tag aus seinem Ruhebette mit frischem Glanze hervorstieg. Hier erblickt sie in einer zum Träumen aufgelegten Stimmung, wo ein unbestimmtes dunkles Sehnen in jeder Nerve sich regte, plötzlich an dem Aste eines Baumes ein Bild, welches dem innig genährten Ideale männlicher Schönheit, das sie so oft im Geiste umschlungen hatte, täuschend entsprach. Zauberey ahndend, zugleich aber von einer unruhigen Neugierde geplagt, und zur äussersten Schwärmerey entflammt, eilt sie, von einem benachbarten Weisen diesen Talisman sich entziffern zu lassen. Im II Gesange erfährt sie von dem Klausner, dass der Gegenstand des Gemäldes Chosru Parwis sey, dessen Vorzüge und Grossthaten mit übertreibendem Lobe beredt geschildert werden. Nachdem der Leser hiedurch mit den wichtigsten Personen am persischen Hofe bekannt wird, sehen wir in Schirins Herz Sehnsucht und Liebe zu dem gerühmten Urbilde des Gemäldes immer tiefere Wurzel schlagen. Durch eine verführerische Schilderung:

O sähest du die reichen Schönheitsgaben,
Und seines Anstands Majestät,
Hoch über den Berg Kaf erhaben!
Das Haar, wie rein gediegnes Gold,
Das Angesicht aus Licht gewoben,
Die Stirne wie ein weisses Rosenblatt gerollt,
Die Augen, die den Dienst des Feuers loben,
Sähest du den schönen Eintrachtsbund,
Den Schnee und Gluth auf seinen Wangen schliessen,

Den funkelnden Rubinenmund,
Aus dem, so oft er redet, Perlen fliessen.

ward ihre schwärmerische Einbildungskraft immer lebhafter aufgeregt. Als sie zuletzt gar hört, dass er — der Klausner — der berühmte Maler Schabur sey, der das vom Könige selbst verlangte Gemälde entworfen habe, um durch den Eindruck, welchen der Anblick desselben auf sie machen würde, ihre Gesinnungen zu erforschen, und dass der König, auf die von ihren Vorzügen erhaltene Kunde, von unaussprechlicher Liebe für sie glühe: zerfloss sie in Träumereyen, die durch des schlauen Malers Reden nicht wenig verstärkt wurden. Ohne Dienerschaft und Ross entschliesst sie sich zu einer Reise nach Medain, der stolzen Kaiserstadt, die sie auf dem Wunderpferde Schebdis (hier schliesst sich in einer passenden Episode eine Erzählung von verwandten Wunderthieren an) unternahm, welches sie von ihrer Mutter sich erschmeichelt hatte. Nach manchen glücklich bestandenen Abentheuern (Ges. III) gelangte sie beym Berge Bisutun zu einem reinen Quell, der sie zum Baden des reinsten Leibes einlud. Aber von Chosru, ohne ihn indess zu kennen, der, von peinigender Ungeduld fortgerissen, dem süsen Ziele seiner Wünsche mittlerweile entgegengeeilt, und ebenfalls hier angelangt war, überrascht, trabte sie mit Blitzesschnelligkeit der kaiserlichen Residenz zu. Traurig, den Geliebten ihres Herzens verfehlt zu haben, entdeckt sie sich dem vielerfahrenen Wesir Omis, der sie durch Feste aufzuheitern bemüht ist, und mit den prachtvollen Pallästen des grosen Beherrschers bekannt macht. Aber gequält von einer griechischen Prinzessin Garimar, die

Wie eine Nadel spitz, und scharf wie eine Scheere,
Fein wie angor'scher Ziegen seidnes Haar,
Im Saale spröd' wie Stahl, wie Flaumen weich im Bette,
Wo Jusuf selbst mit ihr gesündigt hätte,

im kaiserlichen Harem eine unumschränkte Macht ausübte, entfloh sie in Kurdistans Gebirge. Mittlerweile war Chosru in Armenien angekommen, der nach empfangener mütterlicher Einwilligung seinen Freund Schabur als Werber nach Medain schickte, von wo aus dieser dem öden Aufenthalte der Schirin zurannte. Hier fand er sie auf einem hohen Berge. In den freudenvollen Tagen des Frühlings, der hier herrlich besungen wird, erreichte Schirin, von Schabur begleitet, (Ges. IV) ihre mütterliche Heimath. Hier fand Schirin mit Chosru sich zusammen.

Sie fand in Ihm, und Er in Ihr
Den Gegenstand der reinsten Flammen.

An schwärmerische Liebkosungen, die die beiden Glücklichen sich reichlich spenden, schliessen sich köstliche Lehren an, welche der Schirin ihre königliche Mutter ertheilt. Wir heben folgende aus:

Dein Schleyer sey Jungfräulichkeit,
Dein Name sey: die schöne Tadellose;
Zum Vorbild diene dir die Rose;
Denn sie verbietet selbst dem Thau Vertraulichkeit,
Als Perle darf er wohl auf ihren Blättern leuchten,
Doch ihren Busen darf er nie befeuchten.

Am nächsten Morgen bat Schirin Chosru'n zu einer Wasserfahrt vor die Stadt. Vom All der liebenden Naturen mit Geist und Feuer durchglüht, überlassen sie sich dem süsesten Gefühl beseeligender Liebe. Ein ander Mal, als

Des Abends flammender Rubin und Purpurröthe
In sanfterem Karmin verschmolz,
Und wie ein vierzehnjähriges Mädchen stolz
Der volle Mond am Himmel sich erhöhte,

empfinden die beiden Liebenden sich göttergleich, und schwärmen, von den Banden der gröberen Sinnenwelt erledigt, unter den wonnigsten Zärtlichkeiten hoch über's Sternenzelt ins Land des Seeligkeit. Bald nachher, als unser liebend Paar in einem Köschke allein sich befand, ward bey einer natürlichen Veranlassung das Gespräch auf die berühmte Königin von Saba, das Muster grosser, weiser Frauen, hingeleitet. Auf die Bitte der Schirin erzählt Chosru nach alten Überlieferungen die Geschichte derselben, welche den ganzen V Gesang füllt. Mit feinen Schmeicheleyen ist Salomo gegen seine verehrte Freundin nicht sparsam, z. B.:

Ein süser Papagey ist deine Zung', gebannt
In Gitterstäbe aus Demant,
Die Lippen sind Gefäse von Korallen,
Aus denen Honigtropfen fallen;
Der Mond ist vor dem Meere Deines Lichts
In einen blassen Stern zerronnen,
Des Frühlings Braut vergeht in Nichts
Vor Deinem Reiz — — —

Diese Episode führt im VI Gesange einen Austausch ihrer gegenseitigen Empfindungen herbey, und äussert auf beider Gemüth eine gerade entgegengesetzte Wirkung.

Ihn treibet bald ein süser Wahn,
Nach Ihrer Augen Mandeln zu verlangen;
Bald fühlet Er die Pfirsichen der Wangen,
Und bald des Kinnes Apfel an;
Bald bleibt Er in des Haares Ranken hangen,
Bald will Er sich des Busens Feigen nah'n;
Er will jetzt mit Gewalt das Süsseste erhalten,
Und die Granate des Vergnügens spalten.
Aber Schirin riss sich mit dem Grimme
Entheiligter Empfindung auf.
Sie liess den Donnerworten Lauf,
Und schlug, wie mit des Todesengels Stimme,
Zu Boden seine Leidenschaft.

Dieser arge Missklang, in den sich die geträumte Zusammenstimmung ihrer Herzen auflöste, trieb den Chosru plötzlich nach Medain zurück. Zwey gewechselte Briefe, die in Hinsicht der Einkleidung und der Gedanken gelesen zu werden verdienen, bewirkten indessen bald eine Aussöhnung. Vom Könige eingeladen, tritt sie, vom abgesandten Schabur begleitet, die Reise nach Medain an. Nach der durch die persönliche Zusammenkunft vollends beseitigten Verstimmung wurden (Ges. VII) die prachtvollesten Hochzeitfeyerlichkeiten veranstaltet, deren Beschreibung in den kleinsten Zügen an asiatische Gewohnheiten sprechend erinnert. Sklavinnen ergötzten mit munterem Spiel und Gesang die Ohren, Schabur und Omis wetteiferten in Wechselgesängen, der Töne Meister ver-

herrlichten das Lob des Brautpaars, und ein vereinter Feyergesang endigte das glänzende Fest. Diese, bald die zarteste Liebe, bald die feurigste Begeisterung athmenden Lieder, die auf den Wellen des Wohllauts dahin gleiten, und wunderbare Rührungen, die mit lieblicher Wahrheit geschildert werden, in beider Gemüth erregten, sind nicht die geringste Zierde unseres romantischen Gedichts, und schliesen sehr glücklich den ersten Band. Mit einer „*Weihe*," wodurch der Vf. zur Fortsetzung der Geschichte sich aufgefodert fühlt, eröffnet sich der zweyte Band, welcher der Schirin und Ferhad'n gewidmet ist. Mit einem kühnen Werk, wodurch die Königin einst mit der Erfüllung eines Lieblingswunsches überrascht ward, leitete die Bekanntschaft mit dem grosen Künstler Ferhad ein. Ein lockendes verschönerndes Bild von ihm, durch Schabur entworfen, entflammt die Neugierde der Schirin. Er erscheint.

Und als er Sie, und Sie ihn sah,
Entfloss aus tiefem Busen Beiden
Ein langes staunenvolles Ach!
Das Herz Schirin's begann sich aufzuschliessen;
Wie eine Rosenknospe ohne Dorn.
Sie, eine Blume, zitterte wie Laub;
Der Geist Ferhad's flog in die Höh' wie Staub,
Sein Körper sank wie Staub zu ihren Füssen nieder.

Bald darauf erhielt er den Auftrag, vier Gärten und Palläste zu bauen für die vier Jahrszeiten und die vier Alter des weiblichen Lebens. Nach mehreren Zusammenkünften mit der Schirin theilt er seine Lebensgeschichte mit, bey welcher Gelegenheit wir in's schaudervolle Geisterreich und in das liebliche Land der Feerey mit dem Erzählenden wandern. Auf dieser unterirdischen Reise wird das Elementenarbeitshaus, wo Stoff und Form der Wesen Keime gattet, mit bewundernswürdiger Kunst in herrlich erfundenen Bildern geschildert. Mit einer süsen anmuthigen Schilderung des Frühlings beginnt der II Gesang. — In dieser milden Jahreszeit ward in Ferhads berühmten Gartenhallen die Ankunft des neuen Jahrs unter bezaubernden Wechselgesängen, die hier als Einladung zum lieblichsten Genusse nur angedeutet werden können, reizend gefeyert. An diesen Tagen wars, wo Ferhad und Schirin in Betrachtungen über die Natur der Liebe sich ergossen, die mit dem Ewigen und Unendlichen sich glühend verschmelzen. Den eingeweihten Jüngern unter uns Deutschen, die mit dieser mystischen Sprache vertraut sind, möchten wir gern, wenn es der Raum erlaubte, durch ein paar ausgehobene Stellen den kostbaren Schatz verrathen, der hier für sie verborgen liegt. Die Erwähnung von Suleicha's und Jussuf's Liebe erinnerte Ferhad'n an sieben Rollen, die theils in Gemälden, theils in Hieroglyphen Jussufs Liebe darstellten, und schon längst in seinen Besitz gekommen waren. Die blühende Beschreibung derselben führt dem Leser eine Reihe der lieblichsten Scenen und gefälligsten Bilder entgegen, durch die man sich in Edens Lustreviere entrückt glaubt. Durch das innige Band, welches (Ges. III) Schirin mit Ferhad umschlang, ward sie Chosru'n immer mehr entfremdet. Der Prinzessin Garimar giftige Rachsucht, und des kaiserl. Prinzen Schiruje gekränkte Liebe bewirkten beym Kaiser, dessen Eifersucht rege gemacht worden war, eine Verbannung Ferhad's nach Kuhistan. In diesem Gesange machen auch die Leser mit einem griechischen Philosophen Bekanntschaft, der am persischen Hofe eine zahlreiche Versammlung über das höchste Lebensgut und die wahre Liebe belehrt. Ein süses Kosen in den letzten Tagen des Beysammenseyns, und einen wehmüthig ergreifenden Abschied bey der Trennung schildert der IV Ges., der uns auch den Gram und die Verzweiflung, die in der Einsamkeit sein Innerstes zernagten, in starken, Mitleid erregenden Zügen malt. Die grosen Denkmäler der Kunst, die er mit schöpferischer Hand in des Gebirges Schoss senkte, werden noch zuletzt dem Leser zur Bewunderung vorgeführt. Schirin indessen, die (V Ges.) von einer empfindelnden Liebesschwärmerey, auf die sie mit Reue zurückblickte, zur klar schauenden Vernunft zurückgekehrt zu seyn, sich einbildete, schrieb in dieser Stimmung Ferhad'n einen Brief, worin sie unter gemischten Gefühlen Vernunft und Seelenruhe seinem wunden Herzen als stärkenden Balsam empfahl. In des armen Ferhads wiederhallenden Klagen spricht sich eine Zartheit der Empfindung, eine Innigkeit des Gefühls, und eine Verzweiflung des Wahnsinns mit so rührender, erschütternder Wahrheit aus, dass Rec. von diesem unvergleichlichen Seelengemälde, dem der Stempel des asiatischen Geistes mit unverkennbaren Zügen eingedrückt ist, sich nur mit schwerem Kampfe trennen konnte. Aber ein noch düsterer Flor senkt sich im VI Gesange über die schmerzhafte Scene der Trauer. Von des Wahnsinns furchtbarer Geisel verfolgt, sehen wir Ferhad'n unter dem Druck zermalmender Gefühle, und von trügerischen Zauberbildern einer zerrütteten Einbildungskraft gepeinigt, seiner überspannten schwärmerischen Liebe unterliegen, und einer allmählichen Auflösung entgegen schwanken. Und wer möchte hier Worte finden, die stürmische Sehnsucht zu schildern, mit der er die seine Einbildungskraft am mächtigsten ergreifenden Umgebungen in der Natur verkörpert und beseelt, um gegen sie als mitfühlende Wesen die Qualen, die ihn verzehren, zur augenblicklichen Erquickung auszuschütten? Die Erscheinung der Schirin, die mit zerrissenem Herzen, aus dem alle Ruhe entflohen war, dem Unglücklichen sich näherte, entlockten seiner Liebesraserey ein in den rührendsten Klagen dahin strömendes Lied, vermochten aber seinen irren Geist nur zu einem schnell vorübergehenden Selbstbewusstseyn zurückzurufen. Diesem schauerlichen Traumgemälde sind bezaubernd schöne Bilder der Jahrszeiten als belebender Schmuck geschickt eingefügt worden.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 26 JULIUS, 1810.

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, b. Gerh. Fleischer d. J.: *Schirin. Ein persisches romantisches Gedicht nach morgenländischen Quellen* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Der VII Gesang endlich feyert Schirin's und Ferhad's Todtengesang. Jene sank, um der Liebe und der Pflicht mit ihrem Leben ein Opfer darzubringen, an dem Grabe Chosru's, den sein teuflischer Sohn Schiruje hatte ermorden lassen, in ihren Dolch, und stürzte sich ins Feuer. Ein Doppelchor besang die Todenweihe. Bey der Kunde davon ergriff Ferhaden die Verzweiflung wieder, und auch er stürzte sich ins Beil; und dann in den Abgrund nieder. Die hier gegebene Übersicht mit den sie begleitenden Auszügen wird das oben gefällte Urtheil vollkommen bestätigen, und unsere Leser ohne Schwierigkeit selbst bestimmen lassen, welch ein gründliches Studium asiatischer Werke, und was für mannichfaltige Kenntnisse zur Ausführung eines so reiflich durchdachten, reichhaltigen Werkes erfodert wurden. Auf asiatischen Grund und Boden entstanden, indem der I Theil an der Mündung des Bosphoros im Herbst 1799, und der II Theil auf Trojas Ebene im Frühling 1800 eingeweiht worden, ist dasselbe vor mehr als zehn Jahren, wie die Vorrede meldet, mit Fleiss zusammengesetzt und nach einer langen Abwesenheit des Vfs. im Morgenlande mit Sorgfalt wieder geglättet worden. Zur weiteren Vervollkommnung einer so gediegenen Arbeit bey einer zweyten Auflage, die hoffentlich nicht lange ausbleiben wird, theilt Rec. dem trefflichen Urheber hier noch einige Erinnerungen und Vorschläge zur Prüfung und Benutzung mit. 1) Scheinen demselben einige nicht *ganz morgenländische* Bilder entschlüpft zu seyn, die sich aber eben so leicht als der *zarte Reif auf den Pflaumen* werden wegwischen lassen. Dahin gehört B. I. S. 27: „Auf einem *Eiderpolster* weich gestützt;" denn dieser ist den frühen Zeiten, worin die Handlung spielt, vollkommen fremd, und selbst dem heutigen Asiaten kaum mehr als bekannt. Dasselbe läst sich auch von der Vergleichung I, 78: „Wie ei- Braut vor ihrem *Hochzeitbette,*" in sofern behaupten, als dieser Anblick den morgenländischen Bräuten nur in der *geweihten Stunde* gestattet wird, wo der feurigen, durch die lärmenden Feyerlichkeiten des Abends lebhaft aufgeregten Asiatin *sinnige Betrachtungen* schwerlich beygelegt werden können. Die Erwähnung der *Äolssaiten*, ebendas. S. 121, passt auch in Chosrus Mund nicht. Ebendas. S. 199, hätte die Vergleichung: „Wie der Südwind eine *Schneelawine*" mit einem für Persiens Fluren schicklicheren Bilde leicht vertauscht werden können. Eben so wenig würde ein persischer Dichter die Worte II, 65:

> So staunt ein Knabe bey der Sage der *Alraunen*,

gewählt haben. Auch konnte nicht auf einem *alten* Gemälde, das aus der *Pyramiden Tiefen* geholt worden war, eine *Uhr* abgebildet stehen, die (II, 86) wie Flötenspiel der Herzen spielte. Der *Uhren Glockenspiel* kann auch nicht, wie wir II, 103 lesen, aus goldenen Tapeten in den Saal hervor getönt haben, wo der Philosoph Uranos seine Weisheit marktschreyerisch auskramte. Die Schilderung der grimmigen Kälte, wodurch (s. ebendas. S. 208) in den Adern das Blut und der Mercur im Schacht gefroren u. s. w., würde, wenn man auch den Übertreibungen eines asiatischen Schriftstellers noch so grosse Nachsicht bewilligt, ein persischer Dichter, selbst nach einem sehr verjüngten Masstabe, als fremd dem milden Himmelsstriche, wohin der Schauplatz dieser Scene verlegt wird, nicht aufgenommen haben. 2) Ist dem Reim an einigen wenigen Stellen die Sprachrichtigkeit und Natürlichkeit aufgeopfert worden, und was er Th. II, 100 von sich ablehnt, möchte ihm doch zuweilen begegnet seyn. So treffen wir II, 85 in Einer Strophe:

> — Allein es quoll daraus die Gluth
> Des heissen unbestimmten *Sehnen* (Sehnens)

und

> — — — es flutheten die *Wangen*,
> Im schwülen Winde das *Verlangen*.

Dahin gehört auch I, 93:

> Er zeigt, kraft einem andern *Talismane*
> — was der Feind für *Plane*.

Manchmal hat zwar der Reim unerwartete, aber nichts desto weniger *ungezwungene*, und nur um so *drolligere* Bilder und Übergänge veranlasst. Z. B. Th. II, 100:

> Weh dem! der in des Kinnes Grübchen *fiel!* —
> Er war im Zauberbrunnen von *Babil*.

Ebendas. 201:

> Und ihre Zunge war die *Flamme*,
> Dass Gott Euch nie zu solchem Weib *verdamme!*

Und Th. I, 118:

> Man wähnt, man fliege auf zum Göttersaal,
> Und fällt von Ungefähr — *in eine Lache*.

Nicht immer aber trifft man diese Zwanglosigkeit in den zu Gunsten des Reims gewählten Bildern und Vergleichungen an. Z. B. I, 163:

— Ich heisse der *Minister*
Und bin an Weisheit und Verstand
Mit Dir verglichen nur ein *Küster*.

Th. II, 87:

Dann will sie ihn mit Händedruck *erfreu'n*,
Hier hielt *Ferhad* verwirret ein,
Er konnte, wenn er auch gewollt, nicht einmal *schrey'n*.

Ebendaselbst S. 42:

Von der die Perlen meiner Seele *rinnen*;
Kein Sonnenschein hemmt ihren Lauf! —
Schirin stand seufzend auf, und ging von *hinnen*.

3) Dürften manche Episoden — so ächt-morgenländische Gebilde sie auch sind — im Verhältniss zu der Hauptgeschichte zu weit gesponnen seyn, und mitunter in den Gang der Handlung nicht natürlich genug eingreifen. Auch möchten die häufigen und langen so durchaus nicht zwangvollen Zusammenkünfte zwischen den beiden Liebenden Chosru und Schirin nicht immer wahrscheinlich begründet seyn, indem bey einem so offen da liegenden innigen Seelenverhältniss der furchtbar auflodernde asiatische Geist der Eifersucht schrecklicher getobt haben würde, als der Vf. durch den Plan seiner Arbeit zu gestatten sich veranlasst fühlte. Endlich möchte sich auch Schirins schmachtende Sehnsucht, mit dem innigsten Zartgefühl gepaart, und die schwärmerische Gluth ihrer Empfindungen, die sie so unverkennbar darlegt, nicht ganz mit der besonnenen Sprache der Vernunft und der abwägenden Ruhe zusammenreimen lassen, die sie in dem Briefe an ihren verbannten Geliebten redet. Doch mag hier das hohe Ideal der Weiblichkeit, welches nach morgenländischen Begriffen in Schirin dargestellt werden sollte, dem Vf. zur hinreichenden Entschuldigung gereichen. Aber weit schwerer möchte sich dem Psychologen die Behauptung S. 219 B. II als wahr rechtfertigen, dass Ferhad mit *kunstgewandten Händen* Palläste, Grotten, Gräber angelegt habe, da er doch in dem unmittelbar vorhergehenden Gesange als zerrüttet in seinem ganzen Wesen und völlig erschöpft in dem furchtbaren Kampfe mit dem ausschweifendsten Wahnsinn dargestellt wurde.

Ao. Hp.

Berlin, b. Braunes: *Beyträge für die deutsche Schaubühne.* In Übersetzungen und Bearbeitungen ausländischer Schauspieldichter. Von *August Wilhelm Iffland.* Dritter Band. 1809. 297 S. 8. (1 Thlr. 16 gr.)

Auch an diesen Beyträgen wird die deutsche Bühne wenig Unterhaltung gewinnen, theils weil die hier dargebotenen Stücke in Handlung und Charakteren zu oberflächlich sind, theils weil sie von der Ausführung und den deutschen Sitten zu entfernt liegen. Ersteres gilt besonders von dem Drama, womit das Buch anhebt, unter dem Titel: *Der Flatterhafte*, oder *die schwierige Heirath*, ein Lustspiel in drey Aufzügen, nach dem Französischen des Herrn *Caigniez*. Der Gegenstand desselben ist ein junger leichtfertiger Mensch, der die Gefahr vor Augen sieht, nach der Verfügung eines Testaments ein grosses Vermögen zu verlieren, wenn er nicht zur bestimmten Zeit heirathet. Die Handlung und der Wechsel der Scenen erfolgt aber nicht rasch genug, um für jeden Augenblick zu unterhalten, und gewöhnliche Gespräche, Erzählungen und Reden der Bedienten machen sich breit, wo man sichtliche Vorfälle und mannichfache Vergegenwärtigung erwartet. Dazu kommt noch das Geschwätz zugegebener, langweiliger Personen, die, statt in die Handlung kräftig mit einzugreifen, nur schlechte Lückenbüsser machen. Einige Scenen sind komisch; und zu loben ist, dass der Ausgang bis ans Ende ungewiss, und die Aufmerksamkeit dadurch in einiger Spannung bleibt; aber sie ermüdet oft durch die Breite, indem das anziehende Verhältniss nicht genug zu komischen Einzelnheiten benutzt ist.

Das zweyte Stück: *Frau von Sevigné*, Schauspiel in drey Aufzügen, nach dem Französischen des Hn. *Bouilly*, verdient vor jenem bey weitem den Vorzug. Es ist ein Familiengemälde aus dem Kreise der höheren Stände, worin vorzüglich das edle, liebenswürdige Betragen einer Mutter gegen ihren Sohn mit dem Reflex aller ihrer Umgebungen erscheint. Feinheit mit natürlicher Charakterwürde, Geist und Grazie mit einer idyllischen Friedfertigkeit und Gutmüthigkeit verbunden, geben dem Ganzen ein neues, eigenthümliches Gepräge von sanfter, seelenvoller Regsamkeit und einer ruhigen Schönheit und Harmonie. Doch zweifeln wir, dass dieser Kreis von fein gezeichneten Charakteren auf der deutschen Bühne von Personen ausgefüllt werden kann, die der Idee entsprechen, welche sich die Phantasie beym Lesen entwirft. Und ohne diese Feinheit und Würde des Spiels möchte dieses Stück auf der deutschen Bühne doch nicht Interesse genug erwecken. Für die Lectüre bleibt es indess immer ein anziehendes anmuthiges Gemälde. — An ungelenken Redefügungen und Ausdrücken und einzelnen Verstössen gegen die deutsche Sprache fehlt es auch in diesem Theile nicht, wiewohl sie hier nicht so häufig, als in den vorigen Bänden, wo wir sie schon gerügt haben, vorkommen.

T. Z.

Hildburghausen, b. Hanisch's Erben: *Reisen aus der Fremde in die Heimath.* Herausgegeben von *Ernst Wagner*. I Band. 1808. 476 S. 8. (3 Thlr.)

Der grossen Lesewelt, welcher man, und zwar nicht mit Unrecht, manches Unrühmliche nachzusagen pflegt, gereicht es zur Ehre, dass sie sich mit entschiedener Vorliebe für die Romane von *Ernst Wagner* interessirt; und es ist diess ein erfreulicher Beweis, dass man endlich anfängt, des Abenteuerlichen und dem Empfindseligen überdrüssig zu werden, und die Leere zu fühlen, welche das willkuhrliche und einseitige Spiel mit Begebenheiten und Em-

pfindungen im Gemüthe zurücklässt. Da man sich im Ganzen nicht glücklich fühlte: so suchte man, so zu sagen, wenigstens sich im Einzelnen glücklich zu empfinden, oder seinen unseligen Zustand über wunderliche Situationen und Ereignisse auf Augenblicke zu vergessen. Diese Scheinmittel konnten das Übel zwar eine Zeitlang lindern, aber nicht heilen, und so musten sie über kurz oder lang verdächtig, und dem Romandichter der Vorzug werden, der jene Leere auszufüllen im Stande war. Dass *Ernst Wagner* den hiezu erfoderlichen Grad von Kraft und Fülle besitzt, wird jeder inne werden, der seine Werke aufmerksam liest; vornehmlich ist es Innigkeit des Gefühls und ein bey aller Weichheit der Empfindung energischer, zuweilen derber Natursinn, was aus ihm spricht, und gerade dieses ist dem gegenwärtigen Bedürfnisse des Publicums am angemessensten. Dazu kommt, dass er sich gern in Betrachtungen über das Leben, über Wissenschaft und Kunst und in Schilderungen der Natur ausbreitet, und alles Strebens zum Idealen und Höheren ungeachtet, dennoch immer in der Sphäre verweilt, wo mehr das Gefühl und der Verstand als die Phantasie sich wirksam zeigen. Auf diese Weise muss sich der Leser, der nicht sowohl eigentlichen Kunstgenuss, als mannichfaltige Erweiterung und Stärkung seiner Einsichten und Gefühle sucht, ganz befriedigt fühlen, — und er kann vielleicht so am leichtesten dem höheren Grad von Bildung entgegengeführt werden, welchen das reine Wohlgefallen am Schönen in der Kunst voraussetzt. —

Der neue Roman nun, den wir jetzt näher anzuzeigen haben, ist ganz in dem Geiste geschrieben, den wir so eben kurz zu schildern versuchten, und er wird daher gleich allgemeinen Beyfall finden, wie *Wilibald's Ansichten* und *die reisenden Maler*. Zwischen diesen beiden Werken und dem neuen noch unvollendeten, zeigt sich in der ganzen Darstellungsart und in den Hauptzügen eine solche Ähnlichkeit, ja Gleichförmigkeit, dass man sie für Manier zu erklären geneigt seyn könnte. So wie in jenen, von welchen wir No. 179, 1806 eine Anzeige machten, die Schilderung der Liebe das Schönste und Gelungenste ist, und an bis ins Einzelnste gehenden Naturgemälden und Reflexionen über mancherley interessante Gegenstände ein grosser Reichthum herrscht: so macht auch in den *Reisen aus der Fremde in die Heimath* die im siebenten Brief enthaltene *Geschichte einer frühen Liebe auf dem Lande* den bey weitem schönsten Theil des Buchs aus, und den meisten Raum nehmen die Naturscenen und Betrachtungen über die Welt und den Menschen ein. Nach dem ersten Theile zu urtheilen, steht der neue Roman den beiden ersten darin nach, dass, wie schon der Titel vermuthen lässt, seine Form ungebundener und lockerer, und das Spiel der Charaktere, deren überdiess bis jetzt wenigstens nur wenige auftreten, noch beschränkter ist. — Da sich über das Ganze noch nichts mit Bestimmtheit sagen lässt: so müssen wir uns begnügen, von den vielen Einzelnheiten das kurz namhaft zu machen, was uns das Vorzüglichste zu seyn scheint. Dahin rechnen wir die Schilderung des Sonntags, die herrliche Scene vor der Hütte des heimkehrenden Holzhauers, die Fabel: die Bäume und die Hütte — die Lobrede auf die Klöster, die Erzählung aus den Kinderjahren, und den grössten Theil der Fragmente, von welchen wir ein paar hier ausheben wollen: „Wir dünken uns niemals weiser, untrüglicher und liebenswürdiger, als beym ersten Familien- oder Freundes-Gespräch nach einer schweren Krankheit. Der Mensch freuet sich, dass er wieder im Cirkel leben und mitsprechen darf. Er und seine Reden erscheinen wichtig, und gefallen ihm und Anderen wohl. Diese sind froh, ihn gesund zu sehen, und geben ihm gerne Recht. Etwas davon kommt wirklich auch auf Rechnung der Sanftheit und Munterkeit seines eigenen Geistes, welcher sich mit schöner Selbstgefälligkeit auf den Zweigen des neuen Lebensfrühlinges wiegt". — — „Traurig war es für die Staaten, dass mit der höher gestiegenen Cultur der Sittenverfall eintreten musste; aber den verderblichsten Verfall trägt doch in dieser Rücksicht die gegenwärtige Zeit, in welcher (wie z. B. in B...) die Aufklärung zur Raserey geworden ist. — Ach, alle himmlischen Keime, welche die Besserung in stiller Verborgenheit noch hervortrieb, werden nun im Heeresstrome der Zügellosigkeit mit fortgerissen, seitdem der Spott über das Ehrwürdige pragmatisch geworden ist, und die nackte Frechheit öffentlich umher läuft. Ja, die Sünde hat sich auf ihren Märkten gelagert, und es giebt nichts Geweihtes mehr. Denn die Spötter hohnlächeln im Tempel, und gemeine Narren haben das ehrwürdige Siegel der Mysterie erbrochen!" — — Über den gegenwärtigen Zustand der Tonkunst äussert der Vf. ein sehr hartes Urtheil, welches er einmal zu rechtfertigen verspricht, und von Musikkennern mag gewürdigt werden. Es lautet so: „Unsere grössten Künstler besitzen und tyrannisiren ihre Kunst jetzt künstlicher, als vielleicht in irgend einem Puncte der Vorzeit oder der Zukunft — aber *Niemand weiss noch, was er mit der Tonkunst eigentlich machen soll*". (S. 38) „Sie ist noch die ungebildetste unter allen Künsten, und zeigte bis jetzt nur wenige Merkmale einer *schönen Kunst, die frey wäre*". (S. 436) — Zum Beschluss haben wir noch über den im Anhange zum zehnten Briefe enthaltenen Plan einer für ganz Deutschland zu errichtenden Kunstschule ein Wort zu sagen. Diese allgemeine Schule „soll eine Anstalt seyn für alle Deutschen, worin die schönen Künste geübt, gelehrt, gelernt und befördert werden. Unter den schönen Künsten sollen hier nur vorerst die Dichtkunst, Malerey, Musik, Architektur und Bildhauerkunst zu verstehen seyn. — Die Vereinigung dieser Künste nach ihrem ganzen Umfang, in einer praktischen Schule (wie in einer kleinen Welt), müsste zugleich eine Schule des Kunstgeschmacks in seiner höchsten Freyheit herstellen, die sich in Deutschland eben so wenig findet". — „Die Belohnungen der Aufseher, Lehrer und Meister sind so zu setzen, dass das Institut im Stande ist, den gröss-

ten Künstlern und den besten Köpfen in Deutschland Anträge zu machen". — „Jeder Künstler, der hier lebt oder sich bildet, erhält Unterricht, Materialien, Nahrung und selbst Kleidung — kurz was er bedarf und verlangt — ganz frey" u. s. w. — Um diesen viel umfassenden Plan in Ausführung zu bringen, werden die nöthigen Einrichtungen angegeben, in deren Detail wir uns nicht einlassen können; den, der sie näher kennen zu lernen wünscht, müssen wir auf das Buch selbst verweisen. Unverkennbar ist es, dass den Urheber dieses Vorhabens der redlichste Eifer für das Wohl des Vaterlandes und der wärmste Enthusiasmus für die Kunst beseelt, von welcher die erhabensten Ansichten aufgestellt werden. Wären nur die meistens negativen Gründe, auf welche das Vorhaben sich stützt, auch vollkommen überzeugend! Dass der Zweck, den man sich vorgesetzt hat, gut ist, wird ohne Bedenken Jedermann zugestehen; aber es scheint, als habe man in der festen Überzeugung, dass man das Gute wolle, nicht genug erwogen, ob auch das Mittel, das man erwählt hat, durchaus das beste und untrüglichste sey. Zur ausführlichen Prüfung ist hier nicht der Ort, und wir müssen uns begnügen, nur das Wichtigste zu berühren: Ist nicht nach dem, was die Kunstgeschichte lehrt, anzunehmen, dass die Künste nur in den Zeiten und Ländern gedeihen, in welchen ein allgemein verbreiteter Enthusiasmus, besonders von religiöser Art, den Kunstgenuss zu einem wahrhaft gefühlten Bedürfniss macht? Ist die Blüthe der Kunst etwas anderes als eben der reinste Ausdruck des Höchsten und Edelsten, das in einer ganzen von einer Idee begeisterten Nation lebt? Giebt es irgend einen wahren Ersatz für das Heilige einer solchen allgemeinen Begeisterung? Läst sich etwa das Gedeihen der Kunst durch künstliche Veranstaltung erzwingen? Sind der beste theoretische und praktische Unterricht, die Entfernung alles dessen, was die Ausbildung eines Talentes äusserlich hindert, und die reichliche Belohnung der Künstler allein hinreichend, um die Künste, und insbesondere die bildenden, ins Leben zu rufen? Wir wenigstens getrauen uns nicht, selbst unter der viel zugebenden Voraussetzung, dass jener Plan nach allen seinen Theilen aufs vollständigste ausgeführt würde, diese letzteren Hauptfragen mit Ja zu beantworten.

Hsp.

Berlin, b. Schöne: *Geschichte eines österreichischen Parteygängers im Jahre* 1809. Ein Roman von *Julius von Voss*. 1810. 396 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Es scheint, dass Erfahrung und Lectüre dem Talente des Vfs. am meisten zu Gebote stehen, weshalb seine Schriften auch sehr inhaltreich sind, und mancherley Gegenstände zur Betrachtung bringen; aber Eins fehlt ihm, der Blick in das Innere der Natur, und die Beziehung der äusseren Begebenheiten auf die hell sich entschleyernden Geheimnisse des menschlichen Herzens, was den unterhaltenden Erzähler erst eigentlich zum Dichter macht, und dem Geschichtlichen einen wahren, bleibenden Werth giebt. Auch dieser Roman ist mit dem Reichthum seiner Begebenheiten und der Kühnheit seiner Verknüpfungen zwar unterhaltend, aber wegen Mangel an einer tief nach innen zu gehenden Anschauung keinesweges poetisch zu nennen. Dazu kommt noch, dass ihm die Einheit des Interesse fehlt, weil der Verf. eine Liebesgeschichte mit der Geschichte des vorigen österreichischen Krieges mit Bemerkungen darüber, und noch besonders mit einer in Beyspielen gelieferten Theorie eines Parteygängers verbunden hat, was an sich nicht zu tadeln wäre, wenn nur Eins dem Anderen gehörig untergeordnet erschiene: so aber kommt die Herzensangelegenheit durch den Krieg oft ganz in Vergessenheit, und die eigentlichen Romanleser, besonders Frauenzimmer, denen wenig mit Politik gedient ist, werden gewiss ungeduldig darüber werden. Die Politiker hingegen werden eine Beschreibung des wirklichen Krieges immer lieber lesen, als eine halb erdichtete. Es ist hiemit etwas Ähnliches, wie mit historischen Halbromanen, die weder den Zweck der Kunst noch der Geschichte ganz erfüllen. Wer indess für alles Dreyes, für Politik, für Krieg als Wissenschaft, und für eine romanhafte Geschichte, Interesse hat, der wird hier Stoff genug zur Unterhaltung und zur Betrachtung finden.

T. Z.

Neue Auflagen.

Hamburg, b. Gundermann: *Vier Lustspiele von Schröder.* 3te Aufl. 1810. 1) *Jeder fege vor seiner Thür.* Ein dramat. Sprichwort in 1 Aufzuge. 40 S. 2) *Die Heyrath durch ein Wochenblatt.* Posse in einem Aufzuge. 62 S. 3) *Der vernünftige Narr, oder Keiner versteht den Andern.* Lustspiel in einem Aufzuge. 47 S. 4) *Irrthum auf allen Ecken.* Lustspiel in 5 Aufzügen. 142 S. 8. (20 Gr.)

Frankfurt a. M., b. Guilhauman: *Kleine Plaudereyen für Kinder, welche sich im Lesen üben wollen.* Von *Joh. A. C. Löhr.* Erstes Bändchen. 3te Aufl. 1810. 270 S. 8. (18 Gr.) S. Recens. des 1 Theils der 2 Aufl. 1808. No. 25.

Leipzig, b. Barth: *Hülfsbuch zur Schön- und Rechtschreibung und zum schriftlichen Gedankenvortrage, für die obern Classen in Bürgerschulen;* von M. *Joh. Christ. Dolz*, Vice-Director der Rathsfreyschule zu Leipzig. 4te durchgesehene Auflag. 1810. XII u. 162 S. 8. (9 Gr.)

Tübingen, b. Heerbrandt: *Historische Nachricht von einem Versuch über die Anwendbarkeit der pestalozzischen Lehrart in Volksschulen, und von zweckmässiger Einrichtung einer Sonntagsschule für Handwerker* von *Carl Aug. Zeller*, königl. preuss. Oberschulrathe in Königsberg. Neue Auflage. 1810. 125 S. 8. (8 Gr.)

Göttingen, b. Vandenhöck u. Ruprecht: *Religion in den besten Liedern deutscher Dichter.* Ein Hülfsbuch bey dem Religionsunterrichte der gebildeten Jugend. Herausgegeben von *Joh. Wilh. Heinr. Ziegenbein*, Consistorialrathe und Superintendenten zu Blankenburg. 2te verbess. und vermehrte Auflage 1810. XV u. 445 S. 8. (1 Rthlr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 30 JULIUS, 1810.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

GOTHA, b. Steudel: *Materialien zur Beförderung der Welt- und Menschen-Kunde.* Eine Zeitschrift in zwanglosen Heften, von *Adam Weishaupt.* Erstes und zweytes Heft. 1810. 340 S. gr. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

In einer Zeit, wie die gegenwärtige, wo oftmals, nicht ohne grosse Inconsequenz, der eine Theil des Publicums allenthalben die herrlichsten Früchte zu sehen, und von sanguinischen Hoffnungen belebt, den Keim zu allen möglichen herrlichen Früchten zu entdecken geneigt ist, und im Besitz des Rechts, frey und laut zu preisen und den Posaunenton anzustimmen, der Welt dieses *ambabus buccis* verkündigt, ein anderer Theil hingegen an allem Guten und Trefflichen verzweifelt, und uneingedenk, dass selbst auch aus dem Schlechten etwas Gutes hervorgehen könne, von einer besseren Zukunft nichts wissen will, und dieses oft nur mit abgebrochenen Seufzern zu erkennen giebt, ist es immer erfreulich, wenn Schriftsteller von gegründetem Ruf mit freymüthiger Sprache hervortreten, und einige der Hoffnungen und Befürchtungen mit Unparteylichkeit beleuchten. Dieses geschieht in der gegenwärtigen Zeitschrift. Hauptsächlich hat es der Vf. in den beiden ersten Heften mit den Gefahren zu thun, welche die Aufklärung von Seiten der höchsten Gewalt und hinwiederum die höchste Gewalt von der Aufklärung und deren grösserer Verbreitung zu fürchten hat. Die Meditation, welche, so zusammenhängend sie auch im Einzelnen ist, doch nicht selten einen Gang nimmt, den man nicht erwarten konnte, führt ihn aber auf manche, mehr oder weniger verwandte Materien. Überall zeigt sich der denkende, beobachtende Mann, der vielumfassende und durch Lectüre und Studium des Trefflichsten aller Zeiten und aller Nationen gebildete Gelehrte, und wenn man auch in manchen Stücken die Ansichten des Vfs. nicht theilt: so kann man doch die Gesinnungen, welche man allenthalben gewahr wird, die hohe Achtung für die Menschheit, den warmen Eifer für Menschenwohl und menschliche Ausbildung, welche sich durchgehends an den Tag legt, nicht anders als mit Vergnügen gewahr werden; und es kann nicht fehlen, dass der Charakter dieses Mannes, der durch frühere Begebenheiten seines Lebens ein Gegenstand der öffentlichen Beurtheilung geworden ist, auch bey denen gewinnen wird, die, durch die Erfahrung geleitet, weder von der Güte noch von der Wirksamkeit der Mittel, wodurch er einstens der Menschheit helfen wollte, günstig denken können.

Wir würden den uns verstatteten Raum weit überschreiten müssen, wenn wir dem Vf., der so reich an Gedanken ist, Schritt vor Schritt folgen wollten: wir werden daher, ausser ein paar Bemerkungen über das Ganze, nur einige Hauptpuncte berühren, welche er ausgeführt hat. Zuerst vermissen wir ungern eine Entwickelung dessen, was der Vf. unter Aufklärung versteht. Es ist bekannt, wie man mit dem Begriffe, welchen man diesem allerdings sehr fruchtbaren Worte untergelegt hat, gespielt, und wie man dadurch sehr vielen verständigen Menschen einen Ekel gegen dieses Wort und gegen die Sache selbst beygebracht hat. Der Vf. erklärt es sehr laut, z. B. S. 83, dass er weit davon entfernt sey, mit diesem Worte diejenige schlechte Art der Ausbildung zu bezeichnen, welche alles, was der gemeine Verstand nicht ganz deutlich einsieht, geradezu Vorurtheil nennt, und zum grossen Ärgerniss Anderer als Vorurtheil misshandelt, welche sich über alles hinwegsetzt, was Sitte ist, sich alles erlaubt, was nur höchstens nicht gegen die Grundsätze einer höchst laxen und willkührlich geschaffenen Moral anstösst, und keinen Unterschied unter dem, was sich für den Einen schickt und für den Andern nicht schickt, anerkennen will, und welche desshalb einen Menschen oder eine Gesellschaft aufgeklärt nennt, weil sie kein Ärgerniss daran nimmt, wenn man nicht in die Kirche, sondern während des Gottesdienstes in die Wirthshäuser geht, oder wenn der Geistliche in bunten Kleidern einhergeht, und an allen öffentlichen Vergnügungen Theil nimmt. Eben so sieht man auch wohl, dass der Vf. Aufklärung und Wissen nicht für gleichgeltende Dinge hält; aber es scheint doch, als ob im Gange der Untersuchung sehr oft und mehr, als es Recht ist, Wissenschaft und Gelehrsamkeit der Aufklärung gleich gesetzt und damit verwechselt worden sey. Dieses mag zwar desswegen schwer zu vermeiden seyn, weil ohne ein gewisses Mass von Wissen sich eine wahre Aufklärung nicht gut denken lässt; gleichwohl ist beides nicht gleichbedeutend, und es ist daher nothwendig, dass man die Aufklärung der verschiedenen Stände und Menschenclassen nicht nach einem und demselben Massstabe beurtheilen darf, und unter der Aufklärung eines Bauern etwas ganz anderes als unter der Aufklärung eines Gelehrten verstehen

und für das eine einen ganz andern Charakter und ganz andere Grenzen als für das andere annehmen muss. Zu weit scheint aber der Vf. darin zu gehen, wenn er Aufklärung und höchste moralische Ausbildung für gleichbedeutend hält, oder wenigstens die moralische Ausbildung als nothwendig mit der geistigen Ausbildung verbunden anzusehen, geneigt scheint; und wenn ihm daher ein aufgeklärter Mann zugleich ein Weiser ist, der einestheils über dasjenige, was ihn selbst angeht, völlig richtig sieht und denkt, und der anderntheils mit grösster Strenge den Weg befolgt, den ihm seine ausgebildete Vernunft wirklich als den rechtmäfsigsten zeigt. Freylich sollte man glauben, so müfste es seyn; allein leider lehrt doch die Erfahrung nur zu sehr, dass dem nicht so ist, und dass die Macht der Vernunft, der richtigen Einsicht und Beurtheilung nicht immer stark genug ist, um vor den Täuschungen der Eigenliebe zu sichern, und um der Stimme des Gemüths und der Leidenschaften das Gleichgewicht zu halten, und dass leider die erhöhete Einsicht, und das Übergewicht des Verstandes eben so oft gemissbraucht wird, um das Ungerechte mit sichererm Erfolge zu thun, als um dadurch das Gute zu fördern. Dass mithin auf der ganzen Welt vielleicht kein einziger oder nur höchst wenige wahrhaft aufgeklärte Menschen vorhanden seyn würden, wenn man das Wort so nimmt.

Ein zweytes, das dem Eindruck, den das Ganze macht, sehr schadet, besteht darin, dass man sich sagen muss, der Vf. streite gegen und für etwas, das nicht existirt, wenigstens ganz gewiss nicht in dem Masse und in der Form existirt, als er es sich zu denken scheint und als es existiren müfste, wenn die Betrachtungen, welche hier angestellt werden, ganz anpassend seyn sollten. Es mögen allerdings hie und da Grosse und Weltleute seyn, welche den Gelehrten, den Wissenschaften und der menschlichen Vernunft überhaupt abhold sind, und die von der Erhaltung oder allgemeineren Verbreitung der Einfalt und der damit gewöhnlich verbundenen Stumpfheit grosse Dinge für die Ruhe der Staaten und für das Glück derer erwarten, für die, ihrer Meinung nach, die Welt eigentlich da ist; es mögen allerdings manche Wahrheiten sich in die Zeit schicken, und entweder ganz vergraben bleiben, oder in einem Gewande und unter einer Gestalt hervortreten müssen, welche dem Freunde der Wahrheit überhaupt auf keine Weise gefallen kann, und nichts Grosses verräth; es mag sich ein Bestreben wahrnehmen lassen, über gewisse Gegenstände absichtlich eine schiefe Ansicht zu verbreiten, und ihnen ein falsches Gewicht beyzulegen; es mag endlich unverkennbar seyn, dass, wider Recht und Billigkeit, die Parteyen, welche sich in das Gebiet gewisser Wahrheiten wagen, nicht gleicher Rechte geniessen, und es mag noch unverkennbarer seyn, dass besonders von Schriftstellern deutscher Zunge diese Lage der Dinge auf eine Art benutzt wird, welche unseren schreibenden Zeitgenossen bey der Nachwelt wenig Ehre bringen, und welche uns nothwendig in den Augen anderer Nationen, besonders der siegreichen Nation, ausserordentlich herabsetzen muss, der es zum wahren Ruhm gereicht, dass sie in Schriften, welche nicht einen ganz besonderen, öffentlichen Charakter haben, die Wahrheit weit mehr achtet, und sie mit viel grösserer Freymüthigkeit ausspricht, und dass sie mit dem Nachsprechen weit geitziger ist, als viele Deutsche. Alles dieses mag wahr seyn; es mag ferner wahr seyn, dass die Verarmung so vieler Menschen, dass die Aufhebung so mancher, für die Verbreitung des Lichts günstiger Institute, hie und da einen möglichen nachtheiligen Einfluss haben kann, und es lassen sich endlich gewisse Plane denken, deren Realisirung sowohl unmittelbarer als noch mehr mittelbarer Weise dem unter uns glücklich verbreiteten Lichte nachtheilig werden müfste: dennoch ist kein bedeutender Grund, keine wirkliche Erscheinung vorhanden, aus welcher sich eine reelle Furcht vor einer absichtlichen, planmäfsigen Unterdrückung alles Lichtes und vor Zurückführung eines Zustandes der allgemeinen Unwissenheit, Stumpfheit und des blinden Glaubens an irgend einen Schiedsrichter im Reiche des Denkens hernehmen liesse. Vielmehr sind alle die Stützen und Quellen, durch welche unsere Väter Wissenschaft und Licht zu begründen und zu verbreiten suchten, immer noch vorhanden; und man sieht aus der Art, wie man über deren Erhaltung und Erweiterung wenigstens spricht, doch so viel, dass man eine Ehre darein setzt, etwas dafür zu thun, und dass man es zu vermeiden sucht, in den Verdacht zu fallen, für das Gegentheil thätig zu seyn; wie denn überhaupt jetzt die Gewalt mehr gegen den Willen als gegen die Vernunft gerichtet ist. Sobald endlich eine Nation nicht an sich selbst verzweifelt, und nicht so tief verfällt, dass sie aus eigener Erbärmlichkeit und aus einem falsch berechneten Streben, den Machthabern zu gefallen, so weit geht, dass des Tacitus Worte: *etiam illum, qui libertatem publicam nollet, tam proiectae servientium patientiae taedebat*, auf sie anwendbar werden, sondern so lange sie nur einen Funken von Selbstachtung und von dem edleren Gefühl bewahret: gehört, wie die Sachen jetzt stehen, eine allgemeine Verfinsterung durch äussere menschliche Gewalt zu den wahren moralischen Unmöglichkeiten. An diesem Glauben müssen wir wenigstens festhalten, nicht vor der Zeit über unmögliche Übel und Gefahren nachdenken, sondern festes Schrittes einhergehen, und durch eine würdige anständige Freymüthigkeit das errungene Panier zu erhalten und zu vertheidigen suchen; am wenigsten müssen wir aber desshalb etwas für die Aufklärung fürchten, wenn man den Unfug, der nur zu oft mit der Publicität getrieben worden ist, Einhalt thun, und den elenden Schwätzern, welche nur darauf ausgehen zu necken, und durch Neckereyen ihrer schlechten Waare Liebhaber zu verschaffen, ihr Spiel verderben sieht. Ihre Sache hat mit der Angelegenheit der wahren Aufklärung nichts zu thun.

Den Satz, welchen manche Gegner der Aufklärung anführen, dass, weil Schwäche der Grund der Regierungen sey, Stärke und Reife sie entbehrlich mache, stellt der Vf. gleich in der ersten Abhandlung in seinem gehörigen Lichte dar, und zeigt dann in der zweyten Abhandlung ausführlicher, dass Schwäche mehr Veranlassung als eigentlicher Grund der höchsten Gewalt sey, dass sogar das Bedürfniss einer Regierung mit der Cultur steige und fühlbarer werde, und dass der aufgeklärte Mensch, so wie er alles richtiger schätze, auch die Nothwendigkeit der bürgerlichen Ordnung, die Greuel der Anarchie und den gemeinen Gang der Revolutionen gehörig kenne und zu beurtheilen wisse. Den Zustand der Menschheit, in welchem die Ausbildung so hoch gestiegen ist, dass sie keine Leitung mehr bedarf, und in welchem aus diesem Grunde die Regierung überflüssig wird, nennt der Vf. zwar selbst nur ein schönes Ideal; eine Betrachtung des ganzen Wesens und der ganzen Natur des Menschen möchte jedoch noch weniger günstige Resultate für die Möglichkeit der Realisirung eines solchen Ideals geben, als der Vf. annimmt. Übrigens ist es ganz wahr, dass die Herrscher die Unterthanen zu wenig als Menschen, als Wesen, die einen eigenen Zweck haben, betrachten; allein es stimmt nicht mit der Geschichte überein, wenn er diese höchst nachtheilige Ansicht hauptsächlich als Wirkung der Erbfolge ansieht, — deren Vertheidiger er übrigens ist, wie sich von einem Mann, der die Geschichte so genau kennt, ohnehin nicht anders erwarten lässt. — Jeder, der eigene grosse Zwecke hat, ist geneigt, alle Anderen als Mittel zu betrachten, und es ist nur zu leicht begreiflich, wie jeder, der im Besitze grosser Macht ist, von den Menschen, neben und unter ihm, eine Idee bekommen muss, die ihn zu der Ansicht führt, sie seyen nichts anders werth, als zum Mittel seiner Zwecke zu dienen. „Wer nur gekrümmte Rücken sieht, kann sich unmöglich überreden lassen, dass in solchen Wesen ein höherer ihm ähnlicher Geist wohne," bemerkt der Vf. sehr richtig. Irrig und schädlich scheint es dem Rec. zu seyn, wenn man die Anhänglichkeit der Völker an ihre Erb-Fürsten bloss als Wirkung der Gewohnheit, wohl gar des Vorurtheils darstellt. Es mag seyn, dass Gewohnheit mitwirkt, dass sie erträglich macht, was nicht erträglich zu seyn scheint; aber Liebe und Anhänglichkeit beruhet auf etwas Besserem. Erinnerung an empfangenes Gute, besonders die Überzeugung, dass man uns nicht bloss als Mittel zu selbstbeliebigen, mit unserem wahren Interesse vielleicht gar nicht verträglichen Zwecken betrachte, sondern uns selbst, unsere Existenz, unseren Wohlstand, als Zweck ansehen und denselben unsertwegen — nicht bloss um mehr Abgaben geben zu können — wünsche und befördere, dass man bey jeder Einrichtung nicht bloss den eigenen Vortheil und Ruhm, sondern vor allen unser Bestes in Erwägung ziehe, dass man überall unsere Gefühle, unsere Menschheit anerkenne und schone, dieses erzeugt Liebe und Anhänglichkeit. Man betrügt sich daher sehr, wenn man die Anhänglichkeit als ein Vorurtheil, als eine Sache der Gewohnheit behandelt, und mit dem Gedanken, der Mensch gewöhne sich an Alles, mit der Überzeugung, die Nation werde ihren Fürsten und dessen Haus mit der Zeit von selbst durch die Macht der Gewohnheit lieben lernen, tröstet, und darauf vertrauend sich Alles erlaubt, weil man sich für jetzt stark genug fühlt, jeden Ausbruch der Unzufriedenheit zu verhindern oder zu unterdrücken. Dem ist nicht so: Liebe und Anhänglichkeit sind etwas Reelles, sie verlangen daher auch einen reellen Grund; das Volk, welches nicht die Begriffe eines Höflings von der fürstlichen Gnade hat, lässt sich nicht mit dem Schein allein gewinnen, und die Geschichte des Tages zeigt genugsam, welch einen Unterschied zwischen dem *sich finden* und *sich fügen*, und zwischen dem *anhänglich seyn* und *lieben*, Statt findet. Unser Vf., welcher S. 36 dem Vorurtheil die Anhänglichkeit der Völker an ihren Fürsten beyzulegen scheint, erkennt selbst späterhin, dass durch blosse Machtmittel sich nie eine dauerhafte Herrschaft gründen lasse, und dass eine Staatsverfassung in dem Masse edler und vernünftiger sey, in welchem der Unterthan mehr als Mensch, und als ein den Regenten gleiches Wesen geachtet wird. — Ist dieses wahr: so ist es leicht zu entscheiden, wo in Europa die edelste und vernünftigste Verfassung, nicht bloss in den Constitutions-Urkunden und öffentlichen Declamationen, zu finden ist. — Mit Einsicht erklärt er sich über die Sucht zum Verbessern: Alle Reformen, sagt er, sind daher nur dauerhafte Verbesserungen, in sofern sie freywillig angenommen werden, zu welchen die Gemüther des Volks vorbereitet und gestimmt sind, welche unter dem fortdauernden Anschein der älteren Formen den Grund des Übels untergraben, indem sie vermittelst der Erziehung und des Unterrichts ein neues dafür passendes Menschengeschlecht unmerklich entstehen machen. Eine Wahrheit, durch so unendlich viele blutige Begebenheiten bestätigt, und doch so oft, und nie mehr als jetzt verkannt, und wie man mit Wahrheit sagen kann, weit mehr verkannt durch die Schuld der Rathgeber der Regenten, als durch sie selbst! Wie so viele Regenten wollen das Glück, die Liebe ihrer Unterthanen, als die sicherste Basis ihres Glücks, als das beste Mittel, ihren Kindern ein ruhiges Erbtheil zu hinterlassen, ohne für irgend ein bestimmtes System, um dazu zu gelangen, eingenommen zu seyn: aber die Diener, von Eitelkeit, Ruhmsucht, unglücklichen metaphysischen Ideen oder vielleicht gar noch von schlechteren Gründen getrieben, streben nach sichtbaren, in die Augen fallenden Werken; ihnen genügt das stille Fortwirken, Fortschreiten nicht, sie schaffen daher — gleichgültig dagegen, wie es mit dem inneren Wesen aussieht — neue Formen, von denen sich reden und prahlen lässt, die sich gleichsam handgreiflich darlegen lassen, und werden dadurch Verräther an der guten Sache, an

den Herrn wie an den Unterthanen. Deſshalb hört man in wortreichen Declamationen ſo viel von neuen Inſtituten, zweckmäſsigeren Formen, und erfährt ſo wenig von neu verbreiteter Glückſeligkeit und Zufriedenheit, und muſs ſich ſo oft mit dem traurigen „es wird noch kommen" abweiſen laſſen. — Freylich kann aus jedem etwas Gutes hervorgehen, und niedergebrannte Städte ſteigen oft ſchöner wieder empor! Mit vielem Rechte eifert der Vf. gegen den Glauben, daſs der Menſch keiner Veredlung fähig ſey, — ein Glaube, der viel unedler und eben ſo ſchädlich iſt, als der entgegengeſetzte moderne Glaube, daſs alles ſo ziemlich auf gleiche Weiſe zur Vervollkommnung des Menſchengeſchlechts führet; — aber zu kühn iſt es, wenn er ſagt: „iſt der Menſch einmal einer Veredlung fähig, ſo iſt ſeine Veredlung auch unendlich." Denn wenn man auch den Grad und die Grenzen nicht beſtimmen kann: ſo folgt doch daraus noch nicht, daſs keine Grenze vorhanden ſey, und der Vf. macht ſich des Fehlers ſchuldig, deſſen ſich nach ſeinem eigenen Urtheil die Philoſophen ſchuldig machen; ſie erwarten von den Menſchen zu viel, die Weltleute zu wenig. Aber leider iſt es doch wahr, daſs ſo mancher, der mit dem ſchönſten Glauben an die Menſchen in die Welt und in ſeine groſse Bahn eintritt, ſeinen Glauben an die Menſchen mit jedem Tage mehr verliert, und ihn am Ende mit zerriſſenem Herzen ganz aufzugeben ſich genöthigt ſieht. Beſonders iſt dieſes bey den Groſsen der Fall, welche nur das über alle Vorſtellung erbärmliche Treiben der Hofleute ſehen, weſshalb denn auch die Fürſten, welche viel mit Militär-Perſonen umgehen, dieſem weniger ausgeſetzt ſind. Denn das Ehrgefühl, der Muth, welcher immer mit Wahrheitsliebe und Gradheit gepaart iſt, und jeden Schein und jede Lüge als eine Art von entehrender Feigheit verachtet, verläſst den Soldaten auch im Umgange mit ſeinem Fürſten nicht, und er läſst ſich daher nicht ſo miſshandeln als der Hofmann, und bewahret dadurch den Fürſten vor einer univerſellen Menſchenverachtung.

In der dritten Abhandlung ſetzt der Vf. die Vorzüge der monarchiſchen Verfaſſung aus einander. Von den Vorzügen der monarchiſchen Verfaſſung iſt unſtreitig jeder, welcher über Staatsverfaſſungen nachgedacht hat, überzeugt. Auch ſind jetzt viele von denen, welche vor zwanzig Jahren ganz anders dachten, auf die Seite der Monarchie getreten. Manche, weil ſie zu richtigeren Einſichten gelangt ſind, Viele und wohl die Meiſten, weil ſie, den Begebenheiten folgend, jedem Ausgang huldigen, und das Widerſprechendſte vortreſſlich finden, weil es den Sieg davon trägt. Die Gründe des Vfs. ſind die bekannten, aber das eigentlich Politiſche, wodurch ſich dieſe Verfaſſung vor jeder anderen auszeichnet, iſt nicht in dem Grade herausgehoben, als es hätte herausgehoben werden können. Vielleicht, und ſo ſcheint es dem Rec., iſt die Überzeugung des Vfs. von der Vorzüglichkeit der monarchiſchen Verfaſſung ihm mehr durch Beobachtung und Erfahrung *aufgedrungen*, als das Reſultat eines ruhigen Nachdenkens. Vielleicht iſt ihm dieſe Verfaſſung mehr etwas Nothwendiges als etwas abſolut Gutes. Daher fehlt es auch hin und wieder nicht an Declamationen und Übertreibungen. Doch iſt das richtig Geurtheilte überwiegend. So verweiſt er unter anderen eine Regierungsform, welche für alle Zeiten und alle Völker paſst, in das Land der Träume. Die neueſten Reformatoren denken anders. Sie wollen nicht nur allenthalben neue und dieſelbe Regierungsform im Ganzen einführen — wogegen man nicht viel haben kann —, ſondern in allen Kleinigkeiten ſoll alles nach einem Leiſten, nach einer Form gehen, und ſogar in den Benennungen ſoll allenthalben Gleichheit ſeyn. Jede groſse Republik, ſo lehrt der Vf. aus der Geſchichte, endigt mit einer militäriſchen Verfaſſung, und Uſurpatoren ſind dann nicht wegen ihrer Uſurpation zu tadeln, ſondern wegen der Art, wie ſie es ſind. Es bedarf allerdings einer feſten Hand, um Ordnung und Ruhe aus den Verwirrungen der Revolutionen hervorgehen zu laſſen, und es iſt ungerecht, von einem neuen Herrſcher zu verlangen, daſs er Unzufriedene und laute Sprache eben ſo ſchonen und geringſchätzen ſolle, als ein Fürſt, der verjährten Beſitz und angeſtammtes Recht für ſich hat: aber zu weit kann doch auch gegangen werden, und kein Unrecht wird dadurch entſchuldigt, daſs es zur Verhütung einer künftigen möglichen Gefahr verübt worden iſt; auch erſcheint alles ganz anders, wenn nicht Erhaltung und Befeſtigung der inneren Ruhe einziger und nächſter Zweck iſt. — Selbſt der Unbeſchränktheit redet der Vf. das Wort, wenn man nur immer den rechten Mann finden könnte. Rec. würde ihm beyſtimmen, wenn nicht jeder Regent, auch der, den man den rechten Mann nennen könnte, immer ein Menſch wäre, und immer durch, mit und auf Menſchen wirken müſste. So lange dieſes iſt: ſo lange wird eine geſetzlich unbeſchränkte Verfaſſung nie das gewähren, was man von einer Verfaſſung erwartet. Freylich iſt eine unbeſchränkte Monarchie immer beſſer, als eine wahre Demokratie.

(Der Beſchluſs folgt im nächſten Stück.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Hannover*, b. d. Gebr. Hahn: *Neuer Volkskalender auf das Jahr* 1809. *Oder Beyträge zu einer nützlichen und angenehmen Unterhaltung, beſonders für den Bürger und Landmann*, herausgegeben von *F. J. Kutſcher*, Prediger zu Hajen und Grohnde. 176 S. 8. (9 gr.) *Derſelbe auf das Jahr* 1810. Mit einem Kupfer von *Ramberg*. 152 S. 8. (9 gr.) Aus den Händen des Hrn. *Joh. Georg Chriſtian Stelzners*, Predigers zu Backe, dem die Verlagshandlung die Beſorgung dieſer, ſchon ſeit ſo vielen Jahren rühmlich beſtandenen Volksſchrift übertragen hatte, der aber d. 20. April 1808 mitten unter der Arbeit ſtarb, kam die Redaction des V. K. an Hrn. *Kutſcher*. Auch unter deſſen Leitung darf ſich dieſes Inſtitut eines glücklichen Fortganges erfreuen: denn ächte Popularität in Auswahl und Darſtellung der Gegenſtände iſt überall ſichtbar. Die kurzen Züge aus dem Leben des Pred. Stelzner und des Hofchirurgus D. Kohlrauſch hat Rec. mit Vergnügen geleſen; aber ſchauerlich war ihm die Geſchichte der Niekerke und des Woltemade.

m.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 31 JULIUS, 1810.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

GOTHA, b. Steudel: *Materialien zur Beförderung der Welt- und Menschen-Kunde.* von *Adam Weishaupt.* Erstes und zweytes Heft u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension*).

In der vierten Abhandlung — der ersten des zweyten Heftes — untersucht der Vf., ob es in der Gewalt der Grossen stehe, mit der Aufklärung nach Gefallen zu schalten. Um unter den Menschen allgemeine Barberey zu verbreiten, sey — so zeigt er sehr richtig — nicht viel weniger nöthig, als neben der Vernichtung aller Werke des Geistes, neben der Zerstörung aller Pressen, die Vertilgung des Menschengeschlechts selbst. Es gewährt wenig Vergnügen, über solche Unmöglichkeiten, an die niemand denken wird, nachzusinnen. Interessanter wäre es vielleicht gewesen zu untersuchen, wie viel dadurch geschehen kann, wenn die bedeutendsten Männer zum Theil zum Schweigen gebracht, zum Theil ins Interesse gezogen und zum lauten Verkündigen falscher irriger Ansichten und Lehren veranlasst würden; zu zeigen, wie weit ferner die Mittheilung unterdrückt, und die Schätze des Wissens, die Früchte des Denkens, zu todten Schätzen und unnützen Früchten gemacht, und wie dadurch am Ende aller Reiz und alle Lust am Erwerben und Einsammeln solcher Schätze und Früchte unterdrückt werden könne. Auf den Geist des einzelnen Menschen kann keine äussere menschliche Macht als äussere Macht wirken, das ist jedem bekannt; aber ihn zu isoliren, ihn für die Mit- und Nachwelt unwirksam zu machen, das dürfte doch nicht ausser den Grenzen der menschlichen Macht liegen.

Richtig ists, wie der Vf. bemerkt, dass ein roher Pöbel, dass die Grossen den Thronen weit gefährlicher sind, als die Schriftsteller, und dass diese letzteren nur dann etwas vermögen, wenn die Stimmung des Volks ihnen zur Seite steht. Alle Versuche, Finsterniss zu verbreiten, urtheilt der Vf. sehr wahr, werden nur eine Zeitlang dauern. Wie das Menschengeschlecht, wenn es auch vernichtet worden wäre, wieder zunimmt, wird jederzeit Cultur wieder zunehmen. — Wahr bis auf einen gewissen Punct, aber nicht wenn man es so versteht, dass die Cultur in demselben Verhältniss steige, wie die Menschenzahl zunimmt, und wie dieses der Vf. zu behaupten scheint. Mit der Zahl der Menschen wird es nothwendig schwerer, sich die Subsistenz-Mittel zu verschaffen; geht dieses zu weit, werden die Sorgen für die physische Existenz durch irgend eine Ursache drückend und allgemein: so kann die höhere Cultur, welche nothwendig einen gewissen Wohlstand, eine Freyheit von Sorgen für den Augenblick erfodert, nicht gewinnen. Der Zufall, die Noth kann dann wohl einzelne Entdeckungen veranlassen, allein keine zusammenhängende allgemein verbreitete Ausbildung. So sehr der Vf. überzeugt ist, dass Fortgang und Veränderung ein Naturgesetz und dass es eine seltsame Foderung sey, wenn man wegen einiger Wenigen dieses Gesetz unterbrechen, und einen *statum quo* fixiren wolle, und so wenig ein unbedingter Abscheu gegen jede Neuerung sich mit der Weisheit einer Regierung vereinigen lässt: so ist er doch viel zu einsichtsvoll, um zu verkennen, dass es einen unvernünftigen Neuerungstrieb gebe, dem sich eine jede weise Regierung widersetzen müsse, und Rec. muss hinzufügen, dass es mit der Weisheit wohl vereinbarlich sey, dass sie es sogar gebiete, dass die Regierung jedwede Neuerung, besonders diejenige, welche von Theoretikern in Vorschlag gebracht wird, und vom Papier ausgeht, wo nicht mit Widerwillen, doch mit dem höchsten Misstrauen betrachte. Hier ist ja nicht immer eigentlicher Fortgang, hier ist völlig neuer Anfang, für den die Erfahrungen und Gewöhnungen, die bereits gemacht sind, ganz unnütz bleiben. So sieht man freylich jetzt die Sache nicht an, man lässt das Meiste vom Papier ausgehen, und scheint in dem Wahn zu stehen, dass sich in der Wirklichkeit, in der Anwendung alles so gut ausnehme, als auf dem Papier, und dass die Menschen und die Dinge sich eben so leicht in und zu einander fügen, als die Worte, aus welchen so manche prunkvolle Rede, so manches antiphysisch-sophistische System zusammengesetzt ist. Unsere Vorfahren gingen anders zu Werke, sie brachten zu Papier und in ein System, was längst schon vorhanden war, bildeten die Regeln nach der Sache, nicht die Sache nach den geschriebenen Regeln. Überdiess ist das Gesetz der Veränderung nicht so dringend, als der Vf. glaubt, wenigstens nicht in Ansehung solcher Veränderungen, welche nicht das allmähliche Werk der Zeit sind. Wäre dem nicht so: so würden wir nicht so oft zum Alten zurückehren, und nur in neuen und unwesentlichen Kleinigkeiten die Veränderungen bestehen lassen. Die allmählichen Veränderungen brauchen aber so wenig empfohlen als geboten zu werden, sie

kommen von selbst, und sind in eben dem Verhältniss wohlthätig und lang dauernd, als sie allmählich und langsam kommen. — So scheint es auch den Planen des grossen Weltregierers gemäss zu seyn: wenigstens ist es jederzeit auffallend, wenn man von der Nothwendigkeit einer Neuerung reden, wenn man sie auch da als ein Werk der Vorsehung darstellen sieht, wo man so ganz deutliche Spuren der Willkühr gewahr wird, und wo der oft sehr temporäre, nichts weniger als auf allgemeines Wohl hinweisende Zweck derselben klar vor Augen liegt. Auch ein anderer Grund, worauf der Vf. viel Gewicht legt, dass der jetzige Zustand auch einst Neuerung war, und einst als schädliche Neuerung verschrieen wurde, hat nicht so viel Gewicht, um die Regel umzustossen, jede wirkliche Neuerung als ein mögliches Übel mit Misstrauen zu betrachten. Denn erstlich kann man von Vielem, was jetzt vom Arbeitstisch aus durch einen Federstrich umgestürzt und durch einen Federstrich wieder geschaffen wird, beweisen, dass es sehr allmählich durch die Menschen selbst, welche sich als Wesen für einen eigenen Zweck der Autonomie zu erfreuen hatten, und gleichsam durch die Nothwendigkeit der Sache, ohne Zuthun einer sichtbaren leitenden und gebietenden Hand entstanden, und ein Werk vieler Jahre ist, welches sich so sehr stufenweise ausgebildet hat, dass so viele unserer Forschungen über die Zeit der Entstehung zu wenig gewissen Resultaten geführt haben; sodann kann es gar leicht seyn, dass so manches, was durch die Länge der Zeit, durch Modificationen und Accommodationen wirklich etwas sehr Gutes und Wohlhätiges geworden ist, in seiner Entstehung nicht bloss ein verschrieenes, sondern ein wahres Übel gewesen ist.

Wenn daher das Bestehende nicht gerade das Beste ist, was sich ersinnen lässt: so ist es doch darum schon zu empfehlen, weil es der Mehrzahl gefällt, die sich daran gewöhnt haben, und damit umzugehen wissen. Und welcher Mensch vermag denn zu bestimmen, was das Beste sey? Ist es etwa bloss dasjenige, was den calculirenden Verstand befriedigt, alle Gefühle des Menschen aber unbefriedigt lässt, oder gar den Gefühlen, der eigentlichen Bestimmung des Menschen entgegen ist, wodurch wenigstens die ganze gegenwärtige Generation, die doch eben so gut, als die Nachwelt, auf Glückseligkeit und Zufriedenheit Anspruch machen kann, um die Freude ihres Lebens gebracht wird? — Doch wir brechen ab, um noch einige Worte über die fünfte Abhandlung, die von dem Einfluss der Schriftsteller redet, zu sagen.

Der Vf. bemerkt zuerst, nur Philosophen, Dichter, philosophische Geschichtschreiber und Redner — Religions-Schriftsteller sind vergessen — können als Schriftsteller auf die Welt wirken, und sowohl die Wahl des Gegenstandes, als die Art der Behandlung, muss danach berechnet seyn; es muss ein entschiedener Charakter daraus hervorgehen, die Sprache muss Weltsprache seyn. — Aber auch wenn alles zusammentrifft: glaubt er doch, dass der Einfluss nur sehr unbedeutend sey. Er sucht dieses durch das Beyspiel von *Voltaire*, des Schriftstellers unter den Neuern, welcher am meisten gewirkt hat, zu beweisen. Aber die Art von Berechnung, durch welche er darzuthun sich bemühet, dass Voltaires Einfluss im Verhältniss zu der grossen Menschenzahl nur sehr klein gewesen sey, dürfte doch unrichtig seyn. Ein Schriftsteller wirkt nicht bloss auf die, welche ihn selbst lesen, sondern auch auf die, welche von denen hören, die ihn gelesen haben. Tausende können durch das Gift eines Schriftstellers verdorben werden, und sind durch Schriftsteller verdorben worden, die ihn nie gelesen, nie etwas von ihm gehört haben. Wie viele Tausende sind nicht indifferent, frivol und selbst Spötter geworden, weil ein grosser Mann, den sie nie gesehen und selbst gehört haben, ihnen ein schlechtes Beyspiel gab! Voltaires Urtheil, auf welches sich der Vf. beruft, beweiset in diesem Punct so wenig etwas, als der Ausspruch des grossen Königs, welcher gerade in diesem Stücke ganz falsch sah und handelte. Überhaupt muss der Einfluss, welchen Schriftsteller auf diejenigen haben, welche ihn ganz verstehen, welche ihn, mit den nöthigen Sachkenntnissen versehen, gleichsam kritisch lesen, nicht zum Massstab angenommen werden. Den Schwachen, die sich stark dünken, den Halbwissenden, die sich geltend machen wollen oder sich nur an einen einzigen Autor halten, diese sind es, denen unvorsichtige Schriftsteller schaden, und diese schaden hinwiederum durch die Art, wie sie das Aufgegriffene zu benutzen und wieder anzubringen suchen. Mit Ernst, Würde und Gründlichkeit mag alles geprüft, untersucht und in Schriften vorgetragen werden, dieses wird nie viel schaden; aber mit Frivolität, mit Witz, in Schauspielen, launigen Erzählungen und Liedern, darf das, was den Menschen heilig seyn muss, nie vorgetragen werden. Denn so wie jeder Mensch dadurch an Achtung verliert, wenn man ihn lächerlich machen sieht: so geht es auch den Sachen und Wahrheiten. Alles, was der Vf. über den geringen Einfluss der Schriftsteller sagt, mag nützlich seyn, in sofern die Eitelkeit der Schriftsteller dadurch gemindert wird; aber es darf Schriftsteller nicht verleiten, sich alles zu erlauben. Zum Äussersten führen zwar Schriftsteller nur dann, wenn alles vorbereitet ist, und wenn ihre Stimme nur Volksstimme ist; aber nicht bloss das ist schädlich, was das Äusserste hervorbringt. Dass besonders die Journalisten und Pamphletisten schädlich sind, und ein strenges Auge der Regierung verdienen, bemerkt der Vf. sehr richtig; sie können sich auch am wenigsten beschweren, weil ihre Unternehmungen, besonders die Unternehmungen derer, die sich selbst als Beförderer der Aufklärung und der Publicität ankündigen, mit den Wissenschaften sehr wenig gemein haben, sondern meistens mercantilische Speculationen der gemeinsten Art sind, an denen, ausser den Redactoren, die durch ihre Dreustigkeit, über alles, auch über das, wovon sie wenig verstehen, laut abzusprechen, im-

poniren wollen, selten Männer von Einsicht und Wissenschaft Theil nehmen. — Rec. bricht hiermit dem Wunsche ab, dass diese gehaltvolle Zeitschrift viele Leser finde, und dadurch gegen ihren baldigen Untergang gesichert werde. An Stoff wird es dem Vf. auch dann nicht fehlen, wenn er seinen Arbeiten weniger Ausdehnung giebt, und sich weniger Wiederholungen erlaubt. PN.

ZÜLLICHAU u. FREYSTADT, b. Darnmann: *Gedanken über eine Grundreform der protestantischen Kirchen- und Schul-Verfassung im Allgemeinen, besonders aber in der preussischen Monarchie;* von *Johannes Gründler*, evangel. Pfarrer zu Quariz in Niederschlesien. *Licht und Wärme.* 1809. XIV u. 179 S. kl. 8. (14 gl.)

Der Vf. gehört nicht zu der zahlreichen Menge jener Projectenmacher, die dem preussischen Staate bey seiner neuen Gestaltung von ihren Luft- und Traum-Gebilden Heil und Segen versprechen, und die im stolzen Dünkel glauben, dass dem Volke nur durch die Realisirung *ihrer* Vorschläge und Anordnungen neues Glück bereitet werden könne. Er legt im Gegentheil seine Ansichten mit Bescheidenheit, und selbst mit einer gewissen Schüchternheit vor, und giebt es sehr gern zu, dass ein Anderer den wichtigen Gegenstand noch gründlicher und umfassender darzustellen vermöchte. Man überzeugt sich bald, dass dem Vf. die gute Sache der Religion und Sittlichkeit am Herzen liegt, dass er dem ehrwürdigen Stande der Lehrer des Volks und der Jugend mehr Achtung und Achtbarkeit verschaffen, und durch eine zweckmäsigere Organisation des Kirchen- und Schul-Wesens, so wie durch eine heilsame Verbesserung des Cultus, die gesunkene Religiosität wieder heben, und den Sinn für das Höhere und Unsichtbare wecken und neu beleben möchte. Viele seiner Vorschläge verdienen Aufmerksamkeit und Beherzigung, wenn gleich andere von einer einseitigen Ansicht und von einer beschränkten Erfahrung zeigen. Durch eine kurze Darlegung des Inhalts dieser kleinen Schrift werden wir die Leser von der Wahrheit unseres Urtheils am sichersten überzeugen.

Im *ersten* Theil redet der Vf. von der Organisation der Geistlichkeit, und verlangt hier vor allen Dingen die innigste Vereinigung der Prediger und Schulmänner zu *einem* Stande, zu *dem* der Geistlichkeit, bey welchem der Übergang des einen zum anderen wesentlich nothwendig ist. Die Geistlichkeit muss ein in sich selbst abgeschlossenes Ganzes ausmachen und eine selbstständige Wirksamkeit auf dem ihm eigenthümlichen Gebiete erhalten. Das Oberhaupt derselben ist *der König*, unter welchem *Bischöfe* die allgemeine Leitung der Kirchen- und Schul-Angelegenheiten besorgen. Sie sind in den verschiedenen Provinzen des Reichs zerstreut, versammeln sich alle drey Jahre in der Hauptstadt und bilden hier, mit Zuziehung einiger Universitätsdeputirten, *ein Nationalconcilium.* Hier wird der jedesmalige religiöse und pädagogische Zustand des ganzen Königreichs zur Sprache gebracht, und nach genauer Erwägung werden die zur Veredlung desselben heilsamen Entschlüsse gefasst, und dem Könige zur Sanction vorgelegt. Was dieses Concilium für die gesammte Monarchie ist, das sind die einzelnen Bischöfe für die kleineren Diöcesen. Der preuss. Staat wird in 6 oder 8 solcher Bezirke abgetheit, und der Bischof, der wenigstens 45 Jahre alt seyn muss, ist in denselben der väterliche Aufseher, das Muster und belebende Princip der ihm untergebenen Geistlichkeit. Zunächst unter ihm stehen die *Directoren* der Gymnasien und die *Pröbste*, welche etwa 20 Pfarren unter ihrer besonderen Aufsicht haben. Alljährlich versammelt der Bischof die Professoren der Theologie und Philosophie auf den Universitäten, die Directoren und Pröbste in seinem Sprengel zu einer *Synode*, auf welcher die religiösen und pädagogischen Angelegenheiten der Diöcese in Erwägung gezogen werden. Die Pröbste erhalten von ihren Pfarrern einen alljährlichen Bericht über den Zustand ihrer Kirche und Schule, untersuchen diesen Zustand etwa alle drey Jahre in eigener Person, und halten mit den sämmtlichen Pfarrern jährlich eine mehrtägige Zusammenkunft oder *Conferenz.* Zum *Pfarrer* kann nur ein Mann von mindestens 30 Jahren von unbescholtenem Lebenswandel und erprobter Amtstüchtigkeit erwählt werden. Der Bischof wählt den Pfarrer in Gemeinschaft mit dem Patron und der Gemeinde. Alle Mitglieder der Geistlichkeit, vom Bischofe herab bis zum Candidaten und Hauslehrer, erhalten nach ihrer verschiedenen Würde eine besondere Amtskleidung, sowohl für die Kirche, als auch fürs Leben. Schon als Student steht der künftige Theolog unter strengerer Aufsicht; und wenn er die Universität verläst, so tritt er entweder in das Predigerseminarium, oder in den Hauslehrerstand, oder er wird als Lehrer an einer Bürgerschule angestellt. Immer aber ist er seiner oberen Behörde wegen seines sittlichen Wandels Rechenschaft schuldig, und muss ihr auch zu bestimmten Zeiten schriftliche Beweise seines Fleisses und seiner wissenschaftlichen Fortschritte einsenden. — Was nun der Vf. weiter über die Einrichtung der Universitäten, Gymnasien und Lyceen sagt, ist sehr mangelhaft und oberflächlich, und verdient in mehrfacher Rücksicht einer näheren Berichtigung. Die Verfassung der Landschulen und Vorbereitungsanstalten für die Lehrer in Kirchen und Schulen ist weit befriedigender.

Der *zweyte* Theil beschäftigt sich mit der Grundreform des protestantischen Gottesdienstes. Der *Cultus* soll den Geist der Religion rein und kräftig, auf eine sinnlich fühlbare Weise, aussprechen. Er soll weniger durch das Auge, als durch das Ohr, weniger durch die Einbildungskraft, als durch das Gefühl auf die Seele wirken. Einfalt, hohe Würde, feststehende Ordnung müssen ihn charakterisiren. Die *Kirchen* müssen durch ihre gothische Bauart imponiren, und von Innen durch Helle und Reinlichkeit, durch eine einfache und zweckmäsige Aus-

schmückung, und durch eine gewisse Würde anziehn. — Des Redens muss ein gutes Theil weniger seyn; was aber mit Fug und Recht davon beybehalten wird, erhalte mehr Feyerlichkeit, Nachdruck und Salbung. Keine *Predigt* dauere über eine halbe Stunde; das *Vater Unser* werde wöchentlich nur *einmal*, nämlich am Schluss der Vormittagspredigt gebetet; das Kirchengebet sey kurz und kraftvoll; es werde nicht bloss über die Perikopen, sondern auch über andere Bibelabschnitte gepredigt; das Volk erhalte eine neue Bibelübersetzung von classischem Gehalt und Ansehn, besonders müssen die *poetischen* Bücher ganz neu bearbeitet werden. „Die *Formulare* sollen ein feststehender Typus seyn, in dem über den Sinn und die Bedeutung einer einzelnen Religionshandlung nicht der vorübergehende Gedanke des Individuums sich ausspricht, sondern der Geist der Kirche: eine Mutterstimme, die, gleich der Natur, zu den Kindern aller Zonen, aller Jahrhunderte mit denselben Tönen redet; ein unsterbliches Wort des Glaubens, der Liebe, der Hoffnung, das über den Gräbern vergehender Geschlechter unverändert und immer dasselbe bleibt." Wollen wir Formulare mit heiliger Salbung und körniger Kürze: so müssen wir in die früheren Jahrhunderte der christlichen Kirche zurückkehren, wo der Urquell aller christlichen Liturgie fliesst. Wir müssen ein neues, allgemeines *Gesangbuch* erhalten, welches den Kern von dem umfasst, was seit der Reformation in allen Gegenden und Confessionen Deutschlands in der geistlichen Liederpoesie hervorgebracht worden ist. Die *Kirchenmusik* muss künftig einen Hauptbestandtheil des Cultus ausmachen, und die Gemeinde bisweilen allein, ohne Begleitung der Orgel, singen, diese aber wieder zur rechten Zeit durch den heiligen Ton der Posaune und durch das feyerliche Geläute der Glocken begleitet werden.

Vieles von dem, was von der Anordnung des öffentlichen Gottesdienstes und von der Feyer der einzelnen Religionshandlungen so wahr und treffend gesagt ist, verdient eine recht innige Beherzigung; manches aber darf nicht so unbedingt und ohne nähere Prüfung angenommen werden. Diess ist besonders bey den Bemerkungen über die Beichte und das Abendmahl der Fall. Manche Vorschläge und Ideen würden vielleicht weniger auffallend und abstossend erscheinen, wenn sie gehörig motivirt, umständlicher erörtert, und mit dem Ganzen in eine mehr logische Verbindung gebracht wären. Alles, was Hr. *G.* in Beziehung auf die Landgemeinden sagt, hat einen ausgezeichneten Werth.

L. Th.

KURZE ANZEIGEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Leipzig* b. Barth: *Orthographische Vorlegeblätter und Uebungsstücke.* Ein Hülfsbuch zur Erleichterung und Beförderung des Unterrichts in der Rechtschreibung und des Gebrauchs des Dativ's und Accusativ's, nicht bloss für Volksschulen in Städten und Dörfern, sondern auch für die untern Classen höherer Schulen brauchbar, von *I. C. F. Baumgarten*, Vicarius und Lehrer der Erwerbschule zu Magdeburg. 1807. 15 Bog. 8. ohne die orthographische Schul-Tabelle. (14 gr.) Diese Vorlegeblätter sind nach der, besonders auch von Hn. *Dolz* empfohlenen, Methode bearbeitet, da der Lehrer einige *Sätze* nützlichen Inhalts mit mannichfaltigen Schreib- und Sprach-Fehlern an die Schultafel schreibt, und nun von den Schülern diese Fehler aufsuchen und verbessern lässt. Diese Methode hat ihre gute, aber auch ihre falsche Seite, und die letztere besonders, wenn man sie von der allgemeinen Schultafel wegnimmt, und in einzelnen Vorlegeblättern anwendet. Da entwöhnt sie nur gar zu leicht von dem reinen, freyen Gebrauch der Regel, indem sie immer nur auf Verbesserung des Fehlerhaften ausgeht; auch kann selbst ein beständiges Vor-Augen-haben des Fehlerhaften die Phantasie, welche wenigstens bey dem ersten Unterrichte in der Orthographie nie ganz unbeschäftiget bleibt, leicht irre führen; wozu noch kömmt, dass die Einförmigkeit der Übung Langeweile und Unachtsamkeit hervorbringen muss. Man wird daher bey ihrer Anwendung wenigstens so viel Abwechselung in sie zu bringen suchen müssen, als sie erlaubt, und besonders auch des zu Verbessernden nicht allzuviel geben. Die letztere Vorsichtsregel hat Hr. *B.* nicht immer beobachtet: denn bisweilen hat er des Fehlerhaften so viel gegeben, dass man Mühe hat herauszubringen, was die Vorschrift will. So z. *B.* Nr. 109. „die Sagoballme ereigt eine Höhe von dreissig biss funffig und einem Umfang von secks Fuss. Nicht ihrer Trockenen Steinfrigte, sondern ihres Merkkess Wegen, ist sie eins der Vortrefligsten gewechsse. Dass Hols ihres stammes ist nuhr einen Zol dik; die inere Hölunk erfilt ein weisess mit Fahsern vermischtes Marck" u. s. Oder Nr. 106. „Wen Man auf Thier- oder Pflanzenteille waser giest so Erscheinen alsbalt sehr kleine Geschöpfe, die ware thüre sind, und von der Ard ihrer Entstehunk Aufgus- oder Gewöhnliger Infusions-Thiere genant werden. Ihre Thierische Natuhr ist Unläuchbahr u. s. w." — Hätte auch vielleicht die Anordnung und Zusammenstellung der Regeln hie und da etwas leichter seyn, und orthographischer Gebrauch und grammatische Nothwendigkeit etwas besser ins Licht gestellt werden können: so sind diess doch nur Mängel, denen ein geschickter Lehrer leicht abhelfen kann. — Die erste Regel der Orthographie, die hier aufgestellt wird: Schreib ein Werk so, wie du es hochdeutsch richtig aussprichst, ohne einen Buchstaben zuzusetzen, oder wegzulassen, setzt in dem *Hochdeutsch* und *Richtig* zu Mancherley voraus, was man Kindern nicht zutrauen kann, als dass man sich immer eine richtige Anwendung derselben versprechen dürfte. Setzt man aber wirklich eine genaue Kenntniss des Hochdeutschen und eine richtige Aussprache voraus: so wird mit der zweyten Regel: „Schreibe das abgeleitete Wort seiner nächsten und wahren Abstammung gemäss;" wenig mehr zu thun seyn, weil gerade in abgeleiteten Wörtern die Aussprache am wenigsten fehlen kann. — Andere kleine Nachlässigkeiten, wird der Vf. bey einer neuen Auflage verbessern. Nr. 23. Jeder Mensch hat das Recht, von *den* Andern zu erwarten und zu fordern, dass *er* nie anders rede, als er denkt. Nr. 51. Es hat Werkzeuge, sich in seinem Elemente zu bewegen, Werkzeuge, vermittelst *denen* es sich seiner Nahrung bemächtigt.

ni

Monatsregister

vom

Julius 1810.

I. Verzeichniss der im Monat Julius in der J. A. L. Z. recensirten Bücher.

(Die erste Ziffer bezeichnet die Numer, die zweyte die Seite.)

B.

Baumgarten orthographische Vorlegeblätter und Uebungsstücke 175, 199.

Brandes Beobachtungen und theoretische Untersuchungen über die Strahlenbrechung. 1 Bd. 162, 89.

Briefe, vertraute, über Oesterreich in Bezug auf die neuesten Kriegsereignisse im J. 1809. 1 Th. 164, 107.

Buzengeiger leichte und kurze Darstellung der Differential-Rechnung 161, 86.

C.

Caillot Voyage réligieux et sentimental aux quatre cimetières de Paris 164, 109.

Callisen kurzer Abriss des Wissenswürdigsten aus den Naturwissenschaften für das Volk 166, 128.

Connoissance des Tems, pour l'an 1810. Publiée par le Bureau des Longitudes 161, 81.

Constantini Scelta di prose italiene 171, 161.

D.

Description du Pachalik de Bagdad, par M***. 170, 153.

Dolmetscher, englischer. 6 Aufl. umgearbeitet von *Fahrenkrüger* 160, 79.

Dolz Hülfsbuch zur Schön- und Recht-Schreibung und zum schriftl. Gedankenvortrage. 4te Aufl. 175, 185.

E.

Elementarbuch, lateinisches, von *Jakobs* und *Döring*. 1. 2 Bdchen. 160, 79.

F.

Fabricii Bibliotheca Graeca. Ed. *Harles*. Vol. XI et XII 167, 129.

Familientheater nach neuen französischen Lieblingsstücken. 1. 2 Bdchen. 157, 56.

Feldzug, der, Frankreichs und seiner Verbündeten gegen Oesterreich im J. 1809 164, 107.

Fischer Vorbereitung zur reinen Geometrie, insbesondere zu Euklids Elementen 161, 87.

G.

Gerdthausen Unterhaltungen über Gutmann oder den sächsischen Kinderfreund von *Thieme*. Wohlfeile Ausg 1—4 Bd. 160, 80.

Gessner Weihnachtsblätter zur Beförderung christlicher Festandacht 151, 7.

Gründler Gedanken über eine Grundreform der protestantischen Kirchen- und Schul-Verfassung 175, 187.

H.

Haid eine Abhandlung über die Metamorphose des Rosenkranzes 151, 8.

Heinsius lateinische Vorschule. 2 Ausgabe 160, 79.

Hellbachs Handbuch über den Küchengartenbau. 2 Th. 166, 126.

I.

Jacobs Additamenta Animadversionum in Athenaei Deipnosophistas 156, 41.

Iffland Beyträge für die deutsche Schaubühne. 8 Bd. 175, 179.

Journal für Prediger. 55 Bd. 1—4 St. 156, 47.

— — neues, für Prediger. 55 Bd. 1—4 St. 156, 47.

K.

Kohlhaas Anhang zu seiner Einleitung in die Naturgeschichte überhaupt und in die Kräuterkunde besonders 155, 34.

Köppen über den Zweck der Philosophie 154, 31.

Krummacher die Liebe 171, 167.

Kutscher neuer Volkskalender auf das J. 1809 und 1810 174, 192.

L.

Laborde malerische und historische Reisen in Spanien. Aus dem Franz. 1. 2 Bdchen. 166, 121.

— — neuer allgemeiner und vollständiger Wegweiser durch Spanien. Frey aus dem Franz. von *Fischer*. 1. 2 Th. 166, 121.

— — neuestes Gemälde von Spanien im J. 1808. Aus dem Franz. von *Fischer*. 2 Bde. 166, 121.

Lesebuch, lateinisches, für die ersten Anfänger von *Jakobs* und *Döring*. 1. 2 Bdchen. 160, 79.

Löhr kleine Plaudereyen für Kinder, welche sich im Lesen üben wollen. 1 Bdchen. 5 Aufl. 175, 185.

M.

Müller kleine deutsche Sprachlehre für Bürger- und Land-Schulen. Neue wohlfeile Ausg. 161, 87.

— — Lehrbuch der allgemeinen Weltgeschichte. Neue Ausg. 164, 108.

Münscher Handbuch der christlichen Dogmengeschichte. 4 Bd. 151, 1.

O.

Orphal Anweisung, verschiedene Arten der Vögel zum Nisten in der Stube zu gewöhnen 165, 105.

P.

Pareau oratio de amico atque utili graecarum latinarumque literarum cum orientalibus consortio 170, 157.

— — oratio de ingenuo poëseos hebraicae studio 170, 157.

Pätz Lehrbuch des Lehnrechts. Herausgegeben von *Goede* 152, 9.
Pfeiffer Bibliorum ebraicorum et chaldaicorum Manuale 170, 158.
Planck Geschichte der christlich-kirchlichen Gesellschafts-Verfassung. 5 Bd. 165, 115.
— — Geschichte des Pabstthums in den abendländischen Kirchen von dem Anfang des 14 Jahrh. bis zu der Reformation. 3 Bd. 165, 115.
Plautus. Lateinisch und deutsch von *Danz.* 1 bis 3 Th. 158, 57.
Pölitz kurze Geschichte des Königreichs Sachsen 165, 119.
Püttner Predigten auf die jährlichen Festtage des Herrn, Mariä und der Heiligen. 1 Jahrgang. 1. 2 Th. 151, 8.

R.

Racolta di Storia morali, al uso di quei, che bramano exercitarsi nella lingua italiana 171, 167.
Rademacher Libellus de Dysenteria 153, 17.

S.

Salat die Moralphilosophie 154, 25.
Sammlung moralischer Erzählungen zur Uebung und Vervollkommnung in der italiänischen Sprache 171, 167.
Schillers Geschichte des 30jährigen Krieges. Fortgesetzt von *v. Woltmann.* 3. 4 Th. 165, 97.
Schirin. Ein persisches romantisches Gedicht nach morgenländischen Quellen. 1. 2 Th. 172, 169.
Schröder 4 Lustspiele. 3 Aufl. 175, 183.
Schwartz Sciagraphia dogmatices Christianae 151, 7.
v. Seenus Beschreibung einer Reise nach Istrien und Dalmatien, vorzüglich in botanischer Hinsicht 166, 127.
Seidel kurze Nachricht von der Schlacht bey Kunnersdorf 165, 120.
Spence Britannien unabhängig vom Handel. Nach der 5 Ausg. aus dem Engl. übers. von *Wolff* 155, 33.
Staatenverfassung, neue, zum Wohl und Glück der Völker 152, 15.
Steinbrenner biblische Vorlesungen über wichtige und gemeinnützige Abschnitte der Bibel A. und N. T. 2 Aufl. 1. 2 Th. 160, 79.
Sturm Jahrbuch der thüringischen Landwirthschaft. 1 Bd. 2. 3 Heft. 2 Bd. 1. 2 Heft 160, 75.

T.

Taschenbuch für magische Unterhaltung 162, 95.
Tiedemann Anatomie des Fischherzens 153, 25.
Trommsdorff Handbuch der pharmaceutischen Waarenkunde. 2 Ausgabe 153, 24.

V.

v. Voss Geschichte eines österreichischen Parteygängers im J. 1809 175, 184.

W.

Wagner Reisen aus der Fremde in die Heimath. 1 Bd. 175, 180.
Weber Handbuch des in Deutschland üblichen Lehnrechts nach *Böhmers* Grundsätzen. 1. 2 Th. 152, 9.
Weigel Gebetbuch für Katechumenen. 3 Aufl. 161, 87.
Weishaupt Materialien zur Beförderung der Welt- und Menschen-Kunde. 1. 2 Heft 174, 185.
Welcker kleine lyrische Anthologie. 2 Bdchen. 157, 54.
v. Woltmann Geschichte des westphälischen Friedens. 2 Theile 165, 97.

Z.

Zeller historische Nachricht von einem Versuch über die Anwendbarkeit der pestalozzischen Lehrart in Volksschulen. Neue Aufl. 175, 184.
Ziegenbein Religion in den besten Liedern deutscher Dichter. 2 Aufl. 175, 184.

II. Verzeichniss der Buchhandlungen, aus deren Verlage Schriften recensirt worden.

(Die vorderen Ziffern bedeuten die Numer des Stücks, die eingeklammerten aber, wie oft ein Verleger in einem Stücke vorkommt.)

Akademische Buchhandlung in Marburg 151.
Anonyme Verleger 152.
Apitz in Frankfurt an der Oder 165.
Bädecker und Kürzel in Duisburg und Essen 171.
Barth in Leipzig 160. 173. 175.
Bohn in Hamburg 167.
Braunes in Berlin 175.
Darnmann in Züllichau und Freystadt 175.
Dieterich in Göttingen 152.
Druckerey, kaiserl., in Paris 161.
Fayolle in Paris 171.
Fleischer d. J. in Leipzig 166. 172.
Fleischmann in München 154.
Frommann in Jena 156. 160.
Gaffert in Ansbach 161.
Göbhardt in Bamberg und Würzburg 164.
Goedsche in Meissen 164.
Göschen in Leipzig 157. 165.
Gräff in Leipzig 164. 166.
Guilhaumann in Frankfurt am Mayn 173.
Gundermann in Hamburg 160 (2). 161. 173.
Hahn, Gebr., in Hannover 165. 174.
Hammerich in Altona 166.
Hanisch's Erben in Hildburghausen 173.
Heerbrandt in Tübingen 173.
Hennings in Erfurt 155.
Herrmann in Paris 164.
Hessenland in Brandenburg 161.
Hinrichs in Leipzig 165.
Keil in Cöln 153.
Keyser in Erfurt 166.
Korn d. Aelt. in Breslau 161.
Kümmel in Halle 156.

Löffler in Mannheim 171.
Mohr und Zimmer in Heidelberg 151. 158.
Monath und Kufsler in Nürnberg 166.
Oehmigke d. Aelt. in Berlin 160.
Palm in Erlangen 170.
Ritter in Gmünd 162.
Schneider und Weigel in Nürnberg 155.
Schöne in Berlin 173.
Schöne in Eifenberg 160.
Schulze in Oldenburg 162.
Schwickert in Leipzig 158.
Steinerfche Buchhandlung in Winterthur 152.
Steudel in Gotha 174.
Tafché und Müller in Giefsen 157.
Thomann in Landshut 151. 154.
Treutel und Würz in Paris 170.
Tyhoff in Harderwyk 170 (2).
Vandenhoek und Ruprecht in Göttingen 179.
Weidmannfche Buchhandlung in Leipzig 152.
Weifs in Berlin 165.
Widtmann in Prag 151.
Wittekind in Eifenach 163.

III. Intelligenzblatt des Julius.

Ankündigungen.

Amelang in Berlin Verl. 55 u. 56, 457.
Andreäifche Buchh. in Frankfurt am Mayn Verl. 54. 431.
Buch- und Kunst-Handlung in Rudolftadt Verl. 55 u. 56, 458.
Cnobloch in Leipzig Verl. 51, 408. 52, 415.
Dippold und *Koethe* hiftorifches Archiv 51, 405.
Felsecker in Nürnberg Verl. 55 u. 56, 459.
Fleifchmann in München Verl. 50, 400. 51, 407.
Frommann in Jena Verl. 52, 414. 55, 421. 422.
Gefsner in Zürich Verl. 50, 399.
Hartknoch in Leipzig Verl. 52, 415.
Hemmerde und Schwetfchke in Halle Verl. 52, 415.
Klügerfche Buchh. in Arnftadt und Rudolftadt Verl. 54. 432. 57 u. 58. 461.
Koethe f. *Dippold*.
Kümmel in Halle Verl. 51, 408.
Märcker in Leipzig Verl. 51, 408.
Müller in Giefsen Verl. 50, 395.
Schmidt in Berlin Verl. 50, 400.
Schüppelfche Buchh. in Berl. Verl. 50, 399.
Steinifche Buchh. in Nürnberg Verl. 54. 429.
Welcker Ueberfetzung der zoegafchen Basreliefs 50, 397.

Beförderungen und Ehrenbezeugungen.

Ancillon in Berlin 53. 422.
Bärens in Kopenhagen 52. 410.
Bernftein in Halle 52, 409.
Brugières aus Gard 54. 429.
Bruns in Halle 52, 409.
Buffe in Freyberg 52, 409.
Chriftiani in Kopenhagen 52, 410.
Eder in Wien 53. 419.
Erman in Berlin 53. 422.
Etzler in Breslau 52, 409.
Fabriczy in Pefth 54. 428.
Fritz in Prag 54. 428.
Für in Kefsthely 54. 428
Gamauf in Oedenburg 53. 419.
Gad in Hirfchholm 52, 410.
Gloisner in Lemberg 53. 420
Gölike in Paris 52, 410.
Gotthold in Cüftrin 52, 411.
Gräfe in Anhalt-Bernburg 53. 421.
Grigely in Ofen 54. 428.
Gundelach in Kopenhagen 52, 410.
Hand in Leipzig 55 u. 56. 437.
Hauch in Kopenhagen 52, 410.
Hennig in Königsberg 52, 411.
Höger in Prag 53. 420.
Holfeld in Lemberg 53. 420.
Hudtwalker in Kopenhagen 52, 410.
Hüllmann in Königsberg 52, 411.
v. Humboldt, Wilh., in Berlin 53. 422.
Hundeshagen in Hanau 52. 409.
Huffik in Grätz 54. 428.
Hyphof in Aelftedt 52, 410.
Ideler in Berlin 53. 422.
Ilg in Wien 53. 420.
Illiger in Berlin 53. 422. 55 u. 56. 457.
Jung in Mannheim 52. 409.
Juzi in Ulm 54. 427.
Karoly in Prag 54. 428.
Kaufch in Militfch 54. 429.
v. Kezy in Saros-Patak 53. 420.
Kleinfchmidt in Mannheim 55 u. 56. 456.
Köpf in Ulm 54. 427.
Kotfchi in Tefchen 54. 428.
Kraufe in Naumburg 53. 420.
Kuttler in Augsburg 54. 427.
Langmeyer in Wien 54. 428.
Lecomte in Paris 52, 411.
Lehmann in Kopenhagen 52, 410.
Lettinger in Olmütz 53. 420.
Liebenberg in Kopenhagen 52, 410.
Linde in Warfchau 55 u. 56. 457.
Lombard in Berlin 53. 421.
Martens in Heidelberg 55 u. 56. 456.
v. Meidinger in Wien 53. 419.
Meier in Kopenhagen 52, 410.
Monod in Kopenhagen 52, 410.
Murthe in Nyborg 52, 410.
Niebuhr in Berlin 53. 422.
Oltmanns in Berlin 53. 422.
Palagyansky in Petersburg 54. 428.
Paffow in Weimar 55 u. 56. 437.
Pifansky in Augsburg 52, 411.
Planck d. J. in Göttingen 52, 409.
Prouft in Paris 52, 411.
Racs in Fiume 54. 428.
Rajcs in Oedenburg 53. 419.
Reil in Halle 51. 409.
Ridler in Wien 54. 427.
Rofen in Kopenhagen 52, 410.
Rofenftand Goiske in Kopenhagen 52, 409.
Rudolphi in Greifswald 53. 422. 54. 429.
Rumi in Schmölnitz 53. 419. 54. 428.
Sartori in Wien 54. 427.
v. Scherer in Grätz 53. 420.
Schimko in Ultron 54. 428.
Schleiermacher in Berlin 53. 422.
Schönheider, J. F. G., in Kopenhagen 52, 410.
Schönheider, M. S., in Kopenhagen 52, 410.
Schrader in Göttingen 53. 421.
Schufter in Pefth 54. 428
Simon in Wien 54. 427.
Sipos in Saros-Patak 53. 420.
Sörenfen in Kopenhagen 52, 410.
Spalding in Berlin 53. 422.

Sprengel in Halle 53. 421.
Steidele in Wien 54. 429.
Stubbe in Husum 52. 410.
Thorlacius in Kopenhagen 52. 410.
Thorup in Viborg 52. 410.
Tralles in Berlin 53. 425.
Uhden in Berlin 53. 422.
Vater in Königsberg 52. 411.
Vien in Berlin 52. 410.
Voigt in Krakau 51. 402. 53. 426.
Wald in Königsberg 52. 411.
Walter in Wien 53. 419.
Wedekind in Heidelberg 52. 409.
Willdenow in Berlin 53. 420.
Wrede in Königsberg 52. 411.
Zehnmark in Lemberg 53. 420.
Zimmermann in Heidelberg 55 u. 56. 436.

Nekrolog.

Alfonsi in Rom 52. 412.
Balz in Eſslingen 52. 411.
Bogsch in Wien 52. 412.
Brecha in Lemberg 53. 420.
van de Casteele im Haag 52. 411.
Heyer in Braunschweig 55 u. 56. 438.
Haberstumpf in Culmbach 52. 411.
Horvath in Preſsburg 54. 429.
Hornsby in Oxford 52. 411.
Köderl in Wien 52. 411.
Malsiner in Brixen 54. 429.
Panzerbieter in Liebenstein 54. 430.
v. Parientos in Ofen 52. 411.
Ratschky in Wien 54. 430.
Rebentisch in Landsberg 52. 412.
Saiffert in Paris 52. 412.
de Saluce in Turin 54. 430.
de St. Sauveur in Paris 52. 412.
Seume in Töplitz 54. 430.
Thouret in Paris 52. 412.
Tiefensee in Berlin 52. 411.
Tschink in Olmütz 52. 411.
Voigt in Schwarzach 55 u. 56. 438.
Wenck in Leipzig 55 u. 56. 438.
Zlobitzky v. Zlovicz in Wien 54. 430.

Gelehrte Geſellſchaften und Preiſe.

Agen, Sitzung und Preisaufgaben der Société d'agriculture, sciences et arts am 28 Febr. 51. 405.
Berlin, neue Secretäre und Mitglieder der Akamie der Wiſſenſchaften 53. 421.
Dännemark, Preisertheilung der Regierung für den Entwurf eines Geſetzbuchs 51. 406.
Haute-Vienne-Departement, Preisertheilung und Preisaufgaben der Société d'agriculture et arts am 24 May 51. 405.
Marſeille, Sitzung, Preisvertheilung und Preisfragen der Akademie der Wiſſenſchaften am 6 May 51. 404.
Paris, Ueberſicht des Rapport historique sur les progrès des sciences physiques depuis 1789 le 8 Fevr. 1808 57 u. 58. 449.
Wien, Preisaufgabe der Akademie der bildenden Künſte 53. 422.

Univerſitäten u. and. öffentliche Lehranſtalten.

Bayreuth, Prüfung am Gymnaſium im April 55 u. 56. 436.
Darmſtadt, Prüfungen am Gymnaſium im April 51. 403.
Duisburg, Promotionen 55 u. 56. 436.
Enyed in Siebenbürgen, Vermächtniſs an das ref. Collegium 53. 418.
Erlangen, Promotionen, Weihnachtsprogramm und Lectionskatalog 51. 401.
— — Promotion und Pfingſtprogramm 55 u. 56. 436.
— — Prüfung im Gymnaſio im April 55 u. 56. 436.
Frankfurt an der Oder, Promotion und neue Univerſitäts-Lehrer 55 u. 56. 435.
Greifswalde, Promotionen, Disputationen und Rede 53. 417.
Halberſtadt, Prüfung an der Martiniſchule am 17 April 51. 403.
Jena, Promotionen, Disputationen, Lectionskatalog, Oſter- und Pfingſt-Programme 55 u. 56. 435.
Illyrien, die Schulen ſollen neu organiſirt werden 53. 418.
Kiel, königl. Verfügung wegen Ertheilung akademiſcher Würden 54. 426.
— — Promotionen, Geburtstagsfeyer, Rectoratswechſel und Gedächtniſsreden 54. 425.
— — Regulativ über die Verwaltung des *Stipendii philologici* und die Errichtung eines philologiſchen Inſtituts 54. 426.
Königsberg, feyerliche Rede auf *Kant* und Aufſtellung ſeiner Büſte 53. 417.
Kopenhagen, Feyer des Reformationsfeſtes und Preisvertheilung unter den Studirenden 53. 417.
Krakau, Einfluſs der letzten Kriegs- und politiſchen Vorfälle auf die Univerſität — Auswanderung der Profeſſoren 51. 401.
Laibach, ſ. Illyrien.
Luckau, Michaelis- und Oſter-Examen von 1809 und 1810 51. 403.
Miskolcz, neue Schule für die walachiſche Nation 53. 418.
Turin, Disputation 53. 418.
Ulm, Redeübungen am Gymnaſium am 25 April 54. 427.
Wien, neue Einrichtung am Thierarzneyinſtitut — nebſt anderen Schul- und Univerſitäts-Nachrichten 53. 418.
Zeitz, Redeactus in der Stiftsſchule am 31 May 51. 404.

Vermiſchte Anzeigen und Nachrichten.

Auction von phyſikaliſchen und mathematiſchen Inſtrumenten zu Erfurt 57 u. 58. 463.
Bücher- und Kupferſtich-Auction zu Maynz 54. 432.
Cambray, zu, ſoll *Fenelon* ein Monument errichtet werden 52. 414.
Caſſel, zu, ſoll *Joh. v. Müller* ein Monument errichtet werden 52. 414.
Fouques ſ. Traubenzucker.
Frähn in Kaſan, mehr Autokritik als Antikritik 55 u. 56. 439.
Goethe's Wahlverwandſchaften ſind ins Franz. überſetzt 52. 414.
Hager in Mayland Ehrenrettung 55 u. 56. 448.
Heinſius in Gera Erinnerung und Bitte 52. 416.
Lucca, zu, hat man ein altes Amphitheater entdeckt 54. 430.
Möbius in Detmold Druckfehleranzeige 50. 400.
Morgenbote, der, wird in den öſterreichiſchen Staaten verboten 51. 406.
Prouſt, ſ. Traubenzucker.
Rom, die Bäder des Titus werden aufgegraben 52. 413.
— — die Conſulta verordnet, den Tempel der Veſta u. a. Denkmäler wieder herzuſtellen 52. 412.
Schumann in Leipzig Bücher zum Verkauf 53. 423.
Traubenzucker, entdeckt von *Prouſt* und *Fouques* 52. 412.
Toulouſe, bey, werden Ueberreſte von Menſchenknochen und irdene Vaſen gefunden 52. 413.
Visconti überreicht dem Kaiſer ſeine Iconographie grecque 52. 414.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 1 AUGUST, 1810.

THEOLOGIE.

Wittenberg, b. Zimmermann: *System der christlichen Moral* von D. *Franz Volkmar Reinhard*, kön. sächs. Oberhofpred., Kirchenrathe und Oberconsistorialassess. IV Band. 1810. 744 S. gr. 8. (2 Thlr. 18 gr.)

Dieser Band enthält die Lehre von den *allgemeinen Hülfsmitteln der christlichen Vollkommenheit*, jedoch noch nicht ganz vollendet, indem die Untersuchung über die geistigen Tugendmittel noch fehlt, also dem fünften Bande vorbehalten ist. Man wird sich erinnern, dass diess System nach seiner Anlage vier Hauptttheile umfassen soll. Der erste löste die Frage: *Was ist der Mensch?* — der zweyte die: *Was soll er werden?* — Die dritte Frage: *Wodurch kann er das werden, was er werden soll?* ist in dem vorliegenden Bande schon fast vollständig aufgelöst. Der fünfte und letzte Band wird ausser dem, was noch von den Tugendmitteln übrig ist, die Frage beantworten: *auf welche Art, durch welche Reihe von Veränderungen der Mensch werden kann, was er werden soll*, oder er wird die Lehre von *der Entstehung und Ausbildung der sittlichen Vollkommenheit und die Erklärung der dabey zu nehmenden Massregeln* in sich fassen.

Die Lehre von den Hülfsmitteln der christlichen Vollkommenheit ist in vier Abschnitte eingetheilt: 1) Von der Verbesserlichkeit der menschlichen Natur. 2) Von dem Beystande Gottes und seines Geistes zum Guten. 3) Von den Beweggründen zum Guten. 4) Von den Mitteln und Anstalten, die Ausübung des Guten zu erleichtern und zu befördern. Sollte aber diess Alles wirklich unter dem Begriffe der *Hülfsmittel* christlicher Vollkommenheit stehen? Sollte diese Unterordnung logisch richtig seyn? Die *Verbesserlichkeit* der menschlichen Natur ist nicht etwa bloss ein Hülfsmittel der sittlichen Vervollkommnung, sondern eine nothwendige Bedingung derselben; sie hilft nicht bloss zur sittlichen Besserung, sondern ohne sie könnte gar nicht von Besserung die Rede seyn. Und da ohne sie gar keine Tugend und Moral möglich wäre: so musste, unseres Erachtens, dieser Lehre eine weit frühere und höhere Stelle in diesem Systeme eingeräumt werden. Auch die *Beweggründe* zum Guten sind nicht bloss Hülfsmittel der sittlichen Vervollkommnung, sondern Bestandtheile derselben; ohne sie kann gar keine Sittlichkeit gedacht werden. Tugendmittel können zwar Beweggründe werden, aber diess sollte nicht seyn; und es ist für die Reinheit der Tugend selbst von Wichtigkeit, dass dasjenige, was ihr bloss äusserlich helfen soll, nicht die Stelle der inneren bewegenden Kraft derselben einnehme. Dass die Lehre von dem Beystande Gottes zum Guten und den Gnadenwirkungen hereingezogen ist, wollen wir nicht tadeln; es entsteht jedoch auch hieraus ein Übelstand, welcher die systematische Eintheilung und Anordnung trifft. Bey jener Lehre nämlich erklärt der Vf. die mancherley Einrichtungen, durch welche Gottes Vorsehung der Sittlichkeit zu Hülfe kommt, und zwar insbesondere öffentliche Anstalten, die Erweckung grosser auf die Sittlichkeit mit Nachdruck wirkender Männer, die Aufstellung merkwürdiger in die Augen fallender Beyspiele der Tugend und des Lasters, die Entstehung und Erhaltung ganzer Institute, welche sittliche Cultur zum Endzweck haben, manche Religionen, den Anblick der Natur, bürgerliche Einrichtungen und Verfassungen, grosse Weltbegebenheiten, Krieg, Handel, nützliche Erfindungen, und ausserdem noch die individuellen Führungen Gottes zur Besserung einzelner Menschen. Alles diess aber gehörte im Grunde auch in den vierten Abschnitt, wo von den *Tugendmitteln* gehandelt wird, so wie das, was *hier* besonders vorkommt, nach des Vfs. Idee grossentheils eben so gut zu der Lehre vom Beystande Gottes zur Besserung hätte gezogen werden können. Hier werden folgende Tugendmittel in besondere Betrachtung gezogen: die Natur nach ihrer belehrenden, rührenden und stärkenden Kraft, die Verbindungen und der Umgang mit Anderen, Beruf und Lebensart, Vorkehrungen, welche die bürgerliche Gesellschaft wider das Laster und wider das Elend trifft, Gesundheit und Krankheit, Wohlhabenheit und Armuth, Ehre und Schande, plötzliche Veränderungen unseres Schicksals, Leben auf dem Lande und in der Stadt; wozu noch die selbstgewählten Tugendmittel kommen: Fasten, Bezähmung des Körpers durch eine harte Behandlung, Reisen, Wallfahrten, Beyspiele, Bilder, Einsamkeit, Ehelosigkeit, Stillschweigen, blinder Gehorsam, vertrauliche Eröffnung begangener Fehler, ascetische Tagesordnung, Denktage, Versuche, der Begierden dadurch mächtig zu werden, dass man sie reizt, ihnen die ersten Regungen erlaubt, ihnen aber die Befriedigung versagt, Tagebücher. Wir haben hiemit zugleich den Hauptinhalt dieses Bandes angegeben.

Die angeführten Mängel, welche wir bey einem wissenschaftlichen Werke nicht unbemerkt lassen konnten, thun übrigens dem inneren Gehalte der einzelnen Abschnitte an sich betrachtet keinen Eintrag. Sie zeichnen sich durch Fruchtbarkeit, Gelehrsam-

keit, scharfe Unterscheidungen, Vielseitigkeit, reichen und mannichfaltigen Gebrauch der Geschichte für die Moral und eine eben so tiefe, als umfassende Kenntniss der moralischen Natur des Menschen aus. Damit soll übrigens nicht gesagt seyn, dass wir mit allen hier vorkommenden Behauptungen, Ansichten und Beweisgründen einverstanden seyen. Wenigstens einige unserer Abweichungen sollen in dem näheren Berichte, welchen wir unseren Lesern von den einzelnen Abschnitten abzustatten haben, angeführt und begründet werden.

Unter der *Verbesserlichkeit der menschlichen Natur* wird hier die Fähigkeit derselben verstanden, nicht bloss zu äusserer Ehrbarkeit und einem Scheine der Tugend, sondern zu einer ächten sittlichen Vollkommenheit gebildet zu werden. Diese Fähigkeit wird zwar als etwas *in uns selbst Gegründetes* und zu unserem Wesen Gehöriges, nicht als etwas durch ein Wunder Mitgetheiltes vorgestellt; aber doch als etwas *Abhängiges* und *Bedingtes*, was Hülfe von Aussen bedarf, wenn es sich mit Erfolg soll äussern können, als etwas *Beschränktes und durch einen immerwährenden Fortschritt sich Bewährendes*, wobey es nicht möglich ist, von allem Einfluss der Neigungen unabhängig zu werden, und eine fleckenlose ganz vollendete sittliche Grösse zu erreichen. Dass nun die menschliche Natur in diesem Sinne verbesserlich sey, wird dargethan 1) aus inneren und allgemeinen Gründen. Die Vernunft erkennt eine solche Verbesserlichkeit für *möglich*: denn es liegt in dem Begriffe derselben kein Widerspruch, und es sind auch keine unübersteiglichen Hindernisse derselben in den ursprünglichen Anlagen unseres Wesens oder in den Wirkungsgesetzen desselben oder in dem vorhandenen sittlichen Verderben oder in den äusseren Umständen anzutreffen. Die Vernunft findet diese Verbesserlichkeit selbst *wahrscheinlich*: denn sie kann nicht wohl annehmen, dass die Menschen die Bestimmung zur Tugend, die sie einmal haben, durchaus verfehlen und niemals erreichen, indem doch sonst Alles in der Welt seiner Bestimmung gemäss wirkt, dass niemand weder durch den innern, absoluten, noch durch den äusseren, relativen Werth der Tugend angezogen und gereizt werden sollte, dass niemand durch die vielen äusseren Gegenstände und Anstalten, die auf sittliche Besserung abzwecken oder sie befördern können, gebessert werden sollte. Sie findet sich endlich durch den Glauben an das Daseyn Gottes genöthigt, auch an menschliche Tugend zu glauben: denn Gott ist moralischer Weltregent, als solcher will und befördert er die sittliche Vollkommenheit der Menschen, und dieser sein Zweck kann nicht durchaus vereitelt werden. Es giebt aber 2) auch äussere und factische Gründe für die Verbesserlichkeit der menschlichen Natur. Freylich müssen die Thatsachen gehörig beglaubigt seyn, es kommt auch hier eigentlich nicht auf einzelne gute Handlungen, sondern auf ganze tugendhafte, wiewohl nicht eben völlig fehlerfreye, Charaktere an; auch kann der ganze aus der Erfahrung gezogene Beweis nur einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit haben, indem die Hauptsache der Tugend, nämlich die vorhandene pflichtmässige Gesinnung, kein Gegenstand der Erfahrung werden kann. — Man würde aber, wenn man dem Urtheile, welches man aus den Äusserungen und Handlungen eines Menschen über sein Inneres fällt, gar keine Sicherheit und Gewissheit zutrauen wollte, alles Verkehr unter den Menschen aufheben, und sich im täglichen Leben in unaufhörliche Widersprüche verwickeln; alle moralische Beurtheilung und Zurechnung, alle Sicherheit der Verträge, aller gesellige Umgang, alle Handhabung der Gerechtigkeit würde wegfallen, wenn sich moralische Handlungen in der Erfahrung nicht an gewissen Merkmalen erkennen liessen, wenn sie nicht in der Sinnenwelt ihren bestimmten Ausdruck hätten. Was nun zuerst die eigene Erfahrung eines Jeden betrifft: so giebt es in dem Bewusstseyn jedes Menschen immerwährende Erinnerungen des Gewissens und des moralischen Sinns an Schuldigkeit und Pflicht; jeder findet in sich eine Anlage zur Besserung, ein Bewusstseyn der Möglichkeit derselben. Manche sind sich bewusst, dass zu einer gewissen Zeit eine Sinnesänderung mit ihnen vorging, manche finden in sich bey der strengsten Unparteylichkeit, womit sie sich beurtheilen, eine pflichtmässige Gesinnung; eben so wird es nicht leicht einen Menschen geben, welcher nicht im Laufe seines Lebens Menschen gefunden hätte, die seine Achtung und Liebe gewannen, und an welchen ihm die Kennzeichen wahrer sittlicher Besserung unverkennbar in die Augen fielen. Aber auch *fremde Erfahrungen* zeugen für die Verbesserlichkeit der menschlichen Natur. Unter unseren *Zeitgenossen* finden wir gegen Einen, der nicht an die menschliche Tugend glaubt, immer eine Menge Anderer, welchen es gar nicht einfällt, sie für zweifelhaft zu halten, und welche mit der herzlichsten Achtung und Liebe für gewisse andere Menschen erfüllt sind. Dazu kommt noch das Zeugniss der *Geschichte*. Die einsichtsvollesten, parteylosesten und zuverlässigsten Geschichtschreiber aller Zeiten und Nationen setzen mit einer auffallenden Übereinstimmung als entschieden voraus, dass die menschliche Natur nicht bloss verbessert werden könne, sondern es oft auch zu einem hohen Grade sittlicher Vollkommenheit gebracht habe; man hat von jeher angenommen, die Geschichte müsse moralisch belehrend und bildend seyn, und dabey die Verbesserlichkeit des Menschen vorausgesetzt; der Ernst der Geschichte, sofern sie Rettung der Wahrheit, Handhabung der Gerechtigkeit, Entlarvung und Bestrafung der Heuchler, Betrüger und Tyrannen sich zum Zwecke setzt, ist ein Beweis, dass es eine Tugend giebt, welche auch bey sorgfältigster Prüfung und vor einem unerbittlichen Gerichte die Probe hält. So lassen sich auch Selbstbekenntnisse und Lebensbeschreibungen, Denkwürdigkeiten, die Welt-, Völker-, Staaten- und Kirchen-Geschichte, mit gewissen Einschränkungen, als Zeugnisse für die Verbesserlichkeit der menschlichen Natur und die Realität der menschlichen Tugend

gebrauchen. Auch die heil. Schrift lehrt in unzähligen Stellen ausdrücklich, dass der sündige Mensch sich bessern könne; sie giebt diese Besserung als das Hauptziel aller Veranstaltungen Gottes, und insonderheit als den Endzweck an, der durch Jesus erreicht werden sollte; sie stellt Beyspiele von Menschen auf, welche nach ihrem Zeugnisse wirklich gebessert waren, und einen hohen Grad von sittlicher Vollkommenheit erreicht hatten. So handelt der würdige Vf. eine Lehre ab, welche, wie er am Ende auch noch besonders zeigt, von äusserster Wichtigkeit ist.

Die Lehre vom Beystande Gottes zum Guten wird in die Lehre *vom natürlichen und übernatürlichen Beystande* abgetheilt. Auf die letztere wollen wir hier unsere besondere Aufmerksamkeit richten. Schon bey der sehr lehrreichen Untersuchung über die Führungen, d. h. die individuellen und besonderen Veranstaltungen Gottes zur sittlichen Bildung einzelner Menschen, kommt der Vf. auf die Frage, ob Gott sich zuweilen wunderbarer und übernatürlicher Anstalten zu diesem Zwecke bediene. Er redet hier nicht von der biblischen Geschichte, nicht von einer höheren und ausserordentlichen Offenbarung, bey welcher seiner Meinung nach ohnehin übernatürliche Einflüsse auf ihre Mittelspersonen zu ihrer Beglaubigung nothwendig sind, sondern er redet davon, *ob Gott auch ausser dem Fall einer solchen höheren Bekanntmachung, bey ganz gewöhnlichen Menschen und im Laufe der natürlichen Begebenheiten, zuweilen etwas Ungewöhnliches und Übernatürliches geschehen lasse, um die sittliche Besserung dessen, mit dem eine solche Veränderung vorgeht, dadurch anzufangen oder zu befördern.* Die *Geschichte* — so beantwortet er diese Frage — enthält unzählige Nachrichten, dass Gott bald die Bekehrung einzelner Menschen, bald die weitere sittliche Ausbildung derselben, bald ihre Befestigung im Guten, bald ihre Beruhigung im Leiden, durch ausserordentliche und wundervolle Führungen bewirkt, und Veränderungen angeordnet habe, die ohne seine besondere Dazwischenkunft nicht erfolgen konnten. Die Kirchenhistorie, die Lebensbeschreibungen der Heiligen, der Mönche und mancher anderer Personen, sind voll von solchen Erzählungen. Eine Menge dieser Erzählungen verdient gar keine Aufmerksamkeit, weil es ihr ganz an historischer Glaubwürdigkeit fehlt. Eine Menge für übernatürlich gehaltener Veränderungen konnten der Ordnung der Natur gemäse Erfolge seyn, und nur den Schein des Wunderbaren an sich haben. Wenn man aber von der Summe der hieher gehörigen Nachrichten auch alles abzieht, was diesen Bemerkungen zufolge abgezogen werden muss: so bleiben doch immer noch Beyspiele übrig, welchen man weder die erfoderliche historische Glaubwürdigkeit absprechen, noch die Gestalt des Wunderbaren und Ausserordentlichen durch eine natürliche Erklärung nehmen kann. *Nach der Geschichte zu urtheilen, muss man also gestehen, dass Gott bey der Führung einzelner Menschen zuweilen etwas Ausserordentliches gethan, und den Anfang oder Fortschritt ihrer sittlichen Besserung oder ihre Befestigung im Guten dadurch bewirkt habe.* Auch die *Vernunft* kann dergleichen ungewöhnliche Führungen weder für *unmöglich* noch für *Gottes unwürdig* erklären. Dem Allmächtigen kann die Fähigkeit nicht abgesprochen werden, eine unmittelbare oder doch ungewöhnliche Wirkung in der Natur hervorzubringen. Eine solche Wirkung ist auch nicht unvereinbar mit der einmal festgesetzten Ordnung der Dinge. Die Ordnung der Natur wird dadurch, wenn Gott den natürlichen Kräften der Dinge zuweilen eine *Richtung* giebt, welche sie *von selbst* nicht hätten nehmen können, eben so wenig unterbrochen und gestört, als wenn es die Menschen thun. Gott thut bey einer ungewöhnlichen Führung nichts anderes, als wir bey unserem freyen und willkührlichen Einwirken auf die Natur thun, welches täglich geschieht und wodurch unzählige unerwartete Veränderungen veranlasst werden. Gott bedient sich dabey der natürlichen Kräfte zu seinem Zwecke eben so, wie wir sie zu unseren Absichten täglich benutzen. Für die Natur und ihren Zusammenhang ist es ganz einerley, von welcher Ursache der Einfluss herrührt, durch welchen etwas in ihr verändert wird, ob von der höchsten oder einer beschränkten. Wenn man sagt, Gott habe gleich Anfangs Alles so vollkommen geordnet und verknüpft, dass kein Fall eintreten könne, wo eine solche Nachhülfe nöthig wäre: so kann darauf geantwortet werden, dass es unerweislich sey, Gott habe den Entschluss, sich alles freyen Einwirkens in die Natur der Dinge zu enthalten, wirklich gefasst, und dass Gott hier *mit freyen, an kein mechanisches Gesetz gebundenen Wesen zu thun hat*, die nicht, wie Maschinen, bloss *getrieben*, sondern als denkende und selbsthandelnde Geschöpfe *regiert* werden sollen. Wer kann beweisen, die Ordnung der Dinge habe im Voraus so festgesetzt werden können, dass selbst bey *solchen* Wesen jede Absicht erreicht werde, die bey ihnen erreicht werden soll? Es scheint vielmehr nothwendig und der Würde des höchsten Regierers gemäss zu seyn, dass er mit freyen Wesen auch frey handle, und die mechanische Welt nach den Bedürfnissen der moralischen modificire, so oft diess nöthig und nützlich ist. Es kann also auch *Gottes nicht unwürdig* seyn, in einzelnen Fällen so zu handeln. Übrigens ist desswegen Niemand berechtigt, bey den Führungen Gottes, die ihn selbst betreffen, etwas Ausserordentliches zu fodern oder zu erwarten. — Bey dieser ganzen Deduction wäre 1) zu wünschen gewesen, dass der Begriff des *Übernatürlichen* genauer bestimmt worden wäre. Zuweilen scheint der Vf. darunter ein eigentliches Wunder im strengen Sinne des Worts zu verstehen. In diesem Falle aber musste hier von ihm berücksichtigt werden, was er selbst S. 21 sagt: „Wollte man sagen, die Bildung der menschlichen Natur zur Vollkommenheit könne nicht nach den gewöhnlichen Wirkungsgesetzen derselben erfolgen, und sey in sofern das Werk eines Wunders: so würde man vergessen, dass man auf kein Wesen anders wirken kann, als nach der ihm eigenen Art zu handeln: denn durch diese ist die ganze Empfänglichkeit desselben für jeden fremden Einfluss bestimmt; auch würde Alles,

was nicht nach den Wirkungsgesetzen unserer Natur in uns hervorgebracht werden sollte, uns völlig fremde seyn, und mit unseren übrigen Eigenschaften und Zuständen in keine Verbindung gebracht werden können. Von einer wundervollen Umschaffung und Einwirkung kann also die Verbesserlichkeit der menschlichen Natur nicht abhängig gemacht werden." Sind die Führungen eigentliche Wunder: so hängt zwar nicht die ganze Besserung des Menschen, doch ein Theil derselben, von Wundern ab, und insofern gilt wider dieselbe eben das, was hier wider die wundervolle Verbesserung der menschlichen Natur überhaupt eingewandt worden ist. Doch der Vf. scheint nach noch mehreren Stellen unter dem Übernatürlichen nur das *Ausserordentliche* und Ungewöhnliche zu verstehen, um so mehr, da er nachher, wo er von den eigentlichen Gnadenwirkungen zu reden anfängt sagt: „Gleichsam in der Mitte zwischen dem *Reiche der Natur* und *der Gnade* liegt das Gebiet der *ungewöhnlichen Führungen Gottes*, auf welchem wir uns bisher befunden haben; es grenzt an jenes, wiefern sich diese Führungen in der sinnlichen Welt ankündigen, und mit Veränderungen in derselben verknüpft sind; es hängt aber auch mit diesem zusammen, wiefern Alles, was in demselben geschieht, von einer *besonderen* Wirksamkeit Gottes herrührt" S. 230. 2) Da der Vf. annimmt, es gebe wirklich Beyspiele, dass Gott bey der Führung einzelner Menschen etwas Ausserordentliches gethan habe, und die Versuche, dergleichen beglaubigte Nachrichten vermittelst einer natürlichen Erklärung in die Reihe gewöhnlicher Erfolge zu setzen, seyen nicht hinreichend oder allzu gezwungen, als dass man damit zufrieden seyn könnte S. 225: so erwartet man von selbst, dass solche Beyspiele wirklich werden angeführt und beurtheilt werden, indem hier der Beweis der Behauptung bloss auf der Beschaffenheit der Beyspiele beruht. Diess geschieht aber nicht, es wird bloss auf die Bekehrungsgeschichte des Obersten *Gardiner*, wie sie *Doddridge*, sein vertrauter Freund, erzählt, verwiesen. 3) Wir Menschen geben freylich durch unser freyes und willkührliches Einwirken in die Natur ihren Kräften alle Augenblicke eine andere Richtung, als sie von selbst genommen haben würden; allein wir wirken dabey nicht nur selbst nach den Gesetzen der Natur, sondern die von uns auf eine gewisse Weise gerichteten Kräfte der Natur folgen auch dabey den ihr vorgeschriebenen gewöhnlichen Gesetzen. Wenn man daher Gottes ausserordentliche Führungen mit diesem menschlichen Einwirken vergleicht oder in Parallele setzt: so scheint es, dass man ihn den Gesetzen der Natur unterwirft, und ihn ganz wie einen Menschen in der Natur wirken läfst. Will man aber diess nicht annehmen: so kommt man auf göttliche Wunderwirkungen, wodurch die Kräfte der Natur jetzt eine andere Richtung nehmen, als sie für sich hätten nehmen können. Wir erinnern übrigens alles diess nicht desswegen, um die Lehre von den göttlichen Führungen selbst, welcher wir vielmehr vollkommen beystimmen, zu bestreiten. Doch die Theorie des Vfs. von dem eigentlich übernatürlichen Beystande Gottes zum Guten oder den Gnadenwirkungen, verdient noch besonders dargestellt und geprüft zu werden. Beides soll in möglichster Kürze geschehen. Als entschieden wird vorausgesetzt, die ganze von Christo getroffene Einrichtung sey die Folge *einer wahren, übernatürlichen und wundervollen Offenbarung Gottes*. So wie das Evangelium Jesu eine übernatürliche Wohlthat Gottes ist: so ist auch die Hülfe, die es uns bey der sittlichen Besserung erzeigt, übernatürlich. Es läfst sich daher *aus allgemeinen Gründen und von der Vernunft allein über die Art dieses göttlichen Beystandes nichts bestimmen*, sondern Alles, was denselben betrifft, muss *aus den Erklärungen Gottes selbst in der heil. Schrift hergeleitet werden*, wiewohl es allerdings mit den Grundsätzen und Aussprüchen der Vernunft verglichen, und nach denselben geprüft werden darf und soll. Das *Evangelium selbst* ist seiner Natur und Bestimmung nach ein göttliches Hülfsmittel der Besserung, ein Beystand Gottes zum Guten, und dafür wird es auch ausdrücklich in der Schrift ausgegeben. In Ansehung der *Beschaffenheit der Gnadenwirkungen* wird in der Schrift aufs deutlichste gelehrt, und fast allgemein eingestanden: 1) *dass sie alle an das Evangelium gebunden sind*, und nur vermittelst desselben Statt finden können; wirklich sind auch die Lehren und die historischen Theile des Evangeliums, sammt den Anstalten, Übungen und Gebräuchen, bey welchen das Evangelium seinen Einfluss äussern kann, durchaus so beschaffen, dass Gott durch sie die Menschen aufs gründlichste bessern kann. 2) Diese Gnadenwirkungen *verbreiten sich über Alles, was zu einer wahren Sinnesänderung erfoderlich ist*, und was man gewöhnlich unter den Namen der *Berufung, Erleuchtung, Busse, Bekehrung, dem Glauben, der Wiedergeburt, der Heiligung und Vereinigung mit Gott und Jesus* zu begreifen pflegt. 3) Sie sind *bey jedem Menschen ein einziges, zusammenhängendes, ganz nach den persönlichen Bedürfnissen desselben eingerichtetes Werk*, alle ihre Theile hängen aufs innigste und absichtsvolleste zusammen. Streitiger sind andere Fragen. Die Frage: *Ob die Gnadenwirkungen eine von der logisch-moralischen Kraft des göttlichen Worts verschiedene Thätigkeit seyen*, muss bejaht werden. Es giebt Schriftstellen genug, wo eine besondere Wirksamkeit Gottes bey dem Werke der sittlichen Besserung von der inneren Kraft der Lehre deutlich unterschieden, und als etwas mit derselben Verknüpftes vorgestellt wird. Diese Wirksamkeit Gottes ist freylich *unbegreiflich*; aber die Unbegreiflichkeit kann bey uns Menschen eine sonst glaubwürdige Sache nicht umstossen. Sie steht *mit den Wirkungsgesetzen der menschlichen Seele nicht im Widerspruche*, sie unterbricht die eigene Thätigkeit der Seelenkräfte nicht.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 2 AUGUST, 1810.

THEOLOGIE.

Wittenberg, b. Zimmermann: *System der christlichen Moral* von D. *Franz Volkmar Reinhard*, IV Band. u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Man muss das *Reich der Freyheit und Sittlichkeit* mit der *Körperwelt und dem Gebiete der Nothwendigkeit* nicht verwechseln. Wir sind als Intelligenzen keiner mechanischen Nothwendigkeit unterworfen, und können also auch nicht nach mechanischen Gesetzen regiert werden. Diess zeigt sich schon bey dem gewöhnlichen Umgange der Menschen und ihren täglichen Verhältnissen. Durch ihre wechselseitigen Äusserungen und Handlungen wird die Reihe ihrer inneren Thätigkeiten unaufhörlich unterbrochen und anders gerichtet, und es widerstrebt den Gesetzen der menschlichen Seele keineswegs, fremde, ihre vorige Wirksamkeit störende Vorstellungen von aussen her aufzunehmen, und ihr Verhalten danach einzurichten und abzuändern. So ist es auch mit dem Verhältnisse zwischen Gott und Menschen. Gott hat da nicht mit Maschinen, sondern mit vernünftigen, frey wirkenden Wesen zu thun; er muss *so* auf sie wirken können, wie *sie* es auf einander zu thun im Stande sind, und eine solche Einwirkung von seiner Seite kann den psychologischen Gesetzen eben so wenig zuwider seyn, als wenn sie von aussen her und durch Menschen erfolgt. Da die Menschen noch überdiess freye Geschöpfe sind: *so war es schlechterdings nicht möglich, die mechanische Naturordnung so einzurichten, dass durch sie alles bewirkt würde, was Gott für jedes menschliche Geschöpf, als der höchste Regierer, thun will und muss.* Als Regente muss er mit freyen Wesen in einem freyen Verkehr stehen, und nach den jedesmaligen Bedürfnissen auf sie wirken können. Gnadenwirkungen, wie die Schrift sie lehrt, sind daher nicht bloss *denkbar*, sondern sogar *nothwendig*, wenn es eine moralische Weltregierung geben soll. Diese Wirkungen Gottes in der sittlichen Welt sind desswegen *keine Wunder*. Wirkte Gott in der physischen Weltordnung, wo sich alles nothwendig und nach unabänderlichen Gesetzen entwickelt: so würden freylich Wunder geschehen. Die Gnadenwirkungen aber gehören in die *intellectuelle und sittliche Welt*; da nun in dieser *freye*, nach den vorhandenen Bedürfnissen eingerichtete *Thätigkeit Gesetz* ist und zur Ordnung gehört: so sind jene Gnadenwirkungen keine Ausnahme von der Regel, sondern *der Regel gemäss*, und mithin eben so wenig Wunder, als das gegenseitige freye Wirken der Menschen auf einander. Da die Gnadenwirkungen nach dieser Theorie nichts Regelloses, Auffallendes und von den gewöhnlichen Veränderungen der menschlichen Seele zu Unterscheidendes sind, sondern *sich mit dem zweckmässigen Gebrauche der Schrift verknüpfen* und nur *moralische Besserung* bezwecken: so ist die Lehre von derselben *der Schwärmerey gerade entgegengesetzt.* Was aber *zunächst* durch diese Gnadenwirkungen in der Seele geschieht und hervorgebracht wird, lässt sich gar nicht bestimmen. *Mit der Freyheit können sie bestehen:* denn sie sind nach der Schrift nicht unwiderstehlich, sie sind an die Wahrheiten des Evangeliums gebunden, und bestehen darin, *dass vermittelst dieser Wahrheiten, und durch die damit verknüpften besonderen Einflüsse Gottes, Vorstellungen, Empfindungen und Vorsätze veranlasst werden, durch welche die sittliche Besserung entweder ihren Anfang* nehmen, oder befördert und weiter geführt werden kann. Nun steht es aber in der Gewalt des Menschen, *wie er sich gegen das Evangelium verhalten,* ob er es vernachlässigen oder berücksichtigen, und dadurch den Wirkungen der Gnade mehr oder weniger oder keinen Einfluss bey sich gestatten will. Bey diesen Wirkungen läuft alles darauf hinaus, in dem Gemüthe *Vorstellungen zu wecken,* welche sich auf wahre Besserung beziehen, *sie zu möglichst starken Beweggründen zu machen, und die Kraft, ihnen zu folgen, mitzutheilen und zu erhalten.* Nun richtet sich aber die menschliche Freyheit, da sie kein blindes Vermögen seyn soll, allezeit nach Vorstellungen und Beweggründen; allein diese Vorstellungen sind nicht zwingend und nothwendig bestimmend; es bleibt folglich der menschlichen Freyheit auch bey den Gnadenwirkungen überlassen, ob sie die Kraft der vorgehaltenen Beweggründe gelten lassen, und von dem dargereichten Vermögen, ihnen zu folgen, Gebrauch machen will oder nicht. *Der Mensch hat es zwar auf keine Weise in seiner Gewalt, die Entstehung solcher Vorstellungen und Anregungen,* durch welche die Gnade Gottes seine Besserung anfangen oder befördern will, *zu verhindern.* Dagegen steht es dem Menschen *völlig frey,* wie er sich gegen die durch die Gnade entstandenen guten Eindrücke *verhalten will.* In Absicht auf den *Anfang* seiner Besserung verhält er sich *ganz leidend*; denn nicht er ist die Ursache der ersten guten Bewegungen, sondern der Geist Gottes, und er kann

jenen Regungen *nicht ausweichen*, sondern *muſs* ſie aufnehmen und zum Bewuſstſeyn kommen laſſen, ſobald ſie in ihm geweckt werden. Aber *den Erfolg dieſer Regungen beſtimmt er eigenmächtig und frey*, je nachdem er ſie unterhält oder unterdrückt. Wenn gefragt wird, ob die Wirkungen der Gnade von den natürlichen Wirkungen *unterſchieden* werden können: ſo verſteht man unter jenen entweder die *einzelnen Acte*, durch welche die Seele des Menſchen einen guten Eindruck erhält, oder den *ganzen* durch viele ſolche Acte *hervorgebrachten beſſeren Zuſtand*. Im erſten Sinne muſs die Frage *verneint* werden. Denn in der Schrift wird niemals ein Merkmal angegeben, durch welches man das Göttliche in einer guten Regung von dem bloſs Natürlichen ſcheiden könnte; die beſonderen Umſtände, welche an einzelnen guten Regungen vorkommen, und welche man für Merkmale des Göttlichen bey denſelben anſehen zu können meint, ſind alle ſo zweydeutig, daſs ſich mit Sicherheit nichts daraus ſchlieſsen läſst. Das Auffallende an einzelnen Rührungen läſst ſich aus der eigenen Kraft der menſchlichen Seele und den Wirkungsgeſetzen derſelben begreiflich machen, und oft kommen aus der Tiefe des menſchlichen Geiſtes Wirkungen hervor, die er ſelbſt mit Erſtaunen betrachtet, wenn er ſie gleich für ſein eigenes Werk erkennen muſs. *Die Gnade hat freylich bey jeder guten Bewegung des Gemüths ihren Antheil*, weil wir nach den Belehrungen der Schrift unter einem immerwährenden Einfluſſe des Geiſtes Gottes ſtehen; aber jener Antheil läſst ſich in einzelnen Fällen von dem, was die Natur dabey thut, auf keine Weiſe unterſcheiden und abſondern. Bey einer guten Regung flieſst die eigene Thätigkeit der Seele, die moraliſche Kraft des Wortes und die Wirkſamkeit der Gnade ſo ganz in einander, daſs es völlig unmöglich iſt, das Ganze wieder zu zerſetzen, und was von jeder dieſer Urſachen herrührt, genau zu beſtimmen. Im zweyten Sinne aber muſs jene Frage *bejaht* werden. Der ganze gebeſſerte Zuſtand überhaupt kann nur ein Werk der Gnade ſeyn. Übrigens ſind ſolche *einzelne Handlungen*, welche *bloſs aus Achtung gegen die Pflicht und aus wahrer chriſtlicher Liebe* entſprangen, und bey welchen man ſich keines anderen Antriebes bewuſst war, *unſtreitig als ein Werk der Gnade* zu betrachten. Sollte man ſich dagegen einer Handlung bewuſst werden, bey welcher man *bloſs durch die Neigung* und durch Beweggründe des eigenen Vortheils, ohne irgend eine höhere Rückſicht, beſtimmt wurde: ſo hat man eine ſolche Handlung, wie rühmlich und nützlich ſie auch übrigens ſeyn mag, für eine bloſse Äuſserung der *Natur* zu halten.

Der Hauptfehler dieſer Theorie, welche wir treu und faſt durchaus mit den eigenen Worten des Vfs. dargeſtellt haben, liegt in einer gewiſſen inneren Inconſequenz und in einer Unvereinbarkeit ihrer Beſtandtheile. Aus allgemeinen Gründen und durch die Vernunft allein ſoll ſich nichts über den übernatürlichen Beyſtand Gottes zum Guten beſtimmen laſſen, und er ſoll ganz allein an das Evangelium Jeſu gebunden ſeyn, und nur vermittelſt deſſelben Statt finden können; und doch beſtimmt der Vf. Vieles aus allgemeinen Gründen und durch die Vernunft über die Gnadenwirkungen. Er behauptet, daſs die Vernunft ſie als *nothwendig* anerkenne, daſs ſie ſich ſelbſt verkennen müſste, wenn ſie in dem Gebiete, zu welchem ſie uns erhebt, und bey dem Verhältniſſe, in welches ſie uns mit der höchſten Intelligenz ſetzt, eine ſolche freye, aller mechaniſchen Nothwendigkeit entgegengeſetzte Gemeinſchaft nicht zugeſtehen wollte, S. 265; er läſst die Gnade *bey jeder guten Bewegung des Gemüths*, welche doch auch, wie er ſelbſt nicht in Abrede iſt, ohne das Evangelium Statt finden kann, ihren Antheil haben, S. 283. Er läſst zuerſt keine Merkmale gelten, an welchen ſich die Wirkungen der Gnade im Einzelnen von den Wirkungen der Natur unterſcheiden laſſen; und doch ſetzt er nachher das Merkmal feſt, daſs unſtreitig alle Handlungen, welche bloſs aus Achtung gegen die Pflicht entſprungen ſeyen, und bey welchen man ſich keines anderen Antriebes bewuſst geweſen ſey, Werke der Gnade, Handlungen aus bloſser Neigung aber Werke der Natur ſeyen, S. 289 ff. Er behauptet, es laſſe ſich *gar nichts darüber beſtimmen*, was durch die Gnadenwirkungen in der Seele des Menſchen geſchehe und hervorgebracht werde, S. 269; und doch ſetzt er feſt, daſs durch ſie, in Verbindung mit den Wahrheiten des Evangeliums, Vorſtellungen, Empfindungen und Vorſätze veranlaſst werden, durch welche die ſittliche Beſſerung angefangen und fortgeſetzt werde, S. 272 ff., daſs der Menſch ſich Anfangs ganz leidend gegen dieſelbe verhalte, nachher aber den Erfolg derſelben beſtimme, S. 275 ff. Auſserdem haben wir bey dieſer Theorie von den Gnadenwirkungen noch Folgendes zu erinnern. 1) Es wird nun klar, daſs der Vf. unter dem *übernatürlichen* Beyſtande Gottes zum Guten ſolche Wirkungen in den Seelen der Menſchen verſteht, durch welche Gott ſo auf ſie wirkt, wie die Menſchen auf einander wirken, durch welche er ihre inneren Thätigkeiten unterbricht und anders richtet, als ſie ſich für ſich ſelbſt gerichtet haben würden, übrigens die pſychologiſchen Geſetze keineswegs abändert und aufhebt, und wodurch er das Gute bey ihnen anfängt und befördert. Dieſe übernatürlichen Wirkungen Gottes läſst er *keine Wunder* ſeyn, unterſcheidet ſie aber von den *natürlichen Wirkungen Gottes* zur Beſſerung der Menſchen, welche bey allen äuſseren göttlichen Anſtalten zur Beförderung der Sittlichkeit eintreten, zur Vorſehung Gottes überhaupt gehören, und in dem Reiche der mechaniſchen Naturordnung Statt finden. Wir haben ſchon oben unſere Bedenklichkeiten wider dieſe Beſtimmungen geäuſsert, ſetzen aber jetzt noch Einiges hinzu. Es iſt nicht einzuſehen, warum gerade dieſe Wirkungen Gottes *übernatürlich* heiſsen ſollen. Übernatürlich ſind alle Wirkungen Gottes, ſofern er ein über die Natur erhabenes Weſen, nicht durch ihre Kräfte und Geſetze beſchränkt iſt und nicht zu ihr gehört. Sieht man aber davon ab, und unterſcheidet zwiſchen natürlichen und übernatürlichen Wirkungen Gottes: ſo

müfste man, wenn irgend ein bestimmter Unterschied seyn soll, unter den letzten solche verstehen, wobey Gott die Kräfte und Gesetze der Natur durch seine Allmacht abändert, aufhebt, schwächt, erhöht, neue Kräfte und Gesetze, welche gleichfalls Natur heifsen können, schafft. Wirkungen Gottes in den Seelen der Menschen, welche ihren angeborenen Kräften und Wirkungsgesetzen ganz gemäfs sind, und nichts darin abändern, sind eben sowohl, als andere seiner Wirkungen, natürlich. Auch die Seele hat ihre natürlichen, nothwendigen Gesetze, auch sie hat ihre Physik. Es kommt noch hinzu, dafs der Vf., seiner Theorie gemäfs, auch diejenigen Wirkungen Gottes zur sittlichen Vervollkommnung der Menschen, welche er *natürliche* nennt, *übernatürliche* nennen müfste, wenigstens in so fern, als Gott durch diese äufseren Anstalten auf das Innere der Menschen wirkt, ihre inneren Thätigkeiten unterbricht, und ihnen eine Richtung giebt, welche sie ohne diese Anstalten nicht genommen haben würden. 2) Die Gnadenwirkungen Gottes sollen in der sittlichen Welt, wo *freye Thätigkeit Gesetz* ist und zur *Ordnung* gehört, keine Ausnahme von der Regel, sondern der *Regel gemäfs* seyn. Wir verstehen diefs so, dafs, da das Freyheitsvermögen kein Gesetz hat, welchem es nothwendig folgen müfste, sondern ein unbestimmtes, von Gesetzen unabhängiges Vermögen ist, es eben defswegen der Natur dieses Vermögens nicht widerspricht, wenn Gott durch seine Gnadenwirkungen ihm eine andere Richtung giebt, als es sonst genommen haben würde, da er hingegen in der mechanischen Naturordnung die ihr vorgeschriebenen nothwendigen Gesetze nur durch ein *Wunder* abändern könnte; Gnadenwirkungen sind demnach keine Wunder und mit der Freyheit vereinbar. Allein dieser Schlufs ist täuschend. Die Freyheit ist freylich keinen mechanischen Gesetzen unterworfen, sie ist ein an sich indeterminirtes Vermögen, sie gehorcht gar keinen fremden Gesetzen, sie wirkt blofs durch sich selbst, so oder anders, oder gar nicht, nach Willkühr, hierin besteht ihre Natur oder, wenn man will, ihre Regel; eben defswegen aber streitet es mit ihrer Natur, und ist eine *Ausnahme von der Regel*, wenn sie von einer *fremden Macht* bestimmt wird. Ihre Natur besteht nicht etwa blofs darin, dafs sie so oder anders wirken kann, sondern auch darin, dafs sie sich *blofs durch sich selbst* bestimmt, und nicht von einer fremden Ursache so oder anders bestimmt wird. 3) Dafs die Wirkungen Gottes in den Gemüthern der Menschen zu ihrer Besserung einzig und allein an das Evangelium gebunden seyen, und dafs es Schwärmerey sey, solche ohne das Evangelium zu erwarten und zu glauben, S. 238, ist weder den allgemeinen Grundsätzen des Vfs., noch der h. Schrift gemäfs. Er statuirt selbst aus allgemeinen Vernunftgründen eine solche Gemeinschaft Gottes mit den Gemüthern der Menschen, und wer sollte sie nicht statuiren, der an einen allwirksamen, allgegenwärtigen Gott glaubt? Schon im A. T. betrachten fromme Propheten und Dichter die Besserung als eine Ausgiefsung des Geistes Gottes über die Menschen, und selbst die aufrichtige Reue über das Böse als etwas von Gott ihnen Mitgetheiltes. Im N. T. wird zwar gewöhnlich die Lehre Jesu als die Veranlassung und das Mittel der göttlichen Gnadenwirkungen genannt, doch wird nirgends gelehrt, dafs sie ohne dieselbe gar nicht Statt finden können. Das Christenthum lehrt vielmehr einen Gott, welcher überall ist und wirkt, welcher über alle Völker als Vater waltet, welcher die Geister erzieht, welcher Sittengesetz und Gewissen in die Gemüther der Menschen gepflanzt hat, in welchem alle Menschen leben, weben und sind, welcher von keinem ferne ist, und eben defswegen lehrt es auch eine allgemeine Wirksamkeit Gottes in den Gemüthern der Menschen zu ihrer Heiligung.

In der Lehre *von den Beweggründen zum Guten* sind diejenigen, deren sich die christliche Moral bedient, hier mit einer Vollständigkeit ausgeführt und mit einem systematischen Geiste geordnet, wie wohl vorher in keiner Schrift geschah. Sie werden in Beweggründe der Klugheit, des Wohlwollens und der Sittlichkeit eingetheilt, sofern sie entweder von dem physischen oder kosmischen oder absoluten Werthe der wahren Vollkommenheit hergenommen sind. Jede Classe hat wiederum ihre mannichfaltigen Unterabtheilungen. Zu den Beweggründen der Klugheit werden übrigens manche gerechnet, welche freylich auch von Seiten der Klugheit, des Vergnügens und des Vortheils betrachtet werden können, welche aber auch selbst schon Pflichten sind. Dahin gehört es, wenn das Christenthum dadurch zur Ausübung gewisser Pflichten antreibt, weil man dadurch Gesundheit und Leben erhalte, sich Ehre und Achtung der Menschen erwerbe, sich in freundschaftliche Verhältnisse mit Anderen setze u. s. w.

In der Abhandlung *über die Tugendmittel* findet man 1) eine sehr fruchtbare und tief eindringende Entwickelung der Grundsätze, nach welchen der Werth eines Tugendmittels beurtheilt und geschätzt werden mufs; 2) genaue Classification der Tugendmittel; 3) wirkliche Aufzählung und Beurtheilung der mancherley Tugendmittel, wobey ihr Werth bestimmt wird, und die Regeln bey dem Gebrauche eines jeden ausgeführt werden. Sehr zu billigen ist es, dafs hier nicht nur von den Tugendmitteln, welche in der Natur gegeben sind, welche die bürgerliche Gesellschaft an die Hand giebt, und welche der Gang des menschlichen Schicksals herbeyführt, sondern auch von den mancherley selbstgewählten Tugendmitteln gehandelt wird, welche in der Geschichte vorkommen, welche durch verschiedene Religionen vorgeschrieben worden sind, und deren sich theils ganze Gesellschaften, theils einzelne Personen bedient haben. Dadurch wird die Brauchbarkeit dieses Werks sehr vermehrt und erweitert, und manche schöne historische Erläuterung veranlafst. Je mehr man jetzt gewohnt ist, von solchen Tugendmitteln nur mit Leichtsinn, Spott, Inhumanität und Unkunde reden zu hören: desto mehr haben wir uns über diese gründliche Untersuchung gefreut.

Über einzelne Stellen in diesem ganzen Abschnitte von den Tugendmitteln haben wir nur wenig zu bemerken. S. 568 ff. wird von *Ehre und Schande* unter den sinnlichen Tugendmitteln, welche der Lauf unseres Schicksals herbeyführe, gehandelt. Da sollte man denken, dass untersucht werden würde, wie der *Besitz* der Ehre oder Schande als ein Tugendmittel gebraucht werden könne. In der That aber findet man nur eine Untersuchung, wie Ehre und Schande als *Beweggründe* der Tugend dienen können und sollen. Dem Fasten gesteht der Vf. allerdings bey gewissen Menschen den Werth eines Tugendmittels zu, behauptet aber, dass es durchaus nicht zu einer für ganze Gesellschaften oder Kirchen verbindenden gesetzlichen Vorschrift gemacht werden dürfe, und zwar deswegen nicht, weil durch ein erzwungenes Fasten nicht nur bey Tausenden der moralische Zweck unerreicht bleibe, sondern weil man auch dadurch sogar zu unsittlichen Handlungen und zu mancherley Unordnungen Veranlassung gebe. Allein auch die besten Vorschriften verfehlen oft bey vielen ihre Zwecke, und veranlassen das Gegentheil von dem, was sie bezwecken. Das Fasten kann zwar nicht zur allgemeinen, nothwendigen *Pflicht* gemacht werden; aber es kann, wenn es zweckmässig eingerichtet ist, ein sehr schicklicher, anständiger, moralisch - wohlthätiger kirchlicher Gebrauch seyn. Es ist besonders nützlich zur Bändigung und Cultur roher, wilder, unmässiger Nationen und Gesellschaften, welche nicht durch moralische Vorschriften über die Mässigung und Mässigkeit, sondern durch bestimmte Fastengesetze geleitet werden müssen. Auch bey anderen Nationen und Gesellschaften kann es Nutzen stiften. Es ist ein öffentlicher Ausdruck des Bedürfnisses und des Bemühens, durch Widerstand gegen die Foderungen der thierischen Natur auf eine bestimmte Zeit desto mehr über dieselbe Meister zu werden, und sich der Wichtigkeit der Oberherrschaft des Geistes über den Körper lebhaft bewusst zu werden; es ist eine gemeinschaftliche Demüthigung schwacher und selbst strenger Mittel zur Bändigung ihrer Triebe bedürfender Wesen, es ist ein gemeinschaftlicher Versuch, durch Nüchternheit und Mässigkeit das Gemüth desto mehr zu sammeln, zur Besonnenheit und Ruhe zu bringen, frommen Rührungen zu öffnen und zu Gott zu erheben. Eben durch seine Gemeinschaftlichkeit macht dieser Gebrauch desto mehr Eindruck, und was das Fasten selbst bey diesem oder jenem nicht thut, wird dadurch, dass es ein angenommener Kirchengebrauch ist, und durch den damit gewöhnlich verbundenen Fastengottesdienst bewirkt. Erzwungen kann ein solches kirchliches Fasten eben so wenig genannt werden, als andere in der Kirche freywillig angenommene Gebräuche. Von dem Mönchsleben spricht der Vf. fast bey jeder Gelegenheit mit grosser Verachtung, und behauptet selbst, dass in Klöstern zu allen Zeiten, bey allem Anscheine von Ordnung, die wildesten Ausschweifungen und die grössten Greuel Statt gefunden haben. Will man aber nicht allen Glauben an die Menschen und die Geschichte aufheben: so muss man das Letzte leugnen. Es hat wirklich Klöster gegeben, in welchen Gottseeligkeit, Reinheit der Sitten und nützliche Thätigkeit in hohem Grade herrschte. Was übrigens der Vf. den Klöstern Böses nachsagt, mag von ihnen, wie sie jetzt sind, mehr oder weniger gelten. Die alte Mönchsverfassung ist überhaupt veraltet, sie passt für unser Zeitalter nicht mehr, sie ist ihrer Auflösung fast überall nahe. Desswegen aber ist das Mönchsleben überhaupt nicht durchaus verwerflich. Es giebt eine reinere Idee des Mönchslebens, welche vielleicht unser oder ein entfernteres Zeitalter realisirt, und welche den Vorwürfen des Vfs. nicht ausgesetzt ist, welche sich den reineren und allgemeineren moralischen und religiösen Ideen anschmiegt, und deren Ausführung vielleicht ein Hauptmittel der Wiederbelebung der Religion werden kann. Diese Idee aus einander zu setzen, dazu ist wenigstens hier kein Raum mehr.

a. B.

KURZE ANZEIGEN.

Erbauungsschriften. Breslau, b. Korn d. Ält.: *Tägliche Betrachtungen für die Passions- und Oster-Zeit, nebst einem Anhange für die Pfingstwoche, das Trinitatisfest, die Advents- und Weihnachts-Zeit bis zum Schlusse des Jahres*, von D. *Dav. Gottfried Gerhard*, Oberconsistorialrath der breslauischen evangelischen Kirchen und Schulen. 1809. 462 S. 8. (1 Thlr. 12 Gr.)

Der am 30. Jul. 1808 verstorbene Vf. der jetzt anzuzeigenden Schrift hat schon im Jahr 1784 *Betrachtungen für die Passions- und Oster-Zeit* zu Breslau drucken lassen, um, wie er in der Vorrede sagte, die wichtigsten Umstände der Leidensgeschichte Jesu nebst der Lehre von der Auferstehung unseres Herrn und ihren grossen Vortheilen in einer ungeschmückten, fasslichen Schreibart bloss von der Seite vorzustellen, sofern dadurch gute, christliche Gesinnungen erweckt werden können. Diese Betrachtungen sind zu Wien, wie es auf dem Titel heisst, zum Gebrauch der evangelischen Gemeinden A. C. in Wien, ohne alle Veränderung nachgedruckt worden, und da die ächte Ausgabe in Breslau vergriffen war, machte der Vf. Anstalt, sie aufs neue herauszugeben, womit er im J. 1802 zu Ende kam. Er scheint aber dazu nicht sogleich einen Verleger haben finden zu können, zumal da er nicht für gut fand, im Wesentlichen etwas zu ändern, sondern nur etwas am Ausdrucke zu feilen, und die Handlung, welche die erste Auflage besorgt hatte, eingegangen war. Da aber nach seinem Tode sich etwa 130 Subscribenten dazu fanden: so sind nun diese Betrachtungen, so wie sie von dem Vf. 1802 zum Drucke fertig gemacht, und mit einem Anhange versehen worden waren, durch den Sohn desselben herausgegeben worden.

Eine Vergleichung dieser Ausgabe mit der ersten werden die Leser nicht verlangen, und die erste zu beurtheilen kann noch weniger hieher gehören. Rec. will also nur sagen, dass diejenigen, welche die alte ehemals allein gewöhnliche Darstellung der Geschichte vom Tode, von der Auferstehung und Erhöhung Jesu und der Absichten und Vortheile dieser Begebenheiten gerne beybehalten wollen, darin viel, auch heilsame Erbauung finden werden. Für Andere hat der Vf. nicht geschrieben.

Dfr.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 3 AUGUST, 1810.

JURISPRUDENZ.

Halle, b. Hemmerde und Schwetschke: *Handbuch der Strafrechtswissenschaft und der deutschen Strafgesetzkunde.* (Auf einem zweyten Titelblatte: *Handbuch des gemeinen deutschen peinlichen Rechts.*) Von D. *Carl August Tittmann*, kurf. sächs. Ober-Consistor. Rathe (jetzt königl. sächs. Hof- und Justiz-Rathe) in Dresden. I Theil. 1806. XIV u. 466 S. II Theil. 1807. VIII u. 477 S. III Theil. 1809. XIV und 663 S. 8. (4 Rthlr. 12 gr.)

Auch dieses Werk bewährt die schon durch kleinere Schriften dargelegten Kenntnisse und Belesenheit ihres Vfs., welche mit einer nicht gemeinen Gabe, selbst die schwierigeren Gegenstände des philosophischen Criminalrechts kurz und fasslich darzustellen, verbunden ist. Dabey ist Hr. *T.* von übermäfsiger Systemsucht frey, weshalb auch die Meinungen anders Denkender nicht in jenem vornehmen oder gar renommistischen Tone, der noch immer unsere Literatur nicht selten entehrt, ohne Weiteres verdammt, sondern mit Ruhe und Achtung erwähnt werden. Der Hauptzweck dieses Werkes war, laut der Vorrede zum ersten Theile, praktischen Rechtsgelehrten ein Handbuch zu liefern, in welchem sie nicht nur die im Criminalrechte geltenden Sätze selbst möglichst geordnet, und vollständig, sondern auch die vorzüglichsten Gründe ihrer Gültigkeit vorfinden, und dadurch zugleich eine Übersicht erlangen möchten, auf welcher Stufe der Ausbildung das Criminalrecht gegenwärtig steht. Die Ausführung entspricht dem Zwecke. Das Werk entfernt sich gleich weit von unverständlicher Theorie als von gemeiner und planloser Praxis. Dabey macht es den praktischen Rechtsgelehrten auf eine befriedigende Weise mit der Literatur des peinlichen Rechts bekannt. In Ansehung der Folge der einzelnen Abschnitte hat Hr. *T.* seine *Grundlinien der Strafrechtswissenschaft* (Leipzig 1800) zum Grunde gelegt. Sonst ist im Ganzen genommen Ton und Haltung wie in dem *quistorpischen* Handbuche. Nur übertrifft Hr. *T.* seinen Vorgänger durch eine vollständigere und sorgfältigere Bearbeitung des allgemeinen Theils des Criminalrechts, und durch fleissige Benutzung der neuesten Literatur, wodurch bey vielen Verbrechen, insonderheit der Tödtung, dem Diebstahle und den Injurien, auch eine gröfsere Reichhaltigkeit der Materien herbeygeführt worden ist. Mancher wird sogar meinen, dass, zumal bey den eben genannten Verbrechen, des Guten hie und da zu viel gethan worden, und dass, durch die Nebeneinanderstellung einer Menge in wissenschaftlicher Hinsicht oft wenig gehaltvoller Meinungen und Modificationen, ein unbrauchbarer Überfluss, und dadurch eine gewisse Unbestimmtheit in den Resultaten entstanden sey. Allein im Ganzen kann Rec. in diesen Tadel nicht einstimmen. Der Verfasser eines Handbuchs soll uns mit der Summe der geltenden Grundsätze in der von ihm bearbeiteten Wissenschaft bekannt machen. Nun denke man nur an den Zustand des positiven deutschen Criminalrechts. Man erwäge, dass selbiges, ausser der peinlichen Halsgerichtsordnung Kaiser Karls V, gesetzlicher Quellen fast ganz entbehrt, da das für das Civilrecht so reichhaltige römische Recht hier nur weit sparsamere Ausbeute giebt; dass ferner die *Carolina*, ob mit Recht oder mit Unrecht, kommt hier nicht in Frage, allenthalben durch Interpretation, oder auch *via facti* entkräftet, und also ein deutsches Criminalrecht nur noch in den Schriften der Rechtsgelehrten und den Sprüchen der Rechtscollegien anzutreffen ist; — und man wird sich überzeugen, dass ein Handbuch dieses Rechts keine angenehme Lectüre seyn, dass es nichts anderes geben kann, als was es vorfindet: ein Aggregat von meistens schwankenden Meinungen und Rechtssprüchen, in Beziehung auf die feineren (nicht selten auch auf die gröberen) Begriffs- sowohl als Straf-Bestimmungen. Giebt es etwas anderes: so erfährt der Praktiker zwar, wie es nach einem gewissen Systeme seyn sollte, nicht aber wie es wirklich ist. Verleugnet hat übrigens der Vf. sein eigenes Urtheil nirgends. Es würde indess viel zu weit führen, bey einem Buche dieser Art jede von ihm vertheidigte Meinung, jede Behauptung, wider welche sich nicht unerhebliche Einwendungen vorbringen liessen, in Anspruch nehmen zu wollen. Eben so wenig kann von der Recension eines solchen Werkes eine genaue Darstellung des Ganzen in allen seinen einzelnen Theilen erwartet werden, wie solche bey Schriften Statt findet, welche besondere Lehren einer Wissenschaft bearbeitet haben, wo es allerdings darauf ankommt zu untersuchen, was die Wissenschaft durch die dem Vf. eigenthümlichen Forschungen und Prüfungen gewonnen hat. Nur Winke und kürzere Bemerkungen sind es, welche Rec. theils über das Ganze, theils über einzelne Stellen, zu geben vermag.

Der erste Band enthält den sogenannten allgemeinen Theil des Criminalrechts, welchem eine kurze Einleitung über den Begriff, die Eintheilungen, Quel-

len und Hülfsmittel dieses Rechts vorausgeht. Hier verwirft der Vf. §. 5 mit Gründen, welche wohl nur auf einem Missverständnisse beruhen, den Unterschied zwischen *natürlichem* und *positivem* Strafrechte, und vertheidigt die auf dem Titel seines Werkes gewählten Benennungen. Der hierauf folgende rein-theoretische Theil beginnt mit einer Begründung des Rechts zu strafen. Der Vf. ist der Präventionstheorie zugethan, und sucht sie in der Kürze möglichst zu rechtfertigen. Es ist hier nicht der Ort, ihn ausführlich zu widerlegen. Indessen glaubt Rec., der Vf. werde, je mehr er mit dem peinlichen Rechte und dessen Praxis sich beschäftigt, von der Unbrauchbarkeit dieser Theorie, um auf selbige ein positives Criminalrecht im Staate zu begründen, überzeugt werden. Am wenigsten darf ihr der Einfluss bey den Schärfungs- und Milderungs-Gründen zugestanden werden, welchen ihr der Vf. nicht bloss historisch zuschreibt, sondern auch nach seinem Urtheile gönnt. Es ist dem Gesetzgeber unmöglich, die in unendlichen Abstufungen eintretende Strafbarkeit der Handlungen im Voraus zu berechnen, und, indem er die unwandelbaren, jedoch freylich nur allgemeinen Sätze des natürlichen Strafrechts nunmehr auf einzelne Fälle anwendet, und durch in seinem Staate allgemein geltende Normen ausspricht, einen Massstab aufzufinden, welcher jene Strafbarkeit in allen ihren Gradationen verfolgte. Er muss sich vielmehr mit Hauptclassen begnügen, und überall zwar klare und bestimmte, doch immer nur allgemeinere Regeln aufstellen. Zu solchen Regeln muss er gewisse allgemeine Schärfungs- und Milderungs-Gründe erheben, welche die Philosophie und der gemeine Menschenverstand als solche anerkennt, z. B. Wiederholung des Verbrechens, Jugend u. s. w. Ausser diesen gesetzlich bestimmten Schärfungs- und Milderungs-Gründen aber muss es für den blossen Criminalrichter keine weiter geben. Die Regel: Die angedrohte Strafe setzt vollkommene Freyheit und Selbstbestimmung voraus; Milderung derselben wird also bewirkt, so oft diese Freyheit auf irgend eine Weise gehemmt war, als welches geschieht durch schlechte Erziehung, Gemüthsbewegung, Gelegenheit, Verführung u. s. w. hat jedesmal das nothwendige Übel zur Folge, dass der Richter vollen Spielraum hat, bald härter, bald gelinder zu erkennen. Es klingt recht schön, dem Richter auch eine Rolle als Psychologen anweisen, ihm auferlegen zu wollen, bey jeder Untersuchung Veranlassung, Bestimmungs- und Mitwirkungs-Gründe genau aufzusuchen und in die ganze Individualität des Verbrechers einzudringen, um nun nach dieser und seiner daraus sich ergebenden Gefährlichkeit das Urtheil zu fällen. Aber niemals muss der Staat unmögliche Dinge möglich machen wollen. Er will es, wenn er solchen feinen Schattirungen, zu deren Entdeckung und richtiger Würdigung nur höchst ausgezeichnete und erfahrne Menschen, und selbst diese nur in seltenieren Fällen fähig sind, bey Bestimmung der Strafe Spielraum gestattet. An die Stelle der Psychologie tritt — planlose Willkühr, abhängig nicht von den gesetzlich bestimmten, sondern von den theoretischen Ansichten der Richter, bisweilen wohl von noch kleinlichern Regungen des Herzens. Niemand glaube, dass unter den gegebenen Voraussetzungen der untersuchende und der erkennende Richter eine blosse Referir- und Decretir-Maschine werde. Noch immer bleibt ihm genug Nahrung für Herz und Geist übrig, wenn er mit Sorgfamkeit und Treue den gegebenen Fall unter das Gesetz subsumirt. Aber freylich muss ihm dabey ein den Geist der Zeit achtender, möglichst vollständiger, und nach festen Grundsätzen ausgearbeiteter Criminalcodex in die Hand gegeben werden. Das Bedürfniss ist dringend. Was dabey im *Spiele* ist (wirklich dieser Ausdruck ist charakteristisch), ist nicht weniger als Leben und Freyheit, Hab und Gut! So lange aber der Richter auf Gesetze aus allen Jahrhunderten gewiesen ist, die oft einen ganz verschiedenen Geist athmen; so lange er bey ihrer so grossen Unvollständigkeit zur analogischen Anwendung derselben in jedem Augenblick die Zuflucht nehmen muss, ungeachtet bey der so verschiedenen Individualität derselben die verschiedensten Analogieen mehr oder weniger sich rechtfertigen lassen; so lange endlich Gesetze nicht widerrufen und aufgehoben werden, welche, sollten sie ihren Worten nach noch heut zu Tage zur Anwendung kommen, den erkennenden Richter und die gesetzgebende Gewalt auf eine gewisse Weise vor dem Publicum compromittiren würden: so lange ist an festere Grundsätze bey Bestimmung von Verbrechen und Strafen nicht zu denken.

Nicht unbedeutenden Einfluss hat natürlich Hn. *T's.* Präventionstheorie auf sein Werk gehabt. Derselbe zeigt sich hauptsächlich bey der Bearbeitung der Lehre von den Schärfungs- und Milderungs-Gründen, im Allgemeinen sowohl Th. I. S. 322 — 371, als auch bey Aufstellung derselben in Bezug auf die einzelnen Verbrechen 3 B. Th. 2. §. 196. Th. 3. §. 438, 503, 504, 509 und 510, ingleichen bey dem Capitel von dem Begriffe und Zwecke, so wie von der Anwendung der Strafen Th. I. S. 97 bis 148 auf eine nach Rec. Urtheil nicht günstige Weise. Wahr ist es jedoch, was der Vf. selbst in der Vorrede bemerkt, dass dieses seinem Werke *als Handbuche* keinen wesentlichen Nachtheil bringt. Denn die Praxis hat aus allen Theorieen wenigstens die Milderungsgründe zusammengeschleppt. Gedacht musste ihrer also schon in einem solchen Handbuche werden. Nur würde eine andere Theorie des Strafrechts eine andere Beurtheilung dieser Praxis von Seiten des Vfs., auch wohl bisweilen andere Anordnung der Materialien herbeygeführt haben. Dass endlich den Gesetzgebern wirklich die sogenannte Androhungstheorie weit mehr vorgeschwebt habe, als die Präventionstheorie, ist gewiss. Um selbige in ihren Würden zu erhalten, ist auch keinesweges eine so specielle Kenntniss der Strafgesetze nöthig, wie Hr. *T.* in der Note i, §. 27, verlangt. Doch kann Rec. dieses hier nur andeuten, um noch einigen Raum zu einzelnen Bemerkungen zu erübrigen.

Die §. 36, Note c berührte Frage hat die neueste Zeitgeschichte für die Praxis wieder sehr wichtig gemacht. Rec. hat zufällig Gelegenheit gehabt, ein Urthel, wenn er nicht irrt, von einem wittenberg. Spruchcollegio zu sehen, wo Mehreren, welche mit vollem Vorsatze einen französischen Soldaten erschlagen hatten, ohne dass dieser selbst vorher an den Thätern durch Plünderung oder Gewaltthätigkeiten sich vergangen hatte, nur eine kurze Zuchthausstrafe zuerkannt wurde, weil der Todtschlag in den ersten Schreckenstagen, welche bey dem Einmarsche der französischen Armee in Sachsen eintraten, verübt worden war, und die Idee der Unsträflichkeit der Tödtung eines Feindes vorgeschwebt hatte. — Wenn der Vf. §. 59, Not. p sagt: „in Deutschland wird nur noch auf geschärfte Todesstrafen *erkannt*, selbst aus dem 19ten Jahrhunderte könnten Beyspiele hievon geliefert werden!! (?) aber *zur Vollstreckung* kommt es *nicht*": so widerspricht das demjenigen, was er selbst §. 131, und noch bestimmter § 208. Not. c, bemerkt. Auch ist insonderheit die Strafe des Räderns eine Strafe, welche noch heut zu Tage, und zwar gar nicht so selten, in Deutschland zur Vollstreckung kommt. — Der §. 61 bezeugte Gerichtsbrauch, wegen Eintreibung der erkannten Geldstrafen von den Erben, ist bey weitem nicht so bestimmt, als man nach dem Vf. annehmen möchte. Ganz singuläre, offenbar unstatthafte Aussprüche in einzelnen Fällen begründen noch keinen Gerichtsbrauch. Schwerlich würde wohl ein Dikasterium bey guter Überlegung besonders nach dem No. 3 angeführten, übrigens von dem Vf. selbst getadelten Grundsatz erkennen. — § 76 Note w. Der vom Vf. verworfenen Eintheilung in *unmittelbare* und *mittelbare* Ehrlosigkeit entsprechen nicht die Ausdrücke *infamia juris et facti;* sondern die *infamia juris* ist nach der gewöhnlichen aus dem römischen Rechte abgeleiteten Eintheilung entweder *immediata* oder *mediata;* und die *infamia facti* von beider verschieden. — §. 88 Not. c. gehört nicht hieher, da der Vf. Provinzialgesetzgebungen nicht berücksichtigen wollte. Das hier angegebene Verhältniss zwischen Geld- und Gefängniss-Strafe, welches mit einem wittenberger Urthel belegt wird, beruht nicht auf dem Gerichtsbrauch, sondern auf besonderen gesetzlichen Vorschriften in Sachsen. — §. 98 hat zwar Hr. T. richtig bemerkt, dass es kein *Nothrecht* gebe; allein noch immer bleibt seine Darstellung unrichtig, weil er in einem solchen Falle die That für *zurechnungslos* erklärt. Das ist sie aber im Allgemeinen keineswegs. Denn der Mensch, als vernünftiges und freyes Wesen, kann und soll sich über den Andrang der sinnlichen Natur, sey es auch der heftigste, erheben. Er kann sterben, aber nicht die Rechte Anderer verletzen. Thut er Letzteres dennoch: so ist dieses ihm immer *zuzurechnen*. Aber freylich nur die Herrschaft *der Vernunft* über die Sinnlichkeit kann in einem solchen Falle die Rechtsverletzung verhüten. *Physische Übel* und deren Androhung vermögen nichts. Denn sie können nicht grösser seyn, als die Noth selbst, können also nicht auf die Sinnlichkeit wirken, um durch deren Vermittelung, wie in anderen Fällen geschieht, *Legalität* hervorzubringen. Darum lässt der Staat solche Handlungen, welche übrigens in ihrer vollen Reinheit kaum jemals vorkommen, straflos. Der Grund dieser Straflosigkeit ist demnach in dem Gebiete der Ethik und Politik, nicht in dem der Rechtslehre zu suchen. — §. 101 hätte noch deutlicher, als geschehen ist, bemerkt werden mögen, dass bey dem sogenannten *dolo indirecto* beide Zurechnungsgründe, *Dolus* und *Culpa*, zugleich eintreten; durch eine und dieselbe Handlung also z. B. eine *vorsätzliche* Misshandlung und eine *verschuldete* Tödtung begangen werde. Um so mehr war dieses nöthig, damit der Leser durch die dem folgenden § *sub* b beygefügte Note nicht verleitet werde zu glauben, dass eine solche Concurrenz bey einer und derselben Handlung überhaupt nicht Statt finden könne. — Dass die §. 170. Note g aufgestellte Behauptung, Begräbnisskosten könnten als Schadenersatz nicht gefodert werden, richtig sey, bezweifelt Rec. Der durch das Begräbniss herbeygeführte Aufwand ist eine Folge der Tödtung, und diese muss der Verbrecher tragen. Dass der Getödtete doch einmal hätte sterben und begraben werden müssen, ist ein unhaltbarer Einwand. Die Umstände können sehr verschieden seyn, unter welchen in diesem und jenem Falle das Begräbniss erfolgte. Noch gewisser sind die Begräbnisskosten zum Ersatz geeignet, wenn der Getödtete unvermögend war, z. B. wenn selbige von dem Vater bestritten werden mussten. Denn wurde das Kind selbstständig, und erlangte Vermögen: so hatte der Vater niemals nöthig, diesen Aufwand aus eigenen Mitteln zu machen.

Anhangsweise ist noch in dem ersten Theile von dem Sicherungsrechte, der Nothwehr, der Wiederherstellung des entzogenen Gutes, und dem Rechte auf Privatgenugthuung, insbesondere auf Schadenersatz, als besonderen Theilen des Zwangsrechts, ausser dem Rechte zu strafen, gehandelt.

Der zweyte und dritte Theil stellt die einzelnen Verbrechen dar. Der Vf. hat hier wieder, so wie in seinen *Grundlinien*, die Eintheilung in *Verbrechen* (Verletzung *angeborner*), und *Vergehen* (Verletzung *erworbener* Rechte) beybehalten. Er unterscheidet ferner *einfache* und *vielfache*, oder *alternative* Verbrechen und Vergehen. Jene sind ihm solche, welche nur *eine* Art von Rechten *aufheben;* diese hingegen solche, welche die Verletzung *mehrerer* Arten der Rechte zur Folge *haben können*. Rec. hat nirgends einen Nutzen von dieser willkührlichen Eintheilung entdecken können. Im Gegentheil, sollte sie wirklich bey Behandlung der einzelnen Verbrechen streng durchgeführt werden: so würden nicht selten gleichartige Vergehen getrennt werden müssen, durch deren Nebeneinanderstellung die Übersicht und der innere Zusammenhang erleichtert worden wäre. Dieses ist dem Vf. wirklich mehrmals begegnet. So gehört gewiss die *Nothzucht* unter die Verbrechen wider die Freyheit anderer Menschen, und wäre mit der *Nöthigung*, deren der Vf. als eines eigenen Verbrechens gedenkt, in Verbindung zu setzen gewesen. Allein weil die Nothzucht (§. 263) die Andro-

hung einer Gefahr für das Leben oder die Gesundheit enthält: so wird von ihr unter den alternativen, von der Nöthigung (§. 231) hingegen unter den einfachen Verbrechen gehandelt. Und doch kann sich der Vf. selbst nicht verbergen, dass auch die Nöthigung sehr verschiedene Zwecke habe, also durch selbige *mehrere* Arten der Rechte verletzt werden können. Der Raubmord steht unter den einfachen Verbrechen, und beeinträchtigt doch offenbar Leben und Vermögen zugleich. Dasselbe kann bey den Verbrechen wider die Geisteskräfte Statt finden, welchen der Vf. mit Recht einen eigenen Abschnitt, jedoch ebenfalls unter den einfachen Verbrechen, gewidmet hat. Th. 2 S. 118 — 127.

Jetzt noch einige einzelne Bemerkungen auch über diese Theile. §. 182. Not. b, ist wenigstens der Ausdruck verfehlt. Nicht blofs *der Begriff* einer Tödtung erfodert Aufhebung des Lebens eines Menschen, sondern diese muss auch vorhanden seyn, um jemanden *eine Tödtung zurechnen* zu können. Ein Verbrechen, *welches nicht existirt*, kann nicht zugerechnet werden. Eine andere Frage ist es, ob der Gesetzgeber für den Fall, wo der Verbrecher nur um desshalb von weiterer Thätigkeit abstand, weil er den von ihm Verwundeten für getödtet hielt, die Strafe der Tödtung ebenfalls androhen soll, und ob sie entweder nach den Worten, oder doch nach dem Geiste unserer Gesetze in diesem Falle für angedroht zu achten ist. Davon spricht der hiebey angeführte *Stübel*. §. 189 S. 21 ist zwar richtig, was der Vf. über die Unrichtigkeit der Meinung sagt, wegen einer blofsen Möglichkeit die Gewisheit des Thatbestandes in Zweifel zu ziehen. Allein der zur Bestreitung einer solchen Möglichkeitstheorie aus der Analogie entlehnte Grund mit seinen Beyspielen passt nicht. Denn bey der Brandstiftung ist Gewissheit nöthig, dass es gebrannt hat, bey der Tödtung Gewissheit, dass Jemand getödtet worden ist. Nun brennen zwar alle Feuer, und alle Wunden verwunden. Aber so wie nicht alle Feuer *verbrennen* oder durch ihre Gewalt zerstören (und das ist bey der Brandstiftung nicht erfoderlich): so tödten nicht alle Wunden. Das Tödten gehört aber natürlich zum Thatbestande des Verbrechens der Tödtung. Es muss also, wie der Vf. §. 187 selbst bemerkt, eine tödtliche Wunde vorhanden seyn, welche wieder, ohne dass sie, sey es übrigens über kurz oder lang, den Tod *wirklich* herbeygeführt hat, nicht denkbar ist. Das Urtheil aber, ob dieses der Fall gewesen sey, bleibt, wie aus dem eigenen Anführen des Vfs. sich aufs deutlichste ergiebt, immerhin ungemein schwierig, und hängt mit der Frage: wie ist der Körper des *nach* einer Verwundung Verstorbenen in seinen Haupttheilen beschaffen? wie ist sein Zustand während der Krankheit gewesen? wie ist er während selbiger behandelt worden? so genau zusammen, dass durch alles dieses oft erst bestimmt wird, ob eine tödtliche Wunde vorhanden sey, oder nicht. Erst aus den *Folgen* der Verwundungen wird nicht selten auf deren *Beschaffenheit*, in Beziehung auf die Frage, ob sie für tödtliche zu achten sind, oder nicht, geschlossen, und es muss auf diese Weise geschlossen werden, weil Wunden, welche die Ärzte den schlechterdings tödtlichen beyzählen, dennoch je bisweilen geheilt werden, also nach Befinden tödtliche und auch nicht tödtliche sind. Hieraus folgt, dass von anderen Verbrechen auf das der Tödtung kein analogischer Schluss gemacht werden kann. Überdiess mag diese Bemerkung mit dazu dienen, darauf aufmerksam zu machen, dass, was auch die Theorie für Regeln aufstelle, einige Ungewissheit in der Praxis hier unvermeidlich bleibt, weil menschliche Kunst und Wissenschaft hier nicht ausreicht. Immer ist es also die unerlässliche Pflicht des Richters, hauptsächlich bey dem Verbrechen der Tödtung mit gröfster Vorsicht und Genauigkeit zu untersuchen, um auffallende Mängel zu vermeiden. Wo diese, vorzüglich bey der Section, angetroffen werden, wird ein Erkenntniss auf Todesstrafe stets bedeutenden Zweifeln unterworfen bleiben. Die gröfsten Schwierigkeiten treten bey dem Verbrechen der Vergiftung ein, da die Wirkungen des Gifts noch weit weniger erforscht sind, als die der Wunden. Dieses Verbrechen ist von dem Vf. vorzüglich gut bearbeitet worden. Doch ist uns des Vfs. Behauptung §. 255. S. 190 aufgefallen, dass nämlich in den neusten Zeiten, um wegen Giftmordes auf Todesstrafe zu erkennen, die Gewisheit von einer absoluten Unmöglichkeit, dass die Tödtung durch etwas anderes als durch das Gift hervorgebracht sey, verlangt werde. Rec. ist ein solcher Fall, der wirklich unerhört wäre, noch niemals vorgekommen. — §. 424. Was hier der Vf. sagt, leuchtet Rec. nicht ein. Wer in Beziehung auf eine dem Anderen eigenthümliche Sache die in diesem Eigenthum enthaltenen Rechte stört, der verübt doch wohl ein Vergehen gegen das Eigenthum. Das Eigenthumsrecht schliesst unter anderen auch das Recht zum Besitz in sich. Derjenige, welcher mein Pferd heimlich aus dem Stalle führt, um mit selbigem eine, wenn schon übrigens dem Pferde unschädliche Reise zu machen, verhängt nicht, wie der Vf. will, einen Betrug, sondern ein Vergehen gegen fremdes Eigenthum, dessen Rechte er unmittelbar stört. Betrug setzt allemal Verletzung oder Unterdrückung der Wahrheit voraus, wie der Vf. sowohl §. 511, als auch bey Beurtheilung eines anderen Falles §. 446. S. 183 richtig bemerkt. Wo wäre diese hier vorhanden? Selbst wenn der gemachte Unterschied an sich gegründet wäre, sieht man doch keinen Nutzen von ihm. Statt dieser Eintheilung hätte bey der sonstigen Ausführlichkeit des *Vfs.* etwas mehr, als hier geschieht, über den culposen Diebstahl bemerkt werden können. Wenigstens hätten die Stellen nachgewiesen werden sollen, wo das Nähere über die dabey vorwaltenden Ansichten zu finden ist. Hieher gehören *Engelhards* Versuch eines allgem. peinl. R. §. 292. *Kleinschrods* Entwickl. der Grundbegr. und Grundwahrh. des peinl. R. 2 Th. 8 Abhandl. 2 Betr. *Grolmanns* Biblioth. für die peinl. Rechtswissensch. 1 Th. 2 St. S. 197 ff. *Feuerbachs* Lehrb. des peinl. R. §. 319 und *Kliens* Revision der Grundsätze üb. das Verbr. des Diebstahls 1 Th. S. 328 ff.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 4 AUGUST, 1810.

JURISPRUDENZ.

Halle, b. Hemmerde und Schwetschke: *Handbuch der Strafrechtswissenschaft und der deutschen Strafgesetzkunde.* — Von D. *Karl August Tittmann* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Aufgefallen ist uns, wie der Vf. §. 429 S. 137 auf die Meinung gekommen ist, dass bey Beurtheilung eines Diebstahls an *unreifen* Früchten der Werth zu berücksichtigen sey, welchen die Früchte künftig zur Zeit ihrer Reife erhalten. Der Vf. dachte gewiss nicht daran, dass, wenn z. B. Jemand im Monat März an der Wintersaat sich vergriffe, um selbige zur Fütterung zu gebrauchen, er den Werth der Erndte bezahlen müsste, ungeachtet der Eigenthümer das beraubte Stück Land wieder mit Hafer bestellt hat, und noch eine zweyte Erndte thut. Dieses Beyspiel leitet schon das rechtliche Gefühl, oder den sogenannten gemeinen Menschenverstand, auf die Irrigkeit der Meinung. Aber auch überhaupt betrachtet, kann ein Werth nicht zur Grundlage dienen, welcher nicht existirt. Eben so wenig kommt es jedoch auf den Werth der Saat, als Gras betrachtet, an, sondern auf denjenigen, für welchen irgend ein Käufer die Saat, wie sie so eben steht, an sich zu bringen geneigt seyn möchte. — §. 430 ist dem Vf. entgangen, dass der Staat Rechte, welche er nicht anerkennt, auch nicht schützt. Diese Erinnerung wird hinreichen, ihn zu überzeugen, dass das *widerrechtliche* Agio bey Münzsorten, welche einen *gesetzlich bestimmten* Werth haben, über welchen sie im Staate nicht ausgegeben werden sollen, ungeachtet es täglich geschieht, nicht in Anschlag kommen kann, wenn von der Bestimmung der Grösse eines Diebstahls die Rede ist, und zwar eigentlich weder in civil- noch in criminalrechtlicher Rücksicht. — §. 432. Wenn drey Personen eine Summe Geldes von 30 Thalern stehlen: so ist *objectiv* ein *grosser*, *subjectiv* ein *kleiner* Diebstahl vorhanden; so würde Rec. die Sache ausdrücken. Das dabey in der Note *c* angegebene Beyspiel wäre besser weggeblieben, weil es nicht passt. Man könnte dem Vf. darauf erwiedern, dass, wenn drey Personen zusammen 10 Flaschen Wein getrunken haben, nach seiner Ansicht 30 getrunken worden wären, weil ja jeder das Ganze getrunken hätte. Ebendeshalb darf bey Bestimmung der Strafe, wo der Werth des Entwendeten den Masstab abgiebt, auch nach gemeinem Rechte, im Fall eines von Mehreren verübten Diebstahls, nicht jedem Einzelnen das Ganze, sondern nur sein arithmetischer Antheil angerechnet werden, was der Vf., indem er die Sache theoretisch betrachtet, §. 461. S. 231 bestreitet. — Das in der Note *q*. §. 440 allgemein Vorgetragene ist lediglich in Sachsen üblich, wo es auf besonderen gesetzlichen Vorschriften beruht. Eben so liegen den §. 507, Note e, §. 561, Note w, und §. 564, Note f, angeführten Rechtssprüchen sächsische Provinzialgesetze zum Grunde. Auch der §. 578, Not. n aufgestellte Satz ist nicht gemeinrechtlich, sondern scheint einer besonderen Verfassung der höchsten Landescollegien in Sachsen seinen Ursprung zu verdanken. — §. 444. Not. b. Das Wort *Entfremdung* wird eigentlich nicht bey Diebstählen überhaupt, sondern nur bey Amotionen gebraucht. — §. 446. Sich selbst kann man nicht bestehlen, also auch an den in seinem ausschliessenden Eigenthume befindlichen Sachen keinen eigentlichen Diebstahl (*furtum rei*) begehen. Wenn ich von dem Pfandgläubiger die mir eigenthümliche verpfändete Sache heimlich weghole: so verübe ich ein *furtum possessionis*. Wenn ich hierauf noch überdiess von ihm den Werth derselben bezahlt erhalte, (was überhaupt nur unter gewissen Umständen denkbar ist): so erfodert dieses eine von der Ergreifung der Sache, die mir lediglich den physischen Besitz derselben verschaffte, ganz verschiedene Handlung. Indem ich also mit verstelltem Sinn den Werth der Sache, als ob sie dem Gläubiger von einem Dritten gestohlen worden wäre, verlange, ungeachtet ich sehr wohl weiss, dass solches der Fall nicht ist: so verübe ich einen für sich bestehenden Betrug. Bey der Entwendung fremder Sache hingegen erhalte ich den beabsichtigten Gewinn sofort durch Ergreifung der Sache, nicht erst durch deren Verkaufung. Letztere ist ein ganz zufälliger Umstand, wodurch ich nur, statt der Sache selbst, deren Werth bekomme, welchen ich aber schon vorher hatte. Denn *qui rem habet, et pretium habet*. Der Vf. will die hier beschriebene Handlung in ihrer ganzen Folge, als eine einzige, nämlich als ein eigentliches *furtum rei* angesehen wissen, sobald der Thäter sein Eigenthum in der Absicht wegholte, sich dessen Werth von dem Besitzer vergüten zu lassen. — §. 447 handelt der Vf. von der bekannten Frage, was zur Vollbringung des Diebstahls gehöre. Er will, ausser den schon sonst bekannten, insonderheit auch von *Klien* in der angeführten Revision etc. dargestellten drey Theorieen, nach Anleitung der mit der *klienschen* gleichzeitig erschienenen

erhardschen Abhandlung: *de furti notione per leges constituta accuratius definienda*, eine vierte begründen. Nach dem Vf. nämlich soll der Diebstahl vollbracht seyn, wenn 1) die Besitzergreifung eine bestimmte Wirkung erhält. Diese soll erfolgen 2) durch Entfernung der Sache von dem Orte ihres Liegens an einen anderen. Diese Entfernung soll 3) eine solche seyn, dass, um die Sache wieder in Besitz des Bestohlnen zu bringen, von Seiten dessen eine neue Besitzergreifung nothwendig werde. Endlich wird 4) bemerkt, dass der bey Nr. 2 erwähnte *andere Ort* nur in dem Falle *im Orte des Diebstahls* seyn könne, wenn der Diebstahl an Esswaaren verübt wird, die gleich auf der Stelle verzehrt werden. S. 83 ff. Rec. kann zwar die Unhaltbarkeit dieser vermeinten Mittelstrasse nicht ausführlich entwickeln; allein er bittet den Vf., an Beyspielen seine Theorie zu prüfen. Schon dadurch, dass er selbst annehmen muss, bey Esswaaren bedürfe es der Fortbringung der Sache an einen anderen nicht, zeigt es sich, dass dieser als wesentlich angenommene Umstand ein blos zufälliger sey. Ist denn aber eine neue Besitzergreifung nicht auch in dem Falle nöthig, wenn der Dieb den entwendeten Ring in seinen Stiefel verborgen, oder wenn er ihn wohl gar verschluckt hat? Ist derselbe Fall nicht vorhanden, wenn er die Uhr in seine Tasche gebracht hat? Völlig entsetzt ist hier der Eigenthümer seines Besitzes; er hat die Sache nicht mehr in seinem Gewahrsam. Die vorher mit Numern bezeichneten Sätze des Vfs., das folgt aus dem bisher Gesagten, heben einander selbst auf. Ausdrücklich erfodert die von dem Vf. jetzt seiner Meinung nach verlassene Lehre, welche *Klien* die Besitz*ergreifungs*-Theorie nennt, die noch charakteristischer aber Besitz*entsetzungs*-Theorie heissen muss, eine solche Apprehension, mit welcher die *vollständige* Besitzentsetzung des Anderen verbunden ist. Diese reicht aber auch dem Vf. hin. Das Fortbringen wird freylich in den meisten Fällen, das ist nicht zu verkennen, das sichere Zeichen, oder den zuverlässigen Beweis einer bereits wirklich vollendeten Besitzentsetzung abgeben. Dadurch wird es jedoch nichts Wesentliches. Etwas Anderes ist es, wenn während der Verübung eines Diebstahls z. B. ein Stück Bette aus der Kammer in die Stube getragen worden ist. Hier ist Besitzergreifung und Besitzentsetzung noch nicht vollendet, weil wegen der Natur des Körpers noch eine neue Handlung nöthig wird, um über sie zum Nachtheil des Eigenthümers zu verfügen. Man denke sich: der Eigenthümer tritt, von dem Geräusch erwacht, in die Stube. Der Dieb springt heraus. Um die eingesteckte Uhr mit fortzubringen, bedarf es keiner neuen Kraftäusserung in Beziehung auf selbige, sie ist schon aus dem Besitz und Gewahrsam des vorigen Besitzers. Anders ist es mit dem Bette.

Schliesslich bemerkt Rec. noch im Allgemeinen, dass des Vfs. Bemühungen, durch recht viele Rechtssprüche die von ihm aufgestellten Sätze zu belegen, allerdings Dank verdienen. Nur sind sie nicht selten zu allgemein und unbestimmt, als dass sie, so wie sie da stehen, Interesse erregen könnten. Z. B §. 128. Not. z. §. 195. Not. b. §. 238. Not. i. u. a. a. O. Bey der Literatur über das Vergehen des unerlaubten Spiels ist eine diesem Gegenstande eigends gewidmete Abhandlung in dem 2. Bande der *zachariä'schen* Annalen S. 159 ff. nachzutragen, die zwar hauptsächlich auf Sachsen berechnet, doch auch für das gemeine Recht nicht unbrauchbar ist.

Nicht angezeigte Druckfehler finden sich §. 61. Not. e, wo statt: *si reus se* zu lesen ist: *si reus vel.* §. 74. Not. z lies *leidlicher* st. *leidiger*. §. 250 *veneficium*. Die z. B. Th. I, S. 232. 252 u. 253 gebrauchten Ausdrücke: *Zustände, gewollt* werden st. *beabsichtigt* werden, so wie die *gewollte* Rechtsverletzung, sind sprachwidrig. — Der noch nicht erschienene vierte Theil wird sich mit dem gerichtlichen Verfahren in peinlichen Sachen beschäftigen und das Werk beschliessen. Wir freuen uns auf diese Vollendung eines so vorzüglichen Werks, welches, wenn nicht die Ansichten der Dinge durch Vorschritte der Gesetzgebungen in Deutschland sich allzusehr verändern, gewiss mehrere Auflagen erleben wird.

K. W.

Cassel, gedr. b. Aubel: *Instruction sur le Notariat* (avec approbation du Gouvernement). (Mit gegenüberstehendem deutschen Titel; französisch und deutsch). 1809. Tom. I. 285 S. T. II. 418 S. 8. (Vf. ist Hr *A. Fourmont*)

Der Richter, sowohl in Frankreich als im Königreich Westphalen, hat, mit wenigen Ausnahmen, lediglich die Verpflichtung, Recht zu sprechen. Die Handlungen der freywilligen Gerichtsbarkeit liegen ausserhalb seiner Geschäftssphäre. Zur Verwaltung dieser Gerichtsbarkeit sind eigene Beamte vom Staate angeordnet, welche *Notarien* heissen. Sie sind also in Frankreich und dem Königr. Westphalen förmliche *Gerichtspersonen*, die dazu angestellt sind, schriftliche Aufsätze aller Art, welchen die Parteyen die Eigenschaft öffentlicher Urkunden geben wollen oder müssen, abzufassen, das Datum derselben in Gewissheit zu setzen, sie bey sich aufzubewahren, und davon sowohl executorische Ausfertigungen als blosse Abschriften in glaubhafter Form zu ertheilen. — Das königl. Decret vom 17ten Febr. 1809 organisirte das Notariatswesen, und jetzt (Nov. 1809) ist solches im ganzen Umfange des Königr. Westphalen zur vollkommensten Ausübung gebracht. Bey der Unbekanntheit des französischen Notariatsinstituts in Deutschland, welches dem westphälischen fast überall zum Vorbilde gedient hat, und wegen seines genauen Zusammenhanges mit dem *Cod. Nap.* und der Process-Ord., zum Vorbilde dienen musste, hält Rec. es für zweckmässig, die vorzüglichsten Dispositionen der westphäl. Notariats-Ordnung in einer gedrängten Übersicht darzustellen. — Es werden die Notarien auf Lebenszeit vom Könige ernannt, und können ihres Amtes nur durch ein Urtheil des Districts-Tribunals ihres Wohnsitzes entsetzt werden. Definitiv erhalten sie jedoch ihre Anstellung

auf Lebenszeit erst nach einer dreyjährigen Dienstprobe. — Der Staat giebt ihnen keine Besoldung. — Sie dürfen, in der Regel, ihre Dienste nicht verweigern. — Sie werden in drey Classen getheilt, nämlich in Districts- und Cantons-Notarien. Die ersten haben ihren Wohnort in den Städten, welche der Sitz eines Tribunals erster Instanz sind; sie können in dem ganzen Bezirke dieses Tribunals ihre Geschäfte ausüben. Die anderen befinden sich in den übrigen Städten oder auf dem Lande, und üben ihr Amt in dem Umfange desjenigen Friedensgerichtes aus, in dessen Bezirk ihr Wohnort gelegen ist. Es ist jedem Notare verboten (bey bestimmten Strafen), ausserhalb seines Amtsbezirkes Urkunden aufzunehmen; doch können sich fremde Parteyen zu ihm verfügen. Das Amt eines Notars ist unverträglich mit den Ämtern der Richter, Beysitzer, Secretaire, königl. Procuratoren und ihrer Substituten, Hypotheken-Aufseher und ihrer Gehülfen, Gerichtsboten (Huissiers), Friedensrichter und ihrer Secretaire, Steuer-Verwaltungs-Beamten und Policey-Commissaire. Wer zum Notar ernannt werden will, muss Staatsbürger seyn, das 25ste Jahr zurückgelegt haben, und nachweisen können, dass er zwey Jahre auf einer Universität studiret, und eine gewisse (im Gesetze näher bestimmte) Zeit bey einem Notar als Gehülfe (*Clerc*) gearbeitet habe. Er ist einem Examen des Districts-Tribunals unterworfen, und wird von diesem eidlich verpflichtet. Die Anzahl der Notarien ist folgendermassen bestimmt: für Städte von 25000 Einw. 6 bis 7, von 15000 bis 25000 E. 5 bis 6, von 10000 bis 15000 E. 3 bis 5, von 6000 bis 10000 E. nicht mehr als 3, in allen übrigen Städten und den Cantons nicht mehr als 2. Sie sind einer Cautions-Leistung von resp. 600 Franken bis 4000 Fr., nach Massgabe der Population ihrer Residenz unterworfen. Dieser Vorstand wird halb durch baares Geld, halb durch Grundstücke beschosset. Die Caution in Gelde wird an die Reichs-Schulden-Amortisations-Casse eingesendet, und jährlich mit 4 p. C. verzinset. — Für jeden District, und zwar in der Stadt, wo sich das Tribunal befindet, wird eine *Notariats-Kammer* errichtet, um über die innere Disciplin der Notarien des Districts zu wachen. Die Mitglieder der Kammer, deren, in der Regel, acht sind, werden aus den Notarien des Districtes von diesen in einer allgemeinen Versammlung gewählt. Zwey von jenen Mitgliedern treten jährlich, durch das Loos bestimmt, aus. Die Mitglieder der Kammer wählen wieder einen Präsidenten, einen Syndicus, welcher das Amt des öffentlichen Anklägers gegen die angeschuldigten Notarien verwaltet, einen Referendar, einen Secretair und einen Cassirer. Die Rechte der Kammer bestehen darin, die innere Ordnung unter den Notarien aufrecht zu erhalten, und die Anwendung von Strafen und andern Disciplinar-Verfügungen zu bestimmen; die Amtsstreitigkeiten unter den N. zu entscheiden und ihnen vorzubeugen; allen Beschwerden und Ansprüchen, welche ein Dritter wider Notarien, wegen ihrer Amtsführung, machen könnte, vorzubeugen, und sie in Güte beyzulegen, jedoch mit Vorbehalt der bey den Tribunalen anzustellenden Klage; bey Klagen über Bestimmung des Honorars ihr Gutachten an das Tribunal abzustatten; den Notarien die nöthigen Moralitäts-Zeugnisse auszustellen; sämmtliche Notarien des Districts, im Ganzen genommen, in Hinsicht auf ihre gemeinschaftlichen Angelegenheiten und Rechte zu vertreten. Die Strafen, welche die Kammer in Disciplinar-Sachen, ohne dass dagegen eine Berufung Statt hätte, durch ein Erkenntniss bestimmen kann, sind: blosse Missbilligung, scharfer Verweis, Entziehung des Stimmrechts in der allgemeinen Versammlung, Untersagung des Eintritts in die Versammlung der Kammer, welche bis auf drey Jahr ausgedehnt werden kann. Die Unkosten der Kammer werden von den N. durch bestimmte Beyträge bestritten. — Die *Notariats-Urkunden* müssen entweder von zwey Notarien oder von einem Notar mit Zuziehung von zwey männlichen majorennen Zeugen aufgenommen werden. Die bey der Abfassung der Urkunde selbst zu beobachtenden Regeln sind grösstentheils die bisher gewöhnlichen, in der Reichs-Notariats-Ordnung vorgeschriebenen. Doch müssen die Urkunden, um den Zweck der Verwahrung desto sicherer zu erreichen, nicht auf einzelne Blätter, sondern in eigene, von dem Tribunals-Präsidenten auf jeder Seite mit seinem Handzuge versehene und paginirte Register hinter einander weg ohne Lücke geschrieben werden. Von dieser Vorschrift sind einige bestimmte, oft vorkommende, Urkunden und Aufsätze, als Vollmachten, Lebensbescheinigungen u. s. w., ausgenommen. Die Notariats-Urkunden haben vor Gericht, in Gemässheit des 1319 Art. des C. N. vollkommene Beweiskraft unter den contrahirenden Theilen. *Ohne Mitwirkung irgend eines Gerichtes, irgend einer Behörde, oder irgend einer andern Förmlichkeit sind sie executorisch* (d. h. sie können von einem Huissier, durch die verschiedenen in der Process-Ordnung bestimmten Mittel, wirklich vollstreckt werden), *sobald sie gleich den Gesetzen und Urtheilen mit der bestimmten Anfangs- und Schluss-Formel versehen sind.* Hier ist es, wo sich die grosse Wichtigkeit des Notariats-Instituts zeigt. Die Urkunde des Notars ist ein wahres, jedoch nur unter den Parteyen geltendes Gesetz. Es wird ohne Concurrenz des Richters vollstreckt. Jemand, der also z. B. eine authentische, d. h. von einem Notar ordnungsmässig aufgenommene, Schuldverschreibung in den Händen hat, kann nach Ablauf der Zahlungszeit, ohne klagbar zu werden, durch einen requirirten Huissier diese Urkunde vollstrecken und also den Schuldner durch Auspfändung u. s. w. zur Zahlung zwingen lassen. Wird indessen eine Notariats-Urkunde als unächt angegriffen (*argué de faux*): so wird deren Vollstreckung, in dem Fall einer Hauptklage auf die Unächtheit, aufgeschoben, sobald dieses das Tribunal verordnet. — Hiedurch ist also allem Missbrauche um so mehr vorgebeugt, da nach der Process-Ordnung der Präsi-

dent, auf einen an ihn geschehenen Vortrag (*sur réferé*), die Execution suspendiren kann. Das Recht, executorische Ausfertigungen zu ertheilen, steht nur demjenigen Notar zu, welcher sich in dem Besitze der Original-Urkunde befindet, gleich viel, ob solche von ihm selbst oder von einem seiner Vorgänger aufgenommen ist. Die Urkunden, Register und sämmtliche officielle Briefschaften eines gestorbenen, abgesetzten oder abgedankten Notars gehen auf seinen Nachfolger über. — Aus dieser kurzen, nur das Wesentliche des 102 Art. enthaltenden königl. Decrets wiedergebenden Darstellung läfst sich die Wichtigkeit des westphälischen Notariats-Instituts abnehmen. Bedenkt man, dafs die Notarien förmliche Gerichtspersonen, in Hinsicht der freywilligen Jurisdiction, sind, dafs sie unter einer strengen Aufsicht ihrer Kammern, der Procuratoren des Königs, der Tribunale und des Justizministers stehen, dafs ihre Wahl mit vieler Sorgfalt vorgenommen ist, dafs sie einer Prüfungszeit von drey Jahren unterworfen sind, dafs sie sogar Caution gemacht haben: so wird man finden, dafs das Gesetz alle mögliche Vorsicht angewendet habe, um das Publicum vor einem Mifsbrauche ihres Amtes in Sicherheit zu stellen. Freylich hatten die bisherigen sogenannten kaiserlichen Notarien bey weitem nicht die Autorität der jetzigen; aber was für Subjecte befanden sich unter ihnen? War es nicht fast ein Schimpf, ein Notarius (wenigstens in manchen Gegenden, vorzüglich wo die von den Pfalzgrafen creirten hauseten,) zu seyn? — Um so wichtiger nun im Königr. W. jetzt das Amt eines Notars ist: um so nothwendiger war es, die neu angestellten, denen man, bey der Unbekanntheit des Instituts, in der Regel wenige Kenntnisse in ihrem neuen Wirkungskreise zutrauen konnte, gehörig in ihren Obliegenheiten zu unterrichten. Das gegenwärtige, deutsch und französisch abgefafste, und mit Approbation der Regierung publicirte Werk hat diesen Zweck, den es auch gewifs im Allgemeinen erreichen wird, da es für die meisten Handlungen eines Notars Formulare und aufserdem manche schätzenswerthe Regel enthält. Da es jedoch (wahrscheinlich von einem französischen Rechtsgelehrten abgefafst) nur solche Handlungen und Contracte vor Augen hat, die in Frankreich vorzukommen pflegen, hingegen manchen deutschen Vertrag, der doch durch das Gesetzbuch Napoleons nicht als verboten anzunehmen ist, als z. B. Meyer-Contracte, Verträge über Alttheile, Abfindung von Bauergütern, Interims-Wirthschaften u. s. w. gänzlich unberücksichtigt läfst: so wäre es eines grofsen Nachtrages fähig, wozu Rec. einen geschickten Notar des Königreichs W. auffodert. Auch könnte die Form manches Contracts wohl der bisherigen deutschen Gewohnheit näher kommend bestimmt seyn, ohne dafs irgend einem Gesetze zu nahe getreten wäre. Doch solche Abänderungen werden keinem Notar Schwierigkeiten verursachen, und selbst die zweckmäfsig dargestellten allgemeinen Regeln des gegenwärtigen Werks werden ihm dabey zur Norm dienen können. *Hin und wieder* möchte jedoch wohl gegen die Abfassung der Formulare selbst etwas eingewendet werden können. So z. B. findet sich S. 204 in dem Formulare zu einem authentischen Testamente nicht *die Erwähnung der von dem Notar eigenhändig geschehenen Niederschreibung und der geschehenen Vorlesung.* Es heifst nur: *ce fut ainsi fait et dicté au notaire sousigné par le testateur*; dieses ist aber, da der Art. 972 C. N. besonders vorschreibt: *il sera fait du tout mention expresse*, und in eben diesem Art. die eigene Schrift des Notars und die Vorlesung verordnet ist, nicht hinlänglich. S. *Maleville ad Art.* 972: „*On conçoit très bien que le notaire fit écrire par son clerc ce que le testateur lui dictera.*" Auch selbst die Worte: „*fait, lu, passé, redigé*" ersetzen die nothwendige Bemerkung: „*écrit par le Notaire*" nicht, wie dieses das französische Cassations-Gericht am 4 Febr. 1808 erkannte: „*attendu que le testament dont il s'agit, ne contient par la mention expresse, qu'il a été écrit par le notaire . . . . etc. Jurisprud. du Code Nap. T. X. p.* 591. — Es bedarf daher das hier bemerkte, so äufserst wichtige, Formular um so mehr einer Verbesserung, da die Folgen desselben für ganze Familien schrecklich seyn können, indem wenigstens nach jenem Urtheile des Cassationsgerichts ein danach abgefafstes Testament nichtig seyn würde. Auch zweifelt Rec. nicht, dafs das königl. westphäl. Appellations-Gericht und der königl. Staatsrath, als Cassations-Gericht, die Meinung *Maleville's* und des franz. Cass. G. in dieser Materie adoptiren würden, da sie dem Gesetze gänzlich conform sind.

F. . . . k.

NEUE AUFLAGEN.

Hannover, b. Hahn: *Liebe nach Paulus in Betrachtungen üb. 1 Cor. XIII.* Von Dr. *Joh. Jac. Stolz*, der Theologie Prof. u. Prediger an der Martinskirche zu Bremen. Neue unveränderte Ausgabe. (Auch unter dem Titel: *Predigten zur Beförderung der Humanität* von Dr. *Joh. Jac. Stolz.* 1ste Hälfte) 1810. XIII u. 316 S. *Christliche Predigten gehalten im Jahr 1809. in der Martinskirche zu Bremen.* Von Dr. *Joh. Jac. Stolz*, der Theologie Prof. und Pred. (Auch unter dem Titel: *Predigten zur Beförderung der Humanität*, von Dr. *Joh. Jac. Stolz* etc. 2te Hälfte) 1810. XVI u. 610 S. 8. (1 Thlr. 12 gr.)

Erlangen, b. Palm: *Liturgischer Versuch oder deutsches Ritual für katholische Kirchen*, von *Ludewig Busch*, vormals Prediger und Seelsorger bey der kathol. Gemeinde in Erlangen, jetzt königl. baier. Pfarrer im Landstädtchen Weismain im Mainkreise. 2te verbess. u. verm. Aufl. 1810. XXII u. 160 S. 8. (14 Gr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 6 AUGUST, 1810.

MEDICIN.

Zwickau u. Leipzig, b. Schumann: *Handbuch der Wundarzneykunde*, zum Gebrauch für angehende Wundärzte nach den neuesten Grundsätzen bearbeitet. 1805. IV u. 400 S. 8. (1 Thlr. 12 Gr.)

Der Vf. wurde zur Abfassung dieser Schrift bewogen, weil, wie er in der Vorrede sagt, kein Handbuch unter den vielen vorhandenen für angehende Wundärzte hinlänglich brauchbar ist: denn sie seyen entweder zu weitschweifig (soll heissen: zu ausführlich), oder zu alt. Er will daher „den *angehenden Wundärzten* eine *kurze*, *deutliche* und *vollkommene* (soll heissen: vollständige) Übersicht von ihrer Kunst geben, und ihnen die *beste, vernünftigste* (soll heissen: verständigste oder zweckmässigste) *Behandlungsart* empfehlen." Der Vf. giebt hiemit der Kritik die Gesichtspuncte an, aus welchen seine Schrift zu beurtheilen ist. Wir wollen kurz untersuchen, wie er sein Wort gelöset hat, und nach seinem Wunsche alles mit Beweisen belegen.

Der Vf. verspricht erstlich, eine *kurze* Übersicht zu geben, und im Ganzen findet man eine zweckmässige Kürze beobachtet; indess scheint er doch bisweilen von der Mittelstrasse abgewichen zu seyn, und einige Gegenstände theils zu ausführlich, theils zu kurz für Anfänger abgehandelt zu haben. Als Belege zu beiden nur ein paar Beyspiele. Zu ausführlich sind, verhältnissmässig zum Ganzen, abgehandelt: die Augenentzündungen auf 66 Seiten (das ganze Buch hat nicht mehr, als 400 S., und umfasst die ganze Chirurgie!); die *Hydrocele*, mit den verschiedenen Arten, sie zu operiren; die Operation des Blasenschnittes nach allen den verschiedenen Methoden auf 13 S., der Scyrrhus und Krebs auf 17 S. Gewiss kein Anfänger wird aufgefodert werden, oder sich einfallen lassen, den Blasenschnitt oder die Operation eines Krebsgeschwüres zu machen, während er im Gegentheil nicht selten einen Bruch, eine Luxation zu behandeln, und vielleicht täglich hartnäckige Fussgeschwüre, Bubonen u. s. w. zu heilen, oder Einspritzungen zu machen haben wird; und doch sind die Luxationen insgesammt auf 4 S., die Bubonen auf 1 S., die Fussgeschwüre in 10 Zeilen, die Einspritzungen in 7, der Nabelbruch in 3—4 Zeilen abgehandelt.

In Hinsicht der *Deutlichkeit* ist am wenigsten zu erinnern. Nur kleine Nachlässigkeiten findet man, z. B. S. 101 mit einer vorn stumpfen Scheere. Undeutlich ist die Beschreibung des Handgriffs mit dem *Starkischen* Unterbinder S. 297, und die Beschreibung der Amputation des Unterschenkels mit dem Fleischlappen S. 399. Hieher gehören auch die Nachlässigkeiten des Styls, die nicht so selten sind.

Das dritte, *Vollständigkeit*, könnte man eigentlich von einem Handbuche für Lehrlinge und Anfänger im strengsten Sinne nicht fodern, da die schwierigsten Aufgaben und selteneren Fälle für Anfänger nicht gehören. Indess da der Vf. diese nicht ausgeschlossen, ja sie besonders ausführlich abgehandelt hat: so kann man mit Recht erwarten, dass er um so vollständiger in den übrigen sey. Aber hier lässt sich eine bedeutende Nachlese halten. Wir führen zum Beweise nur Folgendes an: die Entzündung der *Prostata*, der Vorhaut, des Hodensacks, des Zahnfleisches; die Geschwülste von mechanischen Ursachen entstanden, die lymphatischen, rheumatischen, arthritischen, podagrischen, Blut- und Luft-Geschwülste; die Feigwarzen; das Nasengeschwür; die syphilitischen Halsgeschwüre; die lymphatischen Geschwüre und andere, bey deren Behandlung besonders der Anfänger einer speciellen Anleitung bedarf. Unter den Brüchen und Vorfällen fehlen auch einige, z. B. der Blasen-Leberbruch, der *prolapsus umbilici, vesicae urinariae*. Unter den Fracturen vermisst man die Fractur des Brustbeins, der Handknochen; bey den Krankheiten der Genitalien fehlen die Blennorrhagie und Blennorrhöe beider Geschlechter, die *incurvatio penis*, die Vorwärtsbeugung der Gebärmutter, die Seitenlage derselben. Auch unter den Operationen fehlen einige. Am wenigsten aber scheint dieses Handbuch in Hinsicht derer, für welche der Vf. es ausarbeitete, seiner Bestimmung zu entsprechen. Weit eher würde es einen Leitfaden zu Vorlesungen abgeben, als zu einem Lehrbuche für Anfänger und Lehrlinge geschickt seyn. Denn durchaus findet man mehr das Allgemeine vorgetragen, als das für den Lehrling passende Specielle; mehr die allgemeinen Grundsätze, als die ins Einzelne gehende Darstellung ihrer Anwendung; es ist mehr gesagt, *was* geschehen soll, als *wie* es geschehen soll, und doch ist diess letztere dem Anfänger eben so nöthig, als das erstere; die Handgriffe, Cautelen, Rücksichten u. s. w. werden mehr vorausgesetzt, als mitgetheilt. Hiezu hätte der Raum angewendet werden sollen, der weniger zweckmässig auf die ausführliche Erzählung und Darstellung seltener zusammengesetzter Operationen oder seltener Krankheitsformen gewendet ist. Nur ein paar Belege hiezu: denn das ganze Buch ist der beste Beleg. Z. B. S. 24 sagt der Vf.: „im nöthigen Falle kann man

auch etwas Kampfer dazu thun," — wann ist der nöthige Fall? — S. 30. „Die Wahl unter diesen Mitteln richtet sich nach der Beschaffenheit des leidenden Theils," — diess ist viel zu unbestimmt, und setzt schon einen geübten Praktiker voraus. S. 41. „Doch wenn der Abscess an einem Theile ist, wo eine starke Eiterung Gefahr bringen könnte: so muss er so bald als möglich geöffnet werden" u. s. w. — alles zu schwankend für Lehrlinge. S. 135 sagt der Vf.: „so muss man vorsichtig das glühende Eisen anbringen" (welches sind aber die Vorsichtsregeln?). S. 140 empfiehlt der Vf. die Moxa oder den Brenncylinder, und anstatt ihn mit einigen Worten zu beschreiben, verweist er auf *Stark*. Diess geschieht öfters; allein wenn der Lehrling *Starks* Werk besitzt: so wird er sich schwerlich des Vfs. Handbuch anschaffen. Was der Vf. S. 175 in 10 Zeilen über die Fussgeschwüre sagt, ist an sich äusserst unbefriedigend, für den Anfänger aber ganz und gar unzweckmässig und unzureichend. S. 267. Die Heilung des Nabelbruchs wird bloss und allein durch folgende Worte abgethan: man lege ein schickliches Bruchband an. S. 379. Von den Einspritzungen wird bloss gesagt: sie sind leicht, und doch ist bey ihnen, wenn sie die erwünschte Wirkung thun sollen, so viel schon in chirurgischer Hinsicht zu sagen. — Doch diess sey genug; leicht könnte diese Aufzählung noch Seitenlang fortgesetzt werden.

Was endlich die *Behandlungsart* anlangt, welche der Vf. empfohlen hat: so scheint er schon desshalb in Anspruch genommen werden zu müssen, dass er alles auf Sthenie und Asthenie reducirt, und dadurch den Anfänger ganz irre führt. Wenn der Anfänger z. B. S. 28 ff. die Vorschrift erhält, bey den nach Quetschungen, Verrenkungen und äusseren Verletzungen entstandenen Entzündungen stärkende Mittel anzuwenden, und doch zugleich die S. 28 angegebenen Zeichen der sthenischen Entzündung, starke Röthe, Geschwulst, Schmerz, Trockenheit, Gespanntseyn, und dabey die Regel findet, hier schwächende Mittel anzuwenden: wozu wird er sich entschliessen? Gewiss kann man sich keine schrecklichere Lage denken, als diese, wo man nicht zwischen Mehr und Weniger, auch nicht zwischen Etwas und Nichts, sondern zwischen den grellesten Extremen, zwischen Tod und Leben, zwischen Schwächen und Stärken schwankt. Man muss daher ganz andere Indicationen festsetzen, und diese einseitige Ansicht von Sthenie und Asthenie ganz verlassen. Da diese Ansicht durch das ganze Buch herrscht: so verliert es dadurch viel von seiner Brauchbarkeit für den Anfänger; daher ist die Behauptung S. 30, dass ein Gemisch von schwächenden und reizenden Mitteln ganz widersinnig sey, ganz im Geiste der Schrift, und doch ganz unrichtig. Sowohl innerlich, als äusserlich werden diese Mittel häufig mit dem besten Erfolge mit einander verbunden, freylich aus ganz anderen Gesichtspuncten und Indicationen! — S. 40 nennt der Vf. die gesunden heranwachsenden Fleischwärzchen *Caro luxurians*, und unterscheidet davon das sogenannte wilde Fleisch. S. 200 aber kehrt er es gerade um. Nirgends aber giebt er die Ursachen der Hervorwachsung des wilden Fleisches an, und mithin kann er auch nicht die zweckmässigsten Mittel lehren, denn Ätzmittel sind bloss palliativ. S. 199 empfiehlt er, gebrannten Alaun einzustreuen, wenn die jungen Fleischwärzchen nicht wachsen wollen, und auf derselben Seite lässt er sie mit gebranntem Alaun wegätzen. Die *Ophthalmia gonorrhoica*, wie der Vf. sie nennt, S. 71, die nach plötzlicher Unterdrückung der Blennorrhagie durch Erkältung entsteht, ist durchaus nicht mit der für identisch zu halten, die durch Berührung des Auges mit Eiter entsteht, wie der Vf. thut; jene ist weit acuter und gefährlicher. S. 108. Eins der besten Mittel, die Entzündung der Brüste zu heben, Kampfer, ist nicht angeführt. S. 114. Bey der Hodenentzündung sind innerliche Mittel eben so nöthig, als äussere. S. 116. Bey Verbrennungen ist eiskaltes Wasser, mehrere Stunden lang fortgebraucht, besonders sogleich vom ersten Momente an, das beste Mittel. S. 156 ist *Cicuta* bey Drüsengeschwülsten nicht erwähnt, so wie S. 172 bey syphilitischen Geschwüren Sublimatauflösung und Kalkwasser nicht empfohlen sind; dasselbe gilt auch von unreinen Fussgeschwüren, wo ausserdem aromatische Kräuter, Bäder u. s. w. vergessen sind. S. 176. Bey fistulösen Gängen ist die *Solut. Baryt. muriat.* ein sehr zweckmässiges Einspritzungsmittel. Das S. 348 empfohlene Ausfüllen der hohlen Zähne, es sey, womit es wolle, ist immer zu verwerfen. S. 380 bey dem Bougies sind die auflöslichen gar nicht erwähnt. Der Vf. schreibt immer der *promphilische* Haken — meint er etwa den *bromfieldischen*??

Aus diesem Allem scheint hervorzugehen, dass der Vf. nur unter die Halbgelehrten gehöre, und dass er sich mit den Erfodernissen eines Handbuchs für Anfänger zu wenig vertraut gemacht habe.

ff. ff. ff.

REGENSBURG, b. Montag und Weiss: *Die Zeit- und Volks-Krankheiten der Jahre 1806 und 1807, in und um Regensburg*, beschrieben von Dr. *Jac. Christ. Gottlieb Schäffer*, fürstl. turn- und tax. Leibarzt u. s. w. 1806. XIV u. 116 S. 8. (12 Gr.)

Diese Schrift zeugt von eben so richtigen, geläuterten Grundsätzen, als treffendem Scharfblicke, Besonnenheit und glücklichem Takt in ihrer Anwendung und in Ausübung der schwersten aller Künste. Möchten doch recht viele Ärzte dem Beyspiele des Vfs. folgen! In der Vorrede sagt er, der schon über dreyssig Jahre ein aufmerksamer Beobachter der menschlichen Natur und ihrer Zufälle ist, dass er durch die Erfahrung die Meinung der grössten Ärzte bestätigt gefunden habe: dass eine Abwechselung der verschiedenen Krankheitsconstitutionen im Allgemeinen Statt finde, und dass dieselbe vor zwanzig Jahren gallicht gastrischer Natur gewesen sey; diese sey hierauf in die schleimige Constitution übergegangen; auf diese sey die nervöse gefolgt, und jetzt herrsche seit ein paar Jahren in seiner Gegend die rheumatische.

Endemische Krankheiten gebe es nicht in der Gegend, aber doch fehle es nicht an Epidemieen.

1806. Regensburg zählt gegen 20000 Einwohner, von ihnen starben im J. 1805, 620, im J. 1806, 877, und im J. 1807, 801; überhaupt wurden im Decennio von 1797 — 1806 geboren 7231, und 8074 begraben. Dieses Übergewicht der Gestorbenen setzt der Vf. auf die Rechnung des Kriegs und der Militärspitäler. Von 673 Kranken starben dem Vf. im J. 1806, 26. Eine sehr häufig erwähnte Krankheit ist der *falsche Seitenstich.* Fast in jedem Monate beider Jahre hat der Vf. den falschen Seitenstich beobachtet, nie findet man den wahren ausdrücklich erwähnt. (Ob der Vf. den letzteren von der Lungenentzündung unterscheidet, ist nirgends erwähnt.) Hier erlauben wir uns folgende Bemerkungen. 1) Schon die Benennung *Pleuritis* oder *Pneumonia spuria* ist unschicklich, noch weit mehr aber die Benennung *falscher Seitenstich.* 2) Scheint selbst dieser vom Vf. sogenannte falsche Seitenstich gemeiniglich nichts anderes zu seyn, als eine wirkliche Brustentzündung *Pneumonia*, *Peripneumonia*, *s. pleuritis vera*, habe sie nun die Substanz der Lunge, oder ihre Oberfläche, oder die Pleura u. s. w. befallen. Nicht allein die Symptome, sondern auch die angewendeten Mittel und die Section zeigen diess. Eine Entzündung dieser Theile mit Husten, Schmerz und Fieber ist wohl allemal unter die Kategorie der wahren Brustentzündungen zu rechnen. Wir wollen jetzt die vorzüglichsten Fälle ausheben, und unsere Bemerkungen beyfügen. S. 17. Im Februar starb ein 37jähriges Dienstmädchen an einer Verhärtung des linken Ovarii, das mit einer Menge Hydatiden, von denen mehrere weit grösser wie Gänseeyer waren, und 3—4 Pfund Lymphe enthielten, angefüllt war, und welches nach Entleerung des Wassers noch 5 Pfund wog, und grösstentheils aus Honig und Speckgeschwülsten, die mitunter carcinomalös waren, bestand. Es ist nicht unwahrscheinlich, dass durch zu häufigen Beyschlaf eine chronische Entzündung dieser Theile, und dadurch die Anlage zu solchen Ausartungen entstehen könne. S. 22. April. In einem an Steinschmerzen Leidenden fanden sich bey der Section 3 Steine 7 Loth schwer, die mit einander articulirten und die kleine verhärtete Urinblase ausfüllten. Die Behandlung der Brustentzündung S. 28 ist theils zu unbestimmt angegeben, theils zu unvollständig. Salmiak, Wein, Moschus, Kampfer werden hier neben einander aufgezählt, ohne genau anzugeben, wo und nach welchen Indicationen sie gegeben wurden und nützten; da doch die Erfahrung lehrt, dass sie nicht promiscue gegeben werden können. Das Aderlassen ist nicht erwähnt. Wein scheint selbst bey der mit einem hohen Schwächegrad verbundenen Pneumonie auch in kleinen Gaben selten zweckmässig zu seyn. Rec. sah mehr als einmal eine gehobene Entzündung dadurch allein wiederkehren. — Die Schutzpocken bewahrten sich, sie arteten nicht aus. September. S. 32. Gegen Keichhusten wirkte die *Belladonna* als *Specificum* zu 3 — 5 Gran alle 2 — 3 Stunden. October. Die Wechselfieber waren zu selten, als dass der Vf. ihre Verschiedenheit hätte beobachten können; daher scheint das Räsonnement S. 38 über die Natur ihrer Entstehung etwas einseitig zu seyn. S. 43. Ein Kind mit einem Wolfsrachen, $1\frac{1}{2}$ Jahr alt (eine Seltenheit, da diese Kinder gewöhnlich zeitig sterben), starb an Darmentzündung.

1807. Der Scharlach endigte sich fast immer mit Wassersucht. Ein 7jähriger Knabe, der über den ganzen Körper geschwollen war, und wegen Beklommenheit des Athems weder liegen noch sprechen konnte, wurde durch folgendes Pulver, das neben Vesicatorien gebraucht wurde, hergestellt: *R. Pulv. Canthar. gr. j. Camphor. gr. jj. Pulv. alter. Plumm. gr. V. P. anod. Dover. gr. vj. Sacchar. albi scr. j. m. div. in vj part. aeq. S.* alle 2 St. ein Stück in *Roob Juniperi* und *Spir. mind.*, mit etwas *Tinct. Digit. aeth.* versetzt, zu nehmen. Man sieht, dass der Vf. die zusammengesetzten Recepte nicht scheut, und er hat nicht Unrecht! *Hetscher* S. 53 ist ein Provincialismus. Die Zufälle und Leichenöffnung zeigen, dass die hier S. 52 ff. erzählte Krankheit eine wahre *Pneumonie*, und keine *Peripneumonia notha* war, wie sie der Vf. nennt. Wein war hier gewiss schädlich. Auch Moschus, Naphtha, *Cort. Chinae*, *Senega* sind nicht so zweckmässig, als Kampfer, Arnica, Vesicatorien und Einreibungen — und Aderlässe, selbst in der allerletzten Station, wenn schon Röcheln eintritt. Rec. hat diess, so widersinnig es auch scheinen mag, aus wiederholter, über allen Zweifel erhabener Erfahrung. Doch auch *Peter Frank* empfiehlt es, (vgl. *Epit. De cur. h. m. lib. II, p.* 162.) selbst im hohen Alter, bey höchstem Schwächegrad! — Selbst bey Recidiven, wo die Kräfte äusserst danieder lagen, hat eine Venesection dem schon halb starren agonisirenden Kranken Luft und Genesung verschafft! S. 62 ff. Eine gute kurze Diagnose der faulichten Bräune, der Lungenlähmung, des Lungenkrampfes, oder des *millerischen* Asthma's, und der häutigen Bräune. Bey letzterer ist das allgemeine Blutlassen nicht erwähnt und nicht empfohlen, und doch ist es eins der heilsamsten Mittel. S. 66. Ein *Steatoma pancreatis* von 8 Pfunden, als Ursache des Todes. Der Vf. giebt aus Erfahrung die Warnung, keine Leichenöffnung des Morgens zu machen, weil zu der Tageszeit die Resorptionsorgane in voller Thätigkeit sind. Er zog sich durch Vernachlässigung dieser Regel einen Schnupfen mit Ausfluss einer stinkenden Feuchtigkeit aus dem einen Nasenloche zu, der mit grosser Hartnäckigkeit viele Monate lang dauerte. S. 77. Sehr zu beherzigende Winke, durch zweckmässige Hautreize nach dem Scharlach die Wassersucht zu verhüten. S. 79. Ein Knabe von 12 Jahren, mit einem Steine am Kopfe verletzt, starb nach 4 Wochen an einer gänzlichen Vereiterung der rechten Hirnhälfte der oberen Halbkugeln. Ein interessanter Fall, der manche Reflexionen erweckt. S. 84. Dass jede Krankheit drey Perioden habe, die des ersten Eindrucks, die gastrische und die des ausgebildeten Übelseyns, scheint noch ziemlich problematisch und etwas unbestimmt zu seyn. Bey vielen Wechselfiebern z. B. sind die

Verdauungswerkzeuge nie gestört, ob jene gleich Monate lang anhalten. Es scheint bey den meisten Krankheiten vielmehr die erste Periode in einer abnormen Hautaffection und gestörten Function derselben zu liegen; daher diaphoretisches Verhalten, Brechmittel, die, wie bekannt, auf die Haut wirken, und äussere Hautreize so heilsam sind, und den Nerven- und Faul-Fiebern vorbeugen können. S. 87. Das Rothlauffieber soll allemal mit gastrischen Unreinigkeiten verbunden seyn?? — Gegen den Scharlach empfiehlt der Vf. anfänglich gelind ausleerende Mittel; sie seyen weit zweckmäsiger, als schweisstreibende, oder wohl gar Opium; — diess gelte aber nur vom gutartigen Scharlach, bey dem Scharlachfriesel dürfe man nicht ausleerende Mittel, sondern *Valer.*, *Spir. mind.* u. s. w. geben? — S. 99. O gewiss auch bey asthenischer Constitution muss bisweilen zur Ader gelassen werden. S. 100. Zwey Lungensüchtige rettete der Vf. durch Fontanelle auf beide Arme, China und isländisches Moos. S. 110. Noch ein Beyspiel einer Hirnerschütterung, die erst nach 3 — 4 Wochen tödtlich ward. Im Gehirn war ein Extravasat von Blut. (Nichts ist hier im Anfange zweckmäsiger, als Umschläge von kaltem Alcohol. Die Krankheiten, die am meisten vorkommen, waren falscher Seitenstich, wie ihn der Vf. nennt, Scharlach, katarrhalische, rheumatische Affectionen und Fieber, Diarrhöe, Ruhr u. s. w., seltener Wechselfieber.

Der Vf. giebt bey jedem Monate die Hauptkrankheiten an, und untersucht ihre entfernteren und näheren Ursachen und Veranlassungen, bestimmt die Zahl der Kranken und der Genesenen, und hebt endlich die vorzüglichsten und interessantesten Fälle aus, erzählt sie etwas ausführlicher, giebt bey den hauptsächlichsten den Befund der Leichenöffnung an, und streut hin und wieder treffende Bemerkungen ein.

D. DZ.

Lemgo, b. Meyer: *Pharmaceutische Bibliothek für Ärzte und Apotheker.* Herausgeg. von Dr. *J. C. Ebermeier.* I Bd. 1 St. 1805. 2 — 4 St. 1806. 376 S. II Bd. 1. 2 St. 1808. 3 St. 1809. 4 St. 1810. 368 S. 8. (2 Thlr.)

Der Zweck dieser Bibliothek ist, den Apotheker mit der neuen Literatur seines Faches vollständig bekannt zu machen, und dadurch auch den minder Vermögenden in den Stand zu setzen, mit der ferneren Ausbildung und Vervollkommnung seiner Kunst gleichen Schritt zu halten, wobey vorzüglich auch auf die Anfänger und Lehrlinge der Apothekerkunst Rücksicht genommen wird. Sie soll den Mangel einer grossen Büchersammlung nach Möglichkeit ersetzen und in getreuen Auszügen den Geist der neuen Schriften, das Wesentliche ihres Inhalts angeben, und den Gesichtspunct darzustellen suchen, aus welchem jede Schrift zu betrachten ist. Das Hauptaugenmerk dieses Werks ist ausser der eigentlichen Apothekerkunst auf diejenige Literatur, welche die Apothekerkunst im eigentlichen Sinne zum Gegenstand hat, und folglich auf Naturgeschichte, die pharmaceutische Waarenkunde, auf die officinelle Kräuterkunde, und Physik gerichtet. Es werden allgemein chemische, physikalische, mineralogische und botanische Schriften ausgeschlossen. Da aber auch noch andere, nicht eigentlich für den Pharmaceuten bestimmte Schriften, z. B. medicinische Werke, Reisebeschreibungen u. s. w., oftmals Notizen enthalten, die demselben sehr nützlich seyn können, und die, da diese Werke äusserst selten in seine Hände gelangen, für ihn verloren seyn würden: so wird Hr. *E.* sich angelegen seyn lassen, diese zu sammeln, und nach Umständen zweckmäsige Auszüge davon mitzutheilen.

Die *Bibliothek* zerfällt in zwey Abtheilungen, von denen die erste unter dem Titel: *Bücheranzeigen*, die Nachrichten von allen neueren pharm. Schriften liefert; die zweyte unter der Rubrik: *Vermischte Aufsätze und Bemerkungen* die pharmaceutischen Gegenstände derjenigen Schriften, die nicht ausschliesslich für den Apotheker bestimmt sind, betrachtet. In dieser Rubrik werden auch pharmaceutische Neuigkeiten, Verordnungen für die Vervollkommnung der Pharmacie in verschiedenen Ländern, kleine Notizen für die Pharmacie u. s. w. ihren Platz finden. — Wenn Hr. *E.* dieses Ziel stets vor Augen behält, und es zu erreichen bemüht ist: so wird er sich ohne Zweifel um die Pharmacie ein wesentliches Verdienst erwerben, und jeder Pharmaceutiker kann ihm seinen schuldigen Dank nicht versagen, zu dem er unwillkührlich aufgefodert wird. — Eine Aufzählung aller einzelnen hier enthaltenen Recensionen, Aufsätze und Notizen ist mehr für eine Buchhändleranzeige im Intelligenzblatt, als für eine Recension in dieser Zeitschrift geeignet.

A. J.

FORTSETZUNGEN.

Lemgo, b. Meyer: *Eilfter Nachtrag zu der vierten Ausgabe des gelehrten Deutschlands, welcher das 19 Jahrh. u. die Supplemente des 18ten zur 5ten Aufl. des Hn. Hofr. und Prof. Meusel enthält.* (Auch unter dem Titel: *Das gelehrte Deutschland im 19ten Jahrh.*, nebst Supplementen zur 5ten Ausg. desjenigen im 18ten. Von *Joh. Georg Meusel.* 2ter Bd.) 1810. 708 S. 8. (2 Thlr. 6 Gr.) S. Recens. der ersten Nachträge 1804. No. 234.

Ebendaselbst: *Das gelehrte Deutschland, oder Lexikon der jetzt lebenden deutschen Schriftsteller.* Angefangen von *Georg Christoph Hamberger*, Prof. der Gelehrten Geschichte auf der Universität zu Göttingen. Fortgesetzt von *Joh. Georg Meusel*, königl. preuss. u. fürstl. quedlinburg. Hofr., ordentl. Prof. der Geschichtkunde auf der Universität zu Erlangen u. s. w. 14 Bd. 5te durchaus verm. u. verbess. Aufl. (Auch unter dem Titel: *Das gelehrte Deutschland im 19 Jahrh.*, nebst Supplementen zur 5ten Ausg. desjenigen im 18ten. Von *J. G. Meusel.* 2ter Bd.) 1810. 708 S. 8. (2 Thlr. 6 Gr.) S. Recens. der ersten Bände 1804. No. 234.

J E N A I S C H E
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 7 AUGUST, 1810.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Leipzig, Züllichau und Freystadt, b. Darnmann: *Geist der neuen preussischen Staatsorganisation.* Von *Carl Ludwig von Woltmann.* 1810. 202 S. 8. (20 Gr.)

Noch ist die neue preussische Staatsorganisation nicht vollendet, noch hat die neue Verfassung und Verwaltung ihr volles Daseyn und ihre Lebendigkeit nicht erhalten, und schon tritt ein Schriftsteller auf, um die Welt mit dem Geist derselben bekannt zu machen! Es hat daher nothwendiger Weise da, wo dieser Geiste nicht gar ein von der Phantasie des Schriftstellers selbst geschaffenes Gebilde ist, nur das Wort, der todte Buchstabe die Quelle seyn können, aus welcher geschöpft worden; hingegen ist von der Wahrheit: An ihren Werken werdet ihr sie erkennen, noch gar kein Gebrauch zu machen gewesen. Wir zweifeln jedoch, dass bey der Methode und bey dem Geiste, der unseren Vf. beseelt, und in dessen Schriften sich darlegt, je eine reine und wahrhafte Darstellung des Geistes dieser oder irgend einer Staats-Organisation von ihm zu erwarten steht, wenn ihm auch eine noch so fruchtbare Quelle flösse. Die übertriebene Vorliebe für metaphysische Ideen und Speculationen, welche sich allenthalben an den Tag legt; der Wahn — anders vermag Rec. es nicht zu nennen — auch die Gegenstände des menschlichen Wissens, welche ihrer Natur nach nur als Erscheinungen und als etwas Concretes betrachtet werden können, als Ideen und als etwas Abstractes behandeln zu müssen; der Glaube, dass Gesetzesformen, Verfassungen und todte, nach allgemeinen metaphysischen Grundsätzen gebildete, Institute es sind, von denen der Wachsthum, die Fortdauer und das Gedeihen, oder die Abnahme und der Untergang der Staaten hauptsächlich abhange, — ein Glaube, welcher dem Historiker von Profession so wenig ziemt, weil die Geschichte, ohne Vorurtheile studirt, es laut und fortwährend lehrt, dass je und allezeit nur Menschen und menschlicher Geist, und menschliches Gemüth es waren, die das Grosse hervorbrachten, erhielten und zum Untergang brachten — dieses alles dürfte wenig taugen, um eine Staatseinrichtung so zu beurtheilen, und so zu würdigen, als sie nach ihrem Wesen und nach ihren Zwecken beurtheilt werden muss. — Es ist daher um so weniger befremdend, dass es nur sehr wenig ist, was der Vf. jetzt giebt, und der Leser wird, wenn er das Buch gelesen und durchdacht hat, in Verlegenheit seyn, über den Geist und über die wichtigsten Momente der neuen Verfassung sich selbst eine nur einigermassen befriedigende Antwort zu geben. Denn Declamationen, und oft nur wegen ihrer Schwerfälligkeit und wegen der Gezwungenheit in den Wendungen tief scheinende Grübeleyen sind es nicht, die uns belehren, die sich unserem Verstande tief einprägen und das Gemüth ergreifen. Dieses Buch gehört daher ganz vorzüglich in die Classe der Werke, mit welchen hauptsächlich drey jetzt sämmtlich in Berlin lebende *hommes de lettres*, hie und da auf ganz verschiedene, und hauptsächlich in Ansehung der Eindrücke, die sie auf das Gemüth des Lesers machen, ganz verschiedenen Weise, aber sämmtlich in gleich schiefer Manier zu ihrer eigenen Freude, und zur Befriedigung derer, die sie nicht verstehen, aber mit geringem Beyfall derer, die sich bemühet haben, in das Wesen der Dinge einzudringen, und denen Wissenschaft, Wahrheit und das sittlich Schöne ihrer selbst wegen theuer und werth sind, die Welt bereichern, und deren Schuld es nicht ist, wenn den Wissenschaften aufs Neue das Gewand angeworfen wird, welches sie zu den Zeiten der Scholastiker entstellte.

Die Feudalität — ein Wort, womit man oft Alles das anzudeuten scheint, was nicht von gestern ist, — ist es nach dem Vf., gegen welche die ganze bisherige Revolution gerichtet, und welche man in Frankreich auf französische, d. h. höchst rasche, in Deutschland auf deutsche oder bedächtliche Weise zu vernichten gesucht habe. Jeder Kampf gegen diese Revolution und gegen ihre Partey sey desshalb unglücklich gewesen, weil sich die grössere Masse von Intelligenz zu ihren Fahnen gesammelt habe; und das Unglück der herrlichen preussischen Heere — so entscheidet Hr. *v. W.* von seiner Studier-Stube aus — habe wesentlich darin bestanden, dass in ihnen die Feudalität wider den neuen Geist der bürgerlichen Gesellschaft gefochten habe. Jetzt suche die preussische Monarchie nach dem Ruin, den sie durch ihn erlitten, diesen neuen Geist zu ihrem Lebensprincip aufzunehmen.

Um die Art, wie dieses geschieht, zu erkennen, hat es der Vf. im ersten Buche mit der philosophischen Ansicht von der Urbestimmung der Staaten zu thun.

Gleichheit und *Freyheit* sind nach dieser Ansicht zwey unveräusserliche Güter der Menschen; der Staat, welcher bestehen will, muss solche daher vollkommen respectiren. Da jedoch die Individuen unter einander höchst verschieden sind: so entstehe

dadurch eine *Ungleichheit*; diese muss der Staat der Freyheit wegen gleichfalls respectiren, und daraus bilde sich dann für alle Staaten die Grundregel: *Sichert Gleichheit und Freyheit, und ihnen unbeschadet gebt der Ungleichheit und Freyheit Raum zum möglichst hohen Grad der Entwickelung.* Dass aber der Staat nicht durch gestattete Ungleichheit und Freyheit der Gleichheit, die er heilig bewahren soll, Abbruch thue, dagegen müsse ihn der Grundsatz schützen: *Schaffet keine Ungleichheit, und gestattet solche, welche die Organisation der Einzelnen und die sich entwickelnde Individualität von selbst mit sich bringen.* Nach dieser philosophischen Deduction giebt jedoch der Vf. sogleich selbst zu, dass diese Grundgesetze, auf welchen das reine Staatsrecht beruhe, den Staaten allein nicht Form, Leben und Dauer geben könnten, dass vielmehr zu dem reinen Staatsrechte noch das Staatsrecht der Erfahrung hinzukommen müsse, welches nicht nur von jenen abweichend sey, sondern sogar durchaus im Widerspruch mit demselben stehen könne, und oft damit im Widerspruch gestanden habe — wie dieses z. B. bey der erblichen Regierung einer Dynastie der Fall sey —, und dass man am Ende, da das reine Staatsrecht doch die letzte Instanz bleibe, damit zufrieden seyn müsse, wenn die ihm widersprechenden Institute, die das Staatsrecht der Erfahrung sanctionire, in dem möglich geringsten Widerspruche mit ihm gestiftet und erhalten würden. Das ganze neu und tiefsinnig scheinende Räsonnement enthält also weiter nichts, als den alten Satz: dass die ewige Gerechtigkeit sowohl, wie der allgemeine Wille der Gesellschaft, es fodere, von keinem Individuum — Bürger — mehr Aufopferung seiner natürlichen Rechte zu verlangen, als von dem anderen, und dass man überhaupt nicht mehr Aufopferungen von den Mitgliedern verlangen müsse, als gerade nothwendig sey. So ausgedrückt, ist dieser Satz freylich nicht so klingelnd, aber nicht nur weit fasslicher, sondern auch weit fruchtbarer. Denn hier wird nicht bloss eine allgemeine Gleichheit — welche sich auch in den despotischen Staaten des Orients findet — gefodert, sondern eine Gleichheit und Freyheit, die der natürlichen Gleichheit möglichst nahe kommt. Wenn der Vf. die erbliche Regierung zu rechtfertigen sich genöthigt sieht: so ist es mit dem Erbadel ein Anderes. Weil er doch aber auch diesen so ziemlich allenthalben findet und wiederfindet: so erklärt er, dass *der* Erbadel der beste sey, welcher die wenigste Ungleichheit an die Geburt knüpft. Doch ist es nach Rec. Dafürhalten jetzt noch viel zu früh, auch nur eine Vermuthung darüber hegen zu wollen, dass bey den constitutionellen Eigenschaften des neuen französischen Adels das Hirngespinst von adelichem Blute, von adelichen Familien und anderen die Gleichheit störenden Ideen nicht aufkommen werde. Dieses hängt lediglich von der Zeit und dem Geiste ab, welcher in derselben herrschend wird, und es lässt sich da, wo die Gefahr einer Entartung so gross, wo der alte Geist des Adels noch so wenig erloschen ist, und wo der neue Adel so oft an Menschen kommt, welche von dem alten Geist noch ganz beseelt sind, nicht leicht vorhersagen, ob die Gesetze des Instituts — angenommen, dass sie wirklich die Tendenz haben, die ihnen unser Metaphysiker zuspricht —, oder ob der Geist der Menschen stärker seyn werde. Sehr viel, und mehr als man glaubt, wird nach Rec. Dafürhalten, davon abhangen, was und wie viel der adeliche Particulier als solcher, bey der Repräsentation, und besonders bey Hofe, mehr gilt, als der bloss bürgerliche Particulier von gleicher Bildung. Giebt der Adel an sich, also die Geburt, Rechte, welche von den Bürgerlichen zwar erreicht werden können, aber erst durch Verdienste und Staats-Ämter errungen werden müssen: so ist es beynahe unmöglich, zu vermeiden, dass nicht das ganze alte Verhältniss wieder eintrete, und die alten Ideen, die keinesweges ganz vernichtet sind, ihre vorige Kraft wieder erhalten. Überhaupt aber wäre es bey der Lage der Dinge, wie sie jetzt ist, für das Glück der Staaten und der Einzelnen zu wünschen, dass man mehr darauf ausginge, den Frieden zwischen dem Adel und den übrigen Ständen zu befördern, als einen unnützen Vernichtungskrieg, wie auch unser Vf. S. 156 thut, gegen ihn zu führen, da jetzt wohl weniger als je auf diesem Wege etwas Gutes zu erreichen seyn dürfte, man vielmehr gewahr wird, dass auf adeliche Titel in gewisser Hinsicht eben so viel, und hie und da noch mehr Gewicht gelegt wird, als ehedem, und da man es nicht verkennen kann, dass der grosse Mann, welcher Europa's Schicksale lenkt, seine Grösse keinesweges im Niederreissen und Gleichmachen sucht, sondern mit tiefer Weisheit und Kenntniss des menschlichen Herzens, da, wo es nöthig und nützlich, und wo es nur nicht ganz offenbar schädlich ist, das Alte, den Menschen lieb Gewordene, bestehen und wieder aufkommen lässt. Ob übrigens das Staatsrecht der Erfahrung eine Reihe von Versuchen genannt werden könne, das reine Staatsrecht in die Wirklichkeit einzuführen, oder ob es nicht vielmehr eine Reihe von Versuchen darüber sey, in welchen Stücken und in wie weit es sich möglicher Weise aus den Augen setzen lasse, ob es so herrlich und ungemein fruchtbringend sey, dass man in Deutschland anfange, Metaphysik und Historie in Verein zu bringen, und ob sich in der wirklichen Welt eine Gegenwart aufthue, welche das Staatsrecht der Erfahrung dem reinen so überaus nahe bringe, darüber will Rec. nicht urtheilen, sondern die Beurtheilung dem unterrichteten, denkenden und fühlenden Leser überlassen. Doch ist zu fürchten, dass die metaphysische Brille den natürlichen und historischen Blick nicht allenthalben genug leiten werde, um mit dem Vf. und einigen seiner Consorten in der Herrschaft der Metaphysik der Welt und den Wissenschaften ein neues Licht aufgehen zu sehen, und in dem Untergang dessen, was sie Feudalität nennen, nicht nur Befreyung von allem Übel, sondern auch gänzliche Vernichtung alles Saamens zum Übel gewahr zu werden.

Im zweyten Buch S. 51, wendet sich die Unter-

suchung näher zum preussischen Staat. Zuerst wird die allgemeinere Verpflichtung zum Waffendienst als Beweis angeführt, dass der wahre Geist die neue Verfassung beseele. Rec. hat sich bey mehreren Gelegenheiten in diesen Blättern für die möglich grösste Allgemeinheit dieser Verpflichtung erklärt, doch mehr wegen der jetzigen Lage der Dinge als wegen des Wohls der Gesellschaft und wegen der Vortrefflichkeit des Soldatendienstes selbst. Denn es wird doch, um nur ein Beyspiel zu geben, leicht einleuchten, dass ein sechsjähriger Soldatendienst unmöglich eine gute Vorbereitung für Prediger und Lehrer seyn könne, dass es mithin nicht bloss Vorurtheil und Mangel des guten Willens sey, wenn man glaubt, dass der Kriegsdienst nicht, wie die Gottseligkeit, zu allen Dingen nützlich sey. Freylich wird den Politikern, welchen alles, mithin auch die Religion und die ihr bestimmten Anstalten, nur ein gemeines bürgerliches Institut, nur ein Rad in der grossen Maschine zu einem bestimmten Zwecke ist, es nicht so dünken. — In wie fern der preussische Staat seinen Bürgern Theilnahme an der Gesetzgebung gestattet, kann noch nicht bestimmt werden. Die Erfahrung möchte auch lehren, dass diejenige Theilnahme an der Gesetzgebung, welche den Bürgern dadurch, dass sie oder ihre Repräsentanten in Versammlungen erscheinen und stimmen dürfen, eben so wenig vollkommen seyn kann, als eine zu grosse Theilnahme für das Wohl des Ganzen erspriesslich ist. Gegen hundert heilbringende Gesetze, welche von den Regierungsbehörden ausgegangen sind, findet sich vielleicht kaum ein einziges, welches von einer Stände-Versammlung — oder wie es sonst heissen mag — ausgegangen wäre, und wie viele Unheil bringende hat die *vox populi*, die nicht hier, — weit eher vielleicht da, wo sie sich einzeln, aber allgemein hören lässt — *vox dei* ist, nicht hervorgebracht; und die wirkliche Geschichte hat doch den Vf. unmöglich lehren können, dass, wie er S. 184 behauptet, der Volkswille natürlich immer auf das Beste, das Heilsamste gerichtet sey, weil es sich nicht denken lasse, dass das Volk sich selbst schaden wolle. Wo Leidenschaften toben, kommt man mit Syllogismen und allgemeinen Schlüssen nicht durch.

Die folgende Beurtheilung des neu organisirten Geschäftsganges in der preussischen Monarchie ist wenig gehaltvoll, und eine jede Beurtheilung *a priori*, die noch dazu selbst hier den Persönlichkeiten so Wenig, der Form so Vieles einräumen will, wird immer etwas sehr Unbefriedigendes bleiben. Doch kommen manche heilsame nicht genug erkannte Wahrheiten vor, z. B. S. 81: „Der Staat kann nie Mittel seyn, und ist wegen der Individuen da, welche in ihm leben; diese sind nicht seinetwegen." S. 83: „Darin bestehet die höchste Weisheit einer Gesetzgebung und Regierung, dass sie den Punct ausmittelt, wo der Individuen Freyheit mit dem gegen sie nothwendigen Zwange zusammen trifft; und ohne diese Weisheit, wenigstens das annähernde Streben nach ihr, ist weder ächte Liberalität, noch wirkliche Ordnung der Staatsverwaltung möglich." S. 93: „Eine sklavische Ehrfurcht gegen die höheren Staatsbehörden sind der Tod aller eigenthümlichen Entwickelung und Freyheit." S. 95: „Nichts ist der Grundbestimmung der Staaten mehr zuwider, nichts widerstrebt so sehr der Ausbildung der Individuen, und bringt an die Stelle der Einheit so gewiss einen trägen Mechanismus, als wenn der todte Buchstabe des formalen Geschäftsganges in einer Verwaltung überhand nimmt." Ob aber dadurch, dass die Nation selbst mit in die Verwaltung gezogen wird, diesem Übel vorgebeugt sey, und ob das, was der Vf. S. 96 u. f. darüber sagt, etwas mehr als Declamation sey, wird die Zeit lehren.

Von den einzelnen Bemerkungen ist S. 104 u. f. eine gegen das den Privatpersonen und den Corporationen gelassene Patronatrecht gerichtet, und der Verfasser erklärt sich im Geist der neuen Reformatoren für die Vernichtung aller dergleichen Vorrechte, welche freylich manches Nachtheilige haben, aber doch gewiss nicht alle so vieles, um jedwede kalte Vernichtung zu rechtfertigen. Wenn auch das, was der Vf. über den Wirkungskreis des Oberpräsidenten sagt, nicht ganz von dem Gehalte ist, als er glaubt: so dürfte sich doch die Bemerkung daraus hernehmen lassen, dass es nicht gut und höchst gefährlich sey, wenn der Staat zu ängstlich und zu künstlich durch Institute, Controllen u. s. w. verhüten will, dass nichts in Stockung gerathe, dass die Menschlichkeit niemals hie oder da ein Übel anrichten *könne*, und dass es unmöglich sey, den Geist und die Persönlichkeit nichts gelten zu lassen. Zu welchen Verirrungen eine metaphysische Systemsucht führe, kann man S. 151 sehen, wo gesagt wird, dass es für einen wirklichen Souverain *unmöglich* sey, Grundeigenthümer zu seyn. Denn daraus folgt doch ganz nothwendig, dass es nie einen wirklichen Souverain gegeben habe, jetzt nicht gebe, und vielleicht nie geben werde. Auch kann aus demselben Grunde, aus welchem der Vf. deducirt, ein Souverain könne kein Grundeigenthum haben, behauptet werden, er könne überhaupt gar kein Eigenthum, auch kein bewegliches Eigenthum haben, kein Geschäft eingehen. Denn man kann ja auch, ohne Grundeigenthum zu haben, solche Schulden machen, die Gefängniss nach sich ziehen. Es ist zu bekannt, aus welchem Grunde der König von Preussen sich zum Verkauf seiner Domainen entschlossen hat, um ein Wort darüber zu sagen, dass es nicht desshalb geschehe, um aufzuhören, ein Feudalkönig zu seyn, und um zur wahren Souverainetät zu gelangen; und Gott bewahre die Welt vor wahren Souverainen, wenn alle die noch keine wahren Souveraine waren, die bisher dafür gehalten wurden. Über Monarchie, ihr Wesen und ihre Vorzüge spricht der Vf. mit Worten, die Wenigen verständlich seyn dürften, und sehr wenig enthalten. Dagegen wird über den Werth und die Gewalt der öffentlichen Meinung viel richtiger und verständlicher gesprochen; nur darf freylich nicht jedes leidenschaftliche wilde Geschrey für die öffentliche Meinung gehalten werden, vielmehr muss dahin gewirkt

werden, dass ein solches Geschrey nicht überhand nehme, welches in Staaten, in denen kein englisches Parlament ist, dadurch am besten geschehen kann, wenn man freymüthige, aber anständige und ruhige Discussionen über öffentliche Angelegenheit zuläst. Ob es aber, um eine Nationalmeinung zu erhalten, nothwendig sey, dass Jeder, der *sui juris* ist, an den Wahlen der Repräsentanten Antheil haben, und wahlfähig seyn müsse, läst sich so wenig behaupten, als die Besorgniss, dass auf diese Weise leicht Menschen, die wenig Interesse am öffentlichen Wohl haben, zu viel Einfluss bekommen, dadurch gehoben wird, dass man aus der Mitte der Verwaltungsbehörden und aus dem Corps der Officiere einen beträchtlichen Theil der Repräsentanten wählet. Denn die Erfahrungen unserer Tage haben deutlich genug gezeigt, dass keine Bande stark genug gewesen sind, um der Persönlichkeit und den Leidenschaften dann des Ganzen Gewicht zu halten, wenn ihnen eine freye Wirksamkeit gestattet wird. Es dürfte daher eine ausgemachte Wahrheit seyn, dass weder die Art der Erwählung, noch die Bestimmung über die Eigenschaften, welche zur Wahlfähigkeit gehören, noch irgend ein künstliches Institut, für die Güte einer Nationalversammlung entscheide, sondern dass diese von ganz anderen Umständen, hauptsächlich vom Geist der Regierung und des Volks, und von der Persönlichkeit der Mitglieder abhange. Eine Wahrheit, von der in England alle verständigen Menschen vollkommen überzeugt sind, und weshalb alle Vorschläge, die nach allgemeinen Grundsätzen so fehlerhafte Art der Wahl und Ernennung der Mitglieder des Unterhauses zu verbessern, welche so oft gemacht sind und noch immer gemacht werden, am Ende so wenig Fortgang gehabt haben, und von den Verständigsten mit so vieler Gleichgültigkeit aufgenommen werden. Nie wird man auch aus der Natur der Sache, und durch eine metaphysische Formel *a priori* bestimmen können, wie viele Repräsentanten, wie viel aus jedem Corps u. s. w. auftreten sollen, wie der Vf. S. 198 glaubt. Der Geist der Menschen läst sich keinem Calcul unterwerfen, und auch derjenige, „welcher aus einer Hauptidee alle übrigen Gedanken und Regeln entstehen lassen kann, und den Geist der Historie erforscht hat," möchte manche von den hieher gehörigen Fragen eben so wenig gut beantworten, als die Metaphysiker in den Zeiten der verschiedenen Nationalversammlungen in Frankreich mit ihren abstracten Theorieen und transcendentalen Ideen, etwas Haltbares zu Stande zu bringen vermochten. PN.

KURZE ANZEIGEN.

STAATSWISSENSCHAFTEN. *Heidelberg* und *Mainz: Beyträge oder Vorschläge zur Erleichterung der Menschheit in den bürgerlichen Gesellschaften.* — Erster Beytrag. — Nach der Natur vereinfachtes, folglich leichteres, jedoch hinreichendes und durchaus gleich vertheiltes Finanz- und Steuer-System für Europa, von Portugal bis nach Russland. — *Von einem alten Cameralisten und Lehrer der Staatswirthschaft.* 1804. 173 S. 8. (8 Gr.)

Der Vf. ist für die *Natural-Steuer* oder für das *Zehntsystem*, wie er es nennt, weil es das einfachste und beste, weil es weder *neu* (denn eine fette und zahlreiche Geistlichkeit habe sich lange in Europa davon genährt) noch drückend, und doch zu den Bedürfnissen des Staats allgemein und überflüssig hinreichend sey, wenn man es so, wie in China, bloss durch die Staatsbeamten leiten liesse. Wollte man den Blutzehnten vom Viehe auch noch dazu nehmen: so würde man zu den Bedürfnissen des Staats noch viel weiter hinreichen. Alles Übrige, was keine ganz neuen Erzeugnisse der Erde, nämlich des Mineral-, Pflanzen- und Thier-Reichs sind, müsste, wie in China, von allen Abgaben und Lasten frey bleiben; selbst der Handel und Wandel, Kauf und Gewerbe mit inländischen Natural- oder Kunst-Producten, müsste unbelastet bleiben, weil sie bey der Naturalproduction schon einmal gezehntet sind etc. — Dieses ist grösstentheils der Inhalt einer Schrift, bey der man durch Ton, Gang und Gehalt an Schröders fürstliche Schatz- und Rent-Kammer, an die Zeiten Gundlings, Pescherins, und Ludwig Karls errinnert wird. Es ist sehr gut, dass es der Vf. nicht für möglich hält, die vielen Millionen von Menschen, die unter überspanntem Drucke von Abgaben seufzen, vergeblich um Justiz flehen, bald der Willkühr der Polizeybeamten, bald dem Wucher beschnittener und getaufter Juden Preis gegeben, hier von ungeheuren Kriegsheeren, dort von übermächtigen *Geistlichen* (das Werk war 1802 geschrieben) aufgezehrt werden, *in einen Tempel des wahren Bürgerglücks* (Worte des Vfs.) *zu übersetzen*, und dass er sich mit Beyträgen und Vorschlägen zu ihrer Erleichterung begnügte, um wenigstens Anderen (welche hat sich der Vf. hiemit gedacht?), die *einen Tempel des Bürgerglücks oder eine platonische Republik für möglich halten*, zur Aufführung ihres Gebäudes nützlich zu seyn. Der Vf. hat das Motto gewählt: *Natura amat simplicitatem.* Die Eintheilung seines Werks führt schon auf den Doppelsinn des Worts *Simplicitas* hin. Es besteht 1) aus einer Vorrede, 2) aus einer Einleitung, 3) aus dem ersten Theil, der allgemeine Ausführung des neuen (!!) Steuersystems überschrieben ist, und dieser erste Theil a) aus dem ersten Capitel: bisheriger Druck Europens, besonders Frankreichs mit unerschwinglichen Steuern und *dergleichen* Abgaben; b) zweytem Capitel: Erleichterung des Volksdrucks durch das Zehntsystem, c) drittem Capitel: Beyspiele von China und anderen Ländern; d) viertem Capitel: Ausführbarkeit und Hinlänglichkeit des Zehntsystems; e) fünftem Capitel: nähere Vergleichung des Systems mit anderen; 4) aus dem zweyten Theile: besondere Ausführungen und Widerlegungen überschrieben, a) aus dem ersten Capitel: allgemeine Einwendungen; b) zweytem Capitel: besondere Inductionen und Beyspiele; c) drittem Capitel: des Nationalconvents Untersuchung über den *Impot en nature*; d) viertem Capitel: schliessliche Rechtfertigung der Natural-Steuer oder Zehnt-Systems. Die Beyspiele von China kommen häufig vor. Vielleicht sollen sie die *argumenta ad hominem* seyn, wovon er eins so anführt: der Bauer, der dieses Zehntsystem nicht annehmen wollte, müsste allen Verstand verloren haben. Dieses könnte sogar ein *argumentum tutum* werden, wenn dem Bauer die Liebe dazu eingeprügelt würde. CDD.

FORTSETZUNGEN.

Gmünd, b. Ritter: *Magische Unterhaltungen.* Zweytes Bändchen. Oder: *Taschenbuch für magische Unterhaltung.* Zweyter Jahrgang. 1810. IV und 268 S. Taschenformat. S. Recens. des 1ten Bändchens, 1810. No. 162.

Frankfurt a. M., b. Wilmans: *Der technologische Jugendfreund.* Oder: *Unterhaltende Wanderungen in die Werkstätte der Künstler und Handwerker, zur nöthigen Kenntniss derselben*, von *Bernhard Heinrich Blasche.* Fünfter Theil. Mit Kupf. 1810. 272 S. 8. (1 Rthlr. 18 gr.) S. Recens. des 2ten Thls. 1807. No. 15.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 7 AUGUST, 1810.

ENCYKLOPÄDIE.

1) Leipzig, b. Mitzky und Comp.: *Der Organismus menschlicher Wissenschaft und Kunst.* Dargestellt von *Karl Friedrich Burdach*, Doct. und Prof. der Medicin u. s. w. 1809. VIII u. 70 S. 8. (12 Gr.)

2) Leipzig, b. Köhler: *Einleitung in die gesammten akademischen Studien zu Vorlesungen für Ankommende auf die Akademie*, von *Georg Niklas Brehm*, Prof. der Philos. zu Leipzig. Mein Beytrag zur vierten Jubelfeyer der Universität, niedergelegt auf dem Altar des Vaterlandes. 1809. 162 S. 8. (10 Gr.)

3) Leipzig, b. Schwickert: *Grundriss zu hodegetischen Vorlesungen für angehende Studirende auf deutschen Universitäten.* Von *Christian Daniel Beck*, Hofrath u. Profess. der alten Literatur zu Leipzig. 1808. 56 S. 8. (4 Gr.)

Was allen Wissenschaften das Siegel der Wissenschaftlichkeit und der Universalität am bestimmtesten einprägt, und was aus jedem einzelnen, der Wissenschaft geweiheten Unternehmen den Charakter der Beschränktheit aller Gesichtspuncte und Tendenzen am kräftigsten vertilgt, ist Encyklopädie und das ernste, alle übrigen Studien stets begleitende, Studium derselben. Keine Wissenschaft fodert aber auch von ihrem Bearbeiter eine vielseitigere und tiefer eingehende wissenschaftliche Ausbildung; keine liegt daher weiter ausserhalb des literarischen Wirkungskreises eines gewöhnlichen, auf sein Fach gänzlich beschränkten Facultätsgelehrten, als eben diese. Deutschland erfreut sich vor anderen cultivirten Nationen der universellesten, vielseitigsten Behandlung der Wissenschaften; deutsche Gelehrte widmen sich seltener so ausschliessend einem einzelnen wissenschaftlichen Fache, dass sie den Blick auf das Ganze und auf den Zusammenhang der Theile in diesem verlören. Für Encyklopädie der Wissenschaften hat es daher unter uns nie weder an studirenden Liebhabern, noch an selbstdenkenden und gelehrten Bearbeitern jemals gefehlt.

Gleichwohl sind wir auch in diesem Theile der Literatur vom Ziele der Vollkommenheit noch weit entfernt. Es ist freylich eine der höchsten und schwersten Aufgaben für den wissenschaftlichen Forscher, deren vollendete Lösung im Ganzen nur nach vielen guten Vorarbeiten im Einzelnen gelingen kann. Viele dieser Vorarbeiter im Einzelnen schliessen aber den Kreis *ihrer* Kenntnisse encyklopädisch so ab, ordnen in ihrem, besonderen Gebiete alles nach solchen Gründen, und betrachten alles aus solchen Gesichtspuncten, als ob eben nur ihre Wissenschaft im Mittelpunct alles menschlichen Wissens läge, oder als ob es gar nur diese Lehre und Wissenschaft, als z. B. Alterthumswissenschaft oder Naturlehre u. drgl., und sonst weiter nichts Wissens- und Forschens-Werthes ausser diesem ihrem individuellen Kenntnisskreise gäbe, wozu auch dieses abgerissene Scheinganze als organischer Theil gehöre, und in seinem organischen Zusammenhang mit dem wahren Ganzen erwogen werden müsse. Solche Particularencyklopädisten (z. B. philologische, medicinische) erschweren vielmehr dem Universalencyklopädisten sein Geschäft durch die Einseitigkeit und Beschränktheit der gewählten Gesichtspuncte, Beziehungen und Ordnungsweisen, als dass sie dasselbe erleichterten. Sie wissen allenfalls, wo *innerhalb* ihres Gebietes ein jedes Besondere hingehöre; diesem Gebiet selbst aber im Ganzen seine gebührende Stelle im vollendeten Ganzen menschlicher Wissenschaft überhaupt anzuweisen, verstehen sie nicht, unkundige Fremdlinge überall, ausser ihrer geliebten, engen Heimath. Überdiess verdient dasjenige, was diese Gelehrten ein Ganzes nennen, und in seine Theile zerlegen, z. B. die Theologie oder Medicin, als ein Gemisch der fremdartigsten Kenntnisse, welche nur durch das völlig unwissenschaftliche Band Eines zufälligen Gebrauchs für ähnliche Zwecke, oder bey gleichartigen Geschäften des bürgerlichen Lebens, eine gewisse pragmatische, oft sogar bloss conventionelle Einheit der Zusammenstellung erhalten haben, oft nicht einmal den Namen eines Theilganzen oder Haupttheils der Wissenschaft überhaupt, wenn man die letztere aus wesentlichen und dauernden Gesichtspuncten betrachten, und nach rein wissenschaftlichen Eintheilungsgründen entwerfen und anordnen wollte, sondern es müsste erst selbst in seine verschiedenen gleichartigen Bestandtheile zerlegt, und dann theilweise dem allumfassenden wissenschaftlichen Entwurfe einverleibt werden. Daher zeigen unsere bisherigen Universalencyklopädieen, so tabellarisch sie auch immer erscheinen, doch im Ganzen mehr zufällig gesonderte, der Convenienz dienende, und nach technischen Hinsichten zu einander gereihete Haufen, als ein wahres organisches *System*, wo das Mannichfaltige aus Einem mit Nothwendigkeit hervorgeht, wo diess Eine die Vollständigkeit dieses Mannichfaltigen rechtfertigt, und Jedem seine bestimmte

Stelle in dem Entwurfe des Ganzen anweiset. Die Particularencyklopädieen der blossen Männer vom Fach liefern daher zwar brauchbare Stoffsammlungen, aber keine in formeller Hinsicht tauglichen Vorarbeiten, die der Universalencyklopädist benutzen könnte, und das wahre Heil dieser Wissenschaft der Wissenschaften scheint darauf zu beruhen, dass der *Philosoph* die ersten Grundzüge des Ganzen nach einer allgemeinen Idee des Geistes und von allen Nebenrücksichten auf Herkommen oder Gebrauch unabhängig entwerfe, der *Mann von Fach* aber sich dem Resultat dieser a priorischen Forschung anschliesse, und das ihm näher bekannte Detail der Idee gemäss theilweise ausführe; endlich aber der *Philosoph* diese nach seinem vorläufigen Entwurf versuchten Ausführungen des Einzelnen nochmals der Idee unterwerfe, und ihr gemäss zu Einem unzertrennlichen und wesentlichen Organismus ausbilde. Nur durch eine solche Reihenfolge wissenschaftlicher Bemühungen könnte eine Encyklopädie der Wissenschaften zu Stande kommen, welche nicht bloss als historische Kunde, sondern als Wissenschaft der Wissenschaften, den *Organismus menschlicher Wissenschaft und Kunst* (nach dem glücklich gewählten Ausdruck des Vfs. von No. 1.) darstellen könnte.

Eine wohlgelungene frühere, particular encyklopädische Schrift des Vfs. von No. 1. nämlich seine *Propädeutik zum Studium der gesammten Heilkunst* (Leipz. 1800), erweckt für diesen Versuch einer Universalencyklopädie kein ungünstiges Vorurtheil. Auch ist sie wirklich kein verdienstloses Erzeugniss. Wenigstens die Tendenz desselben ist rein wissenschaftlich, und es zeigt sich überall ein rühmliches Bemühen, dem störenden Einfluss pragmatischer Nebenrücksichten zu wehren, und von den drückenden Fesseln des zufälligen Herkommens sich loszukämpfen. Auch an gelehrter Kenntniss der besonderen menschlichen Disciplinen, die dem Encyklopädisten als mannichfaltiger bildungsfähiger Stoff zu Gebot stehen muss, fehlt es ihm eben so wenig, als an der Kunst, so Vielerley aus Einem Gesichtspunct ohne steife Tabellenform dem Blicke des Lesers gefällig vorzuhalten. Manche neue, glückliche Combination oder Scheidung, manches treffend aufgefasste Verhältniss wird eine künftige Encyklopädie der Wissenschaften unseren Vf. verdanken. Die Schwierigkeit des ganzen Unternehmens, welche sich nicht allein in der Grösse und Reichhaltigkeit ihres Gegenstandes gründet, kennt der Vf. selbst viel zu gut (Vorr. S. VIII f.), als dass er von einer flüchtigen Skizze, einer Gelegenheitsschrift zur Bezeugung seiner Theilnahme an der Jubelfeyer der Universität *Leipzig* — Vollendung erwarten konnte.

Schon die Grundidee des Vfs., alle Classification der Wissenschaften und Künste an die drey Grundbegriffe der *Einheit*, der *Vielheit* und der *Allheit* anzuknüpfen, führte auf manche mehr gekünstelte und spielende, als naturgemässe Entgegensetzung, wie wenn z. B. (S. 30 f.) das Handwerk der Vielheit, die Fertigkeit der Einheit, die Kunst aber der Allheit entsprechen soll. Eben so geschieht es wohl nur diesem geliebten *Ternarius* zu Gefallen, nicht aber der Sache selbst und dem Zwecke gemäss, wenn alle Bestrebungen des Menschen (S. 5 f.) auf reines Wissen, reines Handeln, und ein durch Wissen bedingtes Handeln zurückgeführt werden, deren das mittlere der Vf. selbst keiner wissenschaftlichen Übersicht fähig erklärt, und welches eine in aller Rücksicht leere Stelle in einem Organismus menschlicher *Wissenschaft und Kunst* einnimmt. Warum beschränkte sich der Vf. nicht lieber auch in der Ausführung auf diesen natürlichen Gegensatz, den der Titel seiner Schrift bezeichnet? Dann müssten aber auch beide Theile, Wissenschaft und Kunst, in einem richtigeren Verhältniss zu einander vorgestellt werden, als es wirklich geschehen ist. In dem Plane der *Wissenschaft* fehlt aber hier vieles, was nicht blosse Fertigkeit im Handeln, sondern ein Gegenstand reines theoretischen Wissens seyn kann, z. B. die ganze Krankheitslehre organischer Körper, und die Lehre von den Verhältnissen der Aussendinge zu dem gesunden oder kranken Zustande derselben, als Arzneymittellehre, Giftlehre u. d. gl., deren Anwendung für praktische Zwecke freylich der Praxis oder der Kunst anheim fällt, als Therapie, Formulare u. d. gl., deren Theorie aber einen Theil der Naturlehre organischer Körper, ausmacht. Eben so wenig dürfte die ganze *Theologie*, unter dem seltsamen Namen der *Hierotechnik*, nebst der *Kritik*, *Hermeneutik*, *Dogmatik* und *Moral* aus dem Gebiet des Wissens ausgeschlossen und in den Kreis der Künste verwiesen werden, da es sich doch wirklich nicht wohl denken lässt, wie z. B. der Begriff von *biblischer Kritik* dem allgemeinen Begriffe der *Hierotechnik*, als der Kunst, die religiösen Gefühle in anderen Gemüthern zu wecken, untergeordnet seyn möge. Sollte aber alles Wissen, was irgend einer Praxis zum Grunde liegt, oder praktisch benutzt werden kann, aus der Rubrik des Wissens weg, in die des durch Wissen bedingten Handelns hin verwiesen werden: so würde die ganze erste Kategorie des Wissens völlig leer bleiben (da alles menschliche Wissen praktisch werden *soll* und *kann*), oder bloss dem gänzlich *unfruchtbaren* Wissen anheimfallen, wozu der Vf. wohl so wenig, als irgend ein anderer Beurtheiler menschlichen Werthes der Wissenschaften, die Mathematik, die Philosophie, die Naturwissenschaft und die Menschenwissenschaft wird herabwürdigen wollen. Wunderlich ist endlich auch des Vfs. Trennung der *Hygiastik* von den Disciplinen der Heilkunst, und beynahe noch seltsamer der Grund, welcher dazu berechtigen soll. Es heisst nämlich (S. 52): „Endlich ist es auch nur in dem Mangel an Klarheit der Begriffe und in dem Herkommen gegründet, wenn man die Hygiastik mit zu den Disciplinen der Heilkunst zählt, und dem Arzte zumuthet, nicht bloss die Krankheit zu beseitigen, sondern auch die Gesundheit zu erhalten. Hygiastik bezieht sich nur auf die normale Beschaffenheit, also auf den Menschen, im Zustande der Freyheit, wo er selbst wirken, selbst handeln muss; der Arzt kann daher bloss als Didaktiker, als Lehrer und Rathgeber den Gesunden unterstützen; aber nicht als

Künstler wirken; denn dazu gehört unumschränkte Freyheit; diese hat er bey Heilung der Kranken, und wenn er sie nicht hat, und bloss Rath giebt, unbekümmert, ob er befolgt wird: so ist er nicht Künstler, nicht Arzt, sondern Handelsmann, der um des Gewinnes willen seine Waare absetzt, ohne nach ihrer Benutzung zu fragen. Überdiess ist die Hygiastik den eigentlichen Künsten auch desshalb nicht beyzuzählen, weil ihre Ausübung bloss dem Ausübenden und nicht zugleich Anderen zu Statten kömmt." — Verwirkt denn wirklich irgend ein Kranker seine Freyheit, der sich dem Vf. als Arzte anvertrauet? Oder sinnt der Vf. als Arzt seinen Kranken eine solche unbedingte Verläugnung ihrer persönlichen Freyheit an? Wer könnte und dürfte sich ihm auf diese Bedingung anvertrauen? Folgt wohl ein vernünftiger Mensch dem rathenden Arzte weniger, wenn dieser ihn gegen drohende Krankheiten zu schützen, als wenn er eine gegenwärtige zu heilen sucht? Beruht nicht die Praxis der Hygiastik auf wesentlich denselben Principien, worauf sich die Kunst, Krankheiten zu heilen, stützt? Oder kann wohl selbst das letzte Geschäft unabhängig und getrennt von dem ersteren bestehen? Lässt sich das Krankhafte des Organismus heilen ohne kunstmässige Erhaltung dessen, was noch an demselben gesund ist? — — Wenn nun der Vf. in dem Bezirke seiner besonderen Wissenschaft und Kunst, in der Medicin, solche Fehlgriffe that: so darf es kaum befremden, dass er auch die *Rechtskunst* (S. 52 f.) theils, als blosse Kunst, von der Wissenschaft isolirt, theils auch diese lediglich auf den *abnormen* Zustand der Menschen, nämlich im Staate, und auf die Kunst beschränkt, das gestörte Gleichgewicht wieder herzustellen; ohne einige Rücksicht darauf zu nehmen, dass es eine nicht minder edle und wichtige Anwendung der Rechtskenntniss gebe, nämlich für den Zweck, allen Störungen des rechtlichen Gleichgewichts möglichst vorzubeugen, und die rechtliche Ordnung aufrecht zu erhalten.

No. 2 soll den Studirenden theils mit den Wissenschaften und übrigen Dingen, die er zu seiner Bildung auf der Akademie vorfindet, theils mit den Bemühungen bekannt machen, die er zu seiner Bildung anzuwenden hat. Diess sagt der Vf. selbst in der Vorrede. Wie sich übrigens diese Einleitung zu desselben Vfs. *Akademischer Propädeutik zu Vorlesungen* (Leipzig 1799. 8.) verhalte, darüber sagt der Vf. hier nichts, und wir können, da das erstere Werk nicht zur Hand ist, keine Vergleichung der neuen mit der älteren propädeutischen Schrift desselben Vfs. anstellen, sondern müssen diese Einleitung ganz für sich selbst betrachten.

Das Ganze besteht aus Aphorismen, deren jeder zwar mit einem *Gedankenstrich* anhebt, sonst aber äusserst wenig Stoff und Anreiz zum Denken giebt. Nichts erhebt sich weder durch seinen Gehalt noch durch die Form über das Gemeine, Alltägliche; nichts athmet freyen, wissenschaftlichen Geist und vermag diesen in Anderen zu erwecken und zu beleben. In dem ersten, theoretischen Theil wird eine Art von *Encyklopädie* der Wissenschaften aufgestellt, das heisst nämlich hier, die gelehrten Wissenschaften werden in *neun Fächer* vertheilt, in das philologische, historische, mathematische, physikalische, philosophische, politische, medicinische, juristische und theologische, ohne dass Jemand erfährt, nach welcher Idee gerade diese 9 Hauptfächer gemacht und gefüllt werden. Genug, Hr. *B.* sagt (S. 15): „Wir wollen die gesammten Wissenschaften in neun Fächer vertheilen. — Jedes dieser Hauptfächer hat wieder seine eigenen kleinen Fächer, worin die dazu gehörigen Hauptwissenschaften, Grundwissenschaften, Hülfswissenschaften und Nebenwissenschaften aufbewahrt werden; wovon der Leser wieder nichts als die Namen, aber weder den Begriff, noch den wissenschaftlichen Grund seiner bestimmten Anwendung auf einzelne Wissenschaften erfährt.

Der *praktische* Theil betrifft nun die Bemühungen, welche der Studirende auf Akademieen anzuwenden hat, und theilt diese in *gelehrte* und in *bürgerliche* Bemühungen ein. In der ersten Rücksicht handelt der Vf. zuerst von dem Studienplan überhaupt, entwirft dann besondere Studienplane für Mediciner, Juristen und Theologen, und zeigt, wie die akademischen Vorträge zu benutzen und mit Privatfleiss zu verbinden seyen. Hier wird nun der Studirende, um binnen drey Jahren ein gelehrter Mann in seinem Fache zu werden, mit so vielerley Vorlesungen halbjährig versorgt, dass man für seinen Privatfleiss sowohl als für seine Gesundheit ernstlich besorgt werden muss. Denn der junge Mediciner soll z. B. (nach S. 96) in seinem ersten Semester Vorträge hören (viertägig) über Logik, Metaphysik, Universalgeschichte, reine Mathematik, allgemeine Naturgeschichte, und (zweytägig) über allgemeine Encyklopädie und Methodologie, allgemeine Literärgeschichte, Naturgeschichte des Menschen, Ökonomie des menschlichen Körpers, oder Philologie!!. Alle diese Vorlesungen soll er nun Tag für Tag aufmerksam anhören, brav nachschreiben (denn das ist nach S. 109 eine Hauptsache bey dem Anhören), wiederholen, in Tabellen bringen, sich dabey in Examinatorien, Disputatorien, Conversatorien und Elaboratorien, wie auch im Beobachten, Meditiren, Lesen, Excerpiren, Ausarbeitungen fleissig üben, die Gelehrten, die Bibliotheken und öffentlichen Disputationen häufig besuchen, und sich alle literarischen Vollkommenheiten erwerben. Wüste und düster muss es am Abend eines so vielfältig beschäftigten Tages in dem Kopfe des armen Studirenden aussehen, der solchen wohlgemeinten Rath seines Hodegeten buchstäblich zu befolgen versuchte. Und wo soll er noch Muth, Zeit und Kraft hernehmen, um die zweyte Art von Rathschlägen des Vfs. zu befolgen, wodurch der Studirende zum edlen Menschen, nützlichen Staatsbürger und guten Gesellschafter sich bilden soll? An dem guten Willen des Vfs. ist zwar hier durchaus kein Mangel. Er stellt ja beynahe eine ganze *Tugend-* und *Klugheits-Lehre* für Studirende auf, worin auch sogar der Pflichten des Gelehrten (des

Studirenden auf der Universität?) gegen seine Gattin und Kinder ausdrücklich gedacht wird; er entwirft einen wirthschaftlichen Etat, wie ein Studirender mit jährlich 250 Rthlr. in Leipzig nothdürftig auskommen könne; er classificirt seine Vergnügungen, wodurch er sich erholen, zerstreuen, aufheitern und ermuntern könne (wofür in dem erwähnten Etat jährlich 20 Rthlr. angewiesen sind); warnt ihn unter andern vor dem Versprechen einer künftigen Heirath, und verläfst ihn selbst im Candidatenstand und bey erhaltener Versorgung nicht mit dem Rath guter, praktischer Lehren, sich z. B. durch eine Heirath eine treue Gefährtin des Lebens zu verschaffen, deren Eigenschaften und nöthige Tugenden ziemlich vollständig erörtert werden.

No. 3 sind wenige Blätter, aber reich an Lehren, Erinnerungen und Warnungen eines Mannes, der während seiner dreyssigjährigen akademischen Lehrgeschäfte viele Erfahrungen über akademisches Leben und Studiren einsammeln konnte; reich an literarischen Notizen über alles, was auf die Gegenstände einer akademischen Hodegetik irgend einigen Bezug hat. Manches ist mehr angedeutet, als ausgeführt, giebt aber doch dem Leser Stoff und Anreiz zum Nachdenken, und vornehmlich dem commentirenden Lehrer zur Erläuterung. Sehr zweckmäfsig sind die angehängten, theils dreyjährigen theils vierjährigen, Studienplane für künftige Religionslehrer, Juristen, Ärzte, Staatsmänner, Cameralisten und Philologen, an deren Entwerfung (laut der Vorr.) die Herren Professoren *Haubold*, *Kühn* und *Arndt* einigen Antheil haben. So wenig Raum auch die angehängten allgemeinen Rathschläge für das innere geistige und äufsere Leben der Studirenden einnehmen: so berühren sie doch in gedrängter Kürze alles, was in diesem wichtigen Lebensverhältnifs einer sittlichen und klugen Leitung bedarf, und werden nicht wenig zu einer zweckmäfsigen Benutzung der Universitäten beytragen, wenn sie überall auf diesen höheren Lehranstalten, es sey in encyklopädischen, oder in eigenen hodegetischen Vorlesungen, mit Geist und Eifer vorgetragen, von den Studirenden gleich Anfangs vernommen, und während des ganzen Laufs ihrer akademischen Studien mit Besonnenheit und Festigkeit befolgt werden.

d.

KLEINE SCHRIFTEN.

Ausländische Sprachkunde. *Nürnberg*, b. Campe: *Abrégé utile, et très facile pour apprendre en peu de tems la langue espagnole*, par *Pierre Gaetani*. 1807. 4 Bogen (8 Gr.) Unter diesem vielversprechenden Titel erhält der Käufer weiter nichts als vier halbbedruckte Bogen in tabellarischer Form, wovon der erste die Buchstaben nebst deren Aussprache und einige grammatikalische Regeln in Betreff des Artikels und der Haupt-, Bey- und Fürwörter, in wenige Zeilen zusammengedrängt, enthält, die drey andern Tabellen aber auf eben so vielen Bogen die Zeitwörter und das Übrige der Grammatik *in nuce* darstellen. Die spanische Sprache ist in der That von einer so leichten Bildung, dafs es im Grunde eines Mehreren nicht als der hier gegebenen tabellarischen Übersicht bedarf, um ihren grammatischen Gang und äufsern Gliederbau dem Gedächtnisse leicht und bleibend einzuprägen, und aus diesem Gesichtspuncte betrachtet mag auch Rec. solchen Tabellen ihren Werth nicht absprechen. Allein wer eine Grammatik besitzt, kann dieser Tabellen füglich entbehren, da er in ihnen nichts findet, was nicht schon dort stünde. Das Hauptverdienst eines solchen Tabellenzimmerers wird immer dieses seyn, auf möglichste Correctheit im Abschreiben und Abdrucken zu sehen; und dieses Verdienst kann Rec. dem Hn. *H.* eben nicht nachrühmen; vielmehr scheinen die vielen Fehler gegen Grammatik und Sprache, auf die man hier stöfst, wohl dem Vf. selbst, und nicht dem Setzer zur Last zu fallen. Der Buchstabe *b* wird zwar im *Schreiben* von ungebildeten Personen, (worunter man freylich, wie Rec. aus so vielen hundert ihm zu Gesicht gekommenen Handlungsbriefen ersehen hat, einen grofsen Theil des Handelsstandes rechnen mufs) häufig mit *v* verwechselt; allein der spanische Gelehrte und wer für den öffentlichen Druck schreibt, befolgt die Regeln der Akademie in Unterscheidung des *b* vom *v* mit grofser Strenge, und wird z. B. das Wort *brevedad* niemals *vrebedad* schreiben, obgleich in der *Aussprache* kein Unterschied ist. — Die Aussprache des *c* vor *e* und *i* kommt keinesweges der des gewöhnlichen *s* bey, sondern ist ein Gelispel der an die Vorderzähne sich sanft anlegenden und geschwind wieder zurückziehenden Zunge, ähnlich dem englischen *th* in *with*, wie schon *Ramajo* in seiner Sprachlehre S. 2 und 16. bemerkt (*apretando la lengua entre los dientes superiores é inferiores*) was sich nur aus dem Munde der Spanier erlernen läfst. Das *ç* vor *a*, *o* und *u* statt des *z* ist heutiges Tages ganz veraltet, und wird in keiner neueren Druckschrift mehr gefunden. Sonderbar genug hat der Vf., der doch französisch, und also für Franzosen schreibt, die Aussprache nach dem Deutschen bezeichnet, *u* wie u, *g*, *j* und *x* wie ch, eine Schreibart, nach welcher ein Franzose, der den ersten Buchstaben mit *ou* ausdrückt, für die Gutturaltöne *g*, *j* und *x* aber eigentlich gar keine Bezeichnung hat, sondern sie blofs durch mündliche Übung zu erlernen suchen mufs, sich eine sehr unrichtige Aussprache zu eigen machen würde. Auf die gehörige Accentuation ist fast nirgends Rücksicht genommen, das doppelte *ss* noch überall gebraucht. Bey den Zahlwörtern setzt der Vf. *se*, statt *seis*, sechs, was nun wohl, da es bey 16, *diezy se* statt *diezy seis* wieder vorkommt, schwerlich unter die Druckfehler zu rechnen ist. Ebendahin gehören unstreitig die Worte *cinquienta* statt *cincuenta* oder wie man sonst schrieb *cinqüenta*, *primiero* statt *primero*; das Pronomen *nosotros* und *vosotros* schreibt er nicht anders als *nos outros*, *vos outros*, was 13 Mal hinter einander vorkommt, und wohl portugiesisch, aber nicht spanisch ist; *quieremos* st. *queremos*, wie denn überhaupt das als Paradigma gebrauchte Wort *querer* durch *quera*, *quesiesse* und *quierendo*, statt *quiera*, *quisiese*, und *querienda* sehr entstellt ist; einer Menge offenbarer Druckfehler, als *dicent*, *vienent*, *fuessent*, *conduizir* u. a. m., die doch bey der geringen Bogenzahl sehr leicht zu vermeiden gewesen wären und den Anfänger nur verwirren, nicht zu gedenken.

F. a. B.

Fortsetzungen.

Göttingen, b. Dieterich: *Logik und Encyclopädie der Wissenschaften*, als ein Ganzes bearbeitet; eine allgemeine Methodologie. Dritter Versuch. Eine Skiagraphie akademischer Vorlesungen von *J. C. D. Wildt*. 1809. 32 S. 8. (4 Gr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 9 AUGUST, 1810.

GRIECHISCHE LITERATUR.

1) Paris, b. Firmin Didot: Ἑλληνικῆς βιβλιοθήκης τόμος πρῶτος. ἸΣΟΚΡΑΤΟΥΣ λόγοι καὶ ἐπιστολαί, μετὰ σχολίων παλαιῶν, οἷς προσετέθησαν σημειώσεις καὶ τῶν αὐτοσχεδίων σχεδιασμῶν περὶ τῆς Ἑλληνικῆς παιδείας καὶ γλώσσης ἀκολουθία. Φιλοτίμῳ δαπάνῃ τῶν Ἀδελφῶν Ζωσιμαδῶν, παιδείας ἕνεκα τῶν τὴν Ἑλλάδα φωνὴν διδασκομένων Ἑλλήνων. Μέρος πρῶτον. ρβ' u. 448 S. — Ἑλληνικῆς βιβλ. τόμ. δεύτερος. ἸΣΟΚΡΑΤΟΥΣ — Μέρος δεύτερον. ξ' u. 389 S. 1807. 8.

2) Paris, b. Eberhart: Ἑλληνικῆς βιβλ. τόμ. τρίτος καὶ τέταρτος. ΠΛΟΥΤΑΡΧΟΥ βίοι παράλληλοι, οἷς προσετέθησαν κτλ. Μέρος πρῶτον. 1809. οθ' u. 511 S. Μέρος δεύτερον. 1810. λα u. 487 S. 8.

3) Ebendaselbst: Παρέργων Ἑλληνικῆς βιβλιοθήκης τόμος πρῶτος. ΠΟΛΥΑΙΝΟΥ στρατηγημάτων βίβλοι ὀκτώ. Φιλοτίμῳ κτλ. ι' u. 453 S. 1809. 8.

Mit dem Isokrates, und nicht, wie sich's schickte, mit dem Homerus die hellenische Bibliothek zu eröffnen, bestimmte den Herausgeber eine unlängst in Venedig erschienene Ausgabe des Dichters, die er noch nicht genug kannte, um zu beurtheilen, ob sie eine neue unnöthig mache oder nicht. Es ist aber die venediger Ausgabe, wie dem Rec. versichert wird, ein blofser und gemeiner Abdruck des *clarkischen* Textes, Eichelmast nach gefundener Feldfrucht.

Diess voraus erinnert, und nach bitteren Klagen über den Vf. der *Bruchstücke zur näheren Kenntniss des heutigen Griechenlands*. Berlin 1805 (J. A. L. Z. 1805 No. 298), der, aus bösem Willen oder aus Vorurtheil, die Augen verschlossen habe gegen das sichtbare Aufstreben der Griechen aus der Barbarey, sichtbar in so vielen Übersetzungen aus fremden Sprachen, verbreitet sich der Herausg., um in den Isokrates einzuleiten, über das Wesen und die Lehrart der Rhetorik. Worin sich die Rhetorik von der Grammatik unterscheide; dass sie unnütz seyn würde, wenn der Mensch ohne Leidenschaft wäre, nützlich aber werden könne in dem dermaligen Zustande der Dinge, vornehmlich zum Behuf der Religion und der Sittenlehre; dass sie, um nicht auf Abwege zu gerathen, Hand in Hand mit der Philosophie gehen müsse, wie sie denn auch, zur Zeit ihrer höchsten Blüthe in Hellas, also gegangen sey; dass sie nicht einzustehen habe für den Erfolg ihrer Hervorbringungen; dass sie sich nicht auf eigentliche Reden beschränke, sondern eingreife in Dichtkunst, Gespräch, Fabel, Geschichte; dass sie die Griechen mächtig fördern werde in dem schon unleugbaren Fortschreiten vom Schönen zum Schöneren, wofern, die da reden wollen, sich zweyer Dinge befleissigen, eines freyen und aufrechten Sinnes, sodann der Ausbildung ihrer noch gar ungebildeten Muttersprache: diese und ähnliche Wahrheiten, so wie alles, was der Herausg. seinen Landsleuten bald lehrend, bald ermahnend, mitunter auch strafend an das Herz legt, sind in gehöriger Ausführlichkeit ungemein klar und fasslich vorgetragen, auch gestützt auf Anführungen, und belebt durch allerley bildliche Ausdrücke und rednerische Wendungen, die gewöhnlich nicht neu sind, sondern von längsterprobter Wirksamkeit. Am beweglichsten spricht sich sein vaterländischer Eifer in der Trauer aus um die schönen Handschriften, die der Engländer *Clarke* noch vor acht Jahren aus den Klöstern des Athos und des Archipelagus erbeutet hat. Dazu veranlasst durch eine pariser Handschrift des Isokrates, die einzige, die er benutzt hat, und die älteste zugleich von allen bisher verglichenen, führt er den Griechen zu Gemüthe, wie hoch die Schätze anderwärts gehalten werden und überall zu halten sind, deren sie sich thöricht und schmählich selbst berauben, und dringt in sie, was noch gerettet ist, zu sichern durch die Errichtung eines hellenischen Museums, worin er nicht nur alle vorhandenen Handschriften, zum wenigsten sorgfältig abgeschrieben, niederzulegen räth, sondern auch alle Münzen, Gefässe, Geräthe, Steine, Säulen und sonstige Nachlässe hellenischer Kunst und Geschichte. Wie eine solche Anstalt einzurichten, zu begaben und zu verwalten sey, giebt er umständlich an; ja er verwendet den Überschuss der Einnahme, und verheisst neben der Ehre auch baaren Gewinn. Gleich wohlgemeint sind die ähnlichen Wünsche und Vorschläge: Freystellen für arme Schulkinder, Preise für Lehrer und Lernende, Reisestipendien für die Preisgewinner, Versuche mit der *pestalozzischen* Lehrart, Verbesserung der Buchdruckerey, eine politisch-literarische Zeitung, vor allem aber ein vollständiges Wörterbuch. Zu dessen Abfassung verlangt er ein Zusammentreten Mehrerer, die alle, ausser dem Hellenischen, auch des Lateins und des Französischen mächtig seyen, des Französischen darum, weil es mehr griechische und lateinische Wörter enthalte, und an dem Wörterbuche der pariser Akademie ein

schöneres Wörterbuch besitze, als irgend eine andere neu-europäische Sprache. Daher auch die Probeartikel, die er selbst bearbeitet (die Wörter ἀθιβολή, ἄνθρωπος, βαρδάσα, βλέπω, ἐξηλόνω oder ξηλόνω, θιάσον), ganz in französischem Zuschnitt sind, nur dass die Abstammung aus dem Hellenischen bemerkt wird, und hin und wieder eine Autorität beygebracht. Und überhaupt erscheinen die Franzosen dem Herausg. als eine Art Ur- und Muster-Volk, an dem er die Meisterschaft in allem Schönen und die von den übrigen europäischen Völkern unerreichte Cultur und Humanität nicht müde wird zu preisen. — Von dem griechischen Gemeinsinne übrigens, dem die Ausführung aller jener Entwürfe anheim fällt, zeugen sich erfreuliche Regungen darin, dass der Metropolit der Wallachey, und nach seinem Beyspiele auch andere Geistliche, junge Leute auf Reisen zu schicken anfangen, und dass die Batopädiner Mönche auf dem Athos einen Lehrer der europäischen Wissenschaften angestellt haben. Wie diesen Lob und Dank gezollt wird als Wohlthätern der Nation: so werden als Feinde derselben und als Betrüger, Holzköpfe, Gotteslästerer diejenigen dargestellt, die sich dem Eindringen der Philosophie widersetzen, oder, wie sie spotten, der Philozophie. Denn von der Philosophie hofft der Herausg. alles Heil, ohne jedoch jemals zu bestimmen, was er recht meine mit dem vieldeutigen, anderswo anders verstandenen Worte. Nur so viel erinnert er zu Isokrates *de permutat.* XXIV (342, 19): *εἰσὶν οἱ ἀληθῶς φιλοσοφοῦντες οὐχ οἱ τριβώνια φέροντες διεῤῥωγότα Κυνικοί, οὐδ' οἱ τὸν πλοῦτον ἀργυρίδιον καὶ χρυσίδιον ἀποκαλοῦντες, οὐδ' αὖ οἱ τὴν ἡδονὴν εἶναι λέγοντες τἀγαθόν, καὶ τὸ χοίρων δίκην γαστρίζεσθαι ἐν εὐδαιμονίας μοίρᾳ τιθέμενοι, ἀλλ' οἱ τοῖς ἀγαθοῖς αὐτοί τε χρώμενοι καὶ μὴ καταχρώμενοι, καὶ τοῖς ἄλλοις μετρίως χρῆσθαι παραινοῦντες.*

Kürzer und von allgemeinerem Interesse sind die literarischen Einleitungen vor dem ersten Bande, ein Abriss von der Geschichte der Beredsamkeit in Hellas, meist nach *Ruhnken*, und von dem Leben und Charakter des Isokrates, der, wie nun schon hergebracht ist, zusammengestellt wird mit dem Sokrates, nur vertheidigt gegen die Vorwürfe der Eitelkeit, des Eigennutzes, des Plagiums, der Künsteley, mit Vorliebe, aber nicht immer befriedigend, wie wenn der Pseudo-Plutarchus zum Zeugen genommen wird, wo er sich selbst widerspricht; vor dem dritten Bande wenige Seiten über den theoretischen und praktischen Philosophen, der den Hellenen auf einige Zeit den Ruhm wieder erworben, den sie vor den Mauern seiner Vaterstadt eingebüsst, den Lesern aber zum Massstabe für ihre Tugend diene, indem, wer an ihm Gefallen finde, sicherlich ein Freund der Tugend sey, oder doch bald seyn werde. Von dem Style des Plutarchus weder mehr, noch gründlicher, als schon vor funfzig Jahren *Reiske*, der zwar selbst kein Meister des Styls ist, zumal wenn den *zeigt, was er weise verschweigt*, der aber doch vor vielen gehört zu werden verdient wegen der unbestechlichen Freymüthigkeit seines Urtheils. Demselben ehrenwerthen Manne wird, in der summarischen Übersicht der Ausgaben, Schuld gegeben, er habe viele seiner Muthmassungen und Berichtigungen entlehnt aus der Übersetzung des *Amiot*. *Quod in hujus hominis candorem non cadebat* (*Bibl. Crit. P. XI, p.* 39). Und wäre seine Treuherzigkeit, sein grundehrlicher Sinn weniger bekannt: wie sollte er, der meist die gemeinsten und unentbehrlichsten Hülfsmittel verschmähte, einen Übersetzer geplündert haben, und zwar den, den schon *Bachet de Méziriac* tausendfältiger Fehler geziehen hatte? *) Der Herausg. behauptet, zu Ende des zweyten Bandes, eine Verbesserung, die schon *Bentley* gemacht, gehöre ihm nicht weniger, als jenem; und jedermann wird ihm das gern zugeben, nicht nur für den dortigen Fall, sondern auch für die vielen anderen, wo er, wie wir zeigen werden, mit früheren Kritikern zusammengetroffen ist. Hat aber nicht *Reiske* auf dieselbe Billigkeit Anspruch?

Die Büste des Isokrates, die dem Titelblatt gegenüber in Kupfer gestochen ist, — gefunden in der Villa Albani, und von Visconti zwischen das 7 und 8 Jahrhundert der Stadt gesetzt, — ist unterschrieben EICOKPATHC. Der Herausg. schliesst aus dieser Schreibart, dass zur Zeit der Verfertigung der Büste EI wie I gesprochen worden; er setzt hinzu, aus vielen anderen nicht angeführten Denkmälern ergebe sich klar, dass die neugriechische Aussprache in den Kaiserzeiten, und vermuthlich schon in den alexandrinischen, die herrschende gewesen. Das kann ihm zugegeben werden, ungeachtet des Mangels des Beweises; es kann ihm auch nicht gewehrt werden, *ἴι Τρώιι ἴππι ἐπιστάμενι πεδίιο* so angenehm zu finden, wie *οἷοι Τρώϊοι ἵπποι ἐπιστάμενοι πεδίοιο*: aber wir müssen uns gegen die Folgerung verwahren, dass demnach gut wäre, wenn auch die nichtgriechischen Hellenisten sich des Etacismus begäben, wie sie anderer Vorurtheile sich begeben haben. Sind es denn die Kaiserzeiten, die alexandrinischen Zeiten, denen unser hellenisches Studium vornehmlich gilt? Wollen wir nicht vielmehr das hellenische Wesen in der Ächtheit und Reinheit erfassen, die erloschen ist mit der Freyheit? und achten wir nicht das Spätere allein in so fern, als es das Frühere abspiegelt und aufklärt? — Wenn der Herausg., weiter gehend, behauptet, die Schreibart EICOKPATHC für ICOKPATHC sey nicht nur zu entschuldigen, sondern sey die rechte und eigentliche, indem das homerische *ἐΐσος* eben so deutlich nicht für *ἴσος*, sondern für *εἶσος* zeuge, als *πάϊς* nicht für *πίς*, sondern für *παῖς*: so widerlegt ihn hinlänglich die Unmöglichkeit, einen Diphthongen zu bilden aus einem kurzen und einem langen Vocale. Auch findet sich *εἴκοσιν*, *εἰσάμενος* nie

*) *Si est-ce pourtant que j'ose bien assurer que j'ai remarqué plus de deux mille passages dans le Plutarque François, où non seulement le sens de l'auteur n'est pas fidèlement exprimé, mais il est entièrement perverti.* Und weiter unten: *En toutes les manières qu'on peut imaginer, Amiot a péché contre les règles qu'un fidèle traducteur doit observer ponctuellement. Bachet de Méziriac, discours de la traduction.*

aufgelöst in ἴικοσιν, ἰισάμενος, aber wohl verlängert in ἐείκοσιν, ἐεισάμενος. Den vorgeschlagenen Vocal aber, worin die Verlängerung besteht, nennen die Grammatiker mit Recht pleonastisch, als der weder der Wurzel, noch der Ableitung angehört. Wozu er diene, ob, wie *Riemer* meint (Wörterbuch Th. 2, S. 672), zur Emphase, ob, als verkörpertes Schwa, zur Erleichterung der Aussprache, bleibe dahin gestellt. Doch wird das letztere vielleicht dadurch wahrscheinlich, dass solche Vocale fast nur vor den Liquiden, vor dem Digamma und dem Σ vorkommen, und zusammenzustellen sind mit dem E, das die Spanier und Portugiesen vor jeden mit *s* anfangenden Doppelconsonanten setzen, wenn derselbe ein Wort anfängt: *escudero*, *esfuerzo*, *espacio*, *estado*.

Die Anmerkungen des Herausg. füllen zum Isokrates den ganzen zweyten Band, zum Plutarchus S. 355—481 u. 359—487; dem Polyaenus hat er nur eine in zwey Säulen geordnete Vergleichung seines Textes mit dem maswikischen angehängt. Betrachten wir, was sich zu den ersten Capiteln des Panegyricus vorfindet.

Vorgesetzt ist dieser Rede, wie nicht allen, aber den meisten anderen, eine Einleitung, eben so kurz, wie die des *Hieronymus Wolf*, und doch reichhaltiger: über die Art und den Erfolg der Rede nach dem Älianus, und über die Beschuldigung, dass Gorgias und Lysias darin benutzt worden, nach dem Photius. Dass der Herausg. des Gorgias Lob der Helena und des Lysias Begräbnissrede für ächt hält, erfahren wir nebenher. Denn einzugehen in Untersuchungen der höheren Kritik, hat ihm nirgend gefallen. Ausser etwa im Betreff der Ermahnung an den Demonikus. Diese, erinnert er, könne nicht von dem Vf. der übrigen isokratisch genannten Reden herrühren, weil in den Rathschlägen, die dem, selbst unbekannten, Demonikus gegeben werden, manches den Redner eines monarchischen Staates verrathe, während in der Form nichts, als das Spiel mit Gegensätzen, dem Isokrates gleich sehe. So allgemeine Behauptungen überzeugen, fürchten wir, nur da, wo sie als nothwendiges Ergebniss vieler in das Einzelne gehender Bemerkungen erscheinen. Deren aber kommen hier nicht mehr vor, als zwey, beide zu Cap. III (3, 10): einmal, die Accusativen γραφεῖς und γονεῖς geziemten eher einem Redner aus Apollonia am schwarzen Meere, als einem attischen, der γραφέας und γονέας vorgezogen haben würde; darauf, weil dem Maler, als Maler, eben so wohl anstehe, den häslichsten Affen zu malen, als das schönste Pferd, wofern er nur täuschend male, so sey eine unschickliche Vergleichung die da gebrauchte, αἰσχρὸν τοὺς μὲν γραφεῖς ἀπεικάζειν τὰ καλὰ τῶν ζώων, τοὺς δὲ παῖδας μὴ μιμεῖσθαι τοὺς σπουδαίους τῶν γονέων. Dass also ein Alter darum verketzert wird, weil er es in der Kunst mit dem Schönen hält, und nicht mit dem Charakteristischen! Wir möchten das so wenig, als über seinen Dialekt aus einer einzigen Form absprechen, ehe noch dargethan ist, was vielleicht nie kann dargethan werden, dass er, und nicht irgend ein Abschreiber, die Form gesetzt. Kaum triftiger scheint der Grund, aus dem S. 123, 25 dem Demosthenes die Liebesrede abgesprochen wird; weil darin Isokrates nachgeahmt werde, möge sie eher des Isokrates Schüler Androtion geschrieben haben. Wie viele Nachahmungen des Isokrates findet nicht der Herausg. selbst in solchen Reden des Demosthenes, die ohne allen Zweifel demosthenisch sind! Mehr sogar, als Andere nachfinden dürften. Dass z. B., wie zu Panegyr. XXIII (60, 8) behauptet wird, wenn nicht Isokrates gesagt hätte: αὐτοὶ πλείους ἐν τρισὶ μησὶν ἀποκτείναντες ὧν ἡ πόλις ἐπὶ τῆς ἀρχῆς ἁπάσης ἔκρινε, Demosthenes (117, 12 *Reisk.*) nicht hätte sagen können: πάνθ' ὅσα ἐξημάρτηται καὶ Λακεδαιμονίοις ἐν τοῖς τριάκοντ' ἐκείνοις ἔτεσι καὶ τοῖς ἡμετέροις προγόνοις ἐν τοῖς ἑβδομήκοντα, ἐλάττονά ἐστιν . . . ὧν Φίλιππος ἐν τρισὶ καὶ δέκα οὐχ ὅλοις ἔτεσιν . . . ἠδίκηκε τοὺς Ἕλληνας: wer denkt klein genug von dem Redner, um das anzunehmen? Und doch ist hier die Ähnlichkeit noch ungleich grösser, als wenn ebendas. Cap. V (41, 26), in den Worten τὰς — καὶ πάλαι καὶ νῦν καὶ πανταχοῦ καὶ λεγομένας καὶ μνημονευόμενα ein Polysyndeton erkannt wird, das offenbar diesem des Lysias (S. 107, 16) nachgeahmt sey: καὶ μόνοι καὶ μεθ' ἑτέρων, καὶ πεζομαχοῦντες καὶ ναυμαχοῦντες, καὶ πρὸς τοὺς βαρβάρους καὶ πρὸς τοὺς Ἕλληνας. Ausser der Nachahmung entgeht uns sogar das Polysyndeton; alle καὶ scheinen nothwendig. — Über die Zeit der Abfassung und Herausgabe des Panegyricus wird nichts gesagt, obgleich die verdienstliche Vorarbeit von *Morus* dazu einlud. Wo die Frage in die Kritik des Textes eingreift, Cap. XXXIX (65, 16), wird lediglich verwiesen auf *Morus*.

Cap. 1 zu Anfange führt der Herausg. dieselben Stellen des Aristoteles an, die schon *Morus* angeführt hat: wie denn überhaupt, dem Zwecke und Umfange der beiden Ausgaben gemäss, die meisten zur historischen Erklärung gehörigen Anführungen beiden gemein sind, manche auch die frühere allein hat. Οὐδὲν ἂν πλέον γένοιτο τοῖς ἄλλοις (37, 8) erklärt die *corayische*, durch die Ergänzung ὧν πρότερον εἶχον, deutlicher als *Morus* durch die unbegründete Behauptung, dass πλέον in gewissen, nicht angegebenen Verbindungen *praecipui quid, commodum* bedeute. Eben so berichtigt sie (37, 18) durch nähere Bestimmung des *Morus* Erklärung von προκρίνας: nicht geradezu stehe es für κρίνας, sondern ἐπὶ συγκρίσεως ἢ ὑπερθέσεως, so dass προκρίνας τούτους καλλίστους εἶναι τῶν λόγων eigentlich so viel sey, als τούτους τῶν λόγων κρίνας εἶναι καλλίστους πρὸ τῶν ἄλλων. Zu 37, 11 wird der Unterschied zwischen ἆθλος und ἆθλον bemerkt, nach dem Ammonius; zu 37, 14 — πολλοὶ τῶν προσποιησαμένων εἶναι σοφιστῶν ἐπὶ τοῦτον τὸν λόγον ὥρμησαν — die Beziehung auf die olympische Rede des Gorgias. Über die Bedeutung von σοφιστής scheint uns *Morus* Anmerkung vollständiger und gründlicher; der Herausgeber sagt: τὸ μελετᾶν καὶ σπουδάζειν ἐνταῦθα σημαίνει τὸ φιλοσοφεῖν. εἰκότως· ἐπεὶ οὐδὲν ἂν γενέσθαι δύναιτο κατὰ τρόπον μὴ ὑφηγουμένης καὶ δαδουχούσης φιλοσοφίας, worin

fich leicht ein Kreis zeigen liefse. Ferner über ἰδέα (38, 8), was der Herausg. hier mit Einem Worte abfertigt, anderwärts (zu Panathen. I. S. 232, 13) nicht viel ausführlicher behandelt; über καινῶς διεξελθεῖν (38, 13); über τοῖς ὀνόμασιν εὖ διαθέσθαι (38, 18): das freylich hat *Morus* nicht, dafs ὀνόματα in diefer Verbindung nicht Nomina find. Καταχρήσασθαι (38, 17) wird erklärt ἀρκούντως χρήσασθαι; weiter unten (Cap. XXI. S. 51, 16) foll es ἄγαν χρήσασθαι feyn, mithin auch κακῶς χρήσασθαι, weil das Allzuviel nirgend gelobt werde. Der Anfänger wird fich wundern, dafs fo verfchiedene Bedeutungen in Ein Wort zufammenfallen, wie der Herausg. felbft zu Areopagit. V (140, 10) eine feitenlange Anmerkung über διασκαριφήσασθαι mit der unfruchtbaren Verwunderung fchliefst, dafs das zugleich ein nachläffiges und ein forgfältiges Thun oder Nachbilden bezeichne. Dafs κατακεχρῆσθαι an der vorerwähnten Stelle als Paffivum gebraucht ift, darin möchten wir nicht einen feltenen Gebrauch erkennen, fondern einen nothwendigen: giebt es doch keine andere Form für das paffive Perfectum. Das gewöhnlichfte Beyfpiel vom Medium ift bey den Grammatikern βιάζεσθαι; doch gebraucht es Thucydides als Paffivum IV, 10 (244, 95): τὸν πολέμιον δεινότερον ἕξομεν, μὴ ῥᾳδίας αὐτῷ πάλιν οὔσης τῆς ἀναχωρήσεως, ἢν καὶ ὑφ' ἡμῶν ΒΙΑΖΗΤΑΙ. Und überall ift am Medium die Annäherung an das Paffivum fo fichtbar und merkwürdig, als die Abfonderung von dem Activum. Die letztere befchäftigt den Herausg., wenn er vielfach und ausführlich vom Medium redet, wie er felbft fagt (397, 12): τοῦτο μὲν, ἵνα μηκέτι τοῦ λοιποῦ λέγειν ἀναγκάζωμαι, ἅπερ ὤφειλε πάλαι ὑπὸ τῶν γραμματικῶν ἐξηκριβῶσθαι, τοῦτο δὲ ὅτι καὶ τῶν τεχνικῶν οἱ σημειωσάμενοι τὴν διάφορον τῶν τοιούτων χρῆσιν οὕτως ἀμυδρῶς ἐσημειώσαντο, ὡς αὐτόθεν ἐλέγχεσθαι μὴ κατανενοηκότες ἀκριβῶς τῆς μεσότητος τὴν φύσιν; wie das an einer Bemerkung des Harpokration zu Demofthenes (S. 1136, 11), uns nicht recht einleuchtend, gezeigt wird. So unterfcheidet er zu Cap. XXXVIII (64, 28) ποιεῖσθαι und ποιεῖν μεταβολήν, und vermuthet, für πολλὰς τὰς μεταβολὰς ἐν τοῖς Ἕλλησι πεποίηται (βασιλεύς) fey zu lefen πολλὰς . . . . πεποίηκε, weil der König die Veränderungen nicht in feinen, fondern in fremden Angelegenheiten gemacht. Aber wenn nicht *an* fich, doch *für* fich, zu feinem Vortheil, fo dafs immer ein Reflexus Statt findet. Ferner ποιεῖσθαι und ποιεῖν τὴν εἰρήνην oder τὴν στρατείαν, στρατεύεσθαι und στρατεύειν, zu Archidam. XXXVII (131, 32) und Epift. III (417, 18); διαλύεσθαι und διαλύειν τὸν πόλεμον ad Philipp. XIX (88, 32); παρέχεσθαι und παρέχειν μάρτυρα Archidam. XII (119, 26), wo er παράσχοιτο corrigirt für παράσχοι, fo wie advers. Sophift. IX (295, 2) προελέσθαι καὶ μῖξαι für προδιελέσθαι καὶ μίξασθαι, welches μίξασθαι *Clericus* gegen *Küfter* angeführt hatte, als ein Zeugnifs für die Selbigkeit des Mediums aus dem Activum; λοιδορεῖσθαι und λοιδορεῖν zu Philipp. XXXIV (95, 15); διακολακεύεσθαι Panathen. LXV (266, 18); εὑρίσκεσθαι und εὑρίσκειν Epift. VIII (431, 7); κατανέμεσθαι und κατανέμειν Plataic. V (298, 17); διεγγυᾶσθαι und διεγγυᾶν Trapezit. VIII (361, 12); ἐπιγράφομαι und ἐπιγράφω, ebendaf. XXI (361, 15); μετοικίζομαι und μετοικίζω Aeginet. XII (390, 14); χέζομαι und χέζω, Nachtrag zu S. 305, 10 mit phyfiologifcher Genauigkeit, wie auch (zu Plataic. XVIII. S. 305, 10) auf ὀῤῥωδεῖν verwandt wird; τίθεμαι und τίθημι νόμον adverf. Lochit. III (397, 12). Zu den widerftrebenden Stellen im Plutarchus, ἔθετο τοὺς νόμους Σόλων und Ξάνθιππος νόμους ἔθετο (Solon. XV. Pericl. III, vergl. *Boeckh* in Platonis Min. S. 94), ift nichts gefagt, vermuthlich in Vorausfetzung, dafs der Lefer darin von felbft die fpätere Gräcität erkennen werde, die im Polyänus an ἀπαντῶμαι für ἀπαντῶ und συνελέξατο für συνέλεξεν oder συνελέχθη (Vorrede S. η'), im Plutarchus felbft an θέσθαι ἐνέδρας (Romul. XXIII, S. 57, 29) getadelt wird, und, aufser dem Reiche des Mediums, an dem Gebrauch von ἐπίφθονος für ἐπισφαλής (S. 167, 3). von ἄντικρυς für ἀντικρύ (S. 169, 22), von αὖθις für πάλιν (ebendaf. Z. 29), von ναυάγιον für ναυαγία (S. 266, 23), von ὑποτίμησις für πρόφασις (S. 276, 23), von δειλίασις (S. 339, 23), von ἀφιέναι τὸ ἀδίκημα für ἀφιέναι τὸν ἀδικήσαντα (S. 272, 22), von φοβούμενος γενέσθαι für φοβούμενος μὴ γένωνται oder φοβούμενος τὸ γενέσθαι (S. 33, 18), bisweilen faft mit einiger Unbilligkeit, wie wenn zu ἠμαγμένη μαχαίρα (Romul. XXI. S. 55, 8) lieber vermuthet wird, der Autor habe den Artikel unrichtig weglaffen können, wegen feines, bekanntlich nicht fehr vertrauten, Verkehrs mit dem artikellofen Latein, als das leicht zu habende τῇ eingefchoben, oder wenn (Lycurg. XII. S. 83, 13) das als Intranfitivum unerhörte εἶθιζον vorgezogen wird dem erfoderlichen und gemeinhin gelefenen εἰθίζοντο. Ἐνέδρας θέσθαι felbft liefse fich zufammen nehmen mit μάχην θέσθαι (Fab. Maxim. XI. S. 333, 17), und in beiden Redensarten das Medium vertheidigen mit der perfönlichen Theilnahme des τιθέμενος. Von θέσθαι μάχην, um das bey der Gelegenheit zu erinnern, ift die natürliche Folge ἔχειν μάχην. So redet Herodianus 6, 21, 4: Μηδὲ γὰρ ὁμοίαν ἔσεσθαι μ ά χ η ν αὐτῷ, οἵαν ἐ σ χ ε ῖ ν πρὸς τοὺς γειτνιῶντας καὶ ὁμοφύλους βαρβάρους. Daher uns nicht nöthig fcheint, im Hefychius (unter γνωσιμαχῆσαι), für den die Gräcität des Herodianus hoffentlich nicht zu fchlecht ift, ftatt ὅτι πρὸς κρείττονα ἔχει αὐτοῦ μάχην zu fetzen ὅτι πρὸς κρείττονά ἐστιν αὐτῷ ἡ μάχη, was der Herausgeber zu Ifokrates S. 80, 17 vorfchlägt.

(Die Fortfetzung folgt.)

FORTSETZUNGEN.

Lüneburg, b. Herold u. Wahlftab: *Predigten für denkende Verehrer Jefus* von *J. H. B. Dräfeke*, Prediger zu St. Georg bey Ratzeburg. 3te Samml. 1809. 487 S. 8. (1 Thlr. 4 Gr.) S. Recenf. des 1ften Th. 1804 No. 302.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 10 AUGUST, 1810.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Fortsetzung der Recension

der

Ἑλληνικὴ Βιβλιοθήκη

von

Coray.

Einige Male wird das Medium mit dem französ. *verbe pronominal* zusammengestellt. So ἐπεγραψάμην mit *je me laissai* oder *je me fis inscrire pour une telle taxe* (S. 367. 15), und ἀπολογίαν ὑπολείπεσθαι mit *se réserver une excuse* (S. 406. 8). Wenn nur nicht das blosse Uebersetzen aus der einen Sprache in die andere ziemlich unfruchtbar ausfiele, zumal da nicht abzusehen, warum gerade in diese, und nicht in jede andere übersetzt wird. Was dem Rec. immer merkwürdig geschienen hat, ist das Zusammenfallen der Reflexivität mit der Passivität, welches Zusammenfallen, wie im Griechischen an der durchaus passiven Form des Mediums, so im Französischen und Italiänischen daran sichtbar wird, dass beide Sprachen die zusammengesetzten Tempora ihres Pronominal-Verbum nicht mit dem activen Hülfsverbum zusammensetzen, sondern, in welchem Casus auch das Pronomen stehen mag, mit dem passiven: *je me suis laissé inscrire, je me suis réservé une excuse;* gewisser massen auch schon daran, dass sie und überhaupt alle romanischen, das Pronominal-Verbum in unendlich vielen Fällen gebrauchen, für welche die deutschen, mit Ausnahme bisweilen der scandinavischen, nur das Passivum haben: *Une étoffe se fabrique, un ouvrage se donne, s' imprime, se vend, se distribue, se lit.*

In den Worten τοῖς ὑπὲρ τοὺς ἰδιώτας ἔχουσι Cap. I (38, 26) nahm *Morus* eine Tmesis an. Der Herausg. weiset die mit Recht zurück, und erklärt die angeführten Worte durch τοῖς οὖσιν ὑπὲρ τοὺς ἰδιώτας, τοῖς μὴ ἰδιωτικῶς ἔχουσιν. Um so befremdlicher ist, dass er selbst anderwärts Tmesen annimmt, die noch weit entbehrlicher sind, z. B. dass μηδὲ μεθ' ἑτέρων zerschnitten sey aus μετὰ μηδετέρων, μηδ' ἐν ἑνὶ aus ἐν μηδενί, ὡς μετὰ πλείστων aus μεθ' ὡς πλείστων, ὡς δ' αὔτως aus ὡσαύτως δέ (ad Demonic. IV. S. 9, 15. Nicocl. IX. S. 29, 31. Panathen. IX. S. 237, 9). Wie kann zerschnitten seyn, was nie verbunden gewesen? — Ist aber hier die Tmesis unnöthig: so sind es an anderen Stellen andere Figuren. Die Synekdoche z. B. ad Demonic. II, (2, 22)...: ἔκ τε τῶν Ἡρακλέους ἄθλων καὶ τῶν Θησέως ἔργων· οἷς ἡ τῶν τρόπων ἀρετὴ τηλικοῦτον εὐδοξίας χαρακτῆρα τοῖς ἔργοις ἐπέβαλεν, ὥστε..., vermöge deren τοῖς ἔργοις für κατὰ τὰ ἔργα stehen soll. Aber wenn der Autor nicht sagen wollte ὧν ἡ τῶν τρόπων ἀρετὴ κτλ. — und er durfte das nicht wollen, weil daraus, nebst dem Übelstande der gehäuften Genitive, auch eine unrichtige Beziehung des Relativum entstanden wäre, zu ἡ ἀρετή nämlich, da es doch vielmehr zu τοῖς ἔργοις hingehört —: was blieb ihm da übrig, als das Relativum zu dem Verbum zu construiren, und also in den Dativus zu setzen? Wie bey Homerus Ἀγαμέμνονι ἥνδανε θυμῷ, ὅ οἱ παλάμηφιν ἀρήρει, und wie sich für ὅς οἱ πατέρα κλυτὸν ἔκτα gewiss hätte sagen lassen ὅς οἱ πατέρι κλυτῷ πότμον ἐφῆκεν. Oder die Synesis, die Panegyr. II, (39, 5) zu ὅθεν ἂν μάλιστα συστῆσαι ταῦτα δυνηθεῖεν beliebt wird. *Morus* erklärte συστῆσαι von der *constitutio causae*, *Coray* erklärt es durch εἰς ἓν συναγαγεῖν καὶ ὁμονοῆσαι ποιῆσαι (lies ὁμονοεῖν ποιῆσαι, wie Isokrates selbst hat ad Philipp. XIII. S. 85, 5) τοὺς Ἕλληνας: denn auf die Hellenen gehe ταῦτα, vermöge einer Synesis oder Hypallage. Allerdings bedeutet συστῆσαι auch εἰς ἓν συναγαγεῖν: ἣν γὰρ ταύτας συστῆσαι δυνηθῇς, οὐ χαλεπῶς οἶμαι καὶ τὰς ἄλλας ὁμονοεῖν ποιήσεις ad Philipp. XI (85, 4), und ὡς μὲν οὖν ἀδύνατόν ἐστί σοι συστῆσαι τὰς πόλεις ταύτας eben da XXIII (90, 15). Aber hier ist doch wohl nichts dagegen, und die Härte der postulirten Figur dafür, dass συστῆσαι in der ursprünglichen und allgemeinen Bedeutung genommen werde, in der es mit διαπράξασθαι zusammen und διαλῦσαι gegenüber gestellt wird (ad Philipp XVI. S. 87, 3. XXVIII. S. 92, 18, LIX. S. 10., 26) und in der es so oft mit ναυτικόν, στρατόπεδον, πόλιν, συμμαχίαν vorkommt (ad Philipp. XXV. XL. LI. *de pace* XXII). Der Herausg. beruft sich auf eine andere Synesis, die er Nicocl. VIII (29, 8) angenommen. Es heisst da: Εἰ ἐθέλοιμεν σκοπεῖν καὶ τὰς φύσεις καὶ τὰς δυνάμεις καὶ τὰς χρήσεις τῶν πραγμάτων, εὑρήσομεν τὰς μὲν μὴ μετεχούσας μηδαμῶς τούτων τῶν ἰδεῶν μεγάλων κακῶν αἰτίας οὔσας. Diess Femininum τὰς μέν, meint der Herausgeber, sey zu dem Neutrum πραγμάτων construirt, ὑπονοουμένου δηλονότι τοῦ Πράξεις, συγγενοῦς ὀνόματος τῷ Πράγματα. Man möchte zu ihm sagen, was er einmal zu *Morus*: ἀπᾴδει τοῦτο τῆς φίλης Ἰσοκράτει σαφηνείας. Und warum soll auch wohl nicht die Natur, der Gebrauch der Dinge soviel oder mehr Antheil haben an den

Ideen, als die Dinge selbst? Οὐδὲν γὰρ τῶν τοιούτων ἐστὶν ἀποτόμως οὔτε κακὸν οὔτ' ἀγαθόν, ἀλλ' ὅπως ἂν χρήσηταί τις . . . . τοῖς πράγμασιν . . . . , οὕτως ἀνάγκη ἐκβαίνειν (αὐτά). Archidam. XXII. vrgl. Panathen. LXXXVIII. — Verstehen wir unter Synesis das Erwägen des Zusammenhangs zum Behuf des richtigen Verständnisses von Ausdrücken, die einzeln genommen dem Missverständniss ausgesetzt sind: so ist eine weit richtigere Synesis die, dass Panegyr. XLIX (75, 9), τούτῳ τῷ πράγματι aus dem vorhergegangenen ἀνάνδρως für τῇ ἀνδρίᾳ erklärt wird, während *Hieron. Wolf* und *Morus* τῷ φθόνῳ verstehen, unrichtig, wie theils die von *Coray* angeführten Parallelstellen zeigen; theils der durchaus symmetrische Bau der vorhergehenden und der nachfolgenden Frage. Mit einer solchen Synesis könnte Panathen. XXXII (250, 9) μηδὲν ἕτερον vertheidigt werden gegen das aus blosser Muthmassung aufgenommene μηδὲν μέρος. Eine solche möchten wir in Anspruch nehmen, wenn Panegyr. XXVII (56, 32) gesagt wird πλείους . . . συνεβάλετο τριήρεις (ἡ πόλις ἡμῶν) ἢ σύμπαντες οἱ ναυμαχήσαντες, und Panathen. XVII, (242, 20), in Bezug auf dieselbe Schlacht bey Salamis, πλείους ναῦς παρέσχον . . . . ἢ σύμπαντες οἱ κινδυνεύσαντες. Der Herausgeber hat an der ersten Stelle συνναυμαχήσαντες gesetzt, an der letzten, und da aus zwey Handschriften, συγκινδυνεύσαντες: weil ihm ärgerlich war, die Athener denen entgegengesetzt zu sehen, zu denen sie doch mit gehören. Wären die Handschriften nicht: dem Grunde würden wir uns kaum ergeben. Denn auch Pindarus gehört mit zu den neun Lyrikern, Cnejus mit zu den Römern, und dennoch wird gesagt *Pyndarus novemque lyrici*, Ῥωμαῖοι καὶ Γναῖος (f. *Wyttenbach* Bibl. Crit. Vol. II. P. III, p. 58). Und wenn Isokrates sich rühmt (Panathenaik. XIII. S. 239, 28), er habe sein Vaterland mehr verherrlicht als die Dichter und Redner allzumal: schliesst er sich damit aus der Zahl der Redner aus? Oder wenn Plutarchus erzählt (Camill. extr.): ἐτελεύτησε δὲ καὶ Κάμιλλος . . . ., ἀνιάσας . . . . Ῥωμαίους ὡς οὐδὲ σύμπαντες οἱ κατ' ἐκεῖνον τὸν χρόνον ἀποθανόντες: sollen wir da ἀποθανόντες in συναποθανόντες verändern? Der Herausgeber selbst hat nicht geändert, nicht einmal zu ändern vorgeschlagen. Das σύν aber, das er in dem Panegyrikus und Panathenaikus, wie wir glauben, ohne Noth gesetzt, hat er Trapezit. XXI (367, 16), vielleicht wieder ohne Noth, gestrichen. Ein Fremder vom Pontus her sagt da: ἐμαυτῷ μὲν ἐπεγραψάμην εἰσφορὰν μεγίστην, ὑπὲρ δὲ Πασίωνος ἐδεόμην τῶν συνεπιγραφέων. Ist die Lesart richtig, wie sie denn nach allen äusseren Anzeigen für richtig gelten muss: so geht aus der Stelle hervor, dass, wenn die Fremden zur εἰσφορά gezogen wurden, die Vertheilung der Last zum Theil durch Leute aus ihrem Mittel geschah. Oder συνεπιγραφεύς muss erklärt werden, wie es *Schneider* freylich ohne Beweis und, wenn wir nicht irren, gegen die Analogie, (in seinem Wörterbuch, unter ἐπιγραφή) erklärt hat. Jenes verwirft der Herausgeber geradezu als widersinnig, gleich wie die, vermuthlich auch noch zu rettende, Verkaufung der fünftausend νόθοι bey Plutarchus Perikl. XXXVII, (318, 5); *Schneiders* Erklärung führt er nicht an, wiewohl er sonst den Mann häufig anführt, und nicht übel gethan hätte, ihn noch häufiger anzuführen. Er würde dann nicht (zu Isokrates S. 431, 9) die Bedeutung *bitten* in λιπαρεῖν daher leiten, dass λιπαρεῖν zuerst von dem Bestreichen heiliger Steine und Säulen gebraucht sey, dann von dem Anrufen dieser bestrichenen Dinge, und endlich von jedem Anrufen und Bitten; auch nicht, abermals, aber nicht richtiger, ἔνιδί τινες von ἔνι οἵτινες (128, 27. 240, 22, vgl. Prodromus S. μ'), noch φλαῦρις von φλίαρος (94, 14), da es ja klärlich von φαῦλος kommt, wie *clarus* von καλός. Seltsam auch wird (zu Plutarchus S. 89, 9) das französische *étalon* von ἰταλός abgeleitet: schon *Caseneuve* und *Gault* haben darin das italiänische *stallone* erkannt, und dessen Ursprung aus dem Deutschen verbürgt das englische *stallion*: so dass allenfalls das homerische στατὸς ἵππος zu vergleichen war. Oder das deutsche *Specht* (34, 13) von σπέλεκτος, und das lateinische *appellare* (77, 6) von der lakonischen Glosse ἀπελλάζειν. S. 44, 4 lernen wir, dass *cliens* von κλύων komme; S. 117, 13 und S. 123, 28, dass *Aemilius* darum nicht von αἱμύλος kommen könne, und *ancilia* darum nicht von ἀγκύλος, weil das Υ nicht in I, sondern nur in U und Y übergehen. Dankwerther ist, auf diesem Gebiete, die Verwerfung der Form λυκίς für λύκαινα (zu Plutarch. Solon. XIX. S. 165, 12), die Vertheidigung der Form πενταναῖα gegen *Wesselings* von *Schneider* aufgenommenes πεντεναῖα (zu Polyaen. III, 4, 2), die Nachweisung des Stammes von ἀμείβειν in dem neugriechischen ἄμε, ἄμετε (ἄμε εἰς τὰ Γυοῦρα = ἄπαγε oder βάλλ' ἐς κόρακας, zu Isokrates S. 386, 7), und die Vergleichung des ebenfalls neu-griechischen γυρεύειν, in dem Sinne von ζητεῖν, mit *cercare, chercher* von *circus*, wie jenes von γῦρος (zu Plutarchus S. 343, 15). Von der Verwandlung des H in OΥ, die πίζουλον aus ἐπίζηλον, ζουλεύω aus ζηλεύω, σαυπία aus σηπία, σουσσοῦμι aus σύσσημον bildet, (S. 167, 30) hat ältere Beyspiele gesammelt *Kanne, Verwandtschaft der griechischen und deutschen Sprache*, S. 43, N. f. Die mancherley Gestaltungen des Digamma, die bemerklich gemacht werden in παλαβάς und παλαγός aus παλαιός oder παλαός, in καύω, κέγω, καύγω aus καίω, in κλέγω und πτέγω aus κλαίω und πταίω, in στερεύγω, τελεύγω, τυραννεύγω aus στέρεω, τελέω, τυραννέω, in γούλια aus οὖλα (zu Isokrates 75, 23. 431, 9): diese alle liessen sich theils wieder finden in neueren Sprachen, zumal in dem Deutschen, theils benutzen zur Erklärung der Verwandtschaft zwischen den Formen βαύκαλις und καύκαλις, von denen S. 446, 2 die Rede ist; an den Wechsel zwischen K und Γ erinnerte διαγουμίζω für und aus διακομίζω (S. 76, 10). Für diess διαγουμίζω im Sinn von διαφορῶ, διαρπάζω, ist ein neueres Wort κουβαλῶ von κόβαλος oder κίβαλος oder κύβαλος, das die Wörterbücher διάκανος und λῃστής er-

klären: Bedeutungen, die auch das lateinische *latro* vereinigt. Dass τῆνος nicht von κεῖνος herzuleiten sey, sondern von dem im Neu-Griechischen für ὁ üblichen τός nach Analogie des kretischen αὐτῆνος für αὐτός (zu Plutarchus S. 99, 29), ist eine wahrscheinliche Vermuthung, die indess die bisherige Ansicht nicht schlechthin unwahrscheinlich macht.

In der schon angeführten Stelle, Nicocl. VIII, (29, 18) — εὑρήσομεν τὰς μὲν μὴ μετεχούσας μηδαμῶς τούτων τῶν ἰδεῶν μεγάλων κακῶν αἰτίας οὔσας — ist μὴ weggelassen; warum? erfahren wir nicht. Schwerlich war es hier unschicklicher, als, wo es vertheidigt wird, Panathen. IX, (237, 15), ἄλλως τε καὶ ἂν φανῶ, μηδὲ νῦν πω τηλικοῦτος ὤν, μὴ παραληρῶν. Eben so wenig erfahren wir, warum ad Philipp. III (80, 18), οὐ gestrichen ist. Vor dem *Hieron. Wolf* wurde gelesen: εἰ μὲν οὖν ἀφρόνως ἢ οὐ νουνεχόντως ταῦτα ἐδόξαζον, δικαίως ἂν ἐκεῖνοι τὴν αἰτίαν ἔχοιεν. Worin wir nichts finden, das der Änderung bedürfte, anstatt dass wir für εἰ ἀφρόνως ἢ νουνεχόντως, wie jetzt gelesen wird, erwarteten εἴτε ἀφρόνως εἴτε νουνεχόντως. Auch Panegyr. II (38, 32), giebt die Negation Anstoss. In den Worten ὥσπερ . . . . τὸν . . . . ἀκριβῶς ἐπιστάμενον λέγειν ἁπλῶς οὐκ ἂν μὴ δυνάμενον εἰπεῖν soll entweder οὐ oder μὴ überflüssig seyn. Vermuthlich keines von beiden. Denn verträgt nicht das Participium dieselben Negationen, die das Verbum finitum verträgt? und könnte das Verbum finitum hier nicht eben so wohl οὐκ ἂν μὴ δύνηται seyn, etwa wie Plato Charmid. S. 168. E. ἄχρων γὰρ ὄψις οὐδὲν ἂν μήποτ' ἴδῃ, als οὐκ ἂν δύναιτο? Dann aber wäre der vermeinte Überfluss wenigstens so untadelhaft als der attisch genannte Areopagit. VI, (141, 9), μικρὸν ἀπέλιπον τοῦ μὴ ταῖς ἐσχάταις συμφοραῖς περιπεσεῖν. — Wiederum Panegyr. Cap. XLI, (68, 32): ποῖον δὲ χρόνον διαλελοίπασιν οὐκ ἐπιβουλεύοντες τοῖς Ἕλλησιν. Die im Texte mit Asterisken bezeichnete Negation wird in der Anmerkung für überflüssig erklärt, rühre sie nun aus einem Versehn der Abschreiber her, oder sey der Redner selbst von seinem Zorne gegen die Barbaren fortgerissen worden. Denn in dergleichen Fragen, αἳ πολὺ ἔχουσι τὸ κομψόν τε καὶ ἐναγώνιον, finde die Negation nur dann Statt, wann bejahende Antwort erwartet werde; wo im Gegentheil verneinende Antwort zu erwarten stehe, da geschehe die Frage nothwendig ohne Negation. Wovon drey Beyspiele gegeben werden. So gut diese zur Regel passen: so schlecht passt die Regel auf den vorliegenden Fall. Denn dass in diesem die Negation, dem Inhalt und nicht der Form des Satzes angehörig, nichts zu verkehren habe mit der Frage, das zeigt die Stellung. Also war wohl nur diess zu untersuchen, ob die Phrase sich nicht auflösen lasse, wie *Hieron. Wolf* sie auflösen wollte, in τίνα δὲ χρόνον διαλελοίπασι, καθ' ὃν οὐκ ἐπεβούλευσαν. Was allerdings die Analogie vieler ähnlicher Redeweisen für sich hat, den Gebrauch aber, glauben wir, gegen sich. Wenigstens lesen wir ad Philipp. XIX (88, 24), οὐδένα δὲ χρόνον ΔΙΑΛΕΙΠΟΥΣΙΝ ἢ ΣΤΡΑΤΕΥΟΝΤΕΣ ἐπί τινας ἢ ΜΑΧΟΜΕΝΟΙ πρός τινας ἢ ΒΟΗΘΟΥΝΤΕΣ τοῖς ἀπολλυμένοις αὐτῶν, und eben da XX, (89, 9): ὅταν γὰρ οἱ πολέμιοι ΔΙΑΛΙΠΩΣΙ κακῶς αὐτοὺς ΠΟΙΟΥΝΤΕΣ, und Panathen. III, (233, 8): οὐδένα ΔΙΑΛΕΛΟΙΠΑ χρόνον ὑπὸ μὲν τῶν σοφιστῶν . . . . ΔΙΑΒΑΛΛΟΜΕΝΟΣ, ὑπ' ἄλλων δέ τινων οὐχ οἷός εἰμι ΓΙΓΝΩΣΚΟΜΕΝΟΣ. Demnach scheint die Negation hier allerdings von den Abschreibern herzurühren. Denn der Zorn des Redners wäre besser unbemüht gelassen. *Oratorem irasci minime decet*, lehrt ein Meister in der Kunst (Tuscul. dispp. IV, 25); und wenn er hinzusetzt *simulare non decet:* so will er damit gewiss eher alles andere frey geben, als Verstösse gegen den Sprachgebrauch, zumal dem, *qui forensi luce caruit, intraque parietes aluit gloriam.*

Die erwähnte Regel aber wird noch allgemeiner ausgedrückt zu de pace XXII, (171, 31), wo der Herausgeber πόσας τε πρεσβείας ὡς βασιλέα τὸν μέγαν ἀπεστείλαμεν ändert in πόσας δὲ . . . . οὐκ ἀπεστείλαμεν, weil ein fragender Satz *mit* der Negation gleichgeltend sey einem bejahenden, *ohne* die Negation einem verneinenden: so dass πόσας πρεσβείας ἀπεστείλαμεν gerade so viel wäre, als οὐδεμίαν πρεσβείαν ἀπεστείλαμεν, hingegen πόσας πρεσβείας οὐκ ἀπεστείλαμεν so viel, als πολλὰς πρεσβείας ἀπεστείλαμεν. Sollte das unbedingt wahr seyn? — Jedermann kennt die schönen Verse des Ovidius:

Quos humeros, quales vidi, tetigique lacertos,
Forma papillarum quam fuit apta premi,
Quám castigato planus sub pectore venter,
Quantum et quale latus, quam iuvenile femur.

Sind nun *welche* Schultern *keine* Schultern, *welche* Arme *keine* Arme, und so fort:

Wehe mir dann um Corinna, die herrliche!

Auch hat der Herausgeber selbst sich nicht getraut, seine Regel überall anzuwenden. Zwar ändert er noch in derselben Rede Cap. XLVI (186, 17) πόσην δὲ χρὴ προσδοκᾶν ἐπίδοσιν τὰ τῆς πόλεως λήψεσθαι in πόσην δ' οὐ χρὴ προσδοκᾶν . . . ., aber, unmittelbar daneben, πόσον δὲ πλοῦτον εἰσρυήσεσθαι nicht mehr in πόσον δ' οὐ πλοῦτον εἰσρ., auch nicht Panegyr. L, (75, 27) φήμην δὲ καὶ μνήμην πόσην τινὰ χρὴ νομίζειν . . . . ἕξειν in πόσην τινὰ οὐ χρὴ νομ.; noch eben da ποίων τινῶν χρὴ προσδοκᾶν ἐγκωμίων τεύξεσθαι; noch in den ganz ähnlichen Verbindungen ad Philipp. L, (103, 21), und LX, (107, 28), contra Lochit. IV, (398, 3), Epist. IX, (434, 24); sondern lässt alle diese Stellen unangezweifelt vorüber. Und dass man an den beiden zuerst angeführten, de pace XXII und XLVI, seine Änderung nicht darum für nöthig halte, weil negative Fragen vorangehen, dort τίνας δὲ τῶν πόλεων τῶν Ἑλληνίδων οὐ παρεκαλέσαμεν ἐπὶ τὴν συμμαχίαν, hier ποία δὲ πόλις ἢ τίς ἀνθρώπων οὐκ ἐπιθυμήσει μετασχεῖν τῆς φιλίας: gerade so sind negative und affirmative Fragen verbunden de bigis V, (349, 22) — πῶς ἕκαστος ὑμῶν διέκειτο, καὶ τίνα γνώμην εἶχε, καὶ τίνα κίνδυνον οὐκ ἂν ὑπέμεινεν — ohne den Herausg. zu befremden.

In dem ersten Capitel des Panegyrikus wird noch (S. 38, 20) ἂν, als zu λαμβάνειν gehörig, und dieses in λαμβάνειν δύνασθαι umbildend, mit mit Recht beybehalten, gegen *Morus* ἀεί. Desgleichen Cap. X, (44, 1) εὑρεῖν gegen desselben εὑροῦσα: ἀρχὴν μὲν τοιαύτην ἐποιήσατο τῶν εὐεργεσιῶν, τροφὴν τοῖς δεομένοις εὑρεῖν. Wozu aber Cap. II, (39, 24) — οἱ μὲν ἐφ' ἡμῖν, οἱ δὲ ὑπὸ Λακεδαιμονίοις εἰσί — die *auger*ische Änderung ὑφ' ἡμῖν diene, die der Herausgeber aufgenommen, sehen wir so wenig ein, als *Morus*, wie häufig auch sonst die Verwechslung der beiden Präpositionen seyn mag (s. *Schäfer* meletem. crit. S. 104). Ausser den Beyspielen, die schon *Morus* aus dem Panegyrikus gesammelt hat, kommen in den übrigen Reden noch manche vor. Wie contra Callimach. XIII, (377, 15), ἐπὶ τοῖς ἐχθροῖς γενόμενοι, contra Euthyn. X (404, 18), ἐφ' οἷς γὰρ ἦν ἡ πόλις, οὐ τοὺς ἁμαρτάνοντας ἐτιμωροῦντο. Epist. VII, (429, 16) τὸ δὲ χρῆσθαι τούτοις καλῶς τε καὶ φιλανθρώπως ἐπὶ σοὶ γέγονε. Vrgl. Demosthen. de corona S. 300, 10. Contra Androtion. S. 604, 27. Xenophon Hellen. VI, 3, 11. VII, 4, 34. Die Abundanz des demonstrativen Pronomens, in Verbindungen wie diese: τὰς πλεονεξίας, ἃς . . . . ἐπιθυμοῦσιν αὐτοῖς γίγνεσθαι, ταύτας ποιήσασθαι, worauf zu Cap. II, (40, 1) aufmerksam gemacht wird, ist schon von den Auslegern zu Lucian T. 1. S. 246 bemerkt, und wieder von *Schäfer* meletem. crit S. 84; nach Participien auch von *Morus* Cap. II. Not. e). Ähnlicher Art ist der Gebrauch des δέ, wo es dient, die Rede wieder aufzunehmen nach Zwischensätzen (s. *Vigier* S. 544, *F. A. Wolf* zu *Schneiders* Ausgabe der Hellen. I, 3, 20), bey dem Polyänus auch häufig nach absoluten Genitiven, wie V, 3, 7, τῶν Συρακουσίων ὡς ἀνδρὶ δημοτικῷ τὴν πολιτείαν ἐπιτρεψάντων, ὁ δὲ . . . . τὴν ἀρχὴν τῶν Συρακουσίων κατέσχεν. VI, 19, 3, τῶν Λακεδαιμονίων ἔξωθεν ἐπ' ἐκεῖνον τὸν τόπον παραβοηθούντων, οἱ δὲ . . . . ὑπερέβησαν τὸ τεῖχος. VI, 54, τῶν λῃστῶν λύτρα μεγάλα ἐλπιζόντων, ὁ δὲ . . . . ἔπιεν. VIII, 16, 6, τοῦ δὲ δῶρα προσκομίσαντος, ὁ δὲ καὶ ταῦτα συνεχαρίσατο. Diese Abundanz bemerkt der Herausgeber zu Panegyr. Cap. XLVII, (73, 2) — ἃ δὲ αἰσχύνην φέρει . . . ., ταῦτα δὲ κατὰ χώραν μένει —, wo *Morus* ταῦτά γε versuchte; ob er aber nicht zu weit geht, wenn er δή, wo es in demselben Sinne vorkommt, ohne Handschriften ändert in δέ? (*Panathen.* XLI, S. 255, 12. LII. S. 260, 14.) Cap. XV (48, 14) fand *Morus* eine Abundanz der Präposition in οὐ γὰρ παρὰ μικρὸν ἐποίησαν: durch genügendere Erklärung ist die jetzt beseitigt. Derselbe vertheidigte Cap. XXXII (60, 2) οὕτω τοσοῦτον πόῤῥω, seltsam genug, mit dem demosthenischen οὕτω μέχρι πόῤῥω: jetzt ist τοσοῦτον gestrichen als unnöthig und überflüssig. Überflüssig wird auch καθ' ὅσον ἠδυνάμην gefunden de permutat. XXV (343, 9): παρασκευάζων, καθ' ὅσον ἠδυνάμην, τὴν πολιτείαν αὐτὴν ὡς οἷόντε πρᾳοτάτην. Es soll eine blosse Erklärung von ὡς οἷόν τε seyn. Warum nicht ὡς οἷόν τε von καθ' ὅσον ἠδυνάμην? Gewöhnlicher wenigstens, und dem Redner sogar sehr gewöhnlich, ist ὡς οἷόν τε: ad Nicocl. VI (15, 28) ὡς οἷόν τε τάχιστα, ad Philipp. XL (98, 13) ὡς οἷόν τε δυσμενεστάτους, Areopagit. XXIII (149, 13) und Busir. I (221, 29) ὡς οἷόν τε μάλιστα, de pace III (159, 21) ὡς οἷόν τε ταραχωδέστατα, eben da XI (164, 6) ὡς οἷόν τε πλεῖστον: wie sonst ὡς δυνατόν: Panathen. XI (238, 24) ὡς δυνατὸν ἐλαφροτάτους. XVI, (242, 7) ὡς δυνατὸν οἰκειότατα. XXIII (245, 21) ὡς δυνατὸν ἀφρονέστατα, LXXXI (275, 20) ὡς δυνατὸν μάλιστα, XCVIII (285, 19) und de permutat. XX (321, 2) ὡς δυνατὸν πλεῖστον. Aber das Sicherste ist ohne Zweifel, beides zu behalten, um so mehr als jedes seine eigene und durch die Stellung hinlänglich gesonderte Beziehung hat, καθ' ὅσον ἠδυνάμην auf παρασκευάζων, ὡς οἷόν τε auf πρᾳοτάτην. Und selbst des Demosthenes παντὶ σθένει κατὰ τὸ δυνατὸν und ὁμοθυμαδὸν ἐκ μιᾶς γνώμης möchten wir nicht geradehin für verfälscht erklären, wie der Herausgeber thut, sondern lieber beherzigen, was *Reiske* (animadverss. ad Graecos auctores Vol. *II* p. 16) erinnert. Man vergleiche Platons (Phädon. S. 66. C.) ὡς ἀληθῶς τῷ ὄντι, und bey Thucydides V, 47 (346, 56 und 66) τρόπῳ ὁποίῳ ἂν δύνωνται ἰσχυροτάτῳ κατὰ τὸ δυνατόν. Μόνοι καθ' ἑαυτούς Panathen. XXXIX (253, 16), worin dem Herausgeber μόνοι überflüssig und von einem Erklärer zugeschrieben scheint, würden wir gerechtfertigt glauben durch das μόνοι αὐτοί des Lysias (S. III. Reisk.) und anderer, wenn auch nicht Platon (Phädon. S. 67 D.) μόνην καθ' αὐτήν und Sophokles (Oedip. R. 63) μόνον καθ' αὑτόν selber hätte. Τοιγάρτοι διὰ ταῦτα, was Areopagit. XX (148, 9) als verdächtig bezeichnet erscheint, und τούτων ἕνεκα ταῦτα διανοηθείς Nicocl. XI (32, 19), wo entweder τούτων ἕνεκα oder ταῦτα διανοηθείς zu streichen gerathen wird, dürfte nicht schlimmer seyn, als καιγάρτοι διὰ ταύτην τὴν γνώμην Areopagit. XXVIII (152, 1), woran kein Anstoss genommen wird, so wenig als an μᾶλλον κρεῖττον und ῥᾷον μᾶλλον Archidam. XLIV (135, 32) und Nicocl. V, (26, 23). Dagegen Archidam. XXX (128, 27) — μᾶλλον ἁρμόττοντα τοῖς ἡμετέροις φρονήμασιν ἢ ὧν ἔνιοί τινες ἡμῶν συμβουλεύουσιν — ist ἢ gestrichen als soloek. Dass dieser Solöcismus nicht eben selten ist, bezeugen *Koen* zu Gregor. S. 36. *Valckenaer* zu Theokrit. 20, 27, und, gegen *Reiske* zu Lysias S. 648, *Toup* zu Theokrit. 15, 36.

(Die Fortsetzung folgt.)

FORTSETZUNGEN.

Leipzig, b. Fleischer d. Jüng.: *Lexikon der vom Jahr 1750 bis 1800 verstorbenen deutschen Schriftsteller.* Ausgearbeitet von *Joh. Georg Meusel.* 10ter Band. 1810. 594 S. 8. (2 Rthlr.) S. Recension der vier ersten Bände. 1804. No. 234.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 11 AUGUST, 1810.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Fortsetzung der Recension

der

Ἑλληνικὴ Βιβλιοθήκη

von

Coray.

Wenn wir also dem Herausgeber nicht immer beystimmen können in Absicht des Zuviel: so müssen wir ihm noch öfterer abfällig seyn in Absicht des Zuwenig. Z. B. *Panegyr.* XLVII (74, 5) glauben wir ganz wohl das ταύτην entbehren zu können, das er aus dem dritten Capitel, zu Anfang S. 40, 7, vor τὴν τιμὴν einschiebt: ἀλλ' οὐκ ἐκείνων νεωστὶ [ταύτην] τὴν τιμὴν ἐχόντων. Warum soll nicht τὴν τιμὴν allein hier so klar seyn, wie es bey Thucydides ist, IV, 47 (266, 52): κατάδηλοι ὄντες τοὺς ἄνδρας μὴ ἂν βούλεσθαι ὑπ' ἄλλων κομισθέντας ..... τὴν τιμὴν τοῖς ἄγουσι προσποιῆσαι. Cap. III sind die Umstände verschieden: ταύτην τὴν τιμὴν ist da nur ein anderer Ausdruck für das kurz vorhergegangene ἡγεῖσθαι, worauf die Beziehung freylich allein durch das Demonstrativum gemacht werden konnte, während hier eine solche Beziehung auf das nächste gar nicht Statt findet. Zu Archidam. XXVII ferner (126, 21) ergänzt der Herausgeber ἐλπίς: εἰ δὲ δεῖ καὶ περὶ τῶν ἔξωθεν βοηθειῶν εἰπεῖν, πολλοὺς ἔσεσθαι τοὺς βουλομένους ἡμῖν ἐπαμύνειν [ἐλπίς]. Hieron. *Wolf* hatte ὑπολαμβάνω eingeschaltet. Dass weder das eine noch das andere nothwendig sey, lässt sich vermuthen aus folgender Stelle der xenophontischen Hellen. (II, 4, 7): εἰ δὲ καὶ τοῦτο δεῖ εἰπεῖν τοῦ μηχανοποιοῦ τοῦ ἐν ἄστει, ὃς τὰ ζεύγη ἐκέλευσε πάντα ἁμαξιαίους λίθους ἄγειν. Wo ebenfalls ein zweytes δεῖ εἰπεῖν nach dem ersten sich von selbst zu verstehen geschienen hat. Doch am wunderbarsten deucht uns die Interpolation Epist. I (410, 13): λέγειν δὲ μέλλων περὶ πραγμάτων καὶ μεγάλων καὶ περὶ ὧν οὐδενὶ τῶν ὄντων ἀκοῦσαι μᾶλλον ἢ σοὶ προσήκει, νομίζω .... Vor dem ersten καὶ, das doch, hoffen wir, nichts befremdliches hat, sondern, auf die gewöhnliche Weise, dem zweyten entspricht, das ein Attribut wie μεγάλων, nur in Gestalt eines Satzes, anknüpft, finden wir eingeschoben πολλῶν. Denn, sagt die Anmerkung, auch hernach wird er sagen ἐν πολλοῖς καὶ μεγάλοις πράγμασιν (Epist. VI. S. 425, 12). Oder, fährt die Anmerkung fort, schreibe περὶ πραγμάτων καλῶν καὶ μεγάλων: denn auch davon steht ein Beyspiel Epist. IX (434, 9), πράξεις καλὰς καὶ μεγάλας. Des zweyfachen *denn* ungeachtet begreifen wir den Grund zur Neuerung nicht von weitem. So auch oft genug im *Plutarchus* und *Polyaenus*. In jenem z. B. Thes. XXVI (21, 7). Wo sonst gelesen wurde τὴν μὲν πεῖραν ἰσχυρῶς ἀποτρίψασθαι, verständlich aus dem Zusammenhange, der keinen Zweifel lässt über das Subject des Infinitives, da steht jetzt τὴν μὲν τὴν μὲν πεῖραν ...: eine Verdoppelung, von der der Herausgeber kein Beyspiel giebt, und die wir für beyspiellos halten. Kaum aus dem Etymolog. M. entsinnen wir uns eines τὸν τὸν ὀφθαλμὸν ἰατρεύοντα (S. 30, 3); wohl aber glauben wir dergleichen in manchen Stellen geflissentlich vermieden zu sehen, sogar auf Kosten der Correctheit, wie bey Platon Lys. S. 205 D. γεγονὼς αὐτὸς ἐκ Διός τε καὶ τῆς τοῦ δήμου ἀρχηγέτου θυγατρός, wo τῆς τοῦ τοῦ δήμου ἀρχηγέτου nothwendig war, wenn nicht der Übelklang zugleich und die verschiedene Beziehung der nicht verschiedenen Töne geflohen wurde. Hiedurch allein schon wird auch die Verbesserung verdächtig, die zu Plutarchus S. 331, 18 dem platonischen Laches, S. 188 D, angedeiht, τῷ τῷ ὄντι ζῆν für τῷ ὄντι ζῆν. Eingeschoben wiederum ist Lycurg. XXVIII (102, 27) die Präposition ἐν: μετὰ τὸν μέγαν σεισμόν, [ἐν] ᾧ συνεπιθέσθαι τοὺς Εἵλωτας μετὰ Μεσσηνίων ἱστοροῦσιν. Dass sie unnöthig ist, und wie der Dativus zu nehmen, zeigt Solon. XIII (153, 7) ταύταις ταῖς ταραχαῖς καὶ Μεγαρέων συνεπιθεμένων. Und Pericl. XXIV extr. (305, 20) die Partikel οὖν: ταῦτα μὲν [οὖν] ... ἀπώσασθαι καὶ παρελθεῖν ἴσως ἀνάνθρωπον ἦν: hier ἐξ Ἡμετέρας Διορθώσεως, aber Num. XXII (133, 24) zu πυρὶ μὲν οὐκ ἔδοσαν τὸν νεκρόν, und in der Vergleichung des Numa und Lykurgus II (137, 20) zu τὰς ὑπερβολὰς ἀφαιροῦντες .... ἠναγκάζοντο, aus den Vermuthungen der früheren Herausgeber. Ist sie hier nöthig, warum denn nicht auch zu dem τοῦτο μὲν Camill. XIX (253, 20), zu dem οὕτω μὲν ebendas. XXVI (261, 8) und XXX (265, 3), zu dem ταῦτα μὲν περὶ τούτων ἱστοροῦσιν Fab. Maxim. XX extr. (344, 3)? Aber sie ist wohl nicht nöthig. Thucydides IV, 31 (258, 31) οὕτω μὲν τεταγμένοι ἦσαν. IV, 48 (267, 82) τοιούτῳ μὲν τρόπῳ .... διεφθάρησαν. IV, 88 (290, 46) ὁ μὲν Βρασίδας τοσαῦτα εἶπεν. Vgl. V, 67 (358, 29). V, 68 (358, 38). V, 69 (359, 71). Und, dem Plutarchus näher, Herodianus VI, 6, 3 ἐκεῖνος μὲν ὁ στρατὸς .... διεφθάρη. VI, 7, 9 Ἀλέξανδρος

μὲν ἐν τούτοις ἦν. VII, 1, 1 τίνι μὲν βίῳ Ἀλέξανδρος ἐχρήσατο . . . ., ἐδηλώσαμεν. VII, 1, 8 ἡ μὲν . . . . φήμη τοιαύτη ἐγένετο. VII, 8, 10 αὐτὸς μὲν σχολαιτέραν τὴν ὁδοιπορίαν ἐποιεῖτο. VIII, 4, 5 τὰ μὲν οἰκοδομήματα . . . . ἔρημα εὕρισκον. Vgl. *Schäfer* zu Longus S. 376. — Auf die Vermuthung der vorigen Herausgeber ist auch Themistocl. XI (215, 14) ὅς eingeschoben: ταῦτα δὴ μεγάλα τοῦ Θεμιστοκλέους· [ὅς] καὶ . . . . γράφει ψήφισμα. Der Herausgeber selbst schlägt vor καὶ ὅτι γράφει. Dadurch wird, unseres Erachtens, ταῦτά τε δή nothwendig. Das würden wir aber allein setzen, ohne ὅτι: ταῦτά τε δὴ μεγάλα τοῦ Θεμιστοκλέους, καὶ . . . γράφει ψήφισμα, wie Camill. VII (243, 14) ἔκ τε δὴ τούτου διεβλήθη. . ., καὶ δεύτερον ἔλαβεν αἰτίαν. *Polyaenus* I, 43, 1, wo übrigens in der ersten Zeile nach ἐν Συρακούσαις offenbar δούλοις fehlt, bezweifeln wir die Nothwendigkeit des χρή: ἔπεμψε πρεσβευτὴν . . . ἀγγελοῦντα . . . . ὡς . . . . τὸν Σωσίστρατον συνάρχοντα ἀποφαίνουσι, καὶ ἤδη γε ἥκειν [χρὴ] βουλευσόμενον μετὰ τῶν στρατηγῶν: weil der Sprung aus einem Modus in den anderen, aus einer Person in die andere, bey diesem Autor gar gewöhnlich ist. Wie V, 5, 1 ἔφη . . . ἐκείνοις . . . ἀνοίξειν τὰς πύλας, καὶ παρελθόντας αὐτοὺς χρῆσθαι τοῖς Σικελοῖς ὡς πολεμίους. III, 10, 8 ἤγγειλέ τις ἑσπέρας ἀθροίζεσθαι τοὺς πολεμίους ἐπ' αὐτόν, καὶ ὡς τῆς ὑστεραίας ἐπιθήσοιντο. V, 12, 3 ἠγόρευσε· Νῦν ἁλῶναι χρὴ τοὺς ἐχθρούς· εἶναι γὰρ χρησμὸν ὡς . . . διαφθαρήσοιντο· τεκμηριοῖ δὲ τὸν χρησμὸν ὁ χειμών. V, 44, 2 ἐκέλευσε φράζειν ὅτι στασιάζοιεν καὶ μέλλοιεν ἀλλήλοις μάχεσθαι, καὶ διὰ τοῦτο ἀνεχώρησαν ἄνωθεν ὑμᾶς φοβηθέντες. Nehmen wir zu dieser letzten Stelle noch diese, II, 2, 10 παρήγγειλε . . . . μηδένα ὀρθὸν ἀνίστασθαι· ὁ δὲ ἀναστὰς ἀναιρείσθω: so glauben wir auch I, 30, 7 die gewöhnliche Lesart gerechtfertigt: κατερεῖν ἠπείλησεν Ἀθηναίοις, ὡς χρήμασι πεισθεὶς αὐτὸν ἄγοι· ὅπως οὖν ἀμφότεροι σωθεῖεν, μηδεὶς ἐκβαινέτω τῆς νεώς: wie Platon Sympos. §. 2 extr. καὶ ἐμὲ ἔφη ἀπονίζειν τὸν παῖδα, ἵνα που κατακέοιτο. Der Herausgeber hat σωθείημεν geändert. V, 12, 1 — τοὺς νικῶντας οἱ Κορίνθιοι τῶν σελίνων στεφανοῦσιν — hat er στεφανοῖς σελίνων aufgenommen. Aber weder ist unüblich στεφανοῦν τινα τινος (f. *Villoison* zu Longus S. 130. *Schäfer* zu demselben S. 369), noch der Artikel auffallender als in der folgenden Zeile, αὐτός τε ἐκ τῶν σελίνων ἀνεστέψατο. Entbehren läfst sich auch das μόνοις IV, 3, 29: πέτρα . . . . ἀνατείνει ὀρνίθων τοῖς πτηνοῖς [μόνοις] βάσιμος, und das ὧν VII, 3: εἴσω τῶν βασιλείων, [ὧν] ἀπέχει στάδια πέντε. Denn ἀπέχει στάδια πέντε scheint eine Parenthese zu bilden, ähnlich dieser II, 2, 4 Κλέαρχος, τῶν Ἑλλήνων κατασχόντων χώραν πολλὴν καὶ ἀγαθήν, ποταμὸς ἐκυκλοῦτο τὴν χώραν, αὐτόμολον καθῆκεν. Und die beiden δέ, die III, 9, 31 und 34 nach πρό und διά eingeschaltet sind. Selbst IV, 17 bedarf es keines δέ, wiewohl μέν vorhergeht. Denn auch II, 3, 4 lesen wir τὸ μὲν ἔργον ἰσόῤῥοπον ἦν. Ἐπαμινώνδας παρὰ Θηβαίων ᾐτήσατο. . . . Ja, die Vernachlässigung der Verbindungen und Übergänge ist ein so kenntlicher Zug in dem Charakter des Autors, dafs dadurch auch so leichte und überall sonst willkommene Änderungen ausgeschlossen werden, wie z. B. die ist, I, 7 für Κύψελος Ἀρκαδίας ἦρχεν. Ἡρακλεῖδαι στρατεύουσιν ἐπ' Ἀρκαδίας· χρησμὸς ἦν . . . zu schreiben, wie der Herausgeber gethan hat, Ἡρακλείδαις στρατεύουσιν ἐπ' Ἀρκαδίας χρησμὸς ἦν. Dafs der Autor nicht so geschrieben, der die Participien, wie unmäfsig er sie auch bisweilen häuft — III, 10, 9 erlaubt er sich acht, III, 9, 33 zwölf hinter einander, — doch gewöhnlich höchst spärlich gebraucht: das zeigt die Vergleichung einer Menge ähnlicher Stellen. Wie I, 25 Πιττακὸς καὶ Φρύνων ἐναυμάχουν . . . ἔδοξε . . . I, 26 Κροῖσος Λυδὸς (vermuthlich ὁ Λυδός) ἐπιπλεῖν τοῖς νησιώταις παρεσκευάζετο. Βίας ὁ Πριηνεὺς ἐξέπληξε τὸν Λυδόν. I, 30, 4 Ἀθηναῖοι τὰ τείχη τοῦ ἄστεος ἤγειρον. Λάκωνες ἐφθόνουν. IV, 1 Ἀργαῖος βασιλεὺς Μακεδόνων, Ταυλαντίοις Γάλαυρος. Ταυλάντιοι στρατεύουσιν ἐπὶ Μακεδόνας. Ἀργαῖος κελεύει. VII, 42 Κέλτοι στρατεύουσιν ἐπ' Αὐταριάτας, καὶ ἦν πόλεμος μακρός. VIII, 44 Ἡρακλεῖδαι τὸ γένος ἀμφω. χρησμὸς ἦν . . . . Eine ganze Zeile ist VI, 19, 1 eingeschoben. Die Platäer, erzählt Polyänus, drohten den Thebern, die ihnen in das Land gefallen waren, mit Ermordung der Gefangenen. Darauf folgt: die Platäer aber ermordeten die Gefangenen. Dafs die Erzählung lückenhaft ist, fällt in die Augen; aber auch, dafs sie nicht zu ergänzen ist, wie der Herausgeber sie ergänzt hat: Θηβαῖοι μὲν τῆς ἀπειλῆς κατεφρόνησαν. Wo bleibt da eine Spur von Stratagem? Offenbar müssen die Theber das Land räumen, und dennoch die Gefangenen nicht wieder erhalten. Und so erzählt die Geschichte Thucydides II, 5: ἐκ γοῦν τῆς γῆς ἀνεχώρησαν οἱ Θηβαῖοι οὐδὲν ἀδικήσαντες. οἱ δὲ Πλαταιῆς ἐπειδὴ τὰ ἐκ τῆς χώρας κατὰ τάχος εἰσεκομίσαντο, ἀπέκτειναν τοὺς ἄνδρας εὐθύς. Dafs aber Polyänus den Thucydides vor Augen gehabt, wird wahrscheinlich daraus, dafs auch, was er gleich nachher von den Platäern erzählt, eben daher geschöpft ist.

Häufiger und zugleich gefährlicher, als solche Ergänzung einzelner Stellen aus dem Zusammenhange ist die Ergänzung überall vorkommender Constructionen und Redensarten aus dem Mysterium der Ellipse. Wie dieses Mysterium die lateinisch gebildeten Philologen so lange hat hinhalten können, begreift sich leicht: nichts war bequemer, um, ohne alles eindringende und umfassende Verständnifs, dennoch die grofse Verschiedenheit zwischen dem Hellenischen und dem Lateinischen, und wiederum zwischen beiden und der Muttersprache, gleich und eben zu streichen. Dafs aber auch der Mann mysticirt ist, dem vor allen Anderen zugemuthet werden durfte, die Sprache seiner Vorfahren im Gefühl zu haben wie im Begriffe, das kann nur ihm selbst geglaubt werden. Und er spart die Versicherungen nicht. Bemerke, ermahnt er zu ἀμφισβητεῖ περὶ τῆς ἡγεμονίας *Panegyr.* III (40, 19), bemerke die

Vollständigkeit, damit du auch da, wo ἀμφισβητεῖν τῆς ἡγεμονίας vorkommt, den Genitivus nicht von dem Verbum herleitest, sondern von der ausgelassenen Präposition. Ferner zu παρὰ πᾶσιν ἀνθρώποις ἀγαπᾶσθαι Cap. XII (45, 29): stünde die Präposition nicht: so würden die Grammatiker den Dativus ohne Anstand einen passiven Dativus nennen. Und Cap. XIII (46, 21) zu ἀπολέλοιπεν ἡ πόλις ἡμῶν περὶ τοῦ φρονεῖν (oder vielmehr, mit *Hieron. Wolf*, περὶ τὸ φρονεῖν) τοὺς ἄλλους ἀνθρώπους: diess ist neu, statt des gewöhnlichen τῷ φρονεῖν, welcher Dativus eigentlich elliptisch ist, und durch die Präposition ἐν zu ergänzen. Es ist unnöthig geworden, diese Erklärungsweise in der Wurzel anzugreifen; aber es kann noch immer nützlich seyn, die Anwendungen derselben im Einzelnen abzuweisen. Darum muss bemerkt werden, dass die angeführten Constructionen durchaus in sich selber klar sind, und erborgter Beleuchtung keineswegs bedürftig. Denn ἀμφισβητεῖν zuförderst hat auf die unmittelbare Verbindung mit dem Genitivus dieselben Ansprüche, die ὀρέγεσθαι hat, und ἀντιποιεῖσθαι und alle Verben von ähnlicher Bedeutung. Freylich erklärt auch diese der Herausgeber durch Ellipsen: ὀρέγομαι δόξης ist ihm (S. 1, 8) so viel als ὀρέγω τὰς ἐμαυτοῦ χεῖρας ἕνεκα δόξης, wie σῖτον ὀρέξαι Euripid. Orest. 303 (Porson. 297) so viel als ὄρεξον τὰς σαυτοῦ χεῖρας διὰ oder πρὸς σῖτον. Es liess sich von der Construction mit dem Accusativus ein älteres Beyspiel geben: Homerus Il. XXIII, 805

ὁππότερος δὲ φθῆσιν ὀρεξάμενος χροὰ καλόν.

Auch hat das *Brunck* zu Apollonius Rhod. II, 828 angeführt. Aber nützlicher als die Anführung wäre die Unterscheidung der beiden Constructionen gewesen: dass nämlich ὀρέγομαι δόξης nichts anderes bedeuten kann als *ich lange nach Ruhm*, *ich bemühe mich um Ruhm*, σῖτον ὀρέγομαι hingegen *ich lange das Brod*, *ich erreiche es*. Die eine zeigt also das Subject in der Gewalt des Objectes, die andere das Object in der Gewalt des Subjectes; wonach sich die Vertheilung der Casus von selbst versteht. Bey ἀντιποιεῖσθαι wird derselbe Genitivus auf ganz andere Weise erklärt. Ἀντιποιοῦμαι, lernen wir, ist so viel als ἀνθ' ἑτέρου ποιῶ ἐμαυτῷ· οὐ γάρ τις ἀντιποιεῖται, ἐκεῖνο οἱονεὶ ἑτέρου ἀφαιρούμενος ἑαυτῷ περιποιεῖται. Und damit wäre allerdings ein Genitivus begründet. Aber doch wohl nur für den Besitzer des streitigen Gegenstandes. So dass Xenophon (Hellen. IV, 8, 4) Unrecht hatte zu sagen τῶν ἐν τῇ Ἀσίᾳ Ἑλληνίδων πόλεων Λακεδαιμονίους βασιλεῖ οὐκ ἀντιποιεῖσθαι, und vielmehr hätte sagen sollen τὰς ἐν τῇ Ἀσίᾳ Ἑλληνίδας πόλεις Λακεδαιμονίους βασιλέως οὐκ ἀντιποιεῖσθαι! Offenbar müssen wir, um die Erklärung mit der wirklichen Construction zu vereinbaren, erst wieder eine Hypallage oder Enallage oder Synesis oder sonst eines der Fabelthiere zu Hülfe rufen, die zum wenigsten so unleidlich sind, wie der passive Dativus. Bis uns solcherley Hülfe annehmlich erscheint, werden wir fortglauben dürfen, dass ἀμφισβητεῖν περί τινος, wie in der Erscheinung, so auch in der Wahrheit, verschieden sey von ἀμφισβητεῖν τινός, so verschieden etwa wie δηλοῦν περί τινος (Nicocl. III) von δηλοῦν τι, διορίζειν περί τινος (Nicocl. V) von διορίζειν τι, διεξελθεῖν περί τινος von διεξελθεῖν τι, σπουδάζειν περί τινος von σπουδάζειν τι, oder, wieder im Genitivus, wiewohl der Casus in dieser Beziehung nur zufällig seyn kann, ἐνθυμηθῆναι περί τινος von ἐνθυμηθῆναί τινος (S. 435, 29) und ἀπαλλάξαι περὶ τῶν ἀμφισβητουμένων (Panegyr. III. S. 40, 11) von ἀπαλλάξαι τῶν ἀμφισβητουμένων. Die zuletzt erwähnte Phrase befremdet zwar den Herausgeber. Statt dass bisher gelesen wurde πρὶν περὶ τῶν ἀμφισβητουμένων ἡμᾶς ἀπαλλάξαι, schlägt er vor, entweder περὶ in πέρ zu verwandeln, weil ja auch Homerus in der Iliade πέρ auf πρίν folgen lasse, oder ἀπαλλάξαι in διαλλάξαι, oder auch, obgleich beide Vorschläge annehmlich seyen, zu glauben, dass sich Isokrates schlecht ausgedrückt habe, und sagen wolle πρὶν ἐκείνων, περὶ ὧν ἀμφισβητοῦμεν, ἀπαλλάξαι ἡμᾶς. Liesse sich aber nicht ohne das alles auskommen, wenn ἀπαλλάξαι in der Bedeutung genommen würde, in der es Demosthenes so häufig mit τοὺς κατηγόρους und τοὺς δανείσαντας verbindet, und in der es Isokrates selber Trapezit. XIII (363, 16) gebraucht, εἰ μή μ' ἀπαλλάξειεν οὗτος? Dass es ohnehin nahe verwandt ist mit διαλλάξαι, zeigt *Lysias* Fragm. CXXI. οὗτος... ἐκέλευσεν αὐτὸν ... ἐν μὲν τῷ παρόντι ΔΙΑΛΛΑΓΗΝΑΙ, σκοπεῖν δὲ ὅπως αὐτὸν μόνον που λήψεται· πεισθεὶς δὲ ταῦτα καὶ ΑΠΑΛΛΑΓΕΙϹ καὶ χρώμενος καὶ προσποιούμενος ἐπιτήδειος εἶναι... Dann hatten wir aber nicht ohne Grund ἀπαλλάξαι τινὰ περί τινος als eine vorhandene Construction zusammengestellt mit der ohne Zweifel vorhandenen ἀμφισβητεῖν τινὶ περί τινος. Wie aber diese gar keine Unvollständigkeit beweiset in ἀμφισβητεῖν τινί τινος: so auch ἀπολείπειν περὶ τὸ φρονεῖν keine in ἀπολείπειν τῷ φρονεῖν. Sondern der Dativus bezeichnet hier ganz gewöhnlicher Massen, was im Lateinischen der Ablativus, die Ursach, das Mittel oder Werkzeug, wodurch die Handlung des Verbums bewerkstelligt wird. Nicht anders in καταδεέστερος τῇ φρονήσει, wozu S. 82, 24 ebenfalls ἐν verstanden wird, und in οὐδενὶ διαφέρει (Archidam. II. S. 114, 14), wozu entweder ἐν oder ἐπὶ fehlen soll, während doch in derselben Stelle an dem völlig gleichartigen οὐ τῷ πλήθει τῶν ἐτῶν.. διαφέρομεν ἀλλήλων, ἀλλὰ τῇ φύσει καὶ ταῖς ἐπιμελείαις nichts vermisst wird. Ferner in στέργειν τούτῳ (S. 241, 17), in παντὶ τρόπῳ (S. 196, 5), in δέξονται χώρα (129, 1), in βίᾳ Θηβαίων (212, 17), wozu indess, ausser dem ἐν, auch σύν verstattet wird. Der Genitivus ist hier unerklärt und unergänzt geblieben, gleich wie in τρόπαιον στῆσαι τῶν πολεμίων Panegyr. XXIV (54, 7): ist es aber nicht derselbe, zu dem, wenn er Helen. laud. X (210, 2) in Ἅιδου κατάβασις vorkommt, und de permutat. XXI (322, 2) in τὴν βαρβάρων στρατείαν, dort εἰς gefodert wird, hier κατά, trotz allen Handschriften, im Texte gelassen? Wie entbehrlich das εἰς ist, zei-

gen auch die von *Schäfer* meletem. crit. S. 90 gesammelten Beyspiele, *νόστος οἴκοιο, πλόος Ἀξείνοιο*: und dass es *κατά* nicht weniger ist, zeigt die von dem Herausgeber selbst angeführte, und weder von ihm noch von irgend einem Anderen bezweifelte Stelle Epist. IX (437. 30), wo dieselben Worte ohne die Präposition wiederkehren. Vgl. *Taylor* und *Reiske* zu Lysias S. 239 Reisk.; auch *Auger* eben da, der, wie ihm bisweilen begegnet, indem er gegen seine Vorgänger zu reden meint, für sie redet; und *Hermann Toll* zu Apollon. Sophist. S. 737. Bey *φείσασθαι* soll der Genitivus von einem ausgelassenen *πρό* herrühren (S. 114, 5), weil da vorkommt *προφεισαμένη ἑαυτῆς* d. i. *φεισαμένη πρὸ ἑαυτῆς*. Es war nur zu beweisen, dass *φείσασθαι* eins und dasselbe sey mit *προφείσασθαι*. Bey dem Superlativus von *ἐξ* (S. 237, 23). Mit gleicher Willkühr wird zu *οὐδὲν διαφέρει* (S. 114, 14) sowohl *εἰς* als *πρός* und *κατά* zu ergänzen freygestellt, und zu *τυχόν* — *τυχὸν ἂν καὶ τῶν μειζόνων καταφρονήσειε* Busir. X (226, 33) — *κατά* oder *παρά* oder *μετά*. Eine befremdliche Willkühr, da ja doch jede der drey Präpositionen den Sinn ganz verschieden gestalten müsste. Und nothwendig ist keine. Denn *διαφέρειν* mit dem Accusativus zu verbinden, berechtigt die ursprünglich transitive Natur des Verbums, die ja auch ein Passivum *διαφέρομαι* gestattet: *τυχόν* aber, wie die zahlreichen Participien, die ähnlich gebraucht werden, *δέον, ἐγγενόμενον, ἐξόν, εἰρημένον, παρόν, παρέχον, προσῆκον*, ist Nominativus, und zwar, da er immer eine Anakoluthie mit sich führt, absoluter Nominativus. Adverbium freylich nicht. Dass aber auch *νύκτωρ* nicht Adverbium sey, sondern Substantivum im Accusativus, statt *κατὰ τὸ νύκτωρ*, dafür scheint die zu Plutarchus S. 32, 27 angeführte Analogie von *ἔλωρ* und *τέκμωρ* nicht entscheidend genug.

Zu *καὶ τοῦτ' εἶναι τῶν καλῶν, ἐκ τοιούτων γενόμενον ὑπὸ τοιούτοις ἤθεσιν ἐπιτροπευθῆναι* de bigg. XI (353, 1) wird *ὂν* ergänzt, und dieser Ergänzung sogar das Ansehn einer Conjectur gegeben; doch ist Plutarch. Romul. XVII (49, 28) — *ὢν καὶ Ἀντίγονός ἐστιν* — nicht einmal aus den verschiedenen Lesarten *εἷς* aufgenommen. Zu *ἐν τῷ δέοντι* (Isokrates S. 27, 15) sollen wir *καιρῷ* oder *χρόνῳ* hinzudenken, zu *ἐκ τῶν αὐτῶν* (251, 4) *τόπων*, zu *τὰ βασίλεια* Paneg. XXV (54, 13) *δώματα* oder *οἰκήματα*: warum nicht uns begnügen mit der Allgemeinheit und Unbestimmtheit des Neutrum? Umgekehrt: *κατὰ τρόπον* 13, 9. 154, 17) soll stehen für *κατὰ τὸν δέοντα* oder *προσήκοντα τρόπον*. Aber was ist natürlicher, als die rechte und gehörige Art *κατ' ἐξοχήν* zu nennen, und überhaupt mit jedem Worte zunächst das zu benennen, was dessen Begriff am vollständigsten ausfüllt? So sagen wir auch im Deutschen *es hat nicht Art*, und meinen, es hat nicht die rechte Art; und im Französischen *avoir des manières*, *manquer aux procédés* für *avoir les bonnes manières*, *manquer aux bons procédés*. Ein anderes Participium wird vermisst Panegyr. XXXIII (61, 2): *τὴν αὐτῶν χώραν ἀνέχεσθαι πορθουμένην* sey neu für das gewöhnliche *ἀνέχεσθαι πορθουμένην ὁρῶντας*. Wenn neu, doch gewiss nicht ungewöhnlich. Archidam. XLI (133, 32) *τὰς τῶν ἐλευθέρων ἰσηγορίας ἀνασχέσθαι*. De pace II (168, 13) *τῶν δὲ οὐδὲ τὴν φωνὴν ἀνεχομένους*. Ebendas. XXI (171, 19) *καὶ τούτων* (*τῶν λόγων*) *ὑμᾶς ἀνέχεσθαι δέομαι*. Panathen. LVI (261, 33) *μηδ' ἀνέξονται φωνήν*. Aeginet. XIV (391, 11) *οἶμαι γὰρ οὐδ' ἂν τὴν φωνὴν ὑμᾶς ἀνασχέσθαι τῶν ἀντιδίκων*, gegen das einmalige *τὴν φωνὴν ἀκούοντας ἀνέχεσθαι* de permutat. X (314, 29. Dessgleichen bey Äschylus Agamemn. 914 *πολλὰ γὰρ τὰ κακὰ ἠνειχόμεσθα*. Choephor. 743 *ἀλλ' οὔ τι πω τοιόνδε πῆμ' ἀνεσχόμην*. Thucydid. II, 49 (129, 4) *ὥστε μήτε τῶν πάνυ λεπτῶν ἱματίων τὰς ἐπιβολὰς ἀνέχεσθαι*. III, 28 (183, 68) *οἱ δὲ ὡς ἡ στρατιὰ εἰσῆλθεν, οὐκ ἠνέσχοντο*. Xenophon Cyropäd. I, 2, 10 *καὶ ψῦχη καὶ θάλπη ἀνέχεσθαι*. Hellen. V, 1, 15 *ἀνεχόμενόν με ὁρᾶτε καὶ ψῦχη καὶ θάλπη καὶ ἀγρυπνίαν*. Ebendas. IV, 8. 4 *οἱ δὲ βάρβαροι εἰ ἐπιχειρήσουσι τῆς θαλάττης ἄρχειν οὐκ ἀνέξεται ταῦτα ἡ Ἑλλάς*. Demosthenes S. 219. 8 *ὅτι γε τοῦτο .... ἦν ἐθισμὸς τοῦ ἀνέχεσθαι ἡμᾶς τοὺς τοιούτους εἴσπλους*. (Welche Beyspiele zugleich zeigen, wie schwer und fast unmöglich es seyn würde, für jeden Fall ein passendes Participium zu ergänzen.) Und wenn gewöhnlich, auch alt genug, da ja Homerus, so viel wir uns erinnern, das Verbum *ἀνέχεσθαι* immer geradezu mit einem Casus verbindet. —

(*Die Fortsetzung folgt.*)

KURZE ANZEIGEN.

Literaturgeschichte. *Lemgo*, b. Meyer: *Deutsches Künstler-Lexikon oder Verzeichniss der jetztlebenden deutschen Künstler.* Von *Joh. Georg Meusel*, königl. preuss. Hofrath etc. Zweyte umgearbeitete Ausgabe) 1809. Zweyter Band. 592 S. 8. (1 Thlr. 20 gr.) Bey Anzeige des ersten Bandes dieser Ausgabe des deutschen Künstler-Lexikons (Siehe Jen. Allgem. Lit. Zeit. 1808. N. 266) ist bereits das Urtheil über dasselbe abgegeben, und der Schwierigkeiten gedacht worden, welche bey einem solchen Werk zu bekämpfen sind, Der Fleiss aber, den der thätige Vf. aufgewendet hat, ist lobenswerth, wenn schon der bearbeitete Stoff nicht der allergünstigste zu seyn scheint. — Rec. will jetzt noch versuchen, einige Stellen, welche er sich beym Durchlesen angemerkt, zu berichtigen. S. 61 wird der berühmte Kupferstecher *Rafael Morghen* als ein in London lebender deutscher Künstler aufgeführt, welches ein doppelter Irrthum ist. Morghen ist in Neapel geboren, wo sein Vater, ebenfalls ein Kupferstecher, ansässig war; er hat nachher einige Zeit in Rom gelebt, und fast seit zwanzig Jahren zu Florenz. Ausser Italien ist er niemals gewesen. S. 388 liest man zum Lob eines sehr wenig bekannten *Joh. Gottl. Stamm*, Landschaftmalers und Kupferstechers zu Dresden: „Die Manier *en l'eau* oder mit bloss durchsichtigen Wasserfarben zu malen, soll noch kein Künstler weiter gebracht haben, als er. Bekanntlich sind die so behandelten Stücke von längerer Dauer, als diejenigen *en Gouache*." Jeder Kunstverständige weiss aber, dass dieses nicht der Fall ist, und dass man der Malerey mit durchsichtigen Wasserfarben mit Grund vorwirft, ihre Farben seyen nicht haltbar. S. 429 *C. F. Theuss* ist Kaufmann und Musikliebhaber zu Weimar. S. 545, *Wille* (der Sohn) hätte, da er in Paris geboren ist, und sein Geschmack ächt französisch, nicht sollen unter die deutschen Künstler gerechnet werden.

— y — H.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 13 AUGUST, 1810.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Fortsetzung der Recension

der

Ἑλληνικὴ Βιβλιοθήκη

von

Coray.

Zu ποιεῖσθαι oder ἡγεῖσθαι τι περὶ πολλοῦ wird (S. 400, 13) τιμήματος hinzugedacht, ausserdem περὶ für ἀντὶ genommen, so dass die Redensart eigentlich bedeutete: πορίζομαι τι ἀντὶ πολλοῦ τιμήματος. Wir erkennen die Verdienstlichkeit jedes Versuches zu gründlicher Erklärung gerade so gewöhnlicher Redensarten, wie diese, deren ungefähre Bedeutung immer ein Lexikograph dem anderen, ein Ausleger dem anderen abnimmt, und höchstens durch schwankende Synonymie oder zutappende Übersetzung abzumachen glaubt. Gelungen aber können wir diesen Versuch unmöglich nennen: so deutlich trägt er das Gepräge der Willkührlichkeit. Nämlich die Befugniss zur Ergänzung von τιμήματος sowohl, als die unerhörte Bedeutung des περὶ, findet der Herausg. einzig und allein darin, dass der Anfang der ersten olynthischen Rede des Demosthenes — ἀντὶ πολλῶν ἂν, ὦ ἄνδρες Ἀθηναῖοι, χρημάτων ὑμᾶς ἑλέσθαι νομίζω, εἰ φανερὸν γένοιτο τὸ μέλλον συνοίσειν τῇ πόλει — sich ungefähr auch so ausdrücken läst: περὶ πολλοῦ ἂν ὑμᾶς ἡγήσασθαι νομίζω τὸ φανερὸν γενέσθαι τὸ μέλλον συνοίσειν τῇ πόλει. Ungefähr allerdings. Ungefähr aber auch so: πρὸ πολλῶν ἂν χρημάτων ὑμᾶς δέξασθαι νομίζω, εἰ . . . ., wie Demosthenes Prooem. XXXII (1443, 16) geredet hat, oder, wie Isokrates contra Sophist. VI, S. 293, 23 (vergl. Thucydides VI, 10, S. 384, 53) πρὸ πολλῶν ἂν χρημάτων ὑμᾶς τιμήσασθαι νομίζω, oder, wie derselbe häufig, πρὸ πολλοῦ ἂν ποιήσασθαι (ad Philipp. VI u. LVIII. de permutat. VIII. Epist. II, S. 414, 17. Epist. VII, S. 430, 28). Ist nun darum περί = ἀντί auch = πρό? Und da ferner, wiederum in ähnlicher Bedeudung, gesagt werden könnte παρὰ πολὺ ποιήσασθαι, ὑπὲρ πολλὰ τιμήσασθαι: sollen wir sagen, περί sey = ἀντί = πρό = παρά = ὑπέρ? und so in den Redetheil, der nur dazu dient, die Vieldeutigkeit der Casus zu bestimmen, und die Verhältnisse, die jene ununterschieden zusammenfassen, zu unterscheiden, in den selbst Vieldeutigkeit und Unbestimmtheit bringen? Gewiss nicht. Um so weniger, da der Lohn für die Gefälligkeit eine neue Verlegenheit wäre. Denn wie begreifen wir, dass eine und dieselbe Präposition mit einem und demselben Casus in dieser Verbindung bezeichne, was sie in den anderen Verbindungen, und gerade in den allergewöhnlichsten, niemals bezeichnet? Es bezeichnet aber περί in den gewöhnlichsten Verbindungen das Verhältniss der Kreislinie zum Mittelpuncte. Λέγειν περὶ τοῦ ἀνδρός, ἀδικεῖν περὶ τῆς τυραννίδος heisst Worte reden, Ungerechtigkeiten begehen, die sich um den Mann, um die Herrschaft drehen, als um den Mittelpunct, von welchem aus sie bestimmt werden. Könnte demnach nicht ποιοῦμαί τι περὶ πολλοῦ heissen: ich mache mir etwas, ich denke es mir als sich drehend um vieles, als zusammenhangend mit vielem, gleichsam als Mond eines grossen Planeten? Was aber mit Vielem und Grossem im Zusammenhange gedacht wird, das kann leicht dazu kommen, selbst für viel und gross zu gelten.

Panegyr. V (41, 23) heisst es: εὑρήσομεν γὰρ αὐτὴν (τὴν πόλιν ἡμῶν) οὐ μόνον τῶν πρὸς τὸν πόλεμον κινδύνων, ἀλλὰ καὶ τῆς ἄλλης κατασκευῆς . . . . σχεδὸν ἁπάσης αἰτίαν οὖσαν. Der Herausg. will, dass zu κινδύνων von aussen her τέχνης oder ἐμπειρίας hinzugenommen werde, αἰτίαν aber allein mit κατασκευῆς verbunden: worunter das Ebenmass litte, der Sinn nicht gewönne. Kann die Stadt nicht so schicklich Ursache der Gefahren genannt werden, als sie Cap. XXVII (57, 3) Ursache der Seeschlacht genannt wird? Dazu kommt, dass κίνδυνος, vermöge der Abstammung (s. *Kanne* in dem angeführten Buche S. 171), nicht sowohl die objective Gefahr bedeutet, als vielmehr das Wagniss, das freywillige Rennen in die Gefahr. Thucydid. IV, 10 (243. 86): ὅσα ἐς ἀνάγκην ἀφῖκται . . . , κινδύνου τοῦ ταχίστου προσδεῖται. Daher κινδύνους ποιεῖσθαι Cap XLVI und häufig sonst. — Zu εἰσῆλθεν αὐτοὺς soll überall ὁ λογισμός ergänzt werden, weil de pace XXXI (180, 28) vorkommt περὶ ὧν μηδεὶς πώποτε λογισμὸς αὐτοῖς (oder vielmehr, mit *Hieron. Wolf*, αὐτοὺς) εἰσῆλθεν. Einfacher ist, in der Stelle z. B., die der Herausg. aus dem Lucianus anführt — τί σοι ἐπῆλθε νόμον ποιήσασθαι — gerade diess νόμον ποιήσασθαι für das Subject zu nehmen. Nicht mehr bedarf eines fremdher entlehnten Subjects κατήπειγε Panathen. XLIV (256, 8): ὧν κατήπειγε τὴν πόλιν κατ' ἐκεῖνον τὸν χρόνον μάλιστα περιγενέσθαι πολεμοῦσαν: wie kann man nach einem Subjecte suchen, wo alle ausser dem Verbum vorhandenen Wörter nichts anderes, als eben das Subject ausdrücken? Κατήπειγε τὸ (τὴν

πόλιν κατ' ἐκεῖνον τὸν χρόνον μάλιστα περιγενέσθαι τούτων πολεμοῦσαν). Vgl. Panathen. LXXVII (273, 22) τῶν ἐν ἐκείνῳ μὲν τῷ χρόνῳ πραχθέντων, ῥηθῆναι δὲ νῦν οὐ κατεπειγόντων. — Zu ὁμοίως καὶ νῦν Panathen. XIII (239, 20) ὡς. Die Stelle ist diese: οὐχ ὡς οὐ πλείους ἐπαίνους πεποιημένος περὶ αὐτῆς ἢ σύμπαντες οἱ περὶ τὴν ποίησιν καὶ τοὺς λόγους ὄντες· οὐ μὴν ὁμοίως καὶ νῦν. Soll einmal gesagt werden, was auch ungesagt aus dem Zusammenhange deutlich ist: warum dann nicht ganz vollständig οὐ μὴν ὁμοίως τότε πεποιημένος καὶ νῦν ποιησόμενος? — Zu ὥστε θαυμάζειν Archidam. XXVI (126, 17) χρή με oder ἔπεισί μοι. Das scheint allenfalls auf die Eine Stelle zu passen, passt aber auch auf diese nicht, sobald bedacht wird, dass dieses ὥστε mit dem Infinitivus, das wir *so dass* übersetzen, doch eigentlich dasselbe bedeuten muss mit dem ὥς, wodurch es oft vertreten wird, und wovon es nicht verschiedener ist, als ὅστε von ὅς, ἅτε von ἅ,τε, οἷός τε von οἷος; dass es also auch construirt werden wird, wie jenes. Nun fällt vermuthlich Keinem ein, das homerische οἱ δέ, λύκοι ὥς, θῦνον, oder folgende Worte des neunten Briefes (S. 435, 7) — οὔτε πόλεις ἑλεῖν οὔτε πολλοὺς ἀποκτεῖναι τῶν πολεμίων οὕτω μέγα καὶ σεμνόν ἐστιν, ὡς ἐκ τοιούτων κινδύνων σῶσαι τὴν πατρίδα — darum elliptisch zu nennen, weil zu dem ὡς dort θύνουσι, hier μέγα καὶ σεμνόν ἐστι wiederholt werden könnte. Eine solche Wiederholung aber des zunächst vorhergegangenen Prädicats zu dem das Subject ausmachenden Infinitivus scheint die Construction, von der wir reden, befriedigender zu erklären, als die ohnehin schon schwer genug beladene, und hier für die Construction mit dem Indicativus zu sparende Vermischung zweyer Redeweisen. Die ersten besten Beyspiele zu ergreifen: Plutarchus Num. XV zu Anfang: οὕτως ἡ πόλις ἐγεγόνει χειροήθης καὶ κατατεθαμβημένη τὴν τοῦ Νουμᾶ δυναμιν, ὥστε μύθοις ἐοικότας τὴν ἀτοπίαν λόγους παραδέχεσθαι. *Die Stadt war ihm so blind ergeben, wie die Annahme seltsamer Vorspiegelungen* (blind ergeben ist, blinde Ergebenheit beweiset). Ebendas. am Ende: αὐτὸν δὲ τὸν Νουμᾶν οὕτω φασὶν εἰς τὸ θεῖον ἀνηρτῆσθαι ταῖς ἐλπίσιν, ὥστε καὶ προσαγγελίας ποτὲ αὐτῷ γενομένης, ὡς ἐπέρχονται πολέμιοι, μειδιᾶσαι καὶ εἰπεῖν· Ἐγὼ δὲ θύω. *Er vertraute so fest auf Gott, wie dieses Wort* (auf Gott vertraut). Die schroffe Zusammenstellung der Personen mit den Sachen, der Ganzen mit den Theilen, kann nicht befremden nach dem, was *Jac. Gronov* zu Lucian. D. M. Vol. I. S. 396 bemerkt hat, *J. F. Heusinger* zu Cicero de officiis I, 22; *Wyttenbach* Biblioth. Crit. Vol. II, P. IV, p. 75. Vol. III, P. IV, p. 62; der Herausg. selbst zu dem ὅμοιοι γενόμενοι τοῖς τῶν προγόνων ἔργοις Archidam. XLI (134, 6). Und dass im Fortgange der Zeit die Partikel angefangen hat, mehr eine Folgerung, als eine Vergleichung zu bezeichnen, erklärt sich sehr natürlich daraus, dass keine Vergleichung häufiger ist, als die zwischen Grund und Folge, Ursache und Wirkung. Bestätigt aber wird unsere Erklärung dadurch, dass die Pronomina, die dem ὡς entsprechen, οἷον und ὅσον, gerade so mit dem Infinitivus verbunden werden. Οἷον z. B. bey Xenophon Hellen. VI, 5, 7: τοιοῦτος ὁ Στάσιππος ἦν οἷος μὴ βούλεσθαι πολλοὺς ἀποκτιννύναι τῶν πολιτῶν. Was doch wohl eigentlich nichts anderes heissen kann als: Stasippus war ein Mann von der Art, von welcher das Nicht-Wollen . . . ist. Isokrates Epist. VIII (433, 12) εὑρήσετε . . . τοιούτους ὄντας, οἵους τοὺς μὲν . . . μὴ λυπεῖν, τοῖς δὲ . . . διατριβὴν παρέχειν ἡδεῖαν. Ὅσον beym Plutarchus Romul. VIII zu Anfang: παρεδήλου τοσοῦτον ὅσον προσέχοντας μὴ μικρὸν φρονεῖν; und Publicol. XV: τοσοῦτον Σύλλαν εὐτυχία παρῆλθεν (Οὐεσπασιανὸς), ὅσον ἐκεῖνον μὲν τῆς ἀφιερώσεως τοῦ ἔργου, τοῦτον δὲ τῆς ἀναιρέσεως προαποθανεῖν. Zu vergleichen ist auch der ähnliche Gebrauch des englischen *as*, das sonst mit ὡς auch darin übereinkommt, dass es zugleich Conjunction und Adverbium ist. Denn wenn *Middleton* sagt (Leben des Cicero, Sect. VI zu Anf.): *Cicero's return was the beginning of a new life, which was to be governed by new mesims, yet so as not to forfeit his old character;* und *Hume* (Geschichte von England, Cap. XXXV zu Anf.): *There is no abuse so great as not to be attended with a variety of beneficial consequences;* und *Roscoe* (*Lorenzo de' Medici* Vorrede): *The Italian tongue was so far deleased as to have become scarcely intelligible:* sind nicht diese Phrasen, wie wir angegeben, zu ergänzen und zu verstehen? Bedeutet die letzte z. B. nicht offenbar diess: *Die italiänische Sprache war so versunken, wie kaum — verständlich-seyn versunken ist*, von Versunkenheit zeugt? — Eine neue Ellipse endlich wird zu Plutarch Solon XIV (156, 12) bemerkt, in dem solonischen ἀσκὸς δεδάρθαι, auszufüllen durch ὥστε γενέσθαι, δεδάρθαι ὥστε γενέσθαι ἀσκός. Zu dem ganz ähnlichen διὰ τὸ μήτ' ἄρχων μήτε θεσμοθέτης μήτε βασιλεὺς μήτε πολέμαρχος λαχεῖν Perikl. IX (289, 18) wird nichts gesagt. Das wiederum ähnliche χαλκέα διδάσκειν statt τὴν τοῦ χαλκέως τέχνην διδάσκειν (Vergleichung des Lycurgus und Numa IV, S. 140, 16) wird der späteren Gräcität beygemessen. Aber des Aristophanes γενναίους ἐξεδίδαξας (Ran. 1019) ist schwerlich anderer Art. Vgl. gegen *Davies* zu Maximus Tyr. XXXVIII, 7, *Koppiers observ. philolog.* S. 82, und *Schäfer* zu Lamb. Bos S. 862. Auch die Neu-Griechen sagen μαθαίνω ῥάπτης, wie wir, wenn auch nicht in der Schriftsprache, *ich lerne Schneider.*

Doch zurück zum Panegyrikus. Cap. III (40, 25) — εἴ τινες ταύτην μὲν μὴ νομίζουσι δικαίαν εἶναι τὴν κρίσιν — hat der Herausg., wie sich gebührte, nach *Morus* Vorschlag, νομίζουσι geschrieben für νομίζωσι. So ad Nicocl. III (14, 13) ὅπως διακείσονται mit *Lange* für ὅπως διακείσωνται, und Plataic. VIII (300. 10) ὅπως μὴ . . . . διαλλάξει καὶ ποιήσει für ὅπως μὴ . . . . διαλλάξῃ καὶ ποιήσῃ. Wenn er aber als Grund zur Verwerfung des ὅπως διακείσωνται und (Plutarch. Themistocl. XIV, S. 220, 20) des ὅπως ἀπαλλαγήσηται diess anführt: οὐ γὰρ ἀποτελεστικὸν ἐνταῦθα τὸ ὅπως, ἀλλὰ τροπικόν, ὡσπερανεὶ ἐλέγετο σκοπεῖν τίνα τρόπον διακείσονται: so begreifen wir

theils nicht, wie das τροπικὸν ausgeschlossen werden könne von der Construction mit einem obliquen Modus, theils verwundern wir uns, dass ein Grund gesucht ist gegen Formen, die gar nicht vorhanden sind. Die Verwunderung steigt, wenn wir den Herausg. adverf. Callimach. XVIII (380, 1) selber φανήσησθε setzen sehen für φανήσεσθε, ungeachtet er bald nachher, zu S. 426, 2, ein von *Matthäi* zurückgerufenes λογήσησθε der Aldina verwirft, mit ausdrücklicher Anführung des Apollonius Dyskolus, der doch S. 277 ff. das Futurum des Subjunctivus umständlich widerlegt. Busir. XVII (230, 4) ist stehen geblieben: ἀποροῦσι δ' ὅπως ποιήσωσι, so wie Plutarch. Num. II, S. 119 ὅπως δὲ μὴ σύγχυσιν . . . ἡ στάσις ἀπεργάσηται, und Themistocl. XII, S. 217 συμπροθυμεῖσθαι . . . ὅπως ἐν τοῖς στενοῖς ναυμαχήσωσιν. Und, was gleich unrichtig, Panegyr. XLI (69, 5) οὐκ ἀποροῦντες ὅθεν ἐπισκευάσωσι für ἐπισκευάσουσι, wie XXXVI (63, 21) οὐδὲν τοιοῦτον κατασκευάζουσιν, ἐξ ὧν αὐτοῖς ἔσται καταστῆσαι . . . , und LI (76, 20) τοιαῦτα λέγειν, ἐξ ὧν ὁ βίος μηδὲν ἐπιδώσει, und Helen. laud. XXX (219, 31) οὐκ ἀπορήσουσιν ἀφορμῆς, ὅθεν Ἑλένην ἕξουσιν ἐπαινεῖν. — Für ὅθεν hat der Herausg. aus seiner Handschrift ὁπόθεν aufgenommen. Es wäre zu wünschen, dass auch so unbedeutend scheinende Änderungen nicht ohne Angabe eines Grundes gemacht würden. Ein Wunsch, der sich erneut bey den meisten Änderungen, die das Tempus treffen, wiewohl hierin, wenn irgendwo, dem Tacte des Herausg. getraut werden muss. Zwar ἀφικνουμένης zu ändern in ἀφικομένης Cap. VI (41, 31) — Δημητρὸς γὰρ ἀφικνουμένης εἰς τὴν χώραν ἡμῶν, ὅτε ἐπλανήθη . . . , καὶ . . . διατεθείσης . . . , καὶ δούσης — mag gewagt scheinen wegen Archidam. XXVI (126, 5): οἶδα γὰρ καὶ τοὺς προγόνους ἡμῶν εἰς τὴν χώραν ταύτην ἀφικνουμένους οὐ τῷ πλήθει τῶν ἄλλων περιγενομένους, wo der Herausg. freylich auch ἀφικομένους vorschlägt. Und unnöthig βιάσεσθαι für βιάσασθαι Panegyr. XV (48, 17) und de permutat. XXI (324, 3) — βιάσασθαι προσδοκήσας —, κομίσεσθαι für κομίσασθαι Archidam. XXXI (129, 3) — οἱ δὲ κομίσασθαι προσδοκῶντες —, γενήσεσθαι für γενέσθαι Panathen. LXXXIII (277, 18) — ἐλπίζουσιν αὐτοὺς οὐκ εὐεργέτας γενέσθαι τῶν ἄλλων —, προτρέψεσθαι für προτρέψασθαι Epist. IV (421, 7) — Διόδοτον αὐτὸν οἶμαί σε μάλιστα προτρέψασθαι —: wenn wir *Wesseling* glauben zu Diodor. XIV, 14. *Brunck* zu Äschylus Perf. 738. *Schäfer* zu Longus S. 372 u. 416, ja dem Herausg. selbst zu S. 277, 15, wo er zugiebt, dass ἐλπίζειν mit dem Aoristus nicht weniger als mit dem Futurum verbunden wird. Vgl. zu Plutarch. Publicol. II (178, 20). Aber sicher ist μενεῖν für μένειν Archidam. XXVIII (128, 1): μὴ γὰρ αὐτοὺς οἴεσθε μένειν ἐπὶ τούτοις· οἵτινες γὰρ . . . , πῶς ἂν οὗτοι καρτερήσειαν . .; sicher auch die Vertheidigung des von *Morus* und *Auger* angefochtenen ἐκλείπουσας Panegyr. Cap. VII (42, (23), und die Verwandlung von γεγενῆσθαι in γενέσθαι (XXXII, S. 59, 19), von ὑπολείπειν in ὑπολιπεῖν (XLI, S. 66, 30), von προδεδομένους (ebendas. S. 67, 2) nach Handschriften in προδιδομένους. So wird Panathen. XVI (241, 26) καὶ καταστρέψαντες berichtigt in καταστρέφοντες oder, was härter ist, πρὶν κατέστρεψαν αὐτάς; XXII (245, 3) γιγνόμενοι in γενόμενοι; XXVI (246, 27) παρεῖχον in παρέσχον; XLIV (256, 5) νομίζοντες in νομίσαντες. — Eine sehr wahre Bemerkung, und, wenn wir uns recht erinnern, noch nicht gemacht, ist diese zu Plutarchus S. 5, 30, dass vorzüglich das Imperfectum — eigentlich wohl die ganze *actio infecta* — geeignet sey, den Conatus zu bezeichnen, der selbst oft genug bemerkt worden ist. S. *Wesseling* zu Diodor. XIII, 3, und zu Herodot. I, 68. *Valckenaer* und *Porson* zu Euripid. Phoeniss. 1407 u. 79. *Markland* zu Lysias S. 294 u. 334. *Brunck* zu Sophokles Oedip. R. 1454. Διήνεγκε Panathen. LXXI (269, 30) — ὧν οὐδὲν ἂν οἷά τε [οἵα τε] ἐγένετο διοικῆσαι κατὰ τρόπον ἡ πόλις ἡμῶν, εἰ μὴ καὶ τῇ δόξῃ καὶ τῇ δυνάμει πολὺ διήνεγκε τῶν ἄλλων — für das Imperfectum zu nehmen, von einem Präsens ἐνέγκω, dazu sehen wir keinen Grund, sondern glauben treulich dem Eustathius, der uns lehrt (zu Il. XIV, S. 983, 4): τὸ ἐνέγκω οὐκ ἔστιν ἐνεστὼς, ἀλλ' αὐθυπότακτον ῥῆμα. τὰ δὲ αὐθυπότακτα ῥήματα χρόνου ἀορίστου ἐστίν. Gleich abgeneigt sind wir dem S. 162, 12 angenommenen Präsens ἕστημι: in der historischen Zeit der Sprache läst es sich nirgend nachweisen, sondern da giebt es für καθέσταμεν durchaus keinen anderen Singular, als καθέστηκα, wie unverträglich auch die Formen zu seyn scheinen.

Ob die Unverträglichkeit sich auch auf das Participium erstrecken dürfe, so dass in demselben attischen Schriftsteller bald διεστώσας und καθεστώτων, bald καθεστηκυίας und καθεστηκότων geschrieben würde, wie hier — ad Demonic. I (1, 1), Areopagit. XXIII (149, 16), Archidam. XXXII (129, 32), Areopagit. I (138, 4) — geschieht, daran zweifeln wir. Desgleichen, ob sich schicke, παραναγινώσκοντες zu setzen neben παραναγιγνώσκοντες, ἐπηνηκότι neben ἐπῃνεκότι (Panathen. VIII, S. 236, 1. XXXI, S. 249, 20. XCV, S. 283, 12. LXXII, S. 276, 25), βουληθείημεν und ἐκπλαγείημεν neben βουληθεῖεν und ἐκπλαγεῖεν, unzählige zweyte Personen auf ῃ (*multis millibus locis*, um mit *Heindorf* zu reden, Platon Theätet. S. 326) neben βούλει und οἴει und ὄψει; und in der Declination Πειραιέως neben Πειραιῶς (contra Callimach. I, S. 371, 7. XVI, S. 379, 4. de bigg. XVII, S. 357, 2), Πλαταιέας neben Πειραιᾶ (Panegyr. XI, S. 44, 31), γραφεῖς und γονεῖς neben συγγραφέας und γονέας (ad Demonic. III, S. 3, 10. IV. S. 3, 25. Areopagit. XXIV, S. 149, 22. Archidam. XXXI, S. 128, 30), und zu diesen Accusativen auf έας nirgend Nominativen auf ῆς. Die Ungleichmäsigkeit fällt um so mehr auf, da der Herausg. die attischen Formen sonst nicht nur aus den Handschriften aufnimmt, wie ἴσχειν für ἔχειν Archidam. III (115, 16), sondern auch ohne Handschriften theils geradezu einführt, wie πλείω für πλείονα, πλείους für πλείονας Archidam. III (115, 6), Areopagit. XXVII (151, 22); τέτταρσιν für τέσσαρσιν Panathen. I (282, 17); συμφέρουσιν für das altattische ξυμφέρουσιν ad Philipp. V (81, 6); ἐθέλω für θέ-

λω Nicocl. VIII (29, 16), Archidam. XXVI (126, 1) und XXXIV (130. 26), nur θέλε verschonend ad Demonic. IV (15, 28); καθιστᾶσα für καθιστῶσα ad Demonic. II (2, 19); ἀπαναλωκότες und ἀνάλωσεν für ἀπανηλωκότες und ἀνήλωσεν Areopag. V (139, 28) und XXVII (151, 17), de pace XXII (171, 27), mit Übergehung wiederum des ἀνήλισκον ad Philipp. XL (96, 17); ἠβουλήθησαν und ἤμελλον für ἐβουλήθησαν und ἔμελλον Euagor. XXIV (201, 31), Helen. laud. XIII (211, 2); theils in den Anmerkungen anempfiehlt, wie Μενέλεω für Μενελάου Panathen. XXXIV (250, 27), καταστήσεσθαι für κατασταθήσεσθαι Areopagit. XII (144, 19), τὼ πόλεε und τοῖν πολέοιν de pace XXXVIII (182, 1) und Panathen. XXXVII (252, 14) für τὰ πόλεε und ταῖν πολέοιν: Dualen, die um so eher aufzunehmen waren, da τὼ πόλεε schon Panathen. LXV (266, 4) gelesen wird. Ἀπήλαυε ad Demonic. III (2, 31) im Text und in der Anmerkung gehört vermuthlich in keinen Dialekt; ἐλέους für ἐλέου contra Callimach. XVI (379, 13) in den attischen nicht mehr, als das von dem Herausg. selbst verworfene Ἡφαιστήῖον für Ἡφαιστεῖον Trapezit. IX (361, 19) und das schon von *Auger* mit οὐδέτερον vertauschte οὐθέτερον Archidam. XXIX (138, 25); noch bey dem Polybius erinnern wir uns des ἐλέους nur an Einer Stelle, die eben durch ihre Einzigkeit verdächtig wird, I, 88, 2. Für θεωρήσειας ist ad Philipp. X (84, 24) aus Einer Handschrift θεωρήσαις aufgenommen: wozu das? Wozu ferner ist Panathen. XXXII (250, 14) an einer Stelle, die noch immer verderbt bleibt, δεῖν, mit *Hieron. Wolf* verwandelt in δέον? δεῖν ist ja auch Participium (Gregor. Corinth. S. 59 und da *Koen*). Κομιούμεθα Archidam. XXXVI (131, 15) streitet gegen κομίσεσθαι, das kurz vorhergegangen, XXXI (129, 3). Die letztere, von den Atticisten gemissbilligte Form setzt der Herausg. einige Mal ohne Handschriften. So erinnert er de pace XLI (186, 1), in πολλοὺς ἕξομεν τοὺς ἑτοίμως συναγωνιζομένους sey συναγωνιζομένους wahrscheinlich ein Fehler; denn es habe συναγωνισομένους heissen müssen. Warum, erfahren wir nicht; wohl aber finden wir ad Demonic. IV, (7, 1) οὐκ ἕξεις ἐν τῷ βίῳ τοὺς πρὸς τὸ βέλτιστον ἀποθανουμένους, und viele ähnliche, auch leicht für nothwendig zu erkennende Verbindungen des dauernden Zustandes mit der zukünftigen Zeit. Wie Epist. I (410, 33) ἡ δὲ ἡμετέρα πόλις ἡδέως ἂν αὐτήν σοι παράσχοι συναγωνιζομένην. Der Herausg. hat συναγωνισομένην geändert, weil ad Philipp. XXII (90, 11) gelesen wird νῦν δ' οἶμαι αὐτὴν καὶ συναγωνιεῖσθαι τοῖς ὑπὸ σοῦ πραττομένοις. Aber gerade diese Stelle scheint nicht nur die unattische Form der Änderung verdächtig zu machen, sondern auch, was dem Futurum derselben entspreche — wofern überall ein solches Entsprechen nothwendig ist — sattsam zu haben an παράσχοι ἄν. — ἐς, wird de pace XL (183, 31) erinnert, sey zwar attischer, als εἰς, aber doch nicht üblich bey dem Isokrates. Womit nur gemeint seyn kann, dass die Handschriften gewöhnlich εἰς haben. Aber beweiskräftig sind doch wohl allein Dichterstellen, oder, für andere Fälle, wo kein prosodischer Unterschied Statt findet, Zeugnisse der Grammatik. So ist Archidam. III (115, 2) ὑπομενετέον für ὑπομενητέον wohl begründet mit dem Gebrauche des Aristophanes; dass auch Platon und Isokrates angeführt sind, ist Überfluss. Den Grammatikern im Gegentheil scheint zu glauben, dass die Attiker ἀπολλύασι gesagt haben, und nicht ἀπολλύουσι, δεικνύντες und nicht δεικνύοντες; der Herausg. glaubt, es sey eines Sehers, nicht aber eines Kritikers Sache, zu entscheiden, welche von beiden Formen Isokrates gebraucht habe (ad Philipp. XX, S. 89, 11. Panathen. LXXVII, S. 268, 7), und behält also, was der Zufall in Handschriften oder Ausgaben gebracht hat. Auch behält er noch an mehreren Stellen κεῖνος für ἐκεῖνος, obgleich er es (ad Philipp. XLI, S. 99, 11) ionisch und poetisch nennt, und in der Prosa überall zu ändern räth, überall nämlich, wo auch nur Eine Handschrift die dreysylbige Form aufbewahrt hat.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Halle*, b. Dietlein: *Der natürliche Hexenmeister, eine Reihe unterhaltender magischer, chemischer, optischer, physicalischer Rechnungs- und Karten-Kunst-Stücke*, vornehmlich zur Belustigung kleiner Gesellschaften von *Müller*. 1806. VI u. 102 S. 8. (6 Gr.) Hr. *M.* sammelte diese 70 kleinen Kunststücke in der Absicht, Kindern vorzüglich unter Leitung eines Lehrers Unterhaltung zu verschaffen. In der That wird dadurch die Geistesthätigkeit der Kinder mehr rege gemacht, das Gedächtniss gestärkt und geübt, und das Denkvermögen mehr entwickelt und genährt. Zwar fehlt es nicht an Büchelchen dieser Art: es hat indess das gegenwärtige das Gute, dass es zum Theil zur Unterhaltung für diesen Behuf angenehme Gegenstände enthält, nicht voluminös und nicht kostbar ist.

A. J.

Ohne Angabe des Ortes, auf Kosten des Vfs.: *Versuch einer Revision der Cultur und Aufklärung nach ihren Principien und Endzwecken.* Von *J. G. Heynig*, Privatgelehrten. 1810. IV u. 99 S. 8. (9 Gr.) Über die Nothwendigkeit, den Gang und den Zweck der Cultur, und besonders über die Wahrheit, dass die Theorie zwar unentbehrlich, aber ohne Praxis von keinem Werthe sey, trägt der wohlmeinende Vf. hier grösstentheils recht gute, mitunter doch auch unbestimmte und seichte, fast durchgehends aber allgemein bekannte Gedanken in einer weitschweifigen Manier vor. Da der Gegenstand seiner Schrift oft genug behandelt ist, und er ihn von keiner neuen Seite zeigt: so ist es uns fast unbegreiflich, wie er sagen kann, „dass sie eines der grössten und schwersten Probleme *zuerst* behandele."

HIKL.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 14 AUGUST, 1810.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Fortsetzung der Recension
der
Ἑλληνικὴ Βιβλιοθήκη
von
Coray.

Andere Gesetze gelten für den Dialekt der späteren Schriftsteller. Μυρίας ἀνωμαλίας διαλέκτου, erinnert der Herausgeber zu Plutarchus S. 99, 5, εὑρήσεις οὐ μόνον παρὰ Πλουτάρχῳ. ἀλλὰ παρ' ἅπασιν, ὡς εἰπεῖν, τοῖς κατ' ἐκεῖνο τοῦ χρόνου γράψασι, τὸ μὲν τῶν γραψάντων αὐτῶν πλημμελείᾳ, ὑπὸ τοῦ σάλου τῆς ἐπὶ τὸ χεῖρον χωρούσης γλώττης ἄλλοτ' ἄλλως Φερομένων, τὸ δὲ καὶ δι' ἀμαθίαν τῶν ἀντιγραΦέων. Καὶ καλῶς μὲν ἔχει ἅπαξ ἐπισημήνασθαι τὰ τοιαῦτα· τὸ δὲ διορθοῦν πειρᾶσθαι, ἐπὶ τὸ ὁμοειδὲς ἑκάστοτε μεταῤῥυθμίζοντας, πρὸς τῷ δυσανύστῳ καὶ πέρα τοῦ προσήκοντος ἂν εἴη περίεργον. Nur ist natürlich auch bey den Späteren falsch, was überall falsch ist. Z. B. die Schreibart Ἰφικράτιοι und Λυσιμάχιοι statt Ἰφικράτειοι und Λυσιμάχειοι, Polyaen. III, 9, 32. VII, 25, (s. *Buttmann* Museum der Alterthumswissenschaft. B. II. H. 2. S. 386). Oder die, in dem Isokrates nie vorkommende, ἀνδρεία statt ἀνδρία. Wir wissen wohl, dass *Schäfer* Meletem. crit. S. 42 ἀνδρία allein in den seltenen Fällen zulassen will, in denen auch ἀσεβία, αὐθαδία, εὐγενία, εὐηθία, εὐσεβία, ἱερία, προμηθία gesagt wird. Aber er will das ohne Grund: so lange er nicht ein Adjectivum ἀνδρής nachweiset, von dem ἀνδρεία abzuleiten wäre, wie ἀσέβεια von ἀσεβής, αὐθάδεια von αὐθαδής, εὐγένεια von εὐγενής. Oder ein Verbum ἀνδρεύω, zu dem ἀνδρεία gehörte, wie δουλεία zu δουλεύω, κολακεία zu κολακεύω. Oder andere Formen, die dem Substantivum und dem Adjectivum so gemein wären, wie die deutschen *Liebe*, *Treue*, *Kühle*, *Tiefe*. Bis dahin werden wir glauben müssen, dass ἀνήρ (ἀνδρός) ἀνδρία bilde, wie Φρατήρ Φρατρία, und wie viele von Verben abgeleitete Masculina auf τήρ Feminina auf τρια. — Die lateinischen Wörter hätten sich ohne alle Verwegenheit gleichmäsiger schreiben lassen. Wozu Λικτώρεις neben Τατιήνσης (Plutarch. S. 60 u. 53)? Λούκιος neben Λεύκιος (S. 269 u. 273)? Κόϊντος neben Κυϊντιλίαις (S. 275 u. 272), zu geschweigen des unaussprechlichen Cέξστος (Polyaen. VIII, 6). Auch betonen. Denn wozu μέντεμ, und doch ποντέμ (Plutarch. S. 54 und 118)? Φερῖρε und λιγᾶρε, und doch κομίρε und κάργρε (S. 48, 60, 53, 54)? Cενάτον, Κωνσούλας, πιύπουλους, Τουσκλάνοι, Λικίννιος (S. 43, 45, 274, 275), verstossen gegen die Quantität. Was freylich auch noch ächt griechische Wörter thun. Wie die Infinitive ἐκτίσαι, διαποικίλαι, καταποικίλαι, ἐκκλίναι, und μηνύσαι (Isokrates S. 6, 190, 295. Polyaen. III, 6, 11. I, 48, 4); πεπράχθαι und τεθνάναι (Isokrates S. 80 und 382); die Nomina λύπαι, ἶσον, ὁπλῖται, Cπαρτιᾶται, Καπηνᾶται, Φιδηνᾶται, Ἀρδεᾶται, πρᾶξιν, ῥῖνα, κηκῖδα, κνημῖδας, σΦραγῖδα (Isokrates S. 10 und 301. Plutarch. S. 252, 72 und 250. Polyaen. IV, 2, 21. VII, 12. IV, 20. IV, 2, 10. VI, 48). Nicht richtiger ist πρός με, ἐπί σε, πραγμάτων περί, δοκεῖ δέ μοί γε, λευκοπῶλος, und, als Feminina gemeint, Ἐρεχθειδῶν und Κεκροπιδῶν (Isokrates S. 149 und 311. Polyaenus I, Prooem. und I, 26. Plutarchus S. 243 und 69), διαμάχοιτο, Polyaen. II, 3, 7 — προῆγε δόξαν ἐμποιῶν ὡς ἐκ τοῦ διαΦανοῦς διαμάχοιτο — würden wir lieber in διαμαχοῖτο ändern als, mit dem Herausgeber, in διαμαχήσοιτο oder διαμαχέσοιτο: denn μαχεῖσθαι hat der Autor III, 9, 25 und III, 10, 3; μαχοῦνται VII, 30, μαχουμένοις VIII, 23. In den Anmerkungen ist vom Accent vielleicht nur drey Mal die Rede: zu de permutat. XII (315, 18), wo der Früheren ἐάν μου, *Lange's* ἐάν μοῦ dem Zusammenhang gemäss in ἐὰν ἐμοῦ geändert wird, und zu Panegyr. XXXIII (61, 4), wo bemerkt wird, dass der Name Φάσηλις, wie zu S. 352, 2, dass Ὀλυμπιᾶσιν verschiedentlich accentuirt vorkomme. Der Herausgeber zieht Ὀλυμπιᾶσι vor; wir würden *Duker* zu Thucydid. VIII, 92, (561, 82) folgen.

Gegen die Quantität fehlen auch die Formen ὑπογυιώτατον Isokrates S. 205, 10 in Text und Anmerkung, ἀνιαρώτατον Plutarch. Solon. XV, ἀκινδυνώτερον Polyaen. III, 9, 3, ἰσχυρωτάτους VII, 13, 4, ὀρθώτερον zweymal S. 396. Und in dem Orakel über die Erbauung von Amphipolis, das Polyaenus erhalten hat (VI, 53), κτίσαι für κτίσσαι. Für τίπτε νέως κτίσαι .... μενεαίνετε hat der Herausgeber eigenmächtig gesetzt τίπτ' ἐνεῶς κτίσαι .... μενεαίνετε: τὸ δὲ ἐνεῶς ἐπίῤῥημα μήπω, καταχωρισθὲν ἐν τοῖς λεξικοῖς, ἐπὶ τοῦ εὐήθως, μωρῶς: indess schien νέως nicht übel zu passen für den nach zwey misslungenen Versuchen neugewagten dritten. S. Thucydid. IV, 102. In dem zweyten Verse desselben Orakels ist ὔμμιν, zu setzen für ὕμμιν, im vierten πατρίῃ δ' ἐν ἀρούρῃ für πατρίῃ δὲ ἀρούρῃ, im fünften τότε δ' ἂν τόγε

τινα ὑπὸ διαῤῥοίας ἀκρατοῦς ληφθέντες. Κελτοὶ δὲ ἐπελθόντες κειμένους φονεύουσι. Der Herausgeber hat geändert ληφθέντας Κελτοὶ ἐπελθόντες κ. φ.: leichter, aber, dünkt uns, weniger wahrscheinlich, als *Koen* (S. 197): ληφθέντες ἔκειντο. Κελτοὶ δὲ ἐπελθόντες κ. φ. Denn so pflegt der Autor: VIII, 25, 1 ὑπὸ μέθης ἔκειντο. Ῥωμαῖοι δὲ ἐπελθόντες ἅπαντας κατέκοψαν· und VIII, 28: ἔκειντο καθεύδοντες. Ἐπελθοῦσα Τέμυρις δυσκινήτως ἔχοντας . . . διέφθειρεν. Τὴν πολιάν V, 6 — οἱ δέ, ζηλώσαντες τὴν πολιὰν τῶν στρατευομένων — verwandelt der Herausgeber in τὴν εὐπορίαν, *Koen* (S. 186) in τὴν ὠφέλειαν, was in dem erfoderlichen Sinne sehr gewöhnlich ist. Polyaen. VII, 29, 2 οἱ διώκοντες . . . πρὸς ἁρπαγὴν ὥρμησαν, ὠφέλειαν φανερὰν οὐ καλὸν ἡγούμενοι προέσθαι. Plutarch. Camill. VII (244, 6) ἁλούσης δὲ τῆς πόλεως καὶ διαρπασθείσης . . . περιεῖδεν ὠφεληθέντας· eben da XI (247, 13) οἱ δὲ στρατιῶται, διάρπασιν προσδοκήσαντες . . ., κατηγόρουν τοῦ Καμίλλου . . . ὡς φθονήσαντος ὠφεληθῆναι τοῖς πένησιν. Isokrates Panegyr. II (39, 20) τὰς ὠφελείας τὰς ἐκ τῆς στρατείας ἐσομένας. — Mit *Schneider* (zu Hellen. VI, 2, 34) war III, 9, 55 πυρσωροὺς zu schreiben für πυρσούρους.

In dem folgenden 5 Cap. des Panegyrikus (S. 41, 18) beleidigt den Herausgeber κάλλιστα, οὕτως ἂν κάλλιστα ἐξετάσαιμεν. Vielleicht, sagt er, μάλιστα. Es ist sehr wahr, dass diese beiden Wörter oft mit einander verwechselt worden sind, z. B. Cap. XXXI (59, 5), wo aus drey Handschriften μάλιστ' εὐδοκιμεῖν aufgenommen ist für κάλλιστ' εὐδοκιμεῖν, und mit Recht, da vermuthlich nie gesagt worden καλῶς εὐδοκιμεῖν. Daraus aber folgt nicht, dass die Verwechslung auch an dieser Stelle Statt gefunden, und an allen den anderen, wo sie der Herausgeber voraussetzt. Wie Nicocl. V (26, 29) οὕτως ἂν κάλλιστα θεωρήσαιμεν, ad Philipp. IX (84, 24) οὕτω δ' ἂν ἀκριβέστατα καὶ κάλλιστα θεωρήσαις, de pace XXVI (173, 5) ἔφασκον γὰρ ἐκεῖθεν κάλλιστ' ἂν ὑμᾶς καταμαθεῖν, ad Philipp. XLVII (102, 15) ἃς ἐπὶ τῶν ἔργων οἱ πρόγονοί σου φαίνονται κάλλιστα προκρίναντες. Panathen. XVI (241, 22) τῶν τὰ περὶ τὸν πόλεμον κάλλιστα ἀσκούντων. Epist. IX (437, 29) τὸν τῷ λόγῳ κάλλιστ' ἂν δυνηθέντα παρακαλέσαι τοὺς Ἕλληνας. Er führt Stellen an, wo μάλιστα συνιδεῖν, μάλιστα κατιδεῖν vorkommt; aber jene sind zahlreicher. Vrgl. κάλλιστα μαθεῖν, κάλλιστα προτρέψαι, Platon Euthydem. S. 274 E., κάλλιστα πεύσεσθαι eben da, 286, C, κάλλιστα παραδοῦναι 287, A, κάλλιστα ἐπίστασαι, Hipp. maj. 284 A, und 285 B. Und dann sind ja auch die beiden Wörter verschieden genug an Bedeutung, um einander nicht auszuschliessen.

Aber gleiche Verfolgung ergeht über manches unschuldige καί. So Cap. XII (45, 24) ἔτι δὲ ἀγῶνας ἰδεῖν καὶ μὴ μόνον τάχους καὶ ῥώμης ἀλλὰ καὶ λόγων. Das erste καί hat der Herausgeber gestrichen als aus einem Versehen der Abschreiber entstanden. Warum nimmt er es nicht lieber in der Bedeutung, die *Schäfer* zu Longus S. 351 erläutert hat? Denn dass diese nicht allein in den Schriftstellern späterer Zeit zu suchen ist, zeigt Thucydides V, 9 (323, 13: ἢ Ἀθηναίων . . . δούλοις, ἣν τὰ ἄριστα ἄνευ ἀνδραποδισμοῦ ἢ θανατώσεως πράξητε, καὶ δουλείαν χαλεπωτέραν ἢ πρὶν εἴχετε. — Polyaenus I, 48, 4 wurde sonst gelesen: ἵνα, εἰ καὶ θάτερον ἁλίσκοιτο, θάτερον γοῦν σωθῆναι δυνηθῇ, *wenn* **auch** *das Eine genommen würde*, gerade wie VIII, 29 εἰ καὶ τέθνηκεν Ἄμασις, τόν γε υἱὸν αὐτοῦ Ψαμμήτιχον τίσασθαι καλόν: jetzt ἵνα εἰ θάτερον . . ., Ἡμετέρα Διόρθωσις. VII, 50 sonst Κελτοῖς στάσις ἦν ἐμφύλιος. ἤδη δὲ καὶ ἐς πόλεμον ὡπλισμένων, *schon* **auch**, *sogar* **zum** *Kriege*: jetzt ἤδη δὲ ἐς πόλεμον, H. Δ. VI, 53 sonst Ἄγνων Ἀττικὴν ἀποικίαν ἤγαγεν . . . . ἦν γὰρ καὶ λόγιον Ἀθηναίοις τοιόνδε, *denn es war* **auch** *ein Orakel*: jetzt ἦν γὰρ λόγιον, H. Δ. V, 47 πρώτους μὲν . . . συνέκρουσεν, ἔπειτα δὲ καὶ πρὸ . . ., *dann aber* **auch**: jetzt ἔπειτα δὲ * καὶ * πρὸ . . . H. Δ. V, 16, 3 sonst ἐπεὶ τὸ πλοῖον ἐφώρμει τῷ λιμένι, καὶ ἐν ἑσπέρᾳ προσέβαλε: jetzt λιμένι, ἐν ἑσπέρᾳ . . . H. Δ. IV, 6, 1, sonst ἡ δὲ ἀσμένη μειρακίῳ καὶ βασιλεῖ πρὸς γάμον ἑαυτὴν ἐξέδωκεν, *einem der jung* **und** *König war*: jetzt μειρακίῳ βασιλεῖ, H. Δ. IV, 15 sonst ἐφ' ᾗ πανταχοῦ πανηγυρίζοντος Ἀντιόχου μετὰ πάντων, καὶ ὁ Δίνων ἐχάλασε τὸ σφοδρὸν τῆς φυλακῆς: jetzt μετὰ πάντων, * καὶ * ὁ Δίνων H. Δ. VII, 36 sonst ὑπηρέτας καὶ ἄλλους ἀλλαχόθεν ἀξιοῦντες μετρεῖσθαι, wo die ὑπηρέται vermuthlich die μετροῦντες waren: jetzt ὑπηρέτας ἄλλους ἀλλαχόθεν . . . H. Δ. VIII, 65 sonst Φωκεῦσι καὶ Θετταλοῖς πόλεμος ἄσπονδος ἦν, ὥστε καὶ Θετταλοὶ δόγμα ἐκύρωσαν, *so dass* **auch**, d. h. neben anderen Zeichen der Erbitterung: jetzt ὥστε Θετταλοὶ . . H. Δ. VIII, 6 sonst μάχας ἐνίκα πολλάς, ὥστε καὶ οἱ Γάβιοι θαυμάσαντες αὐτοκράτορα στρατηγὸν αὐτὸν ἀπεφήναντο: jetzt ὥστε οἱ Γάβιοι. IV, 6, 6 sonst Ἀντίγονος κτεῖναι μὲν τοσούτους ὠμὸν ἡγεῖτο· ἐδεδοίκει δὲ καὶ μὴ πρόσθοιντο τοῖς πολεμίοις *er fürchtete aber* **auch**: jetzt ἐδεδοίκει δὲ μὴ πρόσθοιντο. . .

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stück.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

Philosophie. *Lemgo*, b. Meyer: *An Freunde der Seelenkunde über einige sehr auffallende Erscheinungen des magnetischen Somnambulismus.* 1809. 48 S. 8. (4 Gr.)

Der ungenannte Vf. dieser Bogen stellt darin verschiedene auffallende Erscheinungen des Somnambulismus aus *Wienholt's Heilkraft des thierischen Magnetismus* zusammen, um auf die Sache eine allgemeinere Aufmerksamkeit zu erregen, als sie bisher, vielleicht durch die Schuld eines so ausführlichen und kostbaren Werkes, gefunden zu haben scheine, besonders aber die Aufmerksamkeit der Psychologen darauf hinzulenken. Allerdings verdienen jene Erscheinungen von den Seelenforschern in nähere Erwägung gezogen zu werden. Aber sollten denn wirklich alle Umstände, die uns hier erzählet werden, für ausgemacht gelten können? Wer nicht selbst Zeuge war, wird wenigstens vermuthen dürfen, dass, wenn auch an keinen absichtlichen Betrug zu denken ist, doch die Einbildungskraft den theilnehmenden Personen zuweilen einen Streich gespielet haben möchte. Übrigens ist Rec. weit entfernt, Etwas darum zu leugnen, weil er es nicht befriedigend erklären kann, der bekannten Worte Hamlet's eingedenk. Aber das Daseyn muss ausgemacht seyn, ehe er darauf fortbauet. An eine Erklärung des ganzen Phänomens ist übrigens wohl noch lange nicht zu denken. Es müssen erst noch viele Erfahrungen mit Genauigkeit gemacht und verglichen werden.

HIKL.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 15 AUGUST, 1810.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Beschluss der Recension

der

Ἑλληνικὴ Βιβλιοθήκη

von

Coray.

Und leider hat sich die Flüchtigkeit, der diese Änderungen gefallen, nicht immer mit so leichten und wenig störenden begnügt! Isokrates ad Nicocl. XIV (22, 14) wurde bisher gelesen: ταῦτα δὲ διῆλθον ἡγούμενός σε δεῖν . . . . μηδὲ τοὺς Φρονοῦντας τῶν ἀνθρώπων ταῖς ἡδοναῖς ἀνακρίνειν, ἀλλ' ἐπὶ τῶν πράξεων τῶν χρησίμων αὐτοὺς δοκιμάζειν, ἄλλως τε καὶ ἐπειδὴ περὶ τῶν γυμνασίων τῶν τῆς ψυχῆς ἀμφισβητοῦσιν οἱ περὶ τὴν Φιλοσοφίαν διατρίβοντες . . . ., ἐκεῖνο δὲ πάντες ὁμολογοῦσιν, ὅτι δεῖ τὸν καλῶς πεπαιδευμένον ἐξ ἑκάστου τούτων γενέσθαι συμβουλεύεσθαι δυνάμενον. χρὴ τοίνυν ἀφέμενον τῶν ἀμφισβητουμένων ἐπὶ τὸ ὁμολογούμενον ἐλθόντα λαμβάνειν αὐτῶν τὸν ἔλεγχον. Das hiess: *Wie man sich bilden solle, darüber streiten die Philosophen; dass aber der Gebildete ein Mensch seyn müsse, mit dem man sich berathen kann, darüber sind sie einig.* (Vgl. ad Philipp. XXXIV, wo die Fähigkeit zum συμβουλεύειν eben so hergeleitet wird aus dem καλῶς πεπαιδεῦσθαι.) *Sieh du also, bey der Wahl eines Rathgebers, nicht auf die Schule, sondern auf die Tüchtigkeit.* Diesen klaren, an sich untadelichen und in dem Zusammenhang fest wurzelnden Sinn verkehrt uns der Herausgeber durch einen offenbaren Verstoss gegen das Gesetz, das er (zu Plutarchus S. 63, 18) selbst aufstellt: διορθοῦν γάρ, οὐ μεταμορφοῦν δίδοται τοῖς ἐκδοταῖς τοὺς συγγραφεῖς. Er setzt nämlich: ὅτι δεῖ τὸν καλῶς πεπαιδευμένον ἐξ ἑκάστου τούτων ἑλέσθαι τὰ χρήσιμα. χρὴ τοίνυν τὸν δυνάμενον βουλεύεσθαι ἀφέμενον κ. τ. λ. Und nennt das eine Verbesserung, und zwar eine wahrscheinliche Verbesserung, darum, weil anderwärts vorkommt χρὴ πανταχόθεν τὰ χρήσιμα συλλέγειν und ἵν' ἐξ ἁπάντων ὑμῖν ἐξῇ τῶν ῥηθέντων ἑλέσθαι τὰ συμφορώτατα und ἐξ ἁπάντων τῶν ῥηθέντων ἐκλέξασθαι τὸ βέλτιστον. Darum!

In derselben Rede Cap. XIII (21, 26) hat der Herausgeber für ἄχθονται aufgenommen ψυχαγωγοῦνται, vom Rande seiner Handschrift, wo es beygeschrieben ist, er weiss selbst nicht, ob zur Erklärung oder als Variante: ἀκούοντες γὰρ τῶν τοιούτων (τῶν μυθωδεστάτων λόγων) χαίρουσι, θεωροῦντες δὲ τοὺς ἀγῶνας καὶ τὰς ἁμίλλας ἄχθονται. Erwägen wir wieder den Zusammenhang. Es geht vorher: *Was der Menge gefallen will, muss nicht die wahrsten Reden suchen, sondern die fabelhaftesten.* Davon geben die angeführten Worte, nach der alten Lesart, einen triftigen Grund an; nur muss ἀγῶνας nicht von gymnischen Spielen verstanden werden, sondern in dem weiteren Sinne, in dem es unmittelbar nachher mit πόλεμος und oft mit πόνος und κίνδυνος zusammengestellt wird. Es folgt: *Desshalb ist Homerus zu preisen und die Erfinder der Tragödie, dass sie beide Gattungen* (ἀμφοτέραις ταῖς ἰδέαις) *zu benutzen gewusst, jener die rauhe Wirklichkeit* (τοὺς ἀγῶνας καὶ τοὺς πολέμους) *in Fabeln hüllend, diese den Fabeln Wirklichkeit gebend* (ἀγῶνας καὶ πράξεις). Die beiden Gattungen sind einander klärlich entgegengesetzt, wie Cap. X τὸ σεμνόν und τὸ ἀστεῖον, wovon auch gesagt wird: δεῖ δὲ χρῆσθαι μὲν ἀμφοτέραις ταῖς ἰδέαις ταύταις. Sind sie das aber: so werden es auch ihre Wirkungen seyn müssen: nicht Freude und Ergötzen (χαίρουσι — ψυχαγωγοῦνται), sondern Freude und Verdruss (χαίρουσι — ἄχθονται). — Ein anderer Gegensatz hat gelitten de permutat. VIII (313, 27). Für εἰ μὲν ἐντυγχάνει κατηγορικῶς ἢ κακοήθως, οὐδεὶς ἂν τῶν παρόντων ἀγνοήσειεν· εἰ δ' ἀληθέσι κέχρηται τοῖς λόγοις, οὐκέτι τοῦτο τοῖς κρίνουσι γνῶναι ῥᾴδιον wird jetzt gelesen εἰ μὲν εὖ τυγχάνει κατηγορηκὼς ἢ κακῶς, οὐδεὶς ἂν . . . Als ob eine ganz erlogene Anklage jemals eine gute Anklage seyn und vor allem Volk heissen könnte.

Helen. laud. VI (208, 21), wo gelesen wurde οὐ γὰρ τῆς αὐτῆς γνώμης ἐστὶν ἀξίως εἰπεῖν περὶ ἑκατέρων αὐτῶν· ἀλλὰ τὰ μὲν μικρὰ ῥᾴδιον τοῖς λόγοις ὑπερβαλέσθαι, τῶν δὲ χαλεπὸν τοῦ μεγέθους Φικέσθαι, wird vorgeschlagen entweder μικρὰ zu streichen, oder vor χαλεπόν zu setzen μεγάλων oder ein ähnliches Wort. Wir dachten, τῶν δὲ τοῦ μεγέθους ἐφικέσθαι sey beynahe so viel als τῶν δὲ μεγάλων ἐφικέσθαι, womit der Concinnität genügt wäre; und die Stelle Panathen. XIII (239, 24) — τὰ μὲν μικρὰ τῶν πραγματων ῥᾴδιον τοῖς λόγοις αὐξῆσαι, τοῖς δ' ὑπερβάλλουσι τῶν ἔργων καὶ τῷ μεγέθει καὶ τῷ κάλλει χαλεπὸν ἐξισῶσαι τοὺς ἐπαίνους —, die der Herausgeber für sich anführt, diese fodern wir zurück für uns, als die an τοῖς ὑπερβάλλουσι etwas an sich selbst eben so Unbestimmtes, durch die nachfolgenden Dative

aber eben so Bestimmtes enthält, wie τῶν μὲν an sich und durch den nachfolgenden Genitivus ist. — Warum eben da, Cap. X (209, 31) δυνάτων gelesen werden soll für δεινῶν, — ὑπεριδὼν τὴν ἀρχὴν τὴν Τυνδάρεω, καὶ καταφρονήσας τῆς ῥώμης τῆς Κάστορος καὶ Πολυδεύκους, καὶ πάντων τῶν ἐν Λακεδαίμονι *δεινῶν* ὀλιγωρήσας —, das erfahren wir nicht, und wissen es nicht. Auch nicht, warum Panegyr. XII (45, 10) ἐγγενέσθαι gesetzt ist für γενέσθαι: ἀθροισθέντων τῶν Ἑλλήνων εἰς ἕν, γενέσθαι τοῖς μὲν ἐπιδείξασθαι . . . ., τοῖς δὲ θεάσασθαι. Denn dass das vorhergehende ἓν die Präposition verschluckt habe, ist doch blosse und grundlose Muthmassung, da Beyspiele von γενέσθαι in der hier erfoderlichen Bedeutung in Menge vorhanden sind. Äschylus Agamemn. 34 *γένοιτο* δ' οὖν μολόντος εὐφιλῆ χέρα ἄνακτος οἴκων τῶνδε βαστάσαι χερί. Thucydid. IV, 131 (315, 76) ὃν εἰ μὴ ἕλοιεν οἱ ἐναντίοι, οὐκ ἐγίγνετό σφων περιτείχισις. Xenophon Cyropäd. VI, 3, 11 λαβεῖν μοι γένοιτο αὐτόν. VIII, 2, 2 ἐγένετο αὐτῷ ὥστε χρήμασιν εὐεργετεῖν. Demosthen. Olynth. III (33, 35) θαυμάζω εἴ τῳ ποτε ἀνθρώπων ἢ γέγονεν ἢ γενήσεται . . . εὐπορῆσαι. Weit verdächtiger also als diess γενέσθαι scheint das ähnliche Verbum εἴη ad Philipp. XLI (100, 19), εἰ τῷ μὲν εἴη λέγειν, wo der Herausgeber das von *Hieron. Wolf* eingeschobene βουλομένῳ ausgetrieben hat, ohne selbst anzugeben, wie der Satz ohne dasselbe bedeuten könne εἰ ὁ μὲν ἠβούλετο λέγειν. — Kein Grund wird wieder angeführt, wenn Polyän. VIII, 23, 2 — πολλὰ ἕλη βαθύνεται — βαθύνεται verdächtig gescholten wird, und dafür πλατύνεται empfohlen, ungeachtet das schon gewissermassen in πολλά liegt, und ἕλος βαθύ VII, 39 keine Verwunderung erregt. — Dagegen wird uns gesagt, warum Isokrates Archidam. XXXII (130, 5) οἴκους zu lesen seyn möchte für οἰκείους: ὅταν τοὺς μὲν ἡμετέρους οἰκείους ἐν πολλαῖς εὐπορίαις πυνθάνωνται γεγενημένους, τοὺς δ' αὐτῶν ὁρῶσι . . . ἐνδεεῖς ὄντας τῶν ἀναγκαίων, nämlich weil ἡμετέρους οἰκείους für ἡμῖν οἰκείους gar nicht wahrscheinlich sey (οὐ πάνυ τι πιθανόν). Aber wie nicht wahrscheinlich, nach dem was über die Construction ganz ähnlicher Wörter von *Toup* zu Longin. Fragm. V. S. 246 und von *F. A. Wolf* zu Xenophon. Hellen. V, 2, 33 erinnert worden? Wirklich hat Polyänus V, 11 τοὺς τούτων οἰκείους und VII, 6, 3 τοὺς οἰκείους τῶν κατεχόντων. Desgleichen Plutarchus Thes. X δικαίων οἰκεῖον ἀνδρῶν, und Romul. XXIII οἰκεῖοί τινες αὐτοῦ. Lysias S. 593, 5 οἱ Ἐρασιφῶντος ἑταῖροι, und was am merkwürdigsten ist, Isokrates selbst ad Nicocl. VII (16, 24) οἰκεῖα τῶν καλῶς βασιλευόντων, und gerade in dem Archidamus, XXXVI (131, 16) τοὺς ἡμετέρους αὐτῶν οἰκείους. — *Busir.* VI (223, 31) ist mit *Hieronymus Wolf* ἐκεῖ für ἐκεῖσε gesetzt, ἐξ ἁπάντων τὴν ἐκεῖσε πολὺ διαφέρειν οἴκησιν, weil ἐκεῖσε die Bewegung nach dem Orte hin bezeichne. Und doch ist Epist. VI (424, 11,) ἄλλοσέ ποι διέτριβον nicht geändert in ἄλλοθί που διέτριβον. Aber die Behauptung ist unrichtig, im Allgemeinen sowohl (s. *Villoison* zu Longus S. 228) als insbesondere für die vorstehende Stelle, wo ἐκεῖσε in seiner eigentlichen Bedeutung genommen werden kann. *Dorthin wohnen* heisst dorthin gehen, um da zu wohnen. Vgl. *Valckenaer* zu des Herodotus γήματο ἐς Μαραθῶνα, ἐς τὸν Ἰσθμὸν ἵζοντο, εἰς Ἀμφιάρεω κατεκοίμησε (II, 56. IV, 78. VIII, 71 und 134) und zu des Theokritus Adoniaz. S. 264. Auf ἐνθένδε Panegyr. XLVI (73, 2) — τὸν ἐνθένδε πόλεμον εἰς τὴν ἤπειρον διαπορισοῦμεν — und auf ἐκεῖθεν Busir. VIII (225, 7) — μέρος τι τῶν ἐκεῖθεν μιμούμενοι. ist anzuwenden, was *Matthiä* Griech. Grammat. §. 596 über die anscheinende Verwechselung von ἀπό mit ἐν bemerkt. Der Herausgeber nimmt ἐνθένδε geradezu für ἐνταῦθα, und sagt über ἐκεῖθεν gar nichts. — Zu Plutarchus Thes. XIX (13, 22) — Φερεκύδης δὲ καὶ τὰ ἐδάφη τῶν Κρητικῶν νεῶν φησὶν ἐκκόψαι τὸν Θησέα, τὴν δίωξιν ἀφαιρούμενον — bemerkt er, der Autor brauche hier ἐδάφη uneigentlich für ἐδώλια; vermuthlich aber sey er verderbt, und habe geschrieben λαίφη. Wenn nur gezeigt würde, warum nicht zu denken sey an Löcher in den Boden gehauen! Und eben da, Cap. XXIII (18, 2), wo in den Worten ταῖς περὶ τὴν κόμην καὶ λειότητα καὶ χροιὰν ἀλοιφαῖς für das erste καὶ empfohlen wird διά, warum nicht λειότης für Bartlosigkeit genommen werden könne (s. *Toup* Addend. in Theocrit. V, 90). Ferner, Romul. XXVIII (64, 2) — οὐδὲν οὖν δεῖ τὰ σώματα τῶν ἀγαθῶν συναναπέμπειν παρὰ φύσιν εἰς οὐρανόν, ἀλλὰ *τὰς ἀρετὰς* καὶ *τὰς ψυχὰς* παντάπασιν οἴεσθαι . . . εἰς θεοὺς ἀναφέρεσθαι — warum τὰς ἀρετὰς καὶ τὰς ψυχάς sich nicht verstehen lasse, wie etwa ὁ δὲ ἔρως καὶ αὕτη Fab. Maxim. XX (344, 2), sondern übergehen müsse in ταῖς ἀρεταῖς ἠσκημένας ψυχάς, trotz der Unwahrscheinlichkeit der Verwandlung, und der Unnöthigkeit eines Epithetes für die Seelen, die hinlänglich dadurch bestimmt scheinen, dass sie Seelen der Guten sind. Schlimmer als unwahrscheinlich ist Isokrates Panathen. XL (254, 28) νομίζω für νομίζειν: τοὺς μὲν οὖν ἄλλους οὐκ οἶμαι πράξεων ἑτέρων ἐπιθυμήσειν ἀκούειν, ἀλλ' ἐκ τῶν προειρημένων ἱκανῶς μεμαθηκέναι νομίζειν . . . Ἐγὼ δὲ οὐχ οὕτω τυγχάνω διακείμενος. Wer kann glauben, dass ein besonnener Redner in Einem Athem gesagt habe: *Ich glaube, die Andern verlangen nicht mehr*, und *ich denke, sie haben genug. Ich aber bin nicht der Meinung?* Und Polyän. I, 17 ἐπέπαυντο für εἵποντο: τῶν ἵππων ὅσοι διὰ γῆρας ἀχθοφοροῦντες εἵποντο. Wenn die Pferde selbst zum Lasttragen nicht mehr taugten, wozu in aller Welt waren sie beym Heere? Scheinbar dagegen ist ἐπὶ Μυσῶν λείαν für ἐπὶ μέλειαν oder ἐπιμέλειαν oder ἐπ' ἀμέλειαν Isokrates Panegyr. XL (67, 17), wo *Hieron. Wolf* ἐπὶ μὲν λείαν gesetzt hatte: ἐκεῖνοι γὰρ οὐκ ἐπὶ λείαν ἐλθόντες, οὐδὲ κώμην καταλαβόντες, ἀλλ' ἐπ' αὐτὸν τὸν βασιλέα στρατεύσαντες. Der Herausgeber erläutert seine Vermuthung ausführlicher als gewöhnlich, ἵνα μή τις τῶν ἄγαν εὐλαβουμένων τὰς διορθώσεις, δυσχεράνας τὴν μεταβολὴν τοῦ χωρίου, Μυσῶν λείαν

ποιεῖσθαι μεὶ φήσῃ τοὺς Ἰσοκράτους λόγους. Auf die Gefahr alfo, zu diefen Alt- und Steifgläubigen gezählt zu werden, gefteht Rec., dafs ihn die Vermuthung nicht befriedigt. Beute der Myfer, fagt der Herausgeber, ift ein Sprichwort ἐπὶ τῶν εὐχερῶς διαρπαζομένων, oder, nach des Ariftoteles Ausdruck, es heifsen fo οἱ ὑπὸ πολλῶν ἀδικηθέντες καὶ μὴ ἐπεξελθόντες. Nun fehen wir aber hier den grofsen König gerade in dem Zuftand, den beide Definitionen verlangen. Er läfst feine Provinzen ungeftraft abfallen oder ungerecht verwüften; er weifs fich armfeliger Söldlinge, die in das Herz feines Reiches eindringen, nur durch Verrath zu erwehren; er bereichert alle, die ihn angreifen. Verdient er da nicht eher felbft eine Beute der Myfer zu heifsen, als den Gegenfatz davon zu machen? Sodann erwarteten wir nach Μυσῶν λείαν, in deffen fprichwörtlicher Allgemeinheit jede Art von Unfug, die in einem fchlecht vertheidigten Lande verübt werden kann, umfafst feyn mufs, — danach erwarteten wir keine befondere Erwähnung genommener Flecken (οὐδὲ κώμην λαβόντες), fo fchicklich und gewöhnlich diefe auch da ift, wo λεία eigentlich verftanden wird, wie Plutarch. Camill. XXIII, τὴν χώραν περιϊόντες ἐλεηλάτουν καὶ τὰς κώμας ἐπόρθουν. Herodian. VI, 5, 5 πολλὰς ἐνέπρησε κώμας, λείαν τε ἀπήγαγεν. VII, 2, 3 und 4 τάς τε κώμας ἐμπιπρὰς ... καὶ λείας ἀπελαύνων. VII, 9, 11 ἀγροὺς τε καὶ κώμας ἐμπιπράναι ληλατεῖν τε τοῖς στρατιώταις ἐπέτρεψεν. Polyän VII. 29. 1 φρούρια βασιλέως κατέσκαψε, κώμας κατέπρησε, φόρους ἥρπασε, λείαν ἤλασεν. Endlich widerfteht es uns, in einem und demfelben Capitel Μυσῶν λείαν uneigentlich zu nehmen, τὸ Μύσιον πεδίον aber (S. 66, 18) eigentlich. —

Genug der Beyfpiele von einzelnen Mifsgriffen, die der ungemeinen Verdienftlichkeit und Trefflichkeit der übrigen Arbeit keinen Eintrag thun können.

R. M. P.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Erfurt, b. Müller: *Griechenland und Rom.* Eine belehrende Unterhaltung für angehende Studirende; als auch zum Selbftunterricht für Liebhaber fchöner Wiffenfchaften. Zur Kenntnifs der Archäologie, der Kunft, Literatur und Gefchichte diefer Völker und ihrer fchönen Geifter. 1810. 252 S. 8. (16 Gr.)

Mit einem günftigen Vorurtheil nahm Rec. vorliegende Schrift in die Hand. *Griechenland und Rom!* Heilige Namen, wie grofse Ideen regen fie an, wie bedeutend und anziehend für den ftudirenden Jüngling müfste ein Lefebuch feyn, in welchem die glänzendften Puncte der bürgerlichen, gelehrten, Religions- und Kunft-Gefchichte der beiden cultivirteften Völker der alten Welt zu einem kraftvollen Gemälde fich geftalteten, um den Geift und das Gemüth des ftudirenden Jünglings in diefen Propyläen mit heiliger Ehrfurcht zu erfüllen, bevor er in des Tempels Heiligthum einträte? Doch bey näherer Durchficht diefes Werkes fand fich Rec. leider fehr getäufcht, und die herbe Erfahrung von Neuem beftätiget, dafs unter den literarifchen Glücksrittern Verfaffer und Verleger oft eine gleich verächtliche Rolle fpielen; diefe, indem fie alte verlegene Waare unter einem neuen Titel dem Publicum feil bieten, jene, indem fie Verleger und Publicum durch ein glänzendes Aushängefchild täufchen. Wer von beiden bey dem angezeigten Werke am mehreften gefündiget habe, möchte fchwer zu entfcheiden feyn. Für den Verleger erregt es auf keine Weife ein günftiges Vorurtheil, wenn er ein die Würde der Preffe entheiligendes Werk, deffen Schlechtigkeit ihm auf den erften Seiten einleuchten mufste, dem Drucke übergab.

Unter den 24 Abfchnitten, in welchen der Vf. bald vom Homer, bald wieder von dem Privatleben der Perfer, von den öffentlichen Beamten Athens, vom Virgil, Horaz, Ovid, von Affyrien, von den Amazonen, dann von den Griechen, von den Römern, von Theodofius dem Grofsen, und den punifchen Kriegen fehr dürftige, oft unrichtige Nachrichten liefert, befindet fich auch nicht ein einziger, der dazu geeignet wäre, ftudirenden Jünglingen eine belehrende Anficht von irgend einem Theile der Alterthumswiffenfchaften zu gewähren. Man erkennt fchon aus den wild zufammengeworfenen Materialien den planlofen Sammler. Das Ganze fcheint uns eine dürftige Compilation aus einem fchlecht und rhapfodiftifch nachgefchriebenen akademifchen Vortrage zu feyn. Auch der kraftlofe, nachläffige Styl beftätiget diefe Vermuthung. Den lebhafteften Unwillen erregte indeffen bey dem Rec. die Wahl obfcöner Gegenftände, welche der Vf. ausführlich recht mit Liebe zu behandeln fchiene. Im 2ten Abfchnitte: *Sprichwörter vom Tirefias*, heifst es unter anderen S. 20: "Jupiter vergnügte fich einft beym Nektar mit feiner lieben Juno, und beide ftritten fich mit einander, wer von *gewiffen Freuden* die angenehmfte Empfindung habe, der Mann oder das Weib. Er fagte, das Weib, und fie, der Mann. Als fie fich nun nicht vereinigen konnten, und da *keines* dem anderen nachgeben wollte, welches unter Eheleuten häufig der Fall feyn foll: fo wählte man den Tirefias, der Mann und Weib gewefen war, und es doch wohl wiffen mufste." Befonders ärgerlich ift der mit empörender Schamlofigkeit behandelte Abfchnitt von den griechifchen *Hetären*. S. 223 heifst es: „An Gelegenheit, folche Mädchen zu bekommen, fehlte es in Athen nicht leicht, da man fo viele leibeigene und freygelaffene Weibsperfonen hatte. — Solche Mädchen dienten auch den Jünglingen, ihre finnlichen Triebe zu befriedigen — fie fuchten fie alle Stufen der finnlichen und geiftichen Wolluft hindurch zu führen. — Für die Bequemlichkeit der jungen Herren forgten Leute, die in diefer Abficht Mädchen in ihrem Haufe unterhielten, und von den feurigen Wünfchen der Liebhaber zur Befriedigung ihres Ei-

gennutzes Vortheil zogen." Eben so wird S. 33 von der Lais und Phryne ausführlich Bericht erstattet, und zur Erbauung *studirender Jünglinge* S. 35 angeführt: die korinthischen Buhlerinnen lockten die fremden Kaufleute an, und richteten in wenig Tagen die ganze Mannschaft eines Schiffs zu Grunde.

Wie es mit der Geschmacksbildung des Vfs. stehet, leuchtet zwar sattsam aus dem bisher Gesagten hervor, und es möchte schon in dieser Hinsicht die Unbrauchbarkeit des Buches zu dem angeführten Zweck als erwiesen angesehen werden können; indessen sind wir noch die Versicherung hinzuzusetzen verpflichtet, dass weder die Archäologie, noch die Kunst, weder die Literaturgeschichte noch die schönen Wissenschaften in diesem Buche eine für studirende Jünglinge würdige Behandlung gefunden haben. Die Kunst und Archäologie wird nur auf den Titel gedacht, im Buche selbst findet sich davon nichts, was der Rede werth wäre. Über die Geschichte der griechischen und römischen Literatur ist auch nicht eine Spur von gründlicher Kenntniss, und heller richtiger Übersicht des ganzen Gebietes anzutreffen. Vorzüglich dürftig sind die Literarnotizen über Homer und Horaz ausgefallen, wo es doch einer schreibelustigen Hand nicht an Stoff zum Abschreiben fehlen konnte.

Wir sind ausführlicher in unserer Anzeige gewesen, als zu einer einfachen Warnungsanzeige erforderlich war; indessen war es uns wichtig, das pädagogische Publicum auf eine Lücke in einer so reich begabten Literatur aufmerksam zu machen, und dazu wo möglich Veranlassung zu geben, dass geistreiche Freunde der Jugend, belebt von dem Geiste des Alterthums, sich zur Ausarbeitung eines Buches vereinigen mögen, in welchem der studirende Jüngling zu dem eben angedeuteten Zweck das finden möge, was wir in dem eben angezeigten Machwerk vergeblich gesucht haben.

FKHT.

KLEINE SCHRIFTEN.

Griechische Literatur. *Wittenberg: De Nonno Panopolitano dissertatio philologica* auct. *Joh. Aug. Weichert.* Lyc. Viteb. Conr. 1810. 32 S. 4. Nach einigen allgemeinen Bemerkungen über die altgriechische Poesie kommt der Vf. auf die Ursachen ihres Verfalls im alexandrinischen Zeitalter zu sprechen, das er in aller Kürze sehr richtig charakterisirt. Nur scheint er den Sophisten zu viel zu thun, wenn er sie beschuldigt, durch ihre Polyhistorie jene Ausartung des Geschmacks, die schon den alten Kunstrichtern in den Werken des Lykophron und seiner Zeitgenossen auffiel, vorbereitet zu haben. Beym Aristoteles wenigstens ist weder von Sophisten noch von universeller Bildung der Dichter, sondern von der vierfachen Behandlungsart des Trauerspiels die Rede. Da man, sagt Aristoteles, von jeder einzelnen Gattung vollendete Muster aufstellen kann: so muthet man jetzt mit Unrecht dem Tragiker zu, in allen zugleich die höchste Vollendung zu erreichen. Auch erscheint der Einfluss, welchen die höfische Abhängigkeit der alexandrinischen Dichter auf ihre Geistesbildung hatte (S. 5), in einem mildern Lichte, wenn man sich erinnert, dass die vorzüglichsten Dichter des Alterthums an den Höfen des Polykrates, der Pisistratiden, der Dionysier und der macedonischen Könige sich in derselben Lage befanden. In dem Zeitraume vom ersten bis zum vierten Jahrhundert gab es doch ausser den Epigrammendichtern noch manche andere, Nicolaus Damascenus, Andromachus, Rufus Ephesius, Ptolemäus, Milesius, Marcellus, die die Klage über die Armuth jener Periode (8) zum Theil entkräften. Unter allen diesen zeichnete sich unstreitig Nonnus durch Reichthum der Composition, Wortfülle und Kenntniss des epischen Styls vortheilhaft aus. Der Vf. setzt seine Blüthe unter Theodosius M., und vermuthet, dass er zu Alexandrien in der heidnischen Religion, wofür die *Dionysiaca* zeugen, erzogen, hier mit dem Synesius, der in seinen Briefen einen Nonnus erwähnt, in Verbindung getreten, und dann bey den Unruhen, welche der Bischof Theophilus gegen die Heiden erregte (391), so wie viele andere Gelehrte, genöthigt worden sey, zur christlichen Religion überzutreten, wo er dann seine Paraphrase zum Beweis seiner Gesinnungen gedichtet habe. So offen der Vf. selbst gesteht, diese Ansicht nicht für unbedingt gewiss zu halten: so wenig kann man leugnen, dass sie durch manche Umstände wahrscheinlich gemacht wird, die hier mit vieler Gewandheit aus einander gesetzt sind. Zwar gegen die Behauptung, dass Nonnus als Christ schwerlich die *Dionysiaca* habe dichten können, könnte man das Beyspiel des Lactantius, Patricius, Licentius und einiger Anderen anführen. Doch eben so urtheilt in einem ähnlichen Falle *Wernsdorf*, dem diese Beyspiele unstreitig sehr gut bekannt waren, und mit dem unser Vf. hier ganz zufällig zusammentrifft: *Fortasse suspicari liceat, Rutilium nostrum publica calamitate et interitu ruentis ubique paganismi compulsum, sicut alii gentis suae fecerunt, Christianis se dedisse sacris et sanctioris argumenti poëmatibus scribendis gentilismi, quod olim nimium prae se tulerat, studium expiasse. de Itiner. Rutil.* T. V. P. I. p. 24. Auffallend ist der (S. 20) gerügte Irrthum *Eichhorns* und *Wachlers* (Gesch. der Liter.), dass Nonnus der Verfasser von 50 Büchern sey, *wovon sich aber, Gottlob, nur zwey erhalten haben.* — Der beschränkte Raum hindert uns, mehrere schätzbare Bemerkungen über die Paraphrase, (deren Vergleichung mit den übrigen Paraphrasten wir hier vermissen), ihren kritischen und exegetischen Nutzen, und den Text, der ihr muthmasslich zu Grunde liegt, mitzutheilen. Diess Einzige bemerken wir nur, dass die von *Joh. Bordat* eingeschobenen Verse auf keinen Fall von Nonnus herrühren können, der sich nie solche Freyheiten der Caesur und im Hiatus erlaubte, wie sie hier vorkommen z. B. καὶ μεγάλοιο θεοῖο διδακτοί ἔσονται ἅπαντες, oder τὴν ἀμέλει δρεπανηφόρος (!) οὐ χρόνος οἶδεν ὀλέσσαι, nebst sehr vielen, theils ungrammatischen, theils bey unserem Dichter ungewöhnlichen Formen Ἐκόσσην, πῶς γοῦν, καὶ ὁ, εἰ μὴ ὁ με, πέμψας γενέτης ἐμὸς αὐτὸν ἐρύσσῃ· oder εἰ μὴ σάρκα φάγητε γλυκύ τε καὶ αἷμα πίητε, σάρκα πορῆσαι, ζωὴν ἔχετ' οὐκ ἐν ἑαυτοῖς u. s. f.

G. St.

NEUE AUFLAGEN.

Lübeck, auf Kosten des Verfassers: *Gedichte religiösen Inhalts* von *Joh. Niklas Bandelin*, Collegen an der Catharinenschule zu Lübeck. 6te verbesserte u. verm. Ausg. 1809. XVI u. 168 S. 8. (20 Gr.) Empfehlungswerth für religiöse Unterhaltung!

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG
DEN 16 AUGUST, 1810.

ERDBESCHREIBUNG.

Paris, b. Ferra: *Relation de Dourry Efendy*, Ambassadeur de la porte Othomane auprès du roi de Perse. Traduite du turk et suivie de *l'Extrait des Voyages* de *Petis de la Croix*, redigé par lui-même. 1810. VIII u. 188 S. 8. (1 Thl. 12 Gr.)

Der Thron der Sefi's, von Ismael, einem Nachkömmling Ali's, in Persien zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts gegründet, begann zu Anfang des achtzehnten, unter der Regierung eines schwachen Fürsten, des Schah Hussein, bereits zu wanken, als der Sultan der Osmanen, Achmed der Dritte, einen Botschafter nach Persien sandte, angeblich, um die Bande der Freundschaft zwischen den beiden Monarchen zu erneuern, im Grunde aber wohl in der Absicht, genaue und sichere Erkundigungen von dem Zustande des persischen Reichs einzuziehen, von welchem damals bald die Afghanen bald die Lesghier eine Provinz nach der anderen abrissen. Der officielle Bericht jenes Gesandten, Durri Efendi, ist es, den wir hier aus dem Original, von einem gewissen *De Fienne*, ehemaligem französischem Dolmetscher zu Konstantinopel, übersetzt erhalten. Die Bekanntmachung dieser Übersetzung, die im Jahr 1745 verfertigt worden ist, hat man Hn. *Langlès* zu verdanken. Erst nach dem Abdruck derselben wurde ihm bekannt, dass schon eine gedruckte lateinische Übersetzung dieses Gesandtschafts-Berichts vorhanden sey, die sich aber so selten gemacht hat, dass das Exemplar, welches er von Hn. *Etienne Quatremère* erhielt, vermuthlich das einzige in Frankreich vorhandene ist. Der Titel des Buchs, welches auch in der *meuselschen Bibliotheca historica* nicht erwähnt wird, ist folgender: *Prodromus ad tragicam vertentis belli Persici historiam, seu legationis a fulgida Porta ad Sophorum regem Szah Hussein, anno 1720 expeditae, autentica relatio quam redux e Perside Legatus Durri Efendi, Turcarum Imperatori, Achmet III in scripto consignavit; ex turcico additis Scholiis latine facta opera P. Judae Krusinski, Soc. Jesu, Missionarii Persici. Leopoli*, 1734. 355 S. kl. 4. Eine andere, von Hn. *Langlès* nicht erwähnte Nachricht von jener Gesandtschaft befindet sich in *Hanway's* Reisen, Th. II. S. 72 fgg. der deutschen Übersetzung. Dass dieser Reisende aus guten Quellen geschöpft habe, erhellet daraus, dass er mit dem officiellen Bericht des Gesandten oft wörtlich übereinstimmt. Den grössten Theil dieses Berichts nehmen Beschreibungen der Ceremonien ein, mit welchen man den Gesandten an den Orten, durch welche er reisete, und in der damaligen Residenz, Teheran, empfing, und sehr umständliche Nachrichten von den Audienzen, die er bey dem Schah, und dem Itimad-ed-daulet (dem ersten Staats-Minister) hatte. Am Ende sind einige allgemeine Bemerkungen über die Regierung und den damaligen Zustand des persischen Reichs beygefügt. Der Gesandte fand das Land zwar sehr bevölkert, und sehr gut angebaut; aber dennoch sah er den nahen Verfall desselben, der durch die damals beginnenden inneren Unruhen und die Schwäche der Regierung herbeygeführt werden würde, sehr richtig vorher. „Was nützt", sagt er unter anderen, „ein sehr schönes Land, wenn es an Männern fehlt, die tüchtig sind, dasselbe zu regieren? Dieser Mangel an Männern von Kopf ist die Ursache, dass Unruhen und Verwirrung an die Stelle der Ordnung getreten sind, dass das wankende Reich von allen Seiten angegriffen wird, dass es seine Feinde nicht abhalten kann, und dass die Truppen, die man ihnen entgegen schickt, die Flucht ergreifen." — Der Anzug des Schah kam dem Gesandten sehr sonderbar und grotesk vor. Bey Erwähnung desselben redet er seinen Herrn, den Sultan, in türkischen Versen folgendermassen an: „O Monarch! Herr der Welt, und König der Osmanen! Der mächtige Schöpfer hat dich zum Phönix der Welt gemacht. Persiens König ist an deinem Hofe nur ein armer Sklave. Ihn loben, würde eben so lächerlich seyn, als sein Anzug ist." Die circassischen und georgischen Edelknaben im Gefolg des Schah findet Durri Efendi zwar hübsch und artig, aber es fehlt ihnen eine gewisse Schönheit, eine gewisse Annehmlichkeit, welche die Herzen gewinne: man könne auf sie jene türkischen Verse anwenden: „Nur wer auf Konstantinopels Boden geboren ist, besitzt Grazie und Annehmlichkeit. Ein Jüngling, in den Umgebungen geboren, kann schön seyn, aber Grazie und Liebenswürdigkeit hat er nicht. Selbst diesen Fremden mangelt, bey aller Schönheit, eine gewisse Zartheit der Züge."

Den Auszug aus dem Reise-Tagebuch des durch mehrere Übersetzungen aus dem Persischen und Türkischen (z. B. der Geschichte Tamerlans, der Tausend und ein Tag) rühmlich bekannten *Petis de la Croix* des Jüng., der die zweyte, etwas stärkere Hälfte des Buchs ausmacht, hat Hr. *Langlès* aus der von dem Vf. selbst zum Druck bestimmten Handschrift abdrucken lassen, und mit Anmerkungen und einem Register ausgestattet. *Petis de la Croix* genoss schon in

früher Jugend des Unterrichts in den orientalischen Sprachen, den ihm sein Vater, königlicher Dolmetscher der türkischen und arabischen Sprache, bekannt durch eine Geschichte des Dsinghis-Khan, ertheilte. Mit dem Studium der orientalischen Sprachen verband er das Studium der Mathematik, Astronomie, Geographie, Musik und Zeichenkunst. Er hatte kaum das siebenzehnte Jahr vollendet, als er von dem Staats-Minister *Colbert* den Befehl erhielt, sich in die Levante zu begeben, um seine Fertigkeit in den orientalischen Sprachen zu vervollkommnen, und sich mit dem Zustande der Wissenschaften, der Künste und des Handels im Orient an den wichtigsten Orten selbst bekannt zu machen. Im Jahr 1670 schiffte er sich zu Toulon ein, und landete am zehnten November zu Alexandrette oder Scanderun, von wo aus er sich nach Haleb begab, vornehmlich in der Absicht, um daselbst Arabisch zu studiren, weil man an diesem Orte in ganz Asien das Arabische am besten spricht. Hier nahm er drey Lehrer an, einen für die Vulgar-Sprache, einen zweyten für die gelehrte Sprache, und einen Schreibemeister. Sobald er die Sprache reden konnte, vertauschte er den ersten dieser Lehrer mit einem anderen, der ihm in der arabischen Dichtkunst Unterricht ertheilte. Sechs Monate darauf nahm er, seiner Instruction gemäss, auch einen besonderen Lehrer für die arabische Musik an. Bald hatte er solche Fortschritte im Arabischen gemacht, dass man sich seiner bey diplomatischen Verhandlungen bediente. So übersetzte er den zwischen Frankreich und der Pforte durch den Gesandten *de Nointel* erneuerten Tractat nebst allen dazu nöthigen Stücken. Da während des damaligen Krieges mit Holland die zu Haleb befindlichen Holländer von Zeit zu Zeit erdichtete Siegesnachrichten verbreiteten: so schrieb *Petis* nach einer ihm von seinem Vater übersandten sehr detaillirten Erzählung von dem französischen Feldzug in Holland, eine Geschichte des Krieges in der Sprache und im Geschmack der Araber, die ihm die Bewunderung der dortigen Gelehrten erwarb, aber den bittersten Hass der Holländer zuzog. Bey seiner Anwesenheit zu Haleb ereignete sich ein Vorfall, der ihn den Geist der türkischen Regierung kennen lehrte. In einem der Sommer, die er dort zubrachte, wurde die Luft so von Heuschrecken angefüllt, dass man zwey bis drey Monate lang nicht auf sechs Schritte weit einander erkennen konnte. Sobald man ins Freye trat, war man auch von Heuschrecken bedeckt. Der Mufti von Haleb verordnete Gebete und eine allgemeine Procession. An der letzteren nahmen nicht allein die Türken, sondern auch die Christen und Juden Theil; jede Religionspartey mit ihren heiligen Büchern. Kaum hatte sich die Procession in Bewegung gesetzt: so erhob sich zwischen den christlichen Priestern und den Rabbinen der Juden ein Streit um den Vortritt. Es kam zum Handgemeng, und die Policeywache, statt diesem zu wehren, hetzte den Pöbel beider Religionsparteyen auf, die Sache durch Kämpfen unter sich auszumachen. Die Christen, besonders die Griechen, fielen über die Juden her, und theilten Messerstiche aus. Drey Rabbinen wurden auf der Stelle getödtet, worauf alle Juden die Flucht ergriffen, und die Procession von den Christen und Mohammedanern allein fortgesetzt wurde. Am folgenden Tage brachten die Juden ihre Klagen bey dem Pascha an, dem sie fünfhundert Piaster gaben, um ihnen Recht gegen die Christen zu schaffen. Sogleich wurden der Patriarch und der Erzbischof, nebst anderen Bischöfen, die sich in der Stadt befanden, verhaftet. Als es aber dahin kam, dass sich jede Partey vor dem Kadi verantworten musste: so bewirkten die triftigen Gründe, welche die Christen für sich vorbrachten, denen überdiess noch tausend Piaster einiges Gewicht gaben, dass die Juden verurtheilt wurden, noch sechshundert Piaster zu bezahlen, und künftig immer nach den Christen zu gehen, weil die Religion der letzteren besser begründet sey, als die jüdische. Nach einem viertehalbjährigen Aufenthalt zu Haleb begab sich *Petis de la Croix* über Diarbekr, Mosul, Bagdad und Basra nach Persien. Zu Ispahan lernte er das Persische. In sechs Monaten sprach er es so, wie man es für zierlich hält, das ist, mit vielem Arabisch vermischt, wovon die, welche nach bedeutenden Ämtern strebten, damals ein besonderes Studium machten. Er wurde jedoch bald gewahr, dass er von der eigentlichen alten persischen Sprache noch sehr Wenig wusste. Daher nahm er ausser seinem ersten Lehrer, der ihn das Persische vermittelst des Arabischen lehrte, noch einen anderen an, einen Gueber (Feueranbeter), der zwar kein Arabisch verstand, aber das alte Persische und die Vulgar-Sprache, *Pahlawi*, vortrefflich sprach. Durch diesen suchte er die Religionsbücher der alten Perser, *Zand*, *Pazand*, *Vesta*, zu erhalten; er hatte von der Regierung ausdrücklich den Auftrag, dieselben nach Frankreich zu bringen. Allein seine Versuche waren vergebens, und er glaubt, man werde jene Bücher nur zu Kirman oder Yezd finden, wo es mehrere gelehrte Feuer-Anbeter gebe. In einer Anmerkung macht Hr. *Langlès* darauf aufmerksam, dass Hr. *Petis* als heilige Bücher nicht allein *Vesta* oder *Avesta*, die Sammlung der dem Zoroaster beygelegten Werke, anführe, sondern auch *Zend* und *Pazend*, die man jetzt gewöhnlich für alte persische Sprache halte. Er hält jenes für das Richtigere, so dass man sagen müsse: *die Sprache des Pazend*, *die Sprache des Zend*. *Vesta* bedeutet Schrift; *Zend*, Leben; *Pazend*, Ursprung des Lebens. Als P. glaubte, es im Pahlawi weit genug gebracht zu haben: so verschaffte er sich auch Kenntniss von den übrigen persischen Mundarten, von den Persern die *sieben persischen Sprachen* genannt. Sie heissen *Pahlawi*, *Deri*, *Parsi*, *Herui*, *Zauli*, *Soghdi*, *Peikeri*. Die geschätzteste von allen ist *Deri*; die Perser sagen, sie sey die Sprache der Engel. Man rieth dem Vf., um sich in einigen dieser Dialekte besser zu unterrichten, das *Schah-Nameh* zu studiren, ein im Alt-Persischen verfasstes Gedicht, welches die alte Geschichte Persiens bis auf den letzten von Omar überwundenen Monarchen, Yezderdschid, enthält. Aber nur mit Mühe fand er einen Lehrer, der ihm

genügenden Unterricht darüber ertheilen konnte. Er fand endlich einen gewissen *Mulla Kerim*, den er theuer bezahlen musste. Von Ispahan, wo der Vf. beynahe zwey Jahre verweilte, begab er sich durch Klein-Asien nach Konstantinopel. Auf der Reise durch die nördlichen Provinzen Persiens kam er durch die gebirgige Gegend von Kaswin, die von dem Vorgänger des damals regierenden persischen Kaisers einer Frau aus dem kaiserlichen Harem, welche bey verschiedenen Vorfällen Beweise ihrer Tapferkeit gegeben hatte, anvertraut worden war, um sie gegen die Räuberbanden, von denen sie beunruhigt wurde, zu schützen. Diese neue Amazone war, mit Pfeilen und Bogen bewaffnet, an der Spitze von vierzig bis funfzig Reitern, fast immer zu Pferde, und hatte sich öfters ganzer Haufen von Räubern bemächtiget, die sie an Händen und Füssen gebunden einbrachte, und der Justiz überlieferte. Zu ihrem Unterhalt waren ihr die Zölle der Stadt Kaswin angewiesen. Nach einem vierjährigen Aufenthalt zu Konstantinopel, wo er seine Studien eifrig fortsetzte, kehrte *Petis* in sein Vaterland zurück. Man sieht aus dem Angeführten, dass es dieser, obgleich nicht ausführlichen, Reisebeschreibung dennoch an mannichfaltigen und interessanten Nachrichten keinesweges gebricht. Aus Hn. *Langlès* Noten ersahen wir mit Vergnügen, dass er eine neue, von ihm mit Anmerkungen bereicherte Ausgabe der trefflichen Reisebeschreibung des Ritters *Chardin* veranstaltet hat, von welcher bereits einige Bände abgedruckt seyn müssen, da er sie mehrere Male nach den Seitenzahlen citirt.

By.

PÄDAGOGIK.

1) WINTERTHUR, in der steinerschen Buchhandl.: *Von dem christlichen Religionsunterrichte.* Von *Joh. Georg Müller*, Oberschulherrn zu Schaffhausen. 1809. 55 S. 8. (10 Gr.)

2) FRANKFURT a. M., in der andreäischen Buchhandl.: *Bruchstücke zur Menschen- und Erziehungs-Kunde.* Religiösen Inhalts. Erstes Heft. 1810. 84 S. 8. (12 Gr.)

Über keinen Gegenstand des Unterrichts ist in den letzten Jahrzehnten so viel geschrieben worden, als über den Religionsunterricht; über keinen sind aber auch die Widersprüche grösser und auffallender, als über diesen. Bald sollte die Religion nur das späte Erbtheil eines mündigen Alters seyn, und bloss als eine Angelegenheit des Verstandes betrachtet werden; bald wollte man schon im zarten Kinde, wenn es noch kaum einige verworrene Blicke um sich her werfen konnte, den religiösen Sinn durch dunkle Worte und mystische Bilder wecken und beleben. Der Eine rieth, dem Kinde bis zum achten Jahre den Namen Gottes nicht hören, und von allen kirchlich religiösen Handlungen durchaus nichts sehen zu lassen, und dann an einem schönen Frühlingsmorgen, beym Aufgange der Sonne, den Namen des Ewigen mit Ernst und Feyerlichkeit auszusprechen; der Andere meinte dagegen, mit der Beobachtung äusserer religiöser Gebräuche und Formen müsse der Anfang gemacht werden, der göttliche Geist, der das todte Wort belebt, werde sich schon finden, sobald die Vernunft Kraft genug erhalten haben würde, sich vom Sichtbaren und Sinnlichen zum Unsichtbaren und Übersinnlichen zu erheben. Einmal wollte man dem Kinde nur die reine Naturreligion, frey von allem Positiven und Geoffenbarten, aus bloss philosophischen Principien darlegen, und dann wieder den Religionsunterricht mit dem Historischen des Christenthums anfangen. Man dachte sich sokratische Fragmethoden aus, durch die man die liebe Jugend, ehe sie es sich selbst versähe, von den Religionswahrheiten überführen wollte, und dann glaubte man wieder durch zweckmässiger eingerichtete Katechismen allem Übel vorgebeugt zu haben.

Bey dem allen sank bey uns die Religion immer tiefer herab, und die Klage über den Verfall derselben ward immer lauter und gerechter. Jene pädagogischen Projectenmacher hatten durch ihre Künsteleyen Viele bethört, und die Jugend um das kostbarste Kleinod des Lebens betrogen, bis uns Männer von hoher Achtbarkeit und ächt religiösem Gemüth, ein *Salzmann*, *Niemeyer*, *Schwarz*, *Ewald*, *Pestalozzi*, den einzig richtigen Weg zeigten, auf dem wir der aufblühenden Menschheit die heiligsten Gefühle retten und bewahren können. An jene würdige Reihe schliesst sich auch der Vf. der erstgenannten Schrift an, die ihrem Umfange nach klein, ihrem Inhalte nach aber wichtig und vielumfassend ist. Es trägt Alles das Gepräge des gründlich Durchdachten und tief Empfundenen; die Klarheit des Geistes ist durchdrungen von der Wärme des Herzens. Darum erlaube man uns einen kurzen Abriss des Hauptinhalts, und da uns der Vf. fast überall aus der Seele geschrieben hat: so bedarf es keines weiteren Räsonnements und keiner Bestätigung durch eigene Erfahrung.

Der Mensch soll zur Religion erzogen werden, oder ihm fehlt die wahre Hoheit der Natur. Diess thut besonders Noth zu unserer Zeit, wo die Jugend unvermerkt daran gewöhnt wird, Sinnengenuss und Geldgewinn für die höchsten Güter, und Egoismus und das Scheinen ohne inneren Werth für ächte Lebensklugheit zu halten. Wenn nicht ein neuer grosser Ernst erwacht für die Religion: so muss christliche Tugend und Gottseligkeit zur grössten Seltenheit werden. Die Vorschläge, die man neuerdings über die wirksamste Methode des Religionsunterrichts gethan hat, sind nicht neu, zum Theil schon von *Lessing* als grundlos widerlegt. Man kann bey den Kindern den Sinn für das Heilige und Ewige nicht früh genug wecken, und dadurch ihr moralisches Gefühl ausbilden. Doch dass diess eine lebendige Kraft sey, nicht todter Buchstabe. Von einer zärtlichen Mutter eingepflanzt, bleiben die ersten religiösen Eindrücke, die der erwachende Mensch empfängt, unauslöschlich in ihm. Seine Seele wird früh veredelt und sein Herz bekommt Freude an der Religion. — Der Unterricht fange historisch an, mit Erzählungen aus der Bibel. Sie müssen kurz und kräftig, in

der herrlichen muthigen Sprache Luthers, im ächt biblischen Sinn erzählt werden. Jedoch sollen die Kinder nicht die ganze Bibel lesen, obgleich ganz unschuldige Kinder nirgends etwas Anstöfsiges finden werden. Man entferne die Wunder nicht aus den Offenbarungsgeschichten. Sie werden den Kindern sinnliche Beyspiele und Beweise der Allmacht, Allwissenheit, Gerechtigkeit und Vorsehung Gottes seyn, wie sie es den Israeliten waren. Mit diesem historischen Anfang der religiösen Belehrung werde das Auswendiglernen solcher Lieder verbunden, aus welchen selbstgefühlte Wahrheit und anspruchslose Herzlichkeit sprechen. Eine mit Verstand und historischer Kenntnifs gezeichnete Kupferbibel ist ein Bedürfniss unserer Zeit. Den eigentlich systematischen Unterricht fängt man am besten mit einer ausgewählten und nach den Materien geordneten Sammlung biblischer Sprüche an, wie sie der Fassungskraft des jugendlichen Verstandes angemessen sind. (Der Vf. hat selbst eine solche Sammlung, von der 1808 eine zweyte Auflage erschienen ist, herausgegeben, und in der Vorrede von dem zweckmäfsigsten Gebrauche derselben gesprochen.) Diese Sprüche müssen auswendig gelernt werden. Die Einwürfe, die man dagegen machen könnte, werden durch unwidersprechlich einleuchtende Gründe widerlegt. Hierauf folge nun ein eigentliches Lehrbuch, das in kurzen Sätzen oder in Fragen und Antworten die Lehren des Christenthums in einen noch genaueren Zusammenhang bringt und gehörig erläutert. Die Geschichte des Lebens Jesu werde darin zum Grunde gelegt, und an dasselbe seine Lehre von Gott und dem Menschen, von dem Wege zur Seligkeit, von den Pflichten und Hoffnungen der Christen, und vom Reiche Gottes angeknüpft. — Die Empfindung ist schwankend und flüchtig, sie mufs defshalb mit zunehmenden Jahren auf helle Überzeugung gegründet werden. Unser Gottesdienst soll ein vernünftiger seyn, und Paulus sagt: *ich weifs*, an wen ich glaube. Für die reifere Jugend ist eine zusammenhängende Kenntnifs der Hauptbegriffe der christlichen Religionswissenschaft unumgänglich nothwendig. Der Lehrer hüte sich nur bey Erläuterung des Lehrbuchs vor Gemeinheit, Leerheit, Seichtigkeit in Gedanken und Vortrag. Spricht er mit Wärme und heiterem Ernst über Wahrheiten, die er selbst auch glaubt und liebt: so müfste es übel gehen, wenn nicht der wesentliche Zweck seiner Arbeit, Bildung des Geistes und Herzens, an seinen Zöglingen erfüllt würde. Die gröfseren Kinder sollen auch, wie in der guten alten Zeit, die Predigt besuchen, und in der Schule über den Hauptinhalt derselben befragt werden. Auch dem so sehr gesunkenen Choralgesang sollte in den Schulen wieder aufgeholfen werden. —

Wo der Religionsunterricht in diesem Sinn und Geist ertheilt wird, da mufs die Gemüths- und Herzens-Bildung der Jugend herrlich gedeihen, ächte Weisheit und Gottesfurcht befördert, und die Liebe für das Höchste und Heiligste geweckt und genährt werden. Dafs doch die Stürme der Zeit nicht so köstlichen Samen verwehen möchten!

Das *erste* Heft der zweyten Schrift enthält: *Bemerkungen über Herrn Müllers Dafürhalten, den christlichen Religionsunterricht betreffend.* Ein herrlicher Commentar über die erste Schrift. Es spricht ein tiefforschender pädagogischer Geist, ein warmes religiöses Gemüth und ein heller, mit Besonnenheit prüfender Kopf aus demselben. Ein vieljähriger Freund des verewigten Johannes Müller ist Vf. dieser Bemerkungen. Nur folgende zur Probe. S. 7: „Jede Erziehung, die nicht mit Gott anfängt, ist eine Versündigung an der Menschheit, denn anstatt der edlen Liebe durch Aufstellung eines würdigen Gegenstandes Nahrung zuzuweisen, den Menschen dadurch von sich abzuleiten, dafs sie ihn auf Gott hinleitet, setzt sie die Eigenliebe auf den Thron, und lehrt ihn allein das Seine zu suchen." S. 12: „Den Religionsunterricht für die reiferen Jahre aufsparen, heifst die Sünde unterdefs Besitz von dem Herzen nehmen lassen. Es mufs den Leidenschaften, ehe sie erwachen, vorgebeugt werden; wenn die Sünde erst zur Gewohnheit geworden, ist es zu spät. Das Herz darf nicht leer stehen, aufserdem ziehet die Lust ein und ermächtigt sich desselben: die Versuchung, wenn sie anklopft, mufs die Stelle schon besetzt finden; ein früher gegründetes Seyn mufs ihr das Gegengewicht halten." Manche Sätze werden auf den ersten Anblick paradox scheinen; aber es liegt viel Tiefe und Bedeutsamkeit in ihnen. Der Vf. winkt nur an, erregt Ideen, greift kräftig hinein in die Saiten der Seele. Eben defshalb rechten wir nicht mit ihm über einzelne Bemerkungen, die bey näherer Erörterung wohl im gehörigen Lichte erscheinen würden. Interessant ist eine Vergleichung dieser kleinen Schrift mit dem, was *Jean Paul* in seiner Levana über die Bildung zur Religion (1ster Theil S. 119 — 147) sagt. Wir wünschen dieser Zeitschrift ein wohlthätiges Gedeihen.

L. Th.

NEUE AUFLAGEN.

Ronneburg u. *Leipzig*, b. Schumann: *Versuch einer vollständigen systematisch geordneten kaufmännischen Waarenkunde.* Ausgearbeitet von *Aug. Schumann.* 2te Auflage. I Abtheil. 1sten Theils 1ster Band, die Waarenkunde der Haare und Federn enthaltend. 1807. XXXIV u. 396 S. 1sten Theils 2ter Band, die Fortsetzung der Waarenkunde der Haare und Federn enthaltend. 1807. VIII u. 494 S. 1sten Theils 3ter Bd., die Fortsetzung der Waarenkunde der Haare und Federn enthaltend. 1809. 411 u. 56 S. Register- und Druckfehler-Anzeige. 8. (4 Thlr. 6 Gr.)

Görlitz, b. Anton: *Über die Bundes- und Freundschafts-Symbole der Morgenländer zur Erläuterung mehrerer biblischer Stellen* von *Joh. Gottl. Worbs*, Pastor in Priebus und Superintendent des Fürstenthums Sagan. 2te rechtmäfs. und verm. Ausg. 1810. IV u. 24 S. 8. (2 Gr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 17 AUGUST, 1810.

AUSLÄNDISCHE SPRACHKUNDE.

WARSCHAU: *Słownik Jezyca Polskiego przez M. Samuela Bogumila Linde,* (*Wörterbuch der polnischen Sprache* von M. S. B. *Linde*, Oberschulrath, Rector des Lyceums in Warschau etc.) I Bandes 1 Theil A — F. (Vorausgeschickt sind: Grundsätze der Wortforschung, angewandt auf die polnische Sprache, nebst dem Verzeichniss der gebrauchten Schriften.) 1807. XXXII, LVI u. 668 S. I Bandes 2 Theil G — L. 1808. 654 S. II Bandes 1 Theil, M — O. 1809. VIII u. 602 S. gr. 4.

Der gelehrte Vf. hat seinen Beruf, ein so wichtiges Werk zu schreiben, schon durch einige Programme von den Grundsätzen der Wortforschung in Beziehung auf die polnische Sprache zur Genüge dargethan, und dadurch das Publicum zu keiner geringen Erwartung berechtigt. Diese wird nun in der That bald durch Vollendung eines Werkes, auf welches unser Zeitalter stolz seyn kann, völlig befriedigt werden. Denn die vorliegende Hälfte desselben ist uns Bürge, dass er als ein anderer *Adelung* durch dieses unvergängliche Denkmal die polnische Sprache, wenn sie auch aus der Reihe der lebenden Sprachen herausfallen sollte, welches jedoch nunmehr nicht zu befürchten ist, vor ihrem völligen Untergang sichern würde. Durch dieses Wörterbuch aber hat sich der Vf. nicht nur um die polnische Nation, sondern um alle slavischen Völker vom adriatischen bis zum baltischen Meere, von der Elbe bis Kamtschatka, ein bleibendes Verdienst erworben. Denn kann es gleich nicht auf den Namen eines allgemeinen Wörterbuchs der slavischen Sprachen Anspruch machen: so ist doch in demselben auf die slavischen Schwestern der polnischen Sprache noch mehr Rücksicht genommen worden, als in dem adelungischen Werke auf die der deutschen Sprache verschwisterten Mundarten. Erstaunen muss man über den unermüdeten Fleiss, den der Vf. auf Benutzung der vielen ihm zu Gebote stehenden Hülfsmittel, deren Verzeichniss 10 Seiten füllt, verwandt hat, wenn man bedenkt, dass er einen grossen Theil der erwähnten Schriften ganz durchlesen, die übrigen aber doch wenigstens vergleichen musste, um gültige Zeugnisse für die Bedeutung theils veralteter, theils noch gebräuchlicher Wörter beybringen zu können.

Dass Hr. L. mit den schweren Pflichten eines Lexikonschreibers und seiner Verfahrungsart bey Sammlung der Materialien vertraut sey, beweist die polnisch geschriebene Einleitung, nach welcher er sich zum Gesetz gemacht hatte, den Bestand der polnischen Sprache in ihrem ganzen Umfange aufzufassen, und nicht blofs die in verschiedenen Provinzen gebräuchlichen Wörter, sondern auch die in verschiedenen Ständen und bey verschiedenen Künsten eingeführten Ausdrücke zu sammeln, bey deren Sammlung ihm der grosse Kenner dieses Faches, Hr. Prof. *Magier*, hülfreiche Hand geleistet hat. Überzeugt, dass der Lexikograph nicht berechtigt sey, neue Wörter, oder neue Zusammensetzungen derselben zu schaffen, hielt er es doch seinem Zwecke angemessen, neue, bereits von classischen Schriftstellern eingeführte Wörter, oder in verwandten Dialekten aufgenommene Zusammensetzungen, die der Analogie der slavischen Sprachen ganz gemäss sind, wie z. B. die mit *bez* zusammengesetzten Wörter, seinem Wörterbuche einzuverleiben. Doch schloss er willkührlich gewagte, oder Jedem, dem die Bedeutung des Stammworts und der Vorsetz-Sylbe nicht fremd ist, leicht zu errathende Zusammensetzungen entweder ganz aus, oder erwähnte sie bey dem Stammworte nur beyläufig. So kömmt z. B. *niedopedny*, *uneinholbar*, nur bey *dopedny* vor. Auch hierin hatte er das Beyspiel *Adelungs* vor sich. Die ungewöhnlichen und poëtischen Wörter zeichnete Hr. L. besonders aus; aber die verschiedenen Fächern oder Zeitaltern eigenthümlichen Wörter lässt er seine Leser aus dem Fache und Zeitalter der Schriftsteller schliessen, aus denen er Stellen anführt. Dass Hr. L. sich vorgesetzt habe, von den vieldeutigen Wörtern die Urbedeutung anzugeben, aus derselben die übrigen Bedeutungen natürlich abzuleiten, und sie logisch zu ordnen, davon findet man schon in der Einleitung sprechende Beweise. Die physische Bedeutung hält er mit Recht für die Urbedeutung. Daher wird diese immer zuerst gesetzt, dann die figürlichen, oder metaphorischen. Doch bey dem Worte *Cel* oder *Cyl* hat Hr. L. gleich (Rec. sieht nicht ein warum) die eigentliche und uneigentliche Bedeutung zusammen genommen. Wer wird es nicht billigen, dass der Vf. die figürlichen Bedeutungen, welche die Wörter *per metonymiam*, oder *per synecdochen* bekommen, zu bemerken für nöthig hielt? Allein wenn in einer Ironie einem Worte der entgegengesetzte Sinn beygelegt wird: so bekommt es dadurch nicht wirklich diese Bedeutung, sondern man giebt blofs durch den Ton zu verstehen, dass man das Gegentheil von dem meine, was man sagt.

Daher darf ein Lexikograph einem ironisch gebrauchten Worte die entgegengesetzte Bedeutung nicht andichten. S. XII macht Hr. *L.* auf den Unterschied der Verba, die eine *unvollendete*, und derer, die eine *vollendete* Handlung anzeigen, aufmerksam. Zu der ersten Gattung gehört *dobywac*, bestürmen (zu erobern suchen), zu der andern *dobydz* erstürmen, (erobern). Dieser Unterschied scheint in den verwandten Dialekten nicht allemal genau beobachtet zu werden. Denn in *Thams* neuem Deutsch-Böhmischen Nationallexikon von 1799 steht bey *Erobern dobywati* und *dobyti*. Hr. *L.* hingegen unterscheidet im Polnischen beide Gattungen genau durch die Buchstaben *ndk*, d. i. *slowo niedokanane, verbum actionis non consummatae;* und durch *dok* d. i. *slowo dokanane, verbum actionis consummatae.* Den Unterschied zwischen diesen Verbis erläutert er durch die deutschen Wörter forschen, *er*forschen, morden, *er*morden, welche Niemand für gleichbedeutend halten wird. S. XIII erwähnt er die Sprachen, oder Mundarten, mit welchen er die polnischen Wörter verglichen hat, und macht endlich noch auf fremde, aus der deutschen oder lateinischen Sprache u. s. w. entlehnte Wörter, selbst auch auf griechischartige Zusammensetzungen, z. B. *dobroobyczayny* (εὐήθης), wohlgesittet, aufmerksam.

In der deutsch und französisch geschriebenen Darstellung der Tendenz dieses Werkes giebt Hr. *L.* möglichste *Vollständigkeit* und *Zuverlässigkeit* in Ansehung des Polnischen als sein Hauptaugenmerk an. Wie er beide Absichten zu erreichen gesucht habe, läfst sich aus dem bereits Erwähnten schliessen. Indefs hat er doch bey allem Streben nach Vollständigkeit aus weiser Sparsamkeit in der Angabe der Bedeutungen sich vor zu groser Vereinzelung derselben gehütet, welche gewöhnlich daher entsteht, wenn der Unterschied zwischen *significatio* und *significatus* (*sensus*) nicht genau berücksichtigt wird. Durch Vergleichung der polnischen Wörter mit denen der übrigen slavischen Mundarten, aus welchen er veraltete unbekannte Wörter erläuterte, verlorne Stammwörter, auch im Polnischen fehlende Ausdrücke und Formen zu ergänzen suchte, hoffte er auch noch die Überzeugung hervorzubringen, dafs es nicht unmöglich sey, unter den slavischen Völkern, deren Dialekte nicht verschiedener sind, als die Mundarten der italiänischen Provinzen, eben so, wie in Italien, eine allgemeine Schriftsprache einzuführen. Allein bey der festesten Überzeugung von der Möglichkeit verzweifelt Rec. ganz an der Realisirung dieses Wunsches, da die slavischen Völker sich nicht nur verschiedener Bibelübersetzungen bedienen, sondern auch zum Theil längst ihre eigenen Schriftsteller haben.

Die *Grundsätze der Wortforschung* in deutscher und polnischer Sprache gründen sich auf so richtige Beobachtungen, dafs sie bey Auffuchung der Etymologie jeder Sprache befolgt zu werden verdienen. Cap. I. Blofses Haschen nach Ähnlichkeit eines oder etlicher Buchstaben ohne Rücksicht auf die Bedeutung verleitet zu lächerlichen Etymologieen; das blofse Haschen nach Ähnlichkeit der Bedeutungen ohne Rücksicht auf die Buchstaben führt nur zu Auffuchung näherer oder entfernterer Synonyme: daher mufs ein vernünftiger Wortforscher die wesentlichen Buchstaben eines Worts und dessen Bedeutung gegen einander halten, um Schlüsse darauf zu gründen. Cap. II. Um die etymologisch-wesentlichen Buchstaben zu finden, mufs man die Endungen und andere dazu gekommene Sylben und Buchstaben von einem Worte weglassen. Eben so die Vocale, die der gröfsten Veränderung unterworfen sind, und die wegen ihrer Unbestimmtheit in manchen böhmischen und bosnischen Wörtern, z. B. in *smrt*, nicht einmal geschrieben werden. Indefs hat doch ihre Stelle im Worte bisweilen einen Einflufs in die Etymologie. Nach der erwähnten Absonderung bleibt von *uniesmiertelnic, verunsterblichen*, blofs *smiert*, oder das böhmische *smrt* übrig. Da aber *s* so, wie *z*, als Compositions-Praeposition und *t* als Endung des Substantivs anzusehen ist: so bleiben in diesem, so wie in vielen, von eben dem Stammworte abgeleiteten Wörtern, nur *m r*, als wesentliche Buchstaben, übrig. Cap. III. Aber auch die wesentlichen Buchstaben werden bisweilen in andere verwandelt. So sagt der Böhme nicht *ciemny* (dunkel), sondern *temny*. Cap. IV werden die Mitlauter, die in einander übergehen, angegeben, und ihre Vertauschungen durch passende Beyspiele erwiesen; auch wird beyläufig bemerkt, dafs *f* in keinem ächtslavonischen Worte vorkommt, und nur zuweilen, als Stellvertreter eines anderen Buchstabens, erscheint. Dafs *g* und *h* verwechselt werden, davon führt Hr. *L.* sogar folgenden historischen Beweis an: Die *Bogatko's*, sagt *Niesiecki*, wurden, als sie aus Masuren nach Lithauen hinüberzogen, *Bohatko's* genannt; die *Glinski* heissen bey Anderen *Hlinski*. Auch die alte Schreibart, mit der neuen verglichen, bestätigt dergleichen Vertauschungen; *wnet* wurde von den alten Polen *hned* geschrieben. Statt *rz* lassen die Polen eine Sylbe hören, die nur unvollkommen durch *rze* ausgedrückt wird. Die Wenden brauchen dafür *ze*. *S* oder *sz*, d. i. *sch*, sind in den europäischen Sprachen oft nur vorgesetzte Zischlaute, welche den *Spiritus asper* und *lenis* der Griechen ausdrücken; ἁλς wird im Lateinischen *sal*, im Polnischen *sol* ausgesprochen. *W* vertritt auch zuweilen die Stelle des *Spiritus asper*, (auch des *lenis*; denn οἶνος heisst im Lateinischen *vinum*, im Polnischen *wino*). Den Verdacht, dafs solche Verwandlungen blofs willkührlich angenommen werden, widerlegt die Bemerkung, dafs manche Buchstaben niemals in gewisse andere (z. B. *c* niemals in *b*, *f*, *l*, *m*, *n*, *p*, *r*, *w*,) übergehen können. Hierauf folgen Tabellen, welche die Verwandlungen der Mitlauter darstellen. Unter den Selbstlautern, welche zwar immer in einander übergehen, giebt es doch bestimmte Verwandtschafts-Grade, welche die dritte Tabelle zeigt; *ą* und *ę* mit dem Cedille, welches den versteckten Nasenlaut *m* und *n* andeutet, sind dem polnischen Dialekte eigen. Cap. V. Auch andere Buchstaben unterscheiden den Polen von den übrigen Slaven. Cap. VI. Schwierigkeiten entstehen bey der

Wortforschung durch die Versetzung der wesentlichen Buchstaben. So sagt der Pole *pulchny* statt des russischen *puchlaii*; (auch im Hebräischen kommt כֶּבֶשׂ und כֶּשֶׂב vor.) Auch Vocale werden versetzt, und in fremden Wörtern ganze Sylben umgemodelt. Ja, sogar die Bedeutung aufgenommener Wörter verändert sich zuweilen. *Wolic* heisst im Polnischen nicht mehr *velle*, wie in den verwandten Dialekten, sondern *malle*. Manche Zeitwörter entlehnen ihre Tempora aus verschiedenen Stammwörtern, z. B. *ide*, ich gehe, schliesst sich an das lateinische *it* und russische *itti*, *idu* an. Allein *szedl*, er ging, kommt von *szlad*. (Dieser Fall ist im Griechischen nicht selten, und im Russischen der gewöhnliche.) Auch das Weglassen wesentlicher, und das Hinzusetzen scheinbar-wesentlicher Buchstaben erschwert die Etymologie. Der Fall ist z. B. bey *cora*, welches Wort in den verwandten Dialekten fast ganz unkenntlich wird, indem *c* bald in *dc*, bald in *d*, bald in *hc*, bald in *k* übergeht, *r* hingegen bald an das Ende gerückt, bald ganz weggelassen wird. Daher kann Rec. sich der Vermuthung nicht erwehren, dass hier wirklich zwey etwas verschiedene Wörter zum Grunde liegen, nämlich das polnische *cora* und das böhmische *dcy*, oder das russische *docz*, aus welchem durch Versetzung des Vocals *dcy* entstehen konnte. Diese Vermuthung scheint dadurch bestätigt zu werden, dass mehrere der hier verglichenen Sprachen zwey Wörter aufweisen können, welche entweder beide *Tochter*, oder doch *Mädchen* und *Tochter* heissen. Nämlich im Griechischen κόρη und θυγάτηρ, im Böhmischen *dcera* und *dcy*, im Russischen *doczery* und *docz*, im Windischen *hzher* und *hzki*, im Kroatischen *kcher* und *kchi*, in der alt-persischen Zend-Sprache *peren*, welches aus *keren* entstanden seyn kann, weil *p* und *k* in manchen Sprachen, wie im Griechischen, vertauscht werden, und im Neu-Persischen *dokhter*. In *zwierziadlo*, der Spiegel, sind so viel scheinbar wesentliche Buchstaben eingeschoben worden, dass sich das Stammwort *zriti*, sehen, nur aus dem böhmischen *zrcadlo*, oder dem russischen *zerkalo* errathen lässt. Bey einigen Wörtern kommen alle erwähnten Schwierigkeiten zusammen, daher ihre Etymologie schwer, oder gar nicht zu errathen ist. Cap. VII. Etymologische Hülfsmittel sind die Glossarien, die verschwisterten Mundarten, die Bemerkung der verschiedenen Bedeutungen in denselben, und die Reducirung dieser Bedeutungen auf einen allgemeinen Begriff. So lässt sich unter anderen durch Vergleichung verschiedener Mundarten zuweilen darthun, dass ein Wort bloss desswegen zwey ganz verschiedene Bedeutungen hat, weil es aus zwey verschiedenen Stammwörtern entstanden ist. Im Polnischen heisst *naczelnik* 1) Oberhaupt, 2) Stirnband. Diess sind aber im Grunde zwey Wörter. Denn das erste heisst im Russischen *naczalnik* (der Urheber), und kommt von dem veralteten *czac* (pol. *poczac*), anfangen; das zweyte lautet im Russischen dem Polnischen ganz gleich, und stammt von *czelo*, (Pol. *czolo*), die Stirn. (So heisst חפר im Hebräischen *fodit* und *erubuit*; und man sieht aus dem Arabischen, dass dieses zwey Verba sind, die sich mit zwey verschiedenen Buchstaben anfangen, welche aber beide dem ח der Hebräer ähnlich sind.) Cap. VIII. Dass manche Abstammlinge des Wortes *iac*, in welchen *a* ein Cedille hat, schwer zu erkennen, und daher wenigstens ungewiss sind, darin ist Rec. mit dem Vf. einverstanden. Ja, diejenigen Ableitungen, in welchen auf das dem *a* nachtönende *n* oder *m* mitgerechnet wird, scheinen ganz verdächtig zu seyn. Denn wenn dieses *n* oder *m* in den verwandten Dialekten in ähnlichen Wörtern nicht vorkommt: so kann es eben so wenig für einen Stammbuchstaben gelten, als das כ im Chaldäischen, wenn es bloss die Stelle des *Dagesch forte* vertritt. Auch wegen der zu weit hergeholten Bedeutung würde es Rec. nicht wagen, *ziemia*, die Erde, von *iac*, oder *imac*, abzuleiten. Denn diese Verba heissen nicht einmal *zusammenkleben*, und *ziemia* bedeutet ja auch überhaupt die *Erde*, oder das *Land*. Auch kann man das *z* in diesem Worte wohl nicht als einen blossen Vorsetzbuchstaben ansehen, da dasselbe ja auch im böhmischen *zeme*, im russischen *zemla*, und im krainerischen *semla*, auch im wendischen *semä* und *semia* sichtbar ist. Und warum sollte man dieses Wort nicht für ein aus einer älteren Sprache entlehntes Stammwort halten können, da nicht bloss in dem Neu-Persischen *semin*, sondern auch in der Zend-Sprache *zeemeno* vorkommt? Cap. IX handelt von der Einrichtung eines Wurzelwörterbuchs. Hr. *L.* versteht darunter eine Sammlung aller polnischen Wörter, aus allen Nationalschriften alter und neuer Zeit mit Rücksicht auf die verschwisterten Mundarten zusammengetragen und etymologisch geprüft, in welchen die Stammwörter herausgehoben und zergliedert werden, um die Wurzelbuchstaben abzusondern, und jene nach diesen zu ordnen. Dass die Wurzelbuchstaben *mr* eine unangenehme Rührung der Sinne oder der Einbildungskraft anzeigen, scheint auf das mitangeführte *Miara*, das Mass, und auf das nicht mit erwähnte *Mierze*, die Nährung, eben so wenig, als auf das mehreren slavischen Sprachen gemeine *Mir*, oder *Mier*, der Friede, zu passen. Die Bedeutung einzelner Wurzelbuchstaben getraut sich der Vf. noch nicht zu bestimmen. Von einem solchen Wurzelwörterbuche verspricht er sich, dass es lehren würde, wie viel die polnische Sprache Wurzelwörter habe, wie gross die Mannichfaltigkeit der Versetzung der Wurzelbuchstaben und welches ihr Verhältniss zu fremden Sprachen sey; dann würde sich aus der Zahl der mit anderen Sprachen übereinkommenden der Grad ihrer Verwandtschaft bestimmen lassen. Die *Onomatopoeica* verdienen eine besondere Aufmerksamkeit, da sie die ältesten Wörter sind, und bey aller Verschiedenheit sich hierin auch zwischen entfernten Sprachen einige Ähnlichkeit bemerken lässt. Cap. X verbreitet sich über den Zweck und Nutzen der Wortforschung. Ein gründlicher Wortforscher wird nicht voreilig wegen einer geringen Ähnlichkeit ein polnisches Wort sogleich für ein lateinisches oder deutsches halten, dessen Stamm vielleicht weit älter ist und sich im Ori-

ent verliert. So muſs *wino*, der Wein, nicht nothwendig vom lateinischen *vinum*, oder vom griechischen *οἶνος* hergeleitet werden, da es auch mit dem chaldäischen חמרא oder יין übereinstimmt. Aber hier, glaubt Rec., könne bloſs die Geschichte entscheiden, wenn sie uns berichtet, bey welchen Volke eine Nation den Wein hat kennen lernen. Sie ist es auch, die uns lehrt, daſs die meisten Kunstwörter der Handwerker mit den Handwerken aus Deutschland nach Polen gekommen sind, und daſs die Polen von der römischen Kirche die Kirchenwörter aus dem Lateinischen, die von der griechischen aber aus dem Griechischen entlehnt haben. Auch ist es kein Wunder, daſs durch das Verkehr mit fremden Nationen aus der polnischen Sprache manches ächt slavonische durch fremde Wörter, und manches fremde Wort wiederum durch andere fremde verdrängt worden. Cap. XI. Der Wortforscher beobachtet auch die minder wesentlichen Worttheile, z. B. die Endungen bey *Nominibus* und *Verbis*. Ja, Rec. glaubt so gar, daſs bey Beurtheilung der Verwandtschaft mehrerer Sprachen auf diese vorzügliche Rücksicht zu nehmen sey, und die Ähnlichkeit der Wörter erst alsdann einiges Gewicht habe, wenn die Ähnlichkeit der Formen, auf welcher die wirkliche Anlage der Sprache beruht, und welche sich nicht so leicht verändert, erwiesen worden ist. Sehr richtig bemerkt Hr. *L.* eine groſse Ähnlichkeit in den Personal-Endungen der polnischen Zeitwörter mit denen der griechischen und lateinischen Sprache. Aber daraus folgt keinesweges, daſs die polnische Sprache aus diesen beiden Sprachen stamme. Denn die weit ältere samscrdanische Sprache, welche die alte medische für ihre Mutter anerkennt, hat in diesem Stücke mit den slavischen Sprachen noch eine gröſsere Ähnlichkeit. Die Personalendungen des Präsens z. B. lauten in derselben also: Sing. 1) *ami*, 2) *asi*, 3) *adi*; Plur. 1) *ama*, 2) *atha*, 3) *anti*; und mit diesen stimmen die Personalendungen des neu-persischen Verbi ziemlich überein: Sing. 1) *am*, 2) *i*, 3) *d*; Plur. 1) *dim*, 2) *did*, 3) *dand*. Aus diesem Grunde hält Rec. die slavischen Sprachen für Schwestern der samscrdanischen, und wünschte daher, daſs der Vf. auch diese mit verglichen hätte, so wie der neu-persischen zuweilen diese Ehre mit Recht widerfahren ist. Denn alsdann würde auch oft eine groſse Ähnlichkeit zwischen den Wörtern dieser alten Sprache mit den Worten der slavischen Sprachen bemerkbar werden. Endlich giebt Hr. *L.* noch die Bedeutung der Zusatzvorwörter treffend an. Wer diese gründliche Abhandlung so durchstudirt, wie sie es verdient, der wird, wenn er auch von manchem Puncte eine andere Ansicht behält, gewiſs nicht in Versuchung gerathen, die Wortforschung für ein bloſses Spielwerk des Witzes zu halten, sondern sie als eine Wissenschaft anerkennen, die ihre Principien hat, welche zu Entdeckung der wahren Bedeutung der Wörter, zu der Darstellung ihres Verhältnisses zu den benannten Gegenständen und zu Begründung einer wohlgeordneten Rechtschreibung von nicht geringem Nutzen seyn können.

Im Wörterbuche selbst, auf gespaltenen Columnen, stehen bey jedem Buchstaben Bemerkungen über die Aussprache oder andere Umstände. Z. B.: *M fini nominis additum primam personam verbi jestem significat. Mocnym = mocny jestem.* (Auch im Persischen ist das *m*, welches in allen Temporibus die erste Person anzeigt, und an das Stammwort, welches als ein Adjectivum oder Participium angesehen werden muſs, angehängt wird, aus *am*, ich bin, entstanden.) *In his vero bilim tam, slyzvelim to contractio est pluralis pro bilismy.* (Im Persischen ist dieſs die ganz gewöhnliche Endung der ersten Person des Plur.) Ferner: *Litera m est characteristica Dativi pluralis omnium generum substantivorum, finientium in om, adjectivorum desinentium in ym vel im.* Im Samscrdanischen endigt sich eben dieser Casus z. B. in *Mâdirûnâm*, den Müttern, völlig so. Überdieſs wird auch die Bedeutung der Buchstaben bey Abbreviaturen angegeben. Bey den Uncialbuchstaben, womit die Stammwörter gedruckt sind, vermiſst man, auſser dem Cedille bey A und E und dem Querstriche bey L, die übrigen Unterscheidungszeichen, welchem Mangel jedoch im II Theile von S. 906 an abgeholfen worden ist. Nach dem Stammworte folgt erst eine Erklärung desselben in polnischer Sprache; dann die in den verwandten Dialekten oder anderen Sprachen vorhandenen ähnlichen Wörter, zuweilen auch nur die Synonyma derselben; alsdann die erste Bedeutung in deutscher Sprache, durch die Autorität einer oder etlicher Stellen aus polnischen Schriften beurkundet. Hierauf die übrigen abgeleiteten Bedeutungen nach einer richtigen Classification auf ähnliche Art beurkundet. Die darunter stehenden abgeleiteten Wörter werden auf eben diese Weise erklärt, erläutert und ihre Bedeutungen durch treffende Stellen documentirt. Zu Ende mancher Artikel sind noch die *Pachodz*, d. h. diejenigen Derivata, die wegen vorgesetzter Sylbe unter einem anderen Buchstaben befindlich sind, kurz angegeben. Von slavischen Dialekten sind der böhmische, der slowakische, der mährische, der croatische, der dalmatische, der windische in Steyermark, der krainerische in Kärnthen, der slavonische in Slavonien, der wendische in der Ober- und Nieder-Lausitz, der russische, der ragusanische, der illyrische und der slawische Kirchendialekt verglichen. Von diesen Dialekten kommt der wendische dem polnischen am nächsten; die wendischen Wörter hätten daher wohl besser gleich nach dem polnischen gestanden. So ist z. B. dem polnischen *bic*, schlagen, *Sorab.* 1, d. i. das ober-lausitzisch-wendische *bicz*, so wie auch *Sorab.* 2, d. i. das nieder-lausitzische *bisch*, ähnlicher, als das zuerst erwähnte böhmische *bjti*, das slowakische *bit*, das russische *bitj*, das croatische und bosnische *bitti*, das windische *biti*, das krainerische *byti* oder *wyti*. Daſs dieſs nicht nur der Fall bey der Endung des Infinitivs, sondern auch in ganzen Wörtern sey, wird sich bald zeigen.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 18 AUGUST, 1810.

AUSLÄNDISCHE SPRACHKUNDE.

WARSCHAU: *Slownik Jezyca Polskiego przez M. Samuela Bogumila Linde (Wörterbuch der polnischen Sprache* von *M. S. B. Linde)* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Bisweilen find auch Wörter aus anderen Sprachen, z. B. aus dem Griechischen, aus dem Lateinischen und den mit diesem oder auch mit dem Deutschen verwandten Töchtersprachen, zuweilen sogar persische Wörter angeführt, welches letztere gar sehr zu billigen ist, weil nicht nur die deutsche, sondern auch die bereits genannten Sprachen in vielen Stücken mit derselben übereinstimmen. Bey *dadz*, geben, ist sogar das indische *dadami*, *dadasi*, *dadati* verglichen, welches um desswillen mit dem Samscrdanischen übereinstimmt, weil mehrere indische Sprachen aus dieser Quelle geschöpft haben. Besser wäre es jedoch gewesen, wenn diese Sprache selbst benutzt worden wäre, weil sie, wie Rec. schon zu verstehen gegeben hat, mit den slavischen einerley Mutter zu haben scheint. Aus der ungarischen und türkischen Sprache, die ihrer Anlage nach von den slavischen Sprachen ganz verschieden sind, werden ähnliche Wörter vermuthlich desswegen angeführt, weil die ungarische Sprache aus dem Slavischen, die türkische wenigstens aus dem Persischen manche Wörter entlehnt hat. Dass von den verwandten Dialekten nicht bloss die ähnlich klingenden Wörter, welche eben dieselbe Bedeutung haben, sondern auch die nicht ähnlich klingenden Synonyma beygebracht werden, kann den Nutzen haben, dass man dadurch den Reichthum der slavischen Sprachen besser kennen lernt. Warum aber bey *Bog*, Gott, das ungarische Synonym *isten*, bey *Matka*, die Mutter, das ungarische mit dem türkischen *Ara* übereinstimmende *Annya*, und bey *jesc* das türkische Synonym *yemek* angeführt wird, ist nicht wohl einzusehen. Mehrere könnte es vielleicht befremden, dass sogar hebräische, aramäische und arabische Wörter verglichen werden. Allein da Cyrus die Babylonier überwand: so entstand zwischen den Chaldäern und alten Persern ein so genaues Verkehr, dass in die Sprache der letzteren gewiss viele chaldäische Wörter übergingen. Was Wunder also, dass dergleichen Wörter nicht bloss in der samscrdanischen, sondern auch in den slavischen Sprachen, welche, nach Rec. Meinung, von eben derselben Mutter stammen, das Bürgerrecht erhalten haben? Das hebräische הַר oder chaldäische הֲרָא, der Berg, ist offenbar das polnische *Gora*, da die Böhmen, Slowaken und niederlausitzischen Wenden dafür *hora* sagen, und das russische Г auch oft statt des deutschen *H* gebraucht wird. Vielleicht ging schon in der medischen oder alten persischen Sprache das *H* oft in *G* über. Wenigstens kommt schon in dem aus dem chaldäischen הרא entstandenen samscrdanischen Worte *gihri* diese Vertauschung zum Vorschein. Auch das hebräische oder chaldäische דֶּרֶךְ stimmt mit dem polnischen *Droga*, der Weg, ganz überein. Mit dem polnischen *Koza*, die Ziege, wird auch sehr richtig das syrische und chaldäische עזא verglichen, welches Hr. *L. gizza* ausspricht, vermuthlich desswegen, weil in der alexandrinischen Übersetzung das ע oft durch γ ausgedrückt wird. Er hätte sich sogar auf das arabische غذي (*gadsijon*), *foetus caprae recens*, berufen können, wegen des ähnlichen Anfangsbuchstaben. Indessen scheint doch der Vf. darin zu weit gegangen zu seyn, dass er auch hebräische Wörter mit polnischen vergleicht, die höchstens nur einen Buchstaben gemein haben (wie *Dusic*, würgen, und רעך, *extinctus est*, *imac*, fassen oder über sich nehmen, und שום, *ponere*); oder deren Bedeutung verschieden ist (wie *Brat*, der Bruder, und בריח, *foedus*, *Bagno*, der Sumpf, und בבי, *fletus*, *Dach*, das Dach, und תחת *sub*). Es scheint zwar auch dem ersten Ansehen nach das polnische *Cma*, die Finsterniss, von dem damit verglichenen עתם (wie anstatt אתם gesetzt werden sollte), *obscuravit*, *obscuratus est*, ganz verschieden zu seyn. Allein wenn man ע, das ehedem vermuthlich nur ein bloser Spiritus war, von den Wurzelbuchstaben absondert: so ist das übrige תם, da bloss die Consonanten als wesentliche Buchstaben anzusehen sind, dem böhmischen, slowakischen, bosnischen, ragusischen, croatischen und russischen *tma* völlig ähnlich. Aber im Arabischen ist ausser diesem Stammworte noch ein anderes, עשם, welches eben so viel bedeutet, vorhanden. Läst man ע als einen blossen Spiritus auch hier weg: so sind die beiden übrigen Wurzelbuchstaben שם mit denen im Polnischen *cma (zma)*, im Oberlausitzischen *czma*, und im Niederlausitzischen *schma* ganz nahe verwandt. Dieses Wort beweist zugleich, dass das Polnische sich nebst den beiden wendischen Dialekten von den übrigen verglichenen Mundarten vorzüglich durch gewisse Zischlaute auszeichnet, statt deren die übrigen Slaven *t* oder *d* gebrauchen. Davon findet man unter den Buchstaben *Ci* und *Dz* viele Beweise. Z. B. der

Leib heifst im Polnifchen *cialo*, im Wendifchen *fchelo* und *czielo*. Der Teig wird polnifch *ciafto* genannt, die Wenden fchreiben dafür *fchefto* und *czefto*. Allein in der böhmifchen Sprache kommt ftatt beider Wörter *telo* und *tefto* vor. Und das *t* brauchen auch die übrigen Slaven in diefen und ähnlichen Wörtern ftatt *ci*. Auch bey *dzialac*, machen, behalten die Wenden, welche *dzielacz* und *zelafch* dafür fagen, das z bey. Aber die Böhmen, Winden und Croaten fprechen diefes Wort *delati*, die Bosnier *dellati*, die Ruffen *djelati*, und die Ragufaner *djegljati* aus. Diefe alle verwandeln alfo das *z* in *d*. Sonach verhält fich die polnifche Sprache nebft den beiden wendifchen Dialekten gegen die übrigen eben jetzt erwähnten Mundarten völlig fo, wie das Hebräifche zu dem Aramäifchen, oder wie das Hochdeutfche zu dem Plattdeutfchen. Um fich von der Einrichtung diefes Wörterbuchs einen noch deutlicheren Begriff zu machen, wollen wir Artikel *DRZWI* herfetzen: *DRZWI*, *Gen. drzwi plur. Boh. dwere, dwyre (cf. dowrzec, dowierac cf. wierzeia Bh. dwereg, dwerege, werege); Slo. dwere; Sr. 1. durje, dure, duri. Sr. 2. zura; Vd. duri, dure; Crn. dauri, dure; Cro. dviri, vrata; Sla. vrata (cf. wrota); Rs. dwerj, dweri; Ec. dwerj (cf. dwor); Gr.* θυρα; *Ger. Thüre, Thor; Suec. dör; Dan. dor; Ang. door; Perf. der; Alban. dera; Crim. thurn; Chald.* תרע *tera; Syr.* תרא *taro; Arab.* תרעה. *1) Die Thüre, der Eingang; 2) drzwi z defki, forta, wrota dzwierze, cf. dzwierki, die Thüre, die Thürflügel, der Thürflügel. Drzwi koscielne, die Kirchthüre. Drzwi bramne, Thorflügel. Drzwi dwufkrzydlafte, Flügelthüren. Czworofkrzydle drzwi, quadrifores, gebrochene Flügelthüren. Drzwi kracifte, z kraty, z Szczeblow, Gitterthüren. Drzwi fpuszczane do piwnic, fpuft, Fallthüre.* DRZWICKI, *G. drzwiczek, plur. Demin. Bh. dwyrka, dwjrka, dwerky, dwerce; Vd. durice, vratice, Sr. 1. duriczka; Sr. 2. zurka; Rs. dwerzui, das Thürchen, eine kleine Thüre.* DRZWICZNY, *a, e, ode drzwi, Thür- Bh. et Slo. dwernj; Rs. dwernuii. Pochodz. bezcdrwi, nadedrzwie, odzwierny, odzwiernia, odrzwie.*

In diefem Artikel ift die Vergleichung der ähnlichen Wörter aus anderen Sprachen fehr reichlich ausgefallen, weil fogar einige germanifche Sprachen hiezu gebraucht worden find. Das perfifche *der* ift auch nicht übergangen worden, von welchem das vermifste famfcrdanifche *dvar* nicht fehr abweicht. Warum die *Pachodz* oder die *Derivata*, die fich mit einem anderen Buchftaben anfangen, allemal zu Ende eines folchen Artikels erwähnt werden, fällt nicht fo leicht in die Augen. Für den Ausländer ift es ohne Zweifel nützlicher, wenn er bey einem zufammengefetzten Derivato, das in der alphabetifchen Ordnung fteht, auf die Worte verwiefen wird, aus welchen es zufammengefetzt ift. Z. B. bey *Naderzwie (cf. nad et drzwi)*. Noch übler berathen ift der Nicht-Pole, wenn er das Derivatum am gehörigen Orte gar nicht findet, wie z. B. *Bezedrwi*, wenn diefes nicht vielleicht ein Druckfehler ftatt *Bezedrzwi* ift. Eine grofse Erleichterung aber ift es, dafs von den Irregularibus nicht blofs der Infinitiv, fondern auch die nicht leicht zu errathenden Tempora und Perfonen am gehörigen Orte des Alphabets zu finden find, z. B. *Bierze* und *Biore*, wo auf den Inf. *Brac; Dobierac*, wo auf *Dobrac* verwiefen wird. Zuweilen find zu leichterer Überficht der Abänderungen die in den verglichenen Wörtern enthaltenen Wurzelbuchftaben am Rande bemerkt, z. B. bey *Baran*, der Schafbock, die Buchftaben *b — r — n*, *b — r — m*, *b — r*, *b — r — h*, *b — r — v*, *b — r*, *f — r*, *p — r*, weil man nicht nur im Slowakifchen *baran* und *beran*, im Mährifchen und Niederlaufitzifchen *baran*, im Böhmifchen *beran*, im Oberlaufitzifchen *boran*, im Ruffifchen *baran*, alle drey Wurzelbuchftaben wiederfindet, fondern auch nach der Meinung des Vfs. das ungarifche *barom*, *pecus*, das perfifche *barah*, das deutfche *Bär*, das lateinifche *fera*, das hebräifche פר, *juvencus*, das bosnifche *brav*, das croatifche *brau* und das böhmifche *braw*; welches *grex* bedeutet, zu diefem Stammworte zu gehören fcheint. Allein da in den zuletzt erwähnten Sprachen die Verfchiedenheit der Bedeutung mit der Verfchiedenheit der Buchftaben zufammentrifft: fo kommt Rec. diefe Abftammung verdächtig vor.

Dafs der Vf. bey Ausarbeitung des 2 Theils des I Bandes und des 1 Theils des II Bandes eben den Fleifs und Scharffinn bewiefen habe, wie bey dem erften Theile, läfst fich fchon aus den bereits beyläufig beygebrachten Proben fchliefsen. Auch diefe Theile find mit verglichenen Wörtern aus flavifchen und anderen Sprachen reichlich ausgeftattet. Indeffen findet man doch bey *Gorac*, heifs, nur das böhmifche *horce*, und das croatifche *far*; es fehlt alfo das wendifche *gorazi* und *gorzi*, fo wie das ruffifche *Gorjatfchii*. Allein bey dem Verbo *Gorzec*, auf welches bey *Gorac* verwiefen wird, find nicht nur alle flavifchen Dialekte verglichen, fondern es wird fogar bemerkt, dafs das cambrifche *gores*, *fervor*, mit dem krainerifchen *gorezh* übereinftimmt. Von hebräifchen Wörtern wird nicht nur חרה, *exarfit*, fondern auch האיר, *incendit*, und אור (nicht אזר), *lucere*, verglichen, unter welchen das erfte ohne Zweifel am ähnlichften ift. Von der genauen Auseinanderfetzung der Bedeutungen, die auch in diefen Theilen herrfcht, kann der Artikel von der *Praepofitio infeparabilis Na* einen Beweis abgeben. *Na* heifst nämlich in der Zufammenfetzung 1) auf, z. B. *nakladac na woz*, oder *naladowac*, aufladen; 2) viel auf einander, *naborgowac*, viel aufborgen, *nakupowac*, recht viel aufkaufen. 3) *Verbis reciprocis adjungit fignificationem fatisfactae cupiditatis;* recht fatt, zur Genüge, nach Herzens Luft, bis zum Ermüden, *nacalowal fie*, (er küfste fich recht fatt.) 4) *Saepenumero non fervit nifi ad exprimendam conjugationem completam, quam Dokonane vocamus.* 5) *Na*, *nad*, ein wenig, etwas, *natracic*, mit Stofsen etwas befchädigen; cf. *slo. et Sr. 1. na exprimens deminutionem adjectivi, nacerni, cf. Lat. fub — e. gr. fubfufcus.* Den Grund, warum Hr. *L.* manche zufammengefetzte Wörter überging, giebt er hier folgendergeftalt an: *No-*

veris in hac ab N incipiente serie, non pauca verba, a syllaba Na-incipientia, omissa esse, eo vel quod obliqua sint, nec in suo themate Na retineant, ut nalaiac, nec enim nalaiam dicimus, vel quod licet thema suum habeant, et composita videantur, tamen parum, aut nihil, a simplici differant, ut nagabam, gabam; quare talia bis poni minime oportebat. Gleich zu Anfange dieses Artikels kommen einige aus dem slavischen *na* und aus ächtdeutschen Verbis zusammengesetzte Wörter vor, die allem Vermuthen nach durch den Handel nach Polen kamen. Dass sie wirklich aus dem Deutschen entlehnt sind, davon kann man sich aus diesem Wörterbuche völlig überzeugen. Denn statt *Naladowac* gebrauchen alle dabey angeführten Mundarten eigene slavische Wörter. Es hätte auch noch das böhmische *naloziti* und *wloziti* angeführt werden können. Auch in Ansehung des Verbi *naborgowac* wird man nicht zweifelhaft bleiben, da für *Borgowac* die daselbst verglichenen slavischen Sprachen sämmtlich slavische Wörter gebrauchen. Bloss wegen *nakupowac* könnte man ungewiss seyn, weil alle bey *Kupowac* verglichenen slavischen Sprachen, die alte Kirchensprache abgerechnet, *kaufen* mit einem ähnlichen Worte ausdrücken, obgleich nicht alle slavischen Nationen seit älteren Zeiten mit den Deutschen in einem Handelsverkehr gestanden haben. Die Ähnlichkeit eines im Polnischen gewöhnlichen Wortes mit einem deutschen, lateinischen oder griechischen beweist auf jeden Fall dann nichts für die Abstammung desselben aus einer dieser Sprachen, wenn es in mehreren Sprachen vorkommt. Wenigstens kann man als gewiss annehmen, dass ein im gemeinen Leben unentbehrliches Wort, das man in allen slavischen Mundarten findet, nicht erst aus der deutschen, lateinischen oder griechischen Sprache in die polnische übergegangen sey, sondern aus der Sprache stamme, welche die Mutter aller dieser Sprachen ist. Diess ist der Fall bey dem polnischen Worte *Matka*, oder *Mate*, die Mutter, dessen Wurzelbuchstaben *Mat* alle verglichenen slavischen Mundarten haben, nur dass die beiden wendischen auch hier das *t* mit *cz* oder *sch* vertauschen, und die Mutter *Macz* oder *Masch* nennen. Nun kommt zwar dieses Wort mit dem deutschen *Mutter*, mit dem lateinischen *Mater*, und mit dem griechischen Ματηρ (im dorischen Dialekte) überein. Allein da im Persischen *Mader* und in dem weit älteren Samscrdanischen auch *Mata* die Mutter heisst: so ist es wohl entschieden, dass dieses Wort aus der Ursprache der samscrdanischen und der übrigen erwähnten Sprachen, wofür Rec. die Mutter der samscrdanischen und persischen, d.h. die medische anerkennt, in den slavischen Sprachen beybehalten worden sey. Auch das polnische *jesz*, essen, kann weder aus dem Deutschen entlehnt seyn, noch vom lateinischen *edere*, oder vom griechischen ἔδειν oder ἐσθειν stammen. Denn das vor uns liegende Lexikon beweist, dass dieses Wort mit kleiner Veränderung allen slavischen Sprachen eigen ist. Und mit einem russischen Verbo, welches noch ausser *jestj* hätte bemerkt werden können, nämlich *jedatj*, stimmt das samscrdanische *ada*, statt dessen Hr. L. das allerdings ähnliche indische *admi* erwähnt, genau überein. Es ist also wohl keinem Zweifel unterworfen, dass die slavischen Sprachen dieses Wort aus einerley Quelle mit der samscrdanischen geschöpft haben. Dessen ungeachtet kann man sich aus diesem Wörterbuche überzeugen, dass einige wirklich griechische und mehrere lateinische und deutsche Wörter in das Polnische übergegangen sind. Gleich auf den ersten 4 Seiten wird man *Ad* (ἄδης), *Abyss* (ἄβυσσος), und das von ἀδάμας entstandene *Adamantyn* als griechische Wörter entdecken. Die lateinischen aber sind weit zahlreicher. *Abdykacya*, *Abdykowac*, *Abecedaryusz*, *Abjuracya*, *Abjurowac*, *Ablaktowac*, *Ablucya*, *Abrewiacya*, *Abrogacya*, *Absolucya*, *Absolut*, *Addycya*, *Adept* fallen sogleich in die Augen. Und folgende Wörter können ihren deutschen Ursprung nicht verleugnen: *Abdach*, oder *Obdach*, *Abdankowac*, *Abryss*, *Abszyt* (Abschied), *Abszytowac*, *Abzas* (Absatz), *Achtel*. Noch auffallender ist die Bemerkung, dass sogar zuweilen ein polnisches Wort bloss desswegen zwey ganz verschiedene Bedeutungen angenommen zu haben scheint, weil ein deutsches, oder wenigstens zwey einander ähnlich klingende deutsche Wörter zweyerley bedeuten. So heisst *Miasto*, sonderlich mit einer vorgesetzten Präposition, *anstatt*, oder *statt*, aber auch, wie bey einigen anderen slavischen Völkern, die *Stadt*. Dass die deutsche Sprache zu dieser Benennung Veranlassung gegeben habe, wird dadurch wahrscheinlich, weil in verschiedenen slavischen Mundarten die Stadt ganz anders, nämlich *varas*, *varash*, *grad* und *gorod* genannt wird. Noch mehr bemerkt man den Einfluss des deutschen Sprachgebrauchs bey dem ins Polnische aufgenommenen Worte *Arkus*. Denn dieses bedeutet nicht nur einen (gewölbten) Bogen, sondern auch einen Bogen Papier, weil beides im Deutschen ein Bogen heisst. Diese Bedeutung hat zwar *arkush* auch im Kroatischen, und *arch* im Böhmischen. Aber im Windischen und Russischen wird ein slavisches Wort, im Slavonischen das lateinische *folj*, und im Wendischen das deutsche nur wenig veränderte *Bogon* dafür gebraucht.

Die Bemerkungen, zu denen der in diesem Werke enthaltene reiche Schatz von Wörtern so vieler Sprachen Rec. den Stoff gab, empfehlen dasselbe nicht bloss dem Sprachkenner, sondern auch dem Geschichtschreiber, der die ersten Wohnsitze der slavischen und anderer Nationen aufzusuchen begierig ist, in so hohem Grade, dass es keiner weiteren Empfehlung zu bedürfen scheint. Und dennoch erregt die Äusserung des Vfs. am Schlusse der Abhandlung über die Tendenz dieses Wörterbuchs noch mehrere nicht geringe Erwartungen, worüber er sich also erklärt: „Die kurze Abhandlung (von den Grundsätzen der Wortforschung) berührt Ideen mancherley Art, die ihren Grund in dem Wörterbuche haben, deren Entwickelung jedoch der Zukunft nach völliger Herausgabe des Werks überlassen bleibt. Dahin gehören: Untersuchungen über die Sinneneindrücke und sinnliche Wahrnehmungen als Grundlage der menschlichen Sprache; über den Ein-

flufs fremder, befonders benachbarter Sprachen, auf die polnifche; über die mit unferer Sprache vorgegangenen Veränderungen; über die verfchiedenen Arten und Mittel, unfere Sprache zu bereichern und zu vervollkommnen; über die Zeitrechnungen und die verfchiedenen Epochen der Wörter unferer Sprache; über das Verhältnifs der polnifchen zu den übrigen flavifchen Mundarten, als Vorfchule einer allgemeinen flavifchen Sprachlehre und Synonymik, ingleichen einer allgemeinen philofophifchen Sprachlehre; über die in der Sprache fich darbietenden Data zu einer Gefchichte des häuslichen Lebens. Übrigens zeichnet fich diefes Wörterbuch durch fchönen Druck und Correctheit aus, und wir find dem Vf. um fo mehr Dank fchuldig, weil er fich nicht blofs der Correctur, fondern auch der Beforgung des Drucks und des Verlags zugleich mit unterziehen mufste. Rec. fieht der Vollendung diefes Werkes, durch das fich Hr. L. um alle flavifchen Sprachen, vorzüglich aber um die eine Hauptfprache der beiden flavifchen Hauptftämme ein unfterbliches Verdienft erworben hat, mit der gröfsten Sehnfucht entgegen, feft überzeugt, dafs das ganze gelehrte Publicum, das fich für jede grofse und nützliche Unternehmung im Reiche der Wiffenfchaften intereffirt, in diefen gemeinnützigen Wunfch mit Vergnügen einftimmen werde.

MHP.

KURZE ANZEIGEN.

Ausländische Sprachkunde. *Königsberg*, b. Nicolovius: *Reczna Xiażka zamykaiaca w fobie wyborny zbiorek (grammatyke i Slownik) dla użytku Niemcow po Polsku fie uczacych* (polnifches Handbuch, beftehend aus einem Lefebuche, Wörterbuche und einer Sprachlehre, herausgegeben von *Chriftoph Cöleftin Mrongovius*. 1803. 244 S. 8. Die eingetretene Nothwendigkeit einer neuen und verbefferten Auflage diefes Handbuchs erweckt fchon ein günftiges Vorurtheil für die Zweckmäfsigkeit deffelben. Es ift für Deutfche beftimmt, welche fchon feit der letzten Theilung Polens (1793 — 1795) in nicht geringer Anzahl dahin eingewandert, und auf verfchiedene Art angeftellt worden find. Letztere müffen vorzüglich diefe Sprache lernen, um ihre Amtsgefchäfte ficherer betreiben zu können. Nun fehlt es freylich nicht an ähnlichen Arbeiten: aber für eine fo ausgebreitete Nation, als die polnifche, ift ihre Anzahl in Vergleich mit anderen doch immer noch unbedeutend, vorzüglich in Abficht auf Kürze, Gründlichkeit und Zweckmäfsigkeit.

Wir liefern eine nähere Anzeige von dem Handbuche. Bis S. 10 find einzelne vermifchte Sätze enthalten, worin der Vf. von der einfachen Verbindung des Beyworts mit dem Hauptworte im Nennfalle ftufenweife bis zur Aufnahme des Zeitworts, dann den Vorfetz- und Verbindungswörtern geht, und fo den Übergang zu gröfseren Zufammenfetzungen macht, wo die Umftandswörter häufiger gebraucht werden, und die Nennwörter in mehreren Verhältnifsbeftimmungen vorkommen; dann folgen kleine Auszüge aus *Lachowski* und *Balfam*, zwey berühmten Kanzelrednern, die fich den Ruf reiner Styliften erworben haben.

Im 2 Abfchnitte ftehen kurze Hiftörchen, Anekdoten und Erzählungen. Unter diefe find die für den Anfänger fchwerer erkennbaren Wörter, wegen der mit ihnen vorgegangenen Abänderung, im Nominativ oder Infinitiv gefetzt. Die Druckfehler find fleifsig angezeigt, die meiften beftehen in der nicht hinlänglichen Trennung der einbuchftäbigen Vorfetzwörter *w* für den Localis und *z* für den Inftrumentalis von ihren Nennwörtern. Manche Wörter, welche zur Erläuterung dienen follen, waren Rec. ganz unverftändlich, z. B. S. 19 unter N. 13 *przyyfc*, welches fich auf *przez* bezieht, follte vielleicht eine Ähnlichkeit zwifchen beiden angedeutet werden. Aber da giebt es nähere und auffallendere Ähnlichkeiten, worauf der Anfänger aufmerkfam zu machen wäre. In 28 kurzen Fabeln bis S. 50 auf 21 Seiten kommt das *l* anftatt des *l transfixum*, oder des geftrichenen *l* häufig vor. Diefer Buchftabe ift der polnifchen Sprache charekteriftifch, und gehört zu den wenigen, deren Ton und Ausfprache fich durch keine Bezeichnung und Befchreibung vollkommen verdeutlichen läfst, fondern die man nur von einem geborenen Polen lernen mufs. Hier hätten noch einige Fabeln des witzigen und gefchmackvollen *Julian Niemczowicz*, des treuen Gefährten *Koszciuszco's* in der Gefangenfchaft zu St. Petersburg, den er auch freywillig nach Amerika begleitet hat, aufgenommen werden können. S. 138 — 160 *Bayki i przypowiesci* Fabeln von dem unvergefslichen Redner, Dichter und Kritiker *Krafícki*, dem Erzbifchof zu Gnefen, welcher für die Polen mehr als *Corneille* und *Racine* war. Voran fteht ein kurzes Lobgedicht auf diefen gelehrten Prälaten von *Fr. Dmochowski*, dem vortrefflichen Überfetzer von Homers Iliade und Horazens Briefen. Von S. 96 — 102 kommen Gefchäftbriefe vor, dann Vollmachten, Obligationen, Wechfel, Contracte, Quittungen: fehr brauchbare Stücke und zweckmäfsige Aufgaben, befonders für immigrirte Deutfche, die in dergleichen Gefchäfte verwickelt find. Von den Titulaturen ift S. 119 das Nothwendigfte beygebracht, meifteus nach dem Canzleyftile. Die darauf folgenden Sittenfprüche nehmen 2 Seiten ein. Die Grabfchriften, 23 an der Zahl, enthalten witzige Gedanken. 132 kleine Gedichte von *Jan Kochanowski*; S. 133 von *Naruszewicz*, welcher aufser der Gefchichte *Miecislaus* I bis zum *Uladislaus Jagello* fchrieb, auch den Tacitus, die Satyren des Horaz und Bruchftücke aus dem Anakreon geliefert hat. S. 136 folgen von *Szumon Zimorowicz* kleine liebliche Gedichte. S. 162 — 172 einige Räthfel und Merkwürdigkeiten aus der Naturbefchreibung. Unter der Auffchrift von romantifchen Erzählungen ift ein Anhang aus Taufend und einer Nacht; und endlich S. 198 *Hiftoria o Alibabie i czterdziefta rozboynikach zgładzonych z Swiata przez iedna niewolnice.* Wäre es nicht gerathener gewefen, in einem Lefebuche, das den Anfänger mit einer Menge von Wörtern und Redensarten bekannt machen foll, anftatt der langweiligen und dem jetzigen Gefchmacke weniger entfprechenden Erzählungen aus Taufend und einer Nacht, andere Auffätze, z. B. aus der *Poclolanca*, aus dem *Pilchowski*, dem Überfetzer des Salluft und Seneca aufzunehmen? oder aus fo vielen anderen polnifchen Originalfchriften, befonders aus den Zeiten der Sigismunde des I, II, III, unter welchen die polnifche Sprache auf der höchften Stufe ihrer Ausbildung ftand, ehe noch die Schätze der Bücherfammlungen nach Stockholm, Upfala, Linköpping, Skloters, dem Grafen Brahe gehörig, u. f. w. kamen, woraus neuerlich mit beyfpiellofem Fleifse von den Mitgliedern der warfchauer Societät, der Freunde der Wiffenfchaften Abfchriften und Auszüge gemacht werden, und wovon der Bifchof Albertrandi in der vaticanifchen Bibliothek zu Rom, und fechszehn andere 105 fol. Bände abgefchrieben haben. Den Befchlufs machen fehr gute Dichtungen. S. 237 *Chwata Polskie*; S. 239 *Zolefenie ftawnego Miafta Torunia* von *Klonowik*, und S. 239 *Paciera Staruszka Sielanka* von *Naruszewicz*.

P. h. L.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 20 AUGUST, 1810.

MATHEMATIK.

KÖNIGSBERG, b. Nicolovius: *Kurzer Lehrbegriff der Mathematik*, dritter Theil, welcher die populären Anfangsgründe der Astronomie enthält. (Auch unter dem besonderen Titel: *Populäre Anfangsgründe der Astronomie*) von *Johann Schulz*, kön. Hofprediger und ord. Prof. der Mathematik. 1806. 436 S. 8. Mit 5 Kupfertafeln. (1 Rthlr. 20 Gr.)

So vortreffliche Werke die astronomische Literatur in neueren Zeiten aufzuweisen hat: so mangelte ihr noch immer ein Lehrbuch, welches die ersten Gründe dieser Wissenschaft, ohne viele Kenntnisse in der höheren Mathematik vorauszusetzen, darstellte; welches seinen Zweck, der Wissenschaft mehrere Liebhaber zu erwerben, und ein hin und wieder vielleicht schlafendes Talent zu erwecken, durch einen, zwischen Unvollständigkeit und grosser Ausführlichkeit das Mittel haltenden Vortrag, leichter, als andere vorhandene Lehrbücher, zu erreichen im Stande war. Ohne Zweifel war es die Absicht des (nun verewigten) Vfs. des vor uns liegenden Lehrbuchs, diesem Mangel abzuhelfen; möglichst *populär*, für Leser zu schreiben, die nur mit wenigen mathematischen Kenntnissen ausgerüstet, und doch begierig sind, ihr Wissen in dem schönsten Zweige der Naturwissenschaften zu vermehren; d. h. für eine zahlreiche Classe, die die Astronomie zwar nicht als Hauptstudium treiben, aber doch auch nicht gern den Himmel und seine Bewegungen blofs *anstaunen* will. — Diese Absicht verräth sich im ganzen Buche, und nicht allein durch den Inhalt desselben, sondern auch durch seine geringe Corpulenz, und den ihr correspondirenden Preis, welcher seine allgemeine Verbreitung begünstigt, und es *da* einzuführen im Stande ist, wo ein anderes geschätztes, aber voluminöseres und theuereres Lehrbuch, welches sich in den Händen vieler der begütertern Leser befindet, nicht eingeführt werden kann. Wir wollen nun sehen, wie der Vf. dieser Absicht entsprach, und in wiefern sein Lehrbuch dem neueren Zustande der Wissenschaft angemessen ist.

In der Einleitung sind die Eintheilungen der Astronomie angegeben, und die Gründe entwickelt, welche den Vf. (mit Recht) bewogen, nicht dem *Lacaille*, sondern lieber der natürlicheren und allgemeineren Methode des Vortrags, der, die von den Beobachtungen zu den Ursachen übergeht, zu folgen. Doch irrt der Vf., wenn er sagt, das kopernicanische System stehe der consequenten Durchführung dieser Methode im Wege; *Laplace* hat in der *Exposition* das Gegentheil erwiesen, indem er da ganz die Ursachen aus den Erscheinungen entwickelt. Indefs finden wir nicht, dafs diese Bemerkung in der Folge einen nachtheiligen Einfluss auf die Schrift gehabt hätte. Der Vf. fängt also mit der sphär. Astronomie an. Er bezieht die Lage der Puncte auf der Kugel auf drey Ebenen: den Horizont, den Äquator, und die Ekliptik. Er erklärt die Beobachtungen, die sich auf den Horizont beziehen, und zeigt die Bedeutung der Kunstwörter; lehrt, wie man die Mittagslinie, und die wahre Zeit durch diese, oder aus correspondirenden Höhen der Sonne, finden kann. Eine kurze Beschreibung einiger Instrumente und Beobachtungsmethoden vermissen wir hier nicht. Der zweyte Abschnitt ist der Umdrehung der Himmelskugel, und der aus derselben zu bestimmenden Lage der Sterne gegen den Äquator gewidmet; der dritte der scheinbaren jährlichen Bewegung der Sonne, und der daraus sich ergebenden Bestimmung der Länge und Breite der Sterne. Dieser Abschnitt handelt schon im Allgemeinen von den Planeten (Vesta war damals noch nicht entdeckt), ihren Monden, ihren scheinbaren Durchmessern, den Arten, sie zu bestimmen u. s. w. Diese drey Abschnitte sind gut und fasslich abgehandelt; und obgleich sich wohl hin und wieder etwas mehr Datail wünschen liefse: so glaubt Rec. doch, dafs sie allerdings zum Selbstunterrichte passend sind.

Der zweyte Theil, die theorische Astronomie, enthält alles einem Anfänger Wissenswerthe, nach einem angemessenen Mafsstabe. Lobenswerth ist es, dafs der Vf. warnt, Hypothesen — die von ihm selbst hier mitgetheilten — für Wahrheit anzunehmen, und überall den *festen* Theil der Astronomie mit dem *hypothetischen* zu verwechseln. Zu diesem rechnet Rec. auch, was der Vf. über die Dunkelheit an einem Theile der ☉ Oberfläche sagt, die uns als ein Sonnenfleck erscheint; Rec. glaubt, dafs trotz dem dunkeln *Erscheinen* die Theile der Sonne unter dem Fleck doch sehr hell sind, und dafs nur ein starker Contrast uns täuscht. — Von der Sonne und dem Monde ist alles Nöthige beygebracht, und namentlich ist die Entstehung der Phasen und der Librationen für Anfänger fasslich erläutert; die Finsternisse der Sonne, des Mondes, der Fixsterne und der Planeten sind befriedigend erklärt. Im dritten Stück ist die wahre Bewegung der Venus und des Mercurs um die Sonne aus ihren Phasen und Durchmessern entwickelt, und gezeigt, wie man die Entfernung die-

ſer Planeten von der Sonne und Erde aus ihren Phaſen folgern kann. Die Rotationen dieſer Planeten ſind, *nach Schröter*, nicht bloſs angegeben; ſondern es iſt auch gezeigt, *wie Schröter* dieſe Reſultate erhielt. Ein Druckfehler ſetzt S. 174 den gröſsten Glanz der Venus für eine Elongation von 4° an; man muſs 40° leſen. — Von den *oberen* Planeten (IV Stück) beweiſet der Vf. aus ihrem ſcheinbaren Laufe, daſs ihre Bahnen um Erde und Sonne gehen; und zeigt, wie man ihre Entfernung von der Sonne aus zwey beobachteten Durchmeſſern ſchlieſsen könne. — §. 246 giebt er den Grund an, warum er durch die Durchmeſſer die Entfernungen finden lehrt, da man doch auf einem ganz anderen Wege zu ihrer Kenntniſs gelangte: er hält dieſe Methode, nicht ohne Grund, für die dem Anfänger am leichteſten werdende, verſäumt aber deſshalb nicht, in der Folge den Faden wieder aufzunehmen, wo er ihn hier verläſst. Das vermeintliche Geſetz über die Entfernungen der Planetenbahnen hätte nicht als Geſetz vorgetragen werden ſollen, und die Zweifel, die man dagegen hegt, hätten *mehr* markirt werden müſſen. — Bey dem, was der Vf. über die Oberflächen der Planeten, ihre Axendrehungen u. ſ. w. ſagt, iſt *Schröter* und *Herſchel* fleiſsig benutzt worden; und wir finden darüber, ſo wie über den Ring des Saturns und die Trabanten der Planeten, alles hieher Gehörige geſammelt. — Das V Stück, von der Erde, giebt einen Umriſs der mathematiſchen Geographie, und handelt recht gut von den Gradmeſſungen u. ſ. w. Die Schätzung des abſoluten Gewichts der Erde hätte bis in die folgenden Capitel zurückbleiben können, oder der Vf. hätte ſich auf dieſe beziehen müſſen; denn der Lernende erfährt nun nicht, wie man das ſpecifiſche Gewicht, von welchem doch die ganze Schätzung abhängt, beſtimmen kann. Die Methoden, die Länge und Breite zu beſtimmen, ſind hier, am rechten Orte, beygebracht: ſo wie das Nöthige von der Atmoſphäre der Erde, und der Refraction. — Die Art, wie man die Parallaxen der Himmelskörper findet, ihr Zuſammenhang mit den Durchgängen der Venus, die Reſultate, die man aus ihnen erhalten hat, machen einen eigenen Abſchnitt aus. — Der Abſchnitt von der Axendrehung der Erde, iſt vorzüglich den Beweiſen dieſer Rotation gewidmet; doch iſt es ein Irrthum, wenn der Vf. S. 271 ſagt, eine vertical geſchoſſene Kanonenkugel müſſe *öſtlich* niederfallen, da ſie doch (den Widerſtand der Luft nicht berückſichtigt) gegen Weſten wieder zur Erde gelangen wird. Im folgenden VI Stück finden wir das *kopernicaniſche* Syſtem dargeſtellt; der Vf. führt ſeine Leſer auf die *kepler*ſchen Sätze, und dann, im

zweyten Abſchnitte, zur phyſiſchen Aſtronomie. Er trägt hier *Newtons* Theorie, unterſtützt von den allgemeinen Geſetzen der Bewegung, vor; bringt das, was ſich hier davon geben läſst, von den Ungleichheiten der Himmelskörper in ihren Bahnen, von den wechſelſeitigen Perturbationen, und von der Ebbe und Fluth, bey. — Die *kant*ſche Theorie der Anziehungskraft hätte, nach dem Bedünken des Rec., eigentlich wohl nicht in ein Compendium der Aſtronomie gehört, und deſshalb hier füglich wegbleiben können. Von der Theorie der Kometen und ihrer Wiederkehr ſagt der Vf. das Nöthige, und erklärt ihren Lauf *gut*. Eben ſo iſt von den Fixſternen, von der durch *Herſchel* gezeigten Bewegung des Sonnenſyſtems u. ſ. w. das Bekannte treu, und ohne etwas Weſentliches wegzulaſſen, geſammelt. Der Blick, den der Vf. den Leſer in die Unendlichkeit der Welten thun läſst, iſt ein paſſender Beſchluſs des Buches.

Rec. hat nun die Umriſſe gezeigt, die der Vf. auszufüllen ſucht; er hat ſich dabey etwas länger aufgehalten, nicht um jedes einzelne Thema des Vfs. anzuführen (denn dieſes würde, bey der nothwendigen Reichhaltigkeit der in ein Lehrbuch der Aſtronomie gehörenden Materien, zu weitläuftig, und auch ohne Intereſſe, geweſen ſeyn); ſondern um den Gang im Allgemeinen zu bezeichnen: man ſieht nun, daſs der eingeſchlagene Weg der *richtige* iſt, und nur ſelten abirrt. Auch kann man dem Vf. nicht vorwerfen, daſs er Thatſachen verſchwiegen, und die Kürze durch weſentliche Opfer erkauft hätte; er hat im Gegentheil mehr geliefert, als Rec. in dem Werkchen zu finden glaubte. Denn kaum vermiſst man einen einigermaſsen wichtigen Theil der Aſtronomie, und von den Theilen, die für den Anfänger gehören, *keinen*. Von allen ſind Skizzen gezeichnet, und da, wo es ſich ohne die Hülfe der höheren Analyſe thun lieſs, hat der Vf. mehr als bloſse Skizze geliefert. Meiſtentheils iſt *Lalande's* Aſtronomie, und für das Neuere ſind ſpätere Werke treulich benutzt. Etwas Neues darf man hier freylich nicht ſuchen, und der *Aſtronom* wird keine Belehrung erwarten dürfen; allein der Lernbegierige wird ſie (auch ohne mündlichen Unterricht) hier nicht vergebens ſuchen. Rec. empfiehlt daher dieſes Lehrbuch denen, die, ſich ſelbſt überlaſſen oder unter Anleitung, *wenigſtens* die erſten Stufen der Wiſſenſchaft erſteigen wollen; und denen, die ihre Bekanntſchaft mit derſelben erneuern, und ſich über die neueren Entdeckungen belehren wollen.

J. W.

Königsberg, b. Nicolovius: *Sehr leichte und kurze Entwickelung einiger der wichtigſten mathematiſchen Theorieen*, von *Johann Schulz*, kön. Hofprediger und ord. Prof. der Mathem. 1803. XXIV u. 244 S. 4. (1 Thlr. 20 Gr.)

Das eben angezeigte Lehrbuch der Aſtronomie erinnert uns an eine andere Schrift deſſelben Vfs., die, wie es ſcheint, wenig bekannt iſt, und doch einige *neue* und *gute* mathematiſche Entwickelungen enthält: es iſt die vor uns liegende. Wir werden aus den 6 Abhandlungen, aus welchen ſie beſteht, das anzeigen, was uns bemerkenswerth erſcheint.

I. Allgemeine leichte und kurze Theorie der Logarithmen, nebſt einer neuen Methode, aus den Log. von 2 bis 5 Formeln zu finden, mittelſt welcher ſich

die Logarithmen der übrigen Primzahlen mit der grössten Leichtigkeit bis auf 30, 40, 50 und mehrere Decimalziffern berechnen lassen u. s. w. Der Titel thut den Zweck der Untersuchung dar; der Geist der Methode ist folgender. Bekanntlich ist

$$\log. n = \tfrac{1}{2} \log (n - 1) + \tfrac{1}{2} \log. (n + 1) + \frac{m}{2nn - 1} + \frac{m}{3(2nn - 1)^3} + \frac{m}{5(2nn - 1)^5} + \text{etc.}$$

wo der Modul m durch das System bestimmt wird, für welches die Logarithmen passen sollen. Man erhält diesen Ausdruck, wenn man $\log. \frac{nn}{nn - 1} = \log. \frac{1 - nn : (n^2 n - 1)}{1 + nn : (nn - 1)}$ in eine Reihe verwandelt, und sie $= 2 \log. n - \log. (n - 1) - \log. (n + 1)$ setzt. Setzt man $n = rx$: so hat man

$$\log. r = \tfrac{1}{2} l. (r^2 x^2 - 1) - l. x + \frac{m}{2r^2x^2 - 1} + \frac{m}{3(2r^2x^2 - 1)^3} + \frac{m}{5(2r^2x^2 - 1)^5} + \text{etc.}$$

Man nimmt nun, wenn man den Log. von r sucht, für x eine willkührliche Zahl, aber so, dass man $r^2 x^2 - 1$ in Factoren zerfällen kann, deren Logarithmen man kennt; ist dann x etwas gross: so wird die Reihe schnell convergiren. So nehme man z. B. für $r = 8$, $x = 3$: so ist Log. $r =$

$$l. 3 = l. 2 + \tfrac{1}{4} l. 5 + \frac{m}{322} + \frac{m}{3.(322)^3} + \frac{m}{5.(322)^5} + \text{etc.}$$

Wenn man nun eine Tafel construiren will: so berechnet man Log. 2 und Log. 5, so weit man sie gebraucht, nach bekannten Methoden, und schreitet dann von Zahl zu Zahl fort, wobey man die berechneten Log. für die folgenden Primzahlen immer benutzt. Um z. B. log. 71 zu finden, nehme man $r = 67$: so ist

$$\log. 71 = \tfrac{1}{2} [24. 13. 29. 41. 61] - l. 67 + \frac{m}{45258097} + \frac{m}{3.(45258097)^3} + \text{etc.},$$

wo das erste Glied der Reihe den Log. schon auf 21 Dec. Stellen richtig giebt, das zweyte auf 34 u. s. w. — Der Vf. hat eine Tafel hinzugefügt, die ähnliche Ausdrücke, als der hier gegebene für l. 71, für die Logarithmen aller Primzahlen von 1 bis 1009 enthält. Diese Art, die Log. zu berechnen, würde eine Arbeit, wie die von *Wolfram*, sehr erleichtert haben; sie zeichnet sich auch dadurch aus, dass sie für jedes System, und nicht etwa für das hyperbolische allein passt.

II. Sehr leichte und kurze analytische Auflösung des polynom. Problems. Der Weg, den der Vf. geht, ist kurz folgender. Er setzt

$$(1 + \overset{1}{c} Z + \overset{2}{c} Z^2 + \overset{3}{c} Z^3 + \overset{4}{c} Z^4 \ldots\ldots)^n = 1 + \overset{1}{x} Z + \overset{2}{x} Z^2 + \overset{3}{x} Z^3 + \text{etc.}$$

Dann nimmt er für $\overset{i}{x}$ die allgemeine Form

$$n \overset{i}{c} + \frac{n . n - 1}{1 . 2} . {}_2X^{i-1} + \frac{n . n - 1 . n - 2}{1 . 2 . 3} . {}_3X^{i-2} + \frac{n . n - 1 . n - 2 . n - 3}{1 . 2 . 3 . 4} {}_4X^{i-3} + \text{etc.},$$

wo X Functionen der Coefficienten $\overset{1}{c}, \overset{2}{c}, \overset{3}{c}$ etc. und von n unabhängig sind, deren Natur der Vf. dadurch bestimmt, dass er n in n + 1 verwandelt. Diese Auflösung ist richtig, einfach, allgemein auf ganze und gebrochene Exponenten anwendbar, und setzt keine Analyse des Unendlichen voraus; nur die Form von $\overset{i}{x}$ hätte *gerechtfertigt* werden müssen. Es wäre durch sie eigentlich

III. Sehr leichter und kurzer allgemeiner synthet. Beweis des binom. und polynom. Lehrsatzes überflüssig gemacht, zumal da er weder so elegant, noch streng geführt ist. Man kann den binomischen Lehrsatz, der nur ein specieller Fall des polynomischen ist, leicht aus diesem entwickeln; hat man diesen daher gefunden: so darf man jenen nicht länger suchen.

IV. Allgemeine Theorie der Kettenbrüche. Die Ausdrücke, die der Vf. findet, sind den durch *Hindenburgs* combinatorische Analyse von Mehreren gefundenen ähnlich. Er wendet diese Lehre, so wie *Lambert* es that, auf das Verhältniss des Durchmessers des Kreises zum Umfange an, und entdeckt bey dieser Gelegenheit in *Lamberts* Zahlen einige Fehler; doch setzt er diese Ausdrücke noch weiter fort, und gelangt im 31sten Theilbruche zu folgendem:

115 804 868 965 368 29 : 36381172559152966.

Diese Untersuchung scheint unternommen zu seyn, um der

V Abhandlung, dem Beweise, dass das Verhältniss der Kreislinie zu ihrem Durchmesser irrational ist, zur Grundlage zu dienen. In der That hat *Lambert* nur bewiesen, dass das Verhältniss, wenn es rational ist, einen Bruch bildet, dessen Zähler und Nenner mehr als 15 und 16 Decimalstellen enthalten. Der Vf., der dem Beweise gern volle Evidenz geben wollte, ging desshalb von dem bekannten Ausdrucke

$$\text{tang.} \frac{a}{b} = \cfrac{a}{b - \cfrac{a^2}{3b - \cfrac{a^2}{5b - \cfrac{a^2}{7b - \text{etc.}}}}}$$

aus; entwickelte ihn in die Theilbrüche, welche aus ihm entstehen, und zeigte, dass bey dem *unendlichsten* Zähler und Nenner aus unendlich vielen Zahlen bestehen, die selbst nach der Reduction auf ihre kleinsten Werthe noch unendlich bleiben. Es folgt daraus, dass jeder Bruch, durch welchen man das Verhältniss $1 : \pi$ ausdrücken kann, unendlich viele Zahlen hat, oder *irrational* ist. Mann kann diese Abhandlung und die vorige als einen *wesentlichen* Nachtrag zu *Lamberts* „Abhandlung für die Erforscher der Quadratur des Cirkels" betrachten.

VI. Über das Fundament der Differentialrech-

nung. Der Vf. zeigt, dafs man fich das Differential einer Gröfse als o, multiplicirt mit einer endlichen Gröfse, denken kann, folglich den Quotienten zweyer Differentiale als einen Quotienten endlicher Gröfsen, indem die Nullen fich aufheben. Diese Abhandlung enthält finnreiche Ideen, die vorzüglich für *die* Lefer Werth haben werden, welchen die Differentialrechnung noch immer nicht fcharf genug ift.

Im Anhange, über die Tangente und Secante des rechten Winkels, bemüht fich der Vf., ein von *Käftner* erwähntes anfcheinendes Paradoxon zu heben. In der Gleichung $\text{Sec. } \varphi + \text{tang. } \varphi = \text{tang. } (45^\circ + \frac{1}{2} \varphi)$ wird, wenn man $\varphi = 90^\circ$, und $\text{tang. } 90^\circ = \text{Sec. } 90^\circ = \infty$ fetzt, $\infty + \infty = \infty$, oder $2\infty = 1\infty$; eben fo wird die Gleichung $\frac{\text{tang. } (45^\circ + \frac{1}{2} \varphi)}{\text{Sec. } \varphi} = \frac{1}{\text{Sin. } \varphi} + 1$, in diefem Falle $\frac{\infty}{\infty} = 1 + 1$. Der Vf. erklärt diefes dadurch, dafs die Tangente (und Secante) des rechten Winkels auf *beiden* Seiten des Durchmeffers liegen, indem Cof. 90° weder pofitiv noch negativ ift. Rec. fügt noch hinzu, dafs die Annahme $\text{tang. } 90^\circ = \infty$, in einem gewiffen Sinne genommen, nicht allgemein richtig ift; denn fetzt man, ftatt 90°, $90^\circ - \frac{1}{(\infty) n}$: fo wird die Tangente der Secante $= (\infty)^n$, alfo ein unendlich Grofses der nten Ordnung. Wenn man von der Tangente und Secante des rechten Winkels redet: wird man immer erklären müffen, wie diefer Winkel entftand; fonft wird man zwar wiffen, dafs die Tangente und Secante unendlich grofs find, aber man wird hiemit weiter keinen beftimmteren Begriff verbinden können. *Käftners* Rüge des Widerfpruchs macht uns alfo eigentlich nur auf den Ungrund der allgemeinen Annahme $\text{tang. } 90^\circ = 1 . \infty$ aufmerkfam. Setzt man in die Gleichungen für $\text{tang. } (45^\circ + \frac{1}{2} \varphi) \frac{1 + \text{tgt} \frac{1}{2} \varphi}{1 - \text{tgt} \frac{1}{2} \varphi}$: fo werden fie keinen Widerfpruch mehr enthalten. Setzt man ftatt φ, $90^\circ - \alpha$: fo werden $\frac{\text{tang. } 45^\circ + \frac{1}{2} \varphi}{\text{tang. } \varphi}$ und $\frac{\text{tang. } 45^\circ + \frac{1}{2} \varphi}{\text{Sec. } \varphi}$ der Grenze 2 defto näher kommen, je kleiner α ift.

Der Verleger hat durch fchönen Druck auch für das Äufsere des Werks geforgt; das Exemplar des Rec. ift auf feines Papier und fehr fauber abgedruckt.

J. W.

KURZE ANZEIGEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Mainz*, b. Kupferberg: *Damian Heffel und feine Raubgenoffen. Actenmäfsige Nachrichten über die Gegenden, wo fich gegenwärtig die Überbleibfel der zerftreuten niederländer, creveider und mörfifchen Räuberbanden aufhalten, über die neuefte Art ihrer Diebftähle, und die Kunftgriffe, die fie anwenden, um fie zu begehen und zu verhehlen. Nebft Anzeige der Mittel, die man anzuwenden hat, um diefe Banden zu zerftören, und fein Eigenthum gegen fie zu fichern, und einigen Winken für Polizeybehörden. Zunächft für Beamte an den Grenzen Frankreichs und Deutfchlands bearbeitet* von *einem gerichtlichen Beamten.* 1810. 103 S. 8. (8 Gr.)

Bey der fich immer weiter ausbreitenden Unficherheit des Eigenthums durch Diebes- und Räuber-Banden, auch in den Gegenden, für welche diefes Buch zunächft nicht gefchrieben ift, müffen folche Nachrichten und Anzeigen, wie die gegenwärtigen, höchft willkommen feyn, und wir eilen, alle Polizeybehörden und Criminalrichter auf diefelben aufmerkfam zu machen. Es ift zum Erftaunen, und faft unglaublich, zu welcher Vollkommenheit in Stehlen und Hehlen es diefe Banden gebracht haben. Es bedarf gar keines gewaltfamen Einbruchs mehr, um Geld und Geldeswerth zu entwenden; mit der gröfsten Leichtigkeit von der Welt wiffen fie jede Thür zu öffnen, fich durch die eifernen Fenftergitter durchzuarbeiten, und jeden eifernen Kaften aufzufprengen. Viele Caffen haben fie mit fo grofser Gefchicklichkeit beftohlen, dafs Beamte oft lieber den Schaden in der Stille erfetzten, als den Diebftahl, der doch ohne ihre Schuld gefchehen war, laut werden liefsen, weil fie befürchten mufsten, man würde ihn unglaublich finden, und für eine, etwa zur Befchönigung eines Defects, erfundene Fabel halten. Was ihnen noch den meiften Widerftand leiftet, find Fenfterläden, an der innern Seite mit Eifenblech befchlagen. — Aber beynahe noch bewundernswürdiger ift die Art, wie fie ihren Raub in Sicherheit bringen. In Zeit von 24 Stunden find die geftohlnen Sachen fchon viele Meilen weit weggefchafft, ja vielleicht zum gröfsten Theile fchon verkauft, und ehe die Richter mit der Aufzeichnung der geftohlnen Sachen fertig find, theilen fich die Räuber fchon in das daraus gelöfte Geld. — Befonders wichtig find die Bemerkungen, die hier über den Diebescharakter gegeben werden, und die Winke, ihn in gerichtlichen Verhören zu gebrauchen. Bey allen, die das Stehlen als Kunft treiben, befindet fich auch eine gewiffe Einbildung auf ihre Gefchicklichkeit. — Was den Juftizbeamten S. 74 f. ans Herz gelegt wird, fo wie die vortrefflichen Bemerkungen am Schluffe, wollen wir denen felbft zu lefen überlaffen, für welche beides gefchrieben.

Cc.

BESONDERE ABDRÜCKE.

Leipzig, im Induftrie-Comptoir: *Die Schreckenshöhle* oder *die Leiden der jungen Miranda.* Eine neapolitanifche Erzählung. Nach dem Engl. bearbeitet von dem Vf. des Rinaldini. Befonders abgedruckt aus dem Magazin fchrecklicher Ereigniffe. Mit 1 Kupf. 96 S. 8. (18 Gr.)

Berlin, b. Hitzig: *Erörterung der neueren Lage der peftalozzifchen Methode überhaupt, u. des in derfelben fich entwickelnden allgemeinen Plans einer abfoluten Elementarbildung insbefondere.* Nebft einigen Abhandlungen über verwandte Gegenftände. Von *J. F. W. Himly.* Aus deffen pädagogifchen Mittheilungen befonders abgedruckt. 1810. VIII u. 180 S. 8. (16 Gr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 21 AUGUST, 1810.

KIRCHENGESCHICHTE.

München, b. Lindauer: *Geschichte der Schicksale der evangelischen Lehre, in und durch Baiern bewirkt, in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts, oder Kirchen- und Staats-Geschichte von Baiern von dem Ausbruche der Kirchenreformation bis zu Wilhelm IV Tode, aus den Urquellen bearbeitet, sammt einem diplomatischen Codex,* von *Vitus Anton Winter*, königl. baiersch. und regensburg. erzbischöfl. geistl. Rath, des aufgelösten Hochstifts zu Eichstädt Domherrn, Prof. (der Theol.) zu Landshut und Stadtpfarrer allda. I Band. 1809. XXVIII u. 324 S. II Band. 1810. VIII und 356 S. 8. (2 Rthlr. 16 gr.)

Eine, besonders in unseren Zeiten, seltene, und höchst achtungswürdige Unparteylichkeit, in Bezug auf Katholicismus sowohl als Protestantismus, ein reiner historischer Sinn, eine Gründlichkeit, welche, indem sie gerne bey dem Einzelnen verweilt, das Ganze klar und anschaulich macht, endlich ein grosser Reichthum neuer, aus archivalischen Schätzen geschöpfter Materialien zeichnen auch diese Schrift des rühmlichst bekannten Vfs. sehr vortheilhaft aus. Es ist dieselbe eine wahre Bereicherung nicht nur für die baierische Geschichte, sondern für die Kirchengeschichte überhaupt; und da sie aus nur Wenigen zugänglichen Quellen neue und zugleich unstreitige Thatsachen an das Tageslicht fördert, recht eigentlich Quelle. Auch hat der Vf. keine der Fragen übergangen, welche in die Sphäre seines Gegenstandes fallen, und alle und jede derselben mit unbestochenem Sinne und freyem Geiste beantwortet. Dass er im ersten Theile rein chronologisch verfährt, und erst im zweyten Theile dem Leser das Allgemeinere mittheilt, wird ihm Niemand verdenken, der die grosse Mühe archivalisch-historischer Untersuchungen kennt; und wenn auch das Einzelne des ersten Theils hie und da ermüdet: so macht das Ganze beider Theile einen höchst angenehmen Eindruck; der Leser fühlt sich ganz versetzt in das Zeitalter, welches der Vf. schilderte, und trennt sich ungerne von ihm. Nur die Citaten sollten nicht in den Text selbst aufgenommen, sondern unter demselben angebracht seyn.

Zuvörderst zeigt Hr. *W.*, wie der neue, lebendige Geist, aus welchem die Reformation hervorgegangen ist, sich auch in Baiern mächtig geregt habe. Herzog *Wilhelm IV von Baiern* war einer der gelehrtesten und gebildetsten Fürsten seiner Zeit. *Christoph von Stadion*, Bischof von Augsburg, und *Matthaeus Lang*, Erzbischof von Salzburg, waren Kenner und Freunde der Wissenschaften. Auch die Universität Ingolstadt stand in schöner Blüthe. Man scheute keine Kosten, um die ausgezeichnetsten Männer des Auslandes, und unter diesen selbst einen *Erasmus von Rotterdam* (1516), dahin zu rufen. *Johannes Aventinus*, diese hohe Zierde Baierns und Deutschlands, und Geistesverwandte eines *Johannes v. Müller*, stiftete in eben dem Jahre, als Erasmus gerufen werden sollte, eine gelehrte Gesellschaft zu Ingolstadt. Auch ausser Ingolstadt arbeitete unter anderen *Naogeorgus* von Straubingen, oder mit dem eigentlichen Namen *Kirchmaier*, der Reformation an die Hand durch die Herausgabe des Gedichts: *Pamachius, eine kurzweilige Tragödie, darin auf wahrhaften Historien vorgebildet wird, wie die Päpste und Bischöfe das Predigt- und Hirten-Amt verlassen, und beide über mächtige Land und Leute und über die blöden Gewissen fürstliche Regierung wider Gottes Wort erhalten u. s. w., beschrieben in Latein, durch Thomas Kirchmaier jüngst verdeutscht.* Vom Jahre 1519 bis 1524 lieferten die Pressen zu München und Landshut mehrere Schriften *Luthers* und Anderer, die dessen Ideen begünstigten, in die Hände von Tausenden. Auch die deutsche Übersetzung der Bibel, welche Luther veranstaltete, kam durch den Druck in grosser Menge von dem Auslande nach Baiern. — Ausser Aventinus zeichneten sich als Historiker *Lorenz Hochwart* und *Wiguleus Hund* aus. *Johanes Eck* trat in Hinsicht auf Kenntnisse und Talente als würdiger Gegner Luthers auf. — Gross war daher auch die Empfänglichkeit, welche sich gleich Anfangs in Baiern für Luthers Sache regte. Unter allen Classen des Volks fand der wittenbergische Reformator bald viele Anhänger. Der Prediger insbesondere gab es eine grosse Anzahl in Baiern, welche das Lutherthum auf offener Kanzel vortrugen. Auch aus den Klöstern gingen viele Männer hervor, welche ihre Ordenskleider und die katholische Religion zugleich wegwarfen, und für Luthers Sache kämpften. Selbst Laien, nicht zufrieden, für sich Luthers Ideen beyzustimmen, wollten auch Andere zur Annahme derselben verleiten. Viele Baiern duldeten Gefängniss, Marter und Tod wegen ihrer Theilnahme an der neuen, grossen Gährung.

Die Geschichte der Schicksale des Protestantismus in Baiern in dem Zeitraume von 1518 bis 1550 theilt Hr. *W.* in drey Perioden. *I Periode von 1518–1522. Der aufkeimende Protestantismus wird mit vieler Schonung in Baiern behandelt.* — Auch in Baiern

wurden scharfe Verbote gegen den Ablasskram erlassen, und Luthers Schriften fanden daselbst Verleger und viele Leser. Gegen die Verdammungsbulle, welche Eck gegen Luther ausgewirkt hatte, sträubte man sich in Baiern. Die baierischen Bischöfe, besonders der Bischof, Philipp von Freysingen, zögerten, dieselbe zu verkünden. Selbst die Herzöge von Baiern wollten Luthern, auch nachdem er vom Papste schon verurtheilt war, weder auf den Kanzeln, noch im Beichtstuhle verdammt, sondern durchaus geschont wissen, bis noch einmal ein Versuch gemacht wäre, denselben auf dem Wege der Güte zur Einigkeit mit der Kirche zurück zu führen. Erst, als der Reichstag zu Worms alle Hoffnung einer Ausgleichung für immer entfernt hatte, trat am münchner Hofe an die Stelle des Schonungssystems jenes der Strenge. „Ja," sagt der Vf. I, 76, „es dauerte der Zustand Baierns, welcher Luthern, dessen Schriften und Anhängern Schonung zusicherte, auch nach geendigtem Reichstage zu Worms noch beynahe ein ganzes Jahr fort. Zwar war diese schonende Milde für den baierischen Theologen Johann Eck ein ganz fremdes Gefühl. Allein man nehme den Kampf Ecks, des baierischen Theologen, gegen Luther, nicht für den Kampf Baierns selbst. Die Theologen haderten oft Jahre lang mit einander, ohne dass die Nationen, denen sie angehörten, lebhaften Antheil nahmen, oder mit dem in ihrer Mitte lebenden Disputator die Überzeugung theilten; ja zu Zeiten hegten die Landsleute gerade die entgegengesetzten Gesinnungen." *II Periode von 1522 — 1534. Unterdrückung Luthers und seiner Sache in Baiern.* Das am Aschermittwoch 1522 erlassene Religionsmandat (nach I, 80 f. hatten Professoren von Ingolstadt hauptsächlich dazu Veranlassung gegeben,) wird mit Strenge ausgeführt. Im Jahre 1523 wird ein Becker in München, als Anhänger Luthers, enthauptet; nach des Vfs. Untersuchungen das erste Beyspiel; dass in Baiern wegen der Reformation Blut floss. Baiern schliesst im Jahre 1524 mit Österreich, Salzburg und mehreren Bischöfen wegen Vollziehung des wormser Edicts und zur Aufrechthaltung der katholischen Religion ein festes Bündniss. Der erste Anfang der heiligen Liga. — Zweytes Religions-Mandat der Herzöge von Baiern, vom 29 Sept. 1524. Schärfer und bestimmter als das erste. Einer der vornehmsten Ketzerverfolger (Hr. *W.* nennt ihn einen Erzketzerriecher) war *D. Franz Burkhard von Burkhardis*, Professor der Rechte zu Ingolstadt, besonders I, 182 ff. trefflich von dem Vf. geschildert. Selbst der Bediente Burkhards sagte: „sein Herr fange überall Händel an." — Ein recht eigentlich blutdürstiger Factionär. Noch in seinem Alter (II, 297 f.) gab er die Schrift heraus: *De Autonomia, oder von Freystellung mehrerley Religion und Glauben, und wie mancherley sey, was nach derselben bis daher im Reich deutscher Nation ergangen.* Besonders hatten die Geistlichen in Baiern einen sehr schweren Standpunct. „Wenn sie auch nur etwas (I, 201) vom alten Pfade abwichen oder gegen Missbräuche losdonnerten, die man früher ohne persönlichen Nachtheil und zum wahren Gewinn der Religion rügen durfte: so verfielen sie ohne weitere Umstände in die Inquisition, welche sich gewöhnlich mit dem Verluste ihrer Beneficien und der Landesverweisung endigte." — In dem Sturme des Bauernkrieges wurden auch einige baierische Bisthümer, besonders Salzburg, mit dem Umsturze bedrohet. Die Herzöge von Baiern (I, 217) wurden beynahe von allen Nachbaren um Hülfe angerufen, und leisteten auch überall Hülfe. Um aber die damit verbundenen Kosten bestreiten zu können, erhoben sie mit Erlaubniss des Papstes von den Geistlichen eine Steuer zur Ausrottung der Religions-Neuerer. — Bulle Clemens VII vom Jahre 1526, nach welcher man bey Inquisitionen auf die Bischöfe nicht mehr die mindeste Rücksicht zu nehmen hatte, sondern den Schuldigen ohne weitere Umstände greifen konnte, wenn nur das Verbrechen allgemein bekannt war. Das Jahr 1527 (I, 234) sah nicht nur Menschenblut fliessen, sondern auch Scheiterhaufen errichten; Feuer und Schwerd wurden zu Hülfe gerufen, um die neue Lehre und ihre Anhänger in Baiern zu vertilgen. Endlich von dem Reichstage zu Augsburg (1530) war ein drittes (1531), geschärftes baierisches Religionsmandat die Folge. Unter vielen Opfern dieser Verfolgungen, deren Schicksale der Vf. erzählt, ragen besonders *Arsalius Seehofer*, *Argula von Grumbach*, *Käser*, und der herrliche *Aventinus* hervor. Des Letzten Geschichte erhält neue, treffliche Aufhellungen. — *III Periode von 1534-1550. Unterdrückung des Protestantismus durch Baiern auch ausser Baiern.* „In dieser Periode," so charakterisirt sie der Vf. selbst, „hören wir in Baiern keine Todesurtheile mehr über Ketzer erschallen; aber nicht darum, weil Baiern ein mildes System annahm, und aufhörte, Ketzer und Unruhestörer zu verfolgen, sondern weil es in unserem Vaterlande beynahe keine Neuerer mehr gab, welche verfolgt werden konnten, oder weil sie, durch die bisher erzählten Schreckensscenen belehrt, ihre Gesinnungen in ihr Herz einschlossen, und mit ihren Mitbrüdern, des Abstandes der religiösen Meinungen ungeachtet, friedlich zusammenlebten, oder wenigstens keine grössere Erschütterung veranlassten. Desto mehr hatten nun die Brüder Wilhelm und Ludwig, da von Innen alle Besorgnisse verschwunden waren, Musse und Macht, auf das übrige Deutschland einzuwirken, und wirkten auch nach allen Kräften ein." Wie diess geschehen sey, wie die Herzöge von den benachbarten Reichsstädten Augsburg und Regensburg den Protestantismus abzuwehren gesucht, wie sie Vergleiche mit ihren Glaubensgegnern abgewendet, an den Höfen zu Wien, Rom und Toledo zum Heil des Katholicismus Unterhandlungen gepflogen, und den Grund zu dem religiös-politischen System, welches von Maximilian I so sehr ins Grosse gearbeitet wurde, gelegt haben, diess zeigt der Vf. in der ersten Hälfte des IIten Bandes mit eben so viel Gründlichkeit als Unparteylichkeit, und bringt dabey zugleich aus den reichen archivalischen Schätzen mehrere bisher unbekannte Thatsachen ans Licht. Der Vf. stellt

I, XIX den Grundsatz auf: der Geschichtschreiber mag für seine Person Mitglied einer christlichen Gemeinde seyn, von der er will; nur als Geschichtschreiber darf er keiner angehören, das heisst, er darf die Geschichte nie nöthigen, ein für seine religiöse Gesellschaft vortheilhaftes Zeugniss abzulegen, und eben so wenig die übrigen Gemeinden schwarz zu malen, oder in Schatten zu stellen, sondern er muss die Wahrheit schleyerlos darstellen —; und er blieb diesem Grundsatze auch bey der Schilderung der Schicksale des Protestantismus in Baiern unverrückt treu.

Auch die Frage, wie es gekommen, dass die Reformation aus Baiern zurückgedrängt und der alte Glauben in demselben erhalten wurde, beantwortet der Vf. mit eben so vieler Einsicht, als Unparteylichkeit. Mit Recht behauptet er, dass weder das südliche Klima Baierns, noch auch der eigenthümliche Charakter seines Volkes hievon die Ursache seyen. „Gehört denn,„ fragt er II, 312 ff., Österreich nicht zu Süddeutschland, und wo breiteten sich Luthers Lehrsätze mehr aus, wo wurzelten sie fester, als in den Herzen der Österreicher, so dass sie nur mit aller Gewalt wieder ausgerissen werden konnten? (Auf gleiche Weise hätte er auch Wirtemberg anführen können.) Oder waren vielleicht die Herzen der Bewohner Baierns der neuen Lehre mehr verschlossen, als jene der Österreicher? Wahrlich diess beweiset das nachdrückliche Schreiben nicht, in welchem Wilhelm und Ludwig bey allen baierischen Bischöfen am Anfange der Reformation auf Schonung Luthers und seiner Schriften drangen, *damit in Baiern kein Aufruhr entstände.* Dieses beweisen die vielen baierischen Religionsmandate, die vielen Einkerkerungen, die vielen Holzstösse nicht, auf welchen die Opfer verbrannten." — Auch darf man die Erhaltung des Katholicismus und die Zurückstossung des Protestantismus von dem baierischen Boden nicht auf Rechnung der Jesuiten schreiben. „Allerdings," sagt Hr. *W.* ganz richtig, „trugen zur Erhaltung des ersten und Entwurzelung des letzteren die Jesuiten in Baiern viel bey; allein ein Rückblick auf diese Geschichte wird uns unschwer überzeugen, dass das System am baierischen Hofe, die alte Religion fest zu halten, schon eine Reihe von Jahren, noch ehe man an die Jesuiten dachte, unabänderlich gegründet war, so dass der diesen Vätern zugeschickte Ruf nicht Ursache der Festhaltung des Katholicismus, sondern vielmehr die Wirkung derselben war." — Nur wenn man über den Zeitpunct, welchen der Vf. hier bearbeitet hat, hinaussieht, kann man fragen: was wäre wohl aus Baiern in kirchlicher Hinsicht geworden, wenn die Väter der Gesellschaft Jesu auf die Bildung Maximilians I von Baiern, nächst dem macedonischen Philipp des charaktervollesten Fürsten in der ganzen Historie, weniger Einfluss gehabt hätten? Wilhelm IV, seine Denkart, seine Umgebungen, seine politischen Verhältnisse waren es hauptsächlich, was in Baiern die Religion der Väter gegen den reissenden Strom der Reformation aufrecht erhielt. Der Charakter Wilhelms IV war reife Überlegung der vorschwebenden, oder ihm mitgetheilten Ideen, und unabänderliche Festhaltung des Gegenstandes, den er einmal aufgefasst hatte: so dass ihm auch sein Zeitalter mit Recht den Namen des Standhaften beylegte. Fast hielt er daher auch von Jugend auf an der alten Religion, und so schonend er Anfangs gegen die erneute Gestalt derselben verfuhr: so konnte ihm diese doch die Liebe des alten Glaubens nicht rauben, theils eben wegen seines festen Sinnes, theils weil ihm die neue Gestalt nur entstellt und bald im Gefolge politischer Unruhen sich darstellte. Auch theilten Männer von Geist und Kraft, welche ihn umgaben, und deren Rath ihm wichtig war, wie *Leonhard von Eck*, *Johannes Eck* und andere, diese Liebe mit ihm. Dass zu Ingolstadt insbesondere so eifrig für den Katholicismus gekämpft wurde, dazu trug, ausser dem Sinne des Herzogs, wohl der zufällige Umstand viel bey, dass Johannes Eck, nicht einmal ein geborner Baier, sondern aus dem Allgau in Schwaben gebürtig, und Luther, aus Freunden Feinde wurden. — Die Einkünfte der Bischöfe waren für viele Fürsten eine grosse Anreizung, dem Protestantismus zu huldigen. Anders in Baiern. Hier waren eben am Anfange der religiösen Gährung alle baierischen Bisthümer mit baierischen Prinzen besetzt; die Inful von Freisingen trug Philipp, die von Passau Ernst, der später nach Salzburg versetzt wurde, in Regensburg endlich wurde Johannes gewählt — alle Prinzen vom Hause Pfalzbaiern. Was war hier natürlicher, als dass der Regent Baierns, wenn er auch minder orthodox gedacht hätte, seine Vettern, Schwäger und Brüder, weit entfernt, nach ihren Gütern zu streben, vielmehr selbst gegen die Neuerer unterstützte? — Wilhelms Bruder, Ludwig, welchem er, ob er wohl vermöge der (1508) durch Albert IV in Baiern eingeführten Primogenitur, allein herrschen konnte, den dritten Theil seiner Länder abgetreten hatte, theilte in Beziehung auf Religion ganz seine Gesinnungen, so dass Wilhelm sich oft seines Bruders zu den wichtigsten Aufträgen bediente. (Von dem Verhältnisse der zahlreichen Klöster Baierns zur Reformation hätten wir eine noch genauere Auseinandersetzung gewünscht, als sie der Vf. gegeben hat.) Endlich die politische Lage der baierischen Regenten, wie verschieden war sie nicht von der der Kurfürsten von Sachsen. „Baiern," sagt der Vf. II, 318, war mit Österreich in mehr als einer Hinsicht, vorzüglich durch eine Heirath, und durch das bestimmteste Versprechen einer reichen Erbschaft von Ländern und Leuten, wenn gleich dieser Vertrag nie in Erfüllung überging, innigst verkettet: so dass die Hoffnung unserer Regenten mit der Herrschaft jener Macht stieg oder sank; Sachsen hingegen bildete im Reiche die Oppositions-Partey, und fand nur in der Schwächung Österreichs seine Stärke." Und, fügen wir hinzu, dass das Haus Habsburg, welches damals Spanien und einen grossen Theil Italiens beherrschte, so fest an dem Katholicismus hing, war eben dieser Länder wegen ganz natürlich. Dasselbe Mass geistiger Kräfte und geistiger Bildung, welches am Ende des funfzehnten, und am Anfange des sech-

zehnten Jahrhunderts in Deutschland sich fand, war damals wohl auch in Spanien und Italien, wo nicht ein gröfseres; aber für die feurige Phantasie und das glühende Gefühl der Spanier und Italiäner war der Lutheranismus keinesweges geeignet, der dem Gefühle und der Phantasie fast jedes ihrer Idole raubte. — Welch eine wichtige Vormauer war aber nicht Baiern in dieser Hinsicht für das Haus Österreich! Wie natürlich war es daher auch, dafs Österreich das Haus Baiern für die Erhaltung des Katholicismus zu gewinnen suchte, und wie günstig war auch in dieser Hinsicht den Habsburgern ihr so vielfach erprobtes Glück! Ja, wäre nicht in Baiern, diesem Grenzlande des Katholicismus, durch den standhaften Wilhelm IV, durch den einsichtsvollen, von der Glorie wahrer Heiligkeit umstrahlten Wilhelm V, und durch Maximilian den Ersten von Baiern, welcher felsenfest da stand im Sturme des dreyfsigjährigen Krieges, der Katholicismus erhalten worden: die Fürsten des Hauses Habsburg von der deutschen Linie hätten ihn nimmermehr erhalten, er wäre vielleicht vorgedrungen bis in das Herz Italiens.

Endlich nur noch Einiges von dem, was der Vf. mit vieler Gründlichkeit über die Folgen der Reformation für Baiern vorbringt. Das Bedürfnifs der Polemik, bemerkt Hr. *W.*, weckte und belebte auch in Baiern das Studium der Theologie. „Es wurde, heifst es (II, 211), keines der öffentlichen Religionsgespräche zu Augsburg, Speyer, Worms, Hagenau und Regensburg gehalten, ohne dafs auf demselben mehrere baierische Theologen erschienen, und selbst eine Hauptrolle spielten; das Religionsgespräch von Regensburg 1546 allein abgerechnet, zu dem Baiern seine Theologen absichtlich verweigerte." Die Vollendung der Bibelübersetzung Luthers (II, 217) reizte die Römisch-Katholischen, ihr eine andere Übersetzung der ganzen Bibel gegenüber zu stellen. Diefs that *Johann Dietenberger*, Professor der Theol. zu Mainz, schon im Jahre 1534, und drey Jahre später *Johannes Eck* von Ingolstadt. — Aber eben dieser polemische Geist, welcher das Studium der Theologie belebte, war der Religiosität selbst sehr schädlich. Die baierischen Synoden dieses Zeitalters (II, 220) bieten zu dieser Behauptung eine Menge Belege dar. Nie waren die Klagen der Väter über Aberglauben und Unglauben, über Hintansetzung menschlicher und göttlicher Gesetze, über das Dahinschwinden aller Religiosität und des rein moralischen Lebenswandels lauter, nie die in denselben aufgestellten Sittengemälde niederschlagender geworden, als in diesem Zeitraum. — Ansehen und Macht des Papstes stieg in Baiern. Je heftiger Luther und seine Anhänger gegen die Allgewalt desselben lärmten, desto stiller wurden die Katholiken. Die Altgläubigen schlossen sich an den Papst um so näher an, je weiter sich die Neugläubigen von ihm entfernten. „Ohne Baiern," so schliefst Hr. *W.* (II, 235) die Erörterung dieses Punctes, „hätte die Herrschaft des Papstes in Deutschland ein Ende gehabt. Dagegen (II, 249 ff.) erlitten alle baierischen Bisthümer aus Veranlassung der Reformation verschiedene Schmälerungen ihrer Rechte. Dahin gehört die den baierischen Herzögen übertragene Befugnifs, die Neuerer durch einige Prälaten zu richten, und die Geistlichen zu degradiren, welches bisher den Bischöfen ausschliefslich zukam; der daraus hervorgegangene Religionsrath, welcher den Consistorien gegenüber gestellt wurde; das Recht, die Geistlichkeit zu besteuern, und Contributionen unter verschiedenen Titeln einzutreiben. Endlich die niedere Geistlichkeit mufste aus Veranlassung dieser religiösen Gährungen manchen Druck und Spott dulden. Allein sie wurde auch durch eben diesen Spott, durch die Vorschriften der Synoden, und durch die Mafsregeln der baierischen Herzöge gebessert. Eben so treffend (II 269 ff.) zeigt der Vf., wie das Mönchthum in Baiern, aus Veranlassung der Reformation, neue Stärke gewonnen habe. Zuletzt spricht der Vf. auch von den Folgen der Reformation für den Staat. „Der Staat von Baiern," so fasst Hr. *W.* (II, 298 f.) diesen Punct kurz zusammen und führt ihn dann mit unbestechbarem Wahrheitssinne aus, gewann nicht nur von Aufsen keinen Zuwachs, keine neuen Länder, sondern sein innerer Wohlstand sank in dieser Periode der Gährung tief herab, der Handel und Wandel wurde gelähmt, die Staatscassen erschöpft, das Land erarmt, das Licht im Gebiete der Wissenschaften, die Theologie allein ausgenommen, ausgelöscht und die Finsternifs zurückgerufen. Wilhelm IV mufste (II, 302) volle acht und zwanzig Jahre eine grofse Anzahl Truppen auf den Beinen haben, um den Protestanten Widerstand thun zu können." Und II, 306 heifst es: „Die für die Aufrechthaltung der Religion der Väter und gegen die Neuerungen gemachten Staatsausgaben betrugen über 2,300,000 Gulden, eine damals ungeheure Summe, deren Abgang man in den baierischen Cassen, und im Umlaufe um so mehr fühlen mufste, als ein grofser Theil derselben zum Unterhalte der Truppen, der Reisen der baierischen Fürsten und ihrer Gesandten ins Ausland flofs."

Rec. kann den heifsen Wunsch nicht unterdrücken, dafs es Hn. *W.* gefallen möchte, uns recht bald mit einer Geschichte dessen, was in der zweyten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts in und durch Baiern gegen den Protestantismus und für den Katholicismus gethan worden ist, zu beschenken.

a. Φ.

NEUE AUFLAGEN.

Pyrmont, in der Hellwingschen Hofbuchhandlung: *Pyrmonts Merkwürdigkeiten*. Eine Skizze für Reisende und Kurgäste, von *G. Küppel*. Zweyte stark vermehrte Auflage. Mit 1 Kupf. 1810. XXIV und 160 S. 8. (16 Gr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 22 AUGUST, 1810.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

1) Leipzig, b. Hinrichs: *Communionbuch für Gebildete zur würdigeren Feyer des Abendmahls Jesu von Fr. Erdm. Aug. Heydenreich*, Pastor Senior und Consistorialassessor zu Merseburg. 1808. Mit 1 Kupf. 240 S. kl. 8. (12 Gr.)

3) Rothenburg an d. Tauber, b. Class: *Communionbuch für denkende Christen*. Von *A. H. d'Autel*, Prediger zu Heilbron am Neckar. 1807. Mit 1 Kpf. 324 S. kl. 8. (16 Gr.)

Wir sollten auch über die Abfassung von Andachtsbüchern theoretische Vorschriften aufstellen: dann würden mehrere zweckmäfsige erscheinen. Für Inhalt und Ton eines jeden Andachtsbuchs lassen sich nach dem besonderen Zwecke, den es erreichen, und nach der Classe von Lesern, an denen es ihn erreichen soll, bestimmte Regeln geben. Der allgemeine Zweck des Andachtsbuches ist, durch geistvolle Benutzung der mehr oder minder vorauszusetzenden religiösen Kenntnisse heilige Gefühle und Entschliessungen zu beleben. Kein Andachtsbuch soll also ein trockenes Lehrbuch seyn, am wenigsten ein Communionbuch *für Gebildete*, das heisst doch wohl, für *religiös* Gebildete. Denn freylich giebt es Viele in der gebildeten Welt, die an religiösen Kenntnissen ärmer sind, als das gemeine Volk; allein für diese müsste dann durch anderweitige Belehrung, z. B. durch ein Vorbereitungsbuch auf die Feyer des Abendm., gesorgt werden. Fände man aber auch bey religiös Gebildeten einige Vorstellungen zu berichtigen, oder einigen Vorurtheilen zu begegnen: so sollte das, wie es der Vf. von No. 2 that, in einer kurzen Einleitung geschehen. Religiös Gebildete würden bey der Abendmahlsfeyer gar kein Andachtsbuch bedürfen, wenn sie Alle die Fähigkeit besäfsen, die in ihnen liegenden religiösen Ideen leicht zu beleben, von vielfachen Seiten anzuwenden, die fruchtbarsten Folgerungen aus ihnen zu ziehen, und so selbst sie zur Erweckung heiliger Gefühle und Entschliessungen zu verarbeiten. Diese, Vielen nöthige Nachhülfe soll nun das Communionbuch gewähren. Es soll sie gleichsam in den Kreis ihrer eigenen Ideen einführen, und die in der Seele liegenden Gefühle beleben. Es soll sie nicht über die zur würdigen Abendmahlsfeyer erfoderliche Seelenstimmung erst belehren, sondern diese sogleich erschaffen; es soll nicht ihre Verpflichtungen ihnen erst vorhalten, sondern sie ihrem Herzen theuer machen, und sie sogleich in die heiligen Empfindungen versetzen, mit denen das Abendm. gefeyert werden soll. Höhere Ansichten, anziehende Abwechselung der Einkleidung, unmittelbare Belebung und Heiligung des Gefühls, Würde und Feyerlichkeit des Tons erwartet man also mit Recht von einem Communionbuche für Gebildete. Nicht Belehrung, sondern Andacht, welche die Seele vorbereitet und in der Stunde der Feyer über das Irdische erhebt, soll es bezwecken.

Dafs nach diesen Ansichten die ganze Anlage des Communionbuchs No. 1 verfehlt sey, lehrt schon die Übersicht des Inhalts. Es theilt sehr sorgfältig alles mit, was nur über die Abendmahlsfeyer zu bemerken ist, und enthält daher schätzbare Materialien für den Prediger; auch könnte es denen empfohlen werden, die erst *Belehrung* über das Abendmahl bedürfen. Aber zum Andachtsbuche scheint uns dieses trockne, räsonnirende, kalte Werk nicht geeignet. Der weit gröfsere Theil des Buchs behandelt in 3 Abschnitten die Fragen: *Was kann und soll dem Gebildeten Jesus Abendmahl seyn? Was ladet den Gebildeten zu der Feyer desselben ein? Mit welchen Empfindungen und Gesinnungen geniesst er es?* Die Rubriken der Antworten sind nun, wie bey Predigtdispositionen, numerirt so eingerückt, dafs man immer zur ersten Seite eines Abschnittes zurückkehren muss, um sich der Frage zu erinnern. So dispositionsartig ist nun aber das ganze Buch abgefasst. S. 37 z. B. ist gezeigt, dafs der Befehl Jesu zur Abendmahlsfeyer ein von einer älteren Religionshandlung ausgehender, ein zuvorkommender, bestimmter, natürlicher, einfacher, leicht zu erfüllender und angenehmer Befehl sey. So ist alles logisch zergliedert und zerspalten, kalt beobachtet, und stets ängstlich umhergeschaut, dafs ja kein noch so entfernter Beziehungspunct übersehen werde. Da begreift man denn nun freylich nicht, wie manches mit der Abendmahlsfeyer zusammenhängt; da ist so vieles in sie hineingelegt, dafs man augenblicklich von der Hauptsache abgelenkt ist. So verbindet, nach S. 54, zur Abendmahlsfeyer die Sorge für eigenes geistiges Vollkommenerwerden; denn durch das Abendm. gewinnt das *Denkvermögen* (und zwar an Umfang, Innigkeit, Übung und Würde), das *Vorstellungsvermögen, Erinnerungsvermögen, Gefühlsvermögen, Begehrungsvermögen* und das *Schönheitsgefühl* (?). Das alles ist auf 4 Seiten abgehandelt! Aber dafür ist auch keine der zunächst hieher gehörigen Materien für die Andacht bearbeitet. Es findet sich in dem ganzen Buche auch nicht Eine Stelle für das Herz, keine Spur eines Gefühls, das in heili-

ges Gebet überströmte. Diese Betrachtungen in obigen 3 Abschnitten belehren nur trocken darüber, wie man das Abendmahl feyern und welche Wirkungen man dann davon erwarten soll; aber keine dieser Betrachtungen vermag zu dieser Feyer und ihren Wirkungen zu verhelfen. Überdiess hat noch der Vf. durch das ganze Buch die widrigste Einkleidung gewählt, nämlich das monotonische Selbstgespräch. Diese Selbstberathungen haben nun zum Theil einen sehr altklugen, durchaus aber einen selbstgefälligen und selbstgenügsamen Anstrich: man wird so oft an das pharisäische: Ich danke dir Gott u. s. w.; erinnert. Überhaupt ist es eine irrige Voraussetzung, dass der Vf. sich unter Gebildeten lauter Veredelte zu denken scheint: aber selbst diese sollen sich ihrer besseren Kenntnisse und Gesinnungen nicht so überheben, wie es hier geschieht. — So enthalten also obige 3 Abschnitte bis S. 140 eigentlich nur *vorbereitende* Betrachtungen. Nun aber folgen im 4 Abschn. sogleich Betrachtungen zur Abendmahlsfeyer bey besonderen Fällen, nämlich für gebildete Begüterte, Arme, Leidende, Kranke, Bejahrte u. s. w. Soll denn der Begüterte eine andere Ansicht der Abendmahlsfeyer haben, als der Arme? Gerade diesem Zuschnitte der Religionswahrheiten nach den äusserlichen Verhältnissen, bey welchem jene Wahrheiten künstlich gedeutet werden, und dem eigenen Denken und Anwenden kein Raum gelassen wird, konnte Rec. nie hold seyn, am wenigsten billigt er ihn in einem Andachtsbuche für Gebildete. Auch in diesen Betrachtungen herrscht der oben gerügte selbstgefällige Ton; der Kranke z. B. macht sich drey Seiten lange Lobsprüche. In dem fünften Abschnitte folgen endlich auf 22 Seiten Betrachtungen vor, bey und nach dem Genusse des Abendmahls, die, wie der Vf. sich ausdrückt, in Gebete übergehen. Aber warum durfte keine der vorigen Betrachtungen in Gebet übergehen? und wodurch wären diese Betrachtungen dazu mehr geeignet, als die anderen? Doch auch diesen Betrachtungen und Gebeten fehlen Wärme und der ächte Ton des Gebets.

No. 2. Sehr vorzüglich und empfehlenswerth dem grössten Theile seines Inhalts nach ist das zweyte der vorliegenden Communionbücher; es darf sich den besseren Arbeiten in diesem Fache an die Seite setzen, und wird dieses Platzes noch mehr würdig werden, wenn der Vf. bey wiederholten Auflagen ihm die Vollendung geben wird, die er ihm zu geben vermag. Mit hellem religiösem Sinne ist die erhebende praktische Seite der Abendmahlsfeyer aufgefasst, und mit ergreifender Wärme zu Belebung frommer Gefühle dargestellt. Nach einer, auch durch anderen Druck gesonderten Einleitung über die Geschichte, den Zweck und Sinn, den würdigen und unwürdigen Genuss des Abendmahls, die Vorbereitung auf dasselbe und die Beichte, folgen Betrachtungen über das Abendmahl als Bekenntniss der Sünden, Denkmal der Vergebung der Sünden, der Unsterblichkeit, der Menschenwürde und Gleichheit der Bestimmung, der Tugend, der Beharrlichkeit im Dienste der Pflicht, der Versöhnlichkeit, der Freude und Seelenruhe. Diese Betrachtungen sind der schätzbarste Theil des Communionbuchs. Die Idee der Abendmahlsfeyer ist festgehalten, und in Ansehung der benannten Gegenstände nur herausgehoben, was aus der gefühlvollen Feyer selbst, aus dem Aufsehen auf Jesum, das fromme Gemüth sich entwickelt. Sehr würden diese schönen Betrachtungen und das ganze Buch gewonnen haben, wenn der Styl des Vfs., unbeschadet der Wärme desselben, natürlicher wäre. Es ist ein entschiedener Fehler, wenn in einem prosaischen Aufsatze auch nur Eine rhythmische Stelle vorkömmt; hier sind beynahe ganze Seiten rhythmisch, und es scheint aus mancher künstlichen Wortversetzung, als hätte der Vf. es gesucht. Aus einer solchen Wortversetzung entstand wohl auch folgende gänzlich unrichtig ausgedrückte Stelle S. 4: „Der Unglückliche (Judas), bey dessen Anblick ihm (Jesu) sein Herz blutete, o er (wer?) ahndete sein trauriges Geschick, und tief erschüttert von dieser traurigen Ahndung rief er aus: Es wäre besser für diesen Menschen, er hätte nie des Tages Licht erblickt." — Diesen Betrachtungen folgen nun andere vor, bey und nach dem Genusse des Abendmahls. Die ersten sechs dieser Betrachtungen, Selbstprüfung, Reue, Sünde der Menschen Verderben, Tugend der Menschen Glück u. s. w., empfehlen sich zwar von der einen Seite durch tiefes Eindringen in die Quellen menschlicher Vergehungen und durch Lebhaftigkeit des Vortrags, sind aber von einer anderen Seite sehr fehlerhaft. So wie nämlich der Vf. des Cbchs. No. 1 unter den Gebildeten, für die er schrieb, sich bloss veredelte Menschen gedacht zu haben scheint: so hatte der Vf. bey diesen Betrachtungen bloss Lasterhafte im Sinne. So heisst es z. B. in dem Gebete S. 162: „Diess Erdenleben war mir Vorbereitung zur Hölle. Dem Laster hab' ich meine beste Kraft geopfert u. s. w. So handelt die dritte Betrachtung wörtlich vom Elend des Lasters, und ist überhaupt zu grell. Daher gefällt uns auch die vierte Betrachtung über das Glück der Tugend nicht. Dieses Glück wird hier aus dem Contraste mit dem Elend des Lasters entwickelt; aber solche Vergleichungen haben keine erhebende Kraft. Eben so ist auch die fünfte Betrachtung und selbst das Gebet um Beystand im Guten für bisherige Lasterhafte geschrieben. Wie konnte der Vf. diesen Missgriff sich erlauben? Für alle edeln Menschen ist dieser Theil seines Buchs unbrauchbar, und er hat ihn daher bey einer neuen Auflage ganz umzuarbeiten. Auch die dritte Betrachtung nach dem Genusse des Abendmahls S. 231 befriedigt nicht ganz, indem sie mehr vor dem Aufschub der Besserung warnt und nichtige Ausreden bestreitet, da vielmehr die Nothwendigkeit der steten Bearbeitung unseres Herzens aus einem höheren Gesichtspuncte gezeigt werden sollte. Gerade diese Gegenstände, Selbsterkenntniss, Sünde, Reue, Besserung, wollen mit psychologischer Schärfe und Feinheit, mit einem geübten Blicke in das menschliche Herz, und mit sorgfältiger Vermeidung jeder Über-

treibung behandelt seyn. Die Menschen sind weder so gut noch so schlecht, als sie gewöhnlich geschildert werden. Sündendienst und höhere Tugendhaftigkeit werden wie die einzigen zwey Arten des Zustandes angesehen, in dem sich das menschliche Herz befindet, und aus deren einer man unmittelbar in die andere übergehen könnte. Daher werden die Meisten solche Schilderungen auf sich nicht anwendbar finden.

V. Pf.

Winterthur, b. Steiner: *Christliche Unterhaltungen für Leidende und Kranke.* Von *Georg Gessner*, Pfarrer an Fraumünster u. Professor in Zürich. 1805. XII u. 340 S. 8. (1 Rthlr.)

Ein Erbauungsbuch in dem Geist und in der Form der *lavaterschen*; vielleicht mehr noch in ihrer Form, als in ihrem Geist. Der Vf. hat sich nur in wenigen Aufsätzen den Geist und die Kraft der besseren asketischen Werke des sel. Lavater angeeignet. Dagegen fehlt es nicht an gedehnten und matten Declamationen, an missverstandenen Bibelstellen, an Äusserungen, die ziemlich nahe an Mystik streifen (wie S. 206 die christliche Ansicht des Leidens), an Beyspielen, welche die Wunderkraft des Gebets darthun sollen. Die mit abgedruckten Lieder, worunter auch Gelegenheitsgedichte zu seyn scheinen, haben wenig poetische Farbe. Auch an Hexametern darf es nicht fehlen; hievon geben wir einen zur Probe.

Ach, sie ist nicht mehr bey dir, die deine Seele so sehr liebt!

Übrigens enthält das Buch theils vermischte Aufsätze, wie für Leidende tröstliche Ansichten und Betrachtungen, wobey auch Bruchstücke von Predigten vorkommen; dann Beyspiele christlich leidender und sterbender Menschen, in welcher Rubrik wohl das Nutzbarste der Sammlung zu finden seyn möchte; endlich Gebete und Lieder. Das Buch würde sich mehr empfehlen, wenn der Vf. es um die Hälfte abgekürzt hätte. Solcher Aufsätze, wie: *Klopstock's Sterbebette*, S. 224, würde man gern mehrere lesen.

N. A.

Hannover, b. Hahn: *Predigten für die häusliche Erbauung, auch zum Vorlesen beym Gottesdienst auf alle Sonn- und Fest-Tage des Jahres* von *Joh. Wilh. Fried. Mehliss*, vormals Superintendenten zu Rehburg, jetzt zu Oldendorf im Fürstenthum Calenberg, auch Pastor zu Oldendorf und Bensdorf. Erster Th. 2te verbess. Aufl. 1805. 516 S. 8. (1 Thlr. 8 Gr.)

Nach dem Zeugnisse des Vfs. sind diese Predigten in der zweyten Auflage, die wir vor uns haben, wesentlich verbessert. Da wir die erste Auflage nicht bey der Hand haben: so beurtheilen wir sie, wie wir sie hier finden. Der Vf. wählte nicht immer die Evangelien zu Texten, sondern zuweilen auch die Episteln, wenn sie seinem Zwecke entsprachen. Die Themen zeichnen sich durch Kürze, Deutlichkeit, Mannichfaltigkeit und praktische Tendenz aus. Die Darstellung ist zwar einfach und populär, nach Rec. Urtheil nur hie und da zu matt und zu wenig erhebend für das Gefühl. Da der Vf. diese Predigten zur häuslichen Erbauung und zum Vorlesen beym Gottesdienst bestimmte: so hätten billig solche Wendungen, die wohl aus dem Munde des Predigers eine gute Wirkung thun, aber für den Vorleser unpassend sind, weggelassen werden sollen, ein Fehler, der die meisten sonst trefflichen Predigten zur häuslichen Erbauung nicht eignet. Ausdrücke, wie: *Affect der Leidenschaften*, die der Ungebildete gewiss nicht versteht, finden wir wenige. Ungeachtet dieser kleinen Flecken stimmen wir in das günstige Urtheil ein, das die kritischen Blätter bereits darüber gefällt haben, und können sie mit Recht zur häuslichen Erbauung empfehlen.

D. K. N.

Dresden, b. Arnold: *Predigten für Freunde christlicher Weisheit und Tugend aus den gebildeten Ständen*, von *Friedrich Christian Paldamus*, evangel. reform. Prediger zu Dresden. 1805. 253 S. 8. (1 Thalr.)

Dieser Band macht das *zweyte* Zehend der Predigtsammlung des Vfs. aus; für die Besitzer der letzten 10 Predigten ist daher ein zweyter Titel beygefügt worden. Die Hauptsätze sind sehr allgemein, enthalten oft blosse Begriffe, und sind schon von Anderen zu gleichem Behuf bearbeitet worden. Wir führen sie der Reihe nach an, um unser Urtheil zu bestätigen, und die Leser mit dem Inhalte derselben bekannt zu machen. 1) Die *Geschichte Josephs* und *seine Jugend* über Psalm 105, 17—24. 2) *Selbstverschuldete Unzufriedenheit mit den Menschen*, Micha 7, 1. 2. 4. 3) *Vorzüglicher Werth des Vergnügens an der schönen Natur.* Ps. 104, 1. 4) *Der Pharisäer im Tempel.* Luc. 18, 9—14. 4) *Heilsame Annäherung zu (an) Leidenden (e).* Pred. Sal. 7, 3. 4. 6) *Von argen Gedanken.* Matth. 15, 19. 20. 7) *Von den Schwächen und Sünden der Heiligen.* Denksp. Sal. 20, 6. 8) *Über das eingebildete Leiden.* Jon. 4. 6. 7. 8. 9. 9) *Vorsicht, wo sie besonders nöthig ist.* Ephes. 5, 15. 10) *Hohe Merkwürdigkeit des Todes Jesu.* Luc. 23, 45—49.

Am wenigsten hat die erste Predigt den Rec. befriedigt, da der Vf. nur gerade die Seiten der Geschichte Josephs berührt, die selbst der Ungebildete leicht auffindet, und die daher die Gebildeten, von denen der Vf. spricht, wenig anziehen und erbauen können. Zu einer fruchtbareren Benutzung derselben möchten wohl mehrere Predigten erfoderlich seyn, um so mehr, da der Vf. im Eingange durch eine Episode „über den Werth der Bibel" den Raum beschränkte. Diess thut er auch in der zweyten Predigt, wo er nach Angabe des Themas einige Gedanken „über den Nutzen moralischer Predigten" der Abhandlung vorausschickt. Dergleichen Episoden, die reichhaltigen Stoff zu einer und mehreren Predigten geben, würde Rec. nicht gern in einer

Rede vor einer Landgemeine, geschweige vor gebildeten Zuhörern; einmischen, da hier ein streng logischer Zusammenhang noch nöthiger ist, da die fremdartigen Gegenstände die Aufmerksamkeit theilen, und doch nur oberflächlich abgehandelt werden können. Gemeiniglich sind sie nur der Nothbehelf leerer Köpfe, zu denen wir den Vf. jedoch nicht zählen, da er in der *fünften*, *sechsten* und *achten* Predigt seinen Beruf als Religionslehrer beurkundet. Das Thema der 7ten Predigt *„von den Sünden der Heiligen* hätte wohl bestimmter ausgedrückt werden sollen, da es, wie es hier steht, einen Widerspruch in *adjecto* enthält. Auch befremdet es Rec., dass der Vf., anstatt der allgemeinen, Sätze nicht lieber speciellere, und weniger bekannte wählte, um sie desto gründlicher und zweckmäfsiger für sein Auditorium bearbeiten zu können, das auf einer hohen Stufe der Bildung stehen muss, da er sich wissenschaftlicher Ausdrücke: Ideale u. a. bedient.

Die Darstellung ist im Ganzen lichtvoll, einfach und präcis, zuweilen blühend und erhebend. Doch ist der Styl nicht immer correct. Oft braucht er ungewöhnliche und selbstgebildete Ausdrücke: *Fallgeschichten* statt Geschichten menschl. Verirrungen, *Nothstand, Frühzeitigkeit, Tugendhülfe, Sittenwesen:* Zuweilen veraltete Wörter: *eitel* Schaden, *eitel* Täuschung, *eitel* verfeinerte Üppigkeit, *vornherein*, *selbstige* Fehler, *laut* welcher Forderung. Einiges ist auf der Kanzel gemein und unedel: *wie den Wolken fallen*, auf seine Stärke *pochen*, *Sauersehn*. Folgende Redensarten und Bilder schienen Rec. unpassend: (S. 121) „Gott trägt ihn in seiner Hand und behütet ihn wie seinen Augapfel". (S. 258) „vor Gott voll dankbarer Neigung das Herz *ausschütten*". Zum Beweise des Gesagten wollen wir aus der ersten Predigt S. 8 noch folgende Stelle ausheben: Wir suchen Erbauung und müssen sie suchen, da wir zum Tempel Gottes *zugerichtet* werden sollen. Desto mehr ist zu wünschen, dass uns das bisher Gesagte theils überhaupt in der Achtung von dem *alten* (?) Gotteswort befestige, theils insbesondere zur Aufmerksamkeit auf die Geschichte Josephs reize. Denn diese will ich aus einem doppelten Gesichtspuncte betrachten *helfen*: wie sie Gottes Regierung, das Geschäft (?) und den Trost derselben anschaulich macht; zweytens ein schönes Beyspiel menschlicher Tugend aufstellt.

D. K. N.

KLEINE SCHRIFTEN.

Erbauungsschriften. *Gotha*, b. Becker: *Drey Friedens-Predigten* von *Josias Friedrich Christian Löffler* in Gotha, und *Herrmann Gottfried Demme* in Altenburg. Nebst einem Nachtrage des letzteren: *über die Hoffnung eines fortdauernden Friedens*. 1810. 96 S. gr. 8. (9 Gr.) Es war ein guter Gedanke, die beiden ersten Geistlichen des Herzogthums Gotha auch durch das Vehikel dieser Gelegenheitsschrift in ihrer collegialischen Verbindung neben einander zu stellen. Beide sind schon längst von dem Publicum als ausgezeichnete Kanzelredner anerkannt, und auch diese Arbeiten sind dazu geeignet, ihren Ruhm zu vermehren. Die beiden ersten sind vom Hn. Generalsup. D. *Löffler*, der die erste zur Feyer des tilsiter Friedens gehaltene Predigt zugleich mit der Gedächtnisspredigt auf den wiener Frieden drucken liefs, weil ihr Inhalt mit der Friedenspredigt des Hn. Generalsup. *Demme* näher verwandt schien, als die zweyte. Beide Predigten *Löfflers* nähern sich mehr der analytischen Form, und zeichnen sich durch Reichthum der Ideen, Klarheit der Gedanken und eine edle, schöne Diction aus. Nur eine gelungene Stelle theilen wir mit. Es ist die schöne Schilderung der Lage, worin sich Gotha vor der Schlacht von Jena befand. S. 10: „Es ward Krieg! Ein furchtbares Wort, wenn die Sache, die es in sich schliefst, wirklich wird. Es ward Krieg. Die Heere zweyer mächtigen Völker bewegten sich gegen einander. Wir, auf der Mitte ihres Weges, ohne Macht, sie von unseren Grenzen abzuhalten, oder uns ihrer Willkühr zu entziehen, sahen uns dem Elende, den Drangsalen und den Verwüstungen Preis gegeben, die in dem Gefolge des Krieges sind, die insbesondere das Land treffen, das sein eigentlicher Kampfplatz zu werden in Gefahr kommt. Aber das Ungewitter, das über uns schwebte, das wir angstvoll betrachteten, zog an unserem Himmel vorüber, und entladete sich, ach, furchtbar und verheerend genug, auf den Fluren unserer Nachbaren! Von welchem Jammer, von welchen Auftritten des Entsetzens, von welchen furchtbaren Plagen hörte da unser erschrockenes Ohr! Wie bange ward dem eigenen Herzen! Wie angstvoll harrten wir auch nur der nächsten ungewissen Zukunft! Doch wir hörten von jenen Schauder-erregenden Auftritten nur aus der Ferne! Wir sahen die Wirkungen des schrecklichen Krieges nur an Anderen. Uns selbst erreichte sein Fusstritt nicht. Unser Land ward nicht sein Schauplatz".

Auch die *demme'sche* Predigt zeichnet sich durch jene Einfachheit und Herzlichkeit aus, die wir in allen Producten dieses ächtpraktischen Mannes zu finden gewohnt sind. Er fodert, nach Anleitung des Textes Ps. 147, 12—14, zum Dank gegen Gottes Schutz auf, und ermuntert sodann zu den Gesinnungen und Handlungen, wozu uns dieser Dank verpflichtet. Auch hier verdienen einige Worte, welche die besondere Lage Altenburgs im Sommer 1809 andeuten, ausgehoben zu werden. S. 69: „Zwar hatten wir Tage banger Besorgnisse; aber die drohenden Gefahren gingen vorüber, und wir wurden mit einer Schonung und Milde behandelt, die wir nicht erwarten konnten. — Wie Mancher fragte mit trüber Aussicht in die Zukunft: was wird aus der diessjährigen Erndte werden? Wird nicht vielleicht des Feindes Hand vernichten, was die Hand des Fleifses erbauet hatte? Und siehe! des Friedens Sonne leuchtete mit ihren ersten Strahlen zur Zeit der reifenden Früchte! Wir erndteten in Ruhe, erndteten den reichsten Segen, und dürfen nun hoffen, dieses Segens in Friede froh zu werden!

Der *Anhang* (S. 85—96) enthält menschenfreundliche Worte, und erregt erfreuliche Hoffnungen, die man nicht durch eine kalte Vergleichung mit der blutigen Pagina der Geschichte und Erfahrung niederschlagen darf.

n.

FORTSETZUNGEN.

Lüneburg, b. Herold u. Wahlstab: *Predigten für denkende Verehrer Jesus*, von *J. H. B. Dräseke*. 4te Sammlung. 1810. 511 S. 8. (1 Thlr. 4 gr.) S. Rec. der ersten Sammlung 1804. No. 302.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 23 AUGUST, 1810.

GESCHICHTE.

Halle u. Leipzig, in der russischen Verlagshandlung: *K. C. Mangelsdorffs*, der Geschichte, Beredsamkeit und Dichtkunst ord. Prof. auf der kön. Universität zu Königsberg in Preussen, *Hausbedarf aus der allgemeinen Geschichte der alten und neuen Welt für seine Kinder. XI, XII, XIII Theil.* Oder: *Hausbedarf aus der allgemeinen Geschichte neuerer Zeit, VI, VII, VIII Band.* Ein Buch zur Belehrung und Unterhaltung. Fortgesetzt von *Ludwig v. Baczko*, Prof. der Geschichte bey der Artillerie - Akademie zu Königsberg.

Auch unter dem besonderen Titel: *Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts* von *L. v. Baczko* u. s. w. Erster Theil. 1807. VIII u. 328 S. Zweyter Theil. 1807. 444 S. Dritter Theil. 1808. 380 S. 8. (3 Thlr.)

Bey den zahlreichen Versuchen in unserer Literatur, auch die Geschichte oder die Resultate historischer Forschungen, besonders der vaterländischen Geschichte, für die Mehrzahl brauchbarer zu machen, und zugleich der Leselust unterrichtend entgegen zu kommen, ist die gegenwärtige Arbeit weder überflüssig, noch ohne eigenes Verdienst. An eine Geschichte des 18 Jahrhunderts sind ohnehin so viele Foderungen noch zu machen, dass, auch nur eine vollkommenere Übersicht derselben zu liefern, allein rühmlich genug ist. Das Letztere ist es, worauf Hr. *v. B.* hauptsächlich Anspruch macht. Man sieht es aber gleich auf den ersten Anblick, dass wir hier keinen Verfertiger eines Hand - oder Lese - Buches vor uns haben, der, wie der Fall nicht selten ist, sich selbst erst mit seinem Gegenstande bekannt zu machen hat; wir erhalten hier im Gegentheil nur Resultate einer vieljährigen Belesenheit, und zwar in der gedrängtesten Kürze. Der Vf., der, „ungeachtet seines gebrechlichen Körpers und seiner Blindheit, seine Zeit nicht vergeblich hinbringen wollte" (Vorr. S. VII f.), verdient unsere ganze Hochachtung.

Anlass zur Ausarbeitung der vorliegenden Geschichte gab, wie schon der Titel sagt, der bekannte *mangelsdorffsche* Hausbedarf. Diesen fortzusetzen, wurde der Vf. auf eine schmeichelhafte Weise aufgefodert. Der Antrag war ihm um so willkommener, da er, durch seine Berufsbeschäftigungen angetrieben, schon seit einigen Jahren die Absicht hatte, die neuere Geschichte, vorzüglich in militärischer und politischer Hinsicht zu bearbeiten. Die Schwierigkeiten, welche theils in der Sache selbst, theils in der vorgeschriebenen Form lagen, wusste er ziemlich glücklich zu beseitigen. In Ansehung der letzteren wurde von ihm gefodert, das Werk in drey Bänden so abzufassen, dass es als ein für sich bestehendes Ganzes, und zugleich als eine Fortsetzung des *mangelsdorfschen* Hausbedarfs betrachtet werden könnte. Das letztere widersprach aber gewissermassen dem ersteren, weil das Werk wenigstens um ein paar Bände stärker geworden wäre, wenn, nach *Mangelsdorfs* Vorgange, bey jeder sich darbietenden Veranlassung ausführliche Beurtheilungen und Anreden an die Leser hätten beygefügt werden sollen. Hr. *v. B.* wollte sich daher dem *mangelsdorffschen* Zwecke nur durch kurz eingeschaltete Urtheile und Bemerkungen nähern, und vermied absichtlich alles weitläuftige Räsonnement. Dieses hat um so mehr unseren Beyfall, da bey historischen Werken uns nichts mehr zuwider ist, als lange und blumenreiche Ergiessungen der Redseligkeit.

In sofern die gegenwärtige Arbeit ein für sich bestehendes Ganzes seyn sollte, hat der Vf. auch auf frühere Begebenheiten, welche auf die Geschichte des 18 Jahrhunderts Einfluss haben, besonders wenn *M.* sie noch nicht erschöpft hatte, Rücksicht genommen. Darin stimmen wir ebenfalls mit ihm überein, dass der Anfangs- und End - Punct eines Jahrhunderts nicht gerade auch in historischer Rücksicht Grenzpunct seyn müsse.

Was die Geschichte des 18 Jahrhunderts an sich selbst betrifft: so gehört wohl die Entwerfung eines zweckmässigen Plans unter die schwereren Aufgaben. Um bey einem solchen Reichthume von Begebenheiten, die häufig genug einander selbst durchkreuzen, historische Einheit zu erhalten, sagt der Vf., habe er solche Begebenheiten, an welchen mehrere Staaten zugleich Theil hatten, zum Leitfaden gewählt. Dabey hat er, so viel möglich, die chronologische Ordnung beobachtet, und nur, wo es der Zusammenhang oder die Erläuterung der Begebenheiten zu erfodern schien, einzelne Stücke eingeschaltet. Es ist dieses die einfachste und natürlichste Anlage, wiewohl sie für sich allein noch nicht, oder wenigstens nicht immer, zur eigentlichen historischen Einheit führt. Auch gesteht der Vf. selbst, dass er, vorzüglich in der ersten Hälfte des Jahrhunderts, viele Schwierigkeiten gefunden habe.

Wir versuchen es, unsere Leser mit der Ausführung des Plans, so weit es der Raum erlaubt, etwas näher bekannt zu machen.

Im Anfange des Jahrhunderts sind der *nordische* und der *spanische* Successionskrieg die Hauptbegebenheiten, an welchen, Helvetien ausgenommen, ganz Europa Theil nimmt. Mit der Geschichte dieser beiden Kriege sind auch die übrigen gleichzeitigen Begebenheiten, je nachdem sie mehr oder weniger damit in Berührung stehen, in Verbindung gebracht. (Von dem spanischen Kriege wird bemerkt, dass das Land im Inneren ruhig war, während von aussen mit so vielen Anstrengungen um seinen Besitz gekämpft wurde, I. 165.) Nach dem Friedensschlusse S. 243 ff., wird auf das Ende Ludwigs XIV und die damalige Lage *Frankreichs* übergegangen. Die *dritte* Hauptbegebenheit wäre nun der *Türkenkrieg*, durch *Eugen* erregt, nachdem Frankreichs Macht gebrochen war, S. 255. Allein *Spanien*, und noch mehr *England*, ziehen grössere Aufmerksamkeit auf sich. S. 259. Die Geschäftigkeit, *Allianzen* zu errichten. — *Fleury* und *Walpole* treten als Hauptlenker des europäischen Staatsschiffs auf. S. 276. Nach dem wiener Vertrag, und nach dem Frieden zu Nystadt, der auch im Norden die Ruhe endlich herstellt, folgen *Russlands* Plane in Ansehung des Orients, (die Geschichte von *Persien* wird hier eingeschaltet,) und auf *Polen*; alsdann die innere Geschichte nach Peters I Tode. Der *polnische Krieg*, S. 299 ff., mit Auszeichnung des Resultats, dass dieser kurze Krieg unerwartet schnell die Gestalt so vieler Staaten verändert habe. Der *Türkenkrieg*. Österreich, in Verbindung mit Russland, sucht Entschädigung. S. 304—317. *Schwedens* und *Frankreichs* Verhältnisse bis zum Ausbruch des *österreichischen Erbfolgekriegs*. Bis hieher hat der Vf. absichtlich die *preussische* Geschichte aufgespart. Eine gedrängte Übersicht derselben, von der Gründung des Staats an, macht den Beschluss des Iten Theils.

Der II Theil beginnt mit *Friedrich II*. Unter welchen Umständen er gegen Österreich auftritt. Tractat zu Leipzig. Nach dem aachner Frieden wird ein Blick auf die *Türken* und *Perser* geworfen; letztere hören auf, den Türken furchtbar zu seyn. Der Friede in Europa wird nur zu neuen Kriegsrüstungen benutzt. Veränderungen des politischen Systems unter den Hauptmächten, als Einleitung zum *siebenjährigen Kriege*. (Dieser nimmt einen grossen Theil des zweyten Bandes ein; klar und lichtvoll sind die Resultate, besonders in Ansehung der Verhältnisse Englands zu den Landmächten.) Hierauf *Catharina II* und die *polnischen* Angelegenheiten. Der Einfluss von jener auf ganz Europa, während Österreich und Preussen erschöpft sind, S. 301—307. Dagegen erregt *Vergennes* den *Türkenkrieg*. Russlands Glück, ungeachtet der Pest, der kalmuckischen Völkerwanderung, und der inneren Empörung. Wie sich die Umstände zur ersten *Theilung von Polen* anschicken. S. 322. — Veränderungen in den übrigen *nordischen* Reichen. Dann wieder *Frankreich* unter *Choiseul*. Die *Jesuiten* durch ihn, Aranda und Pombal; und der *päpstliche* Hof durch den Verein der *bourbonischen Höfe* in die Enge getrieben. S. 355. Ludwigs XV zunehmende physische und moralische Schwäche. Unterdrückung der Parlamente. S. 361. Ludwig XVI, „der Längstersehnte." — Englands Ausbreitung in *Ostindien*. Der *nordamerikanische* Krieg, von den bourbonischen Höfen als Mittel, *Englands Übergewicht* zur See zu schwächen, betrachtet, S. 394—413. Die *Neutralen*. Gleichzeitiger Krieg wegen der *baierischen Erbfolge*. S. 434. Der *Fürstenbund*. Mit Friedrichs Tode schliesst der zweyte Theil.

III Theil. *England* hetzt die *Türken* gegen das mächtige *Russland* auf. Die Reise nach Cherson. *Josephs II* Regierungsplane. Europens Stimmung gegen Russland beym Wiederausbruch des Türkenkrieges. *Holland* giebt den europäischen Angelegenheiten eine andere Wendung. *Preussens* Zwischentritt. Fortgang des Türkenkriegs. *Gustav III*. Ausgang der Regierung *Josephs II*. Gustavs III Friede mit Russland und seine inneren Anordnungen. Josephs Nachfolger und Europa's Erwartungen von ihm. S. 85 ff. (Dieses Stück hätte nicht durch die schwedische Geschichte von dem vorhergehenden getrennt werden müssen.) *Polens* zweyte Theilung nach dem Türkenkrieg. S. 108. Offene Erscheinung der damaligen Politik in ihrer ganzen Gestalt. Endlich die *französische Revolution*. Je näher der Vf. den Begebenheiten unserer Tage kommt, desto ausführlicher, mit Recht. Mit der Abschaffung des Königthums und der Erklärung Frankreichs zur *Republik* schliesst der Vf. diese Geschichte des 18ten Jahrhunderts.

Wir haben hier nur die Hauptzüge ausgehoben, um die Leser selbst über die Anordnung des Ganzen urtheilen zu lassen; müssen aber zugleich bemerken, dass der Vf. uns dieses nicht so leicht gemacht hat. Denn von Anfang bis an das Ende ist auch nicht Ein Ruhepunct für das Auge, noch eine besondere Auszeichnung für den ersten Überblick zur Leitung des Lesers anzutreffen. Es betrifft dieses zwar grösstentheils nur die äussere Form; wir können es aber um so weniger ungetadelt lassen, da selbst nach dem eben gegebenen Auszug erst die Frage entsteht, ob denn alle Begebenheiten des 18 Jahrhunderts in so engem Zusammenhange mit einander stehen, dass die Erzählung ununterbrochen fortlaufen muss? Ist dieses aber, wie es sich ergiebt, bloss zur Ersparung des Raums geschehen: so ist es eine gar zu weit getriebene Ökonomie. Der Vf., für sich selbst schon ein Freund gedrängter Kürze, hat sich, wie es scheint, doch durch die vorgeschriebene Form hie und da zu sehr beschränken lassen. Auch hat dieses seinem sonst guten und lebhaften Stil geschadet. Vieles in wenige Perioden einengen, ist oft nur eine eingebildete Kürze. Doch diess trifft, wie gesagt, nur das Äussere. Dagegen haben wir die innere Anordnung und Darstellung selbst um so mehr zu rühmen. Dem Vf. war es überall Hauptzweck, die Ursachen der Begebenheiten, ihre allmähliche Entwickelung, und ihre Folgen gründlich und klar zu entwickeln. Er nimmt hiebey vorzüglich auf den Charakter der handelnden Personen Rücksicht, und seine Zeichnungen sind grösstentheils nach dem Leben, kräftig und freymüthig. Wo er desshalb Episoden anbringt, die aber gerade dadurch, dass er die

kleinsten individuellen Züge, wenn sie zur Sache gehören, nicht vergisst, nur um so anziehender werden, verliert er doch den Hauptfaden nie aus den Augen. Von der möglichsten Unparteylichkeit zeuge sein Urtheil über Friedrich II. 2 Thl. S. 296 ff. Um dieser Vorzüge willen könnte das Buch allerdings, nach der Äusserung des Vfs., (wiewohl für diesen Zweck seine Form am wenigsten passen möchte;) auch beym akademischen Vortrage zum Grunde gelegt werden. Es kommt hier nicht darauf an, gerade viel Neues zu geben, sondern vielmehr darauf, dass das Viele, das bereits vorhanden ist, verständig concentrirt werde; und das ist, wie gezeigt worden, das lobenswerthe Bestreben des Vfs. gewesen.

Manche Leser könnten wünschen, dass wenigstens auch hie und da die minder bekannten Quellen und Hülfsmittel genannt wären; anderen hingegen wird die Versicherung genügen, dass man überall Spuren findet, dass der Vf. durch langen, mühsamen Fleiss jede zugängliche Quelle zu benutzen sich bemüht habe.

Da Hr. *v. B.* selbst voraus bemerkt, dass er die Geschichte des 18 Jahrhunderts hauptsächlich nur von ihrer *militairischen* und *politischen* Seite darstellen wollte: so können wir es ihm auch nicht wohl zum wirklichen Mangel anrechnen, dass er die übrigen Eigenthümlichkeiten des Jahrhunderts, durch die es sich charakteristisch von anderen unterscheidet, namentlich, dass es sich selbst *das aufgeklärte* genannt hat, weniger berührt: so wie es überhaupt dem Leser überlassen bleibt, die Grundzüge zu einem *Totalbilde* erst zu sammeln. Doch fehlt es auch nicht an richtigen Hinweisungen darauf.

Als Beleg zu den obigen Bemerkungen über die Darstellung des Vfs. begnügt sich Rec., nur noch eine oder die andere Stelle auszuheben, wie er sie gerade trifft. I Thl. S. 133. „Es war für (K.) Leopold (I) mehr Folge gekränktes Stolzes, als Gefühl innerer Kraft, welches ihn zu den Waffen rief. Er, zum Geistlichen erzogen, und desshalb auch allen Grundsätzen seiner Kirche eifrigst ergeben, erklärte, dass er auf sein Gebet, wodurch er Gott die Sache vorgetragen, einen solchen Antrieb und Inspiration zum Kriege fühle, dass er desshalb am göttlichen Beystande nicht zweifle. Die mehresten Minister waren nicht so starkgläubig; aber der Muth und die Hoffnungen des Kaisers wurden durch einen grossen Mann, den Prinzen Eugen von Savoyen, erweckt. Dieser, ein Sohn des Grafen von Soissons, eines Abkömmlings des Herzogs von Savoyen und der Olympia Mancini, einer Nichte des Cardinals Mazarini, war in Frankreich geboren; wo nach dem Tode des Cardinals seine durch ihre Anmassungen verhassten Verwandten überall zurückgedrängt, und Eugens Mutter, die ihren Gemahl verloren hatte, ihre Stelle als Oberhofmeisterin der Königin niederzulegen veranlasst wurde. Sie kam hier und in Spanien, wohin sie sich begab, in den, aber nicht erwiesenen, Verdacht der Giftmischerey, womit man überhaupt damals in Frankreich sehr freygebig war. Ungünstig wurden hiedurch die Aussichten für ihren Sohn, den Prinzen Eugen, der zum geistlichen Stande bestimmt, einige wissenschaftliche Bildung erhalten hatte; aber durch seinen kleinen Körper manchen Spöttereyen ausgesetzt, und Ludwig XIV selbst durch seinen offenen, kühnen Blick missfällig, weder im geistlichen, noch im Militair-Stande, zu dem er bald überging, einige Beförderung erhielt. Er trat desshalb 1683 in kaiserliche Kriegsdienste, erwarb sich im Kriege gegen die Türken und Italien ausgezeichnete Achtung, schlug, dem stolzen Ludwig unerwartet, aus Anhänglichkeit für den Kaiser, die ihm jetzt angebotenen französischen Kriegsdienste edelmüthig aus. Voll Scharfsinn, Geistesgegenwart und prüfender Kälte, von aller Anmassung frey, war er selbst Blössen zu vermeiden, die seiner Gegner und jeden Vortheil augenblicklich im höchsten Grade zu benutzen, seine Plane vorher zu berechnen, und meisterhaft auszuführen, im Stande. — S. 137. „So (wie Catinat) dachte Eugen nicht, und 3000 Mann, die er am 21sten May absandte, bahnten einen drey Meilen langen, zehn Fuss breiten Weg über den Berg Balby. Gross blieben noch immer die Schwierigkeiten, Wagen und Kanonen mussten aus einander genommen, in die Thäler hinabgelassen, alsdann von Menschen auf die Anhöhen emporgezogen und wieder zusammengesetzt werden. Bey der Liebe und dem Vertrauen, das Eugen bey seinem Heere besass, wurden alle Hindernisse überwunden, und schon am 28sten May stand er in den Thälern von Verona."

Lettern und Papier könnten schöner seyn.

— C. —

1) Nürnberg, b. Raspe: *Lehrbuch der Landesgeschichte des Fürstenthums Bayreuth.* Bearbeitet von *M. G. W. A. Fikenscher*, ord. Prof. der Geschichte am Collegio zu Bayreuth u. s. w. 1807. 143 S. 8. (12 Gr.)

2) Ebendaselbst: *Leitfaden beym Vortrage der Topographie des Fürstenthums Bayreuth*, entworfen von *M. G. W. A. Fikenscher* u. s. w. 1807. 110 S. 8. (10 Gr.)

Der Mangel eines brauchbaren Lehrbuchs der vaterländischen Geschichte und Geographie veranlasste den Vf., als Lehrer bey dem Gymnasium zu Bayreuth, diese zwey Schriften zu entwerfen, um solche bey seinen Vorträgen zum Grunde zu legen. An Vorarbeiten hat es ihm nicht gefehlt, und es kam vorzüglich darauf an, nur das Wissenswürdigste aus den grösseren historischen und statistischen Werken auszuheben, und die Zöglinge des Gymnasiums in zweckmässiger Kürze mit der Landeskunde bekannter zu machen.

No. 1 enthält in vier Perioden die Geschichte des Fürstenthums Bayreuth von den ältesten bis zu den neuesten Zeiten. Der Vf. hat hiebey auf die Cultur- und Verfassungs-Geschichte Rücksicht genommen, und durch eine sorgfältige Darstellung derselben dem Buche einen vorzüglichen Werth gegeben.

Die *erste Periode* begreift die älteste Geschichte des Landes bis zur allmählichen Gelangung desselben an das Burggrafthum Nürnberg durch die meranische Erbschaft. Dass dieser Landstrich, nach S. 3, zum Nordgau gehört habe, ist nicht ganz richtig; wenigstens lehren die Urkunden, dass ganz Bayreuth ein Zubehör des noch bekannten Radenzgaues gewesen sey. Auch durfte dem Vf. nicht mehr unbekannt seyn, dass die Angabe der älteren Geschichtschreiber, nach welcher Herzog Otto II von Meran von seinem Hofbedienten Hager ermordet worden, unter die Fabeln des mittleren Alters gehöre, welche man in *Spiessens* archiv. Nebenarbeiten gründlich widerlegt findet. *Zweyte Periode.* Von der allmählichen Gelangung des Landes durch die meranische Erbschaft an das Burggrafthum Nürnberg (1248) bis zur Theilung desselben in zwey Fürstenthümer (1385). *Dritte Periode.* Von der Theilung des Burggrafthums bis zur Reformation (1527). Die Burggrafen erlangen die Mark Brandenburg mit der Kurwürde, und erweitern die Grenzen ihres Fürstenthums durch den Erwerb ansehnlicher Länderstücke. In diesem Zeitraume bildeten sich die Landstände, die wegen Landesangelegenheiten bald nach Ansbach, bald nach Baiersdorf berufen wurden. Der Adel war ungemein zahlreich, stellte seine Ritterpferde, und wohnte den Landtagen mit bey. Im J. 1494 errichtete derselbe unter sich ein Bündnifs, entzog sich den Steuern, und bildete allmählich die fränkische Ritterschaft. Die Landeseinkünfte beider Fürstenthümer Bayreuth und Ansbach beliefen sich unter dem Markgrafen Albrecht Achilles auf 65000 Thlr. an Geld und Getreide u. s. w. *Vierte Periode.* Von der Reformation bis auf unsere Zeit. Trauriger Zustand des Landes unter der despotischen Regierung Markgraf Albrechts, dessen Nachfolger sich von Zeit zu Zeit die Emporbringung des Landes angelegen seyn liessen. Am sorgfältigsten hat der Vf. die innere Verfassung nach allen ihren Branchen behandelt, und die darauf Bezug habenden Gegenstände in gedrängter Kürze vorgetragen. Den Beschluss machen drey genealogische Tabellen der Burggrafen von Nürnberg und Markgrafen von Bayreuth.

No. 2 liefert zuerst einen allgemeinen topographisch-statistischen Überblick des Fürstenthums Bayreuth. S. 6 sagt zwar der Vf., dass der Flächenraum desselben zu $57\frac{1}{4}$ □ Meilen zu gering bestimmt sey; gleichwohl finden wir keine Berichtigung dieser Angabe. Das Fürstenthum hat 7 eximirte Städte (darunter versteht man diejenigen, die unmittelbar unter der Regierung und Kammer stehen), 12 Nebenstädte, 43 Märkte, 175 Dörfer, 1013 Weiler, 661 Einzeln. Im J. 1805 belief sich die Zahl der Einwohner auf 235592, worunter 2226 Juden befindlich sind. Über Producte, Fabriken und Manufacturen, Handel, Regierungs-, Militär-, Kirchen- und Schulen-Verfassung u. s. w. sind die Nachrichten sehr mangelhaft ausgefallen. Hierauf folgt nun zwar eine specielle topographische Übersicht der Städte und der einzelnen Kreise; aber der grösste Theil dieser Abtheilung besteht in blossen Namenverzeichnissen der zu jedem Kreise gehörigen Ortschaften, wodurch die Erdbeschreibung und Topographie dieses Landes sehr wenig gewonnen hat.

A. S.

KLEINE SCHRIFTEN.

Erbauungsschriften. *Frankfurt* a. M., b. Mohr: *Predigt, gehalten am* 3 *April* 1809 *in der St. Catharinenkirche zu Frankfurt a. M. bey der öffentlichen Feyer seiner glücklich zurückgelegten funfzigjährigen Amtsführung* von *Johann Carl Zeitmann*, Consistorialrath und evangelischem Prediger daselbst. Nebst sieben diese Feyerlichkeit betreffenden Beylagen und einer ausführlichen Beschreibung derselben. 1809. 71 S. 8.

Die Predigt über Ps. 71, 17. 18 hat das Thema: „Die Erinnerung an den Beystand Gottes, den wir in unserer Jugend erfahren, als einen sicheren Beruhigungsgrund bey den mancherley Sorgen und Bekümmernissen unseres herannahenden Alters." Sie ist ein lauterer Erguss eines frommen, dankerfüllten und gottergebenen Gemüths, und rührt in ihrer edlen Einfalt mehr, als alle Rednerkünste je vermögen. An ihr bewährt sich recht deutlich der Ausspruch: *pectus facit eloquentem.* — Die auf die Predigt folgende Altarrede des Hn. D. *Hufnagel* handelt von dem Einflusse eines gottseligen Sinnes auf die Verewigung zeitlicher Freuden. Sie ist ein schönes Elogium auf den Mann, dem zu Ehren sie gehalten ward, und zugleich eine kräftige, ächt christliche Ermunterung, diesem Sinne nachzustreben. „Nur einzig das Bewusstseyn, dass ein Tagwerk, in der Sprache des Zeitlichen, von so langer Dauer seines Erndtetages, den keine Nacht unterbricht, gewiss sey, nur das segnet die *Stunde* für *Tage*, und jeden *Tag* für die *Ewigkeit.*" — Das von Hn. Rector *Purmann* zu dieser Feyerlichkeit verfertigte Programm: *de origine et dignitate nominis Pater*, hat den glücklich gewählten Hauptsatz mit viel Umsicht und Gelehrsamkeit in einer gefälligen Sprache ausgeführt. Den Einwurf aus Matth. 23, 9 (nicht Marc., wie im Texte steht), wo Christus seinen Jüngern ernstlich untersage, sich nicht „Vater" nennen zu lassen, beseitigt Hr. *P.* S. 55 auf folgende Weise: *Aut enim his verbis superbiam Pharisaeorum retundere in animo habuit, qui ejusmodi salutationibus vehementer delectabantur, aut, si mavis, ita circumscribere licet: nolite vos vocari magistros i. e. inventores dogmatum et explicationum novarum scripturae sacrae contrariarum; sed docete, quae ex me audivistis; unus enim est doctor vester, qui audit dogmata a patre, quae accepta vobis tradidit; et vos a me audita aliis adnunciabitis sine nova inventione et additione, nam vos estis aequales, qui omnes ut condiscipuli ex me, magno doctore vestro, discitis.*" — Die übrigen Beylagen, die der Vollständigkeit wegen hier mit aufgenommen werden mussten, sind für das grössere Publicum von keinem besonderen Interesse. Das lateinische Carmen von den sämmtlichen Hnn. Landpredigern beginnt also:

Nunc haud arma virumque cano, qui millia multa
Mittit ad umbras, fratrum estque cruore madens,
Funesti belli nolo renovare dolorem.

A. B. F.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 24 AUGUST, 1810.

NUMISMATIK.

Pesth, b. Trattner: *Catalogus Numorum Hungariae ac Transilvaniae (Transsilvaniae) Instituti nationalis Széchényiani.* 1807. Pars I. 492 S. mit 79 Kupfern. Pars II. 109 S. Pars III. 399 S. Mit 20 Kupf. 8.

Der durch seine *Notitia Hungaricae rei numariae* rühmlichst bekannte Hr. Abt *Schönvisner* bekam von dem Hn. Grafen *Széchényi* den Auftrag, die Beschreibung dieser von ihm dem ungarischen Nationalinstitut geschenkten Münzsammlung zu übernehmen; und in der That konnte dieses mühsame Geschäft in keine besseren Hände kommen, da sich in ihm Liebe zur Sache mit dem größten Fleisse und den hiezu erfoderlichen Kenntnissen in einem sehr hohen Grade vereinigt.

In der Vorrede rühmt Hr. *S.* dankbar die Hülfsmittel, welche ihm seine Arbeit erleichtert haben; nämlich den Vorrath einer Menge von gezeichneten Münzen, die nachher in Wien gestochen und in Pesth abgedruckt wurden, nachdem man vorher die Fehler des Kupferstechers verbessert, und auf einigen Tafeln die leergelassenen Räume dazu benutzt hatte, einige seltene Münzen, die nach dem schon fertigen Stich der Platten hinzukamen, einzuschalten. Ferner bekam er nicht allein die Verzeichnisse und Abdrücke von den Münzen, sondern auch den ganzen Schatz der Originale selbst, um die Beschreibungen desto genauer danach fertigen, und bey Gold - und Silber-Münzen das Gewicht angeben zu können. Endlich rühmt er noch einen nicht geringen Vorrath von Büchern und Manuscripten, die ihm zur Hand gegeben wurden. Dass alle diese Hülfsmittel auf das zweckmäsigste benutzt worden sind, ist in dem ganzen Werke sehr sichtbar.

Der *erste* Theil enthält die Münzen und Medaillen der ungarischen Könige und ihrer Blutsfreunde und Verwandten, die in drey Perioden oder Classen vertheilt sind, und acht chronologische Serien, nach den Jahrhunderten, umfassen; der *zweyte* zeigt uns die siebenbürgischen Münzen der Könige, Fürsten, Woywoden und Tyrannen, wie sie nach einander regiert haben; im *dritten* und letzten Theile, welcher gemischt ist, finden wir nicht allein ungarische und siebenbürgische Münzen, sondern auch Münzen benachbarter Provinzen, nicht chronologisch, sondern alphabetisch geordnet.

Zu Anfange eines jeden Theils befindet sich erst eine Übersicht der zu beschreibenden Münzen, dann folgen die Beschreibungen der Münzen selbst, und den Beschluss macht ein Wort - und Sach-Register. Schon die Inhaltsanzeige, oder der *Conspectus Partis I* (dem aber auch die anderen beiden gleich sind) erregt ein günstiges Vorurtheil für diese Arbeit. Denn nicht allein die *alten* Münzen sind richtig geordnet, sondern auch die Übersicht der *neueren* Münzen und Medaillen ist so eingerichtet, dass sie eine *histoire parlante* ist, und dass man gewissermasen den Faden der Geschichte ununterbrochen fortgehen sieht: so wie überdiess zugleich die Münzgeschichte eines jeden Regenten dabey sichtbar wird. Als Beleg hievon mag der Kürze wegen die Übersicht von den Münzen und Medaillen Leopolds II dienen (S. 27). *Leopoldi II. A. Memoriales. a) Praestitum Viennae homagium* 1790. *b) Item Oeniponti eod. anno. c) Electio, et Coronatio Francofurtensis eod. anno. d) Coronatio Posoniensis eod. anno. e) Adventus Ferdinandi IV regis Neapolitani cum Carolina regina Posonium ad Coronationem Leopoldi II eod. anno. f) Ob factam cum Turcis pacem Sistoviensem* 1790. *g) Praestitum a Belgio fidelitatis juramentum* 1791. *h) Vota suscepta pro fausto reditu regis Neapolitani cum sua conjuge.* 1791. *i) Transactio Pilnizii facta eod. anno. k) Coronatio Bohemica Leopoldi II et Ludovicae Augg. eod. anno. B. Monetae currentes. a) Aurei, quadruplus, et simplices. b) Thaleri arg. c) Flor. arg. d) Vicenarii ac Decenarii arg. e) Grossi tricruciferi arg.*

Was die Beschreibungen *einzelner* Münzen und Medaillen anlangt: so sind auch diese so genau, wie sie der strengste Numismatiker nur verlangen kann; z. B. eine Goldmünze des Matthias Corvinus, oder de Hunyad, ist auf folgende Art beschrieben. S. *Ladislaus Rex. (charactere monastico) Consueta hujus Sancti effigies.*)(*Mathias D. G. R. Vngarie. Scutum circulo granulato inscriptum, quadripartitum, continens in primo et secundo quadrante utrumque Insigne Regni Hung., fascias nempe, et crucem patriarchalem, in tertio corvum gentilitium, in quarto leonem Bohem.*, und hierauf folgt das Citatum, auf welcher Tafel, und unter welcher Numer man die Abbildung davon findet. — Unbequem ist es, dass die Kupfertafeln, und die darauf vorgestellten Münzen, nicht vom Anfange bis zu Ende ununterbrochen fortgezählt werden, sondern dass bey jedem Könige die Zahl der Tafeln und der Münzen von Neuem angefangen wird. Die Kupfer sind nicht schön, vermuthlich aber doch richtig, da Hr. *S.* sie mit den

Originalen hat vergleichen können, und man es auch hie und da bemerkt findet, wo in der Abbildung gefehlt ist. — Bemerkenswerth ist, dafs man auf alten Münzen niemals *Hungaria*, sondern stets *Vngaria* liest; so wie auch, dafs hie und da zu Anfange des ersten Theils *Bracteaten* vorkommen, sowohl einseitige, als auch zweyseitige, oder sogenannte Bilateralen, da viele Numismatiker glauben, dafs man diese Art Münzen nicht leicht aufserhalb Deutschland antrifft. — Dafs Münzfreunde hier eine Menge äufserst seltener Münzen finden, läfst sich erwarten, und wie Mancher wird sich freuen, Münzen von *Peter, Samuel, Andreas I, Salomon, Geysa I, Coloman* u. a. m. kennen zu lernen.

Die *siebenbürgischen* Münzen (im zweyten Theile) gehen vom J. 1526 bis 1790; und wie fleifsig auch hier gesammelt worden, davon wollen wir nur die Eintheilung von den unter der Maria Theresia geschlagenen Münzen und Medaillen als Beweis anführen. Sie ist folgende: *A) Numismata mnemonica. a) Homagium praestitum* 1-2. *b) Numisma dicatum M. Theresiae Augustae, ob jura quaedam episcopatui Transsilvaniensi hujusque capitulo restituta.* 3. *c) Ob leges metallurg. restitutas in Transsilvania* 1747. 4-6 *d) Ob erectam ibidem militiam limitaneam.* 1762. 7-8. *e) Ob munera aulica Transsilvanis restituta.* 9-10. *f) Ob tributa secundum aequitatem ordinata.* 1765. 11-12. *g) Ob collatum Transsilvaniae titulum magni principatus.* 1765. 13-14. *h) Ob novum juris ordinem Transsilvanis praescriptum.* 1765. 15-18. *i) Ob felices eorum progressus in agrorum ac fodinarum cultura, et commercio.* 1769. 17-18. *B) Monetae usuales aur. arg. aer. — a) Aurei Transsilvanici M. Theresiae, variae magnitudinis.* 1.-53. *b) Argentea major moneta; thaleri, floreni, medii flor.* 1-4. *c) Minor moneta arg. Vicenarii, Mariani, Decenarii, Grossi, Polturae Transsilv.* 1-12. Der mühsame Fleifs des Vfs. ist, da er die Münzen und Medaillen jedes Regenten auf diese Art behandelt, unverkennbar; aber die chronologische Übersicht wird sehr gestört, wenn man sie erst in den Medaillen, und dann unter den Münzen jedes Metalls zusammensuchen mufs. Zu entschuldigen wäre es allenfalls, wenn die Medaillen für sich, und die Münzen auch besonders genommen worden wären; aber es ist nicht reell genug, der Metalle wegen die Münzgeschichte eines jeden Regenten aus einander zu reifsen. Indessen, diese Sammlung ist vielleicht alt, hat sich etwa von dem Vater auf den Sohn, Enkel und Urenkel fortgeerbt; jeder hat gegen die Einrichtung und Anordnung seiner Vorfahren zu viel Achtung gehegt, als dafs er etwas daran hätte ändern sollen, und so kann dieselbe in dieser Ordnung dem Hn. *S.* übergeben worden seyn, um das Verzeichnifs davon zu verfertigen.

Eben diese Bemerkungen lassen sich auch über die Münzen des *dritten* Theils, wenigstens über die mehresten derselben machen, die auch unter ihren Königen nach den Jahren hätten eingeschaltet werden können. Sie sind hier unter folgende Classen vertheilt. 1) *Numi nonnullorum Hungariae antistitum alphabeti ordine.* 2) *Numi nonnullarum Hungariae ac Transsilvaniae familiarum.* 3) *Numi exterorum aliquot Principum ac Ducum, rebus in Hungaria gestis clarorum.* 4) *Numi aliquot Valachici, et. Serviani seu Rascii.* Die *Appendix* enthält einige falsche und erdichtete Münzen von *Attila, Buda* u. f. w. Den gröfsten Theil des dritten Bandes macht die Abhandlung aus: *De praestantia et usu numorum Hungariae ac Transsilvaniae.* Sie ist auch vom Hn. Abt *S.*, zeigt den Nutzen der ungarischen Münzkunde auf eine sehr einleuchtende Art, enthält manche neue Bemerkungen über diese und jene wichtige Münze, ist durchgängig ein Beweis von dem Geiste, mit welchem der Vf. die Geschichte seines Vaterlandes studirt hat, und schon die Seitenzahlen zeigen, dafs die ganze Sache nicht oberflächlich behandelt ist, denn dieses *Specimen dissertationis*; wie es der bescheidene und gelehrte Vf. nennt, geht von S. 49 bis 281. Hierauf folgt noch ein Verzeichnifs der ihm bekannt gewordenen öffentlichen und Privatsammlungen von Münzen dieser Art, ein alphabetischer Katalog von Büchern und Schriften über ungarische und siebenbürgische Münzen, und endlich eine *Sylloge constitutionum aliquot monetalium et metallicarum regni Hungariae, ex MSStis. bibliothecae Széchényi.*

Zum Schlufs noch ein Wort über den eben erwähnten Katalog von ungarischen und siebenbürgischen Münzbüchern und Münzschriften. — Ist dieser Katalog das Verzeichnifs von den Hülfsquellen, die Hr. *S.* bey seiner Arbeit zur Hand hatte: so läfst sich nichts dawider sagen. Soll man aber hier alles beysammen finden, was über beide Arten Münzen geschrieben worden ist: so läfst sich noch Verschiedenes nachholen, z. B. *Ans. Desing Auxilia historica.* tz. P. IV. p 206 v. ungarisch. Münzen, p. 318 Münzen der Malcontenten in Ungarn. — *Schwartner* (Mart.) Statistik des Königreichs Ungarn (Pesth 1798. 8), wo S. 251 sqq. vom ungarischen Gelde gehandelt wird. — *Franc. Wörgeri Scholia ad Jac. a Mellen seriem regum Hungariae*, in den *Novis literariis maris Balthici.* 1699. p. 248-251 — *Blaskovich de Blaskovcz Historia universalis Illyrici, T. III. (Zagrabiae 1794 fol.)* Diss. VIII. p. 89. *Numi in Pannonia eruti.* — Ge. Zawieta von Zawietitz Crönung Matthiä d. Anderen, Königs in Vngarn zum König in Beheimb. Prag 1611. 4. c. Numis — Sammlung kleiner Ausführungen aus verschiedenen Wissenschaften, welche in dem 1750 — 51 ausgegebenen Theile der hannöver. Anzeigen eingerückt worden sind. Band 3, S. 383. Münzen v. Bathori, Fürst von Siebenbürgen. — *G. Schwarz Recensio Schmeizeliana de numis Transsilvaniae. F.* 1764. 4 u. f. w.

Doch dieses alles benimmt dem Werthe dieses nützlichen Werkes nichts, und jeder Freund der ungarischen Numismatik wird gewifs dasselbe, als einen treuen Führer, immer zur Seite haben.

Wa.

Prag, in Commiss. in der Widtmannischen Buchhandl.: *Kritische Beyträge zur Münzkunde des Mittelalters*, von *Jos. Mader*, k. k. R., d. R. Dr., ordentl. Mitgliede der k. böhm. Gesellschaft der Wissenschaften. (Für die Abhandlungen der k. böhmisch. Gesellschaft der Wissenschaften. IIItes Bändch.) 1810. 198 S. 8. Mit 4 Kpf. (1 Thlr. 12 gr.)

Je weniger dieser Theil der Numismatik noch bis jetzt bearbeitet ist: desto mehr Dank verdient der Vf. durch sein Bestreben, den Freunden desselben nützlich zu werden. Rec. wird nur das ausheben, was ihm das Merkwürdigste zu seyn scheint.

Gleich der *erste* Aufsatz über 41 *fränkisch - merovingische Münzen* ist interessant, weil er sehr glückliche Muthmassungen über die auf denselben vorkommenden Münzstädte enthält. So ist z. B. nach des Vfs. Meinung, S. 1, *Arpatone* ein alter Ort in Auvergne, der durch Zusammenziehung *Artona* hiess; *Auscis* so viel als *Augusta Ausciorum*, oder *Auch* in Gascogne; *Austa* S. 4. statt *Augusta Prätoria* oder *Aosta* in Piemont. an der Grenze v. Savoyen und Wallis; *Auracios* nimmt er für *Arausio* oder Orange; *Aucsdu* für *Augustidunum* oder *Autun* in Bourgogne; *Avtisodro* S. 5 für *Antissiodorum* oder *Auxerre*, das schon unter Klodwig I zum fränkischen, nicht zum burgundischen Reiche gehörte; S. 6. *Ban.* verbunden mit *Gavaletano* für den Ort *Bagnols* in *Gevaudan; Cafe* für *Gavio* im Genuesischen; S. 7 *Cabilonno* und *Cabiconno* für *Cabillonum* oder Chalons an der Saone in Bourgogne; *Iconna* erklärt er für *Chateau Chinon* am Flusse Jonne (*Icauna*) in Bourbonnois; *Cunnuco* für *Cognac*, lat.: *Conacum*, in *Angoumois*; S. 8 *Tidiriciaco* für *S. Didier* in *Dombes*, *Deac.* für *Die*, lat.: *Dea*, in der *Dauphiné; Elennt* für *Electannense* (*Monasterium*) oder *Alet*, lat.: *Electa* in Languedoc, eine alte Abtey, die nachher zum Bisthum erhoben wurde; S. 9. *Ginivis* für *Geneva* oder Genf, welches Anfangs zum burgundischen, seit 534 aber zum fränkischen Reiche gehörte, *Gre.* für *Gredonense castrum* oder *Grese*, nicht weit von *Mende* in Auvergne; *Hicciodero* für *Iciodorensis vicus* oder *Issoire*, auch in Auvergne; S. 10 *Murenna* für St. Jean *de Maurienne* in Savoyen, lat. *Mauriana;* S. 11. *Rimus* für *Remi* oder *Rheims* in Champagne; S. 13 *Silin* für *Selliniacum* oder *Seignelay*, in Bourgogne; S. 15 *Trecas* für *Troyes* in Champagne, welches vor Alters *Augustobona*, später *Trecasses* hiess; S. 15 *Visvong* für *Visoy* in Wallis; S. 16 *Vivati* für *Vevay*, am Genfersee, lat. *Vivis* und *Viviacum*.

Der *zweyte* Aufsatz, welcher *allgemeine Bemerkungen über die merovingischen Münzen* enthält, ist zwar in seiner Art auch wichtig, wird aber Manchem weniger unterhaltend scheinen, weil hier vom Schrot und Korn geredet wird, so wie auch von Aufschriften und Figuren, vom Gepräge u. s. w.; aber nur im Allgemeinen, welches auch die Überschrift sagt. Der Vf. hat nie eine silberne merovingische Münze gesehen, Rec. auch nicht (hie und da einen Guss ausgenommen, welches aber für nichts zu rechnen ist). Man kann also fast behaupten, dass es entweder dergleichen gar nicht, oder nur sehr wenige, giebt.

Der *dritte*, welcher *Anmerkungen und Zusätze zu Schönwisners Notitia Hungaricae rei numariae* (*Budae* 1801) enthält, ist nicht wohl eines Auszugs fähig. Er enthält so viele gegründete Berichtigungen und Verbesserungen, dass Hr. *S.* gewiss dankbaren Gebrauch davon machen wird, wenn sein Werk zum zweyten Male aufgelegt werden sollte. Wer *Schönwisners* Werk besitzt und braucht, wird diese Anmerkungen und Zusätze nicht wohl entbehren können. Jede weitere Bemerkung, die Rec. darüber machen könnte, würde überflüssig seyn, da der eifrige Numismatiker dieses Capitel (so wie diesen ganzen dritten Theil) gewiss nicht ungelesen lassen wird.

Im *vierten* finden wir Bemerkungen über einige *polnische Münzen*. Ein noch wenig bearbeitetes Feld, wesswegen uns auch der geringste Beytrag schätzbar seyn muss. Berichtigungen einiger Münzen im Groschen - Cabinet, und Erklärung weniger hier abgebildeter Stücke ist alles, was uns auch hier der gelehrte Vf. geben konnte. Indessen theilt er hier ein Stück mit, das gewiss die Aufmerksamkeit jedes Münzfreundes auf sich ziehen wird, nämlich einen ganz nach Art der böhmischen, von Kasimir I geprägten krakauer Groschen (1320). Dass diese Münze, welche Hr. *M.* selbst besitzt, ächt sey, dafür bürgt uns sein kritisches Kennerauge; aber sonderbar genug ist es, dass man bis jetzt noch kein Stück dieser Art mehr kennt. Vielleicht kam jener König erst gegen das Ende seines Lebens auf den Gedanken, dergleichen Groschen prägen zu lassen, und starb beym Anfange der Ausführung dieses Gedankens.

Über das Münzwesen des deutschen Ordens in Preussen, wovon im *fünften* Aufsatze gehandelt wird, hat uns der Vf. viel Belehrendes gesagt, und das, was hie und da *Hartknoch* in seinem alten und neuen Preussen, und *Braun* in seinem Berichte vom polnischen und preussischen Münzwesen behauptet, wird beleuchtet, deutlicher aus einander gesetzt und berichtigt. Die Geschichte von der Entstehung, dem Fortgange und Ende *der Münzen der Hochdeutschmeister* ist kurz und lichtvoll, und verdient gelesen zu werden. Von Münzen dieser Art finden wir aber hier nur drey Stücke abgebildet, beschrieben und erläutert, nämlich einen breiten Schilling von dem Hochmeister Heinrich von Dusener (1345 — 51), einen Kreuzgroschen von Conrad III und einen halben Kreuzgroschen, ohne Namen.

Die *Revision der Silesia numismatica* von *Dewerdeck* im *sechsten* Abschnitte enthält viel Gutes und Belehrendes, hätte aber wohl so lange zurückbehalten werden sollen, bis man irgend wo *Stutze's Silesia numismat.* gefunden hätte, weil zu vermuthen ist, dass darin auch schon manche interessante Bemerkung gemacht wurde, da dieser Numismatiker viel später schrieb, und ihm Dewerdecks Werk ohnmöglich unbekannt seyn konnte, besonders da beide an einem Orte, nämlich in Jauer, herausgekommen sind.

Wenn der Vf. im *siebenten* Abschnitte die Frage aufwirft, *wozu die Dickmünzen dienten:* so versteht er darunter weder die Solidos, die man auch mit diesem Namen zu benennen pflegt, noch auch die Dickthaler, Dickgulden u. s. w., sondern bloss die prager Dickgroschen, welche er für Probestücke erklärt, die dem Könige vorgelegt wurden.

Im *achten* Abschnitte wird von *dem Dei Gratia und ähnlichen Formeln auf Münzen des Mittelalters* gehandelt. — In Italien ist das D. G. wenig im Gebrauch gewesen Auf den Münzen der gothischen, langobardischen und deutschen Könige, so wie auch auf päbstlichen Münzen findet man es nicht; auf allen merovingischen fehlt es auch; und so geht der Vf. die Länder und Zeiten durch, und zeigt, wo es gebräuchlich war, oder nicht.

Dieses Wenige wird hinreichend seyn, die Reichhaltigkeit auch dieses Bändchens sichtbar zu machen, und bey Freunden von Münzen der mittleren Zeit den Wunsch erhalten, dass es dem Vf. gefällig seyn möchte, auch künftig die Münzwelt von Zeit zu Zeit mit einem solchen Bändchen zu erfreuen.

Wa.

KLEINE SCHRIFTEN.

Numismatik. *München* b. Storno: *Versuch einer Geschichte des königlichen Münzkabinets in München.* Abgelesen in einer öffentlichen Versammlung der königl. Akad. der Wissensch. von *Franz Ignaz Streber*, Mitglied der hist. Classe und Aufseher des Münzcabinets. Nebst einer Kupfertafel mit 12 sehr seltenen, grösstentheils noch unedirten antiken Münzen und deren Erläuterung. Besonders abgedruckt aus dem Bande der Denkschriften der Akademie für 1808. 1809. 52 S. 4.

Die Geschichte des königlichen Münzcabinets, welches hier der Hauptgegenstand ist, giebt uns einen zwar kurzen, aber sehr richtigen Überblick von der Entstehung und allmählichen Vermehrung dieser nützlichen Sammlung. *Albrecht der Grosse* legte sie an, oder vielmehr er ist der Erste, der diese und andere literarische und Kunstschätze in ein angenehmeres Locale vereinigen, und ihren Werth sichtbar zu machen wünschte. Ein handschriftliches Verzeichniss von 30 Bänden mit 9000 Zeichnungen von alten und römischen Kaisermünzen bis auf Karl V, das unter seiner Regierung verfertigt wurde, ist schon der deutlichste Beweis von seiner Liebe zur Münzwissenschaft, ohne auf das zu sehen, was er noch nachher zu Vermehrung dieses schönen literarischen Apparats that. Seine Nachfolger suchten jeder das Ihrige beyzutragen, dass dieser Schatz vermehrt würde; und traten Kriege ein, dass man daran nicht denken konnte: so suchte man ihn doch in Sicherheit zu bringen und zu erhalten. In den neuen Zeiten war unstreitig der wichtigste Zuwachs dieser, dass das mannheimer Münzcabinet damit vereinigt wurde, und mit edler Liberalität ist nun von Baierns vortrefflichem Könige eine jährliche Summe bestimmt worden, die zu Fortsetzungen hinlänglich ist; ja, man hegt sogar, und gewiss nicht ohne Grund, die Hoffnung, dass bey sich ereignenden Vorfällen noch auf ausserordentliche Unterstützung zu rechnen seyn dürfte. Die *Beylage A* enthält die Beschreibung eines elfenbeinernen sehr kostbaren Münzschrankes, welchen Christoph Angermayr, Bürger und Hofbildhauer zu München von 1618 bis 1624 verfertigte. Die *Beylage B* beschäftigt sich mit der *Beschreibung von 12 sehr seltenen grösstentheils noch unedirten, antiken Münzen des münchner Münzcabinets, nebst Abbildung derselben.* Es ist wahr, die mehrsten derselben unterscheiden sich nur durch kleine Abweichungen von schon bekannten Münzen; indessen da man weiss, wie wichtig für Münzforscher und Münzsammler oft die geringsten Veränderungen sind: so verdient der Vf. gewiss auch hiemit Dank.

Wa.

Griechische Sprachkunde. *Görlitz*, gedr. b. Schirach: *De praepositionibus graecis Commentatio.* — Auctore *Benjamin Gotthold Weiske*, Gymn. Gorl. Conr., Scholae reg. Afranae Prof. IV design. 1809. 4 Blätter Folio.

Von dem würdigeren Studium, das unser Zeitalter den ewigen Sprachen des Alterthums gleichsam ein wohlgefälliges Opfer schuldigen Dankes darbringt, zeugt ganz vorzüglich die geistvollere, oft tiefsinnige Behandlung der Grammatik, und das damit verknüpfte Streben, einzudringen in die Beginne, in die uranfänglichen Organisationen und den innersten, fast physiologischen Bestand der Idiome. Hr. *W.*, von gleichem rühmlichem Streben erfüllt, wählte sich einen einzelnen, seiner Schwierigkeiten wegen berufenen Theil der griech. Grammatik, die wenig behandelte Lehre von den Präpositionen. Zu einer anderen Zeit eine ausführlichere Darstellung seiner Ideen verheissend, giebt er uns jetzt nur einen Stammbaum, aus welchem die innige Verwandschaft der scheinbar oft so ganz verschiedenen Bedeutungen einer und derselben Präposition einleuchten soll, und Niemand wird missdeuten wollen, wenn der Gang der systematisch zusammenhängenden Argumentation einige Annahmen herbeyführt, die mit dem Sprachgebrauch nicht ganz übereinstimmend scheinen. Nach verschiedenen Divisionen und Subdivisionen, die durch die Schärfe ihrer logischen Anordnung günstig für das Folgende einnehmen, werden die Raumverhältnisse, auf welche die Präposition richtig beschränkt wird, in das der Dauer und der Bewegung, das letztere wiederum in das des Abneigens von einem Ort und des Zuneigens nach einem Ort hin zerfällt, und diesen drey Gesichtspuncten, die alle übrigen umfassen, die drey Casus obliqui angefügt, mit denen wieder die drey Genera des Verbums treffend zusammengestellt sind. Hierauf folgt eine sehr künstliche Tabelle, wo die immer neu abgetheilten Abtheilungen bis in das siebente Glied durchgeführt, und dadurch in der That etwas schwer zu übersehen werden. Auch scheinen uns alle diese, gewiss mühvollen Vorrichtungen unnöthig, wenn man, anders als Hr. *W.*, jede Präposition ursprünglich als Adverbium denkt. Dass diese Annahme nichts weniger als willkührlich sey, erhellt theils aus unzähligen homerischen Stellen, theils aus den mit nachmals sogenannten Präpositionen zusammengesetzten Zeitwörtern, die offenbar nur mit Adverbien zusammengesetzt werden konnten; auch begünstigen die grössten unserer Grammatiker und Sprachforscher, *Buttmann's* Gr. Gramm. S. 302, und *Bernhardi's* Anfangsgr. der Sprachwissensch. S. 174, diese Ansicht ausnehmend. Wir glauben demnach, dass es weiter nichts bedarf, als die alte, adverbiale Bedeutung jeder Präposition ein für allemal auszumitteln, und eben so mit sich selbst einig zu werden über die Idee, die jedem Casus obliquus zum Grunde liegt, um überall leichten Weg zu haben, wo der Organismus der Sprache nicht verletzt ist. Darum können wir auch Hn. *W.* nicht beystimmen, wenn in seine Tabelle, die jeden durch Präpositionen möglichen Ausdruck befassen soll, gleichwohl nur die achtzehn von *Buttmann* S. 134, 1 zusammengestellten, nebst ἄνευ, Raum gefunden haben; alle übrigen aber, als ἄτερ, ἅμα, μέχρι, χωρίς und viele andere, ausgeschlossen sind, allem Begriff von Adverbium und Präposition entgegen, auch nicht grade consequent, da viele der angenommenen Präpositionen ja noch oft genug in adverbialer Gestalt vorkommen. Diese Verschiedenheit der Ansicht ausgenommen, in der übrigens kein unbedingtes Verdammungsurtheil der *weiske*schen enthalten seyn soll, haben wir die kleine Schrift, die sich durch ungemeinen Scharfsinn auszeichnet, mit grossem Interesse gelesen; besonders aber glauben wir das als trefflich ausheben zu müssen, was zum Schluss über den scheinbar abnormen Gebrauch einiger Präpositionen, herrschende Missverständnisse berichtigend, gesagt wird. Möge die weitere Ausführung dieses gewiss nicht geringfügigen Gegenstandes nicht zu lange auf sich warten lassen!

XIV.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 25 AUGUST, 1810.

SCHÖNE KÜNSTE.

Frankfurt a. M., b. Kunstmaler Peroux: *Pantomimische Stellungen von Henriette Hendel, nach der Natur gezeichnet, und in 26 Blättern herausgegeben* von *Joseph Nicolaus Peroux*, in Kupfer gestochen durch *Heinrich Ritter*, nebst einer historischen Erläuterung von dem Hn. Geh. Leg. R. *Vogt*. Gr. Fol. (6 Thlr.)

Mad. *Hendel* scheint durch die Attitüden der Lady Hamilton zu ähnlichen Darstellungen angeregt worden zu seyn. Die Engländerin beschränkte sich fast ausschliesſend auf den Cyklus der alten Mythen, wobey ihre wahrhaft griechische Gestalt ihr trefflich zu Statten kam. Mad. *Hendel*, welche dieses Vorzugs entbehrt, hat das Eigenthümliche der antiken und modernen Plastik zum Gegenstand ihrer mimischen Kunst gemacht. Die Idee ist nicht unglücklich, aber sie hat ihre grosſen Schwierigkeiten in der Ausführung. Indem die Künstlerin in der Attitüde selbst zum Kunstwerke wird, muſs sie von der Natur schon mit äusseren Vorzügen reichlich ausgestattet worden seyn. Dazu kommt, daſs die schönsten Momente der bildenden Kunst Momente der Ruhe sind, in welchen das innere Leben einer höheren Natur offenbar werden soll. Wenn schon der Maler nicht einmal bey dem Trefflichsten stehen bleiben darf, was er ausser sich findet; wenn er nur in geweihten Augenblicken die Schranken der Gegenwart zu durchbrechen, und das Irdische zu verklären vermag durch das Göttliche; wenn es selbst Raphael nicht immer gelang, das reinste Menschliche, den keuschen, unbefleckten Sinn, der die Sünde nicht kennt, mit dem Ausdruck der Mutterliebe und mit der Huld einer Auserwählten in seinen Madonnen zu vereinigen: um wie viel weniger wird uns die Schauspielerin Genüge leisten können, sobald sie aus dem Kreise des Pathetischen in das Gebiet des höheren Charakterbildes oder der Mystik tritt? Jedem Menschen, der in sich noch den Sinn für das Höchste erhalten hat, wird es hie und da so gut werden, Momente eines schöneren Daseyns in seinem Gemüthe zu erzeugen; jedoch gehören dazu Stille und Abgeschiedenheit, die innere Welt wird uns nur aufgethan, wenn wir der äusseren entflohen sind. Die Schauspielerin steht aber vor einem Publicum, und ringt nach dem Beyfalle dieses Publicums. Was sie dem Bilde des Künstlers abgelauscht hat, wird sie wiedergeben als Spiel der Gebehrde, aber selten oder nie als den Ausdruck eines Lebens, dessen Blüthe sich nicht in dem Nebellande des Gemeinen und Vergänglichen entfaltet. Schon der reine Genuſs eines Kunstwerks fodert tiefe Ruhe, wir werden seiner nicht froh in Gesellschaft, und noch weniger in lärmvoller Umgebung. Denn es muſs übergehen in uns, muſs Fleisch werden von unserem Fleisch, Geist von unserem Geist; das überschwengliche Gefühl, welches den Künstler erfüllt in der Stunde der Weihe, muſs auch über uns kommen, und in uns bleiben. Darum kann auch der wahre Kunstfreund, sobald er nicht auf den Standpunct der Kritik herabsteigt, nie mehr als ein Werk des Meisters zu einer und derselben Zeit betrachten; in der Attitüde hingegen drängen sich Momente auf Momente oft in den schneidendsten Gegensätzen in Hinsicht auf Form und Bedeutung. Rec. glaubt diese Bemerkungen der Anzeige des vorliegenden Werkes vorangehen lassen zu müssen, da die Kunst der Mimen, wie etwas früher die Kunst der Rhapsoden, schon da und dort gewinnlustige Nachahmer erweckt. Fällt sie vollends in die Hände von Männern: so muſs sie Parodieen und Travestirungen erzeugen. Die Künstlerin kann vermittelst des Shawls die mannichfachen Formen der Gewänder und das malerische Spiel der Falten glücklich nachbilden: aber wie will sich hier der Künstler helfen? —

Die Zeichnungen, welche Hr. *Peroux* von den Attitüden der Mad. H. entworfen, und die Hr. *Ritter* hier in Umrissen gegeben hat, verrathen überall eine noch unsichere, uncorrecte Hand; wovon besonders die Blätter II, VI, X, XVII und XIX auffallende Beyspiele darbieten. Hie und da wird auch der Begriff des gewählten Moments nicht klar, wie in Bl. XI. Von dem Ausdruck eines Dürer, Raphael und anderer Meister, welche Mad. *H.* in ihrem kunsthistorischen Cyklus copirt, ist selten eine Spur bey Hn. *Peroux* zu finden; vielmehr erscheinen seine meisten Gestalten als bloſse drapirte Gliederpuppen, womit der Künstler bey der Ausführung seiner Phantasie zu Hülfe kommt. Einem jeden Bilde sind Distichen und gereimte Inschriften von *Baggesen* untergesetzt, von denen einige trefflich gelungen sind. In dem Distichon auf dem Bilde No. 3, welches eine Karyatide vorstellt, tritt ein drolliger Nebenbegriff hervor:

Solche *Hände*, gestemmt, heben im Fall den Olymp!

Die Hände sind hier in der That vom Künstler etwas riesenmäſsig geformt.

In der Unterschrift zu der Ariadne, auf No. 6, vermag Rec. den Sinn nicht zu enträthseln:

Heiliger Wahnsinn flieht vor der Wuth im rollenden Rückblick;
und in der ganzen Gestalt flieht vor dem Manne das Weib.

Die dem Werke vorangeschickte Erklärung des Hn. Leg. R. *Vogt* hat Rec. keineswegs befriedigt. Gleich der Eingang enthält eine durchaus falsche Ansicht von Kunst. „Es mag, heisst es daselbst, manchen jungen Künstler geschmerzt haben, als während der verflossenen Kriege so viele Kunstschätze aus seiner Nähe entführt wurden; allein so lange eine Nation noch solche lebendige Modelle, wie Mad. *Hendel* hat, kann es nicht an Stoff zu allen Arten von Kunstübungen fehlen. Die Griechen hatten auch keine anderen Hülfsmittel zu ihren trefflichen Werken, und die ersten Künstler neuerer Zeiten mussten eben dahin ihre Zuflucht nehmen." Es liegt wohl am Tage, dass ohne die vorhandenen Werke der grossen Meister die Attitüden der Mad. H. schwerlich zum Vorschein gekommen wären. Hätten *Raphael*, *Fra Bartolomeo*, *Correggio*, *Alb. Dürer* und andere Männer solches Namens von den Neueren lernen müssen, oder vom Modell: wahrlich, wir stünden jetzt nicht, in Entzückung verloren, vor ihren Werken. Das Bild, welches in *Raphaels* Seele kam, wie er mit frommer Naivetät von sich erzählt, gehörte nicht der Erscheinungswelt an, und war kein irdisches, vergängliches Wesen, und die Lichtwelt, in welcher *Guido* seine zum Himmel schwebende Jungfrau darstellte, ward ihm nicht durch die Theaterbeleuchtung offenbar. — Diese seine Lieblingsgrille sucht Hr. *V.* — hier am unrechten Orte — aus der Kunstgeschichte zu beweisen, was ihm aber nicht gelingen will, und S. 9 behauptet er sogar, *Correggio* habe sein berühmtes: Auch ich bin ein Maler, im Bewusstseyn seiner — *Studien!* ausgerufen. Zuletzt ertheilt er sogar jungen Künstlern den Rath, die schönen Gebilde ihrer Phantasie — in der Wirklichkeit zu suchen, und wenn es ihnen dann so gut geworden sey, eine Mad. *Hendel* zu finden, ihrer — Unsterblichkeit gewiss zu seyn.

S. A.

MANNHEIM, b. Schwan und Götz: *Blätter aus dem Reisebüchlein eines andächtigen Pilgers*, von *Isidorus*. 1808. 208 S. 8. (1 Thlr. 4 gr.)

Ein protestantischer Pilger, mit Muscheln behangen, und den Rosenkranz in der Hand, würde noch vor zwanzig Jahren nicht geringes Aufsehen unter uns erregt haben; aber wir sind allmählich so gewöhnt an Wundererscheinungen, dass uns nur das Alltägliche noch wunderbar däucht. Dieser Isidorus scheint es übrigens ernstlich zu meinen, und so wollen wir denn auch seine Gesinnung nicht weiter in Anspruch nehmen; jedoch muss er uns erlauben, ein Wort über seine Lieder zu sagen, indem er sie nicht bloss singt, sondern auch drucken lässt. Im Grunde ist Rec. mit diesem Büchlein ein wenig verlegen; der Vf. ist, allem Ansehen nach, mit einer Gemüthskrankheit behaftet, welche von unseren Nosologen bis jetzt übersehen wurde. Wir möchten diese Krankheit, welche sich hie und da als endemisch zu constituiren anfängt, die mystische oder romantische Hysterie nennen. Nach den Beobachtungen des Rec. beginnt sie mit Abspannung, und endigt mit Überspannung. Wenn der Paroxysmus eintritt: so zerfliesst alles um den Kranken in Luft und Nebel, er phantasirt unablässig vom Karfunkel, und spricht gewöhnlich in Sonetten. Rec. müsste sehr irren, oder das vorliegende Liederbuch ist die Folge eines solchen Paroxysmus. Zwar glauben einige nüchterne Menschen, es habe mit dieser Seuche bey uns nicht viel mehr zu bedeuten, als mit dem gelben Fieber; wir sind jedoch aus guten Gründen anderer Meinung, und stimmen keineswegs dem Dichter in der Europa bey, der bey ähnlicher Veranlassung seinen Hauskobolt ausrufen lässt:

Alle Spinnen haben ausgesponnen!

Darum achten wir es auch für verdienstlich, aus den Delirien des frommen Pilgers Einiges auszuheben, was das Publicum auf das Übel aufmerksam machen kann.

Gleich im ersten Gedicht, *an die Himmelskönigin*, ruft der andächtige Sänger:

Werd ich mir deiner ganz bewusst,
Da fällt ein Himmel auf die Brust u. s. w.
Wie überschwenglich liebst du mich,
Was wär ich Armer ohne dich,
Könntst du mir je dein Licht entziehen,
Ich müsste rettungslos verblühen,
Ich sänk in eine blasse Nacht,
Wenn du mir deine Brust versagt.

Im zweyten Gedichte heisst es von einem Liebeskranken:

Ihm war so wohl zu Muthe,
Wusst nicht, wie ihm geschah,
Sehnt sich nach fernem Gute,
Hielt sich zugleich für nah.

S. 33 wandelt ein *Pilger* mit dem *Posthorn*, und macht eine wunderbare Wirkung auf das Gemüth des Dichters.

Fernab im grünen Wald,
Das Hüfthorn schallt,
Bin mitgezogen durch den Wald,
Zum Sänger - Aufenthalt
Bin ich gewallt,
Auf *ewig* in den grünen Wald.

S. 34 möchte der arme Pilger

Verwandelt werden in ein grünes Reis,
Dass er einwüchs in diess Paradeis,
Und ein Springbrunn werden aus Schall und Duft.

Die letzte Verwandlung hat sein Dämon an ihm geschehen lassen.

An der *offnen See*, S. 39, wird es vollends arg mit seinem Zustande:

Und es klang vor meinen Ohren
Ein verweh'nder Rausch von Wellen,
Alle Augen tief hinunter
Fühlten in die dursten Quellen.
Selber als ein goldner Nachen
Ist das Herz sich vorgekommen,
Weit hinaus in Duft und Ferne
Hat es die Gefahr beschwommen.

Bisweilen wirft der Pilgrim die Kutte weg, und wird zum Ritter, wie S. 44.

Hätt ich soll'n an Blut verarmen;
Schöner Tod im Feld, als Flucht.
Doch in diesen beiden Armen
Wuchs nur rastlos Wuth und Wucht.

Im Frühlinge klingt es ihm gar sonderbar um die Ohren (S. 49):

Dort an jener Bergesreihe
Klingt die Bläue,
Und *die Fichte* strömt zurück.
— — — —
Alles hat sich aufgerichtet,
Jede Ferne steht gelichtet,
Und die Welt zerfliesst in Luft.
— — — — — — —
Nach dem Blau streckt Händ und Grüne
Frische Grüne,
In dem Himmel blüht der Wein;
Waldhorn ruft von dort herüber,
Jede Schwinge weht hinüber,
Wächst der ganze Mensch hinein.

S. 66 zeigt sich ein merkwürdiges Phänomen. Die Thränen des armen verliebten Pilgers kommen verheerend herabgeschossen,

Sie stürzen schluchzend über uns zusammen,
Der *weichen* Gegend bringen sie Verderben,

u. s. w.

Wie weit bleibt hier der kühnste Schwung in der *asiatischen Banise* zurück!

S. 68 erscheint die wunderbarste Metamorphose, die seit der alten Götterherrschaft sich ereignet. Der Pilger wird mir nichts, dir nichts, vor unseren Augen in eine Pilgerin verwandelt.

Sein Blick hat *Farben*, Kühlung, Thau, *gesogen*,
Es fühlt sein Schoos, wie er empfangend schwellt.
Nun kann der Pilger lieben, sinnen, hoffen, u. s. w.

S. 72. Bey dem Abschied an einen Freund wird es dem Leser wirklich bange.

Blitze du übermüthig umher,
Du triffst und entzündest, mein Freund!
Donnernd lieb ich dich auch,
Denn das Erdelement
Ist der heilige Zorn!
— — — —
Halte das *Kreuz* du empor und den *Thyrsus*,
Ich rett aus den Fluthen das Schwert.

Unsere Leser sind es wahrscheinlich müde, noch mehr zu hören. Die andächtigen Seelen aber wollen wir bitten, die ausgehobenen Stellen als einzelne kostbare Perlen zu betrachten, die sich füglich zu einem Rosenkranze zusammenreihen lassen. Rec. mag übrigens nicht bergen, dass ihn ein Gefühl von Wehmuth überwältigte, als er das Reisebüchlein aus der Hand legte. Der junge Mann, welcher hier in der närrischen Maske auftritt, ist keinesweges ohne glückliche Anlagen, und besonders scheint er einen reinen, kindlichen Sinn treu in sich bewahrt zu haben. Nur fehlt es ihm gänzlich an Bildung, Alles ist bey ihm formlos, und selbst die Gesetze der Sprache, so wie die des Rhythmus, sind ihm fremd. Ein weiches Gemüth flüchtet nur zu gern aus der Gegenwart, und giebt sich dann, wenn es nicht Kraft genug hat, eine Welt in sich zu bilden, täuschenden Traumgestalten hin, die ihr Spiel mit ihm treiben, und in diesem Spiele muss es trostlos untergehen. S. A.

Berlin, b. Hitzig: *Spanisches Theater*. Herausgegeben von *August Wilhelm Schlegel*. Zweyter Band. 1809. 342 S. 8. (1 Thlr. 16 Gr.)

Auch unter dem Titel: *Schauspiele von Don Pedro Calderon de la Barca.* Übersetzt von *A. W. Schlegel.* Zweyter Band.

Es muss jedem Freunde der spanischen Poesie eine sehr willkommene Erscheinung seyn, *A. W. Schlegels* Übersetzung von *Calderons* Dramen, wenn auch erst nach einem langen Zwischenraume von 6 Jahren, fortgesetzt zu sehen, und es ist zu wünschen, dass eine so grosse Pause nicht wieder eintreten möge. Im Allgemeinen auf unsere Anzeige des ersten Bandes uns beziehend (1806 No. 106), bemerken wir zunächst, dass dieser zweyte Band nur zwey Dramen enthält: das Trauerspiel: *der standhafte Prinz*, und das romantische Schauspiel: *die Brüder von Mantible.* — Der Gegenstand der *Tragödie* ist die heldenmüthige Standhaftigkeit, wodurch der portugiesische Infant Don Fernando sich die Märtyrerkrone erwirbt. Nach dem unglücklichen Ausgange einer glücklich begonnenen Schlacht geräth der Prinz in die Gefangenschaft des Königs von Fez; aus dieser ihn zu befreyen, erbietet sich der portugiesische König, in die Foderung des Siegers willigend, Ceuta abzutreten. Aber der unglückliche Prinz verschmäht, um diesen Preis seine Freyheit zu erlangen, und will schlechterdings nicht zugeben, dass die christliche Stadt wiederum der Macht eines ungläubigen Herrschers überliefert werde, dieses für einen Hochverrath am Christenthum erklärend. Gleich fest beharrt nun der heidnische König auf seiner Foderung, und da er sieht, dass Don Fernando standhaft ihrer Gewährung sich widersetzt: so übt er an ihm alle die Gewaltthätigkeit und Schmach, die nur dem niedrigsten Sklaven angethan werden mag. Statt aber des Prinzen Muth zu beugen, bestärkt er ihn durch diese grausame Behandlung in der unerschütterlichen Festigkeit seiner erhabenen Gesinnung, und Don Fernando lässt mit der heroischen Geduld und Ergebung eines gottgeweihten Märtyrers alles Elend und die empörendste Erniedrigung über sich ergehen. Endlich erliegt er seinen entsetzlichen Leiden, denen der Tod ein Ende macht. Da erscheint ein portugiesisches Heer, das zu seiner Befreyung bis vor die Mauern von Fez dringt, wo der besiegte König genöthigt wird, den Leichnam des Prinzen auszuliefern, dass dieser nach seinem Tode gleichsam noch triumphirt, welches sinnbildlich durch die schöne Dichtung dargestellt ist, wie er, als abgeschiedener Geist, in kriegerischer Gestalt dem heranrückenden Heere mit einer Fackel in der Nacht vorleuchtend, es dem Siege entgegenführt.

Das phantastische Drama, *die Brüder von Mantible*, will selbst gelesen seyn, eine vollständige Idee lässt sich in wenigen Worten von diesem originellen Zauberstücke nicht geben, dessen Hauptgegenstand die romantische Liebe der schönen Floripes, der Schwester des rohen sarazenischen Fürsten Fierabras, zum Guido von Bourgogne ist, einem von den Paladinen Karls des Grossen.

Was nun die Übersetzung selbst betrifft: so ist sie im Ganzen trefflich gerathen, und in den Hauptpartieen so eindringlich und ansprechend, wie nur von einem solchen Meister sich erwarten lässt. Die Wirkung der Assonanzen hat zuweilen der Übersetzer durch öfteres Wiederholen des Anklanges in den Strophen selbst zu erhöhen gesucht, und es ist ihm damit sehr gut gelungen, wie unter anderen in den Brü-

dern von Mantiblè S. 222 mit der Assonanz *ue*. Aber da, wo dieses künstliche Mittel nicht angewandt ist, bleibt der Effect der Anklänge sehr gering, und er ist selbst für ein geübtes Ohr so wenig merkbar, dass die darauf verwandte Mühe verloren scheint, zumal sie sehr gezwungene Umstellungen nicht selten zur Folge haben. Ein paar Beyspiele werden dieses deutlicher machen. S. 70 heisst es:

Kriegsgefangne von der Grösse,
Die den Herren ehren, so
Zu bedienen *sich gehört es*.

Und S. 72 steht:

Und statt Schmerz und Trauer, Feste
Froh begehn, *in Kleidern köstlich*.

Hin und wieder stösst man auf Unverständlichkeiten, wie S. 8 in den Worten:

Wenn ich wüsste,
Zelima, was mich betrübt,
Weiss ich auch, dass, gern geübt,
Selbst der Schmerz es lindern müsste.

Im Original lauten die beiden letzten Strophen ganz klar so:

de mi mis mo sentimiento
lisonja al dolor hiciera.

Dasselbe gilt S. 15 von den Versen:

Lass uns hören
Und dich nichts im Reden stören — — —
Kann ich reden? kann ich *ruhn*?

wovon das Original so lautet:

Prosique
y nada a callar te oblique — — —
Ni hablar ni callar podré.

C. f. r. z.

1) Berlin, b. Schöne: *Beyträge zur deutschen Schaubühne* von *Julius von Voss*. 1809. 316 S. 8. (1 Rthlr.)

2) Ebendas.: *Beyträge für die deutsche Bühne* von *Karl Albrecht*. 1809. 265 S. 8. (16 Gr.)

3) Wien, b. Kupfer u. Wimmer: *Wiener-Leopoldstädter-Theater*. I Band. 1809. 280 S. 8. (16 Gr.)

Alle drey Sammlungen sind sich darin ähnlich, dass sie keine Dinge von grosser Wichtigkeit und ausgezeichnetem Werthe enthalten. Jede liefert drey Stücke. No. 1 giebt zuerst: *Die zwölf schlafenden Jungfrauen*, romantisches Schauspiel mit Gesang in 4 Acten. Diese sind wegen der Verbrechen ihres Vaters zum Schlafe verdammt, bis sich ein unbescholtener Jüngling findet, welcher das 24 Jahr erreicht hat, ohne seine Ältern zu sehen, ohne sich zu verlieben u. s. w. Ein böser Genius ist nun bemüht, die Erfüllung dieser Bedingungen fortwährend zu vereiteln, wogegen ein guter Geist den Ritter schützt. Diess bringt viel Vorfälle und Decorationen in das Stück, welches ganz nach Art des Donauweibchens hin und her fluthet. Wäre statt so vieler Personen eine einzige mit dem Ritter als Hinderniss seines Unternehmens verknüpft: so würde das Interesse für den Gegenstand weit mehr erregt werden. So ist die Verknüpfung mehr von aussen her, und wird nur geschichtlich von guten und bösen Dämonen geleitet. — Es folgt: *Die Sternenkönigin*, romantisches Feenmährchen mit Gesang in drey Acten, welches einen ähnlichen Charakter hat. Es wird mit den Wundern und Verwandlungen darin oft ein wahres Spiel getrieben, weshalb sie nur zur Augenlust und nichts zur Erhebung des Ganzen beytragen können. Mit mehr Geschwätz und Nebenscenen möchte es wohl weniger als das vorige gefallen. — Das letzte Stück ist: *Der Bankrott*, Posse in 1 Act, nach dem Canefass des Federici, worin das Bankrottmachen der Kaufleute gleichsam persiflirt wird, indem ein Schuhflicker dadurch auf den Einfall kommt, von den dargebrachten Stiefeln und Schuhen immer eins zu behalten, um 50 pC. zu gewinnen. Dazu gehört aber eine gar zu grosse Dummheit, wesshalb das Ganze keine Wahrscheinlichkeit erhält. Die Posse muss ihre Übertreibung (ihre Idealisirung) aus dem Inneren der menschlichen Natur schöpfen, nicht den Personen äusserlich nach Willkühr aufbürden, sonst wird das Komische wieder lächerlich, und vernichtet sich selbst. — No. 2 liefert völlig elende Sachen. *Das Cassino*, ein Sittengemälde in 1 Act, handelt ganz plan und mit dem *pro contra* einer Abhandlung von der nützlichen oder schädlichen Aufklärung der Juden, vom Schinkenessen, das sogar sichtbarlich vollzogen wird, und von der Aufnahme einer Judenfamilie in ein christliches Cassino, wovon das Stück den Namen führt. — *Die Privattheaterprobe* stellt einen jungen Menschen auf, der aus Furcht vor einer unglücklichen Ehe mit seiner Geliebten einen Ehecontract nur auf einige Jahre abschliessen will. Da aber sein Vater ihn zu dem Revers bringt, dass er sie unbedingt heirathen wolle, wenn man ihn jemals mit ihr in einer vertraulichen Stellung anträfe: so gehört nur eine Theaterprobe mit vertraulichen Scenen dazu, um ihn auf ewig zu fesseln. Das ist Afterwitz. *Piedro und Elmira*, ein Singspiel in vier Aufzügen, zeigt das Schicksal zweyer Liebenden, die nach ihrer Flucht zu einem fernen Lande von dem erzürnten Vater der Geliebten wieder eingeholt, und durch einen Sturm auf dem Meere, woraus der Liebhaber den Vater errettet, endlich ihres Wunsches theilhaftig werden. Es geht darin nach dem, was anderen Stücken abgesehen ist, ganz gewöhnlich her, und nirgends leuchtet ein Funken von Genie. — No. 3 enthält doch wenigstens eins, das für das Theater Werth hat. Es ist *Eppo von Geilingen*, ein Gemälde der Vorwelt mit Gesang in drey Aufzügen, bearbeitet von *Gleich*. Des Ritters Kampf mit den Nürnbergern, wie er zweymal gefangen genommen, und endlich durch den Spruch des Kaisers befreyt und vor Gericht gefodert wird — das ist der Inhalt des Stücks, welches in einer kraftvollen Sprache, mit sprechenden Charakterzügen, gedrängt und geräuschvoll ohne Verwirrung auf dem Theater gute Wirkung thun muss. — *Die vier Heymonskinder*, ein komisches Volksmährchen mit Gesang in vier Aufzügen, bearbeitet von *Gleich*, stellt die Hauptmomente wider einem Zauberer anheim, der mit seinen Wundern dem Stücke eine beliebige Wendung giebt. Es ist bunt und mit glatten Spässen. — *Genovefe*, Pfalzgräfin am Rhein, erster Theil, ein Original-Schauspiel in fünf Aufzügen von Crenzin, enthält den bekannten Gegenstand in einem geschichtlich forteilenden Gange, ohne den frommen, romantischen Geist, den die einfache Erzählung unter dem Volke athmet.

T. Z.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 27 AUGUST, 1810.

HANDLUNGSWISSENSCHAFTEN.

Hamburg, b. Kratzsch u. Wettach: *Die neueren Fortschritte im doppelten kaufmännischen Buchhalten mit Inbegriff der von dem hamburgischen Buchhalter Daniel Richter gefundenen glücklichen Verbesserung des Journals, verbunden mit einer Anleitung zur Anwendung des doppelten Buchhaltens bey kleinen Geschäftsmännern oder Detaillisten und einer Anweisung zur Erbschafts-Buchhalterey.* Ein Versuch von *Christian Ernst Hingstedt*, Buchhalter beym wohllöbl. Zehnten-Amte, auf Handlungs-Comptoiren und bey Erbschafts- und Fallit-Sachen zu Hamburg. 1804. 136 S. gr. 4. (2 Thlr.)

Dieses mit Umsicht, Besonnenheit und Klarheit verfasste Werk, die Frucht eines vieljährigen Fleisses, scheint noch nicht so bekannt worden zu seyn, wie es verdiente. Gern holen wir daher eine verspätete Anzeige desselben nach. Es zerfällt in 21 Abschnitte, von welchen wir in der Ordnung, wie sie auf einander folgen, unseren Lesern Rechenschaft geben wollen, jedoch so, dass wir von denen, welche keinen Auszug gestatten und keine Gelegenheit zu eigenen Bemerkungen geben, den Inhalt nur kurz anführen, um desto mehr Raum für die übrigen zu gewinnen.

Die ersten zwey Abschnitte handeln *von dem einfachen und doppelten kaufmännischen Buchhalten und von den Vorzügen des doppelten Buchhaltens vor dem einfachen.* Mit Recht wünscht der Vf., dass der Name *italiänisches Buchhalten* aufgegeben, und der Name *doppeltes Buchhalten* dafür allgemein eingeführt werden möge, da dieser gleich einen richtigen Begriff von der Sache giebt, welche ohnehin erst in deutschen Handelsstädten zu ihrer jetzigen Vollkommenheit ausgebildet worden ist. Den Vorschlag eines seiner Freunde, auf den Comtoiren noch ein besonderes Buch zu halten, worin solche Vorfälle beschrieben werden könnten, die in die gewöhnlichen Bücher nicht aufgenommen werden, verwirft der Vf. vorzüglich aus dem Grunde, weil dadurch die ohnehin schon so grosse Anzahl von Handlungsbüchern noch würde vermehrt werden. Wir lassen diesem Grunde volle Gerechtigkeit widerfahren, indem wir überhaupt eher für die Verminderung, als für die Vermehrung der Handlungsbücher stimmen; und da die Gegenstände, welche nach der Meinung seines Freundes in dieses besondere Buch eingetragen werden sollen, nicht genauer angegeben sind: so können wir ihm um so weniger darin widersprechen. Wir haben es uns aber allezeit als etwas sehr Nützliches gedacht, wenn jeder Handelsherr sich ein besonderes Notizbuch hielte, worin er selbst mit strengster Gewissenhaftigkeit allerley seine Handlung betreffende Ereignisse, Verabredungen u. s. w. niederschriebe, die in die Handlungsbücher nicht notirt werden. Der Kaufmann kann von seinen vielen Verabredungen mit anderen Kaufleuten seines Ortes keine Protocolle führen (bey auswärtigen wird dieses durch die Correspondenz ersetzt), und doch werden bey Processen zuweilen Angaben von ihm gefodert, wozu er allerdings seine Acten müsste nachsehen können. Soll er eine Verabredung — die vielleicht vor einigen Jahren getroffen wurde — eidlich erhärten: so kann er nur mit seinem Gedächtnisse zu Rathe gehen; wie sehr würde aber sein Gewissen erleichtert werden, wenn er auch sein Notizbuch darüber befragen könnte! Da durchaus der Handelsherr selbst dieses Buch führen müsste: so würde dadurch die Zahl der Contobücher für den Buchhalter nicht vermehrt, und mancher Gegenstand weit besser, als durch die eigentlichen Handelsbücher, dadurch aufgeklärt werden. Selbst für die Erben des Kaufmannes könnte ein solches Buch oft von dem grösten Nutzen seyn. Im 3 bis 8 Abschnitte beschäftigt sich der Vf. mit den praktischen Fortschritten in dem doppelten kaufmännischen Buchhalten in Hinsicht auf Sprache, bessere Stellungen, richtigere Wahl der Conten und den rechten Gebrauch der Principalconten. Bey Weitem der wichtigste von allen ist der letzte Abschnitt, worin der Vf. treffliche Lehren über die Aufstellung der Havarie-, Assuranz- und Schiffs-Conten, und wie die Conten bey Erbschaftsübernahmen einzurichten sind, ertheilt. Den Inhalt des 9 Abschnitts macht der Entwurf eines Journals aus, das nach den neuesten Fortschritten entworfen und ganz so eingerichtet ist, wie der Vf. solches wirklich führt. „Ohne Erröthen, sagt Hr. H., darf ich versichern, dass bey grossen Geschäften, sie mögen so ausgedehnt und mannichfaltig seyn, wie sie wollen, das Journal auf die Art und Weise, wie sie die Probe angiebt, mit Sicherheit und Zuverlässigkeit geführt werden könne, und dass diese Probe die Muster in den gewöhnlichen Lehrbüchern der doppelten Methode weit hinter sich lasse." Wir stimmen ihm hierin aus voller Überzeugung bey, und gestehen gern, dass ein solches Journal, worin die gröfste Reinheit der Sprache, ein sehr kurzer Stil, eine höchst bequeme Stellung der Posten und die gröfste Zuverlässigkeit herrscht,

uns in den uns bekannten Lehrbüchern noch nicht vorgekommen ist, und dass diese Probe, worin er alles bisher Gesagte recht anschaulich macht, und die Anwendung seiner Regeln praktisch lehrt, ihn zu Ansprüchen auf den grösten Dank der Leser berechtigt. — Höchst wahr, richtig, aus gründlicher Theorie und vieljähriger Praxis geschöpft ist alles, was der Vf. im 10 Abschnitte von der Schluss-Bilance im doppelten Stile sagt, und ganz übereinstimmend mit dem, wovon Rec. sich durch eigene 25jährige Praxis überzeugt hat. „Es ist ein unverantwortlicher Leichtsinn, sagt Hr. H. am Schlusse dieser Abhandlung, wenn man sich erlaubt, auf irgend eine versteckte Weise die Summen der Bilanz auszugleichen, welche nicht treffen wollen, um sich die fernere Mühe des Nachsuchens zu ersparen. Der ächte Buchhalter würde sich lieber die Hand abhauen, ehe er sich solchen Leichtsinn verstattete. Ich würde so etwas nicht für möglich gehalten haben, wenn ich nicht die Erfahrung von einem solchen Falle in meiner Praxis wirklich gemacht hätte." Wir haben uns das Vergnügen nicht versagen können, diese kräftigen Worte hier anzuführen, weil sich ein edler Charakter darin ausspricht, und ein noch nicht verdorbener, aber leichtsinniger junger Mensch dadurch erschüttert und mit dem ganzen Umfange und der Schändlichkeit eines Verbrechens bekannt gemacht werden muss, von welchem wir glauben, dass es häufiger ausgeübt wird, als unser Vf. meint. Wir können es uns sehr wohl denken, dass ein junger, unerfahrener Buchhalter, dem die Bilanz nicht stimmen will, und der überzeugt ist, absichtlich nichts unrichtig eingetragen zu haben, und durch diese erkünstelte Ausgleichung der Bilanz keinen Vortheil für sich zu suchen, sich leichtsinniger Weise bereden könne, der Fehler müsse durchaus in irgend einer unrichtigen Addition stecken, und er dürfe mit ruhigem Gewissen die wenigen Groschen oder Pfennige, woran es sich stösst, irgendwo zurechnen, um zum Abschlusse zu kommen. Ein solcher mag den Urtheilsspruch eines rechtlichen und erfahrenen Mannes hierüber hören, und sich zur Warnung dienen lassen.

Der 12, 13 und 14 Abschnitt handelt von der Revolution in der Buchhalterey, welche durch das so berühmte als berüchtigte *jonessche* System herbeygeführt wurde, und sucht *Jones* Gründe gegen das doppelte Buchhalten nicht nur gründlich zu widerlegen, sondern auch zu beweisen, dass dieses System überhaupt mangelhaft, und, auf die doppelte Buchhalterey angewandt, gänzlich unbrauchbar sey. Es ist nicht möglich, gründlicher und besser hierüber zu schreiben, als hier geschehen ist. Der 15, 16, 17 und 18 Abschnitt beschäftigt sich vorzüglich mit der neuen Erfindung des hamburgischen Buchhalters, *Daniel Richter*, durch deren Anwendung (welche nur sehr geringer Vorrichtungen bedarf) der Gewinn und Verlust eines Jahres auch im Journale gefunden wird. Hr. *Richter* gab seine *deutsche Buchhalterey* im J. 1803 heraus, und da ihm durchaus die Gabe, richtig und deutlich zu schreiben und seine Gedanken einleuchtend vorzutragen, fehlt: so würde seine Erfindung wohl schwerlich benutzt worden seyn, wenn Hr. H. solche nicht hervorgezogen und beleuchtet hätte. Dabey ist es erfreulich zu lesen, wie er — der Mann von gebildetem Geschmacke — das Geschmacklose, Mangelhafte und Ungrammatische in der *richterschen* Schrift so milde beurtheilt und zu verbergen sucht, und dagegen mit solchem Wohlgefallen diese fremde Erfindung erhebt, und ihr Eingang zu verschaffen sich bemüht. Wir glauben nun zwar nicht, dass Hr. *Richter* als *eigentlicher Erfinder* dieser neuen Methode (den Gewinn oder Verlust durch das Journal zu finden) anzusehen sey, und er selbst gesteht offenherzig, von *Jones* darauf geleitet worden zu seyn, welches auch jedem Kenner des *jonesschen* Systems in die Augen fällt; dessenungeachtet aber ist es immer höchst schätzbar, dass Hr. R. darauf verfiel, das einzige Gute und in Praxi Anwendbare des *jonesschen* Systems aus demselben herauszuheben, zu vervollkommnen, es von allem Übrigen, Unbedeutenden und Unbrauchbaren, worauf *Jones* und seine Nachbeter gerade den grössten Werth legten, zu reinigen, und so die Buchhalterey mit einer schätzbaren Erfindung zu bereichern, die sonst mit dem *Ganzen* des unbehülflichen *jonesschen* Systems ein Raub der Vergessenheit geworden wäre.

Diese neue *richtersche* Methode scheint uns daher so wichtig, dass wir etwas sehr nützliches für die Buchhalterey zu thun glauben, wenn wir solche nicht nur hier kürzlich im Auszuge mittheilen, sondern selbige auch nach unserer Ansicht zu erläutern und ihre Richtigkeit zu erweisen suchen. Nach dieser Methode leidet das Hauptbuch gar keine Veränderung, welches schon ein sehr grosser Gewinn für den Buchhalter in irgend einer ausgebreiteten Handlung ist, wenn man damit ein *jonessches* Hauptbuch mit seinen vielen Linien vergleicht. Nur im Journal werden auf jedem Blatte rechter Hand doppelte Rubriken für Marken und Schillinge oder Thaler, Groschen und Pfennige angelegt. Die erste Rubrik wird für Debetsummen, und die zweyte für Creditsummen bestimmt. Nun werden die Stellungen wie gewöhnlich gemacht, jedoch keine anderen in die Rubriken ausgeworfen, als die der Kaufmann *wirklich* einhebt oder zu fodern hat, oder schuldig wird und auszahlt. Alle übrigen Posten, die blos auf *Principalconten*, auf des Handlungseigenthümers eigene Conten, als: Waaren-, Commissions-, Handlungs-, Kosten-Conten u. s. w. zu setzen sind, bleiben vor den Rubriken (*ante linea*) stehen. Ins Hauptbuch wird alles, wie gewöhnlich, eingetragen. Am Ende jeder Journalseite zieht man die kleinere Summe von der grösseren im Debet oder Credit ab, und trägt den Überrest in die Columne der nächsten Seite, wohin solcher gehört. Damit fährt man bis zum Abschlusse des Journals fort. Alsdann bleibt, in der Regel, eine Summe im Debet oder im Credit übrig. Darauf werden alle Gegenstände der Handlung, die einen reellen Werth haben, als Waaren, Häuser, Schiffe u. s. w., in die Debet-Rubrik nach ihrem Werthe eingetra-

gen, auch werden alle Differenzen auf Personenconten ausgeglichen. Endlich zieht man die vorher übrig gebliebene Summe davon ab, oder thut solche hinzu, und man hat nun früher den Gewinn oder Verlust des verflossenen Zeitraums im Journale, als im Hauptbuche gefunden.

Ein Journal nach dieser Methode liefert der 18 Abschnitt, und ein Hauptbuch dazu der Anhang, woraus die praktische Anwendung deutlich genug hervorgeht. Eben so stellt der 20 Abschnitt ein Journal auf, welches als Muster dienen kann, wie auch kleine Kaufleute, Krämer u. s. w. ihre Bücher nach doppelter Methode mit Hülfe der *richterschen* Erfindung auf eine leichte und sichere Weise führen können. Für diejenigen, welche das Werk besitzen, wollen wir suchen, diese neue Erfindung mit Hülfe dieses Journals zu erläutern und zu erweisen.

Wenn in die neuen vom Vf. angegebenen Rubriken *alle Posten ohne Ausnahme* in Credit und Debet eingetragen würden: so würden sie sich natürlicher Weise vollkommen gegen einander ausgleichen müssen, und demnach die Summe des Credits gleich seyn der Summe des Debets. Nun aber trägt er nur einen Theil der Posten in die Rubriken ein, und läfst einen anderen Theil derselben aus, und wenn zuletzt die beiden Columnen jede für sich addirt, und die kleinere Summe von der gröfseren subtrahirt wird: so zeigt sich, dafs das Residuum gleich ist dem Gewinne oder dem Verluste, welchen auch die Gewinn- und Verlust-Conto besagt, und zwar zeigt die gröfsere Summe im Debet den Gewinn, und die gröfsere Summe im Credit den Verlust an. Wir wollen also untersuchen, wie dieses so zutrifft, und wodurch es zur allgemeinen Regel erhoben wird. Im Anfange, beym Eintragen des Inventarii sind *alle* Debitores und alle Creditores, bis auf den Beytrag des *Waarenlagers*, in die neuen Rubriken eingetragen worden. Auch sind, im Laufe des Jahres, alle *Einnahmen* und *Ausgaben* des Waarenlagers für verkaufte und eingekaufte Waaren *nicht* in diese Rubriken aufgenommen worden. Ferner sind im Laufe des Jahres alle diejenigen Posten ausgelassen worden, wofür solche Rechnungen belastet oder creditirt worden sind, die zuletzt durch Gewinn und Verlust-Conto ausgeglichen werden. Alle anderen Einnahmen und Ausgaben aber sind ohne Ausnahme richtig in Credit und Debet eingetragen worden. Wenn nun beym Schlusse des Jahres der Saldo des Waarenlagers (ohne dessen Gewinn, den es durch die Taxation des wirklichen Vorraths erhält) in den Debet eingetragen würde: so würde dadurch mit Einem Male alles ersetzt werden, was im Laufe des ganzen Jahres im Credit und Debet, von den Posten, die das Waaren-Lager betreffen, ausgelassen worden ist, und es würden in diesen neuen Rubriken blofs nur noch diejenigen Summen fehlen, welche auf Gewinn- und Verlust-Conto gehören, und es müfste daher (mit Ausnahme des Gewinnes oder Verlustes am Waaren-Lager) der *Gewinn* sich ergeben durch das Residuum im Debet und der Verlust durch das Residuum im Credit. Wenn man aber (so wie der Vf. es macht) beym Schlusse des Jahres den Betrag des Waaren-Lagers nach seinem, durch die Taxation erhöheten, Preise in den Debet einträgt: so ist das eben so gut, als wenn man in den Debet eingetragen hätte a) den reinen Saldo des Waaren-Lagers, und b) den Betrag dessen, was durch die erhöhete Taxation darauf gewonnen ist; folglich ist der Gewinn mit in diese Rubrik aufgenommen, und mufs sich also auch in selbiger zeigen. Daher kann es also nicht anders seyn, als dafs der Überschufs in der Debet-Rubrik, wenn die Summe der Credit-Rubrik davon abgezogen ist, gleich seyn mufs dem wirklichen Gewinne, den die Gewinn- und Verlust-Conto im Hauptbuche angiebt.

Zu besserer Übersicht wollen wir sehen, welche Posten der Vf. ausgelassen habe, weil diese die wenigsten sind, und man daraus leicht abnehmen kann, welche er eingetragen haben müsse: wobey es sich von selbst versteht, dafs das, was hier vom *Waaren-Lager* gesagt wird, auch bey allen anderen Rechnungen Statt findet, die ihren inneren Werth vermehren oder vermindern, und dadurch einen Gewinn oder Verlust gewähren, als *Waaren unter auswärtigen Freunden, Wechsel-Contos* u. dgl. m.

Diese ausgelassenen Posten sind:

	im Debet.	im Credit.
1. Waaren-Lager, laut Inventarii Mk.	31462. 3	
2. Haushaltungs-Einnahme - - - -		970. —
3. Waaren-Lager. Einkauf - -	13856. 9	
4. Handlungskosten - - - - -	146. 8½	
5. Ausgaben des Wohnhauses - -	168. —	
6. Haushaltung - - - -	1588. 11	
7. Interessen - - - -	256. —	
8. Waaren-Lager-Verkauf - - - -		10598. 8
9. Waaren-Lager. Einkauf - -	15877. 2	
10. Handlungskosten - - - -	268. —	
11. Ausgaben des Wohnhauses -	256. —	
12. Haushaltung - - -	2118. 8	
13. Interessen - - - - -	260. —	
14. Waaren-Lager. Verkauf - -		9349. 8
15. Haushaltung. Alte Rechnung - -	648. —	
16. Waaren-Lager. Verkauf - -		20262. 10
17. Agio der Cassa - - - - -		66. 13
Mk.	66905. 9.	41247. 7
Nun mufs noch in Debet eingetragen werden der Betrag des Waaren-Lagers mit Einschlufs des darauf berechneten Gewinnes. Da *hier* blofs die ausgelassenen Posten notirt sind: so mufs dieser Betrag auch hier entweder vom Debet abgezogen, oder in den Credit zur Einnahme gebracht werden. Wir wollen das letztere versuchen - -		29327. 12
	Mk.	70675. 3
abgezogen der Debet - - - - -		66905. 9
Bleibt übrig - - - - -		3669. 10

Welches auch die Gewinn- und Verlust-Conto eben so angiebt.

Noch deutlicher wird das Ganze, wenn wir die

ausgelassenen Posten classificiren. Es sind nämlich ausgelassen im Debet

a) Der erste Bestand des Waaren-Lagers mit - -	31462 Mk. 3 fs.			
b) Alle Ankäufe von Waaren, wofür Waaren-Conto hätte belastet werden müssen, mit -	29733 . 11			
in Summa Mk.	61195.	14		

Dagegen sind auch im Credit ausgelassen

Alle Waaren-Verkäufe mit	40810.	10		
Daraus entstehet ein Deficit im Debet von - - -			20985 Mk.	4 fs.
welches gerade so viel betragen muss, als die vorräthigen Waaren jetzt kosten.				
c) Alle Ausgaben für die Haushaltung - - - Mk.	4355.	3		
Und die Einnahme für die Haushaltung - - - -	970.	—	3385.	3
d) Alle Handlungskosten - -			414.	8
e) Alle Ausgaben für das Wohnhaus - - - -			424.	—
f) Alle Interessen - - -			516.	—
Es sind also überhaupt ausgelassen oder zu wenig im Debet notirt - - - Mk.			25724.	15

Dieses stimmt auch vollkommen mit der Summe überein, die sich S. 104, als Residuum, im Credit findet.

Beym Schlusse wird nun noch in den Debet eingetragen der Saldo des Waaren-Lagers nach dem Inventario mit Mk. 29327. 12. Nun wird noch in den Debet eingetragen der Gewinn, welcher sich auf den Conten, die doppelte Linien im Hauptbuche haben, durch höhere Berechnung ihres Saldo's ergiebt, so wie in den Credit eingetragen werden muss der Verlust auf eben solchen Conten, der durch niedrigere Berechnung des Saldo's entsteht. *Hier* haben wir nur Einen solchen Fall bey der Cassa, welcher durch einen Agio-Vortheil entspringt. Nämlich

die *Einnahme*, welche auch hier im Debet eingetragen ist, beträgt in Courant	Mk. 47199. 6	u. in Bco.	37759.	8
die Ausgabe beträgt im Crnt. -	41551. 7	u. in Bco.	33307.	15
Es bleibt also ein Saldo von	5647. 15		4451.	9

Dieser Saldo ist schon im Laufe des Jahres, successive, wie er entstanden ist, in die neuen Rubriken aufgenommen worden. Da aber beym Abschlusse der Bücher angenommen worden, dass am Course profitirt sey, und daher diese 5647 Mk. 15 Ct. wirklich mehr als 4451 Mk. 9 fs. Bco., nämlich Mk. 4518. 6 fs. werth seyen, woraus ein Gewinn von 66 Mk. 13 fs. entspringt: so muss dieser Gewinn, als eine Einnahme der Cassa, in die Debet-Columne aufgebracht werden

. . . .		66. 13
Summa des Debets . .		29394. 9
Abgezogen den Credit, oder was im Debet ausgelassen ist . . .		25724. 15
bleiben übrig . .	Mk.	3669. 10

welches völlig mit der Summe übereinstimmen muss, welche die Gewinn- und Verlust-Conto als Gewinn angiebt. Diese letzteren 66 Mk. 13 fs. sind in der vorhergehenden Auseinandersetzung desshalb im Credit aufgenommen worden, weil daselbst bloss diejenigen Summen angeführt worden sind, welche im Debet oder Credit *ausgelassen* werden müssen, und da die 66 Mk. 13 fs. zu denen in den Debet wirklich aufzunehmenden Posten gehören: so hätten solche dort von der Summe der 66905 Mk. 5 fs. *abgezogen* werden müssen, statt dessen sind solche dem Credit *hinzugesetzt* worden; welches ganz gleich ist. Hieraus ergiebt sich also sehr deutlich, dass bey dieser Verfahrungsart das *Residuum* in der Debet-Columne dem *Gewinne*, und in der Credit-Columne dem *Verluste* gleich seyn müsse. Statt des bisherigen doppelten Beweises von der Richtigkeit des Gewinnes oder Verlustes nach der gewöhnlichen Methode des doppelten Buchhaltens, welchen Bilanz- und Gewinn- und Verlust-Conto ertheilen, erhalten wir nach dieser Methode einen *dreyfachen* Beweis, und zwar den dritten, durch das Journal, *früher* als aus dem Hauptbuche, wodurch die Wichtigkeit dieser so einfachen als sicheren Verbesserung einem Jeden in die Augen fallen muss. Aus unserer Darstellung ergiebt sich auch, dass man mit gleicher Sicherheit und gleichem Nutzen das Ganze umkehren, und bloss diejenigen Posten in die Rubriken eintragen, welche einen Einfluss auf den Gewinn oder Verlust haben, und alle anderen Posten *ante lineam* notiren könne. Die Beschaffenheit der Geschäfte, nach welchen die Principal- oder Personen-Conten die Mehrzahl ausmachen, müsste allein über diese Wahl entscheiden.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

NEUE AUFLAGEN.

Berlin, in der Realschulbuchh.: *Vergleichungen der gegenwärtig und vormals in den königl. preuss. Staaten eingeführten Maasse und Gewichte*, mit Rücksicht auf die vorzüglichsten Maasse und Gewichte in Europa. Von *J. A. Eytelwein*, königl. Geh. Oberbaurathe u. s. w. in Berlin. 2te verm. Aufl. 1810. 150 S. 8. (18 Gr.)

Berlin, b. Schöne: *Neues A B C-Buch*, welches zugleich eine Anleitung zum Denken für Kinder enthält. Mit Kupfern von *Karl Philipp Moritz*, Professor bey der Akadamie der bildenden Künste in Berlin. 3te Aufl. Ohne Jahrzahl. 35 S. Text u. 9 S. K. 8. (6 Gr.)

Erfurt, b. Müller: *Der französische Dolmetscher*, oder Sprachbuch für deutsche Bürger und Landleute, die in den nöthigsten Fällen die Franzosen zu verstehen und sich ihnen auch verständlich zu machen wünschen; enthält eine Samlung der nöthigsten Wörter und Redensarten für den Umgang. 3te stark verm. u. verb. Aufl. 1810. 42 S. 8. (3 Gr.)

Hamburg, b. Hoffmann: *Kleine französische Grammatik für Kinder.* Mit Übungen über den Syntax, Dialogen, Erzählungen und einem Vocabulaire. Von *S. Debonale*, vormaligem Parlements-Advocaten. 2te Auflage. 1810. IV u. 138 S. 8. (8 Gr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 28 AUGUST, 1810.

HANDLUNGSWISSENSCHAFTEN.

Hamburg, b. Kratzsch u. Wettach: *Die neueren Fortschritte im doppelten kaufmännischen Buchhalten mit Inbegriff der von dem hamburgischen Buchhalter Daniel Richter gefundenen glücklichen Verbesserung des Journals*, von *Christian Ernst Hingstedt* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Winke für künftige Verbesserer des Buchhaltens, machen den Inhalt des 19 Abschnittes aus. „Es möchte eine ganz verlorne Mühe seyn, sagt der Vf., die doppelte mit der einfachen Buchhaltung vermischen oder verbinden zu wollen, weil es doch Einem Menschen unmöglich ist; die Geschäfte eines nur irgend bedeutenden Kaufmanns allein zu beschreiben. Man suche also die einfache oder die doppelte Buchhaltung allein zu verbessern, wenn man wirklich im Sinne hat, etwas Gutes für die kaufmännische Welt zu bewirken." Rec. stimmt dem Vf. hierin vollkommen bey, wenn es auch nicht blofs aus dem angeführten Grunde geschieht, dafs es Einem Menschen unmöglich falle, allein alle Geschäfte eines bedeutenden Kaufmanns zu beschreiben (dem er übrigens seinen Werth läfst), sondern weil er glaubt, dafs die Charaktere der beiden genannten Methoden so ganz einander entgegengesetzt sind, dafs sie gar keine Vermischung mit einander vertragen, ohne sich gegenseitig geradezu aufzuheben, und sich in einander zu verwandeln, wodurch also für die Vervollkommnung derselben nichts gewonnen werden könne. Der Hauptvorzug, und das eigentlich Charakteristische des doppelten Buchhaltens besteht unstreitig darin, dafs selbiges in der Theorie (aber noch keinesweges in Praxi) mathematische Gewifsheit gewähret.

Ich fange nämlich damit an, meine Debitores und Creditores, (worunter auch mein Vermögen gehöret,) ins Gleichgewicht zu setzen, und sage: *da Gleiches zu Gleichem stets Gleiches giebt*, so mufs eine Gleichung bleiben, wenn ich die Hauptregel allezeit befolge, immer gleiche Summen in den Debet und Credit zu notiren. Ich mag meine Geschäfte so weit ausdehnen, und so lange fortsetzen als ich will, beobachte ich nur *diese* Regel: so kann die Gleichung nicht aufgehoben werden; oder mit anderen Worten: wenn ich alle Debitores und alle Creditores, jede für sich, zusammen addire: so mufs die Summa der Debitorum an der einen Seite immer gleich bleiben der Summa der Creditorum an der anderen Seite. Diefs ist das, was in der Kunstsprache das *Bilanciren*, *Bilance machen*, heifst. Findet sich bey diesem Bilancemachen auf der einen Seite eine gröfsere Summe als auf der anderen: so beweist dieses, dafs sich irgendwo ein Fehler müsse eingeschlichen haben, den man durchaus entdecken mufs, wenn man alle eingetragenen Posten im Debet und Credit genau mit einander vergleicht.

Gesetzt mein Inventarium besagte

A	debet	x		D	credit	$x - 1$	
B	debet	y		E	credit	$y - 2$	
C	debet	z		F	credit	$z + 3$	
		$x + y + z$	$=$			$x + y + z$	
		a	$=$			a	(addirt)
		$x + y + z + a$	$=$			$x + y + z + a$	
		$z + a$	$=$			$z + a$	(subtr.)
		$x + y$	$=$			$x + y$	

hätte ich nun aus Versehen ein Mal gesagt: $o = a$ oder $a = o$, das heifst, hätte ich den Debitor vergessen und nur den Creditor notirt, oder umgekehrt; oder ferner hätte ich durch ein anderes Versehen gesagt: $b = b + 1$ oder $b = b - 1$: so würde sich solches bey der Addition an beiden Seiten entdecken, es würde keine vollkommene Gleichung entstehen, oder die Bilance würde nicht quadriren. Ich kann aber auf eine andere, viel gefährlichere Weise irren, nämlich ich kann eine ganze Gleichung weglassen, oder ich kann zwey falsche Gleichungen machen, deren Differenzen gleich wären, wenn ich nämlich einmal sage

$$x = x + 1 \quad \text{und ein anderes Mal}$$
$$y + 1 = y$$
$$x + y + 1 = x + 1 + y$$

hiedurch wird das Gleichgewicht gar nicht gestört, meine Conten bilanciren ganz richtig, und doch sind die einzelnen Sätze falsch. Defswegen kann man auch nur sagen: die Theorie ist mathematisch richtig, aber sie sichert keinesweges für Fehler in Praxi. Für diese kann man sich nur (freylich nicht mit mathematischer Gewifsheit, allein doch mit sehr grofser Wahrscheinlichkeit) dadurch sichern, dafs man die Bücher zweyfach führen läfst, indem es nicht zu vermuthen ist, dafs derselbe Fehler zweymal werde begangen werden, und dafs man mit der Bilance allein sich nicht begnüge, sondern die strengste Revision anstelle, und alle Posten genau mit einander vergleiche. Hieraus geht auch klar genug hervor, wohin die Verbesserer vorzüglich zu trachten haben, nämlich den Buchhalter durch einfache, nicht zu weitläuftige und zu viele Zeit raubende, Vorrichtungen in den Stand zu

setzen, die ebengenannten und andere denselben ähnliche Fehler möglichst zu vermeiden, oder wenn sie begangen sind, solche aufs schnellste und zuverlässigste zu entdecken. Dieses fiel auch dem Vf. auf, nur wendete er es allein auf das einfache Buchhalten an, da wir es auf die doppelte ebenfalls und vorzüglich anwenden zu müssen glauben. Es ist nicht unmöglich, sagt er, dass die einfache Buchhalterey einmal so weit gebracht würde, dass man der doppelten Buchh. ganz dabey entbehren könnte. Man muss nämlich die Schwierigkeit dabey zu besiegen vermögen, dass eine verschriebene Zahl nicht übersehen, und etwas Ausgelassenes leicht nachgefunden werden könne. Eine Schwierigkeit, welche indess nicht so leicht zu überwinden ist, als mancher Kenner des einfachen Buchhaltens und mancher Schriftsteller in diesem Fache etwa glauben mag, zumal wenn man nicht aus der Acht läfst, dass es gewöhnlich Anfänger im Buchhalten sind, welchen man auf Comtoiren die Bücher des einfachen Buchhaltens anzuvertrauen pflegt.

Auf seine Idee, das Journal mit dem Hauptbuche in eines zu verschmelzen, legt der Vf. selbst keinen grossen Werth; und wir müssen gestehen, dass wir auch, so wie er sie hier vorträgt, uns nicht viel davon versprechen können. Dennoch halten wir sie aber gar nicht für unfruchtbar, sondern glauben vielmehr, dass so ein buchhalterisches Genie, als der Vf., bey fernerem Nachdenken dadurch auf grosse Vortheile geleitet werden könne. Das hier mitgetheilte Schema hat nur noch wenig in der äusseren Form von einem Journale beybehalten, ist aber eigentlich ein ausführliches Hauptbuch, ungefähr so, wie solches bey öffentlichen Cassen, Rent-Kammern u. s. w. geführet wird. Dadurch würde, unseres Erachtens, wohl die *Führung* eines Buches, des Journals, aber *keine Zeit* erspart, und die Übersicht in einem, bey ausgedehnten Geschäften sehr anschwellenden, Hauptbuche sehr erschwert werden. Übrigens würden wir (bloss um eine anscheinende Ähnlichkeit mit einem Journale hervorzubringen) auf keinen Fall dazu rathen, Debet und Credit auf derselben Pagina auf einander folgen zu lassen, sondern, wie gewöhnlich beym Hauptbuche, Eine Seite — gleichgültig welche — zum Debet und die gegenüberstehende zum Credit bestimmen. Die Übersicht wird dadurch gewiss erleichtert, und vorzüglich fallt es besser in die Augen, wenn ein irrig notirter Posten wieder zurückgeschrieben werden muss.

Von vorzüglichem Nutzen müsste ein solches Buch bey Fallimenten, Erbschaften oder Streitsachen seyn, wo das ganze Buch, oder einzelne Conten daraus, dem Gerichte vorgelegt werden müssen. Man würde dadurch gewiss der gewöhnlichen Klage der Juristen über die Kürze und Dunkelheit der Handlungsbücher ausweichen. In Hamburg (wo der Vf. lebt) mag diess wohl nie der Fall seyn, weil dort sich beynahe jeder auf Handlung versteht; desto mehr ist er es aber an anderen Orten, wo die Handlung von geringerer Bedeutung ist. Aus diesen und mehreren anderen Ursachen wünschen wir, dass der talentvolle Vf. die Vereinigung dieser zwey Bücher zum ferneren Gegenstand seines Nachdenkens machen, und die Resultate der Welt vorlegen möge.

Höchst lehrreiche und auf gut genutzte Erfahrung gegründete Anweisungen zur Erbschaftsbuchhalterey enthält der 21te und letzte Abschnitt. Wir haben uns schon zu weitläuftig über dieses Werk ausgelassen, wozu uns seine Reichhaltigkeit und innerer Werth allerdings berechtigte, als dass wir es uns noch erlauben dürften, diesen Abschnitt im Auszuge mitzutheilen, so schwer uns auch diese Versagung wird. Wir hoffen aber schon genug gesagt zu haben, um die Aufmerksamkeit unserer Leser, auch derer, die nicht Kaufleute von Profession sind, auf die Wichtigkeit einer Schrift zu lenken, welche über eine höchst nützliche Wissenschaft ein neues und helles Licht verbreitet.

φ.

Wien, b. den Edlen von Ghelenschen Erben: *Alphabetisches Handbuch zur Kenntniss der Handlungs- und Wechsel-Geschäfte.* Von *Johann Michael Edlen von Zimmerl*, wirkl. kaiserl. auch k. k. Rath und Referenten bey dem nied. österreich. Mercantil- und Wechsel-Gerichte. Zweyte vermehrte Auflage. I Theil. A — R. 1805. XVI und 563 S. II Theil. S — Z. 1805. VIII u. 690 S. Register-Band. 1806. 7 Bog. gr. 8. (6 Thlr. 16 gr.)

Die erste Auflage dieses brauchbaren Handbuchs erschien im Jahre 1798. Der Vf. fand sich dazu ermuntert durch das Hofdecret vom 14 Nov. 1793, in welchem eine solche Sammlung gewünscht ward, und wirklich machte die Menge der Gesetze, Anordnungen, Erläuterungen u. Abänderungen seit der Stiftung des niederösterreich. Wechsel- und Mercantil-Gerichts zu Wien im J. 1717 sie zu einem allgemein gefühlten Bedürfniss. Sie ist von ihm mit vieler Sorgfalt aus den besten Quellen bearbeitet, nach der Zeitordnung unter den einzelnen Gegenständen. In der zweyten Auflage sind nicht nur die seitdem erschienenen Verfügungen eingeschaltet, sondern auch alle Gesetze hinzugefügt, welche die Handelsschifffahrt betreffen. Diess Werk hat daher jetzt für das ganze Handlung treibende Publicum ein noch grösseres Interesse. Auch in Rücksicht auf die Gesetzgebung über diese Gegenstände im Allgemeinen finden sich mehrere Vorschriften, die Aufmerksamkeit und nähere Prüfung auch in anderen Staaten verdienen. Jedem Bande ist das Verzeichniss der darin enthaltenen Rubriken vorangesetzt, und das angehängte Register enthält ein ganz brauchbares Repertorium zur Übersicht des Inhalts der unter den Rubriken angeführten Verfügungen. Einige Artikel findet man freylich, die man nach dem Titel und der daraus sich ergebenden Tendenz des Werkes hier nicht erwarten sollte, als z. B. Zahnärzte und Zeichenmeister: indessen hat der Vf. doch einen Anlass zu dieser Ausdehnung gehabt, weil er überhaupt manche Gegenstände, die Fabrication und Gewerbsamkeit betreffend, mit zu dem Mercantil-Fach gerechnet hat. Um so mehr wundern wir uns, andere

Gesetze nicht berührt zu sehen, die doch mit dem Credit, folglich auch mit Handels- und Wechsel-Geschäften, in unleugbarer Beziehung stehen. Besonders ist das der Fall mit den Hypothekenordnungen, oder den im Oesterreichischen so genannten Landtafeln, deren Kenntniss einem Jeden, der mit diesen Staaten Geldgeschäfte hat, so interessant seyn muss, dass man sich eine durch ihre Aufnahme verursachte Erweiterung des Werkes gerne dürfte gefallen lassen. R.

Leipzig, b. Gräff: *Universal-Lexikon der Handlungswissenschaften, bearbeitet nach Savary (;) oder alphabetisch geordneter Unterricht, welcher die Lehre von Waaren, Münzen, Massen und Gewichten, von den Banken und anderen Anstalten zum Behuf des Handels, vom Buchhalten und den übrigen Geschäften des Kaufmanns umfasst;* u. s. w. *Für den Kaufmann etc., Mäkler, Unternehmer von Manufacturen und Fabriken, den Staats- und Geschäftsmann* u. s. w., verfasst von *Moses Israel, Friederich Heusinger*, und *Caspar Ihling*. Erster Theil. A — Bank. 1809. XIV u. 604 S. gr. 4. (2 Rthlr.)

Jac. Savary's Dictionn. univ. de Commerce, das mehrere Ausgaben erlebt hat, war von jeher das Urbild, nach welchem die Ausländer ihre Wörterbücher der Handlungswissenschaft bildeten. So ward die Ausgabe, die *Phil. Ludw. Savary* in 3 Bänden, Amsterd. 1726 — 1732 gr. 4. besorgte, das Muster für des ungenannten deutschen Herausgebers: *Allgemeine Schatzkammer der Kaufmannschaft, oder vollständig. Lexikon aller Handl. und Gewerbe.* 3 Theile. Leipz. 1741 — 1742 fol; dagegen die vermehrte und verbesserte Ausgabe von jenem, Dresden u. Geneve 1752 fol., der Leitfaden zu *C. G. Ludovici's eröfn. Akad. der Kaufleute, oder vollständ. Kaufm.-Lexikon.* 5 Bände. Leipz. 1752 — 56. gr. 8; und *The universal Dictionary of Trade and Commerce by Malachy Postlethwagt. Tro Parts.* Lond. 1757 fol.; und endlich die copenhagener Ausgabe 1759 — 1765, in 5 Foliobänd., das Muster der 2ten Ausgabe von *Ludovici* etc. Leipz. 1767 u. 68, 5 Bände gr. 8; und *Postlethwagt* u. s. w. Lond. 1766 in 2 Bänd. gr. fol. Seitdem haben sich alle Lexikographen der Handlungswissenschaft nach jenen Mustern gebildet, wozu *Savary* das Modell lieferte. Beweise davon geben: die neue *Schedelsche* Ausgabe von *Ludovici Akad. der Kaufleute.* Leipzig 1797 — 1801 6 Bnde. gr. 8; die neue Ausgabe von *Jac. Savary Dictionn. univ. de Commerce*, womit man noch jetzt beschäftigt ist, und das vorliegende *Universal-Lexikon der Handlungswissenschaft*, dessen 1ten Band wir gegenwärtig anzeigen wollen.

Es ist schwer, ja schwieriger wie Mancher denkt, ein Werk der Art, das in seinen wesentlichen Bestandtheilen doch weiter nichts als Compilation ist, so zusammen zu tragen, zu ordnen, und dergestalt einzurichten, dass es völlig seiner Bestimmung entspreche, d. h. Vollständigkeit mit hinlänglicher Ausführung jedes Gegenstandes verbinde, folglich alles das enthalte, was in dem weitschichtigen, oft abwechselnden Gebiete der hieher gehörigen Wissenschaftskunde zu bemerken vorkommt, ohne an Weitläuftigkeit zu grenzen, die, wie jedes Fremdartige zu vermeiden ist. Gründlichkeit und Kürze, ohne der Deutlichkeit zu schaden, wird das zweyte, und Rücksicht auf die mit Auswahl notirte Literatur bey Hauptartikeln, das dritte wesentliche Erfoderniss. In wie fern die Vff. dieses Werkes diese Bedingungen befriedigt haben, wollen wir kürzlich berühren, und einige Bemerkungen hinzufügen, welche, wenn sie befolgt werden, der Fortsetzung nützlich seyn dürften.

Unstreitig wird, nach dem vorliegenden 1ten Bd. zu urtheilen, dieses *Univers. Lex.* u. s. w. das *vollständigste* und *gründlichste*, das bisher die Presse in allen Sprachen verliess. Denn alles, was den Handel selbst, seine Theorie und deren Anwendung auf Waaren-, Wechsel-, Commissions-, Mäkler u. jedes andere Geschäfte im Gross- und Klein-Handel zu Lande und Wasser betrifft; ferner: die Kenntniss des Geldes, der Münzen, Masse und Gewichte einzelner Handelsstädte oder ganzer Länder und Provinzen; der Unterricht von Staatsanstalten zur Beförderung des Handels, wie Assecuranz-Kammern, Actien-Spiel u. d. gl. sind vollständiger und gründlicher, mit Rücksicht auf manche der neuesten Einrichtungen, die bis 1807 getroffen wurden, bearbeitet, als in allen früheren Wörterbüchern dieser Art. Auch die Waarenkunde, in sofern sie vorzüglich die äusseren Merkmale betrifft, die Manufacturen und Fabriken, mehrere Artikel der kaufmännischen Jurisprudenz, und einige andere, welche mercantilische Gesetzgebung von Seiten des Staats zum Gegenstande haben, sind gut gerathen, und mit wirklicher Ökonomie abgefasst; besonders verdienen die metrologischen Arbeiten rühmlich erwähnt zu werden. Zu den vorzüglichern dieser Art rechnen wir die Artikel: *Aachen; aachener Tücher und Nähnadeln; Abandoniren* in Assecuranzen; *Abbeville; Abbreviaturen; Abyssinien, Acapulco; Acceptant* und *Acceptation; Accord; Achat; Achem*, Stadt in Indien; *Achtel* (Getreidemass); *Ackermaass; Acramar; Actien; Admiralität* und einige davon abhängigen Artikel; *Ägypten; Afrika; Agde* (Stadt im südlichen Frankreich im Depart. Herault); *Agen* (Stadt); *Agio; Ahm* (Fass für flüssige Dinge); *Alabaster* (Handels-Waare); *Alaun*, und die davon abhängigen Art.; *Aleppo; Alexandria* (in Ägypten); *Algier; Alicante; Alligation; Altenburg; Altona; Amerika; Amiens; Amsterdam; Ancona; Angaben der Waaren* in Accise- und Zoll-Sachen; *Anker*, als Mass flüssiger Dinge und im Seewesen; *Antwerpen; Apotheker*, und mehrere davon abgeleitete brauchbare Überschriften; *Appellation* in Assecuranz-, Fallit- und Wechsel-Sachen; *Apulien; Arabien*, und einige davon abhängende Artikel; *Arbitrage; Archangel; Arobe*, spanisches Gewicht; *Arragonien; Arrest*, in mehrerer Beziehung; *Asien; Assecurant; Assecuranz* und mehrere damit in Verbindung stehende Überschriften; *Assignaten* (dieser Gegenstand ist aber zu kurz gerathen und auf $8\frac{1}{2}$ Zeilen oberflächlich abgefertigt worden); *Assignation; Auflage; Augsburg; Aune* (ehemalige Elle in Frankreich);

Avisbrief; **Baar** (contante Zahlung); **Balken**; **Ballen**; *Balsam*; *Baltimore*; *Bamberg*; **Band**. und einige andere mehr. Der letzte Artikel ist: **Bamjarmassie**, Stadt auf der Insel *Borneo* in Ost-Indien. S. 589 — 604 folgen einige *Ergänzungen*, *Zusätze* und *Berichtigungen*, die mitunter treffliche Notizen enthalten; aber der Art. *Bank*, der auf dem Titel und in der *Vorrede* genannt ist, fehlt; vielleicht findet sich derselbe in den Handschriften des verstorbenen ersten Vfs. dieses *Univers. Lexikon*, *Moses Israel*. Die naturhistorischen, chemischen, technologischen, geographisch-statistischen Überschriften, deren eine Menge hier angetroffen werden, sind nicht weniger zweckmäfsig bearbeitet; jedoch wären die minder erheblichen Gegenstände, wie z. B. der ökonomische und medicinische Gebrauch einiger mineralogischer, botanischer, zoologischer, und mit der Arzneymittel-Lehre physiologisch verwandter Dinge, so wie der Gebrauch einiger allgemein bekannter technologischer geringerer Werkzeuge bey den gewöhnlichen Handwerkern, völlig wegzulassen; dagegen aber in erheblichen Artikeln mehr, wie geschehen, auf Geschichte, Politik und Literatur Rücksicht zu nehmen. Ganz erwünscht und zweckmäfsig würde es nicht weniger seyn, wenn die Vff., bey der Fortsetzung dieses Werkes, in der Metrologie der Münzen, Mafsen und Gewichte, zugleich auch die Vergleichung derselben, mit dem französisch-metrischen *Système definitiv* überall angeben würden. Dieses ist zur Beförderung der vollständigen Gemeinnützigkeit dieses *Wörterbuches* ein eben so strenges Erfodernifs für Gegenwart und Zukunft, als die Erfüllung jener bedingten Erinnerung Nothwendigkeit wird. Dazu wird aber ein Mann von vielumfassender Gelehrsamkeit, kritischer Sorgfalt, und ein unermüdetes Beachten strenger Ordnung erfodert. — Übrigens ist dieser Band auf schönes Papier ziemlich correct gedruckt, und macht dem Verleger Ehre. M—son.

Wien u. Triest, b. Geistinger: *Hülfsbuch für Kaufleute und Contoristen (,) mit eigenen festen Regeln zur richtigen — Berechnung der Waaren nach Preiszetteln, — und mit Inbegriff der Wechselarbitragen.* Nebst Anleitung zur kurzen und fertigen Wechselreduction u. s. w. Von *Joh. P. del Degano*. 1807. XVI und 344 S. nebst 6 S. Register. 8. (1 Thlr. 12 gr.)

Abgerechnet, dafs dieses Buch eine Menge bekannter Sachen enthält, die man im *Kruse, Bohn, Hermann, Gerhard* und selbst im *nelkenbrecherschen Taschenbuche für Banq. und Kaufl.* 8te Aufl. ungleich vollständiger findet, so enthält dasselbe gewisse Vorzüge, die man in unserer kaufmännischen Literatur, die immer mehr zur Bücherfabrication herabgesunken ist, sehr selten antrifft. Dieses Verdienst besteht darin, dafs der Vf., indem er, in nelkenbrecherischer Manier, das Wechselsystem, den Uso der Wechselbriefe, das Handelsgewicht u. s. w. von einigen der vornehmsten Handelsstädte in Europa, nämlich von Amsterdam, Barcelona, Bergen in Norwegen, Bourdeaux, Bremen, Cadix, Constantinopel, Copenhagen, Danzig, Genua, Hamburg, Lissabon, Liverpool, Livorno, London, Marseille, Messina, Nantes, Neapel, Petersburg, Smirna, Triest, Venedig und Wien beschreibt, zugleich auch Specialregeln zu Ausrechnung der vorkommenden Waaren-Preise und Wechselreductionen, nach gegebenen Preisen und Coursen, mittelst bestimmter Proportional-Gröfsen ertheilt, durch welche man mit einer blofsen Multiplication und Division das zu suchende Resultat sofort finden kann; ein Verfahren, welches oft einen mühsamen Calcul durch Kettensätze und nach reesischer Art, nicht nur abkürzt, sondern letztere völlig entbehrlich macht. Neu ist diese Methode zwar nicht, indem sich schon *Graumann*, *Raphael Levi*, *Jürge Elert Kruse*, *Nelkenbrecher* (in seinen *logarithm. Wechseltab.*), *Kampke*, *Wagener* u. m. A. bedienten; aber für das südliche Deutschland, zumal für die österreichischen Staaten ist dieser Gegenstand wirklich eine neue Erscheinung, indem uns kein Buch bekannt ist, das die Abkürzung in dem gleichartigen Rechnungswesen für Wien u. Triest, wie jene Vorgänger für die norddeutschen Handelsstädte schon früher bearbeiteten, geliefert habe. Der Vf. zeichnet sich daher als ein Mann aus, dem die kaufmännische Rechenkunst nicht nur theoretisch, sondern vorzüglich praktisch bekannt ist. Die Wechselrechnung, und die dabey entstehenden Vortheile, in die nur geübte Kaufleute in grofsen Handelsstädten, Mäkler u. gl. eingeweiht sind, kennt er genau; daher er auch für einen jeden der genannten Wechselplätze besondere Specialregeln angebracht hat, deren Ursprung aus den Resultaten mehrerer combinirter Verhältnisse herzuleiten ist. Will man nun einzelne Waaren-, Wechsel- oder Arbitragen-Berechnungen nach des Vfs. Special-Regeln bearbeiten: so bedarf man weiter nichts als der Preislisten von jenen Orten, woher man eine Waare zu beziehen gedenkt, und des Wechselcourses derjenigen Plätze, über welche man arbitriren will. In allen Specialregeln ist blofs auf die Ankaufspreise in den Preis-Couranten, nicht aber auf die dabey weiter vorkommenden Spesen Rücksicht genommen worden, weil diese mehr oder weniger theils willkührlich, theils dann, wenn die Waaren seewärts gehen, oft ungewöhnlichen Kosten unterworfen sind, mithin nicht geradezu einem abgekürzten Calcul, wie er hier gelehret wird, unterworfen werden können. Diese Methode billigen wir ganz, auch die, dafs die Probe bey jedem nach des Vfs. Specialregeln aufgelöseten Rechnungsfall allemal durch die Kettenregel gemacht wird; nur hätten die Auflösungen der gegebenen Beyspiele nach den Specialregeln, nicht so ausführlich und gleichsam Ziffer für Ziffer, die in der Multiplication, Division, Subtraction und Addition vorkommt, niedergeschrieben, sondern die blofsen Resultate derselben abgedruckt werden sollen, wodurch die Bogenzahl ohne Nutzen vermehrt worden ist.

U.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 29 AUGUST, 1810.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

1) Düsseldorf, b. Schreiner: *Versuch, eine zweckmässige Verfassung für den protestantischen Prediger- und Schullehrer-Stand zu entwerfen, mit Rücksicht auf das Herzogthum Berg.* 1807. I Theil (welcher vom Predigerstande handelt.) XXI u. 351 S. II Theil. (Auch unter dem Titel: *Versuch, eine zweckmässige Verfassung für den protestantischen Schullehrerstand zu entwerfen;* mit Rücksicht u. s. w.) XV u. 215 S. 8. (2 Thlr. 6 Gr.)

2) Dortmund, b. den Gebr. Mallinckrodt: *Staat und Kirche, nebst näherer Beleuchtung der Schrift: Versuch* etc. 1808. VIII u. 97 S. 8. (8 Gr.)

Wenn Verbesserungen des Kirchenwesens von Seiten einer Regierung unternommen werden: so sollte man erwarten, dass dieses wichtige Geschäft vornehmlich der Leitung praktischer Religionslehrer übergeben würde. Mehr, als in der Regel dem Staatsmanne, sollte man diesen gründliche Einsichten in das Wesen der Religion und Sittlichkeit, Kenntniss der Mittel, wodurch beide befördert werden, Erfahrung über die Wirksamkeit des Kirchenthums und Predigtamtes in der Hinsicht, und worauf am meisten ankommt, Bekanntschaft mit dem Volke, seinem religiösen und sittlichen Zustande, seinen Bedürfnissen und seiner Empfänglichkeit für Verbesserungen zutrauen. Es ist daher zu bedauern, und ein Beweis von der verdienten oder unverdienten Verachtung, die auf dem geistlichen Stande ruht, dass mitunter wichtige kirchliche Reformen, ohne auch nur Einen Religionslehrer zu Rathe zu ziehen, auf einseitige Eingebungen der Juristen und Financiers unternommen werden. Noch mehr ist es aber zu bedauern, wenn aus dem geistlichen Stande selbst unbefugte Rathgeber auftreten, und von jugendlicher Voreiligkeit getrieben, durch einseitiges Räsonnement und unreife Vorschläge die Begriffe der Staatsmänner über Kirchenthum und Predigerwirksamkeit noch mehr verwirren, und somit deren gewagte Eingriffe in das Heiligthum der Menschheit gleichsam sanctioniren.

Auf solche Weise hat sich, nach unserer Ansicht, der Vf. von No. 1 vergangen, ob wir ihm gleich auf sein Wort glauben müssen, dass ihn bey der Herausgabe seines Versuchs eine rein gute Absicht leitete. Wir geben auch gern zu, dass er über den Verfall des Kirchenwesens im Bergischen, über die Hindernisse der besseren Predigerwirksamkeit, und besonders über die verderblichen laxen Regierungsgrundsätze unserer Zeit viele beherzigenswerthe treffende Wahrheiten gesagt hat. Auch mögen einzelne seiner Vorschläge ihren entschiedenen Werth haben; und wir bemerken zugleich mit Vergnügen, dass der Vf. seine Gedanken lichtvoll und gefällig geordnet hat, dass Leben und Gewandtheit die Darstellung empfiehlt, und, hie und da etwas Gedehntheit und wortreiche Declamation abgerechnet, das Werkchen eine angenehme Lectüre gewährt. Allein durch diese Vorzüge werden, unseres Bedünkens, die Grundfehler, welche darin herrschen, bey Weitem nicht gut gemacht.

Ohne uns auf die in der Einleitung zum I Theil aufgestellten kirchenrechtlichen Grundsätze einzulassen, welche No. 2 einer näheren Beleuchtung unterwirft, gehen wir zur Beurtheilung der Abhandlung selbst über. Gegen die Foderungen an die Verfassung eines protestantischen Predigerstandes, wovon der 1 Abschnitt handelt, ist zwar nichts einzuwenden. Sie sind gerecht und nothwendig, bis allenfalls auf die, dass die Verfassung für eine den Talenten des Predigers angemessene Besoldung sorgen müsse, welche mit unseren Begriffen, dass nicht die grösseren und geringeren Talente, sondern die Bemühungen in Amtsgeschäften besoldet werden, auf eine unangenehme Weise streitet. Wenn aber, wie sich aus der folgenden Anwendung ergiebt, der Vf. vermuthet, dass irgend eine in der Wirklichkeit existirende kirchliche Verfassung die aufgestellten Foderungen erfülle: so offenbart er dadurch mehr ein ehrenwerthes Streben nach dem Idealen, als Erfahrungskenntnisse von dem Zustande des Kirchenwesens, wie es ist. Im 2 Abschnitte wird die bisherige kirchliche Verfassung der Protestanten im Herzogthum Berg zuerst ausführlich, und, nach unserer Kenntniss derselben, richtig beschrieben, sodann charakterisirt, und mit den aufgestellten Foderungen verglichen. Die Verfassung, welche auch jetzt noch in dem Grossherzogthum Berg besteht, beruhet auf den in den J. 1666 — 1682 zwischen Pfalz und Brandenburg in Betreff der Länder Jülich, Cleve, Berg und Mark geschlossenen Religionsvergleichen. Durch diese wurde den Katholiken und Protestanten der gedachten Länder vollkommene Religionsfreyheit nach dem damaligen Bestande bewilligt und wechselseitig garantirt. — Freyheit, das geben wir dem Vf. zu, ist der Charakter dieser Verfassung rücksichtlich der Protestanten, denn sie ist rein republicanisch. Wenn indess unser Vf. diese gesetzmässige Freyheit §. 43 u. 44 wie eine Anarchie schildert; wenn er wiederholt sagt, *völlig* frey seyen

die Gemeinen in allem, was ihre sittlich religiöse Bildung betreffe, *völlig* frey in allen ihren Verhältnissen zum Prediger, und eben so genössen die Prediger eine völlige Freyheit in Ansehung ihrer Amtsführung, ihrer Lehre und sogar ihres Wandels: so beschuldigen wir ihn dreist einer unverantwortlichen Übertreibung, welche sich durch Verwechselung der Begriffe nur zur Hälfte entschuldigen läst. Offenbar, da eine Kirchenordnung besteht, welcher der Vf. selbst ihren Werth zugesteht, welche über die Prüfungen der Candidaten zur Wahlfähigkeit, über die Wahl und Berufung der Prediger, wie über die Aufsicht der Classical- und Synodal-Präsidenten, über das gesammte Verhalten der Prediger die gemessensten Vorschriften enthält, offenbar verwechselt der Vf. einen gesetzlosen Zustand, welchen die versäumte Handhabung der Verfassung herbeygeführt hat, mit der Verfassung selbst; und wie stimmt dieses mit dem Versprechen überein, dass er nur die Verfassung beurtheilen wolle? Allein er schildert auch den gesetzlosen Zustand nicht, wie er ist, sondern wie er ihm nach einseitiger Ansicht und durch eine von eigenen Meinungen und Privatwünschen gefärbte Brille erscheint. Zum ausführlichsten Beweise erbietet sich Rec.; nur ihn hier zu führen, das kann für das grosse deutsche Publicum, dem diese Zeitschrift gewidmet ist, kein Interesse haben.

Schliesst nun unser Vf. den 2 Abschnitt mit dem Urtheil S. 235: „Anstatt es möglichst wahrscheinlich zu machen, dass unser Stand den Zweck seines Daseyns erreiche, sucht die kirchliche Verfassung (?) dieses auf alle Weise zu erschweren und zu verhindern": so möchten wir ihm gern die ganze Stelle zum Beweise vorhalten, mit welchem Eifer der Animosität er parteyische Urtheile wagt, und wie wenig er dem Versprechen treu bleibt, dass seine Schrift nur eine milde Tendenz haben und gar nicht entscheiden solle. Doch statt dessen geben wir ihm zu bedenken, ob eine Verfassung, die solchergestalt den Keim ihrer eigenen Vernichtung in sich trüge, anderthalbhundert Jahre in einer wohlthätigen Wirksamkeit, die der Vf. selbst zugesteht, und die sich, nach Rec. Kenntniss, mit der Wirksamkeit der meisten anderen Verfassungen in Deutschland dreist messen kann, habe bestehen können, und ferner, wenn der gesetzlose Zustand im Bergischen, angenommen, dass er ganz wahr wäre, von der Verfassung herrührte, ob nicht auch im Clevischen und Märkischen, wo dieselbe Verfassung bestand, aber freylich unter gehöriger Oberaufsicht des Staates auch wahrscheinlich regelmässiger administrirt wurde, Statt finden müsste, welches er doch nicht, dass es der Fall sey, wird behaupten wollen. Möchte unser gewiss talentvoller Vf. den Verfall der Religion und Sittlichkeit im Bergischen noch einmal genau untersuchen, und durch Vergleichung mit dem daneben bestehenden Guten, wie durch Vergleichung mit dem gleichen und in manchen anderen Ländern unendlich grösseren Verfalle unparteyisch würdigen; möchte er dann zugleich den Ursachen desselben ohne vorgefasste Hypothesen mit Unbefangenheit nachforschen: so würde er nicht mehr der bergischen Kirchenverfassung zur Last legen, was sie gar nicht verschuldete. Er würde die Ursachen des Verfalls in dem allgemein herrschenden irreligiösen, unsittlichen und besonders allem Kirchenthum abgeneigten Zeitgeiste, in den allgemein geltenden laxen Regierungsgrundsätzen in Hinsicht auf Sittlichkeit, in der von den Regierungen aus missverstandener Toleranz merklich ausgehenden Herabwürdigung der kirchlichen Autorität, er würde sie insbesondere für das Bergische in dem Missbrauche, den man früher, aber jetzt Gottlob nicht mehr, von dem Kirchenvereine zur Verkündigung unwürdiger, die Andacht störender Notizen und auf andere Weise macht, vornehmlich aber in dem schutzlosen und bedrängten Zustande, in welchem die den Protestanten abgeneigte pfalzische Regierung die protestantische Kirche hielt, er würde sie endlich allerdings und zum grossen Theile auch in der unserer Zeit eigenen laxen, gleichgültigen und gewissenlosen Versäumniss von Seiten der Prediger finden, welchen die Handhabung der Kirchenordnung anvertraut war. Wenn es dem Vf. redlicher Ernst mit den trefflichen Wahrheiten ist, welche er über den wohlthätigen Einfluss der bisherigen freyen Kirchenverfassung von S. 147 an dem Rec. so ganz aus dem Herzen gesagt hat: so wird er zwar das Endurtheil S. 243 fällen, „der Geist der gegenwärtigen Zeit habe jene Verfassung ihrer ehemaligen Kraft beraubt, und sie durch Erschütterung des ehemals herrschenden religiösen Geistes der Prediger und Gemeinen in Schlaffheit und Schwachheit gestürzt"; aber darum noch nicht die Folgerung ziehen, „der Geist der Zeit gebiete ihre Auflösung", sondern vielmehr, dass man, ohne die Kirche an den Staat hinzugeben, darauf bedacht seyn müsse, der Verfassung ein neues energisches Lebensprincip beyzubringen.

Die Vorschläge aber, welche der Vf. im 3 Abschnitte seiner Schrift thut, laufen, wie man das schon nach den in der Einleitung aufgestellten *stephanischen* Principien vermuthen konnte, darauf hinaus, die Kirche, unter der Firma einer Staatserziehungsanstalt zur Religiosität und Moralität, zu einer Zwangsanstalt in den Händen der executiven Staatsgewalt umzuformen. Dieser soll, nach dem Vf., das Kirchenregiment fast unbedingt, denn die wenigen Clauseln, die gemacht werden, sind von geringer Bedeutung, in die Hände gegeben werden. Die Landes-Regierung soll es durch zwey von ihr anzustellende geistliche Consistorialräthe und durch so viele, als erfoderlich sind, von diesen anzustellende Superintendenten ausüben. Es würde zu weit führen, wenn wir des Vfs. Vorschläge, von der sehr weit ausgedehnten Vollmacht der Superintendenten über die Theologie-Studirenden und Candidaten, über die Restrictionen des freyen Wahlrechts der Gemeinen, über die Aufsicht, welche das Consistorium mittelst der Superintendenten, über die Amtsführung und den Wandel nicht allein, sondern auch über den Privatfleiss der Prediger führen soll, über die vielen Berichte und Instructionen zu dem Ende, über

die Ermunterungsmittel zu der weiteren Ausbildung der Prediger durch Lesebibliotheken, Preisaufgaben, besonders die Errichtung einer Prediger-Gesellschaft, (als eines Eliten-Corps oder einer Ehrenlegion), über die Befugnisse der Prediger gegen ihre Gemeindeglieder, um sie ihrem Einflusse zu unterwerfen, über die Befugniss der Kirchenvorsteher, um die Leute während des Gottesdienstes aus den Wirthshäusern in die Kirche zu jagen, und besonders auch über die den vorzüglichen Predigern aus einer allgemeinen Kirchencasse bis zur weiteren Beförderung zu bewilligenden Gehaltszulagen u. s. w., wenn wir diese, nach unserem Ermessen, der rechtlichen Kirchenfreyheit der Gemeinen eben so sehr, als der religiösen Würde des Predigtamtes zuwider laufenden, auf Knechtschaft ausgehenden Vorschläge im Einzelnen prüfen wollten. — Uns verdriesst es, dass man solche unwürdige Maximen, die man uns allzulange zum Verderben der protestantischen Kirche, und um den Predigerstand jedem Schreiber und Pedellen in den Dikasterien zum Gelächter zu machen, als heilsame Wahrheiten behandelt hat, auch noch heut zu Tage so behandelt. — Wie, wenn ein Vater Grund zu haben glaubte, seinen Sohn dem theologischen Studium zu widmen: so soll er die Erlaubniss und die Instruction zum Studium erst beym Superintendenten einholen? — Wenn ein Prediger an seinem Wandel und an seiner Amtsführung nichts Tadel-Verdienendes blicken lässt, und seine Predigten, die, wer sie will, hören und darüber urtheilen mag, die Kritik der Zuhörer aushallten: soll er dann von seinen Oberen nach dem gefoderten Concept, das vielleicht eben seiner Übung und vorzüglichen Geschicklichkeit wegen sehr unvollständig seyn kann, gerichtet werden? Und wer hat unter obiger Voraussetzung das Recht, über seinen Privatfleiss von ihm Rechenschaft zu fodern, die man ja von keinem anderen Beamten fodert? Wer hat das Recht, ihm das Lesen der Bücher aus der Lesebibliothek des Herrn Superintendenten und die Beantwortung dieser oder jener Fragen zur Pflicht zu machen? — Wir sagen kühn: Pfui! über den Geist, der aus solchen Vorschlägen spricht. Doch ohne Unmuth, mit Ruhe und Besonnenheit zu urtheilen: Wenn von einer Regierung wirklich die in jeder Hinsicht würdigsten Geistlichen zu Consistorialräthen und Superintendenten angestellt werden, und überwiegende Einsichten und Kräfte mit einem unparteyischen redlichen Willen auch bis zu ihrem nach Gottes Wohlgefallen erst im hohen Alter erfolgenden Tode behalten; wenn dagegen die Prediger in einer unverwelklichen schülerhaften Jugend blühen, dass ihnen die Gelegenheit, sich durch Abhandlungen und dergleichen Exercitia den Beyfall ihrer Obern zu erwerben, immer ein mächtiger Sporn bleibt; wenn ferner die ehrenvolle und vortheilhafte Auszeichnung der talentvolleren Prediger die grössere Menge der übrigen, an welchen der Kirche ihrer Menge wegen verhältnissmässig noch mehr gelegen seyn muss, und unter denen mitunter mancher treuer Diener ist, der gern nachkommen wollte, aber nicht kann, auch mit emporhübe und besserte, statt sie niederzudrücken; wenn viel Lesen und Schreiben schon an sich eine Führung des Predigtamts im Geiste Christi und seiner Apostel wäre; wenn das Volk auf die Winke der Regierung Geist und Herz willig den Einflüssen des Predigtamts darböte, und das Aufgedrungene in einen feinen gutem Herzen bewahrte, dass es Frucht brächte; wenn sich mit einem Worte durch Zwang und durch die mächtigen Hebel der Furcht, der Eitelkeit und des Eigennutzes so leicht das Reich Gottes herbeyführen, als ein Land erobern liesse: so wären des Vfs. Vorschläge vortheilhaft. Bis diese Voraussetzungen aber erfüllt sind, erlaube man uns unsere Meinung, dass die repräsentative Kirchenverfassung, und selbst die päbstliche, vor der vom Vf. vorgeschlagenen grosse, sehr grosse Vorzüge auch schon in Hinsicht auf ihre wohlthätige Wirksamkeit zur Erreichung des letzten Zwecks des Kirchenvereins haben könne.

Wir wenden uns zu No. 2, worin die kirchenrechtlichen Principien, welche obigen Vorschlägen zum Grunde liegen, näher beleuchtet und als ungültig verworfen werden. Der Vf. sagt in der Vorrede, er sey weder Prediger noch Einwohner des Herzogthums Berg, stehe mit dem Vf. des *Versuchs* in keiner Verbindung, die Widerlegung desselben sey auch weder der Hauptzweck seiner Arbeit, noch die Veranlassung derselben. — Schon lange, sagt er, beschäftigte mich die Lieblingsidee, wie das protestantische Kirchenwesen verbessert werden könne, und ich sah, dass dieses nur durch eine zweckmässige Verfassung, welche die Kirche, nicht bloss der Predigerstand, erhalten müsse, bewerkstelligt werden könne. Die nächste Frage, von wo die Bestimmung der Verfassung ausgehen müsse, führt auf die andere, ob der Zweck des Kirchenvereins einem anderen, als dem Staatszwecke, als Theil oder Mittel untergeordnet sey, und diese Frage von der grössten Wichtigkeit, von deren Beantwortung es abhängt, ob die Kirchenverfassung bloss einen Theil der Staatsverfassung, und das Reglement der Kirchendiener nur ein Dienstreglement für eine gewisse Classe von Staatsbeamten, oder jenes ein organisches für sich bestehendes Ganzes ausmachen können, von deren Beantwortung es ferner abhängt, ob auf demselben Staatsgebiete mehrere verschiedene Kirchenvereine rechtlich Statt finden können, diese Frage suchte ich so, dass dadurch die Freyheit und Unabhängigkeit der Kirche festgesetzt wird, zu beantworten. Mein Zweck war Darstellung der Wahrheit, und ich glaubte ihn, da mir während der Abfassung meiner Schrift der *Versuch* bekannt wurde, durch Widerlegung dessen, was ich für unwahr hielt, am sichersten erreichen zu können.

Nach dem Geiste, der allenthalben aus der vorliegenden Schrift spricht, trauen wir dem Vf. zu, dass es ihm, ohne Einmischung unlauterer Triebe, bloss um Wahrheit zu thun war, welche er aber mit solcher Überzeugung gefasst hat, dass er sie nach seiner Äusserung S. 3 der Dedication nur mit seinem

Leben aufgeben zu können glaubt. Er verspricht nach Maſsgabe der Aufnahme, welche diese Abhandlung finden werde, einen Entwurf zu einer Verfaſsung der proteſtantiſch-chriſtlichen Kirche folgen zu laſsen. Hiezu können wir ihn mit gutem Gewiſsen ermuntern, denn er beweiſt ſich hier als einen Religionsphiloſophen von eigenthümlicher Denkkraft, der ſeinen Gegenſtand zwar mit warmer Begeiſterung umfaſst, aber auch ſcharfſinnig prüft, und mit feiner Dialektik behandelt. Schade, daſs ihm bey der gedrängten Kürze, womit er ſeine Urtheile darzuſtellen ſuchte, der freye Überblick des Ganzen und geübte Gewandtheit in der Darſtellung fehlt! Dieſes ſind zwar Mängel, welchen eine fortgeſetzte Übung abhilft, welche aber in der vorliegenden Schrift einen merklichen Mangel an gefälliger Ordnung und Beſtimmtheit, ein Abſchweifen, welches zum Zweck des Ganzen nicht nöthig war, Behauptungen, welche mehr, als ſie ſollen, beweiſen, und vornehmlich viele leicht zu vermeidende Wiederholungen erzeugt haben.

Eine nähere Inhaltsanzeige wird unſer Urtheil beſtätigen, und dieſe, glauben wir, verdient die Abhandlung beſonders auch ſchon darum, weil das *ſtephaniſche* Syſtem von der abſoluten Einheit der Kirche und des Staates, welches darin geprüft wird, ſo viel wir wiſsen, vielen Beyfall, beſonders auch bey Staatsmännern, wie z. B. dem ehemaligen Miniſter v. Maſsow, gefunden hat.

Zuerſt ſucht der Vf. durch eine hiſtoriſche Deduction darzuthun, daſs Staat und Kirche als zwey von einander verſchiedene Inſtitute betrachtet werden müſsen. Vor der Stiftung der chriſtlichen Kirche, ſagt er, gingen alle religiöſen Inſtitute vom Staate aus; Chriſtus trennte aber ſeine Religionsgeſellſchaft, welche nicht vom Staate ausging, gar keine politiſche Tendenz haben, ſondern allein eine ſittlich religiöſe Anſtalt ſeyn ſollte, zuerſt vom Staate. — Conſtantin ſtellte durch die Annahme des Chriſtenthums die Einheit des Staats und der Kirche wieder her, die Kirche wurde eine Dienerin des Staats, und blieb es auch unter der Herrſchaft der Päbſte, weil dieſe durch das Kirchenregiment politiſche Zwecke zu erreichen ſuchten, bis Luther auftrat, und, indem er gegen den Pabſt proteſtirte, zugleich ſtillſchweigend gegen jede Autorität proteſtirte, welche die Kirche zu Staatszwecken miſsbrauchen wollte. — Aus demſelben Grunde, wie zuerſt das Chriſtenthum, wurde nun auch der Proteſtantismus von einverſtandenen Regenten und Prieſtern verfolgt; doch gewann er unter dem Schutze der vom Pabſte abtrünnigen Fürſten Exiſtenz, lieſs ſich aber wieder aus Dankbarkeit und Bedürfniſs des Staats Obervormundſchaft in einer Ausdehnung gefallen, die Anfangs nicht ſo nachtheilig war, allein der proteſtantiſchen Kirche die Einheit raubte, und ſie in den meiſten Ländern dem Staatszwecke dienſtbar machte. Hieraus ſchlieſst der Vf., Chriſtus und die Reformatoren hätten geglaubt, die Kirche aus aller Verbindung mit dem Staate (?) ſetzen und ihr einen eigenen vom Staatszwecke ganz verſchiedenen Zweck geben zu müſsen, obgleich das Streben der meiſten chriſtlichen Staaten, wie er, auf dieſen Gegenſtand zurückkehrend, S. 73 ſagt, von jeher darauf gerichtet geweſen ſey, das Syſtem der abſoluten Einheit zu realiſiren. Was der Vf. a. a. O. und ferner von dem fortwährenden Kampfe ſagt, welchen die Geſchichte der chriſtlichen Kirche für Freyheit und Unabhängigkeit gegen das Princip der Einheit darbietet, verdient nachgeleſen zu werden. Er findet den Grund davon in der Haupttendenz des Chriſtenthums, in der Idee ſeines Stifters, daſs die Kirche gegen die Wünſche aller Machthaber eine von allen irdiſchen Mächten und Gewalten unabhängige Verbindung ſeyn ſolle. „Ich kenne, ſagt er S. 76, keine erhabenere Idee, als die, welche das Chriſtenthum gründete, es zu einer Kirche erhob, als eine freye unabhängige Verbindung zur Belebung des Göttlichen im Menſchen, die nicht in Territorialgrenzen eingeſchloſsen, nicht von wechſelnden Zeitbegebenheiten abhängig, nicht der Anordnung einer willkührlichen Politik unterworfen, nicht an vorübergehende Stände und Formen gebunden iſt, einzig und ewig zum Segen der Menſchheit daſteht, und das Wort ihres Stifters bewahrt: Mein Reich iſt nicht von dieſer Welt." — Aus dieſer geſchichtlichen Anſicht der chriſtlichen Kirche ergiebt ſich denn ſchon das Endurtheil des Vfs., daſs es nur zwey Syſteme des Kirchenrechts gebe, das Syſtem der Unabhängigkeit und Freyheit der Kirche, als das *allein chriſtliche*, und das Syſtem der abſoluten Einheit, welches man, weil es das Weſen des Chriſtenthums vernichtet, das *antichriſtliſche* nennen könne. Wir glauben indeſs, unſer Vf. würde nicht ſo hart urtheilen, wenn er bey ſeiner Anſicht nicht, von proteſtantiſchen Grundſätzen abweichend, die äuſsere Kirche, welche ohne vielſeitige Berührung mit dem Staate gar nicht denkbar iſt, und welche das Kirchenrecht angeht, mit der inneren Kirche, die deſsen gar nicht bedarf, und mit dem Staate auch durchaus nicht in Colliſion kommen kann, verwechſelt hätte.

(*Der Beſchluſs folgt im nächſten Stück.*)

NEUE AUFLAGEN.

Frankfurt a. M., b. Guilhauman: *Neues zweckmäſsiges Erleichterungsmittel zur Erlernung der franzöſiſchen Sprache.* Enthaltend: *Lydie de Gerſin ou Hiſtoire d'une jeune Angloiſe de huit ans.* 2te Lief. 2te verb. Aufl. 1810. X u. 275 S. 8. (20 Gr.)

Hamburg, b. Gundermann: *The juvenile Dramatiſt, or a Selection of Plays from the most celebrated german writers upon education.* Translated from the originals. A new Edition. 1810. Vol. I. 12½ Bog. Vol. II. 13 Bog. Vol. III. 14½ Bog. 8. (1 Thlr. 12 gr.)

J E N A I S C H E
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 30 AUGUST, 1810.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

1) Düsseldorf, b. Schreiner: *Versuch, eine zweckmässige Verfassung für den protestantischen Prediger- und Schullehrer-Stand zu entwerfen* u. s. w. I. II Theil etc.

2) Dortmund, b. den Gebr. Mallinckrodt: *Staat und Kirche, nebst näherer Beleuchtung der Schrift: Versuch* etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Von S. 14 beginnt die philosophische Untersuchung des Verhältnisses zwischen Staat und Kirche. Die Kirche ist dem Vf., ebenfalls nach der bemerkten Verwechselung, ein blofs ethisches Gemeinwesen. Dieses ist sie nun freylich in dem angegebenen Sinne, sofern deren Glieder nach inneren moralischen, mithin völlig zwanglosen Gesetzen den Endzweck ihrer vernünftigen sittlichen Natur wechselseitig zu befördern suchen; sie ist es in Hinsicht auf den letzten Zweck des Kirchenvereins und die ersten Beweggründe zum Eintritt in dieselbe. Zwischen beiden liegt aber nun die äussere Kirche, als ein Vertrag, welcher äussere Rechte und Pflichten begründet, in welchem zur Erreichung des letzten Zweckes durch physische Kraft äussere öffentliche Handlungen vorgenommen werden, zu deren constitutionsmässiger Theilnahme also die Glieder und Beamten der Kirche, so lange sie dieses übrigens seyn und bleiben wollen, wie überhaupt zur Erfüllung des Vertrags, gezwungen werden können. Wir glauben, dass man diese Unterscheidung, wenn man aus dem Begriffe der Kirche die für die Existenz einer äusseren Kirche nothwendigen Folgerungen herleiten will, nicht ausser Acht lassen dürfe. Übrigens bemerkt aber der Vf. treffend, dass die Glieder der Kirche zum Kirchenverein schon gewisse Kenntnisse und Gesinnungen mitbringen, und in demselben zu vervollkommnen suchen. Diese Ansicht ist in der Natur der Sache gegründet. Denn der nächste Zweck des Kirchenvereins ist das Bekenntniss eines schon vorhandenen Glaubens durch gottesdienstliche Handlungen, durch welche derselbe in Verbindung mit zweckmässigen Belehrungen befördert, und auf die Nachwelt fortgepflanzt werden soll. Höchst wichtig ist auch diese Ansicht. Sie entkräftet sogleich die *stephanische* Idee von einer Kirche als Erziehungsanstalt dergestalt, dass die daraus fliessenden nachtheiligen Folgerungen wegfallen. Wird zunächst in der Kirche ein vorhandener Glaube bekannt, um dadurch den Zweck des Kirchenvereins zu befördern: so haben auch *die* Glieder der Kirche, welche des Predigers Belehrungen entbehren können und entbehren zu können glauben, dennoch Grund und Verpflichtung, durch Theilnahme an den kirchlichen Versammlungen ihren Theil zur Beförderung des Zwecks beyzutragen; und wird in der Kirche ein schon vorhandener Glaube zu dessen nothwendiger Unterhaltung und Fortpflanzung bekannt: so kann allein mit Consequenz aus dem Grundsatze der Glaubens- und Gewissens-Freyheit auch Toleranz der Kirche, unabgesehen auf des Regenten Privatmeinung, gefolgert werden. Hierauf folgen des Vfs. Einwendungen gegen die Behauptung, von welcher der Vf. von No. 1 im Gefolge der adoptirten *stephanischen* Ideen ausgeht, dass nämlich der Staat ein Verein sey zur Realisirung des Gesammtzweckes der Menschheit, mithin auch der Staatszweck die Bildung zur Religiosität und Moralität umfasse. Der Staat, so argumentirt unser Vf., wirkt zur Erreichung seiner Zwecke unmittelbar blofs durch die executive Staatsgewalt, und zwar unwiderstehlich zwingend; dieser darf aber der Mensch die Sorge für die Erreichung seiner letzten Bestimmung, der Sittlichkeit und Seeligkeit, nicht übergeben; zudem kann Sittlichkeit nicht von aussen her und am wenigsten durch Gewalt dem Menschen beygebracht werden; vergeblich ist es auch, die Gewalt hinter den Begriff der Erziehung verstecken zu wollen, denn Erziehung, wie überhaupt äussere Einwirkung, bestimmt nicht den moralischen Charakter mit Sicherheit; Erziehung ist Ausbildung der menschlichen Anlagen und Fähigkeiten bis zur Reife des mannbaren Alters — das Recht, die Jugend zu erziehen, kommt den Ältern zu, und eine Erziehung der Erwachsenen ist ein Spiel mit Worten. Somit, schliesst also der Vf., hat der Staat weder das Recht, sich den Gesammtzweck der Menschheit, Glückseligkeit und vornehmlich Sittlichkeit der Bürger, zum Zwecke zu setzen, noch auch die Mittel in Händen, um diese Zwecke zu erreichen. Er bemerkt zugleich richtig, Glückseligkeit sey etwas Relatives nach jedes Menschen abweichender Empfindungsweise, die also Niemanden von aussen allein angethan werden könne; und wolle man der executiven Staatsgewalt die Sorge für die positiven Bedingungen der menschlichen Glückseligkeit übergeben: so sey dem grenzenlosen Despotismus rechtlicher Weise Thür und Thor geöffnet. Nach des Regenten Privatmeinung könnten den Unterthanen alle Geschäfte, und selbst die vortheilhaftesten Speisen vorgeschrieben werden; vornehmlich sey aber der

Regent berechtigt und verpflichtet, wenn die Kirche eine Staatserziehungsanstalt sey, in seinen Staaten nur den Kirchenverein, welcher nach seiner Ansicht zur Religiosität und Sittlichkeit am besten erzieht, zu dulden, und jeden Bürger zur Theilnahme an demselben zu zwingen. Hiezu gehört die Bemerkung S. 37, welche wir mit Übergehung der übrigen Prüfung einzelner in der Einleitung zu No. 1 vorkommender Behauptungen noch anführen wollen, dass den Predigern, wenn die Kirche eine Erziehungsanstalt wäre, als den Erziehern, vor allen Gemeindegliedern, als den Zöglingen, mithin auch vor den Regenten und ihren Ministern der Vorrang zukomme, womit es aber doch sonderbar contrastiren würde, dass die Glieder der Regierung wieder als Directoren der Erziehungsanstalt auftreten, und den Predigern Vorschriften über die Erziehungsmethode ertheilen wollten.

Unserem Vf. ist der Staat bloss (?) eine Sicherheitsanstalt, und die höchste Gewalt im Staate ist dafür da, Jedem sein rechtliches Freyheitsgebiet zu schützen; Recht und Gerechtigkeit ist das höchste Gut im Staate. So gelangt er dann zu dem Resultate: Die Kirche ist nicht vom Staate gestiftet, nicht eine demselben zur Erreichung des Staatszwecks subordinirte, und am wenigsten mit ihm eine und dieselbe, aus verschiedenen Gesichtspuncten betrachtete Gesellschaft. Sie ist vom Staate wesentlich verschieden in Hinsicht auf Zweck und Mittel: der Staat bewirkt Legalität durch Zwang, und die Kirche Moralität durch Freyheit. Das Verhältniss aber, in welchem beide stehen, ist folgendes: 1) Der Staat muss jeden Kirchenverein, wie überhaupt jeden gesellschaftlichen Verein, welcher dem Staatszwecke nicht zuwider ist, dulden und schützen. Zu dem Ende führt er 2) über denselben, wie über jeden Bürger, eine negative Aufsicht, um zu verhindern, dass durch sie und in ihr das Recht nicht verletzt werde. Aber 3) wie über keinen Bürger, so kommt ihm auch über die Kirche keine positive Aufsicht und keine Macht zu, ihr die Zwecke, die sie sich vorsetzen soll, zu bestimmen, und die Mittel zur Erreichung derselben vorzuschreiben. Die Kirche hat das Recht, sich unabhängig vom Staate in ihren inneren Angelegenheiten selbst zu regieren, ihre Repräsentanten, Lehrer und Diener zu wählen, und deren Tauglichkeit zu prüfen. Prediger sind nicht Staatsdiener, sondern im Staate blosse Bürger. Als Kirchendiener haben sie nur im Kirchenverein einen Rang, und nicht der Staat, sondern die Kirche hat die Verpflichtung constitutionsmäsig für ihren Unterhalt zu sorgen. Die Kirche steht zum Staate in demselben Verhältnisse, in welchem jede physische oder moralische Person im Staate zu demselben steht.

Dieses System, welches unser Vf. das Collegialsystem nennt, ob er gleich die Benennung nicht ganz passend findet, vertheidigt er nun gegen die irrigen Ansichten, welche *Stephani* davon hat, und die falschen Folgerungen, die dieser daraus herleitet, mit vielem Scharfsinn, und deckt jenes Schriftstellers Unbestimmtheit der Begriffe und Ausdrücke, und die Oberflächlichkeit und Unrichtigkeit seines ganzen Räsonnements auf. Nach seinen Berichtigungen kann man allerdings die Kirche so wenig einen Staat im Staate nennen, als irgend eine im Staate existirende Gesellschaft. Dem Staate kommt, nach ihm, auch der Vorrang vor der Kirche darum zu, weil er die erste Bedingung, den rechtlichen Stand der Sicherheit, ohne welchen keine Kirche existiren kann, erfüllet, und diese ihm also in Hinsicht auf den Staatszweck subordinirt ist. Er zeigt treffend, der Kirche komme keine eigene Macht zu ihrer Vertheidigung zu, sonst mache sie sich zum Staate; sie bedürfe aber auch derselben nicht, weil sie die nöthige Hülfe zur Abwendung ungerechter Angriffe von aussen und zur Handhabung des kirchlichen Vertrages vom Staate erhalten könne. Mit dem Staate selbst könne aber die Kirche, wenn beide, was sie seyn sollen, bleiben, niemals in Streit gerathen.

Ganz mit unserem Vf. in den Resultaten einverstanden, sehen wir nicht ein, wozu der grosse Aufwand von Beweisen, und besonders der schneidende Gegensatz, in welchem er Staat und Kirche aufstellt, nöthig war. Wir glauben auch, dass er, wie er die äussere Kirche mit der inneren, so auch oft in seinem Räsonnement die executive Staatsgewalt mit dem Staate selbst verwechselt hat. Unserer Meinung nach kann man dem Staate immerhin die Ehre anthun, ihn als einen Verein zur Realisirung des Gesammtzweckes der Menschheit zu definiren, und Beförderung der Sittlichkeit und Glückseligkeit als Staatszweck aufstellen. Nicht bloss in dem Sinne, dass der Staat sich keinen diesem entgegenwirkenden speciellen Zweck vorsetzen dürfe, sondern auch in dem Sinne, dass alle Sicherheitsanstalten im Staate, wie alle Anordnungen der Staatsgewalt, eine auf Sittlichkeit und Glückseligkeit hinzielende Tendenz haben müssen, und der Staatsverein, welcher seine Bürger in den Schranken des Rechts dem Ziele am kräftigsten zuführt, der vollkommenere zu heissen verdient. Wird aber die Frage aufgeworfen, *wie* die executive Staatsgewalt zur Realisirung des Staatszwecks zu wirken habe: so muss man den negativen vorbereitenden Zweck, Sicherheit, von dem positiven, der Sittlichkeit und Glückseligkeit, wohl unterscheiden. Jenen zu erreichen, wirkt die Staatsgewalt, wo es erfoderlich ist, positiv, zwingend, also nicht bloss jedem das Seinige zu lassen und zu geben, sondern auch zur Landesvertheidigung, zur Ausbesserung gefahrlicher Wege, zur Einimpfung der Schutzblattern als Bedingung, ohne welche kein Zugang in öffentliche Gesellschaften, z. B. Schulen, erlaubt ist u. dgl. Positive Glückseligkeit aber, innere oder äussere, zu befördern, darf keine Gewalt gebraucht werden. Mit diesem Grundsatze, wie oben richtig bemerkt wurde, wäre dem willkührlichen, gutgemeinten und feindseligen Despotismus Thür und Thor geöffnet; und wie wollte es die Regierung gut machen, wenn sie nach den einseitigen Eingebungen der Projectmacher die Diätetik, die Betreibung des Ackerbaues, des Handels und der Wissenschaften zum Nachtheile der Bürger vor-

schriebe! Hier ist es aber unvollkommen Pflicht der Regierung, durch Herbeyschaffung, Aufstellung und Gemeinmachung aller Mittel zur Bildung und zum grösseren Wohlstande der Unterthanen, wie durch Ermunterung und Belehrungen des freywilligen Gebrauchs, eine väterliche Gesinnung zu zeigen, wofür die Unterthanen alsdann den Regenten dankbar lieben und ihn verehren, indem sie die Handhabung des Rechts als eine Schuldigkeit fodern.

Die Einwirkung der Regierung auf Unterrichts- und Bildungs-Anstalten und deren Gebrauch ergiebt sich nun von selbst. Dass die heranwachsende Jugend zu unschädlichen Bürgern, d. h. zu verständigen, geschickten, brauchbaren und der Landesgesetze kundigen Menschen gebildet werde, das erfodert die Sicherheit. Unabgesehen also, wie viel durch äussere Einwirkung, durch Unterricht und Erziehung auf den Menschen gewirkt werden könne, muss das Mögliche, was doch nicht ganz abgeleugnet werden kann, geschehen; und die Volksschulen stehen also unter der Leitung des Staats. So auch die Unterrichtsanstalten zur Bildung künftiger Staatsbeamten, deren Einrichtung und Leitung dem Staate zukommt, und zu deren Benutzung er, als Bedingung, ein Amt zu erhalten, Jeden mit allem Rechte nöthigen kann. Was aber die weitere Fortbildung der Erwachsenen angeht, diese muss der Freyheit eines Jeden überlassen bleiben. Zwang ist da so widerrechtlich, als fruchtlos; und wenn er Statt finden sollte, wer sollte zwingen und treiben? und wenn es die Regierenden thun sollten, durch wen? Durch Policeydiener etwa? Diese müssen ja doch auch selbst wieder gezwungen werden, wenn man auch so höflich seyn wollte, die Vornehmen bis auf einen gewissen Rang von diesem Bedürfnisse auszunehmen.

Bildung zur Religiosität und Sittlichkeit ist nun vollends als Werk des äusseren Zwanges unmöglich. Sehr richtig sagt unser Vf.: „Um in sittlicher und religiöser Bildung zuzunehmen, muss der Mensch selbst und frey sein Herz den Bildungsanstalten öffnen. Mit desto grösserem Interesse thut er es, je mehr er es im Gefühle seiner Freyheit thut, je mehr er im Berathen und Beschliessen mitwirkende Person ist. Auch der Schein von Zwang wirkt dagegen schon nachtheilig. Will indessen der Staat dennoch eine sittlich-religiöse Bildungs- oder Erziehungs-Anstalt für die Erwachsenen einrichten: so mag er es thun, und nach dem wechselnden Gutfinden des Regenten jetzt vermittelst des Christenthums, und unter einem folgenden Regenten vermittelst des Heidenthums, heute nach der Ansicht des Protestantismus, und morgen nach einer anderen, die Erziehung versuchen. Zu diesem Behufe kann er sich aber auf keine rechtliche Weise die Kirche aneignen, und es ist schon ein Unrecht, wenn er ihr ihre Schulen nimmt, um die Kosten für die Errichtung eigener Staatsschulen zu ersparen. Die Kirche ist, was sie durch den vorhandenen Religionsglauben ihrer Mitglieder ist, und mit diesem steht, wie unser Vf. richtig bemerkt, der äussere Cultus, als Bekenntniss und Beförderungsmittel desselben in solcher genauen Verbindung, dass der, welcher jenen bestimmte, auch diesen allein bestimmen kann.

In jenen sittlich-religiösen Erziehungsanstalten des Staats mögen endlich die Staatserziehungsbeamten, wie der Vf. von No. 1, seinem Systeme vollkommen treu, S. 87 bemerkt, vom Staate angewiesen werden, ausser den bisherigen Predigerbeschäftigungen, oder lieber mit Übergehung derselben, in der Erziehungslehre und den vaterländischen Rechtslehren Unterricht zu ertheilen, und die Aufsicht über öffentliche Bibliotheken zu führen; allenfalls auch die öffentlichen Häuser und Lustbarkeiten zu dirigiren, und in der doppelten Buchhaltung Unterricht zu geben. Alles das hat auf Sittlichkeit, oder doch wenigstens auf Rechtlichkeit, den bedeutendsten Einfluss; allein ein Geistlicher, welcher die religiöse Priesterweihe von dem Herrn der Kirche erhalten hat, wird ein solches Staatserziehungsamt schwerlich ambiren.

Ss.

Der zweyte Theil von No. 1 handelt vom *Schullehrerstande*. Was oben von einem anderen Rec. über den ersten Theil gesagt worden ist, gilt im Ganzen genommen auch vom zweyten. Wir dürfen uns also kurz fassen. Im 1 Abschnitt wird zuerst das Verhältniss des protestantischen Schulwesens zum Staate (eben so wie das der Kirche im 1 Theile), dann die Beschaffenheit des protestantischen Schulwesens im Herzogthum Berg bis zu den letzten Decennien (mit Mässigung und innerer Wahrheit), und zuletzt die Veränderungen in demselben während der letzten 20 Jahre (lebhaft und, wie uns dünkt, treffend) geschildert. Der neue Eifer für Erziehung weckt auch im Westen einige Köpfe; aber sie sind sich selbst überlassen, keine obere Behörde unterstützt sie. Nachtheiliger Einfluss des neuen Geistes der Zeit auf den grössten Theil der Schullehrer in Berg; die Einfalt des Sinnes und des Lebens ging verloren. Trauriges Verhältniss zwischen Schullehrer und Prediger, und Einfluss desselben auf die Gemeinden. Resultat: „Zum Besten der protestantischen Schulen ist im Herz. Berg im Allgemeinen noch nichts geschehen. Kein Seminarium, Schullehrer ohne alle Kenntnisse u. s. w." — Im 2 Abschnitte werden an eine Verfassung des protestantischen Schulwesens dieselben Foderungen gemacht, welche im 1 Theile an eine Verfassung des Predigerstandes gemacht wurden. „Die Elementarschulen sind Anstalten des *Staats* zur ersten, gemeinschaftlichen, *künstlichen* Ausbildung der in ihnen befindlichen Kinder zu Menschen." — „Die hier erzogenen Kinder werden den Predigern übergeben, und diese vollführen das hier angefangene Werk, um sie zu moralisch-religiösen Menschen zu erziehen." Dieses gemeinschaftliche Hinarbeiten der Schullehrer und Prediger auf Einen Zweck dürfte der Organisation des Schulwesens eine ganz andere Richtung geben, als sie beym Vf. erhalten hat. Dass die Kinder „auch bey wenigen Kenntnissen harmonisch ausgebildet werden und ihre Vermögen ein schönes Ganzes ausmachen können," ist bey dem verderblichen Streben

des Zeitalters nach Vielwisserey nicht oft genug zu wiederholen. Die Summe der den Schullehrern nöthigen Kenntnisse und Fertigkeiten ist daher mit Recht geringer angesetzt, als gewöhnlich; jedoch ist die Wahl nicht immer zu billigen. Der Vf. rechnet unter anderen dahin Fertigkeit im Zeichnen, in der Musik, in der Geometrie, im Rechnen, und im *Schachspiel* (denn als Mittel zur Denkübung wird, neben dem Rechnen, auch die Einführung des *Schachspiels* in Schulen empfohlen! ?). Wie mancherley Vorkenntnisse aber, die hier nicht erwähnt werden, gehören zum zweckmäſsigen Lesen poetischer Schriften, wodurch der Geschmack in den Landschulen (?) gebildet werden soll. Zur Erreichung des Schulzwecks dringt der Vf. mit Ernst auf die Anlegung eines Seminariums. Wenn er aber jedem Jüngling frey stellt, das Seminarium zu besuchen, oder sich bey einem Prediger oder Schullehrer auf sein Amt vorzubereiten, und ihm im letzten Falle die nämliche Hoffnung zu einer Stelle giebt, wie dem Seminaristen: so streitet dieſs einerseits geradezu gegen die Nothwendigkeit des Seminariums, andererseits aber gegen die Behauptung des Vfs., daſs im Herz. Berg sich *kein einziger Prediger* und auch wenig Schullehrer finden, die zu diesem Geschäfte Fähigkeit und Zeit haben. In den Vorschlägen des Vfs. über Vervollkommnungs-, Nachhülfe- und andere Anstalten herrscht derselbe sklavische Geist, welcher schon oben beym 1 Theile in Rücksicht der Prediger charakterisirt und gerügt worden ist. Wir erwähnen daher nur, daſs, wenn die besserungsfähigen Schullehrer während der Herbstferien 2 - 3 Wochen sich im Seminarium aufhalten sollen, zwar dafür gesorgt wird, die Lehrer im Seminario für die verlornen Ferien zu entschädigen; an eine Entschädigung der mit so vielen ermüdenden Amts- und Neben-Geschäften überhäuften Landschullehrer aber, die der Ferien oft weit mehr bedürfen, wird nicht gedacht. Mögen diese unter der Last ihrer sauern Arbeit erliegen! Daſs alle Verbesserung der Schulen mit Besoldungserhöhungen anfangen müsse, bestreitet der Vf. mit *Stephani* als ungegründet, da sich so viele Candidaten des Schulamts vorfänden, deren Wunsch nach einer Schulstelle von der Güte der Stellen zeuge: als ob nicht eine Menge anderer Gründe, z. B. Freyheit vom Militärdienste, geträumte Bequemlichkeit etc., zur Wahl dieses Standes veranlaſsten! und dann, welche Candidaten sind es, die sich hinzudrängen? Im 3 Abschnitte spricht der Vf. zuerst von dem Verhältnisse der Schullehrer zu dem Prediger, verwirft die Coordination beider, und schlieſst mit dem Resultate: Das Schulwesen soll nicht einer *geistlichen* Behörde übergeben werden, aber die für dasselbe besonders anzuordnende Behörde muſs mit der geistlichen in Verbindung stehen. Der Vf. verwechselt hier offenbar die *geistliche* mit der *kirchlichen* Behörde. Die Oberschulräthe sollen weder Theologen, noch Juristen seyn, sondern Pädagogen, Meister vom Stuhle, die das Schulwesen als Haupt- und Lieblings-Sache studirt, und sich Übung und Erfahrung darin erworben haben. Recht gut; nur setze man diese Pädagogen nicht den Geistlichen in dem Sinne entgegen, wie man von jeher dem Geistlichen das Weltliche entgegen zu setzen pflegte. Der Pädagog ist und bleibt ein Geistlicher, man mag seine Berufsgeschäfte selbst oder den Zweck seines Berufs ins Auge fassen. Wenn aber der Vf. ferner sagt: „Die Erziehung ist nicht Angelegenheit der Confession, sondern der Menschheit; die Schulen gehören nicht der Kirche an, sondern dem Staate, — bey der Schule kommt es nicht auf die Confession an" u. s. w.: so steht er mit sich selbst im Widerspruche. Denn sein ganzes Buch handelt vom *protestantischen* Schulwesen, und auf derselben Seite ordnet er ein *protestantisches* Schulcollegium an. Ja, der vom Vf. oben bemerkte gemeinschaftliche Zweck der Schullehrer und Prediger knüpft die Schulen so fest an Confession und Kirche, daſs sie der Oberaufsicht einer gemeinschaftlichen *geistlichen* Behörde, die sich immerhin in 2 Sectionen theilen mag, nicht entzogen werden können.

χρμ.

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Leipzig*, im Industrie-Comptoir: *Sammlung der merkwürdigsten Träume. Nebst einer Abhandlung über die Träume, dahin gehörigen literarischen Notizen und aufgestellten Aphorismen.* Von einem Forscher im Gebiete der Metaphysik. Mit einer Abbildung (eines Traums des Kurfürsten Friedrich des Weisen von Sachsen). Ohne Jahrzahl. 197 S. 8. (18 Gr.) Diesem angeblichen Forscher im Gebiete der Metaphysik scheinen die merkwürdigsten Träume solche zu seyn, die in Erfüllung ausgegangen sind. Und zieht man das sogenannte Eintreffen der hier gesammelten Träume in Zweifel: so geht auch alles Interesse verloren, das man an dergleichen Träumen, wie sie hier erzählt werden, nehmen kann. Dieses Eintreffen wird aber wohl von Jedem in Zweifel gezogen werden, der im Gebiete der Menschenkenntniſs nicht ganz unerfahren ist, der weiſs, wie oft Träumende ihre Träume erst nach ihrer Erfüllung erzählen, und diese Träume, der Sache gemäſs, von welcher sie als eine Vorbedeutung gelten sollen, *verändern*, und sich hiebey wohl selbst täuschen. Wer einmal geneigt ist, auf Träume zu achten, und sie als etwas Merkwürdiges zu erzählen, der ist auch geneigt, ihre Merkwürdigkeit durch Hinzusetzen oder Weglassen kleiner Umstände zu vermehren. Daher entstehen die Erzählungen von so vielen in Erfüllung gegangenen Träumen. Hätte also dieser Traumsammler, der sich für einen Forscher im Gebiete der Metaphysik ausgiebt, seine Aufmerksamkeit auf die Erfahrung gerichtet; so würde er jenes blinde Herumtappen im Felde der Metaphysik als etwas Überflüssiges betrachtet, und seine mühsame Arbeit, aus so vielen Schriftstellern Erzählungen von erfüllten Träumen zu sammeln, unterlassen haben, zumal da bey der groſsen Menge von Menschen, welche abergläubigen Deutungen von Träumen nicht abgeneigt sind, durch eine solche Sammlung von erfüllten Träumen der Aberglaube noch mehr vermehrt und bestätigt wird. Die Abhandlung über die Entstehung der Träume, welche dieser Sammlung von Träumen beygefügt ist, enthält die bekannte Hypothese, welche *Formey* in seiner Abhandlung über die Träume angegeben hat, nach welcher die Träume durch die Erschütterung von dem inneren Ende der Nerven entstehen sollen.

O. m. r.

Monatsregiſter

vom

Auguſt 1810.

I. Verzeichniſs der im Monat Auguſt in der J. A. L. Z. recenſirten Bücher.

(Die erſte Ziffer bezeichnet die Numer, die zweyte die Seite.)

A.

Albrecht Beyträge für die deutſche Bühne 197. 375.
An Freunde der Seelenkunde über einige ſehr auffallende Erſcheinungen des magnetiſchen Somnambulismus 187. 295.
d'Autel Communionbuch für denkende Chriſten 194. 345.

B.

v. Baczko Geſchichte des 18 Jahrhunderts. 1—8 Theil 195. 355.
Bandelin Gedichte religiöſen Inhalts. 6 Ausg. 188. 303.
Beck Grundriſs zu hodegetiſchen Vorleſungen für angehende Studirende 182. 249.
Beyträge oder Vorſchläge zur Erleichterung der Menſchheit in den bürgerlichen Geſellſchaften. 1 Beytrag 181. 247.
Βιβλιοθήκης ἑλληνικῆς τόμος 1—4 183. 257.
Blaſche der technologiſche Jugendfreund. 5 Th. 181. 247.
Brehm Einleitung in die geſammten akademiſchen Studien 182. 249.
Bruchſtücke zur Menſchen- und Erziehungs-Kunde. 1 Heft 189. 309.
Burdach der Organismus menſchlicher Wiſſenſchaft und Kunſt 182. 249.
Buſch liturgiſcher Verſuch oder deutſches Ritual für katholiſche Chriſten. 2 Aufl. 179. 232.

C.

Calderon de la Barca Schauſpiele. Ueberſetzt von *Schlegel*. 2 Bd. 197. 373.
Catalogus Numorum Hungariae ac Transſylvaniae. P. 1—3. 196. 361.

D.

Damian Heſſel und ſeine Raubgenoſſen 192. 335.
Debonale kleine franzöſiſche Grammatik für Kinder. 2 Aufl. 198. 384.
del Degano Hülfsbuch für Kaufleute und Contoriſten 199. 391.
Demme ſ. Friedenspredigten.
Deutſchland, das gelehrte. Angefangen von *Hamberger*, fortgeſetzt von *Meuſel*. 14 Bd. 5 Aufl. 180. 259.
Dolmetſcher, der franzöſiſche. 5 Aufl. 198. 384.
Dräſeke Predigten für denkende Verehrer Jeſus. 3 Sammlung 185. 265.
— — Predigten für denkende Verehrer Jeſus. 4 Sammlung 194. 351.

E.

Ebermaier pharmaceutiſche Bibliothek für Aerzte und Apotheker. 1. 2 Bd. 180. 254.
Erleichterungsmittel, neues zweckmäſsiges, zur Erlernung der franzöſiſchen Sprache. 2 Lieferung. 2 Aufl. 200. 399.
Eytelwein Vergleichungen der gegenwärtig und vormals in den königl. preuſſiſchen Staaten eingeführten Maſse und Gewichte. 2 Aufl. 198. 383.

F.

Fikenſcher Lehrbuch der Landesgeſchichte des Fürſtenthums Bayreuth 195. 358.
— — — Leitfaden beym Vortrage der Topographie des Fürſtenthums Bayreuth 195. 358.
Friedenspredigten, drey, von *Löffler* und *Demme* 194. 354.

G.

Gaetani Abrégé utile et très facile pour apprendre en peu de tems la langue espagnole 182. 255.
Gerhard tägliche Betrachtungen für die Paſſions- und Oſter-Zeit 177. 215.
Geſsner chriſtliche Unterhaltungen für Leidende und Kranke 194. 349.
Griechenland und Rom 188. 302.

H.

Handbuch der Wundarzneykunde 180. 253.
Heydenreich Communionbuch für Gebildete 194. 345.
Heynig Verſuch einer Reviſion der Cultur und Aufklärung nach ihren Principien und Endzwecken 186. 288.
Himly Erörterung der neuen Lage der peſtalozziſchen Methode u. ſ. w. 192. 335.
Hingſtedt die neueren Fortſchritte im doppelten kaufmänniſchen Buchhalten 198. 377.

I.

Instruction sur le Notariat (franz. und deutſch, von *Fourmont*). 1. 2 Th. 179. 228.
Iſidorus Blätter aus dem Reiſebüchlein eines andächtigen Pilgers 197. 371.
Ἰσοκράτους λόγοι καὶ ἐπιστολαί. Μέρος 1. 2 183. 257.

K.

Küppel Pyrmonts Merkwürdigkeiten. 2 Aufl. 193. 343.

L.

Linde Slownik Jezyca Polskiego. I Bd. 1. 2 Th. II Bd. 1 Th. 190. 313.
Löffler ſ. Friedenspredigten.

M.

Mader kritiſche Beyträge zur Münzkunde des Mittelalters 196. 365.

Mangelsdorf Hausbedarf aus der allgemeinen Geschichte der alten und neuen Welt für seine Kinder. 11—13 Theil. Oder: Hausbedarf aus der allgemeinen Geschichte neuerer Zeit. 6—8 Th. Fortgesetzt von *Baczko* 196. 365.
Mehlifs Predigten für die häusliche Erbauung. 1 Th. 2 Aufl. 194. 349.
Meusel das gelehrte Deutschland im 19 Jahrh. 2 Bd. 180. 259.
— — deutsches Künstler - Lexikon. 2 Ausg. 2 Bd. 185. 279.
— — eilfter Nachtrag zur 4ten Ausgabe des gelehrten Deutschlandes 180. 259.
— — Lexikon der vom Jahr 1750 bis 1800 verstorbenen deutschen Schriftsteller. 10 Bd. 184. 271.
Moritz neues ABC-Buch. 5 Aufl. 198. 383.
Mongrovius Reczna Xiaz'ka zamykaica etc. 191, 327.
Müller der natürliche Hexenmeister 186, 287.
— — von dem christl. Religionsunterrichte 189. 309.

P.

Paldamus Predigten für Freunde christlicher Weisheit und Tugend aus den gebildeten Ständen 194. 350.
Παρέργων ἑλληνικῆς βιβλιοθήκης τόμος 1 185. 257.
Peroux pantomimische Darstellungen von *Henriette Hendel* 197. 369.
Πλουτάρχου βίοι παράλληλοι. Μέρος 1. 2 185. 257.
Πολυαίνου στρατηγημάτων βίβλοι ὀκτώ 185. 257.

R.

Reinhard System der christlichen Moral. 4 Bd. 176. 201.
Relation de Dourry Efendy. Trad. du Turk et suivie de l'Extrait des Voyages de *Petis de la Croix*, redigé par lui-même 189. 306.

S.

Sammlung der merkwürdigsten Träume 201, 407.
Schäffer die Zeit- und Volks-Krankheiten der Jahre 1806 und 1807 in und um Regensburg 180, 256.
Schlegel spanisches Theater. 2 Bd. 197. 375.
Schreckenshöhle, die, oder die Leiden der jungen Miranda. Nach dem Englischen 192. 335.
Schulz kurzer Lehrbegriff der Mathematik. 3 Th. 192. 329.
— — populäre Anfangsgründe der Astronomie 192. 329.
— — sehr leichte und kurze Entwickelung einiger der wichtigsten mathematischen Theorieen 192. 330.
Schumann Versuch einer vollständigen systematisch geordneten kaufmännischen Waarenkunde. 2 Aufl. 1 Abth. 1 Th. 1—3 Bd. 189. 311.
Staat und Kirche, nebst näherer Beleuchtung der Schrift: Versuch, eine zweckmäfsige Verfassung für den protestantischen Prediger- und Schullehrer-Stand zu entwerfen 200, 395.
Stolz christliche Predigten, gehalten im J. 1809 in der Martinskirche zu Bremen 179. 231.
— — Liebe nach Paulus in Betrachtungen über I Cor. XIII. Neue Ausg. 179. 231.
— — Predigten zur Beförderung der Humanität. 1. 2 Hälfte 179. 231.
Streber Versuch einer Geschichte des königl. Münzcabinets in München 196, 367.

T.

Taschenbuch für magische Unterhaltungen. 2 Jahrgang 181. 247.
The Juvenile Dramatist. A new Edit. Vol. 1—3 200, 400.
Tittmann Handbuch der Strafrechtswissenschaft und der deutschen Strafgesetzkunde. 1—3 Th. 178. 217.
— — Handbuch des gemeinen deutschen peinlichen Rechts. 1—3 Th. 178. 217.

U.

Universallexikon der Handlungswissenschaften, bearbeitet nach *Savary* von *Moses Israel*, *Heusinger* und *Ihling* 199. 389.
Unterhaltungen, magische. 2 Bdchen. 181. 247.

V.

Versuch, eine zweckmäfsige Verfassung für den protestantischen Prediger- und Schullehrer-Stand zu entwerfen, mit Rücksicht auf das Herzogthum Berg. 1. 2 Th. 200, 395.
v. Vofs Beyträge zur deutschen Schaubühne 197. 375.

W.

Weichert de Nonno Panopolitano 188. 303.
Weiske de praepositionibus graecis commentatio 196, 367.
Wiener-Leopoldstädter-Theater. 1 Bd. 197. 375.
Wildt Logik und Encyklopädie der Wissenschaften als ein Ganzes bearbeitet. Dritter Versuch 182. 255.
Winter Geschichte der Schicksale der evangelischen Lehre in und durch Bayern bewirkt, in der ersten Hälfte des 16 Jahrh. 1. 2 Bd. 195. 357.
v. Woltmann Geist der neuen preussischen Staatsorganisation 181. 240.
Worbs über die Bundes- und Freundschafts-Symbole der Morgenländer. 2 Ausg. 189. 312.

Z.

Zeitmann Predigt bey der öffentlichen Feyer seiner glücklich zurückgelegten 50jährigen Amtsführung 195. 359.
v. Zimmerl alphabetisches Handbuch zur Kenntnifs der Handlungs- und Wechsel-Geschäfte. 2 Aufl. 1. 2 Th. 199. 388.

II. Verzeichniſs der Buchhandlungen, aus deren Verlage Schriften recenſirt worden.

(Die vorderen Ziffern bedeuten die Numer des Stücks, die eingeklammerten aber, wie oft ein Verleger in einem Stücke vorkommt.)

Andreäiſche Buchh. in Frankfurt am Mayn 189.
Anonyme Verleger 181. 186. 188 (2). 190.
Anton in Görlitz 189.
Arnold in Dresden 194.
Aubel in Caſſel 179.
Becker in Gotha 194.
Campe in Nürnberg 182.
Claſs in Rothenburg an der Tauber 194.
Darnmann in Leipzig, Züllichau und Freyſtadt 181.
Didot in Paris 185.
Dieterich in Göttingen 182.
Dietlein in Halle 186.
Eberhart in Paris 185 (2).
Ferra in Paris 189
Fleiſcher d. J. in Leipzig 184.
Geiſtinger in Wien 199.
v. Ghelenſche Erben in Wien 199.
Gräff in Leipzig 199.
Guilhauman in Frankfurt am Mayn 200.
Gundermann in Hamburg 200.
Hahn in Hannover 179. 194.
Hellwingiſche Hofbuchh. in Pyrmont 193.
Hemmerde und Schwetſchke in Halle 178.
Herold und Wahlſtab in Lüneburg 185. 194.
Hinrichs in Leipzig 194.
Hitzig in Berlin 192. 197.
Hoffmann in Hamburg 198.
Induſtrie-Comptoir in Leipzig 192. 202.
Köhler in Leipzig 182.
Korn der Aelt. in Breslau 177.
Kratzſch und Wettach in Hamburg 198.
Kupfer und Wimmer in Wien 197.
Kupferberg in Maynz 192.
Lindauer in München 193.
Meyer in Lemgo 180 (2). 185. 187.
Mitzky und Comp. in Leipzig 182.
Montag und Weiſs in Regensburg 180.
Mohr in Frankfurt am Mayn 195.
Müller in Erfurt 188. 198.
Nicolovius in Königsberg 191. 192 (2).
Palm in Erlangen 179.
Peroux in Frankfurt am Mayn 197.
Raspe in Nürnberg 195 (2).
Realſchulbuchhandlung in Berlin 198.
Ritter in Gmünd 181.
Ruſſſche Verlagshandlung in Halle und Leipzig 193.
Schirach in Görlitz 196.
Schöne in Berlin 197 (2). 198.
Schreiner in Düſſeldorf 200.
Schumann in Ronneburg und Leipzig 189.
Schumann in Zwickau und Leipzig 180.
Schwan und Götz in Mannheim 197.
Schwickert in Leipzig 182.
Steinerſche Buchh. in Winterthur 189. 194.
Storno in München 196.
Trattner in Peſth 196.
Widtmannſche Buchh. in Prag 196.
Wilmans in Frankfurt am Mayn 181.
Zimmermann in Wittenberg 176.

III. Intelligenzblatt des Auguſt.

Ankündigungen.

Bauer in Leipzig Verl. 65. 517.
Croneſche Buchh. in Osnabrück Verl. 62. 495.
Dieterici in Berlin Verl. 60. 477.
Fleiſcher, Gerhard, in Leipzig Verl. 61. 485. 65. 518.
Fleiſchmann in München Verl. 65. 518.
Frommann in Jena Verl. 65. 517.
Gädicke, Gebr., in Berlin Verl. 63 u. 64. 567.
Heinrichshofen in Magdeburg Verl. 62. 492.
Hemmerde und Schwetſchke in Halle Verl. 65. 516.
Heyer in Gieſsen Verl. 59. 470. 63 u. 64. 566.
Heyſe in Bremen Verl. 63 u. 64. 568. 65. 517.
Hof-Buch- und Kunſt-Handlung in Rudolſtadt Verl. 60. 475.
Kümmel in Halle Verl. 61. 485.
Kupferberg in Maynz Verl. 61. 484.
Leske in Darmſtadt Verl. 61. 486. 487.
Mauke in Chemnitz Verl. 61. 487. 62. 495.
Maurer in Berlin Verl. 62. 492.
Perthes in Hamburg Verl. 61. 488.
Preiſs Ueberſetzung aller neuteſtamentl. Schriften 65. 518.
Rottermund Fortſetzung des *jöcherſchen* Gelehrten-Lexikons 60. 477.
Reclam in Leipzig Verl. 65. 516.
Schimmelpfennig u. Comp. in Halle Verl. 59. 471.
Schrag in Nürnberg Verl. 63 u. 64. 568.
Schüppelſche Buchh. in Berlin Verl. 65. 516.
Schwan u. Götz in Mannheim Verl. 62. 494. 65. 518. 519.
Steinſche Buchh. in Nürnberg Verl. 59. 469. 63 u. 64. 567.
Waiſenhausbuchh. in Halle Verl. 65. 515.
Weygandſche Buchh. in Leipzig Verl. 65. 514.
Wilmans in Frankfurt am Mayn Verl. 62. 489. 490.

Beförderungen und Ehrenbezeugungen.

Ackermann in Oſchatz 60. 474.
Aſſemani in Padua 59. 466.

Bronner in Aarau 59. 467.
Büsching in Berlin 59. 470.
Dussoger aus Paris 61. 481.
Erdmann in Wittenberg 59. 467.
Erich in Kasan 59. 467.
Finke aus Göttingen 59. 466.
Fischer in Moskau 60. 474.
Gall in Paris 60. 474.
Gilbert in Halle 60. 474.
Gmelin in Karlsruhe 60. 474.
v. d. Hagen in Heidelberg 59. 468.
Hager in Pavia 59. 465.
Harles in Erlangen 61. 481.
Hesselbach in Würzburg 60. 474.
Hoffmann in Rentweinsdorf 60. 474.
Horn in Dorpat 61. 481.
Jakowkin in Kasan 59. 467.
Ideler in Berlin 59. 470.
Jörg in Leipzig 60. 474.
Jördens in Hof 60. 474.
Lassaulx in Coblenz 61. 481.
Lebens in Coblenz 61. 481.
Littrow in Krakau 59. 466.
Meckel in Halle 60. 474.
Michaelis in Heidelberg 59. 468.
Müller in Berlin 59. 470.
Müller in Kasan 59. 467.
Neumann aus Petersburg 59. 466.
Petrowsky in Kasan 59. 466.
Renner aus Göttingen 59. 466.
de Saint-Ange in Paris 61. 481.
Sapolsky in Kasan 59. 467.
Schlegel in Ilmenau 60. 474.
Schmitt in Trier 61. 481.
Schneider in Hof 60. 474.
Schumacher in Kopenhagen 60. 474.
Schweins in Göttingen 59. 468.
Tambroni, Mad., zu Bologna 59. 465.
Thrumb in Coblenz 61. 481.
Voigdt in Narwa 59. 466.
Volta in Pavia 59. 466.
Willdenow in Berlin 60. 474.
Wolf in Berlin 59. 470.
Wrangel in Petersburg 59. 466.
Wuttich in Kasan 59. 467.

Nekrolog.

Ewert in Kasan 59. 467.
de Montgolfier in Balaruc 61. 482.
Pertsch in Coburg 61. 481.

Gelehrte Gesellschaften und Preise.

Bologna, Preisaufgaben der Ackerbaugesellschaft 60. 476.
Cleve, Preisaufgaben der Nacheiferungs- und Ackerbau-Gesellschaft 60. 476.
Erlangen, Sitzung der physikalisch-medicinischen Societät am 18 Jun. 60. 473.
Mayland, Preisaufgaben der königl. Akademie der schönen Künste 61. 484.
Paris, Bericht an den Kaiser über die zehnjährigen grossen Preise 63 u. 64. 497.
— — kaiserl. Preise den Indigo betreffend 60. 474.
— — Preisvertheilung der Classe der schönen Künste in der Steinschneidekunst und Malerey 60. 476.
— — Sitzung, Preisvertheilung und Preisaufgaben der Classe für die Geschichte und alte Literatur des Instituts am 5 Jul. 61. 482.

Universitäten u. and. öffentliche Lehranstalten.

Berlin, Prüfung am berlinisch-cölnischen Gymnasium im April 59. 470.
Bologna, s. Italien.
Giessen, Prüfungen und Redeübungen im Pädagogium im April 59. 469.
Heidelberg, Verordnung wegen der Gerichtsbarkeit über die Studirenden — Promotionen — Vermehrung der Universitäts-Bibliothek 59. 467.
Italien, wichtige Veränderungen auf den Universitäten zu Pavia, Bologna und Padua 59. 465.
Kasan, Vorfälle an der Universität seit 1808 59. 466.
Padua, s. Italien.
Pavia, s. Italien.

Vermischte Anzeigen und Nachrichten.

v. Almendingen in Hadamar, Erklärung an das Publicum 63 u. 64. 508.
Auction eines grossen Münzcabinets in Hamburg 62. 494.
Auction physikalischer und mathematischer Instrumente in Erfurt 61. 487 65. 519.
Bücher-Auction in Halle 59. 471.
Bücher zum Verkauf bey *Pougens* in Paris 60. 477.
Danz zur Nachricht, nebst Antwort von *Köpke* 66. 520.
Desslock in Aschaffenburg Anzeige wegen des Forstlehrinstituts 60. 480.
Dieterich in Göttingen an Hn. *Gassler* in Wien 62. 495.
Fiedler in Jena Bücher zum Verkauf 66. 521.
Kümmel in Halle Bücher zum Verkauf 60. 479.
Salat in Landshut, zur Recension von dessen Darstellung der Moralphilosophie 62. 496.
Späth in München, Bemerkungen über eine Recension der hall. allgem. Lit. Zeit. 63 u. 64. 511.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 1 SEPTEMBER, 1810.

THEOLOGIE.

Leipzig, b. Barth: *Kritik der praktischen christlichen Religionslehre* von *G. Chr. Cannabich*, Kirchenrathe und Superintendenten in Sondershausen. Erster Theil. 1810. VIII und 410 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Sollte man denn wirklich, wie der Vf. in der Vorrede klagt, auch in der neuesten Zeit auf den praktischen Theil der christlichen Religionslehre weniger Fleifs gewendet haben, als man der Aufklärung ihrer theoretischen Lehrsätze gewidmet hat? Wurde nicht *biblische* Moral eben so sorgfältig bearbeitet, wie biblische *Dogmatik?* That nicht *Philosophie* über das Sittliche in dem Menschen zur Würdigung und wissenschaftlichen Ausbildung des moralischen Inhalts der Schrift bis jetzt noch mehr, als von dieser Seite für Bildung einer christlichen Glaubenslehre zur Wissenschaft geschehen ist? Nach allen diesen nützlichen Vorarbeiten wäre eine eigentliche *Kritik* der christlichen Sittenlehre, die der Vf. auf dem Titel seiner Schrift verheifst, dennoch ein sehr verdienstliches Unternehmen. Diefs müfste aber freylich eine Kritik seyn, die von gründlicher Kritik *aller* menschlichen Sittenlehre überhaupt ausginge, welche tief in den sittlichen Geist des Christenthums eindränge, die sein Verhältnifs zu dem Zweck und Wesen dieser Religionsverfassung im Ganzen, und zu der sittlichen Natur und Bestimmung des Menschen, sowohl überhaupt, als auf den verschiedenen Stufen der sittlichen Entwickelung und Ausbildung desselben insbesondere, tiefer, als bisher geschehen, ergründete, und dadurch allem, sowohl wissenschaftlichen als praktischen, Gebrauche dieser Lehre Ziel und Richtschnur bestimmte. Unbefangene genialisch-historische Schriftauslegung, logische Bestimmtheit und Klarheit der sittlichen Grundbegriffe, wissenschaftliche Consequenz der Behauptungen, und tiefe, vielseitige Kenntnifs der moralischen Natur des Menschen, wären die ersten wesentlichen und unerlafslichen Foderungen an den Urheber eines solchen Unternehmens, um nur einigermafsen für die christliche Moral das zu seyn, was *Kant* und *Schleyermacher* für die Sittenlehre überhaupt geworden sind — neuer Begründer der Wissenschaft und Wegweiser ihres richtigen Gebrauchs für alle Zwecke des menschlichen Lebens.

Von allem diesem Grofsen und Herrlichen scheint Hr. C. nichts geahndet zu haben. Wir müssen auch billig diese hohen Foderungen, welche das Wort *Kritik* rege macht, gänzlich aufgeben, da er selbst am Schlufs der Vorrede (S. V) sagt: „Ich habe mich also in dieser Schrift bemüht, die Begriffe der praktischen christlichen Religionslehre genauer zu bestimmen, sorgfältiger zu entwickeln, freymüthig zu würdigen und populär darzustellen; zugleich auch eine möglichst vollständige christliche Moral zu liefern, die dem gebildeten Theile der Menschen nützlich sey, und dem Religionslehrer besonders reichen Stoff zu seinen Vorträgen darbiete." — So viel weniger indefs dieses unstreitig ist, in Vergleichung mit einer verheifsenen *Kritik:* so viel mehr ist es gleichwohl noch immer, als alles das, was die Ausführung wirklich leistet.

Der *erste* Theil des Werkes, welcher vor uns liegt, und aufser einer allgemeinen Einleitung (S. 1—35) über Moralität, Moral und christliche Moral überhaupt, eine weitläuftige Betrachtung über die Religion (S. 36—326) und eine allgemeine Erwägung der Tugendpflichten (S. 326—406) enthält, deren besondere Ausführung wahrscheinlich dem folgenden II Theile anheimfällt, trägt zur tieferen Begründung, wissenschaftlichen Ausbildung und genaueren Würdigung der christlichen Moral nicht das Mindeste bey, obgleich manches Einzelne Gute recht populär, d. h. weitschweifig, unbestimmt, und ohne gründlichen Beweis darin gelehrt wird, was aber freylich die Leser der moralischen Schriften eines *Reinhard*, *J. W. Schmid*, *Krause* u. s. w. nicht minder fafslich, nur viel genauer und gründlicher ausgeführt gelesen haben. Die Moral des Vfs. ist nicht rein *philosophisch*, weil es ihr an wissenschaftlicher Begründung durch Einen, es sey rein vernünftigen oder eudämonistischen, Grundsatz gänzlich gebricht; nicht *biblisch*, weil der Vf. kein Bedenken trägt, moralische Aussprüche eines Apostels Jesu (z. B. Jak. 2, 10, vrgl. S. 81. 348) eigenmächtig zu tadeln und zu berichtigen; nicht *christlich*, aus dem eben angezeigten Grunde, und weil sie von dem *Glauben an Jesus* in ursprünglich christlichem Sinne gänzlich getrennt, und dieser Glaube selbst als willkührlich und grundlos, mit einem Worte, als blofser *Aberglaube* vorgestellt wird (S. 216 ff.). Sie ist vielmehr ein unhaltbares Gemengsel fremdartiger Vorstellungen und Meinungen, reich an Unbestimmtheiten, unbehutsamen Ausdrücken, Willkührlichkeiten und inneren Widersprüchen, das bey aller erbaulichen Absicht, die wir dem wohldenkenden Vf. zutrauen, doch sogar die sittliche Denkart ungelehrter und ungeübter Leser, denen solche Bücher, ihrer oberflächlichen Fafslichkeit halber, noch

am meisten zu gefallen pflegen, verwirren, schwächen und ungewiss machen könnte. Unter diese anstössigen, wenn auch noch so wohlgemeinten, Äusserungen gehört z. B. (S. 5) die vermessene Behauptung, dass die menschliche Freyheit durch tausend Dinge eingeschränkt sey (wovon unser sittliches Bewusstseyn nichts weiss, noch behaupten darf, ohne alle Kraft zu sittlicher Anstrengung zu lähmen); dass es (S. 6) keine eigentlichen Belohnungen und Strafen, sondern bloss zufällige Aufmunterungen und heilsame Correctionsmittel gebe (wodurch alle moralische Ordnung in der Welt aufgehoben, und ein Weg gezeigt wird, vermittelst einer vorsätzlich bewirkten Unverbesserlichkeit allen übeln Folgen des Sündigens zu entgehen, wobey aber auch vorausgesetzt werden muss, dass es gar keinen wesentlichen *inneren* Unterschied des Guten und Bösen gebe); dazu gehört die Declamation gegen *reine* Tugend (S. 7 ff. 339), die noch überdiess auf lauter Missverständnissen und auf Verwechselung der verschiedensten Begriffe und Fragen beruht, und wobey der Vf. unaufhörlich in Widerspruch mit sich selbst geräth. Die grösste Verwirrung herrscht aber da, wo das höchste Sittengesetz selbst ausgesprochen werden soll. Denn hier wird *vernünftig handeln*, mit sich selbst übereinstimmend handeln, ohne irgend ein verbindendes Zwischenglied, sogleich in *gemeinnützig handeln*, das Beste der Menschheit suchen — verwandelt. Die *christliche* Sittenlehre meint der Vf. nicht besser empfehlen zu können, als wenn er sagt (S. 21, S. 30): „Von reiner Sittlichkeit weiss sie nichts, sie ist mehr für die Menschen, wie sie *sind*, als wie sie seyn *sollten*." — „Sie ist nicht ganz moralisch; denn sie hängt von sinnlichen Bewegungsgründen, von Liebe, Hoffnung und Furcht ab, und ist die Frucht des göttlichen Gebots, und nicht das Werk der menschlichen Freyheit; sie ist also mehr eine Glaubensmoral, als eine Vernunftmoral; aber eben desswegen um so kräftiger und wirksamer, weil sie von Gott abhing." — In der Lehre von den Religionspflichten *beweist* der Vf. das Daseyn Gottes auf kosmologische und physikotheologische Art, und ereifert sich gegen die kritischen Philosophen, als gegen Prediger des Unglaubens, welche die theoretischen Gründe für den Glauben an Gottes Daseyn wankend machen wollen, ohne doch selbst den nachgewiesenen Mängeln dieser angeblichen Beweise anders abhelfen zu können, als indem er sich die undankbare Mühe giebt, den moralischen Glaubensgrund der Religion ebenfalls, wo möglich, zu erschüttern. — Auf ähnliche Weise verliert er sich bey der Lehre von der Hoffnung in weitläuftige Betrachtungen über Unsterblichkeit und künftiges Leben, denen wir als populären Darstellungen ihren Werth nicht streitig machen, die aber, als *Kritik* der Religionslehre, viel zu wenig in die Schwierigkeiten eingehen, mit denen die Wissenschaft in dieser Lehre zu kämpfen hat. — Das Beste an dem ganzen Buche ist vielleicht das, was eigentlich ausser seinem Plan liegt, wie z. B. die Betrachtungen über Aberglauben und Unglauben, über den Werth der Religion überhaupt, und des Christenthums insbesondere, über den Verfall der Religion und der Sittlichkeit u. s. w., wiewohl auch hier für Ungelehrte so Manches vorkommt, was zu gewagt, und in seiner Unbestimmtheit vielleicht der sittlich-religiösen Gemüthsstimmung nachtheilig seyn könnte; für selbstforschende Gelehrte hingegen alles viel zu sehr auf der Oberfläche schwebt, und nirgends über das längst Bekannte und schon öfters Gesagte hinausgeht.

d.

Bamberg u. Würzburg, b. Göbhardt: *Theologische Zeitschrift*, herausgegeben von Dr. *Joh Joseph Batz*, Prof. der Theol. zu Bamberg. 1809. I Band. 1—6 Heft. 542 S. II Band. 1—3 Heft. 1810. 266 S. 8. (3 Thlr.)

Zeitschriften sind besonders jetzo vortreffliche Mittel, Ideen, denen man eine weitere Verbreitung wünscht, in Umlauf zu bringen, dagegen andere ihnen entgegengesetzte zu verdrängen. Denn, indem man bey mancherley Veranlassungen auf dieselbe Wahrheit zurückkommen, sie von mancherley Seiten darstellen, alle ihre Widersacher bekämpfen oder auch ihren Begriffen zuvorkommen kann: so verschafft man ihr leichteren und gewisseren Eingang, ja man bewirkt wohl, dass sie endlich auch da aufgenommen wird, wo man Anfangs ihr keinen Zugang verwilligen wollte. Dieser Gedanke hat vermuthlich auch Hn. Dr. *Batz* veranlasst, sich mit einer Gesellschaft von Gelehrten zu vereinigen, um obige Zeitschrift herauszugeben, welche, wie der Herausgeber S. II der Vorrede sagt, dahin geht, den Geistlichen mit den Fortschritten der für ihn interessanten Wissenschaften und dem Gange des Zeitgeistes, in wie fern derselbe auch im Gebiete der Religion und der geistlichen Amtsführung mit Energie sich äussert, stets auf eine leichte und wenig kostspielige Weise bekannt zu machen, und zum stets fortgesetzten Streben nach allseitiger Bildung aufzumuntern.

Um diesen Zweck zu erreichen, sollen 1) Abhandlungen, 2) kritische Anzeigen der neuesten, für den Theologen und Seelsorger interessanten Schriften, 3) Notizen von allerley, Geistliche interessirenden Begebenheiten, und 4) Anfragen über wichtige und verwickelte Pastoralfälle aufgenommen werden. Man sieht auch theils aus dem bekannt gemachten Plan, theils gewissermassen aus den vorliegenden Heften, dass kein Zweig des theologischen Wissens absichtlich übergangen werden soll. Wenn es daher nicht den Herausg. besonders darum zu thun wäre, gewisse Hauptideen besonders einzuschärfen: so möchte die Absicht zu gross und vielumfassend seyn, als dass sie in so wenigen Bogen, als jährlich erscheinen sollen (denn alle Monat soll nur ein Heft von 5 bis 6 Bogen herauskommen) erreicht werden könnte. So aber, und wenn diese periodische Schrift überhaupt die Aufklärung der Geistlichen befördern helfen, oder ihnen zu einer lehrreichen Unterhaltung dienen soll, kann sie, nach diesem Anfang zu urtheilen, sehr nützlich, und nicht allein katholischen, sondern auch protestantischen Theologen angenehm seyn.

Über die Recensionen wollen wir nach einer

sehr vernünftigen Gewohnheit nichts sagen, und bey den Abhandlungen uns nur auf Einige in den ersten Heften beschränken, da sie *alle* einzeln anzuführen, zu weitläuftig, und gegen den Plan dieser Blätter seyn würde. Den Aufsatz über den Seelsorger in Verhältniss zum herrschenden Zeitgeiste, wird man gern lesen, weil er unterhaltend geschrieben ist; aber er ist etwas zu allgemein und kurz, um vorzüglich lehrreich zu seyn. Was Hr. Prof. *Klein* in Bamberg zur Berichtigung des in neueren Zeiten angenommenen Verhältnisses zwischen Religion und Moral sagt, ist noch unterhaltender, auch lehrreicher; es kann aber doch seinen Zweck nicht ganz erreichen, da nicht jedermann so niedrig von der Moralität, und so hoch von der Religiösität, als der Vf., denkt. Will man das Verhältniss zweyer Begriffe zu einander auf eine gleiche Weise bestimmen: so muss man diese beiden Begriffe auch auf gleiche Weise erklären. Wie werden aber diejenigen, die das Verhältniss der beiden genannten anders als der Vf. beschreiben, ihm je zugeben, dass Moralität nur ein pflichtmässig geführtes Leben (wohl gar nur in äusserlich gesetzmässigen Handlungen) sey? Der Vf. declamirt wohl dagegen, dass man die Religionslehrer, als der Moral dienend, betrachtet habe; aber was ist daran, im gewissen Sinne gedacht, zu tadeln oder gar zu verschreyen? Die Sache ist doch offenbar die, man mag darüber sich auch noch so verschieden ausdrücken: Man kann nicht mehr thun, als seine Pflicht; oder wenn auch der Vf. nach der bekannten Klostermoral das Gegentheil zu behaupten scheint, so kann man doch nicht bessere Gesinnungen haben, oder äussern, als die den besten Erkenntnissen gemäss sind; und so denken u. handeln, als es den besten Erkenntnissen gemäss ist, heisst uns seine Pflicht thun, und nach diesem Sprachgebrauche kann man nicht mehr, als seine Pflicht thun. Das heisst uns moralisch gut handeln. Dazu muntern wir uns durch die Religion auf; dazu dient uns also die Religion. Mag sie immerhin auch ihren eigenen, von der Moral unabhängigen Grund haben, wie sie ihn sicher hat, und welches der Vf. leicht deutlicher hätte darthun können, als er es gezeigt hat; ob sie einen höhern Zweck habe, darüber kann man sehr verschieden sprechen. Aber sicherlich hat sie, wie alle Wahrheit, auch den Zweck, uns richtige Kenntnisse zu geben, was an sich etwas Schätzbares ist, sie hat nicht bloss das Ziel, unsere Denk- und Handels-Weise zu ordnen, sondern auch unser Gemüth bey guten Gesinnungen zu beruhigen, zu erheitern, zu beseligen, und selbst zum Himmel vorzubereiten. Auch ist es gewiss, dass man schon einige richtige moralische Begriffe haben muss, wenn man zu richtiger Religionskenntniss kommen will, ja dass diese immer um so richtiger seyn wird, je besser jene sind; daher bleibt die wahre Religion immer einigermassen in der gesunden Moral gegründet. Denn Menschen, die unvollkommene Vorstellungen von ihrer Pflicht haben, haben auch unrichtige Gedanken von ihrer Gottheit, da ihre Gottheit allemal das Ideal der Vollkommenheit seyn wird, so weit sie sich dieselbe nur denken können. Sogar können Menschen, die eine grosse Idee von dem haben, was sie seyn sollen, selbst dadurch auf den Schluss kommen, dass ein Wesen sey, welches ihnen befiehlt, *so* zu seyn, zumal, wenn sie an sich selbst etwas gewahr werden, was auch anders seyn möchte, sie also fast wider Willen sich diesen Befehl gegeben sehen. Wenn sie nicht leugnen können, dass auch der höchste Verstand solche Gesetze geben und befolgen müsse: so können sie selbst urtheilen, dass wohl ein solcher Verstand vorhanden seyn müsse. Wenn sie sich selbst nur der Annäherung an die Vollkommenheit fähig, nie ihre Erlangung für möglich halten: so wird es ihnen zum Bedürfniss, ein Ideal sittlicher Vollkommenheit, dem sie sich immerdar nähern müssen, zu denken, also einen Gott zu glauben. Wenn sie gut seyn und handeln, aber auch Glückseligkeit geniessen wollen, das Eine unbedingt wollen, das Andere aber auch nicht gerne aufgeben: so muss es ihnen höchst wünschenswürdig werden, wenn sie glauben können, dass in der Welt die Ordnung herrsche, nach welcher Jeder gewiss um so glückseliger wird, je besser er ist. Auch dieser Glaube wird ihnen Bedürfniss. Da sie ihn aber bedürfen: so nehmen sie ihn auch gerne an. So kommen sie auf das Wesentliche aller wahren Religion. Sie selbst urtheilen, dass, wenn sie als verständige Wesen eine Welt einzurichten gehabt hätten, sie diese Ordnung in ihr würden eingeführt haben; und so zweifeln sie nicht, wenn sie es auch nicht immer in ihren Erfahrungen haben, dass eine solche moralische Ordnung in der Welt sey, sie können dieselbe aber nicht annehmen ohne einen ordnenden Geist, eine Gottheit anzuerkennen. Lange vor *Kant*, auf den der Vf. nicht gut zu sprechen ist, haben mehrere orthodoxe Theologen diesen Beweis theilweise geführt; sie nannten ihn den aus dem Gewissen hergenommenen. Wenn *Kant* alle anderen für unkräftig erklärt: so heisst das vielleicht wohl nur, dass sie nicht vollkommen philosophisch, demonstrativ sind, und er wird ihnen ihre Kraft, den gesunden Verstand der Menschen, der nicht Evidenz, sondern nur Glaubensgründe und hinlängliche Gewissheit verlangt, zu überreden, nicht absprechen. Religion muss also auf Moral, aber sie muss auch noch auf etwas anderes als Moral, besonders für diejenigen, die noch nicht moralisch gut sind, gegründet werden. Man kann und muss, besonders für noch nicht Moralischgebildete, auch Gründe aufsuchen, und findet sie, einen allmächtigen Beherrscher der Welt, von dem man ganz abhängt, zu glauben. Dann muss man aber das moralische Gefühl dessen, den man zur wahren Religion bringen will, wecken und beleben, dadurch ihm Begriffe von Heiligkeit, Gerechtigkeit, Güte und wahrer Freyheit beybringen; diese dann so hoch, wie möglich, erheben, und durch Betrachtung alles dessen, worin sich die Gottheit uns offenbart hat, zeigen, dass die Gottheit noch heiliger und gütiger sey, als wir sie uns vorstellen können. Durch solchen Glauben an die Gottheit wird man dann je länger, je mehr seine Begriffe von dem, was recht und gut ist, erhöhen, seinen Eifer, ihr ähnlich zu werden, entflammen; aber man wird auch

Friede, Hoffnung, Muth, Freude, Seeligkeit in seine Seele bringen. So ist die Religion die Tochter der Moral, aber nicht durch die Moral allein hervorgebracht, und sie selbst verherrlicht die Mutter, und erhebt sich himmelweit über sie.

Das alles wird der Vf. nicht leugnen können, er wird aber alsdann auch fühlen, dass er viel zu declamatorisch die Moral erniedrigt und die Religion erhöht hat (welche letztere freylich in gewissem Sinne nie zu hoch erhöht werden kann). Religion bey einer falschen Moral ist immer etwas höchst Irriges und Schädliches. Der Vf. sagt zwar: „von den neueren Philosophen werde der, von dem alles, was ist und lebt, Seyn und Leben hat, tief unter das alles herabgesetzt; so werde zum Werkzeuge der Befriedigung einer jedem vernünftigen Menschen unanständigen Neigung gemacht, welcher allein den Menschen über alles Irdische erheben und zu allem Vortrefflichen begeistern sollte, der Glaube an Gottes Existenz werde eine Folge von einem subjectiven Bedürfnisse, statt der Ursprung alles Denkens, Wissens und Wollens zu seyn", und vorher: „ein solcher Gott, als man annehme, könne keine besondere Achtung und Liebe fodern" (S. 106. 107): aber wie viel wird man doch gegen solche Declamationen einzuwenden haben? Welcher Gegner wird doch das zugeben? Gleich darauf tadelt es der Vf. gar, dass ein solcher Gott, als man annahm, an die Gesetze der menschlichen Moral gebunden ward; aber konnte es anders seyn, als dass man glaubte, die Heiligkeit könne der höchste Gott nicht verletzen; was man einmal, auch nach menschlichen Begriffen, unheilig nenne, das könne er nicht an sich haben oder thun? Konnte man annehmen, dass er willkührlich handele, und sich über die uns bekannten Gesetze des Rechts hinwegsetze? Man müsste sich ja selbst widersprechen, wenn man so etwas behaupten sollte. Der Gott, den man annimmt, kann zwar Manches thun, was uns nicht ganz begreiflich ist; aber der Wahrheit, dem Rechte kann er nicht zu nahe treten; das wird ja auch der Vf. sagen. Eben damit aber wird er gestehen, dass er sich wenigstens für viele seiner Leser nicht deutlich genug ausdrückt, und der Sache nicht recht auf den Grund gegangen ist. Hätte er das gethan: so würden manche vortreffliche Ideen, die er über Offenbarung, Cultus und Kirchenglauben äussert, viel unbestrittener aufgetreten seyn, mehr Beyfall finden und grössere Wirkung thun.

Die Notizen, welche in jedem Hefte einige Blätter füllen, haben nicht nur für die Gegend, wo die Zeitschrift erscheint, sondern auch für die ganze deutsche Kirche einiges Interesse. Dfr.

Landshut, b. Thomann: *Das Wesen und die Formen der Religion.* Von *A. Buchner*, Prof. der Philosophie in Dillingen. Zweyte, ganz umgearbeitete Auflage. Erster Band. *Von dem Wesen der Religion.* 1809. XII u. 286 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Der achtungswerthe Vf. sagt in der Vorrede zur zweyten Auflage dieses bereits hinlänglich bekannten Buchs: Wenn der Glaube an Religion zu wanken anfängt: so giebt es kein anderes Mittel mehr, die Religion selbst aufrecht zu erhalten, als die Wissenschaft. Denn Geister, einmal gewohnt, Alles mit dem Auge der Vernunft zu durchforschen, werden diess Verfahren auch auf die Lehrsätze der Religion anwenden. Im Falle nun ihre Wahrheiten vor diesem Lichte bestehen, wird dem Verstande das Herz nicht widerstreben. Man kann daher nach meiner Überzeugung in unseren Tagen die gute Sache der Religion durch Nichts mehr fördern, als wenn man von ihren Lehren zeigt, dass ihnen keine geringere Evidenz und Gewissheit zukomme, als selbst den gewissesten und evidentesten unserer anderen Erkenntnisse u. s. w. Meine Bemühungen in gegenwärtiger Schrift, über die Grundwahrheiten der Religion das Licht der Vernunft zu verbreiten, sind aus einem redlichen und reinen Herzen geflossen. Kein anderes Interesse, als das der Wahrheit, hat mich zur nochmaligen Umarbeitung und Herausgabe derselben bewogen. Ich bitte daher alle diejenigen, welche immer dieses Buch lesen, es auch aus diesem Gesichtspuncte zu beurtheilen u. s. f." Von der Wahrheit dieser Versicherungen muss sich Jeder überzeugen, der das Buch mit einiger Aufmerksamkeit liest. Der Vf. wendet die Ansichten den *Fichte*'schen und *Schelling*'schen Philosophie auf die Religion an, und zwar mit einer Lebhaftigkeit und Wärme, dass man auch da, wo man ihm nicht folgen kann, sieht und fühlt, wie er von dem, was es sagt, überzeugt und durchdrungen war. Dass diese 2 Auflage wirklich grosse Veränderungen erfahren, und viele Zusätze erhalten habe (wie auf dem Titel gesagt wird), lehrt jeder Blick in die Schrift. Der IIte Band, dessen Erscheinung der Vf. noch nicht genau zu bestimmen vermag, soll die Deutung der Mythen des Heidenthums enthalten, „eine Arbeit, die wie der Vf. hinzusetzt, mit mehreren Schwierigkeiten verbunden ist, als ich anfänglich vermuthete. Da nach den Gesetzen unseres Instituts eine zu ausführliche Anzeige einer frühern, bereits bekannten Schrift nicht zulässig ist: so können wir uns auf die einzelnen Ansichten und Behauptungen dieser Schrift nicht einlassen, und bemerken aus diesem Grunde nur noch die gegenwärtige Einrichtung und den Inhalt des Werks. *Einleitung*: Realität des Religionsbegriffes. Möglichkeit und Nothwendigkeit der Religionswissenschaft. *Erster Abschnitt* der Schrift selbst: Vom Daseyn und der Erkenntniss Gottes. Von dem Verhältniss des Menschen zu Gott. Von dem Ursprung der endlichen Dinge durch den Abfall der Ideen. Von der Versöhnung der Natur mit Gott durch den Menschen. Von der Religion. *Zweyter Abschnitt*: Von der Religion, ihren Verhältnissen nach betrachtet. Von der Naturreligion. Von der Religion des Verstandes. Von der Religion des Willens. *Beschluss*. Die Sprache des Buchs ist lebhaft und im Ganzen rein, doch ist auch diese zweyte Auflage von einzelnen Unrichtigkeiten und besonderen Mundarten nicht frey geblieben, z. B. S. 8 ich *habe* innen geworden, S. 22 u. a. a. O. *selbe* für solche u. dgl.

H. II.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 3 SEPTEMBER 1810.

JURISPRUDENZ.

GÖTTINGEN, b. Dieterich: *Napoleons Gesetzbuch nach seinen Abweichungen von Deutschlands gemeinem Rechte.* Erläutert durch die öffentlichen Verhandlungen über den Gesetzentwurf von Dr. *B. W. Pfeiffer* und *F. G. Pfeiffer.* Band I. 1808. VIII u. 580 S. Band II. 1810. 772 S. 8. (4 Thlr. 12 gr.)

Man würde sich getäuscht finden, wenn man in diesem Buche eine *umständliche* und *in das feinste Detail gehende* Belehrung über den ganzen Inhalt des *Code Napoléon* oder auch nur über seine Abweichungen von Deutschlands bisherigem Rechte suchen wollte. Dazu ist es nicht bestimmt. Es soll das Studium des neuen Rechts *dem* Staatsdiener erleichtern, dessen Geschäftskreis ihm den grössten Theil eines jeden Tages raubt, oder den eine längere nur *praktische* Beschäftigung von einem mehr theoretischen Studium entwöhnt hat.

Es erreicht nicht nur vollständig diesen Zweck, sondern dient auch zugleich sehr brauchbar demjenigen, der ein umfassendes theoretisches Studium des französischen Rechts beabsichtigt, zur ersten vorläufigen Übersicht, zur cursorischen Einleitung, mithin zur bedeutenden Erleichterung des *genaueren* Studiums der einzelnen Materien. Wir möchten es — abgesehen von seiner eigenthümlichen und stets vorherrschenden Bestimmung für *deutsche* Juristen — in dieser Hinsicht den *Institutes du droit civil français* von *Delvincourt* (einem in einer bekannten deutschen Zeitschrift neulich sehr ungebührlich und mit gänzlicher Misskennung seines Zwecks behandelten Buche) an die Seite stellen, eine Vergleichung, welche zwar nicht in Ansehung der Richtigkeit der einzelnen Behauptungen, wohl aber in Betreff der Umständlichkeit und Reichhaltigkeit der Erläuterungen, zum Vortheile des deutschen Werks ausfallen muss.

Die Art und Weise, wie die Vff. den oben angedeuteten Zweck erreicht haben, ist folgende. Die Ordnung des französischen Gesetzbuchs ist *im Allgemeinen* mit Recht beybehalten worden. Bey dem Anfang einer jeden Materie werden, in einer bald grösseren bald kleineren Einleitung, die Hauptansichten und die vorzüglichsten Eigenthümlichkeiten der neuen Gesetzgebung hervorgehoben; dann werden in grösseren oder kleineren, zwar systematisch geordneten, jedoch der legalen Ordnung möglichst angepassten Abschnitten die Grundsätze des französischen Rechts, so viel als möglich mit den eigenen Ausdrücken des Gesetzes, dargestellt, und durch Bemerkungen erläutert, die mit kleineren Lettern abgedruckt sind, und deren Umfang natürlich sehr verschieden ist. Wegen der beständig vergleichenden Rücksicht mit unserem bisherigen Recht ist nicht nur in den Bemerkungen selbst das Abweichende desselben in seinen wichtigeren Momenten berührt, sondern auch in den Noten auf deutsche Lehrbücher, besonders auf *Thibaut's* bekanntes Pandekten-Compendium, verwiesen. Ausserdem werden, ebenfalls in den Noten, mehrere Quellen und Hülfsmittel des französischen Rechts allegirt, und zum Theil extrahirt, besonders die Bemerkungen der Tribunale über das Project des *Code civil* und die Discussion des Staatsraths.

Da der *Code*, wenn gleich allmählich, doch allmächtig und stets weiter seine Herrschaft in Deutschland ausbreitet; da gar mancher Staatsdiener aus Mangel an Zeit sich mit einem *solchen* Studium des *Code* — und ein dazu mehr oder nur eben so brauchbares deutsches Werk, als das vorliegende ist, kennen wir nicht — wenigstens für die erste Zeit begnügen muss; da endlich auch manchen anderen Staatsdiener theils ein aus Mangel an Einsicht herrührender nicht seltener Widerwille gegen die neue Lehre, theils die bekannte *vis inertiae*, nicht eher an das Erlernen des neuen Rechtssystems thätig denken lässt, als bis nur zu einem *kurzen* und *cursorischen* Studium noch Zeit ist: — so ist es nicht zu bezweifeln, dass das vorliegende Werk neue Auflagen erleben wird. Demnach könnte es passend scheinen, manche Bemerkungen und einzelne Ansichten dieses Werks herauszuheben, welche unserer Überzeugung nach einer Berichtigung bedürfen. Allein wir halten dieses, (ob es uns gleich nicht schwer fallen würde, da das vorliegende Buch sich über den ganzen Inhalt des *Code Napoléon* erstreckt,) einmal darum für unnöthig, weil ohne Zweifel die Vff. diese Unrichtigkeiten bey einem fortgesetzten Studium des französischen Rechts jetzo schon längst selbst entdeckt haben werden. Ausserdem scheint es uns, gerade wegen der allmählichen Ausbreitung der Kenntnisse des französischen Rechts in Deutschland, sehr widrig, ein solches, an und für sich verdienstvolles Buch wegen mancher Unrichtigkeiten *einige Jahre nach seiner Vollendung* (das vorliegende war schon im Jahre 1808 *ganz* in den Händen des Verlegers) zu tadeln, ob es gleich — wahrlich

nicht zur Ehre der gewöhnlichen Recensenten — nicht an Beyspielen fehlt, dass man, sogar mit stolz herabsehendem Tone, wegwerfend über ein schon vor ein oder zwey Jahren erschienenes Buch abspricht, das zu beurtheilen, vielmehr zu schreiben, man *damals* ganz unfähig war, das vielleicht selbst dem stolzen Beurtheiler zur Erwerbung seiner jetzigen Kenntnisse sehr erspriessliche Dienste geleistet hat.

Wir halten es daher für schicklicher, statt einzelner kleiner Ausstellungen dasjenige hier zu erwähnen, was wir bey einer neuen Auflage berücksichtigt wünschen. 1) Die Erläuterungen und Bemerkungen stehen theils als Noten unter dem Texte, theils sind sie, durch kleinere Lettern kenntlich, *in* den Text aufgenommen. Bequemer scheint uns eine Vereinigung derselben, gleichviel, ob in oder unter dem Texte. 2) Da doch wohl jeder Geschäftsmann, für welchen diess Buch bestimmt ist, das bisher geltende Rechtssystem entweder im Kopfe, oder in irgend einem der gangbarsten Handbücher bey der Hand hat: so dürfte die häufige Hinweisung auf *Thibaut* und andere ähnliche Schriften keinen bedeutenden Nutzen gewähren, ihre Weglassung vielmehr einen nicht unbedeutenden Raum ersparen. 3) Der Nutzen des Werks würde gewiss sehr vermehrt werden, wenn jeder einzelnen Materie eine möglichst kurze *systematische* Übersicht der *ganzen* Rechtslehre vorangeschickt würde. 4) Vorzüglich wünschten wir, an der Spitze des ganzen Buchs eine kurze Übersicht der französischen Justizverfassung zu sehen. Wer nicht weiss, was der *procureur*, der *juge de paix*, der *huissier*, die *audience publique*, der *notaire* u. s. w. ist, wird einen sehr grossen und gerade den wichtigsten Theil der französischen Gesetzgebung nie verstehen lernen; und darum gehört eine Belehrung darüber an die Spitze eines dem *ersten* Unterrichte gewidmeten Werks. Ausserdem dürfte auch eine solche Darstellung dazu beytragen, die Ansicht immer mehr zu verbreiten und zu befestigen, wie innig und wesentlich der *Code* mit den allermeisten der französischen Justizeinrichtungen verbunden ist, und welch' ein grosses Unglück durch seine Einführung ohne die gleichmässige Adoption jener Institute, durch welche die wahrlich nicht unbedeutenden Wohlthaten der neuen Gesetzgebung grösstentheils erst *möglich* werden, entstehen würde. Denn leider fehlt noch immer an vielen Orten die Überzeugung, dass ein Herausreissen des *Code* aus seinen wohlthätigen, organischen Umgebungen, ein Einpfropfen desselben auf deutsche Justizverfassung, ein Übertragen der Functionen *französisch* organisirter Behörden auf deutsche, *wohl gar mehrerer sich controllirenden auf Eine deutsche* — — wie die des *procureur*, des Familienraths und des *conservateur des hypothèques* auf das Civilgericht (man vergleiche z. B. aus 100 Fällen nur die Artikel 2143 bis 2145 des *Code Napoléon*) — — ein wahres Verkennen seiner *nothwendigen* Eigenthümlichkeiten enthalte, und wahrlich keine Annahme desselben in dem Geiste und in der Wahrheit sey, sondern nur eine Annahme seines todten Buchstabens! —

Die Vff. sind übrigens auch durch ihren Geschäftskreis in die Lage gesetzt, durch Vermehrung ihrer praktischen Kenntnisse das vorliegende Werk immer brauchbarer auszustatten. Der jüngere der beiden Brüder ist königl. Procurator bey dem Tribunal zu Cassel, und der ältere ist erster Substitut des königl. Generalprocurators bey dem Appellationsgerichte zu Cassel, und derselbe, der sowohl durch die officielle westphälische Übersetzung des *Code Napoléon*, als auch durch mehrere andere Schriften seine Kenntniss des französischen Rechts und seine Thätigkeit rühmlichst beurkundet hat und fortdauernd beurkundet.

igt.

Göttingen, b. Dieterich: *Ausführlicher theoretisch-praktischer Commentar über das französische und westphälische Gesetzbuch des Verfahrens in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten, grösstentheils nach Pigeau* bearbeitet von *G. H. Oesterley*, Tribunalrichter, und Dr. *E. Spangenberg*, Tribunalgreffier in Göttingen. Erster Theil. 1810. 470 S. 8. (2 Thlr.)

Unter allen Commentaren, welche in Frankreich über die neue Procesordnung (*Code de procédure*) erschienen sind, zeichnet sich das Werk *Pigeaus* aus; obgleich es Rec. mit den Vff. dieser Schrift als ein *classisches* zu preisen Bedenken tragen würde. Ein classisches Werk muss *in jeder Hinsicht* als vollendet dastehen. Liesse sich nun auch gegen den Inhalt des Werkes *Pigeau's* nichts Erhebliches vorbringen (obgleich selbst die Vff. dieses mehrmal mit Glück gethan haben): wie viel fehlt nicht dem *Vortrage* in demselben, um *classisch* genannt werden zu können! Vielmehr lässt sich nicht leugnen, dass die in diesem herrschende unerträgliche Weitläuftigkeit und die Methode, die aller trivialsten Sachen stets ja recht ausführlich aus einander zu setzen, so dass dem Denker auch nicht das Mindeste zu denken übrig bleibt, das Werk *Pigeau's* zu einer äusserst unangenehmen Lectüre machen. Nur die Erwägung des grossen Nutzens, welcher sich aus demselben schöpfen lässt, wird die meisten der Leser bewegen können, sich fortzuarbeiten. Von der Seite *der Darstellung* wird daher *Pigeau* unendlich durch die Vff. des *Praticien français* und selbst *Lepage* übertroffen, wie denn auch die in diesen Werken befindlichen Formulare in einer weit natürlicheren, verständigeren und dem gewöhnlichen Geschäftsstyle näher kommenden Sprache, als im *Pigeau*, abgefasst sind. Aber eben ein solches Werk bedurfte einer solchen Umarbeitung, wie die Vff. davon hier liefern. Unabgesehen davon, dass es für manchen Geschäftsmann mit grossen und unüberwindlichen Schwierigkeiten verknüpft seyn muss, sich dieses vorzüglichen und die Sache ganz erschöpfenden Commentars in der Ursprache zu bedienen, leidet es keinen Zweifel, dass es in einer Übersetzung in einer vollkommeneren Gestalt, als selbst in jener, erscheinen konnte, ohne dass seinen Vorzügen und Eigenthümlichkeiten das Mindeste genommen würde. *Pigeau's* Ansichten sind in gegenwärtigem Werke, wie

die Vff. auch selbst in der Vorrede bemerken, getreulich beybehalten, in den Anmerkungen aber, wenn sie einer Widerlegung bedurften, das Nöthige deshalb bemerkt. Diese Anmerkungen zeugen von dem Scharfsinne der Vff., und geben durch die reichhaltige neueste franz. juridische Literatur, womit sie ausgeschmückt sind, einen vollgültigen Beweis von dem Ernste und der Anstrengung, welche sie der französischen Gesetzgebung widmeten. Nur in seltenen Fällen findet sich Rec. veranlasst, von der Meinung *Pigeau's* gegen die Vff. nicht abzugehen. Dieses ist z. B. der Fall, wenn S. 334 Note 189 gegen P. gesagt wird: „Es lässt sich nicht behaupten, dass man dem, welcher die Einrede der Verjährung vorschützt, noch den Eid zuschieben kann, dass er wirklich bezahlt habe, oder dass man ihn verdammen könnte, wenn er sagt, er habe zwar nicht bezahlt, die Schuld sey aber verjährt — wie doch *Pigeau* will, *und hiedurch die ganze Theorie von der Verjährung unwirksam macht.*" — Wie sollte dieses letztere aus dem, was P. S. 215 seines Werkes sagt, gefolgert werden können? „*Celui* (sagt er) *qui pourroit opposer la prescription, présomtion légale de liberation, avoue qu'il n'a pas payé; ces aveux seront une autre présomtion légale, qui detruiront celle résultante de la remise, ou de la prescription.* Unstreitig hatte hier P. das Beyspiel der *prescription particulière* vor Augen, dessen er sich kurz vorher bediente. Wie können aber die Vff. daran zweifeln, dass man *bey dieser* Art der Verjährung, demjenigen, welcher die Einrede derselben vorschützt, noch den Eid zuschieben könne, dass er wirklich bezahlt habe, da der Art. 2275 C. N. dieses ausdrücklich erlaubt?" *Néanmoins* (sagt dieser), *ceux auxquels ces prescriptions seront opposées, peuvent déférer le serment à ceux qui les opposent, sur la question de savoir si la chose a été réellement payée;* und wie können sie daran zweifeln, dass man denjenigen nicht verdammen könne, und müsse, der da sagt, er habe zwar noch nicht bezahlt, die Schuld sey aber verjährt. Selbst ohne jenes ausdrückliche Gesetz würde ja die *mala fides* durch eine solche Erklärung sofort, durch dieses gerichtliche Eingeständniss klar, und brauchte, wie Art. 2268 erfodert, nicht erwiesen zu werden. Dass aber der gute Glaube *bey den besonderen* Verjährungen nothwendig sey, beweist die ausdrückliche Nachlassung des Entscheidungs-Eides, um dieses Erfoderniss ins Klare zu setzen, und dass sie bey *der zehn- und zwanzigjährigen* Verjährung nicht entbehrt werden könne, obgleich sie vermuthet wird, darüber benimmt der Art. 2269 jede Ungewissheit. Nur lediglich bey der 30-jährigen Verjährung findet hier eine Ausnahme Statt. Da also der gute Glaube, in der Regel, um verjähren zu können, nothwendig ist (S. *Merlin Repertoir. univers. s. v. Prescription art. IV, de la bonne foi*), da das Gesetz den Beweis des Mangels desselben zulässt (Art. 1268), da in jeder Art des Streits der Entscheidungs-Eid zur Hand genommen werden darf: so sieht Rec. nicht ein, weshalb dieses nicht erlaubt seyn sollte, wenn Jemand die Nicht-Existenz der 10- oder 20jährigen Verjährung, *durch den Beweis des Mangels an gutem Glauben*, zu führen gedenkt, obgleich *Maleville ad Art.* 2275 hierin der entgegengesetzten Meinung zu seyn scheint. Doch *nicht von diesen* allenfalls zweifelhaften, sondern von dem unbestrittenen in Art. 2275 entschiedenen Falle redet der hier schuldlos getadelte *Pigeau*. — Die Abweichungen des westphälischen Processes von dem französischen sind auf eine äusserst zweckmässige Weise in den Anmerkungen bemerklich gemacht. Rec. gesteht, dass ihm diese Methode, den Process des Königreichs Westphalens zu lehren, bey weitem die zweckmässigste scheint. Diesen ohne den französischen Pr. lehren wollen, würde zu einer tadelnswerthen Halbwisserey führen. Diese Anmerkungen enthalten *vollständig* die bemerkten Abweichungen. Überdiess weisen sie stets auf diejenigen Werke, welche Formulare zu dem W. Pr. enthalten, besonders auf die bekannten Werke des Präsidenten *von Strombeck* und des einen der Vff., des damaligen Greffier *Österley*, zurück, und lösen so jede Schwierigkeit, sie mag theoretischer oder praktischer Natur seyn, die einem Geschäftsmanne aufstossen könnte. Rec. wünscht zum Besten der Justizverwaltung, dass der zweyte Theil dieses nützlichen Werkes bald erscheine. Die Vff. versprechen damit das Werk zu vollenden, welches um so eher möglich werden wird, wenn sie noch manches *pigeau*'sche Beyspiel von der Beschaffenheit, wie das S. 24, unterdrücken. F . . . . k.

KLEINE SCHRIFTEN.

JURISPRUDENZ. *Blankenburg* b. Wesche: *Elogium über die Artikel 647, 648 und 701 des Gesetzbuchs Napoleons,* oder nähere Kundmachung dieser wichtigen Acker-Gesetze, sammt einigen Betrachtungen über Gemeinheits-Theilungen für Eigenthümer, Landwirthe, und ihre Rechtsfreunde, von *Carl Friedr. Wilhelm Lerche*, Friedensrichter des Cantons Blankenburg; auch Sachwalter. 1810. 105 S. 8. (12 Gr.) Es war ein um so nützlicheres Unternehmen, die auf dem Titel bemerkten Artikel des *Code Nap.* ihrem wahren Sinne nach zu entwickeln, da man über die Auslegung derselben selbst in Frankreich noch nicht vollkommen einig ist. Die ersten beiden lauten in der *westphälischen officiellen Übersetzung* (diese hätte billig der Vf. citiren sollen): „Jeder Eigenthümer ist berechtigt, sein Grundstück zu befriedigen (einzuschliessen) mit Vorbehalt der im 682sten Art. enthaltenen Ausnahme." (Der nothwendige Ausgang eines überall eingeschlossenen Grundstücks.) — „Der Eigenthümer, der seine Grundstücke befriedigen will, verliert sein Recht an der Koppelweide und Huth auf leeren Feldern, nach dem Verhältnisse des derselben dadurch entzogenen Bodens." — Die Hauptfrage bey Erklärung dieser Gesetze ist, ob sie durch den 701sten Art., welcher verordnet: „Der Eigenthümer des mit der *Servitut* belasteten Grundstückes darf nichts unternehmen, was den Gebrauch schmälern oder unbequemer machen könnte," einschränkend erklärt werden müssen, d. i., ob die Befugniss, ein Grundstück einzuschliessen, nur von sol-

chen verstanden werden kann, welche *blofs der gemeinen Huthung auf offenen Feldern* unterworfen find, oder ob auch Grundftücke, worauf das Huthungsrecht *als eine Servitut* (es fey folches nun eine legale, ftatutarifche oder conventionelle) ausgeübt wird, eingefchloffen, und fo der Servitut entzogen werden können? Der Vf. glaubt das letzte verneinen zu müffen, wobey er Gründe anführt, welche allerdings vieles für fich zu haben fcheinen könnten. Der vorzüglichfte diefer Gründe bleibt ftets der, dafs, im Falle einer Bejahung jener Frage, oft das gefetzliche Entfchädigungs-Äquivalent wegfallen, und der fich Einfchliefsende fo mit dem Schaden eines Anderen reicher werden würde. (*Malevilles* Autorität, welche der Vf. S. 10 anführt, kann nicht allegirt werden, da die allegirte Anmerkung fich im Originale feines bekannten Werks nicht findet, und alfo deffen Überfetzer angehört.) Gegen die Meinung des Vfs. fprechen aber mehrere, und, nach der Anficht des Rec., entfcheidende Gründe. Das Gefetz würde mit jener Einfchränkung wenigftens die Hälfte des grofsen Nutzens verlieren, den der Gefetzgeber durch daffelbe zu ftiften beabfichtigte, und den der Vf. mit fo lebhaften Farben und wahrem Enthufiasmus dargeftellt hat. Es würde, hätte es jene Abficht gehabt, nicht eine einzige Ausnahme, die im 682ften Art. enthaltene, fondern mehrere, auf die Gerechtfame der zu Servituten berechtigten Bezug habende Einfchränkungen angeführt haben. Setzt man hiemit den Geift jener Verordnungen in Verbindung, die über den fraglichen Gegenftand, während der Revolution, gegeben wurden: fo wird man fich zu der Meinung *Merlin's* (*questions de droit, s. v. vaine pature*) hinneigen, welcher das Einfchliefsungs-Recht, nach dem Gefetze der National-Verfammlung vom 28ften Sept. und 6ten Oct. 1791, für inhärirend dem Eigenthums-Rechte hält. S. Art. VI dief. Gef. *Le droit de clorre et de declorre ses heritages résulte essentiellement de celui de propriété et ne peut être contesté à aucun propriétaire.*" Auf diefes Gefetz geftützt, behauptet *Merlin*, in einem ausführlichen *plaidoyer*, (wovon es zu beklagen ift, dafs ihn der Vf. nicht kannte), dafs der Eigenthümer eines mit einer *Hut-* und *Weide-Servitut* belafteten Grundftücks diefes jener durch die Einfchliefsung entziehen würde. — Freylich äufserte *Merlin* jene Meinung *vor* der Einführung des *Code Nap.*; aber kaum ift es anzunehmen, dafs diefer einen Rückfchritt in einer für den Ackerbau fo wichtigen Angelegenheit hätte thun follen, und diefes würde doch der Fall gewefen feyn, wenn man die Meinung des Vfs. (die übrigens auch in Frankreich nicht ungewöhnlich ift) annehmen wollte. Mit Recht, fo fcheint es dem Rec., wird alfo im *Journal générale des loix et arrêts, an 1809, 2 Cahier S. 78* in einer eigenen den gegenwärtigen Gegenftand enthaltenen Abhandlung gefagt: „*L'Opinion de Mr. Merlin, émise par lui le 14 brumaire an 6, semble être fortifiée depuis par l'art. 647 Code Nap. Le Législateur ne parait point admettre l'exception de la Servitude conventionelle, d'où l'on peut conclure, que le propriétaire d'un fonds asservi à un droit de vaine pâture, peut s'affranchir de la servitude en se faisant clorre.*" Doch find auch, wie bemerkt, entgegengefetzte Meinungen und Urtheile der höheren Gerichte hierüber vorhanden. — Schade, dafs der Vf. vom literarifchen Apparate bey der Abfaffung feines Werks entblöfst war! Es hätte diefes durch eine Benutzung der franzöfifchen Jurisprudenz über diefen Gegenftand, in theoretifcher Hinficht fehr vieles an Vollftändigkeit gewinnen können. Interessant würde es auch für deutfche Lefer gewefen feyn, das Fortfchreiten der franzöfifchen Legislation über den fraglichen Gegenftand und die mannichfachen Arten der Huth- und Weide-Berechtigungen in Frankreich *vor* der Revolution, die theils ihre Formen in den verfchiedenen *Coutümes*, theils in gefetzlichen Beftimmungen fanden, genauer kennen zu lernen. (S. *Merlins Repertoire universel, s. v. Clôture, et vaine pature.*) Doch auch *fo*, wie gegenwärtiges Werk ift, gereicht es feinem Verfaffer zum Ruhme. Er war der erfte, der feine Landsleute auf einen wichtigen Punct der neuen Legislation aufmerkfam machte, und den praktifchen Sinn eines Gefetzes, zugleich aber auch die bey feiner Anwendung Statt findenden grofsen Schwierigkeiten zweckmäfsig entwickelte. Rec. ladet alfo nicht nur zu der Lefung des gegenwärtigen Werkes ein, fondern fodert den Vf. auf, nach Benutzung der franzöfifchen Quellen, vorzüglich nach einem Studium der Gefchichte des Gefetzes, deffen Erklärung zu dem Gegenftande eines ausführlichen Werks zu machen.

F....k.

Hannover, b. Hahn: *Anleitung, den Gefchäftsgang bey den Civil-Tribunälen und Friedensgerichten des Königreichs Weftphalen in einer zweckmäfsigen Ordnung einzurichten und zu erhalten.* Den Richtern, königl. Procuratoren, Secretären, Anwalden und Gerichtsboten zugeeignet, von *Roemer*, Tribunalrichter zu Hildesheim. 1810. 115 S. 8. (12 Gr.)

Die Einführung des öffentlichen gerichtlichen Verfahrens erfodert, wie der Vf. mit Recht bemerkt, folche Anordnungen und Controllen des Gefchäftsganges, die den deutfchen Gerichtshöfen unbekannt, und bis zu einer gefetzlichen Beftimmung gröfstentheils willkührlich find. Dafs eine folche Willkühr äufserft nachtheilige Folgen haben könne, fällt in die Augen. Der Vf. hielt es daher für nützlich, feine Anfichten von einer Einrichtung des neuen Gerichtsganges öffentlich mitzutheilen, und er ift fo befcheiden, fie nur Vorfchläge zu nennen, welche erft von der Erfahrung beftätigt werden müffen. Rec., welcher fich felbft mit den Einrichtungen, die den Gegenftand des gegenwärtigen Werkes ausmachen, mit Sorgfalt befchäftigt hat, prüfte die Vorfchläge des Vfs. in ihrem kleinften Detail, und gefteht, fie, mit wenigen Ausnahmen, fehr zweckmäfsig gefunden zu haben; daher er denn kein Bedenken trägt, diefe Anleitung des Greffiers des Königreichs Weftphalen beftens zu empfehlen. Der Vf. hat übrigens bey feiner Arbeit die Abhandlung von Hn. *Friedrich Heinrich v. Strombeck* (ehemals preuff. Regierungsrath zu Pofen, nachher Tribunalrichter zu Helmftädt, jetzt privatifirend auf feinen Gütern, mit dem Tribunals-Präfidenten zu Eimbeck, feinem Bruder, nicht zu verwechfeln) über die Organifation der Tribunals-Secretariate, welche diefer während feines Aufenthalts zu Maynz fchrieb, und das kaiferlich franzöfifche Decret über die bey den Gerichten zu beobachtende Policey und Difciplin zum Grunde gelegt, ohne fich doch fklavifch daran zu binden.

F....k.

NEUE AUFLAGEN.

Köln, b. Keil: *Code Napoléon* nach den officiellen Texte überfetzt von *Herrn Daniels*, Subftituten des kaiferl. General-Procurators b. d. Caffationshofe in Paris. 3te verb. und verm. Aufl. 1810. 1212 S. 8. (4 Rthlr.) S. Recenf. der 2ten Aufl. 1808. No. 282.

Ebendaf.: *Code de Commerce.* Nach der officiellen Ausgabe aus dem Franz. überfetzt von *Herrn Daniels*, kaiferl. General-Advocaten bey dem Caffationshofe in Paris. 2te verb. u. verm. Aufl. 1810. 362 S. 8. (2 Thlr.) S. Recenf. der erften Aufl. 1808. No. 258.)

Nürnberg, b. Felsecker: *Livre élémentaire pour apprendre aux enfans la langue françoise.* Par *F. L. Hammer.* 2de Edit. revue, corrigée et augmentée par l'Auteur. 1810. XXIV u. 424 S. 8. 1 (Thlr. 2 gr.)

Leipzig b. Fleifcher d. J.: *Die Natur und die Menfchen.* Ein Inbegriff vieler Merkwürdigkeiten für Lefer aus allerley Ständen, von *J. A. C. Löhr.* 2te durchgefehene Aufl. 1r Bd. 1809. XII u. 364 S. 2r Bd. 1810. XII u. 460 S. 3r Bd. 1810. VIII u. 312 S. 4r Bd. 1810. XIV u. 438 S. 8. (4 Thlr.) S. Recenf. der erften Aufl. 1807. No. 109.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 4 SEPTEMBER, 1810.

PHILOSOPHIE.

GÖTTINGEN, b. Dankwerts: *Allgemeine praktische Philosophie* von *Joh. Friedrich Herbart.* 1808. 430 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Mit grösserem Grunde wird, den Vorstellungen des Vfs. nach, auf den Namen der Philosophie die Moral nicht Anspruch machen dürfen, als es die Ästhetik kann. Diese vermag nichts mehr als das Geschäft der Urtheilskraft zu zergliedern, wenn Gegenstände schön gefunden werden. Ein Geschmacksurtheil aber ist keine Erkenntniss nach Principien, und die Wahrheit der Geschmacksurtheile ist nicht zu beweisen. Nicht anderes, lehrt der Vf., verhält es sich mit den moralischen Urtheilen. Auch diese sind nichts weiter, als ästhetische Beurtheilungen der Handlungen vernünftiger Wesen. Die Neuheit dieser Meinung, mit der die Ansicht derjenigen Philosophen, die das sittliche Gefühl zum Princip der Sittenlehre machten, nicht einerley ist, macht es nöthig, sie etwas ausführlicher anzugeben. Die Einleitung, welche aus zwey Abschnitten, unter den Überschriften: vom sittlichen Geschmack, und: wiefern kann der praktischen Philosophie Allgemeinheit zukommen? besteht, wird dem Rec. zur Grundlage dienen, und so viel als möglich sollen die eigenen Worte des Vfs. seine Ansichten aussprechen.

Um den scharfen Unterschied zwischen *Geschmack* und *Begierde*, sagt Hr. *H.*, ist es hier zu thun. Begierde sucht das Künftige, der Geschmack ist aber über das Vorliegende bestimmt. Nur die Begierde kann eigentlich befriedigt werden; dem Geschmack entspricht vielmehr Nachachtung, Befolgung seiner Weisungen, die Befriedigung entsteht in der Erlangung des Begehrten. Besinnt man sich genauer: so ist unleugbar das Erlangte nichts anderes als ein Vorgestelltes, indem jedes Object nur Object ist für das Subject, kein wirkliches Ding aber, als Ding an sich, einen Zugang zum Gemüth finden, kein Genuss in einer Verschmelzung der Seele mit einer fremden Sache bestehen kann. Die geringste Geläufigkeit in idealistischen Betrachtungsarten muss diess ausser Zweifel setzen. Man kann fragen, wie denn das Vorgestellte, welches erst in der Befriedigung erreicht wird, zuvor habe begehrt werden können, wenn es in der Begehrung noch *nicht* vorgestellt wurde. Aber jedes Begehren ist bloss ein schwellendes, zum vollen Bewusstseyn herandringendes Vorstellen, welchem in den meisten Fällen erst dann, aus der Tiefe des Gemüths sich hervorzuarbeiten, gelingt, wenn ihm das zu Hülfe kommt, was wir den äusseren Eindruck des entsprechenden wirklichen Gegenstandes nennen. Während des Begehrens, eine bekannte Person zu sehen, ist diese im minderen Grade in der Phantasie gegenwärtig; erst das wirkliche Sehen vollendet das Vorstellen. Die Regsamkeit der Vorstellung des Begehrten ist das Begehren. Dagegen besitzt der Geschmack in klarer Gegenwart, was er beurtheilt; er hält und behält das Bild, worüber er Beyfall oder Missfallen ausspricht; und auch sein Spruch ist ein anhaltender Klang, der nicht verstummt, als bis etwa das Bild hinweggezogen wird. Das Vorgestellte im Geschmacksurtheile muss vollendet, ungehemmt, vorgestellt werden: dadurch unterscheidet es sich von dem gegen die Hemmung aufstrebenden Begehrten. Das Vorgestellte im Geschmacksurtheil muss aber auch abgetrennt von diesem Urtheile, d. h. ohne Beyfall oder Missfallen, lediglich als Gegenstand der Erkenntniss, rein theoretisch vorgestellt werden können; als dasjenige, worauf eben das hinzutretende Urtheil sich richte: dadurch ist es geschieden von dem Angenehmen und Unangenehmen, das nur im Gefühl selbst ergriffen werden kann. Jetzt entsteht die Frage, wie es denkbar sey, dass sich das Vorgestellte, dem der Beyfall, oder das Missfallen doch *zukömmt*, auch ohne solches, als ein Gleichgültiges, solle betreffen lassen. Es ist klar, dass ihm, dem Gleichgültigen, etwas fehlen müsste zu ihm selber, dem Gefallenden oder Missfälligen. Aber welche Ergänzung dieses auch wäre: so müsste sich doch darauf anwenden lassen, was zuvor festgesetzt war, dass das Vorgestellte des Geschmacksurtheils sich auch rein theoretisch, als ein Gleichgültiges, müsse auffassen lassen. Daraus geht hervor, dass jeder Theil dessen, was, als zusammengesetzt, gefällt oder missfällt, für sich und einzeln genommen, gleichgültig, mit einem Worte, dass die *Materie* gleichgültig, die *Form* hingegen der ästhetischen Beurtheilung unterworfen sey. — Verhältnisse von Willen sollen weiterhin vorgelegt werden, um, gleich den Verhältnissen von Tönen, in absoluten Beyfall, und absolutes Missfallen zu *versetzen*. Rein abgeschnitten seyn werden hier, wie dort, alle Fragen nach der Möglichkeit solcher Beurtheilung. Genug, wenn sie von Statten geht! Der einzige Unterschied ergiebt sich von selbst, dass der Musiker nur nöthig hat, die Töne erklingen zu lassen, um die Verhältnisse vorzulegen; hier aber zu gleichem Zweck *Begriffe* von Willen mit speculativer Vorsicht werden zu bestimmen seyn, da *diese* Verhältnis-

se nur im Denken, nicht *sinnlich*, vernommen werden können. Die Ästhetik wird sich aber fernerhin nicht verhehlen wollen, dass sie ihrem Schüler ähnliche, wenn schon nicht ganz gleichartige, noch gleich harte *Kämpfe* anmuthet, wie die Moral dem ihrigen. Wenn nämlich einmal ein Element eines ästhetischen Verhältnisses sich als Begehrung äussert: so wird gar leicht ein Missfallen mit dieser Begehrung zusammenstossen; in welchem Falle denn der innere Streit im Gemüthe nur durch Nachlassen der Begehrung gehoben wird, da das absolute Missfallen seiner Natur nach nicht nachgeben kann. Darum aber wird doch keine *beschränkende* Natur der Ästhetik zugeeignet werden dürfen. Sey denn die Hoffnung erlaubt, es werde auch keiner weitläuftigen Erörterung der *beschränkenden Eigenschaft der Sittenlehre* bedürfen, woran sich manche zu stossen pflegen. Wo dem Geschmack Willensverhältnisse vorliegen, da ergiebt es sich von selbst, dass sein Missfallen entweder dauern, oder diese Willen beschränken muss. Es liegt nicht an den Geschmacksurtheilen, wenn sie als eine Macht gefühlt, wenn sie als Gebote ausgesprochen werden; es liegt an demjenigen, was wider sie auffährt, und an ihrer Beharrlichkeit sich stösst und bricht. Aber hiedurch ist eine Verwechselung veranlasst worden, *dessen, was Ist*, und der Natur zum Grunde liegt, und, verglichen mit dem Zeitlichen, das Ewige genannt werden muss, mit demjenigen Unzeitlichen und Sich selbst Gleichen, welches als ihr, der Geschmacksurtheile, eigenthümlicher, und ihnen allen gemeinschaftlicher Charakter lediglich aus dem Grunde hervortritt, weil jedem vorstellenden Wesen zu jeder Zeit das nämliche vollendete Vorstellen der nämlichen Verhältnisse den gleichen Beyfall und das gleiche Missfallen erzeugen musste, und fernerhin wird erzeugen müssen. Wäre diese Verwechselung unterblieben: so würde wohl niemals die Rede gewesen seyn von einem *einzigen* Sittengesetze. Man hätte über dem Gefühle von dem gemeinschaftlichen Gegensatz alles Geschmacks gegen die Begierden, die bestimmten Geschmacksurtheile selbst, von denen es erregt wird, sich nicht sollen entschlüpfen lassen. — Der sittliche Geschmack, als Geschmack überhaupt, ist nicht verschieden von dem poetischen, musikalischen und plastischen Geschmack. Aber specifisch verschieden ist der *Gegensatz* zwischen Geschmack und Begehrung im Sittlichen von dem in den Künsten; die Elemente der Verhältnisse, welche der ästhetischen Beurtheilung unterworfen sind, liegen hier ausser uns, dort in uns selber. In der sittlichen Beurtheilung wendet sich der Geschmack, als unser eigener Ausspruch, gegen uns selbst; er trifft auf Begehrungen, die unsere eigenen Gemüthszustände sind; und soll ihnen Folge geleistet werden: so müssen wir nicht bloss dulden, dass ein äusserer Gegenstand entweiche, sondern unsere eigene Activität muss abgebrochen, die Gemüthslage muss im Inneren verändert werden. Mit dieser Anmuthung treten wir auf gegen uns selbst, und erscheinen als unsere eigenen Widersacher, so oft wir unser eigenes Begehren und Treiben erblickend, dasselbe missbilligen. Das also, dass der Geschmack nicht das Begehrte, sondern die Begehrung selbst tadelt, unterscheidet die Kunstlehre von der Sittenlehre. Es lässt sich aber im Voraus erwarten, dass wohl nicht alle Geschmacksurtheile, die sich auf Willensverhältnisse beziehen, gerade nur ein Missfallen ausdrücken, sondern dass einige auch einen Beyfall aussprechen werden. Der Beyfall wird alsdann zwar nicht einer *einzelnen* Begehrung, aber doch der Begehrung, sofern sie sich als Glied eines Verhältnisses vorfindet, unmittelbar gewidmet seyn. Dergleichen nun hat keinen Platz weder unter den Pflichten, noch unter den Tugenden, noch unter den Gütern. Nicht unter den Pflichten: denn der Beyfall ist keine Nöthigung. Nicht unter den Tugenden: denn das lobenswürdige Begehren ist nicht erst ein Princip, aus welchem das Schöne hervortreten soll; es ist selbst das Schöne. Nicht unter den Gütern: denn die Begehrung ist kein Begehrtes, und das Lob, das ihr zu Theil wird, ist kein Begehren der Begehrung. Mit einem Wort: das sittlich Schöne ist etwas so Einfaches, so Ursprüngliches und Selbstständiges, dass es den aus dem Gegensatz zwischen Geschmack und Begehrung hervorgehobenen Begriffen nothwendig entschlüpfen muss. Und da steht es nun, auf seiner eigenen Höhe, lächelnd herabschauend auf die Moralsysteme. Und mit seinem Lächeln entschuldigen sich die Lacher, welchen es eine Lust ist, den sittlichen Ernst zu verspotten. — Wird aber der Geschmack seinen Beyfall oder sein Missfallen durch einen Satz aussprechen, der unter die logischen Formeln: alle A sind B, und kein A ist B, gebracht werden könnte? Sollte Allgemeinheit der Charakter eines ästhetischen Urtheils seyn: so wäre das vollendete Vorstellen des Verhältnisses, worauf es geht, unmöglich. Dem Geschmack liegt nicht mehr noch weniger vor, als die Elemente des Verhältnisses; und wenn diese Elemente Begriffe sind: so dürfen sie, zum Behuf des Urtheils, nur durch ihren *Inhalt* gedacht werden, welcher durch seine eigenthümlichen Merkmale scharf und deutlich sich wird vorstellen lassen. Das Urtheil wird aber eben desswegen nichts von Allgemeinheit wissen, sondern ganz als ein Einzelnes erscheinen. Andererseits, käme wirklich den sittlichen Urtheilen keine Allgemeinheit zu: so scheint alle praktische Philosophie verschwinden zu müssen. Denn was ist Philosophie, ohne allgemeine Sätze? Auf *dem* Wege kann diese Allgemeinheit nimmermehr behauptet werden, dass man meine, durch Abstraction etwas Höheres zu bereiten, das noch einen Schein von ästhetischer Geltung behaupten möchte. Wenn von den Verhältnissen, über welche die mehreren Urtheile ergangen sind, das Verschiedenartige abgestreift, das Gemeinschaftliche festgehalten wird: wo bleibt in diesem Abstreifen das vollendete Vorstellen? worauf doch allein der Geschmack beruht. Aber es ist mit der Allgemeinheit der Geschmacksurtheile, wie mit ihrer Ewigkeit und Unveränderlichkeit. Vollendete Vorstellung des gleichen Verhältnisses führt, wie der Grund seine Folge, das gleiche Urtheil mit sich; und zwar wie zu jeder *Zeit*, so auch unter al-

len begleitenden Umständen, und in allen Verbindungen und Verflechtungen, welche das *Besondere* verschiedener Fälle für eine scheinbar allgemeine Regel beybringen. Seyen die Elemente eines Verhältnisses allgemeine Begriffe: es ist sichtbar, dass, wenn schon in *Urtheilen* nur der Inhalt dieser Begriffe gedacht wird, dennoch das Urtheil eine eben so weite Sphäre haben muss, wie die, welche beiden Begriffen gemein ist. Aber eben diese Rettung der Allgemeinheit sittlicher Urtheile legt zugleich die Nothwendigkeit auf, dass man sich gänzlich des Versuchs zu enthalten habe, die mehreren Urtheile einer Abstraction zu unterwerfen, wodurch ein scheinbar höheres und gemeinschaftliches Princip für sie erkünstelt würde, dem sie unterzuordnen, wo nicht gar, aus dem sie abzuleiten wären! Man wird es sich schon gefallen lassen müssen, in der Wissenschaft, die uns beschäftigt, eine Einheit *nicht* zu finden, welche, ihrer Natur nach, in ihr nicht liegt, so wenig, als sie ihr *von aussen* kann gegeben werden.

Rec. ist weit davon entfernt, jede neue wissenschaftliche Ansicht darum zu verwerfen, weil sie nicht mit der seinigen zusammenstimmt. Er hat die Gedanken des Vfs. treu wiedergegeben, damit sie nicht verfehlen mögen, da Aufmerksamkeit zu erwecken und Wurzel zu schlagen, wo der Boden dafür geeignet ist. Jetzt sey es ihm erlaubt, den bisherigen Gang der Wissenschaft gegen diese Meinungen des Vfs. in Schutz zu nehmen.

Wenn die Auslegung des reinen Geschmacksurtheils, nach welcher es der Ausspruch des Bewusstseyns einer Regelmäsigkeit an einer Anschauung ist, doch wohl die zuverlässig wahre ist: so muss die Ansicht des Vfs. von der praktischen Philosophie, als von einer moralischen Ästhetik, als eine sehr verunglückte Verbesserung des jetzigen Zustandes der Wissenschaft erscheinen. Es ist auch zu merken, dass das reine Geschmacksurtheil, indem es lediglich unter den Begriff von Regelmäsigkeit überhaupt seine Anschauung subsumirt, damit blofs eine objective Bestimmung, und nicht die subjective, das Wohlgefallen nämlich an dieser Contemplation aussagt. Dieser Gemüthszustand ist aber eine aus der Natur des Erkenntnisvermögens, das, auch unwillkührlich, zu Anschauungen Begriffe, d. i. Regeln, um die Gegenstände zu denken, sucht, begreifliche Folge. Nun leugnet Rec. keineswegs, dass nicht auch Willensgesinnungen das Auge, das sie klar auffasst, zu solchen ästhetischen Urtheilen veranlassen könnten. Schönheit kann hienach wohl das Prädicat tugendhafter Bestrebungen seyn, obgleich der Anblick wahrer Tugend doch ein ganz anderes Urtheil, nämlich das der Erhabenheit seines Gegenstandes, weit sicherer zur Folge hat. Aber warum sollten denn lasterhafte Gesinnungen die ästhetische Beurtheilung, die ihre Anschauung schön findet, unmöglich machen? Dass dichterische Darstellungen teuflischer Bosheiten ein Wohlgefallen erwecken, ist bekannt genug, und dieses könnte wohl mehr seyn, als das an der ihren Zwecken entsprechenden, gut erfundenen, gut angelegten und ausgeführten Intrigue. Dafern es sich so verhält: wie sollte nun noch die Tugend vom Laster unterschieden werden? und, wenn Hr. *H.* doch Begriffe suchen müsste, um diese Gegenstände zu ununterscheiden, mit welchem Grunde könnte von der Schönheit des Lasters weniger, als von der der Tugend, erwartet werden, sofern die Schönheit der Gesinnungen als das den Willen bewegende Princip angesehen werden soll? Die ästhetische Beurtheilung eines Gegenstandes ist wesentlich verschieden von der moralischen der Gesinnungen, und die moralische Billigung und Missbilligung der Handlungen Anderer, so wie die Selbstbilligung und Selbstmissbilligung, sind ihrem Grunde nach, nämlich den Äusserungen des Erkenntnissvermögens nach, woraus sie entspringen, eben so von dem Wohlgefallen am Schönen und dem Missfallen am Hässlichen unterschieden. Das Wohlgefallen daran, dass wir *unseren Zweck* erreicht haben, bezeichnet das Wort Billigung. Nun sind, nach Rec. Dafürhalten, es eben diese moralischen Gefühle, die uns von dem Daseyn gewisser Zwecke belehren, und er hält sich überzeugt, dass die wissenschaftliche Moral vor allen Dingen auf diese Gefühle und diese ihre besondere Natur hinzuweisen hat. Die Absicht dieser Hinweisungen muss seyn, die Aufmerksamkeit auf die *nichtselbstsüchtigen* Zwecke zu führen, derenwegen dem Menschen eine moralische Anlage zugeschrieben wird. Alle diese Zwecke stehen unter einer gemeinsamen Idee, der nämlich eines allgemeinen Willens. Die Specificirung dieser Idee und die auf Vollständigkeit ausgehende Darlegung dessen, was darunter fällt, und dessen, was ihr widerstreitet, ist das Geschäft der praktischen Philosophie. Das Bestreben der Tugend ist aber von dem, physischer Zwecke theilhaftig zu werden, himmelweit verschieden. Die letzten werden gesucht ihrer selbst und des Verhältnisses wegen, worin ihre Materie zu dem Gefühle der Lust und Unlust steht. Die Materie der Tugendzwecke steht in diesem Verhältnisse nicht, und was die Tugend sucht, kann nichts anderes seyn, als der Beyfall, diesen Zwecken entsprochen zu haben, und die Entfernung derjenigen Unlust, die ein böses Gewissen giebt. Nimmermehr darf jener Beyfall ein Wohlgefallen am Schönen, und diese Unlust ein Missfallen am Hässlichen genannt werden, wenn man nicht, wie es Rec. scheint, den gegründeten Vorwurf, das Herrlichste der Menschennatur, die moralische Persönlichkeit des Menschen, gänzlich zu verkennen, sich zuziehen will.

Eine *Ideenlehre* und *die Ideen und der Mensch* sind der Inhalt zweyer Bücher, aus welchen die Abhandlung besteht. In dem ersten werden die Ideen der inneren Freyheit, der Vollkommenheit, des Wohlwollens, des Rechts, der Billigkeit als ursprüngliche Ideen, die Rechtsgesellschaft, das Lohnsystem, Verwaltungssystem, Cultursystem, die beseelte Gesellschaft als abgeleitete Ideen vorgetragen. Das zweyte Buch handelt von der Tugend, vom Ausdrucke der Tugend, vom Leben als Zeitreihe des sittlichen Handelns und Leidens, von den Schranken des Men-

schen, von der Gesellschaft und ihren Schranken, vom Menschen als Gegenstand der Pflicht, von der Gesellschaft als Gegenstand der Pflicht für ihre Glieder, von der Zukunft, sofern sie abhängt von dem Privatwillen, und als abhängig von den Formen und der Macht, und von den Grenzen der Geschäftigkeit. Die Art, wie diese moralische Ästhetik mit diesen Ideen verfährt, wird sich aus dem, was aus der Einleitung angeführt worden, einigermaßen abnehmen lassen. Die dieser Recension gesetzten Grenzen gestatten es ihr nicht, so gern Rec. sonst zum wenigsten die Ansichten des Vfs. vom Rechte und der Billigkeit anführen und prüfen möchte, sich über diese Materie weiter zu verbreiten. Za.

Heidelberg, auf Kosten des Verf. u. in Comm. b. Engelmann: *Grundlinien zu einer wissenschaftlichen Moral für alle Menschen.* Gott und Jesu Christo und dem Wiederhersteller seiner Religion gewidmet. Von *J. F. Descôtes.* 1810. 136 S. 8. (18 Gr.)

Dem Menschen ist seine Denk- und Handlungs-Weise in Ansehung der mit ihm in Verbindung stehenden Objecte ganz überlassen. Da aber von jener seine Zufriedenheit und Glückseligkeit abhängt: so muss er lernen, *wie* und *warum* er so und nicht anders von der Welt und dem Weltschöpfer denken soll, um seine Handlungsweise genau nach dem zu bestimmen, was *ist*, und was er nicht verändern kann. Unter den Vernunftgesetzen, nach denen er seine Vorstellungen von der Welt und den Erscheinungen in der Welt und von dem Weltschöpfer bilden kann, ist der Grundsatz des Widerspruchs das oberste und höchste, *aber nur bey der Vorstellung von dem Absoluten oder dem Weltschöpfer unbedingt gültig und absolut anwendbar. Hieraus folgt*, dass es für die Vernunft oder für den vernünftigen Menschen ausschliesslich nur Eine allereinzigste Wahrheit giebt, nämlich: der Absolute oder der Weltschöpfer ist allein und absolut gut.

Das ist der Inhalt der ersten Seiten der angezeigten Schrift. Sollten unsere Leser nicht einsehen, dass der Grundsatz des Widerspruches nur von dem Absoluten unbedingt gelte, und wie aus dieser Behauptung die daraus abgeleitete Folge hervorgehe; so können wir ihnen aus dem Büchlein wenig Belehrung darüber versprechen, dessen Inhalt darin besteht, darzuthun, dass jenes Princip aller Wahrheiten durchgängige Bibellehre sey, und dass Jesus diesen Gottesbegriff zuerst vollkommen aufgestellet habe, und unzählige Male zu wiederholen, dass ohne diesen Gottesbegriff alle Vernunft und Philosophie blind sey, und kein wahres Moralprincip aufstellen könne. Da der Vf. nicht deutlich zeiget, wie daraus und aus der darauf gegründeten Dankbarkeit gegen Gott die Pflichten abgeleitet werden müssen: so sehen wir nicht, was die Wissenschaft durch sein Werk gewinnen könnte, wenn sein Grundsatz auch als Princip der Moral besser begründet wäre. Seine Erklärung der Bibelstellen ist nicht selten äusserst gezwungen, und seine Bemerkungen über die Philosophen und ihre Behauptungen sind voll auffallender Missverständnisse.

Die 8 Capitel, in welche das Werkchen getheilet ist, haben folgende Überschriften: 1. Die Idee vom Absoluten ist das Princip der Freyheit und Moral. 2. Glaube. (Glauben ist dem Vf. mehr als Wissen; das Wissen oder Meinen geht in Glauben über, wenn die logische formale Wahrheit materielle oder moralische Wahrheit wird, und sich auf ein Object bezieht, das für den Menschen ein Gut ist oder das er dafür ansieht.) 3. Unglaube. 4. Aberglaube. 5. Gottesglaube. 6. Gottes- oder Himmel-Reich. 7. Himmels- und Gottes-Menschen. §. 1. Moralische Gefühlsgläubige. §. 2. Moralische Vernunftgläubige. 8. Das evangelische Lehramt. Der Vf. weissaget hier, „es werde bald geschehen, was Kant noch für unmöglich hielt, man werde die *teleologiam rationis humanae*, die absolute Weisheit oder Philosophie lehren, und der gekrönte Philosoph, den alle Welt kenne und bewundere, und alle Gottesgläubige lieben müssen, werde sie in seiner Universität lassen, weil eine wahre Universität, wie Kant bemerke, alle menschliche Weisheit umfassen müsse!" Es folgt noch der zweyte Psalm, von *G. Tr. Zachariä* übersetzt, und ein Anhang, welcher Bemerkungen über *Ammon's* christlich-religiöse Moral enthält.

HIKL.

KLEINE SCHRIFTEN.

Jugendschriften. *Rostock*, b. Stiller: *Lautirbuch, oder Anweisung, die Kinder in kurzer Zeit richtig lesen und rechtschreiben zu lehren, nebst Leseübungen zur Bildung des Verstandes und des Herzens.* Von *J. Fr. Grellmann*, Privatlehrer. 1809. 83 S. gr. 8. (8 Gr.) Das Lautiren steht dem Buchstabiren entgegen. Jeder Mitlauter hat einen Namen, aber auch einen Laut, der zwar mit dem Namen Ähnlichkeit hat, aber doch auch von demselben verschieden ist. Bey dem Buchstabiren einer Sylbe werden die Namen der Buchstaben hergesagt, aus welchen die Sylbe besteht; beym Lautiren hingegen werden nur die Laute der Buchstaben hörbar, und dadurch zugleich die Sylbe ausgesprochen. Rec. zweifelt nicht, dass das Lesen durch dieses Lautiren ungemein erleichtert wird. Weniger Vortheil verspricht er sich davon für die Rechtschreibung, da der Unterschied der Aussprache bey gleichlautenden Sylben, die mit verschiedenen Buchstaben geschrieben werden, nicht überall deutlich genug angegeben werden kann. Überdiess hat man auch schon bey der Buchstabirmethode auf die feinen Unterschiede in der Aussprache gleichlautender Sylben zum Behuf der Rechtschreibung gesehen, ohne dass sonderlich viel dadurch gewonnen worden ist. Rec. glaubt indessen doch, dass der Unterricht im Lesen nach Hn. *G's.* Anweisung viel Nutzen stiften werde.

O. m. r.

Langerfeld, b. dem Herausgeber, u. *Duisburg*, in Commiss. b. Bädecker u. Kürzel: *Kleines Lehrbuch für Schulen, enthaltend Buchstabir-, Lese- und Schreib-Regeln, nebst einigen anderen Lehrgegenständen und Beyspielen zu Buchstabir- und Lese-Übungen.* Von *J. Th. Vogel*, Schullehrer zu Langerfeld in der Graffschaft Mark. Mit königl. preuss. allergnädigster Freyheit. 1810. 64 S. 8. (3 Gr.) Jeder Lehrer wird diese Regeln, die sich nicht über die gemeinen erheben, seinen Schülern selbst geben können. Auch die Erzählungen, die zu Leseübungen dienen sollen, haben keinen besonderen Werth.

O. m. r.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 5 SEPTEMBER, 1810.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Hannover, b. Hahn: *Über den Einfluss und die Wirkungen des Zeitgeistes auf die höheren Stände; als Fortsetzung der Betrachtungen über den Zeitgeist in Deutschland.* Von E. *Brandes*, geheimen Cabinetsrathe in Hannover, und Mitglied der göttingischen Societät der Wissenschaften. 1810. I Abtheil. 266 S. II Abtheil. 277 S. 8. (1 Rthlr. 20 gr.)

Die Beurtheilung einer Schrift bald nach dem Tode ihres Verfassers führt nothwendig auf Betrachtungen über den Charakter, die Verdienste, und über den Verlust desselben. Es ist hier nicht der Ort, diese Betrachtungen in ihrem ganzen Umfange mitzutheilen. Doch ist es dem Rec., der übrigens mit dem Geheim. Cabin. Rathe *Brandes* nie in enger Verbindung gestanden hat, gleichwohl seit langer Zeit von wahrer Verehrung für diesen edlen, gewiss ausserordentlichen Mann durchdrungen gewesen ist, unmöglich, diese Recension abgehen zu lassen, ohne Einiges über ihn zu sagen. Die Schriften, welche wir unter seinem Namen in Händen haben, die vielen trefflichen Recensionen, welche in den göttingischen gelehrten Anzeigen sich finden und gesammelt zu werden verdienen, haben über dessen schriftstellerischen Charakter und Werth hinlänglich entschieden. Er wollte belehren und nützen: daher wählte er immer die Angelegenheiten, Erscheinungen und Eigenheiten, welche die Geschichte des Tages hauptsächlich in Beziehung der herrschenden Ideen und Sitten darbot, zu seinen Gegenständen; daher bekümmerte er sich um die Composition nicht ängstlich, vielleicht zu wenig, und daher ist eine gewisse Beredsamkeit des Herzens, und öfter noch des Unwillens, vorherrschend. Ein Gelehrter eines Faches war der sel. *Brandes* nicht, aber sein Geist übersah sämmtliche Wissenschaften, war mit der Literatur aller gebildeten Völker höchst vertraut. Er besass also gerade die Art von Gelehrsamkeit und Bildung, wie sie für einen Mann nothwendig ist, der nicht nur den Beurtheiler des gegenwärtigen Zustandes der Literatur und der Wissenschaften macht, sondern der an dem Curatorio einer allgemeinen wissenschaftlichen Anstalt Theil hatte, und seine Fürsorge nicht bloss auf das Äussere einschränkte, sondern auch auf das Innere, auf die Behandlung, auf den Gang der Disciplinen ausdehnte, und sie, ohne Machtstreiche, die eben so wenig nützlich als schwer sind, durch eine Periode glorreich hindurch führte, die mit zu den gefährlichsten gehört, welche die Wissenschaften zu bestehen gehabt haben. Eine Erziehung von höchst gebildeten Ältern, in den Cirkeln der grossen Welt, Reisen in Länder, deren Verfassung, Geschichte und Sitten ihm vorher schon bekannt waren, ein Geschäftskreis, der ihn zum Beobachten, zum Nachdenken sehr viel Veranlassung gab, ihn dazu auffoderte, die vieljährige, innige freundschaftliche Verbindung mit einigen der gelehrtesten Männer, der denkendsten Köpfe Deutschlands, sein höchst zarter Körper selbst, der Besitz nicht geringer Glücksgüter, alles dieses zusammen trug ausser den glücklichen natürlichen Anlagen dazu bey, ihm eine Ausbildung zu verschaffen, wie sie gewiss nur sehr Wenigen unter unserem Volke zu Theil geworden ist.

Die frühe Theilnahme an Geschäften, das Beyspiel seines Vaters, eines sehr einflussvollen Geschäftsmannes, vielleicht auch der Geschäftskreis selbst, der ehemals den Geh. Canzley-Secretairen in Hannover zustand, die Art und Weise, wie sie ihre Ideen und Plane oftmals ins Werk setzen mussten, liess ihn früh wahrnehmen, wie so viel, wie in kritischen Momenten alles auf den Charakter, auf den Sinn der Menschen ankomme; daher war es nicht nur eine seiner Hauptlehren, den Charakter mehr, als gewöhnlich zu geschehen pflegt, in Betrachtung zu ziehen, sondern es war ihm selbst auch eine Angelegenheit, sich einen solchen Charakter zu verschaffen. Dieses war ihm in einem hohen Grade gelungen. Den schwachen Mann, der oft sich kaum aufrecht erhalten zu können schien, zierte ein männlich fester Sinn, der, seiner eigenen Kraft sich bewusst, alle Pfiffe und Intriguen hasste, und offen und gerade sich an den Tag legte, ein Sinn, der ihn nie verliess, dem er daher fest trauete, und der ihn durch höchst verwickelte Lagen glücklich hindurch führte. Dieser gerade, praktisch wahrheitsliebende Sinn, sein richtiger Blick, seine kluge Redlichkeit, war unter seinen Mitbürgern allgemein bekannt, und machte ihn häufig zum Rathgeber in öffentlichen und Privat-Angelegenheiten, die mit dem ihm angewiesenen Wirkungskreise in keiner Verbindung standen. Auch die vielen geistreichen, neuen Bemerkungen, treffenden Ansichten, über höchst verschiedenartige Gegenstände des Wissens und Treibens, sowohl in der literarischen, als politischen und geselligen Welt, welche er hauptsächlich zum Gegenstand seiner Aufmerksamkeit, seines Nachdenkens und seiner Ergiessungen machte, sind eben so sehr seinem Charakter und seinem ausgebildeten Gefühl, als dem Verstande, zuzuschreiben. Die Revolutionen,

welche während der Lebensperiode des sel. *Brandes* in dem Erziehungswesen, in der religiösen Denkungsart, in der speculativen Philosophie, in den schönen Wissenschaften, in den Sitten, und in der bürgerlichen Welt vorgingen, und welche er, theils durch eigenes richtiges Urtheil, theils vielleicht auch durch das Urtheil älterer, erfahrener Männer geleitet, von Anfang an aus dem richtigsten Gesichtspunct ansah, fanden an ihm früh, sowohl in Wort als That, einen Gegner. Und als der Erfolg seine Ansichten gerechtfertigt hatte, als das, durch das thörichte Treiben der Menschen aller seiner Stützen beraubte Gebäude zusammenzustürzen drohte, als es endlich gar zusammenstürzte, als dieser Einsturz ihm das Liebste, seine schöne, bisher so segensvoll gewesene Thätigkeit entriss, als er dabey so manche Erfahrung machte, manchmal zu dem Ausruf: *καὶ σὺ τέκνον!* sich genöthigt sehen mochte: — wer kann es da dem edlen innigen Manne verargen, dass ihn ein Unmuth ergriff, und dass er mit starken Farben das Gemälde seiner Zeit entwarf, mit strengen Worten über und zu seinen Zeitgenossen sprach. Dass dieser Unmuth, dass ein ihm beywohnender Drang, sich der bisher anerkannten und befolgten Wahrheit und Sitte anzunehmen, das Alte zu vertheidigen, den Verirrungen sich entgegen zu setzen, dass die Kühnheit, seinen Zeitgenossen einen Spiegel vorzuhalten, in welchem sich ihnen nur die hässliche Seite zeigte, dass der Muth, ihnen den Schleyer abzureissen, unter welchen sie ihr erbärmliches Wesen gemächlich forttreiben zu können glaubten, dass alles dieses ihn je zuweilen zu weit führen, dass die vernichtenden Ereignisse, welche dem Glauben, der Liebe, der Hoffnung, so viel von ihrer Kraft nahmen, ihn hie und da einseitig und zu bitter in seinen Schilderungen machen mussten, war kaum zu vermeiden. Aber es gereicht ihm zum wahren Ruhm, und eine durch die künftigen Zeiten belehrte Nachwelt wird es noch mehr anerkennen, dass man bey ihm nie auf einen ganz gehaltlosen Vorwurf, und noch weniger auf einen der Wahrheit und Tugend gefährlichen Grundsatz stösst. Wenn man daher auch nicht allenthalben mit ihm übereinstimmen kann, wenn ihn Mancher von seinen Zeitgenossen nicht wird lieben können: so muss man ihn doch allenthalben, so muss ihn doch ein Jeder, dessen sittliches Gefühl nicht ganz erloschen ist, achten. So war auch, wie Rec. geschienen, sein Loos in seiner Vaterstadt. Es konnte nicht fehlen, dass ein Mann, der dem Egoismus, der unruhigen Herrschsucht, der verderblichen Polypragmosyne, dem Leichtsinne, der Bequemlichkeit, dem Treiben der Eitelkeit, den sinnlichen Genüssen den Krieg angekündigt, der sich sogar an der Mode vergriffen hatte, der sich nicht selten mit einem Erfolge, wie solcher bey der in ihm wohnenden Kraft des Geistes und Charakters natürlich war, diesen Fehlern und deren Wirkungen sich entgegengesetzt, und dadurch vielleicht Manchen in seinem liebsten Spiel gestört haben mochte, Gegner hatte; aber nie und unter keiner Veränderung verlor er die allgemeine Achtung und das allgemeine Zutrauen, die warme Liebe des besseren Theiles seiner Mitbürger. Dass ein so freymüthiger, tugendhafter und gebildeter Mann seinem Wirkungskreise zu früh entrissen, dass er für das deutsche Vaterland, für sein eignes Vaterland zur Unzeit gestorben, das fühlte man allgemein, das bewiesen seine Mitbürger dadurch, dass sie ungebeten u. unaufgefodert, wie es seyn muss, wenn durch dergleichen öffentliche Bezeugungen nicht zugleich derjenige, dem sie dargebracht werden, und diejenigen, die sie darbringen, entehrt werden sollen, sich um das Grab dessen versammleten, der sie geliebt hatte, der ihre Sache so oft geführt, dadurch sich selbst eine ihn hoch ehrende Verhaftung zugezogen hatte, und von dem sie hofften, er werde, berufen oder nicht berufen, die Sache der Wahrheit und des Rechts ferner führen, und nie aufhören, ihnen nützlich zu werden. — *Sit illi terra levis!*

Die vor uns liegenden Betrachtungen tragen das Gepräge, welches allen Schriften des Vfs. eigen ist, in einem höheren Grade an sich, als alle anderen; sie werden daher bey der gemeinen Lesewelt nicht den Eingang finden, den sie verdienen, und dieses mag es rechtfertigen, wenn wir uns etwas ausführlich mit ihnen beschäftigen. In der gehaltreichen Einleitung bemerkt der Vf. unter anderen, dass bey der grossen Verschiedenheit, die unter den Individuen Statt findet, und die er höher anschlägt, als mancher moderne Weise, der menschliche Charakter am meisten darin sichtbar werde, dass die Menge, immer schwach an eigener Einsicht, meistens noch schwächer an eigenem Willen, ohne festen inneren Zusammenhang handele nie unter der Herrschaft reiner Vernunftbegriffe stehe, dass diese überhaupt für die Menge nicht wirksam genug seyn. Er bestreitet jedoch dabey die eine Hälfte des macchiavellischen Satzes, dass es in der Welt desshalb so schlecht stehe, weil die Menschen nicht gut oder nicht böse genug wären, weil der Verstand selbst immer erst einer gehörigen Richtung bedürfe, und weil weit mehr auf den Zweck, als auf die Wahl der Mittel ankomme, und selbst bey der Wahl der Mittel doch auch der Verstand nicht allein Stimme haben dürfe. Der Einfluss des Schicksals auf den Gang der menschlichen Angelegenheiten, der in unseren Tagen so mächtig ist, giebt dem Vf. zu vielen treffenden Bemerkungen Stoff. Es ist mehr, als man gewöhnlich glaubt, Pflicht, und auch in der Macht der Menschen, dem Schicksale sich nicht gefangen zu geben, dem Ausgange nicht jegliche Überzeugung jegliche Gesinnung, jegliches Gefühl aufzuopfern und anzupassen. Wo dieses geschieht, da erhält das Schicksal eine Allmacht, die es an sich nicht hat, dadurch begiebt man sich der eigentlichen menschlichen Freyheit, die im Reiche der Überzeugungen und Gesinnungen herrscht, und auch da, wo äussere Nothwendigkeit und Pflicht es von uns fodert, unsere Handlungen, und den äusseren Menschen dem Schicksale zu unterwerfen, kann und muss doch der innere Mensch fest stehen, und durch nichts von dem Ewigen sich abbringen lassen.

Als charakteristisches Merkmal unserer Zeit giebt der Vf. an: *Rückfall in Thierheit. und Rohheit aus Überverfeinerung*, hauptsächlich unter den höheren Ständen. Dabey waren vier Hauptpfeiler des geselligen Lebens, nämlich *der Sinn für Häuslichkeit, für das Herkömmliche, Patriotismus* und *Religion* morsch geworden. Sehr wahr ist es, dass es zwar ein sehr grosses Übel ist, wenn aus Instituten, welche tief in der menschlichen Natur gegründet sind, und die einen mächtigen Einfluss auf das Edele im Menschen haben können, der wahre Geist gewichen ist, dass aber dennoch der Untergang dieser Institute selbst ein noch weit grösseres Übel werde, und daher die Erhaltung derselben jederzeit sehr wichtig sey. Davon will man freylich jetzt nicht viel wissen, weil man eine unsichtbare Wirksamkeit entweder nicht glaubt, oder weil diese nicht rasch genug sichtbar wird, oder nicht genug einträgt. — So wahr es seyn mag, dass die vorgenannten vier Stützen sehr kraftlos geworden sind: so kann man doch nicht leugnen, dass von den Sittenrichtern beynahe zu allen Zeiten über die Schwäche derselben bitter und laut geklagt worden ist, und es scheint fast, dass die Gewalt und der Einfluss derselben auf die Menge den Wünschen und Erwartungen Einzelner nie genügt hat. Es möchte daher nicht sowohl die Morschheit dieser Stützen selbst, sondern mehr noch die Art und Weise, wie sie geschwächt sind, und wie man diese Schwächung ansieht, ein charakteristisches Übel seyn. Man hielt, und, ungeachtet der richtigeren Würdigung, welche jetzt wieder allgemeiner zu werden anfängt, hält noch Mancher das für einen Beweis von Kraft, von Stärke des Geistes, für einen Triumph des menschlichen Verstandes, was man in besseren, nicht so überverfeinerten Zeiten, vielmehr als ein Übel ansah, und als ein Übel mit einer gewissen Schamhaftigkeit behandelte. — Reichen Stoff zum Nachdenken geben auch die Bemerkungen über das übertriebene Herumtreiben in der Gesellschaft, welches ohne ein gewisses *Scheinen* nicht geschehen kann, und wodurch der Mensch von sich selbst, von seinem Inneren ganz abgezogen wird. Das fade, ewige *Einerley*, das *Nichts* der Gesellschaft, das fortwährende Komödien-Spielen, die Verleugnung so mancher Gefühle führt eine Erschöpfung und Erschlaffung herbey, die den ganzen Menschen afficirt und zur Folge hat, dass man in Geschäften und in anderen Vorfällen des Lebens, wo es auf Wahrheit, auf Charakter ankommt, dieselbe Sprache führt, dieselbe kraftlose Nachgiebigkeit an den Tag legt, als in der sogenannten guten Gesellschaft. Eben so schön spricht der Vf. über die Schwätzer in der Gesellschaft — diese für den vernünftigen Menschen so ekelhafte Gattung — über den Nachtheil für Wahrheit, für das Heilige und Ehrwürdige, wenn dieses Heilige und Ehrwürdige ein Gegenstand der Unterhaltung im gewöhnlichen Conversationston wird, wie durch ein solches Beschwatzen das richtige Gefühl, die fruchtbare Wärme für das Gute, und mehr noch der heilsame, dem Menschen so wohlthätige Ingrimm gegen das Böse erstickt wird, wie dadurch zwar leicht das Heiligste entweiht, das Gute lächerlich gemacht, das Bestehende heruntergerissen, aber nichts Grosses, nichts Haltbares aufgeführt werden kann. Auch ist es sehr richtig, dass weder durch die erbärmlichen Karten, noch durch sonst ein Mittel der übertriebenen Geselligkeit ein höherer Werth gegeben werden kann, sondern dass Beschränkung das Einzige ist, wovon Heil zu erwarten steht. — Besonders ist herausgehoben, wie der Missbrauch der Geselligkeit hauptsächlich für den Mittelstand nachtheilig wird, der im Ganzen dem ersten an solidem Reichthum nachzustehen pflegt, und der, auf ein bürgerliches, häusliches, einfaches Seyn die ihm zierende rechtliche Denkungsart und innere Bildung gründen muss. Auch kann diese Geselligkeit für die Menschenliebe und Menschenkenntniss sehr wenig nützlich werden. Wie kann auch da, wo Eitelkeit herrscht, wo das Komödienspielen an der Tagesordnung ist, wo alles auf Oberflächlichkeit hinausläuft, innere, tiefe Menschenliebe erzeugt und genährt, und der Mensch, wie er ist, erkannt werden! Für den Menschenkenner giebt es allerdings manches zu beobachten, aber Kenntniss der menschlichen Natur, des Menschen in Masse und im Einzelnen ist da nicht zu erwerben, wo gleichsam ein geschlossener Kreis ist, in welchem alle ein conventionelles Gewand anlegen, wo der Schein an die Stelle der Wahrheit tritt, wo Alles eine Rolle spielt, und die Aufmerksamkeit auf die eigene Rolle die Aufmerksamkeit auf Andere unmöglich macht. Der Werth einer nicht so ganz gemeinen, dem Staatsmann aber unentbehrlichen Menschenkenntniss wird bey dieser Gelegenheit gehörig gewürdigt, und es ist richtig bemerkt, dass bey der Auswahl zu wichtigen Stellen weit mehr auf den Charakter als auf das Talent und das Wissen Rücksicht genommen werden müsse. Wenn doch dieses nicht so schrecklich verkannt würde! Was vermag Talent und Wissenschaft, wenn der Mensch ein schwankendes Rohr, ein furchtsames, gleichgültiges, oder wenn er gar ein kaltes, menschenfeindliches, selbstsüchtiges, schadenfrohes Wesen ist! — Mit Recht hält es der Vf. für gut, dass die Welt, wie sie es stets gethan, zu Gericht sitzt, und Rec. setzt hinzu, das es gut wäre, wenn die Gesellschaft über ihre Genossen noch mit mehr Strenge zu Gericht säse, und ihre wohlbegründeten Sprüche mit Ernst in Vollziehung zu setzen sich angelegen seyn liesse. Dadurch würden die Sitten gar sehr befördert, und mancher Verirrung, so lange es noch Zeit ist, vorgebeugt werden. Dahingegen wird durch die gewöhnliche armselige Manier, nach welcher man den lieben Nächsten hinter dem Rücken mit unglaublicher Volubilität der Zunge geisselt, dann aber, wenn er sich zeigt, durch erhöhte Freundlichkeit das begangene Böse wieder gut zu machen sucht, und wobey man sich kein Gewissen daraus macht, an den so hart getadelten Verirrungen Theil zu nehmen u. sich es dabey wohl seyn zu lassen, nichts gewirkt. — Bey Gelegenheit der Frage, was denn Übermass der Geselligkeit sey, macht der Vf. auf den trivial scheinenden, aber nur zu oft verkannten Satz, dass alles in der Welt seine Grenzen habe und haben müsse, wenn gleich diese Gren-

zen in den wenigsten Fällen bestimmt anzugeben wären, aufmerksam, und zeigt an verschiedenen Beyspielen — der Vermehrung der Population, Extension der Cultur, Universalmonarchie — auf eine sehr lehrreiche Weise, sowohl die Wahrheit desselben, als die praktischen Nachtheile, die es hat, wenn der Mensch deshalb, weil sich die Grenzen selten oder eigentlich nie sichtbar machen lassen, auf die Idee kommt, es gebe dergleichen gar nicht, und man könne allenthalben ins Unendliche fortgehen. Rec. ist von der Wahrheit dieses Satzes so innig überzeugt, er hat von dem Wahne, es gebe da keine Grenzen, wo sie sich nicht scharf ziehen lassen, und dem daraus fliessenden Irrthum, dass man in keinem Stücke mit dem zufrieden seyn dürfe, was vorhanden ist, sondern dass man allenthalben noch Fortschritte zu machen suchen müsse, besonders auch im Religions-, Erziehungs- und Unterrichts-Wesen so viele üble Folgen wahrgenommen, dass man sich nicht laut genug darüber erklären kann.

Unser Vf. entwickelt demnächst vortrefflich die Eigenheiten, welche der Hang zum Neuen, die geschwächte Anhänglichkeit am Herkömmlichen, die oft in eine wahre Abneigung dagegen ausartet, hat, und das Räsonnement darüber ist voll von höchst lehrreichen, aber nur zu sehr verkannten Ideen. Gegen den Wahn, dass die Individualität des Schriftstellers in seinen Werken nie durchblicken, sondern dass nur reine Objectivität gegeben werden solle, erklärt er sich lebhaft. Es ist auch in der That fast unmöglich, dass in Werken des Geistes und des Gemüths diese Idee von Menschen, deren Wissen nicht bloss das Wissen eines Registers ist, und die einige Individualität haben, befolgt werden kann. Wo Geist und Gemüth, wo wahre Individualität ist, leuchtet sie hervor, man mag sie noch so sehr verbergen wollen, und gern lässt sie gewiss Jeder hervorleuchten, der sich derselben nicht zu schämen braucht, oder der nicht geradezu gegen seine Individualität zu schreiben sich zwingt. Über den Werth der alten Form und des alten Costüms, wodurch die Würde erhalten wird, über die Vortheile wohlhergebrachter Gewohnheiten, die nicht selten weiser sind, und dem menschlichen Bedürfnisse weit mehr entsprechen, als Buchstabengesetze und Reglements, über die Nothwendigkeit, dass in einem Jeden, der zu einem Stande gehört, der Geist seines Standes wohnen müsse, wird lehrreich gesprochen. Die Weisheit, die nichts gelten lassen will, was vor ihr da war, und was sie nicht selbst gebildet hat, die keinen Standesgeist statuirt, und bey der es sehr sichtbar ist, dass ein Jeder oft lieber alles andere scheinen will, als das, was er ist, urtheilt jedoch ganz anders. Der Kosmopolitismus muss einem jeden Stande inwohnen, und dadurch den Einzelnen beleben; aber jeder Einzelne darf nicht, so wie es ihm einfällt, sich davon hinreissen lassen, und eine Figur spielen wollen, wie es ihm behagt. Geschieht dieses einmal: so kann man nicht wissen, wie weit gegangen wird, und das anscheinend Unbedeutende und was wirklich in seinem ersten Anfange gleichgültig war, kann als erster Schritt auf einer grossen und weiten Bahn sehr wichtig und höchst nachtheilig werden. Nicht ganz überzeugend ist für Rec. das gewesen, was der Vf. über das Reisen sagt. Mag auch manches davon wahr seyn: so würde doch der Einfluss ohne das Daseyn anderer Ursachen nicht so erheblich gewesen seyn. Von den Gebildeten keiner Nation reiseten so viele, als von den Engländern, bey welchen bekanntlich die *grande tour* seit langer Zeit ein wesentliches Stück der Erziehung war. Gleichwohl brachten sie weit weniger fremde Sitten zurück, als sie ihre Sitten auswärts trugen. Ist es bey unseren Vornehmen anders: so liegt der Grund hauptsächlich darin, dass bey ihnen selten ein entschiedener Charakter, gründlicher Unterricht und Gewöhnung an Anstrengung sich findet, dass überall bey ihnen gar kein Fonds vorhanden ist. Dieser Mangel an allem Eigenthümlichen, an allem gründlichen Wissen, an aller Kraft zur Anstrengung hat dann die Folge, dass allenthalben bey der Aussenseite stehen geblieben wird, dass verschiedenartige, ihrem wahren Sinne und Charakter nach ganz unverträgliche Sitten, Ideen, Parteyen ergriffen werden, dass man sich für oder wider etwas einnehmen lässt und erklärt, ohne eigentlich zu wissen, warum, und ohne den Gegenstand richtig zu kennen; dass man, ohne Ort, Zeit und Umstände zu unterscheiden, ohne in den Geist eingedrungen zu seyn, ohne Kraft und Gegenkraft gehörig zu schätzen, ohne die Folgen zu berechnen und berechnen zu können, aburtheilt, Behauptungen aufstellt und Anwendungen macht, die bey einiger richtiger Kenntniss gar nicht gemacht werden würden. — Wir übergehen mehrere zu mancherley Bemerkungen Stoff gebende Gedanken, um zu dem Abschnitte zu kommen, in welchem der Vf. zeigt, wie der kälteste Egoismus an die Stelle des Patriotismus getreten sey. Selbstheit macht allerdings einen Grundzug der menschlichen Natur aus; aber neben ihr kann und muss auch Anhänglichkeit an andere Wesen, an Begriffe, an Sitten bestehen, und ihr gleichsam zum Gegengewichte dienen — sie darf nicht grob materiell seyn. Der Kreis der Gegenstände, an welche sich der Mensch hängt, den er umfasst, darf nicht zu enge und nicht zu weit seyn. — Allgemeiner deutscher Patriotismus war lange nicht mehr vorhanden, und auch selbst in der Sprache sieht Rec. kein so starkes Band, als der Vf. Denn neben der Muttersprache, und nicht selten auf Kosten der Muttersprache, war unter den gebildeten Ständen eine fremde Sprache viel zu allgemein geworden, und zu einem viel zu grossem Ansehen gediehen. Viel mehr gab es noch Territorial-Patriotismus. Hier giebt der Vf. geistreiche Bemerkungen über das Heimathliche, über den Einfluss und die Wirkung, den einzelne Züge, frühe Eindrücke, alte Sagen, die uns natürlich und einfach mitgetheilt werden, hervorbringen, wie sie sich tiefer, fruchtbarer einprägen, als universalhistorische Ereignisse, mit schriftstellerischer Kunst oder gemachter Empfindung vorgetragen. —

(Die Fortsetzung folgt.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 6 SEPTEMBER, 1810.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

HANNOVER, b. Hahn: *Über den Einfluss und die Wirkungen des Zeitgeistes auf die höheren Stände; als Fortsetzung der Betrachtungen über den Zeitgeist in Deutschland.* Von *E. Brandes* u. s. w.

(*Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Unter den Gestalten und Äusserungen des modernen Egoismus, auf welche der Vf. aufmerksam macht, verdient besonders erwogen zu werden, was er über die warmen Freundschaften und trüglichen Freundschaftsergiessungen in Briefen zwischen Menschen sagt, die wegen ihres Egoismus und ihrer Reizbarkeit der Freundschaft gar nicht fähig waren. Wahrscheinlich war dieses schon geschrieben, ehe ein berüchtigtes Product der modernen Freundschaft dem Vf. zu Gesichte kam; sonst würde der edeldenkende freymüthige Mann desselben wahrscheinlich erwähnt haben. Wer will nicht ohne Bedenken lieber ein Dutzend erklärter Feinde haben, als *einen* solchen Freund, wie ihn der nicht fehlerfreye, aber von sehr vielen Seiten gewiss höchst schätzungswürdige *Johannes Müller* fand! Wahrlich! damit unsere Kinder und ein besseres Geschlecht uns nicht ganz verachten, können wir, ein Jeder voraus, den Unwillen nicht oft, nicht laut genug an den Tag legen, über ein Verfahren, welches durch keine sophistische Kunst, durch keine Berufung auf Pflicht und Wahrheitsliebe beschönigt werden kann. — Schön sind die Gedanken über den Verstand, wie er nicht als das höchste Ziel, sondern nur als ein Mittel zu betrachten sey, wie es in Verwickelungen zu führen pflegt, wenn man, das Gefühl für nichts achtend, und von keinem lebendigen Interesse belebt, ihn allein zum Führer wählt, wie er überhaupt oft nichts weiter ist als Pfiffigkeit, die weder so sicher noch so schnell zum Ziele führt, als richtiges Gefühl und warme Theilnahme. Wahr und gerecht ist der Eifer, mit welchem der Vf. über den höhnisch witzelnden Ton urtheilt, dem Gefühllosigkeit, positives Übelwollen und häufig wahre Beschränktheit des Geistes und Verstandes zum Grunde liegt. Man beobachte doch nur einen Bonmotisten gewöhnlicher Art, der dem Thoren zur Belustigung, dem Verständigen zum Ekel, bey jedem Worte, und bey allen Gelegenheiten etwas anzubringen oder eine lächerliche Seite aufzufinden sucht, und man wird leicht finden, wer eigentlich der Arme an Herz und Geist ist. Nach Verdienst wird über das Herunterreissen im gemeinen Leben wie in der Literatur, über die Schamlosigkeit, mit welcher man dabey zu Werke ging, gesprochen. Alles tiefe Gefühl für den wahren Werth Anderer ging zu Grunde. Wo ist eine Wahrheit, eine Sitte, ein Name, der dem neuen Geschlechte heilig gewesen wäre! — Eine natürliche Folge des Egoismus ist die kleinlichste Reizbarkeit. Das *Ich*, dem nichts heilig ist, soll Allen ein Heiligthum seyn. Aus Furcht vor persönlichen Unannehmlichkeiten opferte man alles auf, nicht nur alle eigenen Gefühle, sondern nicht selten die Pflicht, die Furcht vor der Schande, und die Schande selbst. Hier war der wahre Tact in mehr als einer Hinsicht ganz verloren. Wie so mancher glaubte nicht sich die Gunst der Grossen oder derjenigen, die ihm furchtbar waren, mehr durch eine pflichtwidrige, an das Verrätherische grenzende Nachgiebigkeit, als durch männlichen Widerstand und unerschütterliches Beharren bey der Pflicht, erwerben zu können! Wie viel gerechter und ungerechter Hass herrschte in den Gemüthern, und wie wenig ward er im Handeln sichtbar! Wo ist eine Zeit, in welcher man so oft, so entehrend heute das bewunderte, worauf man gestern pöbelhaft geschimpft hatte? wo man so leicht, so ehrlos das Kleid, wie die Sprache änderte? Wie oft wurde aber nicht auch von einer anderen Seite, durch ein einziges missfälliges Wort, durch eine vermeintliche Vernachlässigung, das Andenken an grosse Verdienste vergessen, die heiligste Pflicht der Dankbarkeit mit Füssen getreten!

Nicht minder fruchtbar und warnend ist das, was der Vf. über die Verdrängung religiöser Überzeugungen und Gefühle durch den um sich greifenden Geist der Skepsis und die vorherrschend werdende Sinnlichkeit sagt. Bey aller Gewalt der Neigungen ist doch die Kraft der Überzeugungen sehr bedeutend, und selten ist Kraft, noch weniger Ausdauer im Handeln, wenn nicht der Mensch mit recht innigem Glauben an sein Werk geht, und selten wird derjenige etwas Grosses zu Stande bringen, der stets sowohl über den Zweck als über die Mittel ungewiss ist, der stets fragt, was es helfen, wohin es führen werde, und nie ist von solchen Menschen ein rühmlicher Kampf zu erwarten, wenn kraftvolle Gegner auftreten. Vielleicht mag die Stimme des Gottes in uns nicht durchaus abhängig seyn von dem Glauben an einen Gott ausser uns; aber es ist doch gewisslich wahr, dass durch den Glauben an den Geist ausser uns, dem wir nicht fremd sind, jene Stimme veredelt und verstärkt wird, und eine Dauer und

beruhigende Kraft erhält, welche ihr sonst leicht fehlt, und welche die bewundernswürdigsten Wirkungen hervorzubringen im Stande ist. Der Zustand des Zweifelns und der Ungewissheit ist ein eben so quälender als erschlaffender Zustand; gleichwohl ist derselbe ganz unvermeidlich, wenn man sich zu sehr auf Vernünfteleyen einläſst, wenn man ohne an den groſsen entschiedenen Wahrheiten fest zu halten, jeden Punct erklärt, jede Einwendung des klügelnden Verstandes gelöset haben will. Dieser Zustand ist überdiess für die Menge gar nicht; sie nimmt entweder alles an, oder wirft alles hinweg. Darum hütet Euch, ihr Klügler, leicht könnt ihr ein Gebäude gänzlich umstoſsen, aber ihr seyd zu schwach, es wieder aufzuführen. Wie in unseren Tagen dieses heilige Gebäude auf vielfache Weise, aus Übermuth des Verstandes und aus Bosheit des Herzens so gut, als aus Einfalt, erschüttert worden ist, haben wir gesehen; was dem Menschen dadurch geraubt worden, läſst sich nach dem, was der Vf. §. 329 trefflich sagt, ermessen und fühlen. — Wahr sind die Nachtheile einer groben schamlosen Sinnlichkeit angegeben, die weit weniger schädlich ist, wenn sie sich auf die groſsen Städte beschränkt, als wenn sie in kleineren Städten einreiſst, und die, aus vielfachen Gründen, dann am schamlosesten wird, wenn sich unter einer Nation eine groſse Anzahl von neuen Reichen findet. Die neueren Zeiten hatten dabey auch das Übel, daſs man in Deutschland es erst für unschuldig, dann gar für ehrbringend hielt, wenn sich Niemand von den Genüssen, die nicht gerade an und für sich unsittlich waren, ausschloſs, sondern daſs Männer von jedem Stande, von jedem Alter sich unter und neben einander einfanden. Man nannte dieſs mit dem Zeitalter fortgehen, aufgeklärt, tolerant seyn. Sehr wahr ist es aber, daſs eben die Toleranz, welche in gewisser Beschränkung und mit gehöriger Anwendung Tugend und Pflicht ist, ohne eine solche Beschränkung und falsch angewandt, höchst nachtheilig, und das Grab aller Wahrheit und Tugend werden kann, und nichts weiter ist, als zu gleicher Zeit eine Mutter und Tochter des gröbsten Indifferentismus, durch den noch nie etwas Groſses und Gutes hervorgebracht, so manches Gute und Schöne hingegen, das durch einen heiligen Eifer entstanden war, zu Grabe getragen worden ist. Wer für oder wider einen groſsen fruchtbaren Gedanken, für oder wider eine tief eingreifende, praktische Wahrheit recht lebendig eingenommen ist, wer von dem Einfluſs der Meinungen und Überzeugungen auf die Handlungen keine ganz irrigen Begriffe hat, muſs nothwendig wünschen, daſs Jeder mit ihm gleichstimmig denke. Dieser Wunsch muſs um so lebhafter werden, je mehr zum Handeln geschritten wird; denn Jeder, der nicht mit uns ist, ist ja mehr oder weniger wider uns. Daher kann ein warm fühlender, inniger Mensch, dessen Überzeugungen auf seine Handlungen Einfluſs haben, unmöglich ganz tolerant seyn. Sehr fruchtbar ist die Wahrheit, daſs zwar der sinnliche Genuſs, und überhaupt alles Irdische seinen Werth hat, und nicht zu verwerfen ist, daſs aber neben und über demselben etwas seyn müsse, was man noch höher achtet.

In der zweyten Abtheilung werden die Wirkungen des Zeitgeistes auf die wichtigsten Stände der Gesellschaft entwickelt. Es ist jedoch des Vfs. Zweck dabey auch hier nicht gewesen, etwas Ganzes, und eine genaue Anwendung des Allgemeinen auf das Besondere zu geben; er hat vielmehr nur einige Züge herausheben wollen, um den Zusammenhang zwischen beiden zu zeigen, und um auf die schiefe Richtung, die hie oder da Statt gefunden, aufmerksam zu machen. Gern würden wir gesehen haben, wenn der Vf. je zuweilen, auſser der Darstellung des Mangelhaften, etwas mehr das Ganze geschildert, und dabey auf die Mittel hingewiesen hätte, durch welche dem Mangelhaften abzuhelfen ist, oder wenn er zuweilen gezeigt hätte, wie bey der Lage der Dinge, wie sie jetzt ist, dennoch nicht zu verzweifeln, sondern durch Festhalten am Wahren der Menschheit doch wieder geholfen werden könne. Dieses würde nicht nur sehr lehrreich und tröstend gewesen seyn, sondern vielleicht würde auch der Vf., wenn er hätte angeben sollen, was denn nun geschehen müsse, auf eine andere Ansicht gebracht worden seyn, und es würde ihm vielleicht Manches, was nicht für absolut gut gelten kann, doch relativ gut, und besser als das Gegentheil, geschienen haben. — In der Reihe der Stände tritt, wie es sich gebührt, zuerst der Stand der F ü r s t e n auf. Von ihnen, von den Göttern der Erde, hängt das Glück und Unglück von Millionen ab, vielfältige Segnungen können sie verbreiten, ganz unendlich und grenzenlos aber ist das Unheil und Unglück, das sie über die Völker zu verhängen vermögen; denn stark und allmächtig fast ist der Mensch zum Vernichten und zum Entweichen, schwach hingegen und kraftlos ist er — das Geschöpf — im Schaffen und Hervorbringen. Darum sollten die Groſsen nicht allmächtig zu seyn glauben. Diesen Glauben können sie nicht haben, sobald sie den Allmächtigen über sich, nicht bloſs mit dem Munde, anerkennen und verehren. Es war daher sehr wohlthätig, daſs bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts die Religion auch bey den Fürsten im Allgemeinen ihre Kraft, daſs Beichtväter und Hofprediger ihre Würde ihren Einfluſs behielten. Ein Einfluſs, welcher, wie so vieles in der Welt, übertrieben und gemiſsbraucht worden ist, aber, richtig angewandt, gewiſs sehr wohlthätig seyn kann, und sehr wohlthätig gewesen ist. Die fruchtbarsten Wahrheiten verdorren, wenn niemand da ist, der sie anfrischt, die richtigste Ansicht kann durch Lehre und Beyspiel irre geleitet, durch Leidenschaft vernichtet werden, und wo der Versucher unter jeglicher Gestalt sein Wesen treibt, kann man den Warner, der mit Liebe und Kraft zugleich an das Höchste, an das Ewige erinnert, nicht ungestraft entbehren. Die Stimme des Publicums hätte den Warner vertreten können. Sie wollte ihn auch vertreten; allein leider hält sie selten das Maſs. Es war nicht die sanfte,

bessernde Stimme der Liebe, nicht die gemäfsigte Stimme der Wahrheit, sondern meistens liefs sie sich mit so viel Übertreibung, Bitterkeit und Einseitigkeit hören, dafs man leicht gewahr wurde, dafs Leidenschaft es war, die sie laut werden liefs. Was konnte dieses helfen? Noch thörichter und ungerechter war es, den Mifsbrauch der Macht der Grofsen dadurch verhüten zu wollen, dafs man ihnen alle Gewalt rauben, es ihnen physisch unmöglich machen wollte, Böses zu thun. Aber für nicht so thöricht kann Rec. es halten, wenn man dieses dadurch bewirken zu können wünschte, dafs man das Gesetz an die Stelle der Menschen und menschlicher Willkühr treten lassen wollte. Denn wenn gleich zugegeben werden mufs, dafs bey der Herrschaft der Gesetze alles darauf ankommt, wie die Gesetze sind, und die neuere Zeit gelehrt hat, dafs es so leicht nicht ist, weise und dauerhafte Gesetze zu erhalten: so läfst sich doch mit Sicherheit behaupten, dafs es noch weit schwerer ist, die Herrscher weise zu machen; sodann ist es zwar ebenfalls richtig, dafs es eigentlich doch immer Menschen sind, die da herrschen, und nicht die Buchstaben, aus denen die Gesetze bestehen: allein diese Buchstaben geben doch einen Sinn, enthalten doch Regeln, setzen doch gewisse Grundsätze und Grenzen fest, sind daher nicht nur im Stande, die Menschen zu leiten, sondern es darf dabey nicht ausser Acht gelassen werden, dafs sehr viele — freylich nicht alle — die an der Spitze der Völker stehen, und von denen vielleicht gefürchtet werden könnte, dafs sie sich weder durch blofse Gründe würden überzeugen, noch durch die blofse Überzeugung würden leiten lassen, dennoch Anstand nehmen werden, ein klares Gesetz zu verletzen. Kann man daher nicht glauben, dafs Gesetze allein, und zu allen Zeiten und unter allen Umständen stark genug sind, um gegen jeglichen Mifsbrauch der Macht vollkommen Schutz zu gewähren: so darf man ihnen doch eben so wenig allen Werth und allen Einflufs absprechen. Durch sie wird am Ende der Sinn des Herrschers dahin gebracht, nichts Gesetzwidriges zu wollen, und der Sinn des Volkes, sich nichts Gesetzwidriges gefallen zu lassen. Würde in Frankreich ehedem mit den *lettres de cachet* der Mifsbrauch getrieben worden seyn, wenn man eine *Habeas corpus* Acte gehabt hätte? Würde Englands Verfassung sich so ausgebildet, würden die vielfachen Gährungen und bürgerlichen Kriege in diesem Lande dahin geführt haben, wohin sie wirklich geführt haben, wenn ihnen eine *Magna charta* — an sich etwas sehr Unvollkommenes — gefehlt hätte, die ihnen bald als Ziel, bald als Wegweiser nützlich wurde? Freylich mufs man den Gesetzen nicht dadurch, dafs man sie mit jedem Tage ändert, ihre Heiligkeit nehmen, man mufs nicht die Macht der Gesetze überhaupt nach der Kraft *der* Gesetze beurtheilen, welche in Zeiten gegeben werden, wo statt Besonnenheit und Vernunft ein gewisser Übermuth des Verstandes und der Leidenschaft, Constitutionen und Gesetze gleich physikalischen Experimenten entstehen läfst. Nächst diesem findet unser Vf., zu dem wir zurückkehren, in der Ausbildung des Hofstaates und darin, dafs die Fürsten Grundeigenthümer waren, wodurch sie Gelegenheit erhielten, unschädliche Neigungen auf eine unschädliche Weise zu befriedigen, wohlthätige Hindernisse gegen die Willkühr derselben.

Mit Friedrich entstand eine grofse Veränderung. Durch ihn wurde kein Friedrich geweckt, aber eine neue Fürsten-Art modelte sich nach ihm. Wir übergehen, was der Vf. über Friedrichs Regierungs-System, über die Thorheit der Politiker, die immer noch glauben, dafs Preussen durch Eroberung und durch festes Anschliessen an irgend eine grofse Macht zu einer dauerhaften, völlig selbstständigen Gröfse hätte kommen können, wie auch darüber sagt, dafs die Güte und Weisheit einer Staatsverfassung sich nicht nach der Gröfse des Genies, das sie gründet, beurtheilen läfst. Friedrichs Gröfse setzt der Vf. nicht in einzelne Gewaltthaten und einzelne Coups des Verstandes, sondern neben seinem grofsen Geist und seinem kraftvollen festen Willen in das Menschliche in ihm. Dieses gab ihm die Liebe, die er für seine Schöpfungen hegte, die Freude, mit welcher er seine Pflanzungen erzog, dieses macht die Anschauung Friedrichs so wohlthätig und erheiternd. Sehr wahr ist es, dafs bey den Machthabern grofse erstaunungswürdige Handlungen, als solche, gerade am wenigsten Bewunderung verdienen. Schon ein einzelner Privatmann, der doch unter dem Gesetze steht, vermag, wenn er bey der Festsetzung seiner Zwecke, und bey der Wahl seiner Mittel, nach gänzlicher Willkühr zu Werke gehet, wenigstens auf eine Zeitlang, sehr viel, und unendlich viel mehr, als derjenige, dem das Gesetz, die Regel, die Wahrheit und Sittlichkeit heilig sind: wie also vielmehr ein Gewalthaber, der über dem Gesetze steht. Die Güte des Zweckes, die Reinheit bey der Wahl der Mittel, die menschenfreundliche Schonung bey der Anwendung derselben, die Heilighaltung des Heiligen ist es, die dem Erstaunungswürdigen, dem Colossalischen den Charakter des Grofsen, das der denkende Menschenfreund mit Freude anzuschauen vermag, aufdrückt.

Friedrichs Beyspiel wirkte nach unserem Vf. zuerst auf die Fürsten durch das Selbstregieren. Mag alles das, was der Vf. über diesen Gegenstand sagt, wahr seyn: so können wir doch keinen überwiegenden Nachtheil darin finden, dafs durch Friedrich der Trieb zum Selbstregieren, welcher ohnehin in jedem grofsen und guten Gemüthe vorhanden ist, neu belebt wurde. Die Sache selbst scheint uns entschieden gut zu seyn; dafs sie gemifsbraucht, falsch angewandt wurde, ist kein entscheidender Vorwurf. Verderblicher ward es, dafs Friedrich durch die unnatürliche Stellung, die er seinem Staate gegeben hatte, sich genöthigt sah, es sich zur Aufgabe zu machen, wie man den Unterthanen *die möglichst-gröfste Last auflegen* könne, und dafs diesés Verfahren Nachahmer fand und noch findet. Wir übergehen das Übrige, was der Vf. über das *Esprit*-machen

der Grofsen, über die Veränderung der Prinzenerziehung, bey welcher für Gründlichkeit und Innigkeit wenig, für den Parade- und Gamaschen-Dienst sehr viel gearbeitet wurde, und endlich über die Ansicht sagt, welche sich von der Hofrepräsentation verbreitete.

Den Fürsten folgt *der Adel*. Es kostet Rec. Überwindung, jetzt noch etwas über den Adel sagen zu müssen. Es ist so unendlich viel über, für und wider dieses Institut gesagt worden, dieses alles hat so wenig gefruchtet, so viel Ärgernifs erregt, und ist nicht selten dadurch, dafs es die Spannung unterhalten, und alle allmähliche Annäherung erschwert hat, so schädlich geworden, dafs man billig jedes Wort, das noch darüber gesagt wird, für verloren achten kann. Dafs der Adel gefehlt, seine Bestimmung verkannt, zur Verderbnifs des Geistes der Zeit mitgewirkt, und durch den Geist der Zeit verdorben worden ist, wird Jedem auf seine Weise und nach seinen Beobachtungen eben so sicher einleuchten, als es nicht zu leugnen steht, dafs gegen den Adel gefehlt worden ist. Der Erfolg mufs entscheiden, was für Einflufs verschiedene der neuesten Einrichtungen auf den Geist des Adels haben werden. Hauptsächlich gehört hieher erstlich die Aufhebung der Steuerfreyheit der adlichen Güter und aller jener Rechte, die dem Besitzer eines Ritterguts eine Art von Regierungsrecht über seine Untersassen ertheilten; dann zweytens der Umstand, dafs die Vorzüge, welche alte, reine, stiftsmäfsige Familien vor neuen, welche der alte Geschlechtsadel überhaupt vor dem Briefadel hatte und behauptete, gänzlich oder doch zum Theil vernichtet sind, und dafs durch viele und grofse Beyspiele sich über den Werth und die Nothwendigkeit der Ahnen und über alles, was damit zusammenhängt, eine ganz andere Opinion bilden mufs. Inzwischen fehlt es nicht an Erscheinungen, welche uns berechtigen könnten, eher an eine Vergröfserung als Verminderung der Gewalt des Adels zu glauben, wenn wir nicht durch abschreckende Beyspiele eine Furcht vor allem Prophetisiren erhalten hätten. Ohne etwas weiter über den Adel und über das Militär zu sagen, wollen wir einige Bemerkungen über die Geschäftsleute beybringen, die den vierten Platz einnehmen. Über sie ist noch weniger gesprochen, und hier kann vielleicht noch eher durch Schriftsteller etwas gewirkt werden. Die Grofsen, sagt unser Vf., sahen in den Geschäftsleuten nicht viel mehr, als Dienstmaschinen, brachten zu sehr die maschinenmäfsige Fertigkeit des Dieners, zu wenig hingegen den ganzen Menschen, oder die hervorstechenden Neigungen desselben in Anschlag. Den bedeutenderen Geschäftsleuten mufs ein gewisser Spielraum eingeräumt werden. Dadurch wird der Geist vor Erschlaffung bewahrt, und dem eigenen Denken und Sorgen für das gemeine Wesen Nahrung und Reiz gegeben. Aber auch Zucht und Aufsicht über die Dienerschaft ist nöthig, und sie mufs sich nicht blofs auf den Dienst, sondern auch auf das ganze übrige Leben und Seyn erstrecken. Für den Geist der Dienerschaft, für die Besorgung der Geschäfte, war es sehr wohlthätig, dafs in Deutschland bisher ein Jeder, der für das gemeine Wesen zu arbeiten hatte, ein Diener seines Landesherrn, des gemeinen Wesens selbst war, und nicht blofs bey dem Vorsteher eines Bureau als gemeiner Arbeiter im Dienste stand. Neben einer liberalen Zucht und Aufsicht mufs auch dafür gesorgt werden, dafs dem Verdienste sein Lohn, und dafs dem, der es verdient und bedarf, bey unglücklichen Zufällen und Vorkommenheiten eine Unterstützung zu Theil werde. Wo freylich jeder Heller und Pfennig im Voraus angewiesen ist, wo nichts passirt, was nicht im allgemeinen Etat steht, das ganze Regiment ein kaltes Buchstaben-Regiment ist, kann freylich mit einer solchen vernünftigen Umsicht nicht verfahren werden. Gleichwohl erhöhet und verschönert es das Verhältnifs des Dieners zum Staat und zu seinen Oberen ungemein, wenn diese von den Begegnissen desselben auch unangerufen Notiz nehmen, bey wichtigen Vorkommenheiten durch verdiente Belohnungen, die Freuden zu erhöhen, durch Unterstützung und thätige Hülfleistungen den Kummer und die Sorgen zu mindern, und den Verlegenheiten abzuhelfen suchten. Dadurch wüchsen Staat und die, so ihm dienen, zu einer grofsen Familie zusammen; und sehr richtig ist es, dafs eine solche Vorsorge für verdiente Männer mit zu der Thätigkeit für das Wohl des Ganzen gehört, und es zeigt von vieler Beschränktheit, wenn man das Wohl des Ganzen nur in Ersparungen sucht, die doch sehr häufig nur gemacht werden, um zu einer anderen Zeit recht unnütze Ausgaben machen zu können. Damit ist jedoch nicht gemeint, dafs der Staat eine Armen-Anstalt seyn solle, wo es für den, der entweder recht zu bitten und zu kriechen, oder recht grob und trotzend zu fodern versteht, — also gerade für den Unwürdigsten, — immer etwas zu erhalten giebt. — Die Untergebenen müssen gegen ihre Oberen freymüthig seyn; die herrschende kleinliche Reizbarkeit hat dieser Freymüthigkeit sehr geschadet, zumal da diese Reizbarkeit in demselben Grade zunimmt, als man sie mehr schonet. So müssen auch Minister ihren Landesherrn widersprechen, wenn sie die Ideen und Mafsregeln der Fürsten für schädlich halten, denn auch sie dienen dem Lande und der Sache. Hilft freymüthiger Widerspruch nichts; so mufs der Untergebene nicht nur nachgeben, sondern es ist seine heilige Pflicht, im Geist der Mafsregeln und der Oberen zu arbeiten — oder seine Stelle niederzulegen. Dieses Letzte ist allerdings das Ruhmvolleste, aber freylich eine im Ganzen seltene Erscheinung, und nur von Männern zu erwarten, die, unter günstigen Umständen lebend, von einem reinen erhabenen Sinn beseelt sind, und die nach ihrem Abtritt vom Schauplatze die Rache des beleidigten Grofsen nicht zu fürchten haben. Eigentlich schändlich und verbrecherisch ist es, wenn der Diener sich fügt, nun aber mit höchster Lässigkeit arbeitet, und wenn er, statt mit pflichtmäfsiger Resignation jedes zum Zweck führende Mittel gewissenhaft zu benutzen, gerade das Gegentheil thut, und eine geheime Freude an dem Mifslingen hegt.

(*Der Beschlufs folgt im nächsten Stücke.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 7 SEPTEMBER 1810.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Hannover, b. Hahn: *Über den Einfluſs und die Wirkungen des Zeitgeiſtes auf die höheren Stände; als Fortſetzung der Betrachtungen über den Zeitgeiſt in Deutſchland.* Von *E. Brandes* u. ſ. w.

(*Beſchluſs der im vorigen Stück abgebrochenen Recenſion.*)

Neben der Freymüthigkeit iſt lebhafte Anhänglichkeit an des Regenten Perſon, an das Land, an die Verfaſſung, an das Geſchäft ein wichtiger Beſtandtheil des Edeln im Geſchäftsmanne. Alles, was das Eine ſchwächt und vernichtet, ſchwächt und vernichtet auch das Andere. Dieſe Anhänglichkeit wurde in Deutſchland durch das Wandern aus einem Staat in den anderen gar ſehr geſchwächt, durch ſo manches andere Ereigniſs endlich faſt ganz vernichtet und zu Schanden gemacht. Es kann zwar für den Menſchen und für den Staat nachtheilig werden, wenn man nur im Vaterlande bleiben, und nur hier den ſuchen will, deſſen man bedarf, und vielfältige Beyſpiele beweiſen, daſs ein Nichteingeborner das gemeine Weſen, dem er ſich weihet, eben ſo lieb gewinnen, und für daſſelbe mit derſelben Innigkeit wirken kann, als ein Eingeborner. Gleichwohl iſt das häufige Übertreten aus einem Dienſt in den anderen, beſonders wenn es bey benachbarten Staaten geſchieht, immer bedenklich, und um ſo bedenklicher, je mehr ein Diener an Jahren fortgeſchritten iſt. — Nächſt der Geburt feſſelt nichts ſo ſehr an ein Land, als der Beſitz von Grund und Boden. Es war daher in Hinſicht des Sinnes ſehr nachtheilig, daſs man anfing, das Landeigenthum bloſs als ein rentirendes Capital zu betrachten, als einen Gegenſtand des gemeinen Handels und Wandels. Mit Lebhaftigkeit ſpricht der Vf. über die Geſchäftsmänner, welche, voll innerer Verdorbenheit und Sittenloſigkeit, der falſchen habſüchtigen Politik ſich hingaben, und ohne irgend eine groſse politiſche Idee, ohne irgend ein lebendiges Gefühl, ohne alle Anhänglichkeit an irgend etwas Groſses und Wahres mit Ländern und Menſchen nach Maſs und Zahl ſchacherten, und nur an Maſs und Zahl zu gewinnen trachteten; welche die Menſchen wie eine Heerde Vieh anſahen, die man nicht nur bald dieſem, bald jenem Hirten hingeben zu können glaubte, ſondern welche auch, gerade weil ſie nicht wuſsten, was ein lebendiges Gefühl, was Anhänglichkeit, und was das Edle im Menſchen eigentlich iſt, von den Menſchen, die ihnen zugezählt oder zugemeſſen waren, ſogleich Lob- und Dank-Lieder verlangten. Bey der Geſchäftsführung ſelbſt muſs zwar zuerſt auf das geſehen werden, was jetzt zu thun iſt, und wie dieſes am beſten geſchehen kann. Aber damit muſs man ſich nicht begnügen, und nicht glauben, daſs, wo nichts mehr zu expediren iſt, auch nichts mehr zu thun ſey. Ein Geſchäftsmann muſs vielmehr, gleich dem Schöpfer nach vollbrachtem Schöpfungswerke, umherſehen, ob auch alles gut ſey; denn nicht ſelten iſt die Gefahr da am gröſsten, die Hülfe da am nöthigſten, wo ſich nichts regt und Niemand ſchreyet. Im Stillen wirkt ja der Arge. Die zu groſse Geſelligkeit hat den Geſchäftsleuten auf mancherley Weiſe geſchadet. Nicht nur wegen des damit verbundenen groſsen Zeitverluſtes, ſondern weil dieſe Geſelligkeit den Sinn kleinlich macht, den Charakter und den ſo nothwendigen Muth ſchwächt, die Rückſichten mehrt und verſtärkt, die Höflichkeit — die letzte unter den Tugenden — zum groſsen Nachtheil des feineren Sinnes für Wahrheit und Recht, zur erſten Tugend macht. Wo die Geſchäftsleute ſich ſtets in der Geſellſchaft umhertreiben, werden die Geſchäftsſachen leicht Gegenſtände der gemeinen Unterhaltung, und es fehlt nicht an Veranlaſſungen, wodurch zur Unzeit Parthie genommen, der Blick irre geleitet, und ehe man es gewahr wird, die Meinung präoccupirt wird. Man erlaubt ſich Indiscretionen, die den Geſchäftsmann in Verlegenheit ſetzen, und derjenige, der nicht gutwillig genug iſt, einer jeden alten Matrone Rede zu ſtehen, fällt in den Ruf der Grobheit. Gleichwohl gewinnt der geſunde Menſchenverſtand durch die groſse Geſellſchaft gerade gar nichts, und doch iſt es nöthig, daſs die Anlage zu demſelben, die nicht ſo ſelten iſt, als man glaubt, geweckt werde. Dazu trägt die Mittheilung allgemeiner Anſichten, die gehörige Beurtheilung des Werths der Geſchäfte, nicht bloſs nach der Zahl der Bogen, die geſchrieben werden, geſchätzt, ſehr viel bey. Überdieſs ſind die Ideen nicht Früchte des Verſtandes allein, ſondern weit mehr noch gehen ſie aus dem Charakter, aus dem lebendigen Intereſſe an den Sachen hervor. Wer mit geſundem Menſchenverſtande verſehen, die Geſchäfte mit inniger Liebe umfaſst, für ſie wie für ſeine eigenen Angelegenheiten ſinnet und ſorget, wird nicht leicht um eines erträglichen Auskunftmittels in Verlegenheit ſeyn, und noch öfter wird ein ſolcher Mann eine weit leichtere und ſchonendere Behandlung zu wählen wiſſen, als die bloſs calculirende, nach allgemeinen Maximen arbeitende Verſtandesmaſchine. Es iſt ganz etwas anderes, wenn Jemand aus dem Seinigen ſchöpft, als wenn er nur die

Principien grosser Köpfe auswendig weiſs; noch gröſser aber iſt der Unterſchied, wenn Jemand beym Handeln aus dem Seinigen ſchöpft, als wenn er nach erlernten Formen arbeitet. Hier wurde häufig gefehlt, und hier muſs, ſo wie das Bureau-Regiment, wodurch der Geſchäftsmann zum arbeitenden Hausthiere gemacht wird, einreiſst, noch mehr gefehlt werden.

Ein ſchädlicher Abweg war es, daſs Geſchäftsmänner, entweder um ſo, wie ſie es wollten, leben zu können, oder aus einer unglücklichen Sucht, allenthalben die Hände im Spiel haben zu wollen, durch zu viele Geſchäfte ſich zerſplitterten, oder gar wenn ſie in irgend einer ſchönen Kunſt, zu geringem Nutzen für die Kunſt, zu groſsem Nachtheil für ihre Geſchäfte den Meiſter machen wollten. Freylich aber ward es am nachtheiligſten, wenn Freſſen und Saufen, Spiel und der Müſſiggang in Clubs einzige Paſſion wurde.

Den Geſchäftsleuten folgt der geiſtliche Stand. Kein Stand hat ſo ſichtbar die Zeichen der Zeit verkündet, ſo gegen ſich ſelbſt gewüthet, ſeine hohe Beſtimmung ſo ganz und gar verkannt, das heilige Geſchäft, dem er beſtimmt war, ſo entweihet und verrathen, als dieſer Stand. Kein Stand iſt ſo ſehr auf Studien, auf Gelehrſamkeit gebauet, als dieſer; für keinen Stand war es daher wichtiger, bey ſeiner Bildung vernünftig zu Werke zu gehen, ihn nicht mit zu vielerley zu beladen, da Gründlichkeit und Vielwiſſen zugleich doch nur die Sachen Weniger, von der Natur beſonders Begünſtigter ſeyn kann. Aber gerade den entgegengeſetzten Weg ſchlug man ein. Das Fach ward nicht nur gewaltig ausgedehnt, da man die ganze Philologie und Philoſophie hineinzog, ſondern es verlor ſeine wahre Geſtalt, die Geſtalt, ohne welche es für den groſsen Haufen wenig brauchbar iſt. Des Gewiſſen, des Ausgemachten, ward mit jedem Tage weniger, des Ungewiſſen, des Möglichen, aus dem einem Jeden nach Luſt und Belieben zu wählen freygelaſſen wurde, mit jedem Tage mehr. Doch das war nicht genug, man wollte die Geiſtlichen, beſonders die letzte Claſſe derſelben, die Landgeiſtlichen, zu Allem machen. Sie ſollten nicht nur Seelſorger, nicht allenfalls verſtändige Rathgeber in irdiſchen Angelegenheiten, ſondern ein wahres lebendiges Noth- und Hülfsbüchlein für ihre Gemeinde ſeyn, ihren Pfarrkindern in allen Leibes- und Lebens-Nöthen hülfreiche Hand leiſten, in der Wochenſtube ſo erfahren ſeyn, als im Beichtſtuhle, die Klyſtierſpritze, den Pflug, das *Corpus juris* ſo gut zu handhaben wiſſen, als Bibel und Katechismus, kurz ſie ſollten bey den lieben Landleuten alle vier Facultäten vertreten. Bey der Amtsverwaltung legte man zu viel Werth auf das Predigen, und die Predigten entfernten ſich immer mehr von dem, was ſie ſeyn ſollten, waren nicht ſelten eher alles andere als religiöſe Vorträge. Statt die groſsen, fruchtbaren, beruhigenden Wahrheiten mit der Kraft und Beredſamkeit warmer inniger Überzeugung zu verkündigen, lieſs man ſich mit ſchalen Declamationen, ſchöngeiſteriſchen Floskeln ohne Saft und Kraft, oft ohne Sinn und Verſtand vernehmen, drehete und wendete ſich dabey wie Diplomatiker, die eine gefährliche Sache zu behandeln haben, benahm dadurch der Sache ihre wahre Geſtalt, machte die gröſste Angelegenheit des Herzens zu einem Spiel des kleinlichen vernünftelnden Verſtandes. Die Seelſorge, das eigentliche *officium divinum*; die Religion mit den wichtigſten Vorfällen im menſchlichen Leben in Verbindung zu bringen, hier durch ſie die Freude reiner, edler und himmliſcher, dort den Kummer milder zu machen, dem Schmerz eine fromme Richtung zu geben, durch Lehre, Ermahnung und Gebet das Herz jeglichem wohlthätigem Gefühl zu öffnen, den theilnehmenden Hausfreund zu machen, der ungerufen, und ohne alle Nebenabſichten, bey jedem wichtigen Ereigniſſe ſich einfand, die Religion ins Haus brachte, dieſes hielt man für unnöthig, deſſen ſchämte man ſich. An der Stelle einer praktiſch-religiöſen Amtsführung, eines religiöſen Sinnes, ward ein ganz entgegengeſetzter Sinn herrſchend. Man ſchämte ſich des Standes, wollte allenthalben ſeyn, nur da nicht, wohin man gehörte, hielt es für indiſcret, Jemanden in ſeinem Weſen, er mochte es treiben wie er wollte, zu ſtören, für anmaſsend und beſchränkt, ſich der öffentlichen Sittlichkeit und Religioſität anzunehmen, für klein und erniedrigend, den Tröſter, den Hausfreund zu machen; die ſtillen frommen Cirkel fliehend, jagen die Geiſtlichen, mehr als die geſetzten Männer anderer Stände, den ſinnlichen Freuden nach: kurz, kein Stand verkannte ſeine hohe Beſtimmung auf eine ſo auffallende äuſserliche Weiſe.

Den deutſchen Schriftſtellern — über welche der Vf. S. 199 u. f. ſpricht — gebührt die Ehre, daſs unter ihnen keiner von den groſsen Sophiſten iſt, die ſo viel zum Verderben der Menſchheit wirkten. Sowohl die Sprache als auch die Entfernung, in welcher die deutſchen Schriftſteller von den Groſsen lebten, trug dazu bey. Doch hatte auch die den Deutſchen eigene Wahrheitsliebe Theil an dieſem Verdienſt. Wie Schriftſtellerey anfing, ein gemeines Gewerbe zu werden, das *imitatorum pecus* in allen Zweigen der Literatur ſein Unweſen trieb, wie das Herunterreiſsen Mode ward, wurde freylich dieſer Wahrheitsſinn merklich vermindert. Dabey ward abſtracte Philoſophie, ein grober Materialismus, und ein Pantheismus, nicht viel befriedigender als jener, zu allgemein herrſchend. Dieſe Syſteme, verbunden mit der Idee, daſs alles zur Erziehung des Menſchengeſchlechts diene, und deſſen Fortſchreiten fördere, führte dann zu einer Herrſchaft hienieden, die, um die Gattung zu erheben, mit den Individuen nach Belieben ſchaltete, und kein Bedenken dabey fand, ſie in den Koth zu treten. — Im Ganzen gaben ſich die Geſchäftsleute mit der Schriftſtellerey wenig ab, ſo ſehr auch praktiſche Gegenſtände dabey gewinnen, wenn Männer, die ſelbſt Hand angelegt haben, ſich mit dem Schreiben über dieſelben abgeben. Groſse Denker können

zwar auch, ohne Praktiker zu seyn, über praktische Gegenstände trefflich urtheilen; aber diese Denker sind selten, und die Schwätzer, welche sich durch einen hohen Ton, durch metaphysische Sprache und Grübeley das Ansehen von Denkern geben wollen, sind es darum nicht. Unnütz und lächerlich war es, dass man über Alles Anweisung in Büchern geben wollte. Nicht Alles soll und kann aus Büchern und von Anderen gelernt werden. Unschicklich wird es mit Recht genannt, wenn die Geschäftsmänner auf der einen Seite vornehm thun, und stolz auf ihre Lage auf andere herabsehen, mit ihrer oft sehr winzigen Erfahrung alles Räsonnement niederschlagen und abfertigen, auf der andern Seite aber eine Bescheidenheit affectiren, und auf Nachsicht Anspruch machen wollen. Im Reiche des Denkens gilt kein Rang, und wer als Schriftsteller in die Reihe tritt, muss mit den dazu erfoderlichen Eigenschaften versehen seyn, und kann höchstens in kleinen Nebensachen auf Nachsicht Anspruch machen. — Die Lehrer, besonders auf den Universitäten, sind recht eigentlich in einer, für die Schriftstellerey glücklichen Lage; doch ist das, was der Vf. über sie als Schriftsteller sagt, nicht erheblich. Ein gewisser Kosmopolitismus ist ihnen natürlich, sie haben ja aus aller Welt Zungen sichtbare Hörer, und sie gehören ja dem Reiche der Wissenschaften an, das nicht durch die Grenzen der Staaten beschränkt ist. Dadurch, dass sie meistentheils zugleich Lehrer dessen sind, wovon sie schreiben, kann der Wahrheitssinn Nahrung erhalten, wenn nicht andere verderbliche Neigungen die Oberhand gewinnen. Sehr lehrreich ist des Vfs. Urtheil über deutsche Universitäten. Dass seine Stimme, sein Beyspiel, sein Geist für diese Anstalten, Deutschlands Stolz und Stütze, nicht verloren gehe!

Die *hommes de lettres* — Menschen, die keinem bürgerlichen Berufe, sondern der Schriftstellerey leben. Eine Lage aus manchem gut angegebenen Grunde nicht so beneidenswerth und glücklich, als sie es scheint. Aber es findet ein gar grosser Unterschied unter dieser Classe, welche ehedem nicht so gross war, als in neueren Zeiten, Statt. Viel haben Künste und Wissenschaften gewonnen durch diejenigen, so bloss *für* sie lebten, wenig oder vielmehr gar nichts durch die, so *von* und *durch* sie lebten. Preis und Dank verdienen daher die Auguste und Mäcene aller Jahrhunderte und Völker, denen wir es beyzumessen haben, dass von Zeit zu Zeit ein Horaz, ein Virgil, ein Tasso, und dass noch in unseren Tagen die grossen Zierden der Nation einer sorgenfreyen Musse sich erfreuen, und ohne Ängstlichkeit der Stunden, wo die Begeisterung sie hinreisst, warten konnten. Desto weniger hingegen verdienen die Literatoren Unterstützung und Beyfall, die, ohne von der Nation anerkannt und gehuldigt zu seyn, sich zu Lehrern derselben aufwerfen, in jeder Messe mit einem oder ein paar Producten hervortreten, denen Alles, Wahrheit, Recht, Sitte, gleichgültig ist, die, wenn die Vergangenheit ihnen nicht Stoff genug giebt, ihre Bogen zu füllen, als Propheten auftreten, sich an die Zukunft machen, und denen man es so recht ansehen kann, dass die gemeine Sorge für des Leibes Nahrung und Nothdurft es ist, die sie treibt. Ihnen ist's am Ende gleichviel, wie sie ihr Brod gewinnen, daher sie denn auch nicht nur heute für, und morgen wider etwas schreiben, sondern auch, wenn es mit dem Schreiben nicht fortgehen will, zu Vorlesungen ihre Zuflucht nehmen, in welchen sie mit Wissenschaft und Wahrheit jegliche Operation sich erlauben, wodurch sie nur die Ohren derer, die sie hören, aber nicht verstehen, kitzeln können. — Die Fürsten thaten für Schriftsteller einiges durch Titel, weniger durch Orden, obgleich jegliche Auszeichnung ihren Nutzen hat, von Jedem geliebt wird, und nur dann des Weisen Beyfall nicht erhält, wenn das Opfer, welches man der Auszeichnung bringt, den Charakter entwürdigt.

Der grössere Kaufmann — S. 250 — fand sich nur in wenigen Städten Deutschlands. Am meisten war er in den freyen Städten, und in Hamburg, welches einen der ehrenvollesten Plätze unter den kleinen Republiken, die die Geschichte kennt, einnimmt, zeigte es sich auf vielfache Weise, wie unglaublich viel der Handelsstand zum Wohl und Vortheil des gemeinen Wesens thun kann. Jedoch blieb auch dieser Stand nicht unangegriffen von den Fehlern des Zeitalters. Elegante Lebensweise, die weit mehr mit der Solidität, der Basis des Credits, auf welchem der grosse Handel beruht, im Widerspruch steht, als Überfluss und Pracht, riss auch hier ein, und wirkte in der Hinsicht schädlicher, als bey den Reichen in anderen Ständen. Dem Handelsstande ist ein gewisser Kosmopolitismus, der auf der Gewinnsucht beruht, eigen, und es gehört zu den Verirrungen des Verstandes oder des Herzens, dass man in den neueren Zeiten diesem Stande gerade das zum Vorwurfe macht, worauf derselbe beruht, und was einem jeden anderen Stande in demselben Grade, nur nicht auf dieselbe Weise, und nicht mit demselben glänzenden Erfolge eigen ist. Diese Gewinnsucht, bemerkt der Vf., diese Sorge für das eigene Interesse, verbunden mit dem daraus hervorgehenden Kosmopolitismus, schützt, sobald als mehrere Individuen an einem Handel Theil haben, gegen alle Gefahren und Wirkungen eines Monopols, ohne Unterschied, ob diese mehreren Individuen zu einer Nation, oder ob sie zu mehreren Nationen gehören. Das Zurückhalten einer Waare auf Speculation kann nur dann mit Erfolg geschehen, wenn sie zu dem Unentbehrlichen gehört; bey allen anderen sind der Gefahren eines solchen Unternehmens so viele, dass es im Grossen gar nicht möglich ist, auch ist ein solches Zurückhalten in Zeiten des ungestörten Handels ganz gegen den Geist eines wahren Kaufmanns. Es ist daher die Furcht vor einem Monopole einer Nation eine höchst ungegründete Furcht, wie man aus der Erfahrung genugsam abnehmen kann. Denn haben die Waaren, welche nur von einem einzigen Lande producirt werden, je einen unverhältnissmässigen ganz willkührlichen Preis gehabt, weil der Handel damit in den Händen einer einzigen Na-

tion war, und weil selbst oft nur eine kleine Anzahl von Menschen ursprünglich über diese Artikel disponiren konnte? Der ausschliessliche Handel einer Nation ist durchaus nicht mit dem ausschliefslichen Handel einer Gesellschaft oder eines einzelnen Menschen zu vergleichen. Dieser kann allenfalls auf die Idee kommen, mit seinem Vorrathe an sich zu halten, ihn sogar zum Theil zu vernichten, wenn wegen des erhöhten Preises der Gewinn, den er beym Verkauf eines kleineren Theils macht, den Verlust ersetzt. Bey den verschiedenartigen Gesinnungen, Kräften und Planen der Tausende, die an einem Nationalhandel Theil nehmen, läfst sich nicht erwarten, dafs je eine andere Maxime werde befolgt werden, als die, dafs jeder Verkäufer das sucht, was ihm am vortheilhaftesten ist, so wie dieses auch beym Käufer der Fall ist, wefshalb denn dieser sich auch immer dahin wenden wird, wo er für das wenigste Geld die beste Waare erhält; denn auch der Käufer, der nicht Kaufmann ist, hat als solcher einen Kosmopolitismus, der sich auf Gewinnsucht, auf sein Privat-Interesse gründet.

Den Schlufs machen die Weiber aus den höheren Ständen. Des Weibes Bestimmung ist das Haus, und *consensus gentium* schlofs dieses Geschlecht von allen öffentlichen Geschäften aus. Die übertriebene Geselligkeit entrifs sie ihren Häusern, in welche sie zwar nicht eingekerkert seyn sollen, wo jedoch der Haupt-Schauplatz ihrer Wirksamkeit seyn mufs. Bildung durch Lectüre und Umgang wird dadurch zwar nicht ausgeschlossen, aber es soll eine angemessene, beschränktere Bildung seyn, als die des Mannes, eine Bildung, dazu gemacht, dafs die Weiber wiederum Lehrerinnen ihrer Töchter werden können, damit nicht alles durch Meister und Miethlinge gelehrt zu werden braucht. Die übertriebene Romanen-Lectüre war dazu nicht günstig, überhaupt nicht günstig, um die Kraft und die Natürlichkeit zu erhalten, die dem Weibe nöthig ist, und ihm so schön steht. Dadurch verbildet, stellte man Familien-Freuden und Familien-Rührungen als Komödieen zur Schau dar, und entweihete das Heiligste oft, um sich sehen zu lassen. Tiefes Gefühl, feste Anhänglichkeit wurde durch Egoismus, Sinnlichkeit und eine Modesucht, welcher durch kein Gefühl des Schicklichen Schranken gesetzt wurden, geschwächt. Der Fluch der Schreiberey, welcher von Alters her auf unserer Nation ruhte, breitete sich auch über das weibliche Geschlecht aus; zu oft aber ward es nur eine Fertigkeit, Phrasen und Floskeln hinzuwerfen, wobey man nichts, wenigstens das nicht dachte, was die Worte sagen. Überhaupt ist das Schreiben nicht immer ein Zeichen von Kraft und Bildung, nicht selten übertreffen mittelmäfsige Köpfe und zum Handeln sehr wenig taugliche Menschen, in Leichtigkeit und Gefälligkeit der Wendungen und Darstellung, lebhaftere, mehr um die Sache, als um die Form sich bekümmernde Köpfe. Bey dem weiblichen Geschlechte war das Schreiben meist mit dem Untergange des richtigen Verstandes, des innigen, natürlichen Gefühls verbunden. —

Rec. wünscht herzlich, dafs dieses gehaltvolle Buch, ungeachtet des nicht ganz gefälligen Vortrags, viele Leser finden, und dafs die darin enthaltenen Wahrheiten nicht ohne Nutzen gesagt seyn mögen. Es ist das Vermächtnifs eines Mannes, der der Menschheit wohlwollte, aber ihr nicht schmeichelte, der mehr nützen als ergötzen wollte. Wir stehen jetzt am Scheidewege, von uns hängt es mit ab, ob wir der Nachwelt ein deutsches achtungswerthes Volk erhalten, oder ob wir uns zu einem Zwittervolke ohne eigenen Charakter, keiner Erhebung fähig, keiner Achtung würdig, verbilden wollen. Grofs ist unsere Bestimmung, ernstlich sey unser Wollen, segenvoll unser Wirken!

PN.

KLEINE SCHRIFTEN.

JUGENDSCHRIFTEN. *Magdeburg*, b. Heinrichshofen: *Kleines Handbuch für Lehrer in Volksschulen bey den Übungen der Schüler im Bibelaufschlagen* von *J. C. F. Baumgarten*, Lehrer der Erwerbschule in Magdeburg. 1810. 61 S. 8. (4 Gr.)

Ob das Bibelaufschlagen in Schulen und bey Katechisationen eine nöthige Sache sey, oder ob der Lehrer wegen der Zerstreuung, die das Aufschlagen einer Bibelstelle verursacht, die etwa nöthige Stelle selbst vorlesen solle, darüber dürfte wohl die Entscheidung nicht schwer seyn, da man sich gar keinen Nutzen von dem Nachlesen einer solchen vorgelesenen Stelle versprechen kann, und das Nachlesen durch das Vorlesen überflüssig gemacht wird. Aber wenn man auch den Nutzen nicht in Zweifel ziehen will, den Kinder von einer beygebrachten Fertigkeit im sogenannten Bibelaufschlagen vielleicht haben können: so haben hiezu die Lehrer kein besonderes Handbuch nöthig, wie es hier geliefert wird. Es wäre doch gar zu arg, wenn ein Schullehrer nicht einmal die Geschicklichkeit hätte, aus eigener Kraft seinen Schülern vorzusagen: das I B. Mose 2 Cap. 7 V. Und Gott der Herr machte u. s. w., und solche Abwechselungen in Rücksicht der aufzuschlagenden Stellen vorzunehmen, dafs sie dadurch eine Localkenntnifs der verschiedenen Bücher und der einzelnen Theile derselben in ihrer Bibel erhielten. Rec. hält defswegen dieses Handbuch für eine ganz überflüssige Arbeit.

O. m. r.

Hamburg, b. Gundermann: *Gedächtnifsübungen für die jüngere Jugend.* Eine zweckmäfsige Auswahl von Liedern, Fabeln und Erzählungen zum Auswendiglernen und zur Übung im Lesen. Herausgegeben von *H. H. W. Arendt*. 1810. 138 S. 8. (10 Gr.)

Der Herausgeber dieser Gedächtnifsübungen hat so ziemlich seinen Zweck erreicht. Die ausgewählten Lieder, Fabeln und Erzählungen sind vorzüglich auf die jüngere Jugend berechnet und nach ihrer Fassungskraft eingerichtet. Von dem Bedürfnisse einer solchen Sammlung ist aber Rec. nicht überzeugt, da in mehreren Lesefibeln dergleichen Materialien zur Übung des Gedächtnisses, so viel bey kleinen Leseschülern nöthig ist, schon enthalten sind.

O. m. r.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 8 SEPTEMBER, 1810.

MEDICIN.

1) Leipzig, b. Reclam: *Geschichte des Scharlachfiebers, seiner Epidemie und Heilmethode, mit Rücksicht auf die neuerdings vorgeschlagene Anwendung der Abführmittel in demselben*, bearbeitet von *Traug. W. G. Benedict*. 1810. 8. (1 Rthlr.)

2) Leipzig, in Joachims Buchhandl.: *Einige Beyträge zur Ätiologie und Cur des Scharlach- oder Häutungs-Fiebers, nebst Empfehlung einer neuen Behandlung desselben mit Einreibungen von Oel*, von *Adolph Dähne*, Dr. und praktischem Arzte zu Leipzig. 1810. 8. (12 Gr.)

3) Halle u. Berlin, in der Buchhandlung des hallischen Waisenhauses: *Neue Aufschlüsse über die Natur und Heilung des Scharlachfiebers*, von *Gottfried Christian Reich*, der Arzneywiss. Dr. u. Prof. zu Berlin. 1810. 276 S. 8. (1 Rthlr.)

Sklavisch, und ohne alles eigene Urtheil, war das bisherige Verfahren der meisten Ärzte gegen eine der verheerendsten Krankheiten, die besonders in neueren Zeiten eine furchtbare Geisel der Menschheit ward. Ohne Einsicht in das Wesen der Krankheit, ohne Kenntniss der Mittel, wodurch der Gefahr vorgebeugt werden könnte, überliess man sich den allgemeinsten therapeutischen Principien, und glaubte genug gethan zu haben, wenn man nur die Transspiration gehörig unterhielt und beförderte, welches oft, ja fast immer, auf eine Art geschah, welche die Gefahr der Krankheit eher vermehren, als vermindern musste. *Stieglitz* zeigte in neueren Zeiten zuerst, wodurch eigentlich die Scharlachkrankheit gefährlich werde, und wie man dieser Gefahr vorbeugen könne. Er suchte die Schädlichkeit der erhitzenden diaphoretischen Methode einleuchtend darzuthun, und lehrte, welche Methode ihr zu substituiren sey. Zwar ist auch durch ihn das innere Wesen dieser Krankheit noch nicht ins Reine gebracht; aber er hat doch das Verdienst, tiefer in den Grund und die Bedeutung der vorzüglichsten Symptome eingedrungen zu seyn, bessere therapeutische Grundsätze aus ihnen entwickelt, und die Ärzte auf das Zweckwidrige ihres bisherigen Verfahrens aufmerksam gemacht zu haben. Seit dieser Zeit sind mehrere denkende Ärzte veranlasst worden, über die Natur dieser Krankheit nachzudenken, zu welchen insbesondere die Verfasser der obengenannten Schriften gehören.

Der Vf. von No. 1 begann gerade seine praktische Laufbahn zu Leipzig, als das Scharlachfieber dort grassirte, und viele Menschen von jedem Alter dem Tode zusandte. Zu derselben Zeit erschien des Hrn. *Stieglitz* Schrift. Begierig griff er nach derselben, und es wurden die glücklichsten Versuche mit der Anwendung der Abführungsmittel gemacht. Die Krankheit, die sich fast mit der grösten Gefahr verknüpft zeigte, und um dieselbe Zeit unter anderen Verhältnissen oft äusserst bösartig verlief, nahm unter dieser Behandlungsart einen so erwünschten Ausgang, wurde so mild und gefahrlos, dass von 40 bis 50 Kranken, die er um dieselbe Zeit behandelte, kein einziger starb, wenn gleich unter ihnen Subjecte von sehr verschiedenem Alter, Geschlecht, Constitution und Verhältnissen sich befanden, und bey anderen Kranken in derselben Epidemie und an demselben Orte, die aber auf die entgegengesetzte Art behandelt wurden, das Scharlachfieber mit seiner gewohnten Bösartigkeit verlief, und Manche unter ihnen wegraffte. Der Vf. fühlt sich also gedrungen, die *Stieglitz*'sche Methode, das Scharlachfieber zu behandeln, angelegentlich zu empfehlen. Allein bey der bekannten Neigung unseres Zeitalters, nie auf der Mittelstrasse fortzugehen, sondern sich stets zu den Extremen hinzuneigen, befürchtet der Vf., dass der Gastricismus dadurch bey dem gewöhnlichen Haufen der Ärzte mächtig gehoben und befördert werden möchte. Um diesem anfangenden (sollte wohl schon der Anfang gemacht seyn?) Unwesen zu steuern, sollten sich die besseren Ärzte jetzt ganz vorzüglich bemühen, die Natur und den Gebrauch der Abführungsmittel näher zu untersuchen und festzusetzen, damit noch in Zeiten dem bevorstehenden Unglück Einhalt gethan werden könne.

Die Schrift zerfällt in drey Abschnitte. Der erste Abschnitt: *Geschichte des Verlaufs der Krankheit*, enthält zwar wenig Eigenthümliches; die treue und gedrängte Übersicht des Verlaufs dieser Krankheit kann jedoch vorzüglich angehenden Ärzten Belehrung gewähren. Besonders gut ausgeführt findet Rec. die vom Vf. gelieferte Phänomenologie. Sie enthält manche treffende Bemerkung, und es ist Rec. nur Weniges aufgestossen, das ihm einer Berichtigung zu bedürfen schien. S. 13 sagt der Vf.: „Mit diesem Leiden des Sensoriums scheint der dem Scharlachfieber so sehr eigene, überaus schnelle und frequente Puls in einiger Verbindung zu stehen. So wie zu vermuthen ist, dass derselbe in den sogenannten Nervenfiebern, in denen er vorhanden, nicht immer Asthenie, wohl aber oft eine mit Sthenie verbundene

erhöhete Thätigkeit des fensiblen Systems anzeige: so ist dieses offenbar auch in dem Scharlachfieber der Fall. — Hier muss sich der Arzt vorzüglich bemühen, mäfsig antiphlogiftisch zu verfahren. Er muss die Congestion des Bluts nach anderen Organen zu determiniren und den Kopf zu befreyen suchen, und falls bereits wirkliche Entzündungsgefahr vorhanden, derselben mit Queckfilber begegnen." — Wenn in den Nervenfiebern ein schneller und frequenter Puls eine mit Sthenie verbundene erhöhete Thätigkeit des sensiblen Systems, und den Gebrauch antiphlogistischer Mittel anzeigen soll: so müssen alle Nervenfieber mit Sthenie und einer erhöheten Thätigkeit des sensiblen Systems verbunden seyn, und antiphlogistisch behandelt werden. Denn wer hat in wahren Nervenfiebern, aufser wenn sie mit Entzündung eines wichtigen Eingeweides verbunden sind, den Puls je anders als schnell und frequent gefunden? Nur in dem letzten Stadio desselben, oft kurz vor dem Tode nach ausgebrochenen Frieseln, wo Hippokrates sagt: *Pulsus bonus — et aeger moritur*, finden wir den Puls zuweilen voll und langsam. Will der Arzt in solchen Krankheiten derivirend wirken, und dadurch das Sensorium frey machen: so möchte er dieses wohl eher durch Gegenreize an entfernten Orten, und durch Mittel, welche die erhöhte Sensibilität des Sensoriums herabstimmen, bewerkstelligen müssen, als durch antiphlogistische Mittel. Rec. will damit nicht die Zweckmäfsigkeit eines gelinden antiphlogistischen Verfahrens im Anfange des reinen Scharlachfiebers misbilligen; nur folgt die Anwendbarkeit dieser Mittel nicht aus den vom Vf. so eben aufgestellten Grundsätzen. — S. 29 behauptet der Vf., dass die brandige Bräune nicht eine vom Scharlachfieber verschiedene Krankheit, sondern dass sie mit ihr eine und dieselbe sey, und beruft sich auf *Johnston* und *Percival*, nach deren Beobachtungen stets ein rother Scharlachausschlag bey der brandigen Bräune mit zugegen war, auf welchen Abschuppung folgte. Allein daraus, dass die brandige Bräune oft mit dem Scharlachfieber vergesellschaftet ist, folgt ja noch nicht hier Identität. Es giebt viele, sehr viele Fälle, wo gar kein Scharlachausschlag dabey ist, so wie es Scharlachkrankheiten ohne eine Spur der brandigen Bräune giebt.

Der zweyte Abschnitt beschäftigt sich mit der *Heilmethode des Scharlachfiebers*. — Die mehr oder minder heftige Entzündung, welche in Begleitung des Scharlachfiebers erscheint, nebst dem rosenartigen Ausschlage, der diese Krankheit in den meisten Fällen deutlich charakterisirt, war es vorzüglich, die bey Bestimmung der Heilmethode die Aufmerksamkeit der Ärzte auf sich zog. In dem ersten Falle wendete man den ganzen antiphlogistischen Apparat an, und als man den Schaden einsah, den dieses unbedingte Verfahren anrichtete, verfiel man in den entgegengesetzten Fehler, richtete sein Augenmerk auf den die Krankheit begleitenden Hautausschlag, und glaubte nun nichts Besseres thun zu müssen, als durch Hülfe schweifstreibender Mittel den Körper im Schweifse gebadet zu erhalten, um auf diese Art den Ausschlag dauerhaft auf der Hautoberfläche zu fixiren. Diese Heilmethode aber, meint der Vf., muss sehr unpassend seyn in einer Art des Fiebers, wo die Reizbarkeit der Sensibilitätsorgane nicht von Schwäche des Organismus, wohl aber durch die Heftigkeit der Actionen des arteriellen Systems nach jenen Theilen entstanden ist. Die erhöhte Reizbarkeit ist hier nicht Ursache, sondern Wirkung des Übels. Es darf also bey der Curmethode gar nicht auf dieselbe Rücksicht genommen werden, sondern man hat lediglich den Andrang des Bluts nach Gehirn und Nerven zu mäfsigen, und gegen die Entzündung derselben zu wirken, und man wird jene erhöhte Reizbarkeit von selbst verschwinden sehen. — Die aus dieser Ansicht der Krankheit resultirenden Indicationen sind daher: 1) den Kranken in den Zustand zu versetzen, in welchem keine heftigen Reize die Stärke des Fiebers zu vermehren im Stande sind; 2) die Heftigkeit des Fiebers selbst zu mildern, und 3) für die einzelnen Organe Sorge zu tragen, welche in dieser Krankheit vorzugsweise angegriffen werden. — Nichts ist daher schädlicher, als ein zu warmes Verhalten und die bisher allgemein angewandte diaphoretische Methode; die Furcht vor dem Zurücktreten des Ausschlages durch ein kühles Verhalten, ist ungegrundet. Zum Getränk empfiehlt der Vf. abgekühlte Milch mit Wasser; nahrhafte Speisen, und reizenderes Getränke passt erst, sobald die Abschuppung bereits begonnen hat, und der Kranke durch die Haut und Heftigkeit der Krankheit abgemattet ist. Die zweyte Anzeige wird durch gelinde Abführungsmittel auf das Vollkommenste und Wirksamste erfüllt. Diese von *Stieglitz* zuerst in Deutschland öffentlich empfohlene Methode wandte unter den Engländern *Hamilton* schon längst in den Jahren an, als die Vorurtheile gegen dieselbe noch gröfser waren. Diese Mittel sollen nach ihm am sichersten das so oft entstehende Oedem verhüten oder auch heilen, wenn es bereits entstanden ist. *Stieglitz* hat Unrecht, wenn er behauptet, die Brechmittel schwächen direct. Der Vf. hat gefunden, dass das Unterlassen des Brechens nicht den geringsten Nachtheil für den Kranken gehabt hat (S. 63). Auch verwirft er das Aderlassen, und wendet zur Milderung des Fiebers, nach *Stieglitz*, Bitterfalz in Wasser aufgelöst, und mit einem Zusatz von Oxymel an. Bey eintretendem Durchfall giebt er nicht Opium, sondern mit *Stieglitz* Salmiak. Die Anwendung des Wiener Tränkchens unterliess er aus dem Grunde, weil der Gehalt desselben an sthenisirenden Abführungsmitteln nichts Gutes in der ersten Periode des Scharlachfiebers erwarten liess. — Die vom Vf. aufgestellten Ideen über die Wirkung und Eintheilung der Abführungsmittel verdient die Aufmerksamkeit der Ärzte, muss aber ganz nachgelesen werden.

Um die Congestion des Bluts nach dem Gehirn zu verhüten, läfst der Vf. aufser den Abführungsmitteln vor dem Eintritt der abendlichen Fieberexacerbation Senfpflaster auf die Füfse oder die Waden legen, und dieses oft mehrere Tage hinter einander,

bis die eigentliche Heftigkeit des Fiebers vorüber ist. Gewöhnlich läfst der Vf. um diese Zeit früh und Abends, oder auch dreymal des Tages, 1 Gran Calomel geben, um das Saugadersystem in fortdauernder Thätigkeit zu erhalten, und auf diese Art eine geheime Entzündung, wenn sie ja in ihrem Entstehen begriffen seyn sollte, zu zerstreuen. — So richtig im Ganzen die Ansicht des Vfs. und sein Verfahren ist: so möchte die Behauptung, dafs das Scharlachfieber im Anfange nie asthenischer Art seyn könne, dafs es selbst bey Schwächlichen immer eine gewisse, der Krankheit am Anfange gewachsene Thätigkeit des Organismus voraussetzen lasse, doch zu allgemein seyn. Wir finden bey schwächlichen Subjecten, besonders wenn Typhuskrankheiten epidemisch grassiren, alle Symptome, die uns auf einen allgemeinen asthenischen Zustand des Wirkungsvermögens schliefsen lassen, und wo gleich Anfangs die kräftigsten flüchtigen Reizmittel angezeigt sind. Es läfst sich gar nicht einsehen, wodurch der Vf. beweisen will, dafs die sich hier äussernden Symptome eine Wirkung seyen von der erhöhten Thätigkeit des Nervenfiebers, hervorgebracht durch Sthenie des Gefäfssystems. Aus theoretischen Gründen ist es nicht zu begreifen, und die Erfahrung zeigt uns lauter Symptome, die ganz auf das Gegentheil schliefsen lassen. Diese nämlich sagen uns deutlich, dafs die spastische Affection des Nervensystems Ursache der innormalen und schwachen Äufserung der irritabeln Organe sey. Auch kann Rec. nicht mit des Vfs. Ideen über die Behandlung der mit dem Scharlachfieber verbundenen Bräune einverstanden seyn. Der Vf. empfiehlt das Queckfilber gegen dieselbe, zwar nur im Anfange, ehe die brandigen Geschwüre zu sehr verbreitet sind, also doch immer, wenn die Geschwüre schon brandig sind. In diesem Falle kann Rec. sich von der Nützlichkeit des Quecksilbers nicht überzeugt halten; im Gegentheil wird hier der Mercur die Neigung zur Auflosung und die schnelle Verbreitung des Brandes befördern. Seine Anwendung kann höchstens nur dann Statt finden, wenn Entzündung mit dem entschiedenen Charakter der Asthenie existirt, und ein Geschwür sich eben erst zu bilden anfängt. Was die Anwendung der kalten Bäder in Scharlachfiebern betrifft: so enthält sich Rec. alles Urtheils, da ihm die nöthigen Erfahrungen, die zur Entscheidung über die Anwendbarkeit eines so zweydeutigen Mittels erfoderlich sind, zur Zeit noch fehlen.

Der dritte Abschnitt enthält eine *Darstellung der wichtigsten Scharlachepidemieen*, welche der in dem vorhergehenden Abschnitt vorgetragenen Heilmethode des Scharlachfiebers zur Bestätigung dienen soll. Wir begnügen uns, dem Leser eine kurze Übersicht dieses gehaltreichen Capitels zu geben.

Mehrere unter den älteren Ärzten, Hippokrates, Aretäus, Aëtius, erwähnen bereits böser Geschwüre des Schlundes, der Mandeldrüsen und einer Entzündung der Luftröhre, welche brandig und mit Ansteckung verbunden gewesen sind. Allein mit allen diesen Zufällen war kein Exanthem verbunden. Es ist daher wahrscheinlich eine andere Krankheit gewesen, als das Scharlachfieber, welche uns jene Ärzte beschrieben haben. *Malfatti* glaubt, dafs die Epidemie, die während des peloponnesischen Krieges zu Athen herrschte, ein bösartiges Scharlachfieber gewesen sey. Allein Hippokrates, der um diese Zeit lebte, und von dem zu vermuthen ist, dafs er die Krankheit, hätte sie das bestimmte Äussere eines exanthematischen Fiebers gehabt, gewifs auf das deutlichste unterschieden haben würde, erwähnt nichts davon. Ferner soll, nach der uns davon gebliebenen Beschreibung, ein Geschwür damit verbunden gewesen seyn, und die Haut entstellt haben, welches im Scharlachfieber nie Statt findet. Der Vf. vermuthet daher mit Recht, dafs jene Epidemie lediglich ein bösartiger Typhus war, der sich durch Hals- und Brust-Affection, die oft in Gangrän übergehen mochte, charakterisirte. Das Scharlachfieber gehört, in Rücksicht seines Ursprungs, dem Mittelalter an, und ist den älteren Ärzten ganz unbekannt gewesen. Die erste sichere Nachricht über das Scharlachfieber erhielt man von Spanien aus, wo sich diese Krankheit vom J. 1610 an zeigte, und von hieraus nach Italien, Sicilien und Malta übergebracht wurde, so dafs sie um 1618 schon in Neapel herrschte. In denselben Jahren herrschte ein Scharlach mit drüsenartigem Exanthem schon in Leipzig. *Sennert* sah ebenfalls einige Jahre nach dem Ausbruch der Scharlachepidemie in Südeuropa das Scharlachfieber in Wittenberg. Im J. 1664 herrschte diese Krankheit bereits in Polen. Die gelinde Scharlachepidemie, welche in der Mitte des 17ten Jahrhunderts in England dann und wann sich zeigte, veranlafste wahrscheinlich *Sydenham* zu der geringschätzigen Meinung von der mit dem Scharlachfieber verbundenen Gefahr. Doch wüthete schon 1689 zu London eine so bösartige Scharlachepidemie, dafs *Morton* sie sogar eine Pest nannte. Erst in dem Verlaufe des 18ten Jahrhunderts wurde man aufmerksam auf diese Krankheit. Unter den Deutschen waren *Storch* und *Plenciz* die Ersten, denen wir gute Bemerkungen über das Scharlachfieber verdanken. *Plenciz*, der es in den österreichischen Staaten beobachtete, beschreibt es sehr genau. Auch schildert er die rothen, frieselartigen Bläschen in dem Scharlachexanthem sehr deutlich. Fast um dieselbe Zeit, von 1738 an, raffte das Scharlachfieber in England eine grosse Menge Menschen hinweg, besonders 1744 und 1747. *Huxham* und *Fothergill* beschrieben diese Epidemie. Mehrentheils war die Krankheit mit brandiger Bräune verbunden. Im J. 1763 herrschte zu Chalons an der Marne ein Scharlachfieber von *Navier* beschrieben, und 1765 zu Montpellier eine ähnliche Epidemie. Nächst *Storch* und *Plenciz* erhielt in dieser Zeitperiode in Deutschland das Scharlachfieber einen neuen Monographen an *Brüning*, welcher eine zu Essen 1769 und 1770 herrschende Epidemie beschrieb. Er nennt die Krankheit ein *febris scarlatina miliaris anginosa*. Seine Curmethode kam der *stiegl.* sehr nahe. Er verwirft den Gebrauch der Brechmittel, ausser in dem ersten Beginnen der Krankheit, empfiehlt gelinde Abführungsmittel, und wi-

derräth die Anwendung der Aderlässe und der schweißtreibenden Mittel. Er versichert, die Säuren, besonders die mineralischen, die Blasenpflaster und die Chinarinde (in verschiedenen Perioden der Krankheit) mit glücklichem Erfolge angewandt zu haben. Selten folgte in dieser Epidemie auf die vorgeschriebene Heilmethode ein wassersüchtiger Zustand des Körpers. In den Jahren 1776, 77 und 78 grassirte in Dänemark und Holstein eine grosse Scharlachepidemie. Mehrere Aerzte, *De Mega*, *Askow*, *Bang* und *Eichel*, beschrieben sie und die in ihr angewandten Heilmethode. *Withering* beobachtete 1778 zu Birmingham ein Scharlachfieber, welchem die bösartige Bräune vorangegangen war. (Hier stellten sich also beide Krankheiten als verschieden und auf einander folgend dar.) Von *Bickers* Beschreibung der zu Rotterdam im Jahre 1778 und 1779 herrschenden Scharlachepidemie liefert der Vf. einen weitläuftigen Auszug. Starke Purgirmittel bekamen den Kranken im Anfange der Krankheit allezeit sehr schlecht. Von gelinden Abführungen durch Manna, Cassia, Tamarinden, Mittelsalzen und Klystieren, wodurch die gewöhnliche Leibesöffnung unterhalten wurde, sah er die erspriesslichsten Folgen. Den Durchfall, der im Anfange der Krankheit entstand, beseitigte er am besten durch eine Emulsion von arabischem Gummi mit Salpeter. Stellte sich gegen das Ende der Krankheit der Bauchfluss ein: so wich er am gewissesten der Rhabarbertinctur. Noch früher als in Dänemark war das Scharlachfieber 1741 in Schweden herrschend gewesen. *Rosenstein* warnte vor dem unnützerweise angewendeten schweisstreibenden Verfahren, minderte bloss die erhöhete Thätigkeit des Organs, überliess das Ganze so viel möglich der Natur, und die Krankheit verlief ziemlich gelind. In den Jahren 1789 und 90 herrschten wieder in Schweden bedeutende Epidemieen, welche letztere *Hagström* trefflich beschrieben hat. Im Sommer 1794 brach in Regensburg ein Scharlachfieber aus, dessen Beschreibung wir dem Herrn Hofrath *Schäffer* verdanken. Eine andere Epidemie, 1798 zu Stollberg, beschrieb *Kortum*. Auch hier bewährten sich Abführungsmittel sehr nützlich. Nur wenige Kranke veranlassten den Arzt, *Minderers* Geist mit Kampher, nebst mineralischem Kermes und einem diaphoretischen Thee zu verordnen. Die von *Malfatti* im *hufelandschen* Journal beschriebene bösartige Scharlachepidemie, welche 1799 in Wien unter den Kindbetterinnen herrschte, und grösstentheils unglücklich verlief, wurde mit den kräftigsten Reizmitteln behandelt, und der Vf. hat nicht Unrecht, wenn er glaubt, dass die Ärzte ihre Bemühungen wohl von einem glücklicheren Erfolge würden begleitet gesehen haben, wenn sie gleich Anfangs, statt so ausserordentlich zu reizen, mehr Rücksicht auf das vorzüglich afficirte Organ genommen hätten. — Überhaupt, wer nicht Augenzeuge von dem rohen Verfahren, von dem crassen Brownianismus war, dem sich der grösste Theil der Ärzte an dem allgemeinen Krankenhause zu Wien damals hingegeben hatte, dem wird die Erzählung davon unglaublich scheinen. Mit Wehmuth denkt Rec. an die Zeiten zurück, da er nach vollbrachten akademischen Studien hineilte zu dem grossen *Frank*, um unter der Leitung dieses berühmten Arztes sich zum rationellen Praktiker zu bilden; aber schwerlich hat irgend ein Arzt der damaligen Zeit sich mehr gefangen nehmen lassen von dem rohsten Brownianismus, als *Peter Frank*. Die Idee von der Allgemeinheit des asthenischen Charakters der Krankheiten beherrschte ihn, seinen Sohn, und alle, die ihm blindlings nachzuhandeln sich zur Ehre rechneten, dergestalt, dass während eines ganzen Jahres auch nicht eine hypersthenische Krankheit in dem Klinikum vorgekommen ist. Auf das Leiden der besondern Systeme und Organe wurde so wenig Rücksicht genommen, die Annahme specifischer Mittel so lächerlich gefunden, dass man sich in zwey Wochen eine vollständige Idee von dem Heilverfahren in dem wiener Krankenhause (einige Theile desselben abgerechnet, die unter Ärzten standen, welche der *stahlschen* Methode treu geblieben waren,) verschaffen konnte. Kein Wunder, wenn viele Krankheiten, die alle aus einem Gesichtspuncte behandelt wurden, so unglücklich verliefen, wie jene Scharlachkrankheit, die 1799 unter den Kindbetterinnen herrschte. — Als Beweis, dass unter den Ärzten Hannovers, auch unter den übrigen Ärzten Niedersachsens, von jeher gemässigte Grundsätze in Rücksicht der Behandlung des Scharlachfiebers Statt fanden, führt der Vf. die Schilderung einer Scharlachepidemie an, welche *Fischer* 1800 behandelt und beschrieben hat. Er fand die Krankheit bald sthenisch, bald nervös. In jungen Mädchen behandelte er es dreist mit Brech- und Abführungs-Mitteln, und bewirkte dadurch eine schnelle und ungestörte Wiedergenesung. In den meisten Fällen des eigentlich sthenischen Scharlachfiebers konnte mit Opiaten kein Schlaf, Beruhigung und Linderung der Zufälle bewirkt werden, wohl aber durch das entgegengesetzte reizmindernde Verfahren. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Druckfehleranzeige.

In No. 190. S. 315. Z. 6 von oben st. *dobywac* l. *dobywać*. S. 316. Z. 15. v. ob. st. *uniesmiertelnic* l. *unieśmiertelnić*. In No. 191. S. 327. Z. 21 v. ob. st. *Mroncevius* l. *Mrongovius*. S. 323. Z. 33 v. u. st. *Poclolanca* l. *Podolanka*. Z. 7 v. u. st. *wovon der Bischof Albertrandi in der vaticanischen Bibliothek zu Rom, und sechzehn andere* 105 Foliobände *abgeschrieben haben*, muss gelesen werden: *wovon der Bischof Albertrandi aus der vaticanischen Bibliothek zu Rom und 16 anderen Bibliotheken 105 Foliobände verfertigt hat.*

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 10 SEPTEMBER, 1810.

MEDICIN.

Fortsetzung der Recension

von

Benedict's, Dähne's, und Reich's Schriften

über das Scharlachfieber.

Den Beschluss seiner Aufzählung der interessantesten Scharlachepidemieen macht Hr. *Benedict* mit einer Beschreibung der bekannten Epidemie, welche im Jahre 1801 zu Wittenberg herrschte, und durch *Kreyssig* beschrieben worden ist. Er liefert diesen Auszug zur Bestätigung seiner vorgetragenen und angepriesenen Heilmethode. Aber *Kreyssig* hält ja diese Krankheit gar nicht für Scharlach, sondern für Friesel, und der Vf. sagt selbst, *Kreyssig's* Gründe wären von der Art, dass man ihnen beystimmen müsste. Wie kann denn aber diese Krankheit, ihr Verlauf und ihre Behandlung, ein Beleg für die Richtigkeit der vom Vf. empfohlnen Heilmethode gegen das Scharlachfieber seyn? Jene Krankheit war nach den übereinstimmenden Aussagen der meisten verständigen Ärzte ein typhöses Scharlachfieber mit Frieseln, und dass es typhöse Scharlachfieber geben kann und wirklich giebt, wird kein rationeller praktischer Arzt in Zweifel ziehen. Auch der Nutzen des Moschus schon im Anfange der Krankheit beweist den entschiedenen nicht zu bezweifelnden nervösen Charakter der Krankheit. — Dem Schlusse, den der Vf. aus der Darstellung dieser Epidemie zieht, und um desswillen sie selbst eigentlich dasteht, kann Rec. nicht beystimmen. Der Vf. sagt: *Kreyssig* wendete mit dieser reizend stärkenden Methode das versüsste Quecksilber so lange an, bis die Hauptzufälle getilgt waren, und sich die Krankheit in einigen Tagen minderte. Fast überall that es den gehegten Erwartungen Gnüge. Besonders aber trat die grösste Erleichterung ein, wenn nach seiner Anwendung *die Leibesöffnung frey ward, und reichlicher erfolgte* (S. 211). Daraus muss nach dem Vf. (wenn überhaupt etwas aus der Darstellung dieser Epidemie für seine Meinungen folgen soll) hervorgehen, dass Mittel, welche die Leibesöffnung gelinde befördern, der Krankheit erspriesslich sind, und dass, wenn die Ärzte Wittenbergs diesem Winke der Natur gefolgt wären, und Anfangs Abführungsmittel gegeben hätten, mancher Kranke gerettet worden wäre. Allein folgt denn wirklich aus dem Besserbefinden mehrerer Kranken nach reichlich eingetretenem Stuhlgang auf genommenen Calomel, dass die erfolgte Besserung eine Wirkung der abführenden Eigenschaft des Calomel ist? Ist diese nicht vielleicht eine Nebenwirkung desselben, und sind wir berechtigt, bey einem Mittel, dessen Wirkungsart uns noch unbekannt ist, von einer vielleicht sehr mittelbaren Wirkung desselben in bestimmten Krankheiten auf die Natur dieser einen directen Schluss zu machen? Könnte man nicht mit gleicher Befugniss gerade umgekehrt schliessen?

Der Vf. von No. 2, Hr. *Dähne*, glaubt, dass die Scharlachkrankheit in einer reinen rosenartigen Entzündung des Hautorgans bestehe, welche nicht durch eine besondere Materie, sondern durch eine Störung der Verrichtungen dieses Organs hervorgebracht werde, welche auf eine Erneuerung der Oberhaut hinwirkt. Diese Störung der Verrichtungen des Hautorgans, welche eine allgemeine Entzündung desselben hervorbringt, ist von derjenigen nicht unterschieden, welche eine örtliche veranlasst. Sie unterscheidet sich blos in ihren Graden, und eine hervorgebrachte Spannung der die Haut bildenden Gefäfse nimmt wohl den grössten Antheil an diesem widernatürlichen Zustande der Haut und ihren Verrichtungen. Wir sehen, wie sehr schon eine mässige Rose den ganzen Organismus angreift, wie dadurch Fieber bewirkt wird, obgleich nur ein kleiner Theil des Hautorgans darunter leidet; um wie viel mehr muss eine allgemeine Entzündung desselben Organs unsere thierische Ökonomie angreifen und Verrichtungen stören, die zu ihrer Erhaltung so unumgänglich nothwendig sind! Nach einem glücklichen Ausgange der Scharlachkrankheit schält sich oft die Oberhaut in ganzen Lappen ab, meistentheils aber schuppenartig. Wem fällt hier nicht die Häutung so vieler Thiere, und die Krankheiten, denen sie dabey unterworfen sind, ein? Der Mensch häutet sich im eigentlichen Sinne des Worts, so wie das Thier in dieser Krankheit. Der Mensch erneuert auch, wie jedes andere Thier, welches einer Veränderung seiner Bedeckung unterworfen ist, seine Hautbedeckung zu uns noch unbekannten Zeiten und Perioden, nur dass dieser Process, wenn er allmählich von der Natur vorgenommen wird, kaum bemerkbar ist, und nicht bedeutend die thierischen Functionen unterbricht. Tritt er hingegen plötzlich ein: so bewerkstelligt er eine Entzündung des Hautorgans, und nach Massgabe der Stärke ist er mehr oder weniger gefährlich für das Individuum. Wir haben daher diese Krankheit als einen Hauterneuerungsprocess

anzusehen, welcher nur dann gefährlich ist, wenn das Hautorgan zu plötzlich ergriffen wird, und ehe eine neue Oberhaut sich erzeugen könnte, die alte schon nicht mehr zu ihren Verrichtungen tauglich war. Das Scharlachfieber ist ein Häutungsfieber, und besteht in der Tendenz der Natur, durch diesen Process eine Abwerfung der Oberhaut zu bewirken. Am leichtesten scheint dieses die Natur durch Entzündung bewerkstelligen zu können. Diese kann aber in einem kaum zu bemerkbaren Grade zugegen seyn, und so die Abschuppung und Häutung unmerklich vor sich gehen. Ist sie aber heftig: so entsteht die gewöhnliche Scharlachröthe. — Die Resultate der Untersuchung des Vfs. in dem ersten Abschnitte seiner Abhandlung sind folgende: 1) Das Scharlachfieber ist nicht unter die Ausschlagskrankheiten zu zählen. 2) Die Abschuppung ist nicht von einer Ausschlagsmaterie herzuleiten, es ist die alte Oberhaut, welche einer neuen Platz macht, 3) Bey einem reinen Scharlachfieber beabsichtigt die Natur bloss eine Absetzung der alten Oberhaut. 4) Jedem Menschen ist wahrscheinlich diese Erneuerung seiner äussersten Bedeckung eben so nöthig, als den Thieren. 5) Die Halsentzündung oder Bräune hat ihren Grund in der sich durch die Lungen und den Schlund in grosser Menge entleerenden krankhaften Ausdünstungsmaterie, welche vermöge ihrer scharfen Natur die von ihr berührten Theile nothwendig entzünden muss. 6) Die mit einer anderen Krankheit verbundenen Scharlachfieber müssen den Arzt in der Hauptansicht der eigentlichen Grundkrankheit nicht irre machen. Er sucht sonst hier die Nebendinge zu bekämpfen, indem er den eigentlichen Feind aus dem Gesichte verliert. Hierin war sehr oft der Grund einer schiefen Behandlungsart der Scharlachkrankheit zu suchen, wohl aber mehr noch darin, dass man das Scharlachfieber als eine Ausschlagskrankheit ansah, und durch hitzige und schweisstreibende Mittel diesen vermeintlichen Ausschlag auf der Oberfläche der Haut zu erhalten suchte.

Wir haben die Ideen des Vfs., ohne sie zu unterbrechen, im Zusammenhange dargestellt, und wollen uns nun einige Bemerkungen über dieselben erlauben. — Die Gründe, wodurch er die Nichtexistenz eines besonderen Krankheitsstoffes darzuthun sucht, dem das Scharlachfieber sein Entstehen verdanke, sind so schwankend und grundlos, dass diese Seite wohl die schwächste der ganzen Schrift ist. Wäre das Scharlachfieber bloss eine Krankheit der Epidermis, und die Krankheitserscheinungen Folge des Bestrebens der Natur, die alte Epidermis abzustossen: so ist nicht zu begreifen, wie ein solcher Process durch Berührung in anderen Organismen dasselbe Bestreben erzeugen solle. Der Vf. meint (S. 92), epidemisch herrsche das Scharlachfieber, weil gewisse Zustände des Körpers und der Witterung einen heftigen Eintritt des Häutungsfiebers bey einer Menge von Subjecten veranlassen muss, welche ihre Oberhaut noch nicht verändert haben. Ansteckende Krankheiten scheuen kein Alter. Diess ist aber nicht der Fall bey dem Scharlach. (Diess ist eben so gut der Fall bey dem Scharlach, wie bey den Pocken, Masern und Rötheln; das Schachlachfieber verschont auch kein Alter. Es befällt alte Leute seltener, als junge Subjecte; diess ist aber bey den zuletzt genannten ansteckenden Krankheiten auch der Fall.) Dass es zuweilen alle Kinder auf einmal in einer Familie ergreift, ist von der eigenen *Mitleidenheit*, welche in Familien herrscht, abzuleiten. (Es giebt Familien, in denen eine grosse Verschiedenheit der Constitution Statt findet, wo die natürlichen Kräfte, die Neigungen, die Tendenz ihrer Natur sehr verschieden sind, und doch werden sie alle vom Scharlach ergriffen. Sollte die Mitleidenheit die Ursache der allgemeinen Verbreitung des Scharlachs in einer Familie seyn: so müssten andere Krankheiten, die ein und das andere Kind in einer Familie befallen, z. B. Diarrhöe, Wechselfieber, Skropheln u. a. sich auch allen übrigen Kindern mittheilen, welches, doch wohl nur selten der Fall seyn möchte.) Wäre das Scharlachfieber ansteckend: so müsste seine Verheerung weit furchtbarer seyn, als sie sich in Epidemieen gezeigt hat. (Die Scharlachepidemieen sind also dem Vf. noch nicht bösartig genug. Rec., und wahrscheinlich den meisten Ärzten von einiger Erfahrung, sind sie verheerend genug vorgekommen, um sie von der ansteckenden Kraft des Scharlachs zu überzeugen.) Wenn es einen Scharlachstoff gäbe: so müsste derselbe, wenn er zu rechter Zeit auf andere Subjecte übergetragen werden könnte, die nämliche Krankheit hervorbringen. (Bezweifelt diess der Vf.? Allerdings bringt der Scharlachstoff, wenn er anderen Körpern mitgetheilt wird, dieselbe Krankheit, das Scharlachfieber hervor. Wenn dieses nicht der Fall ist: so liegt der Grund davon in der mangelnden Empfänglichkeit des Subjects, welches bey jeder anderen ansteckenden Krankheit auch der Fall ist. Will etwa der Vf. die Existenz der Pockenmaterie darum leugnen, weil sie, auf andere Subjecte übergetragen, zuweilen ihre Wirkung verfehlt?) — Der Schluss, den der Vf. daraus zieht, dass das Scharlachfieber an und für sich nicht ansteckend sey, ist daher ohne allen Grund, und folgt keineswegs aus den von ihm angeführten Gründen. — Der Vf. streicht ferner das Scharlachfieber ganz aus der Reihe exanthematischer Krankheiten. Aber er hätte sich zuvor erklären sollen, was er unter Exanthem verstehe. Wenn man unter Exanthem solche Zufälle begreift (wie man bisher allgemein angenommen hat), die in einer Entstellung der Farbe oder anderer sinnlicher Eigenschaften der Haut bestehen: so gehört offenbar auch die Scharlachkrankheit zu den exanthematischen Krankheiten, oder der Vf. müsste die *exanthemata maculosa* als solche gänzlich aus der Nosologie streichen. Dann gehören aber die Rosen auch nicht zu den Exanthemen, da sich hier in den gewöhnlichsten Fällen keine Pusteln auf den rothen Flecken erheben, wenn nicht die Krankheit sehr heftig ist. Beym Scharlach entsteht oft eine bedeutende Entzündungsschwulst, die sich beträchtlich über die Haut erhebt, nicht selten erha-

bene Puncte, die als Knöspchen dem Auge erscheinen. — Dass zwischen dem Abschuppen der Epidermis und der Häutung der Thiere eine entfernte Analogie Statt finde, ist wohl nicht zu leugnen; aber zwischen entfernter Ähnlichkeit und völliger Identität ist eine grose Kluft. Im letzten Falle müsste sie bey jedem Menschen als ein nothwendiges Ereigniss vorkommen. Die wenigsten Menschen werden aber, wenn sie nicht etwa eine Ausschlagskrankheit bekommen, deren nothwendige Folge die Abschuppung der Epidermis ist, kaum etwas davon wahrnehmen, und doch müsste bey dem Menschen dieser Wechsel der Epidermis vermöge ihrer gröseren Zartheit und des dadurch früher entstehenden Bedürfnisses nach einer neuen noch öfter, als bey Thieren, eintreten, wovon aber gerade das Gegentheil Statt finden soll und auch wirklich Statt findet. — S. 53. Die Halsentzündung hat ihren Grund in der sich durch die Lungen und den Schlund in groser Menge entleerenden krankhaften Ausdünstungsmaterie, welche ihrer scharfen Natur zufolge die Theile, wo sie vermöge der allgemeinen Verschliesung der Hautgefäse gezwungen wird, zu entweichen, nothwendig entzünden muss. — Dieses ächt pathognomische Symptom hat wohl einen tieferen Grund, als der Vf. wähnt. Nach des Vfs. Ansicht müsste die Halsentzündung nachlassen, wenn verstärkte Hautausdünstung eintritt. Dieses ist aber nicht der Fall. Die Bräune dauert fort, wenn der Kranke auch sehr stark transspirirt. Sie nimmt allerdings zu, wenn die Ausdünstung unterdrückt ist, weicht aber auch oft nicht bey den stärksten Schweisen. Der vom Vf. angegebene Grund reicht daher keinesweges hin, uns über diese Erscheinung den erfoderlichen Aufschluss zu geben. — Die Befolgung der vom Vf. (S. 54) gegebenen Vorschrift, dass sich der Arzt von den mit einer anderen Krankheit verbundenen Scharlachfiebern nicht solle irre machen lassen, kann in vielen Fällen von grosem Nachtheile für den Kranken seyn; denn oft ist es gerade die damit verbundene Krankheit, welche den Arzt fast allein beschäftigt und beschäftigen muss. Worauf hätte der Arzt bey dem faulichten oder nervösen Scharlachfieber wohl mehr zu sehen, als auf das mit dem Scharlach verbundene und ihn modificirende Faul- oder Nerven-Fieber? Bleibt hier wohl etwas anderes übrig, als den antiphlogistischen und gastrischen Apparat bey Seite zu setzen, und zu dem entgegengesetzten seine Zuflucht zu nehmen?

In der zweyten Abtheilung wird von der Cur des Scharlachfiebers gehandelt, und zwar nach den im ersten Abschnitte aufgestellten theoretischen Grundsätzen. — Wenn man auf den Zweck der Natur sieht, den sie bey dem Scharlachfieber beabsichtigt, sagt Hr. *Dähne*, und dabey bemerkt, dass dasselbe ein mit Heftigkeit eingetretener Häutungsprocess ist: so wird man einsehen, dass man hier auf keinen Fall erhitzende und schweisstreibende Mittel geben darf, indem man dadurch augenscheinlich das Übermass der Reize noch vermehrt. Er empfiehlt daher anfangs antiphlogistisch zu verfahren, und zwar ganz nach dem Vorschlage der Hnn. *Stieglitz* und *Benedict*. Wenn man, fährt der Vf. fort, auf den Gang des Scharlachfiebers ein aufmerksames Auge hat: so findet man, dass die Haut gleich im Anfange, ehe sich noch Röthe zeigt, trocken ist. Das ist der Zeitpunct, wo die Patienten nicht lange darauf anfangen, über Kopfschmerz und Halsweh, eine unausbleibliche Folge der unterdrückten Ausdünstung und des gestörten Ganges der natürlichen Verrichtungen des Hautorgans, zu klagen. Nun erst zeigt sich Röthe, wobey die Haut immer noch trocken bleibt. Geht es schlimm: so folgen nun unmäsige Schweise, welche oft einige Tage anhalten, und damit endigen, dass sie wiederum eine gänzliche Trockenheit der Haut veranlassen, worauf der Patient anfängt, unruhig zu werden und etwas irre zu reden. Diess vermehrt sich von Stunde zu Stunde, bis sich kleine Zuckungen im Gesichte zeigen, welchen bald grösere folgen. Geht es aber gut: so fängt die Haut an, minder mäsig auszudünsten, die Patienten klagen über gar nichts, die Zufälle der Bräune sind leicht und der Kopfschmerz gering. Die Haut wird nicht mehr trocken, sondern erhält sich in ihrer natürlichen Beschaffenheit, bis sie sich nach Verlauf einiger Zeit allmählich abschuppt, wo man schon die neue Haut völlig organisirt erblickt. Es ist also hieraus klar, dass ein zu übereilt eingetretener Häutungsprocess Anfangs die Hautgefäse krampfhaft zusammenzieht, und hiedurch eine Stockung der Säfte in der Haut veranlasst. Derjenige Theil folglich vom Ausdünstungsstoffe, der noch gleichsam im Begriff ist, nach der Haut zu gehen, ist gezwungen, auf seinem Wege umzukehren, und einen anderen Ausgang, z. B. nach dem Munde, zu suchen, derjenige aber, welcher schon bis in die Haut gelangt war, wird hier zurückgehalten, und giebt Gelegenheit zur Röthe und Entzündung. Dieses vorausgesetzt, ist hier wohl die erste und hauptsächlichste Heilanzeige, die Haut vermöge gewisser Mittel dahin zu bringen, dass sie theils nicht trocken werde, theils die Entzündung derselben auf keinen bedeutenden Grad steige. Zur Erreichung dieses Zwecks schlägt der Vf. *Einreibungen mit Öl* vor, welche man freylich machen muss, wenn sich die Patienten anfangen zu klagen. Der erste Zeitraum ist für die Heilung äuserst kostbar. Durch diese Einreibungen wird dem Hautkrampfe, der jedesmal gleich im Anfange des Scharlachfiebers zugegen ist, sogleich widerstanden, die Haut wird feucht, und mäsiger Schweiss stellt sich ein. Die Ausdünstungsmaterie kann sich gehörig entladen, und die Ausdünstungsgefäse werden nicht ihres natürlichen Tons beraubt. Da auch die widernatürliche Spannung der Hautgefäse durch diese Einreibungen gehemmt und aufgehoben wird: so findet auch kein zu hoher Grad von Entzündung Statt. Der ganze Häutungsprocess wird also in seiner Heftigkeit unterbrochen, und geht in seine natürlichen Grenzen zurück. Der Vf. räth, täglich mit etwas Provençeröl, besonders die Brust, den Rücken, den Unterleib und die Schenkel gelind einzureiben, und damit bis zum funfzehnten Tage fortzufahren.

In den ersten Tagen wird der Patient früh und Abends eingerieben. Kommt aber Schweifs, so ist es nur einmal nöthig. Der Kranke muss eher kühl, als warm liegen, und wenn es die Jahreszeit und die Kräfte erlauben, lieber ausser Bett seyn. — Die Heilkräfte der Einreibungen mit Öl erklärt der Vf. dadurch, dass durch sie der krampfhafte Zustand der Haut, welcher allemal im Anfange des Scharlachfiebers zugegen ist, gehoben, und die Ausdünstung wieder hergestellt wird, ohne dass der ganze Organismus gereizt wird, um auf die Haut zu wirken, wie dieses bey schweisstreibenden Mitteln zu geschehen pflegt. Er hat von dieser Verfahrungsart die besten Wirkungen gesehen. Die Kranken fühlten sich erleichtert, die Kopf- und Hals-Beschwerden, wie auch das Brechen, liessen bald nach, die Zunge ward feucht, es kamen gelinde Schweisse, und die Krankheit nahm selten einen bösen Ausgang. Bey Anwendung dieser Einreibungen hüte man sich nur vor schweisstreibenden Mitteln. Es könnten sich sonst unmäsige Schweisse einfinden.

Ein Mittel, das in einer für das Menschengeschlecht so gefährlichen Krankheit sich sehr heilsam zeigen soll, ein Mittel, welches bloss äusserlich angewendet wird, überall zu haben ist, und unter allen Umständen anwendbar seyn soll, ein Mittel endlich, dessen äusserlicher Gebrauch schon gegen mehrere Krankheiten als wirksam gerühmt wird, verdient allerdings die Aufmerksamkeit der Ärzte. Rec. kann jedoch nichts Bestimmtes zu seiner Empfehlung hinzufügen, da ihm die nöthigen Erfahrungen hierüber bis jetzt noch fehlen, und aus theoretischen Gründen ihm die Einsicht in die Nützlichkeit dieses Mittels nicht so leicht wird, als dem Vf. — Die ölichten Einreibungen sollen hauptsächlich den krampfhaften Zustand der Haut heben, und die Ausdünstung wieder herstellen. Rec. giebt zu, dass in dem reinentzündlichen Scharlachfieber, wo alle Zufälle gröſstentheils in dem entzündeten Hautorgan ihren Grund haben, und der übrige Organismus nur mittelbar leidet, diese Einreibungen von einigen Nutzen seyn können; aber in dem nervösen und faulichten Scharlachfieber, wo sie von dem Vf. neben China und Wein eben so dringend empfohlen werden, läst sich ihr Nutzen nicht einsehen. Hier liegt die krampfhafte Verschliessung der Haut nicht ursprünglich in dem Hautorgan selbst, sondern in dem Innersten des Organismus, worauf hier, als auf das Ursächliche, gewirkt werden muss. — Dass diese Methode bey der Pest, als dem heftigsten Faulfieber, sich nützlich zeigt, beweist nichts für den Vf.; denn erstlich werden in der Pest die ölichten Einreibungen nur als Präservativ gegen die Einwirkung des Contagiums auf die Hautoberfläche benutzt, um diese abzuhalten, und dann hat sich auch dieser Nutzen noch nicht hinlänglich bestätigt. — Wenn ferner der Vf. bey der Complication des Scharlachfiebers mit anderen Krankheiten sein Hauptaugenmerk auf die Wiederherstellung der natürlichen Verrichtung der Haut zu richten empfiehlt: so scheint diess dem Rec. für einen so wichtigen Fall sehr einseitig und beschränkt. In dem faulichten und nervösen Scharlachfieber wird der Arzt wohl zu anderen Mitteln greifen müssen, als zu ölichten Einreibungen, wenn er sich von seinem Handeln einigen Erfolg versprechen will. Der Vf. verfällt in denselben Fehler, den man fast an allen, welche eine neue Idee oder eine neue Erfindung bekannt machen, mit Recht zu rügen hat. Er preisst sie zu unbedingt an, und giebt ihr eine weit gröſsere Ausdehnung, als sie ihrer Natur nach haben kann, gesetzt ihr Nutzen bestätigte sich wirklich in einigen Arten des Scharlachs. — Bey dem nervösen und faulichten Scharlachfieber räth der Vf., sich neben den ölichten Einreibungen der China und des Weins statt flüchtiger Reizmittel zu bedienen. Die Befolgung dieses Raths möchte jedoch in ächten Nervenfiebern, besonders im Anfange derselben, wo keine deutliche Remission sichtbar ist, von keinem sonderlichen Nutzen seyn. Gerade hier möchten, besonders bey einem allgemeinen krampfhaften Zustande und Trockenheit der Haut, flüchtige Reizmittel, und vorzüglich Kampher und Moschus angezeigt seyn. Auch wird hier das vom Vf. so dringend empfohlene Offenhalten des Leibes nicht gar so dringend seyn. Es ist nicht zu leugnen, dass viele Zufälle bey Scharlachfiebern verschwinden, sobald die Verrichtung der Haut einigermassen wieder hergestellt ist, und der Vf. hat in so fern Recht, wenn er auf diese Operation gehörige Rücksicht empfiehlt: allein bey dem ächt nervösen und faulichten Scharlachfieber möchte dieses Bestreben theils nicht gelingen, theils auch von keinem sonderlichen Nutzen seyn. In diesen Fällen bleibt uns wohl nichts übrig, als die Krankheit wie ein Nerven- oder Faul-Fieber mit gehöriger Rücksicht auf den Zustand der Haut zu behandeln; und, wenn es dem Vf. in diesen Fällen durch seine Einreibungen gelänge, den krampfhaften Zustand der Haut zu vermindern: so wird dadurch immer noch nicht viel für die hier eigentlich die Gefahr veranlassende Krankheit, für das Nervenoder Faul-Fieber, gewonnen. Auch scheint der Vf. in Rücksicht der beym Scharlach zu beobachtenden Temperatur mit einigen Neueren auf der anderen Seite zu weit zu gehen, und dadurch einem nicht weniger schädlichen Missbrauche Thür und Thor zu öffnen. Im Allgemeinen wird bey der hier Statt findenden grossen Empfindlichkeit eher eine mässig warme als kühle Temperatur angezeigt seyn. Der von *Reid* und *Currie* gerühmte Nutzen der kalten Bäder im Scharlach kann, bis nicht mehrere Erfahrungen über ihre Nützlichkeit bestimmt entschieden haben, keineswegs zur Rechtfertigung des kühlen Verhaltens in dieser Krankheit dienen. — Wir ermuntern den Vf. zu ferneren Beobachtungen über die Anwendbarkeit seines Mittels, und wünschen, dass er, statt der unbedingten Empfehlung desselben in allen Arten des Scharlachs, lieber die besonderen Fälle auf das Genauste ausmitteln möge, wo dieses Mittel angezeigt ist, oder wo es anderen Mitteln Platz machen muss.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 11 SEPTEMBER, 1810.

MEDICIN.

Fortsetzung der Recension

von

Benedicts, Dähnes und Reichs Schriften
über das Scharlachfieber.

Die Schrift des Hn. *Reich* (No. 3) war eigentlich für die seeländische Gesellschaft der Wissenschaften zu Vliessingen bestimmt, als Beantwortung der von derselben aufgeworfenen Preisfrage, die Natur und Heilart des Scharlachfiebers betreffend. Die Eroberung Vliessingens durch die Engländer verhinderte, dass diese Schrift an die Behörde gelangen konnte, und der Vf., dem es hauptsächlich darum zu thun war, seinen Rathschlägen Eingang zu verschaffen, übersandte sie an das Ministerium des Innern zu Paris, und stellte es demselben anheim, ob es etwa eine andere gelehrte Gesellschaft veranlassen wollte, über den Werth zu entscheiden, wobey er ausdrücklich erklärte, dass er auf den ausgesetzten Preis Verzicht thue. — Wie dieser Vf. beurtheilt seyn wolle, darüber läfst er keinen Zweifel übrig. Er erklärt, dass er die analytische oder explicative Methode gewählt habe, dass er nur von ausgemachten Thatsachen ausgegangen sey, und nichts anderes für wahr angenommen habe, als was sich aus denselben selbst ergiebt, ohne zu Folgerungen seine Zuflucht zu nehmen, die sich auf einen willkührlichen Satz der Metaphysik gründen. Alle metaphysischen und dynamischen Ansichten des Lebens sind ihm ein hypothetischer Wahn, wodurch man offenbare Missgriffe zu unstreitbaren Axiomen gestempelt. Es ist nur Schein, dass die Lebenskraft über die allgemeinen physischen Gesetze erhaben ist, und dass sie den lebenden Körper ihrer Herrschaft entrückt. Die scheinbar richtige Beobachtung, dass der Mensch, trotz aller äusseren Eindrücke, die in unbelebten Körpern bestimmte Wirkungen hervorbringen, wie sie im lebenden Organismus dadurch nicht hervorgebracht werden, sich lebend und wirksam erhält, veranlasste die Ärzte, als Grundlage der Physiologie, und folglich ihrer ganzen Wissenschaft, den Satz anzunehmen, dass der lebende Organismus durch eigene Kraft bestehe, und den Gesetzen der allgemeinen Physik nicht unterworfen sey, wodurch alle Erscheinungen der todten Materie bestimmt werden. Dieser Fundamentalsatz der heutigen Physiologie aber ist erschlichen und irrig. Die Kraft ist ein blosser Begriff, der in unserem Verstande gebildet worden ist. Warum will man zu einem blossen Verstandesbegriffe seine Zuflucht nehmen, um die Wirksamkeit der Materie zu erklären, die der Experimentalphysik und der Chemie ganz andere Auskunftsmittel an die Hand giebt? Mag immerhin dieses oder jenes chemische Element nur ein ähnlicher Verstandesbegriff seyn; man wird doch nicht abzuleugnen vermögen, dass der Physiker vermittelst dieser Elemente die Naturerscheinungen grösstentheils so zureichend und genugthuend erläutert, dass die darauf gebauete Erklärung beynahe auf mathematische Gewissheit Anspruch machen, und er selbst fast immer mit Sicherheit voraus bestimmen kann, welche Phänomene sich unter diesen oder jenen physischen und chemischen Verhältnissen ereignen werden und müssen. Obgleich nun die Arzneykunde nur ein besonderer Zweig der Experimentalphysik ist: so kann sie sich bis auf diesen Augenblick eines solchen Grades von Gewissheit noch nicht rühmen, weil man einerseits hartnäckig in den Fussstapfen der alten Ärzte und Philosophen stehen bleibt, und andererseits durch Scheingründe sich zu der Überzeugung verleiten läfst, dass das lebende Wesen durch eigene Kraft oder Thätigkeit lebe, und namentlich durch seine Vitalität oder Lebenskraft der Oberherrschaft der physischen Naturgesetze sich entziehe. Sieht man die Materie blos aus dem Standpuncte der Abstraction an: so wird man nothwendig ein Anhänger des dynamischen Systems; da hingegen, wenn man sie von dem Standpuncte der sinnlichen Wahrnehmung aus betrachtet, man sich für das atomistische System erklären muss, das in Frankreich fast allgemein herrschend ist. Während dieses dem menschlichen Geiste ein weites Feld zu physischen Untersuchungen öffnet, die sich durch die Principien einer erfahrungsmässigen Wissenschaft zügeln lassen: stürzt jenes seine Anhänger in die Spiele und Verirrungen der Imagination, woraus unsere bisherige Metaphysik zusammengefetzt ist. „Will irgend Jemand", sagt der Vf. S. XXIV, „von seiner eingebildeten metaphysischen oder dynamischen Höhe herab mit Verachtung auf meine scientivischen Bemühungen blicken, und mich einen Arzt nennen, der in den Fesseln des Empirismus daherkriecht: so bin ich weit entfernt, mich dadurch für beleidigt oder gekränkt zu halten; ich bin vielmehr eben darauf stolz, weil unsere ganze Kunst nur empirisch ist, und ihre theoretischen Gesetze ohne Beyhülfe der Erfahrung durchaus nicht erkannt werden können." Rec. glaubte, diese Stellen anführen zu müssen, weil sich in ihnen des Vfs.

Überzeugungen von dem Verhältnisse der Philosophie zur Medicin und der Standpunct, auf welchen sich der Vf. gestellt hat, auf das Vollständigste aussprechen. Wir wollen nicht mit Verachtung, sondern mit Bedauern auf den Vf. blicken, mit Bedauern, dass ein so scharfsinniger und kenntnissreicher Mann sich einer so einseitigen und beschränkten Ansicht unbedingt hingiebt. Was soll man von den Begriffen denken, die der Vf. von der Philosophie sich gebildet hat, wenn er (S. 55) sagt: „Ich kann mich nie des Gedankens erwehren, dass der schlichte Bauersmann ein eben so guter Metaphysiker ist, als der Philosoph von Profession, weil beide, ohne sich um die Principien der Experimentalphysik zu bekümmern, die Wirkung des Körpers bloss von den Kräften ableiten, die darin verborgen sind." Müssen solche Äusserungen nicht misstrauisch gegen die Philosophie des Vfs. und gegen den Gehalt seiner Untersuchungen im Voraus machen? Es gestattet hier der Raum nicht, diesen Gegenstand weitläuftiger abzuhandeln, sonst sollte es Rec. nicht schwer werden, das Unrichtige und Einseitige in des Vfs. Behauptungen, die er von einer benachbarten Nation entlehnt hat, aufzuzeigen. Rec. begnügt sich daher, eine gedrängte Übersicht der sonst sehr gehalt- und lehrreichen Schrift zu geben, und einige Bemerkungen hinzuzufügen.

Der Vf. schickt erst die Fälle voraus, die, trotz der Befolgung der durch schriftlichen und mündlichen Unterricht erlernten Behandlungsmethode des Scharlachfiebers, einen tödtlichen Ausgang nahmen. Hierauf stellt er die Resultate der Untersuchungen seiner Vorgänger bis zu der Epoche hinauf zusammen, wo zum ersten Mal vom Scharlachfieber die Rede ist. Diese Untersuchungen sind für den Vf. äusserst wichtig gewesen, weil er dadurch zur Kenntniss der bisher ganz verborgenen Natur der Scharlachkrankheit gelangt ist. Die Darstellung dieser Entdeckung machte aber die Auseinandersetzung aller der neuen Principien erfoderlich, die uns die äusseren Verhältnisse der Atmosphäre zum lebenden Menschen aus einem ganz anderen Gesichtspuncte erblicken lassen, als man sie bisher zu erblicken gewohnt ist. Hierauf geht der Vf. zur Betrachtung der unmittelbaren Ursache des Scharlachfiebers über, wodurch die alte Hypothese von der Existenz eines eigenthümlichen Scharlachgiftes gänzlich über den Haufen geworfen wird (*sic!*). Diese Untersuchung hängt wieder aufs Innigste mit der Symptomatologie der Krankheit zusammen, wodurch der Vf. auf die Beschreibung aller ihrer Perioden und Nüançen, und auf die Betrachtung ihrer Nachkrankheiten geführt wird. Dann folgt die Prognose, die Heilmethode, eine gedrängte Übersicht von dem Inhalt des Werkes in Beziehung auf die von der vliessinger Gesellschaft der Wissenschaften aufgestellte Preisfrage, und den Beschluss macht ein Verzeichniss der zu Rathe gezogenen Schriftsteller.

Der Vf. behandelte das Scharlachfieber nach den gewöhnlichen Regeln, und war wie die meisten Ärzte darauf bedacht, den Scharlachstoff auf dem Wege auszutreiben, den die Natur selbst durch die mit Aufschwellen begleitete rothe Farbe der Haut bezeichnet zu haben schien. Auf schweisstreibende Mittel, häufige warme Getränke und warmes Verhalten schränkte sich daher der ganze Heilapparat ein, womit er auch bis zu dem Anfange dieses Jahrhunderts seine Scharlachkranken so glücklich behandelte, dass ihn bis dahin kein einziger durch den Tod entrissen wurde. Aber vom Jahre 1801 an machte er mehrere traurige Erfahrungen, die ihn in Verlegenheit setzten, und sich durchaus nicht mit seinen bisherigen Begriffen vereinigen liessen. Er erzählt hierauf acht Fälle, wo 6 Scharlachkranke, die, ganz nach den Regeln der Kunst behandelt, dahin gerafft wurden, ohne dass irgend ein Mittel zu ihrer Rettung nach den bisherigen Grundsätzen wäre verabsäumt worden. Aber 2 Kranke, die sich der stärksten Erkältung ausgesetzt hatten, genasen vollkommen, ohne dass auch die mindeste Nachkrankheit zurückgeblieben war. Diese Fälle setzten den Vf. in Erstaunen, erregten in ihm die grössten Zweifel gegen die Richtigkeit der bisherigen Behandlungsart des Scharlachfiebers, und da ihm viel an der Lösung dieses Problems gelegen war: so nahm er seine Zuflucht zur Geschichte der Medicin, in der Hoffnung, in derselben die Aufklärungen zu finden, die seiner Verlegenheit abhelfen sollten. Das Historische, welches uns der Vf. mittheilt, ist unbedeutend. Es läuft darauf hinaus, dass wir die erste Kenntniss vom Scharlachfieber *Dan. Sennert* verdanken. Wahrscheinlich ist es, dass schon *Forestus* das Scharlachfieber beobachtet, aber nicht deutlich von den Masern oder anderen Ausschlagskrankheiten unterschieden habe. Der Vf. führt mehrere Gründe an, die diese Vermuthung rechtfertigen. — Welches ist die wahre Natur und das Wesen dieser Krankheit? Hr. *R.* ist der Meinung, dass der Glaube an die Existenz eines eigenthümlichen Scharlachgifts die Ärzte von dem Wege abgeleitet habe, der ihnen zur Kenntniss des wahren Charakters des Scharlachfiebers hätte verhelfen können. Hätten sie nur auf das diese Krankheit stets begleitende, nie fehlende Symptom gesehen: sie würden früher den wahren Charakter desselben aufgefasst haben. Dieses Symptom, das Abschuppen der Oberhaut in grossen Stücken, ist so unzertrennlich mit der Krankheit selbst verbunden, dass kein anderes Symptom derselben in solcher Allgemeinheit dabey vorkommt. Diese Abschuppung erstreckt sich nur auf die Oberhaut und dehnt sich über die ganze Oberfläche des Körpers dergestalt aus, dass allmählich die Oberhaut von allen Theilen desselben in grösseren oder kleineren Lappen sich abschält, und so in kurzer Zeit der ganze äussere Überzug des Menschen sich erneuert. Ganz offenbar also, schliesst hieraus der Vf. etwas rasch, macht das gänzliche Absterben der gesammten äusseren Bedeckung des Körpers, und die Wiedererzeugung eines neuen allgemeinen Überzugs *die wahre Natur* oder *das Wesen* des Scharlachfiebers aus. Sieht man das Scharlachfieber aus diesem Gesichtspuncte an: so muss vor allem untersucht werden, worin die Verrichtungen

der Oberhaut im gesunden Zustande bestehen. Da die Oberhaut unter allen organischen Theilen des lebenden menschlichen Körpers mit der atmosphärischen Luft am unmittelbarsten in Berührung steht: so muss bey der Untersuchung ihrer natürlichen Function das Verhältniss zwischen jenem Fluidum und dem lebenden Körper vor Allem in Betrachtung gezogen werden. Bey dieser Gelegenheit macht der Vf. eine weitläuftige Digression, worin er abermals das Unstatthafte in den Behauptungen der neuen Physiologen aufzudecken sucht, als wenn zwischen lebenden und unbelebten Körpern eine Verschiedenheit Statt finde, und jedes lebende Wesen, weil es als solches mit Lebenskräften begabt sey, den physischen und chemischen Gesetzen durchaus nicht unterworfen seyn könne, denen die unbelebten Körper unterworfen sind. Wir können bey der Anwendung der physischen und chemischen Gesetze auf die Phänomene des menschlichen Lebens der dynamischen Erklärung ganz überhoben seyn. Wir müssen die Ursachen aller uns vorkommenden Erscheinungen nicht ausserhalb dessen, was wir durch unsere Sinne erkennen, suchen. Die Kraft ist bloss etwas Hypothetisches und Eingebildetes. Die Materie muss als der Punct betrachtet werden, von welchem alle unsere Untersuchungen über die Ursachen der Phänomene anheben müssen. Der lebende Organismus ist den allgemeinen physischen und chemischen Gesetzen der sogenannten todten Natur unbedingt unterworfen. Nachdem der Vf. 15 Seiten hindurch in diesem Geiste forträsonnirt hat: lenkt er endlich wieder ein zur Betrachtung der Functionen der Oberhaut. — Die Oberhaut ist ein Leiter für den freyen Wärmestoff, und dazu bestimmt, durch ihre Substanz hindurch diese imponderable Materie entweichen zu lassen. Diess muss um so beträchtlicher geschehen, je feiner und zarter sie ist, und umgekehrt. So lange die Oberhaut ihre natürlichen Verrichtungen erfüllt: wird die Entweichung des Wärmestoffs durch sie begünstigt. Sobald aber der eigenthümliche Charakter des Scharlachfiebers ihr den Charakter der Vitalität benimmt: so verdickt sie sich beträchtlich, wie sie dieses durch ihre besondere Beschaffenheit zur Zeit der Abschuppung zu erkennen giebt, und alsdann muss sie als dichterer Körper die Entweichung des im Innern entwickelten Wärmestoffs weniger begünstigen, obgleich sie verhältnissmässig noch an Leitungsfähigkeit für denselben gewonnen hat. Die andere nicht minder wichtige Function, welcher die Oberhaut vorzustehen hat, ist die Entweichung der Ausdünstungsmaterie, die nach dem Gesetze der Verdunstung fortwährend durch die Oberhaut ihren Ausweg nimmt. Der Durchgang dieser gas- oder dunstförmigen Flüssigkeit durch die Oberhaut würde nicht möglich seyn, wenn die Oberhaut nicht mit der kälteren atmosphärischen Luft umgeben wäre, die als solche eine grössere Capacität für den Wärmestoff und für die gasartigen Stoffe der Ausdünstung hat, als die wärmere Luft. Wenn nun nach dem Gesetze der Verdünstung fest steht, dass, je mehr die Temperatur zweyer mit einander in Berührung stehender hygroskopischer Körper von einander abweichen, der trocknere Körper in desto höherem Grade das Bestreben äussert, sich mit der Feuchtigkeit des feuchteren Körpers so lange zu sättigen, bis der Feuchtigkeitsgrad beider einander gleichkommt: so folgt aus der Anwendung dieses Gesetzes auf das Verhältniss des lebenden Menschen zur umgebenden Luft, dass, je mehr die Temperaturen dieser beiden Körper von einander abweichen, auch die Verdünstung oder Ausdünstung der thierischen Feuchtigkeiten um desto mehr zunehmen wird, und dass, je mehr diese beiderseitigen Temperaturen sich einander nähern, auch die Ausdünstung sich desto weniger vermehren, oder um desto mehr vermindert und unterdrückt wird. Die gewöhnliche Behauptung also, dass die kalte Luft oder die Kälte überhaupt die Ausdünstung zurückhalte oder unterdrücke, würde nicht nur einer der grössten Irrthümer, sondern eine nicht weniger auffallende Lächerlichkeit seyn, als der Satz, dass die Kälte die thierische Wärme zurückstosse, und sie im Inneren des Organismus mehr concentrire. Man kann nur dann behaupten, die äussere Wärme vermehre die Ausdünstung des Menschen, wenn man findet, dass die äussere Wärme die natürliche thierische Wärme beträchtlich übersteigt. Dennoch glaubt man aber immer noch, die Ausdünstung durch einen äusseren Wärmegrad vermehren zu können, der dem der angebornen thierischen Wärme sich nur nähert, und gerade ein solcher Wärmegrad verhindert die Ausdünstung, in dem Masse, als eine Annäherung zwischen beiden Temperaturen Statt findet. Von diesen Grundsätzen macht nun der Vf. die Anwendung auf die in Rede stehende Krankheit. Das Wesen des Scharlachfiebers besteht nach ihm, wie bereits erwähnt worden ist, in dem allgemeinen Absterben der Oberhaut, und der Reproduction eines neuen allgemeinen Überzugs unter dem alten. Die Oberhaut ist hauptsächlich dazu bestimmt, in ihrem natürlichen Zustande freyen Wärmestoff und Ausdünstungsmaterie in die freye Luft abzugeben. Diese Abgabe muss in dem Masse mechanisch erschwert und verhindert werden, als die Consistenz der alten Oberhaut dichter wird. Die zurückgehaltenen excernibeln Stoffe müssen in dem Körper eine beträchtlich höhere Temperatur und Vollsaftigkeit bewirken, und diese Folge wird um desto mehr zunehmen, je weniger die primitive Verschiedenheit zwischen der Temperatur der Luft und des Organismus unterhalten wird. Diess wird aber unvermeidlich in dem Masse geschehen, als durch die vermehrte Wärme der verschlossenen Stubenluft, worin sich die Kranken befinden, die Temperatur dieses umgebenden Fluidums der Temperatur des lebenden Menschen näher gebracht wird. Hierin liegen dem Vf. die Principien der ganzen Symptomatologie des Scharlachfiebers. — Die Reproduction eines neuen Überzugs unter dem alten ist durchaus erfoderlich, ehe sich dieser letztere von dem neuen losbegeben und in grösseren Stücken

abschälen kann. Da aber die Abschuppung nicht überall gleichmäfsig, sondern an einem Orte früher, an einem anderen aber später erfolgt: so läfst sich daraus schliefsen, dafs auch der Reproductionsprocefs der neuen Oberhaut nicht überall gleichmäfsig vor sich gehen wird. In dem Mafse aber, als er seinen Fortgang nimmt, mufs auch die alte Oberhaut aufser Stand gesetzt werden, die ihr von der Natur angewiesenen und oben erläuterten organischen Functionen zu erfüllen. Dieses Resultat gründet sich auf die materielle Veränderung ihrer Substanz, die darin besteht, dafs ihre Dichtigkeit zunimmt, weil die lymphatische Feuchtigkeit, die einen Theil der Ausdünstungsmaterie ausmacht, und Faserstoff, phosphorsaure und kohlensaure Kalkerde mit sich führt, sich in dem Zwischenraume zwischen der alten und neuen Oberhaut anhäuft, hier durch die Wirkung des thierischen und atmosphärischen Wärmestoffs vertrocknet, und so die Ausdünstungskanäle verstopft, die sich ebenfalls in der neuen Oberhaut so gut, wie in der alten, befinden müssen. Stärkere Anheftung und Verwachsung des alten und des neuen Überzugs werden also die nothwendigen Folgen des Reproductionsprocesses der Oberhaut im Scharlachfieber seyn, und diese Folgen werden wiederum die natürliche Hautausdünstung in dem Mafse erschweren und verhindern; als die Erhöhung der Temperatur der umgebenden Luft die Abgabe der Ausdünstungsmaterie und des damit nothwendig verbundenen freyen Wärmestoffs an die umgebende Atmosphäre vermindert. Wo aber diefs der Fall ist, da röthen sich die organischen Theile. Die Röthe der Haut im Scharlachfieber ist also das Product einer eben so natürlichen Ursache, als die Hautröthe, die man bey Leuten bemerkt, die in einer zu warmen Stube sich befinden, oder sich durch körperliche Bewegung erhitzen. Aus diesem Grunde hat der Vf. der Meinung *Sennerts* und anderer Ärzte in Betreff der Existenz eines eigenthümlichen Scharlachgiftes nicht beypflichten können. Das Scharlachgift ist eine leere Hypothese, eine Chimäre. Was ist aber der wahre und zureichende Grund dieses Processes? Anfangs schienen dem Vf. die Nord- und Nordost-Winde das Scharlachfieber hervorzubringen. Er gesteht aber selbst, dafs mehrere Umstände dieser Behauptung zuwider sind. Er stellt daher eine andere Hypothese auf, die wir bereits in den No. 2 aufgeführten *dähnischen* Beyträgen finden, dafs nämlich das zur Erzeugung des Scharlachfiebers mitwirkende innere Moment in einer Veränderung der allgemeinen äufseren Bedeckung besteht, die derjenigen analog ist, welche sich gewöhnlich in gewissen Jahreszeiten bey allen lebenden Organismen ereignet. So wie die Thiere in gewissen Perioden ihres Lebens Veränderungen ihrer allgemeinen Bedeckungen erleiden, welche mit mehr oder weniger unangenehmen Zufällen begleitet sind: so ist auch der Mensch diesen Veränderungen unterworfen. Auch er schält sich jedes Jahr nach und nach über die ganze Oberfläche ab. Daher rührt es, dafs man dann nicht allein die Oberhaut hie und da in kleinen kleyenartigen Schuppen sich abschilfern sieht, sondern dafs auch gewöhnlich die Drüsen in allen den Theilen, wo die Luft beynahe unmittelbar auf dieselben einwirkt, wie z. B am Halse, im Nacken, unter den Achseln u. s. w. zu schwellen anfangen. Der aufmerksame Beobachter kann die Ähnlichkeit der gedachten Metamorphose mit der das Scharlachfieber charakterisirenden besonderen Veränderung der Oberhaut nicht verkennen. Es giebt gewisse bestimmte Perioden für das Wachsthum und die Ausbildung jeder organischen Masse, die sich durch die angeführten Metamorphosen bezeichnen. Je mehr sich der lebende Körper dem Zustande seiner Vollkommenheit oder Entwickelung nähert: desto undeutlicher werden auch diese Perioden. Für den Menschen giebt es auch dergleichen Perioden; nur zeichnen sie sich weniger durch auffallende Metamorphosen seines äufseren Überzugs aus. Von der Geburt an bis zur Mannbarkeit entwickelt sich vorzugsweise bald dieser, bald jener seiner organischen Theile. Sollte vielleicht zu der Zeit, fragt der Vf., wenn die Nahrungssäfte durch den relativen Überflufs an phosphorsaurer Kalkerde und thierischem Schleime zur Knochenbildung sich hinneigen, der Einflufs einer besonders beschaffenen, kalten und rauhen Luft die eigenthümliche und allgemeine Veränderung der Oberhaut hervorbringen, welche den natürlichen Charakter des Scharlachfiebers ausmacht? Der Vf. nennt dieses selbst eine Vermuthung, folgert aber unmittelbar und mit grofser Sicherheit daraus, dafs das Scharlachfieber *keine ansteckende* Krankheit sey, die von einem eigenthümlichen Scharlachgift herrühre, sondern die Krankheit ist offenbar eine Art von *Mausern*, eine blofse eigenthümliche Metamorphose der Oberhaut. Jeder Mensch erleidet wenigstens einmal des Jahres eine Abschuppung der Oberhaut (ist dieses so entschieden?), die von der beym Scharlachfieber erfolgenden sich blofs darin unterscheidet, dafs sie nicht so allgemein verbreitet ist, und daher nicht diejenigen Symptome hervorbringen kann, die das Scharlachfieber charakterisiren. Gewöhnlich findet diese im Frühjahre Statt. Die in dieser Jahreszeit so häufig vorkommenden Halsübel und Drüsengeschwülste entspringen höchst wahrscheinlich davon, dafs durch die alsdann Statt findende Verminderung der Ausdünstung eine bedeutende Anhäufung der lymphatischen Feuchtigkeiten in den Gefäfsen dieses Systems bewirkt wird, dafs die in diesen Gefäfsen befindlichen Klappen die Säfte länger aufhalten, und dafs so Anschwellen der Gefäfse und Drüsen die nothwendige Folge ist. —

(*Die Fortsetzung folgt.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 12 SEPTEMBER 1810.

MEDICIN.

Fortsetzung der Recension

von

Benedict, Dähne's und Reichs Schriften *über das Scharlachfieber.*

Hr. *Reich* geht hierauf zur Beschreibung des Scharlachfiebers und zur Erläuterung seiner Phänomene über. Er beschreibt zuerst den Verlauf des einfachen oder gutartigen Scharlachfiebers, worauf er die des bösartigen oder implicirten folgen läfst. Er behält zwar aus Nachgiebigkeit gegen die Systematiker diesen Unterschied des gut- und bösartigen Scharlachfiebers bey, ist aber vollkommen überzeugt, dafs es nur eine einzige Art von Scharlachfieber giebt, und dafs alle nosologischen Unterabtheilungen einer Gattung oder Art von Krankheiten eben so schädlich und fehlerhaft, als vollkommen überflüssig sind. Er läfst nun das Gemälde folgen, welches *Kreyfig* von der Scharlachepidemie entworfen hat, die 1801 in Wittenberg herrschte, und behauptet, dafs das Übel nie eine so schreckliche Bösartigkeit hätte erreichen können, wenn die üble Gewohnheit, die Zimmer so zu heitzen, dafs oft die Stubentemperatur der natürlichen menschlichen Wärme fast gleichkommt, wenn ferner die irrige Vorausfetzung, dafs fast alle Krankheiten durch Hülfe einer hohen Temperatur der eingeschlossenen Stubenluft am schnellsten geheilt werden, und wenn endlich das Vorurtheil, dafs man die allermindeste Erkältung auf das sorgfältigste vermeiden müsse, um so den schlimmen Folgen der dadurch vermeintlich unterdrückten Ausdünstung und des im Scharlachfieber zu befürchtenden Rücktritts der angeblichen Ausschlagsmaterie sich nicht auszusetzen, wenn alle diese Umstände zusammen nicht im Spiele gewesen wären. Hierauf folgt die Betrachtung derjenigen Krankheiten, die sich oft mit diesem Übel verbinden, oder ihm nachfolgen, und deßhalb Nachkrankheiten heifsen. 1) Die *Bräune* oder der Halsschmerz. Das warme Verhalten und das Vorurtheil, das alle Kranken dieser Art um den Genufs einer möglichst kühlen und frischen Luft bringt, sind nämlich Schuld, dafs die Bräune in Brand und Eiterung übergeht. Je mehr man die Scharlachkranken warm hält: desto eher läuft man Gefahr, diesen Untergang herbeyzuführen, und eben daher rührt es, dafs sich die heftigste Bräune zum Scharlachfieber gesellt, und sogar noch darauf folgen kann. 2) *Fieber*. Das Fieber als Nachkrankheit tritt ein, weil die Abschuppung der Oberhaut nicht überall gleichmäfsig gewesen ist, die noch festsitzenden Überreste der alten Hülle und das hergebrachte streng beobachtete warme Verhalten die natürlichen Ausleerungen durch die Haut verhindern, die durch ihr Zurückbleiben im Körper als Krankheitsursachen neuerdings wirksam werden. 3) *Geschwulst und chronisches Anschwellen der Hals- und Ohren-Drüsen*. Der Grund davon liegt in der durch die Desorganisation der alten Oberhaut und durch das allgemein empfohlene warme Verhalten erschwerten und unterdrückten Entweichung der Ausdünstungsmaterie und des entbundenen Wärmestoffs; die durch den Kreislauf bis in die äufsersten Enden der zur Ausdünstung bestimmten arteriösen Gefäfse getriebenen Säfte ergiefsen sich nothwendig im Übermafs in das Zellgewebe, können nicht in verhältnifsmäfsiger Menge wieder eingesogen werden, wodurch sowohl das Zellgewebe als die Drüsen eine beträchtliche Ausdehnung erleiden müssen. Aufser diesen zu den Nachkrankheiten des Scharlachfiebers gezählten Übeln führt der Vf. noch mehrere an, als wäfsrige Geschwulst und Wassersucht, Hautausschläge, Nervenbeschwerden, trockener oder feuchter Husten und andere Zufälle, die er alle aus derselben Quelle herleitet. Dann wendet er sich zur Prognose. Hier finden wir ein langes polemisches Räsonnement gegen *Cappels* Anführungen u. Behauptungen in Rücksicht der Gefahr des Scharlachfiebers. Der Vf. selbst sagt uns nichts anderes, als was wir oft schon von ihm gehört haben, dafs nämlich alle während oder nach dem Scharlachfieber eintretenden bösen Zufälle ein erzwungenes Product, eine Erkünstlung des warmen Verhaltens sind. Das Absterben der Oberhaut im Scharlachfieber erschwert die Functionen der Haut, macht also, dafs mehr Wärmestoff und Ausdünstungsmaterie im Inneren zurückbleiben, als geschehen sollte, und bringt so Zufälle zuwege, die dem intensiven Grade dieser Störungen angemessen sind. Je mehr der Körper verhindert wird, sich dieses Übermafses an Wärmestoff und Ausdünstungsmaterie zu entledigen: desto kräftiger werden alsdann diese allgemeinen chemischen Auflösungsmittel nach ihren allgemeinen physischen Gesetzen auf die gesammte organische Masse einwirken, und verhältnifsmäfsig alle die Kräfte, Fähigkeiten und Capacitäten vernichten oder vermindern, welche der menschliche Geist dem Organismus im gesunden Zustande zuschreibt. — Ganz überflüssig scheint dem Rec. die hier folgende lange Digression, die Unzulänglichkeit dynamischer und die Vorzüglichkeit sthenischer Principien betreffend, da wir

in ihr nur eine Wiederholung dessen finden, was der Vf. bereits an mehreren Stellen dargethan hat. Nach diesen Bemerkungen kommt der Vf. auf die Behandlung des Scharlachfiebers. — Die Scharlachkrankheit besteht ihrem Wesen nach in dem Reproductionsprocess einer neuen Oberhaut unter der alten abgestorbenen, durch eine Art von Mausern. Es ist daher eine Eitelkeit des Arztes, wenn er, nachdem unter seinen Händen ein Scharlachkranker genesen ist, sich selbst oder seinen Bemühungen diesen Erfolg zuschreibt, der doch einzig und allein der Natur angehört. Denn die Functionen der alten Oberhaut müssen offenbar schon gestört seyn, ehe noch die Reproduction der neuen unter dieser alten angefangen hat, und der Arzt kann zur Beschleunigung dieses Vorganges auf keine andere Weise mitwirken, als indem er alles das vermeiden läfst, was einen nachtheiligen Einflufs darauf haben könnte. Anstatt einer activen und positiven Indication also giebt es hier nur eine negative und passive, und nur wenn man positiv verfährt, wo man negativ verfahren sollte, sieht man das Scharlachfieber eine schlimme Wendung nehmen. In welchem Zustande der Scharlachkranke sich aber auch befinde, so mufs die erste Sorge seyn, ihn eine so frische oder kalte Luft athmen zu lassen, als man ihm nur verschaffen kann. Der Vf. giebt daher nie mehr zu, dafs das Krankenzimmer geheizt wird, und wenn der Kranke aus dem Bette bleiben, ja sogar ausgehen und der freyen Luft sich aussetzen will: so ertheilt er seine Einwilligung dazu ohne Bedenken, und nie hat er davon die allermindesten schlimmen Folgen entstehen sehen, wofern nur die nöthige Vorsicht in Betreff der Kleidung beobachtet wurde, und die Ältern oder Angehörigen des Kranken durch eine zuweilen eintretende unbedeutende Geschwulst sich nicht verleiten liefsen, denselben wieder ins Bette oder in eine sehr warme Stube zu verweisen. Verminderung des Fiebers und wohlthätige Erleichterung des Kranken sind die wesentlichsten Vortheile des ungehinderten Genusses der frischen oder kalten atmosphärischen Luft, und hienach richtet sich nothwendiger Weise die Abschälung der alten abgestorbenen Oberhaut, wovon die Wiederherstellung der unterdrückten Ausdünstung und der übrigen Functionen der neuen Oberhaupt abhängt. Bey diesem Verfahren hat sich die Krankheit binnen drey, vier, oder höchstens fünf Tagen, von Erscheinung der Röthe an gerechnet, beendigt. In einigen Fällen, wo die Krankheit eine unerwartet schlimme Wendung nahm, war eines Theils die sehr dichte und feste Oberhaut des Kranken Schuld, anderen Theils eine um einige Grade erhöhete Stubentemperatur. Die Anwendung aller gegen diese Krankheit empfohlenen Mittel ist überflüssig, — weil die Natur allein die Krankheit hebt, wofern man nur die Vermehrung des Fiebers verhindert, und alle die Hindernisse aus dem Wege räumt, welche das allgemeine Vorurtheil entgegen zu stellen pflegt. Der Vf. erzählt zur Bekräftigung seiner Behauptung zwey Fälle, die allerdings auffallend sind, und jeden Arzt zum Nachdenken über sein Verfahren in dieser Krankheit auffodern müssen. Ein Knabe von 6 Jahren wurde am Donnerstage so heftig vom Scharlachfieber befallen, dafs er das Bette hüten mufste. Am nächsten Montage darauf liefs der Vf. ihn wieder aufstehen, und des Mittags mit seinen Ältern zu einer grofsen Tischgesellschaft aufserhalb der Stadt gehen. Am Abend schwollen zwar die Knöchel etwas an, und die Geschwulst hatte am folgenden Morgen, der Bettwärme wegen, noch etwas zugenommen. Er liefs ihn aber sogleich an der Hand seines Vaters ausgehen, und am nächsten Tage war alle Geschwulst verschwunden, und die Oberhaut schälte sich auch bald von den Füfsen ab. Der Vf. nennt das warme Verhalten sowohl im Scharlachfieber als in jeder anderen hitzigen Krankheit grausam und mörderisch, das man gänzlich verabscheuen müsse. Er wirft hier eine Frage auf, deren Beantwortung ihm leichter wird, als man glauben sollte. Warum, fragt er, entgehen denn so viele Kranke, die man auf die gewöhnliche (der des Vfs. entgegengesetzte) Weise behandelt, so oft dem Tode und allen Nachkrankheiten des Scharlachfiebers? Die Antwort ist: Diefs kann daran liegen, dafs entweder die Stubentemperatur nicht hoch genug gewesen ist, um die Folgen des im Organismus angehäuften Übermafses an freyem Wärmestoff und Feuchtigkeit hervorzubringen, oder dafs zugleich Mittel angewendet worden sind, welche diesen üblen Folgen das Gleichgewicht gehalten haben. — Das kalte Verhalten im Scharlachfieber erstreckt sich nicht blofs auf die äufsere Temperatur, die von der Wärme der umgebenden Luft abhängig ist, sondern es begreift auch alles, was durch seine Temperatur oder durch seine specifische Mischung dieselben Wirkungen hervorbringt, als die kalte Luft. Man lasse daher den Kranken kalte Getränke, selbst ganz kaltes Wasser trinken. Wie bedeutend auch der mit dem Scharlachfieber verbundene Halsschmerz seyn mag: so darf man doch nie den mindesten Anstand nehmen, irgend ein kaltes Getränk zu gestatten. Limonade verschafft hier die meiste Erleichterung. Um die Kranken und deren Angehörige zufrieden zu stellen, kann der Arzt irgend eine kühlende Mixtur verordnen. Sehr oft hat der Vf. selbst in ziemlich ernsthaften Fällen nichts weiter verschrieben als destillirtes Wasser mit etwas Syrup, und die Kranken versicherten, davon den besten Erfolg zu verspüren. Der Vf. will nicht in Abrede stellen, dafs dieses oder jenes angerühmte Mittel den schlimmen Folgen abhelfen könne, die das beobachtete schlimme Verhalten bewirkt hatte. Sollte es aber wohl erlaubt seyn, eine Feuersbrunst zu verursachen, um die Feuersprützen auf die Probe stellen zu können? — Alle Thatsachen die *Currie* erzählt, und die durch die Auszüge noch ergänzt werden, welche *Giannini* und *Heurteloup* aus vielen älteren und neueren Schriften ausgezogen haben, sollen die Richtigkeit der Grundsätze bestätigen, wodurch der Vf. die Wirkungskraft oder den Einflufs der atmosphärischen Luft auf den Organismus erklärt. Da das Wasser ein weit dichterer Körper ist, als die atmosphäri-

sche Luft: so wird es dem Organismus den freyen Wärmestoff in desto grösserer Menge entziehen, je grösser die Differenz der Temperaturen des Organismus und des Wassers ist. Es ist daher gar nicht zu verwundern, dass Menschen bald oder plötzlich gestorben sind, die kaltes Wasser in Menge zu sich genommen hatten. Um diese Thatsache zu erklären, braucht man sich bloss an die physische Wirkung der Kälte, d. h. an die deutlich bewirkte augenblickliche Entziehung des Wärmestoffs zu erinnern. Der Vf. hält es aber nicht für nöthig, die Methode des Begiessens mit kaltem Wasser im Scharlachfieber zu befolgen, wofern man nur gleich vom Anfange an das kühle oder kalte Verhalten beobachtet. Es könnte sogar nachtheilig seyn, der Oberfläche des Körpers durch die wiederholte Anwendung des kalten Wassers mehr Wärmestoff zu entziehen, als zuträglich wäre, um den Process der Reproduction der neuen Oberhaut zu begünstigen. Traf es sich indessen, dass der Vf. zu Scharlachkranken gerufen wurde, die des warmen Verhaltens wegen schon länger litten, als es eigentlich der Fall hätte seyn sollen: so liess er zuweilen das mit geringeren Unbequemlichkeiten verknüpfte kalte Waschen vermittelst eines Schwammes vornehmen, dessen er sich zur Heilung aller Arten von ansteckenden bösartigen Fiebern bedient. — Die Resultate der ganzen Abhandlung des Vfs. mit Beziehung auf die von der vliessinger Akademie der Wissenschaften vorgelegten Fragen sind nun folgende: 1) Die Ursache der Bösartigkeit des Scharlachfiebers liegt bloss in der bisherigen Unbekanntschaft mit der wahren Natur dieser Krankheit, und in der schlechten Behandlung, die sich auf die angebliche Existenz eines eigenthümlichen Scharlachgiftes gründet, rührt also keinesweges von der Complication irgend einer besonderen epidemischen Constitution oder irgend einer anderen Krankheit her. 2) Das bösartige Scharlachfieber, wie es gegenwärtig an verschiedenen Orten vorkömmt, unterscheidet sich von dem Scharlachfieber, wie es die ersten Schriftsteller beschrieben haben, in keiner anderen Rücksicht, als dass die allgemeine Erfahrung des warmen Verhaltens nothwendig eine Verschlimmerung seiner Symptome mit sich gebracht hat. 3) Die Ausbildung der Bräune, so wie der Frieselausschlag rühren von dem warmen Verhalten her. 4) Das Scharlachfieber heilt man auf die sicherste und schnellste Weise, wenn man den Kranken eine so frische oder kalte Luft athmen läſst, als man ihm nur verschaffen kann, und überhaupt, wenn man das kühle oder kalte Verhalten auf die angemessenste Art anwendet. Die Beobachtung dieser Hauptregel reicht allein ohne alle anderen innerlichen oder äusserlichen Mittel hin, das Scharlachfieber in wenigen Tagen zu heilen, alle seine schrecklichen Symptome zu verhüten, zu entfernen und die Kranken vor allen Nachkrankheiten zu bewahren. — Dieser Darstellung der Hauptgedanken aus der *reichschen* Schrift läſst Rec. nun einige Bemerkungen folgen.

Das Princip, welches der ganzen Schrift zum Grunde liegt, ist: der lebende menschliche Körper ist den allgemeinen Naturgesetzen, den physischen und chemischen Gesetzen eben so unterworfen, wie unsere sogenannten unbelebten Körper. Alle in jenem vorgehenden Veränderungen erfolgen nach diesen Gesetzen, und werden nicht durch seine Vitalität modificirt. Wir können und müssen daher, bey der Erklärung der Phänomene des thierischen Körpers, von jenen Gesetzen einen unmittelbaren und unbedingten Gebrauch machen. — Eine förmliche Widerlegung dieses Princips selbst würde uns zu weit führen; wir wollen daher sehen, in wie fern das aus diesem Princip Gefolgerte Haltbarkeit habe oder nicht. Der Ideengang des Vfs. ist folgender: Die äussere Bedeckung des Körpers, die Oberhaut, ist der Sitz dieser Krankheit. Die Oberhaut ist bestimmt, freyen Wärmestoff und Ausdünstungsmaterie an die sie umgebende atmosphärische Luft abzugeben, damit sie sich nicht in dem Körper anhäufen. Die Temperatur des lebenden Menschen wird nicht durch seine Vitalität bestimmt, sondern ist dem allgemeinen Temperaturgesetze unterworfen, nach welchem von zwey mit einander in Berührung stehenden Körpern der wärmere dem kälteren seinen Wärmestoff so lange mittheilt, bis ihre Temperatur im Verhältniss zur Dichtigkeit ihrer Substanz gleich ist. Wenn also die Temperatur des lebenden Menschen und der atmosphärischen Luft von einander abweicht: so folgt nach diesem Gesetze, dass das eine von ihnen dem anderen so viel von seinem Übermass an freyem Wärmestoff mittheilt, als dieser aufnehmen kann. Die Oberhaut ist bestimmt, der umgebenden *immer* kühleren Luft einen Theil des im Inneren sich entwickelnden freyen Wärmestoffs mitzutheilen. Je wärmer also die äussere Luft ist: desto weniger wird ihr vom Organismus mitgetheilt werden können, und desto mehr Wärmestoff wird sich in ihm anhäufen. Diese Behauptung ist nur zum Theil wahr. Gewiss wird eine kalte Luft dem Organismus Wärmestoff entziehen; allein sie kann auch auf der anderen Seite, vermöge der durch die Kälte in ihr geweckten Leitungsfähigkeit für andere potenzirende Classen, Elektricität, Magnetismus u. s. w., den Organismus in einen solchen Zustand versetzen, dass der Process der Wärmeentwicklung desto rascher in ihm vor sich geht, und den durch die Kälte bewirkten Verlust weit überwiegt, wenn diese nicht so intensiv ist, dass sie den ganzen Lebensprocess nur schwach anregt, oder gar unterdrückt. Ganz irrig aber ist der Vf. in seinen Behauptungen von dem Gesetze der Verdünstung, und in der Anwendung desselben auf den menschlichen Körper. — „Die Öffnungen der Oberhaut", sagt der Vf., „wodurch die Ausdünstungsmaterie entweicht, sind so fein, dass die Flüssigkeit in Gas oder Dampf sich verwandeln muss, um durchgehen zu können. Dieser Durchgang würde dennoch nicht möglich seyn, wenn die die Oberhaut umgebende atmosphärische Luft nicht kälter wäre, als der Organismus, wodurch diese Luft eine grössere Capacität für die gasartigen Stoffe der Ausdünstung

hat, als eine wärmere Luft." Dieser Satz, welcher die Grundlage der gesammten Theorie des Vfs. und seiner Heilmethode in dieser Krankheit bilden hilft, ist durchaus irrig und einem allgemein anerkannten Gesetze zuwider, nach welchem eine warme Luft mehr Capacität und Auflösungsfähigkeit für wässerige Dünste hat, als eine kalte. Er sucht diesen Satz durch die Dampfsäulen zu beweisen, welche sich in der Winterkälte von der Oberfläche des nackten Menschen erheben, und durch die Lungenausdünstung, die nur dann sichtbar ist, wenn die eingeathmete Luft eine niedrige Temperatur hat. Allerdings sieht man unter diesen äusseren Verhältnissen die ausgedünstete Materie; aber daraus, dass man sie *sieht*, folgt ja nicht, dass sie stärker sey, als dann, wenn man sie nicht sieht. Das hat ja einen ganz bekannten Grund, welchen Rec. dem Vf. wahrlich nicht erst zu sagen braucht. — „Der freye Wärmestoff", fährt der Vf. fort, „äussert eine solche Verwandtschaft zur Feuchtigkeit, dass er sich dieselbe in Gestalt von Dünsten oder Dämpfen aneignet. Wenn er nun durch die Haut entweicht: so entreisst er dem Körper einen Theil der Feuchtigkeiten. Dasselbe würde auch der Fall seyn, wenn die Temperatur der Luft die Temperatur des Körpers überträfe. Hieraus folgt, dass, je mehr die Temperaturen zweyer mit einander in Berührung stehender hygroskopischer Körper von einander abweichen, der weniger feuchte und trockenere Körper in desto höherem Grade das Bestreben äussern wird, sich mit der Feuchtigkeit des feuchten Körpers so lange zu sättigen, bis der Feuchtigkeitsgrad beider einander gleichkömmt. Wendet man dieses Gesetz auf das Verhältniss des lebenden Menschen zur umgebenden Luft an: so erkennt man, dass, je mehr die Temperaturen dieser beiden Körper von einander abweichen, auch die Verdunstung der thierischen Feuchtigkeiten um desto mehr zunehmen wird, und dass, je mehr diese beiderseitigen Temperaturen sich einander nähren, auch die Verdunstung um so mehr sich vermindern wird." — Dem Rec. scheint gerade das Gegentheil zu folgen. Eben weil der Wärmestoff, wenn er durch die Haut entweicht, dem Körper einen Theil der Feuchtigkeiten in Gas- oder Dunst-Form entreisst: so muss er dieses um so freyer und stärker thun, je höher die äussere Temperatur, je wärmer die atmosphärische Luft ist, und zwar aus folgenden einfachen Gründen. Eine wärmere Luft entzieht dem Körper weniger Wärmestoff, vermehrt also relativ und absolut die Summe seiner Reize, und verstärkt die Thätigkeit desselben und auch die seiner exhalirenden Gefäfse. Die Folge davon muss vermehrte Exhalation nach ihnen und aussen seyn. Je mehr die äussere Luft expandirt, je dünner sie ist: desto freyer wird die vom Körper ausgehende Expansion und Verdünstung geschehen können. Da eine warme Luft überdiess eine grössere Capacität für wäfsrige Dünste hat: so wird die Verdünstung so lange frey von Statten gehn, bis die umgebende atmosphärische Luft mit wäfsrigen Dünsten und den in ihnen enthaltenen Stoffen dergestalt gesättigt ist, dass sie keine mehr aufzunehmen vermag, bis sie ihre Capacität dafür verloren hat. Es ist daher allerdings irrig, wenn man die Transspiration bey Menschen zu befördern glaubt, indem man sie fortwährend unter dicken Federdecken, wie in einem Schwitzbade, erhält; denn hier wird die den Körper zunächst einschliessende Luft so mit Dünsten und mancherley phlogistischen Stoffen imprägnirt, dass sie ihre Capacität für die Ausdünstungsmaterie verliert, und die Ausdünstung, statt befördert zu werden, dadurch offenbar unterdrückt wird. Anders aber verhält es sich mit einer Luft in einem grossen Raume, die oft erneuert wird. Der Vf. könnte zwar einwenden: wenn nicht geleugnet werden kann, dass eine kältere Luft mehr Capacität für den Wärmestoff hat: so wird dieser in einer warmen Atmosphäre weniger ausströmen, und mithin weniger Ausdünstungsmaterie mit sich fortreissen. Hierauf lässt sich erwiedern: der Wärmestoff im Inneren des Körpers braucht die Ausdünstungsmaterie nur bis an die Oberfläche des Körpers zu verflüchtigen, welches in einer warmen Atmosphäre um so rascher geschehen wird, da vermöge der warmen Luft das Ausströmen der Wärme aus dem Körper mehr gehindert, mithin eine um so grössere Quantität freyer Wärme sich in ihm befinden wird. Ist nun die Ausdünstungsmaterie an die Oberfläche des Körpers gelangt: so wird sie von der warmen Atmosphäre in dieser Form erhalten und fortgeleitet, und dieses um so mehr, je wärmer die den Körper umgebende Luft ist. Weit entfernt also, dass zwischen dem Gesetze der Temperatur und dem der Verdunstung eine Analogie Statt finde, herrscht vielmehr ein absoluter Gegensatz zwischen ihnen. Je wärmer eine Luft ist: desto mehr Leitungsfähigkeit und Capacität hat sie für Dunst und gasartige Stoffe, desto weniger aber für den Wärmestoff, und umgekehrt. — Der Vf. hat sich offenbar durch fremde Autorität diese Analogie aufdringen lassen. Rec. muss es einsichtsvolleren Männern überlassen, zwischen dem Vf. und ihm zu entscheiden. —

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stück.*)

NEUE AUFLAGEN.

Leipzig, b. Fleischer d. Jüng.: *Gemeinnützige Kenntnisse* von *J. A. C. Löhr*, Pastor in der Altenburg vor Merseburg. Zweyte verbess. Aufl. 1810. XXXII u. 413 S. 8. (12 Gr.)

Frankfurt a. M., b. Varrentrapp und Wenner: *Deutsches Lesebuch für die ersten Anfänger.* Mit 22 ausgemalten Kupfertafeln. Vermehrte Aufl. 1808. 96 S. 8. (21 Gr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 13 SEPTEMBER, 1810.

MEDICIN.

Beschluss der Recension

von

Benedicts, Dähne's und Reichs Schriften

über das Scharlachfieber.

Um nicht die Grenzen einer Recension zu sehr zu überschreiten, will Rec. nur noch Einiges herausheben, was ihm am auffallendsten schien. — Der Vf. behauptet an mehreren Stellen, dass die Bösartigkeit des Scharlachfiebers, wie es sich zuweilen zeigt, seinen Grund grösstentheils in der schlechten Behandlung, in dem üblen warmen Verhalten habe, welches man durch die Idee von einem Stoffe, der durch die Haut vermittelst der die Wärme verstärkenden Ausdünstung ausgetrieben werden soll, für indicirt hält, und dass, wenn wirklich individuelle Ursachen die Abschuppung der alten Oberhaut und die freye Ausdünstung des Wärmestoffs verhindern, dieses Übel durch ein kühles Verhalten leicht gehoben werden könne. — Warum sind denn aber die Scharlachfieber bis zu dem Jahre 1801 nach derselben Methode glücklich, und vom Vf. *immer* glücklich behandelt worden? Waren das andere Scharlachfieber? Es giebt ja nur *Ein* Scharlachfieber. Oder hat sich seit jener Zeit die Oberhaut der ganzen Generation verdickt? Der Vf. antwortet hierauf: Es kann daran liegen, dass entweder die Stubentemperatur nicht hoch genug gewesen ist, um die Folgen des im Organismus angehäuften Übermasses an freyem Wärmestoff und Feuchtigkeit hervorzubringen, oder dass zugleich Mittel angewandt worden sind, welche diesen übeln Folgen das Gleichgewicht gehalten haben. Wer kann wohl diese ausweichende Antwort befriedigend finden? Bey der fast unzähligen Menge von Scharlachkrankheiten, die nach derselben Methode behandelt worden und glücklich verlaufen sind, ist die Stubentemperatur, der herrschenden Theorie und den gewöhnlichen Vorurtheilen gemäss, gewiss hoch, sehr hoch gewesen, wie sie es jetzt noch ist. Was die dabey angewandten Mittel betrifft: so weiss wohl jeder Arzt, von welcher Art sie gewesen sind, und es grösstentheils noch sind, schweisstreibende, reizende, krampfstillende, den Wärmeprocess beschleunigende Mittel. Aus dieser aufgeworfenen Frage und der unbestimmten Antwort des Vfs. erhellt schon zur Genüge, dass dem Scharlachfieber wohl noch etwas mehr zum Grunde liegen muss, als das Bedürfniss einer neuen Epidermis. — Der Vf. erklärt ferner das Abschuppen der Oberhaut für ein Symptom, für eine äussere Erscheinung der Krankheit, und diese soll identisch seyn mit der Krankheit selbst, mit dem inneren Seyn derselben. Ein ächt pathognomisches Symptom kann uns allerdings viel Licht über die innere Natur einer Krankheit geben, aber nie das Wesen derselben seyn. Die Abschuppung ist eher eine nothwendige Folge der Scharlachkrankheit. Und gesetzt die Tendenz dieser Krankheit ginge wirklich auf Abwerfung der alten Oberhaut: so lässt sich die Natur dieses Processes in Rücksicht seines Entstehens und seiner Folgen nie aus sich allein begreifen, sondern immer durch eine umfassende Rücksicht auf das Leiden aller damit in Verbindung stehenden nahen und entfernten Organe, welche das Abwerfen der Oberhaut begründen und befördern helfen. Mithin kann man wohl nicht das Wesen der Scharlachkrankheit in einem einzigen, am deutlichsten hervortretenden, sie stets begleitenden Symptome suchen, sondern muss sie aus einer tiefern Quelle schöpfen, aus allen, der Krankheit vorhergehenden und sie begleitenden Umständen, durch welche das Entstehen und der Verlauf derselben bedingt wird. — Der Vf. leugnet die Existenz des Scharlachgifts, und hält die Annahme desselben für eine leere Hypothese, für eine Schimäre. Seine Gründe aber, wenn sie diesen Namen verdienen, sind höchst unzureichend, und tragen zu deutlich das Gepräge einer vorgefassten Meinung. Es wird keinem rationellen Pathologen einfallen, von der die Krankheit begleitenden Röthe die Existenz des Scharlachstoffs abzuleiten. Die ganze Widerlegung daher, welche der Vf. desshalb unternimmt, war überflüssig. Besser wäre es gewesen, wenn er uns erklärt hätte, woher die unleugbare ansteckende Kraft dieser Krankheit komme, wenn ihr kein eigenthümlicher Stoff zum Grunde liegt, oder sich während derselben entwickelt. Darüber lässt sich aber der Vf. gar nicht vernehmen, sondern übergeht diesen wichtigen Punct gänzlich mit Stillschweigen. Und doch gerade dieser Umstand ist es, woraus man genöthigt wird, auf das Vorhandenseyn eines Ansteckungsstoffes zu schliessen. *Hic Rhodus, hic salta!* möchte man dem Vf. zurufen, der diesen Feind klüglich, aber ohne Erfolg, zu umgehen sucht. — Alle übeln Folgen des Scharlachfiebers und seine Bösartigkeit leitet der Vf. aus einer Quelle her, nämlich aus dem zu warmen Verhalten. Ob dem wirklich so ist? Rec. glaubt, dass

ein zu heiſses Verhalten, ein immerwährendes Schwitzen allerdings viele üble Folgen, und einen tödlichen Ausgang hervorbringen könne. Der Vf. geht aber auch hier zu weit, und die Wahrheit möchte auch hier, wie überall, in der Mitte zu ſuchen ſeyn. *Stieglitz* warnt auch mit Recht vor einem zu heiſsen Verhalten, und empfiehlt eine mäſsig warme Temperatur. Aber den Scharlachkranken im Winter leicht bedeckt in einem ungeheizten Zimmer liegen zu laſſen, oder ihn auf Promenaden und zu *Dinés* zu führen; das heiſst wohl, die Sache etwas weit treiben. Denn geſetzt, einige Fälle dieſer Art lieſen glücklich ab: ſo würde ein ſolches Verfahren dadurch immer noch nicht gerechtfertigt oder zu einem praktiſchen Axiom erhoben werden können. Ein *umfaſſendes* Urtheil kann Rec. über die Nützlichkeit der vom Vf. vorgeſchlagenen Heilmethode nicht fällen. Denn dazu wird erfodert, daſs der Gegenſtand von ſeiner theoretiſchen und praktiſchen Seite beleuchtet werde. Zu letzterem aber muſs ſich Rec. ſelbſt aus Mangel an hinreichenden Erfahrungen für incompetent erklären, da er bis jetzt ſich noch nicht hat entſchlieſsen können, einen Scharlachkranken nach dieſen Grundſätzen zu behandeln. Jedoch aus theoretiſchen Gründen kann er mit vollkommener Überzeugung dieſes Verfahren für fehlerhaft und ſchädlich erklären, da das dieſem Verfahren zum Grunde liegende Princip, die Analogie des Geſetzes der Verdünnung und des Temperaturgeſetzes, durchaus irrig iſt.

I. M. PF.

MAGDEBURG, b. Heſſenland und in Commiſſion der Leichſchen Buchhandlung zu BRANDENBURG: *Die Kunſt, das Leben der in der Ökonomie nützlichen und unentbehrlichen Thiere zu verlängern und ſie geſund zu erhalten.* 1803. XVI u. 384 S. 8. (1 Thlr.)

Der Vf. bemerkt, daſs er für Nichtärzte ſchreibe, und ſich daher gar nicht auf Behandlung der Krankheiten einlaſſe, die allein dem Arzte zukommen: man richte nur Schaden an, wenn man dem Landmann Anweiſung gebe, äuſserliche oder innerliche Curen zu unternehmen. Leider aber hat der Vf. dieſe wichtige Regel ſelbſt nicht beobachtet: er giebt gleich im I Cap., welches *vom Pferde* handelt, eine ziemliche Menge Vorſchriften, 1) *wie man bey Krankheiten des Pferdes verfahren ſoll*, und verſichert dabey, daſs er allenthalben die wohlfeilſten und leicht zu habenden Mittel angegeben habe. — Er handelt die von den Landleuten nur zu wenig beachteten Urſachen ab, wodurch ein Pferd zu Krankheiten geneigt wird; er ſpricht alſo von den Ställen, vom Futter, von der Abkunft, übermäſsigen Anſtrengungen, ferner vom Mangel an Reinlichkeit, von ſchneller Abwechſelung von Hitze und Kälte. Alle dieſe Puncte werden kurz, aber ziemlich deutlich, für den Landmann abgehandelt. 2) *Was man beym Einkaufe der Pferde zu beobachten hat.* Hier iſt der Vf. zu allgemein und kurz, als daſs er dem Landmann deutliche Begriffe geben könnte. Die Lehre von dem Alter, das man an den Zähnen erkennen kann, iſt, ſo wie die Kennzeichen deſſelben, ſehr unvollſtändig vorgetragen. Der Vf. hätte hier nur andere veterinäriſche Werke genauer benutzen ſollen; denn gerade dieſer Punct verlangt für den gemeinen Mann eine ſehr deutliche Auseinanderſetzung. Nachdem die gewöhnlichen Betrügereyen angegeben ſind, folgen 3) *einige nützliche Regeln, die man bey der Pferdezucht zu beobachten hat.* Lauter bekannte Dinge, kurz und ohne Beweiſe erzählt. 4) *Von den Kennzeichen, der Cur und den Mitteln der (bey den) Krankheiten der Pferde.* Seine Behandlungsart der Augenkrankheiten, wovon er nur einige, und dieſe unbeſtimmt genannt hat, iſt, wie gewöhnlich, aus anderen Büchern wörtlich abgeſchrieben, und verdient keiner beſonderen Cenſur. Indeſſen rathen wir keinem, bey einem Flecken auf dem Auge Schieferſtein und Muſchelſchalen ins Auge zu blaſen, wenn er nicht das Auge zu zerſtören gedenkt. 5) *Von der Druſe und Kropf.* Auch hier findet man eine ziemlich ſchlechte und unvollſtändige Behandlungsart. Es ſind eine Menge alter Recepte angeführt, ohne daſs dabey über ihren Werth (Unwerth) und ihren Gebrauch die nöthigen Vorſichts- und Anwendungs-Regeln gegeben ſind. Wie wenig der Vf. mit den Mitteln bekannt ſey, davon kann folgendes einen Beweis geben. S. 52 heiſst es: „der Trank von ein (em) Loth (e) Salpeter und einem Loth Nitrum Depur. (atum)" !!! Solche Fehler können nicht einmal einem Schmiede verziehen werden. — S. 56 heiſst es, daſs ein Durchfall von 14 Tagen nichts ſchade. Die Erfahrung lehrt aber gerade das Gegentheil. Die Vorſchriften bey der Ruhr ſind ebenfalls ſchlecht und aus anderen Büchern wörtlich abgeſchrieben. S. 61 Z. 13 wird ein Gran Sublimat zu einem Klyſtiere gegen Würmer verordnet. Es ſcheint, daſs der Vf. den Sublimat mit einem anderen Mittel verwechſelt hat; wenigſtens warnt Rec. jeden Landmann vor dieſem Mittel, welches nur ein vorſichtiger und geſchickter Arzt gehörig anwenden kann. S. 62 iſt ein aus 12 einfachen Mitteln (die ſich zur Hälfte widerſprechen) zuſammengeſetztes Recept angeordnet, wo ein aus 3 Mitteln beſtehendes daſſelbe thut, wenn man nur die Beſtandtheile derſelben kennt. S. 71 ſind Koloquinten mit bitteren Kräutern verordnet, vor welchen Rec. ebenfalls ſehr warnt. S. 83 ſind wieder bey der Mauke Laxirmittel empfohlen, die in dieſen Fällen gar nichts nutzen, ſondern eher ſchaden, ſo wie auch das Übrige S. 86 nichts taugt. Äuſserliche Mittel, zweckmäſsig angewandt, aber nicht ſcharfe und ätzende Salben, ſind hinreichend, die Heilung zu bewerkſtelligen. S. 91 iſt bey einfachen Wunden eine Salbe aus Alaun, Grünſpan und Terpentin (!!) empfohlen, die gewiſs ſchaden wird. S. 92 iſt Bleyweiſs und Silberglätte zuſammen empfohlen!!

II. *Vom Rindvieh.* Auch hier findet man nur das Alltägliche über Verbeſſerung des Rindviehſtandes. Wie konnte der Vf. wagen, ſogenannte Blutreinigungsmittel (S. 126), welche längſt als Schimären bekannt ſind, „als ächt und durchaus zweckmäſsig" vorzuſchreiben? — Die Operation des Bauchſtiches iſt ſehr

unvollständig und sehr undeutlich angegeben. — An Vorschriften und Mafsregeln bey der Viehpest und Seuchen scheint der Vf. nicht gedacht zu haben.

III. *Vom Schafe.* Nachdem die gewöhnlichen Vorschriften beym Erziehen, Füttern und Aus- und Eintreiben aufgetischt sind: so kommt es an die Krankheiten. Bey den Pocken der Schafe darf man nicht zur Ader lassen, wie der Vf. vorschreibt. Überhaupt ist der Vf. mit dem Aderlassen bey den Schafen ziemlich bereit, da dasselbe doch längst als gefährlich und selten anwendbar erwiesen ist. Auch darf man die *Angelica*-Wurzel nicht *abkochen*, sondern mufs sie *abbrühen*. Die Abhandlung über den Bifs der Schafe von tollen Hunden ist sehr schlecht, und belehrt den Landmann gar nicht über die Möglichkeit der Rettung und die Mittel, wodurch die Erhaltung möglich ist.

Auch die Pflege und Wartung nebst den Krankheiten der *Ziegen*, *Hunde*, *Katzen*, *Tauben*, *Hühner*, *Gänse*, *Truthühner*, *Enten* ist sehr unvollständig beschrieben worden. Es folgt auf diese Beschreibung etwas über das Mästen der Gänse und ihren allgemeinen Nutzen, so wie vom Füttern der Truthühner. Von dem *Seidenwurme* ist ebenfalls das Alltägliche kurz berührt. In der am Ende stehenden Hausapotheke werden mehrere bittere Pflanzen und einige abführende Mittel beschrieben.

Der Plan dieses Buchs wäre nicht zu verwerfen, wenn der Vf. den Gegenstand deutlich und nach richtigen Grundsätzen ausgeführt hätte.

Ohm.

1) Leipzig, b. Junius: *Des Thierarztes J. J. W. Lux Charakteristik der Rindviehepidemie*, oder *Entzifferung noch nie erkannter früher Zeichen und ausführbarer Ideen zur Verhütung und schnellen Tilgung der sogenannten Hornviehseuche.* — Ein unentbehrliches Handbuch für prüfende Ökonomen, Cameralisten, Physiker und Thierärzte, als Stellvertreter aller kronentragenden Schriften hierüber. In II Theilen, nebst einem vorangehenden Plane, den Vortrag der Heerdekrankheiten systematisch zu ordnen. Mit einer Karte, Kupfern und Tabellen. 1803. XXII u. 133 S. 8. (21 Gr.)

2) Ebendaselbst: *Wie ist die Rindviehpest in ihrem Entstehen untrüglich zu erkennen und zu behandeln?* Ein bisher verborgenes Geheimnifs, durch Zeitgeschichte derselben in einer Reihe von Berichten, Gutachten und Verhandlungen für Geschäftsmänner dargestellt und bearbeitet von *J. J. W. Lux*, Thierarzte. Mit einer Karte. 1803. 95 S. 8. (14 Gr.)

Es ist unbegreiflich, wie man in unseren Zeiten dergleichen alltägliche Sachen, wie diese Schriften enthalten, für *inaudita* öffentlich ausbieten kann. Diese Geheimnisse sind von dem Vf. den ökonomischen gel. Gesellschaften Helvetiens, in Bern, in Celle, Leipzig, Potsdam und Prag, und endlich seinem Freunde, Lehrer und Landsmanne, Hn. Prof. *Sick* in Berlin, als dem gröfsten Epizootie-Kenner unserer Zeit (!!), zugeeignet.

Nachdem der Vf. von den Verheerungen, welche die Rindviehpest angerichtet hat, das längst Bekannte gesagt, erzählt er uns, dafs das Ungeheuer aus dem Oriente zu uns gekommen sey; Beweise davon giebt er aber nicht, als höchstens seine Autorität. Die Quarantainen hält er für das einzige Mittel, Deutschland vor diesem Übel zu schützen. Auch giebt er Grenzen an, wo man die Linien ziehen soll, und scheint schon mit allen Schwierigkeiten im Reinen zu seyn, obgleich die Regierungen diese nur zu gut kennen. Auch will der Vf. im Verlauf dieses Werks uns zeigen, wie man, ohne ein krankes Thier gesehen, und ohne eine Obduction gemacht zu haben, in seiner Stube beym ersten Morden eines Stücks das Entstehen der Rindviehpest voraussagen könne. Dieses Geheimnifs ist freylich wichtig; aber auch wahr? Jedoch wir wollen dem Vf. näher folgen.

Charakteristik der Rindepidemie: Erster und theoretischer Theil, Aphorismen aus der reinen Rindepidemie-Lehre. Das Vaterland der Epidemie ist, gleich der Menschenpest, der Orient: von dort kam sie zunächst nach Griechenland, Italien, Gallien, und so wanderte sie in der Welt herum von einem Pole zum anderen. Dieses kann nicht geleugnet werden; allein sie kann doch nur defshalb im Oriente entstanden seyn, weil alle Einflüsse sie dort begünstigten, und sie immer von Neuem entstehen liefsen. Denn es ist ja sonst nicht erklärbar, wie noch Rinder dort leben, und wie noch unangesteckte von dort herkommen können. Auch wenn nur einzelne von der Heerde mit ausgetrieben werden: so werden auch die übrigen allmählich mit angesteckt, und werden die Zeichen der Pest führen, die in gegenwärtigen Zeiten jedermann kennt. Hr. Dr. *Keck* in Coswig hat uns darüber viel Wahres gesagt, allein man scheint diefs zu wenig zu beachten. Wir verweisen auf dessen Beyträge Leipz. 1802. Nach Hn. *Lux* fügen alle diejenigen dem Staate unermefslichen Schaden zu, welche diese Krankheit für ein Localübel erklären, wie die *Wollsteinianer!!* Der Charakter soll, nach dem Vf., an dreyerley zu erkennen seyn: 1) an ihrem geographischen Zuge, 2) an ihrem contagiösen Laufe, und 3) an ihrem Infectionsgange. Sie soll langsam von einem Orte zum anderen schleichen, und nur Depots machen, woraus nachher im Umkreise dieses Übel verbreitet wird. Alles deutet der Vf. auf die Ansteckung hin: die Treiber bringen angestecktes Vieh von ihrer Heimath nach Europa, und alle acht Tage soll ihnen neues Vieh erkranken, welches sie alsdann für Marode ausgeben, schlachten oder früher verkaufen, und durch ihren Koth sollen die inländischen Rinder ebenfalls angesteckt werden. Dafs dieses immer so sey, sollen wir dem Vf. aufs Wort glauben, und auch eben so, dafs „die Epidemie in einer arithmetischen Progression steige", welches in der That einer noch viel genaueren Untersuchung bedarf. So soll nun endlich die Pest ihren Gipfel erreichen und alles verheeren. Alles

dieses war bis dahin unbekannt: erst durch unseres Vfs. und Professor *Sicks* Entdeckung ist dieses Geheimniss offenbar worden! Die Art, wie dieses Ungeheuer abzuwenden sey, ist ganz dieselbe, wie sie schon vom Prof. *Adami* und *Frank* und Anderen angegeben ist; sie besteht in den gewöhnlichen Vorschlägen zur Sperre.

Der erste Theil dieses Werks wäre also ganz überflüssig, und braucht von keinem Thierarzte gelesen zu werden, der andere Schriften gelesen hat. Am Ende der ersten Abtheilung findet sich eine Erklärung der zwey Kupfertafeln, welche einen Krankenstall nach den verschiedenen Jahreszeiten darstellen, und Zäume bey der Sperre, eine Strohhütte für die Cordonwache, die man übrigens nach Belieben machen kann.

Der zweyte oder praktische Theil beschäftigt sich mit der Charakteristik der Rindviehepidemie, der Originalität der Rindviehepidemie aus Zeitgeschichten derselben entwickelt und dargestellt. Dieser zweyte Theil ist noch einmal unter einem besonderen Titel abgedruckt, und macht ein Werk für sich aus, das oben No. 2 aufgeführt worden. In demselben wird der Gang der Rindviehpest erzählt. Im St. Johanniter-Ordens-Warthe-Bruche in der Neumark Brandenburg ist am Schlusse des 18 Jahrh. und in den benachbarten Dörfern eine Rindviehepidemie ausgebrochen etc. Hr. *Lux* theilt uns hier Resultate der Untersuchungen und Anordnungen des Prof. *Sick*, seines ehemaligen Lehrers, mit. Er begleitete denselben auf den Untersuchunsreisen, und erhielt dadurch eine deutliche Anschauung über die Pest. Die Beschreibung und Karte von Warthe-Bruche ist vom Director *Stubenrauch* verfertigt, wonach unser Vf. eine Copie genommen hat. Auch hier spricht der Vf. von Geheimnissen, die man in dieser Schrift finden soll, da sie doch nichts als bekannte Sachen enthält. Es wäre übrigens dem Zwecke dieser Zeitung entgegen, wenn man hier Auszüge der Berichte liefern wollte. Sie sagen auch weiter nichts, als dass man die Rindviehpest dort angetroffen habe, dass man sie schleunigst unterdrückte, und auch für die Folge Grenzen setzen werde. Man legte hier die gewöhnliche Sperre an, und Prof. *Sick* hat an mehreren Stücken die Impfung vorgenommen. Allein man hat damit nicht viel ausgerichtet. In den Beyträgen beschwert sich Hr. *Sick* über Hn. *Reutter* und einige andere Ärzte; allein diese haben sich hinlänglich in *Riems* Sammlungen vertheidigt und gezeigt, dass ihnen bey diesen Berichten Unrecht geschehen sey.

Ohm.

KLEINE SCHRIFTEN.

MEDICIN. *Berlin*, b. Maurer: *Praktische Bemerkungen über das Einimpfen der Pocken bey den Schafen.* Nebst einem Anhange, welcher eine Anweisung zur Operation der drehenden Schafe, und die Beschreibung eines dazu eingerichteten verbesserten Trokars enthält. Von *J. N. Rohlwes*, k. preuss. Thierarzte etc. Mit einer Kupfertafel. 1806. 29 S. 8. (4 Gr.) In Betreff der Einimpfung der Pocken bey den Schafen stellt Hr. *R.* hier einige aus seiner Praxis abstrahirte Behauptungen auf, die schwerlich Beyfall finden werden. Sie sind 1) dass die Pocken auch gleich unmittelbar nach der Impfung entstehen können; 2) dass das Blut der blatternden Schafe keine ansteckende Kraft habe; 3) dass die Blattern, wenn sie in Eitergeschwüre übergehn, bösartig seyen, und 4) dass das Blatterngift, wenn es bis ins Zellengewebe gebracht werde, bösartige Geschwüre erzeuge. Jene unmittelbare Entstehung der Pocken ist nach dem uns bekannten Gange der Natur unwahrscheinlich; sie ist aller bisherigen Erfahrung, wozu Rec. auch seine eigene mit rechnen muss, entgegen; und sie folgt selbst aus des Hn. *Rs.* Beobachtungen nicht: denn die geimpften Schafe, an denen er die Pocken so früh wahrnahm, waren ja aus einer bereits angesteckten Heerde, und konnten also mehrere Tage vor der Impfung schon von den natürlichen Pocken angesteckt seyn. Dass das Blut ein geringeres Ansteckungsvermögen habe, als die in den Pocken selbst befindliche Feuchtigkeit, ist bekannt: dass es aber gar kein Ansteckungsvermögen habe, dieser Behauptung muss Rec. aus eigener Erfahrung widersprechen, und es sind auch schon ältere Erfahrungen davon vorhanden. Dass auch gutartige Blattern Eitergeschwüre gemacht haben, hat Rec. mehrmals gesehen, und es kann anderen Beobachtern eben so wenig entgangen seyn, wenn es gleich seltner geschieht. Dass solche Blattern tiefer eingedrungen seyen, als die gewöhnlichen schwammartigen Erhöhungen, und dass sie also gefährlich seyen als diese, versteht sich aber freylich wohl von selbst, ohne dass die von Hn. *R.* daraus gezogene Folgerung, dass das Blatterngift nicht bis in das Zellengewebe gebracht werden dürfe, weil es da nur faulige Geschwüre verursache, dadurch bestätiget würde. Übrigens gesteht Hr. *R.* zwar zu, dass die natürlichen Pocken einen anderen Krankheitscharakter annehmen können; von den geimpften scheint er es aber in Zweifel zu ziehen. Sollten jedoch dagegen nicht die Erfahrungen sprechen, die wir bey Menschen auch von geimpften Blattern haben, zumal da es doch Fälle gegeben hat, dass auch Schafe bey der Impfung an den Blattern gestorben sind — bey welchen Fällen die Krankheit doch wohl einen anderen Charakter angenommen haben muss? In dem Anhange schlägt Hr. *R.* vor, der Hülse des Trokars in einer gewissen Höhe über der Spitze des Instruments eine kleine Scheibe wagrecht anzulöthen, damit es nicht tiefer eindringen könne als es solle; und dabey vertheidigt er die Saugspritze, und räth endlich an, die drehenden Schafe, bey denen man die Blase noch nicht fühlen, die Operation also auch noch nicht machen könne, durch gutes Futter bis zu diesem Zeitpunct hinzuhalten. Wenn wir nicht gewiss wüssten, dass Hr. *R.* praktischer Thierarzt wäre: so würden wir es hienach bezweifeln müssen; so ganz ohne Umsicht sind diese Ideen gefasst. Da die Blase in allen Tiefen bis zu dem verlängerten Rückmark hinliegen kann: so giebt es ja keine absolute Tiefe für die Operation, und sie kann und darf folglich auch am Instrumente nicht bestimmt seyn; überdiess zeigt das augenblickliche Herausdringen des Wassers den Punct, wo man die Blase getroffen hat, genugsam an. Wenn man also nur nicht gar zu hastig und unvorsichtig verfährt: so bedarf man des Aufhalters gar nicht. Die Vertheidigung der Saugspritze hätte Hr. *R.* nicht übernehmen können, wenn er nur einen Augenblick hätte bedenken wollen, wie sie wirkt, und dass es doch auch durch sie unmöglich ist, das Wasser rein herauszuziehen. Gegen den letzten Rath, die Schafe durch gutes Futter hinzuhalten, bis die Blase von aussen gefühlt werden könne, hätte dem Vf. selbst beyfallen müssen, dass die Thiere in den oft viele Tage hinter einander anhaltenden Anfällen vom Paroxysmus nicht fressen, und dass, wenn die Blase tief liegt, sie in dem kleinen Gehirne oder dem verlängerten Rückenmarke liegt, wobey die Krankheit durch die Trepanirung nicht mehr geheilt werden kann; und dass sie, wenn sie auch im grossen Gehirne liegt, in diesem gemeiniglich tief liegt und es grösstentheils zerstört, wenn man das Thier bis zum Fühlbarwerden der Blase von aussen hinhalten will.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 14 SEPTEMBER, 1810.

PÄDAGOGIK.

1) Tübingen, b. Heerbrandt: *Der neue Landschullehrer.* Eine Fortsetzung des Landschullehrers von *Moser* und *Wittich.* Herausgeg. von *Ph. Jac. Völter*, Schullehrer zu Heidenheim. II B. 1 St. 1803. 147 S. 2 St. 1804. in fortlauf. Seitenzahl 305 S. III B. 1 u. 2 St. 1804. zusammen 312 S. 8. (1 Thlr. 8 Gr.)

2) Ebendaselbst: *Theoretisch-praktisches Handbuch für deutsche Schullehrer und Erzieher* von *Ph. Jac. Völter*, Schullehrer in Heidenheim an der Brenz. I Bd. 1 St. 1808. 152 S. 2 St. 1809. 160 S. II Bd. 1 St. 1809. 140 S. 2 St. 1810. 144 S. III Bd. 1 St. 1810. 158 S. 8. (1 Thlr. 16 Gr.)

Man sollte glauben, ein Handbuch für Erzieher und Schullehrer müsste ein sehr grosses Publicum finden, da die Schwierigkeiten bey der praktischen Erziehung so mannichfaltig sind, und die Erziehung selbst von so vielen besorgt wird, welche in unzähligen Fällen der Belehrungen und Erfahrungen Anderer gar sehr bedürfen. Fast findet aber nichts weniger Beyfall und Absatz, als dergleichen Handbücher für Erzieher. Und die geringe Aufmunterung, die gewöhnlich der praktische Erzieher in Rücksicht der Belohnung für sein mühsames Geschäft erhält, erstreckt sich durch eine natürliche Verbindung auch auf den Schriftsteller, der für praktische Erzieher schreibt. Uns wenigstens sind mehrere solche Zeitschriften bekannt, die aus Mangel an Absatz nicht fortgesetzt werden konnten, ob sie gleich Werth hatten, und in dem Wirkungskreise, für welchen sie bestimmt waren, viel Nutzen stiften konnten. In dieser Hinsicht verdient Hr. *V.*, der sich bey so ungünstigen Umständen dennoch zur Herausgabe jener Bücher, wovon No. 2 die Fortsetzung des ersten ist, entschloss, alle Aufmunterung. Möchte er doch eine strengere Auswahl in Rücksicht der aufgenommenen Aufsätze beobachtet haben! Eine kurze Anzeige der vorhandenen wird diesen Wunsch rechtfertigen.

No. I. Die 1 Abhandlung von *Magenau* über die Frage: *Was ein Schullehrer zu thun habe, wenn ihm die Ältern bey seinen Lehranstalten oder in der Schulzucht hinderlich sind*, enthält zwar gute Rathschlage; aber der Vortrag ist viel zu gedehnt. Man muss (dieses ist das Resultat) vor Allem den Quellen der Widersprüche nachspüren. Entweder ist es Unwissenheit, oder bloss Liebe zum alten Schlendrian, oder Neid und wirkliche Bosheit. Der Lehrer muss hingegen durch Hülfe der Kinder selbst, oder durch belehrende Besprechungen mit den Ältern, zu wirken suchen. Er muss rauhe Widersprüche vermeiden, und nicht Geduld verlieren. 2. *Über die Preisfrage: Wie kann Ein Lehrer, der 70 bis 80 Kinder zu unterrichten hat, alle in den gewöhnlichen Schulstunden zweckmässig beschäftigen?* Hr. Pfarr. *Bauer* in Münster (bey Kanstatt) hat das Geschäft übernommen, aus allen (1794) eingesandten Beantwortungen das Belehrende und Beste auszuheben. Der Vorschlag des Vfs. geht dahin, ältere und jüngere Kinder zu trennen, die jüngeren früher zu entlassen, und damit den Unterricht schicklich zu theilen. — Eigentlich ist der Frage selbst durch eine solche Antwort ausgewichen. Denn wenn sich ein solches Vertheilen füglich thun liesse, ohne dass den Kindern zu viele Stunden entzogen, und ohne dass die Ältern dadurch in Unzufriedenheit versetzt, und mit eigenem Unterrichtgeben im Hause beschwert würden: so fiel wohl die Verlegenheit von selbst weg, welche das aufgegebene Problem eben veranlasst hat. Die übrigen Bemerkungen und Vorschläge des Vfs. verdienen Beherzigung. Unter den übrigen Aufsätzen des I St., von welchen einige aus anderen Schriften entlehnt sind, zeichnet sich der *über die Bestimmung des Unterschieds solcher Wörter, welche ähnliche Bedeutung haben*, vortheilhaft aus. Ein Leseinstitut des thätigen Schulmeisters *Sauter* in Flehingen verdient Lob und Erhebung.

Im II Stück läst sich die Lebensbeschreibung eines armen Schullehrers, den sein gutgemeinter Eifer selbst (wie es scheint) in sein frühes Grab führte, nicht ohne Rührung lesen. Er hiess *Wek*, und lebte zu Russheim in Baden .... In dem (von D. *Niemeyer* entlehnten) Aufsatze *vom Rechnen* kommen nützliche Darstellungen vor; aber der ganz unentbehrlichen *Decimal-Methode* wird mit keiner Sylbe gedacht. Im Abschnitte vom Kopfrechnen wäre so schöner Anlass dazu gewesen. — Verschiedenen kleineren Aufsätzen fehlt die gehörige Ausführung. Z. B. den Unterredungen mit Kindern *über das Daseyn Gottes*, und dann *über den Neid*. Der Vf. des letzten Fragments zeigt eine gute Anlage zur Fertigung solcher Dialogen; der Stoff ist aber lange nicht genug benutzt worden. — Über *das zu Stuttgardt errichtete Realinstitut* wären wohl nähere Nachrichten wünschenswerth. Die Bestimmung desselben ist für angehende Kaufleute und Handwerker. — Auch zu Ludwigsburg ist eine ähnliche Anstalt. Zum Schlusse stehen hier, so wie in den folgenden Stücken, Bücheranzeigen.

Das I Stück des 3 Bandes eröffnen Bemerkun-

gen *über die Methode des Elementarunterrichts überhaupt als Einleitung zur Beurtheilung der pestalozz. Methode*. Diese betreffen hauptsächlich die Unbilligkeit, mit welcher manche Gelehrte gegen *Pestalozzi* sich in Tadel ausgelassen haben, weil manche seiner vorzüglicheren Lehrsätze längst vor ihm von Anderen schon zur Beherzigung empfohlen worden seyen. — Hierauf werden einige von den sogenannten *Übungen für Mütter* aus *Pestalozzi's* Schriften selbst im Auszuge geliefert. Dann folgt ein Auffatz von dem Pfarrer in Schneitheim, unweit Heidenheim, *J. Lang*, *über die Errichtung besonderer Unterrichtsanstalten für Handwerksgesellen und Lehrlinge*, welchen Niemand, dem solche Bildungsversuche am Herzen liegen, ohne Interesse lesen wird. In dem zunächst stehenden *Versuch einer Schulordnung für Landschullehrer*, von Pfarr. *Gaab* aus Ehrstädt, sind bekannte Obliegenheiten durch eine gute Ordnung in eine feine Übersicht gebracht. — Über die Frage: *wie ein Schullehrer zur Ausrottung des Aberglaubens beytragen könne*, werden auf 4 Blättern einige gute Mittel vorgeschlagen, womit aber die dahin gehörigen Erörterungen lange nicht erschöpft sind. Und 7 Blätter füllt hierauf ein Auszug aus dem *funkerischen* Handbuche, *über uneigentliche Ausdrücke der Bibel* durch *J. G. Witschel* verfasst, welcher Lehrern Anleitung giebt, die Kinder zum vernünftigen Denken zu gewöhnen. In den *historischen Nachrichten* folgen Auszüge aus Synodal-Rescripten, die Einrichtung der Schultabellen im Wirtemb. betreffend, aus welchen unter anderen ersichtlich ist, dass nun doch nicht mehr „auf das *Auswendiglernen* der Kinderlehre und der Busspsalmen gedrungen werde, auch nicht mehr bestimmt angegeben werden dürfe, *wie weit* die Kinder im Auswendiglernen des Katechismus, der Sprüche u. s. w. gekommen seyen." Diess ist ein wichtiger charakteristischer Zug in dem ganzen Bildungswesen eines grossen Landes, auf welchen mehr zu achten ist, als man beym flüchtigen Durchlesen ahndet! — Alsdann Bekanntmachungen des Erfolgs der *Preisaufgabe* über die Frage: *Welche Vortheile haben die öffentlichen Schulanstalten vor dem häuslichen Unterrichte? und welche sind deren eigenthümliche Fehler?* — Der Preis von 5 Ducaten ist Hn. *C. F. Vollmar*, Collabor. zu Tübingen, zuerkannt, aber auch noch ein 2ter und 3ter Preis ausgetheilt worden. Endlich über Lehranstalten und neuere Fortschritte dabey in *Neresheim*, *Augsburg* und *Baden*, und die Erhaltung eines wankenden Leseinstituts im Canton *Kreichgau*, welchem das lateinische Beywort *educatorisch* beyzulegen für gut gefunden worden. Die Vereinigung von Landgeistlichen und Schulmeistern zu einem schönen Zwecke und deren Belebung bey mühsamen Zusammenkünften ist allemal der Aufmerksamkeit und einiger Auszeichnung werth.

In dem II Hefte findet man zuerst die oben erwähnte Preisschrift des Hn. *Vollmar* aus Tübingen zur Hälfte eingerückt. Die Behauptung, der Staat gewinne im Ganzen, und die Bürger der einzelnen Stände insbesondere, zumal arme, bey öffentlichen Erziehungsanstalten, wird durch mehrere Ansichten in einem guten Vortrage durchgeführt, und durch manche nicht gemeine Bemerkung gehoben, ob man gleich ganz neue Wahrheiten in einem Aufsatze dieser Art nicht wohl erwarten wird. II. *Materialien über die Sonntags-Evangelien zum Dictiren*, nehmen zu vielen Raum ein, beynahe 50 Seiten. Es sollen doch nur Probemuster für wenig gewandte Lehrer seyn, und Vollständigkeit ist dabey nicht zu verlangen. Jedem Sonntage sind 1½, auch hie und da etwas mehr gewidmet. Die Vorträge sind übrigens zweckmässig aufgesetzt (von dem Herausgeber selbst). Die Quellen sind *Seiler*, *Feddersen*, *Lösele*. III. *Regeln der Klugheit für angehende Schullehrer*, von Präceptor *Schmid* in Ebingen. Es wird besonders ein anspruchloses Benehmen und Entsagung auf hohe Belohnung und Vorzüge empfohlen. Dergleichen Erinnerungen gehen meistens gar schwer ein, und fallen gewöhnlich auf ein felsiges und dürres Land; — aber sie haben in der That Goldes Werth! — IV. *Warnung vor der Übertreibung im Tadel der Kinder* (aus den gemeinnütz. Beytr. zu den dresd. Anzeigen 1803 gezogen). Ein allerdings zu mehrerer Verbreitung wohlgeeigneter Auffatz, nach dessen Durchlesung übrigens die Bemerkung wohl stehen bleibt, dass nichts schwerer sey, als die Mittelstrasse zwischen leidenschaftlichem und allzugelindem Tadel zu finden, und dass der erstere fast immer Schaden anrichte. — Unter den historischen Nachrichten kommt die Bekanntmachung eines geänderten *Singinstituts* zu *Heilbronn* vor. Der Gassengesang der Chorschüler vor den Häusern der Bürger ist abgestellt; aber die Bürger sollen doch die einzelnen Geldbeyträge auch forthin zahlen, und der Unterricht dadurch bestritten und verbessert werden; selbst Unterricht auf anderen Instrumenten soll dazu ertheilt werden. Bey manchen Änderungen dieser Art hat doch der Erfolg nicht entsprochen, und es ist viele Wachsamkeit nöthig, dass der Gesang nicht gar zerfalle, wenn die alten Quellen versiegen. Doch lässt sich ohne nähere Erläuterung nicht darüber urtheilen; und kluge Vorsicht kann vieles abwenden. Alle Bildungsanstalten, welche den Gesang und dessen Aufrechthaltung und Benutzung zu Belebung edler Gesinnungen angeben, verdienen, zumal in mittel-grossen Städten, eine eigene Beherzigung, und es ist zu wünschen, dass überall doch nur die rechten Mittel ergriffen würden, um diesem Kunsteifer Nahrung zu verschaffen, und die Freude an erwecklicher und feyerlicher Musik allgemein zu machen. — Bemühungen in Baiern, den Schulvernachlässigungen durch ernsthafte Verfügungen vorzubeugen.

No. II. Im I B. 1 St. sind folgende Aufsätze. I. *Grundsätze und Ideen über Schulzucht*. Ein wichtiges Thema! Der ungenannte Vf. bescheidet sich selbst, dass er wegen „der eingeschränkten Zeit von wenigen Stunden" nichts Ausführliches über diesen Gegenstand habe liefern können; aber warum nimmt man so wenig Zeit zu einer so fruchtbaren Materie,

die einer gründlichen Auseinandersetzung werth ist? Doch auch die Darstellung einiger der vorzüglichsten Grundsätze und Gedanken über die Schulzucht, die der Vf. nach seiner eigenen Erklärung geben will, bleibt zu sehr beym Allgemeinen stehen. Es hat weniger Schwierigkeit, einige Grundsätze der Schulzucht aufzustellen, als die einzelnen Fälle zu bestimmen, bey welchen jene Grundsätze in Anwendung gebracht werden müssen. Sollen Belehrungen über Schulzucht wirklich belehren: so müssen die zu bestrafenden Unarten der Schuljugend aus Erfahrungen speciell angegeben, und nach ihrer Strafwürdigkeit beurtheilt werden. Man muss die für jede Unart zweckmäsige Strafe festsetzen, und besonders auf die Straffälle aufmerksam machen, die in Schulen mit Unrecht Statt finden, und hingegen die Strafbarkeit anderer Fehler ins Licht setzen, die gewöhnlich in Schulen keiner Strafe unterworfen sind. II. *Ist es rathsam, Schulprämien auszutheilen? Und welches sind die Principien, nach welchen man dieselben austheilen soll? (beantwortet bey der Schulconferenz zu N.)* Man findet hier kürzlich die Gründe für und wider die Schulprämien gut aus einander gesetzt. Die Gründe für die Beybehaltung der Schulprämien überwiegen die gegenseitigen. Auch in dem zweyten Theile der Abhandlung hat man den richtigen Gesichtspunct getroffen, nach welchem diese Prämien ausgetheilt werden müssen. III. *Auszug aus der Schrift: Über Erziehung für Erzieher. Von J. M. Sailer. gr. 8. München, b. Lentner.* Der Vf. dieses Auszuges scheint sich nicht deutlich den Zweck vorgestellt zu haben, den er mit demselben erreichen will. Soll der Auszug eines Buches nur den Zweck haben, auf das Buch und den Inhalt desselben aufmerksam zu machen: so ist der gegenwärtige, der einzelne Stellen und Gedanken *in extenso* enthält, zu weitläuftig. Soll er aber belehrend für die Leser des Handbuches seyn: so ist er hie und da zu trocken, und enthält oft nicht viel mehr als Überschriften und Titel. IV. *Ausgezeichnete Köpfe fodern eine vorzüglich sorgfältige Behandlung. (Ein Auszug aus dem 1 B. der kleinen Reden an künftige Schullehrer.)* Die Nothwendigkeit einer sorgfältigeren Behandlung ist gut aus einander gesetzt; aber weniger befriedigend sind die Rathschläge, wie eine solche Behandlung einzurichten sey. V. *Grundsätze der deutschen Sprachlehre. (Fortsetzung.)* Rec. sieht nicht ein, zu welchem Zwecke diese Grundsätze hier stehen. Sollen sie als Leitfaden bey dem Unterricht gebraucht werden: so stehen sie hier am unrechten Orte, da dieses Handbuch für Schullehrer, aber nicht zugleich für Schüler bestimmt ist. Überdiess wären sie auch wegen ihrer Oberflächlichkeit als Leitfaden nicht zu brauchen; aber auch die Sprachlehre selbst erhält durch diese Grundsätze keine Berichtigungen, Erweiterungen oder neue Ansichten und zweckmäsigere Darstellungen. VI. *Auszug aus einem Schreiben an S . . ., die Geringschätzung des Schullehrerstandes betreffend.* Der Vf. dieses Schreibens beschwert sich, dass er auf einer Reise durch Neubaiern auf dem Theater zu *** in einem dramatischen Prolog, ohne dass es die ganze Anlage des Stücks auch nur von ferne erfodert habe, einen Schulmeister habe auftreten sehen, der einige Albernheiten zur Erschütterung des Zwergfells der Zuhörer hervorgebracht habe. VII. *Über einige Foderungen, welche man mit Recht an die Lehrer der Jugend zu machen hat.* Der Vf. dieses Aufsatzes ist der Meinung: alle Menschen würden mit *einerley* Anlage geboren, und wenn „der eine feig oder schwach oder geistesarm wäre": so wären entweder seine Umgebungen oder seine Lehrer daran Schuld! Er zieht daraus den Schluss, dass ein Lehrer der Jugend alle Vollkommenheiten des Kopfes und des Herzens besitzen sollte. — Ohne die Wahrheit seiner Prämisse einzugestehen, leugnen wir die Folge nicht, geben aber dem Vf. zu bedenken, ob er, bey den ungünstigen Umständen, unter welchen gewöhnlich Schullehrer gebildet, und bey der Kargheit, mit welcher sie besoldet werden, *mit Recht* seine hohen Foderungen an sie machen könne? VIII. *Gespräch zwischen einem katholischen Pfarrer und seinem Caplan.* (Eingesandt von X. Y.) Dieses Gespräch soll eine Lection für die Pfarrer seyn, welche blofs auf das Auswendiglernen des Katechismus halten, das Erklären des Auswendiggelernten aber verbieten. Gehört eine solche Lection in das Handbuch für deutsche Lehrer und Erzieher? IX. *Die Feyertagsschule. Ein Gespräch zwischen zwey katholischen Pfarrern, als Gegenstück zum vorigen Gespräch.* Dieses Gespräch enthält eine kurze Apologie der Feyertagsschulen. X. *Historische Nachrichten.* XI. *Recensionen und Anzeigen.*

II Stück. I. Bemerkungen über den Schreibunterricht in Schulen von Hn. Simon Kösler, Stadtcooperator zu Rattenberg in Tyrol. Mit Recht bemerkt der Vf., dass selbst in den besten Schulen, die Fortschritte der Kinder im Schön- und Recht-Schreiben nicht so sind, wie sie seyn könnten; aber Rec. zweifelt, ob durch diese Bemerkungen viel zur Verbesserung des Schreibunterrichts gewirkt werden wird. Das Brauchbare in denselben ist schon bekannt, und das Neue, wohin der Vorschlag gehört: „zuerst den Geschmack der Kinder an schönen und regelmäsigen Schriftformen auszubilden", wird wohl wenig zur Hervorbringung der mechanischen Schreibfertigkeit der Kinder beytragen. II. *Über den zweckmäsigen Gebrauch moralischer Geschichten und Erzählungen.* Rec. wünscht, dass das, was hier in Rücksicht des Gebrauchs moralischer Geschichten vorgeschlagen wird, von allen Lehrern in Schulen befolgt werden möchte. Die angehängten zwölf Beyspiele von einer solchen kleinen Geschichte sind aber ganz überflüssig. III. *Auszug aus der Schrift: Über Erziehung für Erzieher von J. M. Sailer.* (Fortsetzung und Beschluss.) IV. *Ausführliche Katechisation über das Kirchenlied No. 410 des neuen wirtemb. Gesangbuchs: „O welch ein unschätzbares Gut, ist doch ein rein Gewissen," in mehreren Abtheilungen gehalten.* (Ein Probestück.) Dieses Probestück ist kein Meisterstück. Man merkt zu sehr, dass der Fragende und Antwortende *Eine* Person ist. Die Kinder geben jederzeit die richtige

Antwort, obgleich die Fragen oft so gestellt sind, dass mehrerley Antworten darauf passen. Soll eine gedruckte Katechisation ein Muster für Katecheten werden: so muss sie die treue Copie von einer von einem Meister in der Katechisirkunst *wirklich* gehaltenen Katechisation seyn. Denn der Hauptzweck einer solchen Katechisation geht dahin, ein belehrendes Beyspiel aufzustellen, wie der Lehrer unrichtige Begriffe oder den Mangel gewisser Vorstellungen bey seinen Schülern durch ihre eigenen schon vorhandenen richtigen Vorstellungen berichtigen und beseitigen soll. Deswegen müssen die Antworten der Schüler in einer solchen Katechisation so gesetzt seyn, wie sie wirklich erfolgen, damit der Lehrer Gelegenheit hat, zu zeigen, wie er aus unrichtigen Antworten, sich *selbst* von den unrichtigen Begriffen oder von dem gänzlichen Mangel gewisser Vorstellungen bey seinen Schülern unterrichtet, und wie er bey ihnen jene falschen Begriffe durch Hinführung auf andere richtige Vorstellungen zu berichtigen weiss. V. *Über (die) Vernachlässigung der Unterclassen (unteren Classen).* (*Ein Auszug aus dem 4 B. der kleinen Reden an künftige Volksschullehrer. 8. Halle* 1803.) Ein zweckmässiger Auszug, dessen Inhalt man vielen Schullehrern zur Beherzigung empfehlen kann. VI. *Historische Nachrichten.* VII. *Recensionen und Anzeigen.*

II Bandes 1 Stück. I. *Wie lässt sich ein moralisch guter Charakter bey der Jugend bilden? (veranlasst durch Völters theoretisch-praktisches Handbuch.* 1 B. 1 St. 110 S.) Das eigene moralische Beyspiel des Lehrers und die Hinweisung auf moralische Beyspiele aus der Geschichte sind die beiden Mittel, welche der Vf. zu jenem Zwecke anpreisst. Seine Hauptabsicht bey diesem kleinen Aufsatze geht aber wohl dahin, zu zeigen, dass man zu jenen Beyspielen nicht die Profangeschichte durchaus nöthig habe, sondern dass die biblische Geschichte, deren Kenntniss man bey einem Schullehrer voraussetzen könne, genug Thatsachen zu solchen Beyspielen enthalte. II. *Über Schulgebete.* Der Vf. tadelt mit Recht die langen Gebete, die in Schulen beym Anfang und Ende hergesagt werden, und wünscht nur kurze, auf Kinderfreuden, auf jugendliche Vergehungen, auf jedesmalige Jahreszeit, auf Fleiss, Ordnung, Pflichten gegen Ältern und Nebenmenschen, und auf Unterricht sich beziehende Gebete in die Schule. III. *Ausführliche Katechisation über das Kirchenlied No.* 410 *des neuen wirtemb. Gesangbuchs: „O welch ein unschätzbares Gut, ist doch ein rein Gewissen.* (*Fortsetzung. S. theoretisches praktisches Handbuch.* 1 *Theil. Ein Probestück.*) IV. *Historische Nachrichten.* II Bandes 2 Stück. I. *Wie lernen Kinder auf die natürlichste und leichteste Art buchstabiren und zur nämlichen Zeit lesen?* Der Vf. empfiehlt die Methode von *Stephani*, und berichtet, dass er durch diese Methode einen Knaben von fünf Jahren binnen 30 Stunden vollständig zum Lesen gebracht habe. Rec. ist weit entfernt, diese Methode für unzweckmässig zu erklären; aber dieses Beyspiel, wenn man auch keinen Zweifel in seine Wahrheit setzt, beweist eben so wenig die Zweckmässigkeit derselben, als ein Beyspiel von der entgegengesetzten Art ihre Unzweckmässigkeit beweisen würde. Fähigkeit des Schülers und praktisches Talent des Lehrers haben bey jeder Methode gute Fortschritte zur Folge. II. *Proposition eines Dorfpfarrers vor den Ortsvorstehern in Betreff einer Schulstube.* Es ist nicht abzusehen, zu welchem Zwecke diese Proposition hier abgedruckt ist. III. *Schulrede in der Kirche zu Baeyereck Schorndorfer Oberamts, gehalten bey der Einführung der dasigen Schulkinder in ihre neu erbaute Schule am* 20 *Sonntage nach Trinitatis* 1808 *von Hn. M. Kohler, Pfarrer zu Ebersbach und Baeyereck.* Obgleich diese Rede ganz ihrem Zwecke entspricht: so ist sie doch hier nicht am rechten Orte. IV. *Rede bey der öffentlichen Einsetzung des neuen Lehrers B. Joh. Jak. Schneewlin in die deutsche Knabenschule zu Stein am Rhein gehalten auf dem Gemeindehause den* 1 *Juni* 1801 *von Hrn. Johannes Büel, Schulinspector.* Diese Rede hat den Herausgeber dieses Handbuches, wie er in einer Anmerkung sagt, „so innig ergötzt, dass er ihr sogleich einen Platz in diesem Handbuche bestimmte." Und wenn noch mehrere Schullehrer und Erzieher, für welche dieses Handbuch bestimmt ist, durch dieselbe innig ergötzt werden: so will Rec. nicht weiter über ihren Platz in diesem Handbuche mit dem Herausgeber rechten. V. *Beytrag zur Methode des Religionsunterrichts in Schulen.* Man soll beym Vortrag jeder Religionslehre ein Gleichniss aus der Bibel, oder ein darauf passendes Lied benutzen. Hätte der Vf. dieses Aufsatzes für jede Religionslehre eine Geschichte oder ein Gleichniss aus der Bibel angegeben, wie er nur als Beyspiel bey der Lehre vom Gebet, von der Eintracht und vom Diebstahl diess gethan hat: so würde er den Lesern dieses Handbuchs vielleicht einen wahren Dienst erwiesen haben. Für die Bemerkung im Allgemeinen, dass es nützlich sey, den Religionsunterricht an Geschichten und Gleichnisse in der Bibel anzuknüpfen, werden sie sich ihm wenig verpflichtet fühlen. VI. *Auch etwas über die Mittel, den Kindern in der Schule Religion beyzubringen.* (*aus dem Archiv für Prediger.* 2 *B.* 1 *St.* 8. *Liegnitz* 1808. S. 106.) Der Vf. dieses kleinen Aufsatzes, Hr. *Bobertag*, glaubt nicht mit Unrecht, dass durch Katechisiren über Lehren der Religion die Religion (Religiosität) selbst noch nicht den Kindern beygebracht werde. Diese sey vielmehr Sache des Herzens, und werde durch Gesang und Gebet, durch das Hinweisen auf biblische Geschichte, und besonders durch das Beyspiel des Lehrers in die Seele der Kinder gepflanzt. VII. *Ein wirksames Mittel, den ordentlichen und regelmässigen Schulbesuch der Kinder zu befördern. Aus dem neuen Archiv für Prediger.* 2 *Bd.* 1 *St.* 8. *Liegnitz* 1808. Man soll die Kinder, deren Schulversäumnisse während ihrer ganzen Schulzeit über ein halbes Jahr betragen, ein Jahr länger, als es gewöhnlich ist, in der Schule behalten.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

JENAISCHE ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 15 SEPTEMBER, 1810.

PÄDAGOGIK.

1) Tübingen, b. Heerbrandt: *Der neue Landschullehrer.* Fortgesetzt von *Moser* und *Wittich* u. s. w.

2) Ebendaselbst: *Theoretisch-praktisches Handbuch für deutsche Schullehrer und Erzieher* von *Ph. Jac. Völter* u. s. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

VIII. *Welches sind die Hauptvorzüge der modernen pädagogischen Erziehung vor der verjährten und veralterten Schulerziehung?* (Von Hn. *Ad. Heinrich Wilhelm Zimmermann*, Lehrer am Gymnasium zu Heidelberg.) Es ist eine sehr unbestimmte historische Frage, die hier *a priori* ohne historische Beweise beantwortet wird. IX. *Einige Gedanken über das Verhältniss der Ältern zu den Hofmeistern ihrer Kinder, und über den Antheil, welchen jene an den Geschäften der letzteren zu nehmen haben.* (S. das 14 St. des *königl. bairisch. Wochenblatts von München*, Jahrgang 1807.) Es war nicht nöthig, diese Gedanken hier noch einmal abdrucken zu lassen. X. *Katechisation über Apost. Gesch.* 2, 1—18. Man findet hier keine Katechisation, sondern Fragen und Antworten. Geschichtliche Thatsachen sind überhaupt kein Gegenstand der Katechisation. XI. *Katechisation nach einem nächtlichen Sturmwinde über den Satz: Trachte jung schon fromm und gut zu werden.* (Nach *Droysen*). Auch diese Katechisation ist kein Muster. XII. *Über Beförderung der Aufklärung vermittelst des Unterrichts in Volksschulen. (Aus einer Schulconferenz.)* Diese kleine wohlgerathene Abhandlung giebt einen Begriff von Aufklärung, und bestimmt nach diesem Begriffe die Gegenständ edes Unterrichts, der in Schulen ertheilt werden muss. XIII. *Ein Mittel zur Zeitersparniss beym Corrigiren dictirter Aufsätze.* (S. *Hall. Allg. Lit. Zeit.* No. 105. S. 838.) Rec. zweifelt, ob eine Zeitersparniss beym Corrigiren dictirter Aufsätze am rechten Orte ist. Jeder Schüler macht seine eigenen Fehler. Und der Lehrer kann nicht durch das Corrigiren des fehlerhaften Exemplars eines Einzigen zugleich mit Erfolg und Nutzen die Fehler der Anderen verbessern. Statt solcher Zeitersparnisse beym Corrigiren, sollte man lieber darauf denken, die Correctur eines jeden fehlerhaft geschriebenen Wortes bey den Schülern recht eindringlich zu machen. Diess kann dadurch geschehen, wenn der Schüler jedes fehlerhaft geschriebene Wort wohl hundert Mal hinter einander auf die *rechte* Art schreiben muss. XIV. *Dictamina. (Bey einer Schulvisitation, ausser einer gewissen anderen Hinsicht, als Probe in der Rechtschreibung dictirt.)* Wozu dieser Unrath? Jeder Lehrer kann aus dem ersten besten Buche dergleichen Dictamina selbst nehmen. XV. *Über das Bequemlichkeits-Princip in der Erziehung.* (Aus dem *Europ. Aufseher.*) Man soll die Kräfte des Zöglings in Anspruch nehmen, und nicht ungeübt lassen. Diess ist's, was uns Hr. D. *Heinicken* in diesem Aufsatz berichtet. XVI. *Von den Pflichten eines Dechanten, so ferne er zugleich Schulaufseher ist.* (*Ein Auszug aus einer im Wochenblatte von München vorkommenden ausführlicheren, vorzüglich mit Rücksicht auf die baierischen Landschulen bearbeiteten Abhandlung über die Frage: Was sollten unsere Dechanten auf dem Lande seyn.* Niemand wird in diesem ganz kleinen Auszuge viel Belehrung finden.

III B. 1 St. I. *Über die den wirtembergischen Schullehrern auf die zwey Jahrgänge 1805 — 1807 aufgegebene Preisfrage: Welches sind die leichtesten und wirksamsten Mittel, den häufigen Schulversäumnissen zu steuern.* Das wirtembergische königl. Oberconsistorium zeichnet sich durch die Aufmerksamkeit rühmlich aus, welche der Aufmunterung eines Standes gewidmet wird, der in aller Rücksicht eine Aufmunterung nöthig hat. Es stellte daher die vorstehende Preisfrage aus, die von den Schullehrern des Königreichs beantwortet werden sollte. So sehr Rec. das Mittel überhaupt billigt, durch ausgestellte Preise die Schullehrer zu treuer Pflichterfüllung in ihrem wichtigen Amte zu ermuntern: so könnte man doch Bedenken tragen, praktische Schullehrer zur Schriftstellerey durch ausgestellte Preisfragen zu veranlassen, da man aus Erfahrung weiss, dass gewöhnlich durch dergleichen Arbeiten, so nützlich sie auch zur Bildung der Schullehrer selbst seyn mögen, die Geschäfte in der Schule gar sehr verkürzt werden. Rec. kennt zum wenigsten mehrere Schullehrer, die mit Erfolg mehrere schriftstellerische Arbeiten besorgen, aber desto weniger in ihrer Schule leisten. Es möchten daher solche Preisfragen in die Seminarien für Schullehrer zu verweisen, den Schullehrern selbst aber Gegenstände aufzugeben seyn, die unmittelbar mit der Verwaltung ihres Amtes in Verbindung stehen. Der gegenwärtige Aufsatz über diese Preisfrage enthält von 30 eingegangenen Beantwortungen einen Auszug, den man zwar nicht ohne Interesse liest, der aber doch für das grössere Publicum zu weitläufig ist, indem aus mehreren Aufsätzen einerley Gedanken hier stehen. Rec. wünscht daher, dass bey der versprochenen Fortsetzung dieses Auszuges diese Weitschweifigkeit vermieden werde. II. *Über die Möglichkeit ei-*

nes christlichen Religionsunterrichts, nebst einigen Hülfsmitteln, diesen — Schulkindern beyzubringen. Der Vf. dieses Aufsatzes will die Meinung widerlegen, dass die Schullehrer nicht Fähigkeit hätten, Religionsunterricht zu ertheilen, und schlägt einige Bücher als Hülfsmittel beym Religionsunterricht vor. Das Christenthum sey auch weit besser, als die sogenannte natürliche Religion, Kindern beyzubringen, da alles Geschichtliche sonst so sehr für den Jugendunterricht angepriesen werde, und die ganze christliche Religion auf Geschichte sich gründe, und durch Geschichte sich bestätige. III. *Anfragen, deren gründliche Beantwortung der Herausgeber in seiner Zeitschrift aufnehmen würde.* Von der Beantwortung dieser pädagogisch-historischen Fragen werden sich deutsche Schullehrer und praktische Erzieher wenig Nutzen versprechen können. IV. *Vergleichung des seligen Franke mit Pestalozzi* (aus der lesenswerthen Schrift: *Über das Eigenthümliche der pestalozzischen Methode.* Tübingen, b. *J. F. Heerbrandt* 1810.) Diese Vergleichung ist gut getroffen. V. *Über die Einführung und Einführbarkeit der pestalozzischen Methode.* (Aus der vortrefflichen Schrift: *Über das Eigenthümliche der pestalozzischen Methode.* Tübingen, b. *J. F. Heerbrandt* 1810.) Dieser Aufsatz verspricht mehr, als er leistet. Es werden nur zwey Grundsätze angezeigt, die bey der Einführung einer *jeden* neuen Lehrart berücksichtiget werden sollen; aber eine specielle Anwendung dieser Grundsätze auf die pestalozzische Methode erwartet man vergebens. VI. *Auch ein Wort über pestalozzische Methode.* Dieses Wort ist aus dem 3ten Theil von *Niemeyers* Grundsätzen der Erziehung und des Unterrichts, und charakterisirt ganz kurz den Geist der pestalozzischen Lehrart. VII. *Was heisst Allmacht?* Man findet hier eine Anekdote von *Luther*, der bey einer Katechisation erklärt, er wisse selbst nicht, was Gottes Allmächtigkeit sey. VIII. *Fromme Wünsche* (NB. *nicht von einem Schullehrer*). Diese frommen Wünsche beziehen sich auf schicklichere Besoldungen für Schullehrer und auf feste Tische und Bänke in den Schulstuben! IX. *Einige Worte über das Corrigiren des Geschriebenen.* Dieser Aufsatz enthält mehrere brauchbare Bemerkungen. X. *Kinderlieder.* Diese vier auf die vier Jahreszeiten sich beziehenden Lieder haben keinen Werth. Der Gedanke muss sich in denselben nach dem Reime richten.

Aus dieser Inhaltsanzeige wird man sich leicht überzeugen, dass der Herausgeber dieser Zeitschrift bey weitem noch nicht den grossen Zweck erreicht, den eine Zeitschrift, die für Belehrung praktischer Erzieher bestimmt ist, erreichen soll. Er ist zu wenig aufmerksam auf das, was wahren Nutzen stiften kann, und hat nicht immer seinen Zweck, den theoretisch-praktischen Erzieher und Schullehrer, vor Augen. Es scheinen zuweilen Privatrücksichten, die nur einzelne Personen in dem Kreise des Herausgebers, nicht aber das Publicum interessiren, den Grund zur Aufnahme mancher Aufsätze zu enthalten. Diess scheint vorzüglich bey No. VIII im 1 Bd. 1 St., und bey No. XIV im 2 Bd. 2 St. der Fall zu seyn. Mehrere Aufsätze sind schon anders woher dem Publicum bekannt, und hier zuweilen mit ganz unbedeutenden Anmerkungen des Herausgebers von Neuem abgedruckt worden. Darüber würde Rec. dem Herausgeber keine Vorwürfe machen. Denn der praktische Schullehrer, für welchen dieses Handbuch bestimmt ist, kann dadurch mit viel Gemeinnützigem, wovon er sonst keine Kenntniss erhalten würde, bekannt gemacht werden; aber die mehresten der hier zum zweyten Mal abgedruckten Aufsätze waren nicht Einmal des Druckes werth. Es ist daher sehr zu wünschen, dass der Herausgeber bey der Fortsetzung dieses Handbuches mehr seine Leser, denen er nützlich werden will, berücksichtige, und jeden aufzunehmenden Beytrag einer strengeren Prüfung unterwerfe.

Ar. et O. m. r.

Köthen, b. Herausgeber und Halle in Commiss. b. Hemmerde und Schwetschke: *Plan und Ordnung der Stadtschule zu Köthen.* Auf hochfürstl. Befehl durch den Druck bekannt gemacht vom Rector *Vetterlein.* Zweyte verbesserte Ausgabe. 1804. 90 S. 8. (8 Gr.)

Rec. glaubt es sehr leicht entschuldigen zu können, wenn er bey dieser Schrift weitläuftiger ist, als es ihr äusserer Umfang zu erfodern scheint. Die wiederholte Auflage beweist, dass dieser Plan Leser und auch wohl Beyfall gefunden hat. Um so bestimmter muss von dem, der es sich zutrauen darf, gesagt werden, ob und in wiefern der Inhalt dieser Schrift Beyfall, und eine solche Anordnung einer Schule etwa hie und da Nachahmung verdiene.

Rec. muss seine Bemerkungen bey der Bestimmung des Umfangs dieser Schule anfangen. Sie soll *Bürgerschule* und *Gelehrtenschule* seyn. In gewissem Sinne und bey hinlänglicher Lehrerzahl lässt sich das allerdings zusammen bestreiten: aber nur dass man bey einer solchen Verbindung der Bürgerschule nicht die Ausdehnung gebe, die sie hier erhält! Hier sollen die Kinder aus allen Ständen, auch solche des gemeinen Mannes und des gemeinen Handwerkers, und welche selbst auch nur zu gemeinen Handthierungen bestimmt sind, Antheil am Unterricht nehmen können; und alle sollen auch von dem ersten A b c diren hier unterrichtet werden.

Es gehört zu der Krankheit unseres Jahrhunderts, auch in pädagogischen Angelegenheiten recht viel und vielerley erreichen zu wollen, und darüber alles nur halb, flach und dürftig zu leisten. Dass man darauf denkt, den Unterricht auch der niederen Bürgerstände zu verbessern und zu vervollkommnen, wer könnte das tadeln? — Aber dass man bey dieser Absicht auch den Unterricht der künftigen Gelehrten verwässert und verkümmert, davon erwartet Rec. nichts Gutes, und dagegen, glaubt er, muss die Stimme eines Jeden, dem gründliche Gelehrsamkeit lieb ist, sich laut erheben. Nach des Rec. Überzeugung und Erfahrung ist die Verbindung einer *solchen* Bürgerschule in solchem Umfange mit einer Bildungsanstalt für künftige Gelehrte durchaus unzulässig;

man erreicht in solchen Anstalten alles nur halb; weil man zuviel erreichen will, und es findet sich über lang oder kurz, dass Anstalten in solcher Ausdehnung den Bedürfnissen und den Wünschen keines Standes angemessen sind. Für die Bedürfnisse des gemeinen Mannes und derer, welche zu diesem Stande bestimmt sind, gehören durchaus eigene Schulen. Selbst die Bildung des mittleren Bürgerstandes wird, sobald es nur sonst möglich ist, weit besser in eigenen Bildungsanstalten besorgt; nur die Bildung der höheren Bürgerstände, welche, obgleich Nichtgelehrte, doch einer wissenschaftlichen Bildung fähig und bedürftig sind, kann eigentlich und muss mit dem Unterrichte der künftigen Gelehrten verbunden werden.

Schon in den *Plan* dieser Schule hat jener höchst unzweckmäsige Umfang und die verfehlte Ansicht, welche dabey zum Grunde liegt, gar manche Sonderbarkeiten gebracht, welche hauptsächlich den Unterricht der künftigen Gelehrten betreffen, und Rec. fürchtet, in der Ausführung werden noch mehrere Unbequemlichkeiten sichtbar werden.

Hier ist es nach §. 5 *Plan*, jedem, der nicht studiren will, die Beschäftigung mit den *alten Sprachen* zu widerrathen! — Wirklich? — So wüsste man in Köthen gar keinen Grund, es den gebildeten Nichtgelehrten recht sehr zu empfehlen, sich eine der todten Sprachen recht genau bekannt zu machen, und es mit ihrer Erlernung recht ernstlich zu nehmen?

Aber eine noch schlimmere und entschiedenere Folge eines so populären Umfangs dieser Anstalt und der so populären Ansicht ist, dass auch die, welche hier die alten Sprachen erlernen sollen, nach des Rec. Erachten, gar mittelmäsig versorgt werden! — Denn so hat man, wie sehr vornehm populär gesagt wird, *zu solchen Pedantereyen, wie das lateinische und deutsche Versmachen, keine Zeit!* Nur vorzügliche poetische Genies sollen die Lehrer ausbilden helfen! — Nun, an denen könnten sie wohl die Mühe am ersten sparen! Also ja keine Anleitung, um durch metrische Übersetzungen und durch eigene poetische Versuche die eigene Sprache zu bilden und zu bereichern, und durch sie die Gesetze der Metrik bestimmter zu fassen. Oder ist auch diese hier Contrebande! — Doch es erklärt sich leicht, dass man in Köthen dazu in Secunda und Prima keine Zeit finden kann. Denn hier sind in *Quinta* wöchentlich *zwey* Stunden und in *Prima* alles in allem *sieben* Stunden auf das Lateinische gerechnet. Welch ein Anfang, und welch ein Ende! — Und von diesen 7 Stunden sind 2 mit *Klein* - Prima combinirt; und *eine* ist zu Exercitien bestimmt! — Wie kläglich! — Und damit ja auch die Exercitien recht praktisch und populär werden, so sollen zu Exercitien — man höre! *Lebensbeschreibungen berühmter Gelehrten*, und *Sulzers kurzer Begriff aller Wissenschaften* gebraucht werden! Also kennt man hier keine zweckmäsigeren Übungen der oberen Schüler im Styl? — Und an eigene lateinische Aufsätze ist gar nicht zu denken? — Man sollte es doch nicht unternehmen, auf eine solche Weise Gelehrte bilden zu wollen! Aber hier ist ja auch der Rector nur *einmal* in seinem Leben gehalten, *lateinisch* zu schreiben. Nur das erste Programm in seinem Rectorleben soll lateinisch seyn; weiter soll er sich nicht mit dem Lateinschreiben incommodiren! Die Reden der Schüler sollen hier auch immer *deutsch* seyn! Sie werden es! — Auch das *Griechische* ist zwar kärglich, aber doch gegen das Lateinische reich bedacht. Im ganzen Gymnasium werden wöchentlich 12 Stunden darauf verwandt. Von *Gedike's* Lesebuch geht man zu Xenophons Cyropädie, und ja nicht weiter, als zu *Platons leichten Dialogen*.

Das *Hebräische* hat *eine* Classe! — mit wöchentlich zwey Stunden. Und in dieser Zeit und in dieser Classe soll auch noch — man denke, wie gründlich! die *Septuaginta* verglichen, und das *Hellenistische* des N. T. erläutert werden. Wie schön *alles* in einer *Nuss!* —

Auch ist es hier, freylich dem populären Gesichtspunct ganz angemessen, selbst in den obersten Classen durchaus verboten, ein *lateinisch geschriebenes* Compendium zum Grunde zu legen! Alles deutsch! —

Dafür zeigt sich die *praktische* Tendenz in ihrem grössten Glanze! Man treibt hier in Klein- und Gross-Prima wöchentlich in 4 Stunden *theoretische* und *praktische* Philosophie; und wöchentlich werden *sechs* Stunden in jenen Classen für deutsche Stylübungen, für Rhetorik, Declamation und Studium deutscher Dichter verwandt. Aber Rec. glaubt, dass für die Philosophie der Gymnasiasten sich auf einem anderen Wege als durch solchen weitläuftigen philosophischen Unterricht weit besser sorgen lasse; und dass man irrig glaube für den deutschen Stil gewonnen zu haben, was man dem gründlichen Studium der lateinischen und griechischen Classiker abgezwackt hat.

Eben so wenig richtigen Blick für das, was zu der gelehrten Bildung gehört, nahm Rec. in dem Grundsatze wahr, dass von den *einmal eingeführten* griechischen und römischen Autoren nie, ohne auf ausdrücklichen höheren Befehl, irgend einer mit einem anderen solle vertauscht werden! Und welches sind denn die eingeführten? — In Secunda *Curtius* und *Terenz*; in Kl. Prima *Livius* und *Ovids Metamorphosen*; in Gr. Prima *Ciceros* Reden, *Virgil* und *Horaz*, und ausser diesen, in den beiden verbundenen Classen, *Ciceronis philosophica*. Also nichts weiter! Fürwahr ein enger Kreis! — Und da mögen also die Schüler in diesen Classen seyn wie sie wollen, da darf kein leichterer, kein schwererer, kein anderer Autor gelesen werden! Und da mag auch zu den anderen Nebenlectionen, zu anderen Zwecken des Lehrers und der Schüler ein anderer Autor auch noch so gut passen, das gilt alles nicht? — Rec. möchte den denkenden Lehrer dieser Schule bedauern! — Nein, gerade der Kreis der Autoren muss dem Lehrer recht gross gezeichnet werden,

damit er hier recht eigentlich wähle, und durch die jedesmal vorhandenen Rückfichten beftimmt wählen könne und dürfe! — Daraus folgt noch kein leichtfinniger Wechfel! —

So fieht Rec. überall für die gelehrte Bildung äufserft mangelhafte Grundfätze und Anordnungen; zum Theil wenigftens durch den zu grofsen Umfang der Anftalt veranlasst. — Diefer hat noch eine andere, gewifs nicht wohlthätige Folge, auf das Ganze gehabt. Um nämlich den fo ganz heterogenen Haufen von Schülern zu befriedigen, hat man fie, wie man freylich mufste — nicht nach Claffen, fondern nach Lectionen abgetheilt. Etwas von diefer Einrichtung wird man freylich in jeder guten Schule finden; allein man findet es da doch nur nöthig in Bezug auf den Sprachunterricht. Hier aber fahe man fich genöthigt, *vier* hiftorifche Claffen zu machen, und diefe neben einander zu legen; und alfo auch unter 4 verfchiedene Lehrer die Gefchichte zu vertheilen. Eben fo und aus jenem Grunde müffen hier wenigftens *drey* Lehrer den Unterricht in der deutfchen Sprache, und *fünf* den in der Geographie beforgen! Und doch foll noch *Einheit* und *Zufammenhang* in dem Unterricht Statt finden? Und doch foll der Lehrer hier mit Luft lehren, der fo eingezwängt ift, und nie gewiffe Puncte überfchreiten darf in feiner Lehre, und, wie nahe liegt es ihm, auch nicht in feinen Studien?

Von diefer Seite alfo, und als *Gelehrtenfchule*, fcheint uns bey diefer Schuleinrichtung beynahe alles verfehlt; glücklicher wird fie allerdings als *Bürgerfchule* wirken, aber auch mehr nur für die *mittleren* als für die *höheren* Bürgerftände.

Allein abgefehen von dem bisher Angeführten, enthält diefe Schrift für die *Methode*, für die *äufsere Einrichtung* der Schule fehr vieles Gute und fehr Bemerkenswerthe; auch der Geift und die Gefetze der Difciplin find vorzüglich. Nur das fcheint uns mit manchen Nachtheilen verbunden, dafs die Lehrer neben dem Rector gar keine Stimme über Einrichtung und Anordnung haben; und dann, dafs dem Rector auch folche Dinge aufgelegt find, die durch jeden anderen Lehrer könnten verfehen werden, und ihn nothwendig gar fehr zerftreuen müffen. Dahin gehören befonders die Beforgung der Rechnungen für die Schulbibliothek und der Kunft- und Naturalien-Sammlungen; auch glauben wir, dafs es zu viel ift, ihm allein die Ausfertigung der Cenfuren aller Schüler zuzumuthen. — Gegen die *Schiedsrichter* in den oberen Claffen bey kleinen Zwiften der Schüler unter einander, hat Rec. grofse Bedenklichkeiten, wenn folche fchiedsrichterliche Handlungen nicht unter der Leitung des Lehrers vor fich gehen.

M. W.

KLEINE SCHRIFTEN.

JUGENDSCHRIFTEN. *Hildburghaufen*, b. Hanifch's Erben: *D. Martin Luthers kleiner Katechismus, nach dem Bedürfniffe der Zeit.* 1810. 118 S. 8. (6 Gr.)

Ob irgend eine Zeit ein befonderes Bedürfnifs zu einem Katechismus der chriftlichen Religion hervorbringe, daran mufs man mit Recht zweifeln, da ein wohlgeordneter deutlicher, und dem Bedürfniffe der Jugend angemeffener Katechismus ein Bedürfnifs ift zu *jeder* Zeit. Der ungenannte Vf. hat daher diefen vorliegenden Katechismus durch den angegebenen Titel nicht hinlänglich charakterifirt. Man findet hier nicht einen blofsen Abdruck von *L.* K., fondern auch beygefügte Fragen und Antworten und Anmerkungen zur Erklärung. Der Vf. glaubte nämlich, dafs es wegen des Anfehens, in welchem *L.* K. ftehe, nicht anzurathen fey, die grofse Zahl der neuen Katechismen zu vermehren; fondern lieber, forgfältiger als bisher, darauf zu denken, wie der Religionsunterricht auf die ungezwungenfte Art, und wo möglich — *allein* nach diefem Lehrbuche ertheilt werden könne. Er hat defswegen, um mehr logifche Ordnung in *L.* K. zu bringen, die fechs Hauptftücke der chriftl. Lehre in drey Hauptftücke zufammengezogen. Das erfte handelt bey ihm „von den Artikeln des chriftlichen Glaubens, das zweyte von den Geboten Gottes, das dritte von den Gnadenmitteln, oder von einigen der wirkfamften Beförderungsmittel eines chriftlichen Sinnes und Wandels, nämlich vom Gebet, von der Taufe, und dem heil. Abendmahl. Das fünfte Hauptftück ift ganz weggelaffen, weil es nicht *Luther*, fondern mit vieler Wahrfcheinlichkeit einen gewiffen *Johann Knipftrov* zum Verfaffer habe. Auch find die Fragftücke für die, welche zum Sacrament gehen wollen, die fich mit den Worten anfangen: Glaubft du, dafs du ein Sünder bift? aus eben dem Grunde weggeblieben, weil fie nicht von *Luther* herrühren. Da der Vf. mit *L.* K. eine folche Reformation vornimmt: fo wundert fich Rec., dafs er den Anfang von der fogenannten Haustafel: Ein Bifchof foll unfträflich feyn, Eines Weibes Mann u. f. w., nicht aus dem Grunde weggelaffen hat, weil er fich nicht für Kinder fchickt. Übrigens mifsbilligt Rec. die vorgenommenen Veränderungen nicht, fürchtet aber, dafs da, wo einmal die Einführung eines neuen Katechismus Schwierigkeiten findet, die Einführung diefes fo veränderten lutherifchen Katechismus noch mehr Hinderniffe finden werde. Es ift noch zu bemerken, dafs diefe Umarbeitung des *L.* K., auch wenn fie nicht eingeführt wird, für Prediger und Schullehrer Winke enthalten foll, wie fie Luth. Kat. benutzen follen, und was von ihnen mit Stillfchweigen zu übergehen fey. Und Rec. kann ihr in diefer Rückficht Verdienft nicht abfprechen, ob er fie gleich in Rückficht auf Vollftändigkeit dem nicht an die Seite fetzen kann, was *Beyer* und *Horrer* für die Erklärung des Kat. Lutheri geleiftet haben. Denn darin, dafs Manches, was doch einmal im Katechismus fteht und gelernt werden mufs, ohne Erklärung mit Stillfchweigen zu übergehen fey, kann Rec. dem Vf. nicht beyftimmen.

O. m. r.

Leipzig, b. Steinacker: *Kleine Denkfprüche für die unteren Claffen in Bürger- und Landfchulen, und für den Privatunterricht gefammelt* von *M. Johann Heinrich Gottlieb Heffe*, Lehrer an der Rathsfreyfchule in Leipzig. Mit einer Vorrede begleitet von dem Hn. Vicedirector *Dolz*. 1810. XX u. 176 S. 8. (8 Gr.)

Denkfprüche müffen klein feyn, und der Sammler diefer gegenwärtigen hat diefs berükfichtigt. Sie find auch gröfstentheils der Faffungskraft der kleinen Schüler, für die fie gefammlet find, angemeffen, und nach Art der von *Dolz* gefammelten Denkfprüche, nach moralifchen Rubriken geordnet. Rec. empfiehlt fie daher allen denen, die bey ihrem Unterrichte folche Denkfprüche nöthig finden. Man kann auch fehr gut diefes Büchlein als ein Lefebuch brauchen, da kleine Lefefchüler, wie Hr *H.* ganz richtig bemerkt, folche kleine Verfe gar gerne lefen, und beym Lefen dem Gedächtniffe einprägen.

O. m. r.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 17 SEPTEMBER, 1810.

ALTE LITERATUR.

LANDSHUT, in Comm. b. Thomann: *Longos Daphnis und Chloe.* Aus dem Griechischen übersetzt durch *Johann Georg Krabinger.* Mit einer Vorrede von Hofr. u. Prof. *Ast.* 1809. VI u. 242 S. 8. (1 Thlr. 4 Gr.)

Während ein seltsamer Zufall den griechischen Erotikern kritische Bearbeiter, wie *Dorville*, *Villoison*, *Locella*, *Schäfer*, *Koray* und *Bast*, zuwendete: traf sichs, dass, wenigstens in Deutschland, der Übersetzer Aufmerksamkeit auf diess Gebiet der alten Literatur gering war, und mit Unrecht, weil gerade diese Spätlinge attischer Anmuth, auf der Grenzlinie stehend zwischen der antiken und modernen Welt, vorzüglich geeignet sind, denjenigen in das Allerheiligste der ächthellenischen Bildung einzuführen, dessen Jugend nicht genährt ist mit classischem Geiste. Das erste wahre Verdienst dieser Art erwarben sich, — mit billiger Übergehung des weiland vielgepriesenen Heliodoros von *Meinhard* und der berühmten Namen, die vor einem deutschen Chariton und Xenophon von Ephesos prunken, — die Hnn. *Ast* und *Güldenapfel* durch ihre gemeinsame Übertragung des Achilles Tatios, als deren Vorläufer *Manso's* anziehender Aufsatz über die griech. Erotiker betrachtet werden kann; und Hr. *Krabinger*, ein Schüler von *Ast*, ist der erste, der, auf der einmal gebrochenen richtigeren Bahn beharrend, den Longos in demselben Geiste behandelt, und wenigstens keinen Rückschritt gethan hat. Wir billigen auch die getroffene Wahl. Denn wenn Longos gleich dem merkwürdigen, in seinen Folgen so bedeutenden Heliodoros an kunstreicher Anlage, dem Achilles Tatios aber an Mannichfaltigkeit und Keckheit der Situationen, an frischer Kraft der Charaktere, und überhaupt an Genialität merklich nachsteht: so hat er doch voraus eine grosse Lieblichkeit der Sprache und Darstellung, besonnene Klarheit, durchgängige Zweckmässigkeit, und empfiehlt sich überdiess durch den verhältnissmässig gesunden Zustand seines Textes. Dessenungeachtet hat sich vor unserem Übersetzer nur Hr. *Grillo*, aber mit solchem Erfolge an diesem Schriftsteller versucht, dass es Ungerechtigkeit gegen Hn. *K.* seyn würde, wenn wir es ihm zum Verdienst anrechnen wollten, einen solchen Vorgänger unendlich weit hinter sich gelassen zu haben; vielmehr haben wir Grund genug, ihm manches eigene und wahre Verdienst zuzusprechen, wenn wir auch nicht überall seiner Meinung sind.

Um bey der Grundlage jeder wahren Übersetzung, dem gefolgten Texte, anzufangen, billigen wir natürlich die Wahl der *schäferschen* Ausgabe gar sehr; wobey wir es jedoch nicht minder gut heissen, dass er sich sein eigenes Urtheil vorbehalten, obwohl nur dreymal davon Gebrauch gemacht ist, und nicht immer glücklich. S. 65, 3 *Schäf.* ist ohne Noth nach *Koens* Conj. τὸ ἀρχαῖον οὐκ ἦν ὄργανον übersetzt, da doch wegen des αὕτη ἡ σύριγξ die alte Lesart τὸ ὄργανον ungleich nachdrücklicher und der Weise des Longos viel entsprechender ist. Eben so können wir der S. 106, 6 aufgenommenen, wenn schon höchst sinnreichen Emendation *Valckenaers:* βλέπω μὲν σὺ πεπαινόμενον, keineswegs beytreten, weil sie aller kritischen Evidenz ermangelt, weil sie einen wunderlich abgerissenen Satz bildet, und die Proportion der drey Participien zu den voraufgegangenen drey Verben zerstört, was im Longos nicht ohne die zuverlässigste Autorität geschehen darf. Soll überhaupt geändert werden: so dürfte höchstens, das Hysteronproteron zu vermeiden, κείμενον nach ἐπαινούμενον gestellt werden, weil offenbar in diesen drey Participien die ganze Geschichte des reizenden Apfels zusammengefasst ist. Doch achten wir auch die Umstellung überflüssig, weil auf κείμενον der ganze Nachdruck ruht, und es darum schicklich voransteht: so wie auch *Erfurdt* in *Soph. Oed. Tyr.* 827 Br. mit Recht ἐξέθρεψε κἀξέφυσε in den Text nimmt, wozu *Schäfer* in seiner eben erschienenen Handausgabe des Tragikers reichliche Beyspiele liefert. Hingegen dünkt es uns zweckmässig, S. 76, 21 der gefälligen, auch von *Schäfer* in den Anm. gebilligten Verbesserung von *Jakobs:* ᾄδειν (nicht αἴδειν, wie Hr. *Kr.* aus Missverständniss der *schäferschen* Note schreibt) δεῖ· πανταχοῦ | σιωπή, gefolgt zu seyn. Indess scheint Hr. K. die inhaltsreichen Anmerkungen von *Schäfer* nicht gewissenhaft genug benutzt zu haben, sonst würde er vielleicht S. 38, 14 der *villoisonschen* Änderung: τοῦ πάντων πατρὸς χρόνου, gefolgt seyn; und S. 86, 5 hätte er gewiss die höchst unglückliche Hariolation von *Toup* verschmähen gelernt. Auch tadeln wir mit Recht, dass sowohl *Eichstädts* Recension des *schäferschen* Longos, Allg. Lit. Zeit. 1802. T. 4, S. 329 ff., die mehrere ungemein glückliche Verbesserungsvorschläge enthält, als auch *Schäfers* spätere philologische Arbeiten ganz aus der Acht gelassen sind. Denn wenn auch das meiste, in denselben für die Kritik unseres Erotikers Nachgetragene gerade keinen Einfluss auf die Übersetzung hat: so würde doch wenigstens S. 102, 1 v. u.

in der Überf. „die *Leidenschaft* der Liebe" nach *Schäfers melet. crit.* S. 128 wieder verschwunden seyn. Endlich ist Hr. K. zu der alten Capitelabtheilung zurückgekehrt, was allerdings beyfallswerther, als mit *Villoison* und *Schäfer* alle kleineren Abschnitte aufzuheben. Indess würden wir rathen, die kleineren, bequemeren und verständiger gemachten Absätze der *villoisonschen* und *schäferschen* Ausgaben mit Zahlen zu bezeichnen, und sie als Capitel zu betrachten.

Was die Übersetzung selbst betrifft: so sind ihre hervorstechendsten Züge Treue und fleissiges sorgsames Anschmiegen an das Original, zwey Eigenschaften, deren ganzen Werth wir zu schätzen wissen: doch scheinen sie uns hier noch nicht die einzig wahre Richtung gewonnen zu haben, indem sie mehr auf die Nachbildung jedes einzelnen Wortes, als auf den Totaleindruck der Perioden abzielen. Fast zu weit geht mitunter das an und für sich preiswürdige Bemühen, jedem einzelnen Ausdruck den allernächsten deutschen zu substituiren; wenigstens zeigt sich hier etwas Unverhältnissmässiges, weil mit geringerer Aufmerksamkeit behandelt ist, worin das Eigenthümlichste und Kunstvolleste des Longos zu suchen, die grossen, vollen, symmetrisch geordneten, freylich auch bis zum Übermass künstlich gegliederten Perioden. Hierin ist viel zu wenig gethan; ja, wir wagen es zu sagen, in keinem Satze etwas Genügendes geleistet, und dadurch nicht bloss viel vom Charakter der späteren Sophistik oder Schönschreiberey verwischt, sondern auch gar oft der Sinn schwer verletzt, indem dieser wenigstens eben so viel von der Stellung und Verbindung der Sätze, als der Wörter abhängig ist. Besonders unglücklich und ungewandt ist Hr. *Kr.* da, wo es gilt, einen Participialsatz entweder als Participialsatz wiederzugeben, oder ihn durch eine Partikel, oder in ein Substantivum aufzulösen: da finden wir gewöhnlich statt der verschlungensten und sinnvollesten Constructionen abgerissene, ohne Beziehung einander parallel laufende, kleine Sätze vom schlechtesten Effect. Nicht sowohl zum Beleg dieses Tadels, wozu nur das ganze Buch hinreichend wäre, als vielmehr, um mit wenig Worten vollkommen deutlich zu werden, hier das erste, das beste Beyspiel einer solchen Distruction. S. 89, 3 v. u.: Ἡ *μὲν γὰρ Λυκαίνιον τοσαῦτα ὑποθεμένη, κατ' ἄλλο μέρος τῆς ὕλης ἀπῆλθεν, ὡς ἔτι ζητοῦσα τὸν χῆνα· ὁ δὲ Δάφνις εἰς λογισμὸν ἄγων τὰ εἰρημένα, τῆς μὲν προτέρας ὁρμῆς ἀπήλλακτο, διοχλεῖν δὲ τῇ Χλόῃ περιττότερον ὤκνει φιλήματος καὶ περιβολῆς, μήτε βοῆσαι θέλων αὐτὴν, — μήτε δακρῦσαι, μήτε αἱμαχθῆναι —· ἀρτιμαθὴς γὰρ ὢν ἐδεδοίκει τὸ αἷμα, καὶ ἐνόμιζεν ὅτι ἄρα ἐκ μόνου τραύματος αἷμα γίνεται.* Hr. K. übersetzt: „So hatte Lykainion den Daphnis unterrichtet. Sie ging nun nach der anderen Seite des Waldes, als suchte sie noch die Gans. Daphnis überdachte jetzt Lykänions Rede, und stand von der vorigen Hitze ab, sich scheuend —: sie sollte keineswegs vor ihm schreyen —, noch vor Schmerz weinen —, noch — mit Blut befleckt werden: denn er fürchtete das Blut, seit er von den Methymnäern verwundet worden, und glaubte, es könne nur aus einer Wunde Blut hervorkommen." Bey dieser Gelegenheit wollen wir gleich bemerken, dass Hr. K., wie alle Bearbeiter des Longos vor ihm, die letzten Worte ganz unrichtig verstanden hat. Denn das *ἀρτιμαθὴς* auf den im Kampfe mit den Methymnäern empfangenen Hieb über die Nase zu beziehen, S. 50, 3 v. u., wäre ein arger Germanismus, und dazu liesse sich nichts Abgeschmackteres denken, als an diesem Orte diese Erwähnung: vielmehr geht es auf Lykainions *ἐρωτικὴ παιδαγωγία*, ganz besonders auf S. 89, 11, und ist so der Ausdruck selbst, in Verbindung mit Daphnis Blutscheue, ganz verständlich. Denn dass auf Wunden Blut folgt, wusste unser Geisshirt wohl, ehe er von den Methymnäern in die Lehre genommen war. — Eine ganz besondere Unzierlichkeit und Untreue im Periodenbau haben wir überall wahrgenommen, wo eine Person redend eingeführt wird. So z. B. wird S. 142, 10 das einfache *εἰσάγει καὶ λέγει* in zwey separate Sätze aufgelöst. Warum nicht so: *er führte sie ein, und: diess Kind hast du ausgesetzt, sprach er.* An anderen Stellen werden ganze Verba eingeschoben, oder auch durch Synonyma ungebührlich verdoppelt: das alles, um die gesprochenen Worte von der Erzählung loszureissen; ein eben so misslungenes, als unnützes Bemühen. Dagegen freuen wir uns immer gewisser antiker Unbefangenheit und Tüchtigkeit an solchen Stellen, wo der Ausdruck des Griechen von dem bey uns beliebten wesentlich verschieden ist; theils also da, wo die gemeine Schicklichkeit Obscönität wittern würde, wogegen vorzüglich *Ast's* kurze Vorrede gerichtet ist, und in welchen Fallen Hr. *K.* selten so verweichlicht, wie S. 89, 9: *μισθὸν τὴν παρθενίαν λαβών.* „Mein *Köstlichstes* zum Lohn erhaltend; oder etwas so Wesentliches auslässt, wie S. 68, 5 v. u. das *οὐδὲν δράσαντες πλέον*, und S. 117, 2 *τὰ ὑπὸ γαστέρα*; theils auch da, wo Gleichnisse aus der Thierwelt hergenommen sind, die nur dem rein antiken Blicke nicht unziemlich erscheinen werden, wie S. 35, 9 und 146, 1, obgleich wir S. 118, 4 für den *σκύλαξ*, mit dem der davonlaufende Daphnis verglichen wird, ein *Hündlein* dem *krabingerschen Hunde* vorziehen würden. Wenn überhaupt die Sprache nicht ganz so rund und gefällig ist, als man wünschen möchte: so dürfte der Vorwurf vielleicht mehr unseres Übersetzers Heimath, als seine Individualität treffen. Denn in der That schreibt er reiner und lesbarer als die meisten Baiern, die neuerdings laut geworden sind. Auf diese von ihm nicht verschuldete Schuld schieben wir billig die allerdings nicht geringe Anzahl von Stellen, wo der Ausdruck mehr oder weniger verfehlt, schief oder unrichtig ist, ohne des Übers. vielfach bewährte Sorgsamkeit und Kunde der griechischen Sprache anzufechten.

Die letztere jedoch müssen wir noch beschränken. Denn so wenig wir ein fleissiges und gründliches Studium dieses Idioms verkennen, sowohl in grammatischer als in lexikalischer Hinsicht: eben so wenig können wir verschweigen, dass Hr. *Kr.* durch-

aus noch nicht einheimisch ist in diesem Gebiet, dass er sich noch sehr mühsam und schwerfällig in den Banden der hellenischen Sprachgesetze bewegt, und dass ihm die allgemeine Leichtigkeit im Verstehn noch ganz abgeht, woraus einige schlimme Verstösse entsprungen sind; die wir bemerken wollen, nicht um Hn. *K's.* Arbeit und Verdienst dadurch herunterzusetzen, sondern um ihm zu zeigen, dass der von ihm aufgewendete grosse Fleiss nicht nach allen Richtungen gleich gross gewesen ist, und dass man sich nicht eher an die Übersetzung eines Schriftstellers wagen darf, als bis man fest überzeugt ist, aller Wörterbücher und was dergleichen Subsidia des Verständnisses mehr sind, völlig entobnigen zu können. Dass Hr. *Kr.* aber mitunter aus dem Lexikon gedollmetscht hat, möchte sich beweisen lassen. Man sehe z. B. seine allerdings wörtlich treue Übersetzung von S. 7, 3 v. u., die keinen Sinn hat, weil die Worte der gewöhnlichen Lesart keinen geben. Aber jetzt zu den ganz falsch verstandenen Stellen: S. 13, 6 Sch. „der übrigen Erde so ähnlich, dass, wäre ein Hase darüber hingelaufen, er die Hölzer zerknickt hätte." Wie konnte ὥστε mit εἰκόνα verbunden werden, da es offenbar zu ξύλα ξηρὰ μακρὰ gehört! S. 16, 2, 3 v. u. ist ganz unübersetzt geblieben, ohne allen Grund. S. 17, 9. δῶρα μεγάλα, ὡς βουκόλος, ἐπηγγέλλετο, „wie sie nur ein Rinderhirt *vermögte.*" Der Conjunctiv im Deutschen ist durchaus ungrammatisch, weil die Worte: ὡς βουκόλος, nicht Dorkons eigene seyn können. Den Commentar über diesen durch seine Kürze allerdings dunkeln Ausdruck wird der Scholiast zum Theokrit 1, 87 geben, womit Longos S. 103, 20 zu vergleichen ist. Die Stelle würde minder leicht missverstanden seyn, wenn man gewohnt wäre, etwas mehr zu achten auf die Charakterverschiedenheiten zwischen den Rinder-, Ziegen- und Schaf-Hirten, die, ohne Zweifel aus den Mimen in die Idylle, und aus dieser wieder in den spätern Hirtenroman übergegangen sind. S. 20, 3 v. u. ὥσπερ λαγὼς ἐκ τῶν ἰχνῶν εὑρίσκοντες, „als ob sie Hasen *auf der Spur verfolgten.*" ἐκ τῶν ἰχνῶν kann nicht *auf der Spur* heissen, auch wäre das Gleichniss so schielend wie möglich; also: *nachdem sie sie wie Hasen aus der Fährte aufgespürt hatten.* S. 31, 1 ist das schöne καθαρὸν διὰ κάλλους, das *Eichstädt* a. a. O. S. 341 mit vollestem Rechte gegen jede Änderung in Schutz nimmt, durch ein frostiges: *stralend vor Schönheit* wiedergegeben, vielleicht, aber sehr übereilt, nach der Änderung *Schäfers* in den Anm. S. 33, 1 ist das Imperfectum von ἐγχέειν für ein Präsens von ἐνέχειν genommen, obgleich Sinn und Construction — Präterita stehen davor und dahinter — das Wahre zu verfehlen schwer machen. S. 38, 6—8. „Mich *kostet es keine Mühe*, dich zu küssen: denn *leichter ist es mir* (βούλομαι μᾶλλον), dich zu küssen, als dir, jung zu werden." Das verkehrt den Sinn der ganzen Stelle, und sagt zuletzt etwas sehr Absurdes, indem Philetas schwerlich zweifelte, dass es einem Knäblein *leichter* sey zu küssen, als einem Alten jung zu werden. Dass aber das schöne Knäblein mehr Verlangen nach Küssen trage, als der Alte nach Wiederkehr seiner Jugend, war schon der Versicherung werth, und so wollen es die Worte des Textes, und die gleichwohl erfolgende Weigerung schliesst sich gut an. S. 41, 2 ὡς καὶ αὐτὸν τῆς Πίτυος ἐρασθέντα, „denn auch er liebte die Pitys," sehr unrichtig nüancirt; die Wortstellung mit ὡς zeigt, dass Philetas so zum Pan geredet hat, es also nicht die blosse, trockene Erzählung ist: zu deutsch: *auch er ja habe die Pitys geliebt.* S. 43, 3 v. u. τὰ μὲν οὖν φιλήματα ἐγένετο, καὶ ἡ περιβολὴ τῶν χειρῶν ἠκολούθησε· τὸ δὲ τρίτον φάρμακον ἐβράδυνε. „*Die küssten und umarmten sich: doch zauderten sie mit dem dritten Heilmittel.*" Die erste Hälfte ist nicht geradezu unrichtig, aber auch nichts weniger als richtig übersetzt, indem das schöne Fortschreiten in ἐγένετο — ἠκολούθησε durch nichts ersetzt wird, und das Küssen und Umarmen als etwas Gleichzeitiges, nicht als etwas Gesteigertes erscheint, wie in einer ganz ähnlichen Stelle, S. 68, 16. Die letzte Hälfte ist im Deutschen gar nicht mehr kenntlich, und ungemein vergröbert, weil die Liebenden als Subject gar ungebührlich handelnd und absichtlich werden. *Das dritte Heilmittel säumte aber*, ist wörtlich und geistig treu, und hat das goethische: *den holden Amor säumen heissen* zum kräftigsten Beleg für sich. S. 48, 2 ἀντεῖχον τε „*sie hielten sie fest.*" Da die Methymnäer gar nicht weg wollten, widerspricht diese Übers. sich selbst; noch mehr die Zusammensetzung mit ἀντὶ: *sie widerstrebten* wäre das Richtige gewesen. S. 48, 3 v. u. οἵα μὲν ἐσθὴς ἀπόλωλεν! „*Welch' ein Gewand ist verloren!*" Der homerische Gebrauch von ἐσθὴς als Collectivum hätte doch bekannt seyn sollen; auch macht der Zusammenhang die Erwähnung eines einzelnen Gewands fast unmöglich. Wir verweisen überdiess Hn. *Kr.* auf eine andere Note *Schäfers* zum *Longos* S. 373, die ihm auch hier das Richtige hätte zeigen können. S. 51, 10 μὴ καὶ καταγέλαστοι γένοιντο, τοιαῦτα καὶ τοσαῦτα παθόντες ὑπὸ ποιμένων, „aus Furcht, sie möchten, da sie schon so viel erduldet hatten, noch verlacht werden." Hier ist der Sinn schwer verletzt, und den Methymnäern eine unerhörte Barbarey aufgebürdet, als pflegten sie die Unglücklichen zu verspotten. Darum logen die Jünglinge, damit sie nicht nur nicht gerächt, sondern noch obendrein ausgelacht würden, weil sie all das Schmähliche *von Hirten* (hier liegt der Nachdruck, und gerade diess Wort hat Hr. *Kr.* ganz weggelassen,) erduldet hatten. S. 52, 6. „*Sie flehte zu den Nymphen, ihrer zu schonen,*" wäre dann richtig gesagt gewesen, wenn sie von den Nymphen etwas zu fürchten gehabt hätte; so sind zwey Subjecte auf die unstatthafteste Weise vermengt. S. 53, 9 fg. — μήτε Χλόην εὑρών, ἀλλὰ ἐρημίαν πολλὴν καὶ τὴν σύριγγα ἐῤῥιμμένην, ἡ συνήθως ἐτέρπετο ἡ Χλόη, ΜΕΓΑ ΒΟΩΝ ΚΑΙ ΕΛΕΙΝΟΝ ΚΩΚΥΩΝ, ποτὲ μὲν πρὸς τὴν φηγὸν ἔτρεχεν κτλ. „Er fand nirgends Chloen, es herrschte *tiefe Stille*, auch lag die Syrinx auf dem Boden, mit der sich Chloe zu ergötzen pflegte, *und die Rinder*

brüllten kläglich. Da lief er bald zur Buche u. f. w. Wer wird nach hundert Jahren zweifeln, dafs Hr. *Kr.* aus einem Codex überfetzt und dort βοῶν μέγα καὶ ἐλεινὸν ΚΩΚΤΟΝΤΩΝ gefunden habe; und wie wird man fich die Köpfe zerbrechen, *die tiefe Stille*, (von der freylich das Original nichts weifs,) mit den *kläglich brüllenden* Rindern (*laut* brüllende finden fich gar im Text) zu vereinbaren! um der Verrenkung des Perioden am Ende der angeführten Stelle zu gefchweigen. S. 55. 4. „*Des Morgens* (τῆς ἐπιούσης) wird Chloe wieder zu dir kommen," wollen wir als Schreibfehler gut feyn laffen. S. 59. 8 ἐξ ἧς Ἔρως μῦθον ποιῆσαι θέλει, „*über deren Schickfale Eros waltet*," würde man kaum für die Überf. der angeführten Worte halten, und doch liegt in diefen durchaus keine Schwierigkeit des Verftehens, oder fonft ein Grund einer fo wunderlichen, gar nicht finnreichen Abweichung. S. 63. 5 hat fich die πίτυς in *Ephea* verwandelt. S. 65, 8 fg. v. u. Πὰν, τοὺς δόνακας ὀργῇ ταμὼν, τὴν κόρην οὐχ εὑρὼν, τὸ πάθος μαθὼν, τὸ ὄργανον νοεῖ, καὶ τοὺς καλάμους κηρῷ συνδήσας ἀνίσους. „Pan fchnitt im Zorn die Rohre ab, fand aber kein Mädchen, *fühlte nur Leiden* (τὸ πάθος μαθὼν), erfann das Inftrument, und vereinte die ungleichen Rohre mit Wachs." Die unrichtige Überfetzung der bezeichneten Stelle bedarf keiner weiteren Entwickelung. Aufserdem aber ift Hr. *Kr.* — was dem Überf., der den Text feines Schriftftellers nicht kritifch durchgearbeitet, ehe er noch an die Übertragung gedacht hat, leicht begegnet — durch die Auflöfung der fämmtlichen Participien, die keinesweges zu loben, über eine bedenkliche Stelle hingeglitten, an der *Schäfer* zuerft, und fehr billig, Anftofs gefunden, an der Copula nach νοεῖ und dem folgenden Participium συνδήσας; wozu wir noch die Stellung des ἀνίσους fügen. Seine Änderung aber ift fo willkührlich, dafs diefer befonnene Kritiker ihr fchwerlich grofses Gewicht beylegen wird. Rec. glaubt, dafs nichts zu verändern ift, als die Interpunction, und dafs man nur das Komma nach νοεῖ zu ftreichen, und es nach καλάμους einzufchalten hat. „*Er erfinnt Inftrument und Pfeifen, die ungleichen mit Wachs verbindend.*" Eben fo finden wir gleich darauf S. 66. 2 μέγα ὄργανον καὶ αὐλῶν μεγάλων. S. 67, 2 ift mehr als eine ganze Zeile in der Überf. überhüpft, offenbar aus Flüchtigkeit. S. 73, 13, λίνον ἔςρεφον, „fie ftrickten *einige* Netze," treibt die Willkührlichkeit im Ausdruck denn doch allzuweit. S. 76, 9, ἔνδον κατεκέκλειντο, „alle *lagen* darin." Welch eine Truggeftalt mag hier wieder einmal dem Hn. *Kr.* ftatt des κατεκέκλειντο erfchienen feyn, und ihn von dem Richtigen in einen faft komifchen Fehler hineingeäfft haben? Auch das gleichfolgende: μὴ γὰρ οὐκ ἦσαν ἀπὸ σταδίου γείτονες; ift durch: waren denn eine Stadie *von hier* keine Nachbarn?" fo unrichtig wie möglich überfetzt. *Hatteft du denn nicht im Umkreis Eines Stadions* (nämlich *von deiner* Wohnung) *Nachbarn?* wendet Daphnis fich felbft ein, da er *zehn* Stadien S. 75, 6, v. u. bis zu Dryas Hütte gelaufen war. S. 82, 11 fg. ift in der Überf. auf eine unbegreifliche Weife verftümmelt, und das wefentliche Milchtrinken ganz vergeffen. S. 83, 3 v. u. τοῦτο γὰρ δὴ (τὸ συγκατακλιθῆναι) λείπειν τοῖς Φιλητᾶ παιδεύμασιν, ἵνα δὴ γένηται τὸ μόνον παῦον ἔρωτα φάρμακον. „Denn nur diefes wäre es, was nach Philetas Rath noch mangelte, und allein die Schmerzen der Liebe ftillte." Alle diefe Auslaffungen, Zufätze, Auflöfungen und Umftellungen, geftehen wir, waren nöthig, wenn der Überf. aus der gewöhnlichen Schreibung wenigftens etwas einem Sinn Ähnliches hervorlocken wollte. Aber ein wirklicher Sinn wird nur dann hervorgehen, wenn wir die Worte von τοῦτο γὰρ bis παιδεύμασιν als Zwifchenfatz betrachten, und fie alfo mit einem Kolon fchliefsen: ἵνα aber unmittelbar anfchliefsen an das der Parenthefe voraufgehende συγκατακλιθῆναι μακρότερον ἢ πρόσθεν εἰώθεσαν. S. 84, 9, 10 hat Hr. *Kr.* ftillfchweigend eine höchft unglückliche Textänderung vorgenommen, indem er die Worte γλυκύ τι bis πικρόν Chloen in den Mund legt: das Unfchickliche, diefs von dem weigernden Mädchen fagen zu laffen, und das Unpaffende des εἶτα danach, fpringt in die Augen. S. 86, 6 ὡς παρὰ τὴν γυναῖκα τὴν τίκτουσαν ἀπιοῦσα, φανερῶς ἐπὶ τὴν δρῦν παραγίνεται. „Sie erfchien des anderen Tages, als ginge fie zur Wöchnerin, bey der Eiche." Hier ift vollkommener Nonfens entftanden, aus Vermengung der Verba, indem das ὡς gegen Sinn und Menfchenverftand zu παραγίνεται gezogen, und auf die Bedeutung von ἀπιοῦσα gar nicht geachtet ift. „Von Haufe weggehend, als wölle fie zur Wöchnerin: gelangte fie in der That zur Eiche", wäre die wörtliche Übertragung; indem vollkommene Gegenfätze in ὡς ἀπιοῦσα und φανερῶς παραγίνεται, in παρὰ τὴν τίκτουσαν und ἐπὶ τὴν δρῦν liegen. S. 86, 5 v. u. ift μόνη γὰρ δέδοικα εἰσελθεῖν mangelhaft überfetzt: „*ich getraue mir nicht hineinzugehen.*" Die Schuld liegt aber diefsmal wieder am Text, und mufs nothwendig gelefen werden: συνεισελθὼν (*vulgo* εἰσελθὼν) εἰς τὴν ὕλην, σῶσόν μου τὸν χῆνα, μόνη γὰρ κτλ., denn Lykänion war keinesweges gewilligt, zurück zu bleiben. S. 87, 10, δι' ὀνείρατος ἐμοὶ τὰ χθιζά σου αἱ Νύμφαι διηγήσαντο δάκρυα. „Im Traum *erzählten mir geftern* die Nymphen, dafs du geweint habeft." Wie obenhin mufs Hr. *Kr.* diefe Worte angefehen haben! S. 93, 5. 4 v. u. ift es wohl kein Zweifel, dafs γῆ das Subject bleibt, und dafs alfo unfer Überf. irrt, wenn er ὠτήρησε und ἀφίησε zu μέλη zieht. S. 94, 4 ἐπεσύραντο ift falfch überfetzt, und es wäre freylich zu wünfchen gewefen, dafs hier *Villoifons* Ausg., die der Überf. nach S. 167 entbehrte, (ob er fie gleich S. 181 citirt) hätte benutzt werden können. Inzwifchen war auch bey einiger Aufmerkfamkeit auf *Schäfers* Note S. 383 das Richtige zu finden. Gleich darauf ift das wichtige ποτὲ — ποτὲ — ganz vernachläffigt, eben fo wie S. 91, 4, 3 v. u. ein ähnliches ἰδίᾳ — ἰδίᾳ. — S. 96, 5 ἐλιπάρει, „*er trauerte*", ift wieder ein Fall, wo eine offenbare Wörterverwechslung Statt hat. S. 103, 11 hat Hr. *Kr.* den Unterfchied zwifchen τὰ πολλὰ und πολλὰ vergeffen.

(*Der Befchlufs folgt im nächften Stück.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 18 SEPTEMBER, 1810.

ALTE LITERATUR.

Landshut, in Comm. b. Jos. Thomann: *Longos Daphnis und Chloe.* Übersetzt durch *Joh. Georg Krabinger* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

S. 106, 3, ὀφθαλμοὺς ἔχων, „*von seinem Anblick entzückt.*" Wer erkennt das im Deutschen wieder! Gleich darauf: „*Damit nicht herabfiele, von der Heerde zertreten*", ist widersinnig, da der Apfel nicht von der Heerde zertreten werden konnte, bevor er herabgefallen war; im Griechischen steht nach πέσῃ das nothwendige καὶ: wie konnte das übersehn, und ihm ein Nonsens substituirt werden! S. 116, 1, „dem Gnathon war der Bart geschoren", wird Hr. *Kr.*, wie manches Andere (z. B. das durch *wenn* übersetzte εἰ nach βασανίζειν S. 127, 10 f.), selbst corrigiren können, wenn er das Original noch einmal daneben hält. S. 117, 5 v. u. τοῦ δὲ βραδέως νοήσαντος. Wie kann das heissen: „Daphnis verstand ihn *nicht*", zumal Daphnis gleich folgende Worte beweisen, dass er ihn zuletzt wohl begriff. S. 137, 9, παρεκελεύετο θαῤῥεῖν, ὡς ἄνδρα μὲν ἔχουσαν ἤδη, „weil sie schon *gleichsam einen Gatten* hätte", fällt ganz ins Komische, und es liessen sich über den der armen Chloe und dem Longos aufgedrungenen Quasi-Gatten verschiedene Einfälle vorbringen. S. 138, 6 löscht der Übersetzer *tacite* das Kolon nach ποίμνῃ, lässt Chloe der Schafheerde, und — den Nymphen eins aufspielen, und bezieht dann ηὔξατο auf einen unbestimmten Plural des Pronomens, zu dem man billig wieder die Schafe und die Nymphen denkt. S. 139, 3, v. u. ηὔχοντο δὲ καὶ τὸ γένος ἄξιον τῆς μορφῆς εὑρεθῆναι, „mit dem Wunsch, dass auch *die Kinder* an Schönheit dem Mädchen gleichen möchten". Welches *quid pro quo!* Hätte Hr. *Kr.* das ἄξιον εὑρεθῆναι etwas genauer ins Auge gefasst: so würde ihm auch bemerklich geworden seyn, dass es noch etwas zu früh war, von Chloes Kindern zu reden, und dass γένος folglich nicht ihre Descendenz, sondern ihre Ascendenz bezeichnet. „*Auch wünschten sie, ihr Geschlecht möge ihrer Schönheit würdig befunden werden.*" Die Idee ist rein antik. S. 141. 1, wegen des ἐν δεξιᾷ verweisen wir Hn. *Kr.* statt der schlimmen Autorität, die er in den Noten beybringt, auf die berühmte Rec. der göttinger Ilias A. L. Z. 1803. No. 133. S. 324. 25. Endlich wollen wir noch erinnern, dass S. 145, 5, αὐτοῖς καὶ ταῦτα συνεγήρασεν, das ταῦτα keineswegs auf die Kinder, sondern auf die an ihre Namen geknüpfte Erinnerung an ihr früheres Hirtenleben zu ziehen ist.

Wenn wir die hier vorgeführte leidige Cohorte von Fehlgriffen, Übereilungen und Irrthümern, zu der sich noch Recrouten ausheben liessen, mit der viel grösseren Anzahl der oft nicht leichteren, zum Theil gut, zum Theil doch richtig ausgedrückten Stellen und ganzen Capitel zusammenhalten: so zeigt sich recht klar, wie der Übersetzer sich selbst schadet, der ans Werk geht, ehe er mit seinem Schriftsteller bis aufs kleinste Detail im Reinen ist; der erst in dem Augenblick, wo der Satz verdeutscht werden soll und muss, nach einem festen Resultat über seinen Sinn hascht, und, von den ganz verschiedenen Geistesoperationen des kritischen Beschauers und des genialen Dolmetschers zugleich hiehin und dorthin gezerrt, das Erste, das Beste ergreift, was ihn aus der Verlegenheit zu reissen scheint: ein Exempel zu demjenigen gebend, was ein grosser Meister in allen philologischen Disciplinen in seiner Darstellung der Alterthumswissenschaft *über das der Kritik gefährliche Geschäft des Übersetzers* bedeutungsvoll warnend gesprochen hat.

Die angehängten, fast hundert Seiten voll erklärender Anmerkungen, die meist bey bekannten mythologischen Dingen verweilen, haben ein höchst jugendliches Ansehen wegen des Überflusses an unnöthigen Citaten, die mitunter anstössig werden wegen ihrer erdrückenden Reichlichkeit und ihrer schlechten Beweiskraft, wie Farnabius zum Lucan, Bourdelot zum Heliodor, Boden zum Longos: warum nicht auch Minellius und Immanuel Sincerus! Eben so missfallen die hyperbolischen Lobsprüche, die bey aller Gelegenheit dem Longos zugeworfen werden, und unter anderen seinen sophistischen Declamationen über Eros Macht den Vorzug vor dem Hymnos in Sophokles Antigone geben! Rühmlich auszeichnen müssen wir aber S. 199 die Bemerkung über καίειν, dass es die Griechen, wie die Römer ihr *urere*, von allem Verletzenden und Schmerzhaften gebrauchen, was aus guten Beyspielen erwiesen ist.

Hr. *Krabinger* wird in der Ausführlichkeit unserer Beurtheilung, hoffen wir, die Achtung nicht verkennen, die wir seinem Bestreben schuldig sind: die Genauigkeit und Strenge, mit der wir verfahren sind, hat keinen anderen Grund, als den Wunsch, dass seine Talente und seine Einsichten, die hier noch in etwas gebundenem Zustand erscheinen, sich bald freyer und reicher entwickeln mögen.

F. P.

ALTENBURG, im literärischen Comtoir: *Bibliotheca iatrica, usui omnis (?) aevi dicata,* seu Collectio operum, a primatibus (*principibus*) artis medicae, qui medicinae condendae, promovendae et augendae, inde a primordiis artis salutaris, singularem operam dederunt, et ingenio, acumine mentis, seduloque naturae studio praeclari, non solum coaevis (*aequalibus*) suis atque affeclis summo honori fuerunt, sed etiam omnis subsecuti subventurique (*futurique*) temporis admirationem meruerunt, dignique sunt, quorum scripta ab omnibus, qui compendiaria medicinae scientia haud contenti, ut ipsi artis periti fiant, genio praecellenti vere artis peritorum omnis aevi imbui cupiunt, legantur, relegantur, manibus volvantur, relictorum (*superstitum*), aut omnium, aut selectiorum. Inchoavit et disposuit *J. F. Pierer*, M. D. *Volumen I. Hippocratis Opera.* Sectio I—IV. *Vol. II. Hippocr. Opp.* Sect. V. *Vol. III. Hippocr. Opp.* Sect. VI et VII. Cum indice. 1806. gr. 8. (5 Rthlr. 8 gr.)

Auch unter dem specielleren Titel: *Hippocratis Coi Opera, quae exstant, in Sectiones VII divisa.* Ex interpretatione *Anutii Foesii* recudi curavit, prolegomena de conditione artis medicae ante Hippocratem, Hippocratis vita, scriptis et meritis, nec non cuique libro praefatiunculam praemisit, verborumque difficilium minusque cognitorum indicem explicantem adjecit *Jo. Frid. Pierer*, M. D. *Tomus I*, prolegomena, libros technicos, physiologicos, diaeteticos et semioticos continens. XXVI. CLLXII (CLXXXXII) u. 454 S. *Tomus II*, libros pathologicos, therapeuticos continens. 507 S. *Tomus III*, libros chirurgicos et mixtos cum indice continens. 1806. 450 S. gr. 8. (5 Rthlr. 8 gr.)

Wir enthalten uns für jetzt, über den vielversprechenden Plan des Herausgebers dieser *Bibliotheca iatrica* unser Urtheil zu fällen, weil bey einem so grossen Unternehmen Alles auf das *Wie* der Ausführung selbst ankommt. Das Verdienstliche derselben, im Fall eines glücklichen Erfolgs, bedarf keiner weiteren Lobrede. Bis dahin aber, dass in der fast unübersehbaren Reihe einer solchen literarischen Heerschau die mit *Hippokrates* angefangene, und mit *Brown* zu schliessende Linie sich ganz unseren Augen zur Musterung darstellt, wollen wir seinem reproducirenden Fleisse Schritt für Schritt folgen, und diesen nach dem uns von ihm selbst, theils in dem der *B. I.* vorgedruckten Plan (*Instituti ratio*), theils in der besonders ausgegebenen „*Ankündigung der Herausgabe* einer Reihe *classischer medicinischer Autoren*, zum Handgebrauch für Ärzte," zur Kritik gereichten Masstabe würdigen.

Zuvörderst hat Hr. D. *P.* gesucht, in den *Prolegomenis* alles das sowohl aus der alten als neuen Literatur zu sammeln und der Zeitfolge nach zu ordnen, was den Leser von dem Zustande der Medicin vor dem *Hippokrates*, von dem Leben und Wirken desselben, und von seinen Schriften zu unterrichten vermag. Doch scheint er uns zu viel zu versprechen, wenn er in der Vorrede S. XXV auch *keine* Lücke in der Bibliographie seines Schriftstellers glaubt übrig gelassen zu haben. Wir machen ihn nur auf folgende vorzugsweise aufmerksam. So fehlt im Verzeichniss der wiederholten Auflagen des foësischen Textes die von 1620 fol. *Frcf. in Off. Dan. ac Dav. Anbriorum*, welche Rec. vor sich hat; so unter den lateinischen Übersetzungen die von *Jo. Baptista Ferrarius* besorgte Sammlung: *Hippocratis opera omnia, in que (sic) quidem Galeni extent cō(sic)mentaria, hactenus latio donata etc. Lugd. apud Scipion. de Gabiano.* 1535. 8. Auch findet sich nicht, wie Hr. *P.* sagt, eine italiänische Übersetzung des ganzen hippokratischen Werkes περι ἀερων u. s. in den *Viaggi di Ramusio*, sondern nur der fünfte Theil desselben, der von den Skythen handelt, wie bereits *Coray* (nicht *Corey*) in seinem *Discours préliminaire* S. CXXIV zum *Traité d'Hippocrate des airs* u. s. bemerkt hat. Ferner vermisst man unter den Ausgaben des Buches περι ὀψιος die von *Joan. Henr. Jugler* (Helmstädt 1792. 8) veranstaltete Edition, und unter denen der *Aphorismen* von *Jo. Heurnius* die frühere, zu *Leyden* 1607. 12 erschienene. Eben so fehlt S. CLXVIII zwischen No. 93 und 94 die Anzeige der zu *Padua* 1747. 4. bey Manfré herausgekommenen, und von *Bertini* beförderten Auflage der *Medicina Hippocratica* von *Jo. de Gorter*. — Anderer, minder auffallender Lücken nicht zu gedenken. Doch können wir nicht umhin, zu den merklich hervorragenden Auswüchsen des Werkes die vielen, fast wörtlich aus dem von *Ackermann* so trefflich bearbeiteten Artikel *Hippocrates* in *Fabricii Biblioth. Graec.*, grösstentheils ohne Citat, herübergenommenen Stellen, so wie manche Unrichtigkeiten im Citiren selbst zu rügen, die sich der Vf. der *Prolegg.* hat zu Schulden kommen lassen.

Was den Abdruck des *foësischen* lateinischen Textes betrifft: so verspricht der Herausgeber (Vorr. S. XXIII) denselben von Druckfehlern und Verstössen gegen die Grammatik zu reinigen, und an manchen Stellen nicht allein durch einzelne Worte, sondern auch durch ganze Perioden aus dem Griechischen zu ergänzen, wiewohl er anderswo (*Prolegg.* S. XC) versichert, einen genauen Abdruck geliefert zu haben. Um die Wahrheit der einen oder anderen Aussage zu erfahren, haben wir durch mehrere hippokratische Werke hindurch unseren *foësischen* Text mit dem von Hn. *P.* besorgten verglichen, und rücken hier die Abweichungen ein, welche sich uns besonders aus dem Zusammenhalten der beiden lateinischen Texte unter einander und mit der Urschrift περι ἀερων u. s. f. ergaben.

Hr. *P.* Tom. I, S. 208. Z. 9 *potores. Föes* S. 281, 40 *potores* statt *potatores. P.* 212, 6 *aut istic ubi. F.* 284, 10 *aut si ubi* st. *aut sic ubi* für das griechische ἢ εἰτε ὁκου. *P.* 213, 19 *et sal evadit. F.* 285, 11, *et mare evadit* für και γιγνεται ἁλες. *P.* 218, 15—17 eingeschaltet, fehlt bey *F.* 288, 10, ungeachtet der Vollständigkeit des Grundtextes. *P.* 220, 16 fehlen die

Worte des *foes.* Textes *quaedam etiam pratorum et paludum naturam referunt* ganz und gar. *P.* 223, 3 *interfecerunt. F.* 291, 10 *interfecerint. P.* daselbst Z. 5 *peregerunt. F.* das. *peregerint. P.* das. 36 *institutis. F.* 291, 30 *curribus* st. *moribus. P.* 226, 20 *ad uxores accedunt. F.* 293, 20 *ad uxorem acced.* — *neque cum iis rem* ff., welches letztere so unrichtig ist, als die griechische Lesart παρα γυναικα (st. π. γυναικας), και — σφισιν αὐταις ff.

Dass der Herausgeber die jedem Buche vorgedruckte Inhaltsanzeige nebst Capiteleintheilung und Überschriften aus der *hallerschen* Ausgabe benutzt, dass er in der Vorrede zu jedem einzelnen Werke mehrere zur Beurtheilung seines Ursprungs, Werths u. f. dienliche Notizen zusammengestellt, und das Ganze in einer natürlicheren Ordnung auf einander hat folgen lassen, gewährt dem Leser allerdings eine grosse Bequemlichkeit, sowohl zur Übersicht der Hauptmomente des Inhalts, als zum leichteren Nachschlagen. Allein noch weit bedeutender würde für das Beste des Lesers gesorgt seyn, wenn überall unter dem Texte die *in* demselben gemachten Veränderungen mit Rücksicht auf die Urschrift, und zugleich die Gründe wären angegeben worden, die zu solchen Abweichungen berechtigen konnten. Am wenigsten erwarteten wir als Anhang einen Index zur Erklärung einiger nicht häufig vorkommender Wörter, vielmehr statt dessen einen auch dem fleissigsten Leser des Hipp. unentbehrlichen *Index locupletissimus rerum, ac praecipue morborum,* nach dem Beyspiele eines *Foës* zu finden. Unter die schwierigen und weniger bekannten Wörter möchte Rec. schwerlich folgende (mit Ausschluss des letzten) mit dem Vf. rechnen. *Abdera.* — Hier zwar richtig nach Thracien verlegt; in der Vorr. S. XLVII aber lässt es der Vf. mit *Cyzicum* (nicht *Cycicum*) in Thessalien liegen, und gebraucht es als *Substantivum plurale;* — *Ad se redire i. e. mentis compos (compotem) fieri;* — *Assatim;* — *Amazonae (! Amazones);* — *Cuneolus i. e. cuneus parvus;* — Κοτυληδων αι (! Κοτυληδωνες); — *Nyctalopae (!) f. nyctalopes;* — diese letzte Form ist, so wie die nach νυκταλωπηξ zu bildende, allein richtig. Unter *Luscitiosus* wird es erklärt durch *interdiu nil aut deterius videns, melius autem noctu,* wovon das Gegentheil die wahre Erklärung bestimmt. — *Stadium, mensura distantiae, duobus (?!) pedibus Rhenanis cum dimidio conveniens;* — *Taeda i. q. sardum (?); Thasii nuces (Thasiae n.);* — *Tornium vinum* st. *vinum Toronium* von Torone, einer makedonischen Stadt.

Wie sehr man ferner geneigt seyn möchte, bey einem solchen Unternehmen und Vorhaben, als das des Hn. *P.* ist, genaue und bis zur Kritik sich erhebende Kenntniss der Sprache der Urschrift stillschweigend vorauszusetzen: so haben uns doch die öfteren Verstösse gegen die Orthographie mehrmals im Glauben an die Grösse seiner Fortschritte in der *Gräcität* wankend gemacht. Denn unmöglich schreibt ein Grieche *Buphtalmum* st. *Buphthalmum, Hyosciamus* st. *Hyoscyamus, Ophtalmia* st. *Ophthalmia,* Μικροφιλλον st. Μικροφυλλον, *Lythargyrium* st. *Lithargyrium, Serpillum* st. *Serpyllum, Ptialismus* st. *Ptyalismus,* Στυπθηρια st. Στυπτηρια u. f. — Auch die noch unumgänglicheren Foderungen, welche die Grammatik und Rhetorik der Sprache, deren der Herausgeber der B. I. sich bedient, an ihn machen, sind an vielen Stellen unbefriedigt geblieben. Wir wählen zum Beweise nur die lateinische Ankündigung des Plans (*Instituti ratio*), bey deren Abfassung ihm weder *Celsus,* noch *J. Z. Platners* Geist die Feder geführt zu haben scheinen. S. V, Z. 8 *ingeniosis speculationibus.* S. VI, Z. 2 *praecellens* st. *exsellens.* Das. Z. 7—8 *scintillas — multitudini adspergere* st. *in multitudinem spargere.* Das. Z. 10 *Quo nempe* st. *Quod n.* Das. Z. 10—12 *ingenii foecundi ubertate impraegnatum.* S. VII. In Einer Periode 5 Mal *prae,* so wie S. V, Z. 9—10 3 Mal ein übellautendes *ae.* Auch ist der syntaktische Bau in gedachter Periode ganz verfehlt: *ut — quae egregia evecta fuerunt, pro summo — sint, quod — esset.* Das. in einer 14zeiligen Periode *praejudicio — in arte magistros — pro tempore — praeconcepta opinione.* S. IX, Z. 3 *vi animi splendente (!).* Das. Z. 4 *praetervisit.* Das. Z. 13—14 *non minus, verum etiam.* Das. Z. 14—15 *alliciebat — condebat.* S. XI, Z. 6—7 *combinatione et comparatione idearum.* S. XII, Z. 20—21 *criticam explorationem sustinent.* S. XIII *instructiones.* S. XIV, Z. 2 *respectus habiti sunt.* Das. Z. 8—12 *qui — prae se ferant, et — contribuerint.* S. XV, Z. 10 *recognita.* S. XVI, Z. 2 *charta satis albida impressi.* S. XVIII, Z. 16 *primatum* st. *principum.* S. XIX, Z. 17—18 *titulis adjectis, seu secundariis, opera praeclusa constituunt* u. f.

Diese und dergleichen Sprachunrichtigkeiten, die zwar nicht die Brauchbarkeit des Werks selbst, oder das Verdienst des Herausgebers im Ganzen aufheben, wiewohl ihre Abwesenheit die Befugniss desselben zur Übernahme und Vollendung einer solchen Arbeit kräftiger, als jetzt geschehen ist, würde beglaubigt haben, scheinen uns bey der stets weiter um sich greifenden ärztlichen Sprachunwissenheit einer ernsten und umständlichen Rüge werth, da dieses Unkraut am wenigsten auf dem Felde der alten Literatur zu dulden ist, wie gern es auch fast überall in den neuesten Bearbeitungen oder Umgebungen derselben zu wuchern, und das bessere Gewächs zu verdrängen strebt.

N. A. A.

Halle, b. Hemmerde u. Schwetschke: *Versuch eines Lehrbuchs der griechischen und römischen Literargeschichte und classischen Literatur,* zunächst für Gymnasien bearbeitet von D. *Carl Sachse.* 1810. 204 S. 8. (16 Gr.)

Man muss sich in der That wundern, dass es uns noch immer an einem gründlichen, zweckmässigen, und dem Fortgang dieser Studien angemessenen Lehrbuche der classischen Literatur von mässigem Umfange fehlt. Was diese Lücke in den neuern Zeiten hat ausfüllen sollen, ist, wie die *wolfische*

Skizze, entweder gar zu kurz, oder, wie auch die *harlesischen Introductionen*, zu weitläufig und theuer, oder wenn es das Mittel hält, rührt es von Nichtphilologen her, die bey jedem Schritte straucheln. Denn auch *Lehrbücher für Anfänger* müssen von Kennern abgefasst werden. — Einen neuen Versuch, jene Lücke zu füllen, hat in dem angeführten Buch Hr. *Sachse*, so viel uns bekannt, ein angehender Schriftsteller, aber nicht ganz ohne Glück gemacht, indem er besonders in der historischen Einleitung die wichtigsten Notizen über die gelehrte Culturgeschichte der Griechen und Römer mitgetheilt, und, was er aus schriftlicher und mündlicher Belehrung darüber gesammelt hatte, in gedrängten Umrissen wieder gegeben hat; daher wir dieses Lehrbuch einstweilen und bis zur Erscheinung eines solchen von der Hand eines *Veteranen* jungen Studirenden empfehlen können. Das Werkchen besteht nämlich aus zwey Theilen, einem *historischen* und einem *literarischen*; diesen ist noch eine Einleitung auf 11 Seiten vorgesetzt, in welcher der Vf. vornehmlich von seinem, dem Buche zum Grunde liegenden *Plane* handelt. Dieser hat das *Besondere*, dass die griechische und römische Literatur nicht eine nach der anderen, sondern in Verbindung abgehandelt wird, so dass z. B. die epischen Dichter der Römer gleich auf die der Griechen folgen. Rec. gesteht aber, dass ihm die dadurch entstehende Zerstückelung nicht gefalle, und die Gründe, welche Hr. *S.* für diese Methode angiebt, nicht recht einleuchten wollen. Dass die Römer durch griechische Kolonieen zeitig mit den Griechen in Verbindung kamen, dass die lateinische mit der griechischen Sprache verwandt ist, dass die Schriftstellerey der Römer mit Übersetzungen und Nachahmung der Griechen anhob, dass die griechischen Staaten durch die römischen Eroberungen verschlungen wurden — diese Umstände beweisen nicht, dass die Geschichte der so viel später entstandenen, in ihren Zweigen beschränkteren *römischen* Literatur mit der *griechischen* nach besonderen Gesichtspuncten müsse verbunden werden; es konnte nicht fehlen, dass nach diesem künstlichen Plane viel Stückwerk entstehen, und in manchem Zweige der beiderseitigen Literatur die erwarteten Beziehungen fehlen mussten. — Der *erste Theil* des Buchs enthält die *historische* Einleitung oder die Aufzählung der Facta, welche auf die Entstehung und den Fortgang der *gelehrten Cultur unter Griechen und Römern* Einfluss hatten, und zwar, wie es sich gehört, die Geschichte jedes Volks besonders, erst der Griechen, auf 74, und dann der Römer auf 30 Seiten. Dieses ist der bessere, und für junge Philologen lehrreichere Theil der Schrift, — *Gelehrte* werden hier keine neuen Entdeckungen erwarten; nur wäre zu wünschen, dass das Gewisse von dem Mindergewissen überall besser gesondert wäre. Zu dem letzteren gehört z. B. die Hypothese von der Bevölkerung Griechenlands vom Kaukasus aus und über Kleinasien herüber; die neue Hypothese von Entstehung der Ilias und Odyssee; die Etymologie des Namens der Stadt Rom u. s. w. Minder befriedigend ist der *zweyte* oder der *literarische* Theil, auf den es doch hier eigentlich ankam. Ausser der bunten Mischung griechischer und römischer, oft sehr ungleicher Autoren und ihrer häufigen Wiederholung, welches eine Folge der gewählten Methode war, — ist diese Abtheilung viel zu mager, und in ihren Angaben nicht genau und belehrend genug. Was man hier mit Recht erwarten durfte, eine gedrängte Übersicht der Lebensumstände jedes Autors, eine kurze Charakteristik desselben als Schriftsteller, eine genaue und bestimmte Angabe der wichtigeren Ausgaben: der *editionum principum*, der kritischen Recensionen, der vornehmsten Commentare und der guten Handausgaben, nebst den übrigen zum Studio des Autors nöthigen Hülfsmitteln, das fehlt hier grösstentheils, oder ist doch nur dürftig, unvollständig und mangelhaft angedeutet; gemeiniglich findet man nur die Lebenszeit des Autors, und eine oder zwey neue Ausgaben, blos durch den Namen des Herausgebers, oft ohne Vornamen und Jahrzahl, bemerkt. Hierin hätte der Vf. genauer und vollständiger seyn, und dafür lieber die vielen kleinen und unbedeutenden Schriften, die hie und da aufgeführt sind, weglassen sollen. Nach dem Plan des Vfs. sollte sich diese Literargeschichte nur bis auf die Zeit des *Marcus Antoninus* erstrecken, was nicht zu billigen war; er hat aber die vornehmsten spätern Schriftsteller anhangsweise hie und da beygebracht, wodurch er selbst das Unstatthafte dieser Bestimmung seines Plans eingesteht.

Φ — v.

NEUE AUFLAGEN.

Frankfurt, a. M., b. Wilmans: *Theone.* Ein Geschenk für gute Töchter. Zur Weckung und Veredlung ihres sittlichen und religiösen Gefühls von *Jakob Glatz.* Ein Seitenstück zur Iduna, einem moralischen Unterhaltungsbuche für die weibliche Jugend. Zweyte verbesserte Auflage. I Band. 1810. 318 S. II Bd. 306 S. 8. (2 Thlr. 8 Gr.) Diese neue Auflage hat nur einige unbedeutende Zusätze und unwesentliche Verbesserungen gewonnen. Wir verweisen daher unsere Leser auf die ausführliche Recension der ersten Auflage Jahrg. 1807. No. 143.

Berlin, b. Maurer: *Vollständiges Gesangbuch für Freymaurer.* Zum Gebrauch der grossen National-Mutter-Loge zu den 3 Weltkugeln in Berlin, und aller mit ihr vereinigten Logen in Deutschland. 4te verbess. u. verm. Aufl. M. 1 K. 1810. XII u. 416 S. 8. (1 Thlr. 8 Gr.)

Göttingen, b. Dieterich: *Novum Testamentum graece perpetua annotatione illustratum.* Editionis *Koppianae* Vol. IX. Complectens epistolas catholicas. *Fasc. II.* Exhibens utramque epistolam Petri. Continuavit *Dav. Jul. Pott*, Theolog. et Philosoph. Doctor, Abbas Coenobii Mariaevalensis et Prof. Theolog. publ. ord. in Acad. Julia Carolina. Editio altera. 1810. XII u. 340 S. 8. (1 Thlr. 6 Gr.) S. Recens. der ersten Aufl. 1805. No. 235.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 19 SEPTEMBER 1810.

ÖKONOMIE.

Leipzig, b. Hartknoch: *Ökonomische und naturhistorische Beyträge für Landwirthe und Bienenfreunde*, vom Commissionsrathe *J. Riem*, beständigem Secretär der kurfürstl. sächs. leipziger ökonomischen Societät u. s. w. Mit Kupfern. I Bandes 2 Theil. 1804. 212 S. II Bd. 1805. 1 Theil. 426 S. 2 Th. 367 S. III Bd. (Dresden, b. Arnold.) 1806. 1 Th. 313 S. 2 Th. IV und 314 S. 8. (6 Thlr. 12 Gr.)

Auch unter dem Titel: Des Commissionsrathes *Riem Halbjahr-Beyträge zur Ökonomie und Naturgeschichte für Landwirthe und Bienenfreunde*, oder: *Neufortgesetzte Sammlung ökonomischer und Bienen-Schriften*. Mit Kupfern. 2 Lieferung auf das J. 1804. 1 u. 2 Lief. auf das J. 1805. 1 u. 2 Lief. auf das J. 1806.

Die Abtheilung dieser Schrift ist die gewöhnliche (vgl. J. A. L. Z. 1804. No. 298). Die leipziger ökonomische Societät ererbte von dem Hn. Kammercommissär *Leich* das Landgut zu Möckern. So wie sie nun dadurch an Vermögen zugenommen hat: so darf man auch erwarten, dass sie in der Zukunft durch ausgezeichnete ökonomische Wissenschaften an Ansehen immer mehr gewinnen werde. Von dem reichen Vorrathe dieser Beyträge heben wir nur die vorzüglicheren aus. A. Societätsanzeigen. Aus der leipziger Provincial-Versammlung. I. Über wahrscheinliche Entstehung des Mutterkorns, und Bemerkungen über den Reisbau in Deutschland, von Hn. D. *Rössig*; nur ein kurzer Auszug. II. a) Feld- und Gartengewächse vor dem Erfrieren zu bewahren, ingl. b) etwas die Schäfereyen betreffend, von Hn. D. *Birkholz*. Es wird hier zum Wärmestoff auch Kältestoff angenommen, und beides einander entgegengesetzt. Da nun der Sanderde die ganz besondere Eigenschaft im höchsten Grade beyzulegen ist, die durch die Sonnenstrahlen ausgedehnte, verdünnte und durchwärmte Luft zu binden, und mit selbiger zugleich das in ihr befindliche lichtreiche Feuer und den Wärmestoff anzuziehen, wodurch ihre an sich schon austrocknende und erwärmende Kraft ungemein erhöht und verstärkt wird: so ist sie vorzüglich dazu geeignet, die Kälte in ihren Wirkungen einzuschränken und ihre zerstörende Kraft zu mindern; zumal wenn mit der Sanderde noch erwärmender Dünger vermischt, und das Eindringen des Kältestoffs dadurch um so leichter abgehalten wird. III. Über das Begiessen der Pflanzen in Gärten, nebst einer Erklärung des *rumfordischen* Bettes, von Hn. Prof. *Leonhardi*. IV. Versuche mit den vom Hn. Commissionsrath *Möller*, Bürgermeister in Hamm, übersendeten Kupfer- und Eisen-Schlacken zu Töpferglasur. Sie sind ohne Vortheil befunden worden. Aus dem wittenberger Protocoll ist aufgenommen worden: I. Eine kurze Anzeige von den Versuchen des Hn. Prof. *Lampadius* mit den chemischen Düngungsmitteln im Grossen; und 2) eine Abhandlung von dem Hn. Strassenbau-Inspector *Hammer*: Über die Entwässerung des wittenberger Stadtgrabens. Hierauf folgen 10 einzelne Abhandlungen, welche sämmtlich einen praktischen Werth haben. Der Versuch des Hn. Steuereinnehmer *Hofmann* zu Penig, Winterweizen im Erdäpfelfelde zu bauen, geschah nur im Kleinen, und scheint Rec. sehr vom glücklichen Zufalle abgehangen zu haben. Die ökonomisch-chemischen Versuche des Hn. Prof. *Lampadius* zu Freyberg im Grossen vom J. 1802, wobey es hauptsächlich auf den gebirgschen Ackerbau abgesehen ist, sind sehr lehrreich. B) Aufsätze, welche dieser Sammlung besonders gewidmet, und vom Herausgeb. zusammengetragen sind. I. Eine Preisschrift von Hn. *Essiger* über Ermunterungsmittel zur Aufnahme des Ackerbaues, hat Rec. mit Vergnügen gelesen. II. Achte Anzeige der Bienengesellschaft in der Oberlausitz. Die Gesellschaft ist in jeder Hinsicht noch sehr beschränkt; jedoch in Hinsicht wissenschaftlicher und praktischer Kenntnisse sollte sie weiter sehen, als sie durch ihr einseitiges Urtheil über die Faulbrut und das nichtsentscheidende Gutachten über die Frage, ob die Korbbienenzucht für Schlesien vortheilhafter sey, als die in Klotzbeuten, bewiesen hat. Beschränkt und einseitig ist das Urtheil über die Faulbrut, wenn demselben nicht der Grundsatz untergelegt ist, dass sie in verschiedenen Graden gut- oder bösartig seyn kann. Rec. fragt: durch welche Gründe ist denn die Gesellschaft der Sache so gewiss, dass es überhaupt keine bösartigere Faulbrut, als die ihrige, die sie nur in einem oder zwey Jahren bey ihren Bienen kennen lernte, geben könne? Rec., der die Faulbrut gut- und bösartig unter seinen Händen gehabt hat, kann ein so seichtes Untheil unmöglich billigen. Eben so erklärt Rec. das Gutachten über obige Frage, die man der Gesellschaft doch gewiss aus nicht gleichgültigen Ursachen vorlegte, weil sie auch im R. A. vorkam, einer öffentlichen Gesellschaft für unwürdig, indem sie, was in den besten Schriften über eins oder das andere schon gesagt worden ist, das Pro und Contra nicht erwo-

gen, fondern das Gutachten blofs nach eigenen blinden Einfällen ausgeftellt hat. III. Gefchichte meines 50jährigen Bienenkorbes, von Hn. M. *Vollbeding*. Hr. *V.* glaubt damit bewiefen zu haben, dafs der gemachte Vorwurf, dafs fich die Bienen in Körben nur wenige Jahre hielten, die Korbbienenzucht nicht treffe. Allein die Korbbienenzucht eignet fich den Vortheil, welchen er ihr beyzulegen gedenkt, eigentlich gar nicht einmal an, weil fie ihn nicht für den gröfsten erkennt; junge Stöcke find ihr lieber, als alte, und deren erzeuget fie fich im Überflufs. Alle Beweife find nur relativ, beweifen nur die Wahrheit für jeden einzelnen Fall, wenn fie nicht aus der Natur der Bienen felbft geführt find. IV. Einige Nachrichten und Bemerkungen über den diefsjährigen Witterungslauf und deffen Einflufs auf die Landwirthfchaft, von Hn. *Bullmann*. Da überall zugleich auf dasjenige reflectirt wird, worauf die Witterung bey der Landwirthfchaft einen Einflufs geäufsert hatte: fo ift die Abhandlung gar nicht trocken, fondern lehrreich. V. Was zu einem Landwirthe gehöre. VI. Vorfchlag von (?)ökonomifchen Zufammenkünften in mehreren Gegenden. VII. Bemerkungen, wie ökonomifche Schriftfteller befchaffen feyn follten. Alle drey Auffätze von *Carl Gottlob Bernhardi* unterfchrieben. Am Ende eines jeden Auffatzes war Rec. allemal vom Ziele fo weit abgeleitet worden, dafs er über eine ganz andere Materie gelefen zu haben meinte. Der Vf. mag wohl noch ein Anfänger feyn. VIII. Über Verbefferung des Ackerbaues und ökonomifche Preisaufgaben, vom Herausgeber. Ein wörtlicher Auszug von 29 Seiten aus *Bell's* Verfuchen über den Ackerbau. Unter den kurzen Auffätzen ift No. 3 befonders auszuheben, wo Hn. *Riem*, nachdem ihm Jemand gefagt habe, dafs die Drohnen unter den Bienen zuweilen die neugebauten Zellen mit ihrem Kopfe erweiterten, nun wegen der Stacheldrohnen des Hr. *Lukas* ein grofses Licht aufgegangen ift. Übrigens hat Rec. ftatt der Kupfer nur einen groben Holzfchnitt des *rumfordifchen* Bettes gefunden.

Erfte Lieferung vom Jahre 1805. A) Die Societäts - Anzeigen enthalten die Mitgliederwahl, die Rechnung, eine Nachricht von einer neuen Preismedaille zu Societäts - Belohnungen, Preisertheilung und Preisaufgaben. Dann I) einige Abhandlungen von der leipziger Provincial - Verfammlung im Auszuge. Es wird darin der Kampherbereitung aus einheimifchen Pflanzen, des Süfsholzanbaues und des Bafalts zu gegoffenen Arbeiten gedacht. Von Hn. D. *Röffig*. Über die verfchiedene Art des Raps - Drefchens im Fürftenthume Oftfriesland, und über den jährlichen Gewinn von einem Zuchthengfte; nebft vermifchten ökonomifchen Bemerkungen. Vom Hn. Adv. *Heinemann*. Bemerkungen und Zufätze über die Anzeigen der Societät. Vom Hn. *v. Kamptz*. Sie betreffen die Unfruchtbarkeit der Obftbäume und die Ausfaat des weifsen Mohns. II) Einige Abhandlungen von der wittenb. Provincial-Verfammlung ebenfalls im Auszuge. Sie betreffen die Schädlichkeit des vorjährig. Winters (der Ausdruck ift zu allgemein!), und die Gefchichte eines 50 jährigen Bienenftocks, von Hn. M. *Vollbeding*, ingleichen die Vertilgung der Schildläufe von Hn. Oberbaurath *Schulze*. Hierauf Abhandlungen von einzelnen Mitgliedern, als: III) eine befondere Bemerkung über Kartoffelvermehrung, von Hn. Kaufmann *Köhler*. Der Vf. fand nach einigen Wochen, als er das Kartoffelkraut hatte auf einen Haufen werfen laffen, dafs fich an dem Stiele oder Hauptftamme oberhalb des grofsen Blattftiels verfchiedene kleine Erdäpfel oder Kartoffeln erzeugt hatten; er gebrauchte fie zum Saamen, und gewann mit einer halben dresdener Kanne ein Viertel grofse Kartoffeln. IV. Reis nach Art des Hn. Superint. *Ritfcher's* im Hannöverfchen anzubauen. In Indien hat man jährlich zwey Ärndten mit Reis. Im December und zu Anfange des Maymonats wird er ausgefäet, und fobald er die gehörige Gröfse erreicht hat, in ein dazu vorbereitetes Land verpflanzt. Abends und Morgens wird der Reis gewäffert, fo, dafs er beftändig im Waffer fteht. Indefs fcheint das ftarke Wäffern dafelbft nur ein Bedürfnifs wegen der grofsen Sonnenhitze zu feyn; wenigftens läfst das Stillfchweigen des Vfs. vermuthen, dafs er es eben nicht fo nöthig dabey gebraucht hat. So hat er auch von der Enthülfung diefer Frucht nichts erwähnt, welche, wie bekannt, kein Müller enthülfen kann. Die Bewohner Indiens bedienen fich einer gewöhnlichen Reisenthülfungsmafchine, in der Form eines Mörfers. Rec. hat gefunden, dafs man im Hannöverfchen fchon feit 13 Jahren glückliche Verfuche mit dem Reisbau gemacht hat, aber die Fortfetzung mag fich an die Enthülfung geftofsen haben. V. Einfachftes Mittel, den weifellofen Bienen zu helfen. Von Hn. *Löffler*. Sehr unbefriedigend! VII. Hanf- und Flachsbrech Mafchine betreffend. Von Hn. *v. Herder*. IX. Vermifchte ökonomifche Bemerkungen über Orchis. Von Hn. Abt *Rougemont*. Zum Gebrauch ftatt der Salepwurzel ift fie in der Medicin fchon bekannt; der Vf. will fie aber bey der Brodtheurung wegen ihrer nährenden Eigenfchaft als ein Nahrungsmittel empfehlen. X. Fabricate aus Erdwolle zu verfertigen. XI. Ein gutes Brennöl aus der rothen Holunderbeere. $11\frac{1}{2}$ Loth gaben 1 Loth $3\frac{3}{4}$ Quentchen, und eben foviel Leinfaamen am Gewicht nur 3 Quentchen Öl. XV. Eine neue Art von landwirthfchaftlicher Kochanftalt in hölzernen Fäffern. Von Hn. Pachter *Kapler*. XIX. Unterfchied des liefländifchen und kurländifchen Pfluges. In Rückficht der Kupfertafeln, wovon Tab. I die Flachsbrechmafchine und den curländifchen Pflug, und Tab. II Hn. *Kaplers* Kochanftalt enthält, fand Rec. Alles deutlich und richtig; befonders gefiel ihm die Kochanftalt, welche Hn. *Kapler* Ehre macht.

B. Befondere Auffätze. I. Etwas über die Veredlung des Flachfes, vornehmlich der Umwandlung deffelben in Baumwolle. Der ungenannte Vf. glaubt durch feine öfteren Verfuche einen Weg gebahnt zu haben, auf welchem die Veredlung unferes Landesproducts feine möglichfte Vervollkommnung erreichen, und vielleicht die jetzt fo fehr im Preife fteigende

Baumwolle entbehrlich machen kann. Rec. hat die Abhandlung mit Vergnügen gelesen, und zweifelt nicht, dass der Vf., wenn er in seinem Kunstfleisse so beharrlich fortfährt, seine Absicht erreichen werde. Aber bemerken muss er, dass der Vf. sich diesen Weg nicht selbst gebahnt hat, denn chemisch war ihm durch Hn. *Weinlig*, der denselben zuerst betrat, und alle Experimente schon gemacht hat, und in Hinsicht auf die mechanische Verfeinerung des Flachses durch *Möllers* Preisschrift, welcher eine messerrückenbreite abgelaugte Faser des Flachses in 112 Theile zertrente, schon genug vorgearbeitet. II. Entdeckung eines ächt deutschen, höchst gesunden, leicht in Menge für jede Haushaltung zu ziehenden und eintragenden Stellvertreters des indischen Kaffees; von D. F. G. *Hasenbalg*. Eine kleine Schrift für sich, welche der Vf. nicht in Buchhandel gegeben, sondern für 3 Thlr. pränum. aus freyer Hand verkauft hat. Sie enthält eine Anweisung, wie man den Spargelsaamen als indischen Kaffee zubereiten und im Grofsen erbauen solle. Der zu hohe Preis scheint die Veranlassung zu seyn, diese Abhandlung durch einen wiederholten Abdruck zur gröfseren Publicität zu bringen. III. Einige Bemerkungen über die Ärndte vom Jahr 1803. Von Hn. *Dippold*. IV. Saatnachrichten während des Winters bey Beudeleben in Thüringen, und Entdeckung eines neuen Kornfeindes, dessen namentliche Bestimmung noch erwartet wird. Von Hn. M. *Rötting*. Beide Aufsätze sind fast von einerley Inhalt und gleichem Werth. V. Eine misslungene Weizenärndte von Brand bey Kalchung und Benetzung mit Kupferwasser. Von Hn. *Kirchheim*. VI. Bemerkungen über Hn. *Kirchheims* Erfahrung, dass alter Weizen mit Kupferwasser angenetzt, auch gekalcht, dennoch Brand gegeben habe. Von Hn. *Rieben*. Vor einigen Jahren machte der Vf. (im July-Stück v. J. 1802) sein Mittel gegen den Brand im Weizen wieder bekannt, welches sich bey seiner Familie schon auf 100 Jahr als probat bestätiget hatte. — Es ist aber dasselbe als ein zweyfaches Mittel zu betrachten. Denn erstlich ist *reiner*, *reifer*, *gesunder* und *trockener*, auch *alter* Weizen schon ein Mittel für sich, dass man keinen Brand bekommt. Diess kann Rec. mit einer langen Reihe von Jahren versichern, in welchen er ohne künstliche Mittel guten Weizen ohne Brand erbauet hat. Hr. R. hält auch sein künstliches Mittel unter jenen Bedingungen für gar nicht nöthig. Hn. K. giebt er nun Schuld, er habe seinen alten Weizen von der Ärndte an bis zur Aussaat nicht fleissig genug gewendet, sondern ihn im Haufen übereinander warm werden lassen. Zu dem Ende, oder wenn man schon brandigen Saamen hat, ist es nothwendig, dass man sich des zweyten oder künstlichen Mittels bediene. Dieses besteht in 1 Metze Asche und einer reichlichen Viertel bis ⅓ Metze Küchensalz, welches zusammen in hinlänglicher dünnen Gauche oder reinem Wasser aufgelöst wird, so, dass man genug hat, einen dresdner Scheffel Weizen damit durchaus zu benetzen. Nachdem der Weizen eine Nacht in einen Haufen gelegen hat: so wird er mit Mehlkalk soviel es nöthig ist, trocken gemacht, und alsdann ausgestreut. Viele Landwirthe sehen den Kalk für das eigentliche Mittel wider den Brand an; Hr. *R.* aber behauptet und beweiset es mit dem zur See verunglückten Weizen, der nur noch zur Saat taugt, dass nicht der Kalk, sondern das *Salz* das eigentliche specifische Mittel sey, das wider den Brand sichert. VIII. Verbesserung der Bienenwohnungen. Von Hn. *Müller*. IX. (VIII A) Gegenbericht. Von Hn. *Überschaar*. Zwischen den Vffn. dieser beiden Abhandlungen entstand ein Streit, der die Frage öffentlich zur Sprache brachte, ob die Korbbienenzucht für Schlesien vortheilhafter sey, als die Klotzbeuten. Der in einer natürlichen und fliessenden Schreibart abgefasste Aufsatz des Hn. *M.* läfst keine Absicht verrathen, die zum Streit hätte Veranlassung geben können; er will nur durch einen aus Stroh verfertigten Probekorb der königl. Kammer zu Glogau die Vorstellung thun, dass mittelst der Strohkörbe die hölzernen Klotzbeuten bey der Bienenzucht zu entbehren sind, und also wegen der Holzersparniss sowohl, als auch wegen der Beförderung der Bienenzucht, dem Lande ohnfehlbar ein recht reeller Nutzen damit geschehen könnte. Hr. *U.* antwortet darauf in seinem Gegenbericht, dass Bienen zwar in Strohkörben unterhalten und gepflegt werden, dass aber diese Art Bienenbehältnisse nie zur Aufnahme der Bienenzucht etwas beytragen könne. Hätte nun Hr. *U.* bloss die falsche Meinung, welche bald die eine oder die andere Art der Bienenwohnungen als die Hauptsache bey der Bienenzucht vorzustellen sucht, und nicht die vorgestellte und bestimmte Art selbst in Anspruch nehmen, und sie gegen eine andere Art, die Klotzbeuten, verwerflich machen wollen: so würde man nicht das blinde Vorurtheil, die Unwissenheit im Praktischen der Korbbienenzucht, ja überhaupt den Mangel an richtiger theoretischer Kenntniss von der Natur der Bienen, und seine Animosität gegen Hn. *M.* an ihm erkannt haben. IX. Meine Erfahrungen von dem Schicksal derjenigen Bienenstöcke, welche einmal das Unglück hatten, mutterlos zu werden. Vom Hn. P. *Staudtmeister*. Diesem Aufsatze folgen noch zwey andere, eben desselben Inhalts. Sie verrathen alle gute Einsichten. X. Nothwendige Berichtigungen und Erläuterungen über einige unrichtige Vorträge, die Hemmung der Rindviehseuche in der Jen. Allg. Lit. Zeitung, Num. 298, v. J. 8804 betreffend. Von der kurfürstl. Thierarzneyschule zu Dresden. Da die kurfürstl. Thierarzneyschule in dem ganzen Aufsatze keine bestimmte Stelle anführt, in welcher irgend unrichtige Vorträge enthalten seyn könnten, sondern uns nur die gewaltsamen Mittel vorhält, welche nach der medicinischen Policey zur Hemmung und Unterdrückung der Rindviehseuche nothwendig sind, wogegen wir kein Wort verloren haben, wohl aber nebenbey die Bemerkung machten, dass sie die berühmten Heilmittel eines *Frank* und *Pessina*, die man doch nicht mit jenen zu verwechseln hat, und die zu der Zeit bey Thierärzten nicht allein, sondern bey Jedermann ein grosses Aufsehen erregt hatten, in ihren Actenstücken ignorirt

hätte: so war ihr doch wohl damit kein Unrecht geschehen, und wir können auch jetzt noch nicht einsehen, wo wir, laut der Actenstücke, mit unserem Urtheile die vernünftigen Schranken überschritten hätten. XI. Mehr freundschaftliche als feindliche Antwort. An den Hn. Oberpfarrer *Matuschka*. Von Hn. M. *Kerzig*. Wer voraus schon weiss, wie hart dieser würdige Vf. von seinem Gegner angegriffen war, den muss diese Antwort überraschen, welche mit einer solchen Geistesruhe und Schonung des Gegners abgefasst ist, die Hn. K. weit über alle Niedrigkeit erhebt. XII. Meine unparteyischen Gedanken über: „Beyträge zur Kenntniss der Bienen und ihrer Zucht u. s. w. Von dem Oberpf. *Matuschka* u. s. w." Von Hn. P. *Staudtmeister*. Es wäre allerdings lobenswerth, wenn der Vf., welcher eben so empfindlich von *M.* in seiner Schrift angegriffen ist, dieselbe mit unparteyischen Gedanken hätte recensiren können. XIII. Neue Benutzung der Runkelrübenblätter zur Tabacks-Fabrication. Von Hn. *Achard*. Eine neue Speculation für Landwirthe. XIV. Über einen Aufsatz: „Vermehrung des Honigertrags." Vom Herausgeber. Von den Franzosen möchten wir es wohl nicht erst lernen. XVII. Einige Worte über *Matuschka's* Warnung gegen Nordbienenstände, in der Landwirthschafts Zeitung, vom 8 Nov. 1804. Num. 45. Von Hn. *Staudtmeister*. *Matuschka* gründete seine Warnung freylich auf eine wirkliche Erscheinung: denn im Jahre 1803 kam in der Mitte des Monats Juny eine solche ungewöhnliche Kälte, dass die Bienen, die schon vor allen guten Stöcken vorlagen, erstarrten, und in ganzen Klumpen auf die Erde herab fielen, und todt blieben; er hätte aber nur sehen sollen, dass bey allen Ständen derselbe Fall eintrat. Rec. besuchte viele Stände, und besonders solche, die eine vorzüglich gute südliche Lage hatten; aber er fand überall, ohne Unterschied, in grosser Menge die Bienen todt vor den Ständen liegen. Also schränkt Hr. *M.* wohl mit Unrecht seine Warnung auf die Nordstände ein. Die mit einer leidenschaftlichen Sprache beygefügten Noten des Herausgebers zeugen von einer gehässigen Denkungsart, die kein Mittel unversucht lässt, wo möglich *Matuschka* alle Gelegenheit abzuschneiden, um durch den Buchhandel Schriften ins Publicum zu bringen. Aber eben desto mehr wird man ein Verlangen tragen, bald wieder eine neue Schrift von Hn. *Matuschka* zu sehen, weil sie vermuthlich ungewöhnliche Sachen zu Tage fördern wird, und die Buchhändler können desto gewisser darauf rechnen, dass sie Absatz finden werden.

Noch müssen wir auf einige Stellen aufmerksam machen (besonders S. 257 fg. 415 fg.), in welchen Hr. *Riem* gegen unsere A. L. Z. zu Felde zieht. Da er nicht bloss in dieser Zeitung getadelt, sondern sogar von der Theilnahme an derselben zurückgewiesen worden ist (s. Intell. Bl. 1805. No. 33): so befremdet es keineswegs, dass er die unartigen Blätter wieder tadelt, und den ökonomischen Mitarbeitern an denselben Verstand und Belesenheit abspricht; nur hätte sein Tadel begründet, und weniger plump, weniger undeutsch, weniger lächerlich seyn sollen. Der Beweis von diesen Prädicaten ist unschwer zu führen, scheint aber jetzt kaum noch nöthig zu seyn.

In der 2 Lieferung auf d. J. 1805 bemerkt Rec. mit Vergnügen, dass die gewöhnliche Fehde geendet ist. Möchte doch die Vernunft, und nicht der Mangel an Stoff, der Grund davon gewesen seyn!

Die Societäts-Anzeigen enthalten diessmal meist kurze Abhandlungen. I. Von der Leipziger Provincial-Versammlung heben wir aus: 1) Hn. D. *Schmiedleins* Vorschlag, in einer jeden Provinz Sachsens einen verpflichteten und geprüften Feldmesser bestellen zu lassen. — Ein kurzer, aber lesenswerther Auszug. Nur wenn S. 19 bey dem in einem Flurbuche zu verfertigendem Verzeichnisse der Felder der Unterthanen gesagt wird, dass daraus der Rittergutsbesitzer die besten und schlechten Hauswirthe seiner Gemeinde kennen lerne: so ist diess Rec. unbegreiflich, da wir in ganz Deutschland ein allgemeines Ackersystem haben, nach welchem die Felder der Unterthanen in Rücksicht der Abwechselung des Winter-, Sommer- und Brach-Schlages schon alle ihre gesetzliche Bestimmung haben, ohne dass Jemand ein Recht hat, etwas willkührlich abzuändern. 2) Zwey kurze Abhandlungen, von Hn. D. *Rössig*, auch im Auszug, als: a) Nachtrag, zu den vormals mitgetheilten Bemerkungen wegen des Tollrichs; und b) Nachricht, von einem mit carolinischem und italiänischem Reisse gemachten Versuche im Freyen. 3) Hn. *M. Weiss* chemische Bemerkungen über das Mutterkorn. II. Der wittenberger Provincial-Versammlung gehören vermuthlich nur die drey folgenden mit A, B und C bezeichneten Abhandlungen zu, da die übrigen alle weder Buchstaben noch Zahlen haben. A) Hn. P. *Germershausen's* Bemerkungen über den Hopfen. B) Hn. P. *Merker's* Versuch, wie nöthig es sey, Beobachtungen über ökonomische Gegenstände so vollständig als möglich anzustellen. C) Hn. D. *Pfotenhauers* Bemerkungen über die Schaffeuche in den J. 1802 und 1803. Hr. D. *Pf.* entdeckte fadenähnliche Würmer in der kranken Lunge des Schafs; und da man gemeiniglich die Erscheinungen solcher fremdartiger Dinge für den Grund der Krankheit hält, ob sie gleich nur eine Folge davon sind: so ist nicht nur Hr. *Pf.*, sondern auch der Hr. Prof. D. *Langguth* in seinem Gutachten in diesen Fehler verfallen. Hr. Prof. *Reutter* d. Ält. aber hat in einem zweyten Gutachten hiezu den Fehler nicht nur berichtigt, sondern auch treffender die Krankheit von der Schwäche abgeleitet. Da es nun eine bekannte Sache ist, dass bey der Schwäche sich in allen Eingeweiden eine Unreinigkeit anhäuft, in welcher sich Würmer erzeugen, und alle Eingeweide auch ihre besonderen Würmer haben: so ist es gewiss, dass auch die kranke Lunge ihre Würmer haben wird, wenn bey der Schwäche derselben sich die Unreinigkeit dazu erzeugt hat.

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 20 SEPTEMBER, 1810.

ÖKONOMIE.

Leipzig, b. Hartknoch: *Ökonomische und naturhistorische Beyträge für Landwirthe und Bienenfreunde* vom Commissionsrathe *J. Riem* u. s. w.

(*Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Unter den übrigen Abhandlungen zeichnen wir folgende aus. Hn. Prof. *Leonhardi's* Vorschlag zur Vermehrung der Gerberlohe, ohne durch Gewinnung derselben der Holzcultur zu schaden. Der Vf. ist zu bekannt, als dass wir noch etwas zu seinem Lobe beysetzen könnten. Noch Etwas über den cur- und esth-ländischen Pflug, auch Bleichen in blossen Wasserdämpfen, dessgleichen einen Kartoffel-Waschkasten und Saatpflug, Stellgräll genannt, von Hn. *Kapler*. Beschreibung einer Maschine, hölzerne Rinnen zu schneiden, nebst einer Zeichnung von Hn. Mechan. *Hoffmann*; wozu auch ein Beytrag von dem Hn. Major *Dietrich* gegeben ist. Nützliche Bemerkung nebst gemachten Versuchen über die heilige Geist-Wurzel, von Hn. *Scheidlin*. Diese Wurzel ist in den Jahren 1797 — 99 im Wirtembergischen gegen die Rindviehseuche als Präservativ-Mittel gebraucht worden! Vermischte ökonomische Bemerkungen von Hn. Commissions-Rath *Busse*. Sie betreffen 1) die borsdorfer Äpfel, 2) die Nützlichkeit der Pflaumensträucher und 3) frische Pflaumen in Mus zu erhalten. Erhöhung und Benutzung der einheimischen Hölzer zu feinen Meublen, von Hn. *Thielemann*. Die Hölzer sind: 1) Rüstern, 2) Schwarz-Pappel, 3) Ahorn, 4) Birken, 5) Koss-Kastanien, 6) Akacien und 7) Winterlinde. Hiezu noch ein Beytrag von Hn. Major *Dietrich*, von gleicher Wichtigkeit. Vorschläge, die Verminderung der Feuerschäden betreffend, von den Gebrüdern *Bernhard*, nebst Zusätzen von Hn. Major *Dietrich*. Sie enthalten zusammen Versuche mit kröschendem Speck. Das Kochsalz ist das Mittel, dass derselbe beym Feuer nicht in die Luft fliegt.

B. Besondere Aufsätze. I. Vorschläge zum allgemeinen Besten. Der ungenannte Vf. hat hier den Patrioten seines Vaterlandes einen Plan zur Errichtung einer allgemeinen Leihbank vorgelegt, welche mit noch zwey anderen nützlichen Anstalten in Verbindung stehen soll, und für das weimarische Land bestimmt ist. Der Vortrag ist ruhig und gut geordnet, der Plan gereift und mühsam ausgearbeitet. II. Einige Gedanken über den neu erfundenen Sonnen-Blumen-Bau, und über den Ertrag derselben. Den Hn. Cultivateur *Mille* betr. Von Hn. *Möller*. Der sogenannte *Mille* soll *Masius* seyn, welcher diesen Fruchtbau als ein Geheimniss angekündigt und für die Schrift 2 Ducaten genommen hat, weil die neue Frucht 1045 Procent einbringen sollte. III. *Scheidlin's* ökonomische Beobachtungen, nützliche Bemerkungen, und selbstgemachte Versuche: a) über die gemeine Akacie und schwarze italiänische Pappel; b) Beschreibung einiger Holzgattungen; c) Beobachtung und gemachter Versuch von dem indianischen oder Türken-Korn, und d) Abhandlungen von der Cultur der immerwährenden Erdbeeren, α) im Garten unter freyem Himmel, β) im Treibhause oder in warmen Zimmern. Alles, was Hr. *Sch.* hier geliefert hat, ist Frucht seines rühmlichen Fleisses. IV. Gutachten über von *Lasteyrie's* Einführung der feinwolligen spanischen Schafe, von *Riem* und *Frenzel*. Die beiden Vff. geben dem Herzog zu Schleswig-Holstein-Beck, welcher die Geschichte *Lasteyrie's* aus dem Französischen ins Deutsche übersetzte, das ihm gebührende Lob, weil das Werk durch die hinzugefügten Anmerkungen und durch die Berichtigung mancher eingeschlichener Unrichtigkeiten viel gewonnen hat. Auch haben sie die irrige Meinung von den Leber-Egeln, welche die Schafe mit dem Wasser verschlucken sollen, sehr gut berichtigt. V. Einimpfung des Schafviehes zu Chotieschau in Böhmen, von Hn. Oberamtm. *Hufnagel*. Enthält eine lehrreiche Geschichte. VI. Ein Mittel gegen die Hundswuth, von Hn. D. *Zadig*. Hr. *Z.* hält das Scarificiren der Wunden und nachheriges Auswaschen, oder das Belegen derselben mit Spanischfliegenpflaster und Unterhaltung der Eiterung, welches Rec. seit einigen Jahren bey mehreren verunglückten Personen in seiner Nachbarschaft mit dem glücklichsten Erfolg anwenden sahe, nicht für hinlänglich, aller Gefahr zuvor zu kommen, und fodert daher besonders die Landwundärzte auf, die Brenncur des *Odier* anzuwenden, weil durch die Ausbrennung der Wunde mit einem glühenden Eisen das Gift um so gewisser gänzlich zerstört würde. VII. Kurze Antwort auf Hn. Pachter *Müller's* zwey Fragen: die Vorzüge der Stroh-Bienen-Körbe (strohernen Bienenkörbe) vor den Klotzbeuten betreffend, von Hn. P. *Ruprecht*. Mit allem Recht sind die Strohkörbe den hölzernen Klotzbeuten vorzuziehen. IX. Über Bereitung des Wachses, v. Herausgeber. Der Vf. eifert wider den Hn. Prof. *Stephan* zu Bamberg, welcher die Versuche des sinnreichen — wie er sich ausdrückt — Hn. *Huber* über das Bereiten des Wachses aus Honig und Zucker für unrichtig und für einen unerwiesenen

Machtspruch erklärt haben soll. Rec. kennt Hn. *Stephans* Abhandlung nicht, äussert also nur sein Bedenken darüber, dass, so lange man vom Bereiten des Wachses spricht, sich leicht auf beiden Seiten Irrthümer einschleichen dürften, weil Honig und Wachs ein Product der Natur der Bienen ist, und man eigentlich wohl nicht sagen kann, dass es von den Bienen bereitet werde, da es sonst wohl nur für ein Fabricat zu halten wäre. Wenn nun der Vf. erstens die Resultate seines *Hübers*, und dann auch zweytens die seinigen anführt: so sollte man billig erwarten, dass durch die letzteren die ersteren desto mehr begründet würden; aber die letzteren sind fast noch grundloser als die ersteren. Aus beiden zugleich aber erklärt sich nicht mehr, als dass Honig und Wachs ein Fabricat sey. Rec. findet auch keines Unterschiedes der Materie des Wachses, welches die Bienen produciren, gedacht, da doch dasselbe nach der Beschaffenheit des Grundbaues der Wachstafeln und dem Nachtrage deutlich zu unterscheiden ist, auch vermittelst des Wassers die Wachstafeln zerlegt werden können. Denn das Wachs zum Grundbau ist fein, und besteht aus den unter den Schilden der Bienen an ihren Hinterleibern befindlichen Wachsblättern; der Nachtrag aber enthält eine grobe Wachsmaterie, welche die Bienen in ihrem Munde vermittelst ihrer Beisszangen zusammen kneten, und mit derselben den Grundbau vervollkommnen und befestigen. Rec. hätte noch manches zu rügen über das vorgebliche Ausschwitzen des Wachses und das dazu nöthig seyn sollende Blumenmehl, welches der Vf. lächerlicher Weise Schwitzpulver nennt, und wovon er behauptet, dass ohne dasselbe keine Brut gezeugt noch ernährt werden könne; da er aber zum Schluss seiner Abhandlung gebeten hat, dass man ihm und seinen glaubenden (!!!) Brüdern den Glauben (?) lassen soll: so wollen wir lieber der Schwachen schonen. X. Bienen-Recht für einige kritische Fälle, besonders das Rauben der Bienen, vom Herausgeber. Wenn das Recht entscheiden soll, dass Keiner dem Anderen zum Schaden und Nachtheil handele: so möchten die hier vorgeschlagenen Rechtssätze einer solchen Foderung noch nicht vollkommen Genüge leisten. Am allermeisten liegt uns an einer gründlichen Untersuchung derjenigen rechtlichen Grundsätze, die der Vf. aus *Christs* Wörterbuche anführt, und denen er durch sein Urtheil einen sehr hohen Werth beylegt. *Christ* (S. 291) stellt das Gesetz auf: Keinem Bienenwirthe sey es erlaubt, seine Stöcke oder auch seinen Stand, an einem guten oder gelinden Tage, wo die Bienen ausfliegen können, zu verschliessen, ohne sich dem Verdachte auszusetzen, dass er eine Bosheit gegen seine Nachbarn auszuführen willens sey, da ein solches Einsperren, nach dem einstimmigen Urtheile aller Bienenwirthe, den Bienen selbst höchst schädlich seyn müsse, und folglich sich kein vernünftiger Grund des Einsperrens denken lasse. Diesen vom Herausgeber weise gepriesenen Satz erklärt Rec. für widerrechtlich, weil der Schluss auf einer falschen Prämisse beruht, und Obrigkeiten dadurch leicht verleitet werden können, auch den Unschuldigen zu verdammen; dagegen bringt er in Vorschlag, weil bey starken und gefährlichen Raubanfällen das Einsperren der Bienen das schleunigste Hülfsmittel ist, nach welchem ein Jeder zuerst greifen wird, dass ein Jeder gehalten seyn solle, es ohne Verzug seinem nächsten Bienennachbar anzuzeigen, welche Massregel er bey seinen Bienen aus Noth zu nehmen gezwungen sey. Würde diese Bedingung nicht erfüllt: so könnte obiger Verdacht als gegründet angesehen werden, und jene Schärfe des Gesetzes in seine vollkommenen Rechte eintreten. Eben so unnütz sind auch die übrigen von *Christ* angenommenen rechtlichen Sätze, die das in einigen Gegenden gewöhnliche Ausstellen der Bienenstöcke im Frühjahr, welche man im Winter verschlossen hält, betreffen, weil sie sich bloss auf eine Art der Pflege beziehen, die der Natur der Bienen entgegen, und also jedem Bienenwirth zum Schaden ist. XI. Die vermeintliche Schädlichkeit der Berberissträucher und deren Hecken. Hiezu mehrere Beylagen. Man ist noch ungewiss, ob den Berberissträuchern eine andere Schädlichkeit beyzulegen sey, als jede andere Hecke und jeder andere Strauch hat, wenn sie den Getreidefeldern zu nahe stehen. XII. Vermischte Bienenbeobachtungen, von Hn. P. *Putsche*. Es sind Auszüge aus einem Briefe eines durch *Hübers* Beobachtungen begeisterten Schülers, der hier besser unterwiesen wird. Unter den kurzen Nachrichten sind die von Hn. P. *Staudtmeister*, die Bienen betreffend, interessant zu lesen.

Es folgt die Lieferung auf das J. 1806.

Bey der seitherigen Theurung, da alle Producte, welche die Ökonomie erzeugt, mit jedem Jahre immer höher im Preise gestiegen sind, hat man angefangen, auch über ökonomische Gesellschaften laut zu werden, weil man dieselben für die Repräsentanten der Wohlfeilheit achten zu müssen meinte, und gleichwohl zur Zeit ihren wohlthätigen Einfluss auf die bedrängten Umstände, denen jetzt ihre Länder unterliegen müssten, keineswegs bemerkte. Daher finden sich in der 1 Lieferung für 1806 unter den Societätsschriften einige Abhandlungen, die diese Meinung ganz für falsch und irrig erklären. Nach unserem Urtheile sind *Production* und *Consumtion* unstreitig die beiden Verhältnisse, woraus Theurung und Wohlfeilheit entspringen kann. Nach diesen könnte die Theurung nur dann entstehen, wenn entweder zu einem erfoderlichen Mass der Consumtion, welches als bestimmt gesetzt wird, die Production im Allgemeinen sich geringer verhielte, denn dann würde nothwendig Mangel eintreten, der die Theurung verursacht; oder wenn das Mass der Consumtion von Zeit zu Zeit durch einen besonderen Einfluss unbestimmter würde, und sich so erweiterte, dass es mit dem der Production gar nicht einmal einen parallelen Gang halten wollte. — Stünden beide Verhältnisse zu einander umgekehrt, so, dass entweder sich die Consumtion verminderte, oder die Production

stärker würde: so müsste eben so nothwendig auch aus dem beständigen Überflusse Wohlfeilheit erfolgen. Nun leiten ökonomische Gesellschaften wohl den Gang der Production, aber nicht auch zugleich den der Consumtion; diese steht unter der Leitung der höheren Staatsökonomie. Dass sich aber die Production bey der deutschen Ökonomie vermindert hätte, wird zur Zeit Niemand beweisen können; vielmehr ergiebt sich aus allen fruchtbaren und unfruchtbaren Gegenden das Gegentheil. Feldbau und Viehzucht stehen, selbst in unfruchtbaren Gegenden, in so richtigem Verhältnisse, wie man es vor Zeiten nie angetroffen hat, und die Industrie hat sich bis auf die versteckteſten Winkel ausgebreitet. Die Grundstücke sind täglich am Werthe höher gestiegen, und Verpachtungen werden so hoch getrieben, dass Mancher darüber erstaunen möchte. Diess alles könnte nicht so fortgehen, wenn man sich nicht überzeugt hielt, dass die Grundstücke durch eine immer stärkere Production auch höhere Renten abwürfen. Aber auch der Fleiss und die Geschicklichkeit des Landvolks hat sich dergestalt vervollkommnet, dass sie nicht nur der Natur die Producte täglich mehr um einen geringeren Preis abgewinnen, sondern auch immer noch neue erfinden lernen. Berge und Thäler, Felder und Wiesen, Änger und Auen, Städte und Dörfer zeigen schon von ferne den blühenden Wohlstand des Volks, der aus einer reicheren und wohlfeileren Production hervorgeht. Misswachs, den wir jedoch im Allgemeinen noch gar nicht gehabt haben, kann den Producenten unmöglich zur Last gelegt werden. Gesetzt nun auch, dass es aus wissenschaftlichen Gründen und der Erfahrung selbst zu erweisen wäre, dass die Production bey der deutschen Ökonomie nur erst den Anfang zur Vollkommenheit gemacht hätte, und in derselben noch lange nicht der höchste Gipfel erreicht wäre: so liegen der deutschen Landwirthschaft noch viel zu grosse Hindernisse im Wege, die erst bekämpft werden müssen, ehe sie zu den höheren Graden der Cultur des Ackerlandes schreiten darf; und diess setzt eine Gewalt voraus, die sie nicht hat, und die auch ihren sogenannten Repräsentanten, den ökonomischen Gesellschaften, abgeht. Haben diese aber dessenungeachtet die Verstärkung der Production im Allgemeinen durch reizende Beyspiele bewirkt, die sie nach den besten wissenschaftlichen Grundsätzen der berühmtesten Männer zuerst glücklich ausführen, und haben sie es nie an solchen Vorschlägen fehlen lassen, wodurch dergleichen Schwierigkeiten am besten gehoben werden könnten: so kann man nicht einsehen, wie eine Schuld wegen der Theurung mit auf sie zurückfallen könnte, wenn sie auch wirklich aus verminderter Production entstanden seyn sollte. Was zur Ehre der deutschen Landwirthschaft gesagt werden kann, will Rec. nicht den ökonomischen Gesellschaften allein zuschreiben, indem sich noch viele andere Institute und einzelne geschickte Männer mehr oder weniger darum verdient gemacht haben. Nur findet bey der gemeinschaftlich verdienten Ehre zwischen jenen und diesen ein auffallender Unterschied Statt. Das Bestehen der ökonomischen Gesellschaften hängt nicht, wie anderer Institute, von der Huld und Gnade des Publicums ab. Eine Gesellschaft, wie die leipziger, hat sich ihre Selbstständigkeit durch ihre Statuten gegeben, sie besteht ganz für sich, ohne dass ihr das Publicum Beyträge zu ihren Unternehmungen zu geben hat. Es ist also wahrer und reiner Patriotismus, wenn sie ihre Fortschritte in der Ökonomie durch Schriften mit Kupfern von Modellen aller Art, die von ihren Mitgliedern, welche gemeinschaftlich sich einander alles mittheilen, was sie wissen und erfahren haben, eingeschickt werden, öffentlich bekannt werden läst; und sie verdient um desto mehr Achtung, da sie alle Abhandlungen, welche sie vor das Publicum gelangen läst, vorher in den besonderen Zusammenkünften der Deputation selbst prüft, und nur das Gemeinnützlichste zur Bekanntmachung auswählt. Wenn aber auch dem Herausgeber vom Publicum ein Honorar gezahlt wird: so hat doch sein Institut vor vielen anderen den Vorzug, dass er, mittelst der Societät, mit den gelehrtesten und erfahrensten Männern des ökonomischen Fachs in Verbindung stehen, und sie als Mitarbeiter an sich ziehen kann. Welchen Nutzen aber ein solches gemeinschaftliches Zusammenwirken für das Publicum habe, zeigt die Geschichte im Inn- und Auslande. Schon viele neue Entdeckungen bieten dem Publicum Vortheile von solcher Wichtigkeit dar, dass sie durch das beste Honorar nicht aufgewogen werden können. Rechnen wir dazu, dass nur wenige ausgezeichnete Männer das Glück haben, dass ihre Schriften vollkommen verstanden werden, wovon Hr. D. *Ottensee* in seiner Abhandlung, die uns besonders in Rücksicht der aufgestellten Theorie des fruchtbarmachenden Princips, und der darauf gegründeten Bearbeitung des Bodens zur Erlangung eines hohen Grades von Cultur, sehr wohl gefällt, mehrere Beyspiele aufgestellt hat, dass also oft die lehrreichsten und nützlichsten Schriften verkannt blieben, wenn ihr eigentlicher Werth durch solche Zeitschriften nicht erst deutlich und klar wieder dargestellt würde: wie viel würde das unmündige Publicum auch da nicht entbehren müssen!

Die Ordnung dieses Heftes könnte strenger seyn. Die Bienenschriften z. B. sind den ökonomischen nachgesetzt, und gleichwohl findet man mitten unter den ersteren die 12 Abhandlung, welche zur Aufschrift hat: „Noch etwas: Über die ökonomischen und ästhetischen Gesellschaften und einen Hirtenbrief an Künstler." Als Bienenschriftsteller befindet sich der Herausgeber wegen gewisser noch streitiger, physikalischer Grundsätze, nebst einigen seiner Anhänger in einer stark angefochtenen Lage, in welcher er sich etwas empfindlich beunruhigt fühlt, und deshalb sich nicht so vertheidigen kann, als wir es und die Leser wünschten. Zwar sind die physikalischen Dunkelheiten im Bienenfache bekannt genug, und es scheint auch hier der Zeitpunct kommen zu wollen, der in anderen Wissenschaften schon lange eingetreten ist, wo Dunkelheit und blinder Aberglau-

ben auf einmal zerstreut werden. Rec. besorgt aber nichts destoweniger, wenn auch der Herausg. den Sieg nicht auf seiner Seite haben sollte, dass darum seine übrigen Verdienste, die er sich mit Recht durch seinen ungemeinen Fleiss um die praktische Bienenzucht und ihre neueste Geschichte erworben hat, würden verdunkelt werden können, weil das Publicum seine Schriften längst mit einem guten Vorurtheil aufgenommen hat. Mit dieser Ausnahme ist Rec. fest überzeugt, dass Deutschland im Fache der Bienenzucht keinen unter seinen Schriftstellern weiter aufzuweisen hat, der für die Ausbreitung der praktischen Bienenzucht mehr Eifer und Rastlosigkeit bewiesen, und eine solche weitläuftige Correspondenz, als er, unterhalten hätte. Dieses Lob ist ihm schon von jeher von allen Kunstrichtern einstimmig beygelegt worden. Es hat daher auch noch keiner von den Schriftstellern, welche mit den *riemschen* Sammlungen unbekannt geblieben sind, sich der neuesten Geschichte in ihrem Umfange mit Recht rühmen dürfen.

Was die beiden Provinzial Versammlungen zu Leipzig und Wittenberg in der 2 Lieferung für 1806 unter I u. II beygetragen haben, ist fast unbedeutend zu nennen. Desto bedeutender sind aber III. die weitern Versuche des Hn. Prof. *Lampadius* mit dem Düngsalze. Möchte die Societät mehrere solche unermüdete Forscher und thätige Mitglieder haben! IV. Über das Verwerfen der Kühe. Von Hn. Thierarzt, Prof. *Tögl*. Diese Abhandlung enthält nur Hypothesen, und so fehlt es allenthalben an Gründlichkeit. Z. B. wer glaubt wohl, dass das Begatten verschiedener Raçen mit einander eine Ursache des Abortirens werden könnte? Krankheiten, ungesunde Pflege solcher Thiere, harte und unvernünftige Behandlungen u. dergl., sind wohl meist die Ursache. V. Über die Verbesserung der Schaffütterung durch den Anbau des weissen Klee's. Von Hn. Amtmann *Türk*. Der Vf. rechnet die Schafzucht zu den unentbehrlichsten und nothwendigsten Zweigen der Landwirthschaft: allein die Kleidungsstücke, die nur uns unentbehrlich sind, die Verarbeitung der Wolle, wobey Menschen sich ernähren können; ja selbst der Schafdünger, der bey der Wirthschaft ein unentbehrliches Product seyn soll, macht die Schafzucht noch nicht zu dem unentbehrlichsten und nothwendigsten Zweige der Landwirthschaft, da auch ohne sie, ohne ihre Wolle und ihren Dünger, Landwirthschaft getrieben wird. Nur ein ganzer Staat kann sie nicht entbehren; nur darüber ist Eine Stimme, dass die Schafzucht, als ein wichtiger Zweig der Landwirthschaft, dem Staate unentbehrlich und nothwendig sey. Übrigens ist die Abhandlung gut und in einem angenehmen Stil geschrieben. X. Neue Erfindung von Haardecken statt Strohdecken. Von Hn. C. R. *Möller*. Der Vf. ist durch seinen Fleiss für die Gewerbkunde schon rühmlich bekannt; auch hier liest man seine gemachten Versuche gern. XII. Ein neues Product, das wie Sago zu gebrauchen ist; und über die Vermehrungssucht der Ackerländer. Von Hn. Kaufmann *Braumüller*. Diese Abhandlung, welche hauptsächlich nur das neue Product betrifft, fand Rec. interessant. XIII. Vorschläge als erprobte Mittel gegen Brodtheurung. Von Hn. Stadt-, Land- und Ordens-Richter *Creutzer*. Das vorzüglichste Mittel ist getrocknetes Brod, welches viele Jahre in Magazinen aufbewahrt, und hernach durch Wasser erweicht und mit neuem Mehl wieder zu Brod gebacken werden kann.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stück.)

KLEINE SCHRIFTEN.

ÖKONOMIE. *Ulm*, b. Stettin: *Über den Zustand und die forstliche Behandlung desjenigen Theils des wirtembergischen Schwarzwaldes, welcher den Neuenburger Oberforst ausmacht.* Verfasst vom Reichsgrafen *von Sponeck*, ehmaligem kurwirtembergischem Oberforstmeister zu Neuenburg, und gegenwärtigem ausserord. Prof. der Forstwissenschaft zu Heidelberg. 1806. 78 S. gr. 8. (6 Gr.) Der Vf. beschreibt zuvörderst den wirtembergischen Schwarzwald nach seiner Eintheilung in Oberforste, und beschränkt sich insbesondere auf den *neuenburger* Ober-Forst, in welchem er einige Jahr als ausübender Ober-Forstbeamter angestellt war. Er bemerkt von demselben seine Grösse, seine Unterabtheilungen in Huthen oder Reviere, die Holzarten, den Boden in seiner mannichfaltigen Mischung, das Klima, die Flüsse und Bäche, welche ihn durchfliessen, mit deren Anlagen für die Flössung, die mit denselben connexen Reisen, das Dienstpersonale und die in ihm liegenden technischen Anlagen, die Holzabgabe, und die Bevölkerung dieses Oberforsts. Diesem fügt er noch bey die Art des Betriebs, der sich hier hauptsächlich auf das Fimmeln erstreckt, mit einem passenden Raisonnement über diesen Betrieb, und die Beschreibung der in demselben seither geführten holländischen Wirthschaft. Der Vf. geht bey derselben ins Detail, und es wäre zu wünschen, dass wir aus mehreren unserer deutschen Wälder, für welche dieser Handel ein wichtiger Erwerbszweig ist, solche Notizen erhalten möchten.

M. F. T.

Ebendaselbst: *Über die Beschaffenheit, Entstehung und Cultivirung der Sümpfe,* (oder sogenannten Missen) *in Gebirgsforsten, mit vorzüglicher Hinsicht auf den wirtembergischen und badischen Antheil des Schwarzwaldes,* vom Reichsgrafen *von Sponeck* etc. 1806. 18 S. gr. 8. (2 Gr.) Die grossen Sümpfe oder sogenannten Missen, welche sich insbesondere auf den Plattformen der schwarzwalder Berge vorfinden, gaben dem Vf. Veranlassung, über dieselben physikalische Betrachtungen anzustellen. Er beschreibt desswegen die wichtigsten derselben nach ihrer Lage, Grösse und äusseren Umständen, nach ihrer Bestockung mit Holzarten und Vegetabilien, und sucht ihre Entstehung aus dem wasserhaltenden Untergrund oder ihrem Lager zu erklären, worin Rec. ganz mit ihm einverstanden ist. Als praktischer Forstmann fügt er Vorschläge bey, wie solche Missen nach und nach wieder in Holzanbau gesetzt, oder sonst für die Flösserey und für gehende Gewerke anwendbar gemacht werden möchten.

M. F. T.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 21 SEPTEMBER, 1810.

ÖKONOMIE.

Leipzig, b. Hartknoch: *Ökonomische und naturhistorische Beyträge für Landwirthe und Bienenfreunde* vom Commissionsrathe *J. Riem* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Besondere Aufsätze in der 2 Lief. für 1806 sind nur IV: I. Die von der kön. preuss. Akademie der Wissenschaften zu Berlin mit dem Accessit beehrte Beantwortung der Preisfrage: Was ist Dünger? Von *Christoph Friedrich Creutzer*, Stadt-, Land- und Ordens-Richter zu Reichenbach im Voigtlande. Der Herausgeber fügt in einer Note bey, dass das landwirthschaftliche Publicum den Wunsch geäussert habe, er möchte diese mit lateinischen Lettern ihm zugesendete Preisschrift mit deutschen Lettern abdrucken lassen. II. Grundsätze, von denen ich bey meinem Gartenbaue ausgehe. Von Hn. *Wagner*. Ein junger Mann hat sich mit diesen Grundsätzen der Naturlehre und Physiologie so gut empfohlen, dass man seine Talente nicht verkennen kann. III. *Chabouille's* Erfahrungen von der Bienenzucht. Der Herausgeber hat diese Übersetzung mit einigen Zusätzen begleitet. *Chabouille* scheint unter den Franzosen der geschickteste Bienenwirth zu seyn; seine Erfahrungen sind nicht nur weit begründeter, als die eines *Hüber*, sondern sie tragen auch in der Behandlungsart und der Pflege das Gepräge der Vernunft und Natur an sich. Z. B. er zeichnet sich vor allen seinen Landsleuten dadurch rühmlich aus, dass er die Bienenzucht in theilbaren Körben magazinmäsig zu behandeln empfiehlt. Freylich ist seine Kenntniss von der Magazinbienenzucht noch nicht zu demjenigen Grad der Vollkommenheit gediehen, nach welchem man den höchstmöglichen Nutzen zu erlangen im Stande ist. Er meint schon das höchste Ziel damit erreicht zu haben, wenn ein Bienenstock drey, höchstens vier solche Körbe, wie z. B. die *riemischen* Halbkörbe sind, vollgebauet habe, da man sie doch, ehe man von ihnen ärndten will, zu sechs und lieber zu acht Körben anwachsen lassen muss. Er will ferner die Magazine schon im October wieder reduciren, höchstens lässt er den Bienen zu ihrem Zeugungsgeschäfte für das künftige Jahr im Frühjahre nicht länger Zeit, als bis zum Monat März, dann beraubt er sie ihres Vorrathes früher, als sie denselben ohne Nachtheil ihrer Vermehrung entbehren können; diesen bedeutenden Fehler, den er vielleicht von den Deutschen angenommen hat, vergrössert er noch dadurch, dass er ihnen zwey Theile von ihrem Vorrath nimmt, und nur den dritten Theil noch lässt, welches doch, besonders wo die Gegend zu der Zeit an Nahrung arm ist, umgekehrt seyn sollte. Wie könnte auf diese Art ein Magazinstock, der im vorigen Jahre in einen guten Stand kam, fernerhin in diesem Stande verbleiben? Wollte man sich auch durch eine frühzeitige, honigreiche Gegend rechtfertigen: so bliebe doch immer der Vorwurf, dass man seine Bienen geschwächt, und mit ihnen den höchstmöglichen Nutzen nicht gesucht hätte. IV. Über die Nachtheile, welche dem Gemeinwohle aus der Vertheilung grosser Waldstrecken in einzelnen Forstmarken entspringen. Von Hn. Forstmeister *Zigra*. Wir haben bereits Erfahrungen genug in Händen, welche lehren können, wie drückend der Holzmangel ist, und die uns bey der noch immer fortdauernden, wider alle vernünftigen Grundsätze streitenden Bewirthschaftung grosser, in viele kleine, einzelnen Besitzern zuständige Forstmarken getheilter ehemaliger Gemeinwälder für die Nachkommenschaft auf einen noch weit grösseren Holzmangel schliessen lassen; auch haben sich seit *Beckmanns* Zeiten über alle diese schon längst tief eingerissenen Gebrechen genug patriotische Stimmen hören lassen: wenn sie nur von denen, welchen obliegt, für das allgemeine Wohl zu sorgen, ernstlich gehört, und diese, von den sündlichen Missbräuchen, die ein Jeder mit Abscheu täglich sieht, gerührt, andere, dem allgemeinen Besten angemessenere Massregeln zu ergreifen, bewogen würden, damit die Menschheit in der Zukunft nicht noch mehr Noth leiden möchte! So aber muss Rec. in die Klage des Vfs. S. 246 ff. mit einstimmen. Nachdem derselbe aufs deutlichste bewiesen hat, wie alle Mängel, die bey der Forstwirthschaft möglicher Weise vorkommen können, bey zerstückelten Waldungen im höchsten Grade Statt finden: so fährt er S. 256 mit Nachdruck fort: „Wie unvorsichtig ist es also gehandelt, das Wohl des Staates dem blossen Zufalle, dem precären Patriotismus Einzelner zu überlassen, wenn der Staat selbst es noch zu schützen ermächtigt ist! Und da dieser die Verpflichtung auf sich hat, für dasselbe nach seinen besten Überzeugungen zu sorgen, Missbräuche, welche demselben geradezu entgegen wirken, aufzuheben und abzuschaffen, und, auf vorliegenden Fall angewendet, solche Massregeln zu ergreifen, welche fernere unausbleibliche Nachtheile zu verhüten geeignet sind: so müssen dergleichen getheilte Waldungen wieder in ein Ganzes vereinigt, als solches einer regelmäsigen Wirthschaft unterwor-

fen, unter Direction des Staates und behörige Aufficht geftellt, zu einem hinlänglichen Beftande gebracht, diesfalls angebaut und möglichft gefchont werden" u. f. w.

Unter den Recenfionen verdient No. 10 noch befondere Aufmerkfamkeit, weil der Rec., Hr. Hauptmann *Löber*, den Berberitzenftrauch gegen den Verdacht, als ob er eine Urfache von Roft und Brand im Roggen und Weizen wäre, vertheidigt. Wenn Hr. *L.* beweifet, dafs *Berberis vulgaris L.* nahe auf feinen Blättern auch einen Schwamm nährt, der aber *Aecidium Berberidis*, oder *Lycoperdon pocali forme Jacq.*, und alfo von ganz anderer Art ift, als die in Hn. *Banks* Schrift abgebildeten find: fo ift es Rec. höchft wahrfcheinlich, dafs, wie Hr. *L.* fagt, nicht eine Art in die andere, vielweniger ein Gefchlecht in das andere übergehen kann. Folglich find alle Meinungen über die Schädlichkeit des Berberitzenftrauchs, fo fcheinbar fie auch dargeftellt worden find, ohne andere Bedingungen noch höchft ungewifs. Denn es hält darum fchwer, Hn. *L.* zu widerlegen, weil er S. 289 fagt: „*Aecidium Berberid.* zeigt fich auch nur im Sommer, und kommt zu Ende Julys und im Anfange Augufts zur Reife. Der Saamen könnte fich alfo nur auf das Getreide des nächften Jahres ausftreuen." Man mufs aber doch bey feinen Beobachtungen über die Schädlichkeit den Berberitzenftrauch noch immer im Auge behalten; denn felbft Hr. *Willdenow* hält ihn für fchädlich, weil die einftimmige Erfahrung fo vieler Landwirthe fich auch in feiner Gegend beftätigt hat, obfchon die Schädlichkeit nicht von dem Schwamm herrühren kann.

Ks.

CHEMIE.

Jena, b. Etzdorf: *Verfuch eines praktifchen Handbuchs für die Queckfilberpräparate und deren Anwendung in Krankheiten* von Dr. *J. C. Trommsdorff.* 1808. XII u. 163 S. 8. (16 Gr.)

Diefe Schrift enthält eine Sammlung der bis jetzt bekannten, in den verfchiedenen Pharmakopöen vorkommenden Queckfilberpräparate, deren Wirkung auf den menfchlichen Körper durch Erfahrungen erprobt ift. Nach dem befcheidenen Ausdruck des Vfs. foll fie nur ein Verfuch einer künftig mehr zu verfolgenden Arbeit feyn. — Sie zerfällt in drey Abfchnitte. Der erfte, als Einleitung, handelt von den Namen des Queckfilbers, liefert eine kurze Gefchichte der früheften Kenntnifs deffelben, zeigt das Vorkommen in der Natur, die Eigenfchaften des metallifchen Queckfilbers, die Veränderungen durch verfchiedene Stoffe, die Reinigung und Anwendung in Krankheiten, die Wirkung der Queckfilberbereitungen im Allgemeinen, giebt dann die Gefchichte des Queckfilbergebrauchs, und die praktifchen Regeln bey der Anwendung, nebft einigen allgemeinen Fällen, in denen daffelbe indicirt und contraindicirt ift, dem Queckfilberdecocte, und dem Zinnober. S. 8. No. 7, wo die Rede von den Amalgamen des Queckfilbers ift, findet eine Verwechfelung der Queckfilberauflöfung mit der Platinauflöfung Statt. Die letztere wird durch falzfaures Ammonium gefällt, und der dreyfache Niederfchlag geglüht, um dann, nachdem er vollkommen reducirt, und das falzfaure Ammonium verflüchtigt ift, mit dem Queckfilber ein Amalgam zu bilden. Sehr intereffante Verfuche haben die Hn. *Chevenix* und *Descotils* über diefen Gegenftand neuerdings unternommen. — In demfelben §. drückt fich Hr. *T.* über das Verhalten des Eifens zum Queckfilber etwas unbeftimmt aus. Man follte glauben, dafs es ihm gelungen fey, beide Metalle mit einander zu vereinigen. Ungeachtet diefes leicht möglich ift: fo erinnert fich Rec. nicht, die beftimmten Verfuche darüber gelefen zu haben. S. 13. Um das Queckfilber aus dem Zinnober durch Eifen zu fcheiden, möchten wir die Deftillation des Gemenges aus einer Glasretorte nicht empfehlen. Diefe Operation erfodert am Ende einen ziemlich hohen Grad von Hitze, bey dem das Glas, noch ehe alles Queckfilber übergeht, zu fchmelzen anfängt. In jedem Falle ift die Anwendung einer irdenen Retorte ficherer. In Ermangelung diefer mufs die anzuwendende Glasretorte wenigftens mit einem dauerhaften Kitt gut befchlagen werden. Der hohe Feuersgrad, den die Reduction des Zinnobers erfodert, macht ferner die Vorrichtung mit der feuchten, am Halfe der Retorte befeftigten, und in ein Becken mit Waffer geleiteten Papiertute, deren man fich wohl bey der fimplen Deftillation des Queckfilbers bedienen kann, unficher. Es verdichtet fich nämlich nicht alles Queckfilber in dem Halfe der Retorte, fondern es geht ein Theil in Dampfgeftalt über. Daher ift es zweckmäfsiger, fich einer halb mit Waffer gefüllten gläfernen, aller Orten gleich dicken Vorlage zu bedienen, und in diefe den Hals der Retorte dergeftalt zulegen, dafs die Öffnung deffelben halb ins Waffer taucht.

Der zweyte Abfchnitt enthält die unvollkommenen Queckfilberoxyde; einige dreyfache Verbindungen, die das Queckfilber im niedrigften Zuftande der Deftillation enthalten; und die vollkommenen Oxyde. Hier, wie überhaupt bey Erörterung der Queckfilbermittel jedes Abfchnittes, zeigt Hr. *T.* zuerft die vorzügliche Bereitungsart an; er geht die Hauptcharaktere der Mittel durch, fpricht von ihrer Verfälfchung, dem Verfahren, fich von der Ächtheit derfelben zu überzeugen; dann geht er zu dem Gebrauche über, giebt einige Gegenmittel an, und fchliefst mit der Anwendung eines jeden Queckfilberpräparats in den Krankheiten. — In dem dritten Abfchnitte find die Verbindungen der Queckfilberoxyde mit den Säuren enthalten.

Indem alfo diefe Schrift die verfchiedenen und mannichfaltigen Queckfilberpräparate und Zufammenfetzungen kennen lehrt, läfst fich erwarten, dafs auch fie dazu beytragen werde, den grofsen Wuft unnützer Medicamente, die leider, da fie nach fo verfchiedenen Vorfchriften bereitet wurden, und daher in gröfserem oder geringerem Grade heroifch waren, nur zu oft die traurigften Folgen nach fich zogen, nach und nach abzufchaffen, und dagegen diejenigen

zu erhalten, deren Mischung beständig, und deren Wirkungen sicher und durch die Erfahrung erkannt sind. — Noch mehr würde das Werk an Brauchbarkeit und Interesse gewinnen, wenn Hr. *T.* auf die immer noch problematische Wirkungsart — wenn es auch ziemlich gewiss ist, dass die Oxyde nur vermöge ihrer Sauerstoffgehalte sich wirksam erweisen — Rücksicht genommen, und die wahrlich merkwürdigen Versuche des Hn. D. *Jäger* (*Diss. inaug. medica sistens quaedam circa effectus Hydrargyri in animal. viv. etc.* Tubing.) fortgesetzt und verificirt hätte.

A. J.

KLEINE SCHRIFTEN.

Chemie. *Leipzig*, b. Schwickert: *Über Ätherbildung im Allgemeinen*, eine auf Erfahrungen sich gründende Theorie von *W. Nasse*, Adjunct der russ. kaiserl. Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg. 1809. 32 S. 4. (8 Gr.)

Der Act der Ätherbildung im Allgemeinen, oder vielmehr die wissenschaftliche Ansicht desselben, war von jeher und ist noch jetzt ein in der Chemie aufzulösendes wissenschaftliches Problem. Es sind eine Menge Abhandlungen darüber erschienen, und eine Anzahl Theorieen bekannt gemacht worden, die zum Theil sehr von einander abweichen. Hr. *Nasse*, von dem Bedürfnisse geleitet, diesen Gegenstand etwas mehr aufzuklären, sucht die Meinungen mehrerer Chemiker zu vergleichen, und stellt, indem er die Theorieen *Fourcroy's*, *Vauquelins*, *Bossens*, *Thenards*, *Boullay's* zu widerlegen sich bemüht, folgende Sätze über die Ätherbildung im Allgemeinen auf: 1) Der wesentliche Act der Ätherbildung ist sich bey allen Äthern seiner Natur nach gleich. Er ist ganz wie ein vegetabilischer Verbrennungsprocess zu betrachten, allen übrigen Pflanzenkörpern gleich, mit denen der Alkohol bey seiner — gleichsam gewaltsamen — Analyse auch gleiche Producte liefert. Hier wirkt der Weingeist vermöge seiner respectiven chemischen Bestandtheile desoxydirend, so wie umgekehrt die Säure oxydirend wirkt, und die sich erzeugte Kohle ist der Ausdruck des Acts selbst. Demzufolge zerfallen nothwendig die bisher aufgestellten hypothetischen Ideen derjenigen Chemiker in ihr ursprüngliches Nichts zusammen, die da glauben, die Säure bleibe hiebey im vorherigen unveränderten Zustande; ferner das Absetzen der Kohle finde nur nach dem eigentlichen Acte der Ätherbildung Statt, und durch ein geschicktes Verhindern des sich Erzeugens der Kohle während des Acts könne man schon allen Weingeist in Äther verwandeln. 2) Es finden keine Stufenfolgen oder vielmehr Epochen in der Ätherbildung Statt, wie die Hnn. *Fourcroy* und *Vauquelin* glauben, die nach ihnen in gar keiner weiteren speciellen Verbindung stehen. Die chemische Affinität beider Körper fängt schon bey ihrer ersten Berührung an, sich gegenseitig auszuüben, und sie schreitet im Acte, begünstigt durch die Wärme, bloss fort, sich — die Körper — gegenseitig zu zersetzen, da Wärme im Allgemeinen Bedingniss eines jeden auszuübenden Affinitätsacts ist, und sich bey ihrer Anwendung auch nur einzig auf sie zurückführt. Das Endresultat dieser ganzen Operation ist ein ätherificirter Weingeist, eine bey seiner Modification vorzüglich auf Kosten seiner producirten Pflanzensäure, Kohle und Wasser, und die im Rückstande entoxydirte Säure. Daher rührt auch die geringere Menge Äther, die man im Verhältnisse des angewandten Weingeistes erhält u. s. w. Da bey der Ätherbildung nur das chemische Massenverhältniss in Action begriffen in Anspruch kommt, ganz auf *Bertholets* Gesetze „über das Gleichgewicht der chemischen Kräfte" sich gründend: so können die Ätherarten in ihrem chemischen Mischungsverhältnisse bis ins Unendliche abweichend seyn, ohne dass wir jede einen vollkommenen Äther nennen können, der sich nur durch eine möglichst ihm zu gebende specifische Leichtigkeit und die mindere Nichtfähigkeit, sich im Wasser aufzulösen, charakterisirt und seine Güte bestimmt. — Es ist daher nicht mehr nach der Idee einiger neueren Pharmakopöen der in der Medicin bekannte *Liquor anodynus Hofmanni*, durch blosse Mischung der Schwefelnaphtha mit Alkohol bereitet, mit dem nach der älteren Methode durch Destillation verfertigten *rabellischen* Liquor, wie ein und dasselbe chemische Product zu betrachten. Vielmehr sind sie als ganz ungleichartig chemisch verschieden, da hiebey, wie gesagt, einzig nur das ganze chemische Massenverhältniss wirkt, und sich gegenseitig in Reaction setzt. 3) Die Base der Ätherbildung oder vielmehr die Fähigkeit einer Säure zu ihr, Äther zu bilden, beruht bloss auf dem hiezu angemessenen Oxydationszustande ihrer selbst. Diese Wahrheit entspringt hinreichend aus den Versuchen mit den Salzäthern, so wie schon aus *Blacks* Salpeterätherbereitung, wobey er zum Befördern der auszuübenden Affinität nicht der mindesten Wärme bedarf. Dieses bestätigt auch schon die Erfahrung bey der gewöhnlichen Bereitung des versüssten Salpeter- and Salz-Geistes der Pharmaceuten. Denn hiebey hat man ihre Neutralsalze durch Schwefelsäure zersetzt u. s. w., wobey man einen ungleich geringeren Wärmegrad anzuwenden nöthig hat, als bey *Hoffmanns* Liquor, welcher die grösste Sorgfalt in der Direction des Feuers erfodert. 4) Die Gegenwart einer Säure bey Verbrennuug einiger Ätherarten ist bloss casuel, und keineswegs als bedingt anzunehmen. Sie ist einer allgemeinen Theorie der Ätherbildung keineswegs zuwider, und die Erfahrung läfst sich einzig auf die minder mehr oder weniger grössere Affinität des säurenden Princips zur respectiven Base der Säure, und auf ihren eigenthümlichen Charakter, sich zu verflüchtigen, zurückführen, die bloss, gleichsam chemisch umhüllt, in die Bestandtheile des Äthers selbst eintritt. Also kann diese Säure bey ihm nicht in einem vollendeten Zustande vorhanden seyn, sondern ist bloss Product der chemischen Analyse, wie uns auch einzig die Gesetze der Verbrennung bey einer säurefähigen Basis lehren u. s. w. 5) Die Bildung der schweren Äther folgt, den leichten Äthern gleich, den nämlichen Wissenschaftsprincipien. — Es zeigt sich hier noch besonders die durch den früheren und continuirlichen Act der Ätherbildung erzeugte Kohle activ, die sich bey ihrem schon ursprünglichen Erscheinen in Verbindung des Alkohols mit der Säure in Reaction setzt, und ins Product selbst mit übergeht, wie es auch der grössere Kohlengehalt bey Verbrennung der schweren Äther nur andeutet; und der Act der schweren Ätherbildung ist einzig als eine Progression des Acts selbst in der ganzen Operation zu betrachten. 6) Die minder mehr oder weniger zu erhaltende Menge eines Äthers in der Bereitung reducirt sich bloss auf das proportionale Massenverhältniss der Säure zum Alkohol und ihrer gegenseitigen Stärke, so wie auf den bey der Operation selbst angewandten Wärmegrad, auf die gegenseitig auszuübende Affinität selbst wiederum zurückrufend. So z. B. fand *Boullay* das Verhältniss von gleichen Theilen Schwefelsäure und Alkohol, letzteren 30° *Beaume's* Areometer, weit angemessener, um eine grössere Menge Äther zu erhalten, als das, wo er sich eines stärkeren Alkohols bediente. Es scheint hier ein angemessener Wassergehalt in der Mischung in sofern nützlich zu seyn, um dem gleichsam zu plötzlichen chemischen Ineinanderwirken der sich zu heftig ausübenden Affinität beider Körper entgegen zu wirken, sie zu schwächen, die nun der im Producte selbst zu erhaltenden Äthermenge zuwider ist u. s. w.

So gewiss diese Abhandlung nicht ohne Interesse ist: so gegründet bleibt es auch, dass sie uns in der Erklärung eines so schwierigen Processes nicht viel weiter bringt, als wir waren. Viele Sätze des Vfs. sind zu gewagt, und nicht auf hinlängliche Erfahrungen gegründet. Es würde uns hier zu weit führen, wenn wir uns in das Detail dieser Abhandlung einlassen, und die Gründe *pro* und *contra* erörtern wollten; daher erlauben wir uns nur so viel zu bemerken,

dass die Thatsache, „die Bildung der Ätherarten im Allgemeinen lasse sich nicht nach ein und derselben Theorie erklären, oder, was dasselbe ist, die Wirkungsart mehrerer Säuren auf den Weingeist zur Production des Äthers sey verschieden," keineswegs umgestossen und widerlegt sey. Übrigens wäre zu wünschen gewesen, der Meinung *Leibnitz's* ungeachtet, dass der Vf. zuweilen seine Ideen in ein etwas bescheideneres Gewand gehüllt hätte.

V. d. c. L.

TECHNOLOGIE. *Quedlinburg*, b. Ernst: *Zucker-, Syrup-, Arrak- und Essig-Fabrication aus Runkelrüben, wie auch Bereitung eines Weizenmalz- und Birn-Syrups für die Haushaltung und zum Bienenfutter nebst einem Anhange über die Kaffeesurrogate* von *J. G. Kögel*. 1809. 128 S. (8 Gr.)

Diese Schrift enthält blofs eine Wiederholung der über die auf dem Titel genannten Gegenstände so oft bekannt gemachten Thatsachen, und durch sie wird weder für die Wissenschaft, noch für die Kunst etwas gewonnen. — Der Schleimzucker ist nicht, wie Hr. *K.* meint, unter allen Umständen im Alkohol auflösbarer, als der Zucker; nur in der erhöhten Temperatur ist diess der Fall. — Auch die Weintrauben gehören zu den Substanzen, welche den Zucker in warmen Himmelsstrichen in reichlicher Menge darbieten. S. 5 giebt Hr. *K.* das Verfahren an, dessen man sich bedient, um aus dem Zuckerrohre den Zucker zu gewinnen. Er hätte aber hier anzeigen sollen, ob er die Raffinerie in Indien selbst gesehen, oder sie nur nach einer Beschreibung kenne. Die Bereitungsart ist übrigens sehr bekannt. Dass aber der Zuckersaft beym Versieden im Verhältnisse der Concentration einer stärkeren Temperatur ausgesetzt werde, scheint uns eben so neu, als unvollkommen, weil es eine bekannte Thatsache ist, dass das Anbrennungsvermögen des Saftes mit dem Concentrationsgrade in gleichem Verhältnisse zunimmt. — Eine Menge Schreib- und Druck-Fehler verunstalten diese Schrift.

V. d. c. L.

Freyberg, b. Craz u. Gerlach: *Englische Farben- und Muster-Tabellen, oder systematisch-chemische Darstellung der vorzüglichsten bey 680 einfachen und gemischten Farben und Muster zu allerley einfachen und melirten Tüchern, seidenen, baumwollenen und leinenen Zeugen, wie auch zu den vorzüglichsten Tuschfarben, sowohl auf thierische, Pflanzen- und Mineral-Producte, als andere Compositionen;* für Chemiker, angehende Kaufleute, Manufacturisten, Kattunfabricanten, Seiden-, Wollen-, Baumwollen- und Lein-Weber, auch für Färber, Maler und andere Künstler und Professionisten u. s. w., insbesondere zu technischen Vorlesungen und praktisch-chemischen Unterweisungen nach den neuesten Entdeckungen bearbeitet von *C. F. Moritz*, der Ch. u. F. B. in Ch. 1809. 148 S. 8. (3 Thlr.)

Den Tabellen geht eine weitläuftige Einleitung voran, die gleichsam den theoretischen Theil des Werks ausmacht. Sie enthält die Gründe und Ursachen der Herausgabe dieser Tabellen, eine Farbentheorie; dann von dem Gebrauch verschiedener Salze zu Beizmitteln bey der Farbenbereitung; Nutzen der Salze bey den Farben, verschiedene Auflösungen der Salze und Metalle bey den Farben, nöthige Haupt- und Hülfs-Mittel zu schönen englischen Farben, Bemerkungen über die Festigkeit, die Farbenentwickelungen, Untersuchungsregeln über die Haltbarkeit der Farben, nöthige Bemerkungen über die einfachen und gemischten Farben zu allerley Tüchern und Zeugen, nebst Mustertabellen u. s. w. Nur sparsam findet sich das Gute in diesem Abschnitte, und zwar versteckt in einem Schwall unverständlicher, überflüssiger und weitschweifiger Explicationen. Der Vf. scheint überhaupt noch ein halbes Seculum zurück zu seyn, und noch ganz unbekümmert in den antiphlogistischen Zeiten herumzuwandeln. Besser würde er gethan haben, wenn er seine Pseudotheorie lieber für sich behalten, als sie der Welt bekannt gemacht hätte. Nur ein Beyspiel möge hier Platz finden. S. 2, §. 5: Meine Farbentheorie, heisst es daselbst, gründet sich auf den richtigsten Ursprung aller Farben, so dass nur die rothe und blaue als Hauptfarben anzusehen sind. Rothe als die erste elementarische Hauptfarbe, die ihren Ursprung aus dem Feuer und aus dem ursprünglichen sauren Salze des Schwefels, als der einzigen Hauptmaterie, hat, wird daher auch nur durch saure Salze und durchs Feuer allein hervorgebracht, entwickelt und befestigt. Denn ein jedes Ding in der ganzen Natur wird nur durch seines Gleichen hervorgebracht und erhalten. Weil aber kein Feuer ohne alkalische Wassertheile und Luft brennen, und kein Körper in seiner eigenen Ausdünstung bestehen kann, sondern sich selbst schnell verzehret, erstickt und tödtet: so muss auch die rother Farbe ihren wenig angemessenen Antheil von feuerbeständigen, alkalischen Erden und Salzen bekommen, welche mit den sauren Salzen vermischt werden; dann wird sie nicht nur vollkommen fest, sondern auch im Feuer immer schöner und höher von Farbe, sie leidet durchs Waschen, Laugen und Seifen so wenig, als in Luft und Sonnenschein, oder in den allerstärksten sauren Salzen einen Schaden, und erweiset sich überall dauerhaft und unzerstörbar. Die blaue, als zweyte elementarische Hauptfarbe, ist eine alkalische Wasserfarbe, welche nur durch Laugensalze hervorgebracht, entwickelt und befestigt wird; weil sie aber in diesem ihren eigenen Element sich nicht allein erhalten kann, sondern in Fäulniss gerathen, sich selbst verderben und zerstören würde: so muss sie ebenfalls nur einen kleinen Antheil von sauern Salzen bekommen, oder anstatt dessen in mässiger Wärme erhalten werden; dann wird sie vollkommen fest, feuerbeständig, glänzend, schön, und widersteht allem." — Doch genug davon. —

Der eigentlich praktische Theil, welchen die Farbetabellen ausmachen, folgt hierauf. A. Farbetabellen auf thierische und Pflanzenproducte nebst Farbetuschen. 1) Für thierische Producte; enthaltend 165 verschiedene Farben und Nüançen. 2) Für Pflanzenproducte; enthaltend 89 Farben. 3) Farbetabellen zum Drucken, Einmalen und Färben der Böden in Kattundruckereyen; 21 Arten. 4) Türkischrothe Farben aus dem Krapp, auf Baumwolle und Leinen. 5) Tuschfarben zur feinen Malerey, Druckerey seidener und halbseidener Waaren, Papier, Leder, Holz, Horn, Bein, Federn, Stroh, Binsen, Rohrmark, erdige Körper und andere Compositionen, auch zu gefärbtem Siegellack. 6) Tabellarische Anwendung der Tuschfarben zur Malerey und Druckerey auf Kattun und Leinewand, auf seidene, halbseidene Waaren und Bänder, auf Papier von mancherley Art, Leder, Holzfärberey, Horn- und Bein-Färberey, zur Strohmalerey, Binsen- und Rohrmark-Färberey, zur Färberey auf erdige und andere componirte Körper. B. Muster-Tabellen zu schönen, schicklichen und dauerhaften melirten Farben, wobey dieselbe Eintheilung Statt findet. — Diesen Theil des Werks können wir als sehr nützlich empfehlen.

V. d. c. L.

BESONDERE ABDRÜCKE.

Berlin, b. Hitzig: *Kritische Bemerkungen über Hn. Dr. A. F. Markus Schrift: Über die Natur und Behandlungsart der häutigen Bräune, nebst einigen Beobachtungen u. Erfahrungen über diese Krankheit,* und einer illuminirten Kupfertaf. Von *Ernst Ludw. Heim*, kön. preuss. Geh. Rathe, Leibarzt Sr. königl. Hoheit des Prinzen Ferdinand von Preussen, u. prakt. Arzte in Berlin. (Aus *Horns* Archiv für medicinische Erfahrung besonders abgedruckt.) 1810. 68 S. 8. (20 Gr.)

Salzburg, in der mayrschen Buchhandlung: *Die hierarchische Verfassung von Salzburg und Berchtesgaden.* Historisch dargestellt von *Augustin Winklhofer*, Vicar in der Koppel. (Besonders abgedruckt aus dem 2ten Bande von: *Salzburg u. Berchtesgaden, in historisch-, statistisch-, geographisch- u. staatsökonomischen Beyträgen;* herausgegeben von *Jos. E. Ritter von Koch-Sternfeld*, wirkl. Regierungsrath.) Mit den Noten des Herausgebers. 1810. 82 S. 8. (6 Gr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 22 SEPTEMBER, 1810.

MATHEMATIK.

1) FLORENZ, b. Molini, Landi et Comp.: *Tables abrégées et portatives du Soleil calculées pour le meridien de Paris sur les observations les plus récentes, d'après la Théorie de M. La Place*, par le Baron *de Zach*. 1809. VII u. 68 S. gr. 8.

2) Ebendaselbst: *Tables abrégées et portatives de la Lune, calculées pour le Méridien de Paris, d'après la théorie de M. le comte La Place, et d'après les constantes et les coëfficiens de M. Bürg.* Par le Baron *de Zach*. 1809. XIV u. 80 S. gr. 8.

Unsere Leser kennen das, was der Vf. über die Theorie der Erde früher gearbeitet hat: seine im Jahr 1792 erschienenen *Tabb. motuum Solis*, das vollständigste Werk dieser Art, und die *Tabb. mot. Solis iterum correctae etc.*, die wir als Supplement zu den vorigen, 1804 erhielten, und die ganz der von *Laplace* entwickelten Theorie angepafst sind. (Vgl. Jen. Allg. Lit. Zeitung 1805. No. 44.) *Jene* formirten einen grofsen Quartband, und enthielten alles, was erfoderlich ist, den Ort der Sonne aus Rechnung und Beobachtung zu bestimmen; *diese* sind sehr zusammengezogen, und der Vf. hat durch die Ersparung des Raums das zu ersetzen gesucht, was an der Ausdehnung der Tafeln abgeht. In der That existirt eine gewisse Grenze, von deren genauer Bestimmung die Bequemlichkeit des Gebrauchs astronomischer Tafeln abhängt: zu viel Detail erschwert das Auffsuchen; zu wenig Detail hindert den bequemen Gebrauch des leichter Aufgefundenen.

No. 1 ist eine Umformung der letzten Tafeln des Vfs., die besonders bestimmt ist, wegen ihres geringen Umfangs, Reisende zu begleiten. Der Vf. sagt in der Vorrede, es komme hier weniger auf eine sehr bequeme Rechnung, als auf ein kleines Volumen an, er habe daher die Tafeln so sehr als möglich abgekürzt. Rec., der hierin der Erfahrung des Hn. *von Zach* gern trauet, giebt eben so gern zu, dafs dem Reisenden so kleine Tafeln oft wünschenswerth und nützlich sind: indefs däucht ihm doch, dafs ihre Einrichtung so bequem seyn mufs, als der Raum *es zuläfst*; und selbst, dafs eine ansehnliche Erleichterung der Rechnung, durch eine *geringe* Vermehrung des Raums, nicht zu theuer erkauft wird. Es wird sich nun untersuchen lassen, in wiefern es Hn. *von Zach* gelungen ist, beide Foderungen zu vereinigen.

Tab. I enthält die geographischen Positionen der berühmtesten Sternwarten, und füllt zwey Seiten. Tab. II, III, IV sind für die Formation der Epochen der Sonnenlänge, und der 12 ihre Ungleichheiten regulirenden Argumente bestimmt, und nehmen nur eine Seite ein. Ihre Einrichtung ist folgende: Tab. II enthält die Epochen für das 3te Jahr der 17. 18. 19 und 20sten Jahrhunderte; Tab. III eine Quantität, die man mit der Anzahl der, seit der nächsten dieser Epochen verflossenen Schaltjahre multipliciren, und zu der Epoche addiren mufs, und Tab. III, 3 constante Gröfsen, die von der Anzahl der seit dem nächsten Schaltjahre verflossenen Jahre abhängen, und die man gleichfalls addiren mufs, um die Epochen für das gegebene Jahr zu erhalten. Die dabey vorkommende Multiplication macht dieses Verfahren beschwerlich; bequemer würde es offenbar gewesen seyn, wenn Hr. *von Zach*, mit etwas Aufwand von Raum, die *delambre*'sche Einrichtung beybehalten, alle Epochen für ein ganzes Jahrhundert gegeben, und nun die Bewegung in 100 Jahren beygefügt hätte, um den Rechner in den Stand zu setzen, den Gebrauch der Tafeln auch auf andere Saecula auszudehnen. Eine solche Tafel hätte sich auf 2 Seiten geben lassen, wodurch man also eine Seite verloren haben würde. Wollte man diese aber nicht aufopfern: so konnte man mit einer Tafel für alle Schaltjahre des Jahrhunderts, schon der lästigen Multiplication ausweichen, ohne dafs diese Einrichtung mehr Raum gekostet hätte, als die gegenwärtige. Die Art, wie man durch Tab. V die Störungsargumente für die einzelnen Tage findet, ist bequem, und Rec. hätte gewünscht, die Bewegung der Sonne in der Länge und mittleren Anomalie in derselben Form zu sehen, welches ohne Zweifel bequemer gewesen wäre, als die jetzt nothwendige logarithmische Operation; man würde auch keinen Raum dadurch verloren haben, indem man die folgende leere Seite hätte benutzen können. In Tab. VII (2 Seiten) ist ein Hülfswinkel den man zur mittleren Anomalie addirt, um mit der Summe S die Mittelpunctsgleichung aus der einfachen Formel α Sin. S, und ihre Säcularänderung durch β Sin. S zu berechnen, wo α und β Constanten sind, deren Logarithmen Hr. *von Zach* angiebt. So artig dieses Verfahren ist: so hält Rec. doch das folgende für leichter: Die Mittelpunctsgleichung kann man bekanntlich in die Reihe

$$a \text{ Sin. } z + b \text{ Sin. } 2z + c \text{ Sin. } 3.z + \ldots\ldots$$

verwandeln, wo a, b, c von der Excentricität abhängen, also mit dieser Säcularveränderungen erleiden. Nach den Elementen der neuesten Tafeln des Vfs. ist a $= - 6927'',364$, b $= + 72'',703$, c $= - 1'',058$, und die Säcularveränderung von a $= + 18'',80$,

von b = − 0",39: man hat also die Mittelpunctsgleichung

$$= -(6927'',564 - 0'',1880\,t)\ \text{Sin. } z + (72''703 - 0{,}0039\,t)\ \text{Sin. } 2z - 1'',058\ \text{Sin. } 3z,$$

wo t die nach 1800 verflossenen Jahre bedeuten. Der Vorschlag des Rec. wäre nun, das erste Glied direct zu berechnen, wofür man den constanten Log. 3,8405805 — 117,86 t ein für allemal angeben kann; dann die übrigen Glieder aus einer Tafel zu nehmen, die weit leichter zu construiren und zu gebrauchen seyn würde, als die vor uns liegende. Übrigens bemerkt Rec., dass die *von zach'sche* Tafel der in den neuen Sonnentafeln nicht ganz conform ist, indem sie die Mittelpunctsgleichung kleiner, z. B. bey $1^z 15^\circ$ = 4825",60, bey 3^z = 6925",27, die Säcularveränderungen 13",15 und 18"88 giebt; während die *Tabb. mot. Solis* 4826",53. 6926",51, 13",25, 18",80 haben. Tab. VIII enthält die Störungen, sämmtlich mit dem positiven Zeichen. Tab. IX für den Radiusvector, giebt, mit dem Argumente *Anom. media*, einen Winkel, dessen Log. Cosinus, zu dem constanten Logarith. 0,0072323 addirt, den Log. des Radiusvectors giebt. Bequemer wäre es wohl gewesen, wenn man dem Rechner diesen Unweg erspart, und unmittelbar Log. r mit demselben Argumente gegeben hätte. Da diese Radiivectores den in den *Tabb. mot. Solis* gegebenen völlig gleich sind: so folgt, dass die *kleinere* Mittelpunctsgleichung nur aus einem Rechnungsfehler entstanden, und nicht die Folge einer veränderten Excentricität ist. — Tab. X enthält die Störungen des Radiusvectors, Tab. XI bis XIV, die Schiefe der Ekliptik, Breite der Sonne, stündliche Bewegung und Halbmesser. Die in Tab. XV gegebenen Bewegungen der Sonne in Länge, Rectascension und Declinat. hätte man auf demselben Raume detaillirter darstellen können. — Auf *einer* Seite findet man Alles, was zur Conversion der mittleren Zeit in Sternenzeit, und umgekehrt, *nothwendig* ist; zur bequemen Rechnung ist mehr erfoderlich. — Die Tafel für die Correction des Mittags aus correspondirenden Sonnenhöhen hat eine ganz neue Einrichtung, welche erlaubt, sie auf einen sehr engen Raum zu bringen. Der Vf. giebt die Formeln, welche ihr zum Grunde liegen, nicht an; indess kann man sie leicht errathen. Die gesuchte Verbesserung ist nämlich

$$-\frac{\Delta\delta}{360}\cdot\frac{t}{\text{Sin. }15\cdot t}\ \text{tang. }\varphi + \frac{\Delta\delta\,.\,\text{tang. }\delta}{360}\cdot\frac{t}{\text{tang. }15\,t}$$

wo durch $\Delta\delta$ die tägliche Veränderung der Declination, durch t die halbe Zwischenzeit, in Stunden ausgedrückt, durch φ die Polhöhe, bezeichnet ist; der Vf. hat diese Formel so ausgedrückt

$$\frac{-\Delta\delta}{360\,\text{Sin. }15^\circ}\cdot\frac{t\,\text{Sin. }15^\circ}{\text{Sin. }15\cdot t}\cdot\text{tang. }\varphi + \frac{\Delta\delta\,\text{tang. }\delta}{36\,\text{tng. }150^\circ}\cdot\frac{t\,\text{tang. }150^\circ}{10\,\text{tng. }15\,t}$$

und nun die Quantitäten $\frac{-\Delta\delta}{360\ \text{Sin. }15^\circ}$ = a, $\frac{-\Delta\delta\,.\,\text{tang}\,\delta}{36\ \text{tang. }150^\circ}$ = b in die zweyte Tafel, deren Argument die Sonnenlänge ist, gebracht; während die erste zwey Winkel α und β enthält: so dass

$$\text{tang. }\alpha = \frac{t\ \text{Sin. }15^\circ}{\text{Sin. }15^\circ\,t},\quad \text{tang. }\beta = \frac{-t\ \text{tang. }150^\circ}{10\ \text{tang. }15\,t}$$

Man hat also zwey Tafeln mit einfachen Argumenten, aus welchen man die gesuchte Correction

$$= a\ \text{tang. }\alpha\ .\ \text{tang. }\varphi + b\ \text{tang. }\beta$$

erhält. Solche Tafeln, oder ähnliche, würden, wenn sie etwas mehr Ausdehnung hätten, nach des Rec. Meinung, die Mittagsverbesserung bequemer geben, als die gewöhnlichen Tafeln mit doppelten Eingängen; vorzüglich wenn man a und b unmittelbar mit dem Tage der Beobachtung aus ihnen nehmen könnte, welches, der Genauigkeit unbeschadet, immer angeht; vorausgesetzt, dass man eine kleine Correction, die von dem Jahre der Beobachtung abhängt, bey den Tagen anbringt. Hat man indess die gewöhnlichen Tafeln für eine bestimmte Polhöhe construirt: so verdienen diese immer den Vorzug, zumal wenn man auch in diese mit der Beoachtungszeit unmittelbar eingeht. — Die Refractionstafeln sind bey dem kleinen Raum, den sie einnehmen, bequem genug. — Am Ende macht der Vf. seinen Lesern noch ein angenehmes Geschenk mit einer Tafel, die viele constante, oft vorkommende Logarithmen enthält.

No. 2 wurde durch die gute Aufnahme der eben angezeigten Schrift, und den Wunsch mehrerer Astronomen veranlasst. Hr. *von Zach* hat hier treu seine Pflichten gegen den Verfasser der Tafeln, Hn. *Bürg*, beobachtet, und sich keine Veränderungen der Elemente erlaubt: er ist also nicht dem Beyspiele des *Bureau des Longitudes* gefolgt, welches die *bürg*'schen Tafeln so entstellte, dass man *seine* Ausgabe ungern gebraucht. Es würde Rec. zu weit führen, wenn er diese Tafeln, die ihrer Natur nach viel weitläuftiger sind als die Sonnentafeln, so wie jene, genau analysiren wollte: im Allgemeinen bemerkt er daher nur, dass ihre Einrichtung ihm Kürze des Raums und Bequemlichkeit der Rechnung so viel als möglich zu vereinigen scheint, und dass er hauptsächlich nur die Einrichtung der Epochentafel, welche der in den Sonnentafeln ähnlich ist, geändert sehen möchte. Besonderen Dank verdient Hr. *von Zach*, dass er Tafeln für die Neu- und Voll-Monde nach *Lamberts* Theorie construirt und beygefügt hat; so wie für die Mittheilung der grossen Fehleranzeige in den *Tables du Bureau des Longitudes*.

Es ist, bey der grossen Anzahl der Störungsgleichungen, die die verfeinerte Theorie gegeben hat, eine wichtige, der vollen Aufmerksamkeit der Astronomen würdige Frage, ob man durch eine *wesentliche* Änderung in der Form der Planetentafeln nicht ihren Gebrauch bequemer machen kann. Rec. glaubt eine bejahende Antwort auf diese Frage ertheilen zu können, und behält sich vor, bey einer anderen Gelegenheit seine Ideen hierüber zu äussern.

Die Verleger dieser beiden Werkchen sagen in einem, den Sonnentafeln beygefügten Avertissement, dass Hr. *von Zach* ihnen den Verlag eines grösseren

Werkes über seine astronomisch geographische Reise versprochen habe; und dass *diese* als Proben von ihnen unternommen wurden, um das Vermögen ihrer Pressen bey Werken dieser Art, die viele Zahlen, Tafeln u. dgl. enthalten, zu erforschen. Rec. gesteht gern, dass er nie ein mathematisches Werk in so empfehlendem Gewande gesehen hat, und dass er eine noch grössere Eleganz bey dem grösseren Werke sich kaum denken kann. Die geschmackvolle Anordnung des Drucks, der passende Gebrauch *verschiedener* Zahlen und Lettern, gereichen der Druckerey sehr zur Ehre.

I. W.

Berlin, in der Realschulbuchh.: *Kurze Darstellung der höheren Analysis oder der Functionenlehre nach ihrem gegenwärtigen Zustande, nebst Anwendung derselben auf die höhere Geometrie und einem Anhange von dem Variationen-Calcul*, vom königl. preuss. Artillerie-Hauptmann *von Textor*. 1810. XVIII u. 264 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Die bisherigen Schriften über die höhere Analysis, sind, wie der Vf. in der Vorrede bemerkt, entweder solche, welche diese Wissenschaft im ganzen Umfange behandeln, und sich über das ganze fast unabsehbare Gebiet derselben erstrecken, oder solche, welche nur die ersten Anfangsgründe und die leichtesten Operationen derselben, theils für Lernende theils auch zum Gebrauch bey Gegenständen für angewandte Mathematik, vortragen. Der Übergang von Schriften der letzten Gattung zu denen der ersteren ist allerdings schwierig, weil wegen ihrer grossen Ausdehnung der Leser sich nur mit Mühe und einem vortrefflichen Gedächtniss eine bestimmte Übersicht von dem Zwecke und der Verbindung so vieler Materien zu verschaffen vermag. Der Vf. hat daher denen angehenden Analysten, welche schon mit den ersten Operationen der höheren Analysis bekannt sind, bey dem Übergang auf vollständige Schriften dieser Wissenschaft wie z. B. die von *Euler, Lacroix* u. A., ein erleichterndes Hülfsmittel dargeboten, indem er hier eine gedrängte Übersicht mehrerer der wichtigsten Lehren der höheren Analyse geliefert hat. Es wird indess diese Schrift auch selbst für solche Mathematiker nicht ohne Interesse seyn, welche in dem grossen Gebiete dieser Wissenschaft schon bewandert sind, indem sie hier von einer Menge Lehren einen Überblick bekommen, der ihnen vielleicht vorher fehlte. Dadurch wird dieses Werk für eine grössere Classe von Lesern brauchbar, und dadurch war es möglich, auch ohne bedeutende Erweiterungen und neue Entdeckungen, etwas Interessantes für die Wissenschaft zu liefern. Noch scheint der Vf. die Nebenabsicht gehabt zu haben, gewisse Gegenstände der Analysis, wobey Anfänger gewöhnlich Schwierigkeiten finden, möglichst aufzuklären. Ein solcher Gegenstand ist z. B. der Begriff, der durch die Zeichen dx, dy, dz u. s. w. vorgestellten Differentiale, die man entweder für sich oder im gegenseitigen Verhältniss betrachtet. In der Vorrede zeigt der Vf. unter anderen durch mehrere Stellen von *Laplace*, dass man sich unter den Zeichen dx, dy, dz, beliebige endliche Theile oder Differenzen der veränderlichen Grössen x, y, z, denken müsse, die man, wenn man will, bis auf Nichts abnehmen lassen kann. Sie sind also eine eigene Art von zusammengeordneten Veränderlichen, und sie = Null setzen, heisst nur einen besonderen Fall annehmen. Letzteres ist zwar öfters vortheilhaft, ist aber alsdann weiter nichts als ein analystischer Kunstgriff, dem ähnlich, wodurch man die Constante eines Integrals findet. Dass man die Differentiale nicht immer für Null nehmen kann, geht schon daraus hervor, dass sie es nur in besonderen Fällen wirklich werden, wie z. B. in den Puncten einer Curve, wo die Tangente mit der Abscissen Axe parallel ist. In anderen Fällen muss man sie also doch für etwas Wirkliches halten, weil zwischen Nichts und Etwas kein Mittelding ist. Man behält sie auch als Factoren bey, und behandelt sie als wirkliche Grössen. So ist in der Gleichung pdx + qdy + rdz. = o, die Summe der Producte auf der linken Seite nicht desswegen = o, weil jedes der Differentiale dx, dy, dz, für sich Null ist, sondern weil sie eine der Gleichung entsprechende Grösse bekommen, wobey zwey derselben willkührlich sind. Die Differentiale sind aber nach der Meinung des Vfs. desswegen nicht die endlichen Zunahmen zusammengehöriger Veränderlichen, denn sonst würden sie mit den endlichen Differenzen, die man gewöhnlich mit Δx, Δy, Δz, bezeichnet, ganz übereinkommen. Nur die Differentiale der unabhängigen Veränderlichen lassen sich als willkührliche endliche Zunahmen oder Differenzen betrachten, die Differentiale der relativen Veränderlichen aber sind als endliche Functional-Grössen anzusehen, oder als Theile von endlichen Differenzen der Benennung analog. Der Vf. hat durch diese Darstellungsart den Begriff der Differentiale, wo nicht völlig aufgeklärt, doch wenigstens gezeigt, dass es unnöthig ist, dieselben für *unendlich kleine, verschwindende Grössen für relative Nullen* und für dergleichen unendliche Undinge mehr zu erklären, um sie nach Gefallen bald zu nichts, bald zu etwas zu machen. Die Säuberung der Mathematik von allen metaphysischen Begriffen ist wahrer Gewinn für eine Wissenschaft, die sich auf die blosse Anschauung gründet.

So bestimmt nun auch der Vf. sich über seine richtige Ansicht von den Differentialen in der Vorrede erklärt: so scheint er hingegen in der Einleitung einer jeden Vorstellungsart ihr möglichstes Recht widerfahren zu lassen, vermuthlich um nicht irgendwo bey fixirten Ideen anzustossen, oder bey solchen Mathematikern, welche sich unter zweymal Null etwas anderes denken, als unter zehnmal Null.

Im ersten Capitel des ersten Abschnittes setzt der Vf. seine Art, die Differentiale als endliche Grössen oder die ersten Theile endlicher Differenzen zu betrachten, aus einander, indem er als einen Mittelbegriff die *coordinirten Differentialverhältnisse* einführt, welche nichts anderes als die Coefficienten der *taylorschen* Reihe sind. Die auf einander folgenden oder von einander abgeleiteten Differentialverhältnisse nennt er *subordinirte Diffe-*

rentialverhältnisse, wovon die erstern nur gewisse aliquote Theile sind. Wenn man also z. B. $dy = p \cdot dx$ hat: so ist $dy^2 = \frac{dp}{dx} \cdot dx^2$ das zweyte subordinirte Differential, hingegen als Glied in der Reihe oder als das zweyte coordinirte Differential ist $d^2y = \frac{1}{2} \cdot \frac{d.p}{dx} \cdot dx^2$. Mit dem Ersteren ist der erste Theil der Veränderung gemeint, welche dy erhält, wenn es als Function von x gedacht wird, und darin x in x + dx übergeht; mit dem zweyten ist der zweyte Theil der Veränderung der Function y zu verstehen, wenn darin x in x + dx verändert wird. Da der Vf. in der Folge diesen Mittelbegriff nicht weiter braucht: so ist es verzeihlich, dass hier zwey verschiedene Dinge unter einerley Zeichen gedacht werden müssen. Im zweyten Capitel geht der Vf. sogleich zu den Differentialen der Functionen mehrerer veränderlicher Grössen über. Im dritten Capitel wird der Gebrauch der Differentialrechnung bey Entwickelung der unaufgelösten Functionen (der eigene Ausdruck des Vfs.) mehrerer veränderlicher Grössen in eine Reihe nach den Potenzen und Producten der unabhängigen Veränderlichen gezeigt. Im vierten Capitel wird der Unterschind der unmittelbaren Differentialgleichungen, und derjenigen Differentialgleichungen gezeigt, welche aus jenen und der ursprünglichen Gleichung combinirt sind. Wenn nämlich eine Differentialgleichung gegeben ist: so findet sich entweder eine ursprüngliche Gleichung, wovon sie durch fortgesetzte Differenzirungen abgeleitet werden kann, oder eine ursprüngliche Gleichung, welche der gegebenen Differentialgleichung Genüge thut, oder sie verificirt. Jede dieser ursprünglichen oder entdifferenzirten Gleichungen heisst die Integralgleichung der gegebenen Differentialgleichung; doch nennt der Vf. auch zuweilen die erste Art derselben wirkliche Integrale. Die Auffindung der Integrale der letzten Art ist schwieriger als die der ersteren, und auch das Anbringen der Constanten dabey nicht so einfach, wie das artige Beyspiel S. 67 zeigt. Das Integral, welches einer gegebenen Differentialgleichung Genüge thut, ohne in dem vollständigen Integral enthalten zu seyn, nennt der Vf. ein *abgesondertes* Integral, um es von den besonderen oder particulären Integralen zu unterscheiden. Die übrigen Capitel des ersten Abschnittes betreffen den Calcul der partiellen Differentiale, den *lagrange*schen Lehrsatz, die Bedingungen der Integrabilität, oder vielmehr die Untersuchung, ob eine Differentialgleichung ein unmittelbares Differential ist, und die Lehre von den grössten und kleinsten Werthen der Functionen. Man wird mit Vergnügen hier einige neue Darstellungen, Bemerkungen und Beweisarten finden.

In dem zweyten Abschnitt, welcher die Anwendung der Analysis auf die höhere Geometrie enthält, hat sich der Vf. meistens nach *Lagrange's „Théorie des Fonctions"* gerichtet; jedoch sind auch hier eigene Bemerkungen zu finden.

Im Anhange wird von den Variationen gehandelt, und man kann diesen Abschnitt zu den gelungensten zählen. Der Vf. bemerkt, dass man bey diesem Calcul die Betrachtung unendlich kleiner Grössen nicht füglich vermeiden könne. Vielleicht hat aber der Vf. durch seine übrigens lichtvolle Darstellung dieses Calculs dazu beygetragen, das noch dunkel Gebliebene in der Folge desto leichter aufzuklären.

Die am Ende beygefügten Erläuterungen und Zusätze werden für die meisten Leser nicht überflüssig seyn, und sie werden daher wohl thun, wenn sie vor Durchlesung des Buches im Text bey jeder Stelle ein Zeichen machen, wo ein Zusatz angebracht ist, um ihn gleich beym ersten Durchlesen in der gehörigen Verbindung vornehmen zu können.

Es ist gut, dass der Vf. der *leibnitz*ischen Bezeichnungsart treu geblieben ist, weil die meisten Leser fast immer genöthigt sind, andere Bezeichnungen zum leichteren Verständniss in diese Zeichensprache zu übersetzen; indess hätte sich der Vf. dabey öfters zu mehrerer Abkürzung der *euler*schen Bezeichnung der Differentialverhältnisse $\frac{dy}{dx}, \frac{d^2y}{dx^2}$ mit p, q, oder der *lagrange*schen durch y′ y″ u. s. f. bedienen können.

Zu wünschen wäre, dass der Vf. ein vollständigeres Verzeichniss der ziemlich zahlreichen Druckfehler geliefert hätte; indessen werden aufmerksame Leser die nicht angezeigten leicht entdecken.

Man kann übrigens dem Vf. nicht den Vorwurf machen, dass er sein gehaltreiches Buch durch wortreiche Erklärungen zu sehr angeschwellt habe, vielmehr dürfte für viele Leser die Beyhülfe eines Lehrers nothwendig seyn.

A. G.

FORTSETZUNGEN.

Leipzig, b. Barth: *Taschenbuch der Arzneymittellehre für praktische Ärzte und Wundärzte*, von *C. W. Consbruch*, königl. preuss. Hofr., prakt. Arzte zu Bielefeld in Westphalen u. s. w. 2te verm. Aufl. (Auch unter dem Titel: *Allgemeine Encyklopädie für prakt. Ärzte und Wundärzte*. Bearbeitet u. herausgegeben von *D. G. W. Consbruch*, königl. preuss. Hofr., prakt. Arzte zu Bielefeld in Westphalen u. s. w. u. *D. Joh. Christ. Ebermeier*, prakt. Arzte u. Wundarzte zu Rheda in Westpahlen u. s. w. 4ter Th. 1810. VIII u. 408 S. 8. (1 Rthlr.)

Berlin, b. Maurer: *Der goldne Stier.* Eine Biographie. Herausgegeben von *Ludwig v. Selbiger*. 2ter Th. 1810. 372 S. 8. (1 Thl 12 Gr.) — Wir beziehen uns auf das Urtheil, welches über den ersten Theil 1805. No. 301 gefällt worden ist.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 24 SEPTEMBER, 1810.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

WEIMAR, im Landes-Industrie-Comptoir: *Die Schrecknisse des ersten Septembers* 1810 *in Eisenach.* Aus glaubwürdigen Mittheilungen nebst einer *Gedächtnisspredigt.* Mit einem Grundriss. *Die ganze Einnahme ist den verunglückten Eisenachern bestimmt.* 1810. 22 S. 8. (12 Gr.)

Wir führen diese Schrift, die unser Innerstes erschüttert hat, in diesen Blättern auf, nicht um sie zu recensiren: — welcher Deutsche, dem ein Herz im Busen schlägt, der zumal mit den Unglücklichen durch gemeinschaftliches Vaterland und durch andere theure Bande vereint ist, möchte jetzt eine kalte Kritik über solch' eine Schrift niederschreiben? — wir führen sie gleich nach ihrer Erscheinung auf, um den wohlthätigen Zweck der Verlagshandlung, soviel wir vermögen, durch diese Anzeige zu befördern.

Zwar ist die traurige Kunde von dem furchtbaren Unglück, welches die Stadt Eisenach und ihre biedern Einwohner vor wenigen Wochen betroffen hat, schon durch öffentliche Blätter verbreitet worden: allein noch ist davon keine so zuverlässige und umständliche Nachricht erschienen, wie diejenige, welche hier aus der *National-Zeitung der Deutschen* wiederholt, und mit authentischen Berichtigungen und Zusätzen begleitet worden ist.

Eisenach, sonst reich und blühend durch Handel, welcher durch die dasigen Fabricanten und Grosshändler sehr bedeutende Summen dahin führte, und dort in Umlauf brachte, hatte bereits seit dem letzten Kriege zwischen Frankreich und Preussen an seinem ehemaligen Wohlstande sehr verloren. Es wird in dieser Schrift ausdrücklich bemerkt, dass die Stadt seit dem October 1806 an französischer Einquartirung nicht weniger als 13688 Officiers, 163737 Gemeine, 38180 Gefangene und Arrestanten gehabt, und zur unbezahlten Vorspanne seit dieser Zeit 87074 Pferde bestellt hat; es ist daher wohl zu begreifen, wie sehr viele Einwohner zurückkommen, viele in drückende Noth versinken mussten. Desto härter war der Schlag, der die arme Stadt am Abend des 1ten Septembers traf. Bey einem französischen Evacuations-Transport, welcher 13 Pulverwagen durch die Stadt führte, wurde ein Wagen von dem aus den schlecht verwahrten Fässern verstreueten Pulver, man weiss nicht genau wie, entzündet; die ganze, viele Centner enthaltende Masse flog auf, und entzündete in demselben Nu zwey andere Wagen, von welchen einer mit Kanonenkugeln beladen war. Die Wirkung der Explosion war über alle Vorstellung entsetzlich. Ein schrecklicher Blitz, den man in Gotha, 7 Stunden davon, gesehen hat, erhellete für einen Augenblick das Dunkel der Nacht über der ganzen Stadt, und eine schwarze Dampfwolke verschlang das Schreckenslicht wieder. Der Knall wurde in der Tiefe weniger gehört, als in der Höhe, auf der über der Stadt liegenden Wartburg, wo er den stärksten Donnerschlag übertraf, und mit fürchterlichem Wiederhall über den thüringer Waldgebirgen fortrollte. Die nächsten neun, meistens ansehnlichen Häuser stürzten in demselben Augenblick ein, und begruben Alles, was darin war, unter ihren Trümmern. Von mehreren weiter entfernten wurden die Dächer abgerissen, und in einem weiten Umkreise um den Unglücksplatz Fenster und Thüren zerschmettert, die Bekleidungen ausgerissen, Schlösser gesprengt, Spiegel und Glasbilder an den Wänden, Öfen und Kamine zertrümmert. Ein mehrere Centner schwerer Schrittstein vor einem Hause wurde weit davon weggeschleudert. Bis auf dem Markte, auf einige hundert Schritte von der Explosion, stürzten Personen, die am Fenster standen, oder auf Stühlen sassen, von der Erschütterung zu Boden. In weit entfernten Gartenhäusern wankten Tische, Stühle, andere Geräthschaften; sogar zwey Stunden von Eisenach in dem sehr hoch liegenden Schlosse zu Kreuzburg sprangen die Thüren der Zimmer von selbst auf, und in der Gegend von Gerstungen, vier Stunden weit, bemerkte man ein Wanken des Bodens, wie vom Erdbeben. Alle diese Schrecknisse waren das Werk eines Augenblicks. Wie auf einem Schlachtfelde flogen die Kanonenkugeln umher: binnen wenigen Minuten schlug die Flamme noch aus 24 Häusern empor: nichts von ihnen blieb übrig. Sechs lange, gräsliche Stunden der Nacht musste auch der Entschlossenste an der Rettung der Stadt verzweifeln. Endlich, mit der anbrechenden Morgenröthe des hier noch nach frommer Väter Sitte gefeyerten Sonntags, wurde zwar die Gewalt der Flammen gebändigt; aber eine weit grössere Anzahl Häuser, welche von dem Brande nicht gelitten hatten, sah man nun durch die Erschütterung so beschädigt, dass, um sie vor dem Einsturz zu sichern, der grösste Theil derselben wird abgenommen und neu erbauet werden müssen. Nach der neueren Würdigung des angerichteten Schadens wird bloss die Her-

stellung der zertrümmerten Fenster 10 bis 12,000 Thaler kosten; der gesammte durch die Explosion und durch den Brand verursachte Schaden aber wird auf 200,000 Thaler geschätzt. Bey der Schnelligkeit, womit das Feuer um sich griff, und bey der Betäubung des Schreckens über so grausenvolle, nie erfahrene Unglücksscenen, waren nur wenige Bewohner so glücklich, etwas von ihren Habseligkeiten zu retten. Die Meisten verloren das Ihrige; sie verloren aber noch mehr als Habe und Gut: sie verloren diejenigen, welche ihrem Herzen am nächsten, am theuersten waren. An der Seite der Freundin versank ein blühendes, an Geist und Körper ausgezeichnetes Mädchen, und mit ihm die auf der einzigen Tochter ruhende Freude trefflicher Ältern; eine Geliebte versank mit ihrem Verlobten; es versanken Vater und Mutter mit ihrem Kinde. Ganze Familien sind verschwunden; ihre friedliche, gastliche Wohnung ward ihr Grab, und unter den rauchenden Trümmern konnte man kaum ihre Gebeine auffinden. Man weiss nunmehr bestimmt, dass 54 einheimische Personen bey diesem Unglück das Leben einbüssten, grösstentheils aus der Classe der Vornehmern oder von angesehenen Bürger-Familien. Die Zahl der Fremden hat man noch nicht mit Gewissheit ausmitteln können.

Mehrere zum Theil höchst sonderbare Erscheinungen bey der Explosion, welche im ersten Theile der vorliegenden Schrift erzählt werden, gaben Anlass zu physikalischen Reflexionen, die von einem Sachkundigen an Ort und Stelle gemacht, und hier am Schlusse der Schrift mitgetheilt werden. Der mittlere Theil derselben enthält eine Predigt, am 12 Sonntage nach Trinitatis von Hn. Stiftsprediger *Horn* über Marc. VII, 31—37 in der Hauptkirche zu Weimar gehalten.

Weimars edler Fürst war, sogleich nach dem Unglücksfalle, selbst zu seinen bedrängten Eisenachern, die ihn so innig lieben, geeilt; persönlich hatte Er, ein ersehnter Schutzgott, Trost, Linderung, Hülfe, wenigstens für den Augenblick, zu verbreiten gesucht. Unterdessen wurde in Weimar Sein Geburtstag gefeyert; der Feyer dieses, dem ganzen Lande so heiligen, Tages war Hn. *Horns* Predigt bestimmt. Freude nur sollte die Brust des Redners erfüllen; aber das Mitgefühl der Leiden, welche die befreundeten Eisenacher erduldet, wie konnte es eine reine, ungetrübte Freude zulassen? Bey diesem Zwiespalt der Empfindungen mit Würde als öffentlicher Redner aufzutreten, war kein leichtes Problem. Hr. *Horn* hat das Problem glücklich gelöst; er hat den im Texte liegenden Gedanken: *Gott hat alles wohl gemacht*, in kunstloser Beredsamkeit, aber mit Wärme und Herzlichkeit, so durchgeführt, dass die Trostgründe der christlichen Religion bey grossen unverschuldeten Unglücksfällen desto mehr Kraft gewinnen. Gewiss wird diese Predigt auch auf die Leser den wohlthätigen Eindruck machen, den sie, durch persönliche Rednergaben unterstützt, in erhöhetem Grade bey den Zuhörern hervorgebracht hat. Wir begnügen uns, dem Zwecke dieser Anzeige gemäss, eine Stelle daraus mitzutheilen. „Was haben wir (sagt der Redner, als er sein Thema auf die unglücklichen Eisenacher anwendet) den durch die Lasten und Folgen eines unseligen Kriegs unausgesetzt hart bedrückten Einwohnern dieser Stadt, was haben wir den durch ein vieljähriges unverschuldetes Leiden nach und nach herabgekommenen Bürgern derselben mehr gewünscht und von Gott erbeten, als dass endlich auf das lange Trübsal Ruhe folgen, dass sie von ihren drückenden Übeln erlöset werden, dass Gewerbe und Handel wieder unter ihnen gedeihen, dass die Verarmten sich wieder aufhelfen, dass die noch Wohlhabenden ihre Geschäfte wieder mit Segen betreiben, und dass häusliche und bürgerliche Wohlfahrt sie für so viel ausgestandenes Elend entschädigen und belohnen möchten! Haben wir nicht unseren menschlichen Einsichten nach gehofft, dass Gott es auf diese Art wohl mit ihnen machen werde? Aber Gott hat ein Anderes über sie verhängt. In einer furchtbaren Stunde hat er unerwartet den Engel der Verwüstung zu ihnen gesendet, ihre Wohnungen in einem Augenblick zerschlagen, Familien zertrümmert, den Feuerbrand in ihre Häuser geschleudert, und Väter und Mütter, Brüder und Schwestern unter ihrem glühenden Schutt begraben. Nun stehen mit betäubten Sinnen die Übriggebliebenen an den Trümmern, und sammeln mit zerrissenen Herzen die Gebeine der Umgekommenen. Nun seufzen unglückliche Väter und Mütter vergeblich nach ihrem Kinde, und verwaisete Kinder rufen umsonst ihre Ältern zurück. Mit Angst und Wehmuth blicken sie auf zu Gott, der durch eine unwiderstehliche Gewalt das Glück ihres Lebens hat zerstören lassen. In eine neue Dunkelheit hüllet sich ihnen die Zukunft; ihre Sorgen mehren sich, statt sich zu vermindern; viele Mittel, wodurch der Begüterte den Armen unterstützte, sind vernichtet, ihre nothwendigen Bedürfnisse sind vervielfältigt, und die Kraft, sie zu befriedigen, ist zerstreut worden." — Wozu so niederschlagende Betrachtungen ermuntern, auffodern, welchem Redlichen unter dem so vielfach geprüften Volke der Deutschen dürfte diess noch gesagt werden?

E.

LEIPZIG, b. Gerh. Fleischer: *Ehrenrettung der Protestanten gegen die Beschuldigungen des Morgenboten und der Schrift: Plane Napoleons und seiner Gegner*, von *Jonathan Schuderoff*, Superintendenten und Ober-Pfarrer zu Ronneburg. 1810. 144 S. 8. (12 Gr.)

Fast möchte es auffallend seyn, dass es einem Mann, wie der Vf., der sich längst im Publicum ehrenvoll bekannt gemacht hat, einfallen konnte, eine so höchst lächerliche Behauptung, als die in den angezogenen Broschüren ist, förmlich zu widerlegen. Diese Behauptung enthält bekanntlich folgendes: — „Das aber werden die protestantischen Geistlichen nie vergessen, dass Napoleon die katholische Religion der ihrigen vorzieht, dass er sie für consequen-

ter hält, und dass er sie öfter als einmal öffentlich über alle anderen erhob (im *Discours aux prêtres de Lyon* 1808, in der *Lettre de l'Empereur à son Ministre des cultes du 5 Mai* 1807; in der *Lettre à M. M. les Archeveques et Eveques de France du 28 Mai* 1807). Es ist ihnen ein Gräuel, dass er mit allen Gliedern seiner erhabenen Familie sich zum katholischen Glauben bekennt, und dass dieser nunmehr überall den Sieg davon trägt über ihr Bekenntniss, das sie schon auf dem ganzen Erdenrund triumphiren zu sehen glaubten. Kurz sie verabscheuen jetzt den grossen Napoleon, wie ehemals den Pabst. Aber nicht bloss die Geistlichkeit, nein die ganze lutherische Secte ist es, welche den Helden des Jahrhunderts anfeindet. Sie hat einen grossen Bund geschlossen, welcher intoleranter und fanatischer zu Werke geht, als die Juden. — Dieser Bund, welcher grösstentheils aus norddeutschen Gelehrten besteht, glaubte wirklich auf dem Puncte zu seyn, den von dem Geiste der Zeit längst schon überbotenen Protestantismus unter allerley Formen allenthalben eingeführt zu sehen. Noch jetzt ist er in mehreren Ländern damit beschäftigt, sein kühnes Vorhaben auszuführen. Die Plane Napoleons sind diesen finstern Kabalen hinderlich, und daher die unbändige Wuth der Protestanten gegen den französischen Kaiser. Ausserdem sind die Protestanten durch Gleichheit der Confession aufs engste mit den Engländern verbunden, und das Interesse dieser Nation muss auch das ihrige seyn. Wenn England fällt: so verlieren sie ihre grösste Stütze, besonders seit Preussen nichts mehr für sie thun kann. Was kann man nun Gutes von Menschen erwarten, denen das Interesse Englands auf das Gewissen gebunden ist, und die ihr Heil nur von dem allgemeinen Feinde der Menschheit zu erwarten haben? Es ist nicht ihre Schuld, dass wir nicht in Deutschland schon Dragonaden erlebt haben, wie in Irland. Da sie aber dort die Körper der Katholiken nicht bezwingen können: so suchen sie die Geister in Fesseln zu schlagen durch Schulordnungen und literarischen Despotismus. Aller Anstrich einer grossen Geistesbildung hindert die protestantischen Gelehrten nicht, den ungerechtesten und leidenschaftlichsten Gesinnungen Platz zu geben. Wenn man den ausgelassensten Tadel und die gräulichsten Verwünschungen gegen die Einrichtungen Napoleons hören will: so gehe man nur in eine ächtlutherische Cotterie. Dort wird man eine geheime Allianz vorbereiten sehen, zwischen dem Pabste und den Söhnen Luthers, die ein würdiges Gegenstück zu dem ehemaligen Bündnisse des Pabstes mit den Türken bildet. Und wenn einst dem französischen Kaiser Unglück begegnen sollte: so würden wir das seltsame Schauspiel erleben, diese Fanatiker auf öffentlichen Marktplätzen mit einander tanzen zu sehen, wie die Studenten und Pfaffen zu Salamanca. Dieser protestantische Bund ist sehr ausgebreitet. Er hat sogar angefangen, sich mit einigen katholischen Fanatikern in Verkehr zu setzen. Dass er sich für Österreich verwendet, sehen wir noch täglich; es sind aber Beweise vorhanden, dass er diese Nation aufs schändlichste hintergehen, und den Krieg nur für sich benutzen wollte. Dessenungeachtet geniesst diese lutherische Liga noch in manchen Staaten einen ausgezeichneten Schutz. Es ist nicht unwahrscheinlich, dass man dort die Schuldigen vertheidigen wird. Man wird die schönsten Phrasen declamiren über die Erhabenheit grossmüthiger Gesinnungen, und über die Niederträchtigkeit der Angebungen. Man wird den Fürsten glauben machen wollen, dass sie am besten thun, den Mantel der christlichen Liebe zu hängen über alle aufrührerischen Machinationen, die, wie man behauptet, nur Sache der Meinung sind, und in Zukunft nichts mehr schaden können. Aber diese grossmüthigen Beschützer verrathen dadurch ihre eigene Gesinnung, und werden vielleicht selbst noch einer Protection bedürfen bey einer Regierung, welche alles durchschauet, und die geheimen Kabalen derjenigen zu bestrafen wissen wird, die gegen sie und ihre Armeen conspirirt haben." —

Die Tendenz der Schutzschrift spricht dagegen den aus Furcht erzeugten Wunsch aus: „Napoleon möge sich nicht durch solche Behauptungen irre führen lassen, und die Protestanten nicht dem Katholicismus aufopfern." Wenn diess Napoleon auch wollen könnte: so dürfte es wohl nur mit dem Cultus, keineswegs mit dem Protestantismus, gelingen. Man müsste Napoleons Plane und seine vorigen Schritte zum Ziele *nicht* kennen, wenn man auch nur einen Augenblick glauben könnte, er werde die Kirchlichkeit der Katholiken wieder allgemein machen, und den Protestantismus unterdrücken. Weiss denn der Vf. jener Broschüren nicht, dass das Wesen des Protestantismus darin liegt, keine sichtbaren Oberhäupter der Kirche anzuerkennen, eines Jeden Glauben in Hinsicht der Religion unangefochten zu lassen, und alle Systeme zu verbannen, woran die Völker gekettet werden sollten? Dagegen aber die Obrigkeit stets zu respectiren, die weltliche Souveränetät stets anzuerkennen, und sich in ihren Willen zu ergeben? — Kann wohl irgend eine Confession dem Kaiser Napoleon mehr zusagen, als diese? Ihm, der bey der Occupation des Kirchenstaats die geistliche Herrschaft der weltlichen unterordnete? der die Priester wieder auf den Standpunct zurückbrachte, wo sie ehemals gestanden? — Bewirkt der Protestantismus Excentricität der Meinung, welche dem Souverän angenehm seyn muss: so bewirkt die katholische Confession eine Concentricität, welche dem Souverän gefährlich werden kann, besonders da sie ausser ihm im Staate noch eine höchste Gewalt, und zwar eine geistige anerkennt. — Die Wahrheit dieser Behauptung hat Napoleon zur Genüge in Spanien und Tyrol und in dem tapferen Widerstande der Österreicher erfahren. Nie wird das protestantische Deutschland aus Religionsfanatismus sich erheben, wie es Spanien und Tyrol gethan haben.

Das Interessanteste im ganzen Buche ist der Schluss, der Brief des Fürsten Primas an den Pastor Müller in Neumark bey Zwickau über seine Schrift: „Protestantismus und Religion."

K — n.

Leipzig, in Commission b. Steinacker: *Welt- und Wunder-Magazin, worin Denkwürdigkeiten aus älterer und neuerer Geschichte, erhabene Scenen auf und unter der Erde, geographische Darstellungen und Kabinets-Stücke aus den Schatzkammern der Natur in einer Reihe von Kupferblättern abgebildet sind*, von D. Carl Lange. Drittes Heft. 1810. Mit fortlaufender Seitenzahl. 314 S. 8. mit Register. (Alle 3 Hefte 2 Thlr. 12 gr.)

Die literarische und artistische Welt verliert nichts, wenn diese drey Hefte den ersten Band und mit diesem das ganze Werk schliessen sollten. Wir haben ihm bey der Recension der ersten zwey Hefte (1810. No. 148) zwar nicht ausdrücklich, aber doch in der Stille durch unser Urtheil diese Constellation gezeigt, und wir können sie ihm bey diesem dritten Hefte, selbst ohne Rücksicht auf die geldarme Zeit, so stellen. Der erste Aufsatz, *Sparta und die Spartaner im Zeitpunct der schönsten Blüthe*, enthält außer dem Bekanntesten auch nicht eine einzige interessante Ansicht. *Johanna von Navarra mit einer Umrissskizze nach einem Gemälde der Mademoiselle Lomirier* ist schlecht erzählt und schlecht skizzirt. *Edele und gemeinnützige Wirksamkeit gefangener Schweden in Sibirien in den Jahren 1711 — 1721* oder die Geschichte des Capitän Wreech und seiner Mitgefangenen, nach *Wreech's wahrhafter und umständlicher Historie* (Sorau 1725. 8) verdiente wenigstens eine würdigere Darstellung. Es wehet darin ein Geist der pietistischen Salbung, der Widerwillen erregt, und der Redacteur hat es sogar nicht an Noten fehlen lassen, um sich recht deutlich zu machen. Der *Cultur-Staat Gottes* (wo der Hülfsbedürftige den Ohnmächtigeren Schutz, Zuflucht und Trost mit edler Resignation wird) hat folgende Note: „*civitas dei* nur die ausgedruckte Beziehung giebt diesem Ausdrucke seine rechte Bedeutsamkeit," und welcher Bombast am Schlusse!! „Stolz eilt die Geschichte unter dem Geräusche von Schlachten, Siegen und Triumphen, und geblendet von dem Firniss glänzender Begebenheiten über das Bleibende stiller Verdienste hinweg, (heisst das Geschichte?) oder schweigt ganz davon, und diese Männer verbreiteten in den dunkelsten Regionen eines Reiches eine Lichtmasse, die eingreifender und erquickender war, als der unmittelbar angeblickte grössere Strahlenglanz vom Thronhimmel Peters des Grossen." Kaum traut man seinen Augen, wenn man sieht, dass der Aufsatz mit *Joh. Aloys Martyni's Laguna* ehrwürdigem Namen unterzeichnet ist. *Oedipus in Kolonos* nach Peyron, *Belisar* nach Gerard skizzirt, *merkwürdiger Wasserfall* in dem Thale von Ronca mit der Darstellung *einiger Versteinerungen* nach Fortis schliessen dieses Heft, das übrigens noch mit einem alphabetischen Register versehen ist.

Dns.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. 1) *Lobenstein*, b. Illgen: *Die Tiefen der Gottheit*. I. *Ein Religionsvortrag am Feste Trinitatis in der Kirche zu Lobenstein*, vor den sämmtlichen regierenden Herren jüngerer Linie Reußen gehalten und auf höchsten Befehl sämmtlicher regierenden Herren dem Druck übergeben von *J. Z. H. Hahn*; nebst II. *einigen Hymnen auf die Tiefen der Gottheit*; ingleichen III. einer praktischen *Abhandlung über den „dem unbekannten Gott" in Athen geweihten Altar* in Beziehung auf obige Betrachtung. 1804. 62 S. 8. (4 Gr.)

2) *Leipzig*, in Commission b. Grieshammer: *Der Sieg des Glaubens und des reinen Herzens über Tod und Betrübniss*. Gedächtnisspredigt auf den betrübten Todesfall der weil. *durchlauchtigsten Fürstin und Frau Frau Maria* vermählte Fürstin Reuss, geb. *Gräfin von Stollberg-Wernigeroda*, welche auf der Reise, von Masern überfallen, am 16 Jun. 1810 in einem Alter von 36 Jahren zu Hermsdorf bey Dresden unerwartet schnell vollendete, von *Joh. Zach. Herrmann Hahn*, Superintendenten und erstem Consistorial-Assessor in Gera. 43 S. 8. (1 Zehnkreuzer.)

3) *Gera*, b. d. Herausgeber: *Wort und That*. Ein Beytrag zur Secularfeyer des Gymnasii zu Gera, von M. *Joh. Zach. Herrm. Hahn*, Consistorial-Superintendenten zu Gera. Enthaltend 1) das erste Verzeichniss der geraischen gemeinnützigen, in auserlesenen Schriften bestehenden Schul- und Erziehungs-Bibliothek und anderer zum Unterricht nöthiger Materialien, für Stadt und Land, Lehrern, Kindern und Ältern zum Nutzen, vermittelst der geraischen Schulcasse begründet; mit eingestreuten Bemerkungen über den Geist der Schriften und den Gegenstand, welchen sie behandeln; 2) nebst einem Vor- und Für-Wort zum Besten des Schul- und Erziehungs-Wesens zunächst in der Ephorie Gera, wie zur Beförderung der Geistesbildung überhaupt: beides vielleicht auch anderwärts anwendbar. 1808. 50 S. 8. (1 Zehnkreuzer.)

Wir hatten schon ehemals (in der alten A. L. Z. 1800. No. 44. S. 350) Gelegenheit, des würdigen Vfs. patriotische Gesinnungen, sowie den Eifer und die Schicklichkeit zu rühmen, womit er die Zeitumstände zur Beförderung des Wahren und Guten zu benutzen versteht. Damals war er noch als Prediger in Leipzig angestellt. Sein Streben, in jedem Wirkungskreise still und geräuschlos zu nützen, hatte bald darauf auch auf seine Gemeinde in Schneeberg den wohlthätigsten Einfluss; viel Gutes ward dort von ihm gewirkt; der laute Dank seiner Gemeinde bezeugt es kräftiger, als die kleinen Schriften, welche auch dort von ihm herausgekommen sind. Mit gleich rühmlichem Eifer, im Bewusstseyn des redlichen Willens durch kein Hinderniss abgeschreckt, setzt er jetzt in einem grösseren Wirkungskreise zu Gera das Werk eines Religionslehrers in seinem ganzen ehrwürdigen Umfange fort.

No. 1 beweiset nicht bloss, dass der Vf., als Kanzelredner, die deutliche Entwickelung der nicht gemeinen Gedanken durch ein warmes, lebendiges Gefühl belebt, welches die Wirkung auf die Herzen der Hörer nicht verfehlen kann, und dass er sehr zweckmässig das durch die Betrachtung begründete religiöse Gefühl durch Gesänge und Hymnen zu verstärken weiss, sondern beurkundet zugleich, durch die angehängte Abhandlung, seine exegetischen Kenntnisse und eine glückliche Fertigkeit, dieselben praktisch anzuwenden. Er übersetzt 'Αγνώστῳ θεῷ, *Deo incognito*, mit der Erklärung: *Gott, den man nicht ganz kennt, der für unsere Erkenntniss unerreichlich ist.* Wenn er aber S. 61 hinzugefügt, dass das griechische δεισιδαιμονία und das römische *superstitio* auch in guter Bedeutung vorkomme: so hätte diess wohl, in Bezug auf Zeit- und Local-Verhältnisse, genauer bestimmt werden sollen.

No. 2. Das verschiedene Glaubenssystem der Verstorbenen gab dem Redner manche Schwierigkeit zu überwinden. Er hat sie aber mit Schicklichkeit überwunden. Seine Sprache ist eindringlich, warm, affectvoll, vielleicht zuweilen in einem zu hohen Grade.

Was No. 3 enthalte, sagt der sehr lange Titel bestimmt aus. Das *Wort* ist (die schönste Lobrede für den wackern Vf.!) durch die *That* gekrönt worden. Die Institute, welche der Vf. bezweckte, sind wirklich herbeygeführt, namentlich auch periodische Schulconferenzen für die Elementarschullehrer der ganzen Diöces auf der Superintendentur, und eine pädagogische Gesellschaft. Wir empfehlen die Schrift den Predigern und Vorstehern, welche lernen wollen, wie die auch unter den niedern Ständen überhand genommene Leserey benutzt werden könne, um eine fortschreitende Geistesbildung der Gemeinden dadurch zu befördern.

All.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 25 SEPTEMBER 1810.

GESCHICHTE.

Leipzig, b. Vogel: *Untersuchungen über Amerika's Bevölkerung aus dem alten Continente*, dem Hn. Kammerherrn *Alexander von Humboldt* gewidmet von *Johann Severin Vater*, Professor und Bibliothekar zu Königsberg. 1810. 211 S. 8. (1 Rthlr.)

An die vielfachen Versuche, die Bevölkerung von Amerika aus der alten Welt am passendsten abzuleiten, schliesst sich auch der gegenwärtige; und in der That, wenn sich über diesen wohl ewig dunkeln Gegenstand einige Aufklärung erwarten läfst: so durfte man sie von Hn. *V.* erwarten, wegen der ihm ganz eigenen Gabe, in das Innere der Bestandtheile fremder Sprachen zu dringen, ihre wirklichen und nur scheinbaren Ähnlichkeiten zu enthüllen, und wegen der dem Forscher so anständigen und doch so selten zu findenden Unbefangenheit, welche nach einem leeren Anscheine nicht hascht, weil er in ein angenommenes System pafst, sondern geradezu gesteht, der Satz beweise nicht, was er zu beweisen scheine. Doch auch er hat nicht gefunden, was er zu finden strebte; er bezeichnet seine Untersuchung blofs als Fingerzeig für glücklichere Gelehrte unter günstigeren Umständen, die sich schwerlich jemals finden werden. Der Gang der Forschung hält sich Anfangs an die Aufzählung der alten Völkerschaften, welche vielleicht durch Zufall nach der neuen Erde verschlagen wurden, an die Phönicier, Juden, Normänner, Afrikaner von der Westseite, Malayen, Chinesen u. s. w. von der Ostseite her. Von allen wird die Möglichkeit, bey einigen die Wahrscheinlichkeit der Einwanderung zugestanden, zugleich aber auch gezeigt, dafs sich keine neuere Spur der wirklichen Ansiedelung entdecken lasse, und dafs durch so kleine Bruchstücke der ganze Erdtheil unmöglich seine in jeden Winkel verbreitete Bevölkerung erhalten haben könne. Er schreitet fort auf die Vergleichung der Sprachen in dem alten und neuen Continente, und findet, dafs die meisten von früheren Beobachtern aufgehaschten Ähnlichkeiten blofs erzwungene Ähnlichkeiten sind, dafs man von weit zerstreuten Nationen, die in ihrer Sprache nichts weiter unter sich gemein haben, einzelne Laute zusammenstellte, deren Einklang der Zufall so leicht hervorbringen konnte. Er selbst stellt eine Sammlung von Wörtern auf, welche theils in den amerikanischen Sprachen zusammenstimmen, theils in der alten Welt sehr ähnliche Laute finden. Aber auch diese sind bey weitem nicht hinreichend zu näheren Aufklärungen, und sollen nach des Vfs. zu gutmüthiger Äuserung als Anfang des Fadens für künftige Untersucher dienen, welchen vermuthlich die Lust vergehen wird, aus den mehreren Hunderten von radical verschiedenen Sprachen in Amerika ein System des Zusammenhangs entwickeln zu wollen, um destomehr, da sie alle einen so sehr abweichenden grammatikalischen, zum Theil sehr künstlichen Bau darbieten, und da die übrigen Schwierigkeiten dem kunstlosen Denker das Geschäft so sehr erschweren. Denn wie soll er den eigenen Körperbau und die Kupferfarbe des Amerikaners mit den Nationen der alten Welt in Vereinigung bringen? wie soll er erklären, dafs in Amerika sich keine zahmen Hausthiere finden, wenn der ursprüngliche Bewohner aus Gegenden kam, wo Hausthiere längst vorhanden waren, und er den Nutzen derselben kannte? Der Vf. übergeht diese Schwierigkeiten nicht, zählt sie auf, hütet sich aber vor einem absprechenden Urtheile. Aus dem Gange seines mühsamen Bestrebens leuchtet nur so viel hervor, dafs er auf die Abstammung der Amerikaner aus den Nordostgegenden von Asien einen besonderen Werth setzt, und die entgegenstehenden Bedenklichkeiten wegen der Sprache, Sitten u. s. w. aus dem Wege zu schaffen sucht. Wer wird es auch leugnen, wenn nun einmal Amerika aus der alten Welt bevölkert werden soll, dafs hier der natürlichste Übergang zu suchen sey, besonders da wir durch Erfahrung wissen, dafs der Körperbau des Einwohners im nordöstlichen Asien mit dem Nordwest-Amerikaner so nahe zusammenpafst, und dafs selbst die Esquimaux mit ihren vielen Zweigen in den Nordostgegenden von Amerika in Rücksicht auf Farbe und Sprache, nicht mit den südlichen Amerikanern, wohl aber mit den asiatischen Völkern in nähere Verbindung treten. Aber alle die Völkerschaften des mittleren und südlichen Amerika's von ihnen ableiten zu wollen, wird man zwar dem nach Hypothesen haschenden Manne, nie dem ruhigen Beobachter vergeben. Das einzige Mexico zählt 35 verschiedene Sprachen; in den südlichen Wäldern vereinigten öfters die Missionäre mehrere in der Nähe lebende Familien, unter denen keine ein Wort von der Sprache der übrigen verstand. Warum hält sich Hr. *V.* nicht näher an den Satz, welcher aus allen den, einer fremden Einwanderung entgegenstehenden Schwierigkeiten natürlich zu erwachsen scheint, dafs Amerika seine ersten Bewohner eben so unmittelbar aus der Hand des Schöpfers erhalten ha-

be, als der alte Continent? dafs die Vorsehung, welche der neuen Welt die ihr eigenthümlichen, in keinem Falle eingewanderten Gewächse, Fische und Thiere gab, auch Menschen von eigener Raçe hier hervorzubringen wufste und hervorgebracht hat? Der Vf. spricht von dieser Ansicht der amerikanischen Schöpfung (S. 59 ff.) ohne die geringste Mifsbilligung; er führt auch S. 62 nach *Blumenbach* das charakteristisch Auszeichnende des Amerikaners an: „er unterscheidet sich durch die Zimmt- oder Eisenrost-Farbe, durch das straffe, lange und dünne Haar, die kurze Stirn, die tiefliegenden Augen, etwas eingedrückte, doch hervorstehende Nase, das überhaupt breite, aber nicht flache oder eingedrückte Gesicht mit hervorstehenden Backenknochen." Und doch entschlüpft er der gänzlichen Entwickelung dieser Idee, und geht, ohne sie zu verwerfen, wieder auf die Bahn des Einwanderungssystems über. Der Mensch weicht ungern von den Begriffen ab, welche von der zartesten Jugend an die Begleiter seines Lebens geworden sind; schwerlich kann aber die einmal vorgefafste Meinung, dafs alle Menschen von Einem ursprünglichen Paare abstammen müssen, auch in der Seele des kaltblütig untersuchenden Vfs. so eingreifend Wurzel gefafst haben, dafs ihm die Prüfung der widersprechenden Gründe völlig zwecklos zu seyn schien. Wir nehmen nach den Sagen der hebräischen Vorzeit einen Adam und Eva als das Stammpaar an, welches dem ganzen Menschengeschlechte sein Daseyn gab. Auch andere Nationen des alten Asiens hielten fest an der nämlichen Idee; aber jede wollte dieses erste Paar in ihrem Lande haben; es war Nationalstolz, sich in gerader Abstammung die unmittelbaren Abkömmlinge der Urältern nennen zu können. Vielleicht spricht die Zusammenstellung der wichtigsten Gründe für oder gegen die Abstammung der Menschen aus Einem Paare nicht günstig für die erstere Meinung. Eine unbefangene Untersuchung würde mannichfaltiges Interesse haben.

Vd. Hg.

Wien, b. Geistinger: *Biographie Napoleons des Grossen.* — Entworfen von *J. Chr. Freyh. von Aretin.* 1810. 95 S. 8. (18 Gr.)

Abermals eine von den vielen Lebensbeschreibungen des ersten Mannes unseres und vieler künftiger Zeitalter, durch welche unsere Wifsbegierde unbefriedigt bleibt. Dafs erst eine künftige Generation die Verdienste desselben, nicht blofs als Eroberer, sondern als eines Geistes von der ersten Gröfse, und unstreitig auch als eines grofsen Wohlthäters für die meisten Verhältnisse der Menschheit, gehörig zu schätzen, und die Gründe seiner Handlungen in das wahre Licht setzen wird, fühlt Jeder, der für Geschichtforschung und Geschichtsverfassung nur einigermafsen Sinn und Gefühl hat. Seine Zeitgenossen überblicken nicht im vollen Zusammenhange die inneren Beweggründe, welche jeden seiner Schritte leiten, und voreilige Beurtheilung von Mafsregeln, deren innere geheime Triebfedern der gröfseren Welt für jetzt noch verhüllt bleiben, könnten jedem überklugen Schriftsteller nicht blofs Tadel, sondern auch wohl Verdrufs zuwegebringen. Über das Ganze bleibt also für viele Jahre jeder Ausspruch ein theils verwerfliches, theils gefährliches Wagestück, und selbst einem Thucydides würde es K. Napoleon, ob er gleich sehr gut weifs, dafs er das vorzüglichste Augenmerk für die Geschichte der späteren Welt ist, wie es Karl der Grofse bis auf unsere Zeiten blieb, kaum vergeben, dafs er durch unbescheidenes Eingreifen in die Geheimnisse seiner Plane der Entwickelung der Begebenheiten vorgreifen wollte. Desto mehr haben wir Ursache, uns zu wundern, dafs Hr. *v. A.* die Zahl der brodsuchenden Schriftsteller zu vermehren strebt, welche ohne Vermögen, neue Aufschlüsse zu geben, über den ausgezeichneten Mann sprechen, weil sie wissen, dafs das Publicum gern von ihm sprechen hört. Wir suchten Aufklärungen über den Gang der Begebenheiten, neue Facta u. s. w., und suchten vergebens; man müfste denn die Entdeckung dahin rechnen, dafs die Familie der Bonaparte schon im 13 Jahrh. in Etrurien als ein Zweig der auf dem konstantinopolitanischen Throne sitzenden Komnenen vorkommt. Aber K. Napoleon hat sich dergleichen kunstreiche genealogische Deductionen, welche immer für jeden emporgekommenen Mann in Bereitschaft stehen, förmlich verbeten; der erste grofse Stamm seines für die Nachwelt blühenden Hauses will Er mit Recht seyn, so wie es Pipin einst für die Karolinger war. Daher fällt auch die Ableitung des Namens von dem griechischen Worte Καλόμερος wirklich in das Lächerliche; es ist eine Rückübersetzung des italiänischen Wortes *Buonaparte* in das Griechische. Alles Übrige giebt dem begierigen Leser nichts, als eine blofse, noch überdiefs lückenvolle Wiederholung des längst Bekannten. Die erste Bildung des Kaisers in der Erziehungsanstalt zu Brienne nebst der Festigkeit des Geistes, welche schon damals auffallend wurde; die Verpflanzung nach Paris und das Fortschreiten zum Artillerieofficier, wo sich sein kalter Muth zum ersten Male im hellen Lichte bey der Belagerung von Toulon zeigte. Nur sind gerade die charakteristischen Züge übergangen; dagegen lernen wir hier, dafs Bonaparte den Angriffsplan entwarf und ausführte. Nach allen bisherigen Angaben war er aber damals noch Lieutenant, und bereitete sich seine künftige glänzende Laufbahn erst durch das ausgezeichnet tapfere Benehmen auf dem ihm angewiesenen Posten. Alles Übrige, der italiänische Feldzug, die Expedition nach Ägypten, die Erhebung zum Consulate, und die später von ihm als Kaiser ausgeführten Unternehmungen sind einzig aus Zeitungsnachrichten, und noch überdiefs ohne lichtvolle Verbindung der Ursachen und Wirkungen, folglich ohne Belehrung, vorgetragen. Hieraus lernt man den grofsen Mann so wenig, als aus den eingestreuten Floskeln, und Lobeserhebungen kennen, bey welchen das Weihrauchgefäfs so derb gegen den Kopf geschleudert wird, dafs der Gepriesene sich unmöglich in dem Lobe gefallen kann, und dem Leser das Urtheil ab-

gezwungen wird; Hr. *v. A.* spiele nicht einmal als Schmeichler seine Rolle gut. Auf die Gabe historischer Forschung und Darstellung wird er wohl ohnehin Verzicht thun, da er sich nicht einmal in seiner aus den alltäglichsten Nachrichten zusammengefügten Erzählung vor Vergehungen zu hüten weiss, welche man kaum dem Anfänger verzeiht. Weil der Vf. über ungerechtes Urtheil klagen könnte: so sollen ein paar derselben hier ausgezeichnet werden. S. 18 heifst es von den in Ägypten vorrückenden Franzosen: „Sie erblickten die Pyramiden von Kairo." Da hätten sie lange blicken dürfen, ohne etwas zu erblicken, weil es in und zunächst bey Kairo keine Pyramiden giebt. Wohl aber erkennt man von Kairo aus die im höheren Ägypten hervorragende Pyramidengruppe von Ghize; Hr. *v. A.* hat blofs die Bulletins nicht hinlänglich genau angeblickt. Nach S. 20 „versperrte die Adda den Siegern den Weg nach Mayland." Vielleicht ist geographische Kenntnifs die starke Seite des Hn. *v. A.* nicht, aber rathsam wäre es doch wohl gewesen, sich auf der Landcharte umzusehen, ehe er die Feder zu einem so argen Mifsgriffe ansetzte. Der Kaiser, oder damals noch General, zog von Westen nach Osten, zuerst erreichte er Mayland, und dann erst kam er an die Adda, der Flufs konnte ihm also den Weg nach der Stadt nicht versperren, welche schon hinter seinem Rücken lag; die Bulletins sagen es auch nicht; der Himmel mag also wissen, wie Hr. *v. A.* zu dieser den ganzen Zusammenhang der Unternehmungen störenden Angabe gekommen ist. Doch vielleicht ist er glücklicher, als Politiker. Der Leser mag urtheilen. S. 45 ist die Rede von dem durch die Engländer unterbrochenen Frieden von Amiens, und wir erhalten einen ganz neuen Auffchlufs über die abermals angefangenen Feindseligkeiten. „England hatte gefühlt, was ihm der Krieg eingetragen, und berechnete nun, was ihm der Friede trug. Es fand den Krieg vortheilhafter, und der allgemeine Friede wurde gebrochen." Dafs ähnliche Versicherungen zuweilen durch die Zeitung an das Volk hingeworfen werden, ist sehr natürlich, auch öfters zweckmäfsig; unbegreiflich bleibt es aber, wie ein Gelehrter, welcher sich als Napoleons Lebensbeschreiber aufstellt, für sein Publicum so wenig Achtung hat, und es zu bereden sucht, dafs die Engländer gröfseren Gewinn für ihre Handlung durch die Fortsetzung des Kriegs, als durch den Frieden finden. Nimmt man das höchst Mögliche zu ihrem Vortheile an: so läfst sich vielleicht, doch nur vielleicht, behaupten, dafs während des Kriegs ihr Handel gegen die vorhergehenden Friedensjahre keine Verminderung erlitten hat, und eben so gewinnvoll für sie blieb, als in den ruhigen Jahren ihres Welthandels. Aber mit welchen Anstrengungen, mit welchem ungeheuren Aufwande von Menschen und Geld mufste diese Erhaltung des Handels, ja in einzelnen Perioden die ganze freye Existenz ihres Staats erkauft werden! So unvernünftig handelt kein Reich. England hatte zu fürchten die Übermacht Napoleons, welcher zuverläffig in der Friedenszeit seine Seemacht zur fürchterlichen Gröfse emporhebt; es hatte aus den Äufserungen des Kaisers selbst die abermalige Besetzung Ägyptens zu fürchten, und dadurch den tödtlichen Streich für seine ostindischen Besitzungen. Daher gab es Malta nicht aus den Händen, weil ohne den Besitz dieser Felseninsel eine dauerhafte Unternehmung gegen Ägypten zur Unmöglichkeit wird; daher brach es ungerecht den kaum beschworenen Frieden. — Vielleicht setzt Hr. *v. A.* noch einen besonderen Werth auf den von S. 85 an gelieferten Anhang, welcher Napoleons Verdienste um die Menschheit entwickeln soll; ein Gegenstand, über welchen sich in der That schon viel Wahres und Schönes sagen läfst. Rec. hat aber in der Entwickelung nichts gefunden, was des Aushebens nur einigermafsen würdig wäre, wohl aber einzelne Sätze, welche dem Helden unseres und der künftigen Zeitalter mehr anstöfsig, als des Beyfalls würdig, scheinen möchten, wenn er je sich entschliefsen wollte, eine Schrift dieser Art seines Blickes zu würdigen.

Ein schon etwas früher erschienener Auffatz des nämlichen Vfs. dient vielleicht zu einer noch näheren Enthüllung der Eigenheiten des Hn. *v. A.* im historischen Sinne. Er führt den Titel:

München: *Baierns gröfster Umfang unter den Agilolfingern, Carolingern, Welfen und Wittelsbachern in vier geographischen Charten dargestellet, zur Erläuterung einer merkwürdigen Äufserung Napoleons des Grofsen.* 1809. Queerfolio. 10 Seiten und 4 Landcharten. (22 Gr.)

Kaiser Napoleon soll beym Anfange seines glänzenden Feldzugs gegen Österreich im J. 1809 die Äufserung haben entschlüpfen lassen, „dafs er den König von Baiern gröfser machen werde, als es je einer seiner Ahnherren war." Dieser Texteswortе bemächtigt sich nun Hr. *von Aretin*, nimmt sie und ihre Erfüllung als unumstöfsliche Wahrheit an, will zwar dem Kaiser kein Mafs und Ziel vorschreiben, glaubt aber doch, dafs er besondere Rücksicht nehmen solle auf die baierische Bürgertreue und auf die Wichtigkeit von Alt-Baiern. Diefs mag der Himmel verstehen. Denn wenn der Kaiser das Königreich vergröfsert: so nimmt er weder Rücksicht auf Alt- noch auf Neu-Baiern, sondern er giebt dem ganzen Staate neue Zufügungen. Damit unterdessen doch der siegende Monarch wisse, an welchem Mafsstab er sich bey der neuen Vertheilung zu halten habe, legt er ihm und dem Publicum in vier kleinen Landcharten mit beygefügter Erklärung vor, welche Ausdehnung Baiern einst in verschiedenen Perioden gehabt habe, und seine Angaben, dafür bürgt Rec., fallen nicht zu klein aus. Wenn sie buchstäblich wahr sind: so mufste der Kaiser, um sein gegebenes Wort nicht zu brechen, die ganze österreichische Monarchie zu Baiern legen. Fühlt denn Hr. *von Aretin* nicht, dafs eine Erinnerung dieser Art Beleidigung für den Versprecher ist, dem man unter die Nase rückt, dafs er seine Zusage unmöglich halten könne? Doch Kaiser

Napoleon hat wohl schwerlich den schönen Aufsatz gesehen; und wenn er ihn gelesen hätte: so müsste unwillkührliches Lachen den Verdruss unterdrückt haben. Denn des Lachens kann man bey den fürchterlichen Übertreibungen sich unmöglich erwehren. Das erste Blatt, welches Baiern unter dem Herzoge Thassilo im achten Jahrhunderte vorstellt, geht noch mässig zu Werke. Es werden zwar Steyermark, Kärnthen und Krain zu Baiern gefügt; doch diess sind nur Kleinigkeiten. Das zweyte Blatt, Baiern unter den Karolingern vorstellend, bietet einen ganz anderen Anblick dem erstaunten Leser dar; es erscheinen Böhmen und Mähren, Ungarn und Siebenbürgen, kurz, der ganze österreichische Staat als integrirende Theile von Baiern. Der Vf. spielt auf die Periode an, da K. Karlmann als karolingischer Prinz bey den Theilungen der Monarchie diese östliche Portion erhielt, welche von der wichtigsten Provinz dieses Reichs auf sehr kurze Zeit den Namen Königreich Baiern erhielt. Sollte denn Hr. *v. A.* so unklug seyn, um im Ernste anzunehmen, dass Baiern, welches, wie die übrigen, nichts als eine Provinz des fränkischen Reiches war, Gebieter aller anderen Theile gewesen sey? Glaubt er diess wirklich: so hat er seine Berechnung viel zu sehr in das Kleine beschränkt; denn auch Ludwig der Deutsche wurde öfters König in Baiern genennt, und zu seinem Gebote stunden alle deutschen Provinzen, sie waren also sämmtlich nur ein Anhang von Baiern. — Nicht minder ergiebig fällt das dritte Blatt aus; es stellt vor Baierns Ausdehnung unter den Welfen. Die Angabe ist bekannt, dass Heinrichs des Stolzen und auch des Löwen Besitzungen von der Nordsee bis an das adriatische Meer sich erstreckten, weil sie Besitzer der Herzogthümer Baiern und Sachsen waren, und noch andere kleinere zwischen beiden Ländern gelegene Provinzen besassen. In dieser Ausdehnung liefert nun die Charte den Anblick: zu Baiern gehört der ganze österreichische Kreis, und der Zusammenhang mit Sachsen wird breit genug gezogen. Dessenungeachtet hat Hr. *von Aretin* hier die Geschichte bey weitem nicht hinlänglich studirt, und schwerlich wird er es bey seinem zarten Gewissen verantworten können, dass der Kaiser Baiern nicht in seiner vollen Grösse erblickt. Denn bekanntlich brachte Heinrich die slavischen Völkerschaften an der Ostsee sammt und sonders unter seine Botmässigkeit, und er wurde Stifter der Stadt Lübeck. Folglich hätte mit allem Rechte die Mark Brandenburg, Mecklenburg, Pommern und Holstein mit in die baierische Illumination gezogen werden sollen. Ferner fehlen alle die wichtigen Besitzungen des welfischen Hauses in Italien, wo sie auf die ganze mathildinische Erbschaft Anspruch machten; und wenn Hr. *v. A.* seine Kunst ganz in Übung zu setzen wüsste: so würde selbst Grossbritannien in die Ansprüche verwickelt werden, weil daselbst die Welfen noch jetzt herrschend sitzen. Aber diese Ausdehnungen erlaubt seine Bescheidenheit nicht, sie erlaubte ihm nicht einmal, dass er die eigentlichen welfischen Stammgüter in Schwaben mit in Anschlag brachte; wahrscheinlich verleitete sie ihn, dass er den Namen *Saxonia* nach Obersachsen transportirt, wo zu jener Zeit kein Sachse zu finden war. — Wie wäre es, wenn nun Sachsen aufträte, und behauptete, Baiern sey ein Anhang von ihm? Heinrich der Stolze war Landesherzog über die beiden grossen Provinzen, und wenn Baiern behauptet, Sachsen sey damals ein Anhang von ihm gewesen: so kann Sachsen mit dem nämlichen Rechte das Gegentheil behaupten, und kann es mit ungleich mehr Grunde, weil die grössten durch Kaiser Lothar erhaltenen Allodialgüter der Familie nicht in Baiern, sondern in Sachsen lagen, und eben aus diesem Grunde Heinrich der Löwe sich in dem letzteren Lande behauptet hat, in Baiern hingegen sich nicht behaupten konnte. Doch wird es nie einem Sachsen einfallen, mit so seltsamen Anmassungen ans Tageslicht zu treten: diese Ehre behält sich Hr. *v. A.* allein vor. — Die vierte Zeichnung stellt Baiern unter Kaiser Ludwig IV vor, und diess ist wirklich der Zeitraum, wo Baiern seine glänzendste Periode erlebte. Denn diesem Monarchen gehorchten nicht bloss Baiern nebst der Rheinpfalz, sondern als Kaiser hatte er seinem ältesten Sohne die Mark Brandenburg zugetheilt, Holland, Friesland nebst dem Hennegau fiel ihm als Erbschaft durch seine zweyte Gemahlin zu, und Tyrol wurde durch die Heirath seines ältesten Sohnes mit der Margaretha Maultasch zu Baiern gefügt. Hier zeichnet also Hr. *v. A.* ganz richtig; doch um seinem Vergrösserungsgeiste einigen Spielraum zu verschaffen, begreift er unter dem Namen Holland auf der Charte die ganzen vereinigten Niederlande, und unter Hennegau die ganzen ehemaligen österreichischen Niederlande. Dass damals die weit überwiegenden Grafen von Flandern, Herzoge von Brabant, Grafen von Luxemburg (König von Böhmen) in der nämlichen Gegend ihre Existenz hatten, entschlüpfte wahrscheinlich seinem Gedächtniss. — Kaiser Napoleon wird sich an den gegebenen Hinweisungen sehr erbauen.

Hst. Pl.

NEUE AUFLAGEN.

Lemgo, b. Meyer: *Predigten über die wesentlichsten und eigenthümlichsten Lehren des Christenthums.* Von *J. L. Ewald*, Mitglied des grossherzogl.-badischen evangelischen Oberkirchenraths. 9tes Heft. 1809. 78 S. (Auch unter dem Titel: *Schöpfung der Erde und des Menschen.* 3 Predigten.) 10tes Heft. 1809. 110 S. 8. (Auch unter dem Titel: *Der erste Ungehorsam des Menschen mit seinen Folgen.* 7 Predigten.) (Beide Hefte 12 Gr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 26 SEPTEMBER, 1810.

ERDBESCHREIBUNG.

Weimar, im Landesindustrie-Comptoir: *Bemerkungen auf einer Reise aus Thüringen nach Wien im Winter* 1805 — 1806. Von *Carl Bertuch*. I Heft, 1808. 196 S. II Heft. 1810. 150 S. nebst 58 S. Anhang. 8. (2 Rthlr.)

Indem wir *Reisebeschreibungen* und *Reisebemerkungen* unterscheiden, und jene der erschöpfenden Darstellung des Gegenstandes und des Zwecks der Reise aneignen, diese aber zu den Ansichten rechnen, wozu entweder der Moment des Eindrucks oder das Interesse des Augenblickes und der Zeit oder Absicht des Reisenden die Veranlassung und Ursache seyn kann: so müssen wir zugleich das Verdienstliche der Letzteren vorzüglich darein setzen, dass diejenigen Gegenstände mit lebendigem Interesse aufgefasst werden, die eine Lücke in irgend einem Zweige unserer Erkenntnisse ausfüllen, oder ein Wort zu seiner Zeit sind. Der Österreicher, besonders der Wiener, hat bey einem grossen Grade von Kunstsinne und von gediegener Wissenschaftlichkeit eine Gleichgültigkeit oder Unempfindlichkeit für Celebrität, die dem Norddeutschen ein Räthsel ist, um so mehr, da man sie nicht von einem Leben, das ausschliesslich der Kunst oder Wissenschaft angehört, ableiten kann. Rec. möchte sie in dem Gefühl allgemeiner Wohlhabenheit — einem Product des an Lebenskraft fast unerschöpflichen Kaiserstaats — und in der daraus entspringenden süssen Behaglichkeit, zugleich aber auch in den Schätzen für bildende Kunst, und in der Menge trefflicher Künstler aufsuchen, die überall im Innern dieses Staats so mannichfaltige Berührung finden, dass ihnen die Kunst, das Leben über die Sphäre ihres Platzes zu veräussern, fremd werden muss. — *Eggers*, *Huber*, *Meusel* klagen daher mit Recht über Mangel an hinlänglichen Nachrichten über alles, was die Geschichte der Kunst, der Künstler, der Gelehrten und der Wissenschaft im eigentlichen Sinne aufhellen kann; und wenn nicht dann und wann wohlwollende Reisebeschreiber, auch wohl die Kunst- und Literatur-Annalen, und *Füesski's* Journal der bildenden Künste sich dieser verlorenen oder unbekannten Sache annähmen: so würden wir darüber noch ganz im Dunkel seyn. Hr. Landkammerrath *Bertuch*, ein würdiger Sohn des weimarischen Legationsraths, hat diese Bemerkungen, deren Verdienstlichkeit wir in der angegebenen Rücksicht besonders anerkennen, vorzüglich den Nachrichten über die Kunst, Künstler, Kunstanstalten und Kunstproducte bestimmt, und sie durch Nachrichten über die drang- und sturmvollen Tage des Jahres 1805 zu beleben gesucht. Der ruhige unparteyische Vortrag gereicht diesen beiden Bändchen eben so sehr zum Vorzug, als das lebendige Gefühl für alles, was mit der Kunst in einiger Beziehung steht, und die Art, die politischen Nachrichten hiemit zu verweben. Wir übergehen die statistischen Nachrichten auf der Hinreise, die meistens unbedeutend und besonders unzureichend sind, und bleiben bloss bey dem stehen, was der Zweck der Reise war. Das Schloss Babenberg, wovon der Vf. eine von ihm selbst und gut gezeichnete Ansicht liefert, würde Rec. nicht mit *Murr* vom Herzog Heinrich von Ostfranken († 886) hergeleitet haben, und die Darstellung dieses Schlosses berechtigt den Rec. zu dem Vorwurfe, dass der Vf. undankbar manche pittoreske Puncte der Donau, besonders alte Schlösser und Klöster bey seiner Fahrt von Linz nach Wien mitzutheilen versäumte, die doch mehr Aufmerksamkeit verdient hätten. In Wien kam er den 3 Nov. 1805 an; und von diesem Augenblicke folgt er dem Strome der politischen Ereignisse nach, bis alle Truppen durch Wien nach Mähren durchgezogen sind; und dann kommt er, ohne dass uns etwas Neues oder etwas Ungegründetes hierin mitgetheilt wäre, auf Professor *Zauner*, seine colossale Statue Josephs II, und auf *Canova's* Denkmal der Herzogin Christine von Sachsen-Teschen. Die Statue, wovon eine Zeichnung beyliegt, ist nach allen ihren Beziehungen unter uns bekannt, weniger aber die Art des Gusses, und diese ist es, die den Künstler eben so verewigen wird, wie sein Werk. Rec., der 1799 — 1800 in Wien war, weiss, dass *Zauner* hierin ganz seinem eigenen Genie folgte, und dass die Berührungen mit *Marcetti's* Darstellung über den Guss der Statue Ludwigs XV nur aus der Beschränkung jeder Technik auf das Nothwendige entsprangen. Die Übersicht, die Hr. *Bertuch* von den Arbeiten bey der Modellirung und bey dem Gusse selbst giebt, kann besonders in *Ellmauers* Verbindung ihre Wirkung und ihr Interesse nicht verfehlen, da sie Bestimmtheit und Klarheit vereinigt. Eben so erfreulich ist die detaillirte Nachricht von des Ritter *Canova's* Denkmal, dessen von dem wackern Schweizer *Jakob Menz* gezeichnetes Portrait diesem Bändchen vorgesetzt ist. Die kaiserliche Porzellanfabrik in der Rossau verdiente es wegen der geschmackvollen Formen und der Schönheit der Malerey, wodurch sie sich eben so sehr, wie durch die Vergoldung, auszeichnet, näher unter uns bekannt zu werden, da wir nur zu sehr

gewöhnt sind, unter der Bewunderung des berliner, dresdner und meissner Porzellans alle anderen Kunstfabriken dieser Art zu begraben. Die wiener Fabrik, durch einen Niederländer, *Claudius du Baquier*, mit Hülfe eines meissner Fabricanten (Schade, dass sein Name verloren ist) 12 Jahre nach der meissner entstanden, und von Karl VI mit einem ausschliessenden Privilegium auf 25 Jahre versehen, obgleich die zweyte in Europa nach dem Jahre ihrer Errichtung 1718, konnte erst seit 1760 einen Überschuss an baarem Gelde liefern. Die Regierung, die sich nach Verlauf der 25 Jahre des Privilegiums ihrer auf eigene Rechnung annahm, konnte auch nur allein zu einer so langen Ausdauer Kräfte und Willen haben. Gegenwärtig besteht das Personale aus 480 Köpfen, worunter 175 Individuen allein mit der Malerey beschäftigt sind; und mehr als 1500 ziehen daraus ihren Unterhalt. Eine Menge bekannter trefflicher Arbeiter bürgt für die Annahme guter Nebenarbeiter, und für den verdienten Ruhm der Fabrik. — Von der kaiserlichen Gemäldegallerie, und der vortrefflichen Sammlung von Handzeichnungen des Herzogs Albert von Sachsen-Teschen, sah Hr. *Bertuch* nur wenig, weil sie, wegen der Annäherung der Franzosen, eingepackt wurden. Hr. *Rosa* hat bereits den grössten Theil der ersteren beschrieben. Kunstfreunde müssen es Hn. *Bertuch* Dank wissen, dass er eine ausführliche Nachricht von den zwey Privat-Sammlungen des Fürsten v. Lichtenstein und des Grafen Fries mitgetheilt hat. Sie sind noch so wenig bekannt, und doch dessen so würdig. Der Hauptgesichtspunct der lichtensteinischen Kunstsammlung ausser dem, eminente Stücke ausländischer Meister aufzunehmen, war der, die Würde der vaterländischen Kunst lebendig darzustellen; aber diesen Gesichtspunct hat Hr. *Bertuch* nicht berührt. Sein Besuch bey *Joseph Haydn* veranlasst ihn, einige biographische Notizen beyzufügen, die, so schätzbar sie auch sind, doch den grossen Künstler nicht vollständig nach seinem Äusseren, und nach der Individualität seiner liebenswürdigen Kindlichkeit darstellen. Die Geschichte seines Lebens ist eine herrliche Composition, und als solche hatte sie *Haydn* selbst behandelt, in verschiedenen Epochen musikalisch dargestellt, und in seiner Stube in Bilderrähmchen aufgehängt. Die Bruchstücke aus *Haydn's* Leben (im Morgenblatte April 1810) erwähnen hievon ebenfalls nichts, enthalten aber einen würdigen Beytrag zu seiner Charakteristik. — Der Anachronismus, den Hr. *B.* am Tage seines Besuchs begeht (den 13 Oct., wo er noch in Nürnberg war), ist wohl ein Schreibfehler. — Das *zweyte Bändchen* giebt uns eine ausführliche Beschreibung von der k. k. Akademie der bildenden Künste, und Nachrichten von den lebenden Künstlern, sowohl Historien- und Portraitmalern (*Füger*, *Caucig*, *Maurer*, *von Lampi*, *Wächter*, *Agrikola*) als Lanschaftsmalern (*Fr. Brand*, *Janscha*, *Wutky*, *Schönberger*, *Dies*, *Molitor*, *Knip*, *Lober*. *Schöblberger*), und Architectur- und Decorations-Malern (*Glatzer*. *Sachetti*. *Gail*). den Bildhauern (*Zauner* und *M. Fischer*, den Kupferstechern (*Schmuzer*, *Leybold*, *Bartsch*, *Agrikola*, *Nahl*, *März*, *Egger*, *Ruscheweyh*, *Fr. Brand*, *Dies*, *Gauermann*. *Molitor*, *Rechberger*, *Gabet*, *Kölbl*), den Kupferstechern in punctirter Manier (*John*, *Pfeiffer*), den Kupferstechern in schwarzer Kunst (*Pichler*, *Kininger*, *Wrenk*, *Griger*, *Stubenrauch*.) den Kupferstechern in Aquatinta. *Piringer*, *Schlotterbeck*, der Mosaikarbeiten der Hn. Professoren *Köpp*, Vater und Sohn. Jener ist der Erfinder einer neuen Art von Mosaik, die er die spartanische nennt, und die aus lauter abgerundeten, auf einer Marmorplatte gekitteten Bachkieseln besteht, die durch ihre Schattirungen Köpfe bilden. Sein Sohn arbeitet in der Mosaik Scaglivola. Der Bildhauer *Messerschmidt* ist aus Geistesüberspannung und Verfolgung der Kunst lebendig abgestorben. Bey Gelegenheit einiger Nachrichten über Schönbrunn, wovon wir jetzt eine recht gute Darstellung durch *Sartoris* Länder- und Völker-Merkwürdigkeiten des österreichischen Kaiserthums haben, erwähnt Hr. *Bertuch* des verdienten Gartendirectors *Boos*, und beschreibt zugleich die Menagerie, von der wir wenig wussten. Das kaiserl. physikalisch-naturhistorische Cabinet ist nur flüchtig nach seinem Inhalte beschrieben. Im Anhange kommen Nachträge zum zweyten Bändchen vor, die 1) eine Übersicht des neuesten Zustandes der k. k. Naturalien-Cabinette in Wien, 2) eine Nachricht über die verschiedenen botanischen Gärten in Wien (der Universität, der von Belvedere, von Schönbrunn, der des Theresianums und der josephinischen Akademie) nach dem *Moniteur français* No. 294, 21 Oct. 1809, und 3) eine Abbildung des Theseus und Minotaurus, eine Gruppe von *Canova*, enthalten, wovon hier die Beschreibung und zugleich das Titelkupfer verkleinert nach *Morghens* geliefert ist.

Zwar hat Hr. *Bertuch* das schamlose Auffassen von halbwahren oft verdrehten Thatsachen, als unvereinbar mit seinen Begriffen der rechtlichen Publicität, ganz vermieden, und, wie er kräftig sagt, „den schriftstellerischen Raben, die jetzt über den verblichenen Körper der erlauchten Germania herumschwärmen und heisere Grabeslieder krächzen" überlassen; allein die meisten, besonders biographischen Nachrichten sind daher auch so karg ausgefallen, dass sie kaum über die Sphäre *eigener* Mittheilung gehen, und sich oft nur in dem Cirkel des Eigenlobs herumdrehen.

P. D. E.

LEIPZIG, b. Salfeld: *Allgemeine Reise-Encyclopädie in Auszügen aus den grösseren bisher erschienenen Reisewerken zur unterhaltenden Belehrung in der Länder-, Völker und Natur-Kunde.* — Ein Buch für gebildete Leser, für Lehrende und Lernende aus allen Ständen. Mit Kupfern und Charten. 1810. I Bds. 1—4 Heft. 404 S. mit Register. II B. 5—6 Heft. 174 S. 8. (Der ganze Jahrgang von 6 Doppelheften 7 Rthlr. 12 Gr.)

Dieses ephemerische Werk, wovon jährlich sechs Hefte, jedes von 12 Bogen erscheinen werden, schliesst sich an das in dem nämlichen Verlage, jetzt

bey Braunes in Berlin, herausgekommene *Journal der neuesten Land- und See-Reisen* an, wovon es dadurch unterschieden ist, dafs diese Encyklopädie nur die Reisen bis zum Jahre 1807 aufnehmen, das *Journal* aber dort fortfahren soll, wo diese aufhört. Eine literärische Pietät, wie sich die Redaction das Ansehen giebt, scheint die Veranlassung zu dieser zu seyn. „Die meisten der Werke des vorigen Jahrhunderts sind, sagen die oder der Herausgeber, unverdient in Vergessenheit gerathen, und ihr *hölzerner* Stil schreckt die verwöhnte Lesewelt von dem nachmaligen Durchblättern ab." Allein untersucht man die Sache etwas genauer: so findet man zum Theil auch hier, wie fast überall, das lesende Publicum allerley Sünden angeklagt, um ihm die Absolution gegen Lege- oder Sühne-Geld zu ertheilen, und durch die Gefälligkeit bey der Absolution den reuigen Sünder wieder zu neuen Sünden zu verführen. Die fünf Reisen, die wir durch diese Encyklopädie im Auszuge erhalten, sind 1) *von Wadströms Reise von Stockholm durch Dänemark, Deutschland, Frankreich, nach den Senegal-Ländern in Afrika, in den Jahren* 1787 — 1788. 2) *Mac Kinnen's Reise nach den brittischen Inseln in Westindien, und besonders nach den Bahama-Inseln, in den Jahren* 1802 und 1803. 3) *Von Hofmannsegg's Reise durch Schlesien, Böhmen, Mähren und Ungarn bis an die türkische Gränze, in den Jahren* 1793 und 1794. 4) *Le Gentils Reise nach Ostindien, den philippinischen Inseln, Madagascar, Isle de France und Bourbon in den Jahren* 1760 — 1769. 5) *Dallaways Gemälde von Konstantinopel und Reise in der Levante*, 1797. Unter diesen fünfen ist C. B. *Wadströms Reise* die vorzüglichste, theils weil sie aus einem Manuscript entlehnt ist, theils weil sie über die Reise des Dr. *Sparrmann* und des Lieuten. *Arrhenius*, deren Gefährte *Wadström* war, nicht uninteressante Aufschlüsse giebt. Die Redaction versichert, dafs die Papiere und Zeichnungen des Reisenden gerettet sind, wenn gleich der Reisende selbst in England, wo man ihm, wie *Forster*, Ehre, aber kein Brod gab, seine Bücher und Kupferstich-Sammlung Schulden halber verkaufen mufste, und darüber in einen Kummer verfiel, der ihm bald nach seiner Ankunft in Frankreich das Leben raubte. In diesem Auszuge aus seiner gröfseren noch ungedruckten Schrift finden wir aufser zwey Gelegenheitskupfern, wo *Wadström* einen Negerprinzen unterrichtet, und das Negerspiel darstellt, eine einzige recht treue Zeichnung von der Stadt Mastrich, von der Seite des Petersbergs her, die D. *Berger* gestochen hat, und die uns nach den übrigen (denn in dem Werke selbst sind mehrere angeführt) begierig macht. *Wadström* erhielt zu seiner Reise nach dem Senegal vom Könige Gustav III eine Anweisung auf 4000 Livr. Tournois in Paris, und 600 Species Thaler baar, wovon noch zwey Drittel seinen beiden Reisegefährten gehörten. Wie mufs dem Manne zu Muthe gewesen seyn, wenn er, den Blick auf den gemeinschaftlichen Cassenbestand (12000 Liv. und 600 Species), nach so manchen schon beträchtlichen Ausgaben, ehe er in Havre de Grace ankam, hier jetzt erfahren mufs, dafs jeder Reisende auf dem Packboot an dem Tische des Capitains 600 Livres zahlt! Ängstlich schlägt er auch überall, wo er hinkömmt, nicht seine zerrüttete Gesundheit, sondern die Auslagen an — die äufsere und innere Bedingung seiner Fahrt. Auf dem ganzen Wege begleitet ihn eine tödtliche Erbitterung über die Existenz der Sklaven, und mit Recht ist sein Name wegen der Schrift verewigt, die er dem Parlamente wider den Sklavenhandel übergab. Er sammelt überall Anekdoten, die die Sklaven von einer interessanten, ihre Herren von einer gehässigen Seite darstellen. Z. B. Ein Schiffs-Capitain versicherte ihn, dafs er einmal, auf einer ungewöhnlich langen Fahrt, die Hälfte seines Negertransports habe vergiften müssen, um einen Aufstand aus Mangel an Proviant zu verhüten. Mit lebendigen Farben malt er sich die Möglichkeit aus, dafs alle Continentalmächte, die keine Kolonialbesitzungen haben, sich vereinigen könnten, die Sklavenküsten in Besitz zu nehmen, alle Plantagen, wie sie in Westindien sind, einzurichten, und Indigo, Kaffee, Zucker, Baumwolle, ohne Raub und Menschenblut zu erzielen. *Wadström* hat sich die Ausführbarkeit dieser Idee so leicht gedacht, dafs er nicht einmal einsieht, dafs die Unglücklichen dann nicht ihre harte Lage vermindert, sondern nur in Ansehung des Platzes verwechselt sehen würden, und dafs sie ihre Leiden am heimischen Heerde zu erdulden hätten. Die Nachrichten über Gorea und die Nachbarschaft, das grüne Vorgebirge, das goldreiche Galam, das Land Salum, Senegal u. s. w. verdienen mit den *Sparrmann*'schen verglichen zu werden. Die Ansichten des Reisenden sind oft parteyisch. Z. B. die niederen Stände der Dänen hält er für durchgängig gemein und pöbelhaft; in Hamburg, das er tief unter die entferntesten Landstädte Schwedens herabsetzt, findet er nirgends Freyheit, weil es zu sehr am Alten klebt, die Weiber für Orakel hält, und weil die Bevölkerung aus den Ostseeräubern und den Verbrechern der deutschen Nation entstanden ist. Wahrscheinlich mufs man es der Mifshandlung beymessen, die er erfuhr, um sich zu erklären, warum er den Engländer auch nicht einen Vorzug vor den Franzosen zugesteht; er nimmt die ganze englische Nation gröfsten Theils des Abends 8 Uhr für betrunken an. — Aber auch bey aller Parteylichkeit fehlt es den Ansichten nicht an Originalität. So sagt er mit scharfem Seherblick voraus: „Das einst so mächtige schwedische Reich wird zum Erstaunen Europens in sich selbst zusammensinken; in Frankreich wird man nach *Helvetius* und *Voltaires* Grundsätzen niederreifsen und aufbauen, aber kein dauerhaftes Gebäude errichten. Es mufs nach solchen Vorbereitungen eine Revolution ausbrechen, und wenn sie eintritt, wird Jeder nach der Regierung greifen, und morden, was seiner Macht im Wege steht. Herrliche Länder werden dann durch die Mordwaffen des politischen Fanatismus mit dem Blute der Unschuld und Redlichkeit befleckt werden." Die übrigen hier mit-

getheilten Auszüge aus *Mac Kinnen*, *Hoffmannsegg* u. s. w. sind längst bekannt, und eben so bekannt ist es, dass bey solchen, auf Unterhaltung berechneten Auszügen der Zusammenhang und die Eigenthümlichkeit des Originals verloren gehe. Der beygelegte Plan von Konstantinopel und seinen Umgebungen ist treu nach *Dallaway* dargestellt.

Das 5 und 6 Heft des II Bandes beschliessen die Auszüge aus *Wadström Reisen von Stockholm durch Dänemark u. s. w.*, und aus *Le Gentils Reise nach Ostindien etc.*, und enthalten die Fortsetzung der Auszüge aus *Dallaway's Gemälde von Konstantinopel* und den Anfang von *Gawrila Sarytschew's Reise im nordöstlichen Sibirien, auf dem Eismeere und dem nordöstlichen Ocean in den Jahren* 1785 — 1792, mit zwey Kupferstichen, wovon der erste illuminirte einen Rennthier-Tungusen, und eine Tungusin in Sommerkleidung, der zweyte schwarze eine Negerin in ihrem Haarputze und einen Marabaut vorstellt. Die Noten sind unbedeutend. Dns.

KURZE ANZEIGEN.

Pädagogik. *Bayreuth*, b. Horeth: *Unbefangene Äusserungen über Gegenstände des Schulwesens.* Erste Lieferung, womit zur Geburtsfeyer des Königs Fr. W. III vom Gymnasium einladet *M. G. W. Fikenscher*, Prof. 1804. 46 S. 8.

Der in dieser Einladungsschrift mit Wärme, nur etwas zu wortreich, abgehandelten Gegenstände sind drey. 1) *Über den Vortrag der Religion auf Schulen* S. 5, wo der Vf. mit Recht gegen todte, trockene, polemische Behandlung, und für erhellenden und erwärmenden Vortrag eifert. 2) *Über Schulprüfungen* S. 22, wo sich alles um den Zweck dreht, den Vorschlag verhasst zu machen, dass man den Lehrern, um sie öffentlich gegen den Verdacht des Publicums, als sey die Prüfung durch heimliches Vorbereiten der Schüler nur ein Prunkspiel, zu sichern, die Gegenstände der Prüfung aufgeben solle. Beynahe mit Leidenschaftlichkeit wird ausgeführt: es sey dem geschicktesten Lehrer nicht möglich, unvorbereitet zu prüfen, und die Zumuthung sey ungerecht, weil nicht der Lehrer, sondern der Schüler geprüft werden solle, und weil kein anderer Staatsdiener eine solche immer wiederholte Prüfung ausstehen müsse. — Das Letzte ist ganz unrichtig, indem bey den meisten Geschäftsmännern die Prüfung eigentlich nie aufhört. Jede einzelne Arbeit ist eine Prüfung, denn sie wird unmittelbar durch viele Augen geprüft. Übrigens muss der Schullehrer, wenn er die Wichtigkeit seines Amtes selbst kennt, selbst nöthig finden, dass es mit Männern, von welchen die Ausbildung und das Wohl künftiger Geschlechter abhängt, genauer genommen werde, als mit allen anderen Staatsdienern, welche oft für eine nach Raum und Zahl sehr beschränkte Gegenwart arbeiten. Das erste scheint ein blosser Missverstand zu seyn. Keine Stimme untersteht sich, für den Betrug und das Possenspiel zu sprechen, dass man die Schüler auf die öffentliche Prüfung vorbereiten, dass man ihnen den Abschnitt, den Gegenstand, den Text der Probearbeit in Voraus wissen lassen dürfe. Der Schüler muss also bereit seyn, über jeden Theil des geendigten Cursus Rede und Antwort zu geben. Und was man vom Schüler verlangt, sollte man dem Lehrer nicht zumuthen? Der Schüler soll leichter über den Horaz, den er zum ersten Male las, antworten können, als der Lehrer, der ihn auswendig weiss, *qui totus in illis est*, fragen? Und fragen, fast nichts, als fragen soll er! Das ist eben das Elend bey den meisten Prüfungen, dass die Lehrer sich selbst lieber hören als ihre Schüler hören lassen. Dadurch geht so viel Zeit verloren. 3) *Über Schulbibliotheken* S. 39; eine kurze und gute Darstellung ihrer Nothwendigkeit, und Auffoderung an das Publicum, durch Geschenke zu der bayreuther beyzutragen, mit Bekanntmachung einiger schon erhaltener.

Es ist Schade, dass manches Gute, das diese Einladungsschrift enthält, durch ein heftiges, unfeines Absprechen verschattet wird, welches zwar der Vf. sich selbst mehrmals, aber vergebens, untersagt. Was hilft es, dass er S. 3 unten schreibt, „er wolle Anderen durch seine Bemerkungen nichts aufdringen, da alle zweckmässigen Vorschläge nicht im Tone der Anmassung abgefasst seyn dürfen"; wenn er sogleich hinzusetzt: „schon jeder Laie in der Pädagogik sehe ein, dass der *sich lächerlich mache*, welcher glaube, dass für Methode des Unterrichts Auffoderung und Vorschrift Statt finden könne." Bekanntlich können das nicht bloss Laien, sondern selbst Kleriker glauben, und vollends eine zusammengesetzte Schulanstalt möchte wohl ohne alle Vorschrift und Aufsicht über Methode übel bestehen können. Allein wenn der Trumpf vom Lächerlichmachen schon an sich unfein wäre, (und doch giebt es dergleichen fast auf allen Seiten!): so wird er noch schlimmer, indem der Vf. gleich auf der folgenden Seite nicht leugnet, dass nach seiner Meinung der Vortrag der Religion auf *allen* Schulen derselbe seyn sollte. Denn was ist das anders, als eine *Methode* empfehlen, zu ihr *auffodern*, und, wo man kann und aus Pflicht muss, sie vorschreiben?

Von einem gewissen verunglückten, sich selbst aufhebenden Rednerstile mag ein einziges Beyspiel am Eingange genug seyn. „Das häufig wiederholte Verlangen, dass die Bemerkungen, welche ein Schulmann über Gegenstände mittheilt, die innerhalb der Grenzen seines Gesichtskreises liegen, auch immer ganz neu seyn sollen, ist gewiss an sich *so schön*, dass es *Niemand* auch nur im Traume einfallen wird, dasselbe zu *tadeln*, möchte aber dessenungeachtet bey *genauerer* Ansicht nicht allemal von dem *besten Blicke* zeigen [zeugen]." Also so *schön*, dass es *Niemand tadeln* kann, und doch *oberflächlich* und *kurzsichtig*! Alles in einem Satze!

Über die Druckerey nur noch die einzige Bemerkung, dass in der aus einander gerückten Schrift das anstatt des *ss* z. B. in *Blössen* auf gut abcbuchmässig gebrauchte wirkliche *Sz* z. B. *Blöszen* äusserst widrig ist. Z.

Schöne Künste. 1) *Lübeck*, b. Niemann und Comp.: *Denkwürdigkeiten der Stephanie Louise* von *Bourbon Conti*. Aus dem Franz. von *F. A. U.* Erster Theil. 1809. 408 S. 8. (1 Rthlr. 16 Gr.)

2) *Breslau*, b. Korn: *Vaterlandsopfer* in romantisch-tragischen Darstellungen von *Friedrich August Wenzel*. 1809. 276 S. 8. (1 Rthlr.)

Das Original von No. 1 wird dadurch besonders merkwürdig, dass es den Stoff zu *Goethe's Eugenie* gegeben zu haben scheint, einem Werke, dessen hohe, in Rücksicht der poetischen Diction ganz einzige, Vollendung bisher noch viel zu wenig öffentlich erwähnt worden ist. An sich haben diese Denkwürdigkeiten ihres höchstweitschweifigen, zuweilen gar confusen Vortrages wegen viel Beschwerliches für den aufmerksamen Leser. Wenn man aber auch das Meiste in dem Buche einigemal zu lesen bekommt, und dazu in der Kinderstube der Heldin ungebührlich lange verweilen muss: so ist doch das Ganze durch den Ausdruck der Wahrheit anziehend, und manche Stelle sogar recht bedeutend.

Die Übersetzung kann man von der Nachlässigkeit nicht ganz freysprechen, wiewohl ein grosser Theil der Worte und Wendungen, welche an diesem Fehler leiden, auf die Rechnung der im Buche befindlichen Originalbriefe kommt, denen man es nur allzusehr ansieht, dass sie niemals für den Druck bestimmt gewesen sind.

N. 2 enthält fünf zum Theil sehr sentimental gehaltene Geschichten, die zuweilen rasch, zuweilen langsam und unbeholfen vorwärts gehen. Die Kriegsereignisse sind dabey benutzt; doch ist diesen nicht immer die interessante Seite abgewonnen. X.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 28 SEPTEMBER, 1810.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

SULZBACH, in der Seidelschen Kunst- und Buchhandlung: *Systematische Anleitung zur Theorie und Praxis der Mnemonik, nebst den Grundlinien zur Geschichte und Kritik dieser Wissenschaft*, von *J. Chr. Freyherrn von Aretin*. Mit drey Kupfertafeln (oder vielmehr Steindrücken). 1810. 49 Bog. 8. (3 Rthlr. 8 gr.)

Dieses wäre denn endlich der lange erwartete ganze Auszug aus der von Hn. *von Aretin* vorlängst angekündigten ausführlichen theoretisch-praktischen Anleitung zur Mnemonik, welche, dem hier wiederholten Versprechen zufolge, sobald als möglich erscheinen soll. Das Werk besteht aus vier Büchern, welche (das vierte ausgenommen) ihre besonderen Seitenzahlen haben; nämlich: *I. Theorie der Mnemonik*, auf 32 Seiten; *II Praxis der Mnemonik* (168 S.); *III. Geschichte der Mnemonik; IV. Kritik der Mnemonik;* (die beiden letzten zusammen auf 560 Seiten). Voran steht ein gemeinschaftlicher Vorbericht.

I Buch. *Theorie der Mnemonik.* Dieses erste Buch ist durchaus nichts anderes, als die in dieser Allg. Lit. Zeitung (1809. No. 290) vom Rec. bereits angezeigte *kurzgefasste Theorie der Mnemonik*, welche mit Weglassung des ehemaligen Haupttitels hier einen blossen Schmutztitel bekommen, die alte Vorr. aber von 1805 behalten hat. Rec. erwähnt hier bloss des dem ganzen Werke vorausgeschickten Vorberichts, in welchem Hr. *v. A.*, nachdem er sich gegen einige ungerechte Urtheile und Vorwürfe verantwortet hat, zu eben dieser Theorie einen wesentlichen Nachtrag giebt, zu welchem ihn „der verehrungswürdige Philosoph" *Jacobi*, und ihr gemeinschaftlicher Freund, *Marcus Waller*, Adjunct bey der bayerischen Akademie der Wissenschaften, durch ihre scharfsinnigen Bemerkungen veranlassten. In seiner kurzgefassten Theorie hatte nämlich der Vf. als Grundbegriff oder Object der Mnemonik das *Erinnerungsvermögen* angegeben: jetzt scheint ihm besser, dass *das Gedächtniss* als Grundbegriff oder Object vorangestellt werde. Denn da die Mnemonik die Gesetze eines besonderen Vermögens, welches wir an unserer Seele *in geschlossenem Inbegriffe* zusammen wahrnehmen, stellen soll; die umfassende Bezeichnung alles dessen also, was zu dieser besonderen Eigenschaft oder Thätigkeit der Seele gehört, durch einen höchsten Grundbegriff, das Erste ist, wodurch die Mnem. ihr eigenes Gebiet bestimmt; dieser Grundbegriff aber in dem Vermögen besteht, einmal aufgenommene Vorstellungen so im Gemüthe zu bewahren, dass sie in der Folge, nachdem sie schon aus dem Bewusstseyn verschwunden, wieder zum Bewusstseyn gebracht werden können: so nimmt nunmehr Hr. *von Aretin*, zufolge der *jacobi-wallerschen* Bemerkungen, für dieses Vermögen die Benennung *Gedächtniss* in einer weiteren Ausdehnung an, nach welcher dieses Wort die ganze psychologische Erscheinung, die das Object der Mnemonik ist, umfasst. So werden Auffassung, Aufbewahrung und Wiederhervorbringung, worauf sich alles Mnemonische bezieht, in jenem Begriffe zu einem Ganzen verbunden, welches eben alles Wesentliche derjenigen Eigenschaft unserer Seele enthält, deren Gesetze die Mnemonik aufstellt. *Erinnerung* (bemerkt der Vf.), als eine Thätigkeitsäusserung des Gedächtnisses mit der besonderen Nebenbestimmung des Wiedererkennens ehemals gehabter Vorstellungen, eigne sich (da doch wenigstens manchmal, wenn auch nur höchst selten, nach Gesetzen des Gedächtnisses eine ehemalige Vorstellung ohne Wiedererkennung in uns wieder zum Bewusstseyn kommen könne) nicht so gut als *Gedächtniss* zum Ausdrucke für den Grundbegriff der Mnemonik, weil das Wort *Erinnerung* eine dem Grundvermögen nicht schlechthin nothwendige Bestimmung bezeichne. Durch Erinnerungs- und Einbildungs-Kraft werde man sich zwar des Gedächtnisses allein *bewusst*, oder vielmehr, man erschliesse es daraus: in der Reihe der Begriffe aber stehe das Gedächtniss höher. Nehme man ferner Erinnerung allein als eigentliches Object der Mnemonik an: so zerreisse man das Gebiet der letzteren unnatürlich, ohne ihre Gesetze zu einem zusammenhängenden Ganzen verbinden zu können. Denn da auf solche Weise die Gesetze des Auffassens und Einprägens ausserhalb der Grenze der Mn. fallen, und dieser nur die der Reproduction gehabter Vorstellungen angehören würden; der praktische Theil der mnemonischen Wissenschaft aber gerade darin bestehe, dass sie uns lehre, *wie* wir auffassen, einprägen sollen, um wieder hervorrufen zu können: so müsse man den oben gegebenen Begriff des Gedächtnisses (nach welchem es das Auffassen, Aufbewahren und Wiederhervorbringen der Vorstellungen begreift) voranstellen, wodurch man in den Stand gesetzt werde, alle mnemonischen Gesetze, von der Auffassung bis zur Wiederhervorbringung, harmonisch und leicht zu einem geschlossenen Ganzen zu verbinden. — Dem gemäss wird die *ausführliche* Theorie der Mnemonik in Verglei-

chung mit der *kurzgefassten* dereinst ihre Modificationen erhalten müssen.

II Buch. *Praxis der Mnemonik.* Es würde unmöglich seyn, durch eine kurze Darstellung, wie sie der Raum dieser Blätter gestattet, dem Leser von dem ganzen Inhalte dieser Praxis einen deutlichen Begriff zu geben, zumal da der Vf. bey Abhandlung der einzelnen Gegenstände eine Menge von vorgeschlagnen oder sonst möglichen Methoden, unter denen man die Wahl hat, anführt, worauf er diejenige oder diejenigen, welcher oder welchen er selbst den Vorzug giebt, näher beschreibt. Rec., dem es geschienen hat, als fände sich schon in diesem zweyten Buche sehr Vieles, was nicht in einen Auszug gehört, wird hauptsächlich dasjenige ausheben, was Hn. *von Aretin* eigen ist, und als das von ihm gebilligte Verfahren dargestellt wird. Übrigens dürfte das Aufzählen so mancher Methoden der klaren Ansicht des Lesers hinderlich seyn; und Rec. ist geneigt, zu vermuthen, dass diejenigen, welche durch das Studium dieser Praxis sich etwa erst mit der Mnemonik bekannt zu machen gedenken, sich der Regel nach in ihrer Erwartung getäuscht glauben, und die Erlernung der Mn. für schwieriger halten werden, als sie in der That ist. Niemand aber wird die Reichhaltigkeit der hier gegebenen Ansichten verkennen; man wird und muss den Scharfsinn bewundern, womit der Vf. der Aufgabe nachgedacht und die Methoden seiner zahlreichen Vorgänger prüfend verfolgt hat. Diese Praxis der Mnemonik zerfällt in sechs Capitel; zum ersten gehört ein mathematischer Anhang. — I Capitel, von den *Stoffbildern* (*imaginibus*). Hier wird in 15 §§. gehandelt von sinnlichen und übersinnlichen Gegenständen, unverständlichen Wörtern, Zahlen, Buchstaben, Tönen; worauf zuletzt allgemeine Regeln für die Stoffbilder folgen. Da sinnliche Gegenstände nicht erst in Bilder verwandelt zu werden brauchen, wohl aber übersinnliche (wiewohl man über die Art des Verfahrens dabey wegen der so verschiedenen Ansicht dieser Gegenstände keine Regeln geben könne): so räth der Vf. solchen Personen, die nicht erfinderisch in Symbolen für Abstracta sind, sich mit der Symbolik und Hieroglyphik vermittelst fleissiges Durchblätterns der Werke von Jamblichus, Horapollo, Pierius, Valerianus, Caussinus u. A. bekannt zu machen. (Rec. fürchtet, dieses werde nicht viel helfen. Wer sich hier nicht selbst schnell zu rathen weiss, dürfte wohl in der Mn. schwerlich grosse Fortschritte machen.) Komme es darauf an, wissenschaftliche Sätze zu merken: so sey es hinlänglich, den inneren Zusammenhang zu behalten, wozu man keiner Bilder bedürfe. Vom *Behalten einzelner Wörter*, die man entweder nicht versteht, oder die sich durchaus in kein sinnliches Bild verwandeln lassen. Hier wird diejenige Methode für die leichteste erklärt, nach welcher man die Sylben der schweren Wörter zu Anfangssylben solcher Wörter macht, die leicht in Bilder verwandelt werden können, und sich also z. B. das Wort *Mnemonik* durch die Bilder der MNEmosyne (der Mutter der Musen), MOzarts, und irgend eines NIKlas einprägt. Andere Methoden hält der Vf. mit Recht für zu weitläuftig und schwierig. Wenn er aber die gewöhnliche, nach welcher man, dem *Klange* des Worts folgend, sich das zu merkende Wort vermittelst eines ähnlich klingenden bekannten Wortes einprägt, für unsicher hält, und nur da zulässt, wo das unverständliche Wort oder *nomen proprium* zugleich durch das Bild eines gleichklingenden und gleichgeschriebenen Wortes (z. B. *Lauterbach*, *Falkenstein*, *Feuerbach*) gemerkt werden kann: so stimmt ihm Rec. nicht bey, welcher von Jugend auf, ohne dazu angeleitet worden zu seyn, gerade jene Methode an sich bewährt gefunden hat, die von der Natur selbst angegeben zu werden scheint, und auch vom *auctor ad Herennium* empfohlen wird. Es findet hier freylich viel Individuelles Statt, da unser Vorstellungsvermögen sich seinen freyen Spielraum vorbehält; und so würde sich Rec. das Wort *Entomologie*, wenn es ihm unbekannt wäre, zuverlässig auf jede Art leichter, als durch Zerfällung desselben in seine fünf Sylben und Verwandlung dieser in die fünf Bilder einer ENte, eines TOpasen, eines MOrasts, eines LOgis und eines GIEbels, merken. — Mit dem *Auswendigbehalten der Zahlen* hält es Hr. *v. A.* (denn die angeführten Verfahrungsarten früherer Mnemoniker können hier übergangen werden) also. Er giebt der auch von *Schenckel* angegebenen Methode den Vorzug, nach welcher die Zahlzeichen in Bilder verwandelt werden (so dass man sich also z. B. die Ziffer 1 unter dem Bilde einer Lanze, eines Leuchters, einer Säule, eines Thurms; die Zahl 2 unter dem Bilde eines Blitzes, einer Ente, einer Schlange, eines Schwans u. s. w. vorstellt); doch führt er sie auch in Absicht auf ihre Anwendung bey *zusammengesetzten* Zahlen, d. i. solchen, die aus mehreren Ziffern bestehen, aus, was von *Schenckel* unterlassen ist. Hier kommt es, sagt Hr. *v. A.* (welcher die Methode, nach welcher man sich *bloss* die Figuren der Zahlen einprägt, als äusserst schwierig und verwickelt missbilliget,) darauf an, entweder den *Realwerth* jeder Ziffer (212 = 200, 10, 2) dadurch zu merken, dass man ihn in Bilder verwandelt, über welche Operation mehrere sinnreiche Methoden angegeben werden, die ohne grosse Weitläuftigkeit keines Auszugs fähig sind, und aus dem Buche selbst ersehen werden müssen (zu einer derselben gehört ein dem Text nicht ganz entsprechender Steindruck); oder sich die *Stellung* der Ziffern zu merken, worüber ebenfalls mehrere Verfahrungsarten ausgeführt sind, welche eben so wenig in der Kürze dargestellt werden können. Um indessen dem Leser von dem durch Hr. *v. A.* ersonnenen Verfahren, sich für die Zahlen bis 1000 für den chronologischen und diplomatischen Gebrauch mnemonische Bilder zu merken, einen Begriff zu geben, möge hier zur Probe diejenige Methode mitgetheilt werden, welche er zum gewöhnlichen Behuf für die kürzeste und leichteste erklärt, wobey jedoch vorausgesetzt wird, dass von keinen Zahlen die Rede sey, die mehr als vier Ziffern enthalten. Nach dieser Anleitung giebt man je-

der Ziffer von 1 bis 0 vier Bilder, welche, da überhaupt nur vierzig erfoderlich sind, sich leicht einprägen lassen. Also z. B. (Rec. hat hier Einiges verändern und ergänzen zu müssen geglaubt)

1. Lanze. Leuchter. Säule. Thurm.
2. Blitz. Ente. Schlange. Schwan.
3. Dreyeck. Dreyfufs. Galgen. Kleeblatt.
4. Buch. Quadrupes. Tisch. Wagen.
5. Fufs. Hand. Pentagon. Pentateuch.
6. Hexagon. Sitzender. Schnecke. Schweif.
7. Beil. Sense. Sichel. Winkel.
8. Bretzel. Brille. Kelch. Sanduhr.
9. Horn. Krummstab. Pfanne. Schnörkel.
0. Billardkugel. Ey. Ring. Weltkugel.

Steht die zu bezeichnende, oder in ein Bild zu verwandelnde Ziffer in der ersten Stelle zur Linken: so erhält sie das *erste* ihr zugetheilte Bild; steht sie in der zweyten: das zweyte u. s. w. Z. B. 1648 = Lanze. Sitzender. Tisch. Sanduhr. 1810 = Lanze. Brille. Säule. Weltkugel u. s. f. — Vom *Merken einzelner Buchstaben* (z. B. der Buchstaben einer räthselhaften Aufschrift; der einzelnen in einem sonst unleserlichen Worte eines Mscpts. leserlichen Buchstaben; der Buchstaben eigener Namen, die uns nicht zu Gebote stehen wollen; und überhaupt bey unverständlichen Wörtern) findet man nichts Eigenthümliches; die Buchstaben werden in Bilder verwandelt, die ihrer Gestalt entsprechen, zu welchem Ende ein Steindruck beygefügt ist. — Eigen ist Hn. *v. A.* die dem Rec. fast überflüssig scheinende Anweisung, wie man zu merkende *Töne* in Bilder zu verwandeln habe: man bediene sich, räth er, zur Bezeichnung dieser Töne *der Buchstabenbilder der Scala* (c d e f g a h), für die Erhöhungen (#) gebrauche man gröfsere, für die Erniedrigungen (b) kleinere Bilder als die gewöhnlichen. Auf diese Weise dürften jedoch nur Töne einer und eben derselben Octave gemerkt werden können, und die angegebene Bezeichnungsart möchte, wo diess der Fall nicht ist, unzulänglich seyn. Es folgen nun noch allgemeine Regeln für die *Auswahl* und *mnemonische Behandlung der Stoffbilder;* auch gehört zu diesem ersten Capitel der *mathematische Anhang*, welcher eine ausführliche Darstellung der Vortheile und merkwürdigen Eigenschaften des enneadischen Progressionssystems auf 28 Seiten enthält, wozu noch 21 Tabellen gehören, die irriger Weise nach Seite 118 gesetzt worden sind, da sie doch am Ende des Anhangs hätten stehen sollen. Dieser Anhang, welcher übrigens merkwürdige Ansichten enthält, eignete sich nicht zur Aufnahme in diesen Auszug, und da er eine, mit dem Buche selbst nicht nothwendig zusammenhängende Zugabe ist: so glaubt Rec. die Beurtheilung desselben, so wie besonders der vom Vf. aus seiner Ansicht für Naturphilosophie und Musik gezogenen originellen Folgerungen, Anderen überlassen zu müssen. — — II Capitel. Von den *Ordnungsbildern* (*locis*), deren Zweck ist, uns eine Anzahl von Gegenständen *in einer bestimmten Folgereihe* einzuprägen, und deren wir also nur dann bedürfen, wenn wir die Aufeinanderfolge gewisser Stoffbilder behalten wollen, in welchem Falle wir durch *Verknüpfung der Stoffbilder mit den Ordnungsbildern* (*Lociren der Bilder*) in den Stand gesetzt werden, nicht nur anzugeben, den *wievielsten* Platz in der ganzen Reihe jedes einzelne Stoffbild habe, sondern auch zu bestimmen, *was für ein Gegenstand* in diesem oder jenem Reihenplatze locirt sey. So können, wenn die Zahl der Stoffbilder *geringe* ist (etwa 4, 5, 7, 9, 10, 12, 24) die personificirten vier Jahrszeiten oder Alter, die fünf Erdtheile, die sieben Planeten oder Metalle, die neun Musen, die zehn Ziffern, die zwölf Himmelszeichen oder Monate, die vier und zwanzig Buchstaben u. s. f., als Ordnungsbilder dienen, und man kann daher, um das unbekannte Wort *Entomologie* zu merken, die fünf *Stoffbilder* desselben (Ente, Topas, Morast, Logis und Giebel) nach Europa, Asien, Afrika, Amerika und Australien lociren, wenn man sich nicht dazu lieber der fünf ersten Musen, Ziffern, Buchstaben u. s. w. bedienen will. Ist aber die Zahl der in bestimmter Ordnung zu merkenden Stoffbilder *beträchtlich:* so sind ganz andere Ordnungsbilder vonnöthen, deren Wahl übrigens Jedem am besten selbst überlassen bleibt. Nachdem Hr. *v. A.* die Hauptregeln angegeben hat, die in Ansehung der Ordnungsbilder zu beobachten sind, beurtheilt er zuerst die von den älteren Mnemonikern angegebene Methode, zufolge welcher man sich die Zimmer eines Hauses vorstellt, und jede Wand jedes Zimmers in 5 Plätze abtheilt, in welche man die Stoffbilder locirt. Diese fingirten Wandplätze mag der Vf. Niemanden empfehlen, der sich mit dauerhaftem Erfolge der Mnemonik befleissigen will; er billigt jedoch die dabey zum Grunde liegende Hauptidee (die Eintheilung in Häuser, Zimmer und Wände) unter der Voraussetzung, dass man statt *fingirter wirkliche* Wandplätze annehme: unter welcher Bedingung er diese Methode besonders für Kinder sehr anwendbar hält, denen man zu solchem Behuf leicht einige Zimmer von Pappe machen lassen könne. (Vielen möchte es scheinen, als werde diese Methode von Hr. *v. A.* bey weitem nicht genug gewürdigt.) — Für die leichtesten Ordnungsbilder erklärt er die *Zahlenbilder*, weil sie zugleich, was der Zweck der Ordnungsbilder ist, die Reihe der Stoffbilder anzeigen, und auch alle sonst erfoderlichen Eigenschaften haben. Am besten wählt man dann nach Hn. *v. A.* solche Bilder, welche mit der Figur der Ziffer Ähnlichkeit haben, zu welchem Ende ein die Ordnungsbilder von 1 — 100 darstellender Steindruck beygefügt ist. Hat man bis 1000 Ordnungsbilder nöthig: so soll man sich dennoch mit den Bildern der Ziffern von 1 — 100 begnügen, und jedes Hundert entweder durch eigene Rubriken, oder durch eigene Anfangsbuchstaben auszeichnen. (Rec. bekennt, dieses nicht ganz zu verstehen, und vermuthet, dass es anderen Lesern eben so ergehen werde. Die *Benennungen* der Bilder zwischen 1 — 100 sollen z. B. mit A oder B anfangen, und doch sollen diese Bilder mit den *Figuren* der Ziffern Ähnlichkeit haben. Wie läfst sich beides vereinigen? Auf der beygefügten Figur besteht das Bild der Zahl *Sechs* in einer *Pfanne*, deren Stiel nach oben gekehrt ist; die Benennung dieses Bilde

soll aber, weil es zwischen 1 — 100 liegt, mit einem A oder B anfangen: wie ist dieses zu verstehen? Eben dieses Bild soll, wenn es 506 bedeutet, eine mit M oder N anfangende Benennung erhalten. Aber wie? Es wäre zu wünschen, dass Hr. *v. Aretin* sein Verfahren etwas deutlicher dargelegt haben möchte). Auf den Fall jedoch, dass man diese Methode etwas zu spielend finden sollte, räth der Vf., sich solcher Bilder zu bedienen, die in sich selbst schon ein Zahlenschema führen; die alphabetische Ordnung, welche ein Zahlenschema enthalte, gebe bey den Ordnungsbildern die leichteste Methode an die Hand, welche zwar schon von *Celtes, Döbel* und *Wiedemann*, nur verkehrt, angewandt, und von *Kästner* zwar dunkel geahnet, aber nicht ausgeführt sey. Hr. *v. A.* entwickelt sie umständlich, und da es sein Verdienst ist, sie brauchbar gemacht zu haben: so will es Rec. versuchen, dem Leser davon einen Begriff zu geben. Hr. *v. A.* nimmt die 20 nöthigsten Buchstaben des Alphabets (A B C D E F G H I L M N O P R S T U W Z) als Anfangsbuchstaben gewisser Wörter, und verbindet damit nach der Reihe die 5 Vocale und die 5 Diphthongen ae, ei, ie oe, ü, welche in den Wörtern, wovon die 20 Capitalbuchstaben den Anfang machen, vorkommen müssen. Daraus entsteht ein Schema, wovon der Anfang hier mitgetheilt werde:

	a	e	i	o	u	ae	ei	ie	oe	ü
A	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10
B	11	12	13	14	15	16	17	18	19	20
C	21	22	23	24	25	26	27	28	29	30

Auf diese Weise erhält man durch das ganze Alphabet 200 Wörter, deren Bilder eben so viele Ordnungsbilder geben. Man sieht, dass sonach alle 10 Wörter, die sich mit A anfangen, Einheiten, die 10 folgenden, deren Anfangsbuchstabe B ist, Zehner u. s. f. bezeichnen sollen, so dass man bloss zu wissen braucht, der wievielste Buchstabe in der ersten verticalen Reihe jeder Anfangsbuchstabe des Worts ist, und welcher Vocal oder Diphthong damit in dem Worte verbunden ist, um zugleich zu wissen, welchen Platz das Wort unter den 200 Wörtern einnimmt. Die Vocale und Diphthongen a — ü entsprechen den Einheiten; und zwar den Einheiten der ersten Dekade, wenn das Wort, in dem sie vorkommen, mit A, der zweyten, wenn es mit B, der eilften, wenn es mit M anfängt u. s. w. So ist es begreiflich, dass Caesar die Zahl 26, Feder 52, Wieland 188, Kümmel 170 bedeuten müsse. Es kommt nun darauf an, solche Wörter zu wählen, deren Bilder uns sehr bekannt und geläufig seyn müssen, worüber gute Rathschläge ertheilt werden; auch ist zur Probe eine Tabelle beygefügt. Braucht man *recht viele* Ordnungsbilder: so kann man, räth Hr. *v. A.*, mit dem alphabetischen Typus, dessen Wörter Namen sind, z. B. das sogenannte *Jeu de l'Alphabet* verbinden, um ihre Anzahl bis auf 1000 zu steigern, wenn man nur merkt, dass in der Formel: „*ma bien-aimée se nomme Agnès, je l'aime avare, je la nourris d'asperget, je l'ai prise à miens, et je la quitterai à Aix-la-Chapelle*" der Name = 1, die Eigenschaft = 2, die Nahrung = 3, der Ankunftsort = 4 und der Abschiedsort = 5 ist. — Diese sinnreiche Methode mag allerdings für denjenigen, der sich recht damit bekannt gemacht hat, von bedeutendem Nutzen seyn. Ähnliche noch ausserdem im Buche angegebene Methoden übergeht Rec., um nicht zu weitläuftig zu werden. Sie zeugen sämmtlich von grosser Combinationsgabe, wie jeder Leser ohne Zweifel finden wird. — — III Cap. *Von der Verbindung der Stoffbilder mit den Ordnungsbildern.* Ganz kurz. So wie nach der *schenckelschen* Methode *das Anheften eines Stoffbildes an einen gewissen Platz der Wand* das Verbindungsmittel ist: so ist es nach der Weise des Hn. *v. A. diejenige Handlung, wodurch er eine ihm bekannte Person mit einem gegebenen Gegenstande in Verbindung setzt.* Rec. weiss bey diesem Capitel nichts zu erinnern, ausser zu der zweyten Regel, „dass die den Personen beygelegten Handlungen ihnen so natürlich und angemessen seyn müssen, dass sie sich dem Gedächtnisse willig einprägen lassen," dieses, dass doch zuweilen gerade der Contrast der Person mit der ihr beygelegten Handlung das Behalten erleichtern dürfte. — — IV Cap. *Art des Unterrichts in der Mnemonik.* Sehr brauchbar und anwendbar auf jede mnemonische Methode. — — V Cap. *Beyspiele und Belehrungen über die Anwendung der mnemonischen Methode des Hn. v. A. auf verschiedene Wissenschaften, Künste und Geschäfte.* Nach vorausgeschickter sehr richtiger Erinnerung, „man müsse es sich zur Vorschrift machen, nur solche Dinge *vermittelst der Methode* zu memoriren, die man ausserdem gar nicht, oder wenigstens nicht in der gehörigen Ordnung merken kann, weil in allen anderen Fällen das natürliche Gedächtniss eben so sicher, und leichter, als die Methode, helfe," giebt Hr. *v. A.* Beyspiele über verschiedene im weitläuftigen Gebiete der Wissenschaften vorkommende Fälle, in welchen man von der Methode mit dem besten Erfolge Gebrauch machen könne. Diese muss man im Buche selbst nachlesen; das Meiste ist hier nur sehr kurz angedeutet, und soll im grösseren Werke weitläuftiger ausgeführt werden. Am längsten verweilt der Vf. bey der Anwendung der mnemonischen Regeln auf diplomatische Geschäfte. Diesen Abschnitt wird man nicht ohne Vergnügen und Interesse lesen. Es wird darin aus einander gesetzt, wie man vormals zu Paris beym Ministerium der auswärtigen Geschäfte die zu bemerkenden Gegenstände durch Bilder oder äussere Zeichen ausgedrückt habe; und wie man sich sogenannter mnemonischer Couriere bedienen könne, welche ihre Depeschen, ohne sie selbst zu verstehen, mündlich überbringen. Zum Beschluss ganz kurz: *Anwendung der Mnemonik auf encyklopädische Übersicht der gesammten Kenntnisse.* Diese letztere Anwendung hält Rec. für eine der allerbrauchbarsten und nützlichsten.

(*Der Beschluss folgt.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 29 SEPTEMBER 1810.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Sulzbach, in der feidelfchen Kunft- und Buch-Handlung: *Syftematifche Anleitung zur Theorie und Praxis der Mnemonik,* — von *J. Chr. Freyh. von Aretin* u. f. w.

(*Befchlufs der im vorigen Stück abgebrochenen Recenfion.*)

VI Cap. *Anwendung der Mnemonik zur gefellfchaftlichen Unterhaltung und zu Kunftstücken* (mit Würfeln, Karten) *und zu fogenannten tours de force in Abficht auf ungeheure Zahlenreihen.* Von dem mathematifchen Anhange ift oben bereits die Rede gewefen. — Diefe ganze Praxis der Mnemonik ift nach Rec. Urtheile ein fchätzbares Gefchenk, befonders für diejenigen, welche bereits Mnemoniker find, und die eigenthümlichen, von tiefem Studium zeugenden Anfichten des Hn. *v. A.* hier kennen lernen. Diefe werden zwar die Methode, an die fie fich einmal gewöhnt haben, die ihnen geläufig geworden ift, und die ihnen gerade um desswillen, zumal wenn fie überdiefs etwa durch eigenes Nachdenken darauf gefallen find, individuell leichter, als jede andere, vorkommen mufs, nicht aufgeben; aber mit Vergnügen werden fie dem Scharffinne Gerechtigkeit widerfahren laffen, womit unfer Vf. auf feinem eigenen Wege die Aufgaben der Mnemonik zu löfen verfucht hat. Demjenigen, der fich ohne mündlichen Unterricht zum Mnemoniker zu bilden gedenkt, würde Rec. das vorliegende Werk, deffen mancherley vorgefchlagene Methoden ihn wahrfcheinlich verwirren würden, weniger zum Studium anrathen: ein folcher folgt am beften nur Einer Methode, ohne fich zugleich um andere gleichfalls mögliche, vielleicht fogar vorzüglichere, zu bekümmern. Vor allen Dingen kommt es darauf an, zu wiffen, was eigentlich durch die Mnemonik bewirkt werden foll, und die Grundfätze derfelben richtig aufzufaffen. Wer damit auf dem Reinen ift, der wird bey einiger Geiftesfähigkeit um fo eher im Stande feyn, fich feine eigene Methode zu erfinden, da uns fchon die Natur, fobald wir das Bedürfnifs fühlen, ifolirte Gegenftände, oder eine Reihe von Vorftellungen in einer beftimmten Ordnung dem Gedächtnifs einzuprägen, auf mnemonifche Vorkehrungen leitet. Übrigens hat es, wie fchon bemerkt worden, dem Rec. gefchienen, als wenn auf der einen Seite Manches in diefen Auszug aufgenommen worden fey, was eigentlich für das gröfsere Werk hätte aufgefpart werden follen; auf der anderen aber Manches hätte deutlicher und ausführlicher dargeftellt werden können, wobey man fich nicht ganz befriedigt findet: doch läfst er fich auf den doch möglichen Fall, dafs vielleicht das gröfsere Werk gar nicht erfcheint, lieber jenen Überflufs, als diefen Mangel, gefallen.

III Buch. *Gefchichte der Mnemonik.* Diefer Abfchnitt, welcher bey weitem den gröfsten Theil des ganzen Werks einnimmt, mufs den Literator, der hier einen räfonnirenden Katalogen der vorzüglichften mnemonifchen, zum Theil fehr feltenen Schriften findet, äufserft fchätzbar feyn, wiewohl fich die Ausführlichkeit einiger Parthieen mit dem Begriffe eines Auszuges fchwerlich reimen läfst. Wozu die weitläuftigen Excerpte aus Garcillaffo, Acofta, Clavigero und Anderen; das Einrücken der bekannten Stellen aus dem *Auctor ad Herennium* und dem *Cicero de oratore,* und zwar nach *Gräffe's* und *Käftner's* Überfetzungen, in ihrem ganzen Umfange; die Umftändlichkeit, womit die Artikel von *Jordanus, Brunus, Schenkel, Döbel* und *Feinaigle hier* abgehandelt werden; der wörtliche Abdruck der Inhaltsanzeigen aus dem vierten Bande des *gräffe'fchen* katechetifchen Magazins, und aus der erften Ausgabe von *Käftners* Mnemonik u. f. w.? So liefet man auch nicht ohne Befremden S. 460—462 das nämliche abermals wörtlich, was man bereits in der Vorrede S. VII—IX gelefen hat. Gegen diefe übermäfsige Fülle, wofür man dem Vf. nicht Dank wiffen kann, fticht die Magerkeit anderer Parthieen, wo blofse Collectaneen mitgetheilt werden, und wovon es am Ende der Verbefferungen und Zufätze heifst: die literarifche Gefchichte der Mnemonik, befonders vom XVII und XVIII Jahrhundert, habe, um den Raum zu fparen, gröfstentheils nur fragmentarifch behandelt werden müffen, etwas feltfam ab. Diefe ganze Gefchichte der Mnemonik zerfällt übrigens in achtzehn Capitel. I. *Vom Urfprunge der Mnemonik im Orient.* II. *Sagen über die Erfindung der Mnemonik in Griechenland.* (Das in diefen Blättern 1806 No. 281 angezeigte *morgenftern*'fche Programm konnte Hr. *v. A.* nach S. 532 erft zu Ende Octobers 1807 vergleichen, aus welcher Stelle man, wie aus einigen anderen fieht, dafs der Druck des Werks fich fehr verzögert hat.) III. *Mnemonik des Pythagoras.* IV. *Fernere Gefchichte der Mnemonik bey den Griechen.* Bey Charmadas fcheint Hr. *v. A.* aus Plin. H. Nat. VII, 24 zu viel zu fchliefsen. Es kann nicht gefolgert werden, Charmadas habe der Meinung des Plinius nach *vor* Simonides gelebt, weil er fonft

auch drey der anderen früher genannten, Cineas, Scipio und Mithridat, vor Simonides gesetzt haben müsste. Bey Apollonius von Tyana wird in einer Note zu den bekannten Gründen, aus denen man zwey Philostrate annimmt, noch dieser *als entscheidend* hinzugefügt, dass der Vf. der *vitae Sophistarum* die Existenz und Möglichkeit der Mnemonik gänzlich leugne, während der Vf. der *vita Apollonii* vieles von der Stärke des Apollonius in der Mnemonik erzähle. Rec. bemerkt hiebey, dass der letztere bloss aus Damis referirt, und dass schon darum der angeführte Grund wohl nicht als entscheidend gelten kann, weil doch möglicher Weise der nämliche Verfasser seine Meinung von der Mnemonik geändert haben könnte. Zur Zeit des Verfassers der *vitae Sophistarum* soll, wie Hr. *v. A.* glaubt, die Mnemonik in Griechenland entweder ausser Übung gekommen, oder, was ihm wahrscheinlicher dünkt, geheim gehalten worden seyn. Manches, was Rec. bey diesem Capitel noch erinnern könnte, muss er aus Mangel an Raum übergehen. — V. *Mnemonik der Römer.* Von Quintilians Zeiten an sey die wahre Kunst schon in Verfall gerathen. — VI — VIII. *Mnemonik im vierten und fünften Jahrhundert, im Mittelalter, im vierzehnten Jahrhundert.* — IX. *Mnemonik im funfzehnten Jahrhundert.* Von der *Artificiosa memoria* des *Petrus Ravennas* (S. 170) kann Rec. dem Hn. *v. A.* noch eine Ausgabe nachweisen, welche gleich nach der von 1491 gesetzt werden müsste. Sie ist auf 10 Quartblättern gedruckt *Erffordie per wolfgangum Schenck Anno salutis Millesimoquingentesimo.* Von der Schrift des *Mattheolus Perusinus* führt Hr. *v. A.* zwar eine Ausgabe von 1498 an, doch, wie es scheint, nicht aus eigner Ansicht. Rec. hat ein Exemplar vor sich liegen, welches er, auch um *Panzer* (I. p. 26. n. 343) zu berichtigen, hier genauer bezeichnen will. Der Titel lautet: *Artis memoratiue Matheoli Perusini medicine Doctoris prestantissimi: Tractatus vtilissimus: cum nonnullis Plinij et Gordani documentis*, acht Blätter in 8, wovon das letzte leer ist. Auf der eilften Seite steht: *Explicit tractatus de memoria. D. Matheoli Perusini, medicinę doctoris famosissimi edit⁹ in Italia. Impressus a Martino Schotto, ciue Argen: quarto ydus Octobres Anno Christi. M. CCCC. LXXXXoctauo.* Darunter eine wie ein Kohlhaupt gestaltete Figur, auf deren beiden Seiten die Buchstaben M. S. — X. *Mnemonik im sechzehnten Jahrhundert.* Hier werde folgende Schrift nachgetragen, welche Rec. ebenfalls vor Augen hat: *Aureum reminiscendi memorandique perbreue opusculum mirum in modum naturali prestans memorie vberrimum suffragium. littris quoque alphabeticis ac figuris varie dispositionis ornatum quarum occasione quaelibet res memoranda facilius ac citius ad memoriam reduci potest.* Auf der Rückseite des Titels lieset man: *In laudem Artis memorie Hermanni Buschy monasteriensis Epigramma*, in acht Distichen. Dann folgt der *Tractatus de arte memoratiua* selbst auf vierzehn Seiten in 8, wovon der Schluss ist: *Aureum artis memoratiue opusculum ex diuersis doctissimorum virorum libris summa diligentia collectum peruigiliq3 cura emendatum finit feliciter. Impressum in felici ciuitate Coloniensi per honestum virum Lodowicum Renchen morantem in Nova platea in Rota. Anno virginalis partus Millesimo quingentesimo primo decima die mensis Decembris.* Angehängt sind achtzehn Seiten voll mnemonischer Figuren. Das Ganze schliesst mit einem Holzschnitte, auf dem der Heiland mit der Glorie in einer segnenden Stellung und mit einem Reichs- oder Welt-Apfel in der Linken abgebildet ist. Auf dem Titelblatt findet sich auch eine in Holz geschnittene Vignette, welche die h. drey Könige vorstellt, von welchen der mittlere eine Standarte mit dem cölnischen Stadtwappen trägt. Am Ende des Schaffts ist noch ein Wappenschild angebracht, der unter anderen die Buchstaben l r enthält. Von *Jo. Paëpp Galbaicus*, der *Schenckels* wegen in diesem Jahrhundert mit vorkommt, weiss auch Hr. *v. A.* nichts Genaueres anzuführen. — XI. *Mnemonik im siebenzehnten Jahrhundert.* Rec. findet folgende Schrift nicht angeführt: *Compendium Memoriae artificialis omnibus concionatoribus apprimè vtile. Auctore Petro IUVERNAI, presbytero Parisino. Tantùm scimus quantùm memoria tenemus. Parisiis apud Petrum Le-Mur, in aula magni Palatii. M. DC. XXXVI.* 12 Blätter kleinen Formats in 8, obgleich immer 4 Blätter eine neue Signatur haben. — XII. *Mnemonik im achtzehnten Jahrhundert.* Von Grey's Schrift hat Rec. die seines Wissens neueste achte Ausgabe vor sich, welche betitelt ist: *Dr. R. Grey's Memoria technica, or method of artificial memory, applied to and exemplified in Chronology, History, Geography, Astronomy, also Jewish, Grecian and Roman coins, weights, measures etc. to which are subjoined Lowe's Mnemonics delineated in various branches of Litterature et science. London, printed for W. Lowndes, 88. Bedford street,* 1805. 203 Seiten in 12, sehr elegant gedruckt. Hr. *v. A.* irrt, wenn er S. 443 sagt, Grey's Methode, die Rec. übrigens keinesweges anpreisen mag, beziehe sich *bloss* auf Zahlen. Gleich zu Anfange des Buchs heisst es: „*the principal part of this method is briefly this: to remember any thing in history, chronology, geography, etc. a word is formed, the beginning where of being the first syllable or syllables of the thing sought, does, by frequent repetition, of course draw after it the latter part, which is so contrived as to give the answer.*" Die sogenannten *memorial lines* sind allemal Hexameter. — XIII. *Mnemonik im neunzehnten Jahrhundert.* Von seinen eigenen Bemühungen giebt hier der Vf. unter anderen umständliche Nachricht. — XIV. *Nachrichten von Personen, die ihr Gedächtniss auf eine erstaunenswürdige Art vervollkommnet haben.* — XV. *Praktische Schriften.* — XVI. *Schriften, die verwandten Inhalts sind, und Schriften vom Gedächtniss überhaupt.* — XVII. *Ähnliche, oder mit ähnlichen Titeln versehene, aber nicht hieher gehörige Schriften.* — XVIII. *Geschichte der Vergessungswissenschaft.*

IV Buch. *Kritik der Mnemonik*, enthaltend die Grundsätze über die rechte Anwendung dieser Wissenschaft, und eine Prüfung der Einwürfe gegen des Vfs. Methode, welche treffend beantwortet werden.

Dieses vierte Buch besteht aus vier Capiteln: I. *Nutzen u. richtige Anwendung der Mnemonik sowohl überhaupt, als nach Hn. v. A. Methode insbesondere.* — II. *Zusammenhang der Mnemonik mit anderen Wissenschaften und Künsten.* — III. *Verzeichniss einiger Schriftsteller, die über die Mnemonik geurtheilt haben.* — IV. *Untersuchung der Einwürfe gegen die Mnemonik.*

Auf die Correctur dieses sonst ansehnlich gedruckten Buchs ist nicht die gehörige Sorgfalt gewendet worden. XXI.

Lübeck, b. Niemann u. Comp.: *Der Nationen Fall.* Ein Spiegel für Herrscher und Beherrschte. Von *F. Herrmann.* 1809. 244 S. 8. (1 Thlr. 4 gr.)

Gross und schön ist der Eifer, womit der Vf. die Völker unserer Zeit, vorzüglich das deutsche Publicum, anspricht. Sein reger und frischer Enthusiasmus für das Gute und Wahre gewinnt ihm das Herz seines Lesers, mitergriffen von der Thätigkeit eines weiten Gemüths, das, unter den Bleyschlacken der Gegenwart, noch nach Silberminen zu graben im Stande ist. Doch fehlt es seinen Ideen an Reife, und er verliert oft die Bahn in den Schluchten der Metaphysik. In einer Einleitung verspricht er eine Zusammenstellung der Fehler, welche die Unabhängigkeit der Völker Europens zernichtet haben, vorzunehmen; diese giebt also den Hauptinhalt seines Buches ab. Gleich auf der ersten Seite finden wir folgende höchst befremdende Äusserung: „Der erhaben Gesinnte hat nur sich im Auge; weil er im Strome nicht untergehen will, darum ist er auf seiner Huth, dass er nicht von ihm fortgerissen werde. Sein Wirken ist negativ. Was Andere vornehmen oder leiden mögen, ist ihm gleichgültig; es ist ihm lediglich um die Bewahrung seines Selbst zu thun. Er mag eben so wenig Andere bestimmen, als er von Anderen bestimmt seyn will." Wo ist das Erhabene an diesem schändlichen Egoisten? Man denke alle Männer der alten Geschichte besonders durch, denen man einen erhabenen Charakter zuschreibt. Dachten sie an sich oder an Andere? Erhaben, schreckhaft erhaben war die That des ersten Brutus, der seine Söhne wegen ihrer Verrätherey gegen Rom zum Tode verurtheilte. Wie leicht hätte er sie erhalten, wenn er nur sich im Auge gehabt hätte! Welch ein Wicht muss der Niedrige seyn, dem die Handlungen und Leiden seiner Mitmenschen gleichgültig sind, damit er lediglich sein Selbst bewahre! Sein Selbst, das Niemanden zu Statten kommt, und dem Eigner zur Last fallen muss, weil kein Anderer es ihm tragen hilft! Nein; ein solcher Elender verdient auf eine andere Art erhoben, oder nach *Swift*, mit einem Schub vor den H—, aus der Schöpfung gestossen zu werden. „Aber, fährt Hr. *H.* fort, es könnte dem Menschen auch wohl beyfallen, aus sich herauszutreten, und seinen Vorstellungsarten Eingang in andere Gemüther zu verschaffen." Das fiele einem nur so bey? Man machte sich einmal diesen Spass? Man wäre nicht von der Wahrheit und Nützlichkeit seiner Begriffe durchdrungen? Man hinge sie nur so auf, wie einen Schinken an einen Maybaum, um dem Gekrabbel mit zuzusehen? „Versteht er sich hiezu: so hat er leichtes Thun, wenn die Anderen ihre Freyheit willig aufgeben, um seine Begriffe und Ansichten zu den ihrigen zu machen. „Wenn sie diese Begriffe und Ansichten wahrer und wohlthätiger, als ihre bisherigen, finden: so nehmen sie sie bis zu dem Termin an, wo ihnen bessere eröffnet werden; ihre Freyheit geben sie darum nicht auf." Versteht der Vf. unter Freyheit einen Zustand, der sich nie fixirt? Eine wunderliche Freyheit, die im Nichtgebrauche der Freyheit besteht! „Wer mit Besiegung alles äusseren Widerstandes seine Freyheit zur Gebieterin des Willens der Menge macht, ist ein grosser Mensch." Die Grösse eines Gebieters der Menge ist immer von der Menge abhängig; wenn er ihr gebieten will, muss er ihren Willen studiren. Seine Freyheit ist nur scheinbar. Der freye Cäsar, der den Römern gebietet, wünscht sich nur noch das Zeichen seiner Grösse, ein Diadem. Er darf es nicht annehmen; die Menge will es nicht. Ist die gehorchende Menge nicht frey, der grosse Cäsar nicht ihr Sklav? — Nicht selten reicht uns Hr. *H.* solche taube Nüsse; dagegen hat er andere, die Kern und Saft haben. Sie dem Leser alle zu öffnen, würde endlose Arbeit seyn; wir beschränken uns auf einige Bemerkungen.

In dem ersten Aufsatze, *die Nationen* überschrieben, handelt er von der Willenlosigkeit der heutigen Völker, vom Ursprunge der Staaten, wo viele Paradoxieen unterlaufen, von den Grenzen der Herrschaft, Entstehung der Gesetze, Nationalität und anderen damit verwandten Gegenständen. Seine Ansichten sind weder rein historisch, noch rein philosophisch, sondern ein Zusammengeschmolzenes, das manche Blasen wirft. „Die Bildung der Nationen Europens, welche zeither die Opposition gegen Frankreich ausgemacht haben, ist grossen Theils nicht aus ihrem eigenen Geiste hervorgegangen. Sie haben sich das Fremde angebildet. Alles Anbilden aber ist verwerflich." Jetzt kommt er auf die französische Cultur, die er eine verführerische Circe nennt, und ihr alles Böse nachsagt, das sie verdient. „Ihr gilt der Tod mehr als das Leben, der Schein mehr als die Wahrheit. Was lebt, tödet sie; sie würgt, um mit Leichnamen spielen zu können; sie gleitet, gleich dem elektrischen Fluidum, in der Oberfläche der Wesen hin, um die Wurzeln des Lebens, das ihr ein Ärgerniss ist, nicht zu berühren." Selbst mit der Freyheit, die das reizbare Volk zu einigen kraftvollen Äusserungen erregte, hatte das Gemüth keinen innigen Bund geschlossen. Mit edlem Verdrusse geht der Vf. die Thorheit der Nationen durch, die in der Nachahmung dieser Cultur ihr Heil gesucht, und tiefe Verderbtheit dafür eingetauscht haben. Selbst die französische Sprache trifft sein gerechter Eifer. „Was soll man sagen, fragt er, wenn man eine Sprache, welcher zahllose Nasentöne eine höchst widerliche Kakophonie geben, die einen auffallenden Mangel an allgemeinen Begriffen hat, und daher das Gespräch, wenn es im Begriff ist, einen höhern Schwung zu nehmen, stets zu dem kleinlichen und ekelhaften Treiben des allerbeschränktesten Lebens herabzieht, und uns jeden Augenblick, wenn wir unserer Göttlichkeit uns freuen wollen, an den Erdenkloss erinnert, aus welchem wir gemacht sind, die im allerhöchsten Grade flach ist, die als wahrhaft todt, ehe sie lebte, die Idee

ewig in denselben Kreisen herumtreibt, wenn sie sie aufkommen läſst, den Eintritt in das Leben versagt, die sich in einer kalten Marmorglätte gefällt, und in welcher sich sehr wenig ein frommer, kindlicher, reiner Sinn, desto mehr aber durch schimmernde Wortspiele und Äquivoken der Esprit vernehmen läſst, was soll man sagen, wenn man einer solchen Sprache den Vorrang vor allen anderen giebt? War es nicht eben so unpatriotisch als unpolitisch, daſs fast alle gröſseren, und alle Miniatur-Höfe Europens sie mit Verachtung des oft so trefflichen Landesidioms zur Geschäfts- und Umgangs-Sprache machten, und ist es nicht zu beklagen, daſs dieses Unwesen noch fortdauert?" Von dem Geiste dieser Cultur hat sich in Deutschland, England und Schweden die Wissenschaft am meisten frey erhalten, auf die Kunst aber hat er hier ungleich stärker gewirkt. Die Masse des Volks ist im Ganzen unangesteckt geblieben; nur die Groſsen und Reichen sind dadurch zu Verräthern an ihrer Nation geworden. Wir müssen übergehen, was der Vf. von Aufklärung, Gemüth, Hingebung des Heiligen, Religion, Sittlichkeit, Vaterlandsliebe u. s. w. sagt, um etwas Raum für den zweyten Aufsatz, *die Staatsverfassungen*, zu gewinnen.

Es kann keine absolut beste Staatsform geben, weil jedes Volk, wenn es die Idee des bürgerlichen Lebens ausspricht, sich dabey nothwendig der Formen bedient, die ihm in seiner physischen und moralischen Stellung die geläufigsten sind. Die bisherigen Staatsformen waren veraltet. „Das deutsche Volk war durch eine Last von Formen zu Boden gedrückt worden, das Tragen derselben erschöpfte seine schönsten und edelsten Kräfte." Die Tendenz der Staatsverfassungen war ein offener oder versteckter Föderalismus, dessen Bande sie erschlaffen lieſs. Die Macht eines Reichs wird am sichersten begründet, wenn ein solches Verschmelzen in Eins vorgehen kann, daſs alle Glieder des Reichs Ein untheilbares Ganzes ausmachen; daſs durchaus nur Ein Gesetz, nur Ein Wille (nicht der Wille eines Despoten, sondern des Volks, das der Fürst repräsentirt) herrschend ist. Hier aber muſs die Natur zu Hülfe kommen, die Kunst vermag nicht viel. „Die Verschmelzung mehrerer durch Sprache, Denkart, Sitte und Genius verschiedener Völker in ein einziges, das, von einem jeden abweichend, sie doch alle in sich trägt, ist nicht räthlich, weil man dadurch viele frische, jugendliche, natürliche Leben tödtet, um ein einziges, künstliches, d. h. ein Panorama-Leben hervorzubringen; und wenn sie möglich ist, so sind doch Jahrtausende dazu erfoderlich." Der Vf. wendet seine Ideen von der Kraftlosigkeit des Föderalismus auf Spanien, Italien, Groſsbritannien, Österreich, Helvetien und Deutschland an. „Das Unglück Deutschlands war, daſs um die Zeit der Reformation eine undeutsche Dynastie auf den Kaiserthron erhoben wurde — Friedrich von Preuſsen war kein (inniger) Deutscher, er lachte über die Frömmigkeit, Unschuld, Gründlichkeit und Tiefe seiner Nation." Über die Verderblichkeit des Fürstenbundes, über die Schädlichkeit der Demarcationslinie zwischen dem nördlichen und südlichen Deutschland sagt der Vf. viel Beherzigungswerthes. Daſs es zu spät kommt, ist nicht seine Schuld. Er dringt noch immer auf Einmüthigkeit. Mit starken Strichen zeichnet er die Hinfälligkeit der Staatsformen, worin der Geist der Nationen unbeachtet gelassen wird, wo bloſs die äuſsere Gewalt alles ausrichten und vollenden soll. Auf den Vorwurf, daſs es manchen Völkern an Geist fehle, antwortet er: Es fehle selbst den Chinesen, Algierern u. dgl. nicht an Geist; weil er aber durch verhinderte Thätigkeit seit langer Zeit gewöhnt sey, mehr Eindrücke aufzunehmen als zurückzugeben, trage er die Spuren dieser langen Gewohnheit an sich. Aber hart, wie das Schicksal, ist der Ausspruch S. 199: So soll es seyn auf der Erde; der Unedle soll da seyn für den Edeln, und wer verlernt hat frey zu seyn, der ist nur noch Sache in der Hand des Freyen. — Zuletzt spricht der Vf. von den bisherigen Fehlern in der Bildung der Jugend, dringt auf eine Nationalerziehung, und sagt ein schönes warmes Wort über die Nothwendigkeit zur Unterstützung der deutschen Akademieen. Sie verdienen solche, als das vorzüglichste Bildungsmittel der Nation, deren eigenster Besitz, deren Stolz, und deren Vereinigungspunct sie sind.

Wir haben von dem Gesichtspunct und der Darstellungsart des Vfs. Proben genug geliefert, um hier mit Fug aufhören zu können. Man kann freylich nicht leugnen, daſs er mitunter ein wenig kreischt; in einem Sturme aber macht man sich mit einer dumpfen Stimme nicht verständlich. In einem zweyten Bändchen, das er bald zu liefern verspricht, soll neben anderen Gegenständen von dem verderblichen Einflusse des Adels und Lehnwesens seit Ludwig XIV gehandelt werden.

Cht.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. Ohne Verlagsanzeige: *Vorschriften zum Schönschreiben* von *Heinrich Meyer*, Lehrer an der reformirten Schule zu Braunschweig. Gestochen von *F. M. Müller* in Weimar. Ohne Jahrzahl. 13 Bl. in Querfolio. (2 Thlr.) Der Stich der hier gelieferten Vorschriften ist sehr schön, nur würde zum Gebrauch etwas stärkeres Papier bequemer gewesen seyn. Auch die lateinische Schrift ist vortrefflich, flüchtig und doch bestimmt; aber die deutsche Schrift hat in ihren starken Strichen zu wenig Gleichheit, als daſs sie dem Auge wohlthun sollte. Das in dieser Schrift gebrauchte f ist aus dem Lateinischen, mit Unrecht, herübergenommen, und das k hat zwar einen sehr flüchtigen Zug, aber kein gefälliges Ansehen. Die die Linie überschreitenden Buchstaben unterdrücken mit ihrer Stärke die bescheiden zurückbleibenden.

k.

Jena, gedruckt bey Johann Christian Gottlob Etzdorf, 1810.

Monatsregister
vom
September 1810.

I. Verzeichniss der im Monat September in der J. A. L. Z. recensirten Bücher.

(Die erste Ziffer bezeichnet die Numer, die zweyte die Seite.)

A.

Arendt Gedächtnissübungen für die jüngere Jugend 207. 456.
v. *Aretin* Bayerns grösster Umfang unter den Agilolfingern, Carolingern, Welfen und Wittelsbachern 222. 574.
— — Biographie *Napoleons* des Grossen 222. 571.
— — systematische Anleitung zur Theorie und Praxis der Mnemonik 224. 585.

B.

Batz theologische Zeitschrift. I Bd. 1—6 Heft. II Bd. 1—3 Heft 202. 412.
Baumgarten kleines Handbuch für Lehrer in Volksschulen bey den Uebungen der Schüler im Bibelaufschlagen 207. 455.
Benedict Geschichte des Scharlachfiebers, seiner Epidemie und Heilmethode 208. 457.
Bertuch Bemerkungen auf einer Reise aus Thüringen nach Wien 1805—6. 1. 2 Heft 223. 577.
Brandes über den Einfluss und die Wirkungen des Zeitgeistes auf die höheren Stände. 1. 2 Abth. 205. 433.
Buchner das Wesen und die Formen der Religion. 2 Bd. 2 Aufl. 202. 415.

C.

Cannabich Kritik der praktischen christlichen Religionslehre. 1 Th. 202. 409.
Code de Commerce, übers. von *Daniels*. 2 Aufl. 203. 423.
Code Napoléon, übersetzt von *Daniels*. 3 Aufl. 203. 423.
Commentar, ausführlicher theoretisch - praktischer, über das franz. und westphäl. Gesetzbuch des Verfahrens in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten, nach *Pigeau* bearbeitet von *Oesterley* und *Spangenberg*. 1 Th. 205. 420.
Consbruch Taschenbuch der Arzneymittellehre für praktische Aerzte und Wundärzte. 2 Aufl. 220. 559.

D.

Dähne einige Beyträge zur Aetiologie und Cur des Scharlach - oder Häutungs - Fiebers 208. 457.
Denkwürdigkeiten der *Stephanie Louise von Bourbon Conti*. Aus dem Franz. 1 Th. 223. 584.
Descôtes Grundlinien zu einer wissenschaftlichen Moral für alle Menschen 204. 431.

E.

Encyklopädie, allgemeine, für praktische Aerzte und Wundärzte. Herausgegeben von *Consbruch* und *Ebermaier*. 4 Th. 220. 559.
Ewald der erste Ungehorsam des Menschen mit seinen Folgen 222. 576.
— — Predigten über die wesentlichsten und eigenthümlichsten Lehren des Christenthums. 9. 10 Heft 222. 575.
— — Schöpfung der Erde und des Menschen 222. 576.

F.

Fickenscher Aeusserungen über Gegenstände des Schulwesens 225. 585.

G.

Gesangbuch, vollständiges, für Freymaurer. 4 Aufl. 216. 527.
Gleiz Theone. 2 Aufl. 1. 2 Bd. 216. 527.
Grellmann Lautirbuch 204. 431.

H.

Hahn der Sieg des Glaubens und des reinen Herzens über Tod und Betrübniss 221. 567.
— — die Tiefen der Gottheit 221. 567.
— — Wort und That. Ein Beytrag zur Secularfeyer des Gymnasii zu Gera 221. 567.
Hammer Livre élémentaire, pour apprendre aux enfans la langue française. 2 Ed. 203. 424.
Heim kritische Bemerkungen über Hn. *Markus* Schrift: die Natur und Behandlungsart der häutigen Bräune 219. 551.
Herbart allgemeine praktische Philosophie 204. 425.
Herrmann der Nationen Fall 226. 598.
Hesse kleine Denksprüche für die unteren Classen in Bürger- und Land - Schulen 214. 512.
Hippocratis opera, quae exstant, in Sectiones VII divisa. Ed. *Pierer*. I—III Tom. 216, 525.

K.

Kögel Zucker -, Syrup -, Arrak - und Essig - Fabrication aus Runkelrüben 219. 551.
Kunst, die, das Leben der in der Oekonomie nützlichen und unentbehrlichen Thiere zu verlängern und sie gesund zu erhalten 212. 491.

L.

Lange Welt - und Wunder - Magazin. 8 Heft 221. 567.
Lerche Elogium über die Art. 647, 648 und 701 des Gesetzbuchs Napoleons 203. 421.
Lesebuch, deutsches, für die ersten Anfänger. Vermehrte Aufl. 211. 488.
Löhr die Natur und die Menschen. 2 Auflage. 1—4 Bd. 203. 424.
— — gemeinnützige Kenntnisse. 2 Aufl. 211. 487.
Longos Daphnis und Chloe. Aus dem Griech. übersetzt durch *Krabinger* 215. 515.

Luthers kleiner Katechismus, nach dem Bedürfnisse der Zeit 214. 511.
Lux Charakteristik der Rindviehepidemie. 2 Theile 212. 495.
— — Wie ist die Rindviehpest in ihrem Entstehen untrüglich zu erkennen und zu behandeln? 212. 495.

M.

Meyer Vorschriften zum Schönschreiben 225. 599.
Moritz englische Farben- und Muster-Tabellen 219. 551.

N.

Napoleons Gesetzbuch nach seinen Abweichungen von Deutschlands gemeinem Rechte. Erläutert von *B. W.* und *F. G. Pfeiffer*. 1. 2 Bd. 205. 417.
Nasse über Aetherbildung im Allgemeinen 219. 549.

P.

Pierer bibliotheca iatrica. 1—5 Vol. 216. 525.

R.

Reich neue Aufschlüsse über die Natur und Heilung des Scharlachfiebers 208. 457.
Reise-Encyklopädie, allgemeine. 1 Bd. 1—4 Heft. 2 Bd. 5—6 Heft 225. 580.
Riem Halbjahr-Beyträge zur Oekonomie und Naturgeschichte für Landwirthe und Bienenfreunde. 2 Lieferung auf 1804. 1. 2 Lieferung auf 1805 und 1806 217. 529.
— — Oekonomische und naturhistorische Beyträge für Landwirthe und Bienenfreunde. I Bdes. 2 Th. II Bd. 1. 2 Th. III Bd. 1. 2 Th. 217. 529.
Rohlwes praktische Bemerkungen über das Einimpfen der Pocken bey den Schafen 212. 495.
Römer Anleitung, den Geschäftsgang bey den Civiltribunälen und Friedensgerichten des K. Westphalen in einer zweckmässigen Ordnung einzurichten und zu erhalten 205. 424.

S.

Sachse Versuch eines Lehrbuchs der griechischen und römischen Literargeschichte und classischen Literatur 216. 526.
Schreknisse, die, des 1 Sept. 1810 in Eisenach 221. 561.
Schuderoff Ehrenrettung der Protestanten gegen die Beschuldigungen des Morgenboten 221. 564.
v. Selbiger der goldene Stier. 2 Theil 220. 560.
v. Sponeck über den Zustand und die forstliche Behandlung desjenigen Theils des wirtembergischen Schwarzwaldes, welcher den neuenburger Forst ausmacht 218. 543.
— — — über die Beschaffenheit, Entstehung und Cultivirung der Sümpfe in Gebirgsforsten, mit vorzügl. Hinsicht auf den wirtembergischen und badischen Antheil des Schwarzwaldes 218. 544.

T.

Testamentum, novum, graece perpetua annotatione illustratum. Ed. *Koppianae* Vol. IX. compl. Epist. Cathol. Fasc. II. Contin. *Pott*. Ed. 2 216. 528.
v. Textor kurze Darstellung der höheren Analysis 220. 557.
Trommsdorff Versuch eines praktischen Handbuchs für die Queckfilberpräparate und deren Anwendung in Krankheiten 219. 547.

V.

Vater Untersuchungen über Amerika's Bevölkerung aus dem alten Continente 222. 569.
Vetterlein Plan und Ordnung der Stadtschule zu Köthen. 2 Ausg. 214. 508.
Vogel kleines Lehrbuch für Schulen, enthaltend Buchstabir-, Lese- und Schreib-Regeln u. s. w. 204. 431.
Völter der neue Landschullehrer. 2. 3 Bd. 213. 497.
— — theoretisch-praktisches Handbuch für deutsche Schullehrer und Erzieher. 1—3 Bd. 213. 497.

W.

Wenzel Vaterlandsopfer 223. 584.
Winklhofer die hierarchische Verfassung von Salzburg und Berchtesgaden 219. 552.

Z.

de Zach Tables abrégées et portatives du Soleil 220. 553.
— — Tables abrégées et portatives de la Lune 220. 553.

II. Verzeichniss der Buchhandlungen, aus deren Verlage Schriften recensirt worden.

(Die vorderen Ziffern bedeuten die Numer des Stücks, die eingeklammerten aber, wie oft ein Verleger in einem Stücke vorkommt.)

Anonyme Verleger 221. 222. 225.
Arnold in Dresden 217.
Bädecker und Kürzel in Duisburg 204.
Barth in Leipzig 202. 220.
Comptoir, literarisches, in Altenburg 216.
Craz und Gerlach in Freyberg 219.
Dankwerts in Göttingen 204.
Dieterich in Göttingen 205 (2). 216.
Engelmann in Heidelberg 204.
Ernst in Quedlinburg 219.
Etzdorf in Jena 219.
Felsecker in Nürnberg 205.
Fleischer d. J. in Leipzig 203. 211. 221.
Geistinger in Wien 222.
Göbhardt in Bamberg und Würzburg 202.
Griesshammer in Leipzig 221.
Gundermann in Hamburg 207.
Hahn, Gebrüder, in Hannover 203. 205.
Hanisch's Erben in Hildburghausen 214.
Hartknoch in Leipzig 217.
Heerbrand in Tübingen 213 (2).
Heinrichshofen in Magdeburg 207.
Hemmerde und Schwetschke in Halle 214. 216.
Hessenland in Magdeburg 212.
Hitzig in Berlin 219.
Hirsch in Bayreuth 223.
Illgen in Lobenstein 221.
Joachim in Leipzig 208.
Junius in Leipzig 212 (2).
Keil in Köln 203 (2)
Korn in Breslau 223.
Landes-Industrie-Comptoir in Weimar 221. 223.
Leichsche Buchh. in Brandenburg 212.
Maurer in Berlin 212. 216. 220.
Mayrsche Buchh. in Salzburg 219.
Meyer in Lemgo 222
Molini, Landi u. Comp. in Florenz 220 (2).
Niemann u. Comp. in Lübeck 225. 225.

Realschulbuchhandlung in Berlin 220.
Reclam in Leipzig 208.
Salfeld in Leipzig 225.
Schwickert in Leipzig 219.
Seidelsche Kunst- und Buch-Handlung in Sulzbach 224.
Steinacker in Leipzig 214. 221.
Stettin in Ulm 218 (2).
Stiller in Rostock 204.
Thomann in Landshut 202. 215.
Varrentrapp und Wenner in Frankfurt am Mayn 211.
Vogel in Leipzig 222.
Waisenhausbuchh. in Halle und Berlin 208.
Wesche in Blankenburg 204.
Wilmans in Frankfurt am Mayn 216.

III. Intelligenzblatt des September.

Ankündigungen.

Akademische Buchh. in Frankfurt an der Oder Verl. 74. 591.
Akademische Buchh. in Kiel Verl. 72. 575.
Andreäische Buchh. in Frankfurt am Mayn Verl. 70. 560.
Bädecker und Kürzel in Duisburg Verl. 70. 559.
Bibliothek der Märchen 72. 571.
Briefsteller für die elegante Welt. N. A. 72. 576.
Bureau für Literatur und Kunst in Halberstadt Verl. 67. 532.
Degen in Wien Verl. 71. 561.
Dieterich in Göttingen Verl. 67. 534.
Erzählungen, interessante, Anekdoten und Charakterzüge. 2 Bd. 70. 555.
Ettingerische Buchh. in Gotha Verl. 72. 573.
Fleischer, Benj., in Leipzig Verl. 74. 592.
Fleischer d. J. in Leipzig Verl. 74. 591.
Gädicke, Gebr., in Berlin Verl. 71. 564.
Gebhard und Körber in Frankfurt am Mayn Verl. 70. 559.
Gemälde, historische, in Erzählungen merkwürdiger Begebenheiten. 18 Bd. 70. 555.
Henisch's Erben in Hildburghausen Verl. 67. 534.
Heinrichshofen in Magdeburg Verl. 67. 536.
Heinsius in Gera Verl. 71. 564.
Heyer in Giessen Verl. 67. 536. 74. 591.
v. Hildenbrand über den ansteckenden Typhus 74. 592.
Joachims Buchh. in Leipz. Verl. 72. 576.
Kriegersche Buchh. in Marburg Verl. 73. 581.
Kupferberg in Maynz Verl. 68. 539.
Langsdorf arithmetische Abhandlungen über juristische, staats- und forstwirthschaftliche Fragen 67. 536.
Liebeskind in Leipzig Verl. 71. 561.
Majer in Weimar Geschichte der einheimischen Dynastieen Hindustans 69. 550.
Meyer in Lucern Verl. 74. 589.
Meyersche Buchh. in Lemgo Verl. 67. 533.
Montag und Weiss in Regensburg Verl. 72. 572.
Palm in Erlangen Verl. 68. 539.
Perlenschnur 72. 576.
Perthes in Gotha Verl. 69. 550. 70. 556. 71. 564. 72. 572.
Perthes in Hamburg Verl. 74. 589.
Pölitz können höhere Wesen auf den Menschen wirken? 74. 592.
Reclam in Leipzig Verl. 70. 558.
Salfeld in Berlin Verl. 67. 535. 68. 541. 542. 543.
Schneider der wohlerfahrne Mälzer und Brauer. 2 Ausg. 73. 584.
Schulbuchhandlung in Braunschweig Verl. 67. 531.
Schwan und Götz in Mannheim Verl. 67. 535. 69. 552.
Seume's Gedichte. 3 Ausg. 69. 551.
Stücke, gewählte, zur Bildung des Geschmacks aus vorzüglichen deutschen Prosaisten 72. 576.
Trachsler in Zürich Verl. 72. 575.
Ueber die beste Benutzung der deutschen Landesproducte 72. 575.
Uebersetzungsanzeige von *Apperts* Livre de tous les ménages 73. 584.
Vogel in Leipzig Verl. 69. 547. 550. 70. 557.
Vossische Buchh. in Berlin Verl. 67. 534. 72. 575.
Voss in Leipzig Verl. 73. 577.
Waltherische Hofbuchh. in Dresden Verl. 72. 575.
Weidmannsche Buchh. in Leipzig Verl. 70. 559.

Beförderungen und Ehrenbezeugungen.

Aryda in Wien 69. 546.
Brandes in Eckwarden 70. 556.
Brath in London 72. 570.
v. Bülow in Insterburg 68. 539.
Buttmann in Berlin 67. 529.
Dierl in Linz 67. 532.
Döbereiner zu St. Johannis bey Bayreuth 74. 588.
Erhard in Schweinfurt 68. 540.
Erman in Berlin 67. 529.
Fährz in Linz 67. 531.
Fenzinger in Prag 69. 545.
Fichte in Berlin 67. 529.
Fischer in Berlin 67. 529.
Fladung in Klagenfurt 69. 546.
Frank in Wilna 68. 540.
Gruber in Wien 67. 531.
Hagemann in Celle 74. 588.
Hanneschläger in Linz 67. 531.
Heger in Heidelberg 68. 539.
Heidemann in Königsberg 68. 539.
v. Hendrich in Jena 74. 590.
Hermbstädt in Berlin 67. 529.
Horkel in Halle 67. 529.
Hufeland in Berlin 67. 529.
Jakobs in München 68. 538.
Illiger in Berlin 67. 529.
Karamsin in Russland 68. 538.
Kessler in Eger 72. 570.
Kreil in Grätz 69. 546.
Kurakin, Fürst, in Paris 68. 537.
Lang in Wien 69. 546.
Larowsky in Lemberg 69. 546.
Levade in Lausanne 67. 532.
Link in Rostock 68. 540.
Lossau in Hamburg 70. 555.
Ludwig in Olmütz 69. 546.

Malus in Paris 68. 540.
Mayr in Linz 67. 551.
Meyer in Linz 67. 551.
Nägele in Heidelberg 68. 539.
Nemanitsch in Grätz 69. 546.
Nonne in Hildburghausen 68. 538.
Oberthür in Würzburg 70. 556.
Oltmanns in Berlin 67. 529.
Petit in Wien 69. 546.
Pilati in Linz 69. 546.
Prechtl in Triest 69. 545.
Quittschreiber in Berlin 70. 556.
Raymond in Chambery 68. 539.
Rosenthal in Blankenburg 74. 588.
Rudolphi in Greifswalde 67. 529.
v. Savigny in Landshut 67. 529.
Scheidlin in Wien 69. 546.
Schleiermacher in Berlin 67. 529.
Schlichtegroll in München 70. 555.
Schmalz in Berlin 67. 529.
Schober in Linz 67. 552.
Schweitzer in Ronneburg 74. 588.
Spangenberg in Göttingen 74. 588.
Sponitzer in Küstrin 68. 540.
v. Strombeck in Einbeck 74. 588.
Thaer in Berlin 67. 529.
Tralles in Berlin 67. 529.
Villers in Lübeck 70. 556.
Vodnig in Laibach 69. 546.
Voigt d. J. in Jena 74. 589.
Wagner in Linz 69. 546.
Weingarten in Linz 69. 546.
Weiss in Leipzig 74. 590.
Wendt in Leipzig 68. 538.
Wenzel in Wien 67. 551.
de Wette in Heidelberg 67. 529. 68. 538.
Willdenow in Berlin 67. 529.

Nekrolog.

Adler bey Eger 72. 569.
Coopmans in Amsterdam 72. 569.
Darbes in Berlin 69. 548.
Esper in Erlangen 69. 548.
Fabricius in Raab 69. 547.
Farkas in Losoncz 69. 547.
Gilg v. Gilgenberg in Tyrnau 69. 546.
v. Horvath in Presburg 69. 547.
Iken in Bremen 69. 548.
Lallemant in Rouen 72. 570.
de Lancival in Paris 69. 548.
Lenoir in Paris 69. 548.
Oertel in Emskirchen 69. 548.
Raab in Raab 69. 547.
Rath in Raab 69. 547.
v. Wesselényi in Siebenbürgen 69. 546.

Gelehrte Gesellschaften und Preise.

Berlin, Quartalsitzung der philomatischen Gesellschaft am 5 Jul. 72. 570.
Florenz, Specialcommission zur Prüfung der Concurrenzschriften des zur Vervollkommnung der italiänischen Sprache gestifteten Preises 72. 570.
Gent, Sommerausstellung der botanischen Societät 72. 571.
Göttingen, Versammlung der königl. Gesellschaft der Wissenschaften am 23 Jun. — Oekonomische Preisaufgaben 70. 554.
Hamburg, Versammlung der Gesellschaft zur Beförderung der Künste und nützlichen Gewerbe am 26 May 70. 555.
London, Versammlung der linnéischen Societät am 22 May 72. 570.
Nancy, Preisfrage der Société académique des sciences, lettres, arts et agriculture 72. 570.
Rouen, Preisertheilung und Preisaufgaben der Académie des sciences, belles-lettres et arts 70. 556.

Universitäten u. and. öffentliche Lehranstalten.

Baden, Aufhebung des Universitätsbanns 68. 537.
Berlin, Bekanntmachung wegen der Eröffnung der Universität — neue Professoren derselben 67. 529.
Bucharest, die Universität soll bedeutend gehoben werden 67. 532.
Erlangen, Osterprogramm, Promotionen und Prorectoratswechsel 70. 553.
Göttingen, Osterprogramm — Rangordnung der dahin versetzten Professoren 68. 537.
Heidelberg, Promotionen und Prorectoratswechsel 68. 537.
Jena, Prorectorats- und Decanats-Wechsel, Lectionskatalog und Promotionen 74. 587.
Lausanne, Disputation 67. 532.
Linz, Bestätigung provisorisch angestellter Professoren 67. 531.
Oesterreich, Amtsinstructionen der Studien-Directoren nebst anderen neuen Anordnungen 67. 530.
Paris, Preisvertheilung in den Lyceen und Concurs wegen der lat. Rede auf die Vermählung *Napoleons* 72. 569.
Wetzlar, Einrichtung und Lehrerpersonale des gemeinschaftlichen Gymnasiums 70. 553.
— — — Vorlesungen auf der Rechtsschule für das Wintersemester 74. 587.
Wien, Wechsel des Vicedirectors der philosophischen und theologischen Wissenschaften 67. 531.

Vermischte Anzeigen und Nachrichten.

Bücher-Auction, *nösseltsche*, in Halle 69. 552.
Christ in Kronberg Antikritik 71. 565.
Dieterich in Göttingen herabgesetzte Bücherpreise 68. 544.
Fleischmann in München Bücher zum Verkauf 67. 536.
Hartknoch in Leipzig herabgesetzte Bücherpreise 68. 543.
Schüppelsche Buchh. in Berlin, wohlfeiler Bücherverkauf 74. 592.
Wilken in Heidelberg Erklärung 70. 560.

JENAISCHE
ALLGEMEINE
LITERATUR-ZEITUNG
VOM JAHRE
1810.

SIEBENTER JAHRGANG.

VIERTER BAND.

OCTOBER, NOVEMBER, DECEMBER.

JENA,
in der Expedition dieser Zeitung,
und LEIPZIG,
in der königl. sächsischen Zeitungs-Expedition.
1810.

Num. 226.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 1 OCTOBER, 1810.

THEOLOGIE.

Leipzig, b. Crusius: *Joh. Karl Heinrich von Zobels*, der Philos. Mag., der Theol. Baccal. u. Pred. zu Wiederau, *populäre Einleitung in die sämmtlichen Bücher der Bibel.* Nebst einem Anhange.

Auch unter dem Titel: *J. C. H. von Zobels Handbuch zur Vorbereitung auf das verständige Lesen der biblischen Bücher alten und neuen Testaments für jeden Bibelfreund überhaupt und für Schullehrer insbesondere.* 1806. XXVI u. 308 S. 8. (1 Thlr.)

Das Ideal einer ganz zweckmäfsigen populären Einleitung in die Bibel ist zwar noch nicht erreicht, aber man sucht ihm doch immer näher zu kommen. Auch Hr. *v. Z* liefert hier seinen Beytrag dazu, der mit Nutzen wird gebraucht werden können. Indessen wird doch der Endzweck solcher Einleitungen schwerlich ganz erreicht werden, wenn nicht zugleich dafür gesorgt wird, dafs solche Schriften auch um einen sehr wohlfeilen Preis geliefert, und auf diese Weise allgemeiner verbreitet werden können.

Der Vf. entschlofs sich kurz nach der Erscheinung der *zangischen* Einleitung zu einem Handbuche für unstudirte Bibelleser und gebildete Schullehrer, und die inzwischen von Hn. Pred. *Wahl* erschienene Einleitung (Leipz. 1802), welche auch bald nachher von *van Hulst* 1806 in das Holländische übersetzt ist, konnte ihn nicht von seinem Vorsatze zurückhalten. Auf der einen Seite kam ihm diese Einleitung zu wenig populär vor, und auf der anderen Seite schien sie ihm nicht dazu hinreichend zu seyn, um dem Leser eine deutliche Übersicht des Ganzen zu geben, und ihm besonders bey den Geschichtsbüchern den Zeitraum näher zu bestimmen, innerhalb dessen sich die in jedem Buche erzählten Begebenheiten zutrugen, und die Jahre der Welt und vor Christo anzugeben, in welche diese Begebenheiten fallen. In Ansehung des Letzteren hat der Vf. sich absichtlich nach den *niemeyerischen* synchronistischen Tabellen gerichtet. Zugleich hat er sich bemüht, die praktische Seite der biblischen Bücher in ein helleres Licht zu stellen. Er hat deswegen bey jedem einzelnen Buche des A. T., ausgenommen bey den Propheten, zuletzt etwas über den Werth desselben beygefügt, und bey den neutestamentlichen Büchern sind in einer besonderen Anmerkung diejenigen Stellen ausgehoben, welche wegen ihrer Fruchtbarkeit und Anwendbarkeit einer besonderen Auszeichnung werth sind. Dieses ist im Ganzen recht zweckmäfsig; aber Rec. möchte doch fragen, warum die prophetischen Bücher hier ausgenommen wurden. Diese haben doch auch für christliche Leser in mehrerer Rücksicht ihren besonderen Werth, und zugleich eine praktische Seite, worauf allerdings aufmerksam zu machen ist. Freylich ist es so leicht nicht, das Praktische aus allen einzelnen Orakeln der Propheten in der Kürze zusammenzustellen; aber es wäre auch genug gewesen, das Vorzüglichste auszuheben. Auch würde es nützlich gewesen seyn, den gemeinen Bibelleser vor dem Misbrauche zu warnen, der so häufig von den prophetischen Schriften gemacht wird.

Gleich Anfangs stehen allgemeine Belehrungen über die sämmtlichen Bücher der Bibel. Der Vf. bemerkt zuerst, was man unter Bibel verstehe, und erklärt die Benennungen heil. Schrift, Wort Gottes, Offenbarung. Darauf wird von der Eingebung der biblischen Bücher, ihrer Göttlichkeit und Ächtheit, und zuletzt von der Haupteintheilung und der Anzahl derselben geredet. Rec. würde hier das Ganze mehr vorbereitet, und Einiges auch anders gestellt und ausgedrückt haben. Mit Recht wird auf den Unterschied zwischen Offenbarung und Eingebung aufmerksam gemacht. Die letztere wird so erklärt: „Es ist eine sehr heilsame Leitung der biblischen Schriftsteller durch die göttliche Vorsehung, eine merkwürdige Einwirkung des Geistes Gottes auf sie, durch welche es ihnen allein möglich ward, ihre richtigen Einsichten von der Religion und von allem dem, was darauf zunächst Bezug hatte, Andern schriftlich mitzutheilen und zu hinterlassen.". Es würde gut gewesen seyn, wenn noch bestimmter der Idee von einem Dictiren des h. Geistes, die sich noch immer bey Vielen erhalten hat, wäre vorgebeugt worden. Wenn von den alttestamentlichen Büchern gesagt wird, dafs dieser Unterricht gröfstentheils das Ansehen bürgerlicher Gesetze habe, mit welchen eine mehr äufsere als innere Verehrung Gottes in Verbindung stand: so würde Rec. „nach den Bedürfnissen und der Fassungskraft der damaligen Zeit" noch hinzugesetzt haben. Auch kann man es eigentlich nur von den mosaischen Schriften sagen, dafs sie das Ansehen bürgerlicher Gesetze haben: die späteren Bücher dringen, der eigentlichen Tendenz der mosaischen Gesetze gemäfs, schon mehr auf innere Verehrung und eigentliche Sittlichkeit. Sie erklären bestimmt, dafs die äufsere Verehrung nicht genug sey. Nach solchen allgemeinen Belehrungen folgen nun besondere, und zwar wird in dem ersten Haupttheil von den Schriften des A. Test. überhaupt

gehandelt. Hier werden die Benennungen kanonische und apokryphische Schriften erklärt, die Anzahl und die Ordnung, in welcher sie auf einander folgen, wird angegeben, und zugleich wird von dem Alter dieser Ordnung etwas gesagt. Die Eintheilung in historische, Sitten-Bücher und prophetische Schriften wird bemerkt, und der Zeitraum, den die kanonischen Schriften in sich fassen, im Allgemeinen bestimmt. Von den apokryphischen Schriften wird ebenfalls die Anzahl, Ordnung und ihre Eintheilung nach ihrem Inhalt angegeben, und der Zeitraum bestimmt, den diese Bücher in sich fassen. Darauf folgt die specielle Einleitung in die Schriften des A. Test. Von den kanonischen Schriften, und zwar von den Geschichtbüchern wird zuerst geredet. Gleich Anfangs wird auf den wichtigen und merkwürdigen Hauptinhalt dieser Bücher aufmerksam gemacht, und darauf von den Büchern Mosis insbesondere gehandelt. Der Vf. behauptet, nach den genauen Untersuchungen über den Verfasser der fünf Bücher sey es ausgemacht, dass Moses sie geschrieben habe; aber die Zusammenstellung der gegebenen Nachrichten und die Abschnitte am Ende des 5ten Buchs rührten von einem späterlebenden und unbekannten Manne her. Das Letztere in Ansehung der Zusammenstellung ist nicht deutlich und bestimmt genug ausgedrückt. Bey dem ersten Buch Mosis werden die zwey verschiedenen Nachrichten, die darin benutzt und mit einander verbunden sind, auch dem unstudirten Leser bemerkbar gemacht. Bey jedem Buch wird von der Benennung und dem Inhalt, von der Art und Zeit der Abfassung, von dem Zeitraume, den es in sich fasst, und von dem Werthe, den das Buch für christliche Leser hat, gehandelt. Das Letzte ist insbesondere durchgehends ganz zweckmässig. Von dem dritten Buch Mosis wird unter andern S. 27 gesagt: „So wenig auch die Gesetze und Vorschriften, welche dieses Buch enthält, für uns in der Art verbindlich sind, wie für die Juden: so wird doch kein Christ seine Bibel ohne fromme Empfindungen des Danks gegen Gott aus den Händen legen, wenn er das Buch gelesen hat. Denn er wird sich von der Weisheit Gottes überzeugen, nach welcher er den damals sinnlichen Menschen seinen heiligen Willen auf eine für sie begreifliche Art bekannt werden und sie zur Ehrfurcht gegen sich, ihren schwachen Einsichten gemäss, anführen liess; er wird sich aber daneben innig freuen, dass er eine Religion bekennt, die nicht sinnlich, sondern geistig, und dabey mit keinen beschwerlichen Gebräuchen und Ceremonien verbunden ist." S. 32 — 34 wird der Religionszustand vom Anfang der Welt bis auf Moses Tod kurz beschrieben. Aber wäre diess nicht besser und zweckmässiger vorangeschickt worden? Auf ähnliche Weise werden nun auch die übrigen historischen Bücher abgehandelt. Nach den Büchern Samuels wird S. 47 etwas von dem Religionszustand von Moses bis auf Samuel eingeschaltet, und S. 61 ist der richtige Begriff, den man mit dem Ausdruck babylonische Gefangenschaft verbinden muss, bestimmt. Der zweyte Abschnitt handelt von den Sittenbüchern, Gedichten und Liedern. Der Vf. glaubt, ein ehrwürdiger Jude, der in Arabien lebte, habe das Buch Hiob geschrieben; doch sey es weder Moses, noch Salomo, noch ein später lebender Jude. Er meint, der Vf. des Buchs habe schon die Nachrichten in Händen gehabt, aus welchen Moses sein erstes Buch zusammensetzte. Er vermuthet, dass der Vf. vor Moses gelebt habe, und dass Moses das Buch Hiob zum israelitischen Volk gebracht habe. Schwerlich wird diess aber der Vf. rechtfertigen können. Die Stellen, welche zur Bestätigung angeführt werden, beweisen es nicht, dass der Dichter die Nachrichten bereits in Händen gehabt habe, aus welchen Moses schöpfte, sondern höchstens nur dieses, dass der Vf. des Hiobs ebenfalls diese alten Sagen kannte. Auch nach der ganzen Anlage des Gedichts ist es nicht sehr wahrscheinlich, dass das Gedicht vormosaisch sey. Mit Recht wird aber angenommen, dass eine wirkliche Geschichte bey diesem Buch zum Grunde liege, welche der Dichter benutzte, und nach seiner Absicht weiter ausführte, um die Wahrheiten, die ihm eine vorzügliche Einschärfung zu verdienen schienen, eindringlicher zu machen. Von dem Prediger Salomo wird behauptet, dass er einen Verfasser habe; der Inhalt sey aber so eingekleidet, als ob sich Salomo bey einer durch Erfahrung bewährten Kenntniss von dem, was zur menschlichen Glückseligkeit gehört, selbst Einwürfe mache, so wie er im jugendlichen Alter über diese Dinge etwa gedacht haben möchte. Von dem Werth des Buches wird gesagt: Es sey wohl für die Jugend und den gemeinen Mann zu schwer, und mehr für Geübtere und Erfahrne anwendbar. Ganz richtig wird von dem Hohenliede bemerkt: es sey der Vorsicht gemäss, dieses Buch weder der Jugend noch Ungebildeten zu empfehlen, sondern dem Beyspiele der Juden zu folgen, die es nur erst im dreyssigsten Jahre zu lesen erlaubten. In dem dritten Abschnitt redet der Vf. erst überhaupt von der Benennung der Propheten, dem göttlichen Ansehen derselben, ihren Geschäften, der Beschaffenheit prophetischer Weissagung und ihrem Werthe für christliche Leser. S. 82 werden auch die messianischen Weissagungen, die man von jeher in den Propheten gefunden hat, ausgezeichnet, ohne etwas weiter darüber zu sagen. Darauf wird von den einzelnen Propheten insbesondere gehandelt, wobey von der Lebensgeschichte jedes Propheten, dem Inhalt und den Theilen der Weissagung, von der Art und Zeit der Abfassung des Buches, das Nöthigste bemerkt wird. S. 114 wird die Ordnung der Propheten, in welcher sie lebten, nach der Zeitfolge angegeben, und darauf der Religionszustand unter den Königen vor und nach der Theilung des Reichs und in der babylonischen Gefangenschaft bis auf die Zeiten der Makkabäer in der Kürze erzählt, und zuletzt von dem Werthe der alttestamentlichen Schriften für Christen, von der Sammlung der kanonischen Bücher und den Schicksalen nachher gehandelt. Von dem Werth dieser Schriften wird bemerkt, dass sie zur vollkommenen Erkenntniss von Gott unentbehrlich seyen, und dass man ohne sie die Schriften des N. T. nicht verstehen könne. Hierauf kommt der Vf. auf die apo-

kryphischen Schriften, die er nach ihrem Inhalt in Geschichtbücher, Sittenbücher, Lieder und Gebete unterscheidet, und nach dieser Ordnung von ihnen handelt. Zu den Geschichtbüchern werden 12 Stücke gerechnet, wovon aber doch mehrere für erdichtete Erzählungen mit Recht erklärt werden. Die einzelnen Bücher sind überhaupt gut gewürdigt. Von dem Buch Jesus Sirach wird gesagt, es verdiene wegen des Reichthums an nützlichen Lehren für alle Stände und jedes Alter den Vorzug vor allen Sittenbüchern des A. T. So sehr auch Rec. dieses Buch schätzt und empfiehlt: so würde er doch dieses etwas beschränkter ausgedrückt haben. Zuletzt ist noch etwas von dem Religionszustand von den Zeiten der Makkabäer bis auf die Geburt Christi, von dem allgemeinen Werthe der apokryphischen Bücher, und von der Geschichte und den Schicksalen derselben bemerkt.

Hierauf folgt die Einleitung in das N. T., worin zuerst von den Schriften desselben überhaupt gehandelt wird, von der Benennung der Sammlung und ihrem Hauptinhalt, von den Verfassern, den Evangelisten und Aposteln, von der Anzahl der Bücher, ihrer Ächtheit, Glaubwürdigkeit, Göttlichkeit, und von dem Werthe derselben für den Christen. In der Einleitung in die einzelnen Bücher wird zuerst von den Geschichtbüchern gehandelt. Nach einer kurzen Bemerkung von dem gemeinschaftlichen Inhalt der Evangelien wird von jedem Evangelisten bemerkt, welches seine vornehmsten Lebensumstände gewesen seyen, für wen er sein Evangelium bestimmt habe, aus welchen Theilen es bestehe, in welcher Sprache und zu welcher Zeit es abgefasst sey, und welche Eigenthümlichkeiten es habe. Der Vf. nimmt an, dass ein früheres Evangelium, dessen Verfasser unbekannt war, schon im Umlauf gewesen sey, und dass dieses von Matthäus, Markus und Lukas sey benutzt worden, weil es bey mehrerem Unzuverlässigen auch manches Glaubwürdige und Wahre enthielt. Markus soll es zuerst gebraucht und überarbeitet haben, um das J. 46—48, Lukas soll sein Evangelium im J. 51, und Matthäus erst im J. 63 geschrieben haben. Rec. glaubt, dass sich diese Angabe nicht historisch rechtfertigen lasse. Das angenommene Urevangelium ist nicht genug begründet; und die Übereinstimmung der drey Evangelisten läst sich erklären, wenn man den Nachrichten der Alten folgt, nach welchen Matthäus sein Evangelium frühe in der palästinensischen Landessprache schrieb, und davon den griechischen Text unterscheidet, bey welchem schon Markus und Lukas benutzt wurden. Dass Johannes, dessen Evangelium für sich als ein volles Ganzes bestehet, die übrigen Evangelisten habe ergänzen wollen, findet Hr. *v. Z.* unwahrscheinlich. Die Apostelgeschichte enthält Bruchstücke aus dem Leben einiger Apostel. So unvollständig sie auch sind: so unentbehrlich ist das Buch zur Kenntniss der Art, wie sich das Christenthum unter den Heiden ausgebreitet habe. Der zweyte Abschnitt handelt von den Lehrbüchern oder Briefen des Apostels Paulus und der übrigen Apostel, wobey die Veranlassung, der Inhalt, die Zeit und der Ort der Abfassung kurz bemerkt werden. Bey jedem Briefe werden zugleich die vorzüglicheren Stellen, die für uns lehrreich und fruchtbar sind, angezeigt. Um davon eine Probe zu geben, wählt Rec. das, was bey dem Briefe an die Römer gesagt wird. S. 215 heisst es: Ist gleich in dem ersten Theile dieses Briefes Manches darum für uns schwer, weil Paulus auf die Umstände und Bedürfnisse derer genaue Rücksicht nahm, an welche er schrieb: so ist doch der ganze Brief für uns, bey näherer Bekanntschaft mit dem Zustand jener Gemeinde, darum wichtig, weil er die ganze Lehre Jesu zum Hauptinhalt hat. Vorzüglich brauchbar und anwendbar auf uns werden folgende Stücke seyn: Cap. 1, 16—20. Cap. 2, 1—16. Cap. 3, 23—26. Cap. 5, 1—8. Cap. 6, 1—13. Cap. 8, 31—39. Cap. 11, 33—36. Cap. 12 — Cap. 15." Bey dem Brief Jacobi heisst es in der Anmerkung: „Dieser Brief gehört unstreitig zu den lehrreichsten Schriften des N. T., und hat durchaus einen grossen Werth für uns. Alles ist in demselben auf Erbauung berechnet, und so fasslich vorgetragen, dass er Jedermann leicht verständlich seyn wird. Jakobus hat es hier gezeigt, wie richtig er die Lehren seines grossen Lehrers Jesu gefasst habe. Man sieht es seiner Arbeit an, wie tief er nicht nur in dem Geist der Sittenlehre Christi eingedrungen ist, sondern wie glücklich er auch dieselbe weiter zu verbreiten im Stande war." Zugleich wird in dieser Anmerkung kurz und gut gezeigt, dass Jakob dem Apostel Paulus nicht widerspreche. Den Brief an die Hebräer hält der Vf. für Pauli Arbeit, denkt aber bey den Hebräern nicht an Juden, die in Palästina wohnten, sondern an griechische Juden in den Morgenländern. Die genaue und detaillirte Beschreibung des jüdischen Ceremoniendienstes im Tempel und die Vergleichungen, die daher entlehnt werden, scheinen dem Rec. deutlich anzudeuten, dass man an palästinensische Judenchristen zu denken habe, die immer den feyerlichen und in die Augen fallenden Tempeldienst vor Augen hatten. Der dritte Abschnitt handelt von der Offenbarung, die dem Apostel Johannes beygelegt wird. Sehr zweckmässig ist die Erinnerung, dass man bey der Erklärung dieses Buches immer darin gefehlt habe, dass man hier Vorherverkündigungen einzelner Begebenheiten zu finden meinte, da es doch nur Ahnungen einer Hauptbegebenheit, der Verherrlichung des Christenthums, waren, die zum Theil durch Jerusalems Zerstörung begründet wurden, sich schon in den dem Johannes näheren Zeiten ereignen, und bis auf die spätesten Zeiten erstrecken sollten. Man habe sich desswegen selbst zu hüten, dass man sich von einer schwärmerischen Einbildungskraft nicht irre leiten lasse, und nicht mehr in dem Buche suche, als eine bildliche Darstellung der Wahrheit: das Christenthum wird seine wirkende Kraft gegen alle Anfechtungen mächtig beweisen, und seine Bekenner auf immer beglücken. Zuletzt wird noch die Ordnung bemerkt, in welcher die Bücher des N. Test., in Ansehung der Zeit ihrer Abfassung, auf einander folgen sollten. Nach Hn. *v. Z.* ist das Evangelium des Markus das erste Buch des N. Test., und das Evan-

gelium des Lukas das zweyte im Jahr 51. Das Evangelium des Matthäus ist aber nach mehreren Briefen Pauli und nach der Apostelgeschichte geschrieben um das J. 65, in welchem auch Paulus den Brief an die Philipper und Petrus seinen ersten Brief geschrieben hat. Die Offenbarung ist das letzte Buch um das J. 96. Auch ist etwas von der Geschichte der Sammlung der neutestamentlichen Schriften beygefügt. Der Anhang handelt 1) von den deutschen Bibelübersetzungen, worin einiges von der Geschichte der Übersetzung Luthers und ihrem Werthe gesagt wird, und ein paar neue deutsche Übersetzungen genannt werden. 2) Wie muss man die Bibel lesen? Hier werden zuerst den Gebildeten einige Regeln gegeben, worauf sie bey dem Lesen stets zu achten hätten; auch wird die Frage kurz beantwortet, wie der gemeine Mann die Bibel lesen solle. Die gegebenen Regeln sind gut und zweckmäsig. Um der aufwachsenden Jugend Achtung gegen die Bibel beyzubringen, wird zuletzt den Schullehrern empfohlen: a) dass sie die Bibel nicht als Buchstabir- und Lese-Buch betrachten, wodurch nur eine Abneigung gegen die Bibel befördert wird; b) dass sie eine Auswahl der zu lesenden Stücke treffen, weil nicht Alles in der Schrift für Alle ist. Die Schriften, die dazu gebraucht werden können, werden kurz angegeben. Rec. findet diess allerdings richtig; nur muss man dem Kind das nicht sagen, wodurch man gewöhnlich die Auszüge zu empfehlen sucht: dieses oder jenes darfst du nicht lesen: denn dadurch wird nur die Neugierde und Phantasie aufgeregt, und zugleich die Achtung gegen die Bibel, die doch die Offenbarung Gottes enthalten soll, vermindert. c) Wenn die Bibel schon für die Jugend ein Erbauungsbuch werden soll: so müssen die Lehrer unter steter Anwendung die gewählten Stücke mit den Schülern lesen, und d) die Bibel muss in einem der genannten Auszüge ohne grossen Zeitaufwand mit der Jugend, wenigstens in anderthalb Jahren, durchgelesen werden.

T. D.

KURZE ANZEIGEN.

THEOLOGIE. *Münster*, b. Aschendorf: *Die (?) Geschichte des alten und neuen Testaments.* Zur Belehrung und Erbauung, besonders für Lehrer, grössere Schüler und Hausväter. Aus der h. Schrift gezogen und mit Anmerkungen begleitet von *Bernard Overberg*, Lehrer der Normalschule. 1800. I Th. A. T. XVIII u. 560 S. u. LXIV S. Anhang. II Th. 360 S. 8.

Diese Schrift kömmt wenigstens um hundert Jahre zu spät. Die Sprache ist ganz der alte Postillenton. Die Erzählung folgt sclavisch dem Originale (das heisst hier der Vulgata), nur finden hin und wieder einige Abkürzungen Statt. — Wie weit die Übersetzung selbst unter der lutherischen stehe, können folgende kurze Proben beweisen. I Th. S. 1: „Im Anfange *hat* Gott Himmel und Erde erschaffen. Die Erde war *aber* wüste und leer; es war finster auf der Tiefe, und der Geist Gottes schwebete auf dem Wasser. Und Gott sprach, es werde Licht! *Und das Licht ward.*" II Th. S. 67: „Das Himmelreich ist gleich einem Schatze, der in einem Acker verborgen liegt, welchen der Mensch, der ihn findet, verbirgt, und vor Freuden darüber hingeht, und alles verkauft, was er hat, und dafür den Acker kauft." — Wie verworren! — Um die Exegese des Vfs. steht es nicht besser. I Th. S. 339 wird Ps. 40, 7. 8 übersetzt: „Du hast mir einen *Leib* bereitet. Im *Anfange* des Buchs ist von mir geschrieben." Ps. 16. „Du wirst meine Seele nicht in der *Hölle* lassen." Ps. 110, 3. „Ich habe dich vor dem Morgensterne aus mir selbst gebohren. II Th. S. 32 zu Joh. 3, 29. „Wer die Braut hat u. s. w." Anmerk. *So nennt Johannes* (Jesus) *die Kirche, welche sich J. Chr. durch sein Blut erworben hat.* II Th. S. 77 zu Joh. 6, 51. „Das Brod, das ich geben werde, ist mein Fleisch. Anmerk. Diess geschahe ungefähr ein Jahr vor der Einsetzung des *h. Abendmals*." II Th. S. 126. Bey der vielsagenden Stelle: *das Reich Gottes ist in euch*, steht statt aller Erklärung eine schaale Hererzählung der drey Reiche Gottes. – Nicht bloss alle in älteren Zeiten gültigen messianischen Weissagungen nimmt der Vf. buchstäblich an; auch die Typik steht bey ihm in grossem Ansehen. I Th. S. 181 sagt er: „Alle die verschiedenen Arten der blutigen Opfer des israelitischen Volks waren ein Vorbild von dem blutigen Kreutzesopfer unseres göttlichen Erlösers." Eine eigene Ansicht der Beschneidung liefert er I Th. S. 46. „Es pflegte ehemals unter verschiedenen Völkern zu geschehen, und noch geschiehts unter den Türken, dass Herrschaften ihre Wappen ihren leibeigenen Knechten auf die Arme oder auf den Backen schneiden liessen, zum Zeichen, dass sie ihr Eigenthum wären. So wollte auch Gott, dass ein Maal (!) an dem Leibe Abrahams und seiner Nachkommen sollte geschnitten werden, zum Zeichen, dass er sie zu seinem besonderen Eigenthume erwählt habe." — Nur noch einige Proben von den Reflexionen und Nutzanwendungen des Vfs. I Th. S. 249. „Du wirst in der folgenden Geschichte von Samson einige Thaten finden, die du dir nicht zum Beyspiel nehmen darfst, daraus folgt aber nicht, dass er Unrecht that, als er dieselben beging (!); denn es ist gewiss, dass er durch den Geist Gottes geleitet ward (!!)." II Th. S. 13. „Das Kindlein Jesus, welches auch in Windeln über Himmel und Erde herrschte, führte diesen Stern am Himmel herauf, und zog durch die Kraft seiner Gnade die h. drey Könige (*sic*) aus dem heiduischen Lande zu sich. Möchten wir doch alle dem Zuge der Gnade des Heilandes auch so fertig, treu und standhaft folgen, als diese Weisen." — Aus Apost. Gesch. 1 folgert der Vf., wie leicht zu erwarten, dass Petrus hier sein *Oberhirtenamt* angetreten.

Absichtlich enthalten wir uns aller Berichtigungen, weil diese für unsere Leser überflüssig, und für den Vf. fruchtlos seyn würden.

Die Geschichte des Hiob (der Vf. schreibt Job, wie auch Moyses, Samson, Nabucadonosor u. s. w.), Jonas, Tobias, Judith, Esther ist in einem Anhange besonders bearbeitet, welches wir (da jede ein eigenes Sittengemälde aufstellt, ohne in die übrige Geschichte fester einzugreifen,) gar sehr billigen würden, wenn die Begebenheiten selbst die lehrreiche Behandlung erhalten hätten, deren sie fähig sind. Dem N. T. sind angehängt: Märtertod (Märtyrertod) des h. Jacobus, Petrus und Paulus, und: wie der heil. Ap. Johannes bis zu seinem Ende liebte und lieben lehrte.

— rf —

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 2 OCTOBER, 1810.

ORIENTALISCHE LITERATUR.

WIEN, gedr. b. Schmidt u. in Commiff. b. Schaumburg: مخزن الكنوز المشرقية ومعدن الرموز الاجنبية تاليف جماعة من الادبا بهمة زين الشرفا ونجسلوس قونت سياوشكي — — طبعت في مدينة وينا دار السلطنة الامبراطورية النمسوية سنة 1809 بعد ميلاد المسيح اعني بها سنة 1223 بعد الهجرة المحمدية. (*Vorrathskammer der morgenländischen Schätze und Fundgruben der ausländischen Weisheitssprüche*; gesammelt von einer Gesellschaft von Gelehrten, durch Unterstützung des Preises der Ritterschaft *Wenceslaus Graf Sijawnschky* (Rzewusky). Gedruckt in der Stadt Wien, der kaiserlichen Herrscherresidenz, im J. 1809 nach der Geburt des Messias, oder im J. 1223 nach der muhammedanischen Hedschirah.)

Auch mit einem deutschen und französischen Titelblatte: *Fundgruben des Orients*, bearbeitet durch eine Gesellschaft von Liebhabern.

Mines de l'Orient, exploitées par une Société d'Amateurs. A Vienne. 1809. I — II Heft. 48 Bogen oder 190 S. Fol.

Eine Gesellschaft gelehrter Orientalisten in Konstantinopel und Wien hat sich zur Herausgabe einer Zeitschrift vereinigt, welche, unter dem angeführten Titel, alles umfassen soll, was der so reiche Orient für den Occident Wissenswerthes darbietet. Zwar hat sich weder in der besonders gedruckten Ankündigung, welche Wien d. 1 Januar 1809 unterzeichnet ist, noch in der Vorrede zum 1 Heft Jemand als eigentlicher Herausgeber genannt; es ist uns aber erlaubt, hier zu sagen, dass die im Fache der orientalischen Literatur schon rühmlichst bekannten, und auch in anderen Rücksichten sehr verdienten Gelehrten *v. Dombay*, *v. Hammer* und *v. Chabert* sich den besonderen Geschäften der Herausgabe unterzogen haben, und dass sich die Zahl der mit ihnen verbundenen Gelehrten, worunter sich die berühmtesten Orientalisten Deutschlands, Frankreichs, Hollands, Italiens u. s. w. befinden, bereits auf 80 beläuft. Was man in Absicht auf die literarischen Quellen und Hülfsmittel zu erwarten habe, wird am besten aus folgender Erklärung erhellen: „Den Herausgebern, wovon die meisten in Konstantinopel und Wien leben, stehen dort die öffentlichen Bibliotheken *Abdulhamid's* und *Ragibpascha's*, der Bücher-Basar und reiche Privatsammlungen, hier die Schätze der kaiserlichen Bibliothek und die reiche Manuscriptensammlung des Hn. Grafen *Rzewusky*, welcher die Bücherschätze der verstorbenen Hnn. *v. Jenisch* und *Wallenburg* an sich gekauft, zum Gebrauche offen."

Der gedachte Hr. Graf *Wenzeslaus Rzewusky* verdient aber auch noch in einer anderen Rücksicht hier eine ehrenvolle Erwähnung. Er ist nicht nur geneigt, als Mitarbeiter an dieser neuen Zeitschrift einen thätigen Antheil zu nehmen, was gewiss sehr wünschenswerth ist, sondern er hat sich auch entschlossen, den Aufwand aus seinem Vermögen zu bestreiten, den die Herausgabe dieser Zeitschrift verursachen wird, und der, wenigstens im Anfange, nicht von dem Ertrage des Werks zu bestreiten seyn dürfte. Auch ist er in dem Falle, dass der Aufwand in der Folge gedeckt wäre, erbötig, dieselbe Summe Geldes auf andere orientalisch-literarische Unternehmungen zu verwenden — eine Aufopferung, die gewiss in unseren Tagen unter die grössten Seltenheiten gehört, und eben daher des lebhaftesten Dankes und Preises vorzüglich werth ist. Aber hierin liegt zugleich auch die sicherste Hoffnung zu dem erfreulichen Gedeihen eines Unternehmens, das, aus reinem Interesse für die Wissenschaft unternommen, und frey von jeder mercantilischen Speculation, nicht das für die orientalische Literatur schon so lange ungünstige Schicksal des immer mehr in Verfall gerathenden Buchhandels theilen wird.

Über den Inhalt der neueren Zeitschrift bemerken die Herausgeber S. III — IV: „Alles, was im Orient auf den Occident, und im Occident auf den Orient hinblickt, soll sich hier begegnen und hülfreiche Hand bieten, aus den noch unbearbeiteten Fundgruben Schätze der Erkenntniss und des Wissens zu Tage zu fördern. Philologie, Rede- und Dichtkunst, Philosophie, Physik und Mathematik, Medicin und Jurisprudenz, Geographie und Historie mit ihren Hülfswissenschaften, Numismatik und Statistik, Topo-, Ethno- und Biblio-graphie, Nachrich-

ten von jedem Lande und Volke, von jeder Wiſſenſchaft und Kunſt des Morgenlandes werden aufgenommen. Politik und Theologie aber, wiewohl ſie in dieſem weit ausgedehnten Kreiſe nicht ausgeſchloſſen ſind, ſollen am wenigſten berührt werden, beſonders die letzte, in ſo weit es bibliſche Literatur und Exegetik betrifft, für welche bereits andere ſchätzbare Zeitſchriften beſtehen. Nach der erſten Ankündigung ſollte jedes Heft ſieben ſtehende Artikel unter folgenden Rubriken enthalten: I. Sprachwiſſenſchaften. II. Rede- und Dicht-Kunſt. III. Geſchichte, Alterthümer und Münzkunde. IV. Geographie und Statiſtik. V. Philoſophie und Rechtswiſſenſchaft, worunter bey den Moslemin ſowohl die Theologie als Jurisprudenz begriffen werden. VI. Mathematiſche und phyſikaliſche Wiſſenſchaften. VII. Bibliographie und Miſcellaneen. Mit Recht aber haben ſich jetzt die Herausgeber von dieſem ſelbſt aufgelegten Zwange frey gemacht, und die Beyträge werden daher in ungebundener Ordnung mitgetheilt, am Schluſſe eines jeden Bandes aber nach ihren Fächern rubricirt.

Da die meiſten Mitarbeiter Deutſche ſind, ſo wird daher dieſe Zeitſchrift auch gröſstentheils deutſche Aufſätze enthalten; doch ſollen auch Aufſätze in engliſcher, franzöſiſcher, ſpaniſcher, italiäniſcher und lateiniſcher Sprache aufgenommen werden, da ſich die Bekanntſchaft mit den gangbarſten Sprachen Europa's bey den Orientaliſten vorausſetzen läſst. Auch die *neugriechiſche* Sprache ſoll nicht ausgeſchloſſen werden, was um ſo mehr zu billigen iſt, da die Geſellſchaft Männer aus den anſehnlichſten und gelehrteſten Neugriechen in Konſtantinopel und in Neugriechenland unter ihre Mitarbeiter zählt.

Die Herausgeber hoffen, ohne ſich an einen beſtimmten Termin ängſtlich zu binden, alle Jahre 4 Hefte zu 19—20 Bogen, alſo jährlich einen Folio-Band von ungefähr 300 Seiten zu liefern. Der Preis dafür wird 25 Gulden wiener Courant betragen. Das Werk iſt ſplendid gedruckt, und der farbige mit Arabesken und Denkſprüchen ſinnreich verzierte Umſchlag, welchen jedes Heft erhalten hat, fällt ſehr angenehm in die Augen.

Rec. wendet ſich von dem vortheilhaften Äuſseren zu dem gehaltreichen Inneren dieſer jedem Freunde der Wiſſenſchaften wichtigen Zeitſchrift. Daſs in einem ſolchen Magazine, wo Viele ihren Beytrag niederlegen, nicht alles Mitgetheilte von gleichem Werthe und Intereſſe ſeyn könne, braucht kaum erinnert zu werden. Die Bedürfniſſe und Foderungen des Publicums ſind ſo verſchieden, daſs die Kritik in ihrem allgemeinen Urtheile ſehr vorſichtig ſeyn muſs. Ein Aufſatz, der eine gewiſſe Claſſe von Leſern vielleicht wenig oder gar nicht anſpricht, wird dagegen von Anderen mit gröſstem Beyfall aufgenommen; eine Nachricht, die Manchen nichts angeht, hat für viele einen groſsen Reiz; eine kurze Notiz, woraus Viele keinen Nutzen zu ſchöpfen wiſſen, und die für ſie daher müſsig daſteht, giebt manchen Gelehrten einen willkommneren Aufſchluſs, als eine bogenlange Abhandlung. Wer wollte ſo ſehr Ariſtarch ſeyn, das Urtheil der Unbrauchbarkeit und Verwerflichkeit über alles auszuſprechen, was nicht unſeren individuellen Wünſchen und unſerem oft ſo einſeitigen Geſchmacke entſpricht! Von dieſen Grundſätzen geleitet wird Rec. treu referiren, was er Merkwürdiges in dieſen Fundgruben gefunden, und was ihm noch zu wünſchen übrig geblieben.

I. *Über die Sternbilder der Araber und ihre eigenen Namen (Eigennamen) für einzelne Sterne.* Hr. *von Hammer*, von dem die meiſten Aufſätze in beiden Heften herrühren, und der auch bis jetzt den meiſten Antheil an der Redaction gehabt zu haben ſcheint, hat hiemit eine äuſserſt wichtige Unterſuchung angefangen, deren baldiger Beendigung gewiſs jeder gebildete Leſer mit Verlangen entgegen ſehen wird. Die Abſicht des Vfs. iſt, das Älteſte und Urſprünglichſte der auf chaldäiſchem Boden zuerſt aufblühenden und von den Arabern ſchon längſt vor Muhammed cultivirten Aſtronomie von dem Fremden und Eingebürgerten, was ſich die Araber ſeit der Überſetzung des ptolemäiſchen Megiſtos von den Griechen angeeignet, abzuſondern, und ſo zuerſt die Grundzüge einer rein-arabiſchen Sternkunde, wie wir ſie noch nicht haben, und wie ſie dem Nicht-Aſtronomen verſtändlich iſt, aufzuſtellen. Mit Übergehung des Thierkreiſes beſchäftiget ſich der Vf. vornehmlich mit den *Planeten*, deren Namen mit den griechiſchen nichts gemein haben, und die auch mit ganz anderen Symbolen, als ihnen der griechiſche Mythos beyleget, erſcheinen. Die Bemerkungen über den Sterndienſt der Zabier, oder Sabier (Hr. v. H. ſchreibt immer *Sabäer*), ſo wie über die durch den Islam hierin bewirkten Veränderungen, wünſchten wir ausführlicher und deutlicher vorgetragen. Auch mögen wir nicht bergen, daſs uns nicht jeder einzelne, oft ſehr räthſelhafte Dichter-Ausdruck eines Hafyz, Waſſaf u. A. hinreichend ſcheinet, um daraus eine ganze Vorſtellung zu begründen. Namentlich ſcheint uns dieſs bey ماه كنعاني: *Mond Canaan's* S. 6., und كشتي هلال: *Schiff des Mondes* (Hafyz Elif. VII), und ähnlichen der Fall zu ſeyn. Überhaupt hat wohl der Vf. dieſen Gegenſtand mehr von der äſthetiſchen als wiſſenſchaftlichen Seite aufgefaſst. Doch hätten wir, auch aus dieſem Geſichtspuncte betrachtet, gewünſcht, daſs es ihm gefallen haben möchte, auf den Parallelismus oder die Disharmonie der arabiſchen und griechiſchen Aſtronomie beſtimmter hinzuweiſen. Dieſs würde wenigſtens für diejenigen Leſer erwünſcht geweſen ſeyn, die mit der griechiſchen Aſtronomie nicht näher bekannt ſind.

Die zur Erläuterung dieſer Abhandlung beygefügte Kupfertafel iſt den Abbildungen der Planeten gewidmet, welche aus dem wichtigen Wer-

ke: *Die Wunder der erschaffenen Dinge von Zacharias von Caswin*, wovon Hr. Gr. *von Rzewusky* drey Exemplare sowohl in arabischer als persischer Sprache besitzt, mit Beybehaltung des ganzen Charakters, nachgestochen sind. Hierüber nun liefert Hr. *v. H.* eine sehr interessante Erklärung, wovon wir Einiges mittheilen. Der *Mond* erscheint, wie ein holder Knabe von vierzehn Jahren, der, in weicher Ruhe hingegossen, die leuchtende Sichel emporhält. „Ein leichtes, an den Armen hochaufgeschürztes, prächtiges Gewand umhüllt die üppige Fülle der Jugend; von keinem Turban bedeckt, sind die Moschus-Haare mit einer Schnur strahlender Perlen durchflochten. Leichtfertiger Reiz verräth sich vom unbedeckten Haupte bis an die zierlichen Spitzen der Schuhe." Rec. glaubt hiebey auf die unrichtige Behauptung mancher Schriftsteller aufmerksam machen zu müssen, dass der Mond von der alten Welt allgemein als ein *weibliches Wesen* vorgestellt, und bloss in der deutschen Sprache *männlich* gebraucht werde. Die Masculin-Formen ירח, قمر und هلال können die Unrichtigkeit dieser Behauptung allein schon beweisen. Die übrigen Vorstellungen vom Monde findet man in folgender Schilderung zusammengedrängt: „Die neue Monds-Sichel erscheint in vielfältiger Gestalt, je nach der Einbildungskraft der Dichter, bald in der Gestalt eines Silbernachens, der auf den dunkeln Wogen des Oceans der Nacht einherschwimmet; bald als ein silbernes Hufeisen, das der Rappe der Nacht auf seinem Galoppe durch die gestirnten Räume verloren; bald endlich gar als ein silberner Zahnstocher, oder der Rand eines silbernen Bechers." *Mercur* ist der Schreiber des Himmels, sitzt mit der Feder in der Hand und dem Papier auf dem Kniee, worauf er oft gedankenvoll das Haupt senket. Er verzeichnet die Folge der Tage und Nächte, den Verlauf irdischer und himmlischer Begebenheiten, die Rollen der Bewohner des Himmels und der Erde. Rec. vermisst hier eine Berührung der Frage: ob die Vorstellung von einem *Buche der Allwissenheit*, der *Vorsehung*, der *Rathschlüsse Allah's*, dessen im Koran so oft gedacht wird, mit dieser verwandt, und als eine islamitische Modification derselben zu betrachten ist? *Venus* ist nicht, wie bey den Griechen und Römern, die Göttin der Liebe, sondern vielmehr eine Muse, Terpsichore und Polyhymnia zugleich, die schöne Lautenschlägerin, welche den Reigen der Gestirne anführet. Die *Sonne* ist die Beherrscherin des vierten Himmels. Das Symbol der Macht sind die Löwen, die sie in beiden Händen bey dem Schwanze hält; das Symbol der Glorie die Genien, welche ihr zur Seite schweben, und über ihr Strahlen-Angesicht regenbogenfarbige Schwingen ausbreiten. Rec. würde das auch sonst bekannte Löwen-Symbol zur Erläuterung der Stelle Jes. 19, 18 brauchen, wo עיר ההרס bald für *Leontopolis* und bald für *Heliopolis* (عين شمس *Abulf.* Aegyptus p. 34 Ed. *Michael.*) gehalten wird. *Mars* hält in der einen Hand das gezogene Schwerd, in der anderen einen abgehauenen Kopf. „Er ist das Gestirn der Schlachten und verderblicher Zwietracht, und wird seines blutdürstigen Sinnes wegen auch der *Türke des Himmels* genannt." Dass diese Benennung erst späteren Ursprungs seyn könne, hätte doch bemerkt werden sollen. *Jupiter* heisst *Ormusd* oder auch *Saadi ekber*, das grosse Glück. Venus heisst *Saad asgher*, das kleine Glück, und vereinigt mit ihr bildet er die glücklichste der Constellationen, unter der nur Völkerbeherrscher, Ländereroberer und begünstigte Söhne des Glücks geboren werden. Sein Amt im Himmel ist das des *Richters*, der Recht spricht, und die ewigen Gesetze des Weltalls aufrecht erhält. Mars und Saturn vertreten die Stelle *Ahriman's*. Einige Bemerkungen über die Verschmelzung der Emanations-Lehre mit dem Islamismus wären hier an der rechten Stelle gewesen. *Saturn* hat allein eine dämonenartige Natur, stehet aufrecht und rüstig mit auseinander gespreiteten Füssen und nicht weniger als *sieben* ausgestreckten Händen, in denen er sieben geheimnissvolle Symbole hält. Er wohnet im siebenten Himmel, in einem hohen wohlverwahrten Schlosse als Schutzherr aller Gauner und Räuber; ein betrügerischer, vielerfahrner Greis, der Alles verdirbt, was sein böser Einfluss berühret.

Es folgen hierauf noch einige allgemeine Bemerkungen über die übrigen Sternbilder, deren originelle Namen aber erst in der Fortsetzung dieser Abhandlung philologisch erklärt werden sollen. Auch nach *Ancillon's*, *Lachmann's*, *Beigels* und *Ideler's* Vorarbeiten (letztere hat der Vf. wahrscheinlich noch nicht gekannt) wird dieser neue Beytrag zur Geschichte der Astronomie willkommen seyn.

II. *Traduzione di alcune odi ed epigrammi persiani del Molla Giami, di Tommaso Chabert.* Hr. *v. Chabert*, der geschätzte Übersetzer *Latifi's* und Verfasser mehrerer Aufsätze in den Memorabilien des Orients (Jena 1802), bemerkt in einem kurzen Vorberichte, dass unter allen europäischen Sprachen die *italiänische* vielleicht die einzige sey: *„di cui l'armonia, la flessibilita e la richezza di rime esprimer possa l'armonia e l'artifiziosa rima onde più di tutte l'altre fregiate sono le poesie persiane."* Rec. giebt diess unbedenklich zu, sobald von Schönheit und Wohllaut der Übersetzung die Rede ist; aber in Ansehung der Treue muss er der *deutschen* Sprache schon um der grossen Verwandtschaft willen, die sie mit der persischen hat, den Vorzug vindiciren. Und dieses Urtheil gilt auch von der Übersetzung des Vfs.; sie ist schön, volltönig und lieblich, wie der Gesang der Bolbole; aber in deutscher Sprache würde sie sich dem zur Seite gedruckten Original genauer anschliessen. Die aus dem Divan des Molla Dschami übersetzten Stücke sind das 126 Gasal des Buchstaben Dal, das 13 Gasal des Buchstaben Lam, und das 106 Gasal des Buchstaben Mim. Sodann noch zwey Epigramme.

III. المقامة الثامنة المعرية: *Macamat Hariri, Huitième Assemblée, nommée celle de Maarra.* Zuerst der arabische Text mit vollständigen Vocal- und Lese-Zeichen, sodann eine nicht ganz vollständige Notiz von den bisherigen Ausgaben und Übersetzungen der noch immer sehr vernachlässigten *Mekamat's*, und zuletzt eine richtige, obgleich etwas freye Übersetzung des *achten* Consessus mit kurzen Anmerkungen. — Alles in französischer Sprache von Rz. (*Rzewusky*). Wir hoffen um so mehr, dass der liberale Beförderer dieser Zeitschrift sie auch ferner zum Vehikel solcher nützlichen Mittheilungen machen möge, da er, nach S. 22, selbst im Besitz eines vollständigen Manuscripts dieses wichtigen Werkes ist.

IV. *Notizie sull' origine della religioni dei Drusi raccolte da varj istorici arabi*, von *Giuseppe Bokti*. Rec. fand nichts, was besonderen Aufschluss über die Religion der Drusen gäbe. Überdiess ist der kleine Aufsatz nicht wohl eines Auszuges fähig.

V. *Sur le langage des fleurs.* So viel wir wissen, ist Hr. *v. Hammer* der Erste, der diesen seit Lady *Montagne* vielbesprochenen Gegenstand zur näheren Untersuchung bringet. Das Resultat darüber lesen wir S. 33: „*Ce langage des fleurs n'existe point, ainsi qu'on le croit généralement en Europe, comme un chiffre d'amour pour des billets-doux entre des hommes et des femmes, dont la liaison doit rester sécrète. Il ne sert point aux communications que les habitantes des Harems se hasardent peut-être à entretenir au dehors à l'ombre du mystère, et au prix de leur tête. Il est même presque entièrement inconnu aux hommes, non seulement à ceux, qui pervertissent les goûts de la nature, mais encore à ceux, qui s'avouent adorateurs du sexe, et qui ont d'ailleurs l'esprit cultivé.*" Die ganze Blumensprache ist weiter nichts als ein Spiel, womit sich die in den Harems eingeschlossenen Weiber die Langeweile vertreiben, oder die höchstens noch gebraucht wird: „*comme d'un chiffre pour des déclarations lesbiennes.*" Gewisse Blumen und Früchte gelten als Hieroglyphen, wodurch man seine Empfindungen, Wünsche etc. ausdrücken will. „*Cette langue n'est point composée de simples mots ou phrases, mais de propositions entières, dont une fleur ou un fruit rappelle le sens par le mot, qui rime avec son nom. Ainsi, par exemple, voyant la poire (Armoude), elles ne se sont guère donné la peine de trouver des rapports entre ce fruit et une idée, ou un sentiment quelconque; mais elles ont choisi parmi plusieurs mots qui y riment, celui d'Omoude, espoir, et remplissant ensuite la phrase, elles ont dit: Armoude veut dire: Ver bana bir amoude; c'est à dire: poire, donnez-moi de l'espoir; ce qui est resté comme phrase reçue de ce langage.*" Der Vf. hat während seines vieljährigen Aufenthalts in Konstantinopel kein Wörterbuch dieser angeblichen Sprache auffinden können, und er zweifelt überhaupt an der Existenz eines solchen. Durch Hülfe einiger griechischen und armenischen Weiber, welche mit dem Inneren der Harems in Verbindung standen, gelang es ihm, ein ziemlich vollständiges *Dictionnaire du langage des fleurs* zusammenzubringen, welches S. 36—42 in türkischer Sprache (nebst Transscription) mit einer französischen Übersetzung, worin die türkischen Reime und Assonanzen möglichst nachgebildet worden, mitgetheilt wird. Rec. ist überzeugt, dass die Sprachforscher und Psychologen dem Vf. für die Mittheilung noch mehr danken werden, als die „*Dames, qui nous font l'honneur de nous lire,*" und die er mit diesen ausländischen Blumen angenehm zu bestreuen hofft.

VI. *Auszug eines Briefes des Hn. Collegienassessors Seetzen an Hn. von Hammer.* Das Schreiben ist datirt Kahira d. 10 Juli 1808, und enthält eine Menge höchst interessanter Notizen über arabische und ägyptische Merkwürdigkeiten, besonders über die noch gar nicht oder doch unvollständig bekannten Werke arabischer und persischer Schriftsteller. Durch solche Mittheilung wird sich Hr. *S.* ungleich mehr Dank verdienen, als durch eigene Gedichte, die, ausser dem an sich unbedeutenden Umstande, dass sie im Orient gedichtet worden, sehr wenig Werth und Interesse haben. Auch das in diesem Hefte abgedruckte Bruchstück eines „topographischen Gedichts bey Erblickung des Kanopus" ist nicht besser, als so viele andere desselben Vfs., womit der N. Deutsche Mercur seit einigen Jahren angefüllt wurde. Wer mag Strophen, wie folgende, schön finden?

> Hell blinktest du, der Antipoden
> Geliebtes Licht;
> Des Menschenstammes fernen Lohden (?)
> Ein Schöngesicht.
> O steure treu in Argo-Schiffes Raume
> Die Phantasie an des Verstandes Zaume u. s. w.

Die Entdeckung, die Hr. *S.* gemacht hat, dass die Israeliten nicht, wie man gewöhnlich sage, aus zwölf, sondern (wie doch ausgemacht sey) aus *dreyzehn Stämmen* bestanden (S. 58—59), wird den biblischen Philologen und Theologen ein Lächeln abnöthigen, da bekanntlich der Stamm Levi, als Priesterstand, kein Erbtheil erhielt, und dafür Ephraim und Manasse (welche eigentlich den Stamm Josephs ausmachten) jeder besonders gerechnet wurden.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stück.*)

NEUE AUFLAGEN.

Freyburg, b. Craz u. Gerlach: *Abendmahlsreden an Familien aus den gebildetern Ständen* von D. *Joh. Georg Aug. Hacker*, königl. sächs. evangel. Hofpr. zu Dresden. 2te verbess. Aufl. 1810. X u. 128 S. 8. (8 Gr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

DEN 3 OCTOBER, 1810.

ORIENTALISCHE LITERATUR.

Wien, gedr. b. Schmidt u. in Commiss. b. Schaumburg: مخزن الكنوز المشرقية ومعدن الرموز الاجنبية زايف جماعة من الادبا بهمة زين الشرفا وتجسلوس قونت سباوشكي — — *Vorrathskammer der morgenländischen Schätze und Fundgruben der ausländischen Weisheitssprüche*; gesammelt von einer Gesellschaft von Gelehrten, durch Unterstützung des Preises der Ritterschaft *Wenceslaus Graf Sijawuschky* (*Rzewusky*) etc.

Auch mit einem deutschen und französischen Titelblatte: *Fundgruben des Orients*, bearbeitet durch eine Gesellschaft von Liebhabern.

Mines de l'Orient, exploitées par une Société d'Amateurs. I — II Heft.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

VII. *Arabische Volksräthsel.* Hr. Colleg. Assessor *Seetzen* erhielt in Halep einige Räthsel (الحزورا, welches wir für richtiger halten, als das S. 75 vorgeschlagene الهزيرا, indem es von حزر, *mensuravit*, herzuleiten ist), welche bey dem gemeinen Volke im Gebrauche sind, und welche hier zur Probe mitgetheilt werden. Es sind ihrer 9, wovon wir ein paar zur Probe mittheilen:

اوله مثل اخره والنصف كله

Sein Erstes ist, wie sein Letztes, und seine Hälfte ist das Ganze (*der Mond*).

ثمرة بلا زرع وثمرة بلا زهر وثمرة بلا بزر

Eine Frucht, die man nicht säet, eine Frucht ohne Blume, und eine Frucht ohne Saamen (*Trüffel, Feige, Maulbeere*).

ايش عصا التي صارت لحم ودم

Welcher Stock wurde zu Fleisch und Blut? (*der Stab Mose's*).

VIII. *Extrait d'une lettre de Mr. Drovetti, commissaire général des relations commerciales de France en Egypte, à son chancelier Mr. Asselin.* Damiette ce 16 Octobre 1808. Notizen über die Inseln im See Menzaleh, über die Spuren des Canals von Damiette nach Suez, zwischen Cattieh und El-Arisch, über den Papyrus und über die Pflanze بشنين in der Gegend von Damiette, welche man für den Lotus der Alten (von den Arabern *Nouphar* genannt) hält.

IX. *Gedicht des türkischen Gesandten Ebubekr Ratib Efendi, bey seinem Besuche der K. K. Akademie der orientalischen Sprachen, derselben zum Andenken hinterlassen im Jahre* 1792. Dieses in türkischer und deutscher Sprache abgedruckte Gedicht hat zwar keinen grossen poetischen Werth, verdiente aber immer als eine orientalische Seltenheit und als ein Beweis der Achtung für dieses berühmte und nützliche Institut hier aufbewahrt zu werden.

X. *Auszug aus Briefen des Hn. Doctor Morpurgo an Hn. Colleg. Assess. Seetzen.* Halep d. 20 April 1808. Das Wichtigste darin möchte noch die kurze Nachricht über die Stadt *Beirut* und ihren Handel seyn.

XI. *Das Lob Melekschah's und Bagdad's, nach Enveri von Helmina Chezy, geb. v. Klenke.* Diese 36 Stanzen bleiben ein schönes, fliessendes Gedicht, wenn gleich das am Schlusse beygefügte Original die occidentalische Zuthat nur zu bemerklich macht. Von derselben Vfn. rühren auch zwey schöne *Apologen von Saadi* her: *das Regentröpfchen*, und: *der Kürbis und der Platan.* Wahrscheinlich ist Madame *Chezy* die Erste ihres Geschlechts, welche sich das Verdienst erwirbt, persische Blumen auf deutschen Boden verpflanzt zu haben. Möge sie Fatime, der Preis der Frauen, dafür belohnen!

XII. *Türkische Inschrift einer Moschee*, nebst einer Kupfertafel. Diese Inschrift zierte den Eingang einer im J. 1569 in Ungarn eingeweihten Moschee, und befindet sich gegenwärtig in dem Manuscriptensaale der k. Bibliothek zu Wien. Hr. *v. Hammer* hielt die Mittheilung für interessant, weil die schöne türkische Lapidarschrift, *Sulus* genannt, in Europa fast ganz unbekannt ist.

XIII. *Estratto d'una lettera del Sign. Dottore Salvatori Medico attaccato all' Ambasciata francese in Persia al Sign. Dottore Careno in Vienna. Dal Campo di Sultaniè 25 Giugno 1808.* Durch so gehaltreiche Reisenachrichten, wie die gegenwärtige, wird

diese Zeitschrift ein allgemeines Interesse, auch bey solchen Lesern, denen der Orient fremd ist, erregen. Hr. D. *Salvatori* weiss eben so angenehm zu schildern, als er die Kunst versteht, immer nur das Wissenswertheste herauszuheben. Er machte die Reise im Gefolge des Generals *Gardanne* und dessen Bruders, als „*primo Medico e Chirurgo della Legazione francese in Persia, coll' annuo stipendio di sei mille franchi, tavola, alloggio e cavallo*". Die Abreise von Konstantinopel geschah am 10 Sept., und endigte sich mit der Ankunft in Thehran, der gegenwärtigen Residenz des persischen Königs (Hr. *S.* schreibt immer *Re di Persia*) am 4 Dec. 1808, und dauerte 86 Tage. Der Weg ging über Scutari, Nikomedia (Isnik-mid), Nicea (die Gesellschaft musste, um die Truppen Kara Mustapha's zu vermeiden, einen grossen Umweg machen; der gerade Weg geht über Sabaudia), Angora, Tocat, Nicsar (Neocaesarea), Erzerum und Bajazid (*citta finitima dell' Impero Persano, lungi due leghe dalle frontiere di Persia*). Hier endigt die Reisebeschreibung, deren Fortsetzung versprochen wird. Die Bemerkungen über das Gebirge *Ararat* und über die so sehr gefürchteten *Curden* verdienen die meiste Aufmerksamkeit.

XIV. *Auszug eines Briefes des Hn. Collegien-Assessors Seetzen an Herrn von Hammer.* Kahira, den 4 Februar 1809. Hr. *Seetzen* beginnt mit einer kurzen Übersicht dessen, was die Araber in den Wissenschaften geleistet haben, und warnt, bey aller Hochachtung, vor Überschätzung ihrer Verdienste. Hr. *v. Hammer* berichtiget in der Note S. 113 — 14 einige Äusserungen seines Freundes, und giebt zugleich einige literarische Notizen. Unter mehreren anziehenden Nachrichten, welche hierauf Hr. *S.* mittheilet, sind die über *Facher's*, *Zaccar's* und *Assemin's* literarische Arbeiten zur Aufnahme der arabischen Literatur vorzüglich wichtig. Über den jetzigen Zustand Ägyptens wird S. 127 bemerkt: „Wenn mehrere Jahre seit dem Einfalle der Franzosen nichts anderes sahen, als überall Zerstörungen: so macht es gewiss ein nicht gemeines Vergnügen, nach und nach die Früchte des Friedens wieder erscheinen zu sehen.

XV. *Ode II della lettera Re del divano di Molla Giami*, von Hn. *v. Chabert*, mit beygefügtem Original und in der gefälligen Manier, wie die übrigen Übersetzungen dieses geschmackvollen und gelehrten Mannes.

XVI. *Was stehet von der Kritik für den Koran zu erwarten?* von *Fr. Theod. Rink*, der Philos. u. Theol. Doctor u. Prof. u. erster Pred. an der Dreyfalt. Kirche zu Danzig. Das Resultat dieser gelehrten Untersuchung geht dahin, dass weder von Handschriften, noch Übersetzungen, noch Commentaren, noch Allegationen eine grosse Ausbeute für die Berichtigung des koranischen Textes zu erwarten sey, sondern dass bloss die *höhere Kritik*, die aber stets an der Hand der Geschichte einhergehen müsse, noch einige Hülfe verspreche. „Die Hauptsache bey einer kritischen Bearbeitung des Koran, heisst es S. 140, würde darin bestehen, nach den Gründen historischer Wahrscheinlichkeit, die freylich nur selten zur Gewissheit zu bringen seyn würde, die verschiedenen Aussprüche Mohammed's gehörig von einander abzusondern und dann chronologisch zu ordnen." Dass eine solche kritische Scheidung, wobey man auch in Ansehung des منسوخ (*Abrogatum*) weniger in Verlegenheit kommen würde, zur richtigern Erklärung und Würdigung des Koran's nöthig sey, ist auch Überzeugung des Rec. Aber auf die Berichtigung des Textes selbst kann sie doch nur einen entfernten Einfluss haben. Für die Wort-Kritik werden doch die Handschriften das zuverlässigste Mittel bleiben. Nun ist zwar wahr, dass beym Koran fast ganz dasselbe gilt, was wir bey den masorethischen Handschriften des A. T. finden: dass die *Codices*, alle zu Einer Familie gehörig, nur unbedeutende Verschiedenheiten geben: allein von den *Codicibus*, die wir in Europa besitzen, und die wohl grösstentheils aus der Türkey herstammen und späteren Ursprunges sind, darf man doch nicht sofort auf den kritischen Unwerth aller Handschriften schliessen. Namentlich hätte man sich durch *Adler's* nicht mit glücklichem Erfolg gekrönten Versuch nicht von einer genauern Collation der *kufischen* Handschriften abschrecken lassen sollen. Gewiss findet man in den entlegeneren Provinzen Vorderasiens, in Persien u. s. w., noch wichtige Handschriften, die, um es nach jüdischer Analogie auszudrücken, die Masorah nicht haben. Auch möchten wir den *Übersetzungen* nicht unbedingt so wenig kritischen Werth beylegen, als S. 135 geschieht. Was das Urtheil über die gedruckten Ausgaben betrifft: so stimmen wir dem Vf. auch darin gegen *Jahn* bey, dass der Text von *Marracci* keine Vorzüge vor der *hinkelmannischen* Edition habe; ja, wir geben dieser in vielen Fallen noch den Vorzug vor jener. An der Existenz der ersten Ausgabe von *Paganinus* scheint Hr. *R.* S. 129 zu zweifeln, und er beruft sich desshalb auf *Ol. Celsius*. Rec. vermisste *J. M. Langii Dissert. de Alcorani prima inter Europaeos editione arabica. Altdorf.* 1703, 4; und vorzüglich *Jo. Bern. De-Rossi Dissert. de Corano arabico etc. Parma* 1805 (worin das Druck-Jahr nicht 1530, sondern 1518 angenommen wird). Beide stimmen für die Existenz. Die von Hn. *R.* mitgetheilten Varianten, theils aus Vergleichung mit der glossirten petersburger Ausgabe, theils aus *Beidawi*, verdienen allen Dank, und machen den Wunsch nach einer Fortsetzung dieser Arbeit rege.

XVII. *Sur la galanterie de Saladin et de son frere Malek Adel.* Beide Brüder werden gewöhnlich als das Ideal männlicher Tapferkeit, Biederkeit und Liebenswürdigkeit bewundert, und haben einmal in der europäischen Romantik einen wohlbefestigten Ehren-Sitz erhalten. Hr. *von Hammer* sucht, durch Mittheilung einer Nachricht von *Abulfeda* (*Annal. Moslem. Vol. IV. p. 66*) zu beweisen, dass sie diesen Ruhm nicht verdienen, indem sie ihren sonstigen Ruhm durch grosse Härte und Impietät befleckten. Die Geschichte zeiget beide Männer in einem ganz anderen Lichte, als die Romantik. Am Schlusse heisst es: „*Que Saladin et Malek Adel jouissent en*

paix du comble de faveur, où ils se trouvent placés dans l'esprit des Dames; ils sont aussi peu les véritables Salah ed-din et Melek aadel (ſo heiſsen ihre ächt-arabiſchen Namen), *que le Mahomet de Voltaire est le Mohammed de l'histoire.*" Rec. kann nicht unbemerkt laſſen, daſs der vom Vf. gemachte Vorwurf nicht allein Madame *Cotin*, ſondern auch bey weitem den gröſsten Theil der neueren Schriftſteller (beſonders auch unſeren *Leſſing*) trifft, daſs aber ihr Enthuſiasmus, beſonders für Saladin, durch arabiſche und perſiſche Schriftſteller, vornehmlich *Mircond* und *Bohaeddin*, gar ſehr gerechtfertigt wird. Die Tugenden beider Helden waren doch überwiegend, wenn man es gleich bedauern muſs, daſs ſie nicht ganz fleckenlos waren. Die Kritik der Geſchichte iſt heilſam; aber ſie darf nicht ſplitterrichten!

XVIII. *Auszüge aus der Sura (Sunna), oder der mündlichen Überlieferung Mohammeds*, von Hn. *von Hammer*. Der erſte, in's Groſse gehende Verſuch, uns mit der Sunna näher bekannt zu machen. Auſser einzelnen Sentenzen, die aus arabiſchen Schriftſtellern ausgezogen wurden, kennt Rec. nur ein paar kleine Sammlungen von *Hottinger Hiſtor. oriental. p.* 248 *ſeqq.*, und von dem Verfaſſer dieſes Aufſatzes in der *Encyklopäd. Überſicht der Wiſſenſch. des Orients*, 2 Th. S. 633—39. Dennoch kann mit Recht behauptet werden, daſs die Sunna bisher noch ſo gut, wie eine *terra incognita* war, und daſs Hr. *v. H.* wenigſtens auf den Dank des Americo Veſpucci Anſpruch machen kann. In der Einleitung wird von den ſieben Hauptſammlungen der Sunna von Bochara, Malek, Ebi-David, Tarmeſi, Niſſa, Moslim und Sejuti gehandelt, worunter das Werk *Bochara's* unter dem Titel:

جامع الصحيح المشهور بصحيح البخاري

(*Der aufrichtige Sammler*) das erſte und vortrefflichſte iſt, wie ſchon aus Hottinger, Herbelot, Dombay u. A. bekannt iſt. Die Handſchrift unſeres Vfs. enthält 492 Folioblätter, und iſt im J. der H. 1166 geſchrieben. Sie enthält 7275 Überlieferungen. „Die meiſten derſelben ſind Wiederholungen, und die urſprünglichen, eigentlichen Überlieferungen laſſen ſich von *ſieben* auf ein *paar Tauſend* einſchmelzen. Von dieſen paar Tauſend ſind wieder mehr als die Hälfte nicht Reden und Ermahnungen des Propheten, ſondern umſtändliche Berichtigungen (Berichte?) ſeiner Art zu wachen und zu ſchlafen, zu eſſen und zu faſten, zu gehen und zu ſtehen, zu ſitzen und zu knieen, mit einem Worte ſeiner ganzen Lebensweiſe, wovon Vieles, das in *Eſcobar's* Caſuiſtik *de matrimonio* einen Platz verdiente, ſchon deſswegen von uns überſetzt geblieben. Um die Sunna in ihrem ganzen Umfange kennen zu lernen, bleibt freylich nichts wünſchenswerther, als eine vollſtändige Überſetzung dieſer *Siebentauſend* Überlieferungen, von denen wir *Siebenhundert* mit Sorgfalt gewählte, als den Zehent dieſes allgemein für ſo wichtig erkannten und ſo wenig bekannten kanoniſchen Werkes, zur gründlicheren Kenntniſs des Islams und ſeines Stifters beyſteuern". In dieſer erſten Lieferung erhalten wir 370 Paragraphen; die zweyte Hälfte wird in der Fortſetzung verſprochen. Jeder Freund der orientaliſchen Literatur wird wünſchen, daſs Hr. *v. H.* das Publicum recht bald mit der *ganzen Sammlung* in einer beſonderen Schrift beſchenken möge. Rec. ſtimmt zwar nicht in die ſanguiniſchen Hoffnungen ein, womit *Reiske* (Anmerkungen zur allgemeinen Weltgeſchichte von *Guthrie* und *Gray*, VI Th. S. 63—64) von der Sunna, die er für das gröſste Meiſterwerk erklärt, „wogegen der Koran nur ein Kindergewäſche ſey", erfüllt war; aber wichtige Aufſchlüſſe über die ſo wenig bekannte Individualität des groſsen Propheten von Mecca, und über das Weſen ſeiner Religion wird ſie allerdings geben. Und dieſs iſt gewiſs kein kleiner Gewinn.

XIX. *Extrait d'une lettre de M. le comte Vencesłas de Rzewusky à Mr. de Hammer.* Es wird hier Nachricht von einer höchſt merkwürdigen und ſeltenen Handſchrift („*Codex unicus, puisqu'il n'existe dans aucune des Bibliothèques d'Europe*") gegeben. Der Titel iſt: كتاب المخزون جامع الفنون. Der Tractat iſt zur Zeit des Kreutzzuges des heil. Ludwig geſchrieben, und handelt von der Kriegskunſt, Pferden, Wagen u. ſ. w. Beſonders wichtig ſind darin zwey Artikel: 1) *La composition de la poudre à canon, à peu de chose près la même, que la nôtre, et que les Arabes ont incontestablement connue avant nous, quoique l'invention ne leur appartienne peut-être pas, et qu'on doive plutôt l'attribuer aux Persans, ou aux Chinois.* 2) *Le feu inextinguible, communément nommé grégois, et retrouvé aujourd'hui dans les fusées de Congrève.* Hr. Gr. *Rzewusky* läſst uns eine Überſetzung dieſes für die Geſchichte der Erfindungen äuſserſt wichtigen Werkes hoffen, und wir wünſchen, daſs er ſich durch die Schwierigkeiten, die mit der Überſetzung einer ſolchen Schrift nothwendig verknüpft ſeyn müſſen, und wobey unſere ohnedieſs ſo mangelhaften Wörterbücher keine Hülfe verſprechen, nicht möge abſchrecken laſſen.

XX. *Couplets Persans pour l'inauguration de la maison de campagne de Me. la Comtesse Constance de Rzewusky à Baden, nommée le Gulistan, le 24 Juin* 1810. Obgleich nur in entfernter Beziehung auf den Orient ſtehend, ſind dieſe Zeilen des Dichters *Jouſouf* doch ein Beweis von gefälliger Nachahmung perſiſcher Galanterie, und der Leſer wird dabey leicht an *Schirin* erinnert.

Wir glauben, durch eine ausführliche Relation die Leſer in den Stand geſetzt zu haben, ſelbſt über den Reichthum dieſer Fundgruben zu urtheilen, und daraus auf die groſse Ausbeute, die wir noch künftig davon zu erwarten haben, zu ſchlieſsen. Rec. erlaubt ſich zuletzt nur noch einige allgemeine Erinnerungen und Wünſche, worauf er die Herausgeber bey der Fortſetzung Rückſicht zu nehmen bittet.

I. Die Correctur iſt nicht mit der Genauigkeit beſorgt, die man bey einem ſo wichtigen Werke wünſchen muſs. Beſonders bietet der erſte Heft einen groſsen Katalog von Druckfehlern dar (obgleich auch der zweyte nicht frey davon iſt), die wir wenigſtens am Schluſs des Bandes zu berichtigen bitten. Beſon-

ders empfehlen wir bey den aus Handfchriften abgedruckten arabifchen und perfifchen Stellen, fo wie bey Eigennamen und Zahlen, die gröfste Vorficht.

II. Eine Sache von der gröfsten Wichtigkeit ist auch die *Orthographie der orientalifchen Namen* bey ihrer Transfcription. Die Herausg. erklären fich in der Vorr. S. 5 fo darüber: „Es wäre zweifelsohne zu wünfchen, dafs bey folcher Mannichfaltigkeit von Auffätzen in verfchiedenen Sprachen die Rechtfchreibung orientalifcher Namen, die darin häufig vorkommen, beftimmt werden könnte. Da bis jetzt aber die Orientaliften Europa's über einen gemeinfchaftlichen, für alle occidentalifche Nationen gleich fafslichen Ausdruck der Ausfprache eigener Namen des Orients nicht übereingekommen find: fo wird indeffen bey denfelben in jedem Auffatze die Rechtfchreibung des Einfenders beybehalten. Was hierdurch auf einer Seite an Einheit für das Ganze verloren gehet, wird auf der anderen an Richtigkeit für das Ohr gewonnen, wenn Reifende ohne Rückficht auf die Schriftfprache den Urklang fremder Laute, fo wie er in dem Munde des Volks wirklich lebt und fchwebt, in ihrer Sprache beftens nachahmend, auszudrücken fich bemühen." Bey Befolgung diefes Grundfatzes wird die ohnediefs fchon widrige Verfchiedenheit nur noch gröfser werden. Die Herausgeber könnten fich leicht ein fehr grofses Verdienft erwerben, wenn fie fich des Rechtes, die orthographifche Individualität ihrer Mitarbeiter der Objectivität fefter Grundfätze aufzuopfern, bedienten. Dafs ihnen diefes Recht zuftehe, liegt in der Natur der Sache, und das Beyfpiel der wichtigften literarifchen Inftitute fpricht dafür. Gewifs würden fich auch die meiften Orientaliften gern nach den Herausgebern bequemen, um nur die fo oft gewünfchte Harmonie zu Stande zu bringen. Wollten die Herausgeber ja recht nachfichtig feyn, fo würden fie die abweichende Schreibart des einen oder anderen Mitarbeiters in Parenthefe oder unter dem Texte beyfügen. Gerade die Reifenden haben von jeher in diefer Sache die meifte Verwirrung angerichtet, und namentlich findet man in den Auffätzen des Hn. Coll. Aff. *Seetzen* die auffallendfte Verfchiedenheit von der gewöhnlichen Orthoepie und Orthographie. Hier findet man: *Kolfum*, *Ibn Abd el Höckem*, *El Sziuthy*, *Mockrify*, *Meffaudi*, *El Kafuiny*, *Manszur*, *Menfaleh*, *Abd el Rahhman* u. f. w. Auch fonft findet man bald *Hegire*, *Hegira*, *Hedfchrah*, *Hedfchira*; bald *Molla Giami* und *Molla Dfchami*; bald *Hafis* und *Hafyz*; bald *Macamat* und *Mekamah*; bald *Caswin* und *Kazuin*. Dergleichen unangenehme Abweichungen könnten leicht befeitiget werden.

III. In der Vorrede wird die Hoffnung zur Anfchaffung *neuer orientalifcher Alphabete* geäufsert. Indem wir eine baldige Erfüllung derfelben wünfchen, mögen wir das Bekenntnifs nicht zurückhalten, dafs die gebrauchten arabifchen Schriftzüge unferen Beyfall nicht haben. Die Form des *He fin.* und des *He med.*, faft in der Geftalt eines griech. Gamma, das *Kef* und andere Buchftaben haben etwas fehr Ungefälliges u. Geziertes. Rec. kennt bis jetzt noch keinen zweckmäfsigeren Typus, als den, womit *Abulfeda's Annales Moslem. Ed. Reiske* gedruckt find, und keinen fchlechteren, als den aus *Rousseau's* (in London) *Arabic and Perfian Press* hervorgegangenen, womit unter anderen *Wefton's Specimen of the conformity of the European Langages with the Oriental Langages etc.* London 1802, gedruckt ift. Mögen diefe u. ähnliche Typen immer dem Auge und der Hand des Orientalen mehr zufagen; für uns, die wir im Occident leben, und für die doch zunächft alle orientalifchen Schriften und Journale beftimmt find, haben fie weder Reiz noch Zweckmäfsigkeit.

IV. Endlich wünfchen wir noch, dafs die Auffätze nicht fo oft *abgebrochen* werden möchten. In vorliegenden beiden Heften find fo viele Abhandlungen, wo „*die Fortfetzung folgt,*" oder „*Sara continuato*" den Lefer auf eine unangenehme Weife mitten im Genuffe ftöret. Dagegen hoffen wir, dafs jedes neue Heft mit der willkommenen Unterfchrift: *Die Fortfetzung folgt nächftens,* verfehen feyn möchte!

N.

KLEINE SCHRIFTEN.

Erbauungsschriften. *Grimma*, b. Göfchen: *Drey Predigten*, gehalten von M. *Chriftian Friedrich Lange*, Paftor zu Limbach bey Ofchatz. 1809. 47 S. 8. Diefe Predigten empfehlen fich durch eine lichtvolle und gefällige Darftellung der abgehandelten Materien, durch eine edle Wärme, die unverkennbar aus dem Gemüthe des Vfs. fpricht, und durch eine vielfeitige Anwendung auf das Leben und die verfchiedenen Verhältniffe deffelben. Nach der kurzen Vorerinnerung find diefe Vorträge für ein anderes, als das gewöhnliche Publicum des Vfs. bearbeitet — wahrfcheinlich alfo für ein gebildeteres. — Ob aber damit die Wahl, oder die Behandlung der Gegenftände entfchuldigt werden foll, ift nicht weiter angegeben. Wir haben nichts gefunden, was nur einer höheren, gebildeteren Zuhörerfchaft angeeignet werden könnte. Die erfte Pr. über Luc. VIII, 4—15 ftellt das Thema auf: *Das menfchliche Herz als der Boden, worauf der Same des Guten fällt,* welches ganz nach Anleitung des Textes bearbeitet ift. Die zweyte Pr. über Matth. XVIII, 1—17 beantwortet die Frage: *Wodurch beweifen wir die Achtung, welche wir Kindern fchuldig find?* Der Vf. macht drey Theile: 1) durch vorzügliche Aufmerkfamkeit auf das Vortreffliche und Gute, das fich an ihnen findet; 2) durch forgfältige Vermeidung jedes Ärgerniffes, das wir ihnen durch böses Beyfpiel geben könnten; 3) durch unabläffiges Beftreben, die Sorge für ihre geiftige Wohlfahrt zur Hauptforge zu machen. Die dritte Pr. über Matth. XI, 2—12 handelt *von einigen Abfichten, welche Gott durch das frühe Ende gemeinnütziger und guter Menfchen an uns erreichen will.* Es werden vier folcher Abfichten namhaft gemacht: 1) uns den Werth ihres verdienftvollen Lebens erft recht fühlbar und fchätzbar zu machen; 2) uns auf vielfache Weife in angeftrengte Thätigkeit zu fetzen; 3) die Gefinnungen der Menfchenliebe und des Vertrauens auf ihn in unferen Herzen zu befeftigen; und 4) die Sehnfucht nach dem befferen Leben zu erwecken und zu ftärken. In dem Übergange zum Thema verfpricht der Vf. etwas Befriedigendes über feinen Gegenftand. Der Vf. bedachte aber wohl nicht, dafs man zwifchen Abfichten Gottes bey gewiffen Ereigniffen, und Anwendung diefer Ereigniffe auf und für uns wohl zu unterfcheiden habe.

ez.

25 Num. 229. 26

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 5 OCTOBER, 1810.

JURISPRUDENZ.

1) Coblenz, b. Pauli: *Die Gesetzgebung Napoleons.* Erste Abtheilung. *Privatrecht. Codex Napoleon dargestellt und commentirt* von *Friedrich Lassaulx,* ord. Professſ. des Codex Napoleon an der Facultät der Rechte zu Coblenz. 1809. I Theil. VI und 394 S. II Theil. II und 477 S. 8.

2) Halle und Berlin, in den Buchhandlungen des hallischen Waisenhauses: *Systematische Darstellung des im Königreich Westphalen geltenden napoleonischen Privatrechts,* von *Carl Franz Ferdinand Bucher,* ordentl. Prof. der Rechte und Beysitzer des Spruchcollegiums zu Halle. 1809. I und II Bd. VI u. 568 S. 8. (2 Rthlr. 8 gr.)

3) Marburg, in der neuen akademischen Buchhandlung: *Lehrbuch des napoleonischen Civilrechts* von *D. Anton Bauer,* ordentl. Prof. des Rechts zu Marburg. 1809. XXVI u. 410 S. 8. (1 Rthlr. 12 Gr.)

(Fortsetzung der in No. 280 vom vorigen Jahre abgebrochenen Collectivrecension.)

Eine Fluth von Zeitschriften, Lehrbüchern, Systemen und einzelnen Abhandlungen über die französische Civilgesetzgebung hat in den letzten drey Jahren das deutsche Publicum überschwemmt. Compilationen haben sich an Compilationen gereiht. Unreife Begriffe haben noch unrichtigere Folgerungen erzeugt. Durch williges Nachbeten ungeprüfter Behauptungen haben sich in einem kurzen Zeitraum Traditionen gebildet, unter welchen der vorurtheilsfreye Geist nur mühsam seine Selbstständigkeit rettet. Rec. hegt die Absicht nicht, *alle* über den *C. N.* erschienenen deutschen Schriften zu würdigen. Unter den vielen hebt er nur das Bessere und Mittelmäſsige heraus. Er legt unbefangen seine Meinung über das, was er für bleibend und für vorübergehend hält, dar. Dem objectiven und subjectiven Verdienst, wo er es zu finden glaubt, huldigend, will er das Publicum in den Stand setzen zu urtheilen, was für die wissenschaftliche Bearbeitung des *C. N.* in Deutschland geschehen ist, und was noch dafür zu thun übrig bleibt.

Unter allen über den *C. N.* erschienenen *Commentaren,* trägt Rec. kein Bedenken, No. 1 den ersten Platz einzuräumen. Er ist zwar dem Ton, dem Geist und dem Zweck nach von *Schmids kritischer Einleitung in das gesammte Recht des französischen Reichs,* von welcher bis jetzt kaum der Anfang erschienen ist, eben so verschieden, wie die geistige Individualität beider Schriftsteller. Doch glaubt Rec., daſs beide Werke als würdige Gegenstücke noch dann neben einander bestehen werden, wenn die ephemerischen Producte gemeiner Anstrengung im vorüberrauschenden Strome des momentanen Bedürfnisses längst ihr Grab gefunden haben. Im *lassaulx*'schen Commentar theilt ein Deutscher seit vielen Jahren mit dem gründlichen Studium und der praktischen Anwendung des französischen Rechts von Amtswegen beschäftigter Gesetzkundiger seine aus der Fülle der französischen Jurisprudenz geschöpften Kenntnisse mit. Man erwarte hier nichts Oberflächliches und Seichtes. Man findet den *C. N.* lichtvoll und erschöpfend in seinen feinsten Bestimmungen. Man vermiſst weder die Jurisprudenz, aus welcher er hervorgegangen ist, noch diejenige, welche er erzeugt hat. Man lernt die ihn ergänzenden Gesetze kennen. Man erfährt, was die Ansicht der Tribunäle, was die einförmige vor und nach revolutionäre Praxis hineinlegte und wieder herauszog. Man sieht, mit anderen Worten, den *C. N.*, wie er in Frankreichs Gerichtshöfen und Notariatsregistraturen lebendig wirkt. Durch diese Eigenschaften wird das Buch jedem praktischen deutschen Juristen in den Ländern unentbehrlich, in welchen der *C. N.* schon eingeführt ist, oder in welchen er noch eingeführt werden soll. Eben so wichtig wird es als eine Sammlung von Controversen, welche entweder treffend entschieden, oder zu deren Entscheidung leitende und einfache Principien dargelegt werden. Gegen den wissenschaftlichen Charakter des Buchs hat freylich Rec. Vieles auf dem Herzen. Daſs der Vf. das Studium der deutschen Rechtsphilosophie zu sehr vernachläſsigt, zeigt sich in manchen Ansichten. So vortheilhaft sich auch das Detail seiner Arbeit durch ein klares und gesundes Räsonnement auszeichnet: so scheint er doch manche Schwierigkeiten nicht befriedigend aufgelöst zu haben.

I) Wie ein sehr groſser Theil des *C. N.* ein Ausfluſs der älteren französischen Jurisprudenz ist: so ist er auch ein Schöpfer der neueren. Beide dienen ihm als ein durchaus unentbehrliches Ergänzungs- und Erklärungs Mittel. Hiedurch unterscheidet sich das französische Civilgesetzbuch vom preussischen Landrecht. Letzteres stellt für sich ein geschlossenes Ganzes dar. Man braucht es nur zu lesen, um es zu verstehen und anzuwenden. Ein gründliches Studium der älteren und neueren französisch. Jurisprudenz kann bis jetzt von keinem deutschen theoretischen Juristen verlangt und erwartet werden. Ihrer Schätze bemäch-

tigt sich nur der angestrengteste Fleiss in der Lebendigkeit des Geschäftslebens. Jene Jurisprudenz knüpft oft an ein einziges Wort des Gesetzes eine ganze Reihe praktischer Folgerungen, welche der sich selbst überlassene Scharfsinn nicht wahrnimmt. Unter der Jurisprudenz verstehe man indessen nicht bloss den Gerichtsgebrauch, wie ihn die einförmigen Entscheidungen der Tribunäle festgesetzt haben. Was Frankreichs ausgezeichnetsten Juristen dachten und glaubten, was eine Generation der anderen überlieferte, die bestimmten Vorstellungsarten, welche sie in Schriften und in der öffentlichen Meinung niederlegten, ist auch Jurisprudenz. So haben *Cochin*, *d'Aguesseau*, *Furgole*, *Riccard*, *Pothier* und Andere durch Vorurtheil und Autorität auf die geistige Individualität der Urheber, Verbesserer und Redactoren des *C. N.* mächtig gewirkt. Im Geist dieser Männer wird der Civilcodex von den Tribunalen verstanden und angewendet. Nach ihren Meinungen hat sich die *Jurisprudence des arrêts* gebildet. Im *lassaulx*'schen Commentar findet man fast auf jeder Seite den mit *diesem* Quellenstudium innigst vertrauten Mann. Man findet eine Menge praktischer Bestimmungen, deren Daseyn man nicht ahndet, wenn man weiter nichts als die auf dem rechten Rheinufer entstandenen Schriften über den *C. N.* kennt. Man wird nicht selten durch berichtigte Schwierigkeiten überrascht, die der von seinen juristischen Umgebungen abgelöste Buchstabe des *C. N.* nothwendig erzeugen musste. Rec. hält sich für verpflichtet, dieses Urtheil durch einige Beyspiele zu belegen. So findet man Theil I Seite 17 die wahre Bedeutung des Worts *usage*, wie es in Art. 1641, 1648, 1754, 1759 und anderswo vorkommt, im Gegensatz von *Coutumes* ins Klare gesetzt, und erfährt, dass unter jenem eigentliches *Gewohnheitsrecht*, unter diesem *Particulargesetze* zu verstehen sind. Dass sich bey schweigendem Gesetz der französ. Staatsrichter in einen Schiedsrichter verwandle, wird S. 92 treffend gezeigt, und dadurch Art. 4 in ein von der in Deutschland bisher herrschenden Ansicht sehr verschiedenes Licht gesetzt. — Die Ausführung der Art und Weise, wie ein von einem Franzosen im Ausland erzeugtes uneheliches Kind Franzose wird, ist strenge, aber nicht sogleich erkannte Folgerung aus den Bestimmungen des Art. 10 (S. 124). Die Erklärung des Unterschieds zwischen Zeugen und Declaranten (S. 188) wird man anderswo vergeblich suchen, und doch ist dieser Unterschied für die Beweiskraft der *actes de l'état civil* höchst wichtig. Für deutsche Gelehrte ist die Bemerkung S. 190 neu, dass, wenn Kinder vor der Geburtsanzeige verstorben sind, eine Sterb-, aber keine Geburts-Urkunde ihr Daseyn nachweist. Dass der *Maire* als *officier de l'état civil* keineswegs den höheren administrativen, sondern den gerichtlichen Behörden subordinirt ist (S. 185), liegt zwar im Geist des Gesetzes *sur les actes de l'état civil*. Allein die Folgerung, dass eine auf gar kein Urtheil und ohne richterliches Zuthun ausgesprochene Ehescheidung dennoch nur durch ein Urtheil der Tribunale, und nicht durch eine Verfügung der Verwaltungsbehörden beseitigt werden kann (S. 217), würde darum doch nicht beym ersten Blick anerkannt werden. Mit vorzüglicher Sorgfalt ist der Abschnitt über die auf Nullität einer Ehescheidung gerichteten Klagen bearbeitet (S. 275 — 307). Wichtig ist der S. 328 — 335 geführte Beweis, dass die strengen Grundsätze der alten Jurisprudenz über Legitimität und Paternität in den *C. N.* hinüber geflossen sind, gerade so, wie der für Deutsche so auffallende Grundsatz des Artikels 230 (Th. II S. 15). Neu ist die Bemerkung (Th. II. S. 87), dass der Ehescheidungsprocess des *C. N.* für sich ein Ganzes bildet, und auch nicht analogisch nach den in dem *C. de pr. c.* für den gemeinen Civilprocess aufgestellten Grundsätzen behandelt werden darf; so wie die durch eine Entscheidung des Appellhofs zu Brüssel unterstützte Behauptung (S. 47), dass die bösliche Verlassung (*malitiosa desertio*) als *injure grave* gerade wie nach protestantischem Kirchenrecht zum Ehescheidungsgesuch berechtige. — Die Auseinandersetzung desjenigen, was in einem *acte authentique* enthalten seyn kann, und darum doch nicht als authentisch beurkundet darf betrachtet werden (S. 172), führt zu Resultaten, welche die Praxis nicht sorgfältig genug berücksichtigen kann. —

II. Die Aufstellung einer Gesetzgebung ohne Lücken und einer Jurisprudenz ohne Controversen gehört zu den frommen Foderungen kosmopolitischer Schwärmerey. Wer das Leben nicht aus dem blossen Standpuncte der Speculation betrachtet, überzeugt sich sehr bald, dass juristische Controversen keineswegs aus den Mängeln der Gesetzgebung, sondern aus den täglich neuen Gestaltungen gesellschaftlicher Verhältnisse hervorgehen. Der Gesetzgeber kann nur Entscheidungsregeln für Fälle festsetzen, welche er sich in reinen ungemischten Formen denkt. Das Leben bringt immer neue und anders verflochtene Fälle hervor, bey deren rechtlicher Beurtheilung Rücksichten auf verschiedenartige gesetzliche Principien sich durchkreuzen: welche Rücksicht die herrschende, welche die subordinirte sey, das ist die Frage. Und diese Frage ist nichts anderes, als eine Controverse. Eine Gesetzgebung, welche alle Controversen vorauszusehen und zu entscheiden verspricht, möchte Rec. einer Anweisung zum Schachspiel vergleichen, welche für alle nur denkbaren Spielcombinationen untrügliche Regeln lehren will. Man hat mit Unrecht dem römischen und kanonischen Recht die Menge unentschiedener Streitfragen zum Fehler angerechnet; der *C. N.* hat eben so viel Controversen hervorgebracht, und sollte Frankreichs Gesetzgebung — wogegen sie ihr guter Genius schützen möge — am Ende jedes Decenniums sich die Beseitigung derselben angelegen seyn lassen: so würden auf dem Boden jeder erledigten Streitfrage wieder zehen neue hervorwachsen. Dennoch ist es Bedürfniss der Wissenschaft, dass Controversen zur Sprache gebracht, dass das Für und Wider erörtert werde. Sind diese Erörterungen nicht immer Gewinn für die Praxis: so sind sie doch Übungen für den juristischen Scharfsinn. Bilden sie nicht immer

eine feste Jurisprudenz: so bilden sie doch umschauende Richter. Einem Commentar des französischen wird es daher eben so sehr, wie einem Commentar des römischen Rechts, zum Verdienst anzurechnen seyn, wenn er auf Controversen vorzügliche Rücksicht nimmt, und in Ansehung der Entscheidung derselben einen bestimmten Charakter behauptet. Auch in dieser Hinsicht verdient vorliegendes Werk die rühmlichste Auszeichnung. In wenig französischen Lehrbüchern wird man mit so viel Umsicht zergliederte und entschiedene Streitfragen beysammen finden, wie hier. Der Vf. zeigt dabey fast überall einen geraden, billigen und consequenten Sinn. Zu den bieher gehörigen, vorzüglich gelungenen Ausführungen rechnet Recensent die Entscheidung der Frage, ob die auf den Gemüthszustand des Heirathenden gegründete Opposition besondere den Wahnsinn verrathende Handlungen anführen müsse, und ob, wenn die Mutter interdicirt und der Vater todt ist, der Oheim Opposition einlegen dürfe, gegen *Jouanneau* und *Solon*, welche beide Fragen für unentschieden halten (Th. I. S. 272); ob gegen ein eine provisorische Ehetrennung verfügendes Urtheil Appellation eingelegt werden könne, gegen die Verfasser der *Pandectes françaises* (Th. II. S. 90 u. 91); ob die Erben des Mannes den Ehebruch der Frau einzuwenden berechtigt sind, um sie der vom Mann ihr zugesicherten Liberalitäten zu berauben, gegen *Maleville* (S. 113); ob der Ehegatte, welcher mit einer auf bestimmte Ursachen gegründeten Ehescheidungsklage abgewiesen worden ist, nachher auf wechselseitige Einwilligung um die Ehescheidung nachsuchen könne, gegen die Verfasser der *Pandectes françaises* (S. 122 und 123); ob bey der auf wechselseitige Einwilligung gegründeten Ehescheidung die Ältern den Niesbrauch des eigenthümlichen Vermögens der Kinder behalten, da sie doch das Eigenthum ihres eigenen Vermögens zur Hälfte an die Kinder abtreten müssen, gegen *Delvincourt* (S. 209); ob der Vater ungeachtet eines vorhandenen testamentarischen Verbots und des Artikels 387 den Usufruct desjenigen Theils des Vermögens des Kindes in Anspruch nehmen könne, welcher dem Kinde als Pflichttheil hinterlassen werden *musste*, gegen *Maleville* (S. 210) — durch den mit Scharfsinn durchgeführten Unterschied zwischen der Vormundschaft im weiteren und engeren Sinn, und durch den Beweis, dass jene nichts anderes sey, als die väterliche Gewalt des französischen Rechts selbst, werden mehrere Zweifel befriedigend aufgelöst.

III. Mit der gerechten Anerkennung der Vorzüge des vorliegenden Werks verbindet Rec. eine eben so unbefangene Rüge seiner Fehler. Er rechnet hieher vor allen Dingen den Mangel wissenschaftlicher Einheit und systematischer Ordnung. Dieser Vorwurf trifft die Anordnung des Ganzen und jedes einzelnen Theils. Niemand konnte besser, als der sachkundige Vf., das unermessliche Gebiet des französischen Rechts in seinem Realzusammenhange umfassen. Niemand war lebhafter, als er selbst, von der Wahrheit durchdrungen, dass sich der *C. N.* als ein aus der Geschichte und aus den gleichzeitigen Umgebungen abgelöstes Ganzes *nciht* darstellen lasse. Diese Betrachtung machte es nöthig, sowohl dem Ganzen, als den einzelnen Theilen, *rechtsgeschichtliche Einleitungen* voranzusenden. Hr. *L.* hat auch beides gethan. Allein die aus drey Titeln bestehende Einleitung des ganzen Buchs S. 1 bis 116 wird keinen Leser in den Stand setzen, den *C. N.* aus dem ihm eigenthümlichen Standpuncte aufzufassen. Der erste Titel handelt von der Stelle, welche der *C. N.* im allgemeinen System der Gesetzgebung einnimmt. Man erfährt weiter nichts, als dass der *C. N.* das französische positive Privatrecht enthalte. Der zweyte Titel liefert eine zu wenig pragmatische *äussere* Rechtsgeschichte, und der dritte handelt von den Gesetzen im Allgemeinen und von ihrer Anwendung auf die Civilrechte. Man findet viel Brauchbares, Berichtigendes und Wahres über Promulgation, Interpretation und Collision der Gesetze, über die gegenseitige Kraft der Gesetze und Conventionen; aber — was man hier vorzüglich sucht und bedarf — eine genaue und scharfe Bestimmung des Begriffs der Civilrechte im Gegensatze der natürlichen findet man nicht. — Überhaupt glaubt Rec. dem Vf. einen unzweydeutigen Beweis seiner Achtung durch das Geständniss darzulegen, dass er gerade von ihm eine andere Einleitung erwartet hätte. Der *C. N.* ist in seinen Hauptbestimmungen, wie in seinem feinsten Detail, nicht bloss das Product der Revolution und ihrer gebietenden Foderungen. Er ist der treue Spiegel der Institute, der Denkart, der Grundsätze, welche sich schon lange *vor* der Revolution festgesetzt, und mitten unter ihren Stürmen forterhalten hatten. Er wurde in einem organischen Zusammenhange aufgefasst und gedacht, an welchen er sich in allen seinen Theilen auf das innigste und unzertrennlichste anschliesst. Diese grossen Wahrheiten sind entscheidend für den wissenschaftlichen Standpunct, aus welchem eine *Einleitung* zu einem Commentar des *C. N.* bearbeitet werden muss. Sie darf nichts Geringeres enthalten, als in gedrängten Zügen eine *innere* französische Rechtsgeschichte, etwa im Geist von *Hugo's* römischer Rechtsgeschichte. Frankreichs vorrevolutionäre Staatsverfassung, Religionszustand, administratives System, Justizorganisation, Privatrecht, Jurisprudenz, die Bezeichnung der durch die Revolution vernichteten Parthieen seines Rechtsorganismus, die Darstellung des Gebäudes, welches aus den verhängnissvollen Operationen der *Assemblée* und *Convention nationale* und der Directorialregierung hervorging, diess alles und nichts weniger gehört — wenn Rec. nicht alles täuscht — zu einer Einleitung des *C. N.* in geschichtlicher und politischer Hinsicht. Ein solches Werk fehlt der deutschen Literatur ganz, und wird ihr noch lange fehlen. Nur derjenige darf es unternehmen, der mit des Vfs. rastlosem Fleiss seine seit so vielen Jahren gesammelten Vorkenntnisse und einen pragmatischen Blick verbindet. — Die den einzelnen Titeln des *C. N.* vorangeschickten rechtsgeschichtlichen Notizen sind neu, zweckmässig, und gehören zu den eigenthümlichen Auszeichnungen des vorlie-

genden Commentars. Um so viel weniger kann Rec. es billigen, dass der Vf. die Lehre von Abwesenden nicht in einem eigenen Abschnitte vorgetragen, sondern unter der Lehre von Tutel und Erbschaft vertheilt hat. Er hat sich dadurch ausser Stand gesetzt, die gerade für diese Lehre so interessante und in den verschiedenen Provinzen so abweichende frühere französische Jurisprudenz rechtsgeschichtlich und im Zusammenhange darzustellen. Es ist dadurch noch eine andere Unbequemlichkeit entstanden. Der Abwesende wird im *C. N.* als ein Lebender und als ein Verstorbener zugleich behandelt. In dieser doppelten Beziehung werden schon während der *absence présumée* Anstalten getroffen, welche während der *absence déclarée* bis zum *envoy définitif* fortdauern. Den vielleicht verstorbenen Abwesenden repräsentiren die provisorisch immittirten durch den Moment des Verschwindens des Abwesenden designirten Präsumtiverben; den vielleicht lebenden vertritt das *Ministère public.* Wenn jene das Vermögen des vielleicht Verstorbenen zu ihrem und seinem Vortheile doppelseitig verwalten: so werden sie bey jeder folgenreichen Handlung im Interesse des vielleicht Lebenden vom *Ministère public* controllirt; wenn jene in Beziehung auf die *absence déclarée* den richterlichen Ausspruch zu provociren suchen, dass die Ungewissheit über die Existenz oder Nichtexistenz des Abwesenden zur Gewissheit gekommen, und in Beziehung auf den *envoy définitif*, dass nunmehr der Tod desselben höchst wahrscheinlich sey: so arbeitet das *Ministère public* wieder im Interesse des Abwesenden durch eine *enquête contradictoire* jener richterlichen Erklärung entgegen. Diess ist der *Grundcharakter* oder die *Fundamentalansicht* des Gesetzes, wie sie zuerst *Almendingen*, und nach ihm *Grolman*, aber mit Verschweigung des Namens seines Vorgängers, entwickelt hat. In der consequenten Durchführung desselben in allen Beziehungen und Richtungen zeigen sich seine Vorzüge. Durch die Zerstückelung des Titels hat sich Hr. *L.* ausser Stand gesetzt, jenen Grundcharakter in seiner vollständigen Wirksamkeit darzustellen. Überhaupt sind die einzelnen zu einem einzelnen Titel gehörenden Lehren fast nur zufällig an einander gereiht. Es fehlt das wissenschaftliche Streben, den Geist der Gesetzgebung in allgemeinen Principien darzustellen, und diese nach einer logischen Ideenfolge in abgeleiteten Sätzen aufzulösen.

IV. Der Mangel an Wissenschaftlichkeit zeigt sich nirgends auffallender, als in den Ansichten des Vfs. vom Naturrechte. Die Vorstellungsarten darüber sind für den Bearbeiter des *C. N.* nichts weniger als gleichgültig, da seine Urheber, wie die *discussion publique* und *particulière* zeigt, sich so oft auf das Naturrecht berufen, so oft aus ihm geschöpft, und sogar den wichtigen Titel *sur la jouissance et la privation des droits civils* stillschweigend auf die Eintheilung in *droits naturels, civils et politiques* gebaut haben. Unter Naturrecht dachte sich die ältere Schule ein dem Menschen angebornes, von aller positiven Gesetzgebung unabhängiges *materielles* Vernunftrecht. Sie erfand die Eintheilung in absolutes und hypothetisches Naturrecht, verstand unter jenem ein allen gesellschaftlichen Verhältnissen entfremdetes Vernunftabstractum, unter diesem das nämliche Vernunftabstractum sich zu einem Familien- und bürgerlichen Verein gestaltend. Sie setzte dieses Naturrecht dem positiven Gesetze entgegen, betrachtete jenes als Ausfluss der vernünftigen Menschennatur, dieses als Ausfluss gesetzgeberischer Willkühr, sie wähnte in jenem eine *objective dogmatische* Vernunftlegislation zu begründen, welche dem positiven Rechte als Typus und Vorbild gegenüberstehe. Der dem Dogmatismus entgegenstrebende Geist der kritischen Philosophie widersprach dieser Anmassung. Unter seinem Einflusse bildete sich nach und nach eine Vorstellungsart vom Naturrechte, welche nur dem positiven Gesetzgeber die Befugniss, dogmatisch aufzutreten und materielle Gebote zu erlassen, einräumte. Wenn nämlich unter Naturrecht das dem Menschen als Vernunftwesen angeborene, von den Bedingungen der Zeit und des Raums unabhängige Recht verstanden werden soll: so darf man nie vergessen, dass der Mensch als rechtsfähiges Subject sich nie anders, als in der Zeit und im Raum, d. h. in einem bestimmten Zustande von Cultur und Civilisation darstellt, dass beide selbst Erscheinungen sind, dass der einer bestimmten Civilisation angehörende Mensch auch ein ihr entsprechendes Recht hat, und dass die ewige über alle Erscheinungen und Zeitbedingungen erhabene Vernunft im Menschen zwar zur *Prüfung* jedes gegebenen Rechts nach ihren obersten Foderungen *berufen*, aber keineswegs zur materiellen dogmatischen *Bestimmung* irgend eines Rechts *ermächtigt* sey. In dieser Vorstellungsart erlischt aller Antagonismus zwischen Naturrecht und positivem Gesetz. Man kann nicht sagen, dass das positive Recht verbiete, was das Naturrecht erlaube; man kann nicht sagen, dass jenes gebiete, wo dieses schweige, dass jenes Fälle voraussehe und entscheide, welche dieses übersehe. Das Naturrecht ist nichts anderes, als ein *mögliches positives Gesetz*, dieses nichts anderes, als ein *mögliches Naturrecht.* — So oft Hr. *L.* vom Naturrecht redet, verbindet er damit weder die Vorstellungsarten der älteren, noch der neueren Schule. Er denkt sich darunter ein Recht des Menschen im *Naturzustande* (1 Th. S. 5), er nennt es ein blosses *Gefühl* des Rechts und Unrechts (S. 9); er meint, die neueren Versuche über Naturrecht zeigten darum so viel Schwierigkeit, weil die Vff. desselben sämmtlich im gesellschaftlichen Zustande gelebt hätten und lebten. — Im rohen Naturzustande — wenn er existirt hat — hat der Mensch eigentlich gar keine Rechte; er hat nichts, als das Gefühl von Schmerz, Schwäche und Noth, welches ihn in den gesellschaftlichen Verein, und durch ihn in den Stand der Civilisation führt. Im Naturzustande lebt nicht der wilde, sondern der *thierische* Mensch.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 5 OCTOBER 1810.

JURISPRUDENZ.

Beschluss der Recension

von

Lassaulx, Bucher's und Bauer's Schriften über den Code Napoléon.

Wildheit und Cultur sind Wörter, welchen man nur eine relative Bedeutung beylegen kann. Der heutige Culturmensch steht schöneren, in der Geschichte der Menschheit schon realisirten oder noch zu realisirenden Idealen als Wilden gegenüber, und der Cannibale steht nur auf den unteren Stufen der Civilisation. Der aussergesellschaftliche Thiermensch findet sich dagegen in einem natur- und vernunftwidrigen Zustande. Für ihn giebt es überall kein denkbares Rechtssystem. — Die Vorstellungsarten des Vfs. vom Naturrecht konnten bey der Behandlung einzelner Lehren nicht ohne Folgen bleiben. So gehören conventionelle Verbindlichkeiten nach seiner Meinung (Th. I. S. 114) dem Naturrecht an, und sind desshalb, wenn von dem Rechte des Ausländers die Rede ist, nach dem Art. 11 nicht zu beurtheilen. Nach S. 229 ist die Ehe dem Naturrecht nach keine religiöse Verbindung, da doch umgekehrt nach Rec. vollständigster Überzeugung der religiöse Charakter der Ehe gerade aus ihrer Natur folgt. Nach S. 243 ist Mangel der Mannbarkeit ein naturrechtliches, eine schon bestehende Ehe dagegen ein privatrechtliches Ehehinderniss. Wird unter dem Privatrechtlichen etwas Positives verstanden: so lässt sich dagegen behaupten, dass die Naturrechtlichkeit der Monogamie auf viel besseren Gründen beruhe, als die Naturrechtlichkeit der Vielweiberey. Wer letztere behauptet, würde noch leichter den Beweis der Naturrechtlichkeit der Vielmännerey führen können. — Die väterliche Gewalt des römischen Rechts wird Th. II. S. 193 durchaus positiv genannt, indess die väterliche Gewalt des französischen Rechts sich dem Naturrecht nähern soll. Rec. hegt die umgekehrte Meinung, und geht dabey von des Vfs. eigenen Vorstellungsarten vom Naturrecht aus. Das römische Recht nimmt zwischen Vater und Sohn eine juristische *Einheit* der Person an. Was ist sie anders als Anerkennung des Naturgefühls, welches im Bewusstseyn des Vaters den Sohn mit ihm selbst identificirt? Die Suität des römischen Rechts, die daraus folgende Verknüpfung zwischen *peculium* und *patrimonium*, der väterliche Usufruct am *peculium adventitium*, das Erbrecht des Sohnes als fortgesetztes Eigenthum des Vaters, die Befreyung des letzteren von Rechnungspflichtigkeit — was ist das alles anders, als Darstellung eines inneren Gefühls im äusseren Leben, und Zutrauen des Gesetzes auf seine Wahrheit und Kraft? Die väterliche Gewalt des französischen Rechts ruht auf einer ganz anderen Basis. Indem sie den rechnungspflichtigen Vater der Familie subordinirt, und seine Mühe durch den sehr eingeschränkten Usufruct am Vermögen des Kindes belohnt, behandelt sie ihn als den bezahlten Verwalter eines fremden Guts, sie setzt abgestorbene Vatergefühle und einen vom Egoismus aufgelösten Familiengeist voraus. Was hat das Gesetz zu diesem Unglauben an der Natur, zu dieser Kränkung der väterlichen Würde berechtigt? Haben die wenigen, seit dem Ausbruch der Revolution abgelaufenen Decennien Ältern ihren Kindern entfremdet, und Bande gelöst, die heiliger und fester durch das Gefühl geknüpft waren, als durch das Gesetz? Keineswegs. Es findet sich hier weiter nichts, als der *vielleicht zufällige* Sieg einiger *Coutumes* über das *droit écrit*, und über 52 andere *Coutumes*, welche, wie der Vf. Th. II. S. 157 selbst bemerkt, die väterliche Gewalt beybehalten hatten. Wer wird nun glauben, diess sey Sieg des Naturrechts über das positive römische Recht? — Es ist indessen nicht zu leugnen, dass des Vfs. Vorstellungsart vom Naturrecht in der französischen Jurisprudenz selbst einheimisch ist, und dass sie sich sogar, wie aus hundert Stellen der *rapports et motifs* hervorgeht, der Legislation bemächtigt hat. Nur der geniale und philosophische *Portalis* macht auch hier eine Ausnahme. *Le principe du droit est en nous*, sagt er, *il n'est point le résultat d'une convention humaine*, ou *d'une loi positive; il est dans la constitution même de notre être et dans nos différentes relations avec les objets, qui nous environnent.* — Hiemit ist, wenn Rec. nicht irrt, das wahre herrschende und durchgreifende Princip des Naturrechts ausgesprochen. Das Product desselben ist aber etwas ganz anderes, als das Recht des Menschen im rohen Naturzustande.

V. Dass sich der Vf. um die Aufklärung mehrerer doctrineller Schwierigkeiten sehr verdient gemacht habe, hat Rec. schon vorhin beurkundet. Verschweigen darf er aber auch nicht, dass mehrere recht eigentlich dunkle Parthieen des *C. N.* durch des Vfs. ängstliches Streben, darüber Licht zu verbreiten, man möchte beynahe sagen, noch dunkler gewor-

den ſind. Dahin gehört vor allen anderen der Verſuch Th. I. S. 102, den Begriff der *droits civils* in Beziehung auf den 11 Art. des C. *N.* ins Klare zu ſetzen. Die Worte des Artikels ſind äuſserſt einfach und deutlich, der Sinn dagegen höchſt ſchwierig. Der Vf. behauptet gegen *Zachariä* S. 103, unter *droits civils* müſsten die aus dem natürlichen (?) und poſitiven Privatrecht abgeleiteten Rechte überhaupt verſtanden werden. Allein im Staatsrath, wie der treue Interpret ſeiner Discuſſionen zeigt, würden ja die *droits civils* den *droits naturels* ausdrücklich entgegengeſetzt. Unter *beiden* dachte man ſich Privatrechte. Und wenn unter den *droits civils* poſitive *und* natürliche, mithin *alle Privatrechte* verſtanden werden: was bleibt denn für die *droits naturels* übrig? Was ſind das für Privatrechte, welche dem *aller droits civils* beraubten bürgerlich Todten dennoch gelaſſen werden, z. B. das Recht, aus einem letzten Willen Alimente zu erwerben, und vor Gericht durch einen Specialcurator vertreten zu werden? Man muſs ferner fragen — und in dieſer Frage concentrirt ſich das ganze praktiſche Intereſſe der Unterſuchung —: was hat der durch die Staatsverträge ſeines Vaterlandes unbeſchützte Fremde in Frankreich für *droits civils* in Anſpruch zu nehmen? — Der Vf. antwortet hierauf: Der Fremde hat in dieſem Fall in Frankreich 1) Die Rechte ſeines Civilſtandes (*jura ſtatus*). Sie ſind perſönlich und untheilbar. Man kann nicht in einem Lande verheirathet, groſsjährig, ehelicher Geburt, im anderen minderjährig, unverheirathet, unehelich geboren ſeyn. Er hat 2) alle aus Conventionen entſpringende Rechte, denn ſie gehören dem Naturrecht an (S. 110). Er hat 3) diejenigen Rechte, welche bey fehlenden Verträgen die Geſetze und Gewohnheiten ſeines Vaterlandes dem Franzoſen beylegen. Denn ſo muſs der 11 Art. interpretirt werden. „Wenn er nur von Verträgen ſpricht: ſo geſchah es, um dem Richter eine beſtimmte Norm zu ertheilen; ſobald ein Vertrag vorhanden iſt, würde jede weitere Erörterung überflüſſig ſeyn. Selbſt wenn behauptet würde, des Vertrags ungeachtet ertheile die auswärtige Geſetzgebung dem Franzoſen ein ausgedehnteres oder unbeſchränkteres Recht: ſo darf ſich der Richter in die Unterſuchung nicht einlaſſen. Der Vertrag iſt für ihn Geſetz." — Allen dieſen Behauptungen ſteht Folgendes im Wege: 1) Die Untheilbarkeit der *jura ſtatus* iſt in dem Sinn, in welchem der Vf. davon redet, nicht richtig. Man kann allerdings in einem Staate verheirathet, im anderen unverheirathet, in einem ehelich geboren, im anderen unehelich geboren ſeyn. Den in Frankreich durch eine bloſse Civilehe Verbundenen muſste man noch vor wenigen Jahren im Kirchenſtaat oder in Spanien als unverehlicht betrachten, und den aus einer ſolchen Ehe Erzeugten als Baſtard von den Erbſchaften ausſchlieſsen, zu welchen nur eheliche Abſtammung berechtigte. Übrigens ſind die aus dem Civilſtand entſpringenden Rechte weder mehr noch weniger *droits civils* als alle anderen, und der Art. 11 macht keinen Unterſchied. 2) Verſteht man mit dem Vf. unter den *droits civils alle*, ſowohl natürliche als poſitive Privatrechte: ſo muſs man nach ſeiner eigenen Theorie die aus den Conventionen entſpringenden Rechte ebenfalls den *droits civils* beyzählen, und kann beym Art. 11 einen Unterſchied nicht geltend machen, welchen das Geſetz ignorirt. 3) Die ausdehnende Erklärung des im Art. 11 enthaltenen Worts *traités* iſt durchaus gezwungen, und widerſpricht der *Geſchichte* des Artikels. In der früheren Redaction des Staatsraths hatte man dem Worte *traités* das Wort *loix ausdrücklich* beygeſetzt. Allein in der geheimen Discuſſion des Tribunats wurde letzteres geſtrichen. Ein klarer Beweis, daſs die Civilrechte des Fremden *bloſs* nach den Staatsverträgen, und keineswegs nach demjenigen zu beurtheilen ſind, was die Geſetze des Staats, welchem der Fremde angehört, dem Franzoſen zugeſtehen. Neuere deutſche Commentatoren ſuchen alle Schwierigkeiten durch die Behauptung zu heben, daſs ſich in der Anordnung des Titels *de la jouissance et de la privation des droits civils* ein *Redactionsfehler* finde. Dieſs iſt in der That eine ſehr gewagte Behauptung — doppelt gewagt, wenn man bedenkt, daſs die Faſſung des Geſetzes von Frankreichs erſten Köpfen nach einer fünfmaligen Umarbeitung nach der lebhafteſten und umſichtsvolleſten Discuſſion erſt bey der ſechſten Redaction definitiv gebilligt wurde. Rec. glaubt, das ganze juriſtiſche Räthſel, ohne ſich einer ſolchen Hypotheſe anzuvertrauen, und ohne den Worten des 11 Art. die mindeſte Gewalt anzuthun, befriedigend löſen zu können. Unter den *droits civils* ſind *alle* Privatrechte enthalten, und hierüber ſtimmt er dem verdienten Vf. vollkommen bey. Indem Frankreichs Civil*geſetzgebung* dem Franzoſen die ganze Fülle *aller* Privatrechte zuſicherte, war eine Specification derſelben keineswegs nöthig. Die Privatrechte der Fremden dagegen gingen der Geſetzgebung, wie ſie vom *corps législatif* ausgeübt wird, nichts an. So wie *nur* der Kaiſer die Verhältniſſe des franzöſiſchen Staats gegen auswärtige Nationen zu beſtimmen befugt iſt: ſo beſtimmt auch er nur die Verhältniſſe der einzelnen Mitglieder fremder Nationen als Individuen. Eine über Fremde vom *corps législatif* ſanctionirte im *Code civil* niedergelegte Verfügung wäre ein Eingriff in die Vorrechte der *Regierung*, mithin *conſtitutionswidrig* geweſen. Wollte man demnach etwas über die Rechte der Fremden feſtſetzen: ſo muſste man alles *Staatsverträgen*, welche die Regierung abſchlieſst und aufhebt, anheim geben. Das Wort *loix* durfte nicht, wie es in der früheren Redaction des Staatsraths geſchehen war, ſtehen bleiben. Sonſt hätte das *corps législatif durch die Geſetzgebung fremder Nationen* dem Kaiſer die Hände gebunden. Daſs man aber die zarte Reibung zwiſchen der geſetzgebenden und vollziehenden Gewalt nicht förmlich zur Sprache bringen, und ohne Noth und Veranlaſſung den *wahren* Grund der Ausſtreichung des Worts *loix entſchleyern* wollte, darf Niemanden wundern. — Iſt Rec. Anſicht richtig: ſo wird die Frage, welche Civilrechte Fremde in Frankreich zu genieſsen haben, keinen Augenblick zweifelhaft ſcheinen. Sie ſtehen unter dem Schutz der Regierung. Ihre Rechte werden vor allen Dingen durch Staatsverträge beſtimmt. Wo dieſe ſchweigen, bleibt es den Gerichten *mit ſtillſchweigen-*

der Genehmigung des Kaisers unverwehrt, die Grundsätze der alten *jurisprudence des arrêts* zu befolgen. Allein das Recht des Kaisers, die Verhältnisse der Fremden einseitig nach eigenen Zwecken durch blosse Beschlüsse des Staatsraths zu bestimmen, wird durch den Art. 11 stillschweigend anerkannt, indess die civilrechtlichen Verhältnisse der Franzosen von der gesetzgebenden, nicht von der vollziehenden Macht abhängen, und über Staatsrathsbeschlüsse erhaben sind. Illiberal ist diese Ansicht nicht. Sie unterwirft Ausländer der nämlichen physischen Gewalt, welcher sie in allen Ländern unterworfen sind, wo Legislation und Execution sich in der nämlichen Hand finden. Sie setzt Fremde auf keine niedrigere als diejenige Stufe, auf welcher sie sich in allen Ländern des rheinischen Bundes finden. Nur Franzosen stellt sie unter die schützende Ägide einer in den meisten rheinischen Bundesstaaten fehlenden Constitution.

In dieser ausführlichen Anzeige wird der achtungswürdige Vf. eine dankbare Anerkennung des Verdienstes finden, welches er sich durch den gegenwärtigen Commentar um die Cultur der französischen Jurisprudenz erworben hat. Bey der Fortsetzung und Beendigung desselben ist das deutsche Publicum lebhaft interessirt. — Die Sprache des Vfs. ist fast überall einfach und klar. Nur selten stösst man auf Gallicismen, z. B. Th. I. S. 91 und 331 *handelt es sich* (*il s'agit*), Th. I. S. 187 und 189 eine Erklärung machen (*faire une déclaration*). Desto häufiger stösst man auf unangezeigte Druckfehler. So muss man S. 333 Z. 4 v. u. statt dem sechsten Jahrhundert offenbar das sechzehnte Jahrhundert lesen; S. 348 Z. 8 statt den 55sten der 56ste Artikel, Th. II S. 198 statt der Art. 353, 354 und 370 die Artikel 453, 454 und 470. Dieses Verzeichniss könnte noch sehr vergrössert werden.

Hr. *Bucher*, der Vf. von No. 2 zeigt fast auf jedem Blatt völlige Unkunde mit dem *Geist* seines Gegenstandes. Er ahndet in Frankreichs Civilgesetzgebung auch nicht entfernt das Daseyn einer *organischen* Legislation. Er erklärt es daher gleich in den Prolegomenen für ein wissenschaftliches Bedürfniss, aus der Darstellung des *C. N.* alles wegzulassen, was sich auf den bürgerlichen Process, und — um seinen eigenen Ausdruck beyzubehalten — auf die *extrajudicielle* Praxis bezieht!! Von *allem*, was den *C. N.* charakterisirt und auszeichnet, von allen darin vorausgesetzten, für den Inhalt und die Wirksamkeit der Privatrechte höchst folgenreichen Instituten, von einer Rechtskraft erzeugenden und ohne richterliche Dazwischenkunft Vollziehungszwang wirkenden *freywilligen Jurisdiction*, von einer *Urkundencontrolle*, bey welcher man die *wesentliche civilrechtliche* Seite nicht sorgfältig genug von der *zufälligen fiscalischen* trennen kann, von einer *Justizcontrolle* als Verbindungsglied zwischen Justiz und Administration, von einem Gerichtsverfahren, welches mit rascher processualischer Entwickelung die vollständigste Umsicht glücklich zu verbinden weiss, von einer von der Richterbehörde dirigirten und doch nicht von ihr abhängenden Execution, von einer Menge theils im *C. N.* selbst enthaltener, theils darin vorausgesetzter Anstalten, ohne welche jenes Gesetzbuch entweder ganz unverständlich ist, oder sich als ein zufälliges Aggregat willkührlicher Normen darstellt — *will* Hr. *B. nichts sagen* und *nichts wissen*. Er hat es recht *absichtlich* auf die Darstellung eines *verhunzten* napoleonischen Privatrechts angelegt. Ist schon das *Enregistrement* bis jetzt im Königreich Westphalen noch nicht eingeführt: so musste doch der Einfluss desselben auf den rein doctrinellen 1328ten und andere Artikel und die Anwendungsart derselben bey mangelndem *Enregistrement* gezeigt werden. Das sechste Capitel des dritten Titels des dritten Buchs wird vorsätzlich überschlagen. Hr. *B.* ahndet nicht, dass die Lehre *de la preuves des obligations et de celle du payement* und die darin niedergelegte Beschränkung des Zeugenbeweises in sehr vielen rein doctrinellen Bestimmungen wieder durchschimmert. Sie haben weder Zweck noch Sinn, wenn man sie nicht auf das oberste Princip der Legislation zu beziehen weiss, z. B. die Lehre von der *consignation*, Art. 1258 und 1259, vom *Transport d'une créance* A. 1690, von der *Sommation pour enlever une chose due, lorsqu'elle est une chose certaine* A. 1264. Der Vf. rechnet §. 345 die Lehre von der Inscription wieder zu der aussergerichtlichen Praxis. Von den Eigenthümlichkeiten des französischen *Systême hypothécaire*, von dem Doppelprincip, worauf es basirt, jedoch nicht consequent durchgeführt ist, *Specialität* und *Publicität*, von der Organisation dieses Doppelprincips durch die *Inscription*, von der *Natur* und dem *Fundament* der Inscription selbst, erhält man entweder gar nichts, oder auch nicht eine lichtvolle und unterrichtende Andeutung. Gegen sein eigenes Princip lässt der Vf. dennoch Einiges von der extrajudiciellen Praxis einfliessen, z. B. S. 98, 100, 500. Möchte man auch S. 98 vermuthen, dass der Vf. um des Princips willen keine Sylbe davon erwähnt, dass unter dem *acte respectueux et formel* Notariatsanfrage und Notariatsurkunde zu verstehen sey: so wird man doch durch so manchen groben, fast in jeder Speciallehre befindlichen Irrthum fast unwillkührlich genöthigt, Hn. *B.* von einer *planmässigen* Verunstaltung seines Stoffs freyzusprechen; es wird fast Foderung der Gerechtigkeit, einen *Missgriff*, in welchem der Vf. selbstgefällig den *Vorzug* seines Buches sucht, aus einem blossen *Gefühl von Unkunde* zu erklären. Darüber will Rec. kein Wort verlieren, dass Hr. *B.* beynahe nirgends Begriffe und wissenschaftliche Definitionen zum Grunde legt, dass er weder über die Eigenthümlichkeit der Ehe noch der väterlichen Gewalt des französischen Rechts ein Wort fallen lässt, dass er S. 150 von Ehehindernissen redet, welche durch eine vom Richter zuerkannte Strafe können gehoben werden, dass er S. 74 bey Abhandlung der schwierigen Lehre von den *droits civils* es ganz für überflüssig hält, zu bestimmen, was *droits civils* sind, dass er S. 196 die Vormundschaft des *C. N.* für ein *munus publicum* erklärt, da sie doch offenbar eine Familienlast ist, dass er S. 203 die *états de situation* des Art. 470 für eigentliche Vormundsrechnungen hält, dass er S. 120, ohne Gründe und Unterscheidungspuncte anzugeben, versichert, die deutsche eheliche Gütergemeinschaft sey von der französischen sehr verschieden, und beruhe auf ganz anderen Ansichten,

Sitten und Gebräuchen. Wenn er aber S. 79 die *Abwesenheit* unter den *Erlöschungsarten* der *droits civils*, und S. 180 die *Adoption* unter den *Erwerbungsarten* der *väterlichen Gewalt* aufführt: so fodert er die nachsichtsvolleste Kritik zur ernstlichen Erinnerung auf, daſs der wiſſenſchaftliche Schriftsteller wenigstens *nothdürftig* die *Schülerrolle* müſſe beendigt haben, ehe er *vor dem Publicum* die *Lehrerrolle* übernimmt. Rec. will damit dem Vf. keinesweges ſchriftstelleriſche Talente abſprechen. Nur ſeines Stoffs muſs er durchaus erst Meiſter werden. Zu dieſem Zweck ist ihm vorzüglich das Studium der Schriften des Mannes zu empfehlen, auf welchen er in der Vorrede zum zweyten Theil einen verächtlichen, weder ſeinem Wahrheitsſinn noch ſeiner Gerechtigkeitsliebe Ehre bringenden Seitenblick fallen läſst.

Es wäre ungerecht, das Lehrbuch No. 3 mit dem miſslungenen *bucher*'ſchen Werk auf eine Linie zu ſetzen. Hr. *Bauer* beurkundet auf jeder Seite einen wiſſenſchaftlich gebildeten Geist. Er liefert ein leicht zu überſehendes und richtig zergliedertes System. Es ſchlieſst ſich nach Vorausſendung eines zweckmäſsig abgefaſsten allgemeinen Theils an die Legalordnung an, und handelt in drey Büchern das Perſonenrecht, Eigenthumsrecht und Obligationenrecht ab. Man findet allenthalben Grundbegriffe und Definitionen, welche man in der *bucher*'ſchen Arbeit fast allenthalben vermiſst. Vor dem *zachariä*'ſchen Handbuch zeichnet ſich das gegenwärtige Lehrbuch durch Deutlichkeit, Einfachheit und Kürze vortheilhaft aus. Zu den Fehlern des Buches rechnet Rec., 1) daſs der Vf. den *C. N.* ebenfalls zu wenig aus dem Standpunct einer *organiſchen* Legislation aufzufaſſen weiſs. Hätte er ſich dazu erhoben: ſo würde er gerade die ſchwierigsten Lehren in ein helleres Licht haben ſetzen können, z. B. das franzöſiſche Hypothekenſystem. Hr. *Bauer* hat es zwar ungleich beſſer als Hr. *Bucher* dargeſtellt: was dieſer in finſterer Nacht gelaſſen hat, geſtaltet ſich im Lehrbuch des Erſteren zu einem ohne Mühe aufgefaſsten und überblickten Ganzen; Aber das Publicitäts- und Specialitäts-Princip ist doch nicht ſorgfältig genug, und der eigenthümliche, an eigenthümliche Juſtizanſtalten ſich anſchlieſsende Organismus des Instituts ist gar nicht herausgehoben. Eben deſshalb bleiben wichtige Fragen und Zweifel unaufgelöſt. Wie verhält ſich die Hypothek zur Inſcription? Warum kann, ſogar wenn Gläubiger und Schuldner von dem *conservateur des hypothèques* ſelbst perſönlich darum nachſuchten, auf einen bloſsen *Privatvertrag* eine Inſcription nicht erwirkt werden? Warum die Radiation wieder nur auf einen *acte authentique* oder auf ein rechtskräftiges Urtheil? Nur wer das Notariat nach ſeinem Geiſt und Zweck und die Inſcription in ihrem Verhältniſs zum *titre* kennt, den ſie nothwendig vorausſetzt, findet eine befriedigende Antwort auf dieſe Fragen. Ferner wünſchte Rec. 2) daſs der Vf. weniger der Autorität deutſcher Vorgänger trauen möchte. Es haben ſich in deutſchen Schriften über den *C. N.* Traditionen über den Fundamentalcharakter des Geſetzbuchs und über einzelne Lehren gebildet, welche noch lange ihr Anſehen behaupten werden, wenn man nicht die Gründe, auf welchen ſie beruhen, einer ſtrengen Prüfung unterwirft. So glaubt z. B. der Vf. S. 11 mit *Schmid* und *Zachariä* an die Vereinbarkeit des *C. N.* mit allen Arten von Staats- und Regierungs-Formen, S. 17 mit *Seidenſticker* an die Gültigkeit des römiſchen Rechts, in den vom *C. N* nicht normirten Materien, S. 29 ebenfalls mit *Seidenſticker* an etwas, was er Geſetz nennt, und welches dennoch *kein* Caſſationsgeſuch begründen ſoll. Er hält S. 190, gerade wie Hr. *Bucher*, die *états de situation* des 470ſten Artikels — wahrſcheinlich durch die badenſche officielle Überſetzung verleitet — für wirkliche Rechnungen. Mit *Gönner* nennt er S. 110 den Familienrath ein vom *C. N.* *neu* geſchaffenes Institut, da er doch ſchon in mehreren Provinzen längſt eingeführt war, und durch den *C. N.* nur generaliſirt worden iſt. Wahrſcheinlich mit *Lassaulx* hält er S. 177 die väterliche Gewalt des franzöſiſchen Rechts für naturrechtlich, woraus denn freylich die Naturwidrigkeit der römiſchen *patria poteſtas* folgen würde. In allen angeführten Stellen nennt der Vf. ſeine Gewährsmänner wahrſcheinlich deſshalb nicht, weil er nur plane und ausgemachte Wahrheiten niederzuſchreiben glaubte. Dagegen liefert der Vf. S. 83 eine neue und ihm eigenthümliche, aber falſche Erklärung des 1328ſten Artikels. Rec. hält die Berichtigung derſelben um ſo viel mehr für Pflicht, da er ſchon Gelegenheit gehabt hat, zu bemerken, daſs ſie unter deutſchen Gelehrten die Quelle neuer Traditionen geworden iſt. Er ſagt zur Erläuterung jenes Artikels: „Handſchriften beweiſen nicht gegen dritte Perſonen, ſelbſt nicht einmal die Thatſache, daſs ein Vertrag zu einer beſtimmten Zeit abgeſchloſſen worden iſt, wenn nicht der *Zeitpunct* ihrer *Ausſtellung* auf andere Art auſser Zweifel geſetzt iſt." — Wäre dieſe Erklärung richtig: ſo würde der Artikel weiter nichts enthalten, als gemeines Recht. Aus eigener Handſchrift kann man auch bey uns gegen Dritte nichts beweiſen. Hat das Datum ihrer Ausſtellung in Hinſicht des Dritten eigene rechtliche Folgen: ſo kann der Beweis deſſelben aus der Handſchrift nicht genommen, ſondern muſs auf andere Art auſser Zweifel geſetzt werden. Von allem dem iſt aber auch im 1328ſten Artikel nicht die Rede. Er handelt überhaupt von keinem *Beweis* des *Datums*. Er *ſubſtituirt* vielmehr dem *hiſtoriſchen* ein *juriſtiſches* Datum. Dieſes Letztere wird nicht ſowohl *bewieſen*, als durch das *Enregiſtrement*, durch die *Anerkennung* der *Exiſtenz* der Urkunde von Seiten eines *officier ministériel*, und durch den Tod des Ausſtellers *geſchaffen*. Der *Zweck* des Geſetzes iſt allerdings die Verhütung von Antedatirungen. Das *Mittel* iſt aber nicht, daſs das *wahre* Datum *conſtatirt*, ſondern daſs vom Geſetz ein *anderes* Datum ſurrogirt wird, welches nur ſelten und zufällig mit dem wahren Datum zuſammentrifft. Die Lehre von der *date certaine* ſollte daher ihre natürliche Stelle nicht ſowohl in der Lehre vom Beweis, als in der Lehre von *juriſtiſchen Fictionen* finden. Die Fiction des 1328ſten Artikels iſt dem franzöſiſchen Recht durchaus eigen, und dem gemeinen Recht gänzlich fremd.

B. G. F.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 6 OCTOBER, 1810.

MEDICIN.

Leipzig, b. Cnobloch: *Handbuch der Krankheiten des menschlichen Weibes. Nebst einer Einleitung in die Physiologie und Psychologie des weiblichen Organismus.* Zum Gebrauch für praktische Ärzte, Geburtshelfer und zu akademischen Vorlesungen von D. *Jo. Chr. Gottfr. Jörg* zu Leipzig. 1809. 608 S. 8. (2 Thlr. 16 Gr.)

Ein Buch über die Krankheiten der Weiber nach dem jetzigen Standpuncte der Medicin ist ein Bedürfniss für unsere Praktiker. Der Vf. verdient also für die Auffassung und Ausführung dieser Idee unseren Dank. Um aber hierin der Erwartung der praktischen Ärzte und Geburtshelfer ganz zu entsprechen, dazu gehört nicht bloss eine wohlgeregelte Theorie, sondern auch eine reichhaltige Erfahrung. Nur ein geübter Praktiker kann pragmatisch für Praktiker schreiben. Anders ist es mit Schriften, welche zu medicinischen Vorlesungen bestimmt sind. Finden sich auch in denselben hie und da Lücken: so kann der Lehrer sie leicht ausfüllen. Wir wollen damit andeuten, dass der Plan nicht glücklich angelegt sey, ein Buch sowohl für Praktiker, als auch zu akademischen Vorlesungen zu bestimmen. Für letztere ist auch in der That der Umfang dieses Buchs zu gross. Der Lehrer würde kaum Zeit genug haben, den Text vorzulesen, geschweige ihn zu interpretiren, zu commentiren, zu corrigiren. Auf der anderen Seite scheint dem Vf. auch diejenige Fülle von Erfahrung abzugehen, welche uns Auswege zeigt, wo uns die Theorie verläfst, Hülfsmittel angiebt, welche wir in den gewöhnlichen Compendien nicht angegeben finden. Also weder für akademische Vorlesungen, noch für geübte Praktiker scheint uns diess Buch empfehlenswerth zu seyn. Desto mehr wollen wir es angehenden praktischen Ärzten empfehlen, indem die beygebrachten Fragmente aus der Naturgeschichte des weiblichen Organismus sehr richtig, und die gewöhnlichsten und häufigsten abnormen Zustände desselben gut beschrieben und kenntlich gemacht sind. In dieser Hinsicht wollen wir auch nichts über die physiologisch-psychologische Einleitung sagen, welche in anderer Rücksicht theils zu viel, theils zu wenig enthält. Die pathologisch-therapeutische Arbeit des Vfs. zerfällt in 6 Abschnitte. 1) *Krankheiten, welche das weibliche Geschlecht vom Fotusalter* (der ersten Bildung) *an bis zur Conception befallen.* 2) *Krankheiten, welche es während der Schwangerschaft befallen.* 3) *Krankheiten der Gebärenden.* 4) *Krankheiten der Wöchnerinnen.* 5) *Krankheiten, welche das Weib während den* (der) *zeugungsfähigen Jahren* (Jahre) *ausser der Schwangerschaft und Stillungsperiode befallen.* 6) *Krankheiten, welche das Weib nach den zeugungsfähigen Jahren befallen.* Bey dem ersten Abschnitte kommt ein Capitel vor, S. 66: Krankheiten, welche den *Mann eben so gut, als das Weib* befallen können, obgleich S. 3 der Vf. selbst sagt, dass nur von solchen Krankheiten die Rede seyn könne, von welchen der Mann nicht befallen werde, nicht aber von solchen, die den Mann so gut wie das Weib ergreifen. Es sind dabey auch sehr gewagte und halbwahre Sätze mit untergelaufen: z. B. dass Knaben heftiger und stärker von Convulsionen ergriffen werden; dass viele Krankheiten bey Jungfrauen den Charakter der Sthenie annehmen; dass beym Weibe leichter *Plethora* ohne Entzündung, beym Manne eher Entzündung ohne *Plethora* Statt finde, jenes folglich eher Aderlassen ertrage, als dieser; dass die Männer psychisch leichter zu behandeln seyen u. dgl. Unter den angebornen Weiberkrankheiten, welche der Vf. anführt, stehen *Bildungsfehler der Zeugungstheile* oben an, wobey der Vf. alles Versehen schlechthin verwirft. Leicht hätte das Verzeichniss dieser Fehler und ihrer Heilart aus *Loder*, *Osiander* u. A. erweitert werden können. In manchen Fällen erwartet der Vf. etwas vom *bozzinischen* Lichtleiter, der jedoch bis jetzt die Erwartung getäuscht hat. Weitläuftiger und besser, als diese Fehler der ersten Bildung, ist die *Menstruation* abgehandelt. Ein falscher Ausdruck ist es wohl, wenn der Vf. sagt, das Nutritionsgeschäft fange an, pathologisch *thätig* zu seyn, und verursache dadurch *Mangel* an Appetit, Erbrechen und Abmagerung. Diese Fehler sind eher auf Mangel an Thätigkeit des Reproductionssystems zu schieben. Auch ist der Ausdruck: Krankheiten der Psyche, unverständlich und affectirt. Gut würde es gewesen seyn, wenn der Vf. nach der Angabe des einen Zweiges von abnormer Menstruation gleich die Therapie desselben hinzugefügt hätte. Bey innormalem Reichthume der Menstruation von erblicher Disposition kann doch oft ein sehr blühendes Aussehen und gutes Befinden zugegen seyn, welches nicht angeführt worden ist. Die Ursache der periodisch zu spät erscheinenden Menstruation ist auch nicht immer verminderte Vitalität des Geschlechtssystems; manchmal liegt es bloss an übermäsiger Stärke des Muskularsystems, übermässiger Contraction, Sprödigkeit und Renitenz der Faser, wie Rec. mehrmals beobachtet hat. Über die permanente Unordnung der

Menstruation erklärt sich Hr. J. so: Die Ursachen derselben müssen in zu grosser und veränderlicher Reizbarkeit des Generationssystems und in Unterdrückung des Gefühls für den 4 wöchentlichen Typus gesucht werden, vermöge welcher der weibliche Körper *zu sehr der Aussenwelt ausgesetzt und zu sehr an dieselbe gebunden* wird, als dass er sich nach dem *in seinem Inneren wogenden* Gesetze des Typus richten sollte. So gelehrt diess klingt: so ist es doch, weiter nichts, als eine Mystik, die noch dazu, so weit sie hell ist, auf falschen Grundsätzen ruht. Höchst wahrscheinlich hängt die letzte Ursache der Menstruation eben von der Einwirkung der Aussenwelt ab, und sie kann also durch diese nicht so leicht gestört oder verändert werden. Überhaupt ist in der Sprache dieses §. 130 etwas dem Vf. nicht Zugehöriges. Bey der missfarbigen Menstruation hat sich der Vf. auch einmal den Ausdruck *gutartiger* weisser Fluss, statt nicht venerischer, entwischen lassen. Er nimmt an, dass diese Feuchtigkeit von der inneren Haut des Uterus und der Mutterscheide abgesondert werde. Die Endigungen der Blutgefässe haben aber wahrscheinlich noch einen beträchtlicheren Antheil daran. Ganz recht unterscheidet der Vf. zwey Arten des nicht venerischen weissen Flusses, je nachdem derselbe in der Gebärmutter oder Scheide entsteht. Indem der Vf. nun von der Therapie der krankhaften Menstruation spricht, tadelt er mit vollem Rechte, dass die Ärzte bisher viel zu viel Gewicht auf das Blut selbst gelegt haben. Die Vorboten sind es, welche den Arzt sowohl in der Prognose, als in der Cur leiten müssen. Besonders müssen die (Ursachen und) Veranlassungen zu denselben beseitigt werden. Diese können denn sthenischen oder asthenischen Ursprungs seyn. (Die Seitenhiebe, welche hie und da der Vf. auf Brown und dessen System austheilt, sind unschicklich. Der Vf. benutzt ja selbst das Gute desselben!) Sonderbar drückt sich der Vf. aus, dass man dem Charakter der Asthenie mit *ruhigen und stillen* Mitteln entgegenarbeiten müsse; eben so, bey Schwäche der Geschlechtstheile mit erhöhter Reizbarkeit müsse der stärkende Heilplan befolgt, jedoch die *Erregbarkeit* der Geschlechtstheile *nicht erhöht* werden, weil man diess sonst durchaus nicht *zur Ruhe* bringen werde u. s. w. Der Vf. empfiehlt hier tonische oder permanent stärkende Mittel, hat aber vom Eisen viel zu wenig, von den Mineralsäuren, besonders dem hallerschen Sauer, einem der vorzüglichsten Heilmittel, gar nichts gesagt. Eben so ungenügend ist, was §. 147 über die zu frühe Menstruation von bloss erhöhter Reizbarkeit des Geschlechtssystems und zu früh erwachter Geschlechtslust gesagt worden ist. Die Prognose bey retardirter Menstruation von *schlechter* und schwächlicher Constitution §. 148 ist zu schlecht gestellt, wenn nämlich beide Ausdrücke einerley Zustand andeuten sollen; die ältern Pathologen werden §. 149 zu hart behandelt. Sollte des Vfs. Pathologie besser seyn, wenn er §. 150 davon spricht, dass sie das Menstrualblut *an einen edlen Ort werfen*, und da Zerstörungen drohen könne? Oder ist es recht, dass er §. 149 Browns Dichotomie tadelt, und §. 150 doch selbst seine allgemeine Therapie darauf stützt? Eben so wie an mehreren Orten müssen wir auch hier wieder die Armuth des medicinischen Apparats vom Vf. rügen und tadeln. Er erwartet das meiste von der Elektricität und dem Galvanismus (!). Von der Melisse, *Sabina*, dem *Helleborus niger*, den aloetischen und so vielen anderen Arzneyen, welche der Vf. übergangen hat, erwartet Rec. weit mehr. Gegen die sogenannten *Emmenagoga* ist der Vf. überhaupt zu sehr eingenommen, sie müssen nur *cum grano salis* und der gehörigen Beurtheilung gereicht werden. Bey der Therapie der übermässigen Reinigung soll der Arzt zweyerley berücksichtigen, ob er es nämlich bloss mit der Ursache, oder auch schon mit den Folgen, *mit Schwäche*, zu thun habe. Aber ist denn nicht Schwäche die gewöhnliche Ursache dieses Zustandes? Zu grosse Weichheit des Uterus §. 162 ist bloss hypothetisch angenommen, durch diagnostische und pathognomische Charaktere schwerlich zu erkennen. Schwerlich wird auch Opium, Wein, Liqueur dieselbe mindern; der eigentlichen adstringirenden Mittel, Alaun, Catechu, Kino, *Sal martis*, denkt der Vf. nicht, der Vitriolsäure nur mit zweifelhaftem theoretischem Räsonnement, §. 164, und das sind in der Hand des erfahrnen, vorsichtigen Arztes doch so grosse Heilmittel. Doch wir wollen uns nicht länger bey diesem Capitel verweilen, um noch zu sehen, was der Vf. über die anderen Krankheitszustände des weiblichen Organismus sagt. *Bleichsucht*. Sie sey eine Störung des Assimilationsprocesses und daraus folgender Störung der Verrichtung des Geschlechtssystems. Vielleicht umgekehrt; der Bildungstrieb scheint früher zu leiden, als die Assimilation und Reproduction. Der Vf. erklärt dabey aus *Mangel an Zufluss von Säften* die gewöhnliche *Erhöhung der Reizbarkeit* des Geschlechtssystems. Es ist einleuchtend, was sich dagegen erinnern lässt. Lobenswürdig ist es, dass sich der Vf. hier, wie bey dem Cap. Menstruation, weitläuftig auf das Diätetische einlässt, ob er gleich dabey bestimmter in der Qualität und Gradation hätte seyn können. So z. B. §. 198 empfiehlt er öftere Bewegung in freyer Luft; es ist aber nicht einerley, ob diese Bewegung activ oder passiv, stark oder schwach, in warmer, trockner oder kalter, feuchter Luft geschieht u. s. w. Auch hier ist von den aloetischen Mitteln, *Gratiola*, *Helleborus* etc., nicht die Rede. *Mutterwuth* besteht in normwidrig erhöhter Thätigkeit und Reizbarkeit des Geschlechtssystems, vermöge welchen (welcher) dasselbe aus dem Verhältnisse mit den anderen Systemen *heraustritt*, und zu sehr über alle anderen *hinwegragt*, und vermöge welcher sich der Überfluss von Nahrungsstoff in zu grosser Quantität nach demselben *hinwirft*. Dieser Überschuss wirkt dann heftig auf die *Ovarien* (welche der hauptsächlichste Sitz dieses Übels zu seyn scheinen), und auf den Uterus u. s. w. Der Vf. führt einen interessanten Fall der Art §. 214 an. Die Behandlung ist gut, nur dass der Vf., wie uns dünkt, zu wenig auf die örtlichen Leiden und Desorganisationen in der

Gebärmutter Rückficht genommen hat. *Krankheiten der Schwangern.* Der Vf. theilt sie in Leiden des Nervensyftems, der Verdauungsorgane, des Gefäfssyftems, der Urinwerkzeuge, des Gefchlechtsfyftems. Der Vf. nimmt §. 234 als Urfache die erfte Einwirkung der erhöhten Vitalität des Gefchlechtsfyftems auf das Senforium, welche durch die Begattung hervorgebracht werde. Er verwirft dabey die fchwangere Gebärmutter als Urfache, die er jedoch §. 235 wieder annimmt. Rec. ift für die letzte Meinung. Warum follte der Begattungsreiz fo lange Nachwirkungen äufsern? Der Vf. hat mehrere Erfahrungen über diefe Nervenzufälle gemacht, welche wir mit Vergnügen gelefen haben. Rec. hat zwar vielfältig Krämpfe bey Schwangeren gefehen, fie aber nicht fo ominös gefunden. Auch die Leiden der Verdauungswerkzeuge erklärt der Vf. aus dem eigenen, dem weiblichen Organismus noch neuen (das ift er aber doch nicht bey Mehrgebärenden!) Reize, welchen die Frucht auf den Uterus und dadurch auf den ganzen Organismus unterhält, und in der veränderten Temperatur, welche durch den fchnelleren, während der Schwangerfchaft Statt habenden Lebensprocefs hervorgebracht wird. Die Heilmethode des Vfs. ift unzulänglich und arm; befonders fehlen *Magnefia* mit *Cremor tartari*, *Succus citri* mit *Kali*, Selter-, Fachinger-, Wildunger-Waffer. Die Leiden des Gefäfsfyftems leitet der Vf. nicht von *Plethore* (obgleich man den Fall in der Note S. 218 eben fo gut für und aus Plethore erklären könnte) ab, fondern von erhöhter Reizbarkeit und Vitalität des Gefchlechtsfyftems, was hier durchaus nicht hinreichend zu feyn fcheint. Bey allen hier angeführten Affectionen des Gefäfsfyftems laffe fich, meint Hr. *J.* §. 260, wenig thun: warum denn nicht? Selbft das, was der Vf. §. 261 räth, ferner das Aderlaffen, welches nur der Theorie wegen hier verworfen wird, kühlende Mittel, magere, vegetabilifche Koft, nicht, wie hier fteht, gute und kräftige Nahrung, wird nützlich feyn. Gegen Blutaderknoten hätten auch Bleymittel empfohlen werden können. Der Vf. rühmt unter anderen dagegen Kräuterbäder; davon hat aber Rec. keine Erfahrung. Urinbefchwerden. Fufsgefchwulft. Gebärmutterkrankheiten. Die Erklärung, warum Abortus im 3ten (feltener im 2ten) Monate fo häufig, find, S. 235, kommt uns ziemlich gezwungen vor; doch hat die Bearbeitung des Ganzen unferen Beyfall. Dagegen können wir es durchaus nicht billigen, dafs der Vf. S. 266 fo fehr gegen die *Scilla* und *Digitalis* bey der Wafferfucht der Gebärmutter ift. Wenn das Übel grofs ift: warum follen nicht kräftige Mittel zu deffen Heilung angewendet werden? Putrefcenz, nach *Boer*; fchiefe Lage, Umbeugung (Zurückbeugung), Vorfall, Polypen, Schwangerfchaft aufserhalb der GM. — find alle gut ausgearbeitet. *Krankheiten der Gebärenden.* Die Geburt wird vollführt, theils weil der fchwangere *Uterus* nicht mehr Spielraum in fich fafst, um fich frey auszudehnen (?), theils weil die *Placenta* allmählich abftirbt. Das Geburtsgefchäft will der Vf. nicht zu den pathologifchen Functionen gerechnet wiffen; was er aber darüber anführt, ift Logomachie. Defshalb ift auch die medicinifche Hülfleiftung ärmlich ausgefallen. *Krankheiten der Wöchnerinnen.* Sehr künftlich erklärt der Vf. das Zurücktreten des Uterus in feinen nicht fchwangern, normalen Zuftand dadurch, dafs das Plus von Nahrungsftoff, welches immer (?) im zeugungsfähigen weiblichen Körper da fey, nach den Brüften gehe. Der Vf. ift gegen alle künftlichen Mittel bey einem regelmäfsigen Wochenbette, und darin hat er Recht. Er befchränkt allen medicinifchen Rath auf das Diätetifche. *Nachwehen.* Wenn er fagt, je empfindlicher die Bruftwarzen feyen, defto empfindlicher feyen diefe: fo hat er Unrecht. Die Nachwehen ftehen damit nicht in Verbindung; fondern das find alsdann ganz andere, auch fehr empfindliche Schmerzen, welche hauptfächlich um den Nabel herum ihren Sitz haben. *Verwundungen.* Gut abgehandelt. *Blutflüffe der Wöchnerinnen.* Der Vf. empfiehlt aus richtiger Erfahrung die reizend ftärkende Methode innerlich und äufserlich; Rec. ftimmt damit überein. Über *Reils* Vorfchlag, den Galvanismus dabey anzuwenden, welchen wahrfcheinlich *Reil* felbft noch nicht hinreichend geprüft hat, erklärt fich der Vf. nicht beftimmt. Umkehrung, Umbeugung, *Inverfio.* Schwäche des Uterus (ein nicht ganz beftimmter Zuftand). Mangel an gänzlicher Contraction deffelben. *Milchfieber.* Der Vf. ift doch zu fchneidend, wenn er behauptet, der erfte Eintritt der Milch fey nie mit Fieberbewegungen verbunden. Rec., welcher von Vorurtheilen fich möglichft frey zu erhalten gefucht hat, hält einige Fieberbewegungen für regelmäfsig, obfchon er nicht immer viel dagegen thut. Der Vf. nimmt vier Veranlaffungen dazu an: 1) Wunden der Zeugungstheile, folglich ein wahres Wundfieber; 2) Erkältung, alfo rheumatifches Fieber; 3) Überladung im Effen und Trinken, gaftrifches Fieber; 4) Abnormes Befinden der Brüfte. Hier veranlafst der Austritt der Milch aus der Bruft das Fieber. Der Vf. geht diefe vier Arten einzeln durch. Gegen die erfte Art empfiehlt er Mineralfäuren und China; er fetzt alfo voraus, dafs fie immer von Afthenie herrühre, welches doch nicht richtig ift. Gegen das rheumatifche Mf. rühmt er *Spiritus Mindereri*, allenfalls mit *Baldrian*, warnt aber vor den ftärkeren diaphoretifchen *Extracten* (?) und dem Kampher, welchen letzteren doch Rec. aus hundertfältiger Erfahrung faft als fpecififch empfehlen kann. Die Mineralfäuren, befonders mit *Extract. fapónar.* (?) ohne Syrup, um weniger nachtheilig auf die Verdauung zu wirken (!!), empfiehlt der Vf. auch gegen die vierte Art. Rec. läfst diefe Methode an ihren Ort geftellt feyn, vermifst aber die weitere Ausführung der örtlichen Heilmethode, welche wegen mancher Vorurtheile im Volke jungen Ärzten gewöhnlich viel zu thun macht. *Kindbettfieber*, ein den Wöchnerinnen (in diefem Zufammenhange) allein eigenes, acutes Fieber. Die Ätiologie ift zwar nicht frey von Hypothefen und Phrafen der neueren Zeit, aber in diefem Geifte recht fchön aus einander gefetzt, die Declama-

tion gegen Abführungen allein ausgenommen. Zur Hauptindication macht der Vf. folgende: die Thätigkeit, welche die innere Fläche, oder eins, oder mehrere Organe eingenommen habe, nach den Brüsten und nach der Aussenseite hinzuleiten. Dazu gehört zuvörderst zu untersuchen, welche Theile am meisten von der Krankheit ergriffen sind, und von wo aus der *das Pathologische anlockende* Reiz seinen Weg genommen hat. Dann, ob die Krankheit den Charakter der Hyper- oder Asthenie habe. Hienach muss das allgemeine und örtliche Handeln eingerichtet werden. Der Vf. rühmt das von *Autenrieth* angegebene Einspritzen des Schierlingsdecoctes; Rec. hat darüber keine Erfahrung, erwartet aber davon wenig, da Hr. *Autenrieth* zu hastig im Beobachten ist. Zu innerer Arzney wird vom Vf. Emulsion von weissem Mohnsamen empfohlen, ein Mittel, zu welchem Rec. auch wenig Vertrauen hat, wegen seiner gar zu grossen Milde und Unschuld. Äusserlich rühmt der Vf. flüchtige Linimente, widerräth aber erweichende Kataplasme und zertheilende Fomente, so wie auch die Vesicatorien. Das weitere Detail übergehen wir, bekennen aber, dass dieser Abschnitt mit grossem Fleisse abgefasst sey. Friesel. Krankheiten der Brüste bey Stillenden und Nichtstillenden; die letzte Rubrik zu kurz. Urinkrankheiten. *Krankheiten, welche während der zeugungsfähigen Jahre ausser der Schwangerschaft und Stillungsperiode vorkommen.* Vorfall. Umbeugung. Polypen, wozu das Kupfer gehört, welches das von *Nissen* beschriebene Instrument, verbessert vom Vf., ist. Steine in der Gebärmutter, mit lateinischen Auszügen aus dem *Hippokrates* und *Böhmer*. Ein interessanter Beytrag zur Ätiologie dieser Afterorganisationen findet sich S. 521. Stratom. Sarcoma. Entzündung des Uterus, zu kurz behandelt; die Therapie höchst mager. Wassersucht des Uterus. Weisser-Fluss. *Scirrhus und Krebs des Uterus.* Unter den Gelegenheitsursachen ist allzu starker Beyschlaf vergessen. Rec. ist mit Hn. *J.* einverstanden, wenn er das Übel für unheilbar hält. Unter den Palliativmitteln ist *Aqua lauroceras*i und *Digitalis* vergessen. Über die *osiander*'sche Operation hat der Vf. keine Erfahrung, schränkt sie aber nur auf die Scirrhosität und Anfressung des Mutterhalses ein. Aber wer kann denn so genau bestimmen, wie weit diese krankhafte Affection sich erstrecken, und ob sie sich da sistiren werde? Krankheiten der Ovarien, kurz. Krankheiten der Brüste. Der Vf. hat die neueren Beobachtungen des pariser Arztes *Saiffert* nicht benutzt. *Hysterie.* Der Vf. hat die Symptome nicht so gesichtet, dass eine Bestimmung des Übels nach seinen wesentlichen Charakteren daraus hervorgeht. Sie sey eine Krankheit, welche alle Theile *zwischen dem Scheitel und der Fusszehe* einnehmen könne, welche also weder dem Kopfe, noch der Brust, noch der Bauchhöhle allein eigen sey, und welche daher den Namen Hysterie mit Unrecht führe. (Das ist aber auch nicht Hysterie; eher gilt das vom Rheumatismus. Bey der Hysterie muss die Gebärmutter der Sitz und die Quelle seyn, wo sich alle jene mannichfaltigen Leiden concentriren. Es liessen sich überhaupt gegen diesen Abschnitt viel mehrere Erinnerungen machen, wenn wir noch Raum übrig hätten.) Der letzte, ebenfalls magere Abschnitt handelt von den *Krankheiten, welche das m. Weib nach den zeugungsfähigen Jahren* befallen. — Wir verkennen nicht den Fleiss, welchen der Vf. auf dieses Werk verwandt hat; wir glauben auch, dass, wenn er dieser Schrift ferner seine Aufmerksamkeit widmen will, eine zweyte Auflage einen grösseren Werth haben werde, als der gegenwärtigen beygelegt werden kann.

Fj.

KURZE ANZEIGEN.

MEDICIN. *Leipzig*, b. Gräff: *Medicinisch-praktisches Geschäfts- und Address-Buch auf das Jahr* 1810 *für praktische Ärzte, Chirurgen und Apotheker*, herausgeg. von D. *Karl Heinr. Ludw. Schulz*, Arzte am Wildbade. Nebst 12 Monatstabellen u. einem Kpf. 8. (1 Thlr.) Unleugbar hat dieses Taschenbuch einige Vorzüge vor dem ersten Jahrbuche. An den meisten Tagen jedes Monats sind theils verstorbene, theils noch lebende Ärzte angegeben. Dem Kalender sind, ausser einer pharmaceutischen Tabelle der alten und neuen Nomenclatur, nebst Taxe, in alphabetischer Ordnung nach *Trommsdorff*, und einem Verzeichnisse der Lehrer und ihrer Vorlesungen auf dreyzehn deutschen Universitäten, Nachrichten von merkwürdigen Begebenheiten in der medicinischen Welt (unter anderen, dass Hr. D. *Juch* (wo?) Catheder (Catheter) von allen Dimensionen und catheder- (catheter-) förmige Sonden verkaufe), und eine kurze zweckmässige Beschreibung des Wildbades bey Burgbernheim beygefügt. Diätetische Vorschriften bey der Badecur hat er weggelassen, weil jeder Kranke seine eigene, dem individuellen Zustande angemessene Diät haben muss. Lobenswürdig ist die Einrichtung des Vfs., mit jedem ihm in Ansehung der körperlichen Beschaffenheit unbekannten Badegaste ein Probebad anzustellen. Er verordnet nämlich in den ersten 4—5 Tagen nur täglich einmal zu baden, und beobachtet in dieser Zeit genau, was für Veränderungen vorgehen, moderirt danach die ganze Badecur, in Rücksicht der Menge und Temperatur der Bäder und in Rücksicht der künstlichen Zusätze. Möchte doch der Vf. künftig das Wildbad in einer besonderen Schrift weitläuftiger beschreiben! —

— a —

Greifswalde, b. Eckhardt: *Disputatio anatomico de pilorum structura*, quam consensu gratiosi Medicorum Ordinis Praeside *Car. Asmund. Rudolphi*, Philos. et Med. Doct. Fac. Med. Adjuncto et Prosectore etc., publice defendit *Eric. Maurit. Herm. Schwarz*. 1806. 16 S. 4.

Da bey den vielfachen Bemühungen, den Bau der Haare zu ergründen, dieser Gegenstand bisher dennoch so manchen Widersprüchen unterworfen blieb: so wird diese Schrift gewiss den Sachkundigen willkommen seyn. Der Vf. theilt darin seine mikroskopischen Beobachtungen über den Ursprung der Haare, über die Structur ihrer Zwiebel, ihrer Wurzel, ihres Schaftes und Kanals, so wie über das Verhalten des Oberhäutchens gegen dieselben, nicht minder über die Vertheilung der Nervenfäden in den Zwiebeln der Barthaare, der Phoca u. s. w. in lichtvoller Kürze so treu als anspruchslos mit. Manches bisher Behauptete prüft er so ruhig und unbefangen, und widerlegt es hin und wieder mit solcher Bescheidenheit, dass das Ganze dem Leser eben so viel Vergnügen, als Belehrung gewährt. Die Erscheinung einer (nach S. 11) von Hn. Prof. *R.* zu erwartenden Hippotomie wird nicht nur als solche, sondern auch deshalb sehr erwünscht seyn, weil er darin die Wichtigkeit des schon von *Walther* in Berlin nach Massgabe 40jähriger Untersuchungen bezweifelten malpighischen Schleimgewebes erweisen, und seine Gründe für die Farbe der Haare „aus der grösseren oder geringeren Feuchtigkeit oder aus der verschiedenen Annäherung ihrer Theilchen" näher erörtern wird.

— + —

49 Num. 232. 50

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 8 OCTOBER, 1810.

MEDICIN.

Gotha, b. Perthes: *Die Literatur der Heilwissenschaft* von *Karl Friedrich Burdach*, Dr. der Philos. und Medicin, ausserord. Professor zu Leipzig u. s. w. I Band. 1810. XVI u. 662 S. gr. 8. (2 Thlr. 6 Gr.)

Hr. *Burdach* gehört unstreitig zu den fruchtbarsten Schriftstellern unserer Zeit. Ein Buch drängt das andere. Dass es aber selbst bey den schätzbarsten Talenten und Kenntnissen, welche wir ihm gern zugestehen, nicht möglich sey, so mannichfaltige und reichhaltige Gegenstände, als er seither zu bearbeiten unternommen, mit der gehörigen Umsicht, Gründlichkeit und Sorgfalt zu behandeln, wird uns Jeder, und auch Hn. *B.* selbst eben so bereitwillig einräumen. Die Kraft, auf so viele und heterogene Gegenstände gerichtet, zersplittert sich, und statt etwas Vollendetes zu liefern, bleibt es gewöhnlich nur bey Andeutungen, dass ihr Vf. etwas Vollendetes liefern könnte, wenn er einen besseren Weg, nicht den eines Polygraphen, eingeschlagen hätte. Dieses ist leider der Fall mit Hn. *Burdach*. Wer sieht in dessen Arbeiten nicht den geistvollen, kenntnisreichen Mann, der zu etwas Besserem bestimmt ist, als aus den Materialien eines fremden Gebäudes ein scheinbar eigenes mühsam zusammen zu bauen?

Bey der Beurtheilung vorliegender Schrift sind es vorzüglich zwey Puncte, die der Kritiker im Auge haben muss. Der erste bezieht sich auf die Nothwendigkeit der Existenz dieser Schrift überhaupt, auf ihr Bedürfniss, ob ihr Vf. durch sie nichts Überflüssiges unternommen habe. Der zweyte hat die Bearbeitung selbst zum Gegenstande, oder die Zweckmässigkeit ihrer Ausführung. Über den ersten Punct erklärt sich der Vf. folgendermassen in der Vorrede: „Eine systematische Übersicht der Literatur der gesammten theoretischen und praktischen Heilwissenschaft bis auf unsere Zeit mangelte uns bisher, und ein solches Werk zu liefern, schien mir kein unverdienstlicher Versuch zu seyn." — S. 6 der Einleitung bestimmt er den Zweck seiner Schrift noch näher. „Ein solches Handbuch, sagt er, ist nicht bestimmt zum Gebrauch dessen, der nach Virtuosität in der Kunst strebt. Eben so kann es nicht Befriedigung gewähren dem Schriftsteller oder Praktiker, welcher über einzelne Beobachtungen, Ansichten, Heilungsgeschichten Auskunft sucht. Das eigentliche Publicum eines solchen Handbuchs der medicinisch-chirurgischen Literatur sind vielmehr diejenigen, welche bey Ausübung der Kunst oder in wissenschaftlichen Untersuchungen eine Übersicht verlangen der vollständigen und ausführlichen Bearbeitungen, welche den Disciplinen der Heilkunst und ihren einzelnen Gegenständen zu Theil geworden sind, eine Übersicht, die theils die Hülfsmittel angiebt, welche für die Praxis, so wie für die Theorie, unmittelbar zu benutzen sind, theils auch die Ausbildung im Laufe der Zeiten erkennen lässt, und dadurch das historische Interesse einigermassen befriedigt." — Dazu möchte aber ein solches Register, wenn es auch noch so systematisch abgefasst ist, schwerlich hinreichen. Zur historischen Übersicht der materiellen Veränderungen unserer Kunst im Laufe der Zeiten sind eher Schriften, wie die Literaturgeschichte von *Blumenbach* und *Metzger*, geeignet. Ein bibliographisches Handbuch hingegen, wie das vorliegende, hat zunächst keinen anderen Zweck, als das Auffinden vorzüglicher Schriften über irgend einen Gegenstand der theoretischen oder praktischen Medicin möglichst zu erleichtern. Für den angehenden Schriftsteller, für den praktischen Arzt haben in dieser Rücksicht solche Schriften Werth; für den Literator aber nur in so fern, als er etwa mit dem vollständigen Namen eines Autors, seinen vorzüglichen Ausgaben, Übersetzungen u. s. w. auf eine möglichst zeitersparende Weise sich bekannt machen will. Gesetzt aber, der angegebene Zweck des Vfs. würde dadurch wirklich erreicht: ist darum ein solches Werk uns jetzt Bedürfniss? Wir sind unlängst mit einem sehr brauchbaren Handbuche der praktischen Literatur von *Ludwig* in Leipzig beschenkt worden, und für die theoretische und praktische Literatur haben wir erst kürzlich ein Repertorium von *Meyer* in Frankfurt an der Oder erhalten. Warum unsere leider schon so sehr überfüllte Literatur mit noch einem, unter den angegebenen Umständen wahrlich nicht nöthigen und noch theurern Buche belästigen? Wem kann man die Anschaffung eines solchen Buchs anrathen? Wer die früher erschienenen Werke besitzt, braucht dieses nicht; und in *der* Bibliothek, welcher jene früheren fehlen, würde man sehr ungeschickt die Lücke durch den Ankauf des gegenwärtigen auszufüllen suchen.

Wir wollen zuerst unsere Meinung über die Form dieser Schrift sagen, und dann Einiges über den Inhalt derselben hinzufügen. Das letztere wird sehr kurz ausfallen, und sich nur auf einige uns bey der Durchsicht aufgestossene Mängel beziehen.

Der Vf. ordnet die gesammte Literatur in 5 Theile, in den iatrologischen, physiologischen, anthropologischen, pathologisch - therapeutischen und in

allotriatischen (!) Theil. Letzterer begreift die Anwendungen der Heilkunst auf andere, dem Heilkünstler, als solchem, eigentlich fremdartige Zwecke. Jeder dieser Theile zerfällt wieder in mehrere Unterabtheilungen. — So geneigt wir auch sind, dem Scharfsinne des Vfs. alle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen: so können wir uns doch nicht überzeugen, dass ein so gewaltiges Zersplittern dem Zwecke einer solchen Schrift günstig oder angemessen sey. Dazu kommt noch eine ungewöhnliche, oft ganz umgeschaffene Terminologie, deren Bedeutung nicht in dem Inhaltsverzeichnisse bemerkt ist, sondern an Ort und Stelle im Buche selbst nachgesehen werden muss. Alles dieses benimmt einer solchen Schrift viel von ihrer Brauchbarkeit, deren Hauptzweck immer das schnelle Auffinden bleibt, welches aber unter solchen Umständen erschwert wird. Man will z. B. wissen, wie viele Theile *Brendelii opuscula mathematici et medici argumenti* haben, wer sie herausgegeben hat, wann sie herausgekommen sind u. s. w. Wo wird man diese Notizen bey dem Vf. suchen müssen? Fällt es einem wohl ein, wenn man nicht etwa die ganze Tabelle im Kopfe hat, sie unter den *Poikilieen der nichtsystematischen Didaktiken* zu suchen? Dieser Schwierigkeit hätte der Vf. durch eine einfachere Ordnung leicht ausweichen können. Ob es ferner zweckmässig war, diesem Handbuche durch das Hineinziehen der Literatur aller, selbst der entferntesten, Hülfswissenschaften einen so grossen Umfang zu geben, davon kann sich Rec. nicht überzeugen; besonders da wir einige Hülfsmittel dieser Art schon besitzen, die nur wenig zu wünschen übrig lassen. In *Kühnii bibliotheca medica continens scripta medica omnis aevi ordine methodico disposita* Lips. 1794. 8. Vol. I finden wir die ältere und neuere Literatur der Hülfswissenschaften der Medicin bis auf das Jahr 1793, und für die neueste dahin gehörige Literatur ist durch das bekannte *Repertorium* hinlänglich gesorgt. — Sehr viel Raum hätte ferner erspart werden können, wenn die Übersetzungen und die verschiedenen Editionen eines Werks gleich hinter demselben, und nicht unter besondere Numern gesetzt worden wären. Man vergleiche das Gesagte nur mit einer Numer, z. B. mit No. 4066. Erst kommt der Titel des Werks, *Plenk, Hygrologia.* — Die erste Übersetzung hätte nun der Vf. ganz kurz durch: „Deutsch, Wien 1795. 8." andeuten können. Statt dieser Andeutung werden 3 Zeilen Raum verwandt, in welchen doch nichts mehr gesagt wird, als jene 3 Worte enthalten. Nun werden noch 3 Zeilen verschwendet, indem eine andere Übersetzung desselben Buches von *Davidson*, mit Anmerkungen von *Hermbstädt* angezeigt wird, welches eben so kurz gleich hinter der Anzeige der ersten Übersetzung hätte gesagt werden können. Diese Manier hat der Vf. durchgehends beobachtet, und man kann denken, wie viel Raum und Papier dadurch unnöthiger Weise verloren gegangen, und das Werk ohne Noth vertheuert worden ist.

Was den Inhalt betrifft: so ist es allerdings eine schwierige Aufgabe, den Anfoderungen, die an ein solches Werk nach den verschiedenen Bedürfnissen gemacht werden, Genüge zu leisten. Doch ist Rec. mit den Gründen, die der Vf. in dieser Hinsicht zu seiner Entschuldigung anführt, nicht ganz einverstanden. „*Einmal*", sagt er, „trägt ein solches Werk schon seinem Wesen nach Gebrechen in sich. Indem es die im steten Fortschreiten begriffene Cultur der Wissenschaft als ein Begrenztes, das rege Leben des Geistes als ein erstarrtes Seyn darstellt, ist jedes Moment seiner Bildung ein Moment seiner Unvollkommenheit, und wenn es dem Vf. gelungen ist, ihm Vollständigkeit zu ertheilen: so wird es mit jedem Tage unvollständiger." — Schön klingende Worte, die aber bey genauerer Betrachtung keinen rechten Sinn enthalten! Dadurch, dass ein solches Werk die fortschreitende Bildung in einer Reihe auf einander folgender Handlungen (Werke) andeutet, stellt es ein im Fortschreiten begriffenes lebendiges Ganzes dar, in welchem nur der Buchstabe todt ist. — Dem zweyten Grunde giebt Rec. seine völlige Zustimmung. „Wie leicht, sagt er, können mancherley Mängel dem Blicke des Vfs. hier entgehen! Wie leicht kann er sich irren in Andeutung des Inhalts von Schriften, die er nicht selbst näher kennen gelernt hat, oder in seinem Urtheile über die, welche er studirt hat! Wie leicht kann ihm ein Werk unbekannt bleiben, oder ein bekanntes seinem Gedächtnisse entfallen! Wie leicht kann in der Angabe eines Titels durch ein Versehen des Verfassers, oder durch Unrichtigkeit der Quellen, die er benutzt, oder durch Druckfehler ein Irrthum entstanden seyn!" — Aus diesem Grunde muss daher auch die Kritik sehr nachsichtsvoll verfahren, und Rec. begnügt sich, nur da Einiges zu bemerken, wo ihm eine wichtige Schrift weggelassen, oder eine überflüssige angeführt zu seyn scheint. — Unter den physiologischen Schriften vermisst Rec. mehrere, die eher als manche vom Vf. angeführte eine Stelle verdient hätten, z. B. *H. Meyers* Grundriss der Physiologie, *Loder's* Anfangsgründe der physiologischen Anthropologie, *Treviranus* Biologie u. A. Wenigstens hätten sie eher verdient angeführt zu werden, als *Loeseke* und *Vetter*. Bey *Jadelot physica hominis sani* ist die Übersetzung von *Panzerbieter* und nicht die bessere mit Anmerkungen und Vorrede von *Stark* angegeben. Die verschiedenen Übersetzungen eines Werks in neuere Sprachen hat der Vf. auch nur höchst selten bemerkt. Bey der Lehre von den Temperamenten vermissen wir einige gute Schriften, als *Grohmann Diss. de generationis atque temperamentorum legibus, Viteb.* 1792. 4. und die Lehre von den Temperamenten, dargestellt von *W. Dirksen*, Nürnb. 1804. 8. Unbedeutend sind dagegen die angeführten Schriften von *Kämpf* und *Lawätz*. — S. 448 hätte neben *Jördens* Entomologie und Helmonthologie wohl *Rudolphi Entozoorum sive vermium intestinalium historia naturalis, Amstel. Vol. I.* 1808. 8. *Vol. II. ibid.* 1809. 8. *Cum tabul. aeneis*, eine Stelle verdient: so wie neben mehreren veralteten und mittelmässigen Schriften über die Nahrungsmittel, *Schreger's* Handbuch zur Selbstprüfung unserer Speisen und Getränke. Nürnb. 1809. 8. — Die zur vergleichenden Anatomie und Physiologie gehörenden Schriften sind so zerstreut, dass man sie nur mit Mühe auffinden kann. Es wäre ohne Zweifel besser gewesen, wenn der Vf. diesem Gegenstande ein

eigenes Capitel gewidmet hätte. Warum der Vf. unter den psychologischen Werken *Carus* treffliche Psychologie nicht mit aufgenommen hat, kann Rec. nicht einsehen. Der Arzt wird in diesem Werke vielleicht mehr Belehrung finden, als in allen übrigen vom Vf. angeführten psychologischen Schriften. Auch hätte statt *Metzgers* unbedeutender Schrift eher *Stewarts elements of the philosophy of the human mind.*, *Lond.* 1792. 4. Deutsch von *Lange* Berl. 1794, 8, erwähnt werden sollen. Sollte *Platners* Anthropologie nicht einen Platz, und *Kant's* und *Ith's* Anthropologie nicht Erwähnung verdienen? — Unter den Schriften über den Einfluss des Gemüths auf den Körper, finden wir mehrere ganz unbedeutende aufgeführt, vermissen aber *Tissots* Schrift über den Einfluss der Leidenschaften auf Krankheiten, übersetzt von *Breiting*, Leipzig 1789. 8.

Der Vf. erklärt dieses Werk nur mit seinem Tode für geschlossen. Es soll, gleich seinem Gegenstande, der Literatur, nicht altern, sondern dieselbe in ihrer weiteren Entwickelung ferner begleiten, so lange er sie selbst begleiten kann. Nämlich alle Quinquennien ungefähr soll ein Supplementbändchen erscheinen, welches nicht allein durch eine gleiche Übersicht der in dieser Zeit erschienenen Schriften das Werk ergänzt, sondern dasselbe auch durch Berichtigung der Fehler und Ausfüllung der Lücken, die er selbst findet, oder über die er fremde Belehrung erhält, vervollkommnet. — So willkommen ein solches Unternehmen jedem Literaturfreunde seyn muss: so glaubt Rec. doch, dass es weit mehr Nutzen und Interesse haben würde, wenn, statt eines blossen Verzeichnisses von Büchertiteln, Inhalt und Werth bey einer jeden Schrift, ungefähr in der Manier der hallerschen Bibliotheken, kurz angedeutet würde, welches bey der jetzt vorhandenen Menge von kritischen Blättern, Bibliotheken und Anzeigern nicht mit zu grossen Schwierigkeiten verbunden ist. Der Vf. könnte sich mit mehreren jungen Männern, die Geist und Sinn für solche Beschaftigungen haben, vereinigen, und die Literatur würde ihm dann ein Werk verdanken, wodurch eines unserer grössten Bedürfnisse befriedigt würde.

Den zweyten Band, welcher dieses Werk beschliesst, verspricht der Vf. noch in diesem Jahre folgen zu lassen, und das erste Supplementbändchen wird auch eher, als in 5 Jahren erscheinen, wenn entweder die Materialien dazu hinlänglich anwachsen, oder das Publicum eine frühere Herausgabe wünschen sollte. I. M. PF.

Berlin, b. Öhmigke d. J.: *Kurzgefasstes System der medicinischen Gesetzgebung.* Von *C. F. L. Wildberg*, der Med. und Chir. Doctor, herzogl. meckl. strel. Hofrath, Stadt- und Districts-Physikus und prakt. Arzte zu Neu-Strelitz. 1804. XVI u. 336 S. 8. (1 Thlr. 8 Gr.)

Es ist mit den Idealen der Gesetzgebung beynahe so, wie mit manchen anderen: auf dem Papiere nehmen sie sich recht gut aus; aber in der Wirklichkeit? — Sehr richtig und aller Beherzigung würdig ist das, was der Vf. §§. 5, 13 — 18, und vorzüglich 326 sagt. Möge indessen auch mancher Vorschlag unausführbar scheinen: so sollte doch der Gedanke eines, wenn auch noch so langsamen, Fortschreitens zum Besserwerden uns nicht verlassen! Es verdient daher auch dieses Werk, welches der Vf. sehr bescheiden bloss als einen Versuch ankündigt, den wärmsten Dank eines jeden Patrioten, und Rec. wünscht es nicht allein in den Händen derer, denen das Wohl der Staats anvertraut ist (den Vorwurf, als ob in demselben dem Staate zu viele Ausgaben aufgebürdet würden, sollte man wohl nicht befürchten dürfen), sondern auch zu akademischen Vorlesungen, wozu es der Vf. selbst bestimmt, gebraucht zu sehen. Wir glauben unseren Lesern eine detaillirte Übersicht seines Inhaltes schuldig zu seyn, um sie in den Stand zu setzen, über den Werth desselben desto zuverlässiger selbst urtheilen zu können. Einige Bemerkungen mögen entscheiden, ob Rec. mit Aufmerksamkeit und Antheile gelesen habe.

Nach einer Einleitung zerfällt das Ganze in vier Abtheilungen: *Gesundheitspflege, Krankheitspflege, Medicinalpflege, und Direction der medicinischen Gesetzgebung.* I Abtheilung. 1) *Sorge für die Gesundheit im Allgemeinen*: für Reinigkeit der Luft und gesunde Beschaffenheit der Wohnungen; für gesunde Speisen und Getränke, und für die Gefässe, zu deren Zubereitung und Aufbewahrung, auch für Güte des Rauch- und Schnupf-Tabacks; für gesunde Beschaffenheit der Kleider und Moden, und der Vergnügungen. 2) *Sorge für die Gesundheit in besonderen Fällen:* für Schwangere, Gebärende und Kindbetterinnen; für gesunde Nachkommenschaft für den künftigen Staatsbürger vor der Zeugung, von derselben bis zur Geburt, für die neugebornen Kinder, für die Kinder in den ersten Jahren des Lebens; für die möglichste Unschädlichkeit der Beschäftigungen und Gewerbe; für Verhütung zufälliger Gefahren der öffentlichen Gesundheit. II Abtheil. 1) *Sorge für Kranke überhaupt;* 2) *für Verhütung und Abwendung ansteckender und epidemischer Krankheiten; für Rettung Verunglückter und Scheintodter.* III Abtheilung. 1) *Sorge für Medicinalpersonen*: Ärzte, Wundärzte, Apotheker, Hebammen, Krankenwärter; 2) *für Medicinalanstalten*; a) Unterrichtsanstalten für Medicinalpersonen: medicinische Facultät, Apotheker-, Hebammen-, Krankenwärter-Schule; Einrichtungen zu der medicinischen Aufklärung. b) Nöthige Hülfsmittel zur medicinischen Belehrung: vollständige medicinische Bibliothek; anatomisches Gebäude; botanischer Garten; Facultätsapotheke; Sammlung von Instrumenten und Maschinen für die Entbindungskunst; dergleichen von Instrumenten, Maschinen und Bandagen für die Wundarzneykunst; ein oder mehrere Hospitäler und klinische Lehranstalten; Entbindungshaus. c) Anstalten zur Heilung der Krankheiten: Apotheken; Brunnen- und Bade-Anstalten. Krankenhäuser. IV Abtheilung. *Direction der medicinischen Gesetzgebung an sich; Geschäfte derselben; Medicinalofficianten.* — Diese Übersicht zeigt, dass hie und da Wiederholungen unvermeidlich waren: aber Rec. ist so weit davon entfernt, dieses als einen Mangel anzusehen, dass er vielmehr glaubt, die Leser werden dem Vf. dafür Dank wissen.

I Abtheil. Bey §. 24 würde Rec. noch die Urbarmachung des Donaumoors in Bayern, und bey §. 25

den Nachtheil, den Philadelphia durch Weghauung der Wälder in seiner Nachbarschaft erlitten, hinzufügen. §. 35, so wie §. 46, dürften wohl noch lange, wenigstens im Allgemeinen, fromme Wünsche bleiben. §. 65 hätten noch besonders die Zimmer über den Ställen angeführt werden können. §. 66 Strassenpflaster auf den Dörfern! §. 86: Bilsenkrautsamen wird wohl nicht leicht für Fenchelsamen genommen werden; aber die Verwechselung der Sumpfbeere (*vacc. uliginosum*) mit der Heidelbeere ist nicht ganz selten, und hätte hier wohl eine Stelle verdient, so wie §. 90 das zu frühe Einsammeln dieser, der Preussel- und Moos-Beeren hätte gerügt werden sollen. §. 95: Hundefleisch wird wenigstens im sächsischen Erzgebirge von den Bergleuten noch ziemlich häufig gegessen, die besonders das Fett für heilsam gegen ihre Brustbeschwerden halten. Sollten zu §. 132 nicht auch die im Eyerlegen begriffenen Krebse gehören? Zu §. 139 gehören auch die zinnernen Ölständer, von denen doch weiter unten §. 199 geredet wird. Zu §. 141 gehört der vor einigen Jahren im Reichsanzeig. gethane Vorschlag, Ingber bey uns zu erbauen. §. 145: Eben so viel Erstaunen erwecken die Reste der römisch. Wasserleitungen in Afrika; s. *Ludwig de aquae ductu Carthaginensi, Lips.* 1762. Zu §. 160 s. *Car. Frid. Struve de additamentis cerevisiae vegetabilibus, Lips.* 1774. — §. 172 statt *Santalum album*, *Pterocarpus santalinus*; statt *Caesalpinia sappan.*, *C. echinata.* — §. 185: *Vaters Diss.* kam zu *Wittenberg* 1737 heraus; übersetzt ist sie in *Struvens* Miscell. für Freunde der Heilkunde, S. 108. — §§. 224 und 227 enthalten viel fromme Wünsche; so auch §. 229. — Über die durch Schauspiele möglichen Nachtheile §. 231; dass die Trauerspiele gänzlich von den Theatern verbannt seyn sollten, dürfte wohl Manchem zu hart scheinen. §. 238 werden genaue Schwangerschaftslisten empfohlen. — Der Vorschlag §. 258 lässt sich auch recht gut hören; ob er jemals aber angenommen werden wird? — §. 259 hätte eben so wie §. 263 behandelt werden können. — §. 271 Gesetze über das Selbststillen (!) — §§. 276 — 280 Einrichtung der Ammencomptoirs. — §. 283; die Kindertaufe soll zu jeder Jahreszeit in den Häusern geschehen. — §§. 289 — 291 von Schulen. — §. 295 giebt der Vf. unter den nöthigen Bedingungen einem grossen Findel- und Waisen-Hause vor mehrern kleineren, so wie vor der Erziehung auf öffentliche Kosten in Privathäusern, den Vorzug. — Unter den Schriftstellern zu §. 305 hätte eben so gut, wie *Henkels* (zu *Freyberg* gedruckte) Abhandlung, auch *Schefflers* Abhandlung von der Gesundheit der Bergleute, Chemnitz 1770, eine Stelle verdient. In den gemeinnützigen Beyträgen zu den dresdner Anzeigen der Jahre 1803 und 1804 sind sehr zweckmässige Aufsätze über die mit verschiedenen Gewerben verbundenen Gesundheitsgefahren befindlich. *Tissot de val. lit.* fehlt vermuthlich nur aus Versehen. — §. 305 ein guter Vorschlag zu Zoographieen einzelner Länder in Rücksicht auf die durch Thiere möglichen Gefahren, und die Mittel, denselben vorzubeugen und sie zu heben. §§. 307 — 311 sehr gute Vorschläge gegen die Hundswut.

II Abtheilung. Zu den Ursachen der Quacksalberey §. 326 gehört auch vorzüglich die allzu nachsichtig ertheilte Erlaubniss zur Praxis, wovon freylich weiter unten §. 550 geredet wird. §. 336: Nicht bloss der Mangel an dienlichen Nahrungsmitteln, sondern auch an Holz und anderen Lebensbedürfnissen verdient bey Epidemieen die Aufmerksamkeit des Staats. Die Vorschläge zur Allgemeinmachung der Kuhpockenimpfung §§. 352 und 353 lassen sich recht gut hören: nur fürchten wir, das *Anbefehlen* möchte nicht allgemein gute Aufnahme finden — leider ist es mit Besiegung der Vorurtheile der grossen Menge noch nicht so weit gekommen — indessen lasst uns der Zukunft vorarbeiten, und von ihr Besserung hoffen! So enthält auch der §. 358 über die Lustseuche viele *pia desideria*! Noch mehrere finden sich III Abth. über Anstellung, Besoldung und Belohnung der Ärzte, deren Realisirung wohl zu wünschen, aber schwerlich zu erwarten ist! Auch §. 404 über die Anstellung der Ärzte auf dem Lande gehört dazu. Übrigens ist der Vf. §. 393 für die Trennung der Geschäfte des eigentlichen Arztes und des Wundarztes, so dass jedem seine bestimmten Grenzen angewiesen werden. Barbierer (und Bader), welche sich allein mit dem Barbiren abgeben, sind gar keine Medicinalpersonen. §. 409: Den reisenden Zahn-, Augen-, Bruch- und Stein-Operateurs muss die Ausübung ihrer Kunst ganz verboten werden (!). §. 413: Die Neujahrsgeschenke oder andere Abgaben der Apotheker an Ärzte sind, *sobald sie an diese für unrechtmässige Begünstigungen gegeben werden*, abzuschaffen. Aus den Unterrichtsanstalten für Medicinalpersonen wird §. 458 die Thierarzneykunst (kunde) ausgeschlossen (mit Recht, wie Recens. dünkt). Bey der Präparatensammlung im anatomischen Gebäude §. 487, erwartete Recens. auch die *frank*'sche Einrichtung zu Pavia, dass aus dem ganzen Lande alle pathologischen Merkwürdigkeiten eingesandt werden sollten. Beym botanischen Garten wird §. 489 die Cultur wildwachsender und ausländischer officineller Gewächse in demselben empfohlen. — Anstalten zur Heilung der Krankheiten: von Apotheken viel Brauchbares, obgleich nichts Neues. §. 513: Der Verkauf der Gifte solle jährlich nur allemal einigen wenigen Apothekern verstattet, und dieses alle Jahre vor Neujahr in den Wochenblättern öffentlich bekannt gemacht werden. §. 517: Künstliche Mineralwasser sollten gänzlich (?) verboten werden (die neueste Ankündigung derselben von *Fries* in *Gilberts* Annal. der Phys. 17 Bd. 2 St. S. 248, war dem Vf. wohl noch nicht bekannt). §. 518: Brunnen- und Bade-Anstalten als Sache des Staats; in der Anmerk. wird das kön. preuss. Mandat, dass kein Einheimischer auswärtige Brunnen und Bäder ohne besondere Concession bereisen soll, als ein Zeichen der Fürsorge des Staats für inländische Brunnen- und Bade-Anstalten angesehen (!). §. 519: Gegen die Wohnungen im Quellhause. §. 520: Vorschlag, an mehreren Badeörtern Luftbäder anzulegen. §. 523: Empfehlung einer allgemeinen Badekleidertracht. §. 535: Dephlogistisirte Salzsäure, als das vorzüglichste Mittel zur Luftreinigung empfohlen. Unter dieser Rubrik wird auch §. 541 von Tollhäusern gehandelt, und im folgenden der Institute für Taubstumme und zum Unterrichte der Blinden ganz kurz gedacht.

Ks.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 9 OCTOBER, 1810.

PHILOSOPHIE.

LEIPZIG, b. Barth u. Kummer: *Friedr. Aug. Carus*, Prof. der Philosophie in Leipzig, *hinterlassene Werke*. 1 Th. XX u. 518 S. 2 Th. 472 S. (Auch unter dem besondern Titel: *Psychologie*) 1808. 8. (4 Thlr.)

Die Beurtheilung der vorliegenden Schrift kann nicht den Zweck haben, erst auf dieselbe aufmerksam zu machen, da sie sich gewiss bereits in den Händen eines Jeden befindet, der sich für merkwürdige literarische Erscheinungen auf dem Gebiete der Psychologie interessirt. Rec. hält sich daher verpflichtet, in eine genauere Kritik des Einzelnen einzugehen, und das um so mehr, da diess Werk nicht nur für das wichtigste gelten kann, sondern zugleich auch durch Inhalt und Form dazu auffodert. *Carus* war nämlich weniger systematischer Kopf, als geistvoller Mensch, geboren mit einem regen Sinne für psychologische Beobachtung, und zugleich begabt mit einer grosen Empfänglichkeit für fremde Ideen, die er, besonders wenn sie eine neue Seite des Gegenstandes zu enthüllen schienen, mit so groser Freude in seinen eigenen Gedankenvorrath aufnahm, dass er darüber wohl öfters vergass, sie mit der erfoderlichen Schärfe zu prüfen. Hieraus, so wie überhaupt aus der mehr combinatorischen als analysirenden Richtung seines Geistes, ist es hauptsächlich zu erklären, dass man unter der reichen Summe von Ideen, die in diesem Werke niedergelegt sind, öfters den genaueren Zusammenhang, die logische Bündigkeit vermisst, aber zugleich auch, warum *Carus* mit der Herausgabe desselben so lange zögerte, ohngeachtet er nach einer von Hn. *Hand* Vorr. S. 1 mitgetheilten Stelle schon in früheren Jahren nicht nur einen Plan dazu entworfen, sondern bereits bis zum Druck ausgearbeitet hatte. Er sammelte, combinirte und revidirte beständig für dasselbe, und so mag er es vielleicht schon mehrmals bald theilweise bald ganz umgearbeitet haben. So fand der verdiente Herausgeber Vorr. S. 9 die Theorie des Sinnes und des Gefühls von ihm in der letzten Zeit aufs neue überarbeitet, während die Theorie des Triebes noch diese wiederholte Revision erwartete. Dabey wird jedoch kein billiger Beurtheiler dieser auch in ihrer gegenwärtigen Gestalt höchst schätzbaren Schrift dem Herausgeber ableugnen, dass ihr Vf. auf die Deduction der darin combinirten Thatsachen viele Sorgfalt verwandt, und an manchen Stellen neuen Weg gebahnt habe; nur ein System der Psychologie ist sie nicht, sondern ein durch Revision und Verarbeitung des vorhandenen Ideenstoffs entstandenes Aggregat psychologischer Beobachtungen und Untersuchungen von einem trefflichen Kopfe geordnet, und mit eigenen geistreichen Bemerkungen durchwebt; wobey zu gleicher Zeit der nächste Zweck nicht zu übersehen ist, den der Vf. beym Niederschreiben derselben hatte. „Alles (Vorr. S. 12) war auf seine Vorträge berechnet; und durfte er in ihnen nicht die tieferen und weiteren Forschungen selbst darlegen: so theilte er doch die Resultate mit. Sein psychologisches System arbeitete er gröſstentheils in Collegienheften aus, und man wird, so viel auch diese Aneignung an diesen besonderen Zweck zu tilgen gesucht worden ist, wohl hie und da Spuren auffinden, die davon zeugen."

Rec. hält daher für das Zweckmässigste, besonders bey der Beurtheilung des ersten Bandes, der ausser der Einleitung die ganze allgemeine Psychologie enthält, und folglich dem zweyten, der die Special- und Individual-Seelenlehre liefert, zur Grundlage dient, dem Vf. gleichsam Schritt vor Schritt zu folgen, und neben der Hinweisung auf vorzüglich gelungene Stellen zugleich auf das Irrige, Unbestimmte oder zu Gewagte in einzelnen Behauptungen, die bey der Darstellungsweise desselben nur gar zu leicht sich einschmeicheln, wenigstens aufmerksam zu machen. Er wünscht dadurch zugleich den wackern Herausgeber, der seinen Beruf zu einer solchen Arbeit hinlänglich documentirt hat, zu veranlassen, bey einer zweyten Ausgabe dieses Werks, es derjenigen Vollkommenheit näher zu bringen, die ihm *Carus* selbst bey einem längeren Leben gewiss gegeben haben würde. Denn so sehr er auch die Pietät ehrt, die den Herausgeber bestimmte, sich keine Zusätze und Veränderungen zu erlauben: so würde ihn diese doch nicht gegen die Ansprüche rechtfertigen, die das Publicum im Fall einer zweyten Auflage an ihn zu machen berechtiget ist, zumal derjenige Theil desselben, für den diess Werk am meisten sich eignet, nämlich die gebildetere Classe des grösseren lesenden Publicums, so wie die jungen Studirenden auf Universitäten, denen der Lehrer der Psychologie zum eigenen Studium dieser Wissenschaft alsdann nicht leicht etwas zweckmässigeres empfehlen könnte. Durch diese Vorerinnerungen glaubt Rec. den Gesichtspunct, aus dem er die folgende Kritik betrachtet zu sehen wünscht, hinreichend bestimmt zu haben.

Daſs nach S. 1 der Pflanzenſchmuck das Kind und den früheren Menſchen mehr anziehe, als das Lebendige der Thierheit, iſt gegen die Erfahrung. Daſſelbe gilt von der Behauptung S. 2, „daſs es dem Menſchen lange gleichgültig ſey, Menſchen zu finden." — *Nur* Zuſtände der Unnatur können dieſs bewirken. Wenn der Vf. im Folgenden hinzuſetzt: „Gleichgültig *muſs* der Menſch wirklich dem Kinde in ſofern ſeyn, als dieſes ihn und ſich ſelbſt feſtzuhalten und zu verſtehen nicht vermag:" ſo kann man mit Recht fragen, ob es wohl irgend etwas *mehr* feſtzuhalten und zu verſtehen vermöge. Und wenn es gleich darauf heiſst: „Ohne eigene Kraft iſt es von den einzelnen Gegenſtänden der äuſseren Sinnenwelt abhängig, wird von ihnen fortgeriſſen, geblendet und zerſtreut, ſo daſs es leichtſinnig (?) in den nächſten Menſchen faſt nur lebendige Thiere erblickt": — ob auch in der Mutter, dem Vater, und überhaupt in den Menſchen, die ihm mit freundlicher Liebe entgegen kommen, ſeine Bedürfniſſe zu befriedigen? — Die vom Vf. S. 5 — 15 vorgeſchlagene ſtufenweiſe Anleitung zur Menſchenlehre enthält treffliche Winke für den Erzieher; doch findet Rec. den Rath, daſs dem *Knaben* Anleitung zur *Beſtimmung* und *Anordnung* ſeiner Beobachtungen über ſich ſelbſt, ſo wie zur *ſchriftlichen Aufzeichnung* derſelben in Tagebücher gegeben werden ſoll, durchaus zweckwidrig. Bey den meiſten würde dieſs gewiſs den nachtheiligſten Erfolg haben, und ihnen die Unſchuld und Unbefangenheit des ächt pſychologiſchen Beobachters vielleicht für immer rauben. Auch ſteht dieſer Rath mit den S. 5 aufgeſtellten leitenden Grundſätzen, beſonders dem letzteren im Widerſpruch „Anfangs mehr indirect und negativ als poſitiv und direct zu verfahren". S. 15 — 18 hat der Vf. mehrere Sätze aus der neueren Naturphiloſophie aufgenommen, die wenigſtens in eine empiriſche Pſychologie nicht gehören, und eben daher hier nur als iſolirte Behauptungen ohne alle Verbindung mit dem Ganzen ſtehen. — Die 3 Epochen der Naturauffaſſung S. 18 — 20 ſind ſcharfſinnig beſtimmt. Doch läſst ſich noch Manches dagegen erinnern. „Die erſte Auffaſſung durchs Gefühl iſt Vermiſchung in ein poetiſches Weſen. Doch bald miſcht ſich in dieſe Gefühlsanſchauung die Reflexion, und es geht die zweyte Anſicht, die Zerſetzung in viele logiſche Kräfte, hervor. Abgemüdet durch eine immer weiter trennende Reflexion, welche die ewige Natureinheit ſtörte, wurde der Menſch endlich einiger mit ſich ſelbſt, und dadurch auch mit der Welt, er führte die vielen Seiten der Welt auf zwey, und dieſe zu Einer Wurzel, Einem Stamm zurück." Die Geſchichte der Menſchheit liefert allerdings manche Data, welche jene Eintheilung zu beſtätigen ſcheinen, aber auch andere, die ihr widerſprechen, und die drey Epochen des Vfs. können daher wenigſtens nicht für eine *allgemeine* Geſchichte der Naturauffaſſung gelten. Während in den geſegneten Gegenden des ſüdlichen Aſiens der menſchliche Geiſt bey jener poetiſchen Gefühlsanſchauung der Natureinheit für immer ſtehen blieb: gelangte er in den kälteren unfruchtbareren Gegenden von Nordaſien wohl nie zu derſelben. Mit der lebenden wie mit der lebloſen Natur im Kampf, entwickelte ſich frühe in ihm die Vorſtellung von einzelnen übelwollenden feindſeligen Naturgeiſtern, und weit entfernt, die Natur mit dem Gefühl als Eins *in* ſich, ja ſogar *mit* ſich aufzufaſſen, erſchien ſie ihm vielmehr, beſonders in ihren zerſtörenden Wirkungen, die einen um ſo ſtärkeren Eindruck auf ihn machen muſsten, weil er die Mittel, ſich dagegen zu ſchützen, noch nicht kannte, als ein bloſses Aggregat furchtbarer Kräfte. Dieſe weſentliche Verſchiedenheit in der urſprünglichen Naturauffaſſung beſtätigt auch die Mythologie der älteſten Völker, worauf der Vf. ſelbſt hinweiſt. Dieſen Epochen (S. 20) läuft die Umwandlung des Syſtems der Phyſik und deſſen dreyfacher Geiſt parallel: 1) mechaniſche, 2) atomiſtiſche, 3) dynamiſche Phyſik. Allein war denn z. B. die dem Syſtem der Atomiſten vorhergehende Phyſik der älteſten Ionier bloſs mechaniſch? —

Die allgemeine Menſchenlehre (Anthropologie) theilt der Vf. (S. 22) in die objective (Somatologie und Somatonomie), und ſubjective (Pſychologie und Pſychonomie). Über das eigentliche Gebiet der letzteren ſcheint er noch nicht einig mit ſich ſelbſt geweſen zu ſeyn. „Hiezu gehört nicht *Alles*, was den unſichtbaren Menſchen angeht, daher *nicht* das, was ſich *nur ahnden*, *höchſtens glauben* läſst u. ſ. w." Und doch heiſst es S. 23: dieſe Gemüthskunde würde in ihrem höchſten Ideale glänzen, wenn ſie uns darſtellte die ſtete, nothwendige und abgeſtufte Beziehung aller factiſch beurkundeten inneren Erſcheinungen auf das Eine Subject — welches beſtehet, und ſeinen *höchſten lebendigſten Beſtand in dem Seyn eines ewigen Geiſtes bewahrt, wie alles menſchliche Sinnen und Treiben ſeine Angeln in dem ewigen Göttlichen findet, in dem wir leben und ſind.*" Der Vf. beſtreitet hierauf S. 24 die Eintheilung der Pſychologie in *empiriſche* und *rationale*, und zwar letztere nicht in dem älteren Sinne genommen, als metaphyſiſch-materiale Wiſſenſchaft, ſondern in dem neueren als formale, und nennt ſie ein bloſses logiſches Experiment über willkührliche pſychologiſche Begriffe; allein Rec. ſieht nicht ein, wie jene ohne dieſe auf den Namen einer Wiſſenſchaft Anſprüche machen könne, indem der empiriſche Pſycholog ohne die leitenden Ideen, die ihm die rationale Pſychologie an die Hand giebt, des Fadens entbehren müſste, der ihn durch das Labyrinth der inneren Erſcheinungen ſicher hindurchzuführen vermag. Auch ſcheint der Vf. jene Behauptung nachher ſelbſt wieder zurückzunehmen. S. 27 heiſst es: Wie der Pſycholog zur Bildung einer Gemüthslehre des Philoſophirens bedarf: ſo bedarf er auch leitender Grundſätze deſſelben, ja einer beſtimmten Kenntniſs der Philoſophie ſelbſt, als eines gehörig geſchloſſenen architektoniſchen Ganzen der Wiſſenſchaft von dem *urſprünglich und unbedingt Gewiſſen oder den reinen in ſich vollendeten Vernunftbegriffen.* Auch behält er in der Geſchichte der Pſychologie die Eintheilung

im empir. u. rat. bey z. B. S. 281. Ein ähnlicher, obgleich nicht so auffallender Widerspruch findet sich S. 35 der Einleitung: „Der vom Hippokrates anatomirte Mensch ist von dem heutigen nicht verschieden, allein nicht so der Seelenmensch, den man *jetzt* zergliedert"; und S. 57: „Zwar scheint die übrige Natur und die Natur im Grossen sich mehr gleich zu bleiben, und der Zeit zu trotzen, als der Mensch, allein es hat sich die Menschennatur *eben so wenig* verändert" u. s. f. Die Frage: in wiefern ist die Psychologie Physik des menschlichen Gemüths, und als solche Theil der allgemeinen Naturlehre? wird S. 32 treffend beantwortet, und auch die folgenden Bemerkungen über das Verhältniss der Psychologie zur Naturgeschichte der Menschenspecies, Geschichte der Menschheit, Logik, Metaphysik, über ächte Facta, woraus die wirkliche Erfahrung bestehe, über die Bedingungen, Erfodernisse und Schwierigkeiten dieser letzteren, so wie über die Fähigkeiten und Fertigkeiten des Beobachters, über den Gegenstand der Beobachtung, und die Ordnung, die im Beobachten befolgt werden müsse, über das Geschäft der Zergliederung, das darauf folgt, über die Vorsichtsregeln dabey, und wie dasselbe nicht von der Synthesis getrennt werden dürfe, — sind grösstentheils wahr und treffend.

Der erste Theil, welcher die *allgemeine Psychologie* enthält, beginnt nun mit einigen allgemeinen Bemerkungen über den Begriff derselben. — Folgendes ist jedoch Rec. unverständlich: Die höhere (?) Psychologie anticipirt (?) die Menschheit, wie das Individuum das Geschlecht, und geht vom Schein auf das Seyn über." Nach einer poetischen Ergiessung über den Standpunct, den der Mensch in der Reihe der Erdorganisationen einnimmt, folgt (S. 81) eine Entwicklung des Begriffs Kraft, und darauf eine Untersuchung über die dynamische Stufenfolge der Daseynsformen. 1) *Unorganische* Natur, d. i. ungeschiedene mit unabgesonderten Individuen, also auch mit unabgeschlossener Gattung. Sie strebt nach Form und zwar in Gegensätzen als Centrifugal — Centripetalkraft, woraus als Form sich ergiebt: Krystallisation. 2) *Organische* Natur mit ihren beiden Sphären *Vegetation* und *Animalität*, d. i. Reizbarkeit ohne und mit Empfindlichkeit. — „Der Trieb der Pflanze ist blind, weil er an sich sinnlos und zu stark (?) ist, als dass sich ein Sinn in ihr entwickeln könnte. Die Animalität zeigt sich als männliches Thier selbstfindend, selbstbestimmend (?), als weibliches empfindend, sinnend." Wie dieser Gegensatz mit dem beiden gemeinschaftlichen Charakter der Sensibilität zu vereinigen sey, wird nicht erklärt. Ähnliche willkührliche Behauptungen finden sich auch im Folgenden, z. B. S. 86: Die höheren Thiere sind die jüngsten in der Erdschöpfung, und daher (?) auch die bildungsfähigsten. Was der Vf. weiterhin über den Unterschied zwischen Thier und Mensch sagt, eben so seine Beurtheilung der entgegengesetzten Systeme des Materialismus und Spiritualismus, würde schärfer und treffender ausgefallen seyn, wenn er das Charakteristische, wodurch der Mensch als *Vernunftwesen* sich vom Thiere unterscheidet, bestimmt hervorgehoben, und den Gegensatz zwischen Vernunft- und Sinnen-Wesen psychologisch durchgeführt hätte. Richtig heisst es S. 91: „Wir können das Verhältniss zweyer so heterogener Wesen, wie Körper und Seele, nie *an sich* bestimmen, sondern immer nur empirisch in der Erscheinung, und auch da nur relativ, d. i. in Beziehung auf besondere Classen von Wesen. Daher es uns anders bey Thieren, anders bey Menschen erscheint." Worin aber diess Anders eigentlich bestehe, ist aus dem Vorhergehenden keineswegs klar. — In der Untersuchung über die Verschiedenheit und Gleichheit der Menschen heisst es S. 97: „Wie alles Ursprüngliche indifferent ist: so ist es auch die ursprüngliche Thätigkeit des Menschengeistes." S. 98: „Alles, was geboren ist und was wird, wird erst durch Wechselwirkung des Äusseren und Inneren, also des ausgewachsenen (?) Körpers und des mündigen (?) Geistes. Angeboren wie angezeugt kann dem Menschengeiste nichts werden, also auch dem sogenannten genialischen Menschen nicht *mehr*. Der Geist steht nämlich über dem Bedingten des Organismus, und ist überall nur Einer, und in jedem Individuum ein menschlicher." Als Abstractum allerdings; aber auch als Individuum? Jeder Mensch hat ursprünglich so viel und so wenig Geist, als der andere, nur wird er dem Einen durch äussere Hindernisse oder durch *innere Nothwendigkeit* mehr entlockt." Wie diess Letztere mit der absoluten Gleichheit vereinbar sey, sieht Rec. nicht ein. — „Die Anlage giebt kein Vater, keine Mutter, sondern die Natur." Der Herausgeber bemerkt hiebey in einer Note: der Vf. habe diese Sätze gegen die in *Schwarz* Erziehungslehre aufgestellte Ansicht niedergeschrieben; allein *Schwarz* scheint Rec. dort psychologischer verfahren zu seyn, als der Vf., indem er theils seine Behauptungen auf Erfahrung zurückführt, theils sie nur hypothetisch aufstellt. Der Hauptbeweis unseres Vfs. für jene Gleichheit der Uranlage liegt nach S. 99 in ihrer Allgemeinheit und Unbestimmtheit, über welche sich nichts Bestimmtes behaupten lasse, mithin auch nicht Eine Eigenschaft des Ursprünglichen. Offenbar ist hier der abstracte Begriff der Uranlage mit der real concreten Anlage verwechselt.

Auf die Frage, worin die bey aller Gleichheit der Uranlage dennoch unleugbare Verschiedenheit der Menschen sich gründe, antwortet der Vf. S. 105: es könne diese weder im Subject allein, noch im Objecte liegen, weder in dem Körper, noch in anderen Verhältnissen. Nicht im angebornen Körper: denn a) der Körper ist selbst noch kein Fertiges, sondern wird erst unter dem Einflusse des Geistes; b) die Geburtsstunde des Körpers weicht von der Geburtsstunde des Geistes sehr verschieden ab, und die grössten Genies müssen ihre Stunden abwarten, in denen ihnen der Genius erscheint (woher weiss der Vf. jenes, und wie hängt es mit diesem zusammen?); c) Zwillinge müssten nach jener Annahme sich vollkommen gleichen (die Nothwendigkeit dieser Folge sieht Rec. nicht ein); d) der Mensch ist nicht vom Instinct be-

lebt, wie der Biber zum Bauen organisirt (hätte der Vf. diesen Punct tiefer entwickelt: so hätte er die übrigen Gründe leicht entbehrt); e) zeugt der ursprüngliche (normale) Blödsinn Aller (?) dagegen, da dieser sich auch in den Genies, oft selbst in ihnen am meisten hervorthut. — (Was der Vf. damit sagen wolle, ist Rec. durchaus unverständlich.) Das Resultat ist (S. 106): Wie also nicht im Körper oder in dessen Zeugung: so hat die Unähnlichkeit auch nicht ihren Grund in äusseren Verhältnissen allein; — denn diese sind nie gleichbleibend und nie zwingend. Rec. findet das Eine so wenig, als das Andere beweisend. Jenes spricht mehr gegen als für den Vf., und für dieses könnte der Gegner erst den Beweis fodern. Eben so wenig ist das Folgende befriedigend: „So muss es noch etwas Anderes geben, was in dem Menschen wirkt und gestaltet, was entweder ausser Object und Subject zugleich, oder in ihnen zugleich begründet seyn muss. Und dieses ist die *Wechselwirkung des Inneren und Äusseren* u. s. w." Nach Rec. Urtheil hebt der Vf. seine obige Behauptung von Gleichheit der Uranlage dadurch selbst wieder auf; und eben so steht das, was er von der Macht der ersten *selbst*erfassten Eindrücke, bey denen die Vernunft schon hervortrete, von einem Zusammentreffen der Umstände mit den Zuständen, der äusseren und *inneren* Nothwendigkeit, der Natur und Freyheit, der Gewöhnung und *Selbst*erregung sagt, mit jener Behauptung der ursprünglichen Gleichheit im Widerspruche. Abgesehen von dieser Untreue gegen sich selbst bestimmt der Vf. im Folgenden die Momente, in denen die Entwickeluug bis zu dem Genie fortschreite, mit viel psychologischer Kunst. Bestimmungen dieser Art müssen indessen immer etwas Einseitiges behalten, und können nur als Beyspiele betrachtet werden, wie die in ihren Wirkungen unendlich mannichfaltige Natur in einzelnen Individuen verfährt, und man darf dabey nie vergessen, dass jeder Mensch seinen eigenthümlichen Entwicklungsgang gehe. Bey der Ableitung der Kräfte S. 118 behauptet der Vf., dass aus der Natureinheit, wie aus der Vernunft Alles dualistisch hervorgehe, wesshalb die natürlichste wie die vernünftigste Eintheilung die zweygliedrige sey, die durch reine Entgegensetzung bestimmt werde. Diese Behauptung steht aber mit der vorhergehenden und folgenden nicht in Verbindung. S. 117 sagt er nämlich: „Durch bloss logische Scheidung (ist denn jene dualistische Eintheilung aus reiner Entgegensetzung nicht bloss logisch?) erkennen wir nichts von der wirklichen Natur unserer inneren Kraft. Der Psycholog hat das Recht, eine reelle Verschiedenheit der Vermögen anzunehmen, in sofern es *in sich* selbst specifisch verschiedene innere Acte giebt, welche ihre charakteristischen eigenthümlichen Merkmale haben." — Und S. 118 nimmt er zwar nur zwey Wendepuncte an, in denen alles menschliche Thun und die gesammte mögliche Thätigkeit des Inneren schwebe, die Einheit im Subject (Gefühl) und die Mannichfaltigkeit im Object und die Richtung des Subjects auf dieselbe (durch Sinn und Trieb); setzt aber hinzu: „in der Wirklichkeit wirken alle *drey* Thätigkeiten gleich ursprünglich in Einem Moment", giebt also im Grunde doch statt jener zweygliedrigen eine dreygliedrige Eintheilung, die er auch im Folgenden mit scharfsinnigem Witze durchführt, und auf diese Art drey Sphären bildet, die er seiner Bearbeitung zum Grunde legt. „Mit der Vergleichung dieser drey Sphären, sagt er S. 123, haben wir den Grundriss dargelegt, nach welchem die Psychologie verfahren, und die einzelnen Theorieen aufstellen muss. Freylich hätte der Vf. nach seinem Grundsatze die Theorie des Gefühls der des Sinnes und Triebes vorausschicken müssen. S. 117 sagt er nämlich: „Die ganze innere Menschenkraft findet sich in der Wirklichkeit als ein ungeschiedenes Ganzes, eröffnet jedoch in ihrer Entwickelung verschiedene Richtungen. Demnach dürfte die realste Ableitung dann gewonnen werden, wenn wir uns an die nothwendige Entwickelung und fortschreitende Aussonderung jener Hauptrichtungen aus der ursprünglichen Natureinheit selbst halten, und nach diesem bestimmten Aufschliessen unseres Inneren die Aufzählung wie die *Anordnung* der Grundvermögen selbst verfolgen." Und S. 118: Früher als alles ist die Einheit im Subject, und als das „Früheste auch das Dunkelste und doch zugleich auch das Umfassendste und Lebendigste. Diess ist Gefühl, in dem sich die Selbstheit concentrirt." S. 379: Früher als der Gedanke war das Gefühl, wie der Glaube früher als das Wissen. Der Gedanke entwindet sich dem Gefühle, dem Tiefsten. Eher als wir zu denken anfangen, fühlen und begehren wir; früher als wir begehren, fühlen wir Bedürfnisse. Fühlen ist Leben, und historisch eher als Sinnen und Streben." Indessen billigt es Rec. dessenungeachtet sehr, dass der Vf. hier den gewöhnlichen Gang unserer psychologischen Lehrbücher in sofern beybehalten hat, dass er wenigstens die Theorie des Erkenntnissvermögens (des *Geistes*, wie er sich unbequem ausdrückt, denn Gefühl und Trieb gehören eben so gut dem Geiste an, wie Anschauung und Gedanke) zuerst abhandelt. Denn diess ist doch unstreitig diejenige unter jenen drey Sphären, die durch ihr eigenthümliches Licht erhellt wird, während die anderen nur durch das von ihr empfangene und reflectirte Licht erkannt werden können. Nach der Theorie des Geistes folgt die des Triebes, und dann erst die des Gefühls. Unter den fünffach verschiedenen Gesichtspuncten, aus denen der Vf. S. 119 — 21 die drey Vermögen betrachtet, scheint Rec. der zweyte, vom Object und Subject entnommen, der tauglichste, um als Eintheilungsgrund zu dienen. Gegen die anderen lassen sich insgesammt noch Einwendungen machen, die bey ihm nicht Statt finden. Bey dem vierten, wo er die Zeit zum Standpunct der Eintheilung macht, scheint er mit sich selbst im Widerspruch zu stehen, wenn er *Vergangenheit* und Gefühl als correspondirende Glieder zusammenstellt.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 10 OCTOBER, 1810.

PHILOSOPIE.

Leipzig, b. Barth und Kummer: *Friedrich August Carus hinterlassene Werke* 1, 2 Th. u. s. w.

(*Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Die Lehre vom Sinn (Theorie des erkundenden Geistes) enthält von S. 124—169 einen grossen Reichthum gesammelter Beobachtungen mit eigenen scharfsinnigen Bemerkungen durchwebt; doch sind auch hin und wieder willkührliche Behauptungen und Unrichtigkeiten mit eingeschlichen, z. B. S. 147 die Behauptung, dass der Vogel das Singen nur von seinen Ältern lerne, und jung dem Neste entnommen, es nicht vermöge. — Selbst Widersprüche wie S. 143: Wie dieser Sinn (des Tastens) im Menschen am frühesten hervortritt: so wurzelt er auch am tiefsten ein — denn er verlischt am spätesten. Wenn dem Sterbenden kein Ton, kein Strahl mehr zukommt: so empfindet er noch die Feuchtigkeit auf der Lippe oder den Druck der Hand; und S. 148: der Tod wie der Schlaf, schliesst *alle* Sinne *früher* als das *Ohr*. S. 145: Wie der Geruchssinn dem Thiere unentbehrlich bleibt: so ist dieser dem Menschen noch unentbehrlicher als der Geschmackssinn; und S. 151: der *entbehrlichste*, wie der — für Menschen — *undankbarste* Sinn, scheint der Geruch zu seyn. Eben so stellt der Vf. öfters noch zweifelhafte Sätze als gewisse auf, z. B. dass den Vögeln kein musikalischer Sinn zukomme, dass den Thieren überhaupt der Geschmackssinn fehle.

So wie der Vf. sich darüber erklärt, kann man ihm einräumen, dass es keinen besonderen *inneren* Sinn, oder vielmehr keinen äusseren gebe. Wenn er aber S. 167 sagt: „Am höchsten steht der *innerste* Sinn, d. i. das *Selbstbewusstseyn* oder der feste reine Blick auf die innere *Be—seelung* und das in der Zeit successive Verselbstständigen, d. i. Unabhängigwerden von einer Welt, die ausser uns ruht": so scheint dem Rec. auf Rechnung des Sinnes gesetzt, was nur allein Sache des Geistes in seiner höchsten Selbstthätigkeit seyn kann. Der Vf. theilt die Einbildungskraft S. 174 in die sinnliche und geistige, je nachdem sie sich in ihrer Thätigkeit mehr dem beschränktern Sinne oder dem unbeschränktern Geiste nähert. Die sinnliche (nachbildende, reproductive) *ist bloss eine zu helleren Farben gesteigerte Erinnerung, welche auch die Thiere haben u. s. w.* Sie reproducirt Stoffe und Formen, Anschauungen und Gedanken, *wie* die Erinnerung, an die sie sich unmittelbar anschliesst. Auf das Unbestimmte dieser Behauptungen darf Rec. nicht erst aufmerksam machen; allein nach dem gewöhnlichen psychologischen Sprachgebrauche ist Erinnerung das Bewusstseyn der Einerleyheit einer Vorstellung der Einbildungskraft mit einer einst gehabten sinnlichen Vorstellung, sie setzt also die Thätigkeit jenes reproductiven Vermögens der Einbildungskraft voraus, und es kann also wohl Reproduction ohne Erinnerung, aber keine Erinnerung ohne Reproduction Statt finden. — „Eine starke ahmt unwillkührlich vorzüglich im unbesinnlischen Zustande (dem Affect) die Gebehrden des anderen nach u. s. w. — Hier finden wir den Grund des Nachahmungsgeistes." — Allerdings setzt das Nachahmen Einbildungskraft voraus, aber es lässt sich aus derselben allein nicht erklären, sondern die eigentliche Quelle desselben liegt vielmehr in dem Gebiet des durch Gefühle bestimmten Triebes. Es gewährt dem Menschen so wie dem Thiere, bey dem wir den Nachahmungstrieb finden, ein besonderes Vergnügen, sich in fremde Zustände und Lagen zu versetzen, und wir finden daher, dass für Kinder besonders keine Spiele anziehender sind, als die, wodurch jener Trieb befriedigt wird, wobey aber freylich nicht allein reproductive, sondern auch productive Einbildungskraft thätig ist. — „Die geistige (productive, ausbildende, schöpferische) *totalisirt* (?) alles, indess die Vernunft *individualisirt* (?); jene macht *alle Theile* zu einem *neuen kleinen Ganzen*, indess die Vernunft dem *Einzelnen Einheit, Bestand* und *Schranken* (?) ertheilt." — Rec. vermuthet, dass der Vf. hier gerade das Umgekehrte gemeint habe. So wie die Periode da steht, ist sie wenigstens unverständlich. — „Ihr Bilden ist ein Umbilden, d. i. zwar kein absolutes neues Schaffen, sondern ein Zeugen aus einem Stoffe, ein beliebiges Zusammensetzen und Mischen, gerichtet auf die *nichtsinnliche* (?) wirkliche Welt." — Eher hätte der Vf. sagen können, auf die nichtwirkliche sinnliche Welt. Bey der Eintheilung der unwillkührlichen Phantasie in die zügellose, regellose, und gestörte, so wie der willkührlichen in die geregelte, blühende und verschönernde, vermisst man ungern ein Princip. Denn ist die zügel- und regellose nicht auch gestört in dem Sinne, wie es der Vf. nimmt, d. h. entweder zu schwach oder zu stark, krank? — und wie ist die verschönernde von der blühenden unterschieden? —

„Die besonderen Gesetze für die Reproduction der Einbildungskraft, sagt der Vf. S. 180, sind: 1) Urgesetz: Es werde Licht in der dunkeln Seele, es kehren wieder die Gedanken der Vorzeit, die Bilder der Kindheit, die verhauchten (?) Töne der Lust — sie kehren wieder in mein Inneres! Einst werde wie-

der Jetzt! Was zerstreuet war, werde wieder Eins!" — Es ist allerdings das Geschäft der Einbildungskraft, das Einst wieder zum Jetzt zu machen, das Zerstreute wieder zu vereinen; aber wenn die Frage ist nach Gesetzen der Einbildungskraft: so will man wissen, *wie* jenes Geschäft geschieht, die Art und Weise, wie sie dabey verfährt, die Regel also, nach welcher das Einst wieder Jetzt wird. — Eher könnte daher die vom Vf. in Schutz genommene Behauptung des Aristoteles: Nichts kann in die Imagination kommen, was nicht schon im Sinne war, für ein solches Gesetz gelten. Nur hätte alsdann auch der Sinn, in welchem der Vf. dieselbe nimmt, schärfer bestimmt werden müssen. „Was ist, fragt er S. 182, Bild unseres Bildungsvermögens seinem Stoffe nach, aus dem es gewoben wurde? Nichts anderes, als theils eine *objectivirte* Empfindung, eine Vor—stellung der dunkeln inneren Regungen, *theils aber auch noch etwas mehr, nämlich ein belebter dunkler Urgedanke aus dem Grunde der Seele,* — letzteres mehr nach Platons Glauben." 2) *Abgeleitete Gesetze,* nach denen die Erscheinungen oder Empfindungen der Sinnenwelt und die Producte des Gemüths in jenen Bund treten u. s. w. Diese führt der Vf. auf ein Grundgesetz zurück, das er das Gesetz der Verwandtschaften (Affinitäten) und Stufenübergänge (Gradationen) nennt, und dem er die Gesetze der Ähnlichkeit und des Contrastes, der Coexistenz und Succession unterordnet. Aus diesem scheidet er alsdann aus: A) Gesetze der unmittelbaren gleichsam (?) zufälligen Vergesellschaftung. „Gesellen kann sich in uns wieder und wieder beleben in der Einbildungskraft theils aus erster Natur, dem Instinct, theils aus zweyter Natur, der Gewohnheit, 1) das, was in des Herzens Tiefen ursprünglich sich verband u. s. w.; 2) was unseren ersten Bedürfnissen sich aufdrang, unsere erste Neigung fesselte, unseren Trieb aufrufte (rief), unser Widerstreben reizte u. s. w.; 3) was im Raume und den niederen Sinnen neben einander, mithin scheinbar coexistirend — als Object, 4) was in der Zeit — dem höhern (innern) Sinne nach einander, mithin scheinbar im Raum werdend und vergehend als Veränderliches wahrnehmbar erscheinen konnte. Was der Vf. hier über die Gesetze der Coexistenz und Succession sagt, dringt unstreitig tiefer in den Gegenstand ein, als die bisherige Forschung — wenn auch einzelne Behauptungen noch einer Beschränkung bedürfen sollten, wie z. B. S. 190: „Es entscheidet oft die *blosse* äussere Nachbarschaft eines Schulcameraden und Nachbarn, ob Jemand ein frommer Schwärmer oder ein leichtsinniger Phantast wird." B) Gesetze der mittelbaren (willkührlichen) Verknüpfung. 1) Analogisches Zurückrufen, d. i. durch mittelbare Zeichen oder Charaktere (*charakterisirende* Einbildungskraft). Der *beobachtende* Mensch weckt in sich leicht durch *Zeichen* das *Bezeichnete.* Hier, sagt der Vf., theilen sich die Individuen in zwey Hauptclassen: a) die mehr mit der Sinnenwelt Beschäftigten wecken in sich früher die *Zeichen,* und erst durch diese die Sache (Obj.), nicht selten aber haften sie blos an dem sinnlichen Zeichen u. s. w.; *b)* die mehr mit der Ideenwelt Beschäftigten beleben in sich früher die Sachen (Obj.), seyen es Facta oder Gedanken, und erst durch diese die Zeichen; nicht selten aber haften sie mehr an den inneren oder idealen Merkmalen, als an ihrem äusseren individuellen Ausdruck. Diess analogische Zurückrufen macht nach dem Vf. den Übergang von der unwillkührlichen zur willkührlichen Verbindung, von einem Zusammenfassen in der Empfindung zum Zusammen*denken.* 2) Logisches Zurückrufen, oder eine durch den Verstand bestimmte Verknüpfung. 3) Reflectirendes Zurückrufen, oder eine durch die Reflexion der Urtheilskraft bewirkte Verknüpfung nach den Gesetzen der Ähnlichkeit und des Contrastes. 4) Systematisches Zurückrufen, oder eine Vernunftverknüpfung nach einem Vernunftbegriff. Die drey letzten Numern enthalten das Bekannte; nur ist die dem Vf. eigene Classification schärfer als die vorherigen. Was über Phantasie als Ausbildungs-, Dichtungs-Vermögen gesagt wird, ist, wenn gleich nicht genügend, doch vielseitiger als das bisher darüber Gesagte, und enthält schätzbare Winke zu weiterem Nachdenken, besonders auch einige treffliche pädagogische Reflexionen, wie denn überhaupt der Vf. gern dergleichen Anwendung macht. In der Theorie des Gedächtnisses hat der Vf. nicht vergeblich gestrebt, diess Vermögen in seiner lebendigen Thätigkeit aufzufassen und darzustellen. Das Gedächtniss ist (S. 220) so wenig als eine andere Kraft, so wenig als selbst der Sinn, eine blosse Receptivität — mithin weder ein blosses Aufbewahren alter und veralternder Vorstellungen, noch ein Vergraben todter und erstorbener Schätze, noch ein starres, einseitig fixirendes Festhalten des Vergangenen, was ein Stagniren des lebendigen Geistes selbst wäre. Vielmehr ist es ein Vermögen der Vergegenwärtigung und Verlebendigung des Empfundenen und Gedachten, des Gefühlten und Gewollten mit mehr oder minder Wiedererwartung (erweckung?) des Raums oder der Zeit. — Zum Gedächtniss gehört nicht das (erste) Auffassen, sondern das Vermählen mit dem Selbst, das Aneignen und Verweben einer Vorstellung im inneren Seyn, das Zusammenfallen mit anderen, und Ruhen im Inneren. Von dem Aufbewahrtseyn giebt uns kein Bewusstseyn Kunde, so wenig als von den Übergängen; denn das Aufgefasste ist in das dunkle Selbstgefühl oder in die Masse des Selbst übergetreten u. s. w. — In seiner Thätigkeit aufgefasst, stellt das Gedächtniss uns also ein fortschreitendes Verschmelzen, ein immer selbstthätigeres Anschliessen der Sinnenwelt und Geisterwelt dar; zuerst ein Versinnlichen des Geistigen, dann ein Vergeistigen des Sinnlichen, und zwar zum Behuf der Verewigung des aus Raum und Zeit Entflohenen im Geiste und der Aneignung, des über Raum und Zeit Erhabenen im Herzen! Der Vf. theilt das Gedächtniss, nach *Stewart,* 1) in das *natürliche,* die unwillkührliche Naturwirkung, die sich durch *Ergreifen* des Innegewordenen (ein momentanes und schnelles Nachbilden des angeschauten Einzelnen) und durch *Festhalten* des Ergriffenen (ein länger fortgesetztes und innigeres *Einbilden* der Reihe und Aufeinanderfolge des

Einzelnen) äussert; 2) in das *künstliche* — die Wirkung willkührlicher Übung; welche im *Erinnern* des mehr oder minder fortwährend Festgehaltenen (d. h. in einem Verständigen des *Nach-* und *Eingebildeten* mit mehr oder minder vollständiger Reproduction der Thätigkeit oder ihrer Producte, mit mehr oder minder Gewissheit, ob und inwiefern, und wo wir diese Einbildungen hatten), und im *Entsinnen* oder *Wiedererinnern* besteht (d. i. einem besonnenen Zurückrufen oder Anerkennen mit vergleichendem Urtheil mit mehr oder minder Gewissheit, dass wir *ganz dasselbe*, also völlig identisch in einer bestimmten *Zeit* und unter bestimmten *Umständen* erfuhren).

Auf die Frage, ob das Gedächtniss ein *besonderes* Vermögen heissen dürfe, ist die Antwort, dass, wenn wir den Sinn, die reproductive und productive Einbildungskraft, die Aufmerksamkeit, die vergleichende Urtheilskraft (nicht auch Bezeichungsvermögen?), das Begehrungsvermögen, das Selbstbewusstseyn und das Gewissensgefühl abrechnen, *Nichts* übrig bleibe, als das *willkührliche* und *bestimmte*, wenigstens *relativ* helle *Vergegenwärtigen* des in oder ausser uns Erfahrnen; allein ist nicht auch diess in jenen Vermögen enthalten? —

Was der Vf. über die Arten und Abstufungen, über Gegenstände und Naturgesetze, so wie über die Bildung des Gedächtnisses (Gedächtnisskunst) sagt, ist nicht bloss in psychologischer, sondern auch in pädagogischer Hinsicht vortrefflich.

Die Theorie des Geistes im engeren Sinne, oder der höheren Geistesvermögen hat er verhältnissmässig am kürzesten abgehandelt; aber dessenungeachtet fehlt es auch hier nicht an neuen Ansichten, und selbst das Alte erscheint oft neu durch geistvolle Darstellung.

Eine andere Ordnung der Dinge, heisst es S. 242, liegt nun vor uns, eine übersinnliche mit dem Vermögen für das Unendliche. Hier hört das Symbolisiren auf, denn das Höchste hat kein Bild, sondern will *direct* ausgesprochen seyn. Rec. meint, dass gerade das Höchste sich am wenigsten direct aussprechen lasse. Soll es *ausgesprochen, mitgetheilt* werden: so muss eine Übertragung, Versetzung (Metapher) damit vorgehen, dass es für den Sinn zum Bilde werde. Wenigstens kann nur auf diese Weise in dem Gemüth des Aufnehmenden ein geistiges Umfassen und Verarbeiten des Mitgetheilten bewirkt werden, und insbesondere ist es Aufgabe für den empirischen Psychologen, die Resultate des abstracten Denkens über das Denken wieder in das Gebiet des Concreten zurückzuführen, und in ihrem Zusammenhange mit demselben darzustellen. — Der Vf. behält die gewöhnliche Eintheilung bey. „Der Geist als höheres ausschliesslich menschliches Erkenntnissvermögen zeigt sich in drey besonderen Wirkungsarten, als Verstand, Urtheilskraft und Vernunft." Er nimmt vier Hauptoperationen des Verstandes an, 1) Absondern, 2) Reflectiren, 3) Abstrahiren, 4) Combiniren, welches Letztere darin bestehen soll, dass bereits vorhandene Vorstellungen, die sich anschliessen, näher durch gemeinschaftliche Merkmale verbunden werden; allein nach Rec. Ansicht fällt diese letztere Thätigkeit mit den beiden vorhergehenden zusammen, und ist in diesen vollständig enthalten. Undeutlich, unbestimmt und nur halb wahr ist die Behauptung: „Durch den Verstand werden die Erfahrungen gemacht, und er selbst ist immer nur auf das Gegebene eingeschränkt; vielmehr (?) gelangt er für sich nie zum Reellen, sondern bleibt stets (?) der Erzeuger der Ungewissheiten (?)". Die folgende Behauptung: „Wenn der Mensch auch früh als Kind vernimmt: so *lernt* er doch erst verstehen, d. h. einzelne Theile sich fest hinstellen, und dann annähernd zusammensetzen. Daher haben nicht alle Menschen Verstand, wenn sie auch alle Vernunft haben; daher kommt der Verstand nicht vor den Jahren u. s. w." verdiente eine tiefere Untersuchung. — Eben so das, was der Vf. über den Unterschied zwischen logischer, ästhetischer und praktischer Urtheilskraft, aber auch viel zu unbestimmt, sagt. Als *logische* zeigt sie Übereinstimmung ihrer selbst mit dem Verstande, bemerkt das Verhältniss der Begriffe, und bildet den *Wahrheitssinn*; als *ästhetische* beurtheilt sie nach einem (?) solchen Princip, wie das (?) ästhetische Urtheil ist (ist jedes ästhetische Urtheil ein Princip?), bemerkt das Verhältniss der Formen, und bildet sich zwischen Vernunft und Phantasie schwebend zum *Schönheitssinn*; als *praktische* bezieht sie sich auf das praktische Urtheil (wie unbestimmt!), bemerkt das Verhältniss der Ideen (überhaupt?) und auf ihr beruht der *moralische Sinn*, welcher in Wechselwirkung mit Gefühl und Gewissen steht. Die Charakteristik des *Vernunftvermögens* S. 245 ist dem Vf. vorzüglich gelungen.

In der Theorie des *Witzes* sucht er die meist einseitigen Erklärungen, die unsere Psychologen und Ästhetiker davon gegeben haben, zu vereinigen. — Er geht von der Bemerkung aus, dass der ächte Witz sinn- und geistreich sey, und zeigt, dass er mehr mit dem Verstand als der Phantasie zusammenhänge. Er nennt ihn daher S. 252 einen sehr schnell denkenden, ja spielenden Verstand, welcher findet, ohne zu suchen, und giebt alsdann folgende Erklärung von ihm: Witz ist die blitzschnell plötzlich (gleichsam elektrisch) assimilirende (vergleichende) Kraft, welche nicht mühsam sucht, sondern *findet*, ja erfindet, und zwar findet die versteckten, obschon (?) einseitigen Berührungspuncte von an sich unvergleichbaren Dingen. Er folgt das Ungleichartigste gattend dem Gesetz der Gattungen. Der Vf. theilt dann den Witz ein 1) in den natürlichen, unbildlichen, aber anschaulichen, im Sichtbaren verlornen, den er den *kindlichen, naiven, schalkhaften, gutmüthigen* des gesunden Verstandes (Mutterwitz) nennt, treffend charakterisirt und durch Beyspiele erläutert; 2) den bildlichen, metaphorischen, nicht mehr des geraden Sinnes, sondern der lebhaften, ja üppigen Phantasie, der sich minder in witzigen Einfällen, als in einer witzigen Laune verräth, die den Britten vorzüglich eigen sey, und in den Gleichnissen und Allegorieen der Orientalen sich zeige. Hiedurch nimmt der Vf. wenigstens zum Theil wieder zurück, was er vorher gesagt hatte: Der Witz bringt Producte des Verstandes hervor, *nicht* Bilder. Diese letz-

tere Behauptung muss also dahin beschränkt werden, dass der Witz die Bilder, die er hervorbringt, zu einem Verstandeszweck benutzt. Nur darf freylich die Art, wie sie hervorgebracht und zu einem solchen Zweck benutzt werden, nicht als ein ernstes Geschäft des Verstandes, sondern sie muss vielmehr als ein Spiel erscheinen — und in wiefern Ernst sich hineinmischt, gehört dieser mehr dem Gefühl, als dem Verstande an. Überhaupt aber scheint der Vf. den Antheil, den das Gefühl am Witze, besonders dem, der als Laune erscheint, nimmt, so wie bey der dritten Art desselben, die er den lyrischen Witz nennt, nicht genug berücksichtigt zu haben. Die Vergleichung, die er darauf zwischen den Begriffen Witz und Kopf macht, so wie überhaupt das, was er meist nach *Kant* über den letzteren Begriff sagt, ist unbefriedigend. Mehr genügt das Folgende über Scharfsinn und Tiefsinn.

Der Begriff vom Genie, den der Vf. S. 261 aufstellt, hätte um so mehr einer genaueren Auseinandersetzung und tieferen Begründung bedurft, da er von der gewöhnlichen Erklärung dieses Begriffs abweicht. Genie im wahren Sinne des Worts, und in seiner reinen und hohen Bedeutung, bezeichnet nicht etwas angebornes Besonderes, sofern diess unmittelbar und innerlich nothwendig mit seiner ganzen Entwicklung gegeben sey (ist uns denn irgend ein Vermögen unseres Gemüths unmittelbar und innerlich nothwendig mit seiner *ganzen Entwickelung* gegeben? —), vielmehr etwas dem gebornen Menschen mitgegebenes Allgemeines, das sich aber seiner *besonders* annimmt. Rec. ist diess Letztere nicht ganz verständlich; aber in welchem Sinne man es auch nehmen möge: so scheint doch ein Widerspruch darin zu liegen, zumal da der Vf. im Vorhergehenden sagt, dass der Name Genie nicht einer *allgemeinen* Anlage beygelegt werden könne. Auch das Folgende erklärt die Undeutlichkeit nicht. „Manche führt nämlich der Genius schlafend, manche träumend durch das Leben — — doch *keinen* (keinen gebornen Menschen überhaupt oder keinen mit Genie gebornen?) verlässt der Genius ganz. Nur *dieser* Unterschied findet sich: Mancher (n) hat den (r) Genius; Andere haben *Ihn*. Manche sind seiner sich nicht bewusst; Andere sind seiner gewiss und mächtig. Einige misstrauen, Andere vertrauen ihm. So trefflich nun auch mehrere dieser und der folgenden Bemerkungen für sich betrachtet sind: so ist doch das Ganze nicht befriedigend. Nachdem der Vf. die Bestandtheile des Genies angegeben, — (zu den wesentlichen rechnet er Dichtungsvermögen, Geist, Urtheilskraft, zu den minder wichtigen Sinn und Geschmack; — Energie und anhaltende Richtung der Gemüthskräfte auf Hauptpuncte oder wenigstens auf Einen Einzigen seyen nicht sowohl Bestandtheile, als *blosse Instrumente oder Prädicate* (?) des Genies —): sagt er S. 268 unter der Rubrik: Kennzeichen der Genies: *Nicht* sind Genies a) die blossen Kinder der Natur, d. i. solche, die ohne Unterricht, ja ohne vielen Fleiss, sogar fast ohne ihr Wissen es in einem Felde weit brachten. So unter den Schweizern eine Menge mechanischer Köpfe, welche wundersam Brücken zu bauen, Gebirge zu modelliren verstanden. Da ist *grösstentheils* (also bey manchen doch etwas mehr?) *Mutterwitz*, der sie in einfachen Verhältnissen Gesundheit des Geistes behalten lehrte; b) frühzeitig gelehrte, *ingenia praecocia*, welche immer (auch *Tasso*, *Leibnitz*?) Missgeburten, unnatürlich überwachsene Sprösslinge sind, die bald den geistigen Tod sterben; c) Selbstgelehrte, Αὐτοδίδακτοι etc., diese bleiben *meistens* (?) in engen Schranken, und mit ausschliessender Vorliebe bey Einem. Dass der Vf. hier den vorher in einem zu *weiten* Umfang gefassten Begriff des Genies wieder zu sehr beschränkt, leuchtet von selbst ein. Eben so ist die als Resultat aufgestellte positive Bestimmung des Begriffs mit der oben angeführten nicht wohl vereinbar. „Das ächte Genie bleibt das Talent zur Kunst des Lebens, oder die *individuellste* und *originellste Natur*, die erzeugende Kraft des Musterhaften und ganz eigentlich Unnachahmlichen. Man könnte es auch wohl als den die in uns lebende Idee des Schönen belebenden und gestaltenden Trieb bezeichnen. Auch die folgende Eintheilung der Arten des Genies stimmt nicht damit zusammen. Es heisst nämlich S. 272: Als Arten des Genies lassen sich folgende aufzählen: a) das rohe, b) das gebildete, das ins mechanische, mathematische, dichterische, beobachtende, philosophische, eingetheilt wird, c) das harmonisch ausgebildete.

Der Abschnitt über das Bezeichnungsvermögen, die Sprache, vereinigt einen grossen Reichthum psychologischer Beobachtungen und Reflexionen. Doch fehlt es auch hier nicht an paradoxen Behauptungen, z. B. S. 280: Es könne keine Anlage zur Sprache angenommen werden, weil sie dann nicht Fertigkeit seyn könnte, und immer eine einzige und eine ursprüngliche seyn müsste. Sprache als Fertigkeit ist freylich etwas ganz anderes, als die Anlage zur Sprache; allein erstere setzt doch offenbar die letztere voraus. Der Vf. versteht ja selbst unter Anlage die noch unentwickelte Kraft als unbestimmte und ungerichtete Fähigkeit, und behauptet mit *de Brosse* und *Fulda*, dass in den Sprachwerkzeugen des Menschen ein *wirklicher Trieb* liege, Laute *auch ohne Nachahmung* hervorzubringen, und dass ihre Laute ursprünglich schon mit gewissen Urgefühlen harmoniren.

(Die Fortsetzung folgt.)

FORTSETZUNGEN.

Tübingen, b. Heerbrandt: *Theoretisch-praktisches Handbuch für deutsche Schullehrer und Erzieher.* Herausgegeben von *Philipp Jakob Völter*, Schullehrer in Heidenheim an der Brenz. 3ten Bandes 2tes St. 1810. 156 S. 8. (8 Gr.) S. Recens. der ersten Bände 1810. No. 213.

Hamburg, b. Perthes: *Geschichte der Religion Jesu Christi.* Von *Friedr. Leop. Grafen zu Stollberg.* 6ter Th. 1810. 707 S. 8. (2 Thlr.) S. Recens. der 5 ersten Theile 1809. No. 26 und 1810, No. 28.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 11 OCTOBER, 1810.

PHILOSOPHIE.

Leipzig, b. Barth u. Kummer: *Friedr. Aug. Carus hinterlassene Werke* 1, 2 Theil. u. s. w.

(*Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Für das Ahnden, das der Vf. durch das *Bewufstwerden künftiger Veränderungen* erklärt, *deren Erfüllung nicht ganz von uns abhängt*, nimmt er verschiedene Grade an: 1) des thierischen Instincts und der Reizbarkeit des Sinnes, sowohl des allgemeinen Vitalsinnes, als des organischen Betastungssinnes, und findet diess dunkelste, aber sicherste *Voreempfinden* einer physischen Veränderung in der Pflanze (?) und dem Thiere. 2) Schnelle Empfindung kleiner Züge versteckter Verhältnisse, geleitet durch Sympathie und reproductive Einbildungskraft. Auf das Zukünftige gerichtet, erscheint es in dem dunkeln, allgemeinen und unbestimmten Vorgefühle, von Hoffnung oder Furcht, Sehnsucht oder Abscheu begleitet. Ohne Bewufstseyn des Grundes bleibt es oft nur sonderbare Stimmung, und bestimmt ein Übel oder Gut bloss im Allgemeinen. 3) Bestimmtere Voraussicht bedingter Wirkungen aus Schlüssen und Calcul. Hierauf folgt eine Reihe trefflicher Reflexionen, die um so mehr interessiren, je näher der Vf. die Erfahrungen aus dem Gebiet des Sinnlichen an die Grenze des Übersinnlichen hinführt, ohne jedoch beide Gebiete zu vermischen, oder die psychologische Grenze zu überschreiten.

In der Theorie des Triebes stellt der Vf. seine Leser gleich auf einen hohen Standpunct, der die combinatorische Methode von ihrer glänzenden, aber zugleich auch gefährlichen Seite zeigt. „Aus dem Staube der Erde organisiren sich tausend Formen, aus der Befruchtung der Blüthenkeime entbinden sich tausend Leben, *aus Kometen entstehen Sonnen und Monde* (der Dichter darf eine solche Conjectur in seiner Begeisterung als Factum aussprechen, aber nicht der empirische Psycholog, der zwar immerhin die höchsten Standpuncte, die die Erfahrung darbietet, aufsuchen, aber nie den festen Boden derselben verlassen darf), und so erscheint eine lebenvolle Welt voll Regung und Empfindung, voll Lust und voll Trieb. Das Leben im Wachsthume des Steins, wie im Knospen der Pflanze, ist — ein mächtiger *Trieb*. Es tritt das Innere in den Schranken der Zeit hervor. So ist nun alles Leben ein Fortdrängen von innen heraus, d. i. ein Treiben. Alle Anstrebungen gehen in dem Grundtriebe nach Regung (Aufregung und Erregung), und weil diese zweckmäfsig geschieht, nach *Bildung* zusammen. Dennoch (?) erscheint jeder Trieb überhaupt als ein Bildungstrieb, d. i. als ein Trieb des Individuums zum Geschlechte, und der Geschlechter zur Gattung — und so als ein *Vollendungstrieb*, obgleich Vollendung unerreichbar in jeder *ganzen* Sphäre ist (ist sie etwa im Individuum eher erreichbar?). — Rec. will auch hier, wie bisher, mehr auf die schwache Seite der Theorie aufmerksam machen. „Das *Ursprüngliche* (S. 294), welches wir im Triebe finden, ist durch sich selbst gebunden, unbestimmt und innere blinde Nöthigung zum *Geniessen* oder *Bemächtigen* eines Gegenstandes, unabhängig von aller Erfahrung und Vorstellung." Hier ist 1) die negative Seite des Triebes übersehen, und 2) kann das Ursprüngliche des Triebes, in sofern es Gegenstand einer empirischen Psychologie ist, nicht unabhängig von aller Erfahrung und Vorstellung seyn. „Objectiv gewordener Trieb ist Begierde." — In wiefern die negative Richtung des Triebes in den Begriff desselben mit aufgenommen wird, wäre gegen diese Erklärung nichts zu erinnern. Die Begierde überhaupt wäre alsdann die *Äusserung* des Triebes, oder jede Bestimmung des Gemüths, welche ein Verhältniss eines Gegenstandes zum Subject zu realisiren strebt, wodurch derselbe entweder mit dem Subject vereinigt, in die Bestimmung seines Daseyns aufgenommen, oder, von ihm getrennt, aus der Sphäre jener Bestimmungen entfernt (angezogen oder abgestossen) wird. „Der Wunsch ist (S. 295) Begehren ohne Kraftaufwendung oder unthätige und unentschiedene Begierde ohne Erwartung des Erfolgs, ein spielender Trieb. In ihm finden wir, wie in der *Bestrebung*, schon Unnatur, und er erscheint kindisch und leer, da er in seiner Wirkung gehemmt wird." Rec. begreift nicht, wie der Vf. in einer so natürlichen und eigentlich menschlichen Erscheinung, wie der Wunsch überhaupt ist, und in der Bestrebung, die ja nur einen höheren Grad der Begierde ausdrückt, schon an sich *Unnatur* finden könne. — Auch das, was er in den dem zweyten Bande angehängten psychologischen Skizzen darüber sagt, trifft mehr einzelne Arten des Wunsches, als das Wünschen überhaupt. S. 296. „Der Trieb geht im Wogen zwischen zwey Richtungen, oder er zerfällt nothwendig nach 2 Seiten. In dem Verhältnisse, in welchem diese gegenseitig erwachen, liegt der Grund der Individualität der Individuen, der *Pflanzen*, *Thiere*, *Menschen*." Rec. meint, dass vom Triebe, in wiefern er *bloss organisch* ist, in einer *Psychologie* gar nicht die Rede seyn dürfe, wenn

nicht die Grenzen der vom Vf. S. 21 selbst geschiedenen Wissenschaften vermischt werden sollen. Diese Vermischung zeigt sich denn auch deutlich im Folgenden. Der Vf. führt nämlich jene allgemeine Behauptung durch die 4 Stufen der unorganischen, organischen, thierischen und menschlichen Natur nach den Ansichten der neueren Naturphilosophie durch. Rec. würde die Grenzen einer Beurtheilung für diese Blätter zu sehr überschreiten, wenn er jede einzelne Behauptung beleuchten und zeigen wollte, wie vieles bloss Hypothetische hier als factisch oder als erwiesen gesetzt wird. Was der Vf. im Folgenden über den Willen des Menschen und die damit verwandten Begriffe, Trotz, Eigensinn, Starrsinn u. s. w. sagt, ist aus einer ächt psychologischen Beobachtung geschöpft. Die S. 304 u. 305 angegebenen Bedingungen und Gesetze des Begehrens sind nicht erschöpfend, und beziehen sich bloss auf die positive Richtung des Begehrens, und lassen die negativen unbeachtet.

Mit der Theorie der Leidenschaften scheint der Vf. noch nicht mit sich selbst aufs Reine gekommen zu seyn, wie auch eine Anmerkung des Herausg. darauf hindeutet. Daraus lassen sich einzelne Widersprüche erklären, die darin vorkommen. So heisst es S. 308: „Das einzige, was den Werth der Leidenschaft ausmacht, ist, dass sie aus Vorzügen entspringt, die den Menschen über das Thier erheben, dass sie mithin als eine *Eigenthümlichkeit* der *menschlichen* Natur angehört", und S. 309: „Ihre Entstehung verdanken die Leidenschaften sehr heterogenen Principien u. s. w. Es zeigen sich aber unter ihnen *thierische und* menschliche.

Die Charakteristik der Leidenschaft ist den Hauptzügen nach trefflich, so wie überhaupt der Vf. mehr in seiner Sphäre ist, wo er nicht bloss logisch zergliedert, sondern *in concreto* darstellt. Bey der Eintheilung der Leidenschaften geht er von dem unstreitig richtigen Gesichtspuncte aus, dass nicht sowohl in dem Gegenstande, als dem Triebe des Menschen der Eintheilungsgrund zu suchen sey; allein die von ihm aufgestellte Trichotomie scheint Rec. nicht ausreichend. Der Vf. sagt nämlich S. 313: „Der Grundtrieb der menschlichen Natur, der, nach dem unendlichen Seyn strebend, in der Leidenschaft am engsten verendlicht wird (schon diess hätte näher bewiesen oder bestimmter ausgedrückt werden sollen), nimmt eine 3fache Richtung, und 3fach sind daher die Arten der Leidenschaften: a) Thesis. Der Trieb verbindet sich mit dem Selbstgefühl, und umfasst dann mit einem Worte den Stolz und alle dahin gehörigen Leidenschaften. b) Antithesis. Der Trieb verbindet sich mit Sympathie, Mitgefühl, und umfasst dann, da der Mensch Genuss verlangt (verlangt er den nicht auch beym Stolze?), die Leidenschaften für jede Art von *Selbstvergessenheit*; — im *Trunke*, vereint mit dem Geschlechtstriebe in der Wollust, vereint mit dem Triebe nach Besitz im Geiz und der Habsucht. c) Synthesis, als Wechselwirkung der vorigen beiden; der Trieb verbindet sich mit Selbstgefühl und Mitgefühl, und dann erhalten wir Ehrgeiz, Ehrsucht. Hier will man seinen Werth von Anderen für gültig anerkannt haben. Dass hier die Eintheilungsglieder sich nicht wirklich ausschliessen, zeigt sich am klärsten bey a und c, und der Vf. erkennt diess selbst dadurch factisch an, dass er die Ehrsucht, die ausschliesslich unter c gehören sollte, S. 316 zugleich unter a bringt. Eitelkeit hingegen versetzt er unter a, und sagt doch von ihr, und vom Stolze überhaupt S. 321: „Der Eitle will, wie der Stolze, ein günstiges Urtheil, das er von sich hat, *anerkannt* wissen. Was also unterscheidendes Merkmal der dritten Classe von Leidenschaften seyn sollte, wird zugleich als Merkmal der ersten angegeben. Eben so wird im Folgenden der Eitle richtig charakterisirt als derjenige, der *bloss Zeichen* der Ehre und *äusseren Beyfall* sucht u. s. w. Für Liebe und Hass fand sich in dieser Eintheilung gar keine Stelle, und der Vf. lässt sie daher bloss als Anhang folgen. „Die Liebe, heisst es S. 346, ist an sich keine Leidenschaft; allein sie kann es *werden, darum* findet sie auch hier ihre Stelle. Überhaupt zeigt sich bey diesem Abschnitte am sichtbarsten, dass ihm die letzte revidirende Hand gefehlt habe, und Rec. hält es für überflüssig, nach den angeführten Beyspielen noch mehrere Beweise davon anzuführen; aber dessenungeachtet enthält derselbe sehr viel Treffliches, und der Vf. zeigt sich besonders in der Charakteristik der einzelnen Leidenschaften, die meist in treffenden, oft überraschend glücklichen Zügen dargestellt werden, nicht bloss als ächter Seelenforscher, sondern zugleich als geistvoller Seelenmaler.

Die Theorie des Gefühls, die sonst in unseren Lehrbüchern der Psychologie fast durchaus der Theorie des Triebes und Willens vorhergeht, lässt der Vf. erst auf diese letztere folgen, ungeachtet er selbst S. 364 sagt: „Zwischen dem theoretischen Theile der psychologischen Naturlehre oder der Noologie und zwischen dem mehr praktischen Theile derselben oder der Thelematologie steht die Theorie des Gefühls gleichsam in der Mitte; diess muss aber in der Natur der Sache selbst seinen Grund haben. — Ohne nun mit dem Vf. über diese der Theorie des Gefühls angewiesene Stelle weiter zu rechten, bekennt Rec., dass ihn dieser Abschnitt selbst am meisten befriedigt habe. Zwar scheint der Vf. gleich Anfangs den Begriff des Fühlens zu sehr zu beschränken. „Wenn wir, heisst es S. 365, die Mitte halten zwischen gefühllosem Stumpfsinne und zwischen überfliessender Sentimentalität, oder zwischen Herzlosigkeit, d. i. Gefühlsarmuth, und zwischen Gefühlsschwelgerey, die am Ende jenes Extrem berührt, und selbst zur Herzlosigkeit wird: *dann* fühlen wir *wirklich*." — Allein weder dem (relativ) Gefühllosen, noch dem Gefühlschwelger, können wir das wirkliche Fühlen absprechen; nur ist es bey dem ersten schwächer, bey dem letzteren stärker, als es in dem gesunden Normalzustande Statt findet. Doch diesen letzteren wollte auch wohl eigentlich nur der Vf. bezeichnen, und also jenen beiden Extremen nicht sowohl das *wirkliche*, als vielmehr das gesunde Fühlen abspre-

chen. Das Eigene und Vorzügliche, das der Vf. in dieser Theorie geleistet hat, besteht nun darin, dass es ihm mehr, als seinen Vorgängern, gelungen ist, das Gefühl als lebendigen Zustand aufzufassen und darzustellen. „Es kündigt sich 1) als ein *erhöhtes gesteigertes*, und dabey 2) momentan gehemmtes und unterbrochenes Leben an, den Pulsschlägen des Herzens gleich, gleichsam wie *zurückgehalten* u. s. w.; daher erscheint es entweder ganz stumm, oder nur in abgesetzten Tönen laut u. s. w.; 3) als das *ganze* lebendige *Wesen ergreifend;* 4) nicht von dem fremden Anstosse oder Eindrucke abhängig, sondern *in sich ruhend*, in einer eigenen Welt befangen, ja verloren: daher ist es ganz individuell und nur dem Bewusstseyn sich ankündigend; 5) als ein nothwendiges und unmittelbares Ergreifen des Realen, also des wahren Seyns; daher kündigt sich in ihm das *volleste* Seyn mit der sichersten Entschiedenheit an, und zwar a) zunächst unser Daseyn und unser *jedesmaliger* gegenwärtiger Zustand u. s. w.; b) sodann fremdes Daseyn neben uns u. s. w.; c) endlich das *höchste Seyn*. Nach diesen vorausgeschickten Bemerkungen giebt der Vf. die Erklärung des Begriffsgefühls S. 369, spricht im Folgenden über Gleichgültigkeit, Empfindlichkeit, Gleichmüthigkeit, Empfindsamkeit, Gleichgewicht, Selbstständigkeit, Ursprünglichkeit, Unermesslichkeit des Gefühls, Verhältniss desselben zur Reflexion, so wie über den Unterschied zwischen einfachen, zusammengesetzten, reinen und gemischten Gefühlen, giebt eine Entwickelungsgeschichte derselben (S. 388 — 395), stellt die allgemeinen Bedingungen und besonderen Gründe der angenommenen Gefühle auf (von S. 396 — 407), und sucht die Steigerungen der Lust und Unlust nach verschiedenen Graden zu bestimmen (S. 408 — 419), widmet alsdann der Theorie des Mitgefühls eine besondere Untersuchung (S. 420 – 428), geht nun erst zu einer Eintheilung der Gefühle nach ihren Beziehungen über, und beschliesst hierauf die Theorie des Gefühlsvermögens mit der Lehre von den Affecten (von S. 434 — 494), die er in schmelzende, beschränkende und rüstige entbindende eintheilt. Mag man auch über einzelne Ansichten und Behauptungen anderer Meinung seyn, vieles noch zu unbestimmt oder zu gewagt finden; man wird dessenungeachtet dem Vf. einräumen müssen, dass er durch das Ganze unsere Kenntniss der Gefühle weiter gebracht, und diese dunkelste Region unseres Gemüths mehr aufgehellt habe. Im Gefühl der Schwierigkeit, das Unmittelbarste, Tiefste und Geheimste unseres Gemüths in Worte und Begriffe zu fassen, ringt seine Darstellung gleichsam mit der Sprache, um ihr die passendsten Zeichen zur Bezeichnung desselben abzugewinnen, z. B. S. 379 — 82. Auffallend war es dabey jedoch Rec., die körperlichen Gefühle in der Eintheilung der Gefühle nach ihren Beziehungen ganz übergangen zu finden. Bloss der Ekel kommt unter den schmerzenden *Affecten* vor, und wird da als thierischer Affect charakterisirt. Dass überhaupt die Eintheilung der Affecten nicht streng logisch zu nehmen sey, ergiebt sich schon aus der vom Vf. selbst hinzugefügten Äusserung. Einige der Affecten liegen gleichsam zwischen den schmelzenden und rüstigen inne, so dass ihnen der doppelte Charakter zukommt, wie Verdruss, Neid, Scham, Laune u. s. w. Allein es lässt sich auch noch das gegen diese Eintheilung erinnern, dass sie theils zu viel, theils zu wenig enthält. 1) Zu viel; denn Laune gehört eigentlich nicht selbst zu den Affecten, sondern sie ist vielmehr bloss Disposition, Stimmung des Gemüths, sich gewissen Arten der Gefühle und ihrem wechselnden Spiel leidentlich hinzugeben. Sie hat ihren Grund in einer gewissen Passivität des Begehrungsvermögens. Der Vf. scheint diess auch in der folgenden weiteren Auseinandersetzung S. 456 selbst einzuräumen; setzt aber hinzu S. 457: Als Affect zeigt sich die Laune in dem *Launenwechsel*. Aber wenn die Laune an sich nicht Affect ist: so ist es eben so wenig der Launenwechsel, der aber freylich, so wie die Laune überhaupt, die ohnehin den Begriff des Wechsels in sich schliesst, mit Affect begleitet seyn kann und gewöhnlich ist. Eben so ist Unverschämtheit nicht eigentlich ein Affect, sondern die factisch geäusserte Gesinnung, das Gefühl der Scham zu unterdrücken, und sich dadurch in seinen Bestrebungen und Handlungen nicht irre machen zu lassen. 2) Zu wenig. Denn zu den meisten der vom Vf. aufgeführten Affecten lassen sich noch andere hinzufügen, die mit den angegebenen mehr oder weniger verwandt sind. Mehrere derselben hat der Vf. auch selbst in der weiteren Auseinandersetzung noch hinzugefügt.

Unter der Rubrik Seelenverwandtschaft will nun der Vf. am Schlusse dieses ersten Bandes das im Vorhergehenden einzeln Dargestellte wieder zusammenfassen. Er unterscheidet hier 1) Verträglichkeit (das mehr zufällige Beysammenseyn *neben* einander); 2) Geselligkeit (das ursprünglich homogene Verhältniss der Zustände zu einander — analog dem Consensus im Körper); 3) Verwandtschaft (die nothwendige innere Wechselwirkung der zu dem Wesen eines Subjects unmittelbar gehörigen und in ihm bestehenden und zusammenhaltenden Glieder eines in sich beschlossenen Cyklus von ursprünglichen *und* abgeleiteten Gemüthsveränderungen nach Gattung und Art); 4) Vereinigung (das freye Übereinstimmen der harmonischen Verhältnisse aller Seelenerscheinungen zu Einem Seelenleben.) — Rec. glaubt, dass die 3 ersten Eintheilungsglieder sich nicht wirklich ausschliessen, sondern nur als ein dreyfach verschiedener Standpunct des Betrachters gelten können. Was uns nämlich, von einem niederen Standpunct aus gesehen, bloss als zufällig neben einander bestehend erscheint, erblicken wir auf einem höheren als homogen und zu einander gehörig, und auf dem höchsten in einer nothwendigen Wechselwirkung mit dem anderen. Das vierte Eintheilungsglied aber liegt schon ausserhalb den Grenzen einer empirischen Psychologie, in wiefern es uns auf den intelligibeln Charakter der Frey-

heit hinweist. Jenes räumt der Vf. auch selbst ein S. 501: Der Urgrund der Möglichkeit und Nothwendigkeit der allgemeinen Verwandtschaft aller Erscheinungen in uns liegt in ihrer ursprünglichen Einheit, in welcher sich Alles berührt, Nichts isolirt steht, und Nichts ohne Ursache, Nichts ohne Folgen ist. Dabey geschieht nichts plötzlich, sondern nach dem Gesetze der Stetigkeit u. s. w.

Bey dem, was der Vf. im Folgenden über Nachahmung — Ansteckung, Gewohnheit — Fertigkeit sagt, vermisst man sehr die weitere Verarbeitung der zum Theil nur angedeuteten Ideen, und es fehlt der Darstellung des Ganzen nicht blofs an Klarheit, sondern auch dem Einzelnen an Zusammenhange. So heisst es S. 512: „Früher als Gewohnheit erscheint die Fertigkeit, und *diese* steht *der Natur* näher, und zwar mehr der Fähigkeit als dem Bedürfnisse, wie Gewohnheit näher der Freyheit steht, und zwar mehr der Willkühr als dem Willen"; und nachher auf derselben Seite: „Fertigkeit wird von der *Kunst* producirt, Gewohnheit von der *Natur*, jene durch den Erhaltungstrieb, diese durch den Erweiterungstrieb. Jene ist etwas Gemachtes und Erworbenes, diese etwas Gewordenes und Aufgedrungenes; jene zeigt sich als Allgemeineres, diese als Individuelleres." S. 513: „Die Gewohnheit heisst etwas Objectives, d. i. eine willkührliche Regel, welche sich ein Subject zu eigen machen kann, und welche *einmal angenommen und wirklich eingeprägt*, ein *Gegengewicht gegen die Wirkung der Natur enthält*"; und weiter unten auf derselben Seite: „Gewohnheit kann der Natur nicht entgegen stehen, als bey ihrem ersten Ansetzen oder bey dem ersten Beginnen des Anschliessens an eine besondere willkührliche Handlungsweise. — Gewohnheit *wird* erst und allmählich zur *anderen Natur*, in sofern *sich in der allgemeinen Natur eine künstliche Disposition individualisirt*. Die Ähnlichkeit mit der Natur zeigt sie in der regelmäfsigen Wiederkehr und in der rücksichtlosen Zuversicht. Beide sind dennoch *nicht gleich* nachgiebig. Indess die Gewohnheit (Natur?) sich sehr modificabel zeigt, widersteht die Gewohnheit zuerst; dagegen kann Gewohnheit ausgerottet werden, die Natur aber nicht." S. 515: „Die Grenzen der Gewohnheit umschliessen das Reich des Bedingten oder die Thiermenschheit, und es läfst sich entscheiden, ob *Steine* und *Pflanzen* der Gewohnheit unterliegen; sie, die von der Urmutter Natur noch am wenigsten von ihrer Urgebundenheit entlassen werden dürfen. Ihr *Kreis* liegt *nicht* in der Nothwendigkeit, sondern in der thierischen Willkühr, auch der Thiermenschheit, und beginnt mit der allmählichen Entbundenheit." Und doch heisst es wieder S. 516: „Als Menschen, d. i. Vernunftwesen, in denen das freye *Ich* sich an nichts, das empirische *Selbst* sich an vieles gewöhnen kann, *sollen* wir nur gewöhnt werden an das, wovon der Stein und die Pflanze sich noch nicht *entwöhnen kann*, weil diese mehr ursprüngliche Gebundenheit haben, als selbst der thierische Instinct; — also an das Äussere, das uns von dem Höheren abhalten, die Zeit verderben könnte, an den nichtigen Wechsel der Dinge, der Witterung, unseres Befindens, des Schicksals, an das blofs Mechanische."

Der IIte Band enthält den 2ten und 3ten Theil der Psychologie, oder die *Special-* und *Individual-Psychologie*. Die erste theilt der Vf. in 2 Abschnitte, *Charakteristik der Seelenarten* (der Geschlechter, Lebensalter, Temperamente, Nationen), und Lehre von den *Seelenzuständen* (der Gesundheit und Krankheit). — In der Charakteristik der Seelenart der Geschlechter unterscheidet der Vf. 1) Gattung, 2) Geschlecht, 3) Persönlichkeit. Das Meiste, was er bey 1 und 2 über *Gleichheit* der Anlage sagt, ist dadurch unklar geworden, dafs er auch hier den abstracten Begriff der Anlage und das Concretum nicht genug geschieden hat. Bald leugnet er die Eigenthümlichkeit der Anlage, oder wie er sie lieber genannt wissen will, Fähigkeit der Geschlechter, bald giebt er sie zu, und man sieht, dafs ihn auch hier wieder die oben bemerkte Idee der ursprünglichen Gleichheit der Menschen aufs Neue in Verlegenheit setzt, wie er damit die factisch unleugbare Verschiedenheit der Geschlechter vereinigen will. Wo er diese letztere blofs darlegt, wird seine Darstellung klärer und bestimmter. „Des Mannes Kraft, heisst es S. 14, zeigt sich (schon im Knaben) als die productive (zeugende) bändigende und zerstörende Kraft; des Weibes Kraft (schon im Mädchen) als die reproductive schirmende und erhaltende Kraft. — Des Weibes Sphäre ist enger als die des Mannes, und diess erleichtert ihm selbst gleichförmig zu bleiben; dennoch (?) ist sie auch tiefer. Als Ideal schwebt dem Weibe die Kindlichkeit vor, und es lebt in der Liebe. Als Mutter schliesst es sich unmittelbar an die nächste Generation an, während der Mann mehr mit den kommenden Generationen insgesammt zusammenhängt, und darum seinen Blick auf das Vaterland wendet." Nachdem der Vf. diese Verschiedenheit der beiden Geschlechter durch meist treffende Züge ausgezeichnet hat, setzt er S. 16 hinzu: „Diese Verschiedenheit aber ist nicht allein nur bedingt, sondern auch nur *momentan* (?). Sie dauert *bis zur* Entwickelung (?) der Weiblichkeit und Männlichkeit, oder wie es gleich darauf heisst, *nur bis zur Mittelperiode* des menschlichen Daseyns. Der Grund derselben kann *nur Einer* seyn; er kann aber *weder in der Verschiedenheit der Geschlechtsorgane, noch in der Erziehung und den Verhältnissen gesucht werden*. Die Organisation ist nur vermögend zu *veranlassen*, und äusserlich *schwach anzuregen* u. s. w. Man leite die Verschiedenheit vielmehr ab aus dem Grade der *unwillkührlichen inneren Widerstehungskraft* (wenn diese keine *Qualitas occulta* seyn soll: so fragt sichs, worin ist sie gegründet? eine Frage, die der Vf. ganz zur Seite liegen läfst), welche sich im Mädchen schwächer gegen die äussere, und stärker gegen die innere Anregung, im Knaben hingegen schwächer gegen die innere, und stärker gegen die äussere Anregung, vermöge des reichen und *immer reicheren* Naturtriebes, zeigt." Das theils der Erfahrung Widerstreitende, theils Willkührliche in diesen Behauptungen, wobey die Hauptsache zuletzt doch unerklärt bleibt, springt von selbst in die Augen.

(Die Fortsetzung folgt.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 12 OCTOBER, 1810.

PHILOSOPHIE.

Leipzig, b. Barth u. Kummer: *Friedrich August Carus hinterlassene Werke* 1, 2 Th. u. s. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

5) Persönlichkeit, worunter der Vf. die charakteristische Individualität des Mannes und Weibes, oder den Unterschied versteht, welcher in der Natur und deren einzelnen Kräften liege. Er führt diesen Unterschied durch die einzelnen Vermögen, Sinnlichkeit, Einbildungskraft, Gedächtniss, Verstand, Herz, Wille, durch, und so viel wahres und treffendes auch dieser Abschnitt enthält: so hat sich doch der Vf. nicht selten zu einer schärferen Antithese hinreissen lassen, als die Natur sie giebt, ein Vorwurf, der freylich auch die meisten früheren Charakteristiken des Geschlechts und vorzüglich auch die reinhardische (Versuch einer Theorie des gesellschaftlichen Menschen) trifft, der der Vf. am meisten gefolgt zu seyn scheint. Zum Beweise diene der Schluss dieses Abschnittes S. 25: „In dem gesunden Mann wohnt Kraft, die sich von der rohen zu edlerer Energie und Würde erhebt. Dadurch wird er *Schöpfer*. Würde ist dann der Ausdruck von Geistesfreyheit, und der Beherrschung des Triebes durch moralische Kraft, und mithin Ausdruck einer *erhabenen* Gesinnung. Im unverdorbenen Weibe wohnt nachgiebig sich zurückziehende Sanftheit, Zartheit, Tiefe des Gefühls. Dadurch wird es *Geschöpf*. Anmuth ist sein Antheil, und diese zeigt sich in unabsichtlicher Thätigkeit, welche jedoch von der Freyheit herrührt. Dann finden wir Ausdruck einer *schönen* Seele. Nur Männer ringen mit allen Übeln der Welt, wie mit dem Tode, und sie verzweifeln am meisten an Unsterblichkeit; in des Weibes Gefühle regen sich Ahndungen der Unsterblichkeit, und Duldung führt es zum Ziele. Indem das männliche Geschlecht mehr trennt und zerstört, das weibliche mehr eint und Harmonie begünstigt, gedeiht in der Entgegenwirkung die Beförderung des Ganzen zur Einheit der Natur." Die Charakteristik der Seelenart der Alter ist dem Vf. vorzüglich gelungen, und einer der trefflichsten Abschnitte des ganzen Werkes. Schon die beiden Fragen, die er sich zur Beantwortung vorlegt: Was thut in jeder Periode die Natur für den Menschen, was ist, und besonders was wird sie ihm in jedem Moment des Lebens? — Was thut der Mensch bey jener immerwährenden Wirksamkeit? Welchen Einfluss gestattet er ihr, und wie weit lässt er sie in den verschiedenen Perioden auf sich eingreifen? Wie erscheint sie ihm? Was leiht er ihr, und was macht er aus ihr? Wie widerstrebt er ihr, oder wie erhebt er durch Freyheit sich über sie? musste ihn zu einer umfassenderen Ansicht der psychologischen Behandlung der äusseren und inneren Entwickelungsmomente des Menschen führen; aber freylich war dabey auch die Gefahr um so grösser, die eigentlichen Grenzen des Gebiets der psychologischen Beobachtung zu überschreiten. Doch hat der Vf. diese glücklich vermieden. Da Rec. die Grenzen einer Beurtheilung für diese Blätter schon überschritten zu haben fürchten muss: so begnügt er sich, bloss die Resultate dieses Abschnittes mit des Vfs. eigenen Worten anzugeben: „Dem allgemeinen Gange nach siegt der Geist über den Körper. Erst fing zwar die körperliche Masse an zu steigen, aber nur um der Sinnenwelt mehr Fläche zu bieten; dann trat die Zeit des Empfangens, der Aufnahme der Natur in Geist und Herz, und der Vereinigung ihrer Regel mit der eigenen ein. Darauf wurden die Schlacken ausgestürmt in der feurigen Jugend, und Nehmen und Geben vereinte sich; in dem übrigen Reste kommt der Mensch zu sich selbst, und wird immer einheimischer in sich zugleich, immer abgeschlossener in seiner Welt und für seinen Himmel, den er sich bildete. — Es giebt eine Art von Cyclus oder Kreislauf, welcher aber nur scheinbarer Rückgang ist. In ihm liegt vielmehr Fortschreiten, in sofern dieses in dem naturgemässen Aufstreben besteht, welches man bey dem Wechsel der Erscheinungen nicht selten als Rückkehr zur Natur bezeichnet. Das hohe Alter soll die Kindlichkeit wieder gewinnen, und sich dabey verjüngen zu einem neuen Leben; allein diess sey nicht die Kindlichkeit des Gefühls, sondern der Gesinnung. Das hohe Alter soll sich ferner den Bedürfnissen der ersten Kindheit nähern, nämlich nach Stärkung. Ist die Bestimmung des Alters nur eine zufällige Form, und ist der Mensch nur im Grossen an die nothwendige Form der Zeit gebunden: so kann er sich nicht nur langsamer oder schneller entwickeln, sondern auch die ewige Kraft der Natur frey und stark machen, dass sie weniger in ihm herrscht und länger fortdauert. Es gab eine ewige Jugend in allen Göttern; aber auch göttliche Menschen können bis ins Spatleben in sich eine reine Jugendfülle voll Kraft und Reiz und Liebe bewahren. Diess sind die Menschen, welche jeder Fortschritt der Menschheit ergötzt, die in jedem Zeitalter leben, und mit dem ihrigen fortrücken, die sich selbst durch Geist und Gefühl und That zu verewigen

wiffen." Minder gelungen ist dem Vf. die Charakteristik der *Temperamente*, *Nationen* und *Stände*. Bey der erstern war es schon ein sehr unglücklicher Missgriff, dass er Naturell und Temperament von einander trennt, und letzteres für ein Mittelding zwischen Naturell und Charakter erklärt, da doch sowohl Complexion als Temperament, jene als ursprünglich physische, dieses als psychologische Anlage des Menschen, das Naturell eigentlich erst constituiren. Daher rührt nun auch die schielende Vergleichung, dass er im Folgenden das sanguinische Temperament das kindliche und französische, das cholerische das jugendliche und italiänische, das melancholische das männliche und brittische, und das phlegmatische das alternde und deutsche nennt. Die Charakteristik der einzelnen Temperamente enthält dabey übrigens manche gute und treffende Bemerkungen, und Rec. bedauert um so mehr, dass der Vf. hier sowohl wie in dem folgenden Abschnitt, in der Charakteristik der Nationen, durch den falschen Schimmer einseitiger Vergleichungspuncte von dem richtigen Wege ächt psychologischer Beobachtung sich hat abführen lassen. Auch in dieser letzteren behält er nämlich jene Vergleichungspuncte bey: die Franzosen sind die kindlich sanguinische, die Italiäner die jugendlich cholerische Nation u. s. w.; allein aller Aufwand von geistreichem Witze, womit der Vf. diese Parallelen durchzuführen weiss, vermag doch nicht die Einseitigkeit der Grundidee zu decken, die durch das ganze Räsonnement hindurchgeht. Gründlicher und befriedigender ist die diesem Abschnitt angehängte Charakteristik der *Stände*, besonders des Gewerbstandes, der Bauern, Handwerker und Kaufleute, wo der Vf. aus der Art der Beschäftigung, Erziehung, geselligen und politischen Lage derselben das Eigenthümliche ihres Charakters zu erklären sucht. Sonderbar ist es dabey, dass er ausser dem Adel und Gelehrten-Stande nicht auch das *Militär* insbesondere charakterisirt hat, das so viel Eigenthümliches in seiner Lage und Beschäftigung und in seinem Verhältniss zu den übrigen Ständen hat, und diess Eigenthümliche auch in seinem erscheinenden Charakter schärfer ausprägt, als diess wenigstens bey dem Gelehrten-Stande der Fall ist.

Die Lehre von den Zuständen, welche den 2ten Theil der Specialpsychologie ausmacht, ist unstreitig das Vollendetste im ganzen Werke, und obgleich Rec. sich nicht überall gleich befriedigt fand: so konnte er doch diesen Abschnitt nicht ohne innige Achtung gegen das Verienst des Vfs., aber auch nicht ohne schmerzliche Empfindung der Grösse des Verlusts, den die Wissenschaft durch seinen so frühen Tod erlitten hat, aus der Hand legen. Denn entscheidender hätte der Vf. seinen Beruf zum Psychologen wohl nicht documentiren können, als durch diese Lehre von den Zuständen, so wie durch die Theorie des Gefühls im ersten Bande seiner Psychologie. Durch diese beiden Abschnitte hauptsächlich und durch das Licht, das er dadurch gerade in die dunkelsten Regionen des menschlichen Gemüths gebracht hat, hat er sich ein unvergängliches Denkmal in der Geschichte dieser Wissenschaft gestiftet. Freylich würde eine ins Einzelne gehende Kritik auch hier noch Manches auszustellen finden; allein Rec. mag sich den Genuss, den ihm das Ganze gewährt hat, dadurch nicht verkümmern, und was etwa noch einer weiteren Bearbeitung und tieferer Forschung bedarf, ist theils vom Vf. selbst angedeutet, theils zu weitläuftig, um in einer Beurtheilung, die wie diese, schon ihre Grenzen überschritten hat, auseinandergesetzt zu werden.

Zu dem *dritten* Theile, der unter der Rubrik: *Individualpsychologie*, einzelne fragmentarische Bemerkungen über *Individualität* und *Biographie* von ungleichem Werthe enthält, hat der Herausgeber noch als Anhang hinzugefügt 1) einige im Sept. 1805 gehaltene Vorlesungen des Vfs. über D. *Galls* Schädellehre; 2) psychologische Skizzen. Erstere behaupten auch noch jetzt, nachdem so manche Stimme über jene Lehre gesprochen und die Acten zum Endurtheil darüber vollständiger vorliegen, ihren Werth. Freylich gilt es dabey vorzüglich die psychologische Tendenz derselben; allein um diese gehörig zu würdigen, musste Hr. *Carus* Zweck und Mittel im Ganzen erwägen. Der erstere den aber *Gall* selbst nicht bestimmt angiebt, und eben so wenig deutlich gedacht zu haben scheint, ist eigentl. ein gedoppelter, ein *physiologisch naturhistorischer*, und ein *psychologisch physiognomischer*. Die Mittel sind ihm Beobachtung der Natur und psychologische Reflexion. Diess führt *Carus* auf die Frage: Wiefern kann *Gall* ein Beobachter heissen? Was seine Beobachtung der *äusseren* Natur betrifft (heisst es S. 387), sagt man, und wir räumen es ein: Er *trifft* oft. Ihm entgehen auch kleine Züge nicht; auch stören ihn keine Speculationen. Allein ein bloss dunkler Tact giebt wohl einen an sich schätzbaren *Beobachterblick*, aber keinen klaren, freyen, unbetrüglichen *Beobachtergeist*. Jener sieht nur das *Einzelne* neben dem Einzelnen, dieser sieht das Einzelne in einem Ganzen. Jener räth, dieser trifft. Jener schwebt auf der Oberfläche, dieser geht in die Tiefe. Jener trifft auch wohl zuweilen, aber er *weiss* nicht gewiss, *ob* und *wie weit* er trifft. Nur der letzte bildet den *reinen*, nicht den *rohen* Beobachter. *Gall* sagt, er wolle sich bloss von der Natur belehren lassen. Aber verstand er wohl die Sprache seiner grossen Lehrerin? Kann er die Hieroglyphenschrift der sich oft verhüllenden Natur nicht bloss buchstabiren, sondern auch lesen; nicht bloss lesen, sondern auch mit dem Accent und dem Geiste lesen, mit dem der Geist der Natur es aussprach? — Ohne Bild hat er irgend ein Factum *lange* genug, *allseitig* und *tief* genug beobachtet und jedesmal gerade *so* individuell und *nur* so individuell, so *bedingt* wiedergegeben, als er es fand? — Als Beobachter der inneren geistigen Natur, wo es weder mit Geduld noch mit Combinationsgabe allein gethan ist, kann er nun freylich noch weniger Vertrauen einflössen, da er ausdrücklich alle Philosophie von Plato bis *Schelling* verschmäht. Gesetzt, sagt *Carus* S. 397, wir wollten ihm, der doch metaphysische Behauptungen über Anlage und menschliche Freyheit wagt, die Metaphysik erlassen; die Logik können

wir ihm doch nicht erlassen. Grade in den wissenschaftlichen Bestimmungen der Begriffe, z. B. Anlage, Natur, in der Darstellung des *Zusammenhangs*, in der Consequenz der den Prämissen streng angemessenen Folgerungen, in der Scheidung des Gemeinsamen und Besonderen, endlich in der Anordnung des Ganzen vermissen wir den Logiker. — Diesen durchaus gegründeten Vorwurf erweist nun *Carus* in der folgenden Prüfung der *gall'schen* Organen-Lehre mit siegender Überlegenheit. Rec. darf ihm jedoch auf diesem Wege nicht weiter folgen, und bemekt nur noch, dass auch die das Ganze beschliessenden psychologischen Skizzen, die ohnehin keines Auszugs fähig sind, den ächt psychologischen Beobachtergeist documentiren, der sich in jener Prüfung bewährt. L. C.

Leipzig, b. Barth u. Kummer: *Friedr. Aug. Carus*, Prof. u. s. w. *hinterlassene Werke*. 3 Theil. (Auch unter dem besonderen Titel: *Geschichte der Psychologie.*) 1808. 771 S. 8. (2 Rthlr.)

Von wem dürfte man eine Geschichte der Psychologie, welche bey dem steigenden Interesse für diese in stetem Wachsthum stehende Wissenschaft immer mehr zu einem dringenden Bedürfnisse wird, eher erwarten, von wem am liebsten annehmen, als von dem Verfasser der interessanten Übersicht der Fortschritte der Psychologie während den letzten drey Decennien des verflossenen Jahrhunderts in den Ergänzungsblättern der hall. Lit. Zeitung, der durch seine Vorlesungen, durch die Stiftung einer anthropologischen Gesellschaft, und selbst durch die angeführte Arbeit so viel lebendiges Interesse für die Wissenschaft auf die rühmlichste Weise beurkundete, und dabey einen so reichen Vorrath an Materialien, so viel Belesenheit, so viel Umsicht und Scharfsinn in der Sichtung und Anwendung des Stoffes, einen so geübten Forschungsgeist in Hervorhebung neuer Gesichtspuncte durch Thatsachen bewies? Und was für ein reichhaltiges höchst interessantes Werk würde nicht die gelehrte Welt dem Vf. zu danken gehabt haben, wenn er bey den literarischen Hülfsmitteln, die ihm zu Gebote standen, mit dem unermüdeten Sammlerfleisse, den er in einigen gelehrten Arbeiten und in dem Nachlasse, der jetzt zum Theil gedruckt ist, so musterhaft bewiesen hat, noch eine Zeitlang hätte fortfahren, und dann die ganze Summe von Materialien nach einem festen Plane verarbeiten, ordnen und verbinden können? Doch wenn auch das Schicksal ihn früher aus seinem Wirkungskreise gerissen hat, ehe seine Arbeit so weit gediehen war, und diejenige Gestalt erhalten hatte, in welcher er sie dem Publicum als eine gereifte Frucht vorgelegt haben würde: so ist diese Geschichte der Psychologie dennoch eine willkommene Erscheinung, eben darum, weil sie der erste Versuch der Art ist, weil sie die Bahn gebrochen hat, und die weitere Ausführung und Vervollkommnung durch sie unendlich erleichtert worden ist. Und dieses wird der beste Dank seyn, welchen das gelehrte Publicum den rühmlichen und verdienstvollen Bemühungen sowohl des Vfs. als des Herausg. ertheilen kann. Der letzte, *Ferdinand Hand*, Privatlehrer der Philosophie zu Leipzig (jetzt Professor zu Weimar), ein vertrauter Freund und Zuhörer von *Carus*, hat zwar in diesem Werke nichts von dem Seinen hinzugethan, einige nöthige Anmerkungen ausgenommen, sondern nur das Eigenthum des Verstorbenen aus den hinterlassenen Papieren ohne Zusatz und Veränderung dem Publicum vorgelegt; aber sein Verdienst ist desto grösser, je weniger es hervortritt, und bey aller Mühe, welche die Durchsicht der Papiere, die Zusammenordnung des Zerstreuten und die Herausgabe des Ganzen erfodert, doch auf alle eigenen Ansprüche auf dasselbe freywillig Verzicht thut. Rec. wird nun, seiner Pflicht als Referent eingedenk, einen treuen Bericht von der Einrichtung, dem Werth und den Mängeln des Werkes erstatten, und erinnert nur im Voraus, dass, wenn er Einiges tadeln wird, dieses sich nur auf das Werk in seiner gegenwärtigen Gestalt beziehet, und weder den Herausg. noch den Vf. treffen kann; er wird die Unvollkommenheiten wo er sie findet, nicht verschweigen, aber immer stillschweigend voraussetzen, dass sie durch das längere Leben des Vfs., durch eine fortgesetzte Pflege, und Feile selbst würden getilgt worden seyn. Und so, hofft er, wird seine Achtung gegen den Charakter und das Verdienst des verstorbnen würdigen Gelehrten sich mit seiner Pflicht gegen das Publicum vereinigen lassen, und seine Beurtheilung selbst den Wünschen des Herausgebers (Vorrede S. II) nicht widersprechen.

Das Werk beginnt mit einer Einleitung, welche den Zweck hat, den Weg zu der bisher noch gar nicht versuchten *Geschichte der Menschenkunde und Seelenlehre* zu bahnen. Er verbindet also in der Einleitung Menschenkunde und Seelenlehre, welche sich wie ein Theil zu dem Ganzen verhalten. Es wäre daher zweckmässig gewesen, erst den Begriff der Geschichte der Menschenkunde zu entwickeln, ihre mannichfaltigen Beziehungen und Theile anzugeben, und dann erst die Stelle der Geschichte der Seelenlehre in diesem Ganzen zu bestimmen. Allein der Vf. hat in der Folge Menschenkunde und Seelenlehre mehr als synonym betrachtet. Er sucht einen Begriff oder vielmehr eine Idee derselben aufzustellen, welche als ein Ideal das Ziel zwar in einer grösseren Ferne von sich hinstellt, aber auch durch angestrengtere Bemühung zur Annäherung vollkommnere Darstellungen möglich macht. Sie ist *Geschichte der allmählichen Klarheit des Selbstbewusstseyns der geistigen Natur*. Sie begreift die Voraussetzungen des Daseyns ihres Gegenstandes, alle vorzüglich grossen, umfassenden und eingreifenden Ansichten der Natur und der Welt im Grossen überhaupt, der Geister- und Menschen Natur insbesondere, Gedanken über das *Bleibende*, *Unveränderliche* und *Nothwendige* in allen wechselnden Naturerscheinungen, und schliesst selbst nicht die unwillkührlichen Entwickelungsarten der Menschen aus. Sie hat zwey Haupttheile, *Universal-* und *Special-Geschichte*. Jene ist Geschichte der allgemeinen Naturkunde, besonders der Menschenna-

turkunde, also auch des Geistes der Beobachtung sowohl, als der wissenschaftlichen Bearbeitung des Beobachteten; und theilt sich in vier Einzelgeschichten, nämlich psychologische Geschichte des psychologischen Sinnes, pädagogische Geschichte der psychologischen Cultur, d. i. des Bildens zum Beobachter, philosophische Geschichte der Menschen- und Seelen-Kunde (logisch-dogmatische Geschichte der psychologischen Gemein- und Einzelbegriff-Theorieen und Dogmen, synthetische Geschichte der Systeme und systematischen Entwürfe und Umrisse, hermeneutische Geschichte der Erklärungsgründe in der Psychologie und der psychologischen Erklärungsmaximen in anderen Wissenschaften), ästhetische Geschichte der Darstellungsformen der Beobachtungen und psychologischen Daten. Die Specialgeschichte hat die mehr zufälligen Erzeugnisse des Beobachtungs- und Forschungs-Geistes besonderer Menschen, gewisser Nationen, Zeitalter nach Zeit und Raum zum Gegenstande. Die Universalgeschichte nimmt ihre Epochen von dem inneren Entwickelungsgange her, die Specialgeschichte aber hat äussere Epochen mit chronologischer Fixirung. — Die Schwierigkeiten dieser vielumfassenden Geschichte, die Möglichkeit, der Zweck, die Hülfsmittel und Quellen, das Interesse und der Werth einer mit Umsicht und mit philosophischem Geiste aufgefassten und ausgeführten Geschichte der Psychologie werden hierauf bald nur angedeutet, bald ausführlicher entwickelt. Es sind eine Menge feine Reflexionen in diese Einleitung verwebt und zusammengedrängt, welche selbst einen gebildeten psychologischen Geist und ächte Humanität beurkunden. Besonders interessant sind die Bemerkungen über Dichter, Redner und Historiker als Quellen der Menschenkunde, und wie sie sich als solche gegen einander verhalten. Noch vor der letzten Betrachtung über das Interesse dieser Geschichte giebt uns der Vf. S. 30 eine Geschichte der bisherigen Bearbeitung oder vielmehr Vorarbeitung zur Geschichte der Psychologie, die freylich nicht durch Schuld des Vfs., sondern wegen des Mangels an Stoff, dürftig ist. Unter den angeführten Schriften hätte vielleicht auch die von *Conz: Schicksale der Seelenwanderungshypothese unter verschiedenen Völkern und in verschiedenen Zeiten*, Königsberg 1791. wenn sie gleich ein metaphysisches Dogma zunächst zum Gegenstande hat, mit aufgeführt werden können.

Die Eintheilung in die Universal- und Special-Geschichte der Psychologie liegt auch diesem Werke zum Grunde. Er zeigt in dem ersten Theile, wie der Begriff der Seele und die sich darauf beziehenden Vorstellungen sich nach und nach entwickelten, was auf diese Vorstellungen führte, aus welchen Keimen die Vorstellung von einem Leben und Leben-den in uns hervorgegangen sind, wie die vielen und eingeschränkten Vorstellungen nach und nach feiner, gebildeter und umfassender werden. Dieser psychologische Ursprung der psychologischen Vorstellungen ist hier meisterhaft entwickelt. *Bardili* hatte die Bahn gebrochen, aber unser Vf. läfst diesen an Umblick, Vollständigkeit und Gründlichkeit weit hinter sich zurück. Die Data, welche die Geschichte der Menschheit, die Reisenachrichten von wilden Nationen, die Analogie von Kindern darbieten, sind hier vortrefflich benutzt, um die psychologische Entstehung dieser Vorstellungen gleichsam zur Anschauung hinzustellen. Wie der Mensch sich erst in den Objecten, die er zum Theil selbst gemacht, wie er sich in Geistern und Göttern wiederfinden, und nach und nach unterscheiden lernt, wie die erste Götterlehre auch die erste nur noch geahndete Seelenlehre ist, wie der Mensch sich unter der Seele erst einen Hauch, Athem, dann einen Schatten, dann etwas Körperliches, dann etwas von dem groben Körper Verschiedenes, erst als etwas Fremdes, Eingehauchtes, dann als etwas Eigenthümliches, vorstellte, diese verschiedenen Bildungsstufen der psychologischen Vorstellungen werden fein von einander unterschieden; und überhaupt vier Epochen der charakteristischen Hauptansichten von den Menschen festgesetzt. In der ersten findet man eine blinde Verschmelzung des Menschen mit dem niederen und höheren Lebendigen, mit den Thieren und Göttern, und ein Zusammenfliefsen des Objects und Subjects des Menschen. Hier ist der Mensch für die Beobachtung noch nicht da. In der zweyten Epoche folgt die Unterscheidung eines Subjects als eines von einem Objectiven Belebten, Lebendigen, doch eben darum Leidenden und Modificabeln, aber nicht durchaus Perfectibeln. Hier ist das erste Subject ein Äusseres mit Eigenschaften auch vorübergehender Art. Der Mensch fühlt sich als Körper. Hier erscheint zwar der Mensch dem Beobachter, aber noch ohnmächtig. Dritte Epoche. Das Subject wird als ein Inneres, wenn auch nur als ein physisch Inwendiges mit Kräften, auch dauernder Art im Gegensatz, gegen ein Äusseres an dem Innen also Seele vom Körper unterschieden. Vierte Epoche. Allumfassende und freye Vereinigung beider Naturen des Menschen, oder vielmehr der Natur und Freyheit, der Individualität und Universalität der Naturanlage und Naturbestimmung, des Subjects und Objects. Diese zwey letzten Epochen sind nur in einigen Grundrissen angedeutet, aber nicht ausgeführt. Denn was da hätte gesagt werden können, hätte doch gröfstentheils in der Specialgeschichte wiederholt werden müssen.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stück.*)

KURZE ANZEIGEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Leipzig*, b. Kummer: *Die Abentheuer des jungen Faublas.* Von *Louvet de Couvray.* Aus dem Französischen übersetzt von *Chr. Weyland.* Mit einer Vorrede von *Aug. v. Kotzebue.* 1804. 466 S. 8. (1 Rthlr. 14 gr.)

Hr. *v. Kotzebue* empfiehlt diesen „allerliebsten Roman" dem Publicum mehr als eine Arzney, denn als ein Buch. Wir geben ihm Recht, und erlauben uns blofs die Bemerkung, dafs Arzney und Gift sehr nahe mit einander verwandt sind. ζ.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 13 OCTOBER 1810.

PHILOSOPHIE.

Leipzig, b. Barth u. Kummer: *Friedr. Aug. Carus hinterlassene Werke.* 3 Theil. u. s. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

In dem zweyten Theile oder der Specialgeschichte wählt der Vf. einen anderen Gang. Er betrachtet die Entwickelung des klaren Selbstbewufstseyns nicht mehr im Allgemeinen, sondern in sofern es in Zeit und Raum bedingt ist, nach Völkern und Ländern. Natürlich können aber nur diejenigen Völker eine Stelle in derselben finden, welche die Menschenkunde auf eine eigene charakteristische Weise behandelten, oder sie weiter führten. Zuerst wird die asiatische oder orientalische Menschenansicht nur im Allgemeinen charakterisirt, aber ohne sie durch historische Data zu belegen, oder nach einem chronologischen Leitfaden fortzuführen. Daher ist dieser Abschnitt im Verhältnisse zu den folgenden viel zu kurz (S. 88—94). Die Quellen fliessen hier freylich nicht so reichlich, als bey den Griechen, und der Zugang zu ihnen ist nicht Jedem geöffnet. Desto ausführlicher verweilt der Vf. bey den Griechen, und man merkt es bald, dafs er hier mit Lust und Liebe forschte und sammelte. Nachdem er die Momente der vorzüglichen griechischen Bildung angegeben hat: stellt er eine Reihe der Hauptworte zur Bezeichnung der psychologischen Hauptbegriffe, nämlich φυσις, ψυχη, πνευμα, νους, θυμος, φρην, καρδια, ητορ, κηρ, μενος, mit den verschiedenen nach und nach daran geknüpften Bedeutungen auf — ein nützliches Unternehmen, nicht allein zum besseren Verständnisse der feinsinnigen Griechen, sondern auch selbst zur bestimmteren Auffassung der Epochen der psychologischen Entwickelungen. In der letzten Absicht schickte der Vf. diese Nomenclatur vorzüglich voraus; darum wird es auch nicht befremden, warum sie nicht mit noch mehreren anderen Worten, z. B. λογος, διανοια, αισθησις, bezeichnet wurden. Nun folgt die Geschichte der Psychologie selbst, aber nicht allein bey den Griechen, was die Einleitung und die eben angeführte Nomenclatur erwarten liefs, sondern bis auf das Ende des 18 Jahrhunderts herab; hier verräth sich ein Mangel der letzten Überarbeitung und Anordnung. Der Vf. nimmt sieben Perioden an. *Erste Periode. Von der ursprünglichen Herrschaft der Phantasie bis zum Abschlusse ihres Cyklus, oder bis zur Periode des vorwaltenden nüchternen praktischen Verstandes. Von Homerus bis zu den Gnomikern* (S. 125—157). Bey dem Nationalsänger der Griechen, dem Homeros, verweilt der Vf. am längsten, und die homerische Psychologie, die er uns hier entwirft, ist eben so interessant, als sie die feine Reflexion des Vfs. beweist. Ohne diesen Dichter zu einem Pansophen zu machen, ohne seine eigene Vorstellungsweise in ihn hineinzutragen, entwickelt er aus dem Gesungenen des begeisterten Barden Ansichten desselben von dem Menschen als einem Theile des Naturganzen, nach ihrem Verhältnisse zu den Göttern, zu einander und zu den Thieren überhaupt, und insbesondere auch über manche merkwürdige Erscheinungen und deren natürliche Zeichen. Beherzigungswerth ist der Rath, Homeros Gesänge und andere Dichterwerke bey dem Studium der natürlichen Mimik zum Grunde zu legen. Es ist Schade, dafs der Vf. nicht auch wenigstens den Hesiod auf ähnliche Art bearbeitete, und durch Vergleichung beider Dichter den Gang und den Fortschritt der Entwickelung der Menschenkunde zur Anschauung brachte. Mit den interessanten Resultaten aus der homerischen Psychologie und einigen Bemerkungen über den Anfang einer rohen praktischen Menschenkunde, besonders auch über den psychologischen Geist des Gesetzgebers Lykurgus, beschliesst der Vf. die erste Periode. *Zweyte Periode. Die Zeit des sich hervorthuenden praktischen Verstandes — von den Gnomikern bis auf Sokrates, von 600 bis 400 vor Christus* (S. 157—268). Der herrschende Geist dieser Periode ist nicht allein praktischer Verstand, sondern auch theoretischer, ja spekulativer Verstand. Denn der Vf. schildert nicht allein den psychologischen Geist der sieben Weisen, der Dichter dieser Periode, sondern stellt auch die Speculationen der ersten Philosophen Griechenlands über das Wesen der Seele, die ersten freylich oft rohen Erklärungsversuche der auffallendsten Erscheinungen sowohl, als die Reflexionen des nüchternen und besonnenen, auf das praktische Leben alles beziehenden Sokrates und seines Schülers Xenophon dar. Der Vf. hat sie also nicht treffend charakterisirt, weil er verschiedenartige Gegenstände in eine Einheit zusammenfassen will. Die Dichter fassen den Menschen im Gefühl und durch die Phantasie auf, und stellen uns die Menschen nach der Natur oder idealisch dar; der Denker aber hat es mit dem Menschen und dessen Natur zu schaffen, das Beharrliche und Gesetzliche der Erscheinungen zu erforschen, und daraus das Gegebene zu erklären. Das Produciren und Auffassen des Selbstbewufstseyns, wie es sich dem verfeinerten Sinne des Dichters darstellt, und die Bearbeitung

desselben Stoffes aus einem wissenschaftlichen Zwecke, dieses sind ganz verschiedene Gegenstände, die von verschiedenen Gründen abhängen, nicht immer in gleichen Schritten mit einander fortgehen, noch stets in wechselseitigem Zusammenhange stehen, die daher auch in der Geschichtsdarstellung hätten von einander gesondert werden sollen. Diese Periode enthält also zwey oder vielmehr drey heterogene Bestandtheile, nämlich die Entwickelung der Kenntniss der Menschen, vorzüglich durch die Darstellungen der Dichter, und die Kenntniss des Menschen durch Bestimmung seines Wesens, oder durch Speculation, und die Reflexion auf die Natur des Menschen zu praktischen Zwecken durch Sokrates. Was den ersten Punct betrifft: so ist die Behandlung desselben sehr abweichend von der in der ersten Periode. Der Vf. giebt nur eine psychologische Charakteristik einiger Dichter, vorzüglich des Pindaros, des Äschylos, Sophokles, Euripides und Aristophanes; aber er zieht nicht aus ihnen selbst die Summe der Beobachtungen und Reflexionen über die Menschen, ihren ästhetischen, logischen und moralischen Charakter, über die Verhältnisse der Geschlechter und Stände u. s. w., die pathognomischen und mimischen Darstellungen der Gemüthsbewegungen u. s. w. hervor, um so den Umfang, die Erweiterung oder Verengerung der Menschenkunde in dem Zeitalter dieser Dichter, den Grad der Entwickelung der Menschheit und des Bewusstseyns, zumal in Vergleichung mit dem vorhergehenden Zeitalter, darzustellen. Das Mühselige einer solchen Darstellung würde durch das Interesse derselben mehr als vergütet; aber freylich, wenn der Vf. auf gleiche Art, wie bey dem Homer, so bey den anderen Dichtern hätte fortfahren wollen: so würde er nie zu Ende gekommen seyn, und viele Bände hätten den Stoff nicht gefasst. — Bey den Speculationen der griechischen Denker von Thales bis auf Sokrates hat der Vf. alles geleistet, was die Kritik fodern kann. Er hat sich ganz in die Lage und Individualität jener Denker versetzt, den Geist ihrer Forschungen im Allgemeinen und Besonderen richtig durchschaut, und ihren Werth nach Grundsätzen gewürdigt. Man findet hier schätzbare Aufklärungen über die speculative Richtung, die der menschliche Verstand auch bey den Erscheinungen des inneren Sinnes nahm, über die Verschmelzung der Physik und der Metaphysik, über die besonderen Vorstellungsarten der einzelnen Denker über die Seele, wodurch auch zugleich eine der dunkelsten Seiten der älteren Geschichte der Philosophie oft ein neues Licht erhält, und manche Fehltritte der Männer, die sich damit beschäftigt haben, zurecht gewiesen werden. Man sehe z. B. S. 175 u. 188 über die Vorstellung der Pythagoräer von der Seele als einer Zahl, welches Hr. C. bildlich von dem harmonischen Verhältnisse der Seele versteht; S. 190 über Empedokles Vorstellung, dass die Seele aus der Verbindung der vier Elemente entstehe, und dass Gleiches durch Gleiches erkannt werde; S. 199 ff. Heraklits, und S. 206 Demokrits Seelenlehre. Zwar könnte es scheinen, als wenn diese metaphysischen Speculationen einer Geschichte der empirischen Psychologie fremd wären; allein da die Scheidung des Empirischen und Rationalen in der Psychologie erst spät von *Wolf* versucht, und von Kant erst nach Principien zu Stande gebracht wurde, und bis auf diese Zeit die Erklärungen der Erscheinungen aus physischen und metaphysischen Gründen zusammenlaufen: so ist das Verfahren des Vfs., beides in der Geschichte zu verbinden, vollkommen gerechtfertigt. — Mit Wohlgefallen verweilt man bey den psychologisch praktischen Ansichten des Sokrates, in denen ein grosser Vorrath gesunder theoretischer Regeln von den Naturerscheinungen der Seele liegen, die mit grossem Fleisse aus Xenophons Schriften herausgehoben sind. Von Sokrates an datirt sich das ächt menschliche Interesse der Psychologie, und sie gewann durch sein Hinweisen auf Selbstkenntniss und Selbstbeherrschung in kurzer Zeit weit mehr, als vorher in mehreren Jahrhunderten. Nach S. 200 muss man schliessen, dass der Vf. an Sokrates die Menschenkunde des Xenophon und Äschines anschliessen wollte; allein wegen einer Lücke in der Handschrift konnte nur ein Fragment über Xenophon aufgenommen werden. *Dritte Periode. Von Plato bis zu dem Orientalismus in der europäischen Philosophie*, 410 vor bis 210 *nach Christus*. Zeitalter der ersten Aufnahme der psychologischen Versuche in die Philosophie, wozu Sokrates Veranlassung gegeben hatte, der sorgfältigeren wissenschaftlichen Bearbeitung der Seelenbegriffe, und der ersten Ideen einer systematischen Psychologie (S. 268 — 340). Bey *Plato's* Psychologie, deren Werth und Interesse besonders anerkannt wird, macht der Vf. S. 270 die Bemerkung, dass wir noch keine *rein platonische* Psychologie haben, in welcher „die von Pythagoreismen und Sokratismen abgesondert gedachten Original - Vorstellungen Plato's zugleich in ihrem ursprünglichen, nothwendigen oder zufälligen Zusammenhange mit Unterscheidung des ihm Wesentlichen und Unwesentlichen, und des auch nur Scheinenden herausgehoben, und in das genügende Licht gestellt worden; noch immer konnte dessen empirische Psychologie nicht vollständig genug übersehen werden; noch immer wurde nicht der Beobachtungsgeist Platons von dessen Reflexionsvermögen gehörig abgesondert oder verglichen." Diese Bemerkungen erregen fürwahr eine grosse Erwartung, die auch meistentheils befriedigt wird. Die Auszeichnung des platonischen Beobachtungsgeistes, so wie mehrere interessante Bemerkungen, welche den Vorgängern des Vfs., selbst den Monographen, entgangen sind, müssen als eine wahre Bereicherung betrachtet werden. Aber vollständig befriedigt der Vf. doch auch nicht. Es ist nicht allein noch manche Nachlese von zerstreuten Bemerkungen zu machen, die nicht ohne Interesse sind, z. B. die Bemerkungen über die Association der Vorstellungen, über die Krankheiten des Geistes, sondern auch gerade da, wo man die neuen und glücklichen Beobachtungen und Reflexionen über die drey zuerst von dem Plato durch Begriffe unterschiedenen Hauptvermögen der Seele, ihre Äusserungen und Ver-

hältnisse erwarten musste, reisst er den Faden seiner Darstellung ab, und er lässt den Leser selbst ohne alle Andeutung des von ihm Übergangenen, und ohne Hinweisung auf andere Werke, z. B. *Tennemanns* System der platonischen Philosophie, woraus diese Lücke ergänzt werden kann. Auch der folgende Abschnitt von Aristoteles ist zu kurz, und nur auf eine allgemeine Charakteristik des Verdienstes dieses Philosophen um die Psychologie, auf die Inhaltsanzeige der Bücher von der Seele, und auf einige psychologische Begriffe eingeschränkt. Da dieser Philosoph das erste, obgleich noch nicht vollständige Fachwerk für diese Wissenschaft entwarf, da er so einen reichen Vorrath von Beobachtungen besass: so hätte wohl dieser Zuwachs nicht allein in der Form, sondern auch in der Materie als ein Massstab bey der vergleichenden Übersicht der Vergangenheit und Folgezeit genau bestimmt und angegeben werden sollen. Dieses gilt auch von dem Zeno und den Stoikern. Ungern vermisst man am Ende der Periode eine Übersicht oder Resultate. *Vierte Periode. Von der Orientalisirung des Pythagoras und Platon bis auf Baco, oder von einem neuen metaphysischen Rationalismus bis zu dem Empirismus. Eklekticismus — dogmatisch metaphysische Seelenlehre* (S. 343 — 485). Dieser Zeitraum ist gross, er fasst sehr Vieles und Mannichfaltiges in sich, das vielleicht besser unter mehrere Abtheilungen hätte gebracht werden können. *Philo*, der Jude, *Plotinus*, die verschiedenen oft abweichenden Ansichten der Kirchenväter, und unter diesen vorzüglich des *Gregorius Nyssenus*, *Nemesius* und *Augustinus*. Von den griechischen Ärzten, deren einige doch manchen Beytrag zur Pathologie der Seele darboten, ist nur Galenus aufgeführt, und die übrigen fast nur genannt. So hat z. B. *Sprengel* schon vom Aretäus, der S. 364 nur berührt ist, einige Hypothesen vom Schwindel und der Phrenesie angeführt, die als Erklärungsversuche in einer Geschichte der Psychologie nicht fehlen dürften. Von den Arabern ist sehr kurz gehandelt; auch bot ihre metaphysische Speculation wenig Stoff dar. Reichhaltiger ist schon der Abschnitt von den Scholastikern, wenn er gleich meistentheils nur logische Bestimmungen der psychologischen Begriffe enthält. S. 402 ist dem *Johann Scotus Erigena* eine Behauptung von einer dreyfachen Stufe der Erkenntniss und von einem Princip der Erfahrungskenntnisse beygelegt, welche dem Duns Scotus angehört. Gründlich und frey von Parteylichkeit ist das allgemeine Urtheil S. 428 über die Beschaffenheit der Psychologie der Scholastiker. — Jetzt folgen einige Notizen über *Picus von Mirandola*, *Agrippa*, *Pomponatius*, *Joh. Argentier*, *Joh. Fernel*, *Luther*, *Melanchthon*, *Paracelsus*, *J. B. van Helmont*, *Campanella*, *Cardan*, *Giordano*, *Bruno*, eine Reihe von Lehrbüchern, die zum Theil nur genannt, zum Theil aber auch etwas ausführlicher beschrieben werden. Wenn der Vf. von *Lud. Vives* Werk *de anima* sagt: es sey auszeichnungswerth und reich an treffenden Beobachtungen, dessgleichen auch versichert, dass *Vitus Amorbachs* Bücher von der Seele einige treffende Ideen enthalten: so wäre zu wünschen gewesen, dass er von diesen Ideen auch, wo nicht Alles, doch Einiges ausgehoben haben möchte, so wie man mit Vergnügen die nähere Inhaltsanzeige von *Casmanns* bisher wenig gekannter Psychologie und einigen anderen ähnlichen Schriften bemerkt. Von diesen theoretischen Schriftstellern werden noch einige praktische mit Recht unterschieden, weil sie grössere Nüchternheit in Gang brachten, und zum Theil entscheidender wirkten. Nach den Nationen werden aufgeführt *Huarta*, *Gratian*, *Montaigne*, *Charron*, *Chanat* (aus dessen *Traité de l'esprit de l'homme* werden einige merkwürdige Gedanken angeführt. In einigen Puncten ist er Vorgänger des D. *Gall*), *Pascal*, *de la Chambre*, *Brayere*, *Baco* (dieser hätte aber als derjenige, der die beobachtende Methode vorschlug und in Gang brachte, eher unter den theoretischen Schriftstellern eine Stelle finden, und vielleicht noch schicklicher an die Spitze der folgenden Periode gestellt werden sollen), *Barclay* und *Shakespeare*, *Vossius*, *Placcius*, *Tschirnhausen*, *Arn. Wesenfeld*. *Fünfte Periode. Systematisirung geprüfterer Seelenerfahrungen.* (S. 485 — 604.) Dieses Streben, Erfahrungen des inneren Sinnes zu prüfen und systematisch zu verbinden, welches allerdings grösstentheils den Charakter des fünften Zeitraumes ausmacht, hat aber seine Stufen, seine Grade und seine Ursachen. Es ist durch den vorhergehenden Gang der wissenschaftlichen Cultur, durch die dunkel geahneten oder deutlich eingesehenen Verirrungen und Abwege der Speculation, durch das bald versteckter bald lauter ausgesprochene Misstrauen gegen die Metaphysik, durch Bedürfnisse, welche die Speculation nicht befriedigen konnte, zum Theil auch durch das Ansehen der Männer, welche sich für die Erfahrung erklärt hatten, bestimmt. Hie und da in dem Verfolg der fünften Periode bemerkt der Vf. die Äusserungen dieser Ursachen; aber nicht vollständig und in Zusammenhange, um die Periodenabtheilung selbst zu begründen. Er folgt hier abermals wieder der Ordnung nach den Nationen, und rechtfertigt dieses Verfahren jetzt mit der Bemerkung S. 485, dass die europäischen Nationen jetzt angefangen hatten, Nationen zu werden, und wo nicht einen Nationalcharakter, doch wenigstens ein Nationaltemperament auszubilden, welches einen Einfluss auf die psychologischen Schriftsteller, ihre Ansichten und ihren Beobachtungsgeist äusserte, daher sie auch von nun an die Landessprache statt der lateinischen wählten. Aber diese fruchtbare Idee stehet nur isolirt, ohne Anwendung da. Zuerst tritt *Cartesius* mit seinem Gefolge auf. Die neuen Ansichten und Hypothesen sind deutlich dargestellt. Einiges haben wir vermisst, z. B. bey *Cartesius* seine Gedanken über das Verhältniss des Verstandes zum Willen, und bey Malebranche die trefflichen Bemerkungen über die Quelle der Irrthümer, vorzüglich den Schein, der durch die Einbildungskraft entsteht. — *Spinoza*, *Johannes de Rani* und *Bayle* — *Hobbes*, *Cudworth*, *More*, *Shaftesbury*, *Leibnitz* und *Locke*, *Thomasius*, *Rüdiger*, *Wolf*, dessen Verdienste und

Fehler treffend beurtheilet werden, und dessen Schule, in welcher vorzüglich *Bilfinger* wegen vieler neuer und scharfsinniger Ideen über die Psychologie ausgezeichnet wird. Jetzt folgen die Eklektiker, *Müller*, *Hollmann*, *Crousaz*, *Budde*, *von Creuz*, *Stahl* und dessen Bestreiter, *Ad. Bernd* — *Baumgarten* und *Meier*, *Crusius*, *Daries*, *Canz* und einige Andere — Mit dem Jahre 1753 beginnt, wie der Vf. S. 591 bemerkt, die Zeit grösserer Freyheit und Selbstständigkeit, wie *Fr. Engels*, doch ohne dessen Namen erschienene Schrift: *Versuch einer Theorie von dem Menschen* beweiset. Allmählich wurde auch die Ahndung von der unrechten Stelle der Psychologie in der Metaphysik rege; daher sie *Crusius* und *Daries* in die Logik, *Dalham* aber nach Locke in die Physik verpflanzte. Diese letzte Ansicht findet man in *Struvs* Anthropologie, *Delhams* Psychologie, *Hentsch* Versuch über die Folge der Veränderungen in der menschlichen Seele, *Krügers* Lehre von den Gemüthsbewegungen und Experimentalseelenlehre, *Weiss de natura animi*, *Schönfeldts* Anweisung zur Erkenntniss seiner selbst. Dergleichen Bemerkungen sind interessant, und verrathen unstreitig die Fortschritte des wissenschaftlichen Denkens. *Sechste Periode* (S. 604 — 687). Der Vf. hat keinen bestimmten Anfangspunct dieser Periode bestimmt, auch keinen herrschenden Geist, keine bestimmte Richtung als Charakter derselben angegeben, sondern seiner Ordnung getreu, stellt er die berühmtesten Psychologen nach den Nationen auf. Zuerst treten *Britten* auf. *Barkelay*, dessen Idealismus, aber nicht seine interessante Theorie vom Sehen, dargestellt wird, *Hume*, *Raid*, *Bantlin*, *Oswald*, *Hartlay*, *Priestley*, *Hutcheson*, *Smith*, *Price*, *Ferguson*, *Home*. Das Eigenthümliche mehrerer dieser verdienten Männer ist nur im Allgemeinen angegeben. Die allgemeine Charakteristik derselben S. 624 enthält viel Wahres und Treffendes, und doch scheint sie uns den Britten nicht genug Gerechtigkeit angedeihen zu lassen, und selbst nicht ganz consequent zu seyn. Nirgends, sagt der Vf. unter anderen, können sie eine Anthropologie, nirgends eine systematische Psychologie aufweisen. Ihnen blieben sowohl reine Beobachtungen, als auch reine Wissenschaft und strenge Philosophie unbekannt, Wenn Deutsche mehr im Buche der Natur lesen: so lesen Britten mehr im Buche der Gesellschaft. Die bessere Seite der brittischen Psychologie zeigt sich in der Verbindung tiefer und treuer Wahrnehmung nach den äusseren Naturerscheinungen mit ruhiger Darstellung. Es bedarf aber einer schnellen Beurtheilung, um die wahren Seiten von Scharfsinn und Witz zu finden, und zu scheiden, da sie in Beiden oft bey gedrängter Kürze viel Wahrheit aufstellen. Es sind die Britten mehr Metaphysiker als die Franzosen, und mehr Original. Vorzüglich beobachtet und zergliedert wurde von ihnen das Gefühl, namentlich das ästhetische und moralische. — Über die letzten Gegenstände hätte man gerne mehreres von den originalen Beobachtungen und Reflexionen z. B. des *Home*, *Hutcheson*, *Price* und *Ad. Smith* gelesen. Franzosen. „*Gassendi* und *Lockes* Theorie erhielt unter ihnen die entschiedenste Herrschaft. Seitdem *Descartes* verlacht worden war, konnte Frankreich nie wieder das Land der Metaphysik werden. Daher entwickelte sich Oberflächlichkeit, Seichtigkeit und Selbstgenügsamkeit, welche von grossem Einfluss waren." Dieses ist die Schattenseite; aber es giebt auch hier eine Lichtseite, und die Richtung, welche *Gassendi* und *Locke* auf ihre Denkart hervorbrachten, hätte ebenfalls bemerkt werden sollen. *Büffon*, *Condillac* (seine Vorstellung von einer Statue, welche allmählich belebt wird, hätte als eine psychologische Methode angeführt werden sollen, erst weiter unten S. 643 wird ihrer bey Bonnet erwähnt), *Helvetius*, *La Mettrie* (einige Widerlegungen seines Buchs *l'hommes macline* kamen schon in der fünften Periode S. 583 vor), *Maupertius*, *d'Alembert*, *Diderot*, *das System der Natur*, *Bonnet*, *Robinat*, *Rousseau* (treffende Charakteristik dieses aus Widersprüchen zusammengesetzten Mannes und besonders seiner *Confessions*). Das allgemeine Resultat über die französische Psychologie S. 652 bleibt zu sehr bey den allgemeinsten Zügen stehen, ohne die Individualität der nationalen Denkart und Beobachtung vollständig aufzufassen. *Deutsche:* Jetzt fing in Deutschland eine vertrautere Bekanntschaft mit der schönen und philosophischen Literatur der Franzosen und der Britten an, welche die wolfische Schulphilosophie stürzte. Mehrere Ursachen wirkten zusammen, um das Interesse für die Psychologie zu erhöhen, als die Ermüdung an metaphysischen Spitzfindigkeiten, die Empfehlung der lockischen Philosophie, die Nothwendigkeit, bey grösserer Ausbreitung des Zweifels und der Freyheit zu denken auf die Bedürfnisse und Fähigkeiten der menschlichen Natur zurück zu kommen, die gefälligere Darstellung, welche die psychologischen Untersuchungen verstatteten, die sich häufenden Zeitschriften. Auf einen Umstand, die Vermischung der Psychologie und Logik, hätte auch noch Rücksicht genommen werden sollen. Nach dieser Einleitung zeigt der Vf. die mannichfaltigen Lehrbücher der Psychologie und andere auf dieselbe sich beziehende Schriften auf, und giebt bald kürzer, bald ausführlicher ihren Stoff und die Behandlungsart an. Zuweilen überschreitet er die Grenzen der Geschichte, und schweift auch in die folgende letzte Periode aus, wie bey *Meiners*, *Platner*, *Tiedemann*. Am längsten verweilt er bey der Charakteristik *Garves* als psychologischen Schriftstellers, bey *Platners Anthropologie* und *Tetens* Werke tiefer Forschung.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 15 OCTOBER, 1810.

PHILOSOPHIE.

Leipzig, b. Barth u. Kummer: *Friedrich August Carus hinterlassene Werke* 3 Th. u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Siebente und letzte Periode von *Kants* Kritik an bis zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts. Hier ist eine von dem Vf. früher gelieferte Übersicht benutzt, welche indess doch immer noch wegen der grösseren Ausführlichkeit, wegen der besonderen Rücksicht auf den Zuwachs an Stoff und Form, und wegen der Anführung so mancher Monographieen, da die Geschichte hier bloss bey dem Allgemeinen stehen bleibt, ihren eigenen Werth behält. Der Einfluss der kantischen Philosophie auf die Psychologie, der Geist seiner Anthropologie, und der vorzüglichsten Schriften, auf welche der Geist jener Philosophie unmittelbar oder mittelbar gewirkt hatte, (unter denen wir aber *Maass* vortrefflichen Versuch über die Einbildungskraft ungern vermissen), wird dargestellt, einige Schriften, welche keine Kenntniss von der Kritik des Erkenntnissvermögens nahmen, kurz angezeigt, und nachdem der Vf. den Geist und Einfluss der Wissenschaftslehre und Naturphilosophie — man darf nicht vergessen bis 1800, und den Versuch, den Skepticismus auch in der Psychologie geltend zu machen, an *Bouterweks Apodiktik* und *Pölitz populärer Anthropologie* geschildert, und das allgemeine Resultat S. 744 gezogen, zählt er noch die wenigen Versuche der Britten und Franzosen auf, welche sich auszeichnen, wiewohl sie weit hinter den Deutschen zurückbleiben, und schliesst mit einigen allgemeinen Bemerkungen. —

Nach dieser Darlegung des Inhalts fragen wir nun noch: Was hat der Vf. geleistet, was noch zu wünschen übrig gelassen? Es scheint aus dem ganzen Werke unverkennbar hervorzugehen, dass die Vorarbeiten, das Sammeln, die Verbindung und Bearbeitung der Materialien noch lange nicht vollendet waren, als der Tod den Vf. übereilte, dass das Werk also nicht das geworden ist, was es durch eine noch lange fortgesetzte Pflege werden konnte und musste. Mängel finden sich in der Anlage und in der Ausführung. Zu den ersten rechnen wir, dass die Theorie der Geschichte der Psychologie noch nicht ganz vollständig entwickelt und ausgeführt ist; dass die Grenze der Universal- und Special-Psychologie nur aus dem subjectiven Gesichtspuncte bestimmt ist, und der objective, wie uns dünkt, dem Zwecke der Geschichte weit angemessener ist. Die Universalgeschichte unterscheidet sich von der Specialgeschichte dadurch, dass diese die Entwickelung und Erweiterung der Naturkunde der Seele durch Völker und Menschen darstellt, welche durch Zeit- und Ort-Verhältnisse bestimmt waren, jene aber auf diese subjectiven Bestimmungen keine weitere Rücksicht nimmt. Diese Individualität ist allerdings von Einfluss auf die Beobachtung und Reflexion. Aber erstens ist sie beym Trennungsbegriff dieser beiden Arten von Geschichte, da auch die Universalgeschichte sich mit den Ahndungen und Ansichten über die Seele beschäftigt, welche ebenfalls durch das Medium der Individualität hindurchgegangen sind. Zweytens ist es schwer, in der Geschichte jederzeit den Einfluss der Individualität von dem Stoffe und der Form der Beobachtungen und Reflexionen abzusondern und klar darzustellen. Es ist in dieser Geschichte nur in der ersten und sechsten Periode geschehen, und auch da nicht durchgreifend genug. Drittens scheint es, als wenn der Vf. eben durch diese Eintheilung verhindert worden sey, die allmähliche Bereicherung des Stoffes und den Gewinn an formeller Vollkommenheit mit festem Blicke ins Auge zu fassen, und dadurch dem Ganzen einen festen historischen Zusammenhang zu geben. Dieses würde, wenn wir uns nicht irren, weit mehr geschehen seyn, wenn er nach einem objectiven Theilungsgrunde Universal- und Special-Geschichte von einander unterschieden, und dabey jene Rücksicht auf das Subjective nur zu einem untergeordneten Gliede der Eintheilung gemacht hätte. Hier würde die Frage: Wie wurde durch Beobachtung und Reflexion das Gebiet der Seelenlehre erweitert? Nach welchen Grundsätzen wurden die Wahrnehmungen zu Erfahrungen, die Erfahrungen zu einem zusammenhängenden Ganzen verbunden, wie wurde diess Ganze in besondere wissenschaftliche Theile abgesondert? diese Frage würde immer der Punct gewesen seyn, auf welchen die Aufmerksamkeit des Geschichtsforschers unverwandt hingerichtet blieb, und daran knüpfte sich der zweyte Punct natürlich an, welcher die mannichfaltigen Ursachen, Beförderungsmittel und Hindernisse des Fortschreitens in der glücklichen Auffassung und Erklärung der inneren Erscheinungen begreift. — Dieses führt uns auf eine andere Unvollkommenheit. Die Perioden sind nämlich nicht bestimmt, nicht durchgreifend genug, sie fassen einen zu grossen Reichthum von mannichfaltigen Thatsachen und einen zu langen Zeitraum in sich, welcher in mehrere kleinere hätte getheilt werden sollen, um einen schicklichen Stand-

punct zur Überficht und zur Anknüpfung des Vorhergehenden mit dem Folgenden zu gewähren. Was die Ausführung betrifft: fo fällt vor allem eine grofse Ungleichheit auf. Bald ift der Vf. fehr umftändlich; es fcheint, als wäre die Gefchichte auch zugleich zu einem vollftändigen Repertorium der Materialien zur Pfychologie angelegt; bald ift er wieder zu kurz, und deutet nur auf neue Ideen und Anfichten im Allgemeinen hin; die Gefchichte ift bald nur darftellend, zuweilen auch räfonnirend. Sie hat noch manche Lücken, und zieht ihre Grenzen bald enger, bald weiter. Zuweilen bleibt fie auf der Stufe der mehr oder minder vollftändigen Inhaltsanzeige der pfychologifchen Schriften ftehen. Bey allen diefen Unvollkommenheiten aber enthält doch diefes Werk einen grofsen Reichthum an Stoff aus den nächften und entfernteren Quellen, viele treffliche Combinationen und Anfichten; fie zeigt den Weg, den man vorwärts und rückwärts gethan hat, um eine Erfahrungsfeelenlehre zu Stande zu bringen; fie ftellt richtige Grundfätze auf zur Beurtheilung deffen, was fchon gefchehen ift, und was noch zu leiften übrig ift; fie enthält zugleich eine vollftändige Literatur der Pfychologie. Sie ift alfo, wenn auch noch nicht eine vollftändige pragmatifche Bearbeitung, doch weit mehr, als ein blofser Verfuch einer Gefchichte der Pfychologie, und ein verdienftliches Unternehmen, für welches dem Vf. Dank gebührt.

T — n.

Leipzig, b. Barth: *Grundrifs des Naturrechts.* Zum Gebrauche bey Vorlefungen, von D. *Joh. Gebh. Ehrenr. Maafs*, ordentl. Profeffor der Philofophie zu Halle. 1808. X und 442 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Der Vf. beftimmt fein Lehrbuch zum Leitfaden bey feinen Vorlefungen über das Naturrecht, und verlangt, dafs hienach über die Zweckmäfsigkeit deffelben geurtheilt werde. Niemand wird an feiner Statt über die Nützlichkeit deffelben zu feinem und feiner Zuhörer Gebrauche urtheilen dürfen. Empfehlen aber kann es Rec. doch nicht. Die einförmige Weife des Vfs., der anders nicht als mit dem Satze des Widerfpruchs feine Behauptungen feftftellen, und ihre Schwierigkeiten wegräumen zu können meint, und fchwerlich durch irgend eine, ihm eigenthümliche, neue und verfprechende Anficht den Lefer erfreut, giebt diefem Grundrifs des Naturrechts vor anderen Werken diefer Wiffenfchaft keinen Vorzug.

Mit der Unterfcheidung des finnlichen und vernünftigen, oder unteren und oberen Begehrens beginnt die Einleitung. Diefer Unterfchied, fo wie der Vf. ihn vorftellt, ift fo fpecififch nicht, als er meint. Da der Menfch nie anders, als nach der Erkenntnifs des Verhältniffes, das die Objecte auf fein Gefühl der Luft und Unluft haben, und nicht nach Trieben, wie das vernunftlofe Thier, fie begehrt: fo würde alles Begehren des Menfchen ein vernünftiges oder oberes Begehren feyn. Diefer Unterfchied würde nur die gröfsere und mindere Beftimmtheit und Sicherheit der erworbenen praktifchen Grundfätze angehen. Nicht - felbftfüchtige Zwecke unterfcheiden fich dagegen wefentlich von felbftfüchtigen Zwecken, und paffender bleibt es doch, *diefe* Vermögen der Zwecke mit den Benennungen *oberes* und *unteres* Begehrungsvermögen zu unterfcheiden. Die Freyheit des Menfchen zu beweifen, ift dem Vf. keine fchwierige Aufgabe. Nicht das Begehrungsvermögen, fondern die *Willkühr*, fagt er, ift *frey* zu nennen. „*Kuhr* aber ift nichts anderes als Wahl. Wenn ein Begehren gegeben ift: fo ift es die Sache der Willkühr, zwifchen der Befriedigung und Nichtbefriedigung deffelben zu wählen. Wenn nun die Willkühr zu Etwas nicht fich felbft beftimmte, fondern durch irgend Etwas aufser fich dazu genöthigt würde: fo wäre diefs eben darum kein Entfchlufs von ihr, und fie felbft keine Willkühr, welches fich widerfpricht." Dafs die Wahl an fich felbft zwifchen der Befolgung der Pflicht und ihrer Übertretung, das handelnde Subject beftimme fich für die eine, oder für die andere, von Urfachen abhängig ift, die unter gleichen Umftänden ftets einerley Folge haben, das überfieht der Vf. gänzlich. Diefe Freyheit fchlechthin, die am Menfchen, als Naturwefen betrachtet, nimmermehr gefunden werden kann, nennt der Vf. unrichtig die *innere* Freyheit, unter welcher Benennung ganz allein die Macht des Gemüths über feine Neigungen und Begierden zu verftehen ift. Das höchfte, praktifche Gefetz ift nach dem Vf.: du follft Niemandes Freyheit willkührlich hindern, fondern die Freyheit Aller zu befördern fuchen. Diefe (äufsere) Freyheit erklärt der Vf.: „Wer äufserlich thun und laffen kann, was feine eigene Willkühr befchliefst, der ift *äufserlich* frey." Die Unbeftimmtheit diefes Vortrages kann nicht unbemerkt bleiben. Jemanden an der Ausführung vieler feiner Befchlüffe zu hindern, und auch willkührlich zu hindern, ift nicht immer unmoralifch. Es hätte alfo die äufsere Freyheit gleich als die Freyheit vor jedem *ungerechten* Zwange angegeben, und folglich die Begriffe von gerechtem und ungerechtem Zwange zuvörderft ausgelegt werden müffen. Derfelbe Tadel trifft den zweyten Theil jenes oberften praktifchen Gefetzes, der das höchfte Gefetz der Moral von dem Vf. genennt wird. Das Princip der Rechte, fagt der Vf., ift der Satz: Jeder hat ein Recht zu Etwas, fofern, aber auch nur fofern, dadurch Niemandes Freyheit willkührlich verhindert wird. Aus diefem Princip werden zwey Corollaria gezogen: Jeder hat ein Recht auf Alles, aber auch nur auf das, wodurch er Niemandes Zwecke willkührlich ftört, und jeder hat ein Recht auf Alles, aber auch nur auf das, wodurch er Niemandes Vollkommenheit willkührlich vermindert. Eine ganz unzuläffige Beftimmung der Begriffe von vollkommener und unvollkommener Pflicht ift wohl die, nach welcher eine durch beide Freyheitsgefetze beftimmte Pflicht die vollkommene, die nur von einem diefer Gefetze vorgefchriebene Pflicht die unvollkommene feyn foll. Ein perfönliches Recht ift nach dem Vf. ein Recht, fofern es entweder einer beftimmten Perfon

(nicht Jedermann) zukommt, oder gegen eine bestimmte Person (nicht gegen Jedermann) Statt findet; ein dingliches Recht ist ein Recht, sofern es entweder mit einer Sache verbunden ist, oder eine Sache zum Gegenstande hat, und also ein Recht ist, etwas diese Sache Betreffendes zu thun, oder zu fodern, und zwar beides ohne alle Rücksicht auf bestimmte Personen. Nach diesen Erklärungen hat also jeder rechtliche Besitzer einer Sache ein persönliches Recht, so wie derjenige, der an einer Sache kein anderes Recht hat, als das auf ihre Tradition, ein dingliches Recht haben würde. Die angebornen Rechte sind nach dem Vf. in ursprüngliche und abgeleitete einzutheilen. Ein einziges ursprüngliches Recht giebt es, und dieses ist das Recht auf angeborne Freyheit. Abgeleitete angeborne Rechte sind: das Recht des Menschen auf seine Person, wohin das Recht auf seine Kräfte, auf die angebornen inneren Zustände derselben, auf sein Leben, auf die äusseren nothwendigen Bedingungen seines Daseyns, auf seine Ehre und auf den Gebrauch der Kräfte gehören, das Erwerbungsrecht, und das Recht des Gebrauchs der Aussendinge. Jenes ursprüngliche Recht, und gröfstentheils auch diese abgeleiteten Rechte, sind sie wohl etwas anderes, als das Recht, Rechte zu haben? Diesen Vorwurf macht Rec. eigentlich der gewöhnlichen Vorstellungsart von angebornen Rechten, und nicht dem Verfasser. Denn dieser trägt hiebey nichts Neues vor. Die Unveräusserlichkeit der angebornen Freyheit beweist der Vf. auf folgende Art: „Wer seine angeborne Freyheit gänzlich veräusert hätte, der wäre durchgängig einer fremden Willkühr unterworfen, und rechtlich verbunden, ihr in allen Stücken Folge zu leisten, auch wenn sie ihm bestimmen wollte, die Freyheit eines Dritten willkührlich zu beeinträchtigen; da aber eine Rechtsverbindlichkeit Jedermanns Freyheit zu stören ungereimt ist: so kann die angeborne Freyheit nicht gänzlich veräussert werden." Sogenannte *erste* Erwerbungsarten, die kein vorher erworbenes Recht voraussetzen, sind nach dem Vf. folgende drey: die Art, Rechte auf blosse Sachen zu erwerben; die Art, Rechte gegen Personen mit deren Willen zu erwerben, und die Art, Rechte gegen Personen ohne deren Willen zu erwerben. Erwerbungen aus Beleidigungen ist die dritte Art dieser Erwerbungen. Diese Beleidigungen sind entweder reelle oder symbolische Beleidigungen. Zu den symbolischen Beleidigungen zählt der Vf. die Injurie und die Lüge. Die aus der Beleidigung erwerbbaren Rechte sind das Vertheidigungsrecht, das Präventionsrecht und das Recht auf Schadenersatz. Vom Strafrecht wird hier auch geredet, aber dabey erinnert, dass man es aus Beleidigungen nicht erwerben könne. Die Deduction des Rechts aus der Occupation einer herrenlosen Sache wird auf folgende Art gegeben: „Wenn ein Anderer mir die Sache, die ich occupirt habe, wieder nehmen wollte, um sie für sich zu gebrauchen: so könnte diess *nicht* anders, als durch Gewalt geschehen, indem ich die Sache in meiner Gewalt habe, und für mich behalten will. Diese Gewalt aber würde widerrechtlich, also eine Beleidigung für mich seyn, da ich Niemandes Recht verletze; und folglich bin ich berechtigt, sie durch alle erfoderlichen Zwangsmittel abzuwehren. Das will sagen: ich bin berechtigt, denjenigen, der mir die occupirte herrenlose Sache wieder nehmen will, um sie für sich zu gebrauchen, durch Gewalt zurückzutreiben, und ihn also von dem Gebrauche derselben auszuschliessen, und das heisst, die Sache ist mein Eigenthum." Nicht das Recht, eine Sache *ausschliesslich* zu gebrauchen, weil man sie zuerst apprehendirte, thut dieser Beweis dar; sondern dass derjenige, der einem Anderen eine Sache entreisst, die dieser mit seiner Person verbunden hat, ihm Unrecht thut. Die erwerblichen Rechte theilt der Vf. in aussergesellschaftliche und in gesellschaftliche erwerbliche Rechte. Die Abhandlung von diesen letzten trägt den Begriff vom Staat und seinen Bestandtheilen vor. Die ganze Wissenschaft theilt der Vf. in das *reine* Naturrecht, welches die Lehre der Rechte unter vernünftigen Wesen überhaupt ist, und in das *angewandte*, welches von dem Rechte unter Menschen handelt. Dieses zweyte Hauptstück, das angewandte Naturrecht nämlich, geht durch dieselben Materien, welche das reine Naturrecht vorträgt. In der Lehre vom Vertrage hält der Vf. den Unterschied der einseitigen und doppelseitigen mit dem der wohlthätigen und belästigten Verträge für einerley. Diese Eintheilungen der Verträge sind aber nach ganz verschiedenen Eintheilungsgründen. Auch scheint der Vf. den Unterschied von Real- und Consensual-Verträgen nicht zu bedenken. Denn er leugnet, „was Einige behaupten, dass nämlich ein Vertrag erst gültig werde, wenn er von Seiten des einen Paciscenten erfüllt werde." Vom Büchernachdruck sagt der Vf.: „Zu dem, wodurch Mehrere die Widerrechtlichkeit desselben bereits dargethan haben, mag hier noch Folgendes hinzugesetzt werden. Die Vertheidiger des Büchernachdrucks geben zu, dass derselbe schlechterdings unsittlich sey; nur widerrechtlich soll er nicht seyn, wenn seine Unterlassung nicht etwa durch Vertrag versprochen, oder durch positive Gesetze geboten worden. Allein was schlechterdings unsittlich ist, das ist auch widerrechtlich." Diese Behauptung des Vfs. will sich nicht gut vereinigen lassen mit einer früheren, die jedem freyen Wesen ein angebornes Recht auf sein Leben einräumt, das Recht, sich selbst willkührlich das Leben zu nehmen, und die Befugniss, einem Jeden, der es daran hindern will, durch alle hiezu nöthige Gewalt abzuwehren; wobey der Vf. die Anmerkung machte: „es ist nicht zu übersehen, dass hier bloss von dem eigentlichen Rechte, nicht aber von sittlicher Erlaubniss die Rede sey. Denn was dem blossen Rechte nach gestattet ist, das kann darum doch sittlich unerlaubt seyn; und wenn es also gleich dem blossen Rechte nicht widerstreitet, sich selbst willkührlich das Leben zu nehmen: so kann es deshalb doch der Sittlichkeit im höchsten Grade entgegen seyn." In dem angewandten Staatsrechte lehrt der Vf., dass die Bürger sich nur dann

berechtigt halten dürfen, dem Regenten zu widerstehen, wenn dieser *dem Rechte nach* aufgehört hat, Regent zu seyn. Über diese Bedingung läfst er sich weiterhin so vernehmen: „Der Regent hört auf dem Rechte nach Regent zu seyn, wenn er die Regierung mit Einwilligung des Volks niederlegt; wenn er sie einseitig niederlegt, in dem Falle, dafs er sie unter dem Vorbehalte, diefs zu dürfen, übernommen hat; wenn er die Realisirung des Endzwecks des Staats vorsätzlich unterläfst, oder gar diesem Endzweck vorsätzlich entgegen handelt; wenn er, wofern ihm die Regierung noch unter besonderen Bedingungen übertragen ist, diese Bedingungen verletzt." Nach dem Vf. hat der Regent die oberstrichterliche Gewalt. In Ansehung der Strafgesetze ist er der gemeinen Meinung: „Was den Strafen an Gewifsheit abgeht, das mufs durch ihre Gröfse ersetzt, und was sie an jener gewinnen, wiederum von dieser nachgelassen werden". Das Begnadigungsrecht mufs dem Regenten zukommen, denn „diese Milderung oder Erlassung ist nichts Anderes, als eine partielle oder gänzliche Dispensation von einem Strafgesetze, und es mufs daher das Recht dazu Statt finden." Aber schärfen darf der Regent die dem Verbrecher durch Urtel und Recht zuerkannte Strafe nicht; aufser wenn der Richter dem klaren Inhalt der Gesetze nicht gemäfs gesprochen hat. „Denn sonst würde er nach einer Regel richten, die noch nicht als Gesetz promulgirt wäre, und der Verbrecher könnte keine Verbindlichkeit haben, sich der Strafe zu unterwerfen." Diese Bedingung kann leicht gehalten werden. Denn schon ein bisheriger Gebrauch der Schärfung der richterlichen Strafe würde, wie in vielen anderen Fällen, einer Promulgation dieser Regel als eines Gesetzes gleich zu achten seyn.

Za.

KURZE ANZEIGEN.

HANDLUNGSWISSENSCHAFTEN. *Berlin*, b. d. Vf.: *Neuerfundene deutsche Buchhalterey.* Ein Gegenstück (?) zu *Jones* neuerfundener englischen Buchhaltung; oder Versuch die bisherige einfache und doppelte Methode des kaufmännischen Buchhaltens auf die zweckmäfsigste Art miteinander zu verbinden, und auf das einfachste, leichteste und sicherste System zurückzuführen, von *S. G. Meimer.* 1803 13 Bogen 4. (3 Rthlr.)

Seit einigen Jahren, seit welchen durch die Vertheilung des Handels, einzeln, über *Weniger* Buch zu halten ist, und die Übersicht des Finanzzustandes (bis auf die rückstehenden Schuldner) immer leichter wird, überhäufen uns die deutschen mercantilischen Schriftsteller mit Schematen, überliefern nun zu unserer bisherigen einfachen und italiänischen Buchhaltungsart eine englische, und erfinden, wo nichts zu erfinden ist, um ja die deutsche Nation an Inventionsgabe nicht zurückstehen zu lassen, allererst eine *deutsche* Buchhalterey. Allein eben diese sogenannten Erfindungen und der Streit ihrer Erfinder unter sich müssen den gerechten Zweifel erwecken, ob diese Herren das Wesen des Buchhaltens einsehen, ob sonach ihre Erfindungen etwas Wesentliches oder nur Nebendinge betreffen, die ohne Verrückung der Hauptsachen auf vielerley Art anders gemacht werden können.

So war es denn auch mit der englischen Buchhaltung des *Jones*, und so ist es mit dieser neuerfundenen deutschen Buchhalterey des Hrn. *Meimer*; beide dringen nicht in das Wesen des Buchhaltens ein, beide gehen von keinen Principien aus, sie stellen blofs, ohne Rechenschaft darüber zu geben, verstümmelte Schemata des doppelten Buchhaltens auf. Schon der Titel, nach welchem seine Methode das einfache Buchhalten mit dem doppelten vereinigen soll, zeigt hinlänglich, dafs es unserem Autor an Einsicht ins Buchhalten gebreche. Auch erfährt man hier, S. 4, dafs alle im gemeinen Leben, besonders aber bey dem Handel vorkommenden Geschäfte sich in zwey Hauptclassen theilen; nämlich in solche, die in baarer Ausgabe und Einnahme bestehen, und in solche, die erst nach einer kürzeren oder längeren Zeit, auf diese oder jene Art (baar oder nicht baar?) berichtigt werden.

Wir hören von todten oder fingirten Conto's, deren man sich noch, nachdem man seine Geschäfte gehörig classificirt hat, bedienen kann. — Diese deutsche Buchhalterey hat drey Bücher: ein Memorial, ein Cassebuch, und ein Hauptbuch, und das eigene oder neue derselben ist in dem Memorial zu finden.

Für dasselbe sind nach Art des Hauptbuches zwey zugleich aufliegende Seiten bestimmt; auf die rechte kommen die Creditoren, auf die linke die Debitoren zu stehen, und werden zugleich die Debitoren und Creditoren jedes Geschäfts bemerkt. Der Einkauf von 40 Bott Wein für 1000 Rthlr.; die Acceptation einer Tratte für diese Summe (die ganz unrichtig hier notirt wird), und der Verkauf von Zitz und Cattun im Werth von Rthlr. 724, sind also verzeichnet:

Debitores.			Rthlr.
	Jan.	Wein-Conto Debet für nebenstehende 40 Bott Wein . . .	10000
d. 2ten	Jan.	*A. le Beau* in Bordeaux Debet für seine von uns acceptirte Tratte fällig den 1 May	10000
d. 5ten	Jan.	*Carl Weiler* Debet allhier empfing von uns 32 Stk. Cattun à $12\frac{1}{2}$ Stk. Rthlr. . . . . 400 — 16 Stk. Zitz à $20\frac{1}{4}$ Stk. Rthlr. . . 324	724

Creditores.			Rthlr.
d. 2ten	Jan.	*A. le Beau* in Bordeaux Credit sandte uns 40 Bott Wein . . .	10000
d. 2ten	Jan.	*Wechsel-Conto* Credit für nebenstehende accept. Tratte . .	10000
d. 3ten	Jan.	General Waaren Conto Credit Für nebenstehende Waaren	724

Das Neue der ganzen Buchhalterey ist also, dafs jede Summe doppelt angeschrieben wird, und dafs die Totalsumme der Creditseite der Totalsumme der Debitseite gleich seyn mufs, was eine Controle der Richtigkeit des Einschreibens seyn *soll.*

Allein abgerechnet, dafs diese Sicherheit weniger vorhanden ist, weil auf beiden Seiten die nämliche Summe im Ganzen vorkommt, und es wahrscheinlich ist, dafs, wenn wir einmal auf der einen Seite, z. B. statt obiger 10000 Rthlr. 1000 angeschrieben haben, wir sie auch leicht wieder auf der anderen anschreiben werden; abgerechnet, dafs diese Sicherheit auf eine andere Art erreicht wird: so ist diese Memorialform nicht allgemein anwendbar. Einmal schon defswegen nicht, weil die ungleichartigen Geschäfte hier in Ein Memorial zusammen kommen, und dann, weil bey grofsen, aus sehr vielen verschiedenen Waaren bestehenden Bestellungen, die gewöhnlich in Manufactur-, in Specerey, in Droquerey- u. Farbewaaren-Handlungen vorkommen, und Eine, auch mehrere Folio-Seiten einnehmen, die gegenüber liegenden Seiten leer mit laufen würden, weil auf denselben nur die Totalsummen mit ein paar Worten anzuschreiben wären. Auch das Casse- und General-Waaren-Conto im Hauptbuch kann nur in der Handlung, die uns Hr. *M.* darlegt, aber ja nicht in anderen, in welchen monatlich mehr als ein paar Waarenbestellungen und Auszahlungen vorfallen, angewandt werden.

LHS.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 16 OCTOBER, 1810.

PÄDAGOGIK.

1) Constanz, b. Waibel: *Entwurf der Privatschule für bürgerliche Mädchen zu Habsthal, im Hohenzollern-Sigmaringschen.* 1807. 34 S. 8.

2) Ebendaselbst: *Die Töchterschule zu Habsthal im Jahre* 1809. 31 S. 8.

Der Stolz des *Deutschen* auf den Erfindungsgeist seiner Nation wird begründet durch den Gedanken, dass *Deutsche* es waren, welche Geistesfreyheit für ganz Europa erkämpften, dass *Deutsche* es waren, welche das Höchste der Wissenschaft und Kunst erfanden und pflegten, dass *Deutsche* es waren, welche als Entdecker in einem Gebiete glänzen, welches in der heiligsten Angelegenheit des Menschen wirkt und schafft, in dem Gebiete der Erziehung und des Unterrichts. Dieser Stolz erscheint um so gerechter, wenn man erwägt, dass in dem Gebiete der Menschenbildung die glücklichsten Reformen bewirkt wurden, nicht durch Millionen, welche die Machthaber spendeten, sondern durch den freudigen, aufopfernden Enthusiasmus, mit welchem einzelne Männer in ihrem Wirkungskreise zur Veredlung des menschlichen Geschlechts unermüdet thätig waren.

Wir wollen ihn ehren, diesen Enthusiasmus, festhalten den darauf sich gründenden Werth unserer Nation, als das kostbarste Kleinod, in einer Zeit, in welcher so leicht der Muth schwindet zu gemeinnützigen Unternehmungen, und das beugende Gefühl von der Werthlosigkeit des Deutschen sich hie und da der schwachen Gemüther bemächtigt. Diese Empfindungen wurden in uns bey Durchlesung der vorliegenden Schriften angeregt, in denen ein edler deutscher Mann, der Geheimerath und Leibarzt, Hr. *Mezler*, sich als den Stifter und Beförderer einer Schulanstalt ankündigt, welche reichen Segen für die dortige Gegend stiften wird, wenn man anders das stille Verdienst beachten, und ein Privatinstitut, welches so herrliche Früchte verspricht, sich aber, wie wir fürchten, ohne nachdrücklichen Beystand der Landesbehörde nicht wird erhalten können, nicht dahinwelken lassen will. Doch wir hegen zu der hochfürstl. hohenzollerschen Regierung das wohlbegründete Vertrauen, sie werde mit landesväterlicher Sorgfalt das edle Streben des würdigen Unternehmers dieser Anstalt kräftig fördern, und ein nicht leicht zu gewinnendes Capital, welches in der geistigen Kraft, in dem glühenden Enthusiasmus für das begonnene Werk, und in der glücklichen Wirksamkeit des bie-deren M. liegt, nicht ungenutzt sich verzehren lassen. — Nun noch Einiges von der am 1sten April 1807 eröffneten Anstalt, welche in dem drey Stunden von Sigmaringen an dem Abhange eines Hügels freundlich gelegenen Kloster Habsthal ihr Entstehen erhielt, nachdem die Individuen dieses Klosters nach dem pressburger Frieden pensionirt waren. Mit Bewilligung des regierenden Fürsten machte die edle Priorin dieses Klosters, unter Mitwirkung des P. *Hammerer*, den Entwurf zur Anlegung einer Mädchenschule, zu deren erster Gründung sie mit uneigennütziger Vaterlandsliebe das von ihrer Pension Erübrigte hergab. Hr. *Mezler* entschloss sich auf dringendes Ersuchen der guten Frauen, welche mit regem Eifer für die hohe Idee erfüllt waren, zur Entwerfung des Lehrplans und zur Abfassung zweckmässiger Lehrbücher, von denen weiter unten die Rede seyn wird. Hierauf wurden die Lehrerinnen gewählt, Bücher und Instrumente angeschafft, die Wohn-, Schul- und Schlaf-Zimmer bestimmt, eine eigene Küche eingerichtet, und alles angeordnet, was zur Führung einer eigenen Haushaltung für die Zöglinge erfoderlich war. Die Lehrgegenstände sind: 1) Gesundheiterhaltungskunde, welche nicht bloss Regeln vorschreibt, nach denen die Zöglinge lernen sollen, ihren Körper gegen alle inneren und äusseren schädlichen Einflüsse zu bewahren, sondern auch Anleitung giebt, wie Frauenzimmer durch Besorgung der Küche, durch Erhaltung der Ordnung und Reinlichkeit im Hause, bey der Wäsche, durch Pflege der Kranken, durch Gesundheitspflege der Kinder ihren wichtigen Beruf zum Wohl des gesammten Hausstandes erfüllen sollen. — 2) Deutsche Sprache; Rechnen, wobey wir nur fleissige Übung im Kopfrechnen vermissten, welches allerdings noch weit nützlicher ist, als die schriftliche Führung praktischer Wirthschaftsrechnungen. Auch befremdet es uns, die *pestalozzi*'sche Methodik nicht erwähnt zu sehen, die uns gerade in diesem Fache am bewährtesten zu seyn scheint. 3) Naturlehre, mit steter Beziehung auf die mit dem täglichen Leben in Verbindung stehenden Gegenstände. 4) Naturgeschichte, auch nur nach einem für die Frauenzimmerwelt anpassenden Auszuge. 5) Technologie, wo nur Rücksicht genommen wird auf die Benutzung der Naturproducte, welche die weibliche Wirthschaftsführung interessiren. 6) Praktische Anleitung zu wirthschaftlichen Arbeiten, zur Zubereitung, Benutzung, Verarbeitung und Reinigung des Weisszeugs, zum Nähen, Stricken, Spinnen, Zwirnen, Bleichen, Bezeichnen, Schneidern, Waschen, Stärken, Glätten; die Zöglinge sollen Licht, Seife, Stärke bereiten lernen. 7) Kochkunst. Die Zöglinge sollen nicht nur

aus chemischen und diätetischen Grundsätzen wissen, aus welchen ungegohrne Mehlspeisen, gewürzte Fette, und angebrannte Speisen der Gesundheit nachtheilig sind, sondern sie sollen selbst Probespeisen bereiten, und über Holzersparung, zweckmäfsige Einrichtung der Öfen und Heerde, über die nützlichen und schädlichen Küchengeschirre, und über den Einkauf der Naturalien belehrt werden. 8) Gärtnerey; zugleich wird das Nöthige über Aufbewahren, Einmachen und Trocknen der Früchte beygebracht. 9) Verpflegung der Hausthiere. 10) Der Religionsunterricht schliefst den Cyklus dieser für Mädchen aus *dem Bürgerstande* zweckmäfsig gewählten Lehrobjecte, unter denen wir jedoch einen für die Bedürfnisse dieser Kinder anpassenden Unterricht in der Geschichte und Erdbeschreibung ungern vermissen; beide erweitern den Blick des Kindes in Absicht der richtigen Ansicht der Welt und der Menschen, und reichen vielfachen Stoff zur Belebung und Befruchtung der geistigen Kraft dar.

Die dieser Nachricht beygefügte Tagesordnung finden wir sehr zweckmäfsig, der Geist, welcher das Ganze belebt, berechtigt zu den erfreulichsten Hoffnungen, und die *zweyte* der oben angezeigten Schriften vom J. 1809 liefert den Beweis, dafs in das freundliche Habsthal die richtige Ansicht eines in der That gottgefälligen Klosterlebens eingekehrt sey. Hr. *M.* liefert in diesen Bogen Nachricht von dem, was in diesem zweckmäfsig organisirten Institut geleistet worden. In der gehaltvollen Rede „*über die Nothwendigkeit zweckmäfsiger Erziehungsanstalten für das weibliche Geschlecht*", welche Hr. *M.* bey der öffentlichen Prüfung der Zöglinge am 5 April v. J. hielt, entwirft er in einer kräftigen Sprache ein treffendes Bild von der bisherigen Erziehung des weiblichen Geschlechts auf dem Lande und in der Stadt. Wir können nicht umhin, eine Stelle aus dieser Rede eines geistreichen Arztes mitzutheilen, zumal da die Sache der Erziehung des weiblichen Geschlechts erst seit einiger Zeit in den öffentlichen Blättern zur Sprache gekommen ist.

„Seit dreyfsig Jahren", sagt der würdige Vf., übe ich nun die Heilkunst in den verschiedensten Gegenden und unter allen Ständen der Menschen aus. Das öffentliche Zutrauen, und die Art, wie ich mein Geschäft trieb, hat mich bald in Stand gesetzt, nicht nur die Krankheiten, sondern auch die Ursachen und Veranlassungen derselben, die häusliche Lage, die moralische Bildung der Menschen, ihre Neigungen und Leidenschaften und alle davon abstammenden glücklichen und unglücklichen Familienverhältnisse erfahren zu müssen. Hier zeigt sich die Erziehung im Felde der Erfahrung. Wie oft sahe ich die Menschen, *wie sie nicht seyn sollten!* Wie viele sahe ich, *die nicht seyn konnten, was sie auch gern seyn mochten!* Ach, ich habe in dieser Schule des Unglücks Vieles, sehr Vieles gelernt! Und vorzüglich ging mir das Schicksal des weiblichen Geschlechtes nahe, das mit allem Bewufstseyn seiner Vorzüge und seines wesentlichen Einflusses auf die Männer und auf das Hauswesen, sich selbst alle Annehmlichkeiten des Lebensgenusses raubt, und oft *mit*, aber noch öfter *ohne sein Verschulden* aus blofsem Mangel an Bildung zur stetigen Ursache alles Zerwürfnisses und alles Jammers im Hause wird. — Das Gemälde des Weibes auf dem Lande ist von Kindesbeinen an so schauderhaft, an Körper-, Geist- und Herzens-Bildung so verkümmert, und so ärmlich, so unbehülflich und vernachläfsigt, dafs das allgemein daraus entstandene Übel für die Menschheit und jeden Staat *die ernstlichste Aufmerksamkeit* erfodert. — Wenn die Tochter auf dem Lande durch *Mangel an Bildung* unglücklich ist: so ist jene der Stadt gewöhnlich *verbildet*, weil ihre Erziehung nicht auf die hohe Würde der Menschennatur, sondern nur auf Trug und Schein, auf Sinnenreiz und Selbstsucht gegründet ist. Wenn ein Mädchen in der Stadt auch ein wenig *besser* lesen, schreiben, rechnen kann, wenn sie gefälliger in der Kleidung, im Betragen, geschickter in einigen Arbeiten ist — wie weit ist es noch entfernt, bis es alle, für seinen künftigen Beruf erfoderlichen Kenntnisse erworben, und sich die Tugenden und die Weihe seines Geschlechts mit reinem Eifer, durch Übung angeeignet und angewöhnt hat! Dieser einzige hohe Zweck der Erziehung, wo wird er auch in Städten beachtet?"—

Hört ihn! Hört ihn! Alle, die ihr als *leibliche Ärzte* zugleich die Stelle der *geistlichen Räthe* und Beichtväter, die oft nicht Sinn für dieses Geschäft haben, vertretet, und helfet, wo ihr es vermöget, zur Besserung des Familiengeistes und der Erziehung, wie dieser euer trefflicher Amtsgenosse that, der eine Schule gründen und anordnen half, die allerdings in jeder Hinsicht den anthropologischen und psychologischen Principien der Erziehung und den Bedürfnissen ihrer Zöglinge angemessen genannt werden darf, wie aus den gründlichen Prüfungsberichten, welche der Pfarrer *Strasser* und der Oberamtsrath *Walcher* beygefügt haben, zur Genüge erhellet.

Wir sind nun noch unseren Lesern eine kurze Anzeige der Lehrbücher schuldig, zu deren Abfassung sich Hr. *M.* bey Errichtung der Töchterschule veranlafst sah; sie nehmen in der Reihe dieser Schriften immer einen sehr ehrenvollen Platz ein, da sie, bey allen Mängeln, die ihnen als *ersten Versuchen* dieser Art ankleben, doch die Bahn brechen helfen, auf der Andere vielleicht glücklicher fortschreiten werden.

1) Meersburg u. Rotweil, b. Herder: *Versuch einer angewandten Naturlehre zunächst für die Privatschule bürgerlicher Mädchen zu Habtsthal*, von dem Geheimenrath und Leibarzt *Mezler*. 1809. 98 S. 8.

2) Meersburg, b. Herder: *Angewandte Naturgeschichte* u. s. w. 1809. 204 S. 8.

3) Carlsruhe, b. Müller: *Allgemeine Technologie oder Verarbeitung, Zubereitung und Benutzung der Naturproducte* u. s. w. 1810. 103 S. 8.

4) Carlsruhe, b. Müller: *Unterricht über die häuslichen Tugenden, Pflichten und Beschäftigun-*

gen des weiblichen Geschlechts u. s. w. 1810. 120 S. 8.

5) Ebendaselbst: *Diätetik für bürgerliche Mädchenschulen* u. s. w. 1810. 146 S. 8.

Die Kürze der Zeit, in welcher Hr. *M.* diese Lehrbücher entwarf, werden bey billigen Richtern die Unvollkommenheiten entschuldigen, welche in Form und Materie darin anzutreffen sind. Es ist hier der Ort nicht, diese Mängel aufzuzählen. Bitten müssen wir den Vf., bey einer etwa erfolgenden neuen Auflage, für eine reine von allen Provincialismen gesäuberte Sprache Sorge zu tragen, wenn es ihm darum zu thun ist, seinen Lehrbüchern Eingang in mehrere Schulen zu verschaffen. Das überall sichtbare Bestreben, aus Naturkunde und Technologie nur das für junge Mädchen Brauchbare herauszuheben, scheint dem Vf. vorzüglich gelungen zu seyn; nur wünschen wir, dass er die in No. 1 beobachtete Fragmethode, nach welcher der Lehrer den fragenden Schüler und die Schülerin den Docenten macht, indem sie ausführlich den fragenden Lehrer belehrt, als unzweckmäsig verwerfen möge. Die Diätetik ist nach *Bertele* geordnet und vorgetragen, in der Naturgeschichte und Technologie ist *Funke* benutzt worden. In der Hand eines geschickten Lehrers werden diese Schulbücher gewiss mit sichtbarem Nutzen gebraucht werden können, zumal wenn durch die erfoderlichen Naturaliensammlungen der Unterricht belebt wird. FRHT.

1) Münden, b. Caspar: *Kurzer Plan über die Mädchenschule zu Münden.* Von *Georg Schläger*, Stadt- und Garnison-Prediger. 1807. 14 S. 8.

2) Ebendaselbst: *Fortsetzung des Planes über die Mädchenschule in Münden.* 1807. 23 S. *Zweyte Fortsetzung.* 1808. 40 S. 8.

3) Ebendaselbst: *Die Prüfungsfeyer in der Mädchenschule zu Münden am 5 Oct.* 1808. 70 S. 8.

4) Ebendaselbst: *Fortsetzung des Planes über die Mädchenschule zu Münden.* 1809. 30 S. — *Fortsetzung des Planes* u. s. w. Die Einnahme und Ausgabe enthaltend. 1809. 34 S. 8.

5) Ebendaselbst: *Fortsetzung des Planes* u. s. w. 1810. 20 S. 8.

6) Göttingen, b. Dankwerts: *Plan einer Industrie-Schule*, von *F. G. F. Schläger.* 1810. 16 S. 8.

Die kleinen Schriften, welche wir hier anzeigen, haben einen grossen Werth; so wie überhaupt der Werth der Schriften unbedingt gross genannt werden kann, welche verkünden, was uneigennützige treue Menschenliebe Gutes leistete zur Veredlung des Menschengeschlechts. Also auch hier — dem Verdienste seine Kronen, und dem Vf. im Namen der Menschheit herzlichen Dank für den Biedersinn, und für die ausharrende Treue, mit der er sich um seine Mitbürger verdient machte!

Alles, was bis dahin für die Mädchenschule in *Münden* geleistet wurde, geschahe durch den reinen Patriotismus des Stifters dieser Schule. Er gab zur Errichtung derselben zwey Zimmer in seiner Amtswohnung unentgeltlich her, ertheilte wöchentlich in acht Lehrstunden den Unterricht in der Religion, in der Geschichte und Geographie, in der deutschen Sprache, und in Verstandesübungen, ohne eine andere Belohnung, als die Freude zu gewinnen, die in dem Bewusstseyn liegt, Menschenwohl befördert zu haben.

No. 1 enthält den allgemeinen Grundriss, nach welchem die Lehrer arbeiten wollen, und die Bedingungen, unter welchen die Zöglinge aufgenommen werden sollen. Der Lehrplan, welcher hier noch sehr mangelhaft erscheint, hat späterhin sehr zweckmäsige Erweiterungen erhalten. Nur finden wir es nicht zweckmäsig, wöchentlich 9 Stunden weiblichen Handarbeiten zu widmen; es ist hinreichend, wenn in 5 bis 6 Stunden Anleitung dazu ertheilt wird, die durch Übung zu gewinnende Fertigkeit muss dem häuslichen Fleisse vorbehalten bleiben, damit der Schule nicht für den wissenschaftlichen Unterricht zu viele Zeit entzogen werde, um den es gebildeten Ältern aus den höheren Ständen am mehrsten zu thun zu seyn pflegt. Denn der Unterricht in Handarbeiten kann doch nicht in seinem ganzen Umfange in der Schule ertheilt werden.

No. 2 ist nicht so wohl als eine Fortsezung des Lehrplans, als für eine Expectoration des Vfs. über manche das Schulwesen betreffende Gegenstände anzusehen, insbesondere äussert er manche fromme Wünsche über die Mitwirkung der häuslichen Erziehung bey den Bemühungen der Schule. Die *zweyte Fortsetzung* u. s. w. handelt von dem Nutzen öffentlicher Schulprüfungen, wobey der Vf. zwar die bekannten Vortheile, welche diese Prüfungen unter *gewissen Voraussetzungen* gewähren können, aufzählt, aber durchaus auf die Bedenklichkeiten nicht Rücksicht genommen hat, welche durch dergleichen öffentliche Ausstellungen in Hinsicht auf die Charakterbildung oder Verbildung junger Mädchen veranlasst werden. Wir würden hier die zarteste Sorgfalt allen Vorstehern ähnlicher Institute zur Pflicht machen, und gar sehr wünschen, dass diese Prüfungen nur in Gegenwart der Ältern und nächsten Angehörigen der Zöglinge veranstaltet werden möchten, um die zarte Blume der Bescheidenheit, Anspruchslosigkeit und naturgemässen weiblichen Schüchternheit nicht im Aufblühen zu zerknicken.

No. 3 beschreibt eine Prüfungsfeyerlichkeit, und erstattet ausführlichen Bericht über den methodischen Gang, nach welchem die Prüfung in den einzelnen Lehrobjecten vorgenommen wurde. Mit Recht hält der Vf. ein zweckmäsiges Lehrbuch der Geschichte, auf die Bedürfnisse junger Frauenzimmer berechnet, für ein dringendes Bedürfniss der Mädchenschulen aus den gebildeten Ständen. Möchte der würdige *Bredow*, der, wie wir hören, in seinem

Wohnorte für Bildung der Töchter kräftig zu wirken sucht, und also diesen Mangel längst gefühlt haben wird, sich willig finden lassen, diese Lücke auszufüllen.

No. 4 ist als eine *oratio pro domo* damit beschäftigt, die *Vorzüge der öffentlichen Erziehung* aus einander zu setzen; indessen hat der Vf. nicht von blinder Vorliebe sich leiten lassen. Es ist leider nur zu wahr, dass der Familiengeist gerade in den höheren Ständen nicht von der Art ist, dass er wohlthätig auf junge Gemüther wirken, und in uns die Hoffnung beleben könnte, dass durch ihn eine bessere Generation gebildet werde. Die fortgesetzten Nachrichten von der Mädchenschule, welche diese Bogen liefern, geben einen erfreulichen Beweis von der musterhaften, religiösen Treue, mit welcher der Vf., trotz allen schnöden, schiefen Urtheilen, mit ganzer Hingebung und vielfacher Aufopferung dieser Schule Zeit und Kräfte widmete. Die vorgelegte Berechnung der Ausgabe und Einnahme mag die beschämen, welche den Bestrebungen des edlen Mannes mit liebloser Kälte ihre Theilnahme versagten. — Die Anzahl der Zöglinge, welche Anfangs aus 12 Schülerinnen bestand, bestehet jezt aus 40, und Hr. *S* macht Hoffnung dazu, dass noch eine *dritte Classe*, dem Elementarunterricht bestimmt, würde errichtet werden.

No. 5. Es hat nun endlich durch die uneigennützige Theilnahme, welche ein edler Mitbürger dem Institut schenkte, die Töchter-Schule ein geräumiges Locale erhalten. Vier geräumige Zimmer sind zu ihrem Gebrauche bestimmt, und dem ersten Lehrer und der ersten Lehrerin hat eine eigene Wohnung in diesem Hause angewiesen werden können. Doch wird einem Institut, welches durch Menschenfreundlichkeit eines Privatmannes gegründet wurde, hiedurch bleibende Dauer gesichert? Sollte nicht mit gerechter Sehnsucht sein durch drey mühvolle Jahre geprüfter und bewährt befundener Eifer sich nach Hülfe von Seiten der Staatsbehörden umsehen dürfen? Sollte Hn. *S.*, der auch durch Errichtung einer Industrie-Schule seinen Mitbürgern so erspriessliche Dienste leistete, von der in No. 6 Nachricht gegeben wird, nicht aus den Händen der ersten Staatsbeamten, eines *Wolfradt* und *Leist*, der Kranz des Verdienstes gereicht werden? — Vielleicht können wir bey einer der fortgesetzten Nachrichten von dieser Töchterschule, deren Anzeige wir uns zur Pflicht machen, die Erfüllung unserer freudigen Hoffnung verkündigen.

FRHT.

KURZE ANZEIGEN.

PHILOSOPHIE. *Quedlinburg*, b. Ernst: *Die Schule der Selbstbelehrung für Sittlichkeit und Religion nach Vernunft und Schrift.* Allen guten Menschen eröffnet, denen es um reinere Erkenntniss ihres Christenthums zu thun ist, besonders gebildetern Jünglingen und Jungfrauen, welche zum Denken gewöhnt, sich weiter auf dem Wege christlicher Weisheit forthelfen wollen, wenn sie nach der Confirmation die öffentlichen Schulen verlassen, und zum bürgerlichen Leben übergehn. Nach dem Plane des vom Hn. D. *J. A. Hermes* zu Quedlinburg herausgegebenen Lehrbuchs der Religion Jesu entworfen von *Joh. Heinr. Friedr. Meineke*, vormals fürstl. Consistorialr., jetzt noch Prediger zu St. Blasius in Quedlinburg. 1810. XII, 20 u. 339 S. 8. (18 Gr.)

Ausser der auf dem Titel angegebenen Absicht glaubt der Vf. durch diese Schrift auch Lehrern nützlich zu seyn, um ihnen das Geschäft zu erleichtern, sich jedes zusammenhängend geschriebene Lehrbuch in Fragen aufzulösen, und Hausvätern und Hausmüttern ein Hülfsmittel darzubieten, sich von den Fortschritten ihrer Kinder in der Religionskenntniss zu überzeugen. „Wer es weiss," setzt Hr. *M.* in Absicht des ersten Punctes hinzu, wie viele logische Fertigkeit, und, selbst bey derselben, praktische Gewandheit dazu gehöre, sokratisch zu fragen, ohne von einer Frage unvorbereitet auf die andere überzuspringen, und kein wesentliches Merkmal eines Begriffs zu übergehen, der wird den Nutzen eines solchen Buches für ungeübtere Lehrer anerkennen." Aber wie können sie, wenn das auch überhaupt durch Ein Buch möglich wäre, aus dem seinigen *sokratisch* fragen lernen, da es nicht nach sokratischer Methode abgefasst ist? Bey der antwortenden Person dieses Buches sind ja alle Begriffe und Urtheile schon fertig und das, was sie seyn sollen; dahingegen die sokratische Methode sie erst durch die Unterredung entstehen und zur Vollendung kommen lässt. Dass auch sehr viele Fragen, besonders in der Einleitung, nicht vorbereitet sind, dass Manches vorausgesetzt und angewandt wird, wovon die Gründe erst später folgen, dass manche Ausdrücke, die nicht Jeder verstehen dürfte, unerklärt bleiben, das Alles möchte der Vf. vielleicht damit entschuldigen, dass er gut unterrichtete Leser voraussetzt. Ob für solche aber nicht ein zusammenhängender Vortrag, allenfalls mit untergesetzten Fragen, passender gewesen wäre? — Die Sachen, welche Hr. *M.* vorträgt, sind im Ganzen sehr gut, seine Begriffe meistentheils bestimmt und seine Urtheile richtig, besonders in den historischen und unmittelbar praktischen Theilen. Mehr Blössen giebt er, wenn er in das Gebiet der Metaphysik steiget. Über die Freyheit erklärt er sich widersprechend. Nach S. 8 ist der freye Wille die Fähigkeit, nach Vernunft zu wählen oder zu verwerfen; wenn die Menschen dem blossen sinnlichen Gefühl des Angenehmen oder Unangenehmen folgen, ist ihr Wille nicht frey. Nach S. 147 kann der Mensch, wenn er will, frey seyn. Nach S. 153 setzt die Sünde Kraft und Freyheit voraus, das Gebot übertreten oder erfüllen zu können. Auch die Lehre von Gott und dessen Eigenschaften ist nicht befriedigend abgehandelt, und giebt manchen Bedenklichkeiten Raum, weil der Vf. dabey zu theoretisch und speculativ verfährt, da doch nur aus praktischen Begriffen eine consequente Gotteslehre kann entwickelt werden. — Die Schreibart ist nicht rein, und die Orthographie oft seltsam. Wir finden *wenn ehe* statt wann; *nirgens; zerstreut* u. dgl.

HIRL.

NEUE AUFLAGEN.

Düsseldorf, b. Dänzer: *Düsseldorfer Taschenbuch für Geschäftsleute im Grossherzogthum Berg auf das Jahr* 1810. Enthält den Status der hohen Ministerien, der Verwaltungs- und Justiz-Stellen des Grossherzogthums Berg, die Addressen der düsseldorfer Kaufmannschaft und Gastwirthe, den Geldcurs bey den öffentlichen Cassen, die Reductionstabellen der dabey angenommen werdenden Gold- und Silber-Sorten, und des bisherigen Münzfusses in dem jetzt geltenden Decimalfuss, die Stempel-, Hypotheken-, Patenten- und Wege-Taxe, die Post- und Sperr-Ordnung, nebst anderen dazu gehörigen interessanten Gegenständen. 2te vermehrte u. verbess. Auflage. Taschenformat. (6 Gr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 17 OCTOBER, 1810.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Leipzig, b. Göschen: *Gutachten über Getreide-Ausfuhrverbote und Magazine.* Herausgegeben von **au*. Als Beurtheilung der Abhandlung von *Schmalz*, über den sogenannten Getreidewucher in der hallischen Literatur-Zeitung. 1809. 68 S. gr. 8. (8 Gr.)

So wenig es befremden kann, wenn man im wirklichen Leben über die Gegenstände, mit welchen es die vorliegende höchst empfehlenswerthe Schrift zu thun hat, ganz verschiedene Masregeln nehmen, und ganz entgegengesetzte Grundsätze befolgen sieht: so auffallend ist es, dass in der Theorie selbst noch eine so grosse Verschiedenheit der Ansichten Statt findet. Denn was die Praxis angeht: so ist es leider nur zu oft der Fall, dass gar nicht nach Grundsätzen, sondern nach Vorurtheilen und falsch gewählten Beyspielen verfahren wird, und gewissermasen verfahren werden muss; ja es ist nicht zu leugnen, dass gar oft eine Masregel den richtigen und bisher angenommenen Grundsätzen zu widersprechen scheint, welche gleichwohl höchst consequent, und den bisher befolgten Grundsätzen durchaus gemäs ist, nur dem nicht so erscheint, welcher von den Umständen nicht vollkommen unterrichtet ist, oder von abweichenden Grundsätzen ausgeht. Die immer noch Statt findende Verschiedenheit in der Theorie hingegen läst bey den vielen scharfsinnigen Untersuchungen, bey den mannichfaltigen Erfahrungen, welche besonders seit den letzten 40—50 Jahren über diese Gegenstände angestellt und gesammelt sind, wenig Hoffnung übrig, dass eine nicht mathematisch zu erweisende Vernunftwahrheit zur allgemein anerkannten Wahrheit werden, und dass die Systemsucht der Stimme der Wahrheit weichen werde. Denn ohne eine Systemsucht lässt es sich wenigstens kaum begreifen, wie man immer noch mit Gründen wider oder für die eine oder die andere Meinung hervortreten kann, deren Nichtigkeit nicht nur bis zu einem hohen Grad von Evidenz dargethan ist, sondern welche mit anderen Gründen, mit welchen sie in eine Reihe gestellt werden, und in der Verbindung und Allgemeinheit, in welcher sie gebraucht werden, in einem ganz offenbaren Widerspruch stehen. Ein Aufsatz des Hn. G. J. R. *Schmalz* in dem 244 und 245 Stücke der Hall. A. L. Z. vom Jahr 1805, welcher, ungeachtet in demselben alle die Fehler und Trugschlüsse anzutreffen sind, die alle Schriften an sich haben, welche eine einzige, zu allen Zeiten, an allen Orten und unter allen Umständen zu befolgende Maxime unbedingt gleich einer Universalmedicin empfehlen, doch durch den zuversichtlichen, entscheidenden Ton, der darin herrscht, und durch dreiste Behauptungen Manchen stutzig machte und imponirte, hat einen preussischen Geschäftsmann schon im November 1805 veranlasst, dieses Gutachten auszuarbeiten. Der verdienstvolle Vf., welcher seinen Gegenstand ganz kennt und mit Ruhe beleuchtet, erklärt sich zwar sowohl für eine vollkommene Freyheit des Getreidehandels im Inneren, und mithin gegen alle Verbote des Aufkaufens, des Zwischenhandels u. s. w., als auch für die Freyheit der Ausfuhr und Einfuhr im Allgemeinen. Doch will er, und nach Rec. Dafürhalten mit dem entschiedensten Rechte, dass die Regierungen sich nicht bey der Befolgung dieser als Regel geltenden Grundsätze unbedingt beruhigen, sondern auf den Gang des Kornhandels ein stets wachsames Auge haben, und unter gewissen Umständen, wenn nämlich bey bereits hohen und immer noch steigenden Preisen dennoch die Ausfuhr ins Ausland fortdauert, mit Ausfuhrverboten dazwischen treten sollen, damit nicht wirklicher Mangel entstehe, oder der Preis des Getreides zu einer solchen Höhe ansteige, welche für die arbeitende Classe einem wirklichen Mangel gleich zu achten ist, und dass sie, wenn alles dessenungeachtet doch der eine oder der andere dieser Fälle eingetreten, aus öffentlichen Magazinen dem ärmeren Theile zu Hülfe kommen sollen. So sehr diese Grundsätze — ungefähr dieselben, welche seit *Gaglianis* geistreicher Behandlung dieser Materie, von allen verständigen Menschen und Regierungen als die richtigen angenommen und befolgt worden sind — dem unbefangenen Verstande einleuchten: so wenig wollen die Physiokraten solche gelten lassen; sie verlangen vielmehr mit gänzlicher Verwerfung dieser *halben Masregeln* — so nennen sie die verständige Rücksicht auf Zeit, Ort und besondere Umstände —, dass der Staat nie, unter keiner Bedingung, sich in den Handel mische, sondern ihn in seinem ungestörten Gange gehen lasse. Auch Hr. *Schmalz*, ein sehr eifriger Anhänger der Physiokraten, hat sich in dem vorerwähnten Aufsatz zu dieser Lehre bekannt, und unser Vf. macht sich ein Geschäft daraus, die vielen Trugschlüsse und übertriebenen Behauptungen, auf welchen das System der unbedingten Freyheit beruhet, und welche in jenem Aufsatze gleichfalls anzutreffen sind, aufzudecken, und das Wahre von dem Blendenden abzusondern. Gleich der erste, an und für sich richtige Satz, den der Vf. beleuchtet:

dafs das Verhältnifs des Vorraths zu dem Bedarf die Preife beftimme, auf welchen die Phyfiokraten einen fo grofsen Werth legen, fpricht hier gegen fie. Denn die Ausfuhr vermindert doch natürlich den Vorrath, und nicht fowohl der Vorrath überhaupt wirkt auf den Preis, als der zum Verkauf ausgebotene, und derjenige Vorrath, der der Natur der Dinge nach auf unferen Markt kommen kann. Dieses Letztere gilt aber in Anfehung des Getreides, deffen Transport mit fo vielem Aufwande verbunden ist, immer nur von den Vorräthen, die fich in einem gewiffen nicht zu ausgedehnten Bezirke befinden, und in Anfehung des Erfteren mag es zwar ungereimt feyn, eine allgemeine Verabredung der Landleute, durch Zurückhaltung ihrer Vorräthe den Preis fteigern zu wollen, zu fürchten; inzwifchen ift es *gewifs* höchft kurzfichtig, eine Verabredung der Art für nöthig zu achten, indem der gemeinfchaftliche Wunfch, das allgemeine Streben aller Landleute, der erfte Grundfatz, von welchem jeder verftändige Producent ausgeht, in diefem Punct die Stelle einer Verabredung vertritt, und weit kräftiger wirkt, als je eine ausdrückliche Verabredung zu wirken im Stande ift. Es ift daher hier fo wenig eine Verabredung nöthig, als es einer Verabredung der Landleute, ihre Äcker zu rechter Zeit beftellen zu wollen, bedarf. Wenn der Landmann nicht feiner Seits von dem Bedürfnifs, Geld zu haben, gedrängt würde, und wenn diefes nicht hauptfächlich zur Zeit des Herbftes, wo feine meiften Abgaben fällig find, der Fall wäre: fo würden wir gewifs fehr viel öfter hohe Fruchtpreife haben. Wie denn wirklich in den letzten Friedensjahren die Kornpreife im Herbft defswegen, weil der Landmann an Geld noch keinen Mangel litt, fehr häufig höher waren, als im Frühjahr, und diejenigen, welche, der alten Regel getreu, ihren Bedarf um Martini einkauften, oft theuereres Brod afsen, als die, welche fich von Zeit zu Zeit damit verfahen. Da alfo das Aufbewahren des Korns bis zu befferen Preifen ein ganz allgemeiner, gleichfam inftinktmäfsiger Grundfatz des Landmannes ift: fo ift daher auch nicht zu fürchten, dafs ein Ausfuhrverbot ihn dazu erft beftimmen, und dafs er dadurch gleichfam erft aufmerkfam gemacht werde. Überhaupt irrt man durchaus, wenn man allgemeine, den Handel betreffende Wahrheiten auf den Getreidehandel anwenden will, und diefer Irrthum ift um fo gröfser, je mehr ein Land ein ackerbauendes Land ift, welches fich regelmäfsig durch eigene Production, und nicht durch den Handel mit Auswärtigen verforgt. Im Handel mit gewöhnlichen Waaren ift das Intereffe, das Bedürfnifs, zu verkaufen, dem, zu kaufen, ziemlich gleich. Diefes ift beym Getreide ganz etwas anderes. Es kann nicht, ohne dafs man in Noth geräth, entbehrt werden, und ein Abwarten, ein Auffchub von einiger Bedeutung ift von Seiten des Confumenten oft ganz unmöglich, da der gröfsere, von Brode hauptfächlich lebende Theil ohnehin nicht eher kauft, als bis fein Vorrath erfchöpft, und Noth da ift. Mithin findet alles, was auf eine allmähliche Ausgleichung berechnet ift, was eine Einfchränkung, eine Entwöhnung vorausfetzt, entweder ganz und gar nicht Statt, oder hat doch weit engere Grenzen, und zieht leicht die fchrecklichften Folgen jeglicher Art nach fich, fo dafs die Furcht allein hier Wirkungen hervorbringt, welche nach pfychologifchen Gründen bey anderen Dingen gar nicht zu erwarten ftehen. Nächft diefem hat der Getreidehandel feine kurzen, höchftens auf ein Jahr fich ausdehnenden Perioden; er ift daher weit mehr ein Spiel, als jeder andere Handel, und zwar ein Spiel, wobey der Gewinn oder Verluft nicht nur von dem endlichen Ausgange, von der Ärndte, fondern von fehr vielen Umftänden, welche kein Menfch vorher zu berechnen, herbeyzuführen und abzuwenden im Stande ift, abhängt. Er bedarf daher von der einen Seite einer öffentlichen Leitung und Auffìcht, von der anderen aber wird er nie zu einer folchen Feftigkeit gedeihen, als ein anderer Handel. Befonders ift diefes in Ländern der Fall, welche in der Regel fo viel, oder noch mehr, als fie bedürfen — und an folche kann doch, wenn von Ausfuhrverboten die Rede ift, eigentlich nur gedacht werden — produciren. Defshalb ift aber auch jede Berufung auf Holland und auf England, auf diefe glücklich gelegenen Länder, welche den Zwifchenhandel zwifchen den kornreichen und kornarmen Ländern in Händen haben, durchaus unpaffend. Denn was befonders Holland — natürlich denkt fich Rec. Holland in dem ehemaligen Zuftande — angeht: fo ift das Getreide hier Handels-Waare, nicht Landes-Product. Die Gewifsheit, für das eingeführte Getreide jederzeit, auch in den beften Jahren, Käufer zu finden, macht es dem Kaufmanne möglich, fefte Handelsverbindungen anzuknüpfen, oder bey Zeiten fich umzufehen, Erkundigungen einzuziehen, und fich dahin zu wenden, wo die Ärndte am beften gewefen ift, um vortheilhaft einzukaufen, und auf diefe Weife bald mit dem Süden, bald mit dem Norden von Europa, bald mit Afrika oder Amerika fich in Verbindung zu fetzen, und von der Wahrheit, dafs nie auf der ganzen Erde zu gleicher Zeit Mifswachs Statt findet, Nutzen zu ziehen. Unter diefen Umftänden den Handel durch Aus- oder Einfuhr-Verbote dirigiren zu wollen, würde eben fo widerfinnig gewefen feyn, als es kurzfichtig ift, wenn man behaupten wollte, dafs, weil Holland bey der Befolgung feiner Mafsregeln gut gefahren fey, ein anderes Land dabey gleichfalls gut fahren werde, welches nicht fo glücklich gelegen ift, und in welchem man einen bedeutenden Ackerbau treibt, wo man alfo immer erft fpät, immer erft durch das Dafeyn des Übels, von der Gefahr überzeugt wird, ja wo felbft dann — wie die Erfahrung genugfam lehrt — noch Ungewifsheit und Zweifel herrfcht, ob nicht etwa der Überfchufs der vorigen Jahre das Deficit decken, und ob es ein wirkliches oder nur ein fcheinbares künftliches Deficit fey, wo mithin an eine Zufuhr im Voraus gar nicht zu denken ift. Denn auch die gröfste, ausgedehntefte Freyheit kann und wird nie die Folge haben, wie die Gegner gleichwohl zu wähnen fcheinen, dafs ein und daffelbe Land, welches in der Regel

der Zufuhr nicht bedarf oder gar einen Activhandel mit eigenen Früchten führt, auch zugleich einen geordneten Passiv-Handel von Bedeutung habe, da, wie bereits bemerkt, England nicht zum Beyspiel genommen werden darf, welches seiner Flotten und Kolonieen wegen jederzeit einen lebhaften Kornhandel führen muss. Ist daher der eigene Vorrath in diesen Ländern nicht ausreichend: so müssen sie, wenn die für den Einkauf und für den Transport günstigste Zeit bereits vorüber ist, zu einer Zeit, wo die Noth einzelner Länder auf den Preis der Früchte in gesegneten Ländern schon eingewirkt hat, einkaufen; sie müssen sich, weil die Sache keinen Aufschub leidet, nach den Markt wenden, welcher ihnen der nächste ist, und daher vielleicht an der Ostsee für das Doppelte kaufen, wenn sie am Mittelmeer für die Hälfte hätten kaufen können, müssen alle die Nachtheile fühlen, welche mit jedem neuen ungewohnten Handel, den man zur Zeit der Noth anfängt, unvermeidlich verbunden sind, müssen sich allen den Schwierigkeiten, Zögerungen u. s. w. unterwerfen, welche der Landtransport, oder auch der Wassertransport stromaufwärts mit sich führt; und es ist ein halbes Wunder nöthig, wenn die auf solche Weise geschaffte Aushülfe zu rechter Zeit ankommt, und wenn das dadurch herbeygeschaffte Getreide nicht einen noch höheren Preis hat, als das einheimische. Unter solchen Umständen ist daher nichts wichtiger, als dafür zu sorgen, dass ein solches Land nie der fremden Zufuhr, welche für dasselbe immer precär ist, bedürfe. Dieses kann eines Theils dadurch geschehen, dass man mit dem vorhandenen Vorrath zu Rathe hält, theils dadurch, dass man im Voraus an einen solchen Fall denkt, und Magazine errichtet. Jenes macht nun, so bald man gewahr wird, dass bey einer nicht entschieden reichen Ärndte, und bey Preisen, welche die gewöhnlichen bereits um ein Ansehnliches übersteigen, dennoch mit Korn Handel ins Ausland getrieben wird, und wenn man weiss, dass die Preise in einem Lande, wohin unsere Vorräthe wirklich gehen, und möglicher Weise gehen können, noch höher sind, als die unsrigen, und auch dort noch im Steigen sind, ein Ausfuhrverbot nothwendig; damit nicht aus hohen Preisen am Ende eine wirkliche Theurung, oder was einerley ist, Mangel für den Theil des Volks entstehe, der mit Aufbietung aller Kräfte, und mit Entsagung alles Entbehrlichen, doch so viel nicht erschwingen kann, als er nöthig hat, um sich satt zu essen. Gegen die Güte dieser Maſsregel ist es kein Einwand, dass — nach einer dreist behaupteten Erfahrung — die Sperre die Preise nicht solle fallend machen, ja sie noch höher treibe. Die Herstellung eines niedrigen Preises ist ja keinesweges Zweck dieser Verfügung, welche nur dann geschieht, wenn die Preise schon hoch stehen, wenn der Getreidebesitzer schon an den hohen Preis gewöhnt, und durch die bisherigen hohen Preise in den Stand gesetzt ist, mit seinen Vorräthen an sich zu halten; aber sie bewirkt, und soll bewirken, dass der Vorrath, welcher noch da ist, nicht fortgehe, und dass nicht Mangel entstehe; und wer vermag zu bestimmen, wie hoch die Preise gestiegen seyn würden, wenn die Ausfuhr nicht verboten worden wäre? Wer vermag zu bestimmen, wie groſs ohne sie der Mangel geworden seyn würde? Denn es ist doch bekannt genug, ob es gleich Manchem, der sich eine entscheidende Stimme in dieser Angelegenheit anmaſst, nicht bekannt zu seyn scheint, wie bey groſsen vortheilhaften Bestellungen nach dem Auslande zu Werke gegangen wird; wie der Kaufmann, dem das Ausland, mit welchem er handelt, weit mehr interessirt, als das Inland, durch Anstellung einer Menge von Commissairs und Unterlieferanten, welche zu gleicher Zeit nach allen Seiten ausströmen, alle groſsen Vorräthe in Beschlag nehmen läſst, und wie er durch baare Bezahlung groſser Summen in Münzsorten, wie sie ein Jeder wünscht und nöthig hat, und durch alle die Künste, mit denen er vertraut ist, ganze Districte auszukaufen weiss, ehe davon das Mindeste ruchtbar wird. Es ist aber auch eine ganz falsche Behauptung, dass Sperren die Preise nie fallend machen; vielmehr lehrt nicht nur die Erfahrung das Gegentheil, sondern das Geschrey, welches die Producenten, die ihren Vortheil recht gut verstehen, dagegen erheben, beweiset dieses am besten. Auch ist es sonderbar, dass die Vertheidiger der unbedingten Freyheit, von der Ausfuhr gar keine nachtheiligen Folgen fürchten, und doch von der Einfuhr so viele wohlthätige Wirkungen versprechen, da doch beide eine gleiche, wiewohl entgegengesetzte Wirkung nach sich ziehen müssen. Und ist es wirklich eine Kleinigkeit, wenn die Ausfuhr zu einer Zeit, wo der ganze vorhandene Vorrath kaum zureicht, und wo man schon zu allen möglichen Einschränkungen geschritten ist, auch nur $\frac{1}{24}$ beträgt? Dieser ganze Abgang fällt ja immer nur auf einen kleinen Theil der Nation. Der Producent, der Reiche, die ganze Classe derer, die im Brode Anderer stehen, lassen sich wenig oder nichts abgehen; der Arme, hauptsächlich der Arme in den Städten und in den Gebirgsgegenden, empfindet allein den Abgang, und die $4\frac{1}{6}$ Procent, welche vielleicht noch ohne nachtheilige Folgen hätten eingespart werden können, wenn die ganze Volksmenge sich zu einem gleichen Abzuge verstanden hätte, können von dem vierten oder fünften Theile der Nation, welcher sich in Tagen der Fülle kaum, oder gerade nur satt isset, unmöglich entbehrt werden, ohne dass Mehrere des Hungertodes sterben müssen. Dass der Ackerbau durch Sperren solcher Art leiden sollte, wird gewiss Niemand fürchten. Denn so wahrscheinlich es ist, dass durch ein falsches System, durch ein System, welches die Herabdrückung der jetzt im Ganzen höheren Preise zu dem Stand, welchen sie vor 20 — 30 Jahren hatten, dem Landbau geschadet, und ein unnatürlicher gelähmter Zustand hervorgebracht werden würde: so wenig ist dieses von einer Sperre zu fürchten, welche nur dahin geht, dass ein bereits hoch gestiegener Preis nicht noch höher steige, und welche in der Regel nicht länger als von einer Ärndte bis zur anderen dauert. Übrigens liegt in der Behauptung,

dafs Ausfuhrverbote Erhöhung der Preise bewirken, und zu gleicher Zeit dem Ackerbau schaden sollen, einer von den vielen Widersprüchen, deren sich die Physiokraten schuldig machen.

Am schwierigsten wird es seyn, sich von den Umständen, welche die in Vorschlag gebrachten Masregeln nöthig machen, zu überzeugen, und diese Aufgabe ist am wenigsten befriedigend von unserem Vf. gelöset. Durch Tabellen über den Vorrath und den Bedarf wird man der Wahrheit schwerlich auch nur in etwas nahe kommen. Wenn man nicht etwa das auszuführende Getreide mit einer Abgabe belegen will, welche nach im Voraus fortgesetzten Verhältnissen mit den Preisen steigt und fällt, und welche den Handel mit dem Auslande in demselben Grade erschwert, als er uns weniger nöthig und wohlthätig ist: so dürfte es am sichersten und leichtesten seyn, den Gang des Handels, den Zug, den das Korn nimmt, stets genau zu beobachten, und sobald als das Getreide auf eine auffallende Weise steigt, über die Preise, in welchen es an den Orten, wohin der Handel geht, genaue Erkundigungen einzuziehen, und allenfalls unter Zusicherung der Geheimhaltung bey grofsen Kornhändlern und grofsen Güterbesitzern Nachfragen über die Quantitäten, welche sie bereits zu liefern übernommen haben, anzustellen, ihnen die Anzeige neuer Aufträge oder Speculationen zur Pflicht zu machen, und durch genaue und strenge Aufsicht auf die Ausfuhr grobe Entstellungen der Wahrheit zu verhüten. Durch diese Veranstaltungen, welche nicht durch Collegia, sondern von einem einzelnen, mit dem Handel und mit dem Zustande des Ackerbaues, dem Ertrag der Ärndte, mit dem Bedarf im Ganzen, und mit den Localitäten aufs genaueste bekannten, verständigen, von der Richtigkeit dieses Systems vollkommen überzeugten, und mit eigenen Augen sehenden, anerkannt rechtlichen Manne geleitet werden müssen, wird man so ziemlich über die wahre Lage der Dinge unterrichtet und vor groben Fehlgriffen bewahret werden. Ganz darf dasjenige, was von dem Nachbarn geschieht, nicht unbeachtet gelassen werden; aber man lasse sich dabey ja nicht von den Gedanken an Retorsionen, Repressalien leiten, sondern man sehe lediglich auf die eigene Lage, auf die Verhältnisse der Nachbarn zu uns und zu Anderen, und auf die Gründe, welche die von ihn getroffenen Masregeln bestimmten, und man hüte sich vor der erbärmlichen leidenschaftlichen Eifersucht, welche, wie so oft geschieht, die eigene völlige Lähmung nicht scheuet, um nur einem Anderen einen leichten Backenstreich zu versetzen. Machen sodann die Umstände ein Ausfuhrverbot nöthig: so muss man mit der gröfsten Strenge darüber wachen, und man kann dieses um so mehr, weil man den Producenten in der That gar nicht zu nahe tritt, und nur der Kaufmann, welcher mit dem Auslande handelt, allenfalls über Störung in seinem Gewerbe zu klagen hat, aber gewiss nicht mit dem Rechte klagen darf, mit welchem die grofse Menge zu klagen Ursache hat, die durch zu hohe Preise nicht nur in ihrem Gewerbe gestört, sondern um die Möglichkeit, fortzuexistiren, gebracht wird.

Wenn nun neben diesen Veranstaltungen der Staat noch durch zweckmäsig eingerichtete Magazin-Einrichtungen sich in einen gewissen Vorrath gesetzt hat: so wird er im Stande seyn, aus eigenen Mitteln und mit Ruhe die äufserste Gefahr des Mangels und der Theurung abzuwenden. Unser Vf. spricht über diese Anstalten sehr verständig, und er zeigt sehr gut, wie diese Anstalten, wenn sie nicht zur Sättigung des ganzen Volkes, sondern nur zu Unterstützungsanstalten für die ärmere Classe bestimmt sind, gar nicht so grofs zu seyn brauchen, als die Physiokraten — welche, wie alle einseitigen Systematiker, die Übertreibung und die grellen Farben so sehr lieben — vorzustellen suchen, und die sich, wenn sie mit Redlichkeit und Einsicht angelegt und verwaltet werden, selbst erhalten, und, ohne dass man auf Gewinn auszugehen braucht, das Capital recht gut verzinsen. Gleiche Vortheile von dem Eigennutze und dem Speculationsgeiste Einzelner erwarten zu wollen, wenn der Staat nichts thut, als dafs er eine ungestörte Freyheit gestattet, ist zum wenigsten etwas unsicher, und setzt ein Zutrauen zu dem Eigennutze und dem Edelmuth der Speculanten voraus, wozu man wenigstens durch das, was wir bisher davon gesehen und erfahren haben, nicht im Mindesten berechtigt ist, und wobey sich der Staat in einer so wichtigen Angelegenheit schwerlich beruhigen darf. Ganz thöricht ist es aber, bey dieser ganzen Angelegenheit von einer schädlichen Unterbrechung des Ganges der Natur, von widerrechtlichen Eingriffen in das Eigenthum zu reden. Der gesellschaftliche Zustand hat so manche Unterbrechung des Laufs der Natur herbeygeführt, die bestehende so ungleiche Vertheilung des Eigenthums ist selbst eine so grofse Unterbrechung der Natur, dafs schon allein deshalb wieder andere Unterbrechungen nöthig und ganz unvermeidlich sind; und es ist doch wenigstens nicht consequent, wenn man hier dem Eigenthum eine Heiligkeit beylegt, die nie angetastet werden soll, und dort ohne alles Bedenken, mit einer nahe an Frivolität grenzenden Leichtigkeit, und oft blofs der Theorie zu Liebe, Zünfte, Privilegien — eben so gut hergebrachte Rechte, als die Vertheilung des Grundeigenthums, — über den Haufen stöfst. PN.

FORTSETZUNGEN.

Marburg, b. Krieger: *Lucina*. Eine Zeitschrift zur Vervollkommnung der Entbindungskunde. Herausgegeben von *D. Elias von Siebold*, praktischem Arzte u. Geburtshelfer, grofsherzogl. wirzburg. Medicinal-Rathe u. s. w. 5n Bdes 2s, 3s St. 1809, in fortlauf. Seitenzahl 378 S. 6n Bdes 1s, 2s St. 1810. 301 S. 8. (Jeder Bd. 2 Rthlr.) S. Recens. des 4n Bds. 1807. No. 231.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 18 OCTOBER, 1810.

GESCHICHTE.

Bamberg u. Erlangen, in Commiss. b. Palm: *Materialien zur Geschichte und Statistik Bambergs.* Herausg. von den Gebr. *Jäk.* I Th. 1809. 174 S. II Th. 1809. 192 S. III Th. 1810. 232 S. 8. (2 Thlr. 14 Gr.)

(Die zwey letzten Theile haben auch den Titel: *Geschichte Bambergs von der Entstehung des Bisthums im Jahre 1006 bis auf unsere Zeiten.* Verfasst von *Joachim Heinrich Jäk.*)

In der Vorrede zum ersten Theile erklärt der Vf., dass er durch häufige Auffoderungen bewogen worden, seine fast nur aus *Urkunden* geschöpften Materialien zur bambergischen Geschichte dem Publicum in die Hände zu liefern, wodurch vielleicht Andere in Stand gesetzt werden könnten, ein Ganzes zu fertigen, wozu ihm Zeit und Ruhe fehle. Er klagt aber auch zugleich, dass ihm die beiden alten Registraturen auf dem Kaulberge und bey dem Magistrate unzugänglich geblieben wären, und dass er, trotz der bekannten Liberalität der k. baierischen Regierung, aus dem Archive zu Bamberg weder *mündliche* (?), noch schriftliche Notizen habe schöpfen können. Dessenungeachtet hofft der Vf. — weil er seit 5½ Jahren an der mit historischen Hülfsquellen so reichlich versehenen k. Bibliothek zu Bamberg arbeite — manche nicht unwichtige Nachrichten zu verbreiten, welche sonst für die Geschichte seines Vaterlandes *verloren* gegangen wären. — Es bleibt zwar immer Verdienst, durch eine planmäfsige Sammlung oder Zusammenstellung urkundlicher und handschriftlicher Materialien zur Erweiterung und Aufklärung der Geschichtskunde beyzutragen: aber zum Behuf der historischen Kritik müssen auch überall die Quellen angegeben werden, aus welchen diese oder jene Nachrichten geschöpft worden; auch ist zu bemerken, ob solche in gedruckten oder ungedruckten Urkunden enthalten, und in welchem Werke jene anzutreffen sind. Auf dieses Erfodernifs hat der Vf. zu wenig Rücksicht genommen; denn die in einer dem dritten Theile vorgesetzten Anzeige der gebrauchten Schriftsteller ist viel zu allgemein, als dass sie der gerechten Foderung des kritischen Geschichtforschers nur irgend entsprechen sollte. Doch wir wollen darüber hinausgehen, und unsere Leser mit dem Inhalte dieser Materialien etwas näher bekannt machen.

Der *erste* Theil begreift in 10 §§. die *Geschichte Bambergs* und der zu dieser Provinz gehörig gewesenen Abteyen und Klöster. Ersteres machte (§. I) im 9ten Jahrh. eine Allodialbesitzung der bekannten Grafen von Babenberg aus, welche die ersten waren, die sich von ihren Stammgütern einen Familiennamen beylegten. Nach Adelberts Tode ward Bamberg in eine Reichsdomäne verwandelt, und 60 Jahre lang durch Gaugrafen verwaltet, endlich aber 973 mit dem Herzogthum Baiern verbunden. Der II §. enthält eine kurze Biographie K. Heinrichs II, als des Stifters des Bisthums Bamberg, von dessen *Errichtung* im §. III allgemein bekannte Nachrichten mitgetheilt, und einige Angaben der älteren Geschichtschreiber berichtigt werden. Der IV §. handelt vom *Domcapitel*, welches in einem Collegium von Chorbrüdern bestand, die unter dem Namen von Georgenbrüdern mit dem Bischofe beysammenlebten, und mit demselben über alle Güter freyes Eigenthumsrecht ausübten. Aus der Mitte des Domcapitels, dessen Verfassung hier umständlich aus einander gesetzt wird, konnte der Bischof Pröbste der Collegiatstifter ernennen und Oberpfarreyen besetzen. Vermöge eines Diploms K. Ludwigs IV (wovon aber die Jahrzahl nicht angegeben ist) stand dem Domcapitel nach dem Tode eines Bischofs die Handhabung der Territorialrechte und der Genuss der Regalien zu, daher ihm auch das Directorialrecht des fränkischen Kreisconvents zukam. §. V. *Biographische Skizze der Bischöfe.* In der Anmerkung entschuldigt der Vf. die Kürze dieser Biographie damit, weil *Ludwig* (?) die (das) Leben der Bischöfe ausführlich beschrieben habe. Dies war aber *Hoffmann* in seinen bamberg. Annalen, die vom Kanzler *Ludwig* in seinem *S. R. Bamberg* nur edirt, aber nicht von ihm selbst gefertigt wurden. Materialien zur Erweiterung oder Berichtigung der Geschichte darf man hier nicht suchen. So hätte z. B. der (S. 35) bemerkte Zweifel, dass Bischof Otto I aus dem gräflich andechsischen Hause abstamme, sofort durch eine in *Hundii Metrop. Salisb. T. II, p.* 98 befindliche Urkunde vom J. 1102 gehoben werden können, weil dieser Otto darin seinen Vater Berthold ausdrücklich einen *comitem de Andess* nennt. — Was S. 39 u. 69 von dem Zuwachse gesagt wird, den das Stift Bamberg 1248 durch die Erlöschung des meranischen Hauses erhalten hatte, ist eben so mangelhaft als unrichtig; auch sucht man hier vergeblich den Grund, aus welchem das Stift einen grossen Theil der meranischen Güter in Besitz nahm, und darüber mit den Grafen von Orlamünde und Truhendingen, deren Erbrechte nicht einmal angegeben werden, in Streit gerieth. Burggraf Friedrichs zu Nürnberg, der als gleichmäfsiger meranischer Allodialerbe an jener

Fehde grofsen Antheil hatte, geschieht gar keine Erwähnung. §. VI. *Dotation des Bisthums; Erwerb und Verlust von Gütern und deren Gerechtsame.* Ein Auszug aus gedruckten Urkunden, wobey dem Vf. die bekannte fürther Deduction, *Heyberger. Ichnogr. Chron. Bamb.* u. a. m. am meisten zu Statten gekommen seyn mögen. Rec. getraute sich aber noch eine Menge hieher gehöriger Urkunden namhaft zu machen, wenn dadurch dem Bedürfnisse irgend eines Theils des Publicums abgeholfen würde. Doch muss er sich noch die Bemerkung einer diplomatischen Unrichtigkeit erlauben, die gegen die Zuverlässigkeit dieser Materialien manchen Zweifel erregen dürfte. S. 71 erzählt Hr. *J.*, das Bisthum habe im J. 1308 an Friedrich von Truhendingen die Dynastieen (?) Giech und Stufenberg um 5000 Mark Silbers verpfändet. Nach einer vorliegenden, aber noch ungedruckten, Urkunde war der Fall gerade umgewandt. Graf Friedrich von Truhendingen versetzte nämlich den Markt Schesslitz nebst den Schlössern Giech, Gügel, Neuhaus, Arnstein und Staufenberg dem Stifte Bamberg um obige Summe, löste aber diese Pfandschaft 1318 wieder ab. — Über die Schicksale der beträchtlichen Besitzungen, die dem Stifte Bamberg seit dessen Gründung im Herzogthum Kärnthen mit Landeshoheit zuständig waren, giebt Hr. *J.* S. 78—89 ausführliche Nachrichten. Die wiederholten Eingriffe Österreichs in die dortigen Territorialrechte bewogen endlich den Fürstbischof Franz, die kärnthischen Güter und Gerechtsame im J. 1756 um eine Million (Thaler oder Gülden?) käuflich an Österreich abzutreten. §. VII. *Geschichte der Collegiatstifte* zu St. Stephan, Gangolph, Jacob zu Bamberg, St. Martin zu Vorcheim und des deutschen Ordens zu Nürnberg, wo derselbe ein Gebäude bewohnte, welches zur bambergischen Diöces gehörte. §. VIII. *Abteyen des Bisthums vor und nach der Reformation.* Sie waren: 1) Michelsberg, die aber nicht, wie der Vf. sagt, im J. 1008, sondern nach dem Zeugnisse einer Urkunde vom J. 1005, weit früher von K. Heinrich II gegründet würde (*Schannat. Vind. litt. Coll. I, p.* 41); 2) Weissenohe, 3) Michelfeld, 4) Banz, und 5) Langheim. Über letzteres liefert zwar der Vf. meistens aus ungedruckten Quellen ein Verzeichniss von allen den Gütern und Rechten, welche dieses Kloster durch Schenkungen, Kauf und Tausch, kaiserl. Privilegien u. s. w. von Zeit zu Zeit erworben hatte; aber weit verdienstlicher wäre es gewesen, wenn er die Urkunden selbst, als ächte und eigentliche *Materialien* zur Geschichte, mitgetheilt hätte. — Von dem langheimischen Klosterhofe Tambach, von dessen Schutzvögten, den Dynasten von *Kalbenberg*, von den in dieser Gegend ansässig gewesenen Grafen von *Wildberg*, die das Kloster mit so vielen Gütern bereicherten, scheint der Vf. wenig gefunden zu haben. Auch ist die Angabe S. 121, dass Wetzendorf, Neusees, Gossenberg etc. noch im 14ten Jahrhundert unter Kaiser Ludwig IV zu den Krongütern des römischen Reiches gehöret haben, offenbar falsch, weil sich diplomatisch beweisen läst, dass diese Dörfer schon im 12ten und 13ten Jahrhundert sich in den Händen der Grafen von Wildberg befunden haben (*dipl. in Gruner. opusc. T. II. p.* 79). Im J. 1803 wurde Langheim mit den übrigen vorhin genannten Klöstern aufgehoben. Der Revenüenertrag belief sich auf 203,000 fl. Fr., ..her auch für den Abt die höchste Pensionssumme von 8000 fl. rhein. und für die meisten Conventualen 600 fl. bestimmt wurden. — Was im IX und X §. von den Schicksalen der übrigen Klöster sowohl, als von denjenigen Kirchen, die ein Opfer der Reformation Luthers wurden, erzählt wird, ist keines Auszugs fähig. Angehängt ist eine Übersicht der in Bamberg vom J. 1500—1600 bestandenen Getreidepreise.

Der *zweyte* Theil beschäftigt sich, in fortlaufender §§. Zahl, meistens mit den staatsrechtlichen Verhältnissen der mittleren und neueren Zeiten, und mit der inneren Verfassung des Bisthums Bamberg. Die Rubriken sind folgende: §. XI *Weg zum bischöflichen Stuhle, Capitulationspuncte.* §. XII. *Befreyung des Bisthums von aller Metropolitangewalt.* Bamberg hat seit seiner Entstehung den Vorzug, dem römischen Stuhle unmittelbar unterworfen zu seyn; und obgleich in späteren Zeiten der Erzbischof zu Prag bemühet war, das Bisthum unter seine Botmäsigkeit zu bringen: so wusste doch Bamberg sich im Besitz seiner Unabhängigkeit von aller Metropolitangewalt zu erhalten. §. XIII. *Verleihung des Palliums.* Es bestehet in einer 4 Zoll breiten Binde von weisser Lämmerwolle, welche über die Pontificatkleider gelegt wird. Die Verleihung desselben war die reichste Quelle für den römischen Hof, und die Gebühren, die Bamberg bey jeder Regierungsveränderung für den Empfang des Palliums zu entrichten hatte, beliefen sich im 16ten Jahrhundert auf 15000 fl.—; aber im J. 1800 begnügte man sich in Rom mit 3000 fl. §. XIV. *Bestimmung der Grenzen und Eintheilung des Bisthums.* Sehr unvollständig. Es werden hier nur die 8 Landcapitel mit den dazu gehörigen Pfarreyen namhaft gemacht. Von der Territorialgrenze, Eintheilung der Landgerichte und sonstigen politischen Verfassung geschiehet keine Erwähnung. §. XV. *Geistliche Gerichtsbarkeit in den ersten Zeiten des Bisthums — Domdechantey und Consistorial-Gericht — Vicariat.* §. XVI. *Synodalstatuten — Codex des canonischen Rechts für Bamberg.* §. XVII. *Suffraganat — Skizze aller Weihbischöfe.* §. XVIII. *Domcapitel — dessen Würden und Pfründen.* Mit unverkennbarem Fleisse entwickelt der Vf. unter diesen vier Rubriken die geistliche Verfassung des Bisthums, wofür ihm das in- und ausländische Publicum Dank wissen wird. Am wenigsten bekannt waren bisher die verschiedenen Würden und Ämter des Domcapitels, die mit ihren Obliegenheiten und Pfründen genau beschrieben werden. Darunter befindet sich auch das *Kegelamt*, weil das Kegeln eines der vorzüglichsten Spiele der Domherrn war, deren einer die Stelle eines *Kegelmeisters* übernehmen musste. Er hatte die Verbindlichkeit, für die Unterhaltung der Kegelbahn und für die Bewirthung der Kegelspieler

zu sorgen. §. XIX *Einfluss der Lehre Luthers auf das Bisthum Bamberg.* Nach der Meinung des Vfs. hat sich Luthers Lehre theils durch Begünstigung benachbarter Fürsten, theils durch die Ritterschaft schon im J. 1518 selbst im Herzen des Bisthums ausgebreitet, und die Bischöfe bemüheten sich vergeblich, die Wiedereinführung des katholischen Glaubens überall zu bewirken. Um sich von der Grösse dieses Verlustes (?) zu überzeugen, schickt der Vf. S. 124 ein Verzeichniss der jetzt 180$\frac{8}{9}$ im Maynkreise bestehenden protestantischen Decanate und Pfarreyen voraus, und liefert sodann im §. XX eine *alphabetische Aufzählung der Ortschaften des Bisthums Bamberg sowohl als des jetzigen Maynkreises, welche theils lutherisch waren, theils noch sind.* Diese eben so mühsame als undankbare Arbeit füllt nicht nur den Rest des 2ten Theils, sondern sie macht auch, mit einer zwecklosen Ausführlichkeit, den ganzen Inhalt des *dritten* Theils aus. Nach der in demselben befindlichen Vorrede, will der Vf. den Beweis führen, „dass die Stadt (Bamberg) und fast jede einzelne Pfarrey des ganzen bambergischen Kirchensprengels die protestantische Lehre mehr oder weniger ergriffen hatte." Man findet also bey der grossen Menge der genannten Ortschaften weiter keine Nachrichten, als solche, die auf die Einführung des Lutherthums oder auf Wiederherstellung des katholischen Glaubens Bezug haben. Wie wenig Interesse dergleichen Notizen für die bambergische Geschichte gewähren, mögen unsere Leser aus einigen Stellen, die wir hier zur Probe anführen, von selbst beurtheilen. Bey *Arnstein* und *Rotmannsthal* heisst es: „Die Nähe der bayreuther Grenze gab auch diesem Pfarrspiele Gelegenheit, vom Glauben *abzufallen*. Daher der Pfarrverweser selbst, Mich. Volhoph, vom Generalvicar Joh. Neydecker dreymal der *Ketzerey* wegen excommuniciret und erst am Ende des Lebens wieder losgesprochen wurde" etc. — *Gleussen:* „Sehr natürlich wurde nach der Auflösung (?) des Stifts Banz durch die Reformation auch die ganze Gegend der Willkühr in Glaubenssachen Preis gegeben. Das Beyspiel Coburgs und benachbarter Ritter *verführte* auch die gemeinen Bewohner des Banzgaues, sich zur augsburgischen Confession zu bekennen. Hiezu machte *Gleussen* um so leichter den Anfang, je grössere Herrschaft daselbst Coburg sich schon mehrere (?) Jahrhundert *vorher* gegen die gerechten Ansprüche der Stifte (r) Bamberg und Banz, der wiederholten Verträge ungeachtet, anmasste etc. —" Es möchte wohl dem Vf. schwer werden, die Existenz von dergleichen Verträgen, die *mehrere* Jahrhunderte *vor* der Reformation zwischen Coburg und Bamberg errichtet seyn sollen, nachzuweisen. A. S.

Altona, b. Hammerich: *Handbuch der alten Geschichte, Geographie und Chronologie*, von G. G. *Bredow*, Prof. d. Gesch. in Helmstädt (jetzt zu Frankf. a. d. Oder). Zweyte verbess. Aufl. 1809. X u. 668 S. 8. nebst 3$\frac{1}{2}$ B. Tabellen. (1 Thlr. 20 Gr.)

Dieses Handbuch der alten Staatengeschichte gehörte schon in der ersten Auflage zu den vorzüglichsten Büchern dieser Art, und in dieser hat es unstreitig noch beträchtlich gewonnen. Die Vermehrung beweiset schon die Seitenzahl, die, bey freylich etwas grösserem Druck, um 44 grösser, als in der ersten Auflage, ist. Der Vf. bestimmt dieses Buch für die oberen Classen von Gymnasien und anderen Schulen. Für diesen Zweck möchte es aber wohl zu viel umfassen. Wir wollen jetzt erst die Vorzüge dieses Handbuches angeben, und sodann noch einige Bemerkungen, die die Erhöhung seiner Brauchbarkeit zur Absicht haben, hinzufügen. Einer der schätzbarsten Theile ist die Einleitung, die in dieser Auflage um 20 Seiten gewonnen hat. Sie giebt eine vortreffliche Übersicht von der Erdkunde und Chronologie der Alten, so wie von der ältesten Geschichte, die sich auf Mythen und Sagen gründet. Zu den bedeutenden Zusätzen rechnen wir vornehmlich das, was S. 159 über die Umschiffung von Afrika, die der Pharao Necho veranlasste, über den cimonischen Frieden S. 332, über des Archimedes Brennspiegel, S. 517, gesagt worden ist. Die Tabellen sind zur synchronistischen und welthistorischen Übersicht sehr brauchbar. In der Einleitung erklärt der Vf. die Geschichte für die Erzählung der wichtigen Begebenheiten der Völker der Erde, in ihrem Zusammenhange. Die Wichtigkeit der Begebenheiten hängt aber jedesmal von dem Gegenstande ab, auf den sie sich beziehen. Dieser Gegenstand ist 1) eine Person, eine Familie, ein Stamm, ein Volk; 2) ein Ort, ein Land, ein Erdtheil, die ganze Erde; 3) eine Kunst, eine Wissenschaft. Wichtig ist jedes Factum, das nur den Ursprung, die Fortbildung, den gegenwärtigen oder letzten Zustand eines solchen Gegenstandes erklärt, und jede Geschichte wird durch eine Erzählung von Begebenheiten, die für sie eine vorzügliche Wichtigkeit haben, gebildet. Demnach kann jedes, selbst das kleinste Factum seinen relativen Werth haben. Bey den Begriffen, die der Vf. von der Erdkunde giebt, bemerken wir, dass von der Länderkunde die Örterkunde noch verschieden ist. S. 24 hätte von der Aera noch eine Erklärung gegeben werden sollen. So vermissen wir auch, bey der ältesten Sagengeschichte, den Ursprung der Sagen; auch scheint uns die Entwickelung des menschlichen Erfindungsgeistes nicht genug beachtet. Die Brauchbarkeit dieses Handbuches würde es noch sehr erhöhen, wenn 1) die Quellen der Begebenheiten, vornehmlich solche, die sich in den Händen der jungen Studirenden befinden, genauer angegeben würden; wenn 2) Geschlechtstafeln der vornehmsten Regentenhäuser angehängt wären; wenn 3) ein Register noch hinzukäme. Jetzt noch einige Bemerkungen über die Zuverlässigkeit einzelner Puncte. Haram S. 125, Tros S. 203, Zariadnis S. 482, mögen wohl Druckfehler seyn. S. 210 wird als der Geburtsort des Kadmus, den Herodot und Diodor für einen Sohn des Agenors, Königs von Tyrus, erklären, die Stadt Miletus angegeben. Bey dem Zoroaster könnte bemerkt werden, dass ein älterer, der Zendavesta der In-

dianer, zwischen 625 und 638 gelebt haben mag. Des Xerxes Verbindung mit Karthago, die S. 226 erwähnt wird, hat *Mitford* bedeutenden Zweifeln unterworfen. Die einzige Quelle dieser Angabe ist Diodor im 1sten Cap. des XI Buchs. Wir wünschten, dass sie Hr. *Br.* genauer untersucht hätte. S. 503 sollte es wohl nicht *alle* Inseln heissen; Sardinien eigneten sich ja die Römer erst während der Empörung der karthagischen Soldtruppen zu. So muss auch S. 579 die aegatischen, S. 561 Marcius Fabius, S. 225 für Italien Britannien, S. 364 für Warnung Erklärung gelesen werden. Auch darf S. 561 die Jahrzahl 480, die das Jahr nach der Erbauung Roms bezeichnet, nicht stehen bleiben. Sich die völlige Entfernung aller Schreib- und Druck-Fehler von einem so schätzbaren Buche angelegen seyn zu lassen, kann immer für einiges Verdienst gelten.

Jg.

STRALSUND u. LEIPZIG, in Commission b. Gräff: *Vertraute Briefe über Österreich*, in Bezug auf die neuesten Kriegsereignisse im J. 1809. II Theil. 1810. 320 S. 8. (1 Thlr. 12 Gr.)

Der Verleger scheint selbst gefühlt zu haben, dass der erste Band dieses Werks (S. J. A. L. Z. 1810 No. 164) gar zu nüchtern war; er hat daher den zweyten durch einen Humoristen überarbeiten, und mit einem launigen Übergusse würzen lassen. Diesem glücklichen Einfalle müssen wir unter anderen auch ein „*Extra Capitel*, was (welches) Jeder, ohne sein Gewissen zu lädiren, den Setzer ausgenommen, überschlagen kann," verdanken. Unser Humorist, „der vor einer Reihe von Jahren *Desservent* in einem Spitale war, bemerkte durch Hülfe seiner angeborenen Schlauheit, wie wenig ganze Hunderte oder Tausende von solchen blutigen *Sakermentern*, i. e. Soldaten, in Anschlag kämen, nahm zugleich die in Deutschland eingerissene Zahnnoth wahr," und machte folgenden witzigen Auffatz: „Unmassgeblicher Vorschlag, den auf dem Todbette liegenden Gemeinen noch vor ihrem Ende die Zähne auszubrechen, um sie unter Leitung guter Dentisten an die Meistbietenden zu veräussern, die sich dieselben *lebendig* wieder einsetzen lassen." — Wahrscheinlich sollen die ausgerissenen Zähne durch das Prädicat lebendig gemeint seyn, denn von den Meistbietenden versteht es sich von selbst!

Wir erfahren übrigens, dass der Vf. Mitarbeiter an dem Journale: Friedenspräliminarien, gewesen ist, aus welchem er wiederholt ziemlich lange Stellen seiner eigenen Aufsätze abschreibt. Er sagt dabey (S. 93) ganz naiv: „Bringt man seine *laudes* nicht selbst in Erinnerung, wer soll es denn thun?" Eben so tröstet er sich in einer Anwandlung von Selbstgefühl mit der Aussicht, dass sein Buch, wenn es auch in Deutschland kein Glück machen sollte, doch in Russland, „wo die Natur ein Ende hat," werde gelesen werden, denn „dort ist Ambrosia, was wir hier kaum für Pfefferkuchen halten." — Eine ungezogene Äusserung, welche die derbste Rüge verdient. — Übrigens ist es (S. 4) „ein erquickendes Gefühl für den Schriftsteller, wenn er sich so ein feines Weilchen um den *Breytopf* herumdrehen darf, ehe er den grossen Vorlegelöffel ergreift, und jedem Gaste etwas *hinkleckt* — denn der *Brey* ist zu zäher Natur, als dass er wie ein Volatile verdünstete [wer muss hier nicht der treffenden Selbstschätzung dieses Humoristen Gerechtigkeit widerfahren lassen!], und der Verleger hat die köstliche Augenweide, dass die Gäste *jappen* und *jappen*, und doch nur Luft erwischen."

Bey dem allem fehlt es doch unserem Vf. auch nicht an Bewusstseyn eigener Würde; er versteht sich nicht weniger darauf, bey Gelegenheit erhaben zu seyn, und findet z. B. die Declamationen und Tiraden in seiner Beschreibung der Schlacht von Wagram (Br. 14. 15) selbst so schön, dass er (S. 215) ausruft: „diesen Brief will ich durch keinen Humor verderben." Allerdings müsste ein solcher Humor alles verderben, woran noch etwas zu verderben wäre.

Merkwürdig ist die in dem zweyten Bande wieder erwachte Deutschheit des Vfs., die er in dem ersten gar zu sehr vernachlässigt hatte; noch merkwürdiger aber, dass er sich bey verschiedenen Gelegenheiten (z. B. S. 140) feyerlich verwahren zu müssen nöthig findet, „dass nicht etwa die ein halbes Jahr früher nicht vorauszusehende Verbindung der beiden Kaiserhäuser auf seine Feder Einfluss gehabt habe." — Am 1 April kann er dem Kützel nicht widerstehen, sein verehrtes Publicum in dem von diesem Tage datirten Briefe ein wenig zum Besten zu haben. „Da doch jedem Dinge in der Welt sein Recht widerfahren muss, sagt er (S. 159): so muss ich mit etwas Aprilmässigem beginnen," und nun folgt eine verjährte Vademecumsgeschichte, die weder auf Österreich, noch auf den Krieg, noch auf den April die fernste Beziehung hat.

Um seinerseits auch diesem Buche sein Recht widerfahren zu lassen, hat Rec. die angeführten Stellen ausgehoben, und glaubt nun das Urtheil über den humoristischen Mitarbeiter den Lesern überlassen zu können; der Historiker zeigt sich hier, wo möglich, noch unbedeutender und ärmer, als in dem ersten Bande, und man darf z. B. nur S. 197 seine Gedanken über das, was die Österreicher bey Wagram hätten thun sollen, nachlesen, um die Competenz eines solchen Geschichtschreibers zu würdigen. Das Beste im ganzen Buche ist die Beschreibung des Apollosaals, und das Tröstlichste die Äusserung (S. 318), dass er den dritten Theil nicht liefern wolle. Freylich droht er noch mit einem nicht zu bogenreichen Nachtrage; aber es ist zu hoffen, dass der Verleger nach zwey so ganz misslungenen Versuchen diese Drohung nicht erfüllen werde.

K . . f.

Druckfehleranzeige.

In Num. 231 S. 48 Z. 15 von unten statt: Wurzel l. *Wurzeln*. Z. 13 v. u. statt: *Barthaare, der Phoca*, l. *Barthaare der Phoca*. Z. 6 v. u. statt: Wichtigkeit l. *Nichtigkeit*.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 19 OCTOBER, 1810.

KIRCHENGESCHICHTE.

Altona, b. Hammerich: *Geschichte der Reformation in Deutschland* von *K. Ludwig Woltmann. Erster Theil.* 1801. XVI und 544 S. *Zweyter Theil.* 1804. 372 S. *Dritter Theil.* 1805. 534 S. kl. 8. (5 Rthlr. 14 gr.)

Wenn, wie bereits in diesen Blättern bemerkt ist, mitten unter den rauschendsten Zeitereignissen, immer noch einige Aufmerksamkeit auf gewisse Perioden der älteren Geschichte gerichtet war; wenn selbst ein Zeitinteresse auf die Geschichte der Kreuzzüge zurückführte: so liegt dieses noch viel näher bey der Geschichte der *Reformation*. Was früher schon der deutsche Forschungsgeist sich selbst aufgegeben hatte, als einen, diesem Zeitalter schuldigen, Tribut; dazu finden sich gerade in unseren Tagen so viel neue, zum Theil unmittelbare, Beziehungen, dass man sich nicht wundern darf, wenn auch, nach der Vollendung des (*planckschen*) Hauptwerks, noch neue Versuche hinzukommen. Hat nicht selbst die französische Nation an den Tag gelegt, dass keine Periode der deutschen Geschichte auch ihre Aufmerksamkeit und Achtung so sehr verdiene, als diese? Das Hochgefühl, das den Deutschen beym Rückblick in jene Zeit erfüllt, lässt uns vergessen alles Gewäsch und alle Absprechungen, denen auch die Reformation in dem Urtheile entarteter oder verbildeter Deutschen, bey der Ideenrevolution unserer Zeit, nicht entgehen konnte. Die hier anzuzeigende Schrift ist zwar noch etwas früher, als die neuesten, zur Sprache gebrachten Fragen; allein auf keinen Fall wird eine nähere Beleuchtung derselben hier zu spät erscheinen, da wir, ohne von sonst gefällten Urtheilen Notiz zu nehmen, nur das reine Verhältniss zur Aufgabe, oder, was das 19 Jahrhundert dem 16 schuldig ist, vor Augen haben.

In dem nämlichen Zeitpunct, da *Planck* sein Meisterwerk vollendete (Göttingen, 28 Jan. 1800), erschien der erste Theil der *woltmann*'schen Geschichte (Berlin, 3 May 1800). Es ist also die erste und natürlichste Frage bey diesem Zusammentreffen: Was blieb *nach Planck* für die Geschichte der Reformation noch zu thun übrig? Was konnte einem selbstständigen Geschichtforscher Muth und Zuversicht genug geben, um nach einem solchen Vorgänger, oder fast noch mit ihm zugleich aufzutreten? Hr. *v. W.* erklärt es selbst in seiner, die Vorrede vertretenden, Zuschrift „an *Planck* in Göttingen", durch welche Rücksichten *er* sich aufgefodert gefühlt habe. Es sey zwar, sagt er, zum Theil *Plancks* Eigenthum, was er hier wieder gebe; denn von seiner Ansicht sehr vieler Seiten der Reformationsgeschichte dürfe man nicht abweichen, ohne in Irrthümer zu gerathen. Allein wenn *Planck* in seinem herrlichen Werke die *politische* Geschichte der Reformation nur betrachtet habe, um die Entstehung und Ausbildung unseres *Lehrbegriffs* dadurch zu beleuchten: so sey dagegen dieser letztere für ihn (Hn. *v. Woltmann*) nur in so fern der Aufmerksamkeit werth gewesen, als durch denselben der Geist der politischen Verhandlungen mit bestimmt wurde.

Durch diese Entgegensetzung des theologischen und politischen Standpunctes, oder durch gegenseitige Unterordnung des einen unter den anderen, wäre nun allerdings neben dem verschiedenen Zweck zugleich die Nothwendigkeit einer ganz verschiedenen Anlage der beiden Werke ausgesprochen, und man sollte wirklich erwarten, hier die Geschichte der Reformation in einem ganz neuen Lichte zu sehen. Allein Rec. findet dieses nicht ganz so. Um die Leser näher zu überzeugen, geben wir zuerst eine kurze Inhaltsanzeige mit einigen vergleichenden Blicken auf die *planck*'sche Geschichte.

Im I Buch fasst Hr. *v. W.* alle früheren Begebenheiten der Reformation bis zum nürnberger Reichstag 1543, als blosse Einleitung zur Hauptgeschichte, zusammen. Diese ziemlich starke Einleitung, welche nicht weniger als die ersten IX Bücher von *Planck* (mit Ausnahme der zweyten Hälfte des letzteren) nach ihrem Hauptinhalt in sich begreift, würde noch am meisten seinem Plane entsprechen, indem er, mit Übergehung alles dessen, was *Planck* als Vorbereitung der Reformation aus der wissenschaftlichen und religiösen Cultur Deutschlands vorausschickt, bloss einige, schon in der Vorrede ausgezeichnete, ganz einfache Ideen über das wechselseitige Verhältniss des Papstthums und der deutschen Mittelmacht zum Grund legt. Allein wenn wir auch hier nicht gleich die Frage aufwerfen wollen, ob eine befriedigende Geschichte der Reformation bloss von diesen Ideen ausgehen könne und dürfe; wenn wir dieses sogar einstweilen zugestehen könnten: so fragt sich erst noch, ob diese Einleitung überhaupt in rechtem Verhältniss stehe zu dem, was der Vf. als Hauptgeschichte betrachtet. Hr. *v. W.* bemerkt, die ersten Begebenheiten der Reformation bis zu dem genannten Reichstage seyen für den politischen Standpunct bloss *schwankende*, *formlose* Massen, und eigenen sich folglich bloss für eine Einleitung. Unter diesen Mas-

sen finden wir aber vorzüglich die Entstehung und Bildung der beiden Bündnisse, deren Verlauf eigentlich, wie wir weiter sehen werden, den Gegenstand seiner Geschichte ausmacht. Sollte nun nicht mit Recht auch schon die Geschichte ihrer Entstehung in die Hauptgeschichte aufgenommen worden seyn, um so mehr, da Hr. *v. W.* selbst in der Einleitung S. 205 ausdrücklich bemerkt, der Bund der Protestanten sey schon zu Ende 1531 gerüstet da gestanden? Oder es hätte nach des Vfs. Annahme auch noch das I Cap. des II Buchs zu der Einleitung gezogen werden sollen, weil zufolge desselben auch nach dem nürnberger Reichstag der Geist des schmalkaldischen Bundes immer noch ein schwankender war. Hr. *v. W.* richtet sich aber blofs nach den Hauptepochen in Karls V Plan.

Was Hr. *v. W.* vom II bis VII Buch als Hauptgeschichte ausgeführt hat, ist bey *Planck* zum Theil im IX und dann im X Buch (oder im 2ten Band des 3ten Theils) enthalten. Hier wäre also, nach dem ersten Anblick, schon nach dem verschiedenen Umfang, das meiste Abweichende oder Neue zu erwarten. In den drey ersten Capp. des II Buchs folgt jedoch Hr. *v. W.* fast ganz derselben Ordnung, wie *Planck;* auch im Inhalt sind wenige, wesentliche Zusätze bey ihm. Was namentlich von den Gesinnungen der oberdeutschen Stände gegen den Kaiser zur Zeit des nürnbergischen Reichstags gesagt ist, I, 304, finden wir fast wörtlich mit *Planck* zusammenstimmend, III, 2. S. 227. Jene beifsende Äufserung Kurf. Johann Friedrichs über Herz. Ulrich von Wirtemberg, welche *Planck* in die Note setzte, S. 279, hat Hr. *v. W.* S. 307 in den Text aufgenommen. Eigen hingegen ist ihm die Darstellung von den Eröffnungen des Kaisers zu Speyer (S. 310), das Nähere vom clevischen Zug, und die Erscheinung des vertriebenen Herzogs Heinrich von Braunschweig in der Reichsversammlung. Im IV Cap. hat Hr. *v. W.* ausführlicher, was *Planck* am Schlusse des IX. und Anfang des X Buchs über den Frieden zu Crespy und die Folgen desselben in treffender Kürze sagt. Hr. *v. W.* fand hier, wie auch sonst, manches Charakteristische in *Schärtlins* merkwürdiger Lebensbeschreibung, welche *Planck* erst später mehr benutzt. Allein die Hauptfragen, was Karls V Plane waren mit den Protestanten vor dem Kriege mit Frankreich, und dann nach demselben, sind bekanntlich bey *Planck* mit einer Klarheit aus einander gesetzt, dafs ein nachfolgender Geschichtschreiber nicht sowohl etwas hinzuzusetzen, als vielmehr nur die Resultate zusammenzufassen hatte. Bey den weiteren Schicksalen des schmalkaldischen Bundes finden wir einige Abweichungen in der Stellung. *Pl.* folgt, so viel es thunlich ist, der chronologischen Ordnung. Zuerst die Unthätigkeit der Bundesverwandten überhaupt, bey den sichtbar gewordenen Absichten des Kaisers, I, 272 ff. Dann die versäumten Plane zu ihrer Rettung durch weitere Verbindungen, S. 274—286. Besonders die versäumte Gelegenheit nach dem braunschweigischen Krieg, 289. Das Benehmen bey dem regensburger Religionsgespräch) bis S. 298. Die fernere Unentschlossenheit und Unthätigkeit, besonders auch in der cöllner Sache, bis zu Luthers Tod, S. 305. Hr. *v. W.* hingegen beschreibt zuerst den braunschw. Krieg im Zusammenhang mit dem vorhergegangenen Reichstag I, 409—441, wobey sich in Beziehung auf die Kriegsgeschichte mehrere nähere Umstände anbringen liefsen, welche *Pl.* nicht hat. Die schlechten Mafsregeln, und die Unhaltbarkeit des Bundes führt er dann erst im VII Cap. aus. Einen der wichtigsten Vorschläge, über die gehandelt wurde, das besondere Bündnifs zwischen Philipp, Johann Friedrich und Moriz betreffend, hat er noch später, nach dem regensburger Religionsgespräch, aus dem Grund, weil die Vereitlung auch dieses Planes hauptsächlich aus dem Charakter Johann Friedrichs erklärt wird, welchen er mit den Schilderungen der übrigen Fürsten am Ende des II Buchs zusammenstellt. (Bey *Pl.* fehlen die Charakterzeichnungen bekanntlich auch nicht, aber sie sind mehr in einzelnen Zügen bey vorkommenden Anläfsen eingeschaltet.) Auf die Gegenstände des regensburg. Religionsgesprächs hätte sich Hr. *v. W.* nicht so weit einzulassen nöthig gehabt, sowie auch auf die Umstände bey Luthers Tod, die, so schön sie sind, doch eher in den *planck*'schen Plan gehörten.

Passender war für Hn. *v. W's.* Plan das Gespräch zwischen Karl und dem Landgrafen, I, S. 529. Dagegen vermissen wir die bey *Pl.* (III, 2, 308 ff.) näher angeführten Gründe, warum der Kaiser die protestantischen Stände überhaupt persönlich auf dem Reichstag haben wollte.

Im III Buch (Anfang des II Bandes), beym Ausbruch des Krieges, weicht Hr. *v. W.* nur darin von *Pl.* ab, dafs er die unerwarteten Schwierigkeiten, auf welche Karls wohlberechneter Plan stöfst, in etwas veränderter Ordnung vorträgt. Über die Kriegsoperationen hatte er Gelegenheit, besonders aus *Schärtlin*, mehrere einzelne Umstände nachzutragen. Beym Ausgang des Kriegs handelt er zuvor das Schicksal der oberländischen Stände ganz ab, ehe er auf die heimkehrenden Bundeshäupter kömmt. Das ganze IV Buch (des II Bandes zweyte Hälfte) ist dann blofs dem sächsischen Kriege gewidmet, mit solcher Ausführlichkeit, dafs Hr. *v. W.*, wie wir unten zeigen werden, die übrigen Reichsstände fast ganz vergessen zu haben scheint, so wie auch über dieser, freylich von manchen Seiten anziehenden, Kriegsgeschichte die Sache der Reformation selbst fast ganz auf die Seite gestellt wird. Was des Kaisers Absichten gewesen nach der Sprengung des schmalkaldischen Bundes, lesen wir in beiden Werken fast gleichlautend, nur dafs Hr. *v. W.* auch hier seine Gedanken über deutsche Mittelmacht und Wiederherstellung des kaiserlichen Ansehens wiederholt heraushebt, III, S. 12, 34 u. s. w. Von dem Versuch für Landgraf Philipps Befreyung auf dem augsburg. Reichstag hat er umständliche Nachrichten. Wenn *Pl.* die Unterhandlungen des Kaisers bis zur Abfassung eines Reichsschlusses für die Beybehaltung des Conciliums zu Trident vor der päpstlichen Aufhebung desselben erzählt, und dann nachholt, was indessen zu Trident und

Bologna geschah (III, 2. S. 399 ff.): so läſst Hr. v. *W.* das Letztere vorausgehen, und bringt die kaiserl. Unterhandlungen mit den Reichsständen nachher, III, S. 38. Vom Interim setzt Hr. *v. W.* die Hauptsache schon als bekannt voraus. Was *Pl.* von Agricola anführt, S. 431. Not. 197, steht bey Hn. *v. W.* im Text, S. 44.

Die Belagerung Magdeburgs macht in einem eigenen Cap. eine so beträchtliche Episode, daſs der nicht unterrichtete Leser schwerlich vermuthet, in welcher Absicht sie eigentlich dasteht, um so weniger, da überhaupt der Schlüssel zu dem Benehmen des Kurfürsten Moriz erst spät gegeben wird, vermuthlich um desto mehr dadurch zu überraschen. *Pl.* hatte gerade auf die entgegengesetzte Art bey jedem einzelnen Schritte gezeigt, wie und warum er geschah: daher folgt bey ihm auch hier alles wieder in der Zeitordnung und im natürlichen Zusammenhange. Bey Hn. *v. W.* wird das Bündniſs mit Frankreich, ob es gleich schon während der Belagerung Magdeburgs geschlossen war, erst beym wirklichen Ausbruch beschrieben, wodurch der Leser fast nur zu spät eine Übersicht vom ganzen Plan des Kurfürsten erhält; offenbar ist in dieser Hinsicht auch der Ausdruck gemildert, wenn Hr. *v. W.* sagt S. 140, nach der Belagerung von Magdeburg sey ein *leises* Gerücht von Morizens Absichten herumgetragen worden, da *Pl.* ausdrücklich bemerkt, es sey schon 1551 im ganzen Reich das Gerücht davon verbreitet gewesen.

Die meisten noch übrigen Abweichungen bey Hn. *v. W.* bestehen darin, daſs er sich immer weiter über die sächsische Geschichte vorzugsweise verbreitet, nicht bloſs da, wo Moriz ohnehin in der Hauptrolle auftritt (VI Buch. I, II Cap.), oder in dem Verhältniſs desselben zu Albrecht von Brandenburg (III Capitel); sondern selbst auch bey den Verhandlungen auf dem augsburger Reichstag 1555. Diese eröffnet er mit dem kursächsischen Vortrag an K. Ferdinand (III S. 297 f.); dann erst mit der Rede des K. Ferdinand, welche allein bey *Pl.* zum Grunde liegt. Da Hr. *v. W.* des naumburgischen Bündnisses zu gedenken hat (S. 303): so hätte er mit Recht auch anführen sollen, daſs zuvor schon (1553) auch die oberdeutschen Fürsten nähere Verbindungen unter sich verhandelt hatten; auf S. 291 wäre eigentlich Gelegenheit dazu gewesen, wo er im Allgemeinen sagt, in den übrigen protestantischen Fürstenhäusern [ausser Kursachsen] sey nirgends Muth und Macht so beysammen gewesen, daſs ein Antrieb aus ihrer Mitte, die Hoffnungen, welche zu Passau aufgeblüht waren, reifen konnte. Daſs die Verhandlungen auf dem Reichstage nicht nach dem allgemeinen Stimmrecht, sondern durch einen Ausschuſs geschahen, hat *Pl.* näher angemerkt. Bey Karls V Tod wird gesagt, von den Parteyhäuptern hätten nur zwey, der Landgraf Philipp und der Ritter Schärtlin, ihn überlebt. Den Herzog Christoph von Wirtemberg, der zwar nicht gleich im Anfange der Reformation regierte, aber doch bald einen sehr bedeutenden Einfluſs in die allgemeinen Angelegenheiten erhielt, besonders aber bey der Abschlieſsung des Religions-Friedens, erinnern wir uns auch nicht Einmal genannt gefunden zu haben. Bey dem letzten Capitel (dessen wir unten noch näher gedenken werden) hat der Vf. vorzüglich auch wieder die Lage der Dinge in Sachsen vor Augen. — Das vorletzte Capitel, über die Wirkungen und den Einfluſs der Reformation, gehört Hn. *v. W.* eigenthümlich zu.

Aus dem Bisherigen ergiebt sich nun wohl hinreichend, daſs durch die Auszeichnung des politischen Gesichtspunctes an sich nicht leicht ein besonderes Verdienst *nach Pl.* zu erwerben war. Erstens, weil die Voraussetzung nicht einmal richtig ist, daſs *Pl.* (in den drey ersten Theilen) den politischen Gesichtspunct nur als einen untergeordneten betrachtet habe. Wenn es auch *Pl.* nicht selbst sagte (in der Vorr. zum IV Band, S. IV f.), daſs er sich erlaubt habe, bey der Entstehungs-Geschichte des protestantischen Lehrbegriffs auch die Geschichte des äusseren Ganges der Reformation (der Bildung der protestantischen Partey in Deutschland, ihrer Kämpfe u. s. w.) mitzunehmen; daſs er eben damit den angekündigten Plan überschritten, und die Aufmerksamkeit des Lesers zu oft und zu lange von dem Hauptgegenstand abgezogen haben möchte: so ist hier durch Induction gezeigt, daſs das *planck*'sche Werk gerade in der von Hn. *v. W.* bearbeiteten Periode auch für seinen Zweck oder Gesichtspunct so befriedigend ist, daſs in Absicht auf Stoff und Form nur wenig Neues oder Bedeutendes hinzufügt werden konnte, und daſs auch die von Hn. *v. W.* vorgenommenen Abänderungen in jenen beiden Beziehungen nicht immer gelungen sind. Selbst von der Kriegsgeschichte, die noch den meisten Spielraum übrig lieſs, sind bey *Pl.* wenigstens die Hauptmomente sehr sorgfältig zusammengefaſst; und dann lieſse sich zeigen, daſs hinwiederum auch bey *Pl.* für den politischen Gesichtspunct gehörige Gegenstände noch ausführlicher gefunden werden, als bey Hn. *v. W.*, z. B. Luthers Aufruf an den christlichen Adel deutscher Nation.

Zweytens folgt aus der Natur der Sache, und ist durch die That erwiesen, daſs überhaupt die Trennung des politischen und theologischen Gesichtspuncts bey der Entstehungsschichte der Reformation selbst nicht wohl angeht. Eine bloſs dogmatische Ansicht würde eben so einseitig seyn, als eine bloſs politische. Nicht bloſs mit bestimmt wurden die politischen Verhandlungen durch die Religionsgegenstände, wie Hr. *v. W.* sagt, sondern die theologischen Streitfragen und Verhandlungen werden selbst politische, oder, wenn man lieber will, die ganze Diplomatik damaliger Zeit ist theologisch polemischen Inhalts. Noch weniger konnte Hr. *v. W.* sagen wollen, daſs sein Standpunct ein höherer für die Reformationsgeschichte sey. Daſs vielmehr beiderley Gesichtspuncte unter einen allgemeinern, aus der Geschichte des menschlichen Geistes abzuleitenden, gehören, darüber hat *Pl.* in seiner Einleitung wenigstens die Winke gegeben.

Drittens hat Hr. *v. W.* seinen Plan selbst noch wi-

zerlegt. Nach jener allgemeinen Übersicht der politischenFolgen der Reformation (VII B. II. Cap. welche eigentlich der Schluss seines Werks seyn sollte, folgt noch ein langes Capitel (S. 381 — 508), das nichts anderes enthält, als einen Auszug des ganzen übrigen *planck*'schen Werks der blossen Geschichte der protestantischen *Theologie* bis zur Concordienformel. Ohne darauf zu bestehen, dass diese Zugabe dem Titel wie dem aufgestellten Gesichtspuncte des Hn. *v. W.* geradezu entgegen ist, bemerken wir vielmehr, dass Hr. *v. W.* selbst gefühlt zu haben scheine, eine Geschichte der Reformation in Deutschland sey beym Religions-Frieden 1555 noch nicht beendigt, weil ihr noch der Schlussstein, der theologische Friede, fehlen würde. Dieser Anhang, bey welchem Hr. *v. W.* bloss das *planck*'sche Werk selbst zur Quelle hat, giebt den näheren Aufschluss über seinen Plan. Er hat nur ein anderes Publicum vor Augen, für dessen Bedürfnisse der bereits bey *Pl.* vorliegende Stoff nach Form und Tendenz einen etwas veränderten Zuschnitt erhielt. Nur erfahren wir erst beym dritten Band, dass Hr. *v. W.* „den Beyfall *dieses* Publicums (dem mit kritischen Bemerkungen nicht gedient wäre) hauptsächlich wünsche, da er doch anfänglich seinen Gesichtspunct als einen gleich originalen dem *planck*'schen gegenüber gestellt hat.

Das eigenthümliche Verdienst des Hn. *v. W.* lässt sich nun nach diesem um so leichter auszeichnen. Allerdings war noch eine grosse Zahl von Lesern übrig, denen das *planck*'sche Hauptwerk weniger zugänglich schien, und denen es doch in mancher Beziehung frommen mochte, nicht nur richtigere Ansichten von den Reformationsbegebenheiten an sich, sondern vorzüglich auch eine grössere Achtung gegen dieses in der deutschen Geschichte so bedeutende Zeitalter (wo keiner etwas Höheres kannte, als für seine Überzeugung zu leben und zu sterben) zu erhalten. Für einen solchen Zweck ist ganz Hn. *v. W's.* bekannte, lebhafte Darstellungsart, deren Vorzüge wir unten noch näher berühren werden. Neben dem, dass er über einen weitumfassenden, mannichfaltig verwickelten, unseren gegenwärtigen Ansichten häufig fremden Gegenstand eine leicht zu erlangende nähere Belehrung gewährt, ist es hauptsächlich jene praktische Tendenz, durch die er sich für berechtigt halten konnte, seine Arbeit neben *Planck* aufzustellen. Nach diesem Zweck erklärt sich denn auch das sonst fehlerhaft scheinende Verhältniss der Theile zum Ganzen; namentlich, dass der Hauptgegenstand eher Geschichte des schmalkaldischen Kriegs und dessen Folgen, als die Reformation selbst, heissen kann; es erklärt sich ferner, warum Hr. *v. W.* sich bewogen fand, wie in der Einleitung die Entstehung der Reformation, so im Anhang die weitere Geschichte auch des Lehrbegriffs in gedrängterem Auszuge damit zu verbinden. Endlich erklärt sich daraus auch, warum Hr. *v. W.* die anfänglich versprochene kritische Beylage für eine andere Gelegenheit vorbehalten wollte.

Der letztere Umstand könnte uns zwar einer näheren Beurtheilung der bey ihm gefundenen Abweichungen überheben, weil wir leicht, ohne seine Gründe zu kennen, ihm zuviel oder zu wenig thun könnten; allein wir können doch nicht umhin, über Einiges, das für sich selbst schon einleuchtend ist, ein paar Bemerkungen herzusetzen.

Bekanntlich hat *Planck* I, S. 359 sehr treffend bemerkt, die Frage, ob Luthers Handlung bey Verbrennung der päpstlichen Decrete und Decretalen rechtmässig oder unrechtmässig gewesen sey, verdiene nicht einmal eine Untersuchung, denn es sey in dieser Handlung wohl nichts Schlimmeres gewesen, als das zuvor schon in Luthers Lobreden darüber Ausgesprochene. Hr. *v. W.* schien sich jedoch damit nicht zu begnügen; er sagt I, 71, diese heftigen Reden lassen sich noch einigermassen entschuldigen; aber die letzte Handlung (das Verbrennen), sey ein *Verbrechen*, weil sie die Vernichtung des Gesetzbuchs des Staates, dessen Unterthan er war, bezweckte, oder wenigstens als nothwendig anzeigte; wiewohl es, wie er gleich darauf bemerkt, nur gereizte Eitelkeit war (nach *Pl.* war es Rache), was ihn dazu antrieb. — Von *Karlstadt* sagt Hr. *v. W.* I, 119, er sey *ungleich weniger* Schwärmer gewesen, als *Luther*; doch zählt er denselben S. 126 den schwärmerischen Aufstandspredigern bey, welche den Bauernaufstand erregten. In welchem Lichte muss Luther selbst nach dieser Parallele erscheinen? — Beym Bauernkrieg sagt der Vf. I, 131: „Der rauhe Georg Truchsess (von Waldburg), Anführer des Heeres des schwäbischen Bundes, das zur Unterdrückung der aufgestandenen Bauern zog, fand Wohlgefallen daran, mit seinem Schwerdt den dichten Schwall der Aufrührer zu mähen, und hatte nach den ersten Gefechten die gefangenen Bauern als Empörer hinrichten lassen." Ist es denn etwas so Ungewöhnliches, mit den Waffen in der Hand gefangene Aufrührer am Leben zu strafen? Ohne diese Strenge würden die Bauern, nachdem es einmal zum Kriege gekommen war, schwerlich bezwungen worden seyn. Nach den Äusserungen des Vfs. könnte man leicht übersehen, dass eben dieser Georg, dem er auch blinden Ritterstolz vorwirft, das Verdienst hat, einen grossen Theil Deutschlands von der Gefahr gänzlicher Anarchie gerettet zu haben. Ferner meint Hr. *v. W.* I, 142, Karl V habe damals „die schönste Gelegenheit versäumt, die Unterthanen der Mittelmacht in Deutschland an sich zu ziehen, und in der Wiederherstellung der Nation seine befestigte Herrschaft zu finden." — Wir wissen es dem Kaiser nicht zur Last zu legen, dass ihm nicht einmal die Idee einer solchen — zu Gunsten des Throns — von unten auf zu begünstigenden Revolution in die Seele gekommen zu seyn scheint. Die von ihm versuchte Massregel, die mächtiger gewordenen Reichsstände bloss durch ihre Entgegensetzung unter einander zu schwächen, hatte nur das gegen sich, dass sie schon unter seinen Vorgängern gerade den entgegengesetzten Erfolg hervorgebracht hatte.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 20 OCTOBER, 1810.

KIRCHENGESCHICHTE.

ALTONA, b. Hammerich: *Geschichte der Reformation in Deutschland* von *Ludwig von Woltmann.* 1, 2, 3 Theil u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Über den Charakter und die Handlungsart von Moriz finden wir bey Hn. *v. W.* keine befriedigenderen Aufschlüsse, als bey *Planck.* Letzterer klagt denselben bey dem geheimen Bündnisse mit dem Kaiser ausdrücklich an, III, 2, S. 349: es sey voraus berechneter eigener Vortheil gewesen, was ihn bewogen habe, zur Unterdrückung Kurf. Johann Friedrichs mitzuwirken"; ja, nach genauer Abwägung aller Gründe giebt *Pl.* zu, „dass wenigstens in Beziehung auf Joh. Friedrich sein Betragen, wenn auch nicht treulos und verrätherisch, doch falsch und *unedel* und ungrossmüthig gewesen sey" S. 352. Später hingegen, als Moriz durch seinen unerwarteten Schlag gegen den Kaiser freylich zugleich als Retter der deutschen Freyheit erscheint, sagt *Pl.* S. 476: „wenn man auch nicht annehmen wolle, dass Moriz schon vor dem schmalk. Kriege die Absichten des Kaisers alle vorausgesehen, und sich nur deswegen mit ihm verbunden habe, um seine Entwürfe desto gewisser zu untergraben, was übrigens viele Wahrscheinlichkeit habe: so erscheine er doch in dem Werke selbst, das er jetzt unternommen, wenn er es auch jetzt erst beschlossen haben sollte, bis zur Bewunderung *edel*, bis zur Bewunderung gross." (Uns scheint in diesen beiden Stellen einiger Widerspruch entweder in dem Charakter selbst, oder doch in der Darstellung zu liegen.) Hr. *v. W.* machte sich die Apologie leichter. Er stellt schon das Ganze so, dass der Leser voraus gegen jedes ungünstige Urtheil in Absicht auf Moriz verwahrt wird. In dem geheimen Bündnisse mit dem Kaiser findet er durchaus nichts Verfängliches, II, 172 ff., es war ganz tadellos, II, 242. Der Hauptgrund seiner Vertheidigung liegt aber darin, dass er, gegen *Planck*, annimmt, der sonst so hellsehende Moriz habe Karls eigentlichen Plan damals wahrscheinlich noch nicht gekannt (S. 172); was ihn am meisten anklagt, das Verhalten gegen Joh. Friedrich, diess glaubt Hr. *v. W.* ganz beseitigt zu haben, wenn er bemerkt, S. 169: „An dem persönlichen Schicksale des Kurfürsten lag ihm wenig; denn er übersah denselben zu sehr, als dass er ihn achten und lieben konnte, und war sich bewusst, dass er selbst ein weit tüchtigeres Haupt der sächsischen Fürstenfamilie seyn werde." Dabey haben wir uns nur gewundert, dass der Vf. diese Apologie nicht auch im Folgenden besser fortführt. Schon II, 242 lässt er H. Moriz durch Johann Friedrichs Gegenerklärung und den darin geäusserten Verdacht mehr erschüttert werden, als ein des Besseren sich bewusstes Gemüth werden sollte. S. 302 wird gemeldet, vor der Entscheidungsschlacht zwischen Karl und Johann Friedrich habe Moriz Boten an diesen geschickt, „er selbst biete ihm zum letzten Male vetterlich Rath und That an." Hier wäre Gelegenheit gewesen, die wohlmeinenden Gesinnungen desselben neuerdings zu erheben: allein Hr. *v. W.* begnügt sich die blosse Antwort des Kurfürsten herzusetzen: „was ihm der Herzog als Trost habe kund gethan, sey der Art, dass es ein Labsal seyn möchte für solche, die mit dem Tode rängen;" und S. 330 weiss Hr. *v. W.* selbst nicht, wie er es recht erklären soll, dass Moriz bey dem vom Kaiser ausgesprochenen Todesurtheile über Joh. Friedrich sich nicht als thätigeren Vermittler gezeigt. — Dass Karl V beym Anblicke eines durchschossenen Crucifixes laut die Rache des Himmels angerufen habe, hält Hr. *v. W.* für eine von den Künsten, wodurch die spanischen Reisigen mehr befeuert werden sollten, II, 310. — *Plancks* Hypothese, dass Karl das Interim nicht gelesen, umgeht Hr. *v. W.* dadurch, dass er bey einigen Puncten desselben aus der Gemüthsart des Kaisers zeigen zu können glaubt, dieser möchte sich wirklich überredet haben, das Interim werde den Protestanten angenehm seyn. Ungeachtet Hr. *v. W.* die Geschichte von dem plötzlichen Aufstande des Kurf. Moriz so gestellt hat, dass der Eindruck davon auf Karls Gemüth um so lebhafter gefühlt werden sollte: so behauptet er doch, aber bloss nach *Sepulveda*, dass der Kaiser auch in diesem Augenblicke, der ihn so hart bedrängte, nicht betroffen gewesen sey; wenigstens gegen alle Schrecken der Zukunft habe er Hülfe in seinen Staaten und in seinem Gemüthe besessen, III, S. 189. *Planck* sagt es geradezu, III, 2, 506: „dem Erstaunen des Kaisers sey nur der *Schrecken* gleichgekommen, in den er sich durch jene Nachricht versetzt sehen musste. — Th. III, S. 202 nennt Hr. *v. W.* die auch bey *Pl.* bemerkte Ursache, warum Moriz den Kaiser in Insbruck nicht fangen *konnte*; doch zeigt er noch auf der folgenden Seite aus mehreren Wahrscheinlichkeitsgründen, warum er ihn wohl nicht fangen *wollte!*

So viel über einige für die Kritik gehörige Stellen. Zu den hervorstechenden Seiten dieser Geschichte, die wir oben schon im Allgemeinen bezeichne-

KLEINE SCHRIFTEN.

Oekonomie. Glogau, in der neuen Günterschen Buchhandl.: *Über die Anwendbarkeit der Dismembration bey adelichen Gütern, Kämmerey-Vorwerken, und Domainen.* 1804. 125 S. 8. (8 Gr.)

Der Vf. dieser Schrift scheint mit seinen Ideen gar noch nicht im Reinen zu seyn. Denn eines Theils meint er, vom Gewinn und Verlust des Geschlechts-Adels könne hier gar nicht die Frage seyn, sondern allein davon, ob die Cultur des Ackerbaues und der Viehzucht bey der Dismembration gewinne oder verliere, und welchen Einfluss sie auf die Consumtion in den Städten haben würde; — und dennoch untersucht er die Frage, ob der Adel zur Aufrechthaltung der Monarchie nöthig sey, und ob ein Erbadel desswegen existiren müsse? Das Letztere beantwortet er ganz bejahend, nur mit der Einschränkung, dass die Monarchen den Adel eben so wenig zu mächtig, als zu arm dürften werden lassen, weil der zu reiche Adel zu sehr nach der Oberherrschaft strebe, der ärmere aber die Monarchie nicht unterstützen könne, sondern in den Bauernstand herabsinke. Diesen Streit über die Nothwendigkeit oder Entbehrlichkeit des Adels, als die Haupttendenz dieses Schriftchens, so wie über die nothwendige Beybehaltung oder Verringerung seiner Vorrechte, besonders in Rücksicht auf die preussische Monarchie, worüber der Vf. viel Wahres, und noch immer der Erwägung nicht Unwürdiges in gedrängter Kürze gesagt hat, haben die preussischen Verordnungen ziemlich geschlichtet. Die Anzeige dieser Schrift könnte daher für unsere Leser nur dadurch anziehend gemacht werden, wenn wir ihnen des Vfs. Ideen über Dismembration in so weit darlegten, als diese Operation Einfluss auf moralische Verbesserung des Bauernstandes, und auf höhere Cultur des Ackerbaues haben kann. Leider hat er aber den ersten und wichtigsten Punct ganz übergangen. Denn dadurch, dass er die Nothwendigkeit des Unterschieds der Stände zu beweisen sich bestrebt, und dann ausruft: jeder bleibe in seinem Fache, der Bauer beym Pflug, der Bürger beym Wirkstuhl, und der Feder, der Adel beym Degen, dadurch hat er uns noch nicht überzeugt, dass die Moralität und Cultur der geringeren Stände bey der Dismembration der grossen Güter mehr verlieren, als gewinnen werde. Vielmehr muss es in die Augen springen, dass in Provinzen, wo der Grund und Boden beynahe durchaus Eigenthum des Adels, und der Bauer nur da ist, um diese Güter zu bauen, wo Letzterer also mehr Sklave als Mensch, mehr Mittel als Zweck ist, wo er nur wenig für sich, und das Meiste für Andere arbeitet, alle Energie, alle Thätigkeit und alles Streben desselben nach Selbstverbesserung und Erreichung mehrerer Kenntniss nothwendig erstickt werden muss.

Die Grundsätze, die der Vf. gegen *die totale Dismembration* aufstellt, in Hinsicht des Schadens, den solche dem Staat und der Acker-Cultur bringen könne, sind ebenfalls nicht neu, noch weniger vollständig aufgezählt. Die hauptsächlichsten sind: 1) Der Staat könne sich besonders in Kriegszeiten leichter an Einen, als an Viele halten. 2) Würde die Schafzucht und deren Veredlung gar sehr darunter leiden; eine Betrachtung, die besonders für Schlesien höchst wichtig sey. So wahr dieses Letztere scheint: so ist doch Rec. der Meinung, dass immer noch Auswege genug übrig blieben, um die Schafzucht im alten Flor zu erhalten, wenn man nur nicht die Glückseligkeit des Staats allein darin sucht, dass dieser Zweig der Production auf *allen* Gütern und in *allen* Gegenden mit gleicher Anstrengung betrieben werden müsse. 3) Würde die Cultur des Ackerbaues dadurch leiden, weil der Bauer keine weiteren Fortschritte in diesem Gewerbe machen werde, da er seine Wirthschaft nie nach Regeln treibt, und immer am alten Schlendrian hängt. Dieses möchte nur dann der Fall seyn, wenn alle grossen Güter dismembrirt werden sollten; ein Fall, der nie eintreten wird. In Franken und Schwaben, wo wenig, eigentlich gar keine, grossen Güter sind, findet man Gegenden genug, wo der Bauer, der beynahe ausschliessend Besitzer des Grund und Bodens ist, die Acker-Cultur auf eine Höhe getrieben hat, die in vielem Betracht der mecklenburgischen, und selbst der schlesischen den Rang ablaufen möchte. 4) Würde der Bauer das Geld zum Ankauf der zerschlagenen Güter nicht aufbringen können. Aber eben desswegen darf man auch nicht befürchten, dass alle grossen Güter auf einmal dismembrirt werden sollten. Ein wichtiger Grund gegen die totale Dismembration aller grossen Güter, den der Vf. übergeht, möchte der seyn, dass alsdann manche für den Handel bestimmte Producte weniger, oder gar nicht angebaut werden könnten, weil der Bauer nur immer auf augenblicklichen Verkauf und Gewinn arbeitet, und weil zur Hervorbringung solcher Producte nicht selten ein beträchtliches Capital nöthig ist, das sich in den ersten Jahren nicht sogleich verzinsen kann. — Indem nun der Vf. die Total-Dismembration verwirft; so gesteht er doch eine partielle zu, aber immer unter der Bedingung, dass die Schafheerden dadurch nicht im Geringsten vermindert würden; dass das Dominium sein Bräu-Urbar, so wie die Jagd, und alle anderen Gerechtsame, dann die Teichwirthschaft, den Forst, das Schloss, die Gärten, und wenigstens ein Hauptvorwerk behalte. Unseres Bedünkens wird da, wo die Schafheerde immer als das Wichtigste betrachtet wird, nie eine vollkommene Landescultur Statt finden, weil solche der Aufhebung der Braache, und der Einführung eines bessern Wirthschaftssystems stets im Wege steht; hingegen pflichten wir dem Vf. darin bey, dass das Dominium das Bräu-Urbar beybehalte, weil dieses mehr ein bürgerliches Gewerbe ist, das nicht ohne kostbare Gebäude, und ohne ein beträchtliches Capital betrieben werden kann. Weniger Schwierigkeiten hätte es mit der Vertheilung der Teiche, da viele Gegenden den unbezweifelten Beweis liefern, der Bauer könne mit eben soviel Vortheil für sich und die Städte die Teichwirthschaft betreiben, als solches von den Besitzern grösserer Güter geschiehet.

Was die Reluition der Natural-Dienste des Bauern betrifft: so billigt der Vf. nur unter gewissen Bedingungen die Abschaffung der Spann-Dienste. Uns dünkt aber, dass, sobald man die Dismembration grösserer Güter zugiebt, man gar keine Ursache habe, gegen die Aufhebung der Natural-Dienste, sie seyen Hand- oder Spann-Dienste, zu sprechen. Denn kleine Güter haben durchaus keine Hof-Dienste nöthig. Sie würden ihnen eher nachtheilig, als nützlich seyn. Bey noch bestehenden grossen Gütern hingegen scheinen sie nicht entbehrt werden zu können, und wenn ihnen solche genommen werden sollen: so heisst das eben soviel, als die Besitzer in die unvermeidliche Nothwendigkeit setzen, sie zu zertrümmern, oder so klein zu machen, dass man sie mit eigenem Gesinde bewirthschaften kann. In der Mark, so erzählt unser Vf., habe man bey dem Amt Crossen alle Dienste gegen Ersatz aufgehoben. Da das Amt aber keine Arbeiter erhalten konnte, musste man mit neuen Kolonisten, die man annahm, *desshalb* auch neue Contracte schliessen. Solche Beyspiele sollten allerdings die Regierungen belehren, nicht eine Provinz wie die andere zu behandeln. Den Schluss des Werkchens füllt der Beweis, dass, wenn man Dismembrationen vornehmen wolle, man diese Operation vordersamst auf die Domainen, geistlichen Güter und Kämmereyen anwenden sollte, denen sie unstreitig die meisten Vortheile, ohne Schaden irgend eines Dritten, gewähren könnten. Als Anhang sind die Bemerkungen eines Freundes des Vfs., dem er sein Manuscript mittheilte, angefügt. Dieser nimmt hauptsächlich das schlesische Creditsystem — dem unser Schriftsteller abhold ist, und dem er den Ruin des Adels (wunderbar genug, da Jedermann weiss, dass ohne diese, von Friedrich dem Grossen herrührende Einrichtung die meisten schlesischen Familien zu Grunde gegangen wären,) Schuld giebt — in Schutz, und vertheidigt sie aus eigener Erfahrung. — Rec. will seine individuelle Ansicht über Total- und partielle Dismembration hier um so weniger entwickeln, als der Zeitgeist, und die ihm nachgebenden Regierungen schon meist dafür entschieden haben, und der deutsche Geburtsadel seinem Erlöschen sehr nahe zu seyn scheint. Indem man die Lehen, und die Fideicommisse aufhebt, und die Dismembrationen grosser Güter auf alle Weise begünstigt: so sprechen sich die Absichten der Regierungen immer deutlicher aus, und weder Schriftsteller, noch Zeitblätter werden mit Gegengründen gehört werden. Die Ursachen zu diesen Massregeln sind auch in vieler Hinsicht wichtig, und die Operationen selbst als heilsam anzuerkennen. Wie aber Alles, was zu rasch betrieben wird, nicht immer geräth: so möchte auch hier die allgemeine Dismembration grosser Güter Folgen nach sich ziehen, die zu spät Reue gebähren könnten. Manche dieser Folgen lassen sich schon ahnden, andere werden erst unsere Kinder und Enkel erleben. Eine weit um sich greifende Verwüstung der Forste, und eine daraus entstehende, für alle Gewerbe höchst nachtheilige Holztheurung ist eine der Folgen, die uns am nächsten liegt. S. H.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 22 OCTOBER, 1810.

ALTDEUTSCHE LITERATUR.

GÖTTINGEN, b. Dieterich: *Beyträge zur Kenntniss der altdeutschen Sprache und Literatur*, von *Georg Friedrich Benecke*, Prof. und Custos der Universitäts-Bibliothek zu Göttingen. Erster Band. 1 Theil 1810. X und 292 S. (Schreibp. 1 Thlr. 10 gr. Druckp. 1 Thlr. 4 gr.)
Auch unter dem Titel: *Minnelieder. Ergänzung der Sammlung von Minnesingern.* Herausgegeben von G. F. *Benecke* u. s. w.

Eins der ersten und grösten Verdienste *Bodmers* um die altdeutsche Literatur war gewiss seine Herausgabe der manessischen Sammlung von Minneliedern, und würde noch länger dafür gelten, wenn nicht neuerdings von verschiedenen Seiten sein unbegreiflich nachlässiges oder willkührliches Verfahren dabey aufgedeckt worden wäre. Es war zwar durch seine eigenen Äusserungen in der Vorrede bekannt, dass er manches ihm Anstössige, Überspannte und Wiederholungen übergangen habe: man durfte aber diese Auslassungen für so geringer halten, da noch genug dergleichen stehen geblieben; so wie man sich überhaupt wohl nicht ein solches unverantwortliches Betragen des sonst so wackeren *Bodmer* gegen die, bloss als geschichtliche Urkunden, für jene glorreiche Zeit so wichtige und merkwürdige Sammlung der Manessen, die seiner Heimat, ja seiner Stadt eingeborene, vorstellen konnte, wie es nun wirklich zu Tage liegt. Hr. Prof. *Benecke*, der mit zu den ernsten und thätigen Freunden des Studiums der alten vaterländischen Sprache und Literatur gehört, und auch zu Göttingen darüber schon mehrere Vorlesungen gehalten, hat das rühmliche Verdienst der ersten Anregung und auch theilweisen Darlegung dieses Missverhältnisses des bodmerischen Abdruckes zu der Urschrift. Er wurde, wie die Vorrede berichtet, durch mehrere Stellen darauf geleitet, welche *Goldast* in den Anmerkungen zu den von ihm in den *Paraeneticis veter.* herausgegebenen 3 Gedichten: König Tyro, der Winsbecke und die Winsbeckin, aus demselben Codex anführte, und die sich bey Bodmer nicht wiederfanden. Sie standen aber, nebst noch vielen anderen, in der goldastischen Abschrift zu Bremen; und aus dieser hat hier nun Hr. *Benecke* die sämmtlichen Ergänzungen und Berichtigungen mit Fleiss und Genauigkeit, so weit es seine Urkunde zuliess, bekannt gemacht. Um dieselbe Zeit unternahm Hr. *G. W. Rassmann*, bey seinem Aufenthalte zu Paris, selbst eine Vergleichung des bodmerischen Abdruckes mit der in der kaiserlichen Bibliothek befindlichen Urschrift, deren Anfang, fast zugleich mit der vorliegenden, in dem Museum für altdeutsche Literatur und Kunst, herausgegeben von *v. d. Hagen*, *Docen* und *Büsching*, Bd. 1. Stck. 2. S. 313—444. gedruckt erschien. Eine Vergleichung beider Arbeiten wird hier zur besten Würdigung der *benecke*'schen dienen. Die letzte gründet sich zuvörderst auf die durch Schobinger und Goldast um d. J. 1600 veranstaltete Abschrift. Diese, deren Geschichte ausführlich in Bodmers Vorbericht zu den Proben, S. VII—X, erzählt ist, enthält, nach des damaligen Stadtvogts *Renner* in Bremen Bericht an Bodmer, ebd., „nur die Lieder von neun und fünfzig Verfassern, und bey weitem nicht alle Stücke derselben, welche unser Codex hat." Die Zahl der Dichter bestätigte auch *Eccard* (*histor. studii etymol.* 1711. p. 165—67), der die Abschrift zu Bremen einsah, und sein Verzeichniss derselben ergab auch eine verschiedene Folge, nämlich: 3. *König Tyro* schon hinter *König Conrad* (wie auch in der Urschrift); 21. *Walther von Klingen* vor 22, *Eberhart von Sax*; 46. *Heinrich Teschler* zwischen *Walther von der Vogelweide* und *Hiltbolt von Swanegoni;* und hinter *Berage von Horheim* folgen der *Tanhuser*, *Nithart* und der von *Buchein*, welcher letzte die Abschrift beschliesst. Nur die erste und letzte dieser Abweichungen bemerkt Hr. B. (Vorr. S. IV, V) und fügt hinzu, dass mit der 5ten Strophe des Berage von Horheim (Bodmers Abdr. Th. I. S. 172,) und nachher mit der 14ten Strophe des Nithart (ebd. II. 72.), — welcher also wie bey Bodmer (und in der Urschrift) hinter, und nicht, wie Eccard angab, vor dem von Buchein steht — gänzlich abbricht. Den Teschler setzte Eccard deshalb hinter Walther v. d. V., weil die 3 letzten Strophen dieses Dichters bey Goldast, wie Hr. *B.* anmerkt, wie in der Urschrift, mit jenes Namen überschrieben sind und auch nochmal unter dessen übrigen Gedichten vorkommen. Hr. *B.* unterscheidet in der Abschrift fünf Hände, von denen die ersten vier mit lateinischen Buchstaben genauer und kundiger, als die fünfte, von welcher mit deutscher Schrift die drey letzten Dichter sind. Die einzelnen Lieder jedes Dichters sind mit römischen, die Strophen mit arabischen Zahlen bezeichnet, und die Reimzeilen, wiewohl nicht immer ganz richtig, abgesetzt. In der Urschrift sind die wirklichen aus mehreren Strophen

beſtehenden Lieder, ſo wie die gewöhnlich zuſammenſtehenden Reihen von Strophen deſſelben Baues, ohne weiteren Zuſammenhang des Inhaltes, beſonders bey den ſpätern Singern, durch abwechſelnd rothe und blaue Anfangsbuchſtaben, die einzelnen Strophen, wahrſcheinlich erſt durch Goldaſt, mit bey den einzelnen Dichtern fortlaufenden Zahlen, und die Verſe oder Reime, ohne Abſetzung nur durch Puncte, ſelten durch Striche, bezeichnet. Dieſe bey Bodmer höchſt unangenehm faſt ganz vernachläſſigte Abtheilung der Lieder (nur bey dem Tanhuſer finde ich ſie durch ein mit gröſserer Schrift gedrucktes Anfangswort angedeutet, wiewohl auch nicht ganz richtig) hat bey den Ergänzungen Hr. *B.*, wie Hr. *Raſsmann*, welcher letzte ſie aber auch für die ſchon bey Bodmer abgedruckten angegeben, und noch die Strophenzahlen beybehalten, zur bequemeren Vergleichung mit Bodmers Ausgabe, die man leicht danach beziffern kann. Die das Verſtändniſs ſo ſehr erleichternde Interpunction, groſse Anfangsbuchſtaben der Eigennamen, ſo wie Anmerkungen über Schreibfehler und Verbeſſerungen, haben auch beide gemein. Sonſt hat der raſsmanniſche Abdruck noch voraus: eine genaue literariſche Notiz der Urſchrift im Allgemeinen, wie in einzelnen zweifelhaften Fällen oder Abweichungen von ihrer Regel, Beſchreibung von einigen Bildern derſelben; die Bezeichnungen der Strophen und Reime und die eigenen Abtheilungen in den längeren Liedern oder Leichen; durchgehende Urkundlichkeit in Anſehung der Orthographie, der einzelnen Sylben und Töne, der Zuſammenziehung und Trennung der Wörter, mit Anmerkungen über dieſs alles, ſo wie über die, in ſämmtlichen Abdrücken aufgelöſten Abkürzungen, und die vorkommenden Anſpielungen. Die in der Urſchrift über einander geſetzten Doppellaute, welche Bodmer, aus Mangel entſprechender Schrift, alle, bis auf das ù, auflöſte und neben einander ſetzte (vgl. die Vorr. zu Th. II, S. V), hat auch Hr. *B.*, wie *R.*, wiedergegeben, bis auf das ov, wofür immer *ou* geſetzt iſt; obgleich Goldaſt auch dieſs wohl beybehalten, da er es ſelbſt bey den Abdrücken in den *Paraenetic.* hat. Sonſt aber bemerkt ſich ſchon bey Hrn. *B.* eine, ohne Zweifel auch ſchon durch Goldaſt eingeführte, Regelmäſsigkeit in der Schreibart einzelner Wörter, z. B. ſteht faſt immer *froeide*, *frouwe*, *ſchouwe*, *trúwe*, *rúwe* etc., welche Wörter doch in der Urſchrift ſehr verſchieden vorkommen, wie *R's.* Abdruck zeigt. So iſt auch das j für i in *je*, jagen ff. gar nicht ächt. Überhaupt wird man bey ſolchen und allen anderen Abweichungen *Rs.* Abſchrift vor der goldaſtiſchen glauben müſſen, da ſie eigends in vergleichender und berichtigender Abſicht unternommen worden. Zudem hat *R.* eine ganze Reihe von Ergänzungen und Berichtigungen, die bey Hn. *B.* fehlen. Die bedeutendſten hievon, ſo wie die hauptſächlichſten beiderſeitigen Abweichungen wollen wir hier zur immer vollkommeneren Darſtellung des Textes auszeichnen. Wir übergehen dabey, auſser den eben angeführten, noch andere ähnliche orthographiſche Abweichungen, als *wib* und *wip*, *noh* und noch, emp*h*ahen und empfahen, *t*ag und *d*ag, mag, mac und ma*k*, enbindet und en*t*bindet, mis und min*s*; hor*e*t und hort ff., da die meiſten dieſer Abweichungen hier wohl nur auf Goldaſts Rechnung ſtehen und die Urſchrift ſelbſt darin ſchwankt. Zuweilen iſt hiebey auch ein Streben, die Sylbenzahl der Verſe regelmäſsig zu machen, ſichtbar, welches Hr. *B.* ſelbſt bis zur Einſchiebung einzelner Wörter verfolgt hat. Rec. glaubt aber, daſs nur, wenn ein ganzer Fuſs oder vielmehr Accent fehlt, etwas der Art, und noch mit groſser Vorſicht, gethan werden dürfe, in dem die alten Minneſinger, bey einem zwar vorherrſchenden jambiſchen, trochäiſchen, daktyliſchen Rhythmus, doch nur auf die dem Verſe gemäſsen Hauptaccente hielten, übrigens aber in freyer Sylbenzahl mannichfaltig mit jenen Rhythmen abwechſelten. Voran mögen hier einige beſſere Lesarten ſtehen, welche Rec. einem Exemplar der bodmeriſchen Ausgabe beygeſchrieben fand, an einer Stelle mit der Bemerkung: *ita Cod.*, ſo daſs ſie ohne Zweifel auch aus der Urſchrift herrühren; manche ſtimmten auch mit denen bey *R.* und *B.* überein, welche hier natürlich übergangen werden. S. 7 Str. 3 verwun*t* f. verwun*dt*; Str. 4 Lie*ht*ù f. Lie*th*ù; Str. 5 in de*m* f. in de*n*; Str. 11 maniren f. man*ie*ren; Str. 17 ho*h* f. hoch. S. 10. Str. 8 *b*ringen f. *h*ringen; Str. 3 dur*h* f. du*r*; Str. 8. das f. da*ſs*. S. 13 Str. 3 d*ù* frowe f. d*ie* fr. — S. 10 Str. 1 mich verderben (ohne *er*), Str. 10. muote*s* f. muote; und S. 16 Str. 6 S*w*ie f. S*zv*ie, hat auch *B.*, dagegen hat *R.* noch S. 1 Str. 4 wibe*n* f. wib*e*; Str. 6 niem*a*n f. niem*e*n; S. 2 Str. 7 bre*h*en f. bre*ch*en. S. 3 Str. 1 *edel rich* f. edelrich. S. 4 Str. 8 guotes f. gu*e*tes; S. 5 Str. tougenlich*er* f. tougenlic*h*; Str. 8 *dich vrowe* f. *vrowe dich*; Str. 11 Ah*y* f. Ah*ey*; er dis f. er d*as*. S. 6 Str. 4 le*p*t f. le*b*t; Str. 9 libenne f. l*e*benne; Str. 10 Moe*h*ten f. Moe*ch*ten. S. 7 Str. 1 gegnùgte f. *b*egn*ue*gte; mi*nen* ſang f. min*ne*ſang; Str. 5 *harba* das zweyte Mal doppelt; Str. 13 noch *ſin* vor *welle*; S. 8 Str. 4 begi*n*e (beguine, eine Art Nonnen) f. begi*nne*; *ze ſine* f. zeſine; Str. 5. Entzwiſches f. Entzwiſchen*t*; d*a*nne f. d*e*nne. Die von Bodmer ganz richtig abgeſetzte Str. „Frowe durh Got ff." kann nicht, wie Hr. *B.* aus Goldaſt angiebt, zur vorigen Str. gezogen werden. In der Urſchrift hat ſie auch das gewöhnliche Strophenzeichen, obgleich dieſs wohl nicht, wie das der vorigen, roth, ſondern blau ſeyn ſollte; denn es fängt offenbar ein neues Lied an, und zwar, wie bey 2 vorhergehenden Liedern deſſelben Dichters, mit dem, gleichſam als Thema (der Gloſſe ähnlich), voranſtehenden Refrän. Auch zeigt der dahinter leer gelaſſene Raum, daſs dieſs Lied nicht vollſtändig iſt. S. 8 Str. 13 ſteht in *h*an ein *l* über dem *h*, als Verbeſſerung, die auch Bodmer richtig aufgenommen hat. Str. 14 moe*h*t f. moe*ch*t. S. 9 St. 7 *verre* f. *ſere*. S. 10 bi*tt*en f. bi*t*en (aber beſſer ſcheint bi*t*en, ſ. v. a. b*ei*ten, harren). Die hier auf einem beſonderen Blatt der Urſchrift eingehefteten 3 Strophen gehören nicht, wie darauf

von Goldast oder Bodmer bemerkt ist, nach der Str. „Ich küse ff.", sondern sind, wie diese mit den beiden folgenden, ein eigenes, in Strophenbau und Inhalt verschiedenes und auch durch die Bezeichnung abgesondertes Lied. S. 11 Str. 2 *Mih* heefent f. Mich h.; Str. 4 rosevarwer f. rosenvarwer; Str. 10 niemen f. nieman. S. 12 Str. 1 sen f. send. S. 13 Str. 13 ergänzt *R.* die vorletzte Zeile: *Der kan sine wirde meren.* S. 14 Str. 1 *en* f. *im.* Str. 9 *si* f. *sie.* S. 15 Str. 3 *In* f. *Ze.* S. 16 Str. 3 ist nach der ersten Zeile ein Blatt ausgeschnitten: diess kann aber nicht beschrieben gewesen seyn, da auf dem folgenden dieselbe Str. fortfährt. Str. 5 gehört wahrscheinlich vor und zu Str. 10 — 12.; Inhalt und Bau stimmt überein. Str. 4 minen f. minem; Str. 5 was f. war; Str. 7 sorge f. sorgen. Bey der zu Str. 7 gehörigen langen Ergänzung hat Hr. *B.*, wie immer in solchen Fällen, das schon von Bodmer bekannt Gemachte wiederholt, *R.* aber nur darauf verwiesen. Freylich giebt jenes dem Buche etwas mehr Selbstständigkeit, und ist um so zulässiger, da es dadurch nicht eben sehr angeschwellt wird. Bey solchen nicht eigentlich strophischen langen Gedichten (Leichen), als das folgende, sind aber in Hn. *B's.* Abdruck nicht die Absätze nach den in der Urschrift stehenden grösseren Anfangsbuchstaben derselben gemacht, wie bey *R.*, sondern willkührlich, nach dem ungefähren Sinn. Übrigens wird Hr. *B.* manche seiner Verbesserungen der goldastischen Abschrift durch *R.* bestätigt finden; so wie auf der anderen Seite manche bey R. nur vermuthete Lesarten schon bey Hn. *B.* ohne Weiteres in dem Text stehen: beides wohl meist nur durch Goldasts Versehen oder Correction veranlasst. Manchmal treffen die beiderseitigen Vermuthungen auch glücklich zusammen, und im Ganzen ist auch das durch die Interpunction ausgedrückte Verständniss übereinstimmend und nur in einzelnen Fällen verschieden. S. 3 Zeile 11 sind wohl 2 Verse, wie bey *R.*; der Reim und die kurzen Verse dieses Absatzes sind dafür, obwohl die Bezeichnung in der Urschrift fehlt. S. 5 Z. 2, bey Hn. *B.* ist *Mere* unrichtig gross gedruckt, da es kein Eigenname ist, sondern ein Beywort, s. v. a. berühmt, v. *Mähre.* Z. 7 ist *Mei* wahrscheinlicher, als *Plei*, wegen der etwanigen Anspielung auf das Gedicht vom Grafen *May.* S. 6 Z. 2 bey *R.* 2 Verse hat Hr. *B.* besser in Einem, wenn das Reimwort *not*, das schon vorhergeht, richtig, da sonst das Zeichen fehlt und auch die Absätze öfter in einer längeren Zeile auslaufen. S. 7 Z. 10 liest *R.* ich f. ichs; Z. 4 v. u. Dest f. Dess. S. 8 Z. 2 v. u. sollen f. zellen. — S. 17 (b. Bodmer.) Str. 7 gehört wohl zu den folgenden 3 Str., obwohl sie als ein eigenes Lied bezeichnet ist. S. 19. Str. 2 berichtigt *R.* Muose f. muste; (jenes ist alte Form des Präterit. v. *müssen*, wie wesse und wiste v. wissen); Str. 11 went (schweizer. und schwäb. f. *wollen*) f. wend. S. 21. Str. 2 alse (also) f. Alle; Str. 5 hat einen Vers zu wenig. In dem ersten Liede Gottfrieds von Nifen ist bey Hrn. *B.* der Anfangsvers jeder Str. in 2 getheilt, so dass der vordere auf die letzte, sonst reimlose Zeile reimt; wohl ganz richtig, obgleich in der Urschrift keine Bezeichnung dafür ist. Dasselbe findet Statt in den Liedern V. VI. X. XXV. XXXII. XXXV (wo Hr. *B.* aber den Reim übersehen). XXXVIII. XLIII. XLV. — Str. 3 hat Hr. *B.* die Interpunction richtiger, als *R.*; ebenso Lied III. Str. 2., wo Rec. aber für das hineingebesserte *vil* lieber *mag* oder *kan* lesen möchte, wegen des folgenden Infinitivs *gruessen.* Str. 5 liest *R.* iemer f. *niemer*; jenes wird nämlich auch für dieses gebraucht, wie *iht* u. *niht*, u. *ein*, *hein*, *dehein* u. *kein*, und noch das franz. *jamais* und *personne* für beide Fälle. L. IV. Str. 3 und 4 hat Hr. *B.* unrichtig den 3ten und 6ten V. in 2 getheilt, wozu wohl Str. 4 die zufälligen Reime im Abschnitt der langen V. verführt haben. L. V. Str. 2 ist Hrn. *Bs. noch* f. uon, und Str. 4 *üweren* f. *üwe von* besser. L. VII, das in der Urschrift und auch b. Goldast aus 4 Str. besteht, die, eine um die andere, auf einander reimen, hat Hr. *B.* desshalb, ganz ohne Noth, in 2 Str. gebracht. Die in der ersten fehlenden beiden Zeilen stehen bey *R.*

„Dagegen froeit sich manig herze, wan das mine alleine.
Das muos iemer trurig sin, es wende ir wiplich guete."

Str. 2 ist b. *R.* die Änderung von *wuestet* in *muestet* unnöthig: jenes bedeutet *verwüstet.* L. VIII. Str. 2 l. mit *R. dú* leste f. *min* leste; Str. 4 Swa f. Swer. L. IX. Str. 3 ich *si* f. ichs; minnekliche u. selden riche f. minneklichen u. seldenrichen, welche unnöthige Änderung Hrn. *Bs.*, so wie das Punct hinter *Wan*, einen gezwungenen Sinn giebt. Sollte *wan* f. *Wahn* stehen: so müsste es doch: in seldenrichem, heissen. *Wan das* gehört aber zusammen, wie es so häufig für *dieweil*, *denn* u. *wenn nicht* steht. L. XI ist nur die Schlussstrophe eines längeren Liedes, das mit dem ausgeschnittenen Blatte verloren gegangen. L. XIV, Str. 2 steht in der Urschrift kü*be*scher, aber das *be* unterstrichen, das gewöhnliche Zeichen des Schreibfehlers, und ist also sicher *küscher* zu lesen. L. XVII, Str. 1, troest*inne*, b. *R.* f. troester*inne* wäre gebildet, wie Wahrsa*gin*, obwohl dieses doch gebräuchlicher und auch L. XX, Str. 3 vorkommt. In der Handschrift steht vielleicht die gewöhnliche Abkürzung troest˜*inne.* L. XVIII hat durchgehends s. g. *reiche* Reime: ähnliches Spiel mit den Reimen ist in L. VI, XXVI, XXXII. Str. 4 f. *zu dir* hat Hr. *B. zir*; wahrscheinlich aber ist *zuzir*, die häufige Form für *zu ir*, zu lesen. Str. 5. „*Hei gewunne ich ir noch die künde*" wirft Hr. *B.*, wohl des Verses wegen, *ir* heraus; mit Unrecht, da es der zu *künde*, Kunde, gehörige Genitiv ist; eher könnte *die* fehlen. L. XXI von 4 Str. theilt Hr. *B.*, in den Zusätzen, wieder in 2 Str., wie oben L. VII, aber noch mit weniger Grund, da Str. 1 u. 2, und 3 u. 4 freylich auf einander, aber auch schon in sich vollständig reimen. Str. 1 b. Hn. *B. den* f. *dien*; diess ist aber eine alte Form, die noch im niederländischen, dadurch von dem Artikel unterschiedenen *pronom. demonstrat.* und *possessiv.* übrig ist. Str. 4 hat *R.* den 5ten V. übersehen: *Lieb, und daran niht erwunde.* Dagegen ergänzt *R.* den, L. XXIII. Str.

3 bey Hn. *B.* fehlenden 8ten V. *Das si niht gar in wunnen swebe.* Str. 4 ist bey R. die Vermuthung von *Was* f. *Wan* unnöthig, da dieses für *warum* steht, und wohl eine Zusammenziehung davon ist. Vgl. den v. Kürenberg, Str. 11, und den Shenk v. Winterstetten, Str. 21. — L. XXV, Str. 3, „Reiner wibes guete" bestätigt doch, gegen *Rs.* Anmerkung, Bodmers Lesart des ganz eben so lautenden Verses in Herzogs Joh. v. Brab. Str. 16. Es ist dieselbe, nur durch die unmittelbare Verbindung mit dem Beywort etwas kühnere Construction, wie die noch gewöhnliche, und mit nichten zu tadelnde: das Mädchen, Fräulein, Weib, — *die* ging u. s. w. L. XXVIII, Str. 1 muss das Comma, wie bey *R.*, hinter, und nicht vor *selig* stehen. Die Urschrift hat hier auch einen senkrechten Strich: ein Anfang von Interpunction, der öfter vorkommt. Dasselbe gilt L. XXXIV, St. 2 von dem Comma vor *darzuo*. L. XXXIX, Str. 3 l. *R.* tribel f. *treibel*, wie Str. 4. — Str. 5 *do* f. *so*; *do* steht öfter so doppelt. L. XLIII, Str. 1 liest Hr. *B.* sehr gut *min* f. *in in*. Den L. XLV, Str. 3 fehlenden 2ten V. ergänzt *R.* „*Dú mir in min herze tougen.*" L. XLVII, Str. 2 ist b. *R. dest* f. *des* unnöthige Änderung, denn *des* steht, wie *das*, öfter f. *dest*, *dast*, das ist. Vgl. L. XIV, Str. 4, L XVIII, Str. 1 und S. 137 Z. 5, S. 140 Z. 4 v. u. — S. 24 b. *Bodmer* ist Str. 3 nach *R.* zwar durch die Bezeichnung mit den folgenden 3 Str. zu Einem Liede verbunden, aber durch Inhalt und Form offenbar für sich bestehend, und auch durch die folgende Überschrift: „ein ander ton" davon gesondert. *R.* berichtigt noch Str. 5 *guote* f. *guete*; Str. 6 *niender* f. *niener*. S. 25 Str. 2 *zovber* f. *zuober*; St. 9 *nicht* f. *nit*. S. 26 Str. 4 *liebún* f. *lieben* (jenes eine nicht seltene alte Form, wie *liebi* f. Liebe, als Substantiv, noch in Schwaben und der Schweiz); Str. 9 *verschwinden* f. *erwinden*. S. 27 Str. 9 Bas f. *Das*. Mit der folgenden Str. beginnt offenbar wieder ein neues Lied, wiewohl die Bezeichnung der Urschrift sie mit dem vorigen verbindet. S. 28 Str. 1 *ufbrehen* f. *ufbrechen*. Bey dem Bruder Eberhart von Sax giebt R. die auf seinem Bilde befindlichen Verse, welche auf einer Papierrolle stehen, die er der Mutter Gottes auf dem Altar darreicht, und sich auf seinen einigen grossen und prächtigen Lobgesang an sie beziehen:

„Dirre kranke presant,
vrowe, si dir gesant,
empfahe in von mir fuer guot,
dur dinen tugentlichen muot,
iemer si von dir bewart.
von Sax bruoder Eberhart."

S. 29 Str. 3. *Do* uns eine ha*b* f. *Wie* uns eine ha*t*. Leider bricht das zweyte Lied dieses Dichters auch in der Urschrift so ab, wie bey Hn. *B.* S. 79 Z. 14 ebend. steht gut *spreche* f. *sprechen*. Z. 15 ist aber *Je* ein unnöthiger Zusatz. Dieses erste, nicht eigentlich strophische Lied, Leich, Rudolfs v. Rotenburg besteht doch grösstentheils wirklich aus Strophen. So beginnt es mit 3 achtzeiligen, auf welche eine ebenfalls achtzeilige, aber anders gebaute, folgt; dann 3 zehnzeilige, und wieder eine achtzeilige der zweyten Art; darauf bloss gepaarte Reime, bis „Ovidius", wo eine vierzeilige Str., danach 2 sechszeilige, wieder eine vierzeilige und eine achtzeilige, nachmals blosse Reimpaare, und endlich wieder eine achtzeilige der zweyten Art. S. 80 Z. 11, *die* f *ie* ist eine gute Verbesserung. L. II ist ganz ähnlich zusammengesetzt: 2 achtzeilige Str., eine ebenfalls achtzeilige, aber anders gebaute, 2 zehnzeilige, eine achtzeilige der zweyten Art, Reimpaare, eine sechszeilige, eine vierzeilige und eine achtzeilige Str., wieder Reimpaare und eine achtzeilige und eine fünfzeilige Str. S. 85 Z. 4 v. u. bur f. bi *ir* giebt keinen Sinn. L. III besteht fast ganz aus Str.: 4 siebenzeilige, eine sechszeilige, 4 siebenzeilige, doch anderer Art, 5 sechszeilige, abwechselnd von der vorigen und einer neuen Art, 3 siebenzeilige, von den ersten verschieden, eine sechszeilige der ersten Art, 4 abwechselnd achtzeilige und sechszeilige einer dritten Art, wieder eine sechszeilige der ersten, zuletzt Reimpaare und unregelmässig verschränkte Reime. S. 91 Z. 13 müssen demnach 2 Zeilen seyn. S. 92 Z. 9 Me*h*oth f. Me*l*ioth, ist ein noch dunklerer Name; *Mahute* im Titurel, Tschionatulanders Mutter, kann nicht gemeint seyn. S. 94 Z. 6 Di*u* hant f. Di*n* hant, ist unrichtig; jenes ist der häufige Genit. f. den Accusativ: dich, oder zu dir haben. Z. 15 fehlt *hat*. S 95 Z. 3 fehlt der Reim zu *not*, ist also zu der folgenden zu ziehen, wie auch die Handschrift bezeichnet. L. IV wieder Str.: 2 zehnzeilige, eine funfzehnzeilige, eine dreyzeilige, 2 sechszeilige, 2 dreyzeilige, eine, andere zehnzeilige. S. 96 Z. 8 u. 9 v. u. gehören zusammen, auch nach der Handschrift. L. V hat folgende Str: 2 von 14 Zeilen, 2 von 8, 2 andere von 8, 1 von 4, wieder eine von 8 (wo Hr. *B.* S. 99 Z. 7—9 v. u. unrichtig je 2 V. zusammengezogen), 7 von 4, 3 von 6 (wo Hr. B. S. 100 Z. 7 u. 9 v. u. wieder unrichtig statt 4 V. nur 2 hat), 1 von 4, 3 von 9, 2 von 8, 2 von 5, 2 andere von 8, 1 von 10, 2 von 5, wieder 1 von 10 (wo Hr. *B.* S. 104 Z. 16, 17 fehlerhaft einen V. theilt); und 2 von 5, 1 von 9 (wofür Hr. *B.* S 104 Z. 2 v. u. durch Abtheilungen hinter *also* und *Fro*, gegen die Handschrift, 10 Zeilen hat), 2 andere Str. von 10 Zeilen, 5 von 7, 1 von 8, 2 von 6, 1 von 4, 2 von 12, 2 von 9, und 2 Str. von 5 Zeilen. S. 102 Z. 3 v. u. alder f. *al der*, würde *alter* oder *oder* heissen, statt *aller der*. Ebenso S. 106 Z. 8 v. u. *aldú* f. *al dú* (welt). S. 105 Z. 5. bessert Hr. *B. giht* durch *niht*; es steht aber *giht* (zusagt) mir, nicht mit, welches letzte wohl jene Änderung veranlasste. S. 109 Z. 5, nie*n*er f. nie*m*er, kann nicht wohl stehen, eher nie*ne*, die häufig verdoppelte Negation. L. VI folgende Str.: 2 von 8 Zeilen, 1 von anderen 8 Z., 6 von 4, 1 von 8 (gleich der vorigen), 5 von 6 (wo Hr. B. S. 112 Z. 7 u. 9 2 V. unrichtig und durch unreine Reime in 4 V. abtheilt), 5 andere von 6, 1 von 4, wieder 1 von 8 (wie vorhin), 2 v. 6 (wie die ersten), Reimpaare, endlich noch eine Str. von 8 Zeilen.

(Der Beschluss folgt.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 23 OCTOBER 1810.

ALTDEUTSCHE LITERATUR.

Göttingen, b. Dieterich: *Beyträge zur Kenntniss der altdeutschen Sprache und Literatur von Georg Friederich Benecke* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension)

Seite 109 Zeile 5 von unten *Wa* f. *Eva* ist Unsinn, welchem das von Hn. *B.* hineingebesserte *ane* nicht abhilft. S. 111 Z. 3 giht (sagt) ist besser, als *git* (giebt). S. 112 Z. 4 ist merkwürdig der Genitiv des persönlichen Fürworts statt des Nominativs, *sin* f. *er*; er steht besonders nur hinter dem Vergleichungsworte *wan*, denn, als (vgl. Nibel. *v. d. Hagens* krit. Ausg. V. 9603); so findet sich auch wohl niemands geradezu f. niemand. S. 113 Z. 10 siren f. Siren; doch scheinen die *Sirenen* gemeint, die öfter wegen ihres Gesanges bey den alten Dichtern vorkommen (z. B. manesf. Samml. II, S. 200 b. 207 a); wenigstens ist mir kein Instrument jenes Namens bekannt. Sonderbar ist ebend. Z. 15 Tanbur f. Sanbuc: dieses ist nämlich auch ein bekanntes altes Instrument die *Sambuca*. S. 32 (bey Bodmer) Str. 9 l. alse f. also, häufige alte Form; Str. vernuegert f. *vernue gert*, v. *vernuegeren*, Neues, Veränderung begehren. Vgl. die Klage V. 1048. S. 33 Str. 13 an f. in. S. 34, 1 sinne f. sinnen; Str. 4 werder f. werden. S. 35 Str. 5 tugenden f. tugende. Das lange Gedicht Heinrichs von Sax besteht ebenfalls aus Str.: 3 von 4 Zeilen, 3 von 6, 1 andere von 4, 5 von 4 (wie die ersten), 2 andere von 4, 1 von 8, 2 von 6, 1 von 12, 1 von 4, 2 von 6, 1 von 12, 2 von 8, 1 von 6, 1 andere von 6, 2 von 4, 2 andere von 4, wieder 2 von 4, wie die vorigen; 3 Zeilen schliessen. S. 118 Z. 4 wir f. *mir*; diess kommt aber für jenes öfter vor, und ist noch in der oberfächf. Mundart. Ebend. Z. 16 *Das* f. *Der* ist besser. S. 119 Z. 10 suln f. sun; diess ist aber auch häufig und noch in der schwäb. und schweiz. Mundart f. *sollen*, wie oben *went* f. *wollen*. — S. 35 (b. Bodmer) Str. 10 l. Mich f. Min; S. 38 minnestu f. minnest *du* (Diess Lied ist merkwürdig, wegen der wirklich künstlich darin gebrauchten Assonanz.) S. 39 Str. 5 lie f. lies; Str. 10: *hastus* f. hast *es*. — Des von Gliers 3 Leiche haben auch Str.; I: 2 Str. von 6 Zeilen, 1 von 10, 2 von 11, 1 von 8, 1 von 10, 1 von 8, 13 Reime, 2 Str. von 6 Zeilen, eine andere von 6, 2 von 6 wie die vorigen, 1 von 8, 2 von 20 (in der ersten fehlt der 8te Reim), 2 von 12 Zeilen, zuletzt Reimpaare. S. 123 Z. 10 inen f. in ihnen), ist unnöthige und auch unrichtige Änderung, da diese Dehnung des Plurals in der alten Sprache selten vorkommt. S. 123 Z. 2 v. u. l. *dú* (die) f. *du*. S. 126 Z. 13 Als *e* f. Alse, giebt auch Sinn. Ebend. Z. 2 v. u. l. wieder *al der* f. *alder*. II: 3 Str. von 6 Zeilen, 2 andere von 6, 3 von 8, 2 wieder von 6, 3 andere von 8, wieder 2 von 6, 3 von 7, noch 2 von 6, 3 noch andere von 8, zuletzt noch 3 Str. von 6 Zeilen. S. 127 Z. 10 v. u. steht *hant* vielleicht für *hassen*, und machte dann keine Änderung nöthig, wie b. *R.* Auch findet sich wie hier, *hassen* mit dem Genitiv construirt, S. 230 Str. 1. S. 128 Z. 4 l. wieder *al dú* f. *aldú*. Z. 9 v. u. ist Tristan, *der* besser, als Tristan*den*. S. 129 Z. 5 l. was f. war, welche Form seltener ist III (b. Bodmer): 3 Str. von 6 Z. (wo in der zweyten des Reims wegen mer f. me zu lesen), 2 andere von 6, 3 von 8, wieder 2 von 6, 3 andere von 8, wieder 1 von 6, 3 von 8 und 2 von 6, 3 noch andere von 8, und zuletzt noch 2 Str. von 6 Z. S. 44 Z. 23 l. sorge f. sorgen. S. 45 ist „Min munt etc." unrichtig, und gegen die Handschrift, besonders abgesetzt; es gehört zu dem Vorigen. — Auch Ulrichs von Gutenburgs Leich ist in Strophen: 7 von 4 Zeilen, 6 von 3, 1 von 7 (wo Hr. B. S. 135 Z. 10 u. 11 unrichtig theilt), 1 von 12, wieder 1 von 7 und 1 von 12, 7 von 8, 1 von 6 (es fehlen am Ende vielleicht 2 Zeilen, wodurch sie auch der Form, wie dem Inhalt nach, zu der folgenden gehören würde), 3 andere von 8, 1 von 10 (wahrscheinlich ist aber S. 139 Z. 6 — 8 v. u. zusammenzuziehen, so dass es auch eine achtzeilige Str. wird, wie die vorigen und folgenden 2), 2 von 10, 6 von 4, 7 von 3, 2 sich entsprechende Absätze von 21 Z. (nur S. 142 Z. 2, 3 ist ein Reim zuviel), 5 Str. von 8 Z. (wie die ersten), 4 von 8 (der zweyten Art), endlich 4 Str. von 4 Z. S. 134 Z. 8 ist Der besser als Dir. S. 135 Z. 1 l. senften f. senfte; Z. 6. abermals *al der* f. *alder*. S. 137 Z. 17 scheint Swie besser als Swen; Z. 18 ist des Sinnes, wie des Verses wegen, etwa zu lesen: Und *muos* ir *dienst* gezeigen. Z. 9 v. u. müssen der Str. wegen 2 Zeilen seyn, obwohl in der Handschrift der Punct nach dem Reimworte (*an*) fehlt. Die ganze Stelle ist etwas verderbt, wahrscheinlich durch den überflüssigen Reim in *undertan*, welcher den auf *núwen* gehörigen verdrängt hat, etwa: *mit rúwen*. S. 139 Z. 9 l. geliges f. gelige; das *s* ist das abgekürzte *es*, *des*, dessen, desswegen; dagegen Z. 18 l. darf *es* f. darf *des*. S. 142 nach Z. 8 fehlt der V. „*Das en wer mir dar zuo niht ze breit.*" S. 143 Z. 7 l. *an* f. *im*. S. 144 Z. 6 v. u. muss, obgleich in der Handschrift die Puncte fehlen, in 3 V.

abgetheilt werden, nach den Reimen; denn es ſteht *ſit*, für das ganz undeutliche *Sir*. S. 145 Z. 8 v. u. l. Turnus f. Turius, wie die Anſpielung auf die Aeneïs fodert. S. 48 (b. Bodmer), Str. 9. l. mich f. mir. — Bis hieher geht für jetzo nur der Abdruck der *raſsmanni*ſchen Arbeit; die folgende Vergleichung entnimmt Rec. aus deren handſchriftlicher Fortſetzung und Vollendung, welche, nebſt mehreren anderen Minneliedern, z. B. aus den *möſeri*ſchen Fragmenten und einer leipziger Handſchrift, nächſtens beſonders erſcheinen werden, und faſt noch doppelt ſo viel betragen: nämlich auſser den 157 Strophen des Schenken Ulrich von Winterſtetten, und der einen Str. des Walther von der Vogelweide, gewinnt Ulrich von Lichtenſtein 3, der tugendhafte Schreiber 2, Steinmar 1, Obernburg 1, Buwenburg 2, Gottfried von Straſsburg 54 Str. (darunter der groſse Lobgeſang auf die heil. Jungfrau), Hadloub 3 Leiche und 67 Str., Conrad von Würzburg 69, Frouwenlob 22 Str. (worunter ſeine Umdichtung des hohen Liedes), und der wilde Alexander einen Leich; — ſo daſs die geſammten Nachträge faſt $\frac{1}{7}$ des Ganzen ausmachen! — S. 49 letzte Str. l. ſel*t*en f. ſel*d*en. S. 50 Str. 3 unſanfte f. unſenfte; Str. 8 klagenden f. klagend*e*; Str. 13 *dehein* (*ullus*) f. ein. S. 51 Str. 10 I*n* (zuſammengezogen aus *Ih*, *Ich*, und *ne*, *ein*) f. *Ich*. S. 54 Str. 1. fehlt *vil* hinter *weis*; l. diende f. dien*te*. S. 55 Str. 11 *alde* (oder) ſwas f. *und* ſwas. S. 56 Str. 1 *ſi iu* f. ſi *úch*. — Auch die 4 langen Leiche, womit der Ulrich von Winterſtetten beginnt, ſind wieder ganz aus Strophen zuſammengeſetzt; wenigſtens ſind es offenbar künſtlich gebildete und geordnete, ſymmetriſche Glieder, zu deren Abtheilung ſich auch in ihren meiſt etwas gröſseren Anfangsbuchſtaben der Urſchrift ein Anlaſs findet, welcher im Abdruck, zur richtigen Überſicht einer ſolchen eigenthümlichen poetiſchen, unſerer Cantate ähnlichen Compoſition, beachtet ſeyn ſollte, wie auch durch R. geſchehen, nur daſs dabey ſtehen geblieben und die Abtheilung nicht auch nach inneren Gründen ganz durchgeführt iſt. Bey den aus 2 gleichen Hälften beſtehenden, ſo wie bey den durch eine oder die andere Zeile auf einander reimenden oder verſchränkten Str., iſt ſie zwar manchmal zweifelhaft: doch giebt für jene der Inhalt, die Zahl ſolcher Verſe überhaupt und ihre Wiederkehr meiſt eine Regel, und für dieſe muſs man wohl annehmen, daſs nicht eher eine Str. vollendet iſt, bis ſie durch die Reime ganz in ſich abgeſchloſſen, es ſey denn, daſs ſie dadurch gar zu lang würde, und im Ganzen, oder doch in der Nähe, eine kürzere, ihren gleichen Theilen entſprechende Form herrſchte. L. I hat 4 Str. von 6 Zeilen, 2 ähnliche von 6, 1 von 8, 2 von 6 (wie die erſten), und 1 von 6 (wie die zweyten), 1 von 12, 1 von 10 (oder 1 von 4 und 1 von 6 der erſten Art), 2 von 6 (der zweyten Art), 1 von 8, 2 von 6 (a), 2 von 6 (b), (denn S. 151 Z. 12 iſt gewiſs in 3 V. abzutheilen: Swie *er* Mir *her* Nach kume *wirt*; *her nach* ſteht in der Urſchrift auch getrennt, obwohl die Reimpuncte fehlen), zuletzt noch 1 Str. von 6 (a) und 1 von 6 (b) Zeilen. S 147 Z. 8 v. u. *ir* f. *mir*, hat auch die Urſchrift. Ebend. Z. 5 l. *iamers* f. *mine* Z. 1 vil f. *viel*, welches letztere das praeterit. von *vallen* iſt; denn *ie* iſt in der alten Sprache nicht, wie jetzt, bloſs gedehntes i, ſondern wirklicher Doppellaut, der noch in der Schweiz und Schwaben gehört wird, und unterſcheidet, wie hier, manche ſonſt ähnliche Wörter. S. 150 Z. 17 ſetzt Hr. B. ein Comma vor *erſcheine*; dieſs ſteht aber, wie häufig, tranſitiv (Präterit erſcheint*e* und erſch*einet*) und *froeide* iſt das Object. L. II folgende Strophen: 4 von 4 Z., 4 von 5, 2 von 4, wie die erſten (hier fehlt bey Hn. B. S. 152 ganz unten der V. „*Nu vil manige tage*"), 2 von 5 (wie vorhin), 2 von 7, 1 von 10, 1 von 6, 2 von 5, wieder 2 von 5, 3 von 6, 1 von 4, 6 von 6 (S. 156 Z. 8 — 10 ſind wohl 1 V., obgleich auch in der Urſchrift punctirt), 1 von 12, 1 von 16, wieder 1 von 4, 2 von 8, 1 von 10, 1 von 12, 1 andere von 10, und 4 Schluſszeilen. S. 153 Z. 4 v. u. l. Bi*ſ* f. Bi*t*; Z. 2 *Ich* f. *In*. S. 154 Z. 14 reh*te* (Adverb.) f. rehte*n*. S. 155 Z. 12 Ge*d*en*k*en f. Gegen*d*en. Z. 2 v. u. dien (alte Form) f. d*e*n. S. 158 Z. 14 v. u. i*r* (ihrer, die Frau) f. i*u*. S. 159 Z. 2 d*ie*n f. d*e*n. L. III: 2 Str. von 6 Z., 2 von 8, wieder 10 von 6 (die 4 letzten, je 2 und 2 verſchränkt), 2 andere von 6, 4 von 6 (wie die erſten), 2 andere von 7, 1 von 6, 1 von 8, 1 von 7 (wie jene), wieder 2 von 6 und 1 von 7, 1 andere von 8, 2 von 12, wieder 1 von 7, 1 von 6 (wie die zweyten), 1 von 6 (a), wieder 2 von 7 (b) und 7 von 6 der erſten Art (S. 168 Z. 8 u. 10 ſind nämlich je 2, auch in der Urſchrift punctirte V.), 1 von 8, 1 von 12 (oder 2 verſchränkte von 6), und wieder 5 von 6 Z. (S. 169 Z. 15 ſind wieder 2 V. auch in der Urſchrift). S. 159 Z. 6 v. u. l. abermals vil f. viel. S. 160 Z. 6 v. u. D*ien* (zuſammengezogen aus die u. *en*, *ne*, nicht) f. D*ú*. S. 161 Z. 6 Lie*ſ e* (ehe) f. *Lieſe*. S. 169 Z. 13 v. u. fehlt *das* hinter *Iſt*. L. IV: 1 Str. von 16 Z., 2 von 8, 1 andere von 16, 2 von 6 (S. 171 Z. 2 u. 3 v. u. ſind nämlich 1 V., auch in dem Codex), wieder 2 von 8, 2 andere von 8, 1 von 18, wieder 2 von 8 (a), 1 von 16 (wie die zweyte), 2 von 7, wieder 2 von 8 (a), 2 von 26 (S. 175 Z. 11 v. u. gehört aber zur folgenden, und S. 176 Z. 1 macht *Das* eine beſondere Reimzeile, wie auch die Handſchrift andeutet), 1 von 18, 2 von 10, 1 von 6, 2 von 4, 2 von 8, 2 von 10 (wie vorhin), 1 andere von 10, 1 von 8, noch 1 andere von 10, wieder 1 von 8, 2 von 9, 1 von 10 (wie die vorletzten), 1 von 8, (S. 181 Z. 2 — 7 v. u., zwar der Urſchrift gemäſs abgeſetzt, ſind doch wahrſcheinlich alſo herzuſtellen:

Swa
Quale
Nimt wale,
Da wirt man gra.
Nie
Die pine
Das mine
Sende herz verlie.)

2 von 8 (wie die früheren), 2 von 10, 1 von 14 zweymal wechſelnd, 1 von 8 und 1 von 4, 1 von

16 (S. 184 Z. 12 v. u. muss für zwien, in der Urschrift zwiien, gelesen werden zwein, des entsprechenden dritten Reimes wegen; ebenso Z. 9 Goetelint f. Goetelin, zum Reim auf kint. Jenes ist auch die ächte Form dieses Frauennamens, z. B. in den Nibelungen), 8 Reime schliessen. S. 170 Z. 13 v. u. l. suessem f. suessen. S. 172 Z. 12. l. Hr. B. richtig nu statt nun, welches in der alten Sprache eigentlich nu, mit der Negation *ne* oder *en* verbunden. S. 180 Z. 5 v. u. l. Schupfe (schiebe) f. Supfe. S. 181 Z. 14 ist Lieb f. Lebe gut verbessert; vgl. S. 253. S. 182 Z. 14 v. u. *lunge*, v. *luien*, *luen*, schreyen (wovon *Leue*, Löwe)? *Rs.* iunge giebt keinen bessern Sinn. S. 184 Z. 13 v. u. l. *den* f. und; Z. 14 Erent (die alte Form der 3 Pers. Plur.) f. Eren. L. V ist richtig nach den Str. und Absätzen der Handschrift abgetheilt. Der letzte Absatz besteht noch aus 2 Str., denn *wilt* und *herzeleit* sollten wohl auf einander reimen. Der S. 185 bemerkte V. fehlt auch, nach R., in der Urschrift. L. VI ist ebenfalls meist richtig abgesetzt; der nach der 4ten Str. folgende Absatz zerfällt aber noch in 4 sechszeilige Str., die 2 fünfzeilige einfassen. S. 187 Z. 5 v. u. l. froeite f. froeide. S. 189 Z. 2 dem f. den. Auch L. VII ist richtig abgetheilt. Die Urschrift hat in diesen sämmtlichen Leichen, da wo eine neue Strophenart eintritt, öfter noch das Zeichen ¶ mit Dinte; bey dem letzten Absatz v. L. VI und der ersten und dritten Str. v. L. VII steht es aber auch abwechselnd blau und roth gemalt, wie zu Anfang der Leiche selber. — S. 192 Z. 8 fehlt *der* vor *sorgen*; Z. 14 l. trage (träge selten) f. tragen; Z. 2 v. u. froeiden f. froeide. S. 193 Z. 7 fehlt *dir* hinter *ich*: Z. 16 l. der f. den (*gruene* ist Substant. f. grüne Aue); Z. 18 fehlt *nu* hinter *mir*. S. 194 Z. 9 v. u. l. nien hein f. nie kein. — S. 59 (b. Bodmer) Str. 9 l. Hoera (die alte Form des Imperativs) f. Hoers; mich des f. mich das; Str. 11 Du f. Nu; niemen f. nieman. S. 16 Str. 1 begunde f. begunte. — S. 196 (b. Hn. B.) Z. 12 v. u. l. vol f. wol S. 199 Z. 3 fehlt das ?; denn *Wan* steht wieder f. *Warum*. Vgl. die ganz ähnliche Stelle S. 23 Str. 2. — Z. 9 v. u. lage ändert Hr. B. unrichtig in jage, welches nicht so gebraucht wird, dagegen lage, v. *lagen*, nachstellen, lauern, einen guten Sinn giebt. S. 200 ist *hant* gut ergänzt. S. 205 Str. 2 ist der Refrän unrichtig wiederholt; in der Urschrift lautet er so:

„Swer vil dienet lange zit,
Ist sin frowe
In tugenden schowe,
Wissent, das si lon im git."

S. 209 Z. 8 l. min f. mich, wie auch der Reim fodert; es ist hier wieder der alte eigenthümliche Genitiv, nach dem Vergleichungsworte *danne* (denn, als). S. 211 ist *hin und her* f. *en unther* gesetzt; Rec. vermuthet eher, *untz her*, bisher. Der S. 212 fehlende V. ist: *„Sit min herze vinget."* S. 215 Str. 2, f. Rehte hat R. Lehte; vielleicht Liehte. S. 217 Z. 4 v. u. l. hant (habet) f. han. S. 217 Z. 7 l. gilije (Lilie) f. gelije; Z. 10, dem f. den. S. 220 Z. 9 ist Bodmers tihten (dichten) f. rihten, richtig. S. 221 Z. 1 l. tugende f. tugenden. S. 224 Z. 13, wirde (werde) f. wirt. S. 225 Z. 3 u. 4 müssen Ein V. seyn, wie in den übrigen Str., obwohl auch die Handschrift so abtheilt, durch den zufälligen Reim verführt. S. 225 Z. 7 l. liebem f. lieben. S. 228 ist sigen richtig hergestellt. S. 230 Z. 8 v. u. l. rotem f. roten. S. 231 Z. 3 v. u. minem f. minen; denn *angesigen* wird, wie *obsiegen*, mit dem Dativ construirt. In der Urschrift ist diess Lied auch nicht vollständig, und ein Raum von 24 Zeilen leer gelassen. S. 234 Z. 6 l. dem f. den. S. 236 ff. im Refrän immer twinget f. twinge. S. 238 Z. 1 mir f. min, wie auch der Reim fodert. Auch diess Lied hat die Urschrift ebenfalls unvollständig und für den Schluss 2 Zeilen leer gelassen. S. 239 Z. 11 v. u. l. al der f. aller. S. 241. Die Änderung *schrige* f. *sang* bessert zwar den Reim, ist aber unstatthaft, da das Präterit. von schrien alt schrei oder schre lautet. Ohne Zweifel sind nur die Wörter versetzt, und nach dem Reime also umzustellen:

„*Sang* ein wahter *lute*,
Swer *lige* bi *trute*."

S. 244 l. Das f. Do. S. 245 Z. 1 „liebes (Genit. v. das liep, die Geliebte, das Liebchen) f. lieber; Z. 2 slafes f. slafe. S. 246 Z. 6 minne *leben* f. minne*kliche*. Die S. 247 fehlenden 3 V. stehen auch nicht in der Urschrift. S. 249 ist lachen richtig hergestellt. S. 250 Z. 7 l. wird (werde) f. wirt; Z. 9 v. u. *al dú* f. *aldú*. S. 251 Z. 10 den f. des. S. 252 liebiu (alte Form des Fömin.) f. lieben. S. 253 Z. 11 v. u. fehlt das Reimwort und ein Versfuss, etwa *hure*, heuer. S. 256 Z. 12, 15, 16 l. ruome — bluome Stet, f. ruomen — bluomen Sten. S. 260 Z. 12 *tuot* f. tuont. S. 261 Z. 9 boesen f. losen. S. 262 Z. 6 ruomesere (gebildet, wie: Habe-gern) f. ruomerere. S. 264 statt des ergänzten *ald* scheint eher *und* vor *umb* ausgefallen zu seyn. S. 265 Z. 6 v. u. fehlt *rot* vor *munt*. S. 266 Z. 2 steht im Codex vor *Du* noch *frowe*, welches aber wohl zu versetzen und der sonst fehlende V. also herzustellen ist:

„Frowe, wie gar ich *din*
Eigen *bin*."

S. 63 (b. Bodmer) Str. 6 l. mih (alte und noch schwäb. u. schweiz. Form, wie *ih*, *i* f. *ich*) f. mich. S. 64 Str. 4 nieman f. nienan. S. 65 St. 4 vervahen f. vervan. S. 66 Str. 8. also f. *so*. S. 68 Str. 3 sinem f. sime. S. 69 Str. 12 getuot f. *tuot*; Str. 13 iender f. niender (beides zwar gleichbedeutend); Str. 15 gehalf f. gehulf. S. 70 Str. 1 kindes f. kinder. S. 71 Str. 8. ichs f. ichs in; Str. 10 niene f. nienen. S. 72 Str. 4 wande (Prät. v. *wähnen*) f. wante (Prät. v. *wenden*); mer f. me; letzte Str. Weste ich wa (wo) f. West ich war (wohin). S. 75 Die bey Goldast mit Str. 2 verbundenen späteren Str. sind es auch in der Urschrift; zwar stehen sie hier so getrennt, wie bey Bodmer, aber ein Zeichen weiset sie zu einander hin. Str. 3 l. gouches f. guoches. S. 77 Str. 10 V. 5 minne f. minnen. S. 78 Str. 11 deheinem dinge f. deheinen dingen. Goldasts Verbindung der Str. auf S. 81 ist mit Recht verworfen; auch in der Urschrift folgen

sie, wie bey Bodmer, und neue Lieder beginnen mit: „Went ir hoeren," „Mir ist viel we" und „War kan". S. 83 Str. 6 l. *Midet* f. *Nidet*; Str. 9 *enpfahen*. f. enphahen. S. 85 Str. 5 fehlt *och* vor *ir*; Str. 7 liebi (das alte und noch schwäb. und schweiz. Substant.) f. liebe; Str. 8. *swas* f. *was* (diess auch anderen Wörtern: *swer*, *swelch*, *swa*, *swar*, vorgesetzte *s* hat die Bedeutung der lateinischen Endung *unque*). S. 86 steht über Str. 4, mit der ein neues Lied anhebt: „*In dem don: Ich wil von der minneklichen.*", welches sich auf das Lied S. 84 Str. 4 beziehet. S. 87 vorletzte Str. l *weinen* f. *einen*. S. 88 Str. 6 *wil den* f. *wilden*; Str. 10 *Der* mir f. *Das* mir. S. 89 Str 4 dur (durch) f. der. S. 90 Str. 1 ist Goldasts Lesart *verl*üget f *v*üget (fleuget, fliegt) unrichtig. Der Name des Dichters ebend. heisst v. Luenz, nicht Liunz. Str. 11 l. embor f. enbor. S. 91 Str. 10 l. *mich* wol f. *mir* wol. S. 92 Str. 5 *wuesen* f. wueten. S. 98 Str 4. V. 6 l. minn*e* f. minnen; Str. 9 wa*s* mir f. wa*r* mir. S. 101 Z. 18 v. u. busch f. busch. S. 102 Z. 28 varwú (das Substant.) f. varwe. S. 103 Str. 10 w*e*iet (wehet) f. waiet. S. 104 Str. 5 fehlt *des* vor *wurde*. Die letzte und folgende Str. stehen in der Urschrift am Rande nachgetragen, und unbeziffert. Goldast hat sie in dem Liede, wozu sie gehören: „Alrerst lebe ich" unrichtig vorangesetzt; ihr Inhalt und der Zusammenhang, so wie ein zwar neueres Zeichen in dem Codex, weisen sie offenbar an's Ende; wo sie auch bey Bodmer stehen. S. 106 Str. 5 l. *sete* (Saat) f. *stete*. S. 107 Str. 3 *úu--e* f. *wol der*; Str. 8 nien*e* f. nienen; enk*o*mt f. enkomt S. 108 Str. 7 iehe*t* f. iehent; Str. 8 i*n* *b*eschiht f. i*n* *g*eschiht. S. 109 vorletzte Str. wes f. was. S. 111 die Str. „Mir hat ein liet" gehört S. 113 hinter die Str. „Her Volcnant". Str. 8 l. *wol* f. ie. S. 112 Str. 9 *Jo* f. *Ja*. S. 117 Str. *w*illeklichen f. *v*olleklichen. S. 129 Str. 2 fehlt vor dem nicht wiederholten V. ein anderer: „*Es wirt in seiben noh behalten.*" Str. 3 l. unhoeve*sch*er f. unhoevescher. S. 130 Str. 7 geb*n é* (ehe) f. geben*s*. S. 132 Str. 3 *dur* dich f. *umb* dich. S. 133 Str. 3 wa*s* f. wa*r*. S. 134 gehört der zweyte und dritte Absatz zu Einer Strophe. Str. 6 ist einmal *vil* wegzustreichen; Str. 7 l. wa*s* f. wa*r* und bevan*t* f. bevan*d*. S. 137 Str. 4 fehlen 2 V., für welche 2 Zeilen leer stehen. S. 139 l. *h*an ich f. *k*an ich. S. 140 Str. 5 wird Walther v. d. Vogelw. in der zweyten Person angeredet; das Lied ist also wohl nicht von ihm. Ebd. mit *dir* f. mit *ir*. S. 141 Str. 10 l. *mit* sorgen f. *und* sorgen. S. 142 letzte Str. Lange wernd*e* f. *Vil* lange wernd. S. 147 Str. 1 *mit* trüwen f. *in* trüwen. Die Str. und Lieder dieser und der folg. S. sind in der Urschrift, wie bey Goldast, abgetheilt und danach Bodmer zu berichtigen. S. 151 Str. 8. l. *s*iht f. *i*ht. S. 152 Str. 2 fehlt *wert* hinter *ritter*. S. 160 Str. 10 fehlen 2 V., für welche in der Handschrift auch 2 Zeilen offen gelassen. S. 162 Str. 3 lang*e* f. lange*r*. S. 164 Str. 3 l E*r* f. E*s*. S. 165 Str. 5 gehören die beiden ersten V. noch zur vorigen Str. S. 167 Str. 2 l. *das* f. *was*; Str. 7 i*r* f. i*t*; Str. 11 *ver*troesten f. *ge*troesten. S. 172 nach Str. 2 ist in der Urschrift noch Platz für eine Str. gelassen. Th. II S. 63 Sp. 1 Z. 3 l. *e*lle (der alte Plural.) f. *a*lle; Z. 7 *His* f. *Hei*. S. 67 Str. 7 umbereit f. unbereit. S 68 Str. 2 gehört zu der vorigen Strophenreihe und fängt keine neue an, wie Bodmers Bezeichnung durch ein grosses Anfangswort andeutet. S. 72 Str. 1 burssesvelt f. buosse velt. S. 73 Str. 2 fehlt nach *vogel* folgende Stelle: „*singen suesse wise So mueste man dem vogel.*" — S. 248 Str. 11 l soldent f. solten. S. 250 Str 8 geli*n*pfen f. gelimpfen; Str. 15 son (Zusammenziehung von *so* und *ne* oder *en*) f. Sun (Sohn). S. 251. Str. 1 ie*mer* f. iem*mere*. — Angehängt hat Hr. *B* das Lied, welches in *Meusels* Magazin zuerst bekannt gemacht worden, und glücklicherweise in eine Lücke der maness. Handschrift beym Nithart passt, nämlich S. 78, wo, nach der alten Zählung, Str. 149 — 173 fehlen. Das bey Meusel sogar ganz in Kupfer gestochene Blatt kann aber nicht etwa zu dem Codex gehört haben, da es in 8. anders geschrieben (z B. nicht zwischen Linien) und besonders, da die beiden letzten Verse desselben auch noch in dem Codex, und zwar abweichend, gelesen werden, und eben die Stelle und den Dichter des Liedes anzeigen; welches dem Nithart auch schon *Docen* (Museum für altd. Lit. und Kunst. Bd. I. S. 189) zugeeignet hat. Hr. *B.* hat das Lied besser gelesen und durch Interpunction erklärt, als bey Meusel durch umständlichen Commentar und Umschreibung geschehen ist; doch bleibt noch Einiges dunkel. Str. 1 ist *sul* unnöthig in sul*n* geändert; jenes ist auch der alte Plural. Für czec*he* steht deutlich czec*ke*. Str. 2 ist die Wiederholung von *geiler* wohl nicht etwa Schreibfehler. Str. 3 steht leserlich *reuse* f. Ru*n*se, welches den Reim und Sinn noch nicht ganz herstellt. Str. 4 ist gem*eiten* eine gute Conjectur f gem*eluck*, was zwar deutlich zu lesen. Str. 5 scheint das dunkle *me*ins eher *in* eins. Str. 6 steht *vor brot* (für, als Brot) statt *vorbrot*, und di*e* (nur das *e* dicht an das *i* gezogen) f. d*i*. Für *hoen sin* (hohen Sinn) scheint Rec. der maness. Text besser: *hohú siene* (hohes, grosses *Sehnen*, Kümmerniss) im Reim auf *diene*; es stimmt mehr zu dem anderen allegorischen Ortsnamen: *Ruenthal* (alt heisst nämlich *reue* auch s. v. a. Betrübniss).

So viel hier auch der Anmerkungen, Berichtigungen und Zusätze geworden sind, so erhellt doch auch mit daraus, dass diese, natürlich auf ihre Quelle beschränkte Arbeit des Hrn. *B.* mit Einsicht und Fleiss ausgeführt ist. Zu wünschen wäre freylich, dass, bey der Concurrenz mit der *rassmannischen*, aus der Urschrift selber geschöpften Arbeit, Hr. B. lieber andere Denkmale der alten vaterländischen Poesie, deren noch so manche, und nicht minder wichtige, auf Bekanntmachung Anspruch haben, auf ähnliche Weise herausgegeben hätte. Ohne Zweifel haben wir auch im 2ten Th. dieser der Fortsetzung sehr werthen Beyträge dergleichen zu erwarten.

v. d. H.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 24 OCTOBER 1810.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Paris, de l'Imprimerie de Bertraud-Pottier: *Notice sur la Mnémonique ou l'art d'aider et de fixer la mémoire en tout genre d'études, de sciences ou d'affaires.* Par *Grégoire de Feinaigle.* 1806. 70 S. gr. 8.

Zwar hat Hr. *v. Aretin* in seiner No. 224 und 225 d. J. von uns angezeigten *Geschichte der Mnemonik* (S. 473 ff.) von dem Mnemoniker *Gregor v. Feinaigle* (dessen Rec. in diesen Blättern 1805. No. 280. S. 374 erwähnte,) alles umständlich gemeldet, was zu seiner Kenntniss gelangt war; doch konnte der Artikel begreiflicher Weise nicht befriedigend ausfallen. Die jetzt anzuzeigende nicht in den Buchhandel gekommene und dem Hn. *v. A.* unbekannt gebliebene kleine Schrift enthält zuerst *eine kurze Geschichte der Mnemonik*, in welcher *Kästners* Mnemonik (nach der zweyten Ausgabe) und die Bemühungen des Hn. *v. A.* ausgezeichnet werden. „*Les savans*, heisst es dann, *qui ont comparé ma méthode et ses résultats avec tout ce qui existe dans ce genre, ont bien voulu lui accorder la préférence, fondée sur ce que 1° les procédés et les applications des autres mnemoniques s'y trouvent perfectionnés ou remplacés par de plus sûrs et de plus faciles; 2° qu'elle offre des moyens nouveaux de porter nos connoissances à un degré de perfection auquel il étoit impossible à la mémoire la plus heureuse et la mieux exercée, d'atteindre jusqu'ici, même par la Mnemonique.*" Sein System, versichert er, die Frucht eines mehr als zwanzigjährigen unausgesetzten Studiums, sey auf alle Wissenschaften und ihre sämmtlichen Zweige anwendbar, wobey er erinnert: *je ne fais pas de la mémoire une machine, qui agisse sans qu'elle soit mise en mouvement par la raison. Je la facilite en la plaçant sous la domination du jugement, et je la fixe en réglant la fantaisie volage de l'esprit par des points sûrs, fidèles dépositaires de tous les objets.*" — Nachdem Hr. *G. d. F.* 13 Seiten hindurch bescheiden von sich selbst gesprochen und zuletzt erklärt hat, „es sey ihm sehr daran gelegen, seine, jedem Alter und Geschlecht angepasste Methode in ihrer Ächtheit zu erhalten, und sie nicht der Gefahr auszusetzen, die Beute gieriger und des öffentlichen Zutrauens missbrauchender Speculanten zu werden": lässt er Andere für seine Sache reden. Der nun folgende gutgeschriebene *Rapport sur la Mnemonique de Grégoire de Feinaigle, fait à l'académie de Nancy par une commission qui a été nommée à la demande de l'inventeur*, worin natürlich nur eine allgemeine Darstellung Statt finden konnte, wobey das eigentliche Geheimniss unenthüllt blieb, ist sehr günstig, und es sey erlaubt, daraus Einiges auszuheben: „*Il ne faut pas se persuader que les idées ou les faits fixés par cette méthode doivent demeurer perpétuellement liés aux signes sous lesquels on les aura d'abord figurés; une fois classés dans la mémoire, ils s'isolent du moyen mécanique employé pour les y transmettre; la méthode disparait, les bases se cachent, et les choses seules restent; les idées transmises par le moyen artificiel se mêlent et s'unissent avec celles acquises par la mémoire naturelle. Elles demeurent imprimées dans l'esprit de la même manière, mais avec plus de force et de ténacité, et avec un moyen de plus de renouer la chaine des idées si elle venait à se rompre par la disparition des traces de quelques-unes d'entr'elles*" — Nach Widerlegung des Einwurfs, das Studium der Mnemonik sey langwierig und zeitverderbend, rühmt der Berichtgeber *Feinaigle's* neue, bisher unbekannte Verfahrungsart, gegen welche die Methode der Alten mangelhaft gewesen sey. „Alle Schwierigkeiten der letzteren, heisst es, verschwinden bey der ersteren gänzlich. So gross immer die Zahl der einzuprägenden Gegenstände und die Reihe der Bilder seyn möge: so kann dabey doch der Geist nie in die mindeste Verlegenheit gerathen", u. s. w. — Das auf diesen Bericht abgegebene Gutachten der Akademie besagt: die Methode des Hn. *v. F.* habe vor den anderen bekannten wesentliche Vorzüge: „*ses moyens sont aussi remarquables par leur extrême simplicité que par l'infaillibilité de leurs resultats. Leur consequence doit être de rendre la Mnemonique plus usuelle, en la dégageant des difficultés qui exigeaient une force rare d'imagination, et de reculer les limites de cet art, en facilitant son application à tous les genres d'études.*" — Weiter lieset man einen Auszug zahlreicher, dem Hn. *v. F.* von Seiten mehrerer gelehrten Gesellschaften, einzelner Gelehrten, öffentlicher Beamten und gewesener Zuhörer ertheilter sehr rühmlicher Zeugnisse, unter denen das erste von der *Societé des sciences et des arts à Strasbourg* ausgestellt ist. (Vom Präsidenten derselben, dem sel. *Jeremias Jacob Oberlin*, hat Rec. ein dem hier mitgetheilten Zeugnisse völlig analoges Schreiben vom Junius 1805.) — Verzeichniss der *Matières des exercices publics* (aus der Naturgeschichte, Geographie, Geschichte und Chronologie, Mathematik, den Sprachen, Prosa und Poesie, Jurisprudenz, Kriegskunst, Anatomie, Chemie, Medicin, Astronomie u. s. w.). Von den Bemerkun-

gen des Hn. v. F. zu diesem Verzeichnisse verdienen einige ausgehoben zu werden. „*Lorsque je propose des systèmes, je ne propose pas une chose de peu d'importance. Souvent nous fréquentons des cours sur des sciences particulières, sans pouvoir nous former une idée claire et précise de l'ensemble, ou nous en rendre un compte exact. Si à l'aide de la Mnémonique nous connaissons d'avance toutes les parties, et leur enchainement; il nous est aisé d'y reporter toutes nos idées, de les classer et de les fixer; par ce moyen les progrès deviennent plus surs et plus rapides.*" (Vgl. *v. A.* II B. V Cap. §. 14). Bey Gelegenheit der *Geographie* kündigt Hr. *v. F.* mnemonische Charten an, welche dem Vernehmen nach bereits zum Theil gestochen sind, und bey welchen natürlich das stets Veränderliche nicht berücksichtigt wird. — Da, wo von *Prosa* und *Poesie* die Rede ist, heisst es: „*il ne faut pas croire, que la Mnémonique dispense de toute étude .... la Mnémonique est une méthode d'étudier; elle ne donne pas la science, mais les moyens de l'acquérir. Ces moyens il faut les connaître et les employer. Cet art demande donc notre application, moins longue à la vérité et moins pénible que toute autre méthode; mais enfin rien ne s'apprend de soi-même, et toute affaire demande ses momens.*" Aus einer Anmerkung bey Gelegenheit der Chemie ersieht man, dass Hr. *v. F.* die verschiedenen Gegenstände der Studien, um ihre Erlernung unendlich zu erleichtern, mnemonisch behandelt hat; dass aber davon 1806 nur eine die zwölf chemischen Tabellen *Fourcroy's* darstellende Tafel gedruckt war: alle anderen wollte er zusammen auf Subscription herausgeben. — Aus einem nun folgenden Berichte des Hn. *Blanc (ancien professeur de philosophie et de belles lettres, et inventeur de l'okygraphie)* an den Staatsrath *Frochot*, Präfecten des Seinedepartements, sieht man, dass Hr. *v. F.* sechs Monate lang vergeblich um die Erlaubniss angesucht hatte, seine Methode einer öffentlichen Prüfung unterwerfen zu dürfen. Endlich legte ihm der Präfect, der lange nicht getrauet zu haben scheint, auf, die Grundsätze seiner Kunst Hn. *Blanc* mitzutheilen, worüber dieser empfehlend berichtet. — Ein zweyter ebenfalls sehr günstiger Bericht über eine von Hn. *v. F.* mit 9 Knaben von 10—14 Jahren nach 2 Lectionen, von denen die ersten sechs, die zweyte vier Stunden gedauert hatte, abgelegte völlig befriedigende Probe ist vom Maire des siebenten Bezirks der Stadt Paris *Hémar de Sevran* an den Präfecten *Frochot* erstattet; und aus einem Schreiben dieses letzteren an Hn. *v. F.* vom 6 December 1806 ergiebt sich zum Schlusse, dass derselbe sich auch durch eigene Prüfung vom Nutzen der *feinaigle'*schen Methode überzeugt hatte. Er verspricht dem Erfinder die Erlaubniss, seine Kunst öffentlich zu lehren, und fügt hinzu: „*la manière assurée avec laquelle vos élèves ont repondu sur des sujets très-compliqués, et qui par leur nature répugnent la plus à la mémoire naturelle, m'a fait éprouver beaucoup de satisfaction, je dirai plus, elle m'a étonné.*"

Seitdem hat Hr. *v. F.* über drey Jahre lang, ohne sich durch Scherze und Persiflagen irre machen zu lassen, in Paris mnemonische Curse gegeben. Seit der Mitte dieses Jahres reiset er im nördlichen Deutschland. Denjenigen, welche seine persönliche Bekanntschaft gemacht haben, gilt er für einen sehr verständigen Mann, der, von aller Charlatanerie weit entfernt, über mnemonische Verfahrungsarten reiflich nachgedacht hat. *Selbst* hat er sein System noch nicht bekannt gemacht, was er jedoch dereinst zu thun willens ist; doch ist unbefugter Weise erschienen:

LILLE, chez Th. Naudin, Imprimeur-libraire, et à PARIS, chez tous les marchands de nouveautés: *Traité complet de Mnémonique, ou art d'aider et de fixer la mémoire en tous genres d'études et de sciences, orné d'un tableau d'application à l'histoire servant de frontispice et enrichi de 25 gravures; Par Mr. * * *; Contenant les divers systèmes depuis Quintilien et Cicéron jusqu'aux Professeurs modernes, avec application aux Mathématiques, à la Chronologie, à l'Histoire, à la Botanique, aux Codes civil et de procédure, à l'Algèbre, aux Langues, etc.; suivi d'un nouvel Abecedaire pour les enfans.* 1808. XXX u. 240 S. gr. 8.

Dieses Buch rührt, sichern Nachrichten zufolge, von *Feinaigles* ehemaligem *élève et délégué Professeur, François Guivard*, her, dem nämlichen, dessen in der vorhin angezeigten *Notice* erwähnt wird, und der bey Hn. *v. Aretin* (III B. S. 504) irrig *Guivaud* heisst. Mit *Feinaigle's* Willen ist es nicht erschienen, und *Guivard*, welcher jetzt unter dem Namen *Jean Didier* in Italien als mnemonischer Charlatan herumziehen soll, hat, wenn dem so ist, seines Lehrers Zutrauen auf eine sehr unedle Art gemissbraucht. Gleichwohl möchte der *Traité complet de Mnémonique* einstweilen am besten dazu geeignet seyn, sich von *Feinaigle's* Methode, so fern sie von ihm nicht modificirt worden ist, und überhaupt ein Buch mündlichen Unterricht ersetzen kann, einen Begriff zu machen. Rec. empfiehlt daher das Buch ohne Bedenken in *dieser* Hinsicht, ohne im mindesten weder *Guivards*, noch Anderer, die sich mit ihm in gleichem Falle befinden sollen, Beginnen zu billigen, so lange, bis es Hn. *v. Feinaigle* gefallen wird, sich selbst dem Publicum als mnemonischen Schriftsteller darzustellen. — Der *Discours préliminaire* giebt eine allgemeine Ansicht der hier (ohne dass je *Feinaigle* genannt worden wäre) vorgetragenen Methode; darauf folgt die Erklärung eines Titelkupfers, welches eine Anwendung der Mnemonik auf das Studium der Geschichte von Christi Geburt bis zum Anfange des neunzehnten Jahrhunderts enthält, sich aber bey dem Exemplare des Rec. nicht befindet. — Die aus 9 Capiteln bestehende Abhandlung selbst beginnt mit einer populären (um so passenderen) Darstellung des Systems, welche Rec. übergeht, da sie keine besonderen Ansichten giebt. Nach alter Weise sind Bilder und Plätze die Mittel, deren sich die Mnemonik bedient: „*les images, représentatives des faits ou des idées; les lieux, destinés à conserver l'ordre des images, ordres su-*

***gulièrement essentiel, puisque c'est à lui, à la disposition méthodique des objets entr'eux, que tient principalement le mécanisme de la mémoire.*"** Zu *Plätzen* werden wirkliche und bekannte Häuſer empfohlen; zu *Bildern* ſolche, die ſtark auf die Einbildungskraft wirken auf irgend eine Art, auch durch Seltſamkeit und Contraſt. Zwey Bemerkungen ſchlieſsen dieſe Darſtellung oder Einleitung, von denen die eine aus dem der Akademie zu Nancy über *Feinaigle's* Mnemonik erſtatteten Berichte, aus welchem Rec. ſie oben ausgehoben hat, wörtlich abgeſchrieben iſt. — 1 Capitel, *Division des lieux et emploi des images.* Ohne eine Abbildung läſst ſich dieſes, wie vieles andere in dem Buche, unmöglich deutlich machen; überhaupt werden die Grenzen einer Recenſion es nicht erlauben, manche ſehr ſinnreiche Verfahrungsarten dem Leſer darzulegen. Der Vf. (d. i. Hr. *v. F.*) bedient ſich der Zimmer und Wände nach Art der Alten. Wenn man ſich ein Zimmer denkt, worin der Fuſsboden und die vier Wände je in neun Fächer nach der Ordnung der Ziffern getheilt ſind: ſo erhält man 45 Fächer, welche dadurch bis auf 50 erhöht werden, daſs man die Decke durch die Diagonalen in vier Dreyecke theilt, dieſe mit den Zahlen 10, 20, 30, 40, die Stelle aber, wo ſich die Diagonalen durchſchneiden, mit 50 bezeichnet. Alſo 1) der *Fuſsboden* = neun Fächer; 2) *erſte* Wand, links von der Thür, mit dem daran ſtoſsenden Dreyeck von der Decke = 10 Fächer von 10 — 19; 3) *zweyte* Wand, der Thür gegenüber, auf gleiche Weiſe, 20 — 29; 4) *dritte* Wand, rechts von der Thür, 30 — 39; 5) *vierte* Wand, in welcher die Thür iſt, 40 — 49; endlich Schluſsfach im Mittelpunct der Decke, 50, welche Zahl dem Platze 5 im mittlern Fache des Fuſsbodens gerade gegenüber ſteht. So regieren die Zahlen mit einer Null jederzeit die folgenden zehn, und die Plätze der Einheit bleiben immer dieſelben, ſo daſs 5, 15, 25, 35, 45 immer in der Mitte des Quadrats, zu dem ſie gehören (des Fuſsbodens oder einer der vier Wände), 1, 11, 21, 31, 41 immer in die erſte Stelle deſſelben, u. ſ. f. zu ſtehen kommen. Dieſe Operation kann man durch ſo viele Zimmer als man will, fortſetzen, ſo daſs alſo 51 in den erſten Platz des Fuſsbodens im zweyten Zimmer kommt, und 100 gleichſam den Schluſsſtein in der Decke deſſelben bildet. Nennt man nun den Fuſsboden Wand 0, die Wand links von der Thür 1, u. ſ. f. von der Linken zur Rechten: ſo zeigt vermöge des Gebrauchs, der von den Theilen der Decke gemacht iſt, allemal ſogleich die erſte Ziffer die Wand, die zweyte das Fach an, z. B. 8 (= 08) Wand 0, Platz 8; 17 Wand 1, Platz 7, u. ſ. w. — Um nun ferner Vorſtellungen, Facta, an die Plätze zu binden, müſſen die Zahlen der Plätze in Bilder verwandelt werden, und zwar in ſolche, welche der Figur der Ziffern entſprechen, durch welches Verfahren aller Verwirrung vorgebeugt wird. Dieſe Verwandlung muſs jedem ſelbſt überlaſſen bleiben: hier iſt eine Probe mitgetheilt, welche die auf ſolche Weiſe in Bilder verwandelten Zahlen von 1 — 100 darſtellt. Es iſt beluſtigend, dieſe Zahlenbilder mit den Zahlenbildern des Hn. *v. A.* zu vergleichen: ſo iſt 1 bey *v. A.* ein Pfahl, hier eine Warte; 2 bey beiden ein Schwan; 3 dort ein Officiershut, hier eine Schanze auf einer Anhöhe; 4 dort ein Violinſpieler, hier ein Spiegel; 5 dort eine Schlange, hier ein Armſeſſel u. ſ. w. Gerathen wird, ſich mit 100 Plätzen, und wo möglich mit noch wenigeren, zu begnügen; man brauche gar nicht zu fürchten, daſs man Bilder, welche ſich auf Geſchichte, Jurisprudenz, Chronologie beziehen, obgleich auf den nämlichen Platz geheftet, unter einander verwechſeln werde. Anwendung des Bisherigen. Geſetzt, man wollte eine gewiſſe Anzahl von Worten, z. B. 1) *petite chienne*, 2) *Zéphyr*, 3) *solitude*, in ihrer Ordnung merken: ſo ſtelle man ſich etwa die *petite chienne* vor als Poſten auf der *Warte* (1), um die Ankunft der Fremden zu melden; man denke ſich den *Schwan* in ſeinem Baſſin (2), wie der *Zephyr* ſein Gefieder heftig in Bewegung ſetzt; die faſt zerſtörte *Schanze* (3), deren umliegende Gegend durch den Krieg verwüſtet und in eine Einöde, *solitude*, verwandelt iſt; u. ſ. f. So weiſs man auf die Fragen, welches Wort auf irgend eine Numer locirt, und umgekehrt das wievielſte Wort irgend eins der genannten ſey, ſogleich zu antworten. — II Cap. *des chiffres ou nombres.* Die Ziffern müſſen belebt, verkörpert, ihre Natur muſs verändert werden. Sonach ſind an die Stelle der Ziffern Conſonanten geſetzt, aus welchen mit Hülfe der zu dieſem Ende aufgeſparten fünf Vocale, die an und für ſich keinen mnemoniſchen Zahlenwerth haben, Wörter gebildet werden. Folgende hier mitgetheilte Tafel iſt von der bey *v. A.* (III B. S. 483) als *feinaigle'iſch* angegebenen verſchieden:

Ziffern:	1	2	3	4	5	6	7	8	9	0
dafür:	t	n	m	r	l	d	c	v	p	s
	th			rh			k	b	ph	z
							g	h	f	x
							q			
							ch			

h zählt nie, wenn t, p, r, c vorausgehen. Anwendung. Will man z. B. die Zahl 5473297743 in der Ordnung der Ziffern behalten: ſo theilt man ſie von der Linken zur Rechten in Abſchnitte, jeden am beſten zu zwey Ziffern, weil ſich alsdann leichter Wörter bilden laſſen. Obige Zahl gäbe nach der Tafel die Buchſtaben lr, cm, np, cq, rm; woraus man mit Hülfe der Vocale bilden kann, die Wörter *larme*, *chameau*, *Napoléon*, *coquette*, *ramoneur*, deren Bilder in die fünf erſten Fächer der Wand 0 zu heften ſind, etwa ſo, daſs man ſich auf der Warte (1) einen Gefangenen denkt, *qui répand des larmes;* das Kameel (*chameau*) in das Baſſin des Schwans (2) locirt, wo es ſeinen Durſt löſcht; *Napoléon* ſich als den Helden vorſtellt, welcher vom Walle der Schanze (3) herab dem Erdkreiſe Geſetze vorſchreibt; die *Coquette*, wie ſie ſich vor dem Spiegel (4) ſchminkt; und den Schornſteinfeger, *ramoneur*, wie er, von der Arbeit ermüdet, im Seſſel (5) ausruhet. Vereinfachen läſst ſich dieſes Verfahren, wenn man nach den gegebenen Ziffern eine Phraſe bildet, und nur einen einzi-

gen Consonanten für jedes Wort nimmt, welcher in dem Worte stets der erste Consonant seyn muss. Z. B. 9563083169 = *fldmxvmtdp*; daraus die Phrase: *Fuis Loin De Mes yeuX; é Vite-Moi Ton oDieuse Présence.* Auch kann man sich in Vorrath zum Behuf aller Zahlen Combinationen Wörter wählen, die sich leicht in die mnemonischen Fächer lociren lassen. Davon sind 110 als Probe mitgetheilt. — III Cap. *La Mnémonique appliquée à l'Arithmétique.* Da die zu entwickelnden Grundsätze auf alle 4 Species gleich anwendbar sind: so behandelt der Vf. zur Probe bloss die Multiplication. Das Verfahren selbst, welches sehr sinnreich ist, und den, welcher es einstudirt hat, in den Stand setzt, wahre *tours de force* zu machen, kann hier ohne grosse Weitläuftigkeit nicht aus einander gesetzt werden. Man kann übrigens bey dieser Art des Kopfrechnens die Operation, wo man Lust hat, unterbrechen, und zu beliebiger Zeit wieder fortsetzen, ohne das bereits Gefundene zu verlieren. — IV Cap. *La Mnémonique appliquée à l'Histoire et à la Chronologie.* Wie überhaupt eine Zahl mnemonisch zu merken ist, begreift man aus dem Vorhergehenden leicht. So entspräche die Jahrzahl der Sündfluth 1656 den Buchstaben t d, l d; und der Vf. denkt sich daher auf der *Warte* (insofern das Datum das *Erste* zu merkende ist) einen Menschen *qui s' éTuDie à éLuDer les eaux.* Es werden hier für die mnemonische Behandlung der Geschichte drey grosse Zeiträume unterschieden: 1) bis auf die Geburt Christi; 2) bis auf das laufende Jahrhundert; 3) das laufende Jahrhundert selbst. Der griechischen und römischen Geschichte kann man ihrer Reichhaltigkeit wegen eins oder mehrere Häuser, jedes von 10 Zimmern, widmen, wie eine Figur erläutert. In jedem Zimmer fällt die Thürwand weg, so dass sich das Innere des Zimmers der Phantasie als ein grosses stets geöffnetes Buch darstellt. Die näheren und besonderen Anwendungen auf die Geschichte und Zeitrechnung (die neueste Geschichte, die Chronologie der 66 Könige von Frankreich, welche zugleich nach ihren persönlichen Eigenschaften mnemonisch bezeichnet sind, und die Statistik der französischen Departemente) muss man im Buche selbst näher kennen lernen. — V Cap. *Application de la mnémonique à l'étude de la Botanique*, nach Jussieu's System, und auf doppelte Weise. — VI Cap. *La Mnémonique appliquée à la Jurisprudence;* mnemonische Behandlung der Titel des *Code civil* und des *Code de procédure civile.* — VII Cap. *Application de la Mnémonique à l'étude de la Géographie.* Diese Methode hat Rec. besonders sinnreich und völlig neu geschienen: er bedauert, dass es unmöglich ist, sie dem Leser in der Kürze und ohne Figuren einigermassen anschaulich zu machen. Genug, für den, welcher sich diese Methode eigen macht, wird es leicht, sich auf der Erde allenthalben nach Längen- und Breiten-Graden zu orientiren, nicht bloss im Grossen, sondern auch in Absicht auf einzelne beliebige Länder. — Auch das VIII Cap. *Application de la Mnémonique aux Mathématiques*, ist sehr merkwürdig. Voraus wird bemerkt, in wie fern die Mnemonik beym Studium der Mathematik eine Rolle haben könne. Am schwierigsten ist die Sache bey der Algebra. Das Urtheil über das hier gelehrte unstreitig sehr ingeniöse Verfahren muss Rec. Anderen anheim stellen; das Mangelhafte desselben wird übrigens im Buche selbst nicht verkannt: „En exposant," heisst es, „*l'application de la Mnémonique aux Mathématiques, nous en avons présenté les avantages sans en cacher les défauts; c'est à ceux qui s'occupent de ces sciences, à décider jusqu'à quel point ils peuvent faire usage de la méthode; car il ne suffit pas de faire voir au public, qu'à l'aide de ce secours, on est parvenu à faire retenir à des enfans, une suite d'X et d'Y, qu'ils ne comprennent pas: les résultats excitent d'abord l'étonnement, mais bientôt on les rangerait dans la classe de ces tours de force, qu'on admire sans être tenté de les imiter, parce qu'on y voit plus de hardiesse que d'utilité.*" — IX Cap. *Application de la Mnémonique à l'étude des langues.* Enthält artige, doch nicht gerade neue Ideen. Der Schluss des Ganzen lautet: „*On sent qu'il faudrait écrire des volumes pour tracer toutes les applications dont la Mnémonique est susceptible. Nous n'avons dû indiquer que les principales; il sera facile au lecteur de se créer de nouveaux systèmes, puisque tout est de convention dans la science dont nous avons developpé les principes.*"

XXI.

KURZE ANZEIGEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Berlin*, b. Maurer: *Historisches Unterhaltungslexicon zum Lachen und Lernen.* Herausgegeben von *Samuel Christoph Wegener.* 1809. 436 S. 8. (1 Thlr. 12 gr.) In diesem, mit diesem sonderbaren Titel in die Welt ausgegangenen Buche findet man Anekdoten von bekannten und unbekannten, berühmten und unberühmten Menschen beiderley Geschlechts, die theils vor, theils nach Christi Geburt, jedoch grösstentheils in Europa gelebt, und hier entweder als Kaiser und Könige, oder als Generäle und Minister, oder als Gelehrte und Künstler, oder auch als etwas Anderes ihr Wesen getrieben haben, deren Namen, um das Lexikon herauszubringen, in alphabetischer Ordnung an einander gereihet sind. Die Anekdoten selbst sind, wie die Menschen, von denen sie erzählt werden, ohne alle Auswahl zusammengerafft. Man findet hier bey einander gute und schlechte, bedeutende und unbedeutende, gemeine und seltene (die seltenen freylich auch selten), wie sie eben die Excerptenzettel hergaben; und von drey Viertheilen der ganzen Sammlung kann man mit Recht behaupten, dass sie weder etwas zum Lachen, noch zum Lernen darbiete. Es würde gut gewesen seyn, wenn Hr. *W.* in einer kurzen Vorrede nur mit Wenigem darauf hingewiesen hätte, wie man es anzufangen habe, um dieses Unterhaltungslexikon als Lexikon zu seiner Unterhaltung zu gebrauchen.

Cd.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

DEN 25 OCTOBER 1810.

ERDBESCHREIBUNG.

1) Amsterdam, im Kunst- und Industrie-Comptoir: *Ansichten der Hauptstadt des französischen Kaiserreichs vom Jahre 1806 an*, von *Pinkerton*, *Mercier* und *Cramer*. *Erster Band.* 1807. 488 S. *Zweyter Band.* 1808. 464 S. 8. (3 Thlr. 8 Gr.)

2) Chemnitz, b. Mauke: *Paris, wie es jetzt ist, oder neuestes Gemälde dieser Hauptstadt.* In Briefen von einem reisenden Deutschen. 1810. 432 S. 8. (1 Thlr. 16 Gr.)

Die Anzeige des ersten Werks ist zwar etwas verspätet, aber durch die Verbindung, worein es hier mit dem zweyten gesetzt ist, wird das Versäumte wieder beygebracht, da zumal der Inhalt des ersten nur bis höchstens 1807 geht. Jenes ist von diesem in verschiedener Hinsicht unterschieden. *Cramer* drängt sein von eigener Individualität der Beobachtung, von *Pinkertons Recollections of Paris* (London 1806) und von *Merciers Ansichten* zusammengesetztes Werk unter verschiedene allgemeine Rubriken zusammen, um den Gegenstand, den er aufgefasst hat, zu erschöpfen. Selten kehrt er zu einem schon abgehandelten Gegenstande zurück; in beiden Bänden geschieht es nur zweymal, III Cap. I B. und XXIV Cap. II B., wo von den Gegenden um Paris die Rede ist, und dann I Cap. I B. und I Cap. II B., wo Paris im Überblicke dargestellt wird. Einzelne kleine Ansichten können ihn interessiren, z. B. der künstliche Arm, vom Schreibmeister Bernard erfunden; die Pförtner, die gut sind, wo die Argusse der Policey nicht zureichen; die Thränenweide, ein geheimnisvoller Kupferstich, der dem Unbekannten blofs die Thränenweide mit herabhängenden Zweigen auf einer Trauerurne, dem Bekannten aber in den Umrissen an dem Fussgestelle auf jeder Seite das vollkommen gleichende Bildnifs Ludwigs XVI und der Maria Antoinette, in den gekrümmten Zweigen des Baums das Profil des jungen Dauphins und der Tochter Maria Theresia darstellen (Rec. hat zur Zeit der Revolution ähnliche Kupfer, selbst sogar Stockknöpfe gesehen, die die ganze unglückliche Familie abbildeten). *Cramer* zieht in den Umkreis seines Werks Dinge, die dem Titel fremd sind, z. B. die Vertheidigung *Rousseau's*, Betrachtungen über *Rousseau's* Schriften, den Zustand der Wildheit, Mineralogie der Gegenden um Paris, Betrachtungen über den französischen Nationalcharakter, Plane der Weltverbesserung; und dann lässt er sich durch seine schon bekannte Excentricität, die auf der einen Seite Mangel an Bildung und Geschmack, und auf der anderen Mangel an Kenntnissen verräth, durch einen gewissen *Pruritus inclarescendi*, der in Verbindung der heterogensten Sachen Witz, Schärfe der Beurtheilung und Bedeutsamkeit setzt, und durch die Affectation einer grossen Belesenheit und Bekanntschaft, bald zu Höhen heraufziehen, wovon ihn seine eigene Schwerkraft wieder herabstürzt, bald in Tiefen verlieren, woraus ihn die specifische Leichtigkeit wieder hervorstöfst. Ohne uns auf das einzulassen, was dem wackeren *Pinkerton* und dem bizarren, eigensichtigen und eigensüchtigen *Mercier* angehört, darf Rec. nur Einiges ausheben, um dieses Urtheil zu bestätigen. In dem Vorberichte, wo er von der Menge von Schriften spricht, die über Paris, das er Babylon, Ninive, Athen, Rom nennt, erschienen sind, theilt er die Topographen in *gelegentliche Artisten*, die wie *die Zugvögel sich dort aufhalten, und vor lauter Geniessen nicht zum Beobachten, besonders nicht zu genauer Verificirung des Beobachteten* kommen, und in *etablirte*, z. B. Doctor *Friedländer*, die Emissarien der Journale der Mode und von London und Paris (eine Eintheilung, die an sich wahr ist, aber nun die Anwendung!). „Bey der Abconterfeyung der Göttin, die als eine Messaline in ihrer ganzen Nudität, oder als eine Vestalin im reinen einfachen Gewande, oder (am häufigsten!) als eine römische Accia in ihren geschniegeltsten Pompons, so unzählich vielen Malern und Gurkenmalern gesessen hat, kann es nicht an aufgewärmtem Kohl, Rediten und Reminiscenzen fehlen, da alle diese Pinsel sich an einer und derselben Person üben." So geht es bey der gemeinsten Sache; aber ekler wird diese Affectation bey Gegenständen, wo er seine Wissenschaft auskramen will, z. B. bey *Rousseau's* Vertheidigung, oder da, wo er seinen Witz, um uns seiner Worte zu bedienen, in seiner Nudität darzustellen sucht. So z. B. in der Apologie des Koths (II B. S. 200) nimmt er den Koth und (eigene Worte) mehrere Arten von Quark, die in die getragensten Farben als ein Ingredienz übergegangen sind (er erinnert an Caca Dauphin und Merde d'Aye), deswegen in Schutz, weil der *Boue de Paris* seit *Rousseau*, der Paris in seiner Epanorthose die Stadt des Koths und des Lärmens nennt, so berühmt geworden ist. Hier mag der Anfang stehen: „1) Dass es in einer grossen allmählich in dem langen Laufe von Jahrhunderten zu Zeiten, wo es noch keine auf Bequemlichkeiten reflectirende, über Bequemlichkeiten räsonnirende Policey gab, nach der Willkühr jedes Anbauers entstandenen Stadt, enge, krumme,

gen Consonanten für jedes Wort nimmt, welcher in dem Worte stets der erste Consonant seyn muss. Z. B. 9563083169 = *fldmxvmtdp*; daraus die Phrase: *Fuis Loin De Mes yeuX; éVite-Moi Ton oDieuse Présence.* Auch kann man sich in Vorrath zum Behuf aller Zahlen Combinationen Wörter wählen, die sich leicht in die mnemonischen Fächer lociren lassen. Davon sind 110 als Probe mitgetheilt. — III Cap. *La Mnémonique appliquée à l'Arithmétique.* Da die zu entwickelnden Grundsätze auf alle 4 Species gleich anwendbar sind: so behandelt der Vf. zur Probe bloss die Multiplication. Das Verfahren selbst, welches sehr sinnreich ist, und den, welcher es einstudirt hat, in den Stand setzt, wahre *tours de force* zu machen, kann hier ohne grosse Weitläuftigkeit nicht aus einander gesetzt werden. Man kann übrigens bey dieser Art des Kopfrechnens die Operation, wo man Lust hat, unterbrechen, und zu beliebiger Zeit wieder fortsetzen, ohne das bereits Gefundene zu verlieren. — IV Cap. *La Mnémonique appliquée à l'Histoire et à la Chronologie.* Wie überhaupt eine Zahl mnemonisch zu merken ist, begreift man aus dem Vorhergehenden leicht. So entspräche die Jahrzahl der Sündfluth 1656 den Buchstaben t d, l d; und der Vf. denkt sich daher auf der *Warte* (insofern das Datum das *Erste* zu merkende ist) einen Menschen *qui s' éTuDie à éLuDer les eaux.* Es werden hier für die mnemonische Behandlung der Geschichte drey grosse Zeiträume unterschieden: 1) bis auf die Geburt Christi; 2) bis auf das laufende Jahrhundert; 3) das laufende Jahrhundert selbst. Der griechischen und römischen Geschichte kann man ihrer Reichhaltigkeit wegen eins oder mehrere Häuser, jedes von 10 Zimmern, widmen, wie eine Figur erläutert. In jedem Zimmer fällt die Thürwand weg, so dass sich das Innere des Zimmers der Phantasie als ein grosses stets geöffnetes Buch darstellt. Die näheren und besonderen Anwendungen auf die Geschichte und Zeitrechnung (die neueste Geschichte, die Chronologie der 66 Könige von Frankreich, welche zugleich nach ihren persönlichen Eigenschaften mnemonisch bezeichnet sind, und die Statistik der französischen Departemente) muss man im Buche selbst näher kennen lernen. — V Cap. *Application de la mnémonique à l'étude de la Botanique*, nach Jussieu's System, und auf doppelte Weise. — VI Cap. *La Mnémonique appliquée à la Jurisprudence;* mnemonische Behandlung der Titel des *Code civil* und des *Code de procédure civile.* — VII Cap. *Application de la Mnémonique à l'étude de la Géographie.* Diese Methode hat Rec. besonders sinnreich und völlig neu geschienen: er bedauert, dass es unmöglich ist, sie dem Leser in der Kürze und ohne Figuren einigermassen anschaulich zu machen. Genug, für den, welcher sich diese Methode eigen macht, wird es leicht, sich auf der Erde allenthalben nach Längen- und Breiten-Graden zu orientiren, nicht bloss im Grossen, sondern auch in Absicht auf einzelne beliebige Länder. — Auch das VIII Cap. *Application de la Mnémonique aux Mathématiques*, ist sehr merkwürdig. Voraus wird bemerkt, in wie fern die Mnemonik beym Studium der Mathematik eine Rolle haben könne. Am schwierigsten ist die Sache bey der Algebra. Das Urtheil über das hier gelehrte unstreitig sehr ingeniöse Verfahren muss Rec. Anderen anheim stellen; das Mangelhafte desselben wird übrigens im Buche selbst nicht verkannt: „*En exposant*" heisst es, „*l'application de la Mnémonique aux Mathématiques, nous en avons présenté les avantages sans en cacher les défauts; c'est à ceux qui s'occupent de ces sciences, à décider jusqu'à quel point ils peuvent faire usage de la méthode; car il ne suffit pas de faire voir au public, qu'à l'aide de ce secours, on est parvenu à faire retenir à des enfans, une suite d'X et d'Y, qu'ils ne comprennent pas: les résultats excitent d'abord l'étonnement, mais bientôt on les rangerait dans la classe de ces tours de force, qu'on admire sans être tenté de les imiter, parce qu'on y voit plus de hardiesse que d'utilité.*" — IX Cap. *Application de la Mnémonique à l'étude des langues.* Enthält artige, doch nicht gerade neue Ideen. Der Schluss des Ganzen lautet: „*On sent qu'il faudrait écrire des volumes pour tracer toutes les applications dont la Mnémonique est susceptible. Nous n'avons dû indiquer que les principales; il sera facile au lecteur de se créer de nouveaux systèmes, puisque tout est de convention dans la science dont nous avons développé les principes.*"

XXI.

KURZE ANZEIGEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Berlin*, b. Maurer: *Historisches Unterhaltungslexicon zum Lachen und Lernen.* Herausgegeben von *Samuel Christoph Wegener.* 1809. 436 S. 8. (1 Thlr. 12 gr.) In diesem, mit diesem sonderbaren Titel in die Welt ausgegangenen Buche findet man Anekdoten von bekannten und unbekannten, berühmten und unberühmten Menschen beiderley Geschlechts, die theils vor, theils nach Christi Geburt, jedoch grösstentheils in Europa gelebt, und hier entweder als Kaiser und Könige, oder als Generäle und Minister, oder als Gelehrte und Künstler, oder auch als etwas Anderes ihr Wesen getrieben haben, deren Namen, um das Lexikon herauszubringen, in alphabetischer Ordnung an einander gereihet sind. Die Anekdoten selbst sind, wie die Menschen, von denen sie erzählt werden, ohne alle Auswahl zusammengerafft. Man findet hier bey einander gute und schlechte, bedeutende und unbedeutende, gemeine und seltene (die seltenen freylich auch selten), wie sie eben die Excerptenzettel hergaben; und von drey Viertheilen der ganzen Sammlung kann man mit Recht behaupten, dass sie weder was zum Lachen, noch zum Lernen darbiete. Es würde gut gewesen seyn, wenn Hr. *W.* in einer kurzen Vorrede mit Wenigem darauf hingewiesen hätte, wie man es anzufangen habe, um dieses Unterhaltungslexikon als Lexikon zur Unterhaltung zu gebrauchen.

Ch.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

DEN 25 OCTOBER 1810.

ERDBESCHREIBUNG.

1) Amsterdam, im Kunst- und Industrie-Comptoir: *Ansichten der Hauptstadt des französischen Kaiserreichs vom Jahre 1806 an*, von *Pinkerton*, *Mercier* und *Cramer*. Erster Band. 1807. 488 S. Zweyter Band. 1808. 464 S. 8. (3 Thlr. 8 Gr.)

2) Chemnitz, b. Mauke: *Paris, wie es jetzt ist, oder neuestes Gemälde dieser Hauptstadt. In Briefen von einem reisenden Deutschen.* 1810. 432 S. 8. (1 Thlr. 16 Gr.)

Die Anzeige des ersten Werks ist zwar etwas verspätet, aber durch die Verbindung, worein es hier mit dem zweyten gesetzt ist, wird das Versäumte wieder beygebracht, da zumal der Inhalt des ersten nur bis höchstens 1807 geht. Jenes ist von diesem in verschiedener Hinsicht unterschieden. *Cramer* drängt sein von eigener Individualität der Beobachtung, von *Pinkertons Recollections of Paris* (London 1806) und von *Merciers Ansichten* zusammengesetztes Werk unter verschiedene allgemeine Rubriken zusammen, um den Gegenstand, den er aufgefasst hat, zu erschöpfen. Selten kehrt er zu einem schon abgehandelten Gegenstande zurück; in beiden Bänden geschieht es nur zweymal, III Cap. I B. und XXIV Cap. II B., wo von den Gegenden um Paris die Rede ist, und dann I Cap. I B. und I Cap. II B., wo Paris im Überblicke dargestellt wird. Einzelne kleine Ansichten können ihn interessiren, z. B. der künstliche Arm, vom Schreibmeister Bernard erfunden; die Pförtner, die gut sind, wo die Argusse der Policey nicht zureichen; die Thränenweide, ein geheimnissvoller Kupferstich, der dem Unbekannten bloss die Thränenweide mit herabhängenden Zweigen auf einer Trauerurne, dem Bekannten aber in den Umrissen an dem Fussgestelle auf jeder Seite das vollkommen gleichende Bildniss Ludwigs XVI und der Maria Antoinette, in den gekrümmten Zweigen des Baums das Profil des jungen Dauphins und der Tochter Maria Theresia darstellen [illegible] (Rec. hat zur Zeit der Revolution ähnliche K[illegible] selbst sogar Stockknöpfe gesehen, die die [illegible] glückliche Familie abbildeten). C[illegible] Umkreis seines Werks Dinge, di[illegible] sind, z. B. die Verth[illegible] gen über *Rousseau*[illegible] heit, Mineralogie [illegible] tungen über den f[illegible] ne der Weltverbe[illegible] seine schon bekan[illegible]

Seite Mangel an Bildung und Geschmack, und auf der anderen Mangel an Kenntnissen verräth, durch einen gewissen *Pruritus inclarescendi*, der in Verbindung der heterogensten Sachen Witz, Schärfe der Beurtheilung und Bedeutsamkeit setzt, und durch die Affectation einer grossen Belesenheit und Bekanntschaft, bald zu Höhen heraufziehen, wovon ihn seine eigene Schwerkraft wieder herabstürzt, bald in Tiefen verlieren, woraus ihn die specifische Leichtigkeit wieder hervorstösst. Ohne uns auf das ein[illegible] was dem wackeren *Pinkerton* und dem bizarren [illegible] gensichtigen und eigensüchtigen *Mercier* angehört, [illegible] Rec. nur Einiges ausheben, um dieses Urtheil [illegible] stätigen. In dem Vorberichte, wo er von [illegible] ge von Schriften spricht, die über Paris [illegible] bylon, Ninive, Athen, Rom nennt, [illegible] theilt er die Topographen in *gelegen*[illegible] wie *die Zugvögel sich dort aufhalten*. [illegible] *Geniessen nicht zum Beobachten*, [illegible] *nauer Verificirung des Beobachteten* [illegible] *etablirte*, z. B. Doctor *Friedländer*. [illegible] Journale der Mode und von I[illegible] Eintheilung, die an sich [illegible] wendung!). „Bey der [illegible] als eine Messaline in ihrer [illegible] eine Vestalin im reinen [illegible] häufigsten!) als eine [illegible] schniegeltsten Pompons [illegible] und Gurkenmalern [illegible] gewärmtem Kohl. [illegible] len, da alle [illegible] Person üben [illegible] che; aber [illegible] den, [illegible] bey Re[illegible] Wien, [illegible] N[illegible] [illegible] die

nach keinem Plane angelegte, unregelmäfsige Straſsen geben müſſe, an welchen jeder Einwohner Manheims, Carlsruhe's, Berlins und der Stadt Washington ein Ärgerniſs nimmt, iſt eine ſo leicht aus ſich ſelbſt ſich erklärende, aus der Natur der Entſtehung herflieſsende Sache, daſs man durchaus zu keiner ſo künſtlichen Hypotheſe, als die, nach welcher ſie aus Vertheidigungsabſicht gegen den Feind hergeleitet wird, ſeine Zuflucht zu nehmen braucht." Doch *de Mortuis nil niſi bene;* wir verdanken dem Verewigten durch dieſe Anſichten einige treffliche Morceaus aus *Pinkerton*, und zum Theil auch aus *Mercier*, nur Schade, daſs ſie durch die geſchrobene Überſetzung entſtellt ſind. Einige der vorzüglichſten Capitel von jenem ſind: *franzöſiſche Geſellſchaft*, die *Boulevards* (doch hier heiſst es in Zeit von 4 Jahren: *quantum diſtamus ab illis!*), *die Nationalbibliothek, der Louvre, der Pflanzengarten, das Muſeum, Mineralogie, die Kirchhöfe, die Gobelinsmanufactur;* und die anziehendſten von dieſem ſind: *die Quartieruhren, die petits Augustins, Antikenmanie, Juwelenkram, Ein Abend zu Paris, die Friſeure, Künſtler* und *Liqueurmagazine.*

No. 2, weit entfernt, eine genügende Anſicht zu gewähren, gehört vielmehr zu den leichten Umriſſen, die der Moment des Eindrucks giebt. Schon hieraus entſpringt das Unzuſammenhängende in der Sache und in der Form, in der Zeit und der Örtlichkeit, in der Darſtellung und in der Anordnung, in dem Umfange und in der Beſchränkung, und dieſes wird noch durch die Briefform erhöht, worein das Ganze eingekleidet iſt. Der Vf. hat zwar Berührungen mit Allem, was in Paris intereſſiren kann; allein die berührten Gegenſtände verbröckeln ſich unter der Art, wie ſie berührt werden. Wenn er das Schnupftuch nicht vergiſst, das ihm auf dem Poſtwagen gegen die wohlthätigen Ausleerungen der Kinder Schutz gewährt, nicht den Douanenwächter, der ſich an der Barriere von Paris auf den Obertheil der Kutſche (in Korb) ſetzt, um den Pomp des triumphirenden Einzugs zu erhöhen; wenn er die blendend weiſsen Strümpfe und die ſehr feinen Schuhe der Damen ſogar nach einem cauſalen Verhältniſſe erklärt (einen kleinen und wohlgebauten Fuſs zu haben): ſo iſt man wohl berechtigt, wenigſtens in äſthetiſcher Hinſicht etwas Eigenthümliches zu erwarten. Allein ſchon daſs er S. 152 bekennt: „Ich bin kein Kunſtkenner, und geſtehe aufrichtig, daſs ich nicht einmal ein beſonderer Liebhaber der Bildhauerkunſt bin, ich ziehe ihr die Malerey ſehr weit vor, weil in dieſer Zeichnung, Colorit, Farbenmiſchung und der Effect von Licht und Schatten die Täuſchung aufs Höchſte treibt"; daſs er bey den Rügen über die Gemälde Davids (den er S. 231 *einen* berühmten Geſchichtsmaler nennt) nur das Gewöhnliche S. 219 wiederhohlt (z. B. daſs er in dem Gemälde: der Kaiſer am groſsen Bernhard, die Stellung des Pferdes widernatürlich, und die Draperie des Mantels ſo ſehr herausgehoben findet); daſs er in Beurtheilung des Schauſpiels und der Schauſpieler, worauf er ſo häufig zurückkehrt, ſo flach und ſchielend iſt (z. B. S. 66—69, wo er der Phyſiognomie Talma's einen grandiöſen Ausdruck giebt, ihn ſo ungeſtüm geſticuliren läſst, daſs man eher einen aus dem Irrhauſe Entlaufenen, als einen Helden im Drange der Leidenſchaft zu hören glaubt, und wo er daran zweifelt, daſs Damas es je zu einem bedeutenden Grade der Vollkommenheit bringen wird) — ſchon dieſes Wenige mag zureichen, den Vf. in Anſehung der äſthetiſchen Beurtheilung zu würdigen. Da es ihm nicht an Gelegenheit fehlte, ſich überall umzuſehen (denn er iſt in dem Concerte, das der Kaiſer giebt; er iſt bey dem Lever; er ſpeiſst bey Cambaceres und bey dem k. italiäniſchen Miniſter der auswärtige Verhältniſſen, Herrn Mareſcalchi; er iſt mit Lacepede vertraut; alle Gemächer und Kunſtſäle ſtehen ihm offen; er kennt das, was Meyer, Reichardt und Andere über Paris geſchrieben haben): ſo hätte er eben ſo dankbar in der Darſtellung ſeyn ſollen, als er ſich dieſer Gunſt würdig hält. Allein nirgend ſtöſst man auf eine Benutzung dieſer Gelegenheit; und wie gemein iſt er nicht da, wo er beobachtet! So ſieht er S. 50 den Hazardſpielen zu, um den Ausdruck der Leidenſchaft auf jedem Geſichte zu beobachten, und ruft dann aus: *Welches weite Feld eröffnet ſich hier einem Beobachter, der mit einiger Kenntniſs des menſchlichen Herzens ausgerüſtet, die Einwirkung der Leidenſchaft auf jedem Geſichte ſtudiret! Ich bin überzeugt, daſs Lavater hier hätte Beobachtungen anſtellen können, welche bey ſeinen Unterſuchungen über die Phyſiognomik zu den wichtigſten Reſultaten geleitet haben würden.* So geht es faſt noch eine Seite fort. S. 81 verſichert ihn Fiz-James, daſs die Kunſt der Bauchrednerey mit vielen Gefahren verknüpft ſey; *denn bey der Anſtrengung, welche ſie erfodert, kann man ſich ſehr leicht eine Ader in der Bruſt oder im Magen ſprengen.* S. 171, wo er ſein *quid pro quo* über das Taubſtummeninſtitut giebt, ſcheint ihm die Ausmittelung wichtig, ob dieſe Art der Ideenmittheilung (durch Ton und Zeichenſprache) dem Menſchen angeboren, oder eine Folge der erſten Eindrücke ſey, die er in der früheſten Kindheit durch die Erziehung erhält. *Dieſes Studium könnte zu einer höchſt merkwürdigen Entdeckung, nämlich zur Beantwortung der Frage führen*, ob es eine *urſprüngliche, allgemeine, dem Menſchen eigenthümliche Sprache gäbe, deren Kenntniſs er mit auf die Welt bringt.* Und wie wenig befriedigt er in dem Geſehenen! S. 278 ſieht er die Bibliothek des Kaiſers, ohne ein einziges Werk derſelben zu erwähnen; S. 291 den Pflanzengarten, und *darin Pfauen und mehrere Waſſervögel*, ohne die Hauptidee dieſes Gartens in ſeinen verſchiedenen Beſtimmungen zu kennen; S. 84 den kaiſerlich-franzöſiſchen Hof, *der anfängt ſich durch Zahlreichheit* und *Pracht auszuzeichnen*, ohne den Hauptcharakter anzugeben. Man kann daher S. 115 bis 119, wo er den Pont-neuf, die Cité und S. 188, wo er die Kirche notre Dame, S. 271 die Kirche St. Sulpice, S. 273 die Maiſon de la pitié ſieht, kaum etwas anderes, als das Alltägliche finden.—

In geschichtlicher Hinsicht hat er das Pariseum benutzt, und das ist noch der beste Theil. — Oft mag er sich selbst nicht verstehen. S. 26 ist die Rede von den Ursachen der verminderten Equipagen und Dienerschaft, die er mit Recht in die Auflagen auf jene und in die Conscription der Domestiquen setzt; aber was soll nun Folgendes heissen: Alle diese Verhältnisse machen, dass auch jetzt noch jener Zweig des Luxus in seinem Aufkeimen ist, und wahrscheinlich dann erst zur Reife gelangen wird, wenn *Vermögen und Eigenthum bestimmt seyn werden, und das System der Militairconscription auf seine ursprüngliche Theorie zurückgeführt seyn wird?* — Auffallend sind die Sprünge z. B. vom Magdalenenkirchhof zum Vaudeville-Theater, von der Maison de la pitié zu einem Spaziergange; aber auffallender noch ein Widerspruch in einer gemeinen Sache, die nicht 2 Seiten von einander entfernt vorgetragen wird. S. 10 befürchtet er, von den hinter einander rollenden Wagen leicht zerquetscht zu werden, und S. 11 sagt er: obgleich die Strassen von Paris nicht leer werden, Tag und Nacht die Wagen mit der grössten Schnelligkeit fahren: so hört man doch selten von Unglück.

Dns.

Berlin, b. Braunes: *Journal für die neuesten Land- und See-Reisen und das Interessanteste aus der Völker- und Länder-Kunde.* III Jahrg. 1810. Januar bis August. 750 S. und 64 S. Anekdoten und Skizzen. (Der Jahrg. 7 Thlr. 12 Gr.)

Auch diese Numern enthalten einige sehr interessante handschriftliche Nachrichten, die einer besonderen Auszeichnung werth sind. Die *erste* ist die *Reise eines Kaufmanns aus dem Astrakanischen nach Taganrok, Odessa und den neu gegründeten Kolonien an der Moloschna im Jahre* 1806, wozu das anliegende illuminirte niedliche Chärtchen gehört. Bedauren muss man es, dass auf letzterem eine Verschiedenheit mit der Druckschrift in mehreren Worten vorkommt, z. B. Duborgi und Duborzi, Terpenie und Tempenie. Rec. hat in dem Augenblicke, wo er die Recension absenden will, die trefflichen *Miscellen der neuesten Weltkunde* No. 25 und 26 vom 28 und 31 März 1810 vor sich, worin *Zschocke* den neuesten Zustand Neureussens im südlichen Russland und die dortigen ausländischen Kolonieen im Jahre 1809 nach einem Schreiben des auch in dieser Reise sehr gerühmten Etatsraths Contenius aus Ekaterinoslow vom 27 Dec. 1809 treffend darstellt, so, dass da, wo sich beide berühren, eine Gleichstimmigkeit in den Angaben die Wahrheit selbst verbürgen muss. Der Reisende ging von Sarepta aus, um dann aus Katschana, einem Kosakendorfe an der Lawla, auf dem Don nach Taganrok am schwarzen Meere zu reisen. In Taganrok traf er den um diese Stadt, wie um die Literatur, so sehr verdienten Baron von Campenhausen, durch dessen Mühe sich die Stadt, trotz des Drucks der Zeiten, sehr gehoben hat. Ihm ist sie die Erhaltung des Hafens, den man verlassen und mit einem anderen vertauschen wollte, und dadurch den Ausbau der Stadt, die Sicherheit des Aufenthalts, und alle guten Policeyanstalten schuldig. Die Dieberey en gingen hier so weit, dass einem Apotheker sogar eine Distillirschlange und eine Büchse von Mercurius Sublimat gestohlen wurde. — Der Inspector über die Kolonieen an der Moloschna (eigentlich Molotschna), Baron von Üxküll, der in Deutschland studirt hat, wohnt in *Prischip*. Die angesiedelten Kolonieen sind verschieden. Eine Art derselben besteht aus *Wirtembergern, Deutschen, Polen, Westphalen, Hessen, Ost-* und *Süd-Preussen*, ohne zu einer bestimmten Religionspartey zu gehören. Sie zählten damals 982 Seelen unter einem gewählten Vorsteher, der ein Nassauer von Geburt ist. (Gegenwärtig sind sie über 3500 Seelen stark, und Kaiser Alexander hat ihnen 23000 Rubel zur Erbauung einer protestantischen Kirche auf 1810 angewiesen. Bald aber wird auch eine katholische müssen erbauet werden, weil die Hälfte der 1809 neu Angekommenen aus Katholiken besteht.) Ihnen gegenüber haben sich seit 1805 *Mennoniten* anfänglich mit 322 Familien angebauet. Sie kamen aus Ost- und West-Preussen, um der Conscription zu entgehen. Sie bestehen aus 18 Dörfern (im Jahre 1809 aus 19 Dörfern und 360 Familien). Ihre Niederlassungen tragen den Charakter und den Geist ihrer Betriebsamkeit, Ordnungsliebe, Reinlichkeit. In zwey Jahren brachten sie es so weit, dass fast alle Häuser ausgebauet waren. Jeder Hof ist 40 Faden breit, und steht von den benachbarten 14, von der Strasse 10 Faden ab, so dass für die Ankommenden noch Raum genug bleibt. Die Mennoniten übertreffen die deutschen Kolonisten in jeder Hinsicht, die nicht mehr, wie diese zum Theil noch, in Erdhütten wohnen. Südlich von den Mennoniten wohnen die *Nogaier Tatarn* und zwar in Hütten, armseliger als die Kalmücken in ihren Kibitken. Man schlägt ihre Anzahl auf 5000 Seelen an. Sie leben von Viehzucht und Ackerbau. Die *Duborgi* (gegen Westen), eine Anzahl Russen und Kosaken, wurden unter der vorigen Regierung als Schismatiker hart verfolgt und sogar verbannt. Ohne Priester, ohne Abendmahl und Taufe, ohne Sonn- und Fest-Tage (Neujahr, Ostern, Pfingsten, Weihnachten ausgenommen) zu erkennen, lebten sie ruhiger und moralischer, als andere Völker, die Priester, Kirchensatzungen und Festtage haben. Ihre Felder sind gut bestellt, ihre Häuser zweckmäsig angelegt, ihr Hauswesen und Kleidung reinlich, ihr Betragen höflich. Man findet hier Baumschulen, Maulbeerplantagen, Weingärten (Contenius versichert, dass die Gegend an der Molotschna die gesundeste sey, und zugleich sehr gedeihlich für den Weinbau, der 50 Meilen ostwärts am Don mit gutem Erfolge getrieben werde). Unter ihnen besteht eine freywillige Gütergemeinschaft; zwey von den 7 Dörfern, worin sie leben, hatten sich hievon losgesagt. Der Cassenverwalter und ein Commissär in der Stadt Orecha, der für den Verkauf ihrer Producte, wie für den Einkauf ihrer Bedürfnisse sorgt, werden gemeinschaftlich gewählt. — Die Nachrichten über Odessa, Nicolejew, wie über die

Kolonieen an der Wolga, die gleiches Interesse haben, müssen wir hier übergehen. — Der *zweyte* handschriftliche Aufsatz sind *Briefe auf einem Durchfluge durch den Norden von Amerika und Europa in den Jahren* 1806 — 1808. Sie betreffen Philadelphia, Lancaster, Yorktown, Wachau, Salem, Louisiana, Kentuky, Tenassee. Die Rückfahrt geht über London nach Gothenburg, Helsingborg, Kopenhagen. Am meisten ziehen die kleinlichen Nachrichten und Details an: z. B. über die enormen Zölle in dem Freyheitslande; über die Wege in die füdlichen Staaten; der Vf. fand an Baumstämmen längs dem Wege ein eingeschnittenes K, wodurch die ersten aus Pensylvanien nach den westlichen Carolinen wandernden Kolonisten ihren Nachfolgern die Mühe des Auffsuchens der Wege erleichterten. Die Gegenden, eine Tagreise von Philadelphia, nennt er mit Recht das amerikanische Judäa. In Leesburg, Stadt in Virginien, macht er bey Gelegenheit, wo von Faustkämpfen die Rede ist, uns mit einer neuen Art derselben bekannt; sie heisst *Gouch*, und besteht in der Geschicklichkeit, durch einen einzigen Fingerdruck seinem Gegner das Auge aus der Höhle zu pressen. Die Schulen unter den Indianern: eine am Flusse Hywassee von Presbyterianern für 40 Indianerkinder, eine andere in Springplace, sind zwar gute Civilisationsanstalten, allein die von dem Agenten der vereinigten Staaten bey den Creeks, Hn. Hawkins, angelegten sind doch weit wirksamer, und erinnern an die Zeiten des Cekrops und Kadmus u. s. w. Der *dritte* handschriftliche Aufsatz ist die Fortsetzung der *Reise durch das Königreich Westphalen*. Sie betrifft die Graffschaft Hohenstein, die Hauptstadt Ellrich und die Kolonie an der Zorge. Wahr bemerkt der Reisende, dass die Kolonie von Friedrich II angelegt wurde, um die der Stadt gehörige Ackeranzahl zu beschränken, und die Menschen zum Besten seiner Armee zu vermehren, nicht um wohlhabende und moralische Menschen anzusetzen. Viele dieser Kolonisten sind daher Diebe, weil sie von ihren kleinen Grundstücken nicht leben können. — Die *Auszüge* aus gedruckten Reisebeschreibungen bestehen in folgenden: 1) Reise aus der Schweiz über den grossen Bernhard nach Italien im Sept. 1802, von *Friedr. Brun*. 2) Reise von St. Petersburg durch das europäische Russland nach dem Gesundbrunnen zu Lipekz am Don im Sommer 1804. von D. *R.*(aupach) (Breslau 1809). 3) *J. Haafners* Reise in einem Palankin längs der Küste Orixa und Koromandel in Indien im Jahre 1784. 4) *Jariges* Bruchstücke einer Reise durch das füdliche Frankreich, Spanien, Portugal im Jahre 1802. 5) Fortsetzung der Auszüge von Briefen über Russland und dessen Bewohner von D. *W. Soltau*. 6) Reise auf dem Montserrat in Catalonien von *Alex. de Laborde* aus dem Franz. 7) *De Guignes* Reisen nach Peking, Manila und Isle de France in den Jahren 1784 — 1801. 8) Fortsetzung der Auszüge aus den Reisen um die Welt in den Jahren 1803 — 1806 von *Krusenstern*. 9) Reise durch Norwegen und Lappland in den Jahren 1806 — 1808 von *Leopold von Buch*. — Die Auffätze *vermischten Inhalts* sind: 1) *zwey chinesische Gruppen* (eine Bauernfamilie aus dem nördlichen China und einige breitschulterige chinesische Schiffszieher). b) *Die Europäer nach ihrer Abstammung*, mit einer illuminirten Charte; unvollständig und nicht charakteristisch genug. c) *Noch etwas über die Tänzerinnen in Hindostan*, aus *Haafners* Reise. d) *Der Springbrunnen und Betplatz an den Heerstrafsen in der Türkey*. Mit einem Kupf. e) *Türkisches Militär*. Mit einem Kupf. f) *Die Buschmänner*, sehr interessant und noch unbekannt. g) *Ansicht der Insel Otaheita*. Mit einem Kupf. h) *Russische Nationaltrachten*. Mit einem Kupf. Der *Skizzen* und *Anekdoten* sind mehrere, und die meisten gut gewählt. *Charten* und *Kupfer* sind im Ganzen 11, durchgängig sauber gestochen und illuminirt.

Dns.

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Schleswig*, b. Röhss: *Erster Unterricht im Zeichnen, zum Gebrauch in den untern und mittlern Classen der Volksschulen und im Privatunterrichte*. Herausgegeben von *N. Thomsen*. 1806. mit 30 Seiten Text und 74 in Kupfer gestochenen Vorlegeblättern in 16. (20 Gr.)

Der Titel zeigt an, welche Bestimmung dieses Werkchen hat. Es war keineswegs des Herausgebers Absicht, durch dasselbe den Geschmack im höheren Sinne zu bilden, oder die Kunst lehren zu wollen, sondern bloss das Augenmass zu berichtigen, Sinn für Gestalt, Ordnung, Regelmässigkeit, bey den Kindern zu erwecken. Hr. *Th.* theilt den hier bezweckten Unterricht in drey Stufen ab. Neun Vorlegeblättchen gehören zu der ersten Stufe, und zeigen Anfängern, kleine Steinchen in geraden Linien, in Winkeln und Rundungen regelmässig zu legen; oder, wenn solches beym öffentlichen Unterricht nicht angehen sollte: so können dieselben Figuren durch Puncte auf Schiefertafeln dargestellt werden. Für die zweyte Stufe sind eilf Vorlegeblättchen bestimmt, aus gezogenen Linien bestehend; wobey der Herausg. den Wunsch äussert, dass diese Art Übung „wenn auch nicht ganz, doch grösstentheils, dem Schönschreiben vorausgehen möchte." Für die dritte Stufe endlich sind 54 Vorlegeblättchen vorhanden mit Abbildungen von allerley Hausgeräth u. dgl. —

Diese Methode beym anfänglichen Unterricht im Zeichnen verdiente wohl empfohlen zu werden, wenn die Schüler ihrer nur nicht so leicht überdrüssig würden. Denn die trockene Übung, Steinchen zu legen, Linien und Kreise zu ziehen, ist eine gar zu schwere Prüfung für die Geduld junger Anfänger. Mit weit grösserer Lust werden sie die Geräthschaften nachbilden, welche leicht, deutlich und vollkommen zweckgemäss auf den Vorlegeblättern der dritten Stufe dargestellt sind.

— y — H.

Breslau, b. Korn d. ält.: *Ideen zum Nachzeichnen*. längl. 4. (12 Gr.)

Diesen Titel führen 6 mittelmässige Copieen nach radirten Blättern guter Meister, die aber hier in den schülerhaften Nachahmungen alle Deutlichkeit und Charakter verloren haben. Es ist eine wahre Sünde, der lieben Jugend dergleichen nichtswürdige Werke zum Nachzeichnen anzubieten.

— y — H.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 26 OCTOBER, 1810.

BOTANIK.

Halle, b. Kümmel: *Caroli Linnaei Philosophia botanica, in qua explicantur fundamenta botanica cum definitionibus partium, exemplis terminorum, observationibus rariorum, adjectis figuris aeneis.* Editio quarta studio *Curtii Sprengel.* 1809. VIII und 518 S. gr. 8. mit 9 Kupf. (2 Thlr. 8 Gr.)

Linné's unsterbliches Werk, das Gleditsch wieder auflegen liess, und in der Folge *Willdenow* sehr verändert herausgab, erscheint hier wieder unter einer neuen Gestalt. Man tadelte mit Recht an *Willdenow's* Ausgabe, dass er seine Veränderungen in den Text gebracht hatte, und dass man nicht wissen konnte, was ihm, was *Linné* gehörte; er selbst entschuldigte sich darüber mit der Kürze, die der Buchhändler gewünscht habe. *Sprengel'n* ist gänzlich freye Hand gelassen, wie man aus der so sehr vergrösserten Seitenzahl, und den ganz neuen Kupfern sieht: um so mehr hätte man wünschen können, dass *er Linné's* Meisterwerk unverstümmelt abdrucken liess, und seine Bemerkungen in Noten beybrachte. So ward *Hallers* Physiologie von *Wrisberg* herausgegeben, so die Übersetzung derselben von *Meckel* und *Sömmerring* besorgt, und so sollte es immer mit den Werken grosser Männer gehalten werden. Wenn ein Anderer diese *Sprengel*sche Ausgabe wieder auflegen liesse, wie viel würde er nicht jetzt schon zu verändern finden, wie viel mehr nach zwanzig Jahren! *Sprengel* hat nirgends auf *Willdenow's* Veränderungen Rücksicht genommen, und hatte es auch nicht nöthig; Rec. fürchtet, so etwas möchte weiterhin auch geschehen, und hält eine neue Ausgabe mit unverändertem Text sogar für wünschenswerth, so schätzbar und reichhaltig *Sprengels* Zusätze sind, und so sehr sie in anderer Hinsicht Lob verdienen.

Über *Linné's Philosophia botanica* zu lesen, würde bey dem jetzigen Stande der Wissenschaft nicht sehr zu empfehlen seyn, wenigstens nicht, wenn die Zuhörer allein danach unterrichtet werden, und nicht auch vorher über ein anderes Handbuch gehört haben. Viele Gegenstände darin sind offenbar nicht für den Anfänger, wenigstens für ihn zu weitläuftig; die Anatomie, Physiologie und Pathologie der Pflanzen ist kaum berührt, und das Wenige, was dahin gehört, zerstreut. Es ist ein bleibender Kanon für alle Naturforscher, und es wäre gut, wenn die Herrn, welche jetzt so rasch mit ihren Systemen herausrücken, oder die, welche aus allen Species eben so viele Genera machen (vorzüglich die Franzosen), die *Philosophia botanica* studirt hätten: dabey aber macht es nichts aus, ob hie und da ein jetzt widerlegtes Factum, oder eine nicht mehr geltende Hypothese vorkommt; der Geist, der in dem Ganzen weht, die Consequenz, mit der es durchgeführt ist, verlieren dadurch nichts. Jetzt wird man durch fremde Einschiebsel und gelehrte Anmerkungen alle Augenblicke gestört, und man weiss nie, ob nicht etwas fehlt. Denn nur die Hauptsätze der Paragraphen sind geblieben, mit den Commentaren ist nach des Herausgebers Ansicht — die, so gut sie seyn mag, doch immer eine individuelle, und mit den Fortschritten der Zeit zu verändernde ist — frey geschaltet, und viel weggelassen worden. Mag das dafür Hingesetzte noch so gut seyn, genug es sind nicht *Linné's* Worte, die, wenn sie anstössig schienen, durch Noten hätten berichtigt werden können. Rec. wenigstens wird sich immer der alten unveränderten Ausgabe lieber bedienen; und es fragt sich, ob *Sprengel* es gerne sehen würde, wenn Jemand in der Art, wie er die *Philosophia botanica* behandelt hat, seine *Historia rei herbariae* herausgeben wollte; wenn *Cicero* und andere Classiker eben so edirt und commentirt würden, da sie ebenfalls Manches gesagt haben, das wir jetzt besser wissen. Rec. hält den *Linné* so hoch, als irgend einen derselben, und fürchtet also nicht, dass man bloss bey ihnen von Ehrfurcht sprechen werde; gewiss verdient *Linné* sie nicht minder.

Ebendaher sieht Rec. auch nicht ein, wie die Akademie der Wissenschaften in Stockholm *auctor,* und die linneische Gesellschaft in London *sospitatrix gloriae Linnaeanae* genannt werden kann, wie der Herausgeber sie in der Dedication an beide nennt. Ohne eine solche linneische Gesellschaft würde *Linné* eben so gut seinen Ruhm behalten haben; sein Genie war die Quelle desselben, nicht die Akademie der Wissenschaften, die durch ihn eben so viel Ehre empfing, als er von ihr, so dass ihre Emfehlung und Unterstützung, die an sich Schuldigkeit war, hinlänglich belohnt ward.

Die Zusätze des Vfs. sind zum Theil literarisch, und diese ohne Ausnahme zu loben und zweckmässig. Der Lehrer bedarf zwar ihrer grosen Theils nicht; allein dem Anfänger werden sie höchst willkommen seyn, da sie sich bis auf die neueste Zeit erstrecken. Zum Theil sind die Zusätze berichtigend, auch bey ihnen verkennt man die Kenntniss des Vfs. nicht, wie sich von selbst erwarten liess;

doch möchte mancher, z. B. über die Anatomie der Pflanzen, nicht hinreichend seyn; und hätte diese auch in Vergleichung mit anderen Zusätzen etwas weiter ausgeführt seyn können. Interessant war es Rec. zu sehen, dass *Sprengel* auch noch die mirbelschen Löcher im Zellstoff leugnet. Rec. hat mit der grössten Sorgfalt diesen Gegenstand aufs Neue bey sehr vielen Pflanzen untersucht, muss aber ebenfalls bey seiner Meinung bleiben, dass nur eine optische Täuschung *Mirbel'n* zu ihrer Annahme bewegen konnte; vorzüglich scheinen ihn am Zellstoff hängende Luftbläschen irre geführt zu haben. Was der Herausgeber über die Spiralgefässe sagt, scheint Rec. auch noch jetzt richtig, obgleich *Oken* eine ganz andere Hypothese über dieselben gegeben hat, und sie für Theile hält, die den Nerven der Thiere analog sind.

In der Terminologie scheint es Rec., als ob der Herausgeber minder glücklich gewesen wäre, und manches ohne Noth verändert, auch zuweilen keine guten Definitionen gegeben habe. *Linné* bestimmt bekanntlich das *folium crenatum* (im Gegensatz des *fol. serrati* und *dentati*): *cujus margo angulis neutram extremitatem respicientibus secatur*, und hat ein *folium obtuse-*, *acute-* und *duplicato-crenatum*; *Sprengel* hingegen läfst den wesentlichen Charakter aus, und nennt es: *dentibus obtusis conspicuum*, diess wäre also im linneischen Sinn ein *folium obtuse dentatum*, denn *crenae* und *dentes* sind durch ihre Richtung eben so gut von einander als von den *serraturis* verschieden. Das *folium lunatum* ist auch anders bestimmt, und *Sprengel* giebt dabey die Abbildung von einem *foliolum Hedysari Vespertilionis*, denn bekanntlich hat diess gewöhnlich *folia ternata*. *Linné* bestimmte das *folium integrum: indivisum, sinu omni destitutum*; diess ist besser als *Sprengels* Definition: *partibus destitutum*, denn Theile hat das *Folium integrum* so gut, wie jedes andere Blatt. Wie ausserordentlich unbestimmt sind folgende *sprengelsche* Definitionen: *Ligula est pars vaginae erecta membranacea graminibus peculiaris; Vagina est pars folii caulem et ramos ambeuntis; Ochrea est membrana sine folio culmum praesertim Cyperoidearum ambiens.* Hier kann ein Jeder sich etwas anders denken. Das *Indusium* wird *calyx filicum acervos seminum tegens* genannt, wobey das Wort *calyx* wohl sehr zweifelhaft ist. Der Herausgeber spricht mehrere Male gegen *Linné's* teleologische Ansichten, und doch hat er selbst dergleichen sogar in den Definitionen, als bey *Nectarotheca, Nectarolyma*. *Linné* gebrauchte bekanntlich den Ausdruck *Utriculus* für die Wasserschläuche mancher Pflanzen; diess behält der Herausgeber bey, nimmt ihn aber auch für eine Fruchtart im *gärtner*schen Sinn, und hat drittens noch einen *Utriculus matricalis* bey den Conferven.

Die Grundsätze, die der Herausgeber bey der Namengebung, bey der Anordnung des Systems u. s. w. äussert, sind in ächt linneischem Geist geschrieben, und eines deutschen Gelehrten würdig. Unter den Beyspielen von schlechter Namengebung hätte auch die *Buchozia* angeführt werden können, die l'Heritier lächerlich genug zum ewigen Schimpf des Vielschreibers *Buchoz* so benannt wissen wollte.

Die Zeichnungen sind durchaus zu loben; dennoch aber hätte Rec. die linneischen lieber gesehen. Denn diese haben Autorität, und erklären *Linné's* Kunstwörter, von denen jetzt manche von deutschen und französischen Botanikern ganz falsch gebraucht werden. *Linné's* idealische Abbildungen hatten auch den Vorzug, dass sie keine Nebenideen erregten, sondern bloss für den Terminus gemacht waren; sie gaben also eine allgemeinere Ansicht. Nimmt man hingegen das Blatt einer bestimmten Pflanze: so weicht diess nicht selten etwas ab, oder der Anfänger sieht dabey auf Nebendinge. J. K.

PARIS, b. Turneisen Sohn: *Journal de Botanique redigé par une Société de Botanistes.* To. I. 1808. 384 S. Mit 12 Kupf. To. II. 1809. 380 S. Mit 13 Kupf.. 8.

Dieses Journal ist in mehr als einer Rücksicht für die Botanik wichtig. Es enthält nicht allein viele neue Bemerkungen zur speciellen und allgemeinen Botanik, sondern die Vff. zeichnen sich durch eigene Ansichten aus. Besonders scheinen einige Mitarbeiter hier die Neuerungen verbreiten zu wollen, welche *Richard* in die Botanik gebracht hat; oft Verbesserungen von grossem Werthe, zuweilen aber Veränderungen, nur gemacht, weil *Richard* Alles verändern will. Auch arbeitet Hr. *Persoon* an diesem Journal, der bekanntlich sich lange in Deutschland aufgehalten hat, und im Stande ist, von der deutschen botanischen Literatur genaue Nachrichten zu geben. Wir wollen hier nur die eigenthümlichen Abhandlungen anführen, und alle entlehnten, so wie alle Auszüge, übergehen. T. I. *Desvaux über eine neue Gattung Echinolytrum.* Es ist der *Scirpus dipsaceus Rottb.*, den er zuerst mit einem sonderbaren *urceolus* beschreibt, nachher aber gesteht, es sey der Fruchtbehälter (*akenium R.*), auch sieht er die Ähnlichkeit mit *Mariscus* ein. *Desselben Beobachtungen über Lagasca Cav.* Was *Cavanilles* (und *Linné*) *calyx* nannte, müsse in allen *Compositis involucrum* heissen, und das *receptaculum* nenne *Richard* besser *phoranthium*. Die Frucht sey eine *akena*. — Der Vf. ist ein Schüler *Richards*, und sucht besonders dessen Lehren zu verbreiten. *Willdenow* nennt den *calyx communis anthodium*; ein Ausdruck, den *Ehrhart* schon gebrauchte, aber, wenn Rec. nicht irrt, besser von *flos communis*, daher es eigentlich *peranthodium* heissen müsste. Wenn aber dieser Theil *involucrum* heissen soll: wie will man die anderen *involucra* der Syngenesisten, z. B. von *Tolpis barbata*, nennen? Ein so allgemeiner Ausdruck als *receptaculum* mag immer bleiben, da er zu keinem Irrthum führt, und doch nicht entbehrt werden kann. *Über ein Phänomen der Vegetation an der gemeinen Ringelblume beobachtet*, von *Desvaux*. Es ist eine Proliferation, wo Blüthen aus dem allgemeinen Kelche kommen, wie man sie schon öfter an *Bellis perennis* beobachtet hat, zum Beweise der obigen Be-

hauptungen. Aber kommt nicht auch bey einigen Proliferationen eine Blüthe aus dem Fruchtknoten? *Monographie der Gattung Luzula, von Demselben.* Er trennt *Luzula* von *Juncus* wegen der Kapsel und der flachen Blätter. *Willdenow* hat diese Trennung in seiner *Enumer. pl. H. Ber.* schon vorgenommen. Dass drey Abtheilungen der Blüthe Kelch, drey Blume seyn sollen, ist eine willkührliche Annahme; denn in vielen anderen Blüthen sitzen einige Abtheilungen nach innen, andere nach aussen. Die Arten sind gut charakterisirt. *Luzula brevifolia* ist eine ausgezeichnet neue Art, und schon durch die Blume, nicht allein durch die kurzen Blätter verschieden. Folgende neue Arten werden aufgeführt: *L. gigantea, paniculata, tristachya, alopecurus, peruviana, racemosa, interrupta,* alle aus Südamerika. *Über einige Pflanzen in der Gegend von Dax*, von *Thorn. Sium bulbosum*, oder *Sium intermedium Decand.* ist beschrieben und abgebildet, und *Aira globosa* eine neue Art, woraus, und aus den übrigen Arten ohne Gramnen *Desvaux* eine neue Gattung *Airopsis* macht. Ferner sind beschrieben *Hibiscus roseus*, vielleicht *H. palustris Linn.*, und *Euphorbia sanguinea*, vielleicht *E. sylvatica*. Dafür hat sie Rec., welcher sie gegen Bayonne häufig fand, immer gehalten. *Decerez über die Gangren der Vegetabilien.* Eine Balsamine hatte eine faule Stelle im Stamme, wovon sie verging. Mit der faulen Jauche inoculirte der Vf. anderen Pflanzen die Krankheit, und fand, dass alle saftigen schnell angesteckt wurden und starben, die weniger saftigen langsamer. *Desvaux über die Gattung Varronia.* Die Arten dieser schwierigen Gattung sind gut bestimmt. *Varr. floribunda, integrifolia, grandifolia, macrocephala, dasycephala, Bonplandii, macrophylla, quasumaefolia, lanceolata, lima,* sind neue Arten, alle aus S. Amerika und den Inseln. *V. ferruginea* und *integrifolia* sind abgebildet. *Jaume St. Hilaire über die Orobanchen.* Die Arten dieser Gattung sind schwer zu bestimmen, und die von *Smith* und *Suthon* angegebenen Charaktere scheinen nicht immer ganz beständig zu seyn. Rec. erwartete hier genauere Unterscheidungen, fand sich aber getäuscht. Es werden drey Arten beschrieben. *Orobanche major* (*Or. caryophyllea Sm.*), *Orobanche helianthemi* als neu beschrieben, aber ohne Zweifel *Or. elatior Sm.*, welche um Paris nicht selten ist, und *Or. epithymum Lam.* oder *Or. minor Sm.* Der Vf. säete den Samen von *Or. major*, und glaubt, dass die Gattung zu den Dikotyledonen gehöre; doch entscheidet er nichts. Eine kurze vergleichende chemische Analyse der *Orobanche* und des *Spartium scoparium*, worauf sie wächst, von *Vauquelin*, zeigt die grosse Verschiedenheit der Bestandtheile in beiden Pflanzen. *Desvaux über drey neue mit Juncus verwandte Gattungen. Juncus repens Mich.* wird *Cephaloxys*, weil er drey Staubfäden hat, und die Scheidewände der Frucht beym Aufspringen, am Samenhalter hängen. *Juncus magellanicus Lam.* wird *Nostkovia*, weil die Kapsel nicht aufspringt, und die Samen an den Suturen hängen. *Juncus grandiflorus Linn. Suppl.* heisst *Marsippospermum*, wegen der sonderbaren, in einem länglichen Behälter eingeschlossenen Samen. Sie haben nämlich einen *arillus*, fast wie die Orchideen. Allerdings ist diese letztere Gattung sehr von *Juncus* verschieden. *Loiseleur des Longchamps über die Möglichkeit, die Ipecacuanha durch Wurzeln von einheimischen Euphorbien zu ersetzen.* Versuche mit den Wurzeln der *Euphorbia gerardiana Jacq.*, *E. Cyparissias, sylvatica, Lathyris, Peplis* werden erzählt. *E. Cyparissias* ist die stärkste in der Wirkung, *E. gerardiana* die schwächste, *E. Lathyris* erregt kaum Brechen, *Peplis* gar nicht. Doch ist bloss auf die Brechen erregende Eigenschaft gesehen, auf die übrigen Wirkungen der *Ipecacuanha* nicht.

Tom. 2. *Persoon über die Lycoperda und verwandte Gattungen.* Die Arten der Gattungen *Scleroderma, Lycoperdon, Geastrum, Onygena* werden kurz aufgezählt, einige neue beschrieben und abgebildet. Mikroskopische Untersuchungen der Theile hat der Vf. nicht. *Aubert du Petit Thouars über einige Arten von Cissampelos.* Genaue Beschreibung von *Cissampelos mauritiana*, welche sich gar sehr von *C. Pareira* und *Caapeba Linn.* unterscheidet, obgleich das Männchen schildförmige, das Weibchen herzförmige Blätter hat, welches *Linné* von *C. Pareira* und *Caapeba* angab, und sie für nicht der Art nach verschieden hielt. *Palisot de Beauvois über die Palmen.* Etwas von dem Nutzen der Palmen überhaupt, dann Beschreibung einer neuen Gattung, *Raphia*, und zweyer Arten derselben, nämlich *R. vinifera* (*Sagus Palma Pinus Gärtn.*), und *R. pedunculata* (*Ruffia Bory St. Vincent*), nebst ihrem Gebrauche in Oware und Benin. *Desvaux über einige neue Gattungen der Pilze.* Es sind folgende: *Dictyophora* (*Phallus indusiatus Vent.*) aus Guiane, *Calostoma* (*Scleroderma calostoma Pers.*) aus N. Amerika, *Podaxis* (*Lycoperdon axatum Bosc.*) vom Senegal, *Plecostoma* (Arten von *Geastrum Pers.*), wegen der drey Häute, worin das Innere eingeschlossen ist, *Myriostoma* (*Lycoperdon coliforme*). Dass man diese fünf Gattungen trennen muss, daran ist wohl kein Zweifel aber es fehlen auch hier mikroskopische Untersuchungen. *Lamouroux über neue Gattungen aus der Familie der Algen.* Es sind die Gattungen *Dictyota* (im 2 Heft) *Dictyopteris, Amansia Bryopsis* und *Caulerpa*. Des Vfs. Untersuchungen verdienen Aufmerksamkeit, besonders wegen der Bestimmung der neuen Arten; aber die Gattungen können nicht beybehalten werden, da die mikroskopischen Untersuchungen lange nicht scharf und genau genug sind, auch sich nicht auf eine sorgfältige Vergleichung aller Theile gründen. Was er Fructification an *Dictyota* nennt, sind blosse, in den Zellen liegende Niederschläge aus den Säften. *Palisot de Beauvois über die Pilze.* Der Vf. liebt, aus einer einzelnen Bemerkung eine Menge von Folgen zu ziehen, und übertreibt nicht selten dieses Talent. Der Staub der Bauchpilze sey der befruchtende Staub, denn er verbreite sich von *Lycoperdon* weit, und doch bemerke man jährlich an derselben Stelle viele Pilze dieser Art. Aber wenn der Pilz in eine faule Masse zerstört wird, bleibe noch viel Staub darin hängen, welcher auf dersel-

ten Stelle keimen kann. Die parasitischen Pilze befallen die Pflanzen, indem sich an den jungen Keim, oder an die *plumula* ein Körnchen von ihrem Samen anhängt, wie der Vf. bemerkt haben will. Eine sehr unsichere Erfahrung! Manche zufällige Äusserung zeigt, dass der Vf., welcher diese Pflanzen dreyssig Jahre studirt haben will, ihre Structur doch nicht kennt. So meint er, die Samen steckten in den Pazizen zwischen dem Zellgewebe, aber in keinem Pilze sind die abgesonderten *thecae* so deutlich, als hier. *Loiseleur Deslongchamps über einige Pflanzen, welche zur Flora gallica hinzuzufügen sind.* Einige interessante Bemerkungen, welche keines Auszugs fähig sind. *Salvia praecox Savi* scheint Rec. mit *S. polymorpha Vahl* einerley. *Pinguicula lusitanica* ist häufig in Frankreich (und in Portugal selten, nur im Gebirge). *Agrostis elegans*, eine neue Art, ist abgebildet, wächst bey Dax. *Triticum tenuicaulum*, ebenfalls neu (von Rec. auch in Portugal gefunden). *Galium verticillatum Lam.* ist abgebildet, eben so *Primula Allioni; Convolvulus intermedius* neu, dem *lineatus* verwandt. *Anagallis verticill. Allion.* sey nach einem Exemplar nur Abänderung von *A. coerulea* (gewiss nicht, wohl aber von *A. linifolia*, oder der sogenannten *A. Monelli*). *Pimpinella canescens* (*Tragium Vill.*) ist abgebildet und von einer neuen Art, *P. hispida*, unterschieden. *Narcissus patulus, polyanthos* und *niveus* werden von *N. Tazetta* sehr wohl unterschieden; erstere haben gelbe Nectarien, *Tazetta* und *niveus* weisse. *Allium acutiflorum* eine neue Art. *Juncus Gerardi* ebenfalls, ist *Gramen Barrel. Ic.* 747 *t.* 1. *Silene velatina Pourr.* neu. *Sedum boloniense* neu, (scheint Rec. von *Sedum strangulare* nicht verschieden. *Lychnis corsica* neu. *Euphorbia rotundifolia* neu, abgebildet. *E. obscura* ebenfalls (doch *falcata* sehr verwandt). *Rosa leucantha* neu. *Papaver aurantiacum* neu. *Fumaria media* neu, zwischen *officinalis* und *capreolata* in der Mitte. (Rec. hat sie auch in Portugal bereits gefunden.) *Fumaria Vaillanti* neu, *F. parviflora* sehr verwandt. *Polygala parviflora* neu. *Ulex provincialis* neu abgebildet, (häufig in Portugal *U. europaeus Brot.*) *Lathyrus micranthus Ger.* neu. *Trifolium Vaillanti* ebenfalls, so auch *T. Gerardi*. *Chrysanthemum perpusillum* neu, abgebildet. *Desvaux über die botanische Geographie* von *Haut Poitou*. Eine kurze Geschichte der botanischen Reisen durch diese Provinz; eben so eine kurze geographische Beschreibung, nebst Angabe einiger seltener Pflanzen, wie sie auf trockenen, sandigen Feldern u. s. w. vorkommen; endlich Nachricht von einigen neuen Arten und Abänderungen, darunter manche Pilze. *Valerianella eriocarpa* neu und abgebildet. *Trifolium microphyllum* neu, und drey Rosen, *Rosa leucochroa, stylosa, obtusifolia*, die Rec. noch zweifelhaft scheinen. Die Kupfer zu diesem Werke sind in einer punctirten Manier gestochen, sehr weich, und ohne die gehörige Schärfe der Umrisse. L. R.

KLEINE SCHRIFTEN.

MEDICIN. *Dresden*, b. Arnold: *Die Kunst, veraltete Hautgeschwüre, besonders die sogenannten Salzflüsse nach einer neuen Methode sicher und schnell zu heilen*, von D. *Karl Aug. Weinhold*, A. zu Meissen. 1807. 72 S. 8. (9 Gr.) Zweyte verbesserte Ausgabe. 1810. 99 S. 8. (14 Gr.)

Die Hauptschwierigkeit bey alten Geschwüren bleibt immer die Hebung der innern Ursache, sagt die Vorrede von Hrn. D. *Neumann* zu Meissen. Hat der Arzt dieses Geschäft beendigt: so darf nur unterschieden werden, ob bloss die äussere Fläche der Haut, oder ihre ganze Substanz, sammt dem unter ihr liegenden Zellgewebe leide. Im letztern Falle wird durch die graduell schwächer angewendete Wirkung der Quecksilberoxyde (desjenigen Mittels, welches der Vf. vorzugsweise empfiehlt) erst Ersatz der verlornen Substanz und luxurirende Granulation bewirkt, dann vollenden die circulär, fest angelegten Compressionspflaster sichtbar schnell die Heilung. Im ersteren Falle sind sogar die Quecksilberoxyde überflüssig und die Compressionspflaster reichen vom Anfange an angewendet allein zur Heilung hin. Hr. *N.* empfiehlt als Augenzeuge die grosse Wirkung dieser Methode. Sie stammt ursprünglich von den Engländern, her und ist jetzt eigentlich nicht mehr neu, doch kann es nicht schaden, wenn sie immer besser bekannt wird. Der Vf. selbst theilt die Hautgeschwüre in vicarirende und habituelle. Jene fassen das ganze Geschlecht derjenigen Geschwüre in sich, welche einen miasmatischen und kakochymischen Causalnexus haben. Sie stellen die in einem Orgautheile (Organe) gestörte, krankhafte Reaction in einem anderen durch vicarirende Thätigkeit wieder her. Habituell ist das Hautgeschwür, welches durch seine andaurende Einwirkung auf den Organismus diesem zum einstweiligen Bedürfnisse geworden ist. Zu der ersten Classe gehören das venerische, arthritische, scorbutische, psorische, scrophulöse, herpetische u. s. w. (?) Geschwür; zu der anderen diejenigen, die nach gehobenen Causalmomenten dennoch perenniren (nicht heilen), und folgende: der Salzfluss, das phagedänische, speckichte, veraltete, fistulöse, varicöse Hautgeschwür. (Rec. fürchtet, dass die Grenzen zwischen beiden Geschlechtern nicht genau genug gezogen seyn und folglich manches der ersten Classe in die zweyte und umgekehrt verwiesen werden dürfte). Der Vf. zeigt, dass besonders beym vicarirenden Geschwüre innere Mittel nothwendig seyen, und dass die äussere Behandlung selten gelinge, wenn nicht durch die innere die nächste Ursache bereits überwunden sey. Nach Hebung der Causalmomente wird das vicarirende Hautgeschwür wie das habituelle behandelt; jederzeit aber zerfällt die Behandlung a) in die des zerstörten Zellstoffs nnd b) in die der eigentlichen und Ober-Haut. Die desorganisirte Zellhaut zu reproduciren, muss unsere erste Sorge seyn. Hiezu dienen besonders die Quecksilberoxyde, vom stärksten angefangen, zum schwächern herab gestiegen, rothes, gelbes, weisses und schwarzes. Bey Armen vertritt auch der Mercurius nitrosus allein, und weiterhin mit Amylum vermischt, die Stelle allein. Man bestreut die desorganisirte Zellhautstelle genau damit und wiederholt diess in folgenden Verbänden so oft, als sich das Oxyd in metallischer Form desoxydirt zeigt. Die eintretende Reproduction kleiner Fleischwärzchen giebt die Indication zu dem minder reizenden Präparate. Die Heilung der Haut macht neue Schwierigkeit. Der Vf. hält für das rathsamste, die herabgestiegene Scala wieder aufwärts zu steigen, vom weissen Oxyd anzufangen, bis zum rothen weiter zu gehen, flor. zinci, Wismuthi, Colcothar vitrioli, Lap. calaminar. und endlich Bleymittel als Streupulver anzuwenden und das Ganze mit einer Circulärbinde zu befestigen. Die Compressionspflaster werden von der Breite eines halben Zolles gemacht. Den Anfang des ersten Pflasters legt man ein paar Zoll jenseits der Mitte des Geschwürs an, nun wird immer ein Pflaster neben und über das andere, ab- und aufwärts gelegt wie die Touren der Hobelspänbinde. Der erste Verband wird beyläufig in Zeit von 8 bis längstens 24 Stunden erneuert. Das Schriftchen schliesst mit einigen Beobachtungen. Wir danken dem Vf. für die Bekanntmachung seiner Methode. Der Vortrag desselben wird in 10 Jahren besser seyn, als er jetzt ist.

Fj.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 27 OCTOBER, 1810.

MATHEMATIK.

HILDESHEIM, auf Kosten des Vfs. u. in Commiss. b. Gerstenberg: *Universalmass für alle Geschäfte des praktischen Lebens*, zum Gebrauch für Forst- und Hütten-Männer, Ökonomen, Cameralisten, Kaufleute, Kupferschmiede, Holzhändler, Bau- und Zimmer-Meister u. s. w. von *Johann Gottfried Sylvester Kerstein*, vormaligem fürstl. hildesh. Hof-Bauinspector. I Bändchen. Mit 1 Kupf. u. Tabellen. 1810. 24, CL u. 186 S. kl. 8. (1 Thlr. 16 Gr.)

Der Titel dieses übrigens für oben benannte Geschäftsleute sehr brauchbaren Büchelchens ist seinem Inhalte nicht ganz angemessen. Man erwarte nicht Ein Universalmass für *alle* Geschäfte des praktischen Lebens; wie kann auch so etwas Statt finden? — eine Anweisung vielmehr zu mancherley Lösung der Rechnungsfälle, volle Kenntniss aller möglichen Aufgaben für jene Geschäftsleute kann man hier finden. Der Vf. will oft bemerkt haben, „mit welchen Schwierigkeiten sonst in jeder Rücksicht ihrem Fache gewachsene Forstbeamte zu kämpfen hatten, sobald es die Bearbeitung der auf Bau- und Brenn-Holz sich beziehenden Berechnungen galt. Zur Erleichterung dieser Arbeit entwarf er die von S. I—XVIII dieser Schrift befindlichen algebraischen Formeln. Von sachverständigen Freunden aufgefodert, berechnete er Tabellen danach, und zeigte ihre Anwendung nicht bloss auf diesen einseitigen Gegenstand, sondern dehnte sie auf mehrere andere Gegenstände des gemeinen Lebens mit vieler Kenntniss aus; und diess alles ward Veranlassung, sie in Druck zu geben.

Allen Forst- und sonstigen Geschäfts-Männern, die mit Berechnung cylindrischer, konischer, sphärischer, pyramidalischer, parallelepipedischer Körperräume zu thun haben, sollten ohnehin doch vertraut mit den hieher gehörigen Formeln und den Berechnungen hienach seyn; sie vorzüglich sollten aber dabey Geläufigkeit im Rechnen mit *zwölf* Ziffern wegen ihrer (praktisch leichteren) Duodecimaleintheilung besitzen, und sie sich aneignen: dann würde ihnen ihr Rechnungsgeschäft leichter und ohne alle Reductionen viel kürzer und präciser. Sie würden dann ihrer alten sogenannten Duodecimaleintheilung den Vorzug vor jedem blendend armen Reichthume und der eingebildeten Kürze der neuen Decimaleintheilung geben, und männlich bey ersterer beharren. Wer ist aber Schuld an dieser Unkunde der Praktiker mit dem Zwölfziffernsystem und der vollkommenen Rechnung damit, als jene bequemen Lehrer der Arithmetik, die aus lauter Phlegma und Caprice für unnütz gehalten, sich selbst praktische Kunde und Fertigkeit in jener Art zu rechnen zu verschaffen? —

Der Kubikraum einer Walze oder eines Cylinders ist bekanntlich $\frac{D^2 \pi L}{4}$, wo D der Durchmesser und L die Länge oder Höhe im Duodecimalmass bedeuten kann, und da sich oft leichter der Umkreis eines Baumes messen lässt: so wäre P für $D\pi$ zu setzen, und dann ist K. R. $= \frac{LP^2}{4\pi}$. Der Kubikraum für den in der Walze enthaltenen vollkantigen □ Balken ist $\frac{D^2 L}{2}$ oder $\frac{P^2 L}{2\pi^2}$. Hieraus leitet auch Hr. K. Formeln für die Anzahl der darin enthaltenenen Dielen und Ständer. S. §. 1—12. Die vielen gebrauchten × Zeichen geben nur den Formeln ein zu weitläuftiges Ansehen.

Unter II sind die algebraischen Formeln für die Berechnung der ganzen und abgekürzten Kegel gegeben und anderer konischen Gefässe; unter III für elliptisch und länglichrunde Gefässe; unter IV besondere Formeln zur Ausmessung aller möglichen Tonnen und Fässer.

Die 2te Abtheilung enthält von XIX bis CL die Aufgaben und deren verschiedene mögliche Auflösungen, welche Forst- und Hütten-Männern und den oben benannten Geschäftsleuten vorkommen können. Wir müssen aber zuvörderst zur Beurtheilung der Tafeln schreiten, welche mit S. 1 beginnen, und bis zu 186 gehen.

In Tab. I für die runden Blöcke (Cylinder) kommer vier Columnen vor. Die 2 enthält alle die Durchmesser von 4 Duodecimalzoll bis zu 12 Fuss, zollweise zunehmend; links in der linken Spalte steht der dazu gehörige Umkreis in Fussen und Duodecimalzollen und Zehnteln derselben. Der Vf. sieht den Flächenraum des Kreises als ein Quadrat an, indem er für die sogenannten Quadratwurzeln aus dem Flächenraume des jedesmaligen Kreises den Logarithmus derselben V auf fünf Decimalstellen, mit Hinweglassung des Komma oder Semicolons als Scheidezeichen der Charakteristik, in die 3te Columne daneben setzt; die 4te Columne enthält die Differenzen dieser Wurzel-Logarithmen für $\frac{1}{10}$ Zoll. Ein Kreis, haltend 1 □ Fuss, ist ihm das Universalmass in der I Tabelle. Die Logarithmen von diesen Quadratwurzeln der Krei-

fe in der 1 Tab., wie die Logarithmen in allen folgenden Tabellen, nennt er Proportionalzahlen. Tab. II für die aus runden Blöcken zu schneidenden vierkantigen Balken, enthält in der ersten Columne die Umkreise, in der 2ten die Durchmesser (von 4 Zoll bis 12 Fufs), in der 3ten ebenfalls die Logarithmen der fogenannten Quadratwurzeln von dem Flächeninhalte der gröfsten Quadrate binnen den Kreisen, in der 4ten die Differenzen für $\frac{1}{16}$ Zoll. Das Quadrat von einem □ Fufs ist hier das vom Universalmafse des Vfs. Tab. II A enthält das Gleiche für die aus runden Balken zu schneidenden rindkantigen □ Balken. Die III Tafel giebt unter dem Titel *der Proportionalzahlen aller natürlichen Zahlen von 1 bis 2000*, eigentlich die *halben* Logarithmen der Zahlen oder die Logarithmen von ihren *Quadratwurzeln*, mit hinweggelassenem Abschneidezeichen für die Charakteristik, und beybehaltenen fünf Decimalstellen; denn nichts mehr sind Hn. *K's.* auf 4 Decimalstellen beybehaltene und mit der Zahl multiplicirte Logarithmen ohne Charakteristikzeichen.

Mathematiker werden leicht einsehen, zu was für unnöthigen und unnützen Rechnungsoperationen und Einrichtungen der folgenden Tabellen diese Beysetzung der Logarithmen von den Quadratwurzeln statt derer von den Zahlen selbst führen müssen, welches im gewöhnlichen Geschäftsmanne nur irrige Vorstellungen erwecken kann und mufs. Dieses verhütete die Beysetzung der ganzen Logarithmen der Zahlen. Wenn man das doch nur befolgte, was die schlichten algebraischen Formeln fodern! Man hätte die kürzesten und schärfsten Rechnungsarten. — Die IV Tafel ist für Hn. *K's. Universalmafs*, dessen Normaleinheit ein Cylinder von einem (rheinländischen) Fufse im Durchmesser und in der Höhe ist (welchen Fufs er gleich 139,13 par. Zoll setzt), und enthält also $\frac{9}{12} + \frac{5}{12^2} + \frac{1}{12^3} + \frac{2}{12^4}$ rheinl. Cubikfufs oder $1357\frac{1}{6}$ rheinl. C. Z. Warum nahm nun nicht der Vf. den allgemein bekannten und überall zu findenden alten par. Fufs als Einheit statt des ewigen Proteus von rheinländischem Fufs, wie sonst unter Mathematikern Gebrauch ist? Doch das Verhältnifs von par. und rheinl. Fufs greift in diese Tafel noch nicht ein. Hier sind nun die in der IV Spalte stehenden sogenannten Proportionalzahlen die Logarithmen der neben ihnen stehenden Zahlen der Durchmesser, also die halben der □ Zahlen von diesen. Z. B. S. 73:

I Mafs		II Umkreis Zoll	III Durchmesser Zoll	IV Proport. Zahl
	$\frac{2}{12}$			
3	11	74, 57	23, 75	29646
4	—	75, 36	24, 00 = 2′	30103

Tafel V enthält in der Spalte IV Angaben von Fufsen und halben Ellen verschiedener Örter in parif. Linien. Die Spalten I, II, III enthalten unter der Auffchrift: Proportionalzahlen für das Cubikmafs I des Cyl. — des □ Balkens | und des Klafter II. | die *halben* Logar. der cubischen Verhältnisse dieser Körpermafse, nach diesen Linear-Einheiten der Örter, auf die Einheit dieser Mafse bezogen.

In Tafel VI sind die Gattungen der Hohlmafse der Örter und ihre Gröfse in parif. Cubikzoll angegeben; die 2 Spalte enthält die *halben* Logarithmen von Gröfsen, wie viel mal jedes Hohlmafs im C. Universalmafs enthalten ist. Tafel VII die specifischen Schweren oder die Dichte der Materien und die 2te Spalte die halben Logar. dieser Verhältnisse zum 1 parif. Cubikfufs Regenwasser von 70 parif. Pfund.

Die VIII Tafel die Vergleichung der Gewichte verschiedener Örter in Asen Holl. Troy-Gewicht, das Kilogramm wird als Universal-Gewicht angesehen und darauf beziehen sich die daneben stehenden halben Logarithmen. Die IX Tafel giebt die Vergleichung der Land- und Flächen-Mafse in parif. □ Fufs; allein bey den dabey stehenden halben Logarithmen wird die Hektare als Einheit zur Basis angenommen. Die X Tafel dient zur Vergleichung der verschiedenen Meilen- und Weg-Mafse: die Meile, davon 15 einen Grad ausmachen, ist die *Universal*-Meile; die beygesetzten sogen. Proport. Zahlen sind die halben Logarithmen von den Vielfachen der Wegmafse, welche jene Universal-Meile ausmachen. Die XI Tafel giebt die Vergleichung der Gold- und Silber-Münzen, nach ihrem wahren Werth nach Mark Köln und nach demjenigen der königl. westphäl. Decrete.

Wir hoffen es zu Hn. K. eigener mathemat. Einsicht, dafs er sich bey künftigen Tabellen der *halben* statt der *ganzen* Logarithmen enthalten wird. Denn haben auch die Angaben der Verhältnisse der Mafse, Gewichte und Münzen eine unsichere Basis; in neuerer Zeit haben *Krusens Comtorist*, *Erxlebens Physik*, *Vega's ältere Tafeln*, *Nelkenbrechers Taschenbuch* viel von ihrem Glauben verloren, seit dem in den neuesten Zeiten von Mathematikern die Verhältnisse schärfer und genauer untersucht worden sind und z. B. in *Placidus Heinrichs Bestimmung von (einigen) Mafsen und Gewichten*, in der *monatl. Corr.* von *Zach*, in *Eytelweins* und Anderer neuesten Schriften darüber, findet Hr. K. viele andere genauere Verhältnisse, die er nicht benutzt hat und doch haben sollte. Die Tabelle über die Münzen hat ihren Werth, weil sie eben die in einem grofsen rheinischen Bundesstaate gültigen laufenden *und* inneren Werthe der Gold- und Silber-Münzen der Länder bestimmt.

Wer das Verhältnifs des Durchmessers zur Peripherie in stetigen sogenannten Duodecimal-Theilen der Einheit d. i. in Zwölftel-Brüchen kennt, welches wie 1 zu 3; 1, 8, 4, 8, 0, 9, 4, 9, 4 — ist, und canadisch zu rechnen weifs, der berechnet ohne alle nöthige Reduction sogleich die □ und Cubik-Räume in lauter Zwölftheilen der Einheit.

Wollte doch Hr. K. brauchbare Tabellen nach seinen Formeln berechnen: so brauchte er zu den *zollweise* in Duodecimal-Zollen wachsenden Durchmessern nur die Peripherieen und Flächenräume der Basis der Cylinder, der □ Balken und der rindkantigen Balken, und so auch umgekehrt zu den *zollweise* wachsenden Peripherieen die Durchmesser und diesel-

ben Flächenräume zu berechnen, die *ganzen* Logarithmen diesen Zahlen beyzufügen oder nur eine leichte Tabelle der Logarithmen der natürlichen Zahlen (nach Dutzenden und Zehnern abgesondert) entwerfen und anweisen, wie man zum Logarithmus der beständigen Grösse von $\frac{\pi}{4}$ in $\frac{D^2\pi L}{4}$ oder von $\frac{1}{4\pi}$ in $\frac{P^2L}{4\pi}$, erstere bey gegebenen veränderlichen Durchmessern und die 2te bey gemessenen veränderlichen Peripherieen die Logarithmen der übrigen 3 Factoren der Formel zu addiren brauche, um z. B. den Logarithmus des K. R. der Walze zu finden. Den Längen-Massen in Theilen des alten par. Fusses, eben so bey den Flächen- und Körper-Massen waren die *ganzen* Logarithmen dieser Verhältniss-Zahlen dazu zu setzen. Genug Hr. K. wird uns verstehen. Dadurch bleibt alles bey der mathematischen Strenge und Einfachheit in Auflösung und Behandlung der Aufgaben, zu welcher alle Geschäftsleute sich zu bequemen haben, weil sie immer bey gehöriger Einsicht die leichteste bleibt und keiner fingirten Universal-Masse bedarf.

Hr. K. zeigt übrigens mit vielem Fleiss die grosse Anwendbarkeit der mathematischen Formeln in Fällen des Geschäfts-Lebens, und seine vielen praktischen Kenntnisse bewähret er dabey, in Fällen des Geschäfts Lebens, und alle auf dem Titel benannten Geschäftsleute können daraus abnehmen, wie nöthig Jedem richtige Kenntnisse der Elemente der Mathematik sind, und wie sehr sie nützen. Druck und Papier sind sehr gut.

MÜNCHEN, b. Lindauer: *Lehrbuch der Mechanik fester Körper.* Verfasst von *Maurus Magold*, königl. bayr. geistl. Rath und Professor der Mathematik zu Landshut. I Band, welcher die reine Mechanik enthält. M. 4 K. und 2 Tabellen. 1809. 562 S. 3. (2 Rthlr. 12 Gr.)

Nachdem Hr. *M.* die reine Mathematik bereits in 3 Bänden seines vortrefflichen Lehrbuches abgehandelt hatte, beginnt er nun die Anwendung von dem dort Vorgetragenen in diesem Lehrbuch der *Mechanik fester Körper*, das nach seiner Eintheilung in 2 Theile zerfällt, von welchen der erste die Lehren der Statik und Dynamik in 7 Hauptstücken enthält. Von diesen betrachtet das erste das Gleichgewicht der Kräfte am mathematischen Hebel, und das andere die Grundlehren der Bewegung selbst, wobey die gewöhnlichen Differential-Grundformeln entwickelt und bewiesen werden. Davon geht der Vf. auf die Zusammensetzung und Zerlegung der Kräfte über, wie nachdem sie in einer oder verschiedenen Ebenen liegen, oder an biegsamen Fäden angebracht sind, oder sonst an einer Axe wirken, und stellt in dem 3ten Hauptstück Betrachtungen über die Schwere an, wobey die Lehre vom Schwerpunct in passenden Anwendungen, und der Druck schwerer fester Körper auf wagerechtem Boden und ihr Verhalten beym freyen Fall und auf der schiefen Ebene aufs Gründlichste behandelt wird. Das 5te Hauptstück ist der Axen-Bewegung gewidmet, wobey die Momente der Trägheit, Schwung-Bewegung des Pendels, und überhaupt die Central-Bewegung vortrefflich bearbeitet sind. Die übrigen 2 Hauptstücke handeln vom Stosse der festen Körper, und von elastischen Linien. Hr. *M.* hat übrigens bey seinem Vortrag die Schriften von *Euler*, *Eytelwein*, *Ide*, *Kästner*, *Karsten*, *Kraft*, *Langsdorf*, und *Prony* aufs Zweckmässigste benutzt, und sich durch die Herausgabe dieses Lehrbuchs ein bleibendes Verdienst erworben. Wir wünschen, dass der 2te Theil, welcher die praktische Mechanik behandeln soll, bald diesem ersten nachfolge.

M. F. T.

GÖTTINGEN, b. Vandenhök u. Ruprecht: *Gründliche und vollständige Anleitung zur praktischen Stereometrie mit besondern Anwendungen auf die Berechnung der Masse und Gefässe, auf die Visirkunst, Baukunst, Fortification, Forstwissenschaft, und andere Gegenstände des gemeinen Lebens*, von *Tobias Mayer*, Hofrath und Professer zu Göttingen. M. 7 K. 1809. 707 S. 8. (2 Rthlr. 16 Gr.)

Diese praktische Stereometrie macht den 5ten Theil der vortrefflichen praktischen Geometrie des Vfs. aus. Voraus schickt er in diesem Theil die für die Stereometrie nothwendigen Integral Formeln, von welchen einige auf eine ihm eigene und kurze Art construirt sind. Sodann geht er in dem ersten Capitel auf die Lehre von dem Masse körperlicher Räume, von Abeichen der Gefässe und ihrer Inhaltbestimmung durch Visirstäbe über, neben anderen Zusammenstellungen, die hier Anwendung finden. Das 2te Capitel behandelt die Inhaltsberechnung prismatischer Körper, wobey neben dem gewöhnlichen insbesondere die Abschnitte solcher Körper, und die Quadraturen krummer Flächen durch transcendale Integrale vorkommen. In dem 3ten Cap., über die Seitenflächen prismatischer Körper, zeigt der Vf. ganz eigene Ansichten und Vortheile über die Rectification der Curven, in Anwendung auf die Berechnung der Seitenfläche cylindroidischer Körper, welchen sodann in dem 4ten und 5ten Capitel die Berechnung der pyramidalen Körper und ihrer Seitenflächen folget; wobey auch der schiefe Kegel nach eigenen Ansichten behandelt wird. Eben so gründlich bearbeitet er in dem 6ten und 7ten Capitel die Integralformeln für die Inhalts-Berechnung solcher Körper, die durch die Umdrehung einer Curvenebene erzeugt werden: so wie der kuppel- und spindelartige Körper, welchen noch die Berechnung der Oberfläche solcher Sphäroiden und Conoiden beygefügt ist. Das 8te Cap. ist ganz der Berechnung der Gewölbe, und das 9te den Fässern gewidmet, wozu Hr. Prof. *Späth* in seiner Visirkunst (Nürnberg bey Stein 1810) einen neuen Beytrag durch die Berechnung der ovalen und Ey-Fässer und ihrer Abarten geliefert hat. Das 10te und letzte Capitel begreift Anwendungen der Stereometrie auf die Civil-, Schiffs- und Kriegs-Baukunst, ne-

ben anderen auf das Forstwesen, die Mechanik u. dgl. Die Reichhaltigkeit dieses Theils an Materie sowohl, als an eigenen neuen Ansichten der behandelten Gegenstände erlaubt hier keinen Auszug: Rec. bemerkt nur noch, dass der Vf. durch die Herausgabe desselben die ihm gebührende Hochachtung bey denen noch mehr begründet hat, welche den Umfang der Analyse kennen, und solche zu schätzen wissen.

M. F. T.

Dresden, b. Arnold: *Das Kopfrechnen, auf physikalische, militärische, mercantilische und ökonomische Gegenstände angewandt.* Von *G. A. Fischer*, Mathematiker im königl. sächs. Pagen-Institut. 1808. VIII und 207 S. 8. (18 Gr.)

Das Kopfrechnen hat einen theoretischen und praktischen Werth; denn es übt den Verstand, und führt schnell zu den gesuchten Resultaten. Der Plan des Vfs., ein Handbuch darüber zu entwerfen, verdient daher Beyfall; die Ausführung des Plans ist ihm zum Theil gelungen. Sein Buch zerfällt in zwey Abtheilungen. Die erste enthält Rechnungsvortheile der vier Species, der Reduction benannter Zahlen, und der Regel de Tri. Hier fanden wir aber nicht selten Vorschriften als *Rechnungsvortheile* aufgestellt, die nichts anderes, als die gewöhnlichen arithmetischen Auflösungen sind. Zum Belege heben wir folgende zwey Beyspiele aus. In §. 7, No. 9 heisst es: „Sind Brüche mit gleichem Nenner zu addiren: so addire man die Zähler, und setze den gemeinschaftlichen Nenner als Nenner darunter, wo es sich denn ergeben wird, ob die Summe ebenfalls ein ächter Bruch verbleibet, oder ob durch die Division noch Ganze herauszuziehen sind." Ferner No. 13: „Sind endlich Brüche mit verschiedenen Nennern zu addiren, wovon der eine nicht in dem anderen aufgeht, z. B. $\frac{3}{7} + \frac{2}{5}$: so multiplicire man den Nenner jedes Bruchs mit dem Zähler des anderen (3×5 und 2×7), addire die Producte ($15 + 14 = 29$) und setze das Product der Nenner ($7 \times 5 = 35$) als Nenner darunter." Von der nämlichen Art sind noch mehrere der folgenden Nummern. Indessen enthalten die übrigen meist recht vortheilhafte Regeln. Überhaupt ist es klar, dass die Fertigkeit im Kopfrechnen mehr von der individuellen Anlage des Geistes, als von einer Menge aufzustellender Vorschriften abhänge. Der gute Kopf bildet sich mit den nöthigen Vorkenntnissen, und durch Übung selbst zum Kopfrechner, da ein beschränktes Talent es hierin nie zu einem gewissen Grad von Vollkommenheit bringt. Die 584 angehängten Rechnungsaufgaben sind gut gewählt, und enthalten zum Theil recht nützliche Dinge. Es gehört aber ein Lehrer dazu, der sie seinen Schülern zu erklären weiss, und zugleich das Talent besitzt, sie nach einer sokratischen Methode auf die Auflösungen hinzulenken. Die Resultate dieser Exempel, nebst einigen Reductionstabellen, machen den Beschluss.

Δ.

KURZE ANZEIGEN.

Mathematik. *Halle*, b. Gebauer: *Ein mal Eins zur schnelleren Übersicht für Lehrer und Lernende.* Sowohl beym Dividiren, als Multipliciren mit Nutzen zu gebrauchen. (1 Gr.)

1

2 $\overset{2}{4}$

3 $\overset{2}{6}$ $\overset{3}{9}$

4 $\overset{2}{8}$ $\overset{3}{12}$ $\overset{4}{16}$

5 $\overset{2}{10}$ $\overset{3}{15}$ $\overset{4}{20}$ $\overset{5}{25}$

bis zu

25 $\overset{2}{50}$ $\overset{3}{75}$ $\overset{4}{100}$: : : : $\overset{25}{625}$

1) Man multiplicire die vorn stehende grösser gedruckte Zahl (den thätigen Factor also doch) mit der neben derselben oberhalb stehenden kleineren (dem leidenden Factor): so ist die unter dieser stehende Zahl die gefundene, z. B. 5 mal 2 ist 10, $5 \times 3 = 15$, $5 \times 4 = 20$, $5 \times 5 = 25$ u. s. w. (Wie u. s. w.? wie sieht der Anfänger sogleich hier, wie viel z. B. 5×3 ist? da hinter der grossen 5 nicht das Factum aus ihr und der 8 steht. Wie und wo kann der *Anfänger* im Rechnen aus dieser Form ferner *sogleich* ersehen, wie viel z. B. 5×8 oder 7×12 ist? Die alte pythagorische Quadratform oder die neue bussische (geschobene) Rhombusform für die Facten aus zwey *gleich thätigen und leidenden* Factoren (oder für das Ein mal Eins) bleibt für Anfänger immer die beste sogleich in die Augen leuchtendste.)

2) Man dividire mit der voranstehenden grossen Zahl in die neben derselben unterhalb stehende kleinere: so ist die über dieser stehende Zahl die gefundene. Nämlich 5 in 10 habe ich 2 mal, 5 in 15 — 3 mal, 5 in 20 — 4 mal, 5 in 25 — 5 mal, und so bey allen übrigen." So! allein es wird der Anfänger fragen: 5 in 40 wie viel mal denn? (ängstlich steht ja nicht da); dessgleichen 7 in 84 wie viel? Ein Rechner muss die einzelnen Facten je zweyer einzifferigen Zahlen im Gedächtniss stets bereit haben, und dazu leitet ihn die alte Form ungemein gut an, so wie die besseren neuen Lehrmethoden. Rec. kann die obige aus Erfahrung nicht empfehlen.

Ω

Tübingen, b. Heerbrandt: *Praktische Feldmesskunst für Landmesser oder für diejenigen, welche sich in der Feldmesskunst selbst unterrichten wollen.* Neu umgearbeitet von *J. G. Böbel*, Präceptor am Gymnasium zu Stuttgardt. 4te Auflage. M. V K. 278 S. 8. (16 Gr.)

Diese Auflage hat vor der dritten den Vorzug, dass in derselben die Decimalbrüche vollständiger abgehandelt, und ausserdem die neuen königl. wirtemberger Masse mit den alten bisher bestandenen verglichen sind; so wie überhaupt der Anfänger in der Geometrie, in sofern er bereits mit den Anfangsgründen der Algebra bekannt ist, in dieser Feldmesskunst sehr viel Nützliches und Brauchbares für sich finden wird.

M. F. T.

FORTSETZUNGEN.

Ulm, in der stettinischen Buchhandl.: *Neues historisch-biographisch-literarisches Handwörterbuch von der Schöpfung der Welt bis zum Schlusse des 18 Jahrh.* Enthaltend das Leben, den Charakter und die Verdienste der grössten und denkwürdigsten Personen aller Zeiten, Länder und Stände. Nach den zuverlässigsten Quellen bearbeitet. Ein Handbuch für Kenner u. Liebhaber der Geschichte, besonders für studirende Jünglinge. Von *Samuel Baur*, Pred. in Göttingen u. Alpeck bey Ulm. 5ter Bd. 1810. XV u. 992 S. 8. (2 Thlr.) Auch dieser letzte Band ist in Ansehung des Plans und der Ausführung ganz den vorigen Bänden gleich. S. Recens. der beiden ersten Bände 1808. No. 24 und No. 78.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 29 OCTOBER, 1810.

FREYMAURERSCHRIFTEN.

1) Stade, auf Kosten des Vfs.: *Pokeach Iwrim. Beleuchtung einiger mystischer Allegorieen und Hieroglyphen, in nächster Beziehung auf den Orden der asiatischen Brüder.* In Briefen an einen Freund in Amerika. Von *Joh. Casp. Velthusen*, Doctor der biblischen Theologie u. s. w. 1804. 319 S. 8.

2) Leipzig, b. Crusius: *Historisch-kritische Nachforschungen über schottische Maurerey*, von D. *J. C. Velthusen.* 1805. XXX u. 347 S. 8.

Auch mit dem weitläuftigeren, jedoch nicht passenden Titel: *H. k. N. über Ursprung und Fortschritte, auch allmählige Ausartung der sogenannten Schott. Maurerey in Schwärmerey und Mystik, Puritanismus, Rosenkreuzerey, Idealismus (!)* u. s. f. Zweyter Band zum *Pokeach Iwrim.*

Auch mit dem, auf das vorhergehende und nachfolgende Buch sich beziehenden, allgemeinen Titel: *Maurerey und Christenthum gegeneinander über gestellt.* In drey Bänden. (3 Rthlr.)

3) Leipzig, b. Crusius: *Befestigungen meiner Brüder im Glauben an Gott, Unsterblichkeit und ächtbiblisches Christenthum.* Von *J. C. Velthusen* u. s. w. Eine Zugabe zum *Pokéach Iwrim.* 1805. XVIII und 382 S. 8.

4) Ebendaselbst: *Historische Winke über ächte und unächte Freymaurerey*, von D. *J. C. Velthusen.* 1804. 31 S. 8.

Wir werden unserer Pflicht genügen, wenn wir (so weit es bey diesen Büchern und an diesem Orte möglich ist) mit den eigenen Worten des würdigen Vfs. anzeigen, *was* er geliefert habe, sodann die *Manier* charakterisiren, in welcher er es geliefert hat, und endlich ein *allgemeines* Urtheil beyfügen. Wir bleiben zunächst bey No. 1 und 2 stehen.

Die *Veranlassung*, diese Bücher zu schreiben, war dreyfach. 1) Der Vf. las im hamburger Correspond. 1803. No. 66, Beylage, unter den Vorstehernamen der asiatischen BB. *Pokeach ibrihm* statt *ibhrim* oder *ivrim*, welches ihn erschütterte; noch mehr aber, dass *Thurnim Bchmaloth* mit einem *rn* und *hm* buchstabirt war (Einleit. S. 43 f.), wozu noch die Lectüre der Bücher: die Brüder St. Joh. des Evang. aus Asien, und des Signatsterns kam. 2) Der Missbrauch des Ordens durch *Bohemann.* 3) Ein Brief des Hn. Pastors *Carl Aug. Gottlieb Storch* in Nordcarolina (S. 63), worin er von sich und der Mission in diesem Lande Nachricht giebt. — Die *Tendenz* und *Absicht* der Schrift aber ist, *nicht*, „irgend eine lebendige Seele namentlich in Verdacht zu bringen" (S. 21), sondern *zunächst* „auf der Synode, welche er leitet, die Evidenzen von Originalität, Authentie und wirklicher lebendiger Geschichte seinen jüngeren Brüdern begreiflich zu machen" (S. 27), und *eigentlich*: „die ersten Quellen einer Anfangs reinen Mystik sorgfältig aufzusuchen, die Bilder auf diesem Wege sich von selbst darbietender unschuldigen Empfindeleyen und Träume mit unbefangener Redlichkeit aufzufassen" (S. 28), ja, *noch näher*: den unsichtbaren Geist, den er in oben genannten Büchern wahrgenommen, zu entlarven, gegen ihn die sorgfältigste Aufmerksamkeit der Obrigkeiten aufzufodern, und dessen babylonische Sprachenmengerey in ihrer Verächtlichkeit dem Publicum darzustellen." (S. 62, 63. Vrgl. S. 35 und No. 2. S. 71 und 107 Anm.) — Übrigens heisst *Pokeach Ivrim* (beybehalten aus der asiatischen Titulatur f. No. 2. S. 71) etwa: Augenöffner der Blinden.

Folgendes ist ein Versuch, den *Inhalt* von No. 1 anzudeuten. Nach der schon epitomirten Vorrede und Einleitung folgen die Briefe an den Freund in Amerika. Der erste enthält einige Gedanken über die ursprünglichen Schriftzüge (S. 76 f.), Hieroglyphen, Amulete, wo der Vf. in Ägypten den „Vereinigungspunct dieser Phantasieen", in Indien aber ihren Einfluss am merklichsten findet, und vermuthet, dass wohl bisweilen ein phönicischer Indienfahrer auf die *Antillen* gerathen sey (S. 91 überhaupt: Vor-columbische Spuren eines Zusammenhangs der alten und neuen Welt) — Namen — Cabbala — „*Abraham* ist mit Umlegung der Buchstaben H und M nichts, als Abraxas, astrologisch zum Sonnenidol umgeformt, und die Zahl des Sonnenjahrs 365 in sich schliessend" (S. 101). — Einfluss ächt-*jüdischer* Begriffe auf Persien, Chaldäa, Ägypten, Arabien, Indien. — Auszüge aus dem Signatstern „zur Sichtbarmachung des Unterschieds zwischen biblischer *Historie* und allegorischem *Mythos*, und um Heuchlern der gottlosesten Art die Larve vom Angesicht abzustreifen" (S. 107), verglichen mit dem Urkundenbuche der asiatischen BB., *Robison*, und *Knigges* „der ächte Illuminat."

Der zweyte Brief: Herzensergiessungen. — Über die Schwärmer in den nordamerikanischen Wäldern, u. d. gl. „Die degenerirten Söhne Johannis, die im Harnisch der Ritter des rothen Kreuzes auftreten, un-

ser Evangelium in Volkssagen und Fabeln verwandeln, alle Bande der Eintracht und bürgerlichen Ordnung auflösen wollen, welches diese Banditenrotte, deren Lehrer wenigstens Arsaciden waren, heiligen Krieg nennt." — „Die weissen, und vorzüglich die rothen *Drusen* sind einerley mit den Arsaciden, besonders in Beziehung auf die unächte Freymaurerey, die sich der Blutrache gegen Molays Mörder rühmt" (S. 155), nach einer Stelle im berl. FM. Almanach (!) und *Vertot Hist. des Chev. Hospitaliers!* In einer Nachschrift hofft der Vf. seinen Leser in den Stand gesetzt zu haben, „ruhig mit ihm dem grossen Werk der Einheit für ganz Europa (d. i. der Arbeit der Asiaten) nachzuspüren, woran, *vorgeblich* in der Melchisedecksloge der königl. Priester vom rothen Kreuze aus Palästina, viele Juden, Türken, Perser, Armenier, Kopten u. s. w. in Europa, namentlich in Italien, Holland, Portugal, arbeiten." (!) — Es folgen: Maurerische Phantasieen und Träume eines Pilgers auf seinem Durchzuge durchs Land Bochim (S. 169 f.). Gedichte, nach Psalmen, dem Hiob, den Propheten, *Schröckh's* Kirchengeschichte u. s. w. in deutscher, französischer und englischer Sprache, deren Beziehung auf *Maurerey* selten abzusehen ist; dazwischen eine Stelle aus *Vertot Tom. I. S.* 239 ff. von dem *Ordre des Cheval. Teutoniques de la maison de S. Marie de Jerusalem*, zur Vergleichung des Geistes der ächten und unächten Johannisbrüder, und einem Aufsatz, unter dem Titel: Die süsse Pilgerkost von Mecca in dem Munde frömmelnder Drusen, und der Kapperbusch (S. 230 — 242), welcher Rec. fast ganz unverständlich ist.

Dritter Brief: Über den Titel des Hohenpriesters *Chacham* im asiatischen Synedrion — Oberhexenmeister in dieser Drusensecte. *Chacham Hackolel* kann Zweyerley bedeuten: 1) „חָכְמָה קוֹל אֵל, die Sophia ist der λογος του θεου. 2) חָכָם הַקּוֹל אֵל, der Magus — der Logos — Gott selbst! Και θεος ἠν ὁ λογος! d. i. der oberste Magus dieses kabbalistisch theosophischen Ordens ist der Logos selbst, ist Gott selbst! (S. 255 f.) — Vergleichung mit dem Grabesritter (NB. einer ganz modernen Erfindung), s. höchsten Grade u. s. w. S. 115. — Blasphemisches *E* in *HiEram*, ebendas. S. 153. — Vom Syllabiren der Namen, dem verlornen Worte; verglichen mit einer Geschichte in *Wireker's* zu Canterbury Spottgedicht: *Speculum Stultorum* oder *Brunellus Nigelli* (S. 276 f.), und dem *Kavlakav* des alexandrinischen *Bassilides*. — *Baffomet*, „dessen Name tönte wenigstens bey jedem Feldgeschrey nicht allein, sondern auch bey jedem Leichenklagegesange, wie uns *Höst* meldet: Nachr. von Marokos und Fes, vergl. Hohel. S. 224. Das äolische Digamma *ff* für *h* ist auch in der englischen Zunge des schott. Ritters, z. B. *cough, laugh — coff, lähff*, wie Hr. Hofr. *Tychsen* in Rostock bestätigt, und wie Hr. *von Murr* bezeugt, kurz — Baffomet, bedeutet *den Mahomet*." — Auszüge aus dem Katechismus der Br. St Joh., nebst Betrachtungen über die Verwandlung der Geschichte Jesu in Allegorie, Hieroglyphe und Bild „eines elend herausbuchstabirten Mythos" in dem (modernen) *Non plus ultra* S. 160, worüber er mit *Barruel* ausruft: *O mon cher ami, mon cher ami! Que vous aviez bien raison. Ah, que vous aviez bien raison! Où étois-je, mon Dieu! Où étois-je?* (S. 296).

No. 2. In der *Vorrede* erklärt der Vf. zuerst schott. Maurerey, als die Baukunst irländischer Altschotten aus der asiatischen Johannisschule, führt eine (für Geschichte der Maurerey allerdings brauchbare) Stelle aus *Beda Ecclesiast. histor. gentis Anglor. IV*, 3 an, etymologisirt nach seiner Art über die Säulennamen J und B und dergl., und schliesst: *„es scheint fast*, als wenn das Rosenkreuz und die flammende Himmels-Linie, den Commentar des Hieronymus über Joel IV und Micha VI dabey zum Grunde gelegt, für Schlüssel gelten könnte zum uralten Jacobinismus und noch älteren Illuminatismus sowohl als zur *blutdürstenden* und Pantheismus predigenden Rosenkreuzerey" (!) — Sodann führt er *im Buche selbst* die genannten Stellen aus *Hieronymus Commentar*, (schwimmend in dem seinen,) als Probeexempel allegoristischer *Buchstabenspielereyen* an. Es folgt die Katechisation eines Meisters mit einem jungen Ritter. Z. E. I" er wird aufrichten. B „mit Macht" seine Kirche. Drey *lebendige* Säulen: Jacobus Justus, Petrus, Johannes, oder: Weisheit, fester Sinn und Anmuth; dann noch eine *vierte: Jaque de l'épée*, Anspielung auf den Bruder des Johannes Act. 12, 2, eigentlich aber *Jacobus a lapidibus*. — Anmerkungen — S. 67 der fortgesetzte Briefwechsel. „Alle jene proteusmässige Figuren (wer hat sie dazu gemacht?), die sich am kosmopolitischen Himmel in unseren Tagen gezeigt haben, mögen bloss neu aufstaffirte Domino-Roben gewesen seyn." — „Manche quasi-maurerisch jung-schottische Phantasieen haben eine reel-historische Basis." — Es folgt: Darlegung *historischer Auszüge*, S. 87 aus *Anderson*, S. 92 aus *Bielfeld Lettres fam.* (die Aufnahme Friedrichs II), S. 109 aus dem maurer. Taschenb. Berlin 1803 und *Les franc-Maç. écrasées*. — Über die Taufcerimonieen der Baptisten und Tunker in Nordcarolina u. s. w. In den fortgesetzten historischen Auszügen von S. 142 an, unter andern: Zusammenfluss v. Bauleuten unter Constantinus Copronymus in Constantinopel (S. 154). — Kleinasien hat auch den irländischen Altschotten ihre ersten Baumeister gegeben (S. 156). — Stelle aus der Nationalzeitung der Deutschen über die ersten FrMr. in England Sec. 7, wovon der Vf. aber sogleich wieder in asiatische Träumereyen verschlagen wird, und durch allerley Witzspiele unter anderen entdeckt „die nahere Verwandschaft der schott. Baustube (Andreasloge) und ihrer Priesterritter mit den BB. Joh. d. Ev., im Gegensatz gegen die *Maisonnée* des grossen Oberbaudirectors in Italien! (S. 173). V. Ob Oliver Cromwell Stifter des FM. O. sey? Historisch gewiss sey nur, dass sich um 1650 aus einer Rosenkreuzersocietät die FMy. gebildet (nach *v. Murr*, aber falsch), und dass Cromwell unter den Puritanersecten von Anabaptisten, *Fifth monarchy-men* und *Levellers* vorfand. VI. Banim Kinder und Bonim Bauleute — Proselyten-

taufe — Jacobus Justus — spanische Jacobsritter 1170 — wie sich unerklärbar die chaldäische Zunge durch das ganze Hieroglyphenspiel hindurch ziehe, u. s. w. VII. Fortpflanzung des Tempelherrn-Geistes durch den Jacobs-Ritter-Orden, nach welchem sich späterhin andere *Milites Christi* gebildet haben. — Spiel mit der Zahl 45 u. dgl. nach Art *Bonneville's* — Verbindung der *Bonshommes* mit der schott. Maurerey. — Jacobiner in Rouen um das J. 1745 Protektoren der Fr. Mrr. VIII. Über die *Acacia*. Der Schotendorn war eins der bedeutendsten Unsterblichkeitsbilder der Ägyptier (S. 246). *Cassia* ist eine durch ein Wortspiel entstandene *Idea secundaria* (*Acacia* — *A Cassia*) und die Erfindung eines schott. Klostermaurers. Die Antwort des Meisters (wo?): Ich heisse Cassia, bedeutet: Unsterblichkeit ist mein Name. 1750 hat eine Karavane 2 Monate lang von dem aus der Acacia schwitzenden Gummi gelebt. Durch die Redensart des *Gassicourt*: Die Acacia sey der heilige Baum, der nur von Abrahams Blut getränkt blühe, kommt der Vf. dem Ursprunge der moralisch-mystischen Rosenkreuzerey auf die Spur! (S. 252) Thau heisst nämlich im Arabischen; rauchendes Blut. — Vom Lebensthau in verschiedenen Stellen des A. T. und beym *Eisenmenger*. — *Joseph Balsamo* (Cagliostro) hat sich vielleicht durch J (achin) B (oas) als Bereiter verjüngender Lebens*balsame* so genannt u. s. w. IX. Allerhand pythagorische, magische und kabbalistische Spielereyen mit Zahlen und Buchstaben, nach *Bonneville's* schott. Mry. S. 268 f.) — Politische Buchstabierkunst — *Royal Arch* (S. 284) — bloss über verschiedene Pronuntiaion der Namen der Oberen. X. Über die Namen der asiatischen Vorsteher (S. 289). Jacob ist in dieser mystischen Composition der Hauptbegriff, Hiob aber das Musterbild feindlich behandelter Unschuld *Jakob zadik* das unschuldig gedrückte Volk Jakobs; sie sollen ein und dasselbe Subject bezeichnen, nämlich die leidende Unschuld (S. 306). — Von der *jüdischen Nation* ist alle ächte Volksaufklärung in der heidnischen Welt ausgegangen (S. 313) XI. Letzter Brief: Auszug aus *Mounier de l' Influence etc.* und *Less* Religion. Etwas über den Wilhelmsbader Convent, Illuminaten, Jakobiner u. s. w. Zuletzt einige Gedichte.

Damit der Leser nun beurtheilen könne, *in welcher Manier* Hr. *V.* diese Materien bearbeitet habe, auch damit er zu einiger Nachsicht über die etwanige Dunkelheit oder Unvollständigkeit obiger Inhaltsangabe bewogen und eingeladen werde, schreiben wir mit aller Genauigkeit eine Stelle ab, wie wir sie eben aufschlagen, und bitten, sie mit Aufmerksamkeit zu lesen (sie steht No. 2. S. 36 f.): „*Der leuchtende Grossmeister*, wie er im *Signatstern* erscheint, Th. 3. S. 3, wo auch *leuchtende* (entscheidende) Stimmen zu schauen sind, *leuchtende Wahlen* u. d. gl. m. S. 31, denn — „die *Sonne* (heisst es) und der *Mond* werden zwar [im *uralten Illuminatenorden* der *schwarzen Brüder*] *vorgestellt* [d. i. *theatralisch repräsentirt*], weil diese Ordensmänner [d. i. *Jacobiner*] *als Liebhaber des Lichts* jener *Sinnbilder des Lichts* [☉☽, s. die *Brüder St. Joh.* S. 338, 278, vergl. *Pokeach* S. 80 — 82] nicht entbehren können; jedoch da *Adonirams Begräbniss* [des *adon-Osiris* ☉ Abkürzung der Tage im Herbst] in einer *Nacht* im *Neumonde* geschehen ist: so *erscheint* bey ihnen *diese himmlische Fackel* VERDUNKELT, und der STERN *verschwand!* — d. i. der ☾ ward ein ●. S. *Pokeach*. S. 226. Darum heisst er auch *Isch al Schirack*, oder *die Fackel der Nacht*, s. *die Brüder St. Joh.* S. 337. שרק, *schrk*, *arab.* von der aufgehenden *Sonne*, mit stärkerem männlichem Hauch, daher die *Scharkijjuna* (*Saracenen*) benannt, *Männer* herübergeschwärmt *vom fixen Orient;* und diese waren dazumal in Spanien *die Weisen*, oder MAGI *vom Morgenlande;* milder aber, und sanfter gehaucht, Chald. שרג *schrg*, die *Fackel*, die *Leuchte*, weil in Spanien zur selben Zeit nebst den Saracenen, auch die Brüder von der galiläischen oder syro-phönizischen Zunge im ganzen Lande, von Carthagena und Cadiz bis Bilbao, den *aufgeklärtern* Theil der *Ansiedler* ausmachten; *al* ist der *arab.* Artikel, אש hingegen, *ësch*, *in regimine isch*, *hebr.* Feuer, Schein, d. i. *Schein der Nachtleuchte*. Aber על *al* auf der *chald.* und *hebr.* Zunge, und איש, ISCH [wie in *isch zadick*, die Brüder S. 11, wofür S. 12 der allerdings in einer solchen Compagnie höchst suspecte *Jacob zadick* steht,] „*der Mann bey der Fackel!*" — Sollte irgend einmal ein *politischer Schwindelgeist* die *Heldencompagnie* der *Lilienschwertkreuzer* [s. *Histoire des Ordres militaires. Amst.* 1721. *Tom.* 2, *p.* 432. *épée fleurdelisée*, vergl. bey p. 396 den Kupferstich, im engl. *flower* — *DE* — *LUCE*, halb-ital.] ergreifen" u. s. w. — Rec. setzt nichts hinzu, als dass diese Stelle nicht etwa aus einem Zusammenhange gerissen ist, sondern einen Abschnitt anfängt.

Charakteristisch ist ferner das *Deuten* und *Etymologisiren* des Vfs., von dem wir, als dem Geiste dieser Schriften, Proben geben müssen. No. 1. S. 52. „*Thurnim Behmaloth.*" entweder ich befrage mein *Ohr*, so tönt *turanim*, oder nach der hebr. Grammatik, als Losungswort gerüsteter Ritter schneller ausgesprochen: *Tur'nim: τυραννοι*, Fürsten und ihre Minister u. s. w.; oder ich liess mein *Auge* sprechen, merkte auf das *h*, und schrieb mir, wie es die Rabbiner gewohnt sind, die blossen Consonanten, so sah ich *thor'nim* u. s. w. S. 88. Gibliaer oder Gibelbewohner. S. 92. Cuba (die Insel), von der ältesten Venus, der noch jetzt in Mecca mit Osculation verehrten *Caba* die frühere Aussprache u. s. w. S. 311. *Gibelin* oder *Gobelin* bey *Dschiebel* oder *Dschebail* am Libanon, als *Byblier* bey Alexandrien, weil G und Gu mit *W* und B statt *bh* verwechselt werden, *Giblim, Gibles, dschibail, dschiebel*, auch *ghibel*, *Biblot*, *Wiblos*, *Byblos*; so wie *ibhrim* und *ibrim* aus *iwrim* oder *iwrim;* besonders aber aus Giebel, Gipfel, Wipfel, Wimpel u. s. w. No. 2. S. 5. *Hiram* aus חירם oder חורם statt הרים oder הורם *per anagramma*, wie Born und Brunn. Der unter dem Todesbann liegende Staubessohn (*Adam*) wird ein חי רם *chai! rûm!* Er lebt! er richtet sich

(im Sarge, im Grabe) auf! S. 32 *or* (hebr. Licht) *or! rore, ore, aurum, aurora.* S. 205. *Salamanca.* ענק *anak* (chald. und peruvianisch *Ynka,* griech. *αναξ*) nach einem phönicisch-griechischen Kaufmannsdialekt: *ssalum* — *ANKA:* Königsruhe, ein Salem für den *rechten* König (Melchizedek!), für den ächten Jakob; eine Salemsstadt dem wirklich Guten Manne, dem *Isch zadik,* der auch *Jacob zadik* heisst, ein Asyl allen wahrhaftig guten Menschen, *aux Jacques Bons-hommes,* zusammengeschmolzen aus Juden und Christen, aus Katharen und Cazaren, aus Webergesellen in Lyon und beruflosen Passagiers (*Passagiens, Tisserans*) u. s. w. S. 271 wird der bekannte *Samuel Prichard* erklärt: Ich lese *S. P^a Ri Chard* und löse die Buchstaben S. P. R. C. so auf: *Societas Philosophorum Roseae Crucis, i. e. a Rore Cocto.* Endlich S. 321: *Eisen* und *ferrum* sind aus *einer* gemeinschaftlichen Wurzel entsprossen. Diess geht so zu: „Ursprünglich hiess *Eisen* hebr. *Barsel;* daraus bildete die Zunge des Chaldäers und Syrers: *Pharsel; hieraus ward fer,* lat. *Ferrum;* ital. und portug. *Ferro,* woraus die Spanier *Hierro* (*H* aus *F* wie in *BaFFomet*) und daraus wieder die dänische und schwedische Zunge *iern* bildeten; hieraus engl. *iron,* wovon die Aussprache *eirn* unser deutsches *eisern* im Adjectiv, und *Eisen* im Substantiv, so wie das holländ. *yzer zum Theil* erzeugt hat." Q. E. D.

Ja sogar an *Druck-* und *Schreib-Fehler* in den Büchern, welche er vor sich hatte, verwendet der Vf. einen ähnlichen Fleiss. Z. B. No. 1. S. 57, wo in dem incorrecten Buche bald *Bemachloth,* bald *Bemahltoh,* bald *Bemaloth* gedruckt war. S. 108, wo im Signatstern gedruckt ist: *Hagai,* setzt er hinzu: ohne Zweifel aus *οἱ ἅγιοι* und dem Propheten *Haggai* amalgamirt. No. 2. S. 246. „Gedruckt steht (nämlich im berl. Taschenb. 1803: der den *Mauren* heilige Baum. Wenn ich gleich glaube, dass diess ein Schreibfehler ist, und es *Maurern* heissen soll (was denn sonst?): so wäre doch auch jenes gar nicht unmöglich, und würde sogar das wirklich Jesai 27, 6 sich findende Bild" u. s. w. S. 272. Im Buche: die Br. St. Joh. steht einmal *Pokeach Ibrim.* Gewiss absichtlich! (setzt Hr. *V.* hinzu) nicht *Ibhrim,* folglich ists עברים und ist zu verstehen: Gefängnissöffner der *Hebräer.* — Der Vf. hat nicht daran gedacht, dass alle die Schriften, die er vor sich hatte, eben nicht von Kennern der hebräischen Sprache verfasst, abgeschrieben und in Druck gegeben worden sind.

Es wird nun Zeit, den BB. FrMrrn., welche diese Blätter lesen, in deutlichen Worten anzuzeigen, was sie für die Geschichte ihrer Kunst für Aufschlüsse in diesen Werken zu suchen haben. Zwey Worte sind hinreichend, sie aufs Vollkommenste davon zu unterrichten. Erstens: der gelehrte Vf. ist *gar nicht* Freymaurer, und nie in einer ähnlichen Gesellschaft aufgenommen; er hat daher zweytens die Gegenstände seiner Forschungen, ohne alle Fingerzeige des rechten Weges, bloss aus den in gedruckten Schriften offen fliessenden Quellen geschöpft, und zwar aus solchen Druckschriften, welche unächte, veraltete und verfälschte Papiere liefern. Namentlich aber aus dem *Signatstern* (theils unächt, theils nicht maurerisch), die *BB. St. Joh. des Evang.* (ein ephemeres, neues Spiel, das zu keiner Zeit mit Maurerey in irgend einer Verbindung gestanden hat), das *Non plus ultra* oder die höchsten Grade der L. R. Y. (bekanntlich theils moderne Arbeit, theils unächt, z. B. der angeflickte sogenannte 7te Grad. Doch lobt der Vf. diess Buch sehr, und behandelt es durchaus als maurerisches Document), ferner das *System der L. zu Prag,* die sauberen Schriften: *l'Ordre des F. M. trahi les F. M. écrasés, Etoile flamboyante, Jachin und Boaz.* die sogenannte schottische Maurerey von *Bonneville* (der S. 40 „ein grösserer Kenner heisst), dann der „unverdächtige" *Robison!* (S. No. 1. S. 110) und *Barruel!* Nebenher das obscure maurerische Taschenbuch. Berlin 1803, das politische Journal, die Nachricht der *Fr. von der Recke* u. dgl. — Es ist sonach *im Ganzen* kein richtiger Blick, kein Absondern des Alten und Neuen, des Falschen und Ächten, keine Unterscheidung in der Geschichte der alten Corporation befreyter Maurer, und „vergeistigender" Frey Maurer, und in der Geschichte aller in verschiedenen Ländern und Zeiten auf die Brüderschaft gepfropften Societäten und Orden, zu erwarten; und *im Einzelnen* ist durch Unkunde der Sache selbst, durch falsche Voraussetzungen, und durch eine von grosser Gelehrsamkeit unterstützte, wahrhaft — jugendliche Ideencombination die zu hoffende Aufklärung nicht weniger verdunkelt; wozu sich der zweifelnde Leser die Belege in No. 1. S. 297. No. 2. S. 11 u. s. w. 28, cf. 43, 105, 173 und an hundert anderen Stellen suchen kann.

Für *Freymaurer* ist nun wohl die Recension dieser Schriften vollständig. Den gelehrten und wahrhaft achtungswürdigen Vf. aber würden wir bedauren, dass er nun glauben muss, er habe seine schwere Arbeit auf einen sehr unsichern Grund gebaut, und grösstentheils vergeblich angewendet, wenn wir nicht zugleich seinem Herzen den Trost geben könnten, dass seine *Befürchtungen,* die ihn zu der Arbeit drängten, heut zu Tage völlig grundlos sind, dass das, was ihm etwa Verdächtiges aufgestossen ist, *gewiss nicht Maurerey* sey, und dass dergleichen auch, so viel Rec. weiss, nirgends, als etwa in einem lichtscheuen Winkel, wo alles etwanige Gift auf der Stelle verkocht wird, getrieben werde.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

NEUE AUFLAGEN.

Berlin, b. Dunker und Humblot: *Kleine thoretisch-praktische deutsche Sprachlehre für Schulen und Gymnasien.* Von *Theodor Heinsius,* Professor. Zweyte durchaus verbess. Ausgabe. 1810. XVI u. 278 S. 8. (12 Gr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 31 OCTOBER, 1810.

FREYMAURERSCHRIFTEN.

Beschluss der Recension

der

Velthusenschen Schriften über Maurerey.

Allerdings ist die maurerische Geschichte noch nicht in allen Puncten *gelehrt begründet*, und begreiflicher Weise wird diess Geschäft auch sobald nicht vollendet werden, oder nur bedeutend vorrücken. Möchte daher der Vf. (Rec. setzt diesen Wunsch an die Stelle seiner Abdicationen von FMry,) nicht nur selbst Maurer seyn, sondern an einer guten Quelle der maurerischen Geschichte stehen, und *alsdann* ihr seinen Fleiss widmen! Wahrscheinlich würde er dann auf ganz andere Fragen stossen, als die er in seinen Büchern untersucht hat, und No. 2. S. 338 vorschlägt. Denn auch so, wie die Bücher jetzt sind, wird der *gelehrte Maurer* manche Goldkörnchen in ihnen finden.

Endlich kann sich Rec. es nicht versagen, dem würdigen Greise seine Hochachtung über die *Gesinnungen* zu bezeugen, die überall aus diesen Schriften sprechen, die warme Religiosität, die reine Menschenliebe, den edlen Wahrheitssinn, und das tiefe Gefühl. Mit zarter Schonung hat er überall, wo er anklagen zu müssen glaubte, sich an die *Sache* gehalten. Man kann Stellen, wie No. 1. S. 41 f., 141 f., No. 2. S. 75, 313 und viele andere, nicht ohne Achtung für ihren Vf. lesen. — Wie schön, einfach und rührend schreibt er überall dort, wo sein *Herz* spricht, z. B. S. 119: „Ach es ist so beruhigend, wenn man auch in der weiten Ferne Freunde hat; zumal wenn die in der Nähe mit uns Verknüpften, Einer nach dem Anderen, von unserer Seite wegschwinden! Lassen Sie mich, mein leidender Bruder, dieses pochende, von Kummer zerrissene Herz in Ihren Schoos ausschütten!" u. s. w. — So sind alle eingeschalteten *Gedichte* so klar, gefühlvoll, voll rein sittlicher Gesinnung und oft orientalischer Gluth, dass man kaum glaubt, einen und denselben Schriftsteller zu lesen.

No. 3 ist zwar S. 17 der Vorrede mit obigen beiden Schriften in Zusammenhang gesetzt; in der That aber kommt hier *nichts Maurerisches vor*, sondern Auszüge aus *Klügel's* natürlicher Theologie, *Bode's* Betrachtungen über das Weltgebäude, *Cramer's* theol. Beyträgen, dem biblischen Handbuche u. s. w. Ausser diesen ein langes Gespräch: „Über die Einheit des Weltbaues und seines grossen Werkmeisters" S. 77 ff.; ein geologischer oder geogonisch-kosmologischer Beweis vom Daseyn Gottes, S. 176 f.; letzte Zusammenstellung meiner Wahrnehmungen in Hinsicht auf Religion und Christenthum S. 248 f. Der Vf. giebt historische Betrachtungen über Alter und Authenticität der kanonischen Bücher des N. T., eine Übersicht aller Hauptwahrheiten des Christenthums u. dgl. in der den Theologen und den Lesern seiner sonstigen Schriften bekannten Art, ohne allen Einfluss der neueren Untersuchungen in Theologie und Philosophie; nirgends eine Gegeneinanderstellung von Maurerey und Christenthum.

No. 4 ist nichts, als eine Ankündigung von No. 2 unter einem abermals veränderten Titel, nebst vorläufiger Angabe der Hauptmomente dieser Schrift. Man sieht aus dieser gedrängteren, deutlicheren Angabe um so klärer, wie wenig der Vf. die Maurerey berührt habe. Aus S. 29 führen wir noch die merkwürdige Nachricht an (die auch in No. 2 wiederholt wird), dass Hr. *Bohemann* dem Vf. geschrieben habe: er lebe auf freyem Fusse, als Bürger und Kaufmann in Hamburg, sey *nie* Mitglied des asiatischen Ordens gewesen, und wolle die Fehler, die ihm im *Pokeach Iwrim* aufgestossen, in einer öffentlichen Gegenschrift verbessern.

Y.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Dortmund, b. Mallinckrodt: *Der Pfarrer von Elsey.* Das Interessanteste aus dem Nachlasse *Joh. Friedrich Möller's*, Verfassers der bekannten Bittschrift an den König Friedrich Wilhelm III im Jahr 1806. Erstes Bändchen. 1810. XLVIII und 258 S. Zweytes Bändchen. 1810. XIV und 362 S. 8. (2 Thlr. 12 Gr.)

Auf den ersten Blick hielt Rec. diese Schrift für einen Roman; aber bald überzeugte er sich, dass sie sehr ernsthaftes und gemeinnütziges Inhaltes sey, und allen Freunden einer soliden, nahrhaften Lectüre empfohlen zu werden verdiene. Man lernt hier einen Prediger kennen, der wirklich ist, wie er seyn soll, und der in Deutschland nicht viele seines Gleichen haben dürfte. Der am 6 December 1750 zu Elsey in der ehemaligen Graffschaft Mark geborene und am 2 December 1807 als Prediger daselbst verstorbene *Johann Friedrich Möller* gehörte, was sein äusseres Schicksal betrifft, unter die alltäglichsten Menschen.

Das bekannte: „Er lebte, nahm ein Weib und — starb" pafst zwar nicht wörtlich (denn er war nie verheyrathet), aber doch dem Sinne nach auf ihn. Der Sohn des Pfarrers von Elfey, wird er vom Vater treufleifsig unterrichtet, befucht das Gymnafium in Dortmund und die Univerfität Halle, kehrt zu den väterlichen Laren zurück, wird feinem alten, wackeren Vater im Amte fubftituiret, und überlebet, als Succeffor, den biedern Anchifes nur zwey Jahre. Was kann einfacher feyn, als folch ein Leben; was alltäglicher, als folch ein Mann! Und doch gehört der Pfarrer von Elfey zu den ausgezeichnetften, felteuften Männern feines Vaterlandes und Standes. Durch das claffifche Alterthum ward fchon frühzeitig fein Geift zu jener Humanität ausgebildet, die alles Grofse, Wahre und Schöne mit Innigkeit und Liebe umfaffet. Mit befonderer Liebe und Erfolg hatte er die Gefchichte ftudirt, und in der römifchen und vaterländifchen war er einheimifch, wobey ihm fein vorzüglich ftarkes Gedächtnifs trefflich zu Statten kam. Durch die Gefchichte hatte er fich ein richtiges Urtheil über Welt und Menfchen gebildet. Seine religiöfen Vorträge ftrömten aus vollem Herzen, und waren den Bedürfniffen feiner Gemeine ganz angemeffen. Auch aufser der Kirche zeigte fich oft fein Rednertalent. „War ihm, heifst es Th. I, S. XXXII, eine Sache wichtig: fo konnte er aus dem Stegreif ftundenlang fehr geordnet, hinftrömend und, ohne dafs er's wufste und wollte, fchön darüber fprechen. Daher wurde ihm auch das Niederfchreiben feiner Gedanken fehr leicht." Was ihn aber befonders achtungswerth und liebenswürdig machte, war feine Herzensgüte, Gefälligkeit, Wohlthätigkeit und Uneigennützigkeit. Unermüdet in feinen Berufsgefchäften lebte er ganz feiner Gemeine, und ward von diefer wieder als Vater und Freund geehrt und geliebt. Von feiner Vaterlandsliebe legte er mehr als einen fprechenden Beweis ab, und fein Enthufiasmus für das Regentenhaus, unter deffen Scepter fein Vaterland viele Jahre glücklich gewefen war, fprach fich am deutlichften in der bekannten, auch auf dem Titel erwähnten, Bittfchrift aus.

Wie der Mann, nach diefer Schilderung, war: fo zeigt ihn auch der fchriftliche Nachlafs, der hier feinen Freunden und dem ganzen Publicum deutfcher Nation mitgetheilt wird. Er befteht aus 64 kleinen Auffätzen, welche nicht befonders gedruckt, fondern gröfstentheils in dem weftphälifchen Anzeiger einzeln mitgetheilt wurden. Es find, nach der Verficherung des Herausgebers, welcher fich *Arn. Mallinckrodt* unterzeichnet, nur diejenigen ausgehoben, welche bleibendes und gröfstentheils allgemeines Intereffe haben; die vielen anderen, welche blofses Zeitintereffe hatten, oder wegen veränderter Zeiten nicht wohl mitgetheilt werden konnten, find zurückgeblieben. Doch liefert der Schlufs des 2ten Th. ein Verzeichnifs der fämmtlichen fchriftftellerifchen Arbeiten des Vfs. Die hier mitgetheilten find eine bunte Reihe kleiner Abhandlungen; nicht alle von gleichem Intereffe, aber keine ohne allen Werth. Am liebften hört man den Vf. über alte deutfche Gefchichte und Verfaffung reden, womit er, wie Wenige, vertraut war. Aber auch feine Bemerkungen und Vorfchläge über den Cultus, Religionsunterricht, Schul- und Erziehungs-Wefen u. f. w. find lefenswerth. Der Herausgeber charakterifirt Th. I. S. IX den Vf. ganz richtig: „Alle feine Auffätze haben die Tendenz des Nützlichen; feine Sprache ift einfach, voll, kräftig, ruhig und doch warm. In feinem Vortrage herrfcht eine gewiffe Würde und eine ruhige Beredfamkeit; Sentimentalität und eine feine, jedoch gutmüthige Satyre geben feinen Auffätzen ein eigenthümliches Intereffe." Dagegen dürfte die Vergleichung, welche Hr. Conrector *Holthaus* in Schwelm in der übrigens gut gefchriebenen Biographie zwifchen unferem Verfaffer und *Johannes von Müller* anftellt, nicht paffend feyn. Weit eher mag *Juftus Möfer*, deffen Schriften fein Ideal waren, und deffen patriotifche Phantafieen er in einem eigenen Auffatze empfahl, fein Geiftesverwandter genannt werden.

Wir enthalten uns, eine nähere Inhaltsanzeige diefer beiden Theile zu geben, da wir die vielen Rubriken nicht abfchreiben mögen, und da, bey der grofsen Mannichfaltigkeit der abgehandelten Gegenftände, eine allgemeine Überficht nicht wohl möglich ift. Aber wir empfehlen diefe Schrift jedem Deutfchen, der Gemüth und Patriotismus hat. Perfonen aus allen Ständen werden den biedern Pfarrer von Elfey gern reden hören; vorzüglich aber werden feine Amtsbrüder viel von ihm lernen können. Ihnen fey daher diefe Sammlung kleiner Schriften zur fleifsigen Lectüre empfohlen. —ft—

COBURG, in Commiff. der ahlifchen Hofbuchhandl.: *Diplomatifche und actenmäfsige Nachrichten von den wohlthätigen Stiftungen und verfchiedenen gemeinnützigen Inftituten in der Refidenzftadt Coburg und auf dem Lande, nebft eingefchalteten Notizen von einigen wohlthätigen Anftalten und anderen rühmlichen Beweifen und Denkmahlen (Denkmälern) treuer und weifer Regentenforgfalt in den herzogl. fachfen-gothaifchen Landen*, wie auch von der mufterhaften, nachahmungswürdigen Einrichtung der mit dem Armeninftitute verbundenen Induftrie- und Lehr-Schule zu Wetzlar. Ein Beytrag zu den Annalen der Menfchheit. Gefammelt und herausgegeben von *Chriftian Heinrich Ludwig Wilhelm Spiller von Mitterberg*, Oberamtshauptmann der herzogl. fachf. gothaifchen Ämter Ichtershaufen und Wachfenburg. 1810. XXII u. 208 S. 4.

Aufser der guten Abficht, die wir dem durch verfchiedene ähnliche Sammlungen fchon bekannten Herausgeber gern zutrauen wollen, wird man an diefer quodlibetarifchen Compilation wenig zu loben finden, fo grofs auch die Erwartungen find, die Hr. v. *Spiller* faft überall, befonders aber S. XVI, von dem Werthe feiner Arbeit zu erregen fucht. Über „das allgemeine Intereffe und die Gemeinnützigkeit" diefer Nachrichten wollen wir zwar nicht mit ihm rech-

ten, da der Begriff davon so relativ ist, und wir gern zugeben, dass auch unbedeutende Anstalten kleiner Staaten mit Nutzen und Beyfall zur Kunde des grösseren Publicums gebracht werden können. Aber dann hätte die Auswahl durchaus strenger und zweckmässiger seyn müssen, als in dieser Sammlung. Man sieht nicht ein, wozu die *in extenso* und mit allen Formalien abgedruckten Verordnungen, Rescripte u. s. w. eigentlich dienen sollen. Das inländische Publicum kennt diese Verordnungen hinlänglich, und besitzt sie in den öffentlichen Landesordnungen, Bülletins, officiellen Blättern u. s. w.; für das ausländische aber bedarf es weiter nichts, als eines kernhaften Auszuges. Dass sich Hr. *v. Sp.* nicht bloss auf das Herzogthum Coburg beschränke, lehrt schon der Titel. Der Grund, warum auch von einigen guten Einrichtungen des Herzogth. Gotha Nachricht gegeben wird, ist zwar nicht angegeben, lässt sich aber theils aus der näheren Verbindung dieser beiden Fürstenthümer, theils aber aus den Dienstverhältnissen des Sammlers erklären; wie aber das *Arbeitshaus zu Wetzlar* (S. 58—84) zu der Ehre komme, hier mit aufgeführt zu werden, begreift man nicht recht. Es scheint bloss darum geschehen zu seyn, weil der Sammler (nach S. XX) einmal selbst Gelegenheit hatte, diese Anstalt kennen zu lernen! Wie viel Gedrucktes müsste dann von Neuem gedruckt werden!

Bey einem grossen Theile der hier mitgetheilten Nachrichten und Actenstücke lässt sich nicht einsehen, warum sie, da man sie schon hinlänglich kennt, abermals gedruckt werden. Diess ist gleich der Fall bey No. I: *Historisch-diplomatische Nachrichten von dem Gymnasio Casimiriano Academico zu Coburg und von den damit verknüpften fürstl. und Privat-Stiftungen, nebst der Fundations- und Bewiddums-Urkunde.* Hier war wenigstens der Wiederabdruck der sattsam bekannten Fundations-Urkunde S. 23—35 ganz unnöthig. S. 21 wird *Ortloffs* Geschichte der Stipendienstiftungen in Coburg 1809 citirt, und dabey gesagt: „auf welches Werk ich die Freunde der sächsischen Geschichte überhaupt, und die der coburgischen insbesondere, hiemit verweise, jedoch zur schnellen Übersicht, den *Inhalt jener Schrift* wörtlich hier beyfüge"! Wenn Hr. *v. Sp.* einen so grossen Werth auf seine Privatsammlungen legt: so hätte er nicht wiederholen sollen, was überall zu finden ist; wenigstens hätte er nicht ganze Aufsätze aus der *National-Zeitung* aufnehmen sollen.

Wie wenig Hr. *v. Sp.* die Kunst verstand, seine Materialien zweckmässig zu ordnen, beweist statt aller No. IV unter dem Titel: *Nachrichten von den Armenanstalten zu Coburg. A. In der Residenzstadt Coburg.* Hier erhält man 1) ein Mandat gegen das Betteln auf den Strassen und in den Häusern. 2) Eine Almosenrechnung vom Monat Jun. 1799 bis dahin 1800. Hierauf kommen folgende drey Anhänge: I. Notizen von der musterhaften von mir selbst (dem Herausgeber) beobachteten Einrichtung des von dem Armeninstitute in Wetzlar errichteten Arbeitshauses und der mit demselben verbundenen Industrie- und Lehr-Schule. II. Nachricht von dem dermaligen Zustande der nachahmungswürdigen wohlthätigen Anstalt einer Freyschule zu Gotha, welche Herzog *Ernst II*, der Unsterbliche, gründete, und dessen allgeliebter und dankbar verehrter Sohn und Regierungsnachfolger, Herzog *August*, der weise und milde Regent der glücklichen herzogl. sächs. gothaischen und altenburgischen Lande, durch landesväterliche Fürsorge erhalten und befestigt hat. III. Rede bey Eröffnung des Landtags zu Gotha am 21 Nov. 1809 gesprochen von dem Hn. Hofr. *Loder* aus Ohrdruff (aus der Nat. Zeitung). Fühlte denn der Herausgeber nicht das Unschickliche, diese wirklich musterhafte Rede in eine solche Verbindung mit dem coburgischen Armenwesen (wovon sogleich wieder S. 95 ff. die Rede ist) zu setzen?

Überall macht Hr. *v. Sp.* den Lobredner, was man seinem patriotischen Eifer gern zu Gute halten wird; aber vergebens sieht man sich nach inneren Motiven seines Lobes um, und die so oft vorkommenden, nicht immer passend angebrachten Floskeln: *vortrefflich, preiswürdig, edel, patriotisch, nachahmungswürdig, menschenfreundlich* u. s. w. werden wirklich widerlich, so wie die beständigen Selbst-Allegate uud Namens-Signaturen offenbare Beweise einer kleinlichen Eitelkeit sind. In diese Kategorie müssen wir auch den Anhang S. 207—208 setzen, welcher „einige Handschreiben des Höchstseligen Regierenden (?) Herzogs Franz zu Coburg-Saalfeld an den Herausgeber" enthält. Wir sehen durchaus nicht ein, wie diese vier, aus wenig Zeilen bestehenden Handbillets für den einen oder für den anderen Theil besonders ehrenvoll genannt werden können.

Rmc. II.

Leipzig, b. Gräff: *Musikalische Dialogen*, oder: *Philosophische Unterredungen berühmter Gelehrten, Dichter und Tonkünstler über den Kunstgeschmack in der Musik.* Ein Nachlass von *Heinse*, Verf. des Ardinghello und Hildegard von Hohenthal. 1805. 15 B. 8. (16 gr.)

Vorliegendes Werkchen kündigt sich als ein früheres Product des berühmten *Heinse* an, das er im J. 1776 oder 1777, kaum zwanzig Jahr alt, geschrieben, und um welches er sich späterhin selbst nicht mehr bekümmert haben soll, so dass es durch die Hände seines Freundes (?) in die Hände des Herausgebers kam, der es nach der bekannten literarischen Dienstfertigkeit unseres Zeitalters, so eilig als möglich zu Tage zu fördern bestrebt war. Der Herausgeber, der sich unter der Vorrede *J. F. K. Arnold* unterzeichnet, versichert zu wiederholten Malen, dass er es, „wegen so mancher Bemerkung, wegen so manches neuen, originellen und schönen Gedankens, als Blüthe eines Geistes, wie der des Vfs. des Ardinghello" der Bekanntmachung werth gehalten; und doch fragt er noch, „ob ich recht gethan?" etc. Was jene Zeitangabe anlangt: so steht sie in einem verdächtigen Widerspruche mit den Worten der *heinsischen* Vorrede: „sind sie Kantianer, Fichtianer oder Schle-

gels Anhänger?" — Die letztere Äuſserung aber wird jedes aufmerkſamen Leſers eigene Überzeugung widerlegen, — und dieſs nicht etwa bloſs deſshalb, weil, wie die zwar kurze, aber ſchlechtgeſchriebene Vorrede ſich etwas hyperboliſch ausdrückt, „ſeit jener Zeit die Anſichten der Kunſt mächtig verändert, und die Äſthetik mit Rieſenſchritten, zumal in der Tonkunſt (?) vorgerückt iſt," ſondern vielmehr weil, wenige Stellen ausgenommen, ein triviales Geſchwätz über allerhand Gegenſtände den Haupttheil des Buchs ausmacht, die äuſserſt wenigen Bemerkungen über Muſik aber weder neu noch intereſſant ſind, und ſomit der vielverſprechende Titel durch ſeinen Widerſpruch mit dem Innern des Buchs ſeinen Zweck nur allzudeutlich verräth. Die Angabe des Inhalts wird unſer Urtheil hinreichend rechtfertigen. S. 11 — 16 enthält eine zweyte mit *Heinſe's* Namen unterſchriebene Vorrede, worin der angebliche Vf. das Buch ſelbſt in einem ſehr wortreichen Geſpräche entſchuldigt. Es folgt dann eine dritte Vorrede als Einleitung zum erſten Dialog, welcher überſchrieben iſt: *über muſikaliſches Genie.* Was Muſik darin betrifft, iſt Folgendes: „Der Hauptendzweck der Muſik iſt die Nachahmung oder vielmehr Erregung der Leidenſchaften." (Leidenſchaft ſcheint hier nach der gewöhnlichen Weiſe mit Affect verwechſelt zu ſeyn, in welchem Sinne die Franzoſen ihr *paſſion* gebrauchen.) „Aus der Erfahrung weiſs man, daſs die Melodie das Meiſte dazu beyträgt. Die Melodie muſs folglich etwas Ähnliches von den Leidenſchaften an ſich haben, und worin dieſes Ähnliche beſtehe, muſs ein muſikaliſches Genie wiſſen. Dieſe Wiſſenſchaft kann ihm unmöglich angeboren werden; alſo man muſs ſie aus der Erfahrung lernen." Sie wird ſo angegeben: „Man muſs ſich Melodieen in dem gewöhnlichen Discour der Menſchen, in der Declamation der Perſonen, die ſich in Leidenſchaft befinden, ſuchen." Der Vf. ſagt von dieſer Regel in der Vorerinnerung: daſs ihr Urſprung aus Griechenland abzuleiten ſey, die (?) ſelbſt die *gewöhnliche* Ausſprache der Worte im gemeinen Leben zu einem Theil ihrer Muſik machten. Man iſt alſo, fährt er dann fort, gezwungen zu glauben, daſs ſie ſelbſt in ihrer gewöhnlichen Rede eine Melodie hatten, die aber freylich noch ganz roh ſeyn muſste: aus dieſer entſtand die Declamation, und aus dieſer wiederum der Geſang." Wie viel Schiefes und Unrichtiges iſt in dieſen wenigen Worten zuſammengedrängt! S. 37 hebt der Dialog ſelbſt an, überſchrieben: *vom muſikaliſchen Genie und von der pathetiſchen Muſik.* Die Sprechenden ſind *Rouſſeau* und *Jomelli. Rouſſeau* bricht über eine Arie *Jomelli's* in das Lob deſſelben in einer weitläuftigen Apoſtrophe aus, und als *Jomelli* ſich über dieſe Complimente wundert, rechtfertigt ſich *Rouſſeau* wegen des ihm oft gemachten Vorwurfs der Unempfindlichkeit und des Menſchenhaſſes, kommt dann auf die Ungleichheit der Menſchen und das Übel in der Welt u. dgl. mehr, und fängt hierauf nochmals an von der entzückenden Arie zu ſprechen. Rec. findet dieſe lange Einkleidung doch gar zu plump. Müde, das folgende Geſchwätz weiter zu verfolgen, in welchem eine ſolche Verwirrung herrſcht, daſs einige Male ganze Stellen aus dem Contexte herausgefallen zu ſeyn ſcheinen, bemerken wir nur noch, daſs auch die zwey folgenden Dialogen zwar äuſserſt wenig, aber ſehr unbedeutendes über Muſik und ihre Wirkung in einer Kraft affectirenden, ſchwülſtigen Sprache enthalten, wozu noch eine Überſetzung des Gedichts, die Grazien, von Metaſtaſio kommt, die nur der Füllung ihren Platz zu verdanken ſcheint. An die Erfüllung der Erfoderniſſe eines guten Dialogs iſt hier gar nicht zu denken; nicht einmal an das erſte; Haltung der Charaktere der redenden Perſonen in Rückſicht ihrer hiſtoriſch bekannten Individualität, Entgegenſetzung der Reden etc. Der Stil ſelbſt iſt incorrect, ungleich, ja ſogar einige Male niedrig. Wir können daher an dem ganzen Buche nichts als ſeine Herausgabe intereſſant finden, und müſſen den Herausgeber bitten, den verſprochenen Reſt *heinſiſcher* Schriften, Dialogen über die Sinnlichkeit, — weil wir den Verſtorbenen ehren — ruhen zu laſſen.

H..t..e.

KURZE ANZEIGEN.

Vermischte Schriften. *Bamberg* und *Würzburg*, b. Göbhardt: *Leſebuch für Lehrjungen und Geſellen*, eingerichtet von *Erhard Mangold*, Caplan der Pfarrey Haug in Würzburg. 1809. 328 S. 8. (16 Gr.)

Das Buch iſt mit Überlegung gemacht. Diejenigen, für welche es beſtimmt iſt, werden nicht leicht etwas in demſelben vermiſſen, was zu wiſſen ihnen nützlich oder auch nur angenehm ſeyn könnte. Dabey iſt der Vortrag populär, ohne gemein zu ſeyn. Voran gehen einige hiſtoriſche Aufſätze: Eine kurze, vielleicht nur zu kurze, Geſchichte der Entſtehung der Handwerker in Deutſchland, und eine kurze Nachricht von den in neueren Zeiten enſtandenen Handwerksgebräuchen und Ordnungen. Was zur Geſchichte des blauen Montags auf drey Seiten hier beygebracht iſt, verdient beſondere Beherzigung. Die Beſchreibung der Erfindung verſchiedener Gegenſtände in alphabetiſcher Ordnung beſchäftigt ſich vornehmlich mit der Erfindung des Biers, der Blitzableiter, des Brantweins, der Brenn- oder Hohl-Spiegel, der Buchſtabenſchrift, Buchdruckerkunſt, Dampfmaſchine, Feuerſpritzen, Mühlen, des Geſchützes, Glaſes, der Glocken, der Meiſterſtücke, Kupferſtecherkunſt, Luftſchiffahrt, des Papieres, der Malerey, der Münzen, der muſikaliſchen Inſtrumente, des Schieſspulvers, der Schiffe, der Seide, des Spinnens und Strickens, der Uhren und des Zuckers. In dieſem Abſchnitte ſcheint ſich der Vf. bisweilen vergeſſen zu haben. So z. B. wenn er von den Brücken erzählt: „Die älteſte, welche die Geſchichte erwähnt, war von *Menes*, über den Fluſs Nil in Ägypten gebaut. Eine ſehr groſse und kunſtvolle Brücke lieſs die Königin Semiramis über den Euphrat in Babylon bauen, ſie war 100 Ruthen lang." Zu was können dergleichen magere Notizen dienen? Daſs der Erfindung des Brodes und Weines nicht Erwähnung geſchieht, iſt ein Mangel dieſes Abſchnitts. Daſs die verſchiedenen Arten der Mühlen unter der Überſchrift Getreidemühlen abgehandelt ſind, iſt Übereilung. Zu den vorzüglich gelungenen Aufſätzen zählen wir die moraliſchen. Es iſt wahre Lebensklugheit, was ſie empfehlen. Das Verzeichniſs merkwürdiger Orte in und auſser Deutſchland und deſſen, was ein reiſender Handwerker und Künſtler daſelbſt beobachten ſoll, welches 30 Seiten einnimmt, hätte wohl etwas vollſtändiger und ausführlicher ſeyn können. Den Beſchluſs machen einige Wandergeſchichten, die ohne Nachtheil des Ganzen hätten wegbleiben können.

R.

Monatsregister

vom

October 1810.

I. Verzeichniss der im Monat October in der J. A. L. Z. recensirten Bücher.

(Die erste Ziffer bezeichnet die Numer, die zweyte die Seite.)

A.

Ansichten der Hauptstadt des franz. Kaiserreichs vom J. 1806 an von *Pinkerton*, *Mercier* und *Cramer*. 1. 2 Bd. 247, 169.

B.

Bauer Lehrbuch des napoleonischen Civilrechts 229, 25.
Baur neues historisch - biographisch - literarisches Handwörterbuch. 5 Bd. 249, 192.
Benecke Beyträge zur Kenntniss der altdeutschen Sprache und Literatur. 1 Bd. 1 Th. 244, 145.
— — Minnelieder, Ergänzung der Sammlung von Minnesingern 244, 145.
Böbel praktische Feldmesskunst. 4 Aufl. 249, 192.
Bredow Handbuch der alten Geschichte, Geographie und Chronologie. 2 Aufl. 241, 125.
Briefe, vertraute, über Oesterreich, in Bezug auf die neuesten Kriegsereignisse im J. 1809. 2 Th. 241, 127.
Bucher systematische Darstellung des im K. Westphalen geltenden napoleonischen Privatrechts. 1. 2 Bd. 229, 25.
Burdach die Literatur der Heilwissenschaft. 1 Bd. 232, 49.

C.

Carus Geschichte der Psychologie 236, 85.
— — hinterlassene Werke. 1. 2 Th. 233, 57.
— — hinterlassene Werke. 3 Th. 236, 85.
— — Psychologie. 1. 2 Th. 233, 57.
de Couvray die Abentheuer des jungen Faublas. Aus dem Franz. von *Weyland* 236, 87.

E.

Ein mal Eins zur schnelleren Uebersicht für Lehrer und Lernende 249, 191.
Entwurf der Privatschule für bürgerliche Mädchen zu Habsthal 239, 105.

F.

de Feinaigle Notice sur la Mnémonique 246, 161.
Fischer das Kopfrechnen, auf physikalische, militärische, mercantilische und ökonomische Gegenstände angewandt 249, 191.
Fundgruben des Orients. 1. 2 Heft 227, 9.

G.

Gutachten über Getreide - Ausfuhrverbote und Magazine 240, 115.

H.

Hacker Abendmahlsreden an Familien aus den gebildeten Ständen. 1 Bdchen. 2 Aufl. 227, 15.
Heinse musikalische Dialogen 251, 206.
Heinsius kleine theoretisch - praktische deutsche Sprachlehre. 2 Ausg. 250, 199.

I.

Jäk Geschichte Bambergs von der Entstehung des Bisthums im J. 1006 bis auf unsere Zeiten. 1. 2 Th. 241, 121.
— — Materialien zur Geschichte und Statistik Bambergs. 1—3 Th. 241, 121.
Ideen zum Nachzeichnen 247, 176.
Jörg Handbuch der Krankheiten des menschlichen Weibes 231, 41.
Journal de Botanique redigé par une Société de Botanistes. T. I. II 248, 180.
Journal für die neuesten Land - und See - Reisen und das Interessanteste aus der Völker - und Länder - Kunde. 3 Jahrg. 1810. Jan. — Aug. 247, 175.

K.

Kerstein Universalmass für alle Geschäfte des praktischen Lebens. 1 Bdchen. 249, 188.
v. Kropf System und Grundsätze bey Vermessung, Eintheilung, Abschätzung, Bewirthschaftung und Cultur der Forsten. 1. 2 Bd. 243, 140.

L.

Lange drey Predigten 228, 23.
Lassaulx die Gesetzgebung Napoleons. 1 Abth. Privatrecht, Codex Napoleon dargestellt und commentirt. 1. 2 Th. 229, 25.
Linnaei Philosophia botanica. Ed. 4. studio *Sprengel* 248, 177.

M.

Maass Grundriss des Naturrechts 238, 99.
Magold Lehrbuch der Mechanik fester Körper. 1 Bd. 249, 189.
Mangold Lesebuch für Lehrjungen und Gesellen 251, 207.
Mayer gründliche und vollständige Anleitung zur praktischen Stereometrie 249, 190.
Meinecke die Schule der Selbstbelehrung für Sittlichkeit und Religion nach Vernunft und Schrift 239, 111.
Meisner neuerfundene deutsche Buchhalterey 238, 103.
Mezler allgemeine Technologie zunächst für die Privatschule bürgerlicher Mädchen zu Habsthal 239, 108.
— — angewandte Naturgeschichte u. s. w. 239, 108.
— — Diätetik für bürgerliche Mädchenschulen u. s. w. 239, 109.

Mezler Unterricht über die häuslichen Tugenden, Pflichten und Beschäftigungen des weibl. Geschlechts u. s. w. 239. 108.
— — Versuch e. angewandten Naturlehre u. s. w. 239. 108.
Mines de l'Orient. T. I. II. 227. 9.
Möller der Pfarrer von Elsey. 1. 2 Bdchen. 251. 202.

O.

Overberg die Geschichte des A. und N. Testaments. 1. 2 Th. 226. 7.

P.

Paris, wie es jetzt ist, oder neuestes Gemälde dieser Hauptstadt. In Briefen von einem reisenden Deutschen 247. 169.

S.

Schläger die Prüfungsfeyer in der Mädchenschule zu Münden 239. 109.
— — kurzer Plan über die Mädchenschule zu Münden 239. 109.
— — 1—5 Fortsetzung desselben 239. 109.
— — Plan einer Industrieschule 239. 109.
Schulz medicinisch - praktisches Geschäfts- und Addrefs-Buch auf das J. 1810 231. 47.
Schwarz Disp. anatom. de pilorum structura 231. 48.
v. Siebold Lucina. 5 B. 2, 3 St. 6 B. 1, 2 St. 240. 119.
Spiller v. Mitterberg diplomatische und actenmäfsige Nachrichten von den wohlthätigen Stiftungen und verschiedenen gemeinnützigen Instituten in Coburg etc. 261. 204.
Stollberg, Grafen zu, Geschichte der Religion Jesu Christi. 6 Th. 234. 72.

T.

Taschenbuch, düsseldorfer, für Geschäftsleute auf das J. 1810. 2 Aufl. 239. 111.
Thomsen erster Unterricht im Zeichnen 247. 175.
Töchterschule, die, zu Habsthal im J. 1809 239. 105.
Traité complet de Mnémonique par Mr.** 246. 164.

U.

Ueber die Anwendbarkeit der Dismembration bey adelichen Gütern, Kämmerey - Vorwerken und Domainen 245. 149.

V.

Velthusen Befestigungen meiner Brüder im Glauben an Gott, Unsterblichkeit und ächtbiblisches Christenthum 250. 193.
— — H. K. N. über Ursprung und Fortschritte, auch allmähliche Ausartung der s. g. schottischen Maurerey etc. 250. 193.
— — historisch - kritische Nachforschungen über schottische Maurerey 250. 193.
— — historische Winke über ächte und unächte Freymaurerey 250. 193.
— — Maurerey und Christenthum gegen einander übergestellt 250. 193.
— — Pokeach Iwrim 250. 193.
Völter theoretisch - praktisches Handbuch für deutsche Schullehrer und Erzieher. 3 Bd. 2 St. 234. 71.

W.

Wegener historisches Unterhaltungslexikon zum Lachen und zum Lernen 246. 167.
Weinhold die Kunst, veraltete Hautgeschwüre, besonders die sogenannten Salzflüsse nach einer neuen Methode zu heilen. 2 Ausg. 248. 185.
Wildberg kurzgefafstes System der medicinischen Gesetzgebung 232. 53.
Woltmann Geschichte d. Reformation in Deutschland. 1—3 Th. 249. 189.

Z.

v. Zobel Handbuch zur Vorbereitung auf das verständige Lesen der bibl. Bücher A. und N. T. 226. 1.
— — populäre Einleitung in die sämmtlichen Bücher der Bibel 226. 1.

II. Verzeichnifs der Buchhandlungen, aus deren Verlage Schriften recensirt worden.

(Die vorderen Ziffern bedeuten die Numer des Stücks, die eingeklammerten aber, wie oft ein Verleger in einem Stücke vorkommt.)

Ahlische Hofbuchh. in Coburg 251.
Akademische Buchh., neue, in Marburg 229.
Anonyme Verleger 238. 250.
Arnold in Dresden 248. 249.
Aschendorf in Münster 226.
Barth in Leipzig 238.
Barth und Kummer in Leipzig 233. 256.
Bertraud - Pottier in Paris 246.
Braunes in Berlin 247.
Caspar in Münden 239 (5).
Cnobloch in Leipzig 231.
Craz und Gerlach in Freyberg 227.
Crusius in Leipzig 226. 250 (5).
Dankwerts in Göttingen 239.
Dänzer in Düsseldorf 239.
Dieterich in Göttingen 244.
Dunker und Humblot in Berlin 250.
Eckhardt in Greifswalde 231.
Ernst in Quedlinburg 229.
Gebauer in Halle 240.
Gerstenberg in Hildesheim 249.
Göbhardt in Bamberg und Würzburg 251.
Göschen in Grimma 228.
Göschen in Leipzig 240.
Gräff in Leipzig 231. 241. 251.
Günter in Glogau 243.
Hammerich in Altona 241. 242.
Heerbrandt in Tübingen 234. 249.
Herder in Mersburg und Rotweil 239 (4).
Korn d. Aelt. in Breslau 247.
Krieger in Marburg 240.
Kümmel in Halle 248.
Kummer in Leipzig 256.
Kunst- und Industrie, Comptoir in Amsterdam 24[illegible]

- Lindauer in München 219.
- Mallinckrodt in Dortmund 251.
- Manke in Chemnitz 247.
- Maurer in Berlin 246.
- Müller in Carlsruhe 239 (5).
- Neudin in Lille 246
- Oehmigke d. J. in Berlin 252.
- Palm in Erlangen 241.
- Pauli in Coblenz 229.
- Perthes in Gotha 225.
- Perthes in Hamburg 234.
- Röhss in Schleswig 247.
- Schaumburg in Wien 227.
- Stettinsche Buchh. in Ulm 249.
- Tourneisen Sohn in Paris 248.
- Vandenhoek und Ruprecht in Göttingen 249.
- Waibel in Constanz 239 (2).
- Waisenhausbuchh. in Halle und Berlin 229. 245.

III. Intelligenzblatt des October.

Ankündigungen.

- Akademische Buchh. in Kiel Verl. 80. 639.
- Andreäische Buchh. in Frankfurt am Mayn Verl. 79. 631.
- Arnold in Dresden Verl. 75. 596.
- Brose in Göttingen Verl. 81. 647.
- Dammann in Leipzig und Züllichau Verl. 77. 616.
- *Engelhardt* s. *v. Schlieben.*
- *Hackers* Andeutungen etc. 4 Heft 78. 623.
- Hartknoch in Leipzig Verl. 77. 615.
- Heinsius in Gera Verl. 75. 595.
- Hermann in Frankfurt am Mayn Verl. 79. 632.
- Krüll in Landshut Verl. 81. 648.
- Kümmel in Halle Verl. 76. 608.
- Kupferberg in Maynz Verl. 79. 631.
- Landes-Industrie-Comptoir in Weimar Verl. 79. 632.
- *Levaillant* Histoire naturelle des oiseaux d'Afrique. 6 Vol. 80. 639.
- Mallinckrodt in Dortmund Verl. 81. 648.
- Nauck in Berlin Verl. 78. 623.
- Niemann und Comp. in Lübeck Verl. 77. 614.
- Palm in Erlangen Verl. 81. 645. 646.
- Perthes in Hamburg Verl. 81. 645.
- Rein in Leipzig Verl. 76. 608.
- Salfeld in Berlin Verl. 77. 611.
- *v. Schlieben* Schulcharte zu *Engelhardts* Lehrbuch der Erdbeschreibung 75. 596.
- Schüppelsche Buchh. in Berlin Verl. 75. 595.
- *Steuber* in Stollberg am Harz vorläufige Ankündigung 77. 612.
- *Thiess* Communionbuch. 4 Ausg. 76. 607.
- Ungersche Buchh. in Berlin Verl. 77. 615.
- Voss in Leipzig Kunstanzeige 75. 597.
- Waisenhausbuchh. in Halle Verl. 76. 607.

Beförderungen und Ehrenbezeugungen.

- *Appia* in Genf 80. 637.
- *Bünger* in Helmstädt 80. 635.
- *Castellini*, Mad., in Genua 77. 611.
- *Degen* in Wien 80. 637.
- *Eichhof* in Weilburg 80. 634.
- *Frantz* in Göttingen 75. 593.
- *Gauss* in Göttingen 75. 595. 77. 610.
- *Gruner* in Frankfurt am Mayn 77. 609.
- *Harding* in Göttingen 75. 595.
- *Hugo* in Göttingen 75. 595.
- *Koch* in Strassburg 80. 637.
- *Krebs* in Weilburg 80. 634.
- *Marron* in Paris 79. 629.
- *Metzler* in Colmar 80. 637.
- *Munke* in Hannover 80. 635.
- *Paesiello* in Neapel 77. 609.
- *van der Plaat* in Harderwyk 79. 629.
- *Rommel* in Marburg 77. 609.
- *de Roussel* in Paris 80. 637.
- *Schneider* in Frankfurt an der Oder 77. 610.
- *Schrader* in Göttingen 79. 629.
- *Schröder* in Enkhuizen 79. 629.
- *Seel* in Dillenburg 77. 609.
- *Smallenburg* in Leiden 79. 629.
- *Spinola*, Mad., in Genua 77. 611.
- *Sprengel* in Halle 79. 629.
- *van Voorst* in Leiden 79. 629.
- *Willdenow* in Berlin 79. 629.

Nekrolog.

- *Geoffroy* in Paris 77. 609.
- *Lanzi* in Florenz 75. 595.
- *Trenk v. Tonder* in Frankfurt am Mayn 77. 609.

Gelehrte Gesellschaften und Preise.

- Berlin, öffentl. Sitzung und Preise der königl. Akademie der Wissenschaften am 9 Aug. 77. 616.
- Brugges, Preisvertheilung der Akademie der schönen Künste 75. 594.
- Gand, Preisvertheilung in der Malerey und Sculptur 80. 633.
- Genua, Preisvertheilung in der ligurischen Akademie 77. 611.
- Harlem, Preisvertheilung und Preisfragen der königl. Societät der Wissenschaften 79. 625.
- Paris, Bericht über die Arbeiten der mathematisch-physikalischen Classe des Instituts, mathematischer Theil 81. 641.
- Metz, Sitzung der Agricultur-Gesellschaft 80. 637.
- Paris, Preisertheilung der Classe der schönen Künste des Instituts in der Bildhauerey 80. 638.
- Rochelle, Preisaufgabe der Académie de belles-lettres, sciences et arts 80. 638.

Toulouse, Sitzung und Preisaufgaben der Académie des sciences, inscriptions et belles-lettres 80. 638.
Tours, Sitzung und Preisaufgabe der Société d'agriculture, sciences et arts 77. 612.
Vaucluse, Preisaufgabe v. *Staffarts* 79. 629.
Wien, Preisaufgabe der k. k. medicinisch-chirurgischen Josephs-Akademie 77. 612.

Universitäten u. and. öffentliche Lehranstalten.

Berlin, Bekanntmachung wegen Eröffnung der Universität — Verzeichniss der Vorlesungen für das Winterhalbejahr 76. 601.
Coblenz, Verzeichniss der Vorlesungen auf der Rechtsfacultät 78. 622.
Eisenach, Examen im Gymnasium am 24 Sept. 80. 637.
Frankfurt am Mayn, Prüfungen im Gymnasium am 29 Aug. 80. 636.
Frankfurt an der Oder, Disputation 80. 635.
Göttingen, Anwesenheit des Königs — Erweiterung des Bibliothekgebäudes 75. 593.
Hofwyl, dritter Jahrescurs des landwirthschaftl. Unterrichts 82. 655.
Jena, Verzeichniss der Vorlesungen für das Winterhalbejahr 78. 617.
Landshut, Anwesenheit des Grafen v. *Montgelas*, Curators der Universität 80. 635.
Marburg, Promotionen — neue Lehrer — Vermehrung der Bibliothek — besseres Local für den botanischen Garten — Anwesenheit des Königs — 60 neue Freytische 80. 634.
Montauban, neue Organisation des Seminariums für protestantische Theologen 80. 637.
Riga, neues Elisabeths-Institut 80. 636.
Weimar, Schulactus am 12 Oct. 80. 636.
Wittenberg, die Universität wird nicht verlegt — Promotionen, Disputationen und Gelegenheitsschriften 82. 649.

Vermischte Anzeigen und Nachrichten.

Akerblad in Rom will ein Werk in koptischer Sprache herausgeben 75. 595.
Bibel, armenische, von *Zohrab* wird erwartet 75. 596.
Boissonade, neue Aufl. von Eunapius — soll Beyträge zu Libanius Lebensgeschichte entdeckt haben 75. 595.
Bücher-Auction in Dillenburg 80. 640.
— — — — in Frankfurt an der Oder 76. 608.
— — — — in Meiningen 78. 623.
Cancellieri neues Werk über Columbus 75. 594.
Courier entdeckt ein Fragment d. *Longus* 75. 594. 79. 629.
— — setzt einen Preis aus 75. 594.
Cours historique et élémentaire de peinture. 85 Lieferung 80. 639.
Dietrich in Eisenach Anzeige 77. 616.
Herkulanische Fragmente des Epicurus und eines unbekannten lat. Gedichts sind zu Neapel gedruckt 75. 596.
Hölschers in Thal Ehrenbreitstein Anzeige, die Bücherversendungen nach Frankreich betreffend 75. 600. 77. 616. 79. 631.
Longus, Entdeckung eines Fragments auf der St. Laurentius-Bibliothek zu Florenz 75. 594. 79. 629.
— — entdecktes Supplement 82. 654.
Mayland, literarische Nachrichten daher 75. 594.
Musée françois p. Robillard-Peronville et Laurent, 76 und 77 Lieferung 75. 594. 80. 639.
Museum Chiaramonti von *Visconti* und *Guattani*. 1 Bd. 75. 596.
Paris, zu, sind 350 antike Statuen aus der Villa Borghese angekommen 80. 640.
Phädrus, neue Ausgabe von *Perotti* in Neapel, mit 30 neuen Fabeln und mehreren griechischen und lat. Fragmenten 75. 594.
Rossi's in Parma letztes Werk 75. 596.
Schufska in Cserents wiederholte Auffoderung 78. 624.
Zohrab will die Chronik des Eusebius und Fragmente von Philo aus armenischen Handschriften in lat. Uebersetzung herausgeben 75. 596.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 1 NOVEMBER 1810.

THEOLOGIE.

1) Leipzig, b. Weidmanns: *Jo. Augusti Ernesti institutio interpretis Novi Testamenti.* Editionem quintam suis observationibus auctam curavit *Christoph. Frider. Ammon.* 1809. XXXVI und 452 S. 8. (1 Rthlr.)

2) Leipzig, b. Vogel: *Lehrbuch der Hermeneutik des neuen Testaments nach Grundsätzen der grammatisch-historischen Interpretation,* von *Karl August Gottlieb Keil,* der Theol. ord. Prof. zu Leipzig. 1810. XVI und 144 S. gr. 8. (14 Gr.)

[Voraus eine kurze Übersicht des seitherigen Zustandes der Hermeneutik.]

Sowohl die raschen Fortschritte der Theologie und Philosophie in den letzten Decennien, als die immer mehr geläuterte Methode, die classischen Schriftsteller des Alterthums zu erklären, mussten nothwendig auch auf die Behandlung der Schriften des A. und N. T. wohlthätig wirken, und konnten daher auch nicht ohne Einfluss auf die Principien der Schrifterklärung, deren nähere Bestimmung und Läuterung, bleiben. Immer fühlbarer war es geworden, dass auch die vorzüglichsten unter den frühern hermeneutischen Lehrbüchern, die vor der letzten so merkwürdigen Periode in der Geschichte der Theologie überhaupt, und des Bibelstudiums besonders, erschienen waren, zu wenig mehr befriedigten, da so manche Umstände sich vereinigt hatten, eben dieses Bibelstudium einen bedeutenden Schritt weiter zu bringen. Es hatten sich nämlich die gebildetsten und unbefangensten Schriftforscher immer mehr überzeugt, dass der erhabene Inhalt der heiligen Bücher keinen Grund abgeben könne, ihnen eine andere Art der Behandlung zu vindiciren, als bey anderen Schriften des Alterthums längst als gültig anerkannt ward; dass vielmehr eine gründliche und angemessene Erklärung classischer Werke der Griechen und Römer als das beste Vorbereitungsmittel anzusehen sey, um auch bey Interpretation der heiligen Schrift mit glücklichem Erfolg fortzuschreiten, und sich vom Einfluss verjährter Vorurtheile frey zu erhalten; dass also auch von dieser Interpretation der Classiker am sichersten die Grundsätze abstrahirt werden können, welche man bey der Auslegung der Bibel zu beobachten habe, und dass solche von den Grundsätzen für die Auslegung der Classiker allein in sofern verschieden seyn könne, als hier eine Verschiedenheit der Sprache und der Schreibart Statt finde, oder als überhaupt bey menschlichen Geisteswerken Verschiedenheit des Inhalts auch Verschiedenheit der Rücksichten für den Ausleger nothwendig mache. Bey solchen Ansichten, zu welchen die Fortschritte des Zeitalters führten, musste das Bedürfniss immer fühlbarer werden, die bisher aufgestellten Grundsätze für die Interpretation der Bibel nicht bloss zu revidiren, sondern auch mehr und mehr zu läutern, um sie nicht allein der nach dem Muster der Auslegung classischer Schriftsteller verbesserten, und von mehreren vortrefflichen Schrifterklärern mit Glück befolgten Interpretationsmethode angemessener darzustellen, sondern auch durch sicherere Begründung, genauere Bestimmung und consequente Durchführung dieser Grundsätze die Auslegung selbst immer mehr vor Willkühr zu sichern, und eine überall gleichmässig fortschreitende liberale Exegese noch mehr, als es durch die verschiedenartigen Versuche der Ausleger selbst geschehen konnte, zu befördern. Sichere Begründung der Principien, und möglichst genaue Bestimmung derselben, die jedes Hin- und Herschwanken vermeidet, Vollständigkeit, systematische Anordnung und Consequenz, mussten sich jedem denkenden Hermeneutiker als die wesentlichen Erfodernisse einer Theorie zu erkennen geben, die den Bedürfnissen des Zeitalters genügen sollte. Wenn nun auch, bey dem allgemeiner gewordenen Streben des Zeitalters nach streng wissenschaftlicher Methode, die Erfüllung der übrigen Foderungen nicht allzu schwer zu seyn schien: so schien dagegen die strenge Consequenz, die zur sicheren Durchführung einer solchen Theorie unumgänglich erfodert ward, nicht geringe Schwierigkeiten zu machen. Es durfte sich nämlich diese Consequenz, welche den neuen Hermeneutikern, wie den neuen Exegeten, so sehr zu wünschen war, nicht bloss darauf beschränken, dass man etwa allein beym A. T. oder allein beym N. T. für sich betrachtet, ein consequentes Verfahren in der Theorie erheischte, und in der Praxis beobachtete; sondern sie musste sich noch darin zeigen, dass man mit rücksichtsloser Beharrlichkeit auch beym N. T. die nämliche Freyheit der Forschungen sich verstattete, welche man beym A. T. nach der Theorie erheischt und nach der Praxis beobachtet, ohne vor den Folgen, zu welchen diese Consequenz führen möchte, zu erschrecken.

Diese Bemerkungen glaubte Rec. seiner Anzeige der neuesten hermeneutischen Werke voranschicken zu müssen, da sie auf den hauptsächlichsten Gesichtspunct hinweisen, auf welchen es bey der Prüfung neuer hermeneutischer Anweisungen ankömmt. Denn je weniger eine neue Anweisung dieser Art bey den schon so oft beleuchteten Puncten, die Wortforschung

und die Eruirung des grammatischen Sinnes betreffend, einen neuen bedeutenden Ruhm erlangen kann: desto grösseres Verdienst wird sie sich erwerben können, wenn sie auf die genannten Puncte ihre Aufmerksamkeit richtet; und daher sowohl zur sicheren Begründung, als zur Vollständigkeit des Ganzen, nicht bloss die grammatische, sondern auch die historische Interpretation beachtet, und zugleich da, wo es die Eröffnung freyerer Ansichten betrifft, als wozu eben die historische Interpretation unvermeidlich führt, durch möglichste Consequenz sich auszeichnet, womit sie ihren aufgefassten Gesichtspunct durchzuführen sucht. Jedoch wird sich der Werth der anzuzeigenden Schriften, nicht allein ihr Verhältniss zur Wissenschaft überhaupt, sondern auch ihr Verhältniss zu anderen ähnlichen Anweisungen der neuesten Periode, noch näher bestimmen lassen, wenn wir zuvor eine kurze Übersicht der neuesten hermeneutischen Werke, welche dem *keilschen* Lehrbuch und der letzten Ausgabe des *ernestischen Interpres* zunächst vorhergegangen sind, voranschicken. Hiebey wird vorzüglich darauf zu sehen seyn, was in diesen Werken für die biblische Hermeneutik überhaupt, und was darin für die Hermeneutik des A. oder N. T. besonders geleistet war. Doch wird es bey jeder solcher Vorarbeiten besonders in Anschlag kommen, ob der Vf. sein Lehrbuch gänzlich von anderen Vorgängern unabhängig schrieb, oder ob er bloss seine Gedanken an die Ideenreihe eines fremden Schriftstellers anschloss; indem es im letzteren Fall, wo man etwa bloss über einen fremden Schriftsteller commentirt, oder wo man vielleicht ihm bloss nachhilft, viel schwerer hält, strengwissenschaftliche Anordnung und durchgängige Consequenz zu beobachten, als wo man von Anderen unabhängig, seinen eigenen Weg geht.

Es war freylich schon seit der ersten Erscheinung des *ernestischen* Lehrbuchs klar geworden, wie sehr es zum Gewinn für die Wissenschaft gereichte, wenn man nicht mehr, wie bis dahin gewöhnlich geschah, biblische Hermeneutik im Ganzen abhandelte, sondern die Hermeneutik des N. T. von der Hermeneutik des A. T. gehörig sonderte; und es musste diess bey dem weiteren Fortschreiten der Wissenschaft noch immer einleuchtender werden. Dennoch erschienen, auch nach wiederholter Verbreitung dieses reichhaltigen Lehrbuchs, und selbst nach Erscheinung des ersten, die alttestamentliche Hermeneutik allein befassenden Werkes, wieder ein paar neue Versuche, welche die Hermeneutik des A. und N. T. gemeinschaftlich befassen, nämlich die Schriften von *Bauer* und *Seiler*. Doch war die innere Ökonomie beider Schriften von der Art, dass mehrere Inconvenienzen, welche die Verbindung dieser beiden Theile in der früheren Behandlung hatte, hier wegfielen, wenn sie auch nicht alle zu vermeiden waren. Hiebey schien nun freylich, sofern biblische Hermeneutik überhaupt allgemeine Regeln für das Ganze, für das A. T. sowohl als für das N. T., befassen soll, welche dann bey der Anwendung auf das Einzelne specielle Modificationen erhalten, das *seilersche* Lehrbuch für die biblische Hermeneutik überhaupt am mehresten Gewinn zu versprechen, da es im ersten Haupttheil allgemeine Regeln der biblischen Interpretation aufstellt, deren nähere Anwendung auf die Interpretation der heiligen Schrift des A. oder N. T. besonders dann im zweyten Haupttheil gelehrt wird. Auch war das allgemeine Princip, welches der Vf. dieses Lehrbuchs [Erlangen 1800. 8.] S. 18 angiebt: „Diejenige Auslegung ist vorzuziehen, welche mit dem Geist und der Sprache der Zeitgenossen, denen vom Autor das Buch zunächst bestimmt war, am meisten harmonirt", sobald es näher bestimmt, und mit dem Grundsatz, der im *bauerschen* Lehrbuch [Leipzig 1799, 8.] S. 20 als das einzig richtige Princip aller wahren Auslegung empfohlen ist, zusammengestellt wird: „Man erkläre jedes Buch nach dem Sprachgebrauch, in welchem es geschrieben ist, welches die grammatische Interpretation ist; und den Wortverstand giebt. Man erkläre die darin vorgetragenen Ideen aus den Sitten und der Denkungsart des Schriftstellers selbst, und seines Zeitalters, seiner Nation, Secte, Religion; welches die historische Interpretation heisst, und die Sacherklärung giebt," allerdings geeignet, die weitere Theorie zu leiten, und zu ferneren liberalen Interpretationsgrundsätzen zu führen. Allein desto mehr Schwierigkeiten machte die *seilersche* Behauptung S. 25: „Da die heil. Schrift von Gott zur Aufklärung und Besserung des Menschengeschlechts veranstaltet und bestimmt worden, und daher zu vermuthen ist, dass diejenigen Bücher und Stellen, in welchen wichtige Religionswahrheiten vorgetragen werden, einen wichtigen, reichhaltigen Sinn haben: so ist der Grundsatz: der fruchtbarste Sinn einer Stelle ist vorzuziehen, als die Regel anzunehmen; aber diess gilt doch nur von solchen Schriftorten, in denen entweder göttliche Offenbarungen oder andere Hauptwahrheiten enthalten sind." Denn dieser Grundsatz würde nur zu leicht in der Anwendung auf solche Stellen, die angeblich solche wichtige Wahrheiten enthalten sollen, irre leiten, und würde Veranlassung geben, in unzähligen Stellen viel mehr zu suchen und zu finden, als die heiligen Schriftsteller angedeutet haben, und eigentlich andeuten wollten. — Desto mehr verdient aus diesen Darstellungen der biblischen Hermeneutik überhaupt noch die freymüthige Würdigung der Analogie des Glaubens, die bekanntlich bey den älteren Hermeneutikern als das vornehmste Princip einer richtigen Auslegung der Schrift empfohlen ward, und der auch *Morus*, so sehr er die Vorstellung davon milderte, noch immer zu viel einräumte [vrgl. *Desselben Hermeneut. N. T. ed. Eichstaedt. Vol. I, p.* 258], aus dem *bauerschen* Lehrbuch S. 100 ausgezeichnet zu werden: dass nämlich bey dieser Analogie, die als Princip der Auslegung gelten soll, etwas Falsches vorausgesetzt wird, nämlich: dass in allen Büchern der heil. Schrift ein gleichförmiger Lehrbegriff über Religionswahrheiten vorkomme, und dass also aus den Begriffen des N. T. dürften und müssten die Begriffe des A. T. erläutert werden; wodurch

eine unbeschreibliche Menge falscher Erläuterungen des A. T., und Rec. setzt hinzu, auch des N. T., erzeugt ist. — Hienächst mag über diese neueren Versuche, die biblische Hermeneutik im Ganzen abzuhandeln, nur noch dieses bemerkt werden, dass die *seilersche* Anordnung, bey welcher nach Aufstellung der allgemeinen Principien für die biblische Interpretation überhaupt im zweyten Haupttheil erstlich die allgemeinen und speciellen Grundsätze der Interpretation des A. T., zweytens die allgemeinen und speciellen Grundsätze der Interpretation des N. T. besonders angegeben sind, vor der *bauerschen*, wo durch das ganze Buch das, was beide gemein haben, auch in Regeln gefasst ist, die für beide gelten, dagegen bey solchen Puncten, wo jedem Theil etwas Besonderes eigen ist, in eigenen Abschnitten oder Paragraphen besonders davon geredet wird, daher nun die Rücksicht auf das A. oder N. T. besonders alle Augenblicke abwechselt, bedeutende Vorzüge hat, und die Übersicht gar sehr erleichtert.

Jetzt muss es Rec. als einen wesentlichen Gewinn nicht für die Hermeneutik des A. T. allein, sondern für die biblische Hermeneutik überhaupt, bemerken, dass *Bauer* in seiner, zum Theil noch an *Gl ssius* Vorarbeit sich anschliessenden, doch in den meisten Parthieen von derselben unabhängigen, Bearbeitung der alttestamentlichen Hermeneutik besonders [*Lipsiae*. 1797. 8] den ersten Versuch machte, Alles, was dahin gehört, unter die so natürlich sich darbietenden zwey Hauptrubriken einer allgemeinen und einer speciellen Hermeneutik des A. T. zu ordnen. Denn durch diese Eintheilung, die nachher von *Seiler* zum Theil, durchaus aber von *Meyer* bey der alttestamentlichen, von *Beck* bey der neutestamentlichen Hermeneutik, und zuletzt auch bey dem specielleren *bretschneiderschen Versuch über die historisch-dogmatische Auslegung des* N. T. [oder, wie es *Keil* S. 8 besser nennt: *Historische Auslegung des dogmatischen Theils der Bücher des* N. T.] befolgt ist, gewann die Hermeneutik nicht allein eine wissenschaftlichere Form, als ihr früher, selbst bey solchen Schriftstellern, die sich doch ebenfalls schon über die Auslegung specieller Classen biblischer Schriftsteller verbreiteten, zu Theil ward; sondern es ward auch eben bey dieser Eintheilung, welche die Übersicht alles dessen, was auf die Hermeneutik irgend bezogen werden konnte, so trefflich erleichterte, erst eine grössere Vollständigkeit möglich. Hienächst verdient es aber mit Gerechtigkeit erwähnt zu werden, dass *Bauer* den ersten, und zugleich so rühmlichen Versuch machte, die Hermeneutik des A. T. von der Hermeneutik des N. T. ganz unabhängig abzuhandeln; und zwar nicht bloss durch grössere Reichhaltigkeit der einzelnen Parthieen, durch treue Benützung der besten und brauchbarsten Hülfsmittel, und durch klare Entwickelung der Principien für den Gerbrauch derselben, sich vor seinen Vorgängern rühmlich auszeichnete, sondern auch mit lobenswürdiger Consequenz, unabhängig von den Fesseln, wodurch frühere Dogmatiker eingeengt wurden, die freyeren Grundsätze durchführte, nach welchen die historischen Bücher des A. T. mit ihrem zum Theil mythischen Inhalt, die poetischen und prophetischen Bücher, auf die nämliche Weise und eben so vorurtheilsfrey, als die classischen Schriften des Alterthums, zu würdigen und zu behandeln seyen. Wenn nun die *meyersche* Hermeneutik des A. T. [Lübeck, 1799. 1800. 8] die Principien der Auslegung überhaupt, besonders des A. T., noch ausführlicher zu entwickeln und noch genauer zu bestimmen, und das Ganze noch wissenschaftlicher zu begründen und zu ordnen, zugleich aber auch die consequente und liberale Behandlung der einzelnen Classen alttestamentlicher Schriften noch bestimmter aus ihren Gründen zu deduciren, und aus der individuellen Beschaffenheit der einzelnen Bücher abzuleiten suchte: so konnte diess Letztere mit geringerem Recht von demjenigen Theile des *seilerschen* Werkes, der die Auslegung des A. T. betrifft, behauptet werden. Denn wie gern man auch der unverkennbaren Bekanntschaft dieses Veteranen mit den neuesten Fortschritten der Auslegung und der fleissigen Benutzung mancher Ideen neuerer Ausleger, der Wahrheitsliebe, Mässigung und liberalen denkart Desselben volle Gerechtigkeit will widerfahren lassen: dennoch ist es unverkennbar, dass auf der einen Seite das lebhafte Gefühl, wie schwer es halte, sich mit den älteren Ansichten und Vorstellungsarten ganz zu begnügen, und auf der anderen Seite die Besorgniss, auf diese Weise gar zu Vieles aufzugeben, und zu Weniges zu behalten, diesen Verf. auf den Versuch eines Mittelweges zwischen der älteren und neueren Interpretationsmethode geleitet hat, der dem unbefangenen und consequenten Forscher zu wenig Genüge leistet; wie diess bey mehreren anderen Puncten, aber ganz besonders bey der S. 213 f. angegebenen Grundlage einer angemessenen Auslegung der prophetischen Schriften, und bey den S. 237 vorgetragenen Bemerkungen über den objectiven und subjectiven Sinn der von den Propheten bekannt gemachten Verheissungen, der Fall ist.

Sehen wir jetzt darauf, was die Hermeneutik des N. T. besonders durch die neuesten Versuche, welche den jetzt anzuzeigenden Werken vorhergingen, gewonnen hat: so erstreckt sich dieser Gewinn freylich weniger auf den schon so oft abgehandelten allgemeinen, als auf den bey *Bauer* und *Seiler*, und zuletzt auch zum Theil bey *Bretschneider*, zugleich erscheinenden speciellen Theil. Jedoch verdient es mit Gerechtigkeit erkannt zu werden, dass *Morus*, der sich freylich nach *Ernesti's* Vorgang, an den er sich gänzlich anschloss, auf den allgemeinen Theil allein beschränkte, sich durch etwas verbesserte Anordnung, erleichterte Übersicht und sorgfältigere Läuterung einzelner Begriffe, um die Darstellung des Ganzen, und um die Abhandlung einzelner Puncte, die zur grammatischen Interpretation des N. T. gehören, ein eigenthümliches Verdienst erworben hat; dass aber dem Werke noch weiter nachgeholfen und die Nutzbarkeit desselben noch mehr befördert ward durch des verdienstvollen Herausgebers der *morusschen* Vorlesungen, Hn. Geh. Hofrath *Eichstädt's* schätzbare einge-

fchaltete Bemerkungen und Zufätze [Lipf. 1797. 1802. Vol. II. 8.]. Denn in diefen find bald einzelne Begriffe berichtigt oder genauer beftimmt, bald einzelne von *Morus* nur fchüchtern angedeutete Unterfuchungen weiter fortgeführt, bald einzelne auch von *Morus* gänzlich übergangene Puncte vollftändiger ausgeführt, und überdiefs noch manche fchätzbare Winke gelegentlich eingefchaltet, der bündigen Überficht der Gefchichte der Hermeneutik, die in der lehrreichen *eichftädtfchen* Vorrede vor dem erften Theil des Werks enthalten ift, nicht befonders zu gedenken. Doch bedeutend höher als das *morusfche* Werk, fowohl wegen ihrer gänzlichen Unabhängigkeit von früheren Bearbeitungen der Wiffenfchaft, als auch wegen ihres inneren Gehalts und ihrer wiffenfchaftlichen Anordnung, ftehen die trefflichen *beckifchen Monogrammata Hermeneutices N. T.* [Lipf. 1803 8.], die fich durch Vollftändigkeit der aufzuführenden Grundfätze über den allgemeinen Theil der neuteftamentlichen Hermeneutik, die grammatifche vorzüglich, doch auch die hiftorifche Interpretation betreffend, nicht weniger, als durch ihre bündige Kürze und Präcifion, durch Liberalität, und Confequenz der Principien auszeichnen, und aufserdem fich zugleich etwas weitläuftiger, als es in anderen hermeneutifchen Lehrbüchern zu gefchehen pflegt, über die Kritik des N. T., die nach der Bemerkung des Vfs. S. 2 unter der Hermeneutik im weiteren Sinne begriffen wird, verbreiten, welches gewiffermafsen als eine Bereicherung für die Wiffenfchaft angefehen werden kann. Doch hat auch fchon *Seiler* S. 289 f. hierauf gleichfalls Rückficht genommen. Aber Hr. Hofr. *Beck* hat die eben fo bündig als behutfam abgefafsten *Grundfätze der höhern Kritik, mit Beziehung aufs N. T.*, vor ihm voraus, die eine wefentliche Bereicherung der Wiffenfchaft ausmachen. Auch verdienen noch aus diefem allgemeinen Theile der Hermeneutik die von *Beck* S. 192 f. aufgeftellten trefflichen Grundfätze über die Widerfprüche im N. T. und deren Ausgleichung, die fich über die *moruf.* Grundfätze gar fehr erheben, fo wie die S. 189 f. angedeuteten Grundfätze über die Accommodation Jefu und feiner Apoftel zu ihren Zeitgenoffen, eine rühmliche Auszeichnung, wenn gleich auch fchon *Seiler* und noch mehr *Bauer*, der überhaupt das Eigenthümliche der hiftor. Interpretation mehr hervorhebt, fich ziemlich befriedigend darüber erklärt. Doch war es für die Vervollftändigung des Ganzen von der gröfsten Wichtigkeit, dafs auch die Hermeneutik des N. T. mit einem fpeciellen Theile bey *Bauer*, *Seiler* und *Bretfchneider* [Leipzig, 1806. 8] bereichert ward. Und konnte man auch die hier mitgetheilten Verfuche derfelben nur noch als erfte Grundlinien einer Specialhermeneutik des N. T. betrachten, die zu weiteren Verfuchen auffodern, welche tiefer eindringen und noch ficherer begründet find: fo war doch an ihnen die Confequenz zu loben, die fich hier um fo viel eher erwarten liefs, da diefe Verfuche den Grundfätzen der Specialhermeneutik des A. T. völlig analog waren. Doch möchte diefe Confequenz, die vor keiner Folgerung erfchrickt, in dem Abfchnitt von Behandlung der erzählten Wunderbegebenheiten, bey *Bauer*, der entfcheidender ift, und bey *Bretfchneider*, der fkeptifch verfährt, bemerklicher feyn, als bey *Seiler*, der zwar S. 415 f. fehr liberal erklärt, dafs man das Wefentliche einer Gefchichte des N. T. vom Aufserwefentlichen, die Form der Erzählung von der Materie und dem Inhalt wohl zu unterfcheiden habe, aber in der Anwendung diefes Grundfatzes auf folche Erzählungen, in denen der Schriftfteller erweislich habe etwas Wunderbares berichten wollen, jeden Verfuch einer hiftorifchen Kritik zu entfcheidend zurückweift. Dagegen fchien uns die von *Beck* S. 196. obgleich nur im allgemeinen Theil der Hermeneutik beygebrachte, aber doch immer fchon der Specialhermeneutik mehr angehörende, eben fo behutfame, als beftimmte Äufserung über einige etwa im N. T. anzunehmende Mythen nicht allein gar fehr der Beherzigung würdig, fondern auch eine wefentliche Bereicherung der Wiffenfchaft zu feyn.

Nach diefer Überficht des bisherigen Zuftandes der Wiffenfchaft überhaupt und ihrer Fortfchritte in ihren einzelnen Theilen wird es defto leichter feyn, über den Gewinn, den fie durch die beiden vorliegenden Werke erhalten hat, ein beftimmtes Urtheil zu fällen. Von No. 1 liefs fich freylich kein neuer wefentlicher Gewinn erwarten, da es nur eine neue Ausgabe eines längft bekannten Werkes ift, das, ungeachtet es für die Zeit feiner erften Erfcheinung fehr wichtig war, und fehr bedeutend gewirkt hat, und ungeachtet es wegen feines reichen und fruchtbaren Inhalts noch immer fleifsig ftudirt zu werden verdient, dennoch den Anfprüchen, welche die Wiffenfchaft gegenwärtig an ein folches Werk macht, man mag auf fichere Begründung des Ganzen, auf Vollftändigkeit oder auf eine durchaus bequeme Anordnung fehen, zu wenig Genüge leiftet. Es kann hiebey alfo ganz allein darauf hingewiefen werden, dafs der gelehrte Herausgeber diefes *erneftifchen* Werkes, der fchon 1792 eine neue, mit literarifchen, kritifchen, auch wohl hiftorifchen, und eigentlich exegetifchen Bemerkungen, nach den Fortfchritten des Zeitalters, bereicherte Ausgabe deffelben veranftaltete, in diefer wiederholten Ausgabe einige frühere Bemerkungen noch mehr geläutert, einige Vorfchriften des Vfs. in den Noten den heutigen Fortfchritten der Wiffenfchaft angemeffener dargeftellt, andere Sätze durch hinzugefügte ausgewählte Beyfpiele erläutert, und endlich noch andere Vorfchriften durch Hindeutung auf einzelne Verirrungen früherer Ausleger, die dagegen fehlten, in ein helleres Licht gefetzt hat.

(*Der Befchlufs folgt im nächften Stück.*)

Druckfehler in No. 229 und 230. S. 26. Z. 4 v. u. ftatt *ein gründliches Studium* l. *eine gründliche Kenntnifs.* S. 30. Z. 9 v. u. ftatt *politifcher* l. *juriftifcher.* S. 31. Z. 4 v. o. ft. *Lehre von Tutel* u. *Erbfchaft* l. *Lehre von Ehe, Tutel und Erbfchaft.* S. 33. Z. 5 v. o. ft. *Wilden* l. *Wilder.* S. 35. Z. 10 v. o. hinter *Discuffionen* fetze *Lecte.* Ebendaf. Z. 13 v. o. ft. *Und wenn* l. *Wenn aber.* Ebendaf. Z. 20. v. u. ft. *unbefchränkteres* l. *befchränkteres.* S. 39. Z. 15 u. 16 v. u. ft. von *dem Confervateur — nachfuchten* l. *den Confervateur — erfuchten.* S. 40. Z. 34 v. ob. mufs das Wort *ift* ausgeftrichen werden.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 2 NOVEMBER, 1810.

THEOLOGIE.

1) Leipzig, b. Weidmann: *Jo. Augusti Ernesti institutio interpretis Novi Testamenti.* Editionem quintam — curavit *Chr. Fr. Ammon* etc.

2) Leipzig, b. Vogel: *Lehrbuch der Hermeneutik des neuen Testaments nach Grundsätzen der grammatisch-historischen Interpretation* von *Carl Aug. Gottl. Keil* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Wir verweisen desswegen auf das, was S. 5 f. über die Schwierigkeiten des exegetischen Studiums und über das Unvermeidliche verschiedener Auslegungen, S. 21 f. über die allegorische Interpretation der Schrift, und über die Typologie, S. 41 f. über die *translatio grammatica* und *rhetorica*, S. 61 über die wechselseitige Erläuterung solcher Stellen, die in der That parallel sind, S. 76 f. über die Rücksicht auf Sprachanalogie im Arabischen und Syrischen bey Auslegung des N. T., S. 96 über ἐξουσια 1 Kor. XI, 10, S. 108 f. über die Analogie des Glaubens, S. 121 über einzelne tropische Ausdrücke des N. T., die man fälschlich für eigentliche gehalten hat, S. 140, vgl. S. 149, über Widersprüche im N. T., und die rechte Art sie auszugleichen, S. 158 f. über die Schwierigkeit einer vollendeten deutschen Übersetzung aller einzelnen Theile des N. T., S. 173 über die ἀντιλεγομενα des N. T., S. 210 über eine schickliche Eintheilung der Ausgaben des N. T., S. 242 von einigen Vorsichtsregeln beym Gebrauch der alten Versionen für die Exegese, S. 257 über den kritischen Gebrauch der Citationen bey den Kirchenvätern, S. 304 über die Citate des A. T. im N. T., S. 359 über die historische Auslegung des N. T., beygebracht ist; wenn gleich andere Puncte, sowohl die historische Interpretation selbst, als die Specialhermeneutik des N. T. betreffend, die nicht wohl hätten aufgenommen werden können, ohne dem Werke selbst eine zu grosse Ausdehnung zu geben, auch in dieser neuen Ausstattung desselben übergangen sind. Dazu kömmt noch die lehrreiche, S. VIII f. der neuen Vorrede beygefügte Abhandlung: *De idonea narrationum mirabilium in N. T. obviarum interpretatione,* als eine sehr schätzbare Zugabe dieses Werkes, die einen eben so gründlichen und behutsamen als freymüthigen Ausleger verräth, und die wir Jedem, der über die Wundererzählungen nach dem ersten Eindruck, den sie auf ihn machen, und nach flüchtiger Ansicht aburtheilen will, zur ernstlichen Beherzigung empfehlen. Bloss diess möchten wir noch erinnern, zunächst, dass das Unbestimmte des *ernestischen* Begriffs der Interpretation §. 3 der *Prolegom.*: *Interpretatio est facultas docendi, quae cujusque orationi sententia subjecta sit* u. s. w., welches schon in *Meyer's Versuch einer Hermeneutik des A. T. T. I.* S. 19, und von *Eichstädt* in der Ausgabe der *morusschen* Vorlesungen *Vol. I. p. 6 sq.* gerügt ist, da ja die Interpretation vielmehr die Handlung des Interpretirens, als eine Fertigkeit oder Kunst sey, auch in dieser neuen Ausgabe ungerügt gelassen ist, und dafür auch hier wieder der an diesem Orte ganz müssige Zusatz steht: *Interpretatio est vel cursoria, vel stataria, etc.* Besser sagt *Beck* gleich zu Anfang seiner Monogrammata: *Interpretandi ars cernitur in facultate* — Ferner wenn Hr. *A.* S. 20 über den von Etlichen angenommenen doppelten Sinn mancher Weissagungen des A. T., der aber nicht anzunehmen sey, bemerkt: *Quod quidem non ita accipiendum est, ut eundem Psalmi locum de Davide et Messia simul agere posse negemus; nobis quidem hac de re persuasum est; sed distingui debet inter sensum primitivum et sensum ab aevo sequiore determinatum:* so scheint uns durch diese letztere Bemerkung das Paradoxon, dass dieselbe Stelle von David und dem Messias zugleich handeln könne, keinesweges erklärt zu seyn. Denn eben indem man einen ursprünglichen und einen später hineingelegten Sinn unterscheidet, giebt man ja zu, dass der erstere von dem letzteren wesentlich verschieden ist, und nicht mit ihm zugleich Statt findet; dass der erstere allein der richtige, der letztere nur erst nach einer späteren Ansicht daran gereiht ist. Es erhellt also vielmehr, dass ursprünglich und eigentlich kein doppelter Sinn da war; und es geht nicht hervor, wie dieselbe Stelle von David und dem Messias zugleich handeln könne. — Sonst wurden wir noch bey dem Wunsche des Hn. *A.* S. 55: *Ejusmodi characteristica philologica singulorum N. T. auctorum* [worin nämlich die eigenthümlichen Ausdrücke jedes einzelnen Schriftstellers bemerkt sind,] *utinam aliquando ditemur!* an die beiden *J. D. Schulzischen* Schriften: Der schriftstellerische Charakter und Werth des Petrus, Judas und Jakobus, u. s. w. Weissenfels und Leipzig 1802. Der schriftstellerische Charakter und Werth des Johannes, u. s. w. Ebendaselbst 1803. 8 erinnert, die einen guten Anfang gemacht haben, das zu leisten, was hier gewünscht wird. — Endlich konnte sich Rec. in den S. 171 beygebrachten Wunsch des Herausgebers: *Atque de ha.* θεοπνευςια *utinam et ipse hic breviter egisset auctor! Neque enim hujus notitia bonus interpres carere potest,* nicht finden. Denn nach seiner Meinung gehört die Frage wegen der

Theopneustie der Schriften des N. T. gar nicht in die Hermeneutik, sondern in die Dogmatik; und es würde allen hermeneutischen Operationen und eben so auch allen hermeneutischen Grundsätzen eine ganz falsche Richtung geben, wenn man dabey die heiligen Bücher nicht als reinmenschliche, sondern als solche Schriften, die unter dem Einfluss irgend einer im laxeren oder strengeren Sinne genommenen Theopneustie abgefasst wären, behandeln wollte.

Nr. 2 behauptet schon dadurch einen anderen Charakter, dass es sich als eine von den bisherigen Vorarbeiten gänzlich unabhängige Schrift ankündigt; noch mehr aber dadurch, dass es, ungeachtet der bündigen Kürze, die ihm als Lehrbuch zum Gebrauch akademischer Vorlesungen eigenthümlich seyn musste, S. VII f. der Vorrede bestimmt darauf Ansprüche macht, sich ein besonderes Verdienst um die Wissenschaft zu erwerben. Es hatte nämlich der gelehrte Vf., der schon vor geraumer Zeit ein Lehrbuch dieser Art versprach, bey Abfassung desselben zur Absicht, theils der Hermeneutik durch eine wissenschaftlichere auf das Ganze sich erstreckende Anordnung der dahin gehörigen Lehrgegenstände, die auf die verschiedenen bey der Interpretation vorkommenden Operationen berechnet wäre, und durch erleichterte Übersicht des Ganzen zu Hülfe zu kommen; theils die Grundsätze und Foderungen der historischen Interpretation durch stete Hinweisung darauf, dass es der Ausleger zunächst mit einer historischen Untersuchung zu thun habe, bestimmter und ausführlicher, als es in den bisherigen Lehrbüchern dieser Art geschah, darzulegen. Ausserdem wünschte er noch durch möglichst genaue Bestimmung der einzelnen Regeln und Anweisungen, wie durch Ergänzung einzelner Lücken, welche in den bisherigen hermeneutischen Lehrbüchern noch gelassen waren, zur grösseren Vollendung der Wissenschaft das Seinige beyzutragen. Doch lag es nach S. XI der Vorrede in dem Plane des Vfs., sich auf die allgemeine Hermeneutik des N. T. allein einzuschränken, ohne die Specialhermeneutik des N. T., die ihm in eine allgemeine Anweisung zur Erklärung der neutestamentlichen Bücher zu wenig zu gehören schien, besonders zu berücksichtigen. Um nun bey diesem letzteren Puncte, der das betrifft, was der Vf. dieses schätzbaren Lehrbuchs nicht gegeben hat, zuerst zu verweilen: so kann Rec. nicht umhin, zu glauben, dass durch die Beschränkung desselben auf den allgemeinen Theil allein die nöthige Vollständigkeit eines Lehrbuchs dieser Art beeinträchtigt ist, und dass bey der dem Vf. eigenthümlichen so musterhaften Kürze das Werk keine zu grosse Ausdehnung erhalten hätte, wenn auf einzelne, aus der Einleitung ins N. T. entlehnte Prämissen über jedes einzelne Buch des N. T. einige Grundsätze gebaut wären, die bey der Auslegung desselben besonders in Betrachtung kommen; wie ja offenbar der Erklärer der historischen Bücher des N. T. ganz andere Rücksichten zu nehmen hat, als der Erklärer der Briefe und der Erklärer der Apokalypse; und wie wiederum das Individuelle der einzelnen Schriftsteller besondere Rücksichten für den Ausleger nothwendig macht. Rec. erklärt sich hierüber ungeachtet seiner grossen Achtung für Hn. K. ganz unbefangen, da er selbst S. XI der Vorrede dazu auffodert; und fügt den Wunsch hinzu, dass es ihm gefallen möge, bey einer neuen Auflage dieses Lehrbuchs, die gewiss nicht lange ausbleiben wird, diese Grundlinien einer Specialhermeneutik des N. T. in seinen Plan mit aufzunehmen, und dadurch dasjenige zu ergänzen, was *Bauer* in dem allerersten Versuch dieser Art nur noch sehr fragmentarisch gab, und dasjenige zu liefern, was *Beck* nach S. VIII der Vorrede seiner Monogrammata bis dahin hat in dem versprochenen zweyten Theil seines Werks vergebens erwarten lassen: *ex cujusvis scriptoris atque libri ingenio, indole, aetate, opportunitate, historice declarata, repetentur, quae ejus interpretandi et aestimandi cujusvis loci singularia sunt praecepta, commemoratis librorum et locorum praecipuorum interpretibus.*

Blicken wir nach dieser Bemerkung über das, was wir vermissen, auf das, was das vorliegende *keilsche* Lehrbuch wirklich enthält: so müssen wir gestehen, dass uns in Ansehung der bündigen Kürze, Präcision und Gedrängtheit des Vortrags ausser den *beckischen* Monogrammen kein neueres hermeneutisches Werk bekannt ist, das wir schicklich damit in Parallele setzen könnten; dass es aber dem Vf., da er den kritischen Theil wegliess, der bey *Beck* für ein hermeneutisches Lehrbuch doch wohl zu weitläufig gerathen ist, möglich ward, in einem noch geringeren Volumen manche Puncte, die sehr wesentlich zur Hermeneutik gehören, etwas ausführlicher zu behandeln, und mit ausgewählten Beyspielen noch mehr zu erläutern, als es dort geschehen ist. Der Plan des Werks ist in der Hauptsache ganz einfach, indem, nach den kurzen Vorerinnerungen, im ersten Theil von der richtigen Erkenntniss des Sinnes der Bücher des N. T., und im zweyten Theil von der Belehrung Anderer über den richtig erkannten Sinn dieser Bücher gehandelt wird. Allein so natürlich diese Anordnung an sich ist, und so natürlich sich dabey diejenigen Puncte von selbst darbieten, welche im ersten und welche im zweyten Theil abzuhandeln wären: so wenig kann Rec. die weitere von Hn. K. getroffene Anordnung der einzelnen Puncte, die jedem einzelnen Theile zugetheilt sind, ganz bequem finden. Nach Rec. Meinung würde nämlich bey dieser Eintheilung Alles, was die verschiedenen Operationen des Auslegers betrifft, der den Sinn seines Schriftstellers grammatisch-historisch erforscht, und als Kritiker das Aufgefundene nach seinem Inhalt und dessen Verschiedenheit würdigt, in den ersten Theil gehören; und in den zweyten Theil allein, wie man über das auf solche Weise grammatisch-historisch Erforschte und gehörig Gewürdigte auch Andere in verschiedenen Formen des Vortrags belehre. Unser Vf. hat dagegen zwar im ersten Theil mit Recht von der richtigen Bestimmung und Erläuterung des jedesmaligen Inhalts einer Stelle, nach den Vorstellungen des zu erklärenden Schriftstellers und seiner ersten Leser.

usführlich gehandelt; aber ein eigenes Capitel von der nähern Erläuterung und weitern Aufklärung des ıngegebenen Sinnes und Inhalts einer neutestamentlichen Stelle, je nachdem sie historischen, dogmatischen oder moralischen Inhalts ist, in den zweyten Theil aufgenommen, da doch Erörterungen dieser Art mit gleichem Recht schon in den ersten Theil gehört hätten, als das Capitel von der Rücksicht des Auslegers auf die Vorstellungen des zu erklärenden Schriftstellers und seiner Leser, auf damalige Religionsmeinungen, auf etwanige Widersprüche, die m N. T. vorkommen u. dergl. Auch wäre durch eine solche Anordnung die Übersicht alles dessen, was ler von unserm Vf. mit Recht und mit so ausgebreiteter, tiefgeschöpfter Sachkenntniss empfohlnen historischen Interpretation eigenthümlich ist, mehr erleichtert, als es dermalen der Fall ist. — Sonst muss Rec. dem Vf. darin völlig beystimmen, dass er die m ersten Theil abgehandelten Gegenstände so geordnet hat, dass die Folge der verschiedenen bey der Auslegung vorkommenden Operationen bemerklicher st, und der Gang einer historischen Untersuchung, velche man nach S. IX der Vorrede, vergl. S. 8 des Werkes selbst, beym Interpretiren anzustellen hat, nehr in die Augen fällt; wenn gleich Rec. in anderer Hinsicht wiederum glaubt, dass sich, wenn auch nicht lie wissenschaftliche Anordnung der einzelnen Parhieen des ersten Theils, doch die leichte Übersicht les Ganzen hätte noch mehr befördern lassen, wenn las, was hier unter sieben, oder eigentlich, mit Ausıahme des ersten, unter sechs Capitel geordnet ist, ınter die beiden Hauptrubriken der grammatischen ınd historischen Interpretation gebracht wäre.

Liesse sich nach diesen Bemerkungen in Ansehung einer durchaus befriedigenden wissenschaftlichen Anordnung und leichten Übersicht, die überhaupt bey einem Lehrbuche dieser Art, wenn jede ınnöthige Wiederholung vermieden werden soll, sehr schwer hält, bey dem vorliegenden *keilschen* Lehrbuch Einiges vermissen: so finden wir dagegen lesto grössere Befriedigung in den aufgestellten Principien selbst, in der genauen Bestimmung derselben, und in der durch das Ganze herrschenden obenswürdigen Consequenz, die vor keiner Folgeung erschrickt, eben weil sie es bloss mit einer historischen Untersuchung zu thun hat; wie in der reichen Ausstattung desselben mit treffenden Beyspielen für lie einzelnen Puncte der *grammatischen* sowohl, als *historischen* Interpretation, und mit einer eben so ausgewählten, als das weniger Bekannte und oft längst vergessene gehörig beachtenden Literatur. Es sey genug, zum Beweise der Reichhaltigkeit, Gründlichkeit und Genauigkeit dieses hermeneutischen Lehrbuchs uf das zu verweisen, was S. 45 ff. über die Frage: n welchen Fällen ausser der Bedeutung einzelner Worte und Redensarten der Sinn und Umfang derselben noch besonders zu untersuchen sey, und S. 60 ff. über die Bestimmung des *logischen* Zusammenhanges nehrerer mit einander verbundener Worte und Sätze beygebracht ist, so wie in Ansehung des umfassenden Blicks und der unbefangenen Forschung des Vfs. auf das hinzuweisen, was S. 103 ff. über die Rücksicht des Auslegers auf Religionsmeinungen jener Zeit, S. 108 ff. über anscheinende oder wirkliche Widersprüche in den Büchern des N. T., S. 128 ff. über die Rücksicht des Auslegers auf Stellen *historischen* Inhalts, besonders auf Erzählungen von wunderbaren Begebenheiten, S. 133 ff. von der Behandlung *dogmatischer* Stellen, wie S. 77 ff. von der Würdigung der im N. T. beygebrachten alttestamentlichen Aussprüche und der daraus geführten Argumente, gesagt ist, woraus zugleich erhellt, über welche Puncte der gelehrte Vf. bey Angabe des Eigenthümlichen der historischen Interpretation, die nach S. 9 mit der grammatischen aufs genaueste verbunden ist, sich vorzüglich verbreitet hat. Sollten wir ja in Ansehung der aufgestellten Theorie im Ganzen noch Etwas vermissen: so wäre es vielleicht eine vorläufige ganz kurze Andeutung der ersten Principien aller Auslegung überhaupt, woraus sich die speciellen Principien der Auslegung einer besonderen Classe von Schriftstellern, hier der neutestamentlichen, ohne Schwierigkeit deduciren liessen, wodurch diese ganze Theorie, in wissenschaftlicher Hinsicht, an sicherer Begründung noch gewonnen hätte. Nur in Ansehung einzelner Parthieen mögen Rec. noch folgende Erinnerungen vergönnt seyn.

In dem sehr instructiven ersten Capitel des ersten Theils, das Rec. lieber von der nachfolgenden Theorie unabhängig geordnet und in die Prolegomenen verwiesen hätte: *von den Vorkenntnissen, die ein Ausleger des N. T. zur Erklärung desselben mitbringen muss,* steht §. 18 auch eine Kenntniss der eigenthümlichen christlichen Religionslehren, womit der Ausleger sich bekannt machen soll, ehe er sich mit Erklärung einzelner darauf sich beziehender Stellen des N. T. beschäftigen kann, ob er gleich diese Kenntniss aus keiner anderen Quelle, als aus diesen Büchern selbst, am sichersten zu schöpfen vermag. Rec. fürchtet vielmehr, dass diese vorläufige Kenntniss von den eigenthümlichen christlichen Religionslehren, der sich freylich ein von Jugend auf im Christenthum unterrichteter Ausleger nicht wohl entschlagen kann, ihn bey der Auslegung selbst irre leiten möchte, um allein das ihm schon Bekannte und Geläufige zu suchen und zu finden; und er wünscht vielmehr, dass jeder Ausleger, um ganz unbefangen allein den wahren Sinn der neutestamentlichen Schriftsteller aus ihnen selbst zu erforschen, sich aller seiner bisherigen Kenntniss der Lehren des Christenthums gänzlich entschlagen könnte. — Über den in §. 71, wo von den Citaten des A. T. die Rede ist, eingeschalteten Punct, dass die Schriftsteller des N. T. die meisten solcher als Weissagungen aufgeführter Stellen nach ihrem wahren historischen, oder wenigstens einem in ihnen vorausgesetzten doppelten Sinn anzuführen glaubten, wünschte Rec., dass sich der Vf. etwas weiter verbreitet hätte, da ihm nicht alle hier angeführten Beyspiele auf einen solchen vorausgesetzten doppelten Sinn bestimmt genug hinzuführen scheinen. — Wenn S. 119 erinnert wird, der Ausleger habe bey einzelnen nicht

ganz wahrscheinlichen Erzählungen des N. T. zu untersuchen, ob hier vielleicht eine sogenannte Mythe oder die Beschreibung einer Vision Statt finde: so wünschte Rec. auch hier wieder, dass der eben so freymüthige als behutsame Vf. sich auch über diese schwierigen Puncte der neutestamentlichen Auslegung etwas ausführlicher, als bloss im Vorübergehen, erklärt hätte. — Endlich §. 117, wo von Stellen dogmatischen Inhalts die Rede ist, erklärt Hr. K. sich zuletzt: „der Ausleger habe zu untersuchen, ob der Schriftsteller [oder der redend Eingeführte] das vorhabende Dogma [ein Ausdruck, den Rec. eben so unbequem und in der That ungrammatisch findet, als den §. 36 und sonst öfter gebrauchten Ausdruck: die vorhabende Stelle, Bedeutungen des vorhabenden Worts u. s. w. Lieber: das vorkommende Dogma, die zu erklärende Stelle!], welches er mit anderen seiner Zeitgenossen und Landsleute gemein gehabt habe, wohl nach seiner eigenen Überzeugung, oder nur aus Bequemung und Herablassung zu den Vorstellungen und Meinungen der Zeitgenossen so vorgetragen habe; wovon er sich nach der Verschiedenheit der Fälle, und, je nachdem entweder von Jesu und [oder] seinen Aposteln die Rede sey, bald dieses, bald jenes anzunehmen genöthigt sehen dürfte." Auf jeden Fall finden wir diesen Satz, bey der zu grossen Gedrängtheit des Vortrags, etwas dunkel und zweydeutig ausgedrückt; doch scheint der Vf. sagen zu wollen, dass bey einem solchen Ausspruche Jesu selbst eine Herablassung zu den Vorstellungen und Meinungen der Zeitgenossen, oder bey einem ähnlichen Ausspruche der Apostel eine Rede nach ihrer eigenen Überzeugung anzunehmen sey. Nur bleibt es, wenn diess Hn. K's. Sinn seyn soll, dunkel, warum er den Aposteln, z. B. einem Paulus, gar keine Herablassung zu den Meinungen seiner Zeitgenossen, sondern allein eine durchaus den irrigen Meinungen derselben ganz ähnliche Vorstellung zuschreiben will. — Doch diess alles sind Kleinigkeiten, die bloss von der Aufmerksamkeit zeugen, mit welcher Rec. dieses schätzbare Lehrbuch geprüft hat, und dem ausgezeichneten Werthe desselben nichts benehmen. Rec. wünscht nur noch zum Schlusse recht aufrichtig, dass der würdige Vf. sein S. 9 der Vorrede gegebenes Versprechen, das Publicum mit *Beyträgen zur historischen Interpretation des N. T.*, worin manche Puncte dieses Lehrbuchs noch mehr erläutert werden, zu beschenken, recht bald erfüllen möge, und dass durch diese neue Arbeit des verdienstvollen Vfs., in Verbindung mit den vom Hn. Geh. Hofr. *Eichstädt* längst versprochenen *hermeneutischen Commentationen* und den hoffentlich auch bald zu vollendenden trefflichen *Monogrammen* des Hn. Hofr. *Beck* ein gründliches, jede Willkühr verschmähendes, liberales und consequentes Bibelstudium immer mehr befördert werde!

J.

KLEINE SCHRIFTEN.

THEOLOGIE. *Hannover*, b. d. Gebr. Hahn: *Principes de Théologie, de Théodicée et de Morale en reponse à Mr. le docteur Teller, sur son écrit intitulé la plus ancienne Théodicée par J. A. de Luc.* 1803. 180 S. 8. (12 Gr.)

Um den Streit zwischen Hn. *Teller* und *de Luc* ganz genau zu beurtheilen, müsste man die sämmtlichen Acten, oder die umständliche Correspondenz zwischen beiden, auf welche Hr. *de Luc* in diesem Schriftchen sich jeden Augenblick beruft, und aus welcher er ganze Stellen citirt, zuvor durchlesen. Diess scheint indessen bey einer, unter unseren gelehrten Theologen, seit *Eichhorn* und *Gabler*, beynahe schon abgeurtheilten Streitfrage, sich kaum der Mühe zu verlohnen: um so viel weniger, da Hr. *de Luc* ein schwer zu bekehrender Gegner ist, der jede von der seinigen abweichende Meinung geradezu für Irrthum erklärt. Es war überhaupt für den Streit nicht vortheilhaft, dass *L.* von ganz anderen Principien wie *T.* ausgeht. *Jener* nimmt eine im strengsten Sinne unmittelbare Offenbarung der ersten Capitel in der Genesis an, wobey er sogar noch eine *inspirationem verborum* zu statuiren scheint; *dieser* legt den an sich so schwankenden Begriff des Unmittelbaren ganz bey Seite, und sucht die Momente zur Beurtheilung dieser Erzählung mehr in den noch aufzufindenden Spuren der ältesten Völkergeschichte. Wie sollten beide sich je an einem gemeinschaftlichen Ziele zusammentreffen? Dazu kommt, dass Hr. *de L.*, so ein guter Physiker und Geolog er immer seyn mag, in der Philologie höchst unerfahren, und mit den neuern Fortschritten der Hermeneutik und Exegese durchaus unbekannt ist. Wer möchte ihm an sich das verargen, da es zu seinem Fache nicht erfoderlich ist? Dass er aber das güldene: *ne sutor ultra crepidam*, so ganz vergisst, und, ohne mit den nöthigen Vorkenntnissen ausgerüstet zu seyn, sich in ein ganz fremdes Feld wagt, die Veteranen in demselben aus dem Felde zu schlagen meint, sich auf keinen gütlichen Vergleich einlassen will, lauter Seitenhiebe anbringt, und schon Triumph ruft, wenn doch der Gegner ihm augenscheinlich darthun kann, dass er ihn gar nicht berührt habe: diess alles muss ihm schon jeder Sachverständige übel nehmen. Ein solches Verfahren ist aber bey Religionsgegenständen in unseren Tagen so viel gefährlicher und gemeinschädlicher, weil es den Feinden aller religiösen Wahrheit eine erwünschte Gelegenheit darzubieten scheint, die ganze Religion aufs Ungewisse zu stellen, und der durch Hn. *de Luc's* Manier auf die protestantischen Theologen geworfene Verdacht, als arbeiteten sie selbst mit dahin, — wenigstens bey *einem* neuerlich sehr berühmt gewordenen — Übertritt zur römisch-katholischen Kirche, hat zum Vorwande dienen müssen. Wenn Hr. *de Luc* diess wohl beherzigte, und den bekannten Erfahrungssatz vor Augen hätte, dass durch alles Aufheben und Schreyen über Neologie unendlich mehr Böses als Gutes gestiftet wird: so legte er vielleicht die Waffen in einem Streite nieder, bey welchem er nur Zeit und Mühe verliert, ohne je den Sieg erfechten zu können. — Der Streit betrifft bekanntlich die Frage: ob die ersten Capitel Mosis rein *historisch*, oder *allegorisch* (vielleicht hat der Name *Mythe*, dessen man sich seit einiger Zeit statt des letztern bedient, noch zufällig einen Anstoss mehr gegeben) zu erklären sind? Wem die Gründe für die *erstere* Meinung der ältern Exegeten bekannt sind, der wird sich *de Luc's* ganze Demonstrationsmethode (in welcher Rec. durchaus keine neuen Gründe, auch nicht einmal eine neue Ansicht der älteren angetroffen hat) im Voraus denken können, und vermöge dieser Bekanntschaft über ihre Stärke oder Schwäche leicht entscheiden. Für unseren Vf. wäre jede Bemerkung wider dieselbe durchaus überflüssig, indem er von seiner Meinung unwiderleglich überzeugt zu seyn, zufolge S. 136 — 137 ff. *Herder* und *Jerusalem* durch seine geologischen Briefe längst widerlegt zu haben vermeint (obgleich er letzteren nicht gelesen zu haben bekennt!!!), und es *Tellern* sehr übel nimmt, dass er nach Erscheinung dieser Briefe dennoch *Jerusalems* Meinung bleiben könne. S. 176 — 177 giebt er sogar *Tellern* (ohnerachtet er versichert, ihn weit von der Übereinstimmung mit diesem Schriftsteller entfernt zu halten,) nicht undeutlich zu verstehen, dass seine Erklärungsart, wenn sie consequent seyn wolle, mit den Sätzen des Buches „*Aphorismen am Grabe der Theologie*" etc. unvermerkt zusammenfliesse.

WRh.

J E N A I S C H E
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 3 NOVEMBER, 1810.

JURISPRUDENZ.

Berlin, b. Maurer: *Neue Sammlung merkwürdiger Rechtsfälle. Entscheidungen der hallischen Juristen-Facultät.* Herausgegeben von D. *Theodor Schmalz*, königl.-preuss. geheimen Justiz-Rath. Erster Band. 1809. 339 S. Zweyter Band. 1810. 318 S. gr. 8. (2 Rthlr. 20 gr.)

Diese Sammlung ist, zum Besten der lieben Jugend, welche vom Studium in den Dienst der Rechtspflege übergehen, veranstaltet worden, da, wie auch hier in der Vorrede gesagt wird, derselben nichts nützlicher seyn soll, als das Lesen rechtlicher Entscheidungen mit ihren Gründen. Dabey sollen die darin befindlichen Abhandlungen auch Stoff, vielleicht Beyspiel, zu einfacher Darstellung abgeben, und dem Vf. bey seinen praktischen Collegien Dienste leisten. In dieser letzten Hinsicht läfst sich nichts sagen: denn es ist sehr natürlich, dafs man am liebsten bekannte Gegenstände von den Lehrlingen bearbeiten läfst, und dafs man die eigene Manier für die vorzüglichste hält. Was übrigens das Lesen rechtlicher Entscheidungen betrifft: so brauchen defswegen wenigstens keine Sammlungen weiter gemacht zu werden; wir haben deren gewifs genug, und leicht vorzüglichere als diese. Denn wenn man die sehr fliefsende und leichte Schreibart, die grofse Gabe des Vfs., einzelne Ideen deutlich zu entwickeln und recht anschaulich zu machen, hinwegnimmt: so bleibt nichts, wodurch sich diese Arbeiten vorzüglich auszeichnen. Weder die Gegenstände haben ein besonderes Interesse, noch ist die Behandlung wegen ihrer Gründlichkeit, Präcision und zweckmäfsigen Ordnung musterhaft. Im Gegentheil hat Rec. in vielen Abhandlungen dasjenige bestätigt gefunden, was er bey einer anderen Gelegenheit in diesen Blättern (Jahrg. 1809. No. 205) als Fehler der gewöhnlichen Facultäts-Arbeiten angegeben hat. Es ist nämlich höchst selten der eigentliche Hauptsatz, auf welchen Alles ankommt, mit dem alles Übrige steht und fällt, hervorgesucht und herausgehoben, sondern es ist mehrentheils und mit zu vieler Ausführlichkeit das wiedergegeben, was von den Advocaten vorgetragen worden. Z. B. No. V. XI. XX im ersten, No. XXXVI im zweyten Theile. Überhaupt haben viele Ausarbeitungen mehr das Ansehen von Relationen als Entscheidungs-Gründen, und sehen mehr einer flüchtigen Abhandlung über einen juristisch-politischen Gegenstand ähnlich, als einer Arbeit, die ein bestimmtes Urtheil *ex jure et facto* begründen soll. Rec. kann daher nicht leugnen, dafs er beym Lesen dieser und anderer in gleicher leichter Manier gearbeiteter Rechtsfälle in einige Versuchung gekommen ist, sich die Frage vorzulegen: ob es nicht besser sey, den alten, an sich barbarischen Facultätsstil beyzubehalten, als den vernünftigeren, geschmackvolleren freyen Stil anzunehmen, wenn die gröfsere Freyheit und Leichtigkeit des Schreibens, welche hier Statt findet, die Folge hat, dafs man bey dem, was niedergeschrieben wird, noch weniger Nachdenken und Kritik anwendet, und das Überflüssige und Unnütze von dem Zweckmäfsigen noch weniger absondert, als sonst wohl zu geschehen pflegte. Die Schwierigkeiten, welche es bey jener, an sich einförmigen Methode hat, die Ideen an einander zu reihen, ohne gar zu schwerfällig zu werden, fodern nicht nur überhaupt zur Anstrengung auf, sondern befördern ganz besonders das Streben nach Kürze und Bündigkeit. Hätte unser Vf. in jenem Stil arbeiten müssen, gewifs würden der Perioden viel weniger geworden, manche weitschweifige Ausführung würde wahrscheinlich zu ein paar Zeilen zusammengeschmolzen, manche vage Behauptung, mancher in rechtliche Entscheidungs-Gründe ganz und gar nicht gehörende Satz würde ganz weggeblieben seyn. Auch hat es Recens. nicht gefallen wollen, dafs die Formeln der reformirenden Sentenzen abgeändert, und die alte Weise, nach welcher das vorige reformirte Urtheil wörtlich eingerückt, und dann gesagt zu werden pflegte, dafs es dabey nicht zu lassen sey, worauf man die neue Sentenz erst folgen liefs, nicht beobachtet worden ist. Eine Sentenz ist kein Kunstwerk, bey welchem auf Wohlklang, Anmuth und Eleganz zu sehen ist, sondern es kömmt dabey blofs auf höchste Deutlichkeit und Bestimmtheit an, und Alles, was dazu beyträgt, und wodurch nicht nur in einem einzelnen Falle jedem Zweifel vorgebeugt, sondern auch im Allgemeinen die Möglichkeit vermindert wird, dafs der Urtheilsverfasser sich eines Irrthums oder *supervisi* schuldig mache, ist zweckmäfsig. Es ist aber nicht zu verkennen, dafs die wörtliche Wiederholung des vorigen Urtheiles viel dazu beyträgt, um jeden Irrthum zu entfernen, und gröfsere Bestimmtheit zu befördern. Unsere Vorfahren hatten für das Zweckmäfsige einen sehr richtigen Takt, und da sie von dem Fehler frey waren, Alles zugleich seyn zu wollen, und defshalb ein Jeder sich auf sein Fach einschränkte: so waren sie in der Wahl

der Methoden meist sehr glücklich; wir sollten daher nicht ohne Noth von dem Wege abweichen, den sie uns vorgezeichnet haben.

Der Abhandlungen sind in dem ersten Theile 27, im zweyten 40. Die meisten sind aus dem Civilrecht; nur einige aus dem Criminalrecht. Viele haben Handels- und Gewerbs-Sachen zum Gegenstande. Die ersten, besonders diejenigen, welche Wechsel-, Assecuranz- und Commissions-Geschäfte betreffen, sind meistens wegen der verwickelten Verhältnisse schwer zu übersehen; und weil gewöhnlich mehrere Personen dabey concurriren, deren jede ein besonderes Interesse und besondere Rechte und Verbindlichkeiten hat: so kommt dabey alles auf zweckmäsige Darstellung und Entwickelung des Factums an. Ist dieses mit gehöriger Sachkenntniss geschehen, und jeder factische Umstand von Seiten des Rechts gehörig gewürdigt: so ergiebt sich die rechtliche Entscheidung meistens von selbst. Dieses ist von dem Vf. nicht immer beobachtet, und es bleiben daher manche Entscheidungen, z. B. No. VI und XXI, ziemlich unverständlich; wenigstens werden die Lehrlinge sich daraus nicht leicht finden können. In den Urtheilen über Gewerbs-Sachen ist die unbedingte Vorliebe des Vfs. für das physiokratische System mehr sichtbar, als es für rechtliche Ausarbeitungen passt, z. B. No. XXV S. 278. No. XXVII. S. 231 im ersten Theile, No. I u. II. XIV, ganz besonders aber No. IV im zweyten Theile. Hier, wo die Frage davon ist, ob einem *bestehenden Gesetze*, welches das Brantweinbrennen verbietet, entgegen gehandelt sey, wird über die Unzweckmäsigkeit und Unweisheit eines solchen Verbots gesprochen, dabey der im Ganzen vielleicht richtige, in einzelnen Fällen und für einzelne Provinzen aber durchaus falsche Satz, dass alles Brantweinbrennen, wo es am stärksten getrieben werde, doch nicht den 50sten Theil des Getreides verbrennen könne, aufgestellt. Wie kommt dergleichen in die Gründe eines Urtheils; wie kann ein Richter sagen, und davon ausgehen, „dass die Regierung, weil sie weise sey, unstreitig bey einem solchen Verbot nur die Absicht habe, das Publicum zu beruhigen, welches ohne Einsicht in den Zusammenhang der Dinge und in den Gang des Handelsverkehrs, diess Brennen nach alten Vorurtheilen in seiner Unwissenheit für schädlich hält;" wie kann, ohne dass das vorliegende Factum dazu Veranlassung giebt, und ganz im Allgemeinen, ein grosser Milderungsgrund darin gefunden werden, dass ein Mann in seinem redlichen Gewerbe auf einmal gehindert, und in die bedauernswürdigste Nahrungslosigkeit mit seiner Familie gestürzt wird? Für einen Defensor mag so etwas passen; aber für einen Richter, der ein ihm gegebenes Factum nach einem bestehenden Gesetze zu beurtheilen hat, ist ein Drehen und Wenden, ein Durchhelfen mit unhaltbaren Gründen durchaus unangemessen. Der Gesetzgeber hat es zu verantworten, wenn unweise Gesetze gegeben werden, und wenn dadurch das Volk zur Übertretung verleitet und mehr oder weniger gezwungen wird, und wenn am Ende Gleichgültigkeit gegen dergleichen Handlungen und die daraus folgenden Eidschwüre entsteht; aber der Richter muss nach dem Gesetze gehen, und darf am wenigsten dergleichen Aushülfen bey ganz neuen Gesetzen sich erlauben und laut werden lassen. Überhaupt glaubt man oft mehr die Schriften eines Sachwalters zu lesen, der seines Clienten Sache mit speciösen Gründen führt, als die eines Richters, der allenthalben der Wahrheit mit Ruhe und Würde zu huldigen hat. Viel zu oft ist aus allgemeinen Wahrscheinlichkeitsgründen argumentirt und entschieden, und auf Dinge ein Werth gelegt worden, den sie rechtlich nicht haben, ja der ihnen nicht einmal nach der gemeinen Erfahrung zukommt. Wie Manches wird gleich in der ersten Abhandlung vernünftig oder thöricht genannt, und desshalb wahrscheinlich oder unwahrscheinlich gefunden, was dessenungeachtet nach der Geschichte unserer Tage Niemanden so erscheinen kann! Wer kennt nicht die Wirkungen der Leidenschaft, des Unmuths und anderer edler und unedler Gefühle? Welcher erfahrne Jurist weiss nicht aus Acten, zu welchen falschen Masregeln, Verblendungen und Verirrungen des Herzens und Verstandes der Eigennutz, die Gewinnsucht führt? Wer hat nicht bis zum Erstaunen gesehen, wie leicht selbst gute und verständige Menschen in ihren eigenen Angelegenheiten den richtigen Gesichtspunct verfehlen, und Dinge ins Werk setzen, behaupten und vertheidigen, welche sie unter anderen Umständen nie billigen würden? Daher ist es höchst gefährlich, wenn der Richter über das, was erwiesen in den Acten liegt, herausgeht, wenn er, wie z. B. S. 195 geschehen, aus dem allgemein bekannten Charakter verdienter Männer bestimmte Folgen zieht, — nicht zu gedenken, dass gerade der Fall, wobey dieses geschehen ist, einer von denen ist, bey welchen, gelinde gesprochen, ein irrendes Gewissen gar nicht selten ist —, oder wenn er logische und moralische Wahrheiten zu historischen Wahrheiten erhebt. Eben so wird kein bedächtiger, seine Worte abwägender Mann die Behauptung Th. I. S. 283: „keine menschliche Klugheit konnte voraussehen, dass die Empfänger falliren würden," ohne Kopfschütteln lesen können. Dieses sind nur einige Beyspiele von hunderten, die sich ohne Mühe aufstellen liessen. Für die eigentliche Jurisprudenz ist wenig Ausbeute in dieser Sammlung. Die Rechtssätze sind meist nur kurz berührt; inzwischen haben die Entscheidungen dem Rec. meist immer richtig und wohl begründet geschienen. Doch möchten einzelne Behauptungen wohl zu kühn und allgemein seyn: z. B. im ersten Theil S. 52: dass selbst bey ererbten Lehn- und Stamm-Gütern jeder Besitzer *ratione* seiner Nachkommen als *primus adquirens* anzusehen sey, wie Hr. *Schmalz* durch ein Citat aus Hn. *Schmalz* dort beweisen will. S. 264, dass über die Rechtsbeständigkeit der Form eines verlornen Testaments kein Eid deferirt werden könne. Warum nicht? — Die Rechtsfrage über die Rechtsbeständigkeit eines Testaments hängt ja von Thatsachen ab, und diese Thatsachen können ja durch einen Eid ausgemittelt

und in die Eidesformel gebracht werden. Th. 2 S. 59, dass Nachsteuer-Sachen eigentliche offenbare Policey-Sachen seyen; denn dieses ist doch dann, wenn die Verbindlichkeit selbst in einem bestimmten Falle bestritten wird, durchaus falsch. Schwerlich dürfte auch die Entscheidung in No. V. Th. 2 Beyfall finden; wenigstens würde, wenn die angeführten Gründe durchgreifend wären, aus einer jeden *condictio indebiti* eine *condictio sine causa* gemacht, jeder *error in facto* wegsophistirt, und das *onus probandi* von dem Kläger auf den Beklagten in einem Falle gewälzt werden können, wo der Kläger eine sehr grosse Vermuthung gegen sich hat, und es ist ja eine bekannte Regel, dass sogenannte *praesumtiones hominis* zwar den Beweis erleichtern, allein in der Verbindlichkeit zur Beweisführung nichts ändern. Auffallend und nicht gerade philosophisch ist es, wenn S. 113 und 278 der den Handelsbüchern beygelegte halbe Beweis eine in der Natur gegründete Sache genannt wird. Was muss sich die gute Natur nicht gefallen lassen! Rec. scheint es etwas ganz Naturwidriges zu seyn, dass hier eine Schrift *für* denjenigen, der sie niedergeschrieben hat, etwas soll beweisen können, dass Jemand auf diese Weise Zeuge in eigener Sache wird, und es lässt sich sehr fragen, ob nicht eine entgegengesetzte Legislation vorzüglicher wäre. Die Unbequemlichkeit, welche daraus entsteht, ist so gross nicht, als man glaubt; gewiss aber würden viele Betrügereyen weniger seyn, und es bliebe ja dem Einzelnen unbenommen, durch besondere Verabredungen ihren gegenseitigen Büchern einen halben Beweis beyzulegen, wenn sie überzeugt wären, dass sie dabey nichts wagten, oder dass die Bequemlichkeit grösser als die Gefahr wäre. Auch ist S. 119 einer Hypothese über die trocknen Wechsel, welche vom Gesetzgeber vielleicht genauer erwogen zu werden verdiente, zu viel Gewicht beygelegt. Die Entscheidung in No. VII, Th. 1, in Betreff der Compensation des Illiquiden mit dem Liquiden, ist gegen die gewöhnliche Theorie. Rec. stimmt dem Vf. im Ganzen bey; doch hätte die Sache gerade, weil sie gegen eine gemeine Meinung anstösst, eine genauere Ausführung verdient, und es dürfte doch auch nach der jetzt bestehenden Gesetzgebung nicht in einem jeden Falle derjenige, welcher eine illiquide Foderung hat, die von ihm bezahlte liquide Schuld gerichtlich zu zahlen und mit Arrest zu belegen, berechtigt seyn. Dadurch würde ja nicht nur ein grosser Theil der aus dieser Theorie für den Kläger entspringenden Vortheile verloren gehen, sondern es stösst dieses auch gegen den allgemeinen Grundsatzen, dass, wenn nicht ganz besondere Gründe vorhanden sind, bloss wegen eines erhobenen Anspruchs noch kein Arrest verfügt werden kann. Ein solcher besonderer Grund liegt aber nicht darin, und kann darin nicht liegen, dass derjenige, den wir als unseren Gläubiger haben anerkennen müssen, zugleich, unserer Behauptung nach, unser Schuldner seyn soll.

PN.

BRAUNSCHWEIG, b. Vieweg: *Über die gerichtliche Policey und das Verfahren der Municipal-Policeygerichte und Correctionstribunäle, nach französischen und westphälischen Gesetzen.* Ein Versuch von E. G. *Kalenkamp*, Tribunalrichter zu Hersfeld. Nebst einem alphabetischen Verzeichnisse der im Gesetzbülletin des Königreichs Westphalen vorkommenden Strafverfügungen. 1810. 298 u. 104 S. gr. 8.

Es ist eine erfreuliche Erscheinung, unter dem Wuste unnützer und schädlicher schriftstellerischer Producte, welche die neue Legislation jetzt fast monatlich in Westphalen veranlasst, und die mehr von einem unwiderstehlichen Triebe, sich hören zu lassen, als von der Absicht, die Wissenschaft wirklich zu befördern, zeigen, endlich einmal wieder ein Werk zu treffen, bey welchem zu verweilen, Vergnügen und Belehrung ist. Der Vf. dieser Schrift hat nicht nur den Gegenstand, welchen er behandeln wollte, in den Quellen studirt, sondern er hat diese mit der westphälischen Legislation stets, auf eine zweckmässige Art, verglichen, um so dem Leser nicht nur den Ursprung der neuen Institute, sondern auch ihre Abweichung von der älteren und neueren französischen Gesetzgebung auf eine zweckmässige Art dargelegt. Das Resultat einer so gründlichen Behandlung des Gegenstandes konnte nicht anders als erwünscht seyn: das neue Gesetz ist von dem Vf. so klar und deutlich dargestellt, dass fast nichts zu wünschen übrig bleibt. Es ist diese Arbeit um so verdienstvoller, da nicht leicht ein Gesetz mehr missverstanden und im Ganzen unzweckmässiger angewendet ist, als die correctionelle Processordnung Westphalens, welches bey ihrer gänzlichen Verschiedenheit von den bisherigen Formen zu erwarten stand, obgleich, in einer mit Beredsamkeit gehaltenen Rede, der Herr Staatsrath *von Leist* den Geist des Gesetzes den Ständen so schön entwickelte, als je ein Gesetz von Frankreichs Rednern entwickelt worden ist. Da ein solches Institut, als die A. L. Z. ist, nicht ausführliche Kritiken von Werken, welche einen so einzelnen Gegenstand, als der im gegenwärtigen Werke behandelte ist, enthalten kann: so begnügt sich Rec., zu versichern, dass nicht nur die sämmtlichen Hülfsbeamten der Procuratoren des Königs, sondern diese und die Richter selbst, in diesem Werke Vieles lernen können, und dass zu hoffen steht, dass es, in Verbindung mit den bekannten Formularen zur Corrections-Gerichtsordnung, Vieles dazu beytragen wird, dass dieses Gesetz, seinem wahren Geiste nach, in Westphalen angewendet werde.

F * * * * k.

1) GÖTTINGEN, b. Vandenhoek und Ruprecht: *Handbuch für westphälische Notarien nach Garnier des Chenes verfasst, und mit den nöthigen Formularen versehen* von *E. Tittmann*, Notar des Cantons Nordheim. Erster Theil. 1810. 272 S. 8. (20 Gr.)

2) HALLE, b. Kümmel: *Das Notariat in Frankreich.* Mit Bemerkungen der Abänderungen und Zusätze der westphälischen Notariats-Ordnung,

so wie mit erläuternden Beylagen und Anmerkungen von *Carl Gottlieb Gähne*, Districtsnotarius zu Halle. Zweyte Auflage. 1810. 144 S. 8. (14 Gr.)

Beide Schriften haben die löbliche Absicht, ein Institut, welches in Deutschland, und namentlich im Königreich Westphalen, so gut als gänzlich unbekannt war, bekannt und die Ausübung der Geschäfte, welche dasselbe vorschreibt, leichter zu machen. Der Vf. von No. 1, schon als belletristischer Schriftsteller bekannt, erreicht seinen Zweck grösstentheils, indem er sich den besten Schriftsteller über das Notariat, den Frankreich kennt, *Garnier des Chenes*, zum Leitfaden dienen liess, ohne ihn jedoch sklavisch zu übersetzen. Es kann daher dieses Werk mit vollem Rechte von westphälischen Notarien, welche den *Garnier des Chenes* selbst, oder ähnliche französische Werke zu lesen nicht im Stande sind, empfohlen werden. Überdiess schreibt der Vf. in einer reinen, edlen Sprache, so dass also, auch in dieser Rücksicht, das gegenwärtige Buch den Notarien (oder wie sie sich lächerlicher Weise so gern nennen,) den „*Notaires*" Westphalens zum Muster dienen kann.

Der Vf. von No. 2 hat sich die Sache ziemlich leicht gemacht. Der grösste Theil des Buchs wird von einer wörtlichen Übersetzung der bekannten französischen Notariats-Decrete, denen eine Vergleichung mit der westphälischen Legislation über diese Materie hinzugefügt ist, ausgefüllt. Die am Ende des Werkes hinzugefügten Noten zu jenen Decreten sind von wenigem Belange, und nicht einmal durchaus richtig. Denn so ist es z. B. falsch, wenn es S. 65 heisst: „Es giebt keine Verhandlung, keinen Contract, keine Übereinkunft und keine Verpflichtung, welche die Gesetze erlauben, derentwegen die Parteyen nicht das Amt des Notarius angehen müssten, wenn sie wollen, dass ihre Übereinkunft entweder rechtsgültig seyn, oder ein gewisses Datum und öffentliche Glaubwürdigkeit haben soll." Denn es giebt allerdings Handlungen, welche, nach dem Gesetze, wenn sie rechtsgültig seyn sollen, vor anderen Personen, als vor Notarien, vorgenommen werden müssen. So verordnet z. B. der 353ste Art. des *C. N.*, dass die Adoptions-Urkunden von den Friedensrichtern, und der 70ste Art. des *C. N.*, dass die Notariäts-Acte von eben diesen Beamten aufgenommen werden sollen. No. 2 ist daher keinesweges mit No. 1 in Vergleichung zu setzen.

— m —.

Düsseldorf, b. Schreiner: *Gesetzbuch über den bürgerlichen Process*. Aus dem Französischen übersetzt und mit erläuternden und vergleichenden Anmerkungen und vollständigen Formularen begleitet von *A. Backoven*, Dr. der Rechte, Richter und Director der Jury am Tribunale in Cleve. 1810. 782 S. 8. (4 Rthlr. 16 gr.)

Der Vf. versichert in der Vorrede, vor zwey Jahren, *auf die Bitten seiner Freunde*, das französische *Civil-Verfahren* (*sic*) zu verdeutschen, zu erläutern, und das franz. Formularwesen ins Deutsche zu übertragen, diese Arbeit unternommen zu haben. Rec. kann nicht umhin, zu bemerken, dass sich diese Freunde zu sehr von einem freundschaftlichen Vorurtheile bestechen liessen, indem sie sich mit ihrem Gesuche an Hn. *B.* wandten. Denn die Übersetzung ist in so hohem Grade undeutsch und holprich gerathen, dass sie besser gethan hätten, sich an die, damals schon vorhandene *danielsche* Übersetzung zu halten. Die Anmerkungen, welche den meisten Artikeln beygefügt sind, haben, so wie die Formulare, grösstentheils ihren Ursprung aus dem bekannten *praticien français* erhalten, und sind ebenfalls in einem Deutsch abgefasst, welches gänzlich mit der Übersetzung harmonirt. Da lieset man von *sichern* (gewissen) Personen, *einzumittelnden* (einzulegenden) Einsprüchen, von der *Signisicirung des Spruchs* (Einhändigung des Erkenntnisses) u. s. w., so dass einem, der an diese ultrarhenanische Sprache nicht gewöhnt ist, bey der Lesung übel wird. — Übrigens ist für die Wissenschaft nicht der geringste Gewinn in diesem schlechten Buche enthalten.

— m —.

KLEINE SCHRIFTEN.

Jurisprudenz. *Landshut*, b. Thomann: *Versuch einer Theorie des Vollmachts-Vertrages nach dem römischen Rechte.* Eine Inauguralabhandlung bey Ertheilung der juristischen Doctorwürde von D. *Augustin Buchner*. 1809. 151 S. 8. (16 Gr.)

Diese Schrift, nach der Äusserung des Vfs, eine Concurrenz-Schrift zu einem, für das Jahr 1808 von der Section der Rechtskunde der Universität in Landshut ausgestellten Preis behandelt, nach vorausgeschicktem allgemeinen Theil, Begriff des Mandats, Errichtung und Eingehung, Gegenstand, Subjecte desselben, Rechtsverhältnisse aus ihm in Rücksicht sowohl beider Contrahenden als eines dritten, Rechtsmittel daraus und seine Aufhebung. Der Vorrede zufolge hielt sie die Preisstellerin für des Drucks würdig, und Rec. stimmt hierin gern überein, da sie die Kenntnisse ihres Vfs. beurkundet, wenn auch die Wissenschaft durch die Schrift nichts gewinnen sollte. Dem Inhalt z. B. §. 81 der Widerlegung der Vertheidiger der *culpae levissimae* des Mandatars fehlt viel an der nothwendigen Gründlichkeit, und bey der Anlage und Ausführung vermisst man den in neueren Zeiten dargelegten so wesentlichen Unterschied der formalen und factischen Gesetzvorschriften für die Verträge und der gedoppelten Behandlungsart beider Classen. — Von S. 135 an folgt eine interessante „*Vergleichung der neuen französischen Gesetzgebung (Code Napoléon) mit dem in der vorstehenden Abhandlung in Beziehung auf den Vollmachtsvertrag dargestellten römischen Rechte*", und von S. 143 an eine ähnliche Arbeit für das *allg. preuss. Landrecht*, in welchen der Vf. die einzelnen Differenzen der drey Gesetzgebungen berührt. Die im *Code Nap.* Art. 1341 als nothwendig dargestellte schriftliche Abfassung der Verträge über 148 Fr. bezieht sich nicht, wie der Vf. glaubt, auf die Form der Verträge, sondern führt nur, wie schon aus der Überschrift des Abschnitts und der ausgedehnten Zulässigkeit der Eidesdelation (Art. 1358) hervorleuchtet, auf das Wegfallen des Zeugenbeweises bey jenen bedeutenderen Verträgen.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 5 NOVEMBER, 1810.

MEDICIN.

Frankfurt a. M., b. Wilmans: *Abhandlungen der physikalisch-medicinischen Societät zu Erlangen.* I Band. Mit 8 Kupfertafeln. 1810. 484 S. 4. (3 Thlr.)

Die physikalisch-medicinische Societät zu Erlangen legt in diesem Werke die Früchte ihrer Thätigkeit vom Anfange ihres Bestehens, seit dem 20 März 1808 bis zum Julius des J. 1810, vor, und gedenkt die ferner eingehenden Beyträge in Bänden folgen zu lassen. Für den Eifer, womit die Societät ihr rühmliches Vorhaben betreibt, redet die in der kurzen Zeit ihres Bestehens schon zu dem Umfange eines voluminösen Bandes angewachsene Ausbeute ihres geselligen Strebens, so wie der Ruf und das Ansehen der zahlreichen inländischen sowohl als ausländischen Gelehrten, welche die Societät in der vorgedruckten Liste zu ihren ordentlichen Ehren- und correspondirenden Mitgliedern zählt, allerdings zu glänzenden Erwartungen, in Hinsicht der Resultate ihrer Bemühung, für die Zukunft berechtigt.

Die den ersten Band der Abhandlungen der Societät begleitende Vorrede, welche den Hn. GHR. *Harles*, als dermaligen Director der Societät, zum Verfasser hat, verbreitet sich umständlich über den Zweck und die besondere Richtung des Strebens der Societät, deren Hauptaugenmerk gemeinschaftliche Cultivirung, Beförderung und Erweiterung der Physiologie und Medicin in ihrem ganzen Umfange, und mit Einschluss der ihr nächstverwandten Hülfswissenschaften, seyn soll. In dieser Hinsicht fodert die Societät in den einzelnen Arbeiten ihrer Mitglieder Beobachtung und Erforschung der Erscheinungen und Verhältnisse des Menschen- und Thier-Lebens, Anreihung dieser Lebenserscheinungen im menschlich-thierischen Organismus an mehr oder minder analoge Phänomene in den übrigen Reichen organischer Schöpfung, und experimentative Verfolgung der verknüpfenden Kette, die alles Leben durch alle Organisationsreihen umschlingt u. s. w.; Untersuchung und Sonderung der allgemeineren und wichtigeren Umgebungen und Einflüsse von aussen, die auf die Kraft und Normalität des Lebens und der Organisation, insbesondere des Menschen, verändernd zu wirken vermögen; Analyse ihrer Wirkungen auf den Körper, so weit diese durch sinnliche Anschauung, mit Hülfe physikalisch-chemischer Processe, zu erforschen seyn können; Versuche zur Läuterung, festeren Begründung und zur Erweiterung der Lehre von der Heilung der Krankheiten und Sicherung der Gesundheit im Umfange der klinisch-chirurgischen Doctrin und Technik. Ein allerdings weiter und stoffreicher Wirkungskreis der Societät, aus dessen umständlicher Darlegung man entnehmen mag, was man in den Arbeiten derselben eigentlich zu erwarten habe. Gewiss kommt jeder in das Heiligthum der Natur eingeweihte, dabey bescheidene und aufrichtige Forscher mit Hn. H. darin überein, dass das von der Societät beabsichtigte Ziel eine unendliche Aufgabe sey, die nur eine allmähliche Näherung zu der von der Vernunft gefoderten Vollendung gestattet, dass hiebey der Kampf des Geistes gegen die ihm lästige Schranke, ohne übertriebene Kühnheit und einseitigen Schulzwang, so rühmlich und aufmunterungswerth sey, als nachtheilig ihm der Stillstand auf bestimmter Stufe durch die Gefahr des dogmatischen Schlummers werde. Eben so gegründet findet Rec. die bey dieser Gelegenheit erhobene Klage des Vfs. gegen die in unseren Tagen so sehr um sich greifende speculative Einseitigkeit des menschlichen Geistes, von der die Societät ihr Gebiet nicht befleckt wissen will; doch ohne hiebey die Freyheit ihrer Glieder despotisch zu fesseln, noch die Erfahrung, welcher sie vorwaltend huldigt, in Oberflächlichkeit entartet zu wünschen. Möchte der Zeitgeist sich nie von dieser heilsamen Mittelstrasse entfernen, möchte er in seinem kühnen idealen Aufschwunge die Welt der Wirklichkeit nie völlig verwaiset hinter sich lassen, und der ohne den Funken des höheren ätherischen Lichtes todten chaotischen Erscheinung immer Einheit und Leben einhauchen!

Den Inhalt des Werkes selbst eröffnet die kurze Geschichte der Entstehung und des Wachsthums der Societät, der in Hinsicht des eisernen Druckes der Zeit, vorzüglich des Bodens, dem sie entkeimte, allerdings zu den befremdenden Erscheinungen gehört, um so mehr, da unter früheren günstigeren Auspicien der zur Begründung der Societät bestandene Entwurf unübersteigliche Hindernisse fand. Nicht weniger muss die rasche Erweiterung, so wie die schnell errungene innere Selbstständigkeit der Societät mit Achtung erfüllen, indem sie lediglich den Privatkräften ihres Stifters, so wie der wenigen activen Mitglieder, die sich zuerst an jene anschlossen, ohne anderen höheren Einfluss, als die Formalität der Sanctionirung, ihren Ursprung verdankt, und es hierin vielen ähnlichen Anstalten von Range zuvor that.

Die zweyte Abtheilung der Verhandlungen der Societät nimmt der Nekrolog ihrer Mitglieder ein. Sey es, dass geschichtliche Verwandtschaft, oder der Zoll der Achtung gegen die Verewigten ihm diese Stelle anwies: so glaubt Rec. es vor dem Richterstuhle der Logik verantworten zu wollen, ohne dabey dem Verdienste, so wie der Heiligkeit des Gedächtnisses der verstorbenen Mitglieder etwas zu vergeben, wenn jener tragische Voract den Schluss eines jeden Bandes der Verhandlungen der Societät ausmachte.

Die Arbeiten der Mitglieder selbst, 23 an der Zahl, folgen in chronologischer Ordnung. I. *Anatomische Wahrnehmungen* von Dr. *Fleischmann*, Prosector am anatomischen Theater zu Erlangen. a) Noch unbemerkte Varietät der Muskeln. Sie besteht 1) in einer besonderen Verzweigung des zweybauchigen Unterkiefermuskels nach seinem Heraustritte aus der Spalte des *Stilohyoideus* und einer flechsigen Anastomose mit seinem Gespanne. Die dieser Muskelanomalie zur Erläuterung dienende Kupfertafel, eine Arbeit des durch seine anatomische Darstellungsgabe bereits bekannten Hofr. *Loschge*, verdient den gelungensten Arbeiten desselben beygezählt zu werden, und macht durch die sie auszeichnende Deutlichkeit der Versinnlichung alle Beschreibung entbehrlich. 2) In einem jener von dem Vf. problematisch genannten Muskeln, welche sich gewöhnlich zwischen unbeweglichen Knochenpuncten gleichsam nur pleonastisch gelagert finden, der sich anomalisch an den beiden Hervorragungen des unteren Unterkieferrandes befestigt zeigte, und auf den beiden breiten Halsmuskeln auflag. Der Vf. glaubt ihn Quermuskel des Kinns nennen, und ihm die Bestimmung eines blossen Drucks auf jene Muskeln geben zu können. 3) In einer eigenen Theilung des 3ten und 4ten Spulmuskels der rechten Hand. 4) In einem kleinen Muskel, der an dem Mittelhandknochen des Mittelfingers entsprang, und sich an der Radialseite des ersten Zeigefingergliedes festsetzte, und den Zeigefinger gegen den Mittelfinger anzog. 5) In einem langen zweybauchigen Anzieher des Daumens, der sich symmetrisch in beiden Armen vorfand, und dessen Structur und Lauf der Vf. ausführlich beschreibt. Die zur Erläuterung dienende Zeichnung, von der Hand des Hn. Hofr. *Loschge*, giebt der vorigen nichts nach. Ausserdem will der Vf. in mehreren breiten Muskeln, z. B. des Rückens, rundliche Quertrennungen der Fasern entdeckt haben, die er Risse zu nennen beliebt, mit welchem Rechte, sieht Rec. nicht ein, obgleich er dem Vf. eingesteht, solche Unterbrechungen des Muscularfasergewebes häufig wahrgenommen zu haben, ohne auf ihre Erscheinung einen besonderen Werth zu legen. Den von dem Vf. geäusserten Gedanken der möglichen Begründung rheumatischer Erscheinungen durch jene Muscularanomalie, so wie des bey schneller und starker Bewegung oft augenblicklich entstehenden Schmerzens (der so häufig, als jene Naturverirrung, nicht vorkommen möchte) findet Rec., wenn es anders baarer Ernst damit seyn sollte, ziemlich mechanisch, und weit und mühsam möchte dessen Causalnexus herzuholen seyn. b) Wahrnehmung einer Osteomalakia (Knochenweichheit) einer 25jährigen weiblichen Person, mit auffallender Verkrüppelung des Thorax und Beckens, bey ziemlicher Regelmässigkeit der Wirbelsäule des Halses. Ungern vermisst Rec. bey dieser Beobachtung eine genaue lichtgebende Zeichnung nach der Natur, ohne welche anatomische Beschreibungen überhaupt nur trocken und von beschränktem Interesse sind. c) Sonderbare Verwachsung zweyer Backenzähne, die darin besteht, dass die Zwischenräume der Wurzeln des einen Zahnes jene des anderen in horizontaler Richtung in der Kinnlade liegenden aufnehmen. Der Vf. bemüht sich, diese Naturerscheinung, die allerdings mit der sie begleitenden Krankheitsgeschichte zu den selteneren Bildungsanomalieen gehört, auf mechanischem Wege zu erklären. Welche Erklärungsweise vorzüglich dadurch verdienstlich wird, dass sie sich auf die Naturbeobachtung der dabey Statt gehabten Krankheit, ihre Zufälle und den Erfolg der dabey geübten Heilmethode stützt. II. *Einige mikroskopische Beobachtungen über die Metamorphose des vegetabilischen und animalischen Lebens.* Von Dr. *G. A. Goldfuss* zu Erlangen. Diese Reihe von Wahrnehmungen, die der Vf. mit verschiedenen kryptogamischen Wassergewächsen anstellte, enthält für den Forscher allerdings Stoff zu mancher fruchtbaren Idee. Rec. fand sich dadurch um so angenehmer überrascht, als sie seinen längst gehegten, zum Theil schon bekannt gemachten Gedanken, in Hinsicht der Erhebung des thierischen Lebens aus dem Schoosse der vegetabilischen Welt, als deren Formenwechsel das Thierleben an sich nur auftritt, so unerwartet entgegen kamen. Die kryptogamischen Wasserpflanzen und ihre noch so räthselhafte Organisation, so wie das genaue Studium des Lebens der aus ihnen scheinbar hervorgehenden thierischen Molecule und Infusorien sind die Quellen, woraus Rec. die reichste Ausbeute für die Geschichte thierischer Schöpfung und ihre Metamorphose, von dem zweydeutigsten Grenzatome der verschiedenen Reiche der Wesen bis zu dessen herrlichster Entfaltung im sensiblen Zenith der Vernunft erwartet. Schade, dass die Beobachtungen des Hn. G. bey dem reichen Interesse ihres Inhalts und dem fruchtbaren Felde zu rhapsodisch, ohne höheres, das Ganze beseelendes Einheitsprincip da liegen, welchem Mangel Hr. G. vielleicht durch den ferneren Verfolg seiner vielversprechenden Beobachtungen abhilft. Weit belehrender würden die den Wahrnehmungen des Hn. G. zur Erläuterung dienenden Zeichnungen ausgefallen seyn, wenn man ihren Maßstab etwas mehr erweitert, ihre Überschriften weniger mikroskopisirt, und dabey angegeben hätte, wie die dargestellte Vergrösserung der Gegenstände sich zu ihrem Naturmasse verhalte. III. *Über die Analogie der männlichen und weiblichen Geschlechtstheile* von Dr. *J. Chr. Rosenmüller*, Prof. in Leipzig. Was den Gegenstand dieser kurzen anatomischen Parallele betrifft: so scheint die Aufmerksamkeit des Vfs. auf ihn hauptsächlich durch gewisse organische Entartungen der männlichen

Geschlechtstheile, vorzüglich Verkürzung und Spaltung der Harnröhre, erregt worden zu seyn, vielleicht durch denselben angeblichen Hermaphroditen aus Berlin, den Rec. zu untersuchen Gelegenheit hatte, wo die Harnröhre zwar nur durch ihre Mündung in dem vorderen unteren Theile der auffallend kurzen Ruthe ihre vorzüglichste Anomalie zeigte, der völlig leere beygezogene Hodensack hingegen, der Richtung seiner Nath nach, eine eigene Spalte, gleich weiblichen Schamlippen, darbot, durch die man einen einer zweyten Harnröhre ähnlichen Hautgang gegen die Blase, ein Analogon von Harnröhre, sondiren konnte; welchen Gang man irrig für eine weibliche Scheide ansah. Sinnreich findet Rec. die von Hn. R. angesprochene Ähnlichkeit der beiden Hemisphären des Hodensackes mit den äusseren Schamlippen des Weibes, der männlichen Harnröhre mit der weiblichen Scheide, der inneren Schamlippen mit den schwammigen Körpern des Mannes, deren Erectionsfähigkeit man in ihnen entdecke; eben so die Art, womit Hr. R. die Vorsteherdrüse dem weiblichen Fruchtbehälter gegenüber stellt, wo dann eben so folgerecht und wahr die Samenbläschen und ihre Gänge die Stelle der falopischen Röhren, die Hoden und ihre zurückführenden Gefässe jene der weiblichen Eyerstöcke vertreten. Welche Verwandtschaft dann nach der Ansicht des Vfs. bis in die Verzweigung der Adern fortläuft. Schätzbar sind ausserdem noch die anatomischen Beobachtungen der Ähnlichkeit des weiblichen Eyerstocks mit dem männlichen Hoden in den früheren Perioden des Lebens der Frucht, womit Hr. R. sein in so mancher Hinsicht interessantes Actenstück schliesst, ihrer gedrängten Darstellung wegen aber keines Auszugs fähig. IV. *Andeutungen einer pathologischen Elektrologie, und insbesondere einiger vorzugsweise elektrischen Krankheiten*, von Dr. *Chr. Fr. Harles*, Geh. Hofr. zu Erlangen. Wer von einer Seite die Wichtigkeit und Allgemeinheit der Rolle beherzigt, welche der elektrischen Thätigkeit, als besonderer Form des allgemeinen Naturlebens, im Weltall zukommt, auf der anderen Seite den geheimnissvollen Schleyer durchbrochen wünscht, unter welchem jene Regheit der Natur ihre Herrschaft übt, der erkennt gewiss mit Dank jeden über dieses dunkle Gebiet sinnlicher Erkenntniss verbreiteten Funken des Lichts. Hr. *H.* beginnt sein Unternehmen mit Betrachtung der Elektricität überhaupt, und des Verhältnisses der gemeinen oder atmosphärischen Elektricität zu der thierischen insbesondere. Sie ist, seinem Dafürhalten nach, das höchste und allgemeinste Agens der Natur. Sie giebt Leben und Tod, ohne einem oder dem anderen anzugehören. Rec. ist hierin anderer Meinung, indem er in ihr ein nothwendiges Attribut des Lebens erkennt. Eben so wenig möchte er Hn. *H.* beystimmen, wenn er die Auffindung des Wesens der Elektricität für unsere sinnlichen Kräfte für eine unlösbare Aufgabe hält, so gross auch die Schwierigkeiten hierin für den heutigen Zustand der Wissenschaft seyn mögen. Bey der mit jedem unbefangenen Naturforscher gefühlten Beschwerde eines zulänglichen Begriffes der Elektricität überhaupt, so wie der erkannten Dürftigkeit der Atomistik zu genanntem Zwecke, bezeigt Hr. *H.* sich den speculativen Ansichten dieses Gegenstandes vorzüglich geneigt; wobey er ihre Hülfe als Leitstern auf dem, seiner Erklärung nach, von ihm eingeschlagenen Wege der Erfahrung in Anspruch nimmt. Hr. *H.* glaubt sonach in dem Magnetismus, dem Galvanismus und dem chemischen Processe nur durch Potenzirung der Materie oder besondere Grundstoffe bestimmte allgemeine Elektricität erkennen zu dürfen; wobey Wasser- und Sauer-Stoff sich als Modification der Urelektricität beweisen, Kohlen- und Stick-Stoff hingegen, die besondere Modification der Elektricität, in der Sphäre des organischen Lebens, zur Bildung thierischer Elektricität wirksam seyn sollen. Hr. *H.* hält Sauerstoff und Wasserstoff im Verhältnisse zur Elektricität an sich, der er eine dynamische Priorität zuerkennt, für eine zweyte, niedrigere, mehr zusammengesetzte Potenz. Auf ähnliche Weise scheinen ihm Kohlen- und Stick-Stoff nur Nachpotenzen des Kohlen- und Wasser-Stoffes zu seyn. Zur Herstellung jener realen Factoren der Elektricität glaubt Hr. *H.* einen neuen Urstoff zu bedürfen, worin seine Vermuthung auf die Lichtmaterie verfällt, der er jedoch keinen anderen als hypothetischen Werth bey der Sache einräumt. Durch Vereinigung dieser Urstoffe, oder auch nur der Tendenz zu ihr, werde die Elektricität der zweyten Potenz oder positive und negative Elektricität gebildet. Eben so sollen die Elementarstoffe dritter Potenz, Wasserstoff der positiven Elektricität und räumlichen Lichtmaterie, Sauerstoff hingegen der negativen Elektricität und der räumlichen Lichtmaterie entgehen. Auf ähnliche Weise lässt Hr. *H.* aus positiver Elektricität und Wasserstoff den Wärmestoff, aus negativer Elektricität und Wasserstoff den Stickstoff entstehen. Positive Elektricität und Sauerstoff soll so das Wasser, negative Elektricität und Sauerstoff den Kohlenstoff ins Daseyn rufen. Das elektrische Princip soll sich unter allen Formen des übrigen Seyns thätig beweisen. Als Hauptmodificationen der Urelektricität, durch Cohäsions- und Combinations-Verhältnisse, seyen Magnetismus, gemeine oder atmosphärische Elektricität und Galvanismus zu betrachten, wodurch das Daseyn eines eigenen Pflanzenmagnetismus, neben dem thierischen, begreiflich werde. Hr. *H.* bemüht sich zu zeigen, unter welchen Bedingungen die Urelektricität in das Schema des Galvanismus herabsteige. Unter thierischer Elektricität versteht Hr. *H.* die Modification des Galvanismus. In sofern letzterer auch ausser Beziehung mit der Thierheit z. B. im Metallconflicte Statt habe, sey er mit thierischer Elektricität nicht für identisch zu nehmen. Thierische Elektricität kann nach der Meinung des Hn. *H.* nur als besondere in dem Zoovitalismus bedingte Aneignung der Elektricität überhaupt

den. Nach der Meinung des Hn. *H.* besteht der Charakter der thierischen Elektricität nicht bloss in Potenzirrung des einfachen elektrischen Processes auf

die Stufe des chemischen, unter dem Schema des Galvanismus, oder der dadurch bedingten Wasserzersetzung, in sofern Galvanismus und thierische Elektricität äqual seyen, sondern es beruhe die thierische Elektricität als Zoogalvanismus auf folgenden Momenten: 1) Auf der Production der dem Individuum als Bestandtheil nothwendigen Elektricitätsmasse; 2) Auf dem dieser Elektricität eigenen Spannungs- oder Polaritäts-Verhältnisse; 3) Auf der Art der Vertheilung der Elektricität an die verschiedenen Systeme des Körpers. Media, wodurch der thierische Körper sich seine Elektricität reproducire, seyen die Haut, die Lungen, der Magen und Darmkanal. Wahrscheinlich fange an der Grenze der vermittelnden Organe der Act der die Elektricität selbstständig ergreifenden Vitalität an. Wegen der ätherischen Natur, welche die Elektricitat selbst im thierischen Körper nicht völlig ablege, könne die thierische Haut keine scharfe Grenze der inneren und äusseren Elektricität abgeben, vielmehr nur die Natur einer hüllenden elektrischen Atmosphäre eingehen, die bey manchen Thieren, z. B. Katzen, vorzüglich stark sey, bey dem Menschen in krankhaften Zuständen, z. B. dem Somnambulismus, der Nervenschwäche u. s. w., zu enormen Grade vermehrt werden könne. Eben so könne durch Anomalie eine Art der Elektricität vor der anderen durch Explosion entfliehen, und die bekannten Gefühle, z. B. Funken vor den Augen, Sausen der Ohren, eigene schmerzhafte Strömungen durch die Glieder, Sträuben der Haare, metallischen Geschmack u. s. w. erregen. Die Reproduction der Elektricität richte sich nach individuellen Verhältnissen, Constitution, Alter, Geschlecht u. s. w.; jedoch habe zwischen äusserer und innerer Elektricität ein gewisses Gleichgewicht Statt, das zwar gestört werden könne, welcher Störung sich jedoch der Körper mehr oder weniger widersetze, wie das verschiedene Befinden der Menschen in Gewitterluft, elektrischen Bädern u. s. w. beweise, je nachdem die Gesundheit auf einer Stufe stehe, wobey die kranke Natur durch leichteres Hingeben an die äussere elektrische Bestimmung den Typus eines der äusseren Elektricität genäherten Verhältnisses verrathe. Missverhältnisse zwischen innerer und äusserer Elektricität haben Störungen der organischen Functionen zur Folge, wie das verschiedene Befinden in verschiedenen Temperaturen, Medien und Örtern zeige. Schleunige Überladung mit äusserer Elektricität könne so den Tod durch plötzliche Lähmung der Organe erzeugen, und umgekehrt müsse die Excentricität innerer Elektricität bey äusserer Armuth durch Entladung mannichfaltige pathologische Reactionen erzeugen, die jedoch von der Selbsterhaltungskraft des Organismus gemässigt würden; wie wir an schwülen Sommertagen, ohne Gewitterwolken, wo die Atmosphäre sehr arm an + Elektricität sey, sehen, wo der Körper — Elektricität verliere. Das Gegentheil habe bey aufsteigenden Gewitterwolken Statt, wo die — Elektricität der Atmosphäre sich häufe. Auf ähnliche Weise müsse durch vorwaltende Differenz der + oder — Polarität einer Elektricität die organische Materie besondere Bestimmungen eingehen; wobey jedoch nur unter krankhaften Verhältnissen völlige Aufhebung des Gleichgewichts Statt habe. In der Vertheilung innerer Elektricität an die organische Materie weist Hr. H. dem Nerven die negative, wie er sagt seiner chemischen Masse verwandtere (warum verwandter, ist nicht bewiesen) Wasserstoffpolarität, dem Muskel hingegen die positive Sauerstoffpolarität aus gleichem Grunde an, und glaubt hiedurch etwas Besseres an die Stelle jener Lehre gesetzt zu haben, die in dem Nerven- und Muscular-Systeme die Kette einer galvanischen Maschine erkennt, was Hr. H. durchaus nicht leiden will. Indem er in jener Annahme Schwierigkeiten sieht, die im Grunde keine sind, und welcher ungeachtet Rec. aus einer solchen Maschine, und wenn er auch ihre Polaritäten jenen des Hn. H. gerade entgegensetzt, sich weit mehr in der Werkstätte des individuellen Thierlebens auszurichten getraut, als Hr. H. mit den weit precärern Repräsentanten seiner Pole und ihrer Taktik. Hat nun Hr. H. die Streitkräfte in seinen Polen vertheilt: so geht er zur Schöpfung der elektrischen Strömungen über, so wie er sie zur Construction krankhafter Erscheinungen bedarf. Wo er sich bey diesem Geschäfte an Klüften und Abgründen sieht, werden flugs Brücken geschlagen, je nachdem es die Noth erheischt, und hiezu eigene Mediatorgane, Leiter, Halbleiter, Isolatoren u. s. w. aus dem Stegreife geschaffen. Aus welchem Apparate dann Hemmungen der elektrischen Ströme, Inversionen u. s. w. hervorgehen, die sich alles gefallen lassen müssen, was mit ihnen angefangen wird. Wir übergehen das Heer von Vermuthungen, welche Hr. H. hieraus für seinen Zweck abstrahirt. Der zweyte Theil der Abhandlung des Hn. H. trägt die Aufschrift: Grundlinien einer Elektropathologie, und ist als Anwendung des bisher Gesagten auf die Krankheitslehre zu betrachten, und nach jenem zu beurtheilen. Weswegen eine umständlichere Anzeige seines Inhaltes entbehrlich wird. Nur so viel sey hier noch gesagt, dass Hr. H. in der Musterung seiner elektrischen Krankheiten und ihrer Classificirung die oben schon erwähnte und gerügte Taktik befolgt. Wo man mit dem elektrischen Apparate nicht auslangt, werden organische Hülfstruppen von anderem Schlage gepresst, hiedurch, wie natürlich, alle Rubriken erfüllt. So wenig Rec. glaubt, dass die Arbeit des Hn. H. in den elektrischen Gefilden eine heilsame Reform unserer bisherigen Krankheitslehre zu begründen vermöge: so wenig bestreitet er das Verdienst des in ihr unverkennbaren wissenschaftlichen Geistes ihres Urhebers, so wie die Fruchtbarkeit mancher in ihr enthaltenen Ideen. Möchte Hr. H. in weiterer Bearbeitung seines Gegenstandes sich weniger von dem Strome unerwiesener Voraussetzungen fortreissen lassen, sich weniger mit der allenthalben zu Gebote stehenden Möglichkeit begnügen, dabey sich strenger an die Aussprüche der Erfahrung und des Experiments halten, wie Vieles liess sich in dem betrachteten Fache von ihm erwarten!

(Die Fortsetzung folgt.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 6 NOVEMBER 1810.

MEDICIN.

Frankfurt a. M., b. Wilmans: *Abhandlungen der physikalisch-medicinischen Societät zu Erlangen* u. s. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

V. Bemerkungen zur *Naturgeschichte der Manna*. Von *Eug. Esper*, Prof. zu Erlangen. Der Vf. theilt in diesem Aufsatze einige interessante Beobachtungen über den Ursprung der körnigen Manna, durch Vermittlung desjenigen Insects mit, das in den Naturbeschreibungen *cicada* oder *Tettigonia orni* heisst. Seine Untersuchungen machen es wahrscheinlich, dass ein Theil der um die Bäume her gefundenen Manna schon die Dauorgane des Insects durchwandert habe, wie der Honig die der Bienen, und glaubt, dass die Natur jenes Arzneymittels hiedurch nicht nur nicht alterirt werde, sondern an Kraft eher gewinne als verliere. Wofür er Gründe angiebt, die vor der Hand keine Widerlegung leiden. VI. *Geschichte einer Zerreissung der Speiseröhre des Magens*. Von Hofr. und Prof. *Schmidtmüller* in Landshut. Ein durch das Besondere seines Gegenstandes interessantes Actenstück für medicinische Diagnostik. Die über den Krankheitsverlauf und die Leichenöffnung angestellten Betrachtungen, so wie die daraus entnommenen Folgerungen, zeigen den tiefblickenden, richtig sehenden Forscher, wie der verewigte *Schmidtmüller* sich so vielfältig auf seiner praktischen Laufbahn bewies. VII. *Bemerkungen über das Staphylom*. Von *J. W. Heinlein*, ausübendem Arzte zu Erlangen. Der Vf. bemüht sich vor allem den Begriff der Krankheit zu berichtigen, und theilt sonach das Staphylom in das vollkommene und unvollkommene oder in die örtliche Geschwulst der Horn- und harten Augen-Haut mit und ohne Vorfall und Entzündung der Traubenhaut oder der Haut der wässerigen Feuchtigkeit ein, wobey er die einzelnen Arten und Abweichungen des Staphyloms, nebst ihren Zufällen, mit vieler Sachkenntniss aufzählt. Hr. *H.* setzt ferner die Unterschiede des Staphyloms von anderen Augenzufällen aus einander, und verbreitet sich weitläuftig über die Entstehungsart der Krankheit. Wobey er die Meinungen Anderer, vorzüglich die von *Richter* und *Günz*, kritisch abwägt, und endlich mit der gehaltreichen Augenkrankheitsgeschichte seiner eigenen Tochter schliesst. Das viele Gediegene und Wichtige, das für Diagnostik der Augenkrankheiten in dem Aufsatze des Hn. *H.* liegt, erregt bey Rec. den Wunsch, es möge der würdige Vf. dieses Fach des Heilwesens mit weiteren Beyträgen von solchem Gehalte bereichern. VIII. *Neue Methode zum Galvanisiren der Augen beym schwarzen Stare, mittelst metallener Linsen*. Von Hofr. *F. B. Osiander*. Hingeworfene Winke, die ihre Läuterung und Regulirung von der Zeit erwarten. Gegenwärtig sind sie noch ziemlich gehaltarm. IX. *Bemerkungen und Erfahrungen über die Heilsamkeit des Arseniks gegen Wechselfieber*. Von D. *M. F. Harles* zu Erlangen. Der Vf. sucht das Vorurtheil gegen den Gebrauch des Arseniks, als lediglich aus Furcht der Wirkungen seines Missbrauchs hervorgehend, zu widerlegen, und glaubt, dass gegenwärtig der schicklichste Zeitpunct sey, die Unterstützung jenes Heilmittels zu suchen, da wir den Gebrauch der China, durch die Verhältnisse der Zeit, so sehr beschränkt und erschwert sehen. Hr. *H.* trägt kein Bedenken, den Arsenik in Hinsicht seiner specifischen, antifebrilischen Kraft der China gleich zu setzen, und glaubt, dass dieser Mineralkörper die China sogar an Schnelligkeit der Wirkung übertreffe. Doch hält er neben demselben die China gegen manche hartnäckige und complicirte Fieberarten für unentbehrlich. Wegen der Gefahren des Arseniks in den Händen des Unwissenden, glaubt Hr. *H.* ihn vor der Hand als keine Volksarzney, sondern nur in klinischen Anstalten oder unter sorgfältiger ärztlicher Leitung empfehlen zu dürfen. Er hält den Arsenik in Substanz, mit Opium in Pillen geformt, oder bey Kindern mit Honig, Syrup, oder arabischem Gummi abgerieben, zu ungefähr 2 bis 3/4 Gran in 24 Stunden gegeben, für wirksamer, als seine Auflösung in Wasser; und dieses vorzüglich während der Apyrexie, wo 2 Gran oft hinreichen sollen, ein 4 Wochen daurendes Fieber zu heben. Doch sollen Rückfälle nach dem Arsenik häufiger als nach der China seyn, so wie die China Wechselfieber bezwingen soll, die dem Arsenik widerstanden. (Also doch widerstanden! wird nicht der China die Palme gereicht?) Nachdem Hr. *H.* die Erfahrungen und die Bürgschaft einer Menge berühmter Ärzte für den Gebrauch des Arseniks angeführt hat: so giebt er die individuellen Verhältnisse an, welche seine Anwendung untersagen. Unter den mancherley Zubereitungen des Arseniks stimmt Hr. *H.* für die mittelsalzige Auflösung desselben, die er wegen Sicherheit und Leichtigkeit ihrer Anwendung dem Arsenik in Substanz vorzieht. Das Natron soll vor anderen Laugensalzen zu jener mittelsalzigen Arsenikbereitung geschickt seyn, das Opium einen geeigneten Zusatz seiner Auflösung ab-

geben. In Hinſicht der Gabe glaubt Hr. *H.*, daſs $\frac{1}{5}$ Gran das höchſte ſey, was ein vorſichtiger Arzt wagen könne; geringere Gaben, als $\frac{1}{12}$ oder $\frac{1}{8}$ Gran, ſollen ſich völlig unnütz beweiſen. Kinder ſollen die Hälfte der genannten Gabe, 3 bis 4 mal im Verlaufe von 24 Stunden wiederholt, vertragen. Wie die China, ſoll der Arſenik nur während der Apyrexie gereicht, und ſchon beym Eintritte des Froſtes ausgeſetzt werden. Es ſey denn, daſs die Perioden der Apyrexie zu kurz wären, wo er auch in der Froſtperiode gegeben werden könne. Wie wunderſam ſich doch der Arſenik in die Umſtände ſchickt! Beym Gebrauche des Arſeniks will Hr. *H.* alles Saure, Obſt, Wein, Bier u. ſ. w. aus der Diät verbannt wiſſen. Wogegen er Emulſion und Brodwaſſer empfiehlt. Hr. *H.* zählt nun die Reihe ſeiner mit dem Arſenik angeſtellten Beobachtungen her. Wobey Rec. ſich nicht aus dem Widerſpruche zu finden vermag, der darin beſteht, daſs Hr. *H.* in ſeiner Apologie des Arſeniks deſſen mittelſalzige Verbindung mit Natron empfiehlt, wo er am Krankenbette den Arſenik immer in der Verbindung mit kohlenſaurem Kali reichte, und eben ſo wenig Gebrauch von der oben erwähnten nach ihm ſo wirkſamen Pillenform macht. Woraus Rec. den Schluſs zieht, daſs Hr. *H.* ſeiner Sache entweder nicht ſo gewiſs geweſen ſeyn müſſe, als er die Welt glauben machen möchte, oder daſs ihm die Einigkeit mit ſich ſelbſt gefehlt habe. X. *Über den Zweck des Pankreas.* Von D. *F. Hildebrand*, Geh. Hofr. und Prof. zu Erlangen. Der Vf. dieſer die Aufmerkſamkeit des Phyſiologen in ſo mancher Hinſicht verdienenden Abhandlung ſucht nach vorausgeſchickter Würdigung deſſen, was Andere vor ihm über den Zweck jenes Eingeweides angaben, die durch neuere Entdeckungen begründete Möglichkeit darzulegen, daſs die Galle und der Saft der pankreatiſchen Drüſe ſich gegenſeitig galvaniſch-elektriſch beſtimmen, wodurch die Galle die ihrem Zwecke förderliche Beſchaffenheit zu gewinnen vermöge. Eine Vermuthung, der Niemand ihre Stelle im Reiche der Möglichkeit beſtreitet, die jedoch auch viel für ihre Wahrſcheinlichkeit verlangt. XI. *Einige Bemerkungen über die Theorie der elektriſchen Säule Volta's.* Von D. *Sal. Schweigger*, Prof. der Phyſik zu Bayreuth. Eine Reihe von Verſuchen, die keinen Auszug geſtatten, und an welchen Rec., bey ihrem unbeſtreitbaren Verdienſte, ihren zu fragmentariſchen Zuſchnitt rügen zu müſſen glaubt. XII. *Geſchichte einer complicirten Schuſswunde mit ſchweren Zufällen und ihrer Heilung durch die Operation.* Von D. *Joh. Aug. Ehrlich*, Hoſpitalwundarzt zu Leipzig. Ein ſchätzbarer Beytrag für mediciniſche Diagnoſtik, der keinen Auszug geſtattet. XIII. *Beſchreibung einer neuen chirurgiſchen Geräthſchaft, als Beytrag zur beſſeren Behandlung der unvollkommenen Anchyloſen und Contracturen.* Von D. *J. Fr. Küttlinger*, Med. Rath und Stadtphyſikus zu Erlangen. Der Vf. giebt als Indication ſeiner allerdings zweckmäſsigen Maſchine die aus den bekannten Urſachen entſtehenden Muſcularcontractoren ſohne Gelenkverknöcherung an, die er zum Unterſchiede von letzterer unvollkommene Anchyloſe nennt, und führt mehrere glückliche Verſuche mit ſeiner empfehlungswerthen Maſchine, die eine Zeichnung verſinnlicht, an, die von allen jenen Einſchränkungen und Gebrechen frey iſt, welche den meiſten Rec. bekannten chirurgiſchen Vorrichtungen dieſer Art zur Laſt fallen. XIV. *Geſchichte einer Bauchwaſſerſucht, welche auf ein freywilliges Naſenbluten verſchwand.* Von D. *C. Hohnbaum*, Rath und Hofmedicus zu Heldburg. Ein, wo nicht ganz fremdes, doch in vieler Hinſicht intereſſantes und lehrreiches Phänomen, über deſſen Cauſalverhältniſs Hr. *H.*, ohne der Sache Gewalt anzuthun, manche beherzigungswerthe Ideen aufſtellt, zu deren näherer Ausmittlung ihm Rec. fernere Gelegenheit wünſcht. XV. *Über die Bereitung zweyer neuer Arzneypräparate, der tinctura phollandrii und des Oxyſaccharum digitaleos* (*digitalis*) *purpureae.* Von *Ern. Wilh. Martius*, Hof- und Univerſitäts-Apotheker zu Erlangen. In den Bemerkungen über die Wandelbarkeit des Gebrauches mancher Arzneykörper, womit der Vf. ſeine Abhandlung beginnt, ſucht er das Anſehen und die Kräfte mehrerer Arzneymittel aus dem Pflanzenreiche, z. B. der Wurzeln der *Colombo*, *Contrajerva*, *imperatoria*, *Carlina*, des *Leviſticum*, ferner des Krautes der *Ruta*, des *Hypericum* u. ſ. w., gegen ihre heutige Vernachläſſigung in Schutz zu nehmen. Rec. glaubt, daſs der Eifer des Hn. *M.* etwas zu weit gehe, wenn er die *Colombo* und *Contrajerva* vernachläſſigt nennt. Mag dieſes an ſeinem Wohnorte der Fall ſeyn: ſo wollte Rec. das Gegentheil aus den Arzneyvorſchriften anderer Gegenden Deutſchlands beweiſen. Daſs hingegen bey der Legion von Arzneykörpern, welche unſere Apotheken erfüllen, die Reihe an viele derſelben nur ſeltener kommen könne, ohne daſs darum ihre Kräfte beſtritten werden, iſt eine begreifliche Sache. Wenn Rec. gegen das Lob, welches Hr. *M.* den oben erwähnten Erzeugniſſen des Pflanzenreiches in Hinſicht ihrer Heilkräfte ertheilt, nichts einzuwenden hat: ſo iſt gewiſs, daſs ſie nicht die einzigen ihrer Art ſind, und in vielen Fällen von wirkſameren Mitteln übertroffen werden. Übrigens betrachtet Rec. jede Apotheke als eine reichbeſetzte Tafel, wo kein Gaumen, keine individuelle Liebhaberey leer ausgehen, der eine bey dieſem, der andere bey jenem Biſſen des Lebens froh werden ſoll, und wobey nur excentriſche Freſsgierde den Wahn hegen kann, als müſſe ſie jede Schüſſel benagen. Daſs übrigens Hr. *M.* in allen Artikeln ſeines Verlags gleich ergiebigen Abſatz wünſcht, wird ihm Niemand verdenken. Wenn er auſserdem den Waſſerfenchelſamen noch unter den unverdient zurückgeſetzten Arzneymitteln aufzählt: ſo muſs er den Verdacht eines Fremdlings in ſeinem eigenen Vaterlande gegen ſich erregen, da das vor wenigen Jahren in dem *hufelandſchen* Journale ſo hoch angeſtimmte Lob jenes Samens noch gegenwärtig in allen Winkeln der Erde nachhallt, und von manchen Officinen nicht häufig genug aufgetrieben werden kann. Obgleich Rec. hier nicht verhehlen kann, daſs er ſich von den geprieſenen Tugenden des Waſſerfenchelſamens in jener Art von Lungenkrankheiten, gegen die er, laut des genannten Journals, ſpecifiſch wirken ſoll,

ur allzuhäufig im Stiche gelassen sah. In der Tinctur es Wasserfenchelsamens, nach der *raschmüllerschen* dee, welche Hr. *M.* durch die Digestion von anderthalb Unzen des gestossenen Samens mit 6 Unzen Veingeist und Zusatz von Muskatwein bereitet, und vodurch er das Mittel, unbeschadet seiner Wirksameit, für den Kranken angenehmer zu machen und einen Gebrauch zu erleichtern glaubt, kann Rec. keien besonderen, der Mittheilung werthen technischen Kunstgriff entdecken, er müsste denn darin bestehen, lass gerade das angegebene Gewicht des Samens und ler Flüssigkeit genommen werde. Warum aber? ist nicht einmal angegeben. Glaubt vielleicht Hr. *M.*, m eine Tinctur des Wasserfenchelsamens, von deen Zweckmässigkeit und Wirksamkeit am Krankenette er, als Laie der Heilkunst, nichts zu sagen weiss, u erhalten, sey es nöthig gewesen, seine Vorschrift bzuwarten, die von der trivialen Tincturbereitung n nichts abweicht, es müsste denn in dem lediglich m des Gaumens willen zugesetzten Muskatweine eyn. Rec. möchte diess bezweifeln. Was hievon ilt, lässt sich ebenfalls von dem angeblichen *Oxyacharum digitaleos (is)* des Hn. *M.* sagen, durch welhe Tropfen der Apothekerkunst er die giftigen Eienschaften und Gefahren der Digitalis zu stumpfen laubt. Sollten die Ärzte hiezu den Fund des Hn. *M.* on Nöthen gehabt, letzterer hiedurch der Heilkunst inen Dienst geleistet haben, da das *Oxysacharum diitalis*, ein Analogon des Meerzwiebelessighonigs, ledliglich als pharmaceutisches Fabricat, ohne Bewährtheit seiner Vorzüge vor der gewöhnlichen Art, lie *digitalis* zu reichen, dasteht. Leicht möchte es iberhaupt jedem Apotheker auch ohne *newtonchen* oder *keplerschen* Geist seyn, seinen Arzneykram in eine Zuckerbude umzuwandeln. Ob aber lie ärztliche Technik hiemit so ganz zufrieden seyn könnte, wäre eine andere Frage; vielleicht dürfe letztere jetzt schon Hn. *M.* zurufen: *Sutor ne ltra crepidam!* XVI. *Geschichte eines höchst merkvürdigen schleunigen Todesfalls.* Von Dr. *Wildberg*, Hofr. und Kreisphysikus in Strelitz. Der Verstorbene, lessen Tod die Abhandlung des Hn. *W.* beschäftigt, var ein Mensch von 30 Jahren, der mit verschlossenem After geboren wurde, und bey welchem die Operation ein Unvermögen, den Koth zu halten, zurückliess, weswegen der After mit einer mit einem Stöpsel versehenen Röhre geschlossen erhalten werden nusste. Ohne vorausgegangene Spuren eines sonstigen Übelbefindens fiel der Verstorbene im Laufe auf ler Strasse, und ergriffen von einem heftigen Windstosse, plötzlich todt zur Erde. Die Section des Leichnams zeigte ausser einem bis zum Umfange eines Ochsenherzens ausgedehnten Herzen, dessen Wände auffallend dünne waren, und zu ungewöhnlicher Weite ausgedehnten Grimmdarme, keine widernatürliche Beschaffenheit der Organe. Hr. *W.* leitet die Grösse des Herzens von dem durch die Darmausdehnung und die Statt gehabte Kothanhäufung gehemmten Umtriebe des Blutes ab, indem der Darm bey hinweggenommenem Stöpsel sich jedesmal nur unvollkommen entleerte, und hiedurch zu der an ihm entdeckten Weite allmählich ausgedehnt werden musste; den raschen Tod hingegen von dem durch Überfüllung der Lunge mit Luft bey einem gewaltsamen Athemzuge im Laufe gegen den Wind so excentrisch aus einander getriebenen Herzen, dass letzteres seine Zusammenziehungskraft verlor und plötzlich stille stand. Bey dieser an sich nicht unnatürlichen Erklärungsweise musste es Rec. befremden, dass Hr. *W.* auf das Flötenspielen, das der Verstorbene sehr eifrig trieb, und kurz vor seinem Tode noch übte, durchaus keine Rücksicht nahm, da doch durch ein stundenlang fortgesetztes Spielen eines Blasinstruments das Herz weit mehr Gewalt zu leiden hatte, als durch die kürzeren Unbilden des Windes, die freylich das Mass des Übels vollends erfüllt haben können. XVII. *Krankheitsgeschichte eines jungen Mannes, der 2 Jahre bloss an seiner linken Seite krank war, mit einer Einleitung in die Lehre von der Verschiedenheit der Krankheiten der rechten und der linken Seite des menschlichen Körpers überhaupt.* Von Dr. *J. F. Osiander*, dem Sohne, zu Göttingen. Hr. *O.* theilt in der seiner Beobachtung vorausgeschickten Einleitung die Verschiedenheit gewisser krankhafter Erscheinungen, wie er sagt, in solche, die ausschliesslich, oder doch grösstentheils auf der rechten oder linken Seite, wegen der Lage der Organe, ihre Rolle spielen, dann in solche, die häufiger eine Seite, als die andere, befallen, ohne dass aus dem Baue des Körpers auf ihre ursachliche Verbindung geschlossen werden kann, oder die beiden Seiten zukommen, aber häufiger an der einen, als an der anderen, erscheinen. Zur ersten Classe rechnet Hr. *O.* Krankheiten des Herzens, des Magens, der Milz, die sämmtlich der linken Seite angehören, wo die hiehergehörigen Krankheiten der Leber, des Blinddarms u. s. w. der rechten Seite zukommen. Herzensfehler sollen ihre Symptome nicht nur in der linken Brusthöhle manifestiren, sondern damit vorzüglich die linke Körperhälfte befallen. Letzteres möchte wohl so ausgemacht nicht seyn, als Hr. *O.* annimmt. Als hieher gehöriges Beyspiel führt Hr. *O.* Krankheiten an, die von arthritischen Metastasen auf die Kranzschlagadern des Herzens entstehen (wie gelangt wohl Hr. *O.* zu solcher Erkenntniss?), und wobey der Schmerz nicht nur die linke Brustdrüse, die linke Schulter, den linken Arm und dieselbe Seite des Halses ergreife, sondern wobey überdiess noch Ödem des linken Fusses, ohne dass sich hiefür ein anatomischer Grund angeben lasse, zugegen seyn soll. Eben so soll die rechte Lunge häufiger an wahrer Entzündung, als die linke, leiden. Häufigere chronische Fehler der linken Lunge hingegen lassen sich nach Hn. *O.* aus dem durch das Herz verengerten Raume, minderer Beweglichkeit der linken Brusthöhle, Schwäche der linken Brustmuskeln, Unthätigkeit des linken Arms u. s. w., erklären. Zu den Krankheiten, die häufiger an einer, als an der anderen Seite vorkommen, ohne dass hiefür sich ein Grund in der Anatomie ergiebt, rechnet Hr. *O.* Hemiplegie, welche die linke Seite häufiger, als die

rechte, und zwar in dem Verhältnisse, wie 5 zu 1, treffen soll, was wohl so ausgemacht nicht seyn möchte. Hr. *O.* theilt über diesen Gegenstand noch manche Vermuthungen mit, welche von den Physiologen beherzigt zu werden verdienen. Noch zählt Hr. *O.* unter den Krankheiten, die ohne nachweisbaren Grund häufiger auf der linken, als auf der rechten Seite vorkommen, das Podagra und den Klumpfuss, in sofern das Übel einseitig auftritt. Gegenstand der Krankheitsgeschichte, die uns Hr. *O.* mittheilt, sind eigene Zufälle des Herzens, die mit äusseren arthritischen Erscheinungen alterniren, gleichsam nur als Metaschematismus der letzteren auftreten. Als lehrreicher Beytrag zu der in unseren Tagen vielleicht etwas zu sehr befeindeten Lehre der Metastasen verdient seine Mittheilung allerdings Dank; so wie die mitgetheilten Bemerkungen über diesen Gegenstand, ausser einem gesunden Urtheile, viel Einsicht in die organische Natur verrathen. XVIII. *Über den Wasserbruch des Scheidenkanals, eine neue Art der Hydrocele*, von Dr. *Bern. Gottl. Schreger*, Hofr. u. Prof. in Erlangen. Hr. *S.* sucht zu beweisen, dass diese Art des Wasserbruchs, deren Nosographie man vergebens bey früheren Autoren suche, irrig mit dem sogenannten Balgwasserbruche verwechselt wurde, und stützt seinen allerdings scharfsinnig geführten Beweis auf Beobachtung der Metamorphose des Scheidenkanals in den verschiedenen Perioden des Lebens. Hätte seine Arbeit kein anderes Verdienst, als dass sie uns mit dem bisher nicht genug gekannten, und eben so wenig berücksichtigten Gange jener organischen Veränderung nach den Verhältnissen des Alters bekannt macht: so müsste sie darum schon zu den Aufmerksamkeit verdienenden Erscheinungen unseres Zeitalters gehören, welche der praktischen Handarzneykunde manchen wesentlichen Vortheil verheisst. Die zu dem genannten Zwecke angestellten anatomischen Beobachtungen des Hn. *S.* werden durch wohlgerathene Zeichnungen in das hellste Licht gesetzt. XIX. *Einige Ideen über vergleichende Pathologie.* Von Dr. *J. B. Osterhausen*, Physikus in Nürnberg. Der Vf. glaubt, dass bisher noch kein Versuch gemacht worden sey, die Lebensäusserungen verschiedener organischer Körper für einen bestimmten Zweck unter sich zu vergleichen, in sofern jene Lebensäusserungen von dem Normalzustande abweichen, was er eigentlich unter vergleichender Pathologie versteht. Allein hierin erlaubt sich Rec. ganz anderer Meinung zu seyn, indem, seinem Dafürhalten nach, die Aufgabe einer vergleichenden Pathologie nur durch vergleichende Behandlung der Anatomie und Physiologie gelöst werden kann, und in dem Ideale jener Zweige der Erkenntniss der organischen Natur gleichsam schon gelöst seyn müsste. Wieviel aber in der Näherung zu jenem Ideale von einem *Cuvier*, *Blumenbach* u. A. bereits geleistet wurde, kann Hn. *O.* nicht unbekannt seyn. Nachdem er die Nothwendigkeit seines Unternehmens auf die erwähnte Weise dargethan hat: so theilt er seine allerdings neuen Ideen über Leben, Organism, und endlich seine gewünschte Pathologie mit. Die erste jener Ideen sagt, dass alle Nachforschungen nach dem Wesen des Lebens unnütze Mühe seyen. Wie seltsam! Die natürliche Folge, welche Rec. herauszieht, ist, dass das Leben an sich unter die *qualitates occultas* gehöre, wofür es Hr. *O.* auch ohne Weiteres nimmt. Ob er bey diesem Schritte zur Aufklärung von dem allgemeinen Leben der Schöpfung oder von dessen nur potenzirtem Ausdrucke in der besonderen organischen Natur rede, ist nicht gesagt. Genug, das Leben ist ihm (woher, wissen wir nicht) gegeben, und tritt, wie er sagt, nur durch die Form individuell hervor. Das Leben giebt sich die Form durch das an ihm anschaubare Bestreben, sich zu beschränken, und zerstört die Form durch sein Bestreben, sich in Freyheit zu setzen. Durch ersteres sey der Körper bedingt, durch letzteres Tod und Verwesung. Alles sey Act des Lebens. Das Leben sey durch die Form bedingt, und nun erst errathen wir, dass jene Form die Materie sey, worunter Hr. *O.* den Körper der Gattung, nicht der Art (*Species*), verstanden wissen will. Bey gleicher Form äussere sich das Leben auf gleiche Weise u. s. w. Die Axe der Ideen des Hn. *O.* sind sonach die Formen des Leibes der Gattung, wovon die Species, sonderbar genug, ausgeschlossen wird, da Rec. in jeder Individualität ein besonderes Formgepräge innerhalb der Grenze der Gattung nachweisen wollte. Das Leben, fährt Hr. *O.* fort, ist ewig, die Form endlich. Das endliche Seyn der Form muss durch etwas bedingt werden, und dieses Etwas sey Structur und Mischung. Unterschiede in Structur und Mischung nähern oder entfernen das Leben von seinem Ziele u. s. w. Auf diesen Grund erbaut Hr. *O.* seine vergleichende Pathologie, in sofern er sie aus den Unterschieden der Formen (in dem oben angegebenen Sinne) und des durch sie sich äussernden Lebens construirt. Wem würde es wohl eingefallen seyn, etwas anderes zu thun, und hierin auf die Ideen des Hn. *O.* zu warten, so nothwendig sie ihm auch immer vorgekommen seyn mögen. XX. *Über die Bestimmung der morgagnischen Feuchtigkeit, der Linsenkapsel und des Faltenkranzes.* Von Dr. *Gräfe*, Hofr. u. Leibarzt zu Ballenstädt. Ausser vielen gehaltreichen Ansichten, die uns Hr. *G.* über die Natur des Sehens mittheilt, glaubt er, die bereits ausser Zweifel gesetzte Modification der Augenlinse durch den Einfall der Lichtstrahlen weniger dem lediglich vegetativen Körper der Linse selbst, als der morgagnischen Feuchtigkeit, mehr aber noch dem Faltenkranze der Kapselhaut der Linse zuschreiben zu müssen. In welcher Hinsicht er manche allerdings erhebliche Gründe angiebt, und manche scharfsinnige Beobachtungen mittheilt, deren gedrängter Vortrag keinen Auszug gestattet. Der den Gegenstand der Abhandlung versinnlichenden ausgemalten Zeichnung wünschte Rec. einen grösseren Massstab, dabey die Farben der Natur treuer gewählt, als sie es sind.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 7 NOVEMBER, 1810.

MEDICIN.

Frankfurt a. Mayn, b. Wilmans: *Abhandlungen der physikalisch-medicinischen Societät zu Erlangen u. s. w.*

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

XXI. *Vergleichende Ansicht der Augen nach ihrer Grösse, Form, Farbe und Stellung durch alle Thierclassen.* Von *C. H. Theod. Schreger* dem Jüngern, *Dr. legens* zu Erlangen. Nachdem Hr. *S.* in der Betrachtung des menschlichen Auges, dessen Grösse in den verschiedenen Perioden des Lebens berücksichtigt hat: so geht er die Augen verschiedener Nationen, der Mohren, Ägyptier, Asiaten, Amerikaner, Europäer, Kreolen, Lappen, Grönländer u. s. w. durch. Worauf er sich zu den Augen der Säugthiere, der Vögel, der Amphibien, der Fische, der Insecten und der Würmer wendet. In derselben Ordnung werden dann Grösse, Stellung und Farbe der Augen betrachtet. Der reichhaltige Stoff der Belehrung, welchen Rec. in der vergleichenden Stellung der Thatsachen des von Hn. *S.* bearbeiteten Gegenstandes findet, erregt bey ersterem den Wunsch, dass Hr. *S.* die weitere innere Structur des Auges, so wie andere wichtige Organe der thierischen Individualität, einer ähnlichen vergleichenden Betrachtung unterwerfen, und ihre Resultate an diesem Orte mittheilen möge. XXII. *Sind die Gesetze des Lebens höherer Natur als die allgemeinen physischen Gesetze der todten Materie?* Eine physiologische Untersuchung. Von Dr. *G. Chr. Reich*, Professor zu Berlin. Hr. *R.* eifert vor allem gegen die Annahme einer besonderen Lebenskraft, als einer von den Gesetzen der sogenannten todten Natur ausgenommenen, für sich bestehenden Kraft. Woran wohl, nach des Rec. Dafürhalten, kein hellsehender Naturforscher mehr glauben möchte. Mit Verachtung aller dynamischen Ansichten, wovon Hr. *R.* ein vorzüglicher Feind zu seyn scheint, glaubt er die schon potenzirten Naturkräfte in den lebenden Organismen mit jenen der allgemeinen Natur völlig gleichhaltig zu finden: die sogenannte todte und lebende Chemie in nichts von einander unterschieden. Den Ansichten des Hn. *R.* zufolge ist alles organische Leben durch die Wärme bedingt, und letztere als Hauptprincip des Lebens zu betrachten; doch folge die Temperatur und ihre chemischen Bestimmungen in der belebten Natur keinen anderen Gesetzen als jenen, die in dem sogenannten todten Stoffe der Schöpfung Statt haben. Die Hauptbeweise für seinen Satz stützt Hr. *R.*, etwas trivial, auf das Erfrieren der lebenden Wesen in der Kälte, und auf das Wiedererwachen der Natur aus dem durch Kälte begründeten Scheintode bey Näherung der Frühlingswärme. Wie der Vf. sich den Scheintod durch mephitische Dünste, und die ihm folgende Wiederbelebung durch Sauerstoff des Luftkreises bey unentdeckbaren oder gleichgültigen Differenzen der äusseren Temperatur erkläre, verschweigt er dem Leser. Wahrscheinlich lässt er da das Leben in seiner eigenen Hitze umkommen, in sofern ihm bey unverändertem Temperaturzustande des Mediums die Wege verriegelt sind, wodurch es seinen Wärmeüberfluss an Letzteres abgeben könnte. Allein auch jene Ausflucht dürfen wir Hn. *R.* nicht ansinnen, da er keine eigenen Ausführungswege der Wärme aus der Werkstätte des Lebens bedarf, da nach seiner Lehre der thierische Organismus sich eben so wie ein Marmorblock verhält, das heisst, sich ohne das Bedürfniss von Ausführungsorganen mit dem Medium in das Temperaturgleichgewicht setzen würde, wenn nicht in der Nahrung unaufhörlich neuer Wärmestoff zugeführt, und durch die Assimilation frey würde. Eben so glaubt Hr. *R.* den Verdünstungsprocess in den belebten Organismen jenem der todten Natur völlig gleichsetzen zu müssen. Nach seiner Ansicht wird durch Kälte die Ausdünstung darum verstärkt, weil die innere Wärme, ihr + an das — des Mediums abzugeben, thätiger ist; und sehr hart tadelt Hr. *R.* den verdienstvollen *Sanctorius* wegen der falschen und schädlichen Folgerungen aus seinen übrigens unbestreitbaren Beobachtungen, nämlich dass Kälte die Ausdünstung unterdrücke. Das Gegentheil der sanctorischen Lehre sucht Hr. *R.* aus den in der Kälte nur sichtbaren wolkenartigen Lungendämpfen der Thiere zu beweisen, die in der Wärme fehlen. Wie sinnreich! Will Hr. *R.* consequent seyn: so muss er in dem häufigern Sommerschweisse, der im Winter fehlt, ebenfalls mangelhafte Ausdünstung sehen. Welcher Dorfschulmeister möchte wohl mit solchen Behauptungen seinen literarischen Ruf auf das Spiel setzen! Sollte es Hn. *R.* mit den erwähnten Sentenzen wirklich Ernst gewesen seyn: so mögen ihn die angehenden Schüler der Physik belehren, was es mit den in der Kälte nur sichtbaren Lungenwolken, die schlechterdings nichts für die verstärkte Ausdünstung beweisen, für eine Bewandniss habe; ferner, warum nasse Körper im Sommer rascher trocknen, d. h. evaporiren, als im Winter. Der Himmel gebe, dass die neue Lehre des Hn. *R.*, ein abermaliger Beweis seiner bekannten Liebe zu dem Sonderbaren, nicht an die Stelle jener von ihm als schädlich ange-

feindeten des *Sanctorius* gesetzt, und Richtschnur der ärztlichen Technik werde. An leeren Declamationen, trivialen Ausfällen gegen höhere Ansichten der Natur und Apologetik der Gemeinheit, ist die Abhandlung des Hn. R. ausserdem nicht arm. XXIII. *Bemerkungen über den Bau des Auges zweyer Thiere aus dem Geschlechte der Wallfischarten.* Von Dr. *J. Fr. Albers* zu Bremen. Die Augen, deren organischen Bau Hr. *A.* zum Gegenstande seiner Untersuchungen machte, waren die des grönländischen Wallfisches (*Balaena mysticelus*), und des Narwals (*Monodon Narwal*). Ihre mit Sorgfalt angestellte Zergliederung, so wie die dabey genommene Rücksicht auf die Augen anderer Thiere, verdient als schätzbarer Beytrag zur vergleichenden Anatomie des thierischen Organismus betrachtet zu werden, der wegen seiner Gedrängtheit keinen Auszug gestattet, und den eine wohlgerathene Zeichnung versinnlicht.

Den Schluss dieses gehaltreichen Bandes machen Correspondenznachrichten ihrer Mitglieder. An Schönheit und Correctheit des Druckes und Papiers liess es die Verlagshandlung nicht fehlen. N. d. M — St.

Weissenfels und Leipzig, b. Böse: *Die Hämorrhoiden.* Ein guter Rath für alle, die daran leiden oder sie fürchten, von Dr. *G. W. Becker.* 1804. X u. 222 S. 8. (15 Gr.)

Einleitung: Vorurtheile über die Entstehung und Heilsamkeit der Hämorrhoiden. (Die Beschuldigung ist doch wohl zu allgemein, dass vor 50 Jahren noch fast jeder Arzt auf die Hämorrhoiden zu wirken sich bemüht habe). I Abschnitt. *Ursachen, welche die Hämorrhoiden erzeugen können.* 1) *Anhäufung des Blutes im Unterleibe und Mastdarme: von örtlichen Reizen:* dem Reiten; der Päderastie (das Wort kömmt fast zu oft *Pädesterie* geschrieben vor, als dass man es unter die, leider nicht seltenen, Druckfehler rechnen könnte) und anderen Ausübungen der Wollust; den Abtritten (hier auch gute Winke, die Kinder nicht zu lange auf ihren Leibstühlen sitzen zu lassen); von Klystieren (deren Missbrauche nämlich, wie sichs versteht); Stuhlzäpfchen; von Kothanhäufung; Maden- (Spring-) Würmern; *von allgemeinen Reizen:* warmen, oder vielmehr heissen, Speisen und Getränken; erhitzenden Stoffen (worunter auch stark gehopftes Bier gerechnet wird); Purganzen. 2) *Verhinderter Rückgang des Blutes* durch Vorfall des Mastdarms, aus Mangel an Bewegung, Kleidungsstücke, Schwangerschaft und Entbindung; durch Schwächung der Gefässe und des ganzen Körpers durch vorhergegangene Krankheiten, Ausleerungen, Mangel der Nahrung, Leidenschaften; durch Vollblütigkeit. *Zweifelhafte Ursachen: Einfluss des Klima* wird geleugnet; *erbliche Anlage* ist zwar nicht unbedingt zu leugnen, allein nicht zu erkennen, und in sofern auch hier schwerer, als in anderen, obschon ebenfalls kitzlichen Fällen der Art, zu entscheiden. *Ansteckung* ist gleichfalls nicht wahrscheinlich, ausser vielleicht bey eiternden Hämorrhoidalknoten. — II Abschnitt. *Begleiter und Folgen der Hämorrhoiden:* Jucken und Spannung am After und an den benachbarten Theilen; Stuhlzwang; Schmerzen in der Lendengegend, in dem Magen; Hämorrhoidalknoten und deren Folgen; Gallenruhr, Erbrechen, Durchfall. *Folgen der Unterdrückung der Hämorrhoiden:* Krämpfe im Unterleibe; Engbrüstigkeit; Blutausleerungen auf anderen Wegen; gichtische und rheumatische Schmerzen; Hämorrhoidalfieber (ein unbestimmter Begriff); Knoten, Schweiss am After. III Abschnitt. *Heilung der Hämorrhoiden.* Zuerst *über das, was die blinden und fliessenden mit einander gemein haben. Entfernung der im ersten Abschnitte angeführten Ursachen* durch Speisen und Getränke, Vermeidung des zu vielen Sitzens, dagegen mit *Hildebrand* (welchen unser Vf. überhaupt sehr benutzt, und viele Stellen aus ihm, wie aus einigen Anderen, wörtlich anführt) das Niederlegen auf eine Horizontalfläche empfohlen und vor sehr weich gepolsterten Stühlen gewarnt wird; angemessene Bewegung, besonders Spazierengehen; Reiben des Unterleibes; *vorsichtiges* Reiten; Ball-, Billard-, Kegel-Spiel; ruhigen Schlaf (Empfehlung des Liegens auf der rechten Seite); Kleidung (Hosenheber fürs männliche Geschlecht, Abschaffung des Bundes an den Weiberröcken); reine Luft; Mässigung der Leidenschaften (Beyspiel der Schädlichkeit derselben aus *Trnka*); des Beyschlafs (sehr kurz!). *Berücksichtigung der Zufälle der blinden Hämorrhoiden.* Hartleibigkeit: Hebung derselben durch angemessene Nahrung (Pastinat- und Zucker-Wurzeln sind nicht einerley, wie hier S. 140 angenommen zu werden scheint, obgleich von einerley Wirkung), Abführungsmittel und Klystiere (unter den ersteren wird mit *Hildebrand* dem *Tart. tartarisatus* die erste Stelle angewiesen, und nächst diesem dem Glaubersalze in wässeriger Auflösung oder zweckmässiger Verbindung mit anderen Mitteln. Das wässerige Extract der Aloe, mit Bittersalz verbunden, räth der Vf. nicht ohne Vorwissen eines Arztes zu gebrauchen. Auch warnt er vor dem unvorsichtigen Gebrauche des Schwefels). Gegen Jucken und Brennen und Spannung am After und im Mastdarme selbst, lauwarme ganze Bäder, und bey gereizter Neigung zum Beyschlafe, Einreibung von Kampheröl; gegen Stuhlzwang warme Bähungen, Opium in Mandelöl aufgelöst; bey heftigen Schmerzen Blutigel an den Mastdarm mit erweichenden Bädern, und in dringenden Fällen ganz einfache, eher zu warme als zu kühle, Armbäder. Gegen Kreuzschmerzen, Hämorrhoidalkolik, Magenschmerzen u. s. w. wiederum Bäder, ölige Einreibungen, erweichende Umschläge, dergleichen Klystiere; „ist mit der Kolik starkes Würgen und Brechen da: so unterlasse man nicht, einen bis zwey Kaffeelöffel trockene Magnesie hinunter zu schlucken, alsdann einen Löffel Essig hinterdrein zu nehmen. Sey Brechen damit verknüpft oder nicht: so würde man mit grossem Vortheile ohne Zweifel funfzehn Tropfen von der — *Ess. Castorei* in einer Tasse Chamillenblüthenthee nehmen. Von letzterem kann man überdiess immer selbst, indem man im Bade sitzt, alle Viertelstunden eine Tasse trinken." Aderlassen am Fusse, und nur zu

5 bis 6 Unzen, wird nur beym Mangel oder nicht Anziehen der Blutigel zugelassen, wenn ein recht warmes, bis an die Knie reichendes Fussbad nichts leistete. Gegen den Schweiss am Mastdarme kühlere Bekleidung unter gehörigen Bedingungen; Waschen mit kaltem, zur Hälfte mit rothem Wein vermischtem Wasser; bey schon vorhandenen Bläschen und wunden Stellen frisches Mandelöl. Gegen frische Hämorrhoidalknoten freye Leibesöffnung durch Diät und passende Abführungen, Blutigel; gegen veraltete die Lanzette. Bey leichteren Fällen Bleywasser und Quittenschleim. Gegen innere Knoten kühlende, lindernde Klystiere. Vorschläge zum Zurückbringen des Mastdarmvorfalles. *Zufälle der fliessenden Hämorrhoiden.* Gegen zu starken, plötzliche Hülfe erfodernden Fluss kaltes Wasser, Essig, äusserlich angewandt; innerlich hofmannscher Liquor, Zimmttinctur, Stahltincturen (der Vf. dringt freylich darauf, dass hier, wenn es nur immer geht, ein Arzt herbey geholt werde: indessen scheint doch bey diesen Vorschriften dem Nichtarzte zu viel eingeräumt zu seyn). Warnung vor unvorsichtiger Unterdrückung der Hämorrhoiden durch Kälte, Leidenschaften. Wiederherstellung der unterdrückten Hämorrhoiden (bey heftigen Krämpfen wieder die Biebergeilessenz, in noch reichlicherer Menge als oben. — *Anhang. Hämorrhoiden der Schwangeren* (aus des Vfs. „gutem Rathe an Schwangere" u. s. f. Leipzig 1803). *Blasenhämorrhoiden* (gegen die aus Schwäche und Erschlaffung der Gefäfse entstandenen werden, statt aller anderen Getränke, gelind stärkende, und auf die Harnwege wirkende empfohlen, z. B. Abkochung der Wachholderbeeren, oder des Petersilgenkrautes (?). *Hämorrhoiden der Mutterscheide. Schleimhämorrhoiden* (wegen leicht möglicher Verwechselung mit anderen Krankheiten sogleich dem Urtheile eines Arztes zu unterwerfen).

Ks.

Breslau, b. Korn: *Versuch über die wahrscheinlichen Ursachen und Entstehung des Weichselzopfes, nebst einer sicheren Heilung desselben, bestätigt durch einige Krankengeschichten.* Voran einige Vorschläge, die medicinische Policey und Ausrottung der Pocken betreffend, von *J. G. Wolframm,* Regim. Chirurg. im kön. preuss. Husarenreg. von Glaser. 1804. 124 S. 8. (12 Gr.)

Die gutgemeinte Absicht des Vfs. ging dahin, eine Gesundheits-Kopfsteuer, oder auch Schornsteinsteuer in Polen einzuführen, um davon Spitäler zur Heilung der mit dem Weichselzopf befallenen Kranken zu stiften; nebenbey will er davon auch das Hebammenwesen verbessert, und die Schutzpockenimpfung dadurch und mittelst der Hebammen allgemeiner eingeführt wissen. Wir lassen diess auf sich beruhen, und wenden uns zur Hauptsache. Noch vor wenigen Jahren war der Weichselzopf (polnisch *Kottun*) nur im eigentlichen Polen endemisch; seitdem ist er's auch in den angrenzenden Ländern. Die Ursachen seiner Entstehung, Verbreitung, und bis jetzt steten Fortdauer sucht der Vf. hauptsächlich in der ehemaligen, fast absoluten Sklaverey des Volkes, in seiner grossen Armuth, grenzenlosen Unreinlichkeit, im Mangel wirklicher Ärzte auf dem Lande, im Überfluss der Charlatane daselbst; ganz besonders aber in der Allgemeinheit und Forterbung der venerischen Krankheit, vorzüglich bey der jüdischen Nation, welche entweder mit dem Weichselzopf coëxistirt, oder ihm vorangeht, oder auch folgt, zuweilen selbst alternirt. Durch vielfältige Erfahrung hält sich der Vf. berechtigt, zu glauben, „dass der Weichselzopf eine wirklich kritische Absetzung des venerischen Miasma sey." Hierin sey er durch das Glück in seiner, auf diese Meinung gegründeten Praxis bestärkt worden. Daraus folge denn auch, dass diese Krankheit nicht älter, als die venerische seyn könne; es sey wahrscheinlich, dass sie sich allmählich nach dem verheerenden Durchzug Karls XII durch Polen gebildet habe. Es ist merkwürdig, wie ängstlich der Vf. im zweyten Abschnitt bey Erörterung der näheren Entstehungsursachen sich bemüht, allen Einwürfen seiner Hypothese schon zum voraus zu begegnen: selbst der häufige Weichselzopf bey Thieren in Polen soll venerischen Ursprungs seyn. Diese Thierkrankheit kömmt indessen auch in Deutschland nicht ganz selten vor. [Rec. erinnert sich, ihn verschiedentlich schon in seiner Jugend bey schlecht genährten und gepflegten Pferden gesehen, und dabey die Volksmeinung gehört zu haben: in diesem Wichtelzopf schlafe Nachts eine Schlange; er dürfe nicht abgeschnitten werden, weil diess ihren Grimm reizen, und das Pferd durch einen Stich unfehlbar getödtet werden würde. Ein deutlicher Beweis, dass Erfahrung schon mit dieser Krankheit bekannt gemacht hat.] Ohne die Gründe des Vfs. für seine Meinung weitläuftiger aufzuführen, ohne seine sehr mangelhafte Beschreibung (wer nicht weiss, was Weichselzopf ist, lernt es hier gewiss nicht, denn es fehlt durchaus an einer Beschreibung desselben) der Krankheitszufälle und die einseitige und dürftige Curart im Detail zu durchgehen, welches wirklich verschwendete Zeit seyn würde, bemerken wir bloss, dass er wohl immer in dem an Ärzten und Wundärzten armen Polen Gutes stiften könne; nur mit der Schriftstellerey darf er sich nicht befassen: denn von diesem Buch hat die Kunst wenigstens nicht den geringsten Gewinn. Die aufgestellte Theorie ist durchaus unstatthaft, auch nicht durch Einen scharfsinnigen Grund unterstützt, und dankt ihren Ursprung wahrscheinlich nur dem Umstand, dass der Weichselzopf (vielleicht oft nur die damit verbundene *Lues*) durch Mercurialmittel geheilt werden kann. Durch die pathologischen und pathogenischen Bemerkungen (worauf der Vf., mit stolzem Rückblick auf seine Vorgänger, sich nicht wenig zu Gute thut) lernen wir die Krankheit nicht besser, ihn aber als einen blinden und beschränkten Humoralpathologen kennen, und der Refrain seines therapeutischen Verfahrens ist immer Sublimat, Calomel, Holztränke u. s. w., mit einem Wort, der gemeinste antisyphilitische Schlendrian. Für

wen die Formeln am Ende angehängt seyn sollen, ist gar nicht abzusehen. Für die medicinischen Zeitgenossen gewiss nicht!

Die Schreibart ist, wie in der Vorrede sehr richtig bemerkt wird, nicht gelahrt, aber dabey incorrect, nicht präcis und ermüdend. pp TT ε et h.

KLEINE SCHRIFTEN.

Medicin. *Amsterdam*, im Kunst- und Industrie-Comptoir: *D. L. Suasso*, M. D., *Morborum exanthematicorum descriptionis, tabularum forma ordinatae, specimen, variolarum atque vaccinarum decursum et curationem exhibens.* 1809. $3\frac{1}{2}$ Bog. 4. (1 Rthlr.)

Der Vf. giebt eine Probe, wie er die Ausschlagskrankheiten in tabellarischer Form vorzutragen gedenkt, und beruft sich, um die Zweckmässigkeit seines Unternehmens zu begründen, auf die chemischen Tabellen von *Fourcroy*, und die pharmaceutischen von *Trommsdorff*. Allein wer sieht nicht den grossen Unterschied von diesen ganz unpassend verglichenen Wissenschaften ein? Wissenschaften, die fast ganz Nomenclatur sind, wie z. B. Pharmacie, Mineralogie, Botanik, können leicht und mit Nutzen in tabellarischer Form vorgetragen werden, da sie hauptsächlich Gedächtnisssache sind. Im Gegentheil sollte man nie Wissenschaften in tabellarische Form zwingen wollen, wo alles auf Beurtheilung, sorgsame Vergleichung, Zusammenstellung u. Abwägung auch der kleinsten Umstände ankommt, wie z. B. in der Therapie. Wem sollten diese Tabellen auch nützen? Dem praktischen Arzte? Diess wird Niemand behaupten. Dem Docenten als Leitfaden beym Unterricht? Gewiss nicht; denn schon das Format ist das unbequemste für Lehrer und Lernende. Eben so unbequem ist die tabellarische Form zum Leitfaden beym Unterricht, da dort, in der Tabelle, alles neben einander steht; hier, im Vortrage, aber alles auf einander folgen muss. Aus eben den Gründen sind sie nicht für den Lernenden. Zuweilen scheint auch der Vf. selbst ihre Zwecklosigkeit gefühlt zu haben. So können z. B. die regulären Blattern ihren gesetzmässigen Verlauf bisweilen nicht haben, sondern entweder die inflammatorische, oder nervöse, oder putride Form allmählich annehmen. Diesen Übergang drücken die Tafeln nicht aus, und können ihn nicht ausdrücken; die hinzugefügte Note, dass diess der Fall seyn könne, ersetzt nicht jenen Mangel. — Doch wir wenden uns zu den Tabellen selbst. Auf den beiden ersten sind die Menschenpocken, auf der dritten die Schutzpocken abgehandelt. Der Vf. theilt die Pocken ein in *neutras s. regulares; sthenicas irregulares; asthenicas irregulares.* Letztere theilt er wiederum ab: in *var. asthen. nervosas cum incitabilitate aucta*, und *var. asth. putridas cum incitabilitate imminuta.* Da die Blattern nicht allein mit inflammatorischen Nerven- und Faul-Fiebern, sondern auch mit den anderen gewöhnlichen Formen der Fieber complicirt seyn können: so leuchtet ein, dass diese Eintheilung nicht erschöpfend ist. Dann sind die Bestimmungen: *cum incitabil. aucta*, — *imminuta*, ganz schief und unbestimmt. Denn nicht zu erwähnen, dass Erregbarkeit von Sensibilität ganz verschieden ist, und dass *incitabilitas* und *incitatio aucta* die Natur der sthenischen Krankheiten bestimmt: so ist bekannt, dass das Nervenfieber sich nicht allein mit erhöhter Reizbarkeit und Sensibilität, sondern auch mit herabgestimmter, zeige. In dieser Hinsicht ist die Eintheilung des Vfs. wiederum mangelhaft. Die vier Stadia der Blattern stellt der Vf. so dar, dass er erst den *morbi decursum ac symptomata non necessaria*, und darunter die *Methodum medendi* im Allgemeinen; und unter derselben die einzelnen Indicationen und Heilmittel angiebt. Warum er die aufgezählten Symptomen, die das Wesen einer Krankheitsform ausmachen, *non necessaria* nenne, sieht man nicht ein; man möchte fragen: wo sind denn die *necessaria*? Bey den Indicationen ist das Gewöhnliche gesagt. Einzelne Mittel scheinen nicht immer ganz zweckmässig zu seyn. Um der Menge der Pusteln zuvor zu kommen, soll der Kranke aufstehen. Diess möchte nicht selten ein gefährlicher Rath seyn: so wie auf der anderen Seite Selterwasser und Graswurzeldecoct gegen das Zurücktreten der Pocken wenig wirken werden. Nachtheilig ist die Empfehlung von Bleymitteln bey Pusteln auf dem Auge, es entstehen durch ihre Anwendung sehr oft Verdunkelung der *Cornea*; das *conradi*sche Augenwasser, oder wässrige Opiumauflösung sind hier am wohlthätigsten. *Tab.* III. Von den Schutzpocken: das Bekannte. Der Vf. stellt ihnen die falschen entgegen u. s. w. Er hätte wohl bemerken sollen, dass bey schlaffer Haut, oder alter Lymphe der Verlauf der Schutzpocken oft weit langsamer ist, und dass vor dem 9ten, 10ten Tage die Pusteln nicht mit zum Impfen tauglicher Lymphe gefüllt sind. Die trocknen Impffäden mit Speichel nass zu machen, ist ein verwerflicher Rath. Unter die *morbos secundarios* gehören auch ein heftiger Hautausschlag und Schwären. — Übrigens muss noch bemerkt werden, dass diese Tabellen in einem schülerhaften Latein abgefasst sind, das von grammatischen Fehlern und Solöcismen wimmelt.

ff. ff. ff.

Nürnberg, b. Schneider und Weigel: *Das wahre Noth- und Hülfs-Büchlein für Bruchkranke aller Art, worinnen* über das *Wesen, die Entstehung, Verhütung und Heilung der Leisten-, Schenkel-, Nabel-, Wasser-, Fleisch-, und aller andern Brüche der fasslichste und vollständigste Unterricht gegeben wird.* Zum Besten der leidenden Menschheit, von D. *G. W.* Becker, praktischem Arzte in Leipzig. 1809. VIII u. 184 S. 8. (12 Gr.)

Der fasslichste und vollständigste Unterricht? Man lese nur z. B. S. 27: „Ob ein Leisten-, Schenkel-, Nabel-Bruch als Netz- oder als Darm-, oder als anderer Bruch zu betrachten ist, kann den Bruchkranken ziemlich gleichgültig seyn. Er selbst kann nicht verlangen, die Zeichen zu erfahren, woraus man auf den einen oder den anderen schliessen kann." Von Handwerkern, bey welchen Brüche sehr gewöhnlich sind, führt der Vf. bloss Gerber und Tuchscheerer an. S. 117: „Wenn man hört, dass so viele am eingeklemmten Bruch Operirte bald nach der Operation starben: so lag es nicht an dieser, sondern an dem Kranken, der sich ihr zu spät unterwarf, oder an dem Wundarzt, der sie zu spät in Vorschlag brachte." Nicht auch oft an der Ungeschicklichkeit des Wundarztes? War hier nicht der schicklichste Ort, wo der Vf. vor herumziehenden Bruch-Operateurs warnen konnte? Die Handgriffe, womit ein eingeklemmter Bruch zurückgebracht werden kann, erwähnt der Vf. nicht, weil der Kranke sie, durch den Instinct oder auch wohl durch Erfahrung belehrt, besser weiss, als man es ihm sagen könne. Verschiedene nöthige Regeln bey der Einklemmung eines Bruches, z. B. der Hintere muss dabey ein wenig höher liegen, als der Kopf und die Brust; der Kranke muss den Urin nicht lange zurückhalten; während der Taxis muss er sich hüten, den Athem an sich zu halten oder zu schreyen u. s. f., sind mit Stillschweigen übergangen worden. Mit Recht empfiehlt der Vf. dabey erweichende und krampfstillende Umschläge, Klystiere und laue Bäder: warum sagt er aber nichts von dem Nutzen des inneren Gebrauchs des Leinöls und englischen Salzes? Tabaksklystiere werden von ihm empfohlen, *wenn die Einklemmung schon gehoben ist* (?) Anstatt einer Beschreibung der Operationen bey dem Fleischbruch und Wasserbruch der Scheidenhaut der Hoden und des Saamenstrangs hätte er die Kennzeichen angeben sollen, wodurch man diese von wahren Darm- oder Netz-Brüchen genau unterscheiden kann. Ein Wasserbruch soll sich nach dem Vf. immer als eine schwappende, kalte, durchsichtige Geschwulst zeigen (?). Eine nicht ganz unrichtige Bemerkung ist folgende: Bekanntlich sind in der Schweiz, besonders im Canton Appenzell Brüche viel häufiger, als in andern Gegenden; man glaubt gewöhnlich, dass sie durch Ringen, Springen, Schleudern der Steine, gewaltsame Anstrengungen bey dem Eintragen des Heues verursacht werden: der Vf. aber schreibt sie dem Missbrauche des Kaffees, besonders bey den gewöhnlichen Kaffeegelagen, die zwey bis drey Tage dauern, zu. — Möge übrigens der Vf. auf ein gutes Zeugniss von der leipziger medicinischen Facultät und auf die vielen, zum Theil hier mitgetheilten Briefe, worin er der verehrungswürdigste Mann genennt, und seine Bruchbandagen sehr gerühmt werden, noch so stolz seyn: so kann doch Rec. die fast beyspiellose Unverschämtheit nicht ungerügt lassen, wenn der Vf. da öffentlich von seiner Bescheidenheit spricht, und einen *Fontanelle* und *Lefebure* Charlatans nennt, hier gesteht, man könne von den besten Bruchbandagen nicht sagen, sie seyen radical heilend, aber gleich seine Bandagen in mehreren öffentlichen Blättern als solche aufführt, und wenn er sich hier damit entschuldigt, dass ihn das durch täuschende Ankündigungen der Art irre geführte Publicum mercantilisch dazu nöthige.

— m —

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 8 NOVEMBER, 1810.

NATURGESCHICHTE.

FRANKFURT a. M., b. Wilmans: *Annalen der wetterauischen Gesellschaft für die gesammte Naturkunde.* 1sten Bandes 1stes u. 2tes Heft. 1809. 344 S. 4. (4 Thlr.)

Eine kleine Anzahl verbundener Freunde fasste den glücklichen Gedanken auf, die literarischen Bemühungen der Einzelnen auf Einen Punct zu leiten, und mit gemeinschaftlichen Kräften für die Naturwissenschaften zu wirken. Der Beytritt sehr schätzbarer Gelehrten, worüber das vorausgehende Verzeichniss der Mitglieder dieser Gesellschaft Auskunft ertheilt, gab diesem Unternehmen eine noch schönere Bedeutung, und es läfst sich von einem Institute, wie dieses ist, mit Recht viel Gutes für die Naturkunde hoffen. Die Anzeige und Beurtheilung des Inhalts der beiden ersten Hefte wird diese Hoffnung rechtfertigen.

I B. 1 Heft. I. *Amphibiologische Beyträge* vom Hofr. *Merrem* zu Marburg. 1) Eine neue Art Eidexe aus der Sammlung des Hn. Grafen *von Borcke*, wird hier blofs nach den äufseren Kennzeichen mit grofser Genauigkeit beschrieben. Von den Sitten und der Lebensart dieser Amphibie findet man nichts; es ist zu bedauern, dafs manche sonst schätzbare Naturforscher über der lobenswerthen Sorgfalt in Beschreibung der äufseren Kennzeichen die so nützlichen Notizen über die Sitten der Thiere zu vergessen scheinen. Eben diese Bemerkung gilt bey No. 2, wo die lange Viper beschrieben wird; sie ist höchst wahrscheinlich *Seba's Coluber Ceilonicus.* Der schleuderschwänzige Klapperer No. 3 ist in eben dem Geiste beschrieben. II. *Kurt Sprengel Observationes de Jungermanniis aut plane nondum aut minus bene delineatis.* Hier werden 12 Arten mit der bekannten Genauigkeit des Vfs. beschrieben. III. *Hat man bis jetzt durch Versuche und Beobachtungen eine eigenthümliche Wärme in den Gewächsen erwiesen?* Vom Hofr. *Nau* in Aschaffenburg. Enthält sehr merkwürdige Versuche, aus welchen das Resultat hervorzugehen scheint, dafs die eigenthümliche Wärme der Gewächse keineswegs erwiesen ist. IV. *Beobachtung krankhafter Concretionen eigenthümlicher Art.* Vom Geh. Rath *Wedekind* in Darmstadt. Bey der Operation einer Fingergeschwulst eines jungen Frauenzimmers sprang mit Geprassel eine kleine Anzahl weisser ovaler Körner hervor, welche durch feine Fäserchen locker zusammenhingen. Der Vf. hält diese Körperchen für gleichförmig mit den Sehnen. V. *Eine neue Varietät Kupfer-Wismuth-Erzes und noch nie gesehene Braunspath-Drusen,* beschrieben vom Oberbergmeister *Selb* zu Wolfach. Der Vf. kündigt hier eine neue Abänderung des Kupferwismuths an. Die Charakteristik derselben stellt aber nur solche Unterscheidungsmerkmale auf, welche sämmtlich dem Wismuthglanz auch zukommen, und die zum Theil von denen des Kupferwismuths ganz abweichen. Nur wiederholte chemische Versuche würden es sicher entscheiden können, ob der Kupfergehalt in diesen Fossilien wesentlich oder nur zufällig sey. Im zweyten Abschnitte beschreibt der Vf. eine Braunspathkrystallisation, welche das Merkwürdige hat, dafs die Afterkrystalle auf anderen Braunspathkrystallen aufgesetzt sind. VI. *Beytrag zur deutschen Ornithologie oder Erscheinung einiger seltenen Vögel in der Wetterau.* Vom Hofr. Dr. *B. Meyer* in Offenbach. Dieser Aufsatz enthält treffliche Beyträge zur deutschen Ornithologie. Auch nach Rec. Erfahrung gehört *Falco chrysaetos Linn.* als Art nicht in das System. *Podiceps cornutus* und *obscurus* sind auch sicher nicht verschiedene Arten, wie sie der sonst so sorgfältige *Bechstein* dafür hält. VII. *Entwurf einer Fauna entomologica der Wetterau* vom Licentiat *Brahm* zu Aschaffenburg. Blofse Beschreibungen für das System von einem geringeren Werthe, da diese Insecten schon oft beschrieben sind. VIII. *Über die Abweichungen in den kryptogamischen Gewächsen.* Eine Skizze von Hn. *v. Straufs* in Aschaffenburg. Die Abweichungen in der Bildung dieser Gewächse werden mit vieler Kenntnifs und Sorgfalt angegeben. IX. *Charakteristik des phosphorsauren Kupfers.* Vom Kammerrath *Leonhard* in Hanau. Diese Charakteristik ist um so schätzenswerther, da sie, von einer ganzen Folge auserlesener Stücke entlehnt, an Vollständigkeit alle bisherigen übertrifft. X. *Untersuchung des faserigen Cyanits aus der Gegend von Aschaffenburg.* Vom Hofr. *Nau.* Der Vf. giebt hier die Farbe des faserigen Cyanits als röthlichweifs, ins Fleisch- und Pfirsichblüth-Rothe sich ziehend an: der Cyanit ist aber gewöhnlich blau, und zwar berliner-, himmel- und schmalt-blau, mit bleygrauen und silberweissen Streifen; ferner leicht zerspringbar, und wiegt nach *Karsten* 3,470, nach *Saussure* 3,517. Hr. *Nau* beschreibt aber den Cyanit als schwer zerspringbar, und giebt das eigenthümliche Gewicht zu 3,100 an. Sehr Recht hat daher der Hr. K. *Leonhard,* wenn er in seiner Anmerkung behauptet, dafs der faserige Cyanit in seinen äufseren Kennzeichen dem asbestartigen Tremolith nahe komme. XI. *Vom Kryptischen des Dolomians am Niederrhein.* Vom Geh. R. *Nose* in

Bonn. Die unverständliche Sprache in diesem Auffatze abgerechnet, enthält er einen nützlichen Beytrag zur Gebirgskunde. Möchte doch die Mineralogie endlich von den vielen fremdartigen Benennungen, wie, z. B. Archetyp, Pyrotyp u. f. w. gereinigt werden! — XII. *Beyspiele von unnatürlichen Trennungen zusammengehöriger Flechtenformen.* Von H. G. Floerke in Berlin. Eine dankenswerthe gründliche Berichtigung des Systems. XIII. *Chemische Zerlegung eines menschlichen Blasensteins und Bemerkungen über die Anwendung der Harnsäure als Farbematerial.* Vom Prof. Dr. J. H. Kopp zu Hanau. Es gelang dem Vf., durch die Auflösung des Blasensteins in verdünnter Salpeterfäure und durch nachherige Concentration der Auflösung derselben eine rothe Farbe zu gewinnen, womit er vegetabilische, so wie animalische Stoffe färben konnte. Er hofft daher auch aus dem Urin eine ähnliche Substanz auszuscheiden, und solche als Färbestoff anwenden zu können; nicht unwahrscheinlich, indem der Blasenstein mit dem Bodensatze des Urins viel Ähnlichkeit zu haben scheint, wo er nicht gar dasselbe ist. Auch diesen löst die Salpeterfäure auf. — XIV. *Nachtrag zu Bechsteins Naturgeschichte der deutschen Vögel.* Vom Obermedicinalrath *Leisler* in Hanau. Diese Nachträge verdienen alle Aufmerksamkeit, und zeugen von einem fleissigen Studium der Natur. Die Beschreibung des aschgrauen Geyers läfst fast nichts zu wünschen übrig. Der Goldadler der älteren Schriftsteller ist nichts anderes, als das Weibchen des Steinadlers. *Falco ater* ist eine eigene Art, wie hier mit sehr entscheidenden Gründen dargethan wird. Alle diese Beschreibungen haben noch den grossen Vorzug, dass sie sehr genaue Schilderungen der Sitten, Triebe und der Lebensweise dieser Vögel enthalten. XV. *Über die Ähnlichkeit und Verschiedenheit des Licht- und Wärme-Stoffs.* Von Hn. *E. von Knod.* Die sehr gründlichen Untersuchungen in diesem Auffatze führen zu dem Resultate, dass Licht- und Wärme-Stoff einerley sind. XVI. *Correspondenznachrichten.*

2 Heft. XVII. *Resultate einiger Untersuchungen über den inneren Bau der Insecten.* Vom Dr. G. R. *Treviranus* in Bremen. Enthält treffliche Bemerkungen über das Gehörorgan der Insecten. Der Vf. findet es in der Wurzel der Antennen. Weiter findet man hier Bemerkungen über das Ernährungsorgan der Wanzen und über die Saugblase der Schmetterlinge, die den aufmerksamen Leser sehr befriedigen werden. XVIII. *Kritische Bemerkungen über meine Laubmoose. Ein Beytrag zur richtigen Bestimmung der Moosarten* vom Inspect. *J. C. Röhling* in Massenheim. Dieser Beytrag enthält gründliche Berichtigungen und Bestimmungen des Systems. XIX. *Berichtigung und Ergänzung der Naturgeschichte wetterauischer Schmetterlinge.* Von Hn. *Ph. C. Hoffmann* zu Offenbach. Der Vf. hat die hier beschriebenen Schmetterlinge selbst erzogen, und in allen Perioden ihrer Existenz genau beobachtet; seine trefflichen Beschreibungen sind ganz im Geiste *Röfels* und *de Geers* verfasst. XX. *Beschreibung einer auserlesenen Suite von Speiskobalten* u. f. w. Vom Kammerrath *Leonhard* zu Hanau: Eine ähnliche Nebeneinanderstellung der Hauptunterscheidungsmerkmale beider Fossilien hat schon *Karsten* in seinen miner. Tabellen S. 101 geliefert; sie wird durch die Untersuchung des Hn. *Leonhard* trefflich bestätigt. Rec. bemerkt nur noch unter den Angaben des Hn. *L.* bey dem weissen Speiskobalt die Krystallisation in rundlichen Tafeln, und bey dem Glanzkobalt das Vorkommen in oktoedrischen Krystallen. — XXI. *Entwurf einer Fauna entomologica der Wetterau.* Von Hn. Brahm zu Aschaffenburg. Fortsetzung. In demselben Geiste bearbeitet wie im ersten Hefte. XXII. *Über eine nordische Mevenart.* Von Dr. *Germann*, russ. kaif. Hofrath u. f. w. — Die Geschichte der Meven liegt zum Theil noch im Dunkeln; jeder kleine Beytrag zur Aufklärung dieser Dunkelheiten in der Bestimmung der Arten ist daher nicht ohne Werth. Hier wird besonders *Larus canus Lis.* beschrieben, und richtig von den übrigen Verwandten unterschieden. XXIII. *Einige Bemerkungen, die Eigenschaften des kamtschadalischen Fliegenschwammes betreffend.* Vom Hofr. *Langsdorf.* Die Kamtschadalen geniessen den Fliegenschwamm gewöhnlich trocken. Ein einziger grosser oder zwey kleinere Fliegenschwämme sind hinreichend für einen Kamtschadalen, sich einen fröhlichen Tag zu machen. Anfangs entsteht ein Zucken in den Muskeln, nach und nach ein Schwindel, Taumel und Schlaf. Die berauschten Personen werden des Bewusstseyns beraubt, und es werden grösstentheils freudige Gemüthsbewegungen erregt; das Gesicht wird roth und aufgedunsen. Einige ziehen den Genuss des Fliegenschwammes dem Brantwein vor. XXIV. *Beschreibung eines merkwürdigen Wasserkopfs.* Von Dr. *Schneider* in Fulda. Der seltsame wasserköpfige hier beschriebene Mensch erreichte ein Alter von 45 Jahren. Die Beschreibung ist äusserst lehrreich, scheint aber doch mehr einem Magazine für Ärzte oder Wundärzte anzugehören. XXV. *Beytrag zur deutschen Ornithologie oder Erscheinung einiger seltner Vögel in der Wetterau.* Vom Hofr. *Meyer* in Offenbach. Fortsetzung. Man sieht auch hier in jeder Zeile die reife und sichere Erfahrung. Bey *Grus cinerea* ist es eine auch durch des Rec. Erfahrung bestätigte Berichtigung der bechsteinischen Behauptung, dass nur das Weibchen mit einer geraden und gewöhnlichen Luftröhre versehen sey; sowohl Männchen als Weibchen haben *gleichen* Bau der Luftröhre. XXVI. *Von den verschiedenen Ragen und Arten der Schaafe.* Von Dr. *F. L. Walther.* Der Vf. theilt alle Schaafe in 1) grofse langleibige, 2) kleine, 3) wollige, 4) haarige (diese letzteren finden sich noch in Afrika und auf Madagaskar), 5) Schaafe mit Haaren unter der Wolle gemischt. Die Fortsetzung wird diesen gründlichen Auffatz vollenden. XXVII. *Nachtrag zu Bechsteins Naturgeschichte der deutschen Vögel.* Von *O. M. Leisler* in Hanau. Fortsetzung. Beschreibt einige Spechtarten und den gemeinen Eisvogel: alles sehr lesenswerth. Der Behauptung des Vfs., dass der Eisvogel nicht singen könne, muss doch

Rec. mit aller Bescheidenheit widersprechen; er hatte oft Gelegenheit, den zarten Gesang dieses schönen Vogels an stillen Abenden des Frühlings zu bewundern. XXVIII. *Über die Quincunx der Gärtner.* Vom Rath *Franz von Paula Schrank* zu Landshut. Ist mehr ökonomischen Inhalts. XXIX. *Beschreibung einer sehr verbesserten Einrichtung der elektrischen Lampe.* Vom Prof. *Hoffmann* in Aschaffenburg. Die hier beschriebene elektrische Lampe empfiehlt sich ausser anderen Vortheilen besonders durch ihre Einfachheit und den wohlfeileren Preis. — XXX. *Geschichte der Mineralogie und insbesondere der Oryktognosie vom Jahre 400 vor Chr. G. bis zum Anfange unserer Zeitrechnung, nebst der mineralogischen Bücherkunde in dieser Zeitperiode.* Entworfen von *C. F. Münzig* aus Stuttgardt. Eine blosse Skizze, in welcher Orpheus und Theophrast als die ältesten mineralogischen Schriftsteller angedeutet werden, — XXXI. *Über den künstlichen Anbau einer besonderen Holzart im Allgemeinen, und über den der Fichte, Pinus Picea du Roi, insbesondere, als Beytrag zur Naturgeschichte derselben.* Von dem herz. nassauischen Kammerjunker von *Motz.* — Der Fichte wird hier in Hinsicht des künstlichen Anbaues vor der Buche und der Eiche der Vorzug mit Recht gegeben; übrigens enthält dieser Aufsatz nichts Neues. XXXII. *Correspondenz-Nachrichten.* — Zuletzt ein Verzeichniss der bis zum 11ten September 1809 für das Museum und die Bibliothek der wetterauischen Gesellschaft eingegangenen Beyträge: ein schöner Beweis, welch ein grosses Interesse die Naturwissenschaft in allen Ständen und Ländern noch immer findet. — Mögen die Herausgeber fortfahren, mit eben dem Eifer, mit eben der Gründlichkeit und sorgfältigen Auswahl diese schätzbaren Annalen zu bearbeiten!

+d+.

Zürich, b. Gessner: *Naturgeschichte der in der Schweiz einheimischen Säugethiere.* Ein Handbuch für Kenner und Liebhaber. Bearbeitet von D. *Joh. Jakob Römer* und D. *Heinr. Rudolph Schinz.* 1809. 340 S. 8. (2 Thlr. 2 Gr.)

Obgleich ältere Schriftsteller die Naturgeschichte der Schweiz bereits mit Erfolg bearbeitet haben: so findet doch der fleissige Beobachter der Natur immer neue Veranlassung, ältere Irrthümer zu berichtigen, neue Entdeckungen hinzuzufügen, und die Naturgeschichte eines Landes dem, wenn auch noch entfernten, Ziele der Vollendung um etwas näher zu bringen. Jeder Beytrag, der zu diesem Ziele führt, verdient daher eine freundliche Aufnahme. Die Vff. des vorliegenden Werks haben wenigstens die Tendenz zu diesem Ziele. Verdienstlicher wäre das Unternehmen allerdings gewesen, wenn in diese Naturbeschreibungen nur das eigentlich Neue aufgenommen wäre; allein es ist den Vff. auf der anderen Seite auch nicht so sehr zu verargen, dass sie, der Vollständigkeit wegen, mit dem wirklich Neuen auch das ältere Bekannte verbanden. — Voran gehen einige Bemerkungen über die Säugethiere der Schweiz im Allgemeinen. Die Schweiz ist, mit anderen Ländern verglichen, an Säugethieren arm. In älteren Zeiten hausete hier noch der wilde Auerochs, wovon die Stadt Uri ihren Namen haben soll; jetzt findet er sich überall gar nicht mehr. Der Damhirsch und der Edelhirsch gehören unter die Seltenheiten, eben so auch die wilde Katze. Dann folgen einige Bemerkungen über das Ausstopfen der Säugethiere, die alle recht praktisch sind und von eigener Erfahrung zeugen. Der Hund kann in der Schweiz nur wenig zur Jagd gebraucht werden, und fast eben so wenig zur Hütung der Heerden; desto merkwürdiger und nützlicher ist sein Gebrauch auf den Alpen, und besonders auf dem St. Bernhardsberge, wo er dazu abgerichtet wird, die unter dem Schnee verunglückten Wanderer aufzusuchen. Die Raçe, welche man dazu gebraucht, ist die dänische Dogge. In der Geschichte des Wolfes findet man wenig Neues; er ist von jeher in der Schweiz nicht geduldet worden. Bey dem Luchse erfahren wir, dass er die hohen Alpenwälder und Felsklüfte der wallisers, urner und bündner Hochgebirge vorzüglich bewohne; in Bünden werden oft in Einem Winter 7 bis 8 Luchse erlegt. Der *bechsteinischen* Behauptung, dass es auch im Sommer weisse Wiesel gebe, und dass der weisse Wiesel eine blosse Varietät sey, muss auch Rec. beytreten; erst vor einigen Jahren wurde ihm mitten im Sommer ein völlig weisser Wiesel mit schwarzer Schwanzspitze, der in einem kleinen Gehölz erlegt war, gebracht. Die kleine Fischotter hätte nicht unter die schweizerischen Säugethiere aufgenommen werden sollen, da, nach der Vff. eigenem Geständnisse, ihre Existenz in der Schweiz noch sehr ungewiss ist. Sehr ausführlich und unterrichtend ist die Naturgeschichte des Bärs bearbeitet, und zwar mit Recht, weil der Bär in den Schweizergebirgen eigentlich zu Hause ist; er nährt sich in den dortigen Gegenden auch gern von Erdbeeren; der braune Bär ist weit muthiger, als der schwarze. Die sogenannte *mus terrestris* ist von *mus amphibius* nicht verschieden; Rec. hat mehrere Erfahrungen darüber gesammlet, der blosse Geschlechtsunterschied kann verleiten, wahre Verschiedenheiten anzunehmen, wo keine sind. Bey dem Hamster sind die Vff. noch zweifelhaft, ob er ein Bewohner der Schweiz sey; er wird daher nicht beschrieben. Am vollständigsten und lehrreichsten ist die Naturgeschichte des Murmelthiers abgehandelt; Rec. erinnert sich nicht, etwas so durchaus Befriedigendes gelesen zu haben. Nach den Beobachtungen der Vff. haben diese Thiere andere Höhlen für den Sommer und wieder andere für den Winter; ihre Sitten und ihre ganze Haushaltung werden sehr unterrichtend beschrieben, vor allen aber ist die Erzählung von dem Winterschlafe dieser Thiere ein Muster in ihrer Art. Sehr merkwürdig sind die hier beygebrachten Notizen, z. B. von der vollkommenen Reizbarkeit der Muskeln während des vollen Winterschlafs, von der völligen Ausleerung des Magens und des Darmkanals in dem Laufe des Winterschlafes, u. s. w.

Die Behauptung, dafs der Winterfchlaf der Thiere durch den Mangel des Zutritts der Luft in der eingefchloffenen Höhle befördert werde, fcheint Rec. durch die Erfahrungen bey den Winterfchläfern unter den Infecten beftätigt. Der geringere Zuflufs des Blutes zum Kopfe in der Periode des Winterfchlafs ift wohl entfchieden, und Rec. hat auch hierüber beftätigende Erfahrungen zu machen Gelegenheit gehabt. Ein im Haufe fchlafendes Murmelthier war bey gemäfsigter Temperatur gegen Verletzungen und Verwundungen nicht unempfindlich. Daffelbe fand Rec. bey mehreren Winterfchläfern unter den Käfern: mit Nadeln geftochen zuckten fie die Fufsglieder, wenn fie in mäfsiger Temperatur gehalten wurden; in grofser Kälte hingegen blieben fie völlig unempfindlich. Die Murmelthiere verloren im Winterfchlafe über ein halbes Pfund von ihrem Gewichte; auch bey mehreren Käfern findet fich eine Verminderung des Gewichtes zur Zeit des Winterfchlafes. Rec. wird Gelegenheit haben, mehrere Vergleichungen diefer Art zwifchen dem Winterfchlafe der Säugethiere und dem der Infecten anzuftellen.

Diefe Bemerkungen mögen das Urtheil begründen, dafs diefes Werk immer eine fehr lehrreiche Lectüre bleiben wird; auch der Kenner wiederholet hier gern noch einmal, was er fonft fchon gewufst hat, und lernt manches Neue und Intereffante. Die Sprache ift natürlich und correct. Kleine Verftofse gegen die Regeln der Grammatik, wie z. B. „*Schaden thun fie keinen*" verdienen kaum einer leifen Rüge. Wenn die achtungswerthen Vff. fich mehr auf neue Beobachtungen einfchränken: fo werden fie fich für die Zukunft ein defto gröfseres Verdienft um die Naturgefchichte der fchweizerifchen Säugethiere erwerben.

+d+.

KLEINE SCHRIFTEN.

NATURGESCHICHTE. *Berlin*, b. Müller: *Syftematifche Befchreibung einiger Egelarten fowohl nach ihren äufseren Kennzeichen, als nach ihrem inneren Baue.* Von Dr. *Joh. Fried. Phil. Braun*, ausübendem Arzt u. f. w. zu Neu-Ruppin. Mit 7 Kupfertafeln nach den vom Vf. gröfstentheils nach den lebenden Thieren ausgemalten Zeichnungen. 1805. V und 74 S. 4. (1 Thlr. 6 Gr.)

So unleugbar der Gewinn für die Naturgefchichte ift, wenn unbekannte Naturkörper entdeckt und an die fchon bekannten angereiht werden: eben fo viel Vortheil erhält diefe Wiffenfchaft, und insbefondere das Syftem, wenn der Naturforfcher mehrere einzelne fchon bekannte Naturkörper auswählt, und fie einer genaueren Unterfuchung unterwirft. Dafs auf diefem Wege die bereits aufgezeichneten Merkmale eine genauere Beftimmung erhalten, manche neue aufgefunden, und dadurch die Kennzeichen der Claffen, Ordnungen, Gattungen und Arten gewiffer und hervorftechender werden, fällt in die Augen. Von der Wahrheit des fo eben Gefagten überzeugt, wählte der Vf. die Egel. Er fammelte 1) *Hirudo fanguifuga*, den er feiner Gefräfsigkeit halber *H. Gulo* nennt, und widerlegt theils durch angeftellte Verfuche, theils durch die innere ganze Einrichtung des Körpers die Meinung, dafs diefer Egel Blut fauge. 2) *H. medicinalis Lin.* (*Venaefector Braun*). 3) *H. pifcium M.* (*galearia Br.*). 4) *H. vulgaris Lin.* 5) *H. Blochii.* 6) *H. Parafita Br.* Lebt blofs an den Krebseyern. 7) *H. Tuba Br.* In den Gedärmen der *Rana temporaria* von dem Vf. entdeckt. 8) *H. bioculata.* 9) *H. teffulata M.* 10) *H. complanata M.* 11) *H. variegata M.* 12) *H. hyalina M.* (*papillofa Br.*). 13) *H. alpina.* Diefe Egel theilt er in zwey Familien, und liefert nicht nur treue Befchreibungen, beffere Diagnofen, auch öfters einige Nachrichten von ihrer Lebensart, fondern auch gute Abbildungen, welche theils das ganze Thier, theils einzelne Theile deffelben vergröfsert und in natürlicher Gröfse vorftellen. Rec. fügt noch einige Anmerkungen bey, und empfiehlt diefe Schrift den Freunden der Natur, Ärzten und Wundärzten, welche fie nicht unbefriedigt aus der Hand legen werden. — Die Knötchen am *poupartfchen* Rückenmark bey *H. fanguif.* und *medic.* find nach der Befchreibung S. 19 fehr regelmäfsig viereckig, in der Abbildung Fig. 5 find fie anders, nämlich länglichtrund, angegeben. Bey einem Exemplar des *H. med.* fand Rec. vier Zähne ftatt drey, von welchen der vierte der kleinfte, der dritte etwas gröfser war. *H. vulgaris* traf Rec. öfters an den Schalen der Entenmiesmufchel an. S. 26 heifst es: Im hinteren Ende des Egels findet man in der Mitte deffelben ein langes, ungefähr 5 *Zoll langes*, darmförmiges Eingeweide u. f. w. Hierin liegt wohl eine Unrichtigkeit, welches auch aus der Figur zu erhellen fcheint. Vielleicht follen ftatt der Zolle nur Linien verftanden werden.

Δ².

Roftock u. *Leipzig*, b. Stiller: *Neuer Beytrag zur lithographifchen Kenntnifs der füdbaltifchen Länder mit befonderer Rückficht auf Mecklenburg.* (Auch unter dem Titel: *Syftematifche Überficht der mineralogifch-einfachen mecklenburgifchen Foffilien*, entworfen) von *A. L. Siemften* und *L. P. F. Dittmar.* 1804. 64 S. 8. (4 Gr.)

Die füdbaltifchen Länder beftehen bekanntlich aus aufgefchwemmten Gebirgsarten (föhlige Lager von Sand, Lehm und Turf) mit einzelnen Lagern von Alaunerde (im Sandlande), von Rafeneifenftein, Steinfalz und Kalkmergel (im Turflande. Im fandigen Lehmlande finden fich zahllofe Gefchiebe fremder Foffilien und Gebirgsarten. Diefe, fo fern fie oryktognoftifche Beftimmung zulaffen, zu verzeichnen, war die Abficht der Vff. — Schade, dafs fie ihre Sorgfalt nicht auf einen fruchtbareren Gegenftand verwendeten, denn ihre Bearbeitung zeigt, dafs fie geübte, genaue und zuverläffige Oryktognoften find. Nur ift der Gewinn nicht grofs, den die Oryktognofie, und noch geringer der, den die Geognofie von einer Lithographie folcher Foffilien haben kann, über deren eigentliches Vorkommen es nicht allein durchaus an Nachrichten fehlt, fondern bey denen auch immer noch der Zweifel, ob ihre urfprüngliche Form nicht mehr oder weniger verändert worden ift, übrig bleibt. Das vorliegende Verzeichnifs kann, der Natur des Gegenftandes nach, blofs die äufseren Befchreibungen der einzelnen Foffilien enthalten; unter denen wir jedoch mehrere feltene bemerken (z. B. Almandin, fchillernde Hornblende, Obfidian (in Bafalt), Sahlith, Speckftein (in Bafalt), blätterigen Stinkftein, Bernftein, Grüneifenerde, gelbe Bleyerde u. f. w.) Die Angabe des Fundorts ift ohne Intereffe. Lehrreicher hätten die Vff. ihre Arbeit machen können, wenn fie die Mineralien, deren primitives Vorkommen in den mecklenburgifchen Gegenden aufser Zweifel war (z. B. Mergelerde, Kalkftein, mineralifche Holzkohle, Rafeneifenftein), etwas ausführlicher befchrieben, und überhaupt von den Gefchieben in der Bearbeitung abgefondert hätten.

— a.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 9 NOVEMBER, 1810.

MATHEMATIK.

Berlin, b. d. Vf. und in Commission b. Hitzig: *Astronomisches Jahrbuch für das Jahr 1812, nebst einer Sammlung der neuesten in die astronomischen Wissenschaften einschlagenden Abhandlungen, Beobachtungen und Nachrichten.* Mit Genehmigung der kön. Akademie der Wissenschaften berechnet und herausgegeben von *J. E. Bode*, Astronom und Mitglied der Akademie. 1809. Mit 1 Kupfert. 266 S. 8. (2 Thlr.)

Von sechs Finsternissen, die sich in diesem Jahre ereignen, ist in unseren Gegenden nur eine totale Mondfinsternis den 26 Febr. zum Theil sichtbar. Das Verzeichniss der Sternbedeckungen ist ungewöhnlich reichhaltig, denn es zeigt, ausser zwey sehr nahen Zusammenkünften, 27 wirkliche Bedeckungen für Berlin an.

Wir haben unseren Lesern schon bey Gelegenheit des vorigen Bandes des Jahrbuchs viele den grossen Kometen von 1807 betreffende Nachrichten mitgetheilt; der vor uns liegende giebt uns Stoff zu einer reichen Nachlese. Gleich Anfangs finden wir die Beobachtungen des Hn. *von Wisniewsky* in Petersburg, der den Kometen bekanntlich, trotz seiner grossen Lichtschwäche, bis zum 27 März verfolgte; er observirte ihn mit einem $3\frac{1}{2}$ füssigen *dollondschen* Fernrohre, dessen leeren Kreis er als Mikrometer gebrauchte. Diese Beobachtungen sind in mehr als einer Rücksicht sehr merkwürdig, denn sie gehen nicht nur viel weiter, als alle übrigen, sondern sie zeigen uns auch, wie viel ein $3\frac{1}{2}$ füssiges Fernrohr vermag, wenn ein gutes Auge den Beobachter so unterstützt, als Hn. *von Wisniewsky*. In der That konnte Hr. *Schubert* bey den letzten Beobachtungen den Kometen nicht mehr erkennen; allein Hr. *v. W.*, der eine ausserordentliche Virtuosität des Sehens besitzen muss, unterschied noch Ein- und Austritte im Felde des Fernrohrs. Man wird von diesen Beobachtungen keine grosse Genauigkeit fodern dürfen, weil der Komet so äusserst schwach und unscheinbar war; und ein Jeder wird die Fehler, die sie nach *Bessels* Vergleichung (Mon. Corresp. Febr. 1810) haben, nicht auf Rechnung der petersburger Astronomen, sondern auf die Sache selbst schieben. Obgleich Rec. glaubt, dass nie ein so lichtschwacher Komet beobachtet worden ist: so bezweifelt er doch die Möglichkeit nicht, noch weit lichtschwächere, freylich durch stärkere Fernröhre, zu sehen; er ist hierin völlig der Meinung des Dr. *Olbers*, die uns *Bessel* S. 123 ff. in einem Nachtrage zu seiner im vorigen Bande des Jahrb. abgedruckten Abhandlung über diesen Kometen mittheilt. *Olbers* hierauf gegründeter Vorschlag ist zu merkwürdig, als dass wir ihn hier übergehen dürften, zumal da er auch in der Folge benutzt werden, und dann der Wissenschaft Früchte tragen kann: Der Komet, der sich nach dem März 1808 so sehr von der Sonne und Erde entfernte, dass er sich den Blicken der Astronomen entzog, konnte im October, als er in Opposition mit der Sonne kam, vielleicht wiedergesehen werden, indem der vortheilhaftere Stand der Erde ihn damals fast $\frac{1}{4}$ so lichtstark erscheinen liess, als im März. *Olbers* Idee war nun, ihn mit starken Fernröhren zu suchen, und seine Örter gegen die umgebenden kleinen Fixsterne durch Schätzung zu bestimmen. Die Wichtigkeit der Wiederauffindung veranlasste in Lilienthal angestrengte Bemühungen, deren Erfolg *Bessel* in dem erwähnten Nachtrage bekannt macht. Er fand in der That am 9 Nov. ein Nebelfleckchen, welches er nachher nicht wiedersah: allein mehrere Umstände veranlassten ihn, dieses Fleckchen doch nicht für den gesuchten Kometen zu halten; es stand am erwähnten Tage von $7^u\ 15'$ bis $7^u\ 40'$ in $65°\ 4'$ AR, und $58°\ 50'$ Decl. Wahrscheinlich waren die lilienthalschen Teleskope nicht stark genug, den Kometen zu zeigen. Denn obgleich die Flächen der Objectivspiegel (von 10,1 und 12 Zoll Durchmesser) *mehr* als 3 mal so gross waren, als die Fläche des Objectivglases des petersburger Fernrohrs: so hat der Lichtverlust, der bey der zweymaligen Zurückwerfung bekanntlich viel grösser ist, als bey der Brechung in einem achromatischen Glase, doch wahrscheinlich das Licht so geschwächt, dass das Auge im November durch die lilienthaler Teleskope nicht so viel Licht empfing, als im März durch das petersburger. Wären diese Versuche gelungen: so würde sich vielleicht ein bestimmtes Urtheil über die Wiederkehr des Kometen, die nach den vorhandenen Beobachtungen nur *à peu près* hat bestimmt werden können, haben fällen lassen.

S. 104—110. Astronomische Beobachtungen auf der kön. Sternwarte in Prag im J. 1808, von dem Canonicus *David* und Adjunct *Bittner*. Auch Beobachtungen über die Nachtgleichen und Solstitien des Jahres 1808, die aber bey den angewandten Hülfsmitteln *und Methoden* nicht viele Aufmerksamkeit verdienen können. Lobenswerth ist es zwar, dass die prager Astronomen auch die Oppositionen der Planeten zu beobachten pflegen: allein nützlicher würden sie der Astronomie dadurch werden, wenn sie mehr

den heutigen verfeinerten Zuſtand der Wiſſenſchaft im Auge hätten, und uns Beſtimmungen zu liefern ſuchten, deren Übereinſtimmung mit den Tafeln *mehr* zur Ehre *dieſer* gereichte; jetzt möchte die Ungewiſsheit der Tafeln kaum ſo groſs ſeyn, als die dieſer Angaben. Da es intereſſant iſt, die Reſultate, die *verſchiedene* Aſtronomen über die Oppoſitionen der Planeten im J. 1808 fanden, zuſammengeſtellt zu ſehen: ſo führt Rec. die in dieſem Bande des Jahrbuchs enthaltenen hier an, nach einer Reduction der Zeiten auf Paris.

Oppoſition des Uranus.

Apr. 22.	21^{u} 8′ 15″.	7^{z} 3° 0′ 23″,5	— —	*David*
—	21. 6′ 37″.	7^{z} 3° 0′ 16,3 -	0° 29′ 55″,0	*Triesnecker*
—	21. 6′ 39″.	7^{z} 3° 0′ 20,47 -	0° 29′ 52,84	*Schubert*
—	21. 4′ 8″.	7^{z} 3° 0′ 11,1 -	0° 29′ 56,9	*Derflinger*
—	21. 7′ 54″.	—	— —	*Bode*

Oppoſition des Saturns.

May 9.	7^{u} 45′ 50″.	7^{z} 18° 56′ 42″,0	(2° 13′ 21″8.	*David*)
			(2°, 13′ 29,8.	*Bittner*)
— 9.	7 52′ 1″.	7 18° 56′ 39″,1.	2° 13′ 33,8.	*Triesnecker*
—	7 52′ 22″.	7 18° 56′ 40,47.	2° 13′ 33,56.	*Schubert*
—	7 51′ 31″.	7 18 56′ 39,0.	2° 13′ 25,0.	*Derflinger*
—	7 55′ 49″.	7 18 56 44,0.	— —	*Littrow*
—	7 49′ 49″.	— —	— —	*Bode*

Oppoſition des Jupiters.

Sept. 5.	8^{u} 9′ 17″ -	11^{z} 13° 1′ 4″9.	1° 11′ 16″,2.	*David*
—	8 36′ 41,5 -	11 13° 1′ 45,6.	1° 11′ 10,9.	*Triesnecker*
—	8 23 44″.	— — —	1° 10′ 58,0.	*Derflinger*
—	8 18′ 46″	— — —	— —	*Bode*

Die Oppoſition des Jupiters iſt offenbar durch Rechnungsfehler entſtellt; *Bode* giebt nur die Zeit, nicht den Ort des Gegenſcheins. Dieſe zum Theil noch merklich von einander abweichenden Angaben beweiſen, daſs man noch mehr Fleiſs und Vorſicht auf dergleichen Beobachtungen wird wenden müſſen, wenn ſie dem Zuſtande der Aſtronomie im 19ten Jahrh. angemeſſene Reſultate geben ſollen. Rec. würde den Beſtimmungen des Hn. *Schubert* den Vorzug einräumen, indem er glaubt, daſs ſie den jetzt etwas groſsen Foderungen der Wiſſenſchaft entſprechen; die Längen des Saturns ſcheint ein günſtiger Zufall in beſſere Harmonie gebracht zu haben, als die Beobachtungen, auf welche ſie ſich gründen, erwarten lieſsen. — S. 112 — 115. Unterſuchungen über die indiſche Aſtronomie, vom Mag. *Schaubach* in Meiningen. Ein kurzer Auszug aus einer der göttinger Societät vorgelegten Schrift. Der Vf. folgert, gewiſs ſehr richtig, daſs die indiſche Aſtronomie nichts für das hohe Alter dieſes Volks beweiſe. Mag ſeine Vorzeit immerhin im Dunkeln liegen: ſeine Chronologie iſt und bleibt abentheuerlich und nichts beweiſend; ſie prahlt mit alten Epochen und Beobachtungen, allein dieſe ſind, wie man nachweiſen kann, erdichtet, und auf neuere Data, zum Theil ſehr fehlerhaft, gegründet. — S. 115 — 120. Aſtronomiſche Beobachtungen in Wien 1808 und 1809, von *Triesnecker*. Auſser den erwähnten Oppoſitionen noch Beobachtungen der Venus, des Mars, der Veſta; Sternbedeckungen und Finſterniſſe. — S. 120 — 124. Über die Verbeſſerungen (der Lage) des Mittagsfernrohrs, Perturbationsrechnungen, beobachtete Sternbedeckungen u. ſ. w. vom Prof. *Pfaff* in Dorpat. Die Formeln für das Mittagsfernrohr wird wohl Niemand praktiſch brauchbar finden; ein groſses analytiſches Intereſſe haben ſie auch nicht. Zum Gebrauch reicht das *erſte* Glied hin; allein man raubt ſich durch dieſe Methode den ſchönſten Vortheil, den das Paſſageninſtrument gewährt; denn man renuncirt dadurch auf die Beſtimmung der Zeit, und der Durchgänge durch den wahren Meridian. Viel zweckmäſsiger iſt es, wenn man die Axe des Inſtruments *nivellirt*, wozu ja das Inſtrument eingerichtet iſt. Nach Hn. *Pfaffs* Verfahren gebraucht man keine Libelle und keinen Bleyfaden, und gründet die Beſtimmungen nur auf die Vorausſetzung, daſs der mittlere Faden einen gröſsten Kreis beſchreibt; es fällt in die Augen, *wie viel* man dadurch verliert. Daſs der Polarſtern zu *nahe* bey dem Pole iſt, um die Lage des Inſtruments dadurch genau beſtimmen zu können, iſt ein Irrthum; wäre er noch näher: ſo würde die Beſtimmung noch genauer ausfallen, denn durch die langſame Bewegung eines Sterns im Fernrohre gewinnt man Zeit, und man kann ſeinen Antritt an einen Faden nun mit Muſse beſtimmen. Die Unſicherheit *des Moments* des Antritts iſt allerdings deſto gröſser, je näher der Stern dem Pole ſteht; allein ihr Einfluſs iſt in einem gröſseren Verhältniſſe geringer. Eigentlich beſtehen die Beobachtungsfehler aus zwey Theilen, deren einer α auf Rechnung des unvollkommenen Sehens kommt, während der andere β von der Unrichtigkeit der Schätzung des Pendelſchlags der Uhr herrührt; man wird alſo eines Sterns Durchgang durch einen Faden im Fernrohre, um α Sec. $\delta + \beta$ unrichtig beobachten können, welches aber auf ſeinen Ort nur einen Einfluſs $= \alpha + \beta$ Coſ. δ im gröſsten Kreiſe hat, ſo daſs der Theil β für dem Pol ſehr nahe Sterne faſt verſchwindet, und nur α, welches bey einem guten Fernrohre äuſserſt klein iſt, übrig bleibt. Die in der Überſchrift angeführten Störungsrechnungen ſind Bemerkungen über einige Theile der *laplaceſchen* Methode. — Eine Unterſuchung S. 128 — 129 über die Polhöhe von Lilienthal, von *Beſſel*, giebt dieſes Element $= 53° 8' 27'',7$, aus Fixſtern-Beobachtungen mit dem Sextanten. Die Methode, nach welcher dieſe Beſtimmung erhalten wurde, gehört dem Prof. *Gauſs*, von welchem wir in der monatl. Correſpondenz eine Abhandlung über dieſen Gegenſtand finden: doch änderte *Beſſel* ſie ein wenig ab, indem er die *gleichen* Höhen, nicht dreyer, ſondern mehrerer Sterne beobachtete, dadurch die Aufgabe *mehr als beſtimmt* machte, und nun unter den vielen Polhöhen, die man daraus herleiten konnte, nach der Methode *des moindres quarrés* die *wahrſcheinlichſte* auswählte. Die Bahn eines kleinen, *allein* von *Thulis* in Marſeille im Jahr 1807 beobachteten Kometen berechnete *Beſ-*

sel wie folgt. Durchgangszeit durchs Perihel July 12,17418 für Paris; ☊ 24° 11' 14",5; Neigung 39° 18' 59"; Länge des Perihels 252° 38' 50"; Log. des kleinsten Abstandes 9,783870; Log. der mittleren täglichen Bewegung 0,284323: der Komet war *rückläufig*. — S. 129—143. Neue Methode, aus der Höhe zweyer Sterne die Zeit und die Polhöhe zu bestimmen, nebst astronomischen Beobachtungen vom Prof. *Gaufs* in Göttingen. Diese Übersetzung eines Programms verdanken wir dem Prof. *Harding*. Der Gegenstand der Aufgabe ist die Erfindung der Polhöhe und der Zeit aus den gemessenen Höhen zweyer Sterne und der zwischen beiden verflossenen Zeit. Sie kann oft nützlich werden, indem sie *weniger* voraussetzt, als die meisten anderen Methoden; einige heitere Minuten reichen hin, alle dazu erfoderlichen Beobachtungen anzustellen. Dieses Problem ist gewissermassen berühmt geworden. Denn es ist, wie man leicht sieht, identisch mit der Erfindung des Orts eines Punctes auf der Sphäre, aus seinen Entfernungen von zwey anderen Puncten, deren Lage gegen einen gröfsten Kreis gegeben ist: einem Probleme, welches man direct nur auf einem sehr weitläuftigen Wege auflösen konnte, und welches mehrere Astronomen beschäftigte, ohne ihnen Befriedigung zu gewähren. Durch Umwege erlangt man allerdings eine trigonometrische Auflösung, die alle Astronomen gebraucht haben, welche aus gemessenen Distanzen eines Planeten oder Kometen von zwey Fixsternen seinen Ort berechnen wollten: sie beruht darauf, dass man das durch den Pol des gröfsten Kreises, auf welchen man die Lage beziehen will, durch die beiden bekannten und den zu bestimmenden Punct formirte sphärische *Viereck* in drey Dreyecke zerlegt. Begreiflich aber konnte man diese Umwege vermeiden, und directe Formeln für die Auflösung sphärischer Vierecke geben; allein hier stiess man auf weitläuftige Rechnungen, deren Zusammenziehung *Gaufs* durch den Kunstgriff erhält, für die unbekannte, aus den Gleichungen zu entwickelnde Gröfse nicht *direct* einen Winkel oder eine Seite des Vierecks, sondern eine Function aus zwey Gröfsen dieser Art zu wählen. — S. 144—146. Astronomische Beobachtungen vom Oberprediger *Fritsch* in Quedlinburg. Ein Register einer Uhr, die recht gut geht. Dann Bestimmung einiger Polhöhen mit dem Sextanten: Quedlinburg 51° 47' 37",7; Ilsenburg 51° 38' 12",05; Rotenburg 51° 38' 20",4; Bernburg 51° 47' 54",8. Ferner einige Vestabeobachtungen am leeren Kreise. — S. 147—148. Astronomische Beobachtungen vom Prof. *Littrow* in Cracau. Eine Anzahl Beobachtungen der Planeten und einige Sternbedeckungen. Meridiandifferenz zwischen Cracau und Seeberg = 36' 51",1, Polhöhe 50° 3' 40". — S. 148—155. Vorschläge zur Erweiterung des Gebrauchs des Mauerquadranten, von *Bessel* (damals) in Lilienthal. Der Vf. nimmt hier die Mauerquadranten gegen *zu harte* ihnen gemachte Vorwürfe in Schutz, und zeigt, dass der Gebrauch dieser Instrumente, wenn sie mit Vorsicht und in jeder Rücksicht zweckmäfsig behandelt werden, weit weniger unsicher ist, als man es wohl mitunter dargestellt hat. Die Hauptschwierigkeit besteht in der Erfindung des Collimationsfehlers, die man auf vollständig eingerichteten Sternwarten durch Zenithsectoren erlangt; allein die, wo dieses Instrument mangelt, gewöhnlich *ganz* unterbleibt, oder auf die unsichere Umwendung des Quadranten gegründet wird. In dem ersten Falle wird man dem Quadranten nur Differentialbeobachtungen abgewinnen können; in dem zweyten zwar absolute, allein auf die Voraussetzung, dass der Zustand des Quadranten in *beiden Lagen* genau gleich ist, d. i. auf eine Voraussetzung, deren Richtigkeit man durch nichts prüfen kann, gegründete. Beide Fälle werden den Gebrauch des schönen und kostbaren Instruments sehr einschränken, oder auf grosse Irrthümer führen, wenn man die durch sie vorgezeichneten Grenzen überschreitet. Oft haben Astronomen sich dieses zu Schulden kommen lassen, und dadurch Fehler veranlasst, die man allein auf ihre Rechnung hätte schreiben sollen, und die man sehr unrichtiger Weise dem Quadranten aufbürdete. Die Schwierigkeit, die die Erfindung des Collimationsfehlers verursacht, lehrt *Bessel* hier durch ein sehr leichtes Mittel umgehen: er schlägt vor, an dem Fernrohre vor dem Objectivglase einen Planspiegel anzubringen, dessen Ebene auf der Ebene des Quadranten senkrecht steht, und der einen willkührlichen Winkel mit der Axe des Fernrohrs macht. Mittelst dieses Spiegels kann man das Bild eines Sterns durch Reflexion im Fernrohre sehen, und eben so das von einem Öl- oder Wasser-Horizonte reflectirte Bild desselben Sterns; begreiflich aber bey einer anderen Lage des Fernrohrs. Da der Abstand beider Bilder, des direct gesehenen und des aus dem Horizonte genommenen, der doppelten Höhe des Sterns gleich ist: so ist der, zwischen den beiden Lagen, in welche man das Fernrohr bringen muss, um den Stern am Horizontalfaden zu sehen, befindliche, auf dem Gradbogen des Quadranten gemessene Winkel dieser doppelten Höhe gleich; man findet folglich diese, ohne den Collimationsfehler zu kennen, und daraus den Collimationsfehler selbst. Man sieht sehr leicht das Princip, worauf dieser Vorschlag beruht; seine Ausführung läfst, wie Rec. weiss, ein berühmter, einen schönen Mauerquadranten besitzender Astronom sich sehr angelegen seyn. Die vorausgesetzte senkrechte Stellung der Ebenen des Quadranten und des Spiegels wird in aller Schärfe nie Statt finden; eben so wenig wird es möglich seyn, die beiden Beobachtungen in dem Momente der Culmination anzustellen, und den Quadranten völlig genau in den Meridian zu bringen: der Vf. zeigt aber, dass die Erfüllung dieser Bedingungen gar nicht nothwendig ist, und giebt einen Ausdruck für die Berechnung der Beobachtungen, der in der gröfsten Allgemeinheit richtig ist, und der, ausser den Beobachtungen selbst, nichts voraussetzt, als die Bemerkung der Zeiten, welchen sie zugehören. Rec.

bemerkt indeſs, daſs der Endausdruck durch einen Druckfehler entſtellt iſt, und daſs das letzte Glied (S. 154) nicht

$$+ \tfrac{1}{2}\,\text{Sin.}\,1'' \cdot \frac{\text{Cos.}\,\delta}{\text{Sin.}\,(\phi - \delta)} \cdot (t\lambda + t'\lambda')\,\text{Cos.}\,(\phi - \delta) + \alpha(t' - t);$$

ſondern

$$+ \tfrac{1}{2}\,\text{Sin.}\,1'' \cdot \frac{\text{Cos.}\,\delta}{\text{Sin.}\,(\phi - \delta)} \left\{ (t\lambda + t'\lambda')\,\text{Cos.}\,(\phi - \delta) + \alpha(t' - t) \right\}$$

geleſen werden muſs. Übrigens iſt die Neigung des Spiegels gegen die Axe des Fernrohrs zwar willkührlich; doch bemerkt der Vf., daſs es bequem und vortheilhaft ſeyn wird, ſie etwa $= 22\tfrac{1}{2}^\circ$ zu machen. — S. 156—157. Aſtronomiſche Beobachtungen in Greenwich, in den Jahren 1797—1804. Sternbedeckungen, die *Oltmanns* mitgetheilt hat. — S. 158—162. Über die Vertheilung der Perihelien 98 bisher beobachteter und berechneter Kometen, von Prof. *Bode*. Hr. *B.* projicirte die Perihelien aller Kometenbahnen auf die Ekliptik, um zu ſehen, ob ſie nach allen Richtungen *gleich* vertheilt ſind; er glaubte das Gegentheil zu bemerken: doch ſcheint es, daſs die Anzahl von 98, die er zu Rathe ziehen konnte, zu gering iſt, um über dieſe Frage entſcheiden zu können. — S. 163—171. Beobachtete Sternhöhen zu Prag, mit einem reichenbachſchen 12 zolligen Multiplicationskreiſe, zur Beſtimmung der Polhöhe und Strahlenbrechung, vom Aſtronomen *David*. Das Verfahren, welches Hr. *David* gebrauchte, ſeine Polhöhe zu beſtimmen, iſt ein recht guter Nothbehelf, wenn man kein Inſtrument beſitzt, welches die *abſoluten* Höhen der Sterne mit einiger Genauigkeit geben kann; es wird niemand ihn tadeln, wenn er ſeinen *Quadranten* dazu (nach *hell*ſcher Art) gebrauchte: allein daſs er *noch*, da er *einen Kreis* beſitzt, dieſe Methode beybehält, und zwar um dadurch die Polhöhe *unabhängig von der Strahlenbrechung* zu erhalten, iſt etwas, was wohl kein Aſtronom billigen wird. Er macht ſich dadurch ganz abhängig von fremden Katalogen und den Refractionen, die die Verfertiger derſelben gebrauchten, und wird nie Reſultate erhalten, die einiges Vertrauen verdienen; wir dürfen uns daher nicht wundern, Hn. *David* folgende Fehler der *delambre*ſchen Refractionstafeln finden zu ſehen:

für	41° 37′	Z. D.	+	4″,3	Polarſtern.
—	42° 51′	—	+	4,6	Athair.
—	44° 28′	—	+	4,1	Procyon.
—	66° 31′	—	+	11,5	Sirius.
—	76° 1′	—	+	14,2	Antares.

Dieſe Correctionen gründen ſich auch *direct* auf die Vorausſetzung der abſoluten Richtigkeit fremder Kataloge und der ihnen zum Grunde liegenden Refractionen. Um Hn. *David* die Inconſequenz ſeines Verfahrens zu zeigen, will Rec. die *delambre*ſchen Tafeln als *genau richtig*, die von *Piazzi* gebrauchten aber als fehlerhaft annehmen, und Hn. *D.* beweiſen, daſs er, nach ſeiner Art zu ſchlieſsen, doch Fehler in *Delambres* Refractionen finden muſs. *Piazzi*, der die ſcheinbare Zen. Diſt. eines Sterns $= z$ beobachtete, wird daraus die wahre Z. D. $= z + r$ berechnen, und die wahre Declination $= \varphi - z - r = \delta$; allein die *delambre*ſchen Refractionen würden ihm ſeine Polhöhe $= \varphi - \Delta\varphi$, und die Refr. $= r + \Delta r$ gegeben haben, oder die Decl. $= \delta - \Delta\varphi - \Delta r$. Mit dieſer würde *David*, vorausgeſetzt, daſs alle Beobachtungen richtig ſind, die Refraction, die er jetzt $= \rho$ findet, $= \rho + \Delta\varphi + \Delta r$ gefunden haben; übereinſtimmend mit der aus *Delambres* Tafeln berechneten. Er findet aber nur ρ, und wird irrigerweiſe ſchlieſsen, daſs *Delambres* Refr. um $\Delta\rho = -\Delta\varphi - \Delta r$ verbeſſert werden muſs, da ſie doch als *richtig* angenommen wurde. Gebrauchte *Piazzi* zu kleine Refractionen: ſo wird *David* immer finden, daſs *Delambres* Tafeln zu groſse angeben. Man ſieht alſo wohl, daſs Hr. *David* nie ein brauchbares Reſultat finden wird, wenn er ſeine Art, die Beobachtungen anzuſtellen und zu benutzen, nicht ganz umändert. — Von den Beobachtungen in Cremsmünſter hat Rec. ſchon die Reſultate angeführt. — S. 175—181. Eine beſondere Methode, aus der beobachteten faſt gleichzeitigen Höhe zweyer Fixſterne die Breite des Orts zu finden. Von *van Beeck Calkoen*, Director der königl. Sternwarte in Utrecht. Dieſes iſt gerade dieſelbe Aufgabe, über die wir von *Gauſs* eine, in dieſem Bande des Jahrbuchs befindliche, Abhandlung angezeigt haben. Indeſs giebt *v. B.* nur eine trigonometriſche Auflöſung, und gerade nicht die bequemſte. Sonderbar iſt die ganz unnöthige Beſchränkung, der *v. B.* dieſe Methode unterwirft, indem er fodert, daſs beide Beobachtungen in *einem* Augenblicke gemacht, oder darauf reducirt werden ſollen. Schon *Kraft* machte eine ähnliche, wie *Gauſs* S. 131 bemerkt. Dieſe Beſchränkung kann nur den Nutzen haben, die Rechnung zu erleichtern, wenn man mehrere Tage hinter einander *dieſelben* Sterne in gleichen oder ungleichen Höhen beobachtet hat. — S. 181—187. Über die Verbeſſerung der Präceſſion, Beobachtung des Sonnendurchmeſſers, Berechnung der Bahn des Kometen von 1799, Beyträge zur Parallaxenrechnung etc. vom Prof. *Littrow* in Cracau. Der Vf. giebt Präceſſionsformeln für AR. et Declin., in welche er, mit einigen neueren Aſtronomen, die Veränderung der Schiefe der Ekliptik hineinbringt; er wünſcht eine endliche Entſcheidung der Frage, ob dieſe Veränderungen wirklich hinein gehören oder nicht; denn noch immer hält er dieſes für unentſchieden. Das, was in dieſer Zeitung früher über dieſen Gegenſtand geſagt worden iſt, hätte wohl überzeugen können; indeſs führt Hr. *L.* *für* die Meinung der Anbringung der erwähnten Veränderung das Zeugniſs des *Laplace* (*Méc. Cél.* V, 13) an; und gegen ſie das des Hn. *von Zach* (*Mon. Corr.* Nov. 1800). In den *Tabb. Aberr. et Nut.* dieſes Vfs. *ſcheint* auch er *Laplace* beyzupflichten, indem er dort (I. P. 36) eine Formel von *Laplace* giebt, ohne etwas gegen ihre Richtigkeit zu erinnern, obgleich ſie die erwähnten Glieder enthält.

(*Der Beſchluſs folgt im nächſten Stück.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 10 NOVEMBER 1810.

MATHEMATIK.

Berlin, b. d. Vf. und in Commission b. Hitzig: *Astronomisches Jahrbuch für das Jahr* 1812 etc. herausgegeben von *J. E. Bode* etc.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Dieses ist eigentlich eine Materie, in welcher, da sie ganz im Gebiete der Mathematik liegt, Zeugnisse nichts beweisen können: die Wahrheit liegt übrigens zu sehr am Tage, als dass sie sich nicht *leicht* zeigen lassen sollte. Die Veränderung der Schiefe der Ekliptik rührt von der Wirkung der Planeten auf den Schwerpunct der Erde her; keinesweges von dem *Unterschiede* der Attraction auf den Äquator und das Centrum, welchen man, als ganz unmerklich, vernachlässigt hat: sie ist folglich der Effect einer Veränderung der Lage der *Erdbahn*, nicht des *Erdäquators*, und kann aus diesem Grunde nur die Längen und Breiten direct, die Abweichungen aber gar nicht, und die geraden Aufsteigungen nur in so fern ändern, in so fern sie den Punct, welchen man für den Anfangspunct derselben annimmt (den Frühlingsnachtgleichepunct), verrückt. Hr. *Littrow* wird sich völlig überzeugen können, wenn er *nicht* bey dem Differentiiren der Gleichungen im astronom. Jahrbuche, die Längen bloss wegen der Präcession veränderlich, und die Breiten ganz unveränderlich setzt, sondern wenn er beiden die *ihnen zukommenden Variationen* beylegt; er wird dann auf die Formeln

$$\left\{\frac{d\varrho}{dt}\right\} = c + c' \text{Sin.}\,\varrho\,.\,\text{tang.}\,\delta$$

$$\left\{\frac{d\delta}{dt}\right\} = c' \text{Cos.}\,\varrho$$

verfallen, wo c, c' Constanten sind; nach *von Zach's* Präcession, für 1800 = 45",89315 und 20",00996. Ein Anderes ist es, wenn man diese Ausdrücke weiter entwickeln, und auch die Glieder der *zweyten* Ordnung bestimmen will; diese werden allerdings kleine Correctionen von der Ordnung des Quadrats und der Producte der Änderung der Schiefe enthalten, die aber ganz unmerklich sind, und bey der Entscheidung der von Hn. *Littrow* aufgeworfenen Frage nicht in Betracht kommen. Wer übrigens *Laplaces* Zeugniss *für* die irrige Meinung anführt, muss die *Mécanique Céleste* nicht aufmerksam gelesen und verstanden haben. Denn *Laplace* giebt seine Formeln nur für die Veränderung der *scheinbaren* AR. und Decl., wo denn allerdings die Veränderung der Schiefe wegen der Nutation, weil diese eine Bewegung der Erdaxe und folglich des Äquators ist, in Betracht kommt; *Laplace* spricht und rechnet hier so klar wie möglich, — man darf nur sein $\delta\Theta$ und $\delta\psi$ nicht mit $\delta\Theta'$ und $\delta\psi'$ verwechseln, welches Hr. *L.* und Andere offenbar gethan haben. — Den Sonnendurchmesser in der mittleren Entfernung fand Hr. *L.* durch die Durchgangszeiten durch einen Verticalfaden, aus 252 Beobb. = 32' 1",98 mit *Lalande* und *Piazzi* gut harmonirend. Die Ausdrücke für die Erfindung der Fehler der Länge und Breite aus Fehlern der AR. und Decl. sind zwar sehr elegant — aber unrichtig. Man hat allerdings, wenn man durch r, a, l, b die gerade Auffst., Abweichung, Länge, Breite, bezeichnet, und die Gleichung Cos. b. Cos. r = Cos. a. Cos. l, logarithmisch differentiirt

$$\text{tang. b.db} + \text{tang. r.dr} = \text{tang. a.da} + \text{tang. l.dl}$$

allein keinesweges

$$\text{tang. l.dl} = \text{tang. r.dr} + \text{tang. a.da}$$
$$\text{tang. b.db} = \text{tang. r.dr} + \text{tang. a.da}$$

welche Ausdrücke auf die Absurditäten tang. l.dl = tang. b.db; tang. r.dr = tang. a.da führen, also eine Conditionsgleichung zwischen den Fehlern enthalten. Eben so unrichtig ist es, wenn Hr. *Littrow* sagt: „nimmt man für eine kurze Zeit S. und T. beständig"; auf die Zeit, und die *Beständigkeit* dieser Grössen kommt es hier gar nicht an, wohl aber auf ihre *Richtigkeit*. Die Rechnungen über den Kometen von 1799 können uns über die Bahn dieses Himmelskörpers nicht viel lehren, indem sie nur auf 5tägige Beobachtungen gegründet sind; von *Méchain's* und *Olbers* Elementen, die eine dritthalbmonatliche Reihe von Beobachtungen darstellen, weichen sie beträchtlich ab. Die Parallaxenrechnung ist eine weitere Ausdehnung der von *Olbers* gegebenen Methode, auf die Höhen, das Azimuth, die Ascension, Declination etc. — S. 188 — 192. Bestimmung der Polhöhe von Riga, aus 50 Zenithdist. des Polarsterns, mit einem *bordai*schen Kreise beobachtet, von Prof. *Sandt* in Riga. Das Resultat ist 56° 57' 5",1; Rec. bemerkt indess, dass die Rechnung ganz unrichtig ist. Denn nach der Angabe des Hn. *S.* ist AR. des Polarst. 0^h 55' 12",8358, AR. med. ☉ 11^h 42' 54" 9866 für 13^h 12' 17",88 M. Z. in Riga, die Zeitgleichung — 5' 24",75: also die Culmination des Polarsterns = 0^h 55' 12",8358 — 11^h 42' 54" 9866 — 5' 24" 75 = 13^h 17' 42",5992 W. Z., wofür irrigerweise 13^h 15' 33",1545 angenommen wird. Es ist also Hn. *Sandts* Rechnung mit dieser verbesserten Durchgangs-

zeit zu wiederholen, wodurch sich dann eine andere, wie es dem Rec. scheint, *kleinere* Polhöhe ergeben wird. — S. 193—194. Beobachtungen der Vesta 1808, vom Prof. *Bode*. — S. 194—202. Beschreibung des baumannschen Verticalkreises, von D. *Pottgiessser* in Elberfeld. Sie ist äusserst deutlich und klar, und macht ihrem Vf. Ehre; Rec. hat noch nirgends eine so gute Beschreibung dieses schönen Instruments gefunden. — S. 202—208. Über die Construction hypsometrischer Tafeln, von *Jabbo Oltmanns*. Der Weg, den O. dazu einschlägt, ist ohne Zweifel sehr bequem, und die Tafeln, die er nach dieser Construction in Paris (bey Schöll) bekannt gemacht hat, müssen sehr brauchbar seyn. — S. 208—218. Beobachtungen auf der kön. Sternwarte in Berlin, vom Prof. *Bode*. Eine zahlreiche Sammlung, die dem Veteranen *Bode* Ehre macht, indem sie seinen fortdauernden Eifer beweiset, der sich auch durch die ununterbrochene *mühsame* Herausgabe der Jahrbücher documentirt. — S. 219—222. Astronomische Nachrichten von *Schröter* in Lilienthal. Die Rotation der Venus folgt aus neuen Beobachtungen, und aus einer *neuen* Discussion der in den aphroditograph. Fragmenten schon mitgetheilten, = 23h 21′ 7″ 97; die des Mercurs = 24h 0′ 47″ 43: *Bessel* fand 24h 0′ 52″, 57, nur desshalb etwas verschieden, weil er dabey die Mittelpunctsgleichung in Rechnung brachte, welche, nach aller Schärfe, nicht vernachlässigt werden darf. — S. 222—225. Längen- und Breiten-Bestimmungen dreyer Örter in Unterösterreich, von der Frau *von Matt* in Wien. Baden 33″, 04 in Zeit westlich von Wien, und 48° 0′ 29″, 3; Heiligenkreuz 58″, 5 westlich und 48° 3′ 27″, 7; Arraberg 2′ 2″ 75 westlich und 48° 0′ 43″, 5. — S. 226—227. Einige nützliche und genaue Formeln, von *Bouvard* in Paris — sind bestimmt, die Berechnung der Zusammenkünfte und Gegenscheine der Planeten mit der Sonne zu erleichtern und sicherer zu machen; Rec. glaubt indess, dass diese sehr leicht zu findenden Formeln wohl immer von sachkundigen Astronomen benutzt sind. — S. 227—230. Aus einem Briefe des Hrn. von *Wisniewsky* in Petersburg. Bekanntlich entdeckte dieser Astronom den 29 März 1808 einen kleinen Kometen, der auch in Marseille von *Thulis* und *von Zach* gesehen und beobachtet wurde; er beobachtete ihn 4 mal, war aber nicht im Stande, die Beobachtungen zu reduciren, weil er die Positionen der verglichenen Sterne nicht kannte. Indess *wäre es sehr zu wünschen*, dass er seine Beobachtungen *so, wie sie sind*, nur mittheilen möchte, denn die *marseiller* Beobachtungen sind mit so groben Fehlern behaftet, dass *Olbers* und *Bessel* gar nichts daraus schliessen konnten; die Astronomen werden schon Mittel finden, aus den petersburger Beobachtungen Resultate zu ziehen. — S. 230—231. Beobachtungen des Kometen von 1807, nach seiner Zurückkehr von der Sonne, im Januar und Febr. 1808, von *Herschel*. Rec. berichtigt hier einen Irrthum: diese Beobachtungen gehen nicht den Kometen von 1807, sondern den von 1806 an, der nach seiner Wiedererscheinung auch von *Bessel* und *Olbers* beobachtet wurde, und dessen Elemente das Jahrbuch 1810 enthält. Die *herschel*schen Observationen sind also 1807, nicht 1808, angestellt; sie betreffen nur das Ansehen des Kometen, nicht seine Stellungen. *Herschel* konnte keinen Kern entdecken, und sagt bey dieser Gelegenheit: er habe unter 16 Kometen nur 2 gefunden, die einen Kern zeigten, und noch obendrein einen sehr unregelmässig begrenzten, den man keineswegs eine Scheibe nennen könne. — S. 231—233. Über Vermessungen im Gouvernement Moskau, vom Hofr. *Goldbach*. Diese Operation geht rasch vorwärts. — S. 234—248. Beschreibung eines 12zolligen *baumann*schen Spiegelkreises, dessen Fernrohr 14 Linien Öffnung hat, von D. *Benzenberg* in Düsseldorf. Ein interessantes Gegenstück zu der (erwähnten) *pottgiesser*schen Beschreibung des dioptr. Kreises. Die Arbeiten dieses Künstlers scheinen sehr empfehlungswürdig zu seyn, obgleich sich noch kleine Unvollkommenheiten finden, deren Vermeidung den Künstler auf eine noch höhere Stufe bringen wird. Unter anderen erwähnt Hr. B. auch einen neuen künstlichen Horizont nach eigener Erfindung, von welchem Rec. gern eine Beschreibung lesen möchte. S. 248—249. Beobachtungen der Vesta, und Bemerkungen über die Lichtstärke einiger Fixsterne von D. *Koch* in Danzig. — S. 249—252. Bestimmung der Polhöhe von Potsdam, von *le Coq*. Im Mittel 52° 24′ 19″, mit einem *dollond*schen Sextanten. — Unter den kürzeren astronomischen Nachrichten, noch einige Breitenbestimmungen von *Sandt* in Riga, eine Beschreibung in Memel gesehenes Nebenmonde u. s. w.

J. W.

SCHÖNE KÜNSTE.

1) Magdeburg, b. Heinrichshofen: *Herbstblumen meines Geistes*, von der Verfasserin *der Clara Wallburg und Claudine Lahn*. 1810. 384 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

2) Gotha, in der beckerschen Buchhandlung: *Die Wette*. Aus Jonathans Papieren entwendet und fortgesetzt von *Albert*. (Mit dem Motto: — — und Lachen hat seine Zeit. Salomo.) 1810. 272 S. 8. (16 Gr.)

3) Hamburg, b. Hoffmann: *Der junge Franzose und das deutsche Mädchen. Wenn man will, ein Roman*. Herausgegeben von der Verfasserin *Julchen Grünthals*. 1810. 421 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Es thut uns sehr Leid, dass die Vfrn. von No. 1 ihre hier unter dem Titel „Herbstblumen" gegebenen vier moralischen Erzählungen (insgesammt Liebesgeschichten) nicht *anders geordnet* hat. Wer die erste, *Trau — schau — wem?* liest, der wird vielleicht, aus Mangel an Unterhaltung, das Buch bey Seite legen — und diess wäre wirklich Schade! Denn gerade sie ist bey weitem die am wenigsten gelungene; so wie überhaupt die gefühlvolle Erzählerin zu gut und ungeschickt für Darstellungen der Intrigue ist. Dazu

kommt eine gewisse Unbeholfenheit, oder doch Nachlässigkeit im Ausdruck und Stil, die sich auch hauptsächlich in No. I offenbart. II. *Wie die Aussaat, so die Ärndte.* Eine ländliche Geschichte, höchst einfach, und gar fromm und anmuthig erzählt. Die reinste Wahrheit weht in diesen Naturschilderungen, und thut uns in der Darstellung dieser Landmenschen wohl. Sophie ist ein Bild, dessen stille, fromme Rechtlichkeit leise, aber tief und ungemein lieblich rührt. Man darf es wirklich *schön* nennen. III. *Wahrheit und Dichtung.* Voll edler Einfalt, wenn gleich eine Stadtgeschichte. Wir wünschten die Scene auf das Land; welches aber freylich nicht wohl thunlich war. IV. *Stephanie.* Die längste und fleissigste von allen, obgleich, dem Plane nach, die verwickeltste, und ein wenig überladen — aber voll edler Bilder und Gedanken. — Gewiss, diese Spätlinge verdienen Dank, und No. II verdient mit vollem Rechte den Namen einer duftenden Frühlingsblume.

Der Vf. von No. 2 zeigt ein ganz hübsches Talent zur Schriftstellerey; das ist nicht zu verkennen. Ein *Romandichter* muss aber mehr als Talent besitzen, nämlich eigentliches Genie, und vor allen Dingen Gemüth. Von beiden finden wir in diesem kleinen Romane zwar einige wenige Spuren, aber noch keine sicheren Beweise. Nur grosses Streben nach Correctheit, und ein ängstliches Bemühen um Auffindung und Darstellung allerhand hübscher Sachen leuchtet überall hervor. Darum will denn auch der Vf. allenthalben *sogar sehr fein und wohl thun*, dass er endlich übel thut. — „Damit du (sagt der vortreffliche *Schiller* irgendwo) nicht in den Fehler der Mittelmässigkeit, den schlimmsten von allen, fallest: so meide doch ja *keinen der anderen zu früh!*" — Was nun den Helden des Büchleins, Herrn Albert, betrifft: so ist derselbe ein ins Philosophische getriebenes Officierchen, und in der That ein gewaltig eitler Bursche. So lange bloss sein Freund Jonathan ihn lobt, mag es noch gehen; aber von da an, wo er selbst von sich zu singen und zu sagen beginnt, wird die Sache langweilig. Der S. 102 angenommene indiscrete Satz, „dass Officiere den Weiberherzen gefährlicher seyn sollen als andere Männer", giebt weitläuftige Veranlassung zu dieser beschwerlichen Eitelkeit. Der obgedachte Satz wird hier eigentlich Hn. *Cramer*, dem Vf. des *Erasmus Schleicher*, nachgesprochen, der ihn in seinen Romanen gar häufig und wacker als oberstes in der schönen Welt (d. h. in der *ihm bekannten*) geltendes Princip aufgestellt hat. Hätte unser Vf. ihn dahin einschränken wollen, „dass ein Officier die meiste und beste Gelegenheit habe, der Frauenwelt so liebenswürdig zu erscheinen, als er ist": so würden auch wir ihn vielleicht unterschreiben. Und doch behält er, auch in dieser Berichtigung, noch viel Zweifelhaftes, da seit zwanzig Jahren die eigentliche elegante Frauenwelt ihren Geschmack hierin gar sehr geändert hat. Aber so, wie oben, gestellt, muss er nicht nur jede feingebildete Schöne wundern, sondern hauptsächlich den Glanz einer possierlichen Naivetät auf den Helden werfen, der hier selbst, mit militärischer Glorie umgeben, danach *handelt*, und uns diess alles *selbst wieder erzählt.* Warum hat der Vf. diese Lächerlichkeit (ausser welcher es übrigens im Buche, dem Versprechen des Motto's zuwider, eben nichts zu lachen giebt) nicht wenigstens dadurch zu mildern gesucht, dass er den Helden *nicht selbst redend* einführte? Er überlese nur das Büchlein nochmals aufmerksam, und frage sich dann: Was soll man von einem Helden halten, der durch scherzhaften Streit über einen ganz fremden und unbedeutenden Gegenstand eine Wette an seine Schwester verliert; und derselben gemäss nun in zwey Tagen sechs Mädchen, jeder einen besonderen, glücklich von Statten gehenden *Heirathsantrag* macht, mit der siebenten bey dieser Gelegenheit eine wirkliche Liebesgeschichte anspinnt, am Ende *ungestraft* sich aller sechs kaum mehr erinnert, und nach langer alberner Ziererey die siebente gnädig freyt! — Gewiss, eine höchst magere, prosaische, poetisch-unwahre Erfindung — und ein höchst aufgeblasener, aller weiblichen Achtung und Liebe ganz unwürdiger Held! — Der Stil ist leider das Beste am ganzen Werkchen — doch trifft auch ihn häufig der Fluch der Ziererey. Wehe thut das beständige, bis zum Eckel herbeygesuchte „*frug, frägt, frügest*" u. s. w. — Neu ausgesprochene Gedanken haben wir nicht gefunden. Das Ganze scheint mehr ein Werk des Nachahmungstriebes bey Gelegenheit gewöhnlicher Romanlesereyen, als ein Aushauch eigener Schöpferkraft. — Wir empfehlen dem Vf. vor allen Dingen Umgang mit dem gebildeten Theil des schönen Geschlechts. Er wird Wunder und Zeichen sehen, wenn erst die *wirklich* klugen Mädchen es der Mühe werth finden, ihn in die Schule zu nehmen! Diess Geschlecht ist auch übrigens weder so himmelweit von dem unsrigen verschieden, wie er es schildert, noch so *entsetzlich verliebt*, wie er selbstgefällig sich einbildet. Erst muss man die Frauen achten lernen, ehe man sie zu schildern wagt.

No. 3 ist eine, zwar ganz prosaische, aber recht artig und fliessend erzählte niedliche Kleinigkeit. Die Erlaubniss, die uns die Worte des Titels „wenn man will, ein Roman" gaben, benutzten wir mit Freuden; aber je mehr und ernstlicher wir „*wollten*": desto weniger wollte doch ein *Roman* aus dem Geschichtchen werden! Zwar kommen darin einige gar nicht ungeschickte Übungen im Romantischen vor; aber es wird gleich hinterher wieder so gewaltig gegen alles Wunderbare protestirt, und einmal sogar ausdrücklich gebeten, „der schwärmenden Heldin doch ja den kleinen „Aberglauben" zu verzeihen", dass man schon aus Höflichkeit gern alle romantischen Grillen und Gespensterforgen wieder fahren lässt. Zum modernen deutschen Romane kann sich die Schrift auch schon desswegen nicht eignen, weil in der moralischen Person, die uns dieselbe zu erzählen scheint, sich überall ein ächt *französisches* Herz offenbart, kraft dessen die Deutschheit (unbekannter Wei-

se) zwar sehr artig behandelt wird, aber natürlicher Weise nebenher Unrecht behalten muss. Unter den Figuren ist die Heldin dieser Liebesgeschichte, Adelaide, am besten gerathen. Die Handlung spielt zwar in der neuesten Zeit (im preussisch-französischen Kriege), aber die äussere Form der darin aufgestellten französischen Charaktere scheint doch mehr der Aera Ludwigs XIV noch anzugehören, als der jetzigen, die der Vfn. weniger bekannt seyn mag. Es hat sich gar sehr vieles *geändert!* Die jetzigen französ. Officiere sind viel derber und kräftiger, als dieser niedliche *St. Ange* — die preuss. Officiere aber viel, viel galanter und manierlicher, als dieser wilde *Eduard!* — Wer übrigens etliche Stunden Langeweile vor sich sieht, dem können wir die Schrift zu einem angenehmen allerliebsten Zeitmörder mit gutem Gewissen empfehlen.

Zz.

KLEINE SCHRIFTEN.

MATHEMATIK. *Leipzig*, b. Bruder: *Christoph Friedrich Roffs*, Unternehmer der neuen Handlungs-Schule, *Reductions-Tabelle des preussischen Courant-Geldes gegen französische Franks und Centimen, so wie solches nach dem Decrete vom 16 April 1808 und zwar vom ersten May dieses Jahres an, in den königlichen westphälischen Kassen zu dem neu bestimmten Werth angenommen werden soll.* Nämlich: 1 Thaler von Silber zu 3 Franks $65\frac{1}{4}$ Centimen, 1 Gulden oder $\frac{2}{3}$ Thaler zu 2 Franks $43\frac{1}{2}$ Centimen, $\frac{1}{2}$ Thaler zu 1 Frank $82\frac{5}{8}$ Centimen, $\frac{1}{3}$ Thaler zu 1 Frank $21\frac{3}{4}$ Centimen, $\frac{1}{4}$ Thaler zu $91\frac{5}{16}$ Centimen, 1 Viergroschenstück zu $60\frac{7}{8}$ Centimen, und 1 Zweygroschenstück zu $30\frac{7}{16}$ Centimen. (6 Gr.)

Der *General-Nenner der Brüche*, welcher zur bequemern Zusammenzählung darin angenommen wird, ist 384.

Es sind in verticalen Columnen die sämmtlichen Vielfachen von 1 bis 288 Pfennigen unter und mit dem Thaler breit aufgeführt in Franken und Centimen, und zwar in der ersten Columne die der 1 bis 24 Groschen; die 2te Columne ist für und wider nichts da, und konnte ganz wegfallen; denn die 1ste konnte die richtige Überschrift von 0 Pf. erhalten; — dann folgen die Columnen von 1 bis 11 Pf. Unter dieser grösseren Tabelle stehet eine zweyte für die Vielfachen von 1 bis 99, von 1 bis 9 Hundert, und von 1 bis 10 Tausend von 1 Thaler in Franks und Centimen. Auch diese ganze Reductions-Tabelle trifft der allen noch angezeigten ähnlichen Tabellen eingepflanzte Fehler, durch zu viele höchst unnöthige Vielfache so recht *breit* u. *unbequem* für Comptoiristen zu seyn. Man ist ja bey dergleichen Reductionen von Zahlen des Spaltens der Zahl in ihre einzelnen Ordnungen und Theile und des Addirens ihrer Werthe doch nicht überhoben, und also braucht man nur die nothwendigsten Vielfachen von 1 bis 11 Pf., von 1 bis 23 Groschen, von 1 bis 9 von den 1, 10, 100, 1000 u. s. w. fachen Thalern auf einem sehr kleinen Raum neben sich liegen zu haben, um schnell alle vorkommenden Summen reduciren zu können. Neckisch ist es immerhin, dass in diesen Tabellen dem preussischen Thaler gerade so viele Centimen gleich sind, als man dem bürgerlichen Jahre Tage beylegt. Druck und Papier sind nicht zu tadeln.



Ohne Druckort: *Mathematischer Beweis, dasz ein stehender Menschen-Körper, durch seinen ganzen Horizontal-Kreis von 360 Grad, mit dem gedrückten Vertikal-Kreise von 312 Graden X, 112,320* (Product) *Berührungspuncten ausgesetzt ist, dargestellt an der Figur eines Infanteristen, um zugleich auch die Idee einer Pyramidal-Bedeckung zu versinnlichen. Es müssen deshalb die Bügel am Gewehr stärker seyn, und die Ellenbogen fest am Körper anliegen, der Mann wird dadurch in den Stand gesetzt: sich mit dem Oberleibe in einem Kreise von 180 Grad zu drähen, ohne die Fusse zu bewegen.* Ein Beytrag zur Anreitzung der Wissbegierde und des Nachdenkens von *Rudolph Witsch*, Ingenieur aus dem deutsch-Banater Gränz-Regimente.

Ein Beytrag?! ja wohl ein Beytrag von getriebenen Früchten der mathematischen Toll- und Irren-Gewölbe der Menschen! Ein Infanterist, der steif, das Gewehr am Bügel fassend, präsentirt, mit angelegten Ellenbogen, ist stehend, binnen einer Sphäre von (gleichsam dräthernen) 60 Verticalkreisen und 26 horizontalen Parallelkreisen, in Kupfer gestochen; zu Füssen ist ein besonderer Durchschnitt des Körpers angegeben mit 60, von der Peripherie eines Kreises auf ihn einfahrenden Radien. Das Gewehr mit Bajonet durchbohrt die Sphäre und die obenstehende Schrift. Ein mathematischer Beweis sonder Gleichen! (Der Hr. Ingenieur hat doch einmal von gedrückten Verticalkreisen am erscheinenden Himmel und vom optischen Verschwinden mehrerer Grade gehört.) Denn hier sind ächte endliche Cirkelquadrirer-Kunststücke zu schauen. Das Product von 360 Horizontalgraden in 312 verticale Grade giebt 112,320 sphärische Quadratgrade, welche Hn. *W.* für die 112,320 Berührungspuncte, denen der menschliche Körper ausgesetzt seyn soll, gelten. Das Ganze „Graden X, Product 112,320" zeugt schon von der Schülerhaftigkeit des Hn. *W.* Auch kennen wir keinen Kreis von 180°. Recht handgreifliche tastbare Puncte von der Grösse eines □ Grades. Nach diesem mathematischen Beweise müssen jedem aufrechtstehenden Cylinder, Würfel, Kegel eben so viele, d. i. 112320, Berührungspuncte zukommen. Was für Begriffe von Puncten wohl unter einer Hirnschale von solchem Ingenieur spuken mögen? Wie nun, Hr. *W.*, wenn jeder □ Grad in 60 mal 60 Quadratminuten u. s. w. gedacht würde: also würde nun wohl der menschliche Körper 404,352000 Berührungspuncten nach Ihrer Wissbegierde und Nachdenken ausgesetzt seyn!

Rec. erinnert sich, dass zu ähnlichen falschen Annahmen Andere durch jene alte Lehre in der Physik geführt wurden: von was wie viel Centner Schwere einer Luftsäule bis ans Ende (der Atmosphäre) die Oberfläche des menschlichen Körpers *gedrückt* werde, und das mag auch in Hn. *W's.* Gehirn gespukt haben; da doch der Druck auf die Oberfläche des Körpers nicht grösser ist, als der Druck des specifischen Gewichts einer Luft- oder Wasser-Masse von der Grösse *des* Raums, welchen der Körper in der Luft oder in dem Wasser an der Stelle einnimmt, oder die er daraus wegdrückt.

+ bg.

NEUE AUFLAGEN.

Berlin, b. Maurer: *Der Zimmer- und Fenster-Garten, Oder kurze und deutliche Anleitung, die beliebtesten Blumen und Zierpflanzen in Zimmern und Fenstern ziehen, pflegen und überwintern zu können.* Nebst einer Anweisung zur Blumentreiberey und zu einer für alle Monate geordneten Behandlung der in diesem Werke vorkommenden Gewächse. Von *Carl Paul Bouché*, Kunstgärtner in Berlin. 2te verbesserte und verm. Aufl. 1811. VIII und 314 S. 8. (20 Gr.)

Ebendaselbst: *Allgemeines Vieharzneybuch, oder Unterricht, wie der Landmann seine Pferde, sein Rindvieh, seine Schafe, Schweine, Ziegen und Hunde aufziehen, warten und füttern, und ihre Krankheiten erkennen und heilen soll, nebst einem Anhange.* Von *Joh. Nic. Rohlwes*, königl. preuss. Thierarzte, und der märkischen ökonom. Gesellschaft zu Potsdam ordentlichem Mitgliede. Eine von der märkischen ökonom. Gesellschaft zu Potsdam gekrönte Preisschrift. Nebst einer Kupfertafel. Vierte verbess. u. verm. Aufl. 1811. XXXII u. 366 S. 8. (20 Gr.)

281 Num. 261. 282

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 12 NOVEMBER, 1810.

ÖKONOMIE.

Berlin, in der Realschulbuchhandlung: *Grundsätze der rationellen Landwirthschaft* von *A. Thaer*. I Band. Begründung der Lehre des Gewerbes. Ökonomie oder die Lehre von den landwirthschaftlichen Verhältnissen. 1809. XXIV u. 380 S. gr. 4. (Pränumerationspreis auf Schreibp. 2 Ducat.)

Endlich, nachdem wenigstens der gebildetere Theil des landwirthschaftlichen Publicums das gegenwärtige Werk schon längst sehnsuchtsvoll erwartet hat, wird Rec. das Glück zu Theil, seine Erscheinung ankündigen zu können. Dass von den Forschungen eines *Thaer* viel, sehr viel zu hoffen war, und geleistet worden ist, bedarf keiner Erwähnung, und dass die folgenden Theile noch mehr allgemeines Interesse haben müssen, als der gegenwärtige, das liegt in der Natur der Sache. Rec. glaubt dreist behaupten zu können, dass keine Nation in der Welt ein ähnliches Werk über die Landwirthschaft aufzuweisen habe. Aber nicht bloss den Landwirth allein werden diese Schätze trefflicher, tiefer Bemerkungen, geordnet zu einem schönen wissenschaftlichen Ganzen, interessiren, sondern überhaupt jeden gebildeten Menschen, der Freude an der Natur und an ihren Gesetzen findet. Der Naturforscher wird dieses Werk nicht entbehren können, besonders in sofern er sich mit der Aufsuchung der Gesetze der Vegetation der Pflanzenwelt sowohl als der Thierwelt beschäftigt. Nur durch die rationelle Landwirthschaft wird auch das Gebiet der Pflanzenphysiologie erweitert, indem man hier allein die Vegetation nach seinen Absichten leiten, und den Gang der Natur stetig beobachten kann. Der Staatswirth endlich muss Interesse an dieser Schrift finden, da in ihr so oft und mit so viel Gründlichkeit und Verstand das Verhältniss berührt wird, in welchem das landwirthschaftliche Gewerbe zum Staate steht, und in wiefern die Einwirkung der obersten Gewalt dem landwirthschaftlichen Gewerbe wohlthätig oder nachtheilig wird. Die Wichtigkeit dieses Werkes und die Achtung, auf die der Vf. desselben mit Recht Anspruch machen kann, erfodern, dass wir seinen Inhalt etwas ausführlicher anzeigen.

Über den Plan und die Anordnung des Ganzen bemerken wir, dass Hr. *Th.* den von *Beckmann* zuerst betretenen synthetischen Weg verlassen, und den analytischen eingeschlagen hat, indem er mit dem, was *Beckmann* die *allgemeine Landwirthschaft* nennt, beginnt, und später erst die *specielle* folgen lässt. So sehr wir auf der einen Seite die Vorzüge dieser Behandlungsart anerkennen: so kommt uns doch bey der wissenschaftlichen Behandlung der Landwirthschaft jene erstere Methode zweckmässiger, und wir möchten sagen, überzeugender vor. Der Beweis für diese Behauptung liegt schon darin, dass sich einige allgemeine Principien nicht wohl ohne die Gewerbslehre verstehen lassen, wie diess z. B. mit der Werthschätzung der Landgüter der Fall ist, wobey immer auf das Folgende verwiesen werden muss. Bedenkt man freylich, dass dieses Werk mehr für solche Landwirthe bestimmt ist, welche mit den Elementen der Kunst schon bekannt sind: so lässt sich der Plan des Vfs. allerdings rechtfertigen.

Zuerst bemüht sich Hr. *Th.* mit der ihm eigenen Klarheit und Präcision den Begriff der rationellen Landwirthschaft zu bestimmen. Mit Recht setzt er das Ziel der landwirthschaftlichen Bestrebungen nicht in die *Menge der Production*, sondern in die *Grösse des reinen Gewinnes*. Es werden ferner die drey verschiedenen Arten, wie die Landwirthschaft betrieben und begriffen werden könne, nämlich die *handwerksmässige*, die *kunstmässige* und die *wissenschaftliche*, richtig charakterisirt. *Begründung der Lehre.* Es wird hier nach allgemeinen richtigen Grundsätzen der Begriff und Unterschied zwischen *Erfahrungen*, *Versuchen* und *Beobachtungen* angegeben, und dann die Beyhülfe der Naturwissenschaften erwähnt. Ausser der Pflanzenkunde, Thierkunde und Mathematik u. s. w., welche hier angeführt werden, würde Rec. zur Begründung der Lehre noch die *Mineralogie* rechnen, die der Vf. nicht erwähnt. *Begründung des Gewerbes. Von den Bedingungen zum Betrieb der Landwirthschaft.* Diese sind: zuerst *das Subject*. Gegen das, was der Vf. von der Bildung des Landwirths sagt, ist nichts einzuwenden. Wenn er von dem landwirthschaftlichen Unterricht auf Akademieen mit einiger Geringschätzung spricht: so haben ihn dazu die Lächerlichkeiten einiger akademischer Lehrer in diesem Fache veranlasst. Ausnahmen wird er gewiss auch hier gelten lassen. Sodann *das Capital*. Auch hier werden die verschiedenen Arten des Capitals nach rationalökonomistischen Ansichten entwickelt, und der Vf. zeigt, dass er das Ganze von der richtigen Seite gefasst hat. *Das Landgut und dessen Besitznehmung.* Diese Besitznehmung geschieht nach des Vfs. Ansicht durch *Kauf*, *Pacht*, oder *Erbpacht*. *Auswahl eines Landguts. Preis der Landgüter.* Vielleicht hätte hier über die Ursachen der wahren Werthsvermehrung und der bloss scheinbaren, und mit dieser der Vermeh-

rung des Marktpreises, etwas ausführlicher gesprochen werden können. *Werthschätzung der Landgüter.* Es werden hier alle einzelnen Theile eines Landguts durchgegangen, und die Art und Weise, wie sie im Allgemeinen geschätzt werden können, angegeben. Es versteht sich übrigens von selbst, dass sich der Vf. auf eine specielle Schätzung nicht einlassen konnte. Dessenungeachtet wird aber der Leser hier nichts Wesentliches vermissen. *Güter-Anschläge.* Zuerst werden die verschiedenen Arten von Anschlägen erklärt, dann die allgemein angenommenen Principien über die Veranschlagung der einzelnen Gutstheile angegeben. Rec. gesteht offenherzig, dass ihn diese Materie nicht in der Masse befriedigt hat, als die anderen Abschnitte dieser vortrefflichen Schrift. Er hätte hier mehr eine Anweisung zur Verfertigung eines richtigen Gutsanschlags gesucht, als diese allgemeinen Annahmen, die doch immer nur local seyn und bleiben können. So sagt z. B. der Vf. S. 60: „In den gewöhnlichen Anschlägen schwankt die Benutzungsannahme einer Kuh zwischen 3 und 10 Rthlr. Der letzte Satz findet jedoch bey der Dreyfelderwirthschaft nur selten auf den fruchtbarsten Stromniederungsweiden Statt. Ein Drittel der Kopfzahl wird als Jung- oder Gäste-Vieh gerechnet, und der Kopf von diesen zu ½ des milchenden Viehes angeschlagen. Doch nimmt man auch an, dass die Aussenweide das Jung- und Gäste-Vieh erhalte, und berechnet alsdann entweder dieses oder jenes gar nicht." Wenn hier der Vf. 10 Rthlr. Ertrag von einer Kuh als etwas fast Unerhörtes annimmt: so müssen wir ihm widersprechen, und können ihn versichern, dass dieser Ertrag in Thüringen, versteht sich bey der Stallfütterung, so ziemlich der gewöhnliche ist. Statt dieser hier aufgestellten Sätze hätte Rec. vielmehr gewünscht, es möchte dem Vf. gefallen haben, die Methode kurz zu zeigen, wie man zu einer rationellen Ertragsbestimmung von der Rindviehzucht gelangen könne. Zu den übrigen Bedingungen, worauf bey der Werthschätzung eines Gutes Rücksicht zu nehmen ist, rechnet der Vf. sehr richtig: *Die Lage der Grundstücke — die Lage des Hofs — Beschaffenheit und Richtung der Feldwege — Einrichtung und Zustand der Gebäude* (wenn S. 69 behauptet wird, dass die Wirthschaftsgebäude in der Regel nicht in Anschlag gebracht, sondern als ein nothwendiges Erfodernis bey einem Gute angesehen würden: so widerspricht diess der allgemeinen Sitte; auch ist in der That nicht abzusehen, warum diess geschehen sollte) *das Wasser — Gleichheit* oder *Verschiedenheit des Ackers — Mercantilische Verhältnisse* (sehr gut und verständlich aus einander gesetzt). — *Reichthum des Landes* (desgleichen) — *Staatsverfassung und Maximen der Regierung* (vortrefflich) — *Militärische Verfassung — Bevölkerung* (sehr gut und gründlich) — *Grössere* oder *geringere Sicherheit gegen Kriegsgefahren.* (Ein Umstand, auf den in den jetzigen Zeiten besonders Rücksicht genommen werden muss. Aber leider, wo ist ein ruhiges Plätzchen zu finden?) — *Sitten* (diese sind vom grösten Einflusse auf den Betrieb der Landwirthschaft, und der Vf. hat das Verhältniss sehr gut angedeutet) — *Rechtsverhältnisse — Besondere Gerechtsame.* Aus den hier angeführten Überschriften wird man schon sehen, wie der Vf. die Sachen betrachte, und wie nichts vergessen worden, was auch nur den entferntesten Bezug auf diesen Gegenstand hat.

Von der *Pachtung.* Es war zu erwarten, dass in einer Schrift, welche die Landwirthschaft rationell behandelt, die Pachtung eben nicht unter die vorzüglichsten Benutzungsarten gezählt werden würde. Das güldene Pächter-ABC, welches der Vf. S. 82 ff. aufstellt, überlassen wir den Pächtern zu widerlegen. Dass Vieles in demselben gegründet seyn mag, wollen wir nicht in Abrede seyn; doch dürften die Ausnahmen von der Regel, welcher der Vf. S. 85 gedenkt, nicht so selten vorkommen, als er glaubt. Alles Unglück, welches durch die Zeitpacht über ein Landgut gebracht wird, entspringt aus der unseligen Gewohnheit, die Güter an die Meistbietenden zu verpachten, und aus dem inconsequenten Verfahren der Eigenthümer, nach welchem ihnen der der beste Pächter ist, der die gröste Caution macht, unbekümmert, ob er etwas von der Wirthschaft versteht oder nicht, oder ob er ein moralisch guter oder schlechter Mensch sey. Rec. ist überzeugt, dass sich die Benutzung durch die Zeitpacht so einrichten lasse, dass sie unter die vorzüglicheren gerechnet werden kann. Englands Beyspiel, dünkt ihm, könne dafür als Beweis angeführt werden. Die *Erbpacht.* Alles, was der Vf. hierüber sagt, besonders auch in Betreff der Bestimmung des Kanon's, stimmt ganz mit unserer Überzeugung überein, und wir sind daher vollkommen versichert, dass es für *Domainen* unter gewissen Voraussetzungen keine zweckmässigere Benutzungsart geben könne, als diese. Ganz anders aber müssen wir urtheilen, wenn die Rede von Privatgütern ist. So sehr der Vf. sich auch hier bemüht, die Vortheile aus einander zu setzen: so wenig sind wir dadurch überzeugt worden. Da dieser Punct schon in des Vfs. Annalen der Landwirthschaft J. 1810 ausführlicher behandelt wurde: so beziehen wir uns hier um so mehr auf das dort Gesagte.

Zweytes Hauptstück. Ökonomie. Unter Ökonomie versteht der Vf., wie er sagt, „*die Lehre von den zweckmässigen Verhältnissen und von der Leitung und Anwendung der Kräfte, durch welche die Production hauptsächlich hervorgebracht wird.*" Nach dieser Ansicht wird zuerst gehandelt von der *Arbeit im Allgemeinen.* Was der Vf. hier sagt, enthält grösstentheils allgemeine nationalökonomische Principien auf das landwirthschaftliche Gewerbe insbesondere angewandt. Diese Principien durften hier nicht fehlen, weil durch sie allein es möglich ist, richtige Begriffe über Arbeit und Arbeitslohn festzusetzen. S. 104 schlägt der Vf. vor, den Tagelohn nicht nach Geld, sondern nach Getreide zu bestimmen, und nimmt als Preis eines gewöhnlichen Arbeitstages ½ eines berliner Scheffel Roggens an. Beym ersten Anblick scheint diese Annahme allerdings sehr genau und richtig zu seyn; denkt man aber der Sache weiter nach: so dürften wohl dagegen einige Einwendungen sich darbieten. Die erste wäre diese, dass dieser Lohn ver-

hältnissmässig zu gering angenommen ist. Der Vf. hat auf zwey Kinder gerechnet, die ein Taglöhner im Durchschnitte zu ernähren hat; nimmt man nun den höchsten Mittelpreis des berl. Scheffel Roggens zu 2 Rthlr. an: so beträgt sein Lohn 5 Gr. 4 Pf. täglich. Diess ist offenbar zu wenig, wenn man bedenkt, dass bey diesem höheren Preise der Lebensmittel alle übrigen Bedürfnisse steigen. Dazu kömmt noch, dass der Vf. voraussetzt, die Frau verdiene ihren Unterhalt selbst, was, besonders wenn, wie diess bey dergleichen Leuten der Fall ist, die Kinder schnell auf einander folgen, nicht anzunehmen ist, denn hier ist die Frau die gröfste Zeit des Jahres mit den Kindern beschäftigt, und kann selten etwas verdienen. Ferner dürfen wir nicht zu erinnern vergessen, dass die Ausnahmen von der Regel, wo der Preis des Arbeitslohns nach dem Preise der Lebensmittel bestimmt wird, häufiger sind, als die Regel selbst. Schon *Ad. Smith* hat deutlich gezeigt, wie bey hohen Getreidepreisen, besonders da, wo Fabriken im Gange sind, die Concurrenz der Arbeiter in der Regel gröfser wird, als in wohlfeilen Zeiten (da die Fonds hier eher erschöpft werden und viele Arbeiter keine Arbeit finden), mithin für geringeren Lohn Arbeiter zu haben sind. Aber auch diess abgerechnet, wovor sich der Vf. schon einigermassen verwahrt hat, ist doch nicht zu leugnen, dass unsere Policeygesetze das Gleichgewicht des natürlichen Preises mit dem Marktpreise, besonders auch bey den Getreidefrüchten, so sehr zu stören sich bemühen, dass man nichts darauf bauen kann, und dass mithin auch danach die Annahme des Vfs. vereitelt wird. Der Abschnitt *von den Regeln bey der Einrichtung und Vertheilung der Arbeit im Allgemeinen* wird selbst dem praktischen Landwirth sehr lehrreich seyn, und diess um so mehr, da hierüber noch so wenig, und am Wenigsten von einem so wohl unterrichteten Manne, wie Hr. *Thaer* ist, gesprochen worden. *Arbeit des Gespanns — Pferde* und *Ochsen*. — Zuerst über den Streit: ob Pferde oder Ochsen den Vorzug in der Arbeit verdienen? Es war von dem Vf. zu erwarten, dass er nicht, wie so viele Landwirthe, diesen Streit allgemein zu entscheiden wagte. Die Vortheile und Nachtheile sind sehr gründlich und treffend aus einander gesetzt. Eben so gründlich wird von der Auswahl und Anschaffung der Pferde gehandelt. Wenn der Vf. S. 121 behauptet: „im fünften Jahre können junge Stiere angespannt, müssen aber vor dem siebenten nicht angestrengt werden, wenn sie völlig zu Kräften kommen und ausdauernd werden sollen": so scheint hier ein Missverständniss zu Grunde zu liegen. Denn wollte man wirklich die Stiere vor dem fünften Jahre nicht anspannen: so würde wenig Vortheil bey den Ochsen herauskommen. Rec. weiss, dass man im Voigtlande die Stiere schon nach zurückgelegtem zweytem Jahre, spätestens im dritten zu leichter Arbeit mit anspannt, und dass sie nach zurückgelegtem drittem Jahre alle Arbeiten, selbst weite Fuhren, beschaffen müssen, und dessenungeachtet wird es schwerlich in irgend einer Gegend Deutschlands bessere Zugochsen als im Voigtlande geben. Es folgen die Angaben der Kosten für Pferde und Ochsen; dann für *die Werkzeuge zur Gespannarbeit*, für *Knechte* u. s. w.; endlich *Berechnung der Gespanne*. — *Handarbeiter*. Sehr verständig und gründlich behandelt. Von S. 152 an folgen Tabellen über Arbeitsberechnungen von einer *Dreyfelderwirthschaft*, von einer *achtschlägigen Koppelwirthschaft*, einer *siebenschlägigen Fruchtwechselwirthschaft* mit *Stallfütterung* und einer *eilfschlägigen Wechselwirthschaft*. Diese Arbeitsberechnungen können als Muster einer vorzüglich eingerichteten Wirthschaft dienen, und zeigen, wie ein rationeller Wirth in diesem Puncte zu verfahren habe.

Direction der Wirthschaft. Der Raum dieser Blätter gestattet nicht, über diesen Abschnitt ausführlicher zu handeln. Wir begnügen uns mit dem allgemeinen Urtheil, dass das darin Gesagte vortrefflich sey, und von jedem Landwirth selbst gelesen werden müsse. *Landwirthschaftliche Buchhaltung*. Zuerst allgemeine Grundsätze, — dann über die Einrichtung der gewöhnlichen Arten von Buchhaltungen, Rechnungsformen und Registern — äusserst lehrreich und gründlich. S. 227 spricht Hr. *Th.* von der doppelten Buchhaltungsform. Es ist schon aus den übrigen Schriften des Vfs. hinreichend bekannt, welchen Werth er, auch bey landwirthschaftlichen Berechnungen, auf die doppelte Buchhaltung legt; es kann daher nicht fehlen, dass ihr auch hier wieder das Wort geredet wird. Wir sind weit entfernt, zu behaupten, dass die Vorzüge, welche der Vf. davon rühmt, nicht wirklich wahr und richtig wären; doch müssen wir bekennen, dass diese Rechnungsform allerdings mehr Zeit und Genauigkeit, als die gewöhnliche, erfodert, und dass sie beym landwirthschaftlichen Rechnungswesen noch weit schwieriger ist, als bey dem Handel, weil dort die verschiedenen Conto's sich viel häufiger verändern, als hier.

Verhältniss der Düngung, der Fütterung und des Viehstandes. Dieser Abschnitt enthält ganz vortreffliche Bemerkungen, und documentirt recht eigentlich den Nutzen einer wissenschaftlichen Behandlung der Landwirthschaftslehre. Zuerst stellt der Vf. die Grundsätze auf, nach welchem Verhältniss die Erschöpfung der Kräfte des Ackers vor sich gehe. Der Hauptgrundsatz ist, dass die Erschöpfung bey den verschiedenen Getreidearten sich verhalte, wie die nahrungsfähige Materie, welche sie in ihren Körnern enthalten. So lange wir keinen bestimmteren Grund haben, worauf wir fussen können: so lange scheint dieser allerdings noch der beste zu seyn, ob sich gleich noch manche Schwierigkeiten dabey finden. Rec. ist überzeugt, dass hier noch viele Nebenumstände concurriren, die noch nicht gehörig berücksichtigt sind, und noch nicht berücksichtigt werden konnten, so lange uns die dazu nöthigen comparativen Versuche fehlen. Er hat selbst über diesen Gegenstand eine Reihe comparativer Versuche angestellt, die er an einem anderen Orte bekannt machen wird. Nur so viel will er hier bemerken, dass er nach diesen Ver-

suchen auf gewissen Boden den Hafer noch erschöpfender als die Gerste, und auf manchen Boden den Weizen weniger erschöpfend als den Roggen gefunden habe, wodurch die Allgemeinheit jenes Grundsatzes schon aufgehoben wird. Am meisten Schwierigkeiten findet man bey den Ölgewächsen und den Brachfrüchten. Die Kartoffeln setzt der Vf., in Ansehung ihrer aussaugenden Kraft, einer Roggenärndte gleich, schreibt ihnen aber daneben einen gleichen Vortheil, wie einer reinen Brache, zu, was im Ganzen auch wohl richtig seyn mag. Die Mittel, wodurch der Boden Ersatz für die Erschöpfung erhalte, sind nach dem Vf.: 1) *Dünger*, 2) *Ruhe*, 3) gehörig bearbeitete *Sommerbrache*. Von S. 240 an wird das Verhältniss angegeben, worin Ertrag und Erschöpfung stehen, and zwar zuerst bey der Dreyfelderwirthschaft mit reiner Brache — bey derselben mit besömmerter Brache — bey einer siebenschlägigen Koppelwirthschaft — bey einer desgleichen neunschlägigen — bey einer desgleichen eilfschlägigen — dann bey einer Fruchtwechselwirthschaft. S. 247 folgt der Vergleich der Zu- und Abnahme in der Kraft des Bodens nach den verschiedenen Wirthschaftsarten, wo das Resultat für die siebenschlägige Fruchtwechselwirthschaft am günstigsten ausfällt. *Erzeugung des Düngers, und Werth desselben.* Diese Materie ist nicht ganz erschöpft; sie konnte es aber durchaus auch nicht seyn, da es uns hier noch zu sehr an den unentbehrlichen Vorarbeiten fehlt. *Verhältniss des düngererzeugenden Viehes gegen den Ackerbau.* Voraus gehen verschiedene von anderen Autoren gemachte Angaben darüber; dann giebt der Vf. dieses Verhältniss nach richtigen Beobachtungen selbst an, und zwar wie man den Dünger nach dem Futter bestimmen könne. Bekanntlich hat *Meyer*, und nach ihm mehrere praktische Landwirthe, darüber Versuche angestellt. Ersterer hat sogar in seinen Werken über Gemeinheitstheilung u. über Gutsanschläge eine Formel angegeben, nach der man aus der Futterquantität sogleich den Dünger berechnen kann. Nach unserem Vf. soll sich die Masse der trockenen Fütterung und Einstreuung zusammen genommen im Miste um 2,3 vermehren. Unter den gemachten Voraussetzungen mag diess richtig seyn. Die Vergleichung der verschiedenen Gewächse in Hinsicht ihrer Nahrungsstoffe möchten wir nicht ganz unterschreiben. Weiterhin ist die Rede vom Ertrage der Futtergewächse und der Nahrhaftigkeit derselben. Alle diese Materien, so wie einige der folgenden, leiden keinen weiteren Auszug: unser Urtheil im Allgemeinen, dass der Vf. mit der ihm eigenen Gründlichkeit Alles beachtete, was darauf Bezug hat und etwas aufklären konnte, und dass die Wissenschaft durch die so gründliche Behandlung dieser schwierigen Materie, die noch so bald nicht erschöpft werden dürfte, unbedingt sehr bereichert wurde, mag vor der Hand genügen.

Ackerbausysteme. Der vom Vf. angenommene Unterschied zwischen Felder- und Wechsel-System scheint uns hier nicht bestimmt genug. — Denn Feldersystem steht dem Wechselsystem nicht entgegen, vielmehr ist das Feldersystem das *Genus* und das Wechselsystem nur eine *Species*. I) *Feldersystem*. Was der Vf. vom *Dreyfeldersystem* sagt, ist vortrefflich, ob schon das Meiste mit gleicher Umsicht in seinen frühern Schriften von ihm behandelt wurde. Dass Hr. *Th.* der Dreyfelderwirthschaft, so wie sie gewöhnlich im nördlichen Deutschland stattfindet, das Wort nicht redet, lässt sich erwarten. In Sachsen hat man aber genug Dreyfelderwirthschaft, auf welche das hier entworfene Bild nicht passen dürfte. Unter dem *zusammengesetzten Dreyfeldersystem* versteht der Vf. ein Dreyfeldersystem, bey welchem nicht alle 3 Jahre die reine Brache wiederkehrt, wie solches jetzt in dem grössten Theile von Sachsen, Thüringen und fast dem ganzen südlichen Deutschlande betrieben wird. Ferner stellt der Vf. die Vertheidigungsgründe des Dreyfeldersystems auf, und bringt zugleich die dagegen zu machenden Einwendungen bey. *Vierfelderwirthschaft.* — *Fünffelderwirthschaft.* II) *Das Wechselsystem. Die Koppelwirthschaft.* Nachdem der Vf. kurz die Geschichte dieses Systems erzählt, und das beygebracht hat, was man zu seinem Vortheile und Nachtheile sagen kann: giebt er S. 316 den Unterschied zwischen holsteiner und mecklenburgischer Wirthschaft an, und zeigt von jeder Art das Wesentlichste, wobey Rec. nichts zu erinnern findet. *Der Fruchtwechsel.* Vortrefflich werden hier die theoretischen und Erfahrungs-Gründe für den Fruchtwechsel mit der dem Vf. eigenen Klarheit aus einander gesetzt, und das Wesentlichste davon angegeben. Dieses Capitel wird gewiss einem Jeden die grösste Befriedigung gewähren. Mit Recht berührt der Vf. S. 353 die einseitigen Vorstellungen, die man sich von diesem System macht. — Weiterhin giebt er die Eigenschaften der Wechselwirthschaft und die Bedingungen an, welche bey der Einführung dieses Systems vorausgesetzt werden. Dann wird von der Wechselweidewirthschaft und Wechselwirthschaft nach der Regel der Fruchtfolge gehandelt. Bey dieser Wirthschaft bleibt ein Theil des Landes zur Weide. Hr. *Th.* behauptet, dass dieses System auf eine geringere Anzahl von Schlägen als 8 nicht passe, und dazu schlägt er folgenden Fruchtwechsel vor: 1) gedrillte Bohnen, stark gedüngt, 2) Winterung, 3) Mäheklee, 4) Sömmerung, 5) Erbsen, schwach gedüngt, 6) Winterung, 7 und 8) Weide mit weissem Klee und Gräsern. Wir lassen es dahin gestellt seyn, ob hier die Weide ausreiche. Bey Gütern von geringem Umfange dürften bey einer Eintheilung in 8 Schläge die Felder zu klein werden. — *Stallfütterungswirthschaft.* Zuerst werden die Vortheile dieser Wirthschaft angegeben, die einem grossen Theile der sächsischen Landwirthe schon aus eigener Erfahrung bekannt sind; dann die möglichen Einwendungen dagegen widerlegt, die wahren Hindernisse der Stallfütterung angegeben, und über die Verbindung der Stallfütterung mit verschiedenen Feldsystemen gesprochen. Da die letzte Materie erst in dem folgenden Theil beendiget werden wird: so enthalten wir uns jetzt unseres Urtheils. Möge die Vollendung des Ganzen bald erfolgen!

— m.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 13 NOVEMBER, 1810.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Neumarkt der oberen Pfalz, b. d. Vf.: *Polizey oder Staats-Einwohner-Ordnungen für Sicherheit und Wohlfahrt im Allgemeinen.* Ein Versuch von *A. Eisenhuth*, königl. baierischen (m) Rentbeamten zu Neumarkt der oberen Pfalz. I Band. XXII u. 540 S. II Band. X u. 541—974 S. 8. (6 fl. rheinisch.)

Unter den vielen Lehrbüchern über die Polizeywissenschaft, welche in den letzteren Jahren in Deutschland erschienen sind, verdient vorliegender Versuch gewiss in jeder Rücksicht eine ausgezeichnete Stelle. Denn theils ist die darin befolgte Ordnung der Materien klar, deutlich und ohne Zwang, theils zeichnet sich auch diess Handbuch durch grosse Vollständigkeit vor den meisten übrigen sehr vortheilhaft aus. Der Vf. hat zugleich glücklich die Klippe vermieden, an der schon so viele der neueren Schriftsteller über die Polizey gescheitert sind und noch scheitern werden, nämlich den fruchtlosen Versuch, eine allgemein genügende, streng wissenschaftliche Definition von Polizey aufstellen zu wollen; ein Versuch, der immer mehr oder weniger misglücken wird, so lange diejenigen Gegenstände, welche zur Sphäre der Polizey gerechnet werden, in den verschiedenen Ländern selbst noch so verschieden bestimmt sind. Der Vf. begnügt sich daher, anzugeben, was im Allgemeinen und im Besonderen unter Polizey verstanden werde, was ihr Zweck, was ihr Umfang sey. — Im Allgemeinen besteht nach ihm die Polizey in der wachsamsten Vorsorge des Staats für die möglichste Vermeidung und Abwendung aller im Inneren desselben vorkommenden Handlungen und Ereignisse, durch welche für die innere und äussere, Privat- und öffentliche Sicherheit und Wohlfahrt nothwendig Nachtheil entsteht, deren Vermeidung und Abwendung aber nicht Sache des Einzelnen, wohl aber das Werk der Staatsvorsorge seyn kann durch Anwendung positiver Mittel. Im Besonderen ist ihm die Polizey der Inbegriff aller jener Beschlüsse und Anordnungen in den Landes- oder Stadt- oder Dorfs-Bezirken, die zur möglichsten Vermeidung und Abwendung aller für diese Localbezirks-Verhältnisse vorkommenden nachtheiligen Handlungen und Ereignisse auf Sicherheit und Wohlfahrt nothwendig werden — also Polzieylegislation nach der angegebenen Definition. Aus dieser Definition oder vielmehr Umschreibung von Polizey entwickelt er ihren Zweck: Entdeckung jeder der Sicherheit oder Wohlfahrt drohenden Gefahr und Auffindung der wirksamsten Mittel zu ihrer Abwendung. Danach wird alsdann der Umfang der Polizey bestimmt: alle Regierungsgeschäfte nämlich, diejenigen ausgenommen, welche die Erhebung und Verwaltung der Einkünfte, die Schlichtung der Streitigkeiten über Mein und Dein, die Handhabung der peinlichen Gesetze und das Verhältniss der auswärtigen Staaten betreffen, sind, in sofern sie auf den Wohlstand des Ganzen und auf die Erhaltung der öffentlichen Wohlfahrt unmittelbaren Bezug haben, selbst bis in das kleinste Detail Gegenstände der Polizey.

Die Ordnung, in welcher der Vf. seinen Gegenstand behandelt, ist folgende. Nachdem er den Begriff eines Polizeyvergehens festgestellt hat, als ein jedes Widerstreben gegen die Polizeygewalt und gegen die von ihr erlassenen Vorschriften: zählt er die Hauptarten der Polizeystrafen auf. Hiezu rechnet er vorzüglich Geldbusse, Gefängniss, Confiscation, körperliche Züchtigung, schimpfliche, aber nicht entehrende Strafen, und die Verurtheilung zu Zwangsarbeiten in Arbeits-, Zucht- und Werk-Häusern. Auffallend ist Rec. der Ausdruck: schimpfliche, aber nicht entehrende Strafen, gewesen, welcher wenigstens sehr leicht zu einem Missverständnisse Veranlassung geben kann, sobald man nicht sorgfältig zwischen gesetzlicher und factischer Ehrlosigkeit unterscheidet. Denn freylich möchten immer die Strafen, welche der Vf. zwar als schimpflich, aber nicht entehrend anführt, z. B. der Schandpfahl, Schwächung der bürgerlichen Ehre factisch wenigstens zur Folge haben. Die Gegenstände der Polizey selbst geht der Vf. nach folgender Ordnung durch: Bevölkerungspolizey, Gesundheitspolizey, Sicherheitspolizey, Polizey der häuslichen Ordnung, Religions- und Unterrichts-Polizey, Sittenpolizey und Wohlthätigkeitspolizey, vorzüglich in Beziehung auf Land- und Stadt-Wirthschaft. In Beziehung auf die Bevölkerung soll die Polizey sich hauptsächlich und zunächst bemühen, die Hindernisse hinwegzuräumen, welche der Bevölkerung bisher im Wege standen, indem die Erfahrung lehrt, dass sie alsdann sich von selbst vermehren werde. Es soll daher die Polizey 1) eine allgemeine Aufsicht über den Bevölkerungszustand führen, so wie auch 2) über die Eheschliessungen überhaupt, und die directen und indirecten Beförderungsmittel derselben, 3) über Ein- und Aus-Wanderungen, und 4) über das Übertreten in fremde Kriegsdienste. Die Vorschriften und Anweisungen, welche der Vf. in dieser Rücksicht ertheilt, verdienen vollen Beyfall. Auf die baierische Gesetzgebung ist dabey

hier, so wie im ganzen Buche, immer vorzügliche Rücksicht genommen. Der humane Geist dieser liberalen Regierung ist auch hiebey unverkennbar.

Die Gesundheitspolizey theilt der Vf. in die Sanitäts- und in die Medicinal-Polizey. Die erste sucht die Gesundheit der Bürger zu erhalten, und einem jeden Übel, welches sie betreffen könnte, vorzubauen; sie richtet daher ihr vorzügliches Augenmerk auf die Wohnungen, Nahrungsmittel, Kleidung und Lebensart der Einwohner, sorgt für Schwangere und Gebärende, und für die Neugebornen. Die Medicinalpolizey dagegen beschäftigt sich mit der Heilung der schon vorhandenen Krankheiten, und sucht ihre Ausbreitung zu verhindern. Alles diess behandelt der Vf. umständlich. Vorzüglich sind die Berichte, welche er von den angestellten Landphysicis fodert, nach der von ihm angegebenen Einrichtung sehr zu empfehlen. Eben so wäre das von ihm vorgeschlagene Verbot und die Bestrafung der öffentlichen Blätter, welche sich nicht schämen, geheime Universalmedicinen anzupreisen, allenthalben nachzuahmen. — Alle diejenigen Unternehmungen, welche unmittelbar gegen den Staat selbst gerichtet sind, nicht aber solche, welche, wenn sie gleich öffentlich geschehen, in der Hauptsache doch nur der Ruhe und Sicherheit der Einzelnen gefährlich sind, betrachtet der Vf. als Gegenstände der öffentlichen Sicherheitspolizey, welche sich also vorzüglich mit der Stillung von Empörungen und Unruhen, die dem ganzen Staate, oder doch einem Theile desselben Gefahr drohen, beschäftigt. Die Privat-Sicherheitspolizey hat es dagegen mit Abwendung und Entfernung aller Gefahren, welche der Person, dem Eigenthume, der Freyheit und der Ehre der einzelnen Mitglieder des Staats drohen, zu thun, mögen diese Gefahren durch offenbare Gewaltthätigkeiten oder aus Unvorsichtigkeit und Nachlässigkeit entstehen. Die Massregeln, welche der Vf. gegen Duelle zu ergreifen empfiehlt: Verlust des Amts und Confiscation des dritten Theils des Vermögens, möchten jedoch wohl bey den noch allgemein bestehenden Begriffen von Ehre, bey einigen Ständen des Volks wenigstens, für zu hart und unzweckmässig zu halten seyn. Mit grosser Vollständigkeit ist übrigens dieser Abschnitt der Privat-Sicherheitspolizey hier behandelt worden. Beynah keinen einzigen irgend bedeutenden Artikel hat Rec. darin vermisst. Nur einige wenige Bemerkungen fügt er noch hinzu. Auffallend ist es ihm gewesen, (S. 281) unter denjenigen Leuten, welche kein Wirth bey sich beherbergen dürfe, auch die Gewürzhändler mit aufgeführt zu finden; billig hätte sich wenigstens der Vf., um alle Missdeutung zu verhüten, deutlicher ausdrücken sollen. — Das von dem Vf. empfohlene laute Ausrufen der Stunden bey Nachtzeit durch die bestellten Nachtwächter scheint Rec. vollkommen unzweckmässig, indem es nur dazu dient, den Dieben ein Warnungszeichen zu geben und die Einwohner in ihrer Ruhe zu stören. Der dabey hauptsächlich beabsichtigte Zweck, die Wächter wachsam zu erhalten, könnte eben so gut dadurch erreicht werden, dass die Wächter des Nachts zu bestimmten Stunden und an bestimmten Plätzen, z. B. in den Städten an den Warhen, gewisse Marken in besonders dazu bestimmte Behälter einzulegen gehalten wären. Überhaupt möchten wohl, wo es irgend thunlich ist, vorzüglich also in den Städten, häufig ausgeschickte Patrouillen von Polizeysoldaten — der Vf. erwähnt das allgemeine Nachahmung verdienende Institut der Gensd'armerie gar nicht — den bisher üblichen Nachtwächtern bey Weitem vorzuziehen seyn. — In das, was der Vf. (S. 340—343) über den Wucher und die gesetzliche Bestimmung der Zinsen auf 5 p. C. sagt, kann Rec. keineswegs mit einstimmen. Er ist vielmehr vollkommen überzeugt, dass alle Massregeln, welche die Polizey ergreifen mag, die Zinsen gesetzlich festzustellen, vergeblich und ungerecht zugleich sind. Warum soll auch nicht der Preis der Zinsen, so wie der einer jeden anderen Waare, der freyen Concurrenz überlassen bleiben? Die Erfahrung zeigt ausserdem zur Genüge, dass keine Wachsamkeit der Polizey je im Stande seyn wird, das Umgehen der Wuchergesetze zu verhindern. Nur in einem einzigen Falle würde Rec. die gesetzliche Bestimmung der Zinsen billigen, um nämlich eine Norm bey der Entscheidung von Rechtsstreiten aufzustellen.

Von S. 438—452 behandelt der Vf. die Polizey der häuslichen Ordnung, oder die Aufsicht der Polizey über die häuslichen Verhältnisse zwischen Ehegatten und der Herrschaft und dem Gesinde; wobey er jedoch selbst bemerkt, dass die Polizey darum nicht spionsmässig in das Innere der Familien dringen, sondern nur hauptsächlich im Stillen wirken solle. Den Vorschriften und Regeln, welche der Vf. giebt, stimmt Rec. vollkommen bey. — Ungleich weitläuftiger ist die Erziehungs- Unterrichts- und Religions-Polizey von dem Vf. behandelt. In den ersten beiden Rücksichten hat die Polizey vorzüglich darauf zu sehen, dass keine zweckwidrige Verfahrungsart in Ansehung der Bemühungen für Geistesbildung und Aufklärung, es sey durch eigenen oder fremden Unterricht, für den Staat nachtheilige Folgen habe, dass dabey manche Fehler und Missbräuche vermieden werden, zugleich aber auch kein Mangel an Hülfsmitteln zum Unterrichte und an Lehranstalten erscheine, vorzüglich mit Rücksicht auf die Bildung angehender Staatsbeamten. — Die Religionspolizey bezielt die Verhütung und Abwendung derjenigen Nachtheile und Gefahren, welche aus Religionsmeinungen und Religionsgesellschaften für den Staat entstehen können. Gleich zu Anfange der Erziehungs- und Unterrichts-Polizey ertheilt der Vf. eine Vorschrift, welche allgemein befolgt zu werden verdiente; dass nämlich den Söhnen die Wahl ihrer künftigen Lebensart selbst zustehen, und dass ihnen der obrigkeitliche Schutz gegen willkührliche Verfügungen der Ältern nicht versagt werden solle. — Mit Bedauern hat Rec. dagegen bemerkt, dass der Vf. den leidigen Universitätszwang unter dem Vorwande in Schutz nimmt, es könne dem Staate nicht gleichgültig seyn, nach welchen Grundsätzen die künftigen Staatsbeamten gebildet würden,

und daher nur alsdann das Besuchen ausländischer Universitäten gestatten will, nachdem der Inländer schon auf seiner inländischen hohen Schule sein akademisches Studium vollendet habe. Leider ist auch die sonst so liberale baierische Regierung von dem Vorwurfe nicht frey, diesen Universitätszwang sehr weit ausgedehnt zu haben; eine Maſsregel, welche eben so unnütz als nachtheilig ist. Unnütz, indem gewiſs ein jeder Inländer der Landesuniversität den Vorzug geben wird, sobald er auf ihr seinen Zweck besser oder eben so gut, als auf auswärtigen Akademieen, zu erreichen hoffen darf; nachtheilig, indem dadurch sowohl der Studirende häufig verhindert wird, die in seinem Fache vorzüglichsten Lehrer und zweckmäſsigsten Anstalten zu benutzen, welche letztere oft von der Art sind, daſs sie selbst die Landesregierung mit dem besten Willen nicht sogleich in der Vollkommenheit liefern kann, als sie vielleicht auf anderen Akademieen sich finden, z. B. Bibliotheken, Sammlungen aller Art, als auch weil die Lehrer auf solchen mit Zwangs- und Bann-Gerechtigkeit begabten Universitäten, im Vertrauen darauf, daſs die Inländer ihren Unterricht zu benutzen gezwungen sind, sehr leicht zur Nachläſsigkeit und Faulheit verleitet werden. In beiden Fällen verliert der Staat offenbar, indem seine künftigen Beamten ungleich weniger gebildet und brauchbar seyn werden, als sie ohne diesen Zwang würden geworden seyn. Vorzüglich hat es Rec. oft unbegreiflich geschienen, wie selbst die Regierungen kleiner Länder ihren Universitäten dieſs Zwangs- und Bann-Recht zu ertheilen keinen Anstand nehmen, da doch diese Regierungen vorzüglich dabey interessirt waren, daſs dieſs Zwangs- und Bann-Recht nicht allenthalben eingeführt werde, indem damit zugleich der Zufluſs von Ausländern, auf welchen, bey der geringen Zahl der inländischen Studirenden, der Flor ihrer Universitäten hauptsächlich beruht, gänzlich aufhören würde. Allgemeine Nachahmung verdiente gewiſs das Beyspiel der österreichischen Regierung, welche noch vor Kurzem ihren Bürgern erlaubte, die Akademieen aller derjenigen fremden Länder zu besuchen, welche ihren Bürgern dieselbe Freyheit in Rücksicht auf die österreichischen Universitäten gestatteten, ein Entschluſs, dessen wohlthätige Folgen die österreichische Monarchie gewiſs sehr bald lebhaft fühlen wird.

Auf die Erziehungs- Unterrichts- und Religions-Polizey folgt die Sittenpolizey. Sehr wahr bemerkt der Vf. in der Einleitung zu diesem Abschnitte, daſs, weil Sittlichkeit eine der stärksten Stützen des Staats sey, eben deſshalb auch die Polizey alles zu entfernen bemüht seyn müsse, was ihr im Wege stehen könne, jedoch in der Regel ohne Zwangsmittel zu gebrauchen, welche nur allein dann anzuwenden seyen, wenn die Verletzungen der sittlichen Ordnung in Störung der bürgerlichen Ruhe und Sicherheit überzugehen drohen.

Der 2te Band des ganzen Werks fängt mit der Wohlthätigkeitspolizey an. Darunter begreift der Vf. die Feuer-, Wasser-, Theurungs- und Armen-Polizey, indem die Polizey nicht nur suchen soll, den durch Feuer, Wasser und Theurung verursachten Schaden wieder gut zu machen, sondern auch, falls ihre Bemühungen vergeblich wären, den Verunglückten neue Erwerbsquellen zu eröffnen, und sie im Nothfalle aus der Armencasse zu unterstützen. Die Feuerpolizey sorgt im Voraus für die Anschaffung und Bereithaltung der nöthigen Lösch-Requisiten, nimmt Feuerschaue vor, macht Anstalten zur schleunigen Entdeckung einer ausgebrochenen Feuersbrunst, giebt Gesetze in Bezug auf die Direction bey den Lösch- und Rettungs-Anstalten, und unterstützt die im Feuer Verunglückten. — Die Wasserpolizey beschäftigt sich mit Gesetzen, welche den Uferbau, die Reinhaltung der Ströme, Flüsse und Bäche, Anlage und Verwahrung der Deiche gegen Beschädigungen betreffen. Eben so muſs die Polizey es sich angelegen seyn lassen, daſs die Staatsbürger sich des höchsten Zwecks von Wohlstand erfreuen und ihre Bedürfnisse auf die wohlfeilste Art sich verschaffen können. Diejenige Classe endlich, welche sich auſser Stand gesetzt sieht, ihren Unterhalt sich zu erwerben, kann auf die Unterstützung des Staats Anspruch machen. Die Polizey lehrt daher die Bestimmung und Verwaltung der Armencasse, die Zuflüsse zum Fonds derselben und die besondern Vorschriften für die Armendirection. Auch bey diesem Abschnitte begnügt sich Rec., einige wenige Anmerkungen hinzuzufügen. Bey dem Vorschlage, daſs die Nachtwächter den Thurmwächtern, sobald sie des Nachts einige Nachläſsigkeit an ihnen bemerken, durch eine Glocke ein Zeichen geben und sie an ihre Schuldigkeit erinnern sollen, scheint der Vf. nicht bedacht zu haben, wie sehr dieſs gegebene Zeichen, zumal da es auch zum Signal eines ausgebrochenen Feuers für die Thurmwächter dienen soll, die Ruhe der Nachbarschaft stören würde. — Sehr lobenswerth ist dagegen die Regel, einer jeden Person, welche eine Feuersbrunst anzeigt, wäre sie selbst aus dem brennenden Hause, eine Belohnung zu ertheilen. Die bisher sehr häufig beobachtete Sitte, die Bewohner oder wenigstens den Eigenthümer eines solchen Hauses unbedingt in Strafe zu nehmen, hat gewöhnlich die traurige Wirkung, daſs das Feuer so lange verheimlicht wird, bis es nicht mehr ohne groſse Gefahr und Mühe gedämpft werden kann. Was der Vf. von den Pflichten und Geschäften der Einwohner bey einer entstandenen Feuersbrunst sagt, ist allerdings richtig; jedoch hätte er einer Einrichtung wenigstens erwähnen sollen, welche freylich nur in groſsen Städten anwendbar ist, dort aber auch unleugbare Vorzüge vor der gewöhnlichen Art zu löschen hat, nämlich die Errichtung eines eigenen besonders dazu geübten Corps, welches bey einer entstandenen Feuersbrunst die Löschung allein übernimmt, wodurch den sonst so leicht entstehenden Unordnungen und Diebereyen am besten vorgebeugt wird.

Bey der Theuerungspolizey bemerkt gleich Anfangs der Vf., daſs die Bedeutung des Worts Theurung sehr relativ sey, indem es eine Wohlfeilheit ge-

be, die drückend seyn könne, und eine Nicht-Wohlfeilheit, die es nicht sey. Im Allgemeinen bezeichne man durch Theurung denjenigen Zustand, in welchem sich der Staat oder seine Provinzen befinden, wenn die Summe der Bedürfnisse grösser sey, als die der Producte. Gegen diese Definition möchte Rec. einwenden, dass sie vielmehr auf den Begriff des Mangels passe. Unter Theurung versteht man dagegen die Schwierigkeit, den Preis eines gewissen Dinges zu erschwingen, im gemeinen Leben alsdann häufig den plötzlich über das Gewöhnliche gestiegenen Preis gewisser Bedürfnisse. Da hier Localverhältnisse so grossen Einfluss haben: so bemerkt der Vf sehr richtig, dass sich nicht gut allgemeine gesetzliche Bestimmungen in Hinsicht auf Theurung geben lassen. Als Hauptursachen einer drohenden Theurung werden angeführt: Beschaffenheit des Bodens, Missverhältniss im Besitze und in der Lage des natürlichen Capitals oder bürgerliches Missverhältniss der Landleute zur Volksmenge, zum baaren Capitalbesitze und zur Cultur, oder Missverhältniss zwischen Arbeit und baarem Capitale zur Erzielung roher Producte, oder Missverhältniss zwischen Production und Consumtion. Der Vf. empfiehlt Magazinanstalten, als das beste Sicherungsmittel gegen Theurung. Rec. gesteht jedoch, dass dieser Abschnitt etwas flüchtig und nicht mit der Vollständigkeit behandelt ist, welche man nach der Wichtigkeit des Gegenstandes zu erwarten berechtigt war.

Die Unterstützungen, welche der Staat aus der Armencasse einzelnen verarmten Mitgliedern angedeihen lässt, theilt der Vf. in Unterstützungen aus der Versorgungs-, Hülfs- und Unterstützungs-Casse. Aber diese Eintheilung ist ohne weitere Erklärung unverständlich; vorzüglich scheinen die beiden Ausdrücke Hülfs- und Unterstützungs-Casse vollkommen gleichbedeutend zu seyn. Nach der Eintheilung des Vfs. sollen aus der Versorgungscasse nur diejenigen unterstützt werden, welche weder für sich, noch für ihre Familien das Vermögen besitzen, auf eine rechtmässige Art ihren Unterhalt sich zu erwerben, noch einen Unterhalt von ihrer Verwandtschaft zu hoffen haben, noch auf Verdienst aus Handarbeit rechnen können; ingleichen diejenigen, deren Sinne und Verstand so geschwächt sind, dass sie gar nichts mehr arbeiten können. Auf Unterstützung aus der Hülfscasse haben alle diejenigen Anspruch, welche durch unverschuldetes grosses Unglück in dürftige Umstände gerathen, und für den Augenblick auf keine Art im Stande sind, sich und ihre Familie zu ernähren. Dahin gehören auch Kinder, welche ihre Ältern frühzeitig verloren haben, und ohne Anverwandte sind, welche für ihre Erziehung Sorge tragen könnten. Diese Hülfsvorschüsse sollen von dem Unterstützten, sobald er sich dazu im Stande befindet, wieder erstattet werden. Die Unterstützungscasse endlich hilft denjenigen Grundbesitzern, welche in der Landwirthschaft Verbesserungen anbringen wollen, oder sonst zur Abwendung plötzlicher Unglücksfälle schleunig Geld nöthig haben. Eben so ertheilt auch der Staat aus dieser Casse Belohnungen für ausgezeichnete Tugenden. Diese Unterstützungen und Vorschüsse sind jedoch verzinslich, so wie auch das Capital selbst zurückgezahlt werden muss; auch müssen diese Vorschüsse genau nach dem Zwecke, zu welchem sie gegeben wurden, verwandt werden. Rec. gesteht, dass es ihm sehr unzweckmässig scheint, eine solche Anstalt mit den Armencassen in irgend eine Verbindung zu setzen. Weit zweckmässiger hat man sie in anderen Ländern als Assistenz- oder Credit-Casse von dem Armenwesen gänzlich getrennt. — Von der Wohlthätigkeitspolizey geht der Vf. zur Productionspolizey oder der Polizey der Landwirthschaft über. Aber dieser Abschnitt scheint uns am schlechtesten gerathen. Denn theils mischt hier der Vf. Vieles ein, was offenbar in die Ökonomie, nicht aber in die Polizey der Landwirthschaft gehört, z. B. über die verschiedenen Arten Dünger und dessen Behandlungsart, über Saatbestellung u. s. w., theils werden andere äusserst wichtige Puncte entweder gar nicht, oder doch nur flüchtig berührt, z. B. Leibeigenschaft, Frohnen und Art und Weise ihrer Aufhebung, Aufhebung der Hut- und Trift-Gerechtigkeiten u. s. w. Was der Vf. dagegen über die Viehzucht sagt, verdient grösstentheils Beyfall, vorzüglich die Vorsichtsmassregeln, welche bey entstandener Viehseuche anempfohlen werden. Mit Recht fodert der Vf. gleichfalls, dass alle Forsten, sie mögen einer einzelnen Person oder einer ganzen Corporation zugehören, in Rücksicht auf ihre Behandlung und Benutzung der Aufsicht und Direction der öffentlichen Forstbeamten unterworfen werden, ohne dass jedoch das Eigenthumsrecht dadurch weiter geschmälert werde. — Hierauf folgt die Handwerks- oder Fabrications-Polizey. Der Leser findet hier viele brauchbare Vorschriften und Regeln, obgleich der Vf. über einige Gegenstände sich wohl hätte weiter auslassen können; z. B. über die Vortheile und Nachtheile der Zünfte, über das Wandern der Handwerksgesellen u. s. w. Den Beschluss des ganzen Werks macht die Handelspolizey. Sehr richtig beschränkt hier der Vf. die Thätigkeit der Polizey nur auf die Beseitigung der Hindernisse, welche weder der Einzelne, noch mehrere Verbundene zu heben im Stande sind, auf Anlage öffentlicher Anstalten und auf Sicherstellung des Verkehrs; dagegen soll aller Zwang, selbst bis auf den Schein, sorgfältig vermieden werden. — Übrigens ist dieser letzte Abschnitt mit besonderem Fleisse ausgearbeitet. Das Ganze schliesst ein zweckmässiges Register. Provincialismen und grobe Druckfehler hat Rec. nur selten bemerkt.

P. d. G.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 14 NOVEMBER, 1810.

PÄDAGOGIK.

ZÜRICH, b. Gessner: *Ein Wort an Herrn Professor Schulthess über desselben genauere Einsicht der neusten Versuche einer bessern Erziehung und Bildung der Jugend.* Von *Joh. Jakob Hottinger.* 1810. 83 S. 8. (8 Gr.)

Streitschriften der gewöhnlichen Art, in welchen die beleidigte Persönlichkeit einen Kampf beginnt mit der Petulanz eines streitlustigen literarischen Klopffechters, mögen vorübergehen am literarischen Himmel gleich leuchtenden Kugeln, die auf Augenblicke dem Auge ein Schauspiel gewähren, und endlich wie die Seifenblasen spielender Knaben zerplatzen. Wenn aber Männer von anerkannter gediegener Gelehrsamkeit über Gegenstände streiten, welche der *Menschheit* wichtig sind: so hört ihr Streit auf Privatsache zu seyn; sie fechten für das Gesammtwohl, und der Ausgang des Kampfes ist für Männer von Einsicht und Sinn für Menschenwerth keineswegs gleichgültig. Von der zuletzt genannten Art ist die in der angezeigten Schrift behandelte Streitsache. Der Gegenstand des Streits ist: der oft schon angefochtene Werth der Alterthumswissenschaft, in sofern sie als allgemeines Bildungsmittel der Jugend den Vorrang vor den sogenannten Realien verdiene, oder nicht. Es bleibt merkwürdig, dass nach der Restauration der Wissenschaften, errungen durch das wiedererweckte Studium der Griechen und Römer, fast jedes der folgenden Jahrhunderte einige Undankbare erzeugte, welche die Alterthumswissenschaft, die Mutter des guten Geschmacks, der geläuterten Kritik, der Geistesfeinheit und der gründlichen Jugendbildung, verhöhnten, und die ehrwürdige Erzieherin des Menschengeschlechtes dem frechen Spiel muthwilliger Knaben Preis gaben, die sich dem Gängelbande der ernsten Mutter so gern entziehen mochten. Der berüchtigte *Perrault* (1687) erregte bekanntlich in *Frankreich* einen hitzigen Kampf gegen den Werth der Griechen und Römer. Man schien die seichten Gründe, mit denen er seine Behauptung zu vertheidigen gesucht hatte, bereits vergessen zu haben, als in *Deutschland*, in dem gründlichen Deutschlande sogar, welches noch nie den Vorwurf frivoler Flüchtigkeit und von der Oberfläche geschöpfter Erudition verdiente, sich jener Kampf um die Mitte des sogenannten philosophischen achtzehnten Jahrhunderts mit Heftigkeit erneute. Man kennt diese würdigen Nachbeter *Perraults*, man weiss, durch wen ihre Petulanz gezüchtigt wurde. Sie wurden vergessen, und die gute Sache der Alterthumswissenschaft siegte auch diessmal.

Es liess sich erwarten, dass die durch *Pestalozzi* eingeleitete Reform des Elementarunterrichts von Neuem eine Revision *der* Lehrobjecte veranlassen würde, welche am zweckmässigsten für die Elementar-Bildung geeignet seyn möchten. Er selbst, der Erfinder einer in der That für das Menschengeschlecht wohlthätigen *Elementarmethode*, hat, so viel wir wissen, nirgends von Entbehrlichkeit der Alterthumswissenschaft in einem verächtlichen Tone gesprochen. Und wie könnte und dürfte er auch, da er, wie er selbst ehrlich gesteht, aller gelehrten Kenntniss baar und ledig ist? — Doch mehrere seiner Schüler und Anhänger, wie gewöhnlich weiter gehend und weiter greifend, als ihr Lehrer, werden aufs Neue *Perraultianer*, und werfen verächtliche Seitenblicke auf das Sprachstudium, durch welches, wie sie meinen, der Jugend zu viel Zeit geraubt würde, in der sie mit einer Menge anderer Kenntnisse und Geschicklichkeiten ausgesteuert werden müssten, um *im gemeinen Leben* fortzukommen.

Also sollte auch auf unser Jahrhundert ein Makel der Undankbarkeit gegen unsere Pflegerin und Bildnerin fallen? Diess war es unstreitig, was den würdigen Canonicus *Hottinger* veranlasste, in einer öffentlichen Rede ein Wort der Warnung über dergleichen voreilige Urtheile auszusprechen, damit man nicht bey unbedingter Lobpreisung der neuen Methode und der neuen Lehrobjecte der alten in ihrer Wirksamkeit bereits erprobten Lehrmittel schnöde vergessen, und nicht, einzig der verkehrten Methode eingedenk, nach welcher das Alterthumsstudium betrieben werden könne, und zum Theil betrieben worden sey, sofort sich für berechtigt halten möge, das Verdammungsurtheil über die alten Sprachen auszusprechen, und so das Gold mit den Kohlen zum Hause hinauszuwerfen.

Wer mag sie tadeln, diese zeitgemässe Warnungsanzeige eines verdienten Kenners des Alterthums? — Nicht ohne herbe Empfindung sahen wir, dass Hr. *Schulthess*, ein Schüler *Hottingers*, dem dieser das Zeugniss eines gründlichen Kenners der Alten giebt, sich nicht ohne Bitterkeit gegen die Behauptungen seines ehemaligen Lehrers erklärte. Er wollte durch die gegen Hn. *Hottinger* gerichtete Schrift: *Genauere Einsicht* u. s. f. den tiefen Eindruck, den Hn. *Hottingers* Rede auf sein Publicum gemacht hatte, schwächen, oder wo möglich, ganz tilgen, „indem sie Verachtung der neuen Methode, Unwillen

und niederdrückendes Misstrauen gegen die neuen Pädagogen erzeugen könne, obschon *für die Pädagogen selbst, welche wissen, was sie treiben und wollen, damit so viel als nichts gesagt sey.*"

Hr. *H.*, der bisher auch wohl wusste, was er wollte und trieb, zeigt in dieser, mit heiterer Laune abgefassten Vertheidigungsschrift, dass die Tendenz jener Rede, und der in derselben besonders von *S.* angefochtenen Stellen keine andere sey, als diese: „Es ist eine neue Unterrichtsmethode auf der Bahn, welche ein ausserordentliches Aufsehen erregt, und ganz Europa in Bewegung setzt. Hält sie die Probe? Ich weiss es nicht! Das muss die Zeit lehren. Aber ich bitte, übereilt Euch nicht! Bestürmet und dränget doch nicht Regenten und Erziehungsräthe! Ihr könnt leicht sie und euch compromittiren. Seht euch doch ein wenig um. Was jetzt geschieht, ist nichts Neues. So manche Erfindungen haben ein nicht geringeres Aufsehen in der Welt gemacht: und wie ganz anders urtheilt man davon jetzt, als vormals!" —

Übrigens bekennt Hr. *H.*, dass er die neue Methode nicht anders als durch das Gerücht, und durch die nicht immer zuverlässigen Berichte literarischer Tagebücher kenne; und dass er sich daher über die Brauchbarkeit derselben kein Urtheil anmasse. Hr. *H.* erscheint folglich gar nicht als unbedingter Tadler der neuen Methode, und diess erwirbt ihm Vertrauen; Hr. *S.* dagegen ist unbedingter Lobpreiser der neuen Methode, und diess macht ihn, da er es auf Unkosten der alten Literatur thut, sehr verdächtig. Denn wir glauben dreist die Behauptung, wo möglich zur Vereinigung beider Parteyen, aufstellen zu können: Kein besonnener Anhänger der neuen Methode, wenn er zugleich gründlicher Kenner des Alterthums ist, wird leugnen, dass es einen Gegenstand des menschlichen Wissens gebe, der *vereinigt* die Seelenkräfte des Knaben und des Jünglings so zu bilden im Stande sey, als das zweckmäsig und gründlich betriebene Studium der alten Sprachen. Ferner: Kein besonnener Kenner des Alterthums, der zugleich den Geist der neuen Methode ergriffen hat, wird leugnen, dass in ihr die Grundformen zu einer wohlthätigen Verbesserung des Elementarunterrichts enthalten sind, aber es wird sich auch der Finalpunct angeben lassen, bis zu welchem von der neuen Methode Gebrauch zu machen seyn dürfte. Homer und Virgil; Äschylus und Sophokles; Platon und Aristoteles; Pindar und Horaz; Thucydides, Livius und Tacitus; Demosthenes und Cicero! Hier verstummt die neue Methode, und es tritt in den Cursus, den die Menschenbildung zu ihrem hohen Ziele hin durchlaufen muss, der freye Geist des Humanismus ein, zu dem die neue Methode vorbereitete, und gewiss recht glücklich vorbereitete; die *opera umbratilia* der Elementarmethode hören auf, und der Zögling tritt an der Hand des durch den Geist der Alten gründlich gebildeten Lehrers hinaus in den freyen Sonnenhimmel der alten Litteratur — denn das ABC der Zahlen- und Mass-Verhältnisse nehmen nicht den *ganzen Menschen* in Anspruch, die Mathematik erleuchtet wohl, aber sie erwärmt nicht. Die alte Literatur soll vollenden, was die neue Methode unvollendet liess, und so mögen denn beide neben einander freundlich bestehen, ohne sich zu befehden.

Den Einwand, dass durch Erlernung der alten Sprachen nicht brauchbare Arbeiter gewonnen würden für das bürgerliche Leben, und wenn ja dergleichen aus den lateinischen Schulen hervorgegangene Subjecte sich späterhin ausgezeichnet, so hätten sie diese Auszeichnung ihren Talenten zu danken, widerlegt Hr. *H.* sehr glücklich dadurch, dass er seinem Gegner diesen Einwurf zurückgiebt, und zeigt, wie unsicher der Schluss sey von dem, was Jemand im bürgerlichen Leben wird, auf Güte der Methodik beym Schulunterrichte.

Ob übrigens die neue Methode wirklich neu sey, oder ob sie aus *Commenius*, *Rousseau* und *Basedow* zusammengesetzt sey, oder ob sich gar, wie Hr. *Schulthess* meint, die Grundideen zu dieser Methode bereits im *Baco* vorfinden, diese Fragen, über welche in dieser Streitschrift ausführlich verhandelt wird, verdienten wohl um so weniger einer ausführlichen Erörterung, da an sich hiedurch die Güte der Methode nicht entschieden wird, und dieser Streitpunct bleibt um so gleichgültiger, da *Pestalozzi* weder *Baco*, noch *Basedow*, weder *Rousseau* noch *Commenius* gelesen hatte, als er begann, sich Anfangs seiner selbst unbewusst — eine neue Methode zu schaffen.

Der würdige *Hottinger* schliesst seine, mit durchdringendem Scharfblick abgefasste Streitschrift in einem so humanen Geist, wie wir wünschen, dass alle literarischen Fehden geführt werden möchten: Ich habe, so sagt er dem Manne, der einst zu seinen Schülern gehörte, mit Ihnen keinen Streit gesucht, und bin nicht der angreifende Theil: gleichwohl bin ich bereit, Ihnen zu freundschaftlicher Aussöhnung die Hand zu bieten. Mein Herz kennt weder Groll noch Feindschaft. Ich würde alle Menschen glücklich machen, wenn ich die Macht dazu hätte; und unter denen, für welche ich sie zuerst gebrauchen würde, wären Sie gewiss nicht einer der Letzten."

FRHT.

1) BERLIN, b. Hitzig: *Lehr- und Lese-Buch für Töchterschulen.* Herausgegeben von *F. P. Wilmsen*, drittem Prediger an der Parochialkirche in Berlin. 1810. 214 S. 8. (12 Gr.)

2) QUEDLINBURG, b. Ernst: *Lesebuch für Deutschlands Töchter zur Bildung des Geistes und des Geschmacks, zur Veredlung des Herzens und zu einer vertrauteren Bekanntschaft mit den vorzüglichsten Schriftstellern des Vaterlandes.* Von *J. W. H. Ziegenbein*, Consistorialrathe und Superintendenten zu Blankenburg. Erstes Bändchen. 1810. X u. 416 S. 8. (1 Rthlr.)

3) LEIPZIG, b. Göschen: *Lesebuch zur Übung in der Declamation.* Zweyter Theil. Herausgegeben von *Betty Gleim.* 1810. 312 S. 8. (20 Gr.)

Es ist eine erfreuliche Erscheinung unserer Zeit,

dass mehrere unserer geschätzten Jugendschriftsteller durch Ausarbeitung zweckmässiger Lehr- und Lesebücher für die weibliche Jugend einem dringenden Bedürfnisse Befriedigung gewähren wollen, welches man freylich nicht eher fühlen konnte, bis man Unterrichtsanstalten für das weibliche Geschlecht organisirt hatte. Daher werden die angezeigten drey Lesebücher den Lehrern in Töchterschulen sehr willkommen seyn. Sie können, da sie eine verschiedenartige Bestimmung haben, füglich neben einander bestehen, und werden daher einander nicht in den Weg treten.

No. I ist für *niedere Töchterschulen* bestimmt. Das Buch füllt in der That in der pädagogischen Literatur eine Lücke aus, da das Lesebuch von *Funke* nur für höhere Bürgerschulen bestimmt war, und *Reinhards* sonst sehr brauchbarer Mädchenspiegel nicht Reichhaltigkeit genug hatte. Der auf dem Titel genannte Herausgeber ist nicht Verfasser dieses Schulbuches, sondern laut der Vorrede wünschte der ungenannte Sammler sein Buch unter der Ägide des als Jugendschriftsteller rühmlich bekannten Hn. *W.* hervortreten zu sehen. Da das Buch wahrscheinlich mehrere Auflagen erleben wird: so wünschen wir, dass künftig jedem aus *Funke*, *Schlez*, *Salzmann*, *Thieme*, *Glatz*, *Herrmann*, *Trapp*, entlehnten Aufsatze der Name des Verfassers beygefügt würde. Es ist wohl der geringste Grad der Dankbarkeit, dass ein Sammler die Namen derer nenne, deren Geisteswerke er benutzte, und es mag auch gut seyn, dass das Kind gelegentlich erfahre, *wem* es die gute Rührung zu verdanken habe, welche es aus einer Erzählung oder aus einem Liede schöpfte. Manchem Abschnitt hätten wir mehr Ausführlichkeit gewünscht, z. B. dem *über das Verhalten in Krankheiten* S. 72, wo wir insbesondere eine nähere Anweisung *über Krankenpflege* erwartet hatten, die auch in der S. 179 eingeschalteten Krankenpflegerin nur sehr dürftig abgefertigt wird. Auf den Stil mag der unbekannte Vf. bey einer neuen Auflage grösere Sorgfalt wenden. S. 157 heisst es: „Zur Musik, besonders zum Spielen mit den Fingern — hat die weibliche Naturvorzüglich gute Anlagen". — Auch gegen den *pädagogischen Zweck* einzelner Erzählungen möchte sich manche Ausstellung machen lassen; jedoch wir hoffen, dass Hr. *W.* seinem Freunde, bey der zweyten Auflage dieses Buches, durch strenge Sichtung des gesammelten Vorrathes einen noch grösseren Dienst als durch Vorsetzung seines Namens leisten werde. Denn ein Lehr- und Lese-Buch ist ein sehr wichtiges Buch, und bedarf, zumal für das weibliche Geschlecht, einer sorgfältigen Kritik.

No. II. Der würdige *Z.* bestimmte diese mit weiser Wahl angeordnete Sammlung für Töchter aus *den gebildeten Ständen*. Dass der Sammler die Bedürfnisse des weiblichen Geschlechts kannte, dass er mit den classischen Schriftstellern unserer Nation bekannt war, welche Bildungsstoff für den Geist und für das Herz junger Mädchen aus der genannten Classe enthalten, geht aus dieser glücklich geordneten Blumenlese hervor. Nur einen Aufsatz würden wir nicht aufgenommen haben, da ihn wohl schwerlich ein Mädchen ohne Erröthen wird lesen, und schwerlich ein Lehrer, ohne in Verlegenheit zu gerathen, wird erklären können; wir meinen das S. 288—307 eingerückte Gespräch *über weibliche Schönheit* von *Eberhard*, in welchem die *üppige* Darstellung — ein triftiger Grund seyn musste, diesem sonst trefflichen Dialog *hier* keinen Platz einzuräumen. Der *erste* Abschnitt enthält Fabeln, Dichtungen, Parabeln, Idyllen, von *Lessing*, *Krummacher*, *Gessner*. Der *zweyte*: Schilderungen und Beschreibungen von *Gessner*, *Hirschfeld*, *G. Forster*, *v. Herder*, *Meiners*, *v. Goethe*, *v. Humboldt*, *Platner*, *Ehrenberg*, *v. Schiller*, *Niemeyer*. Der *dritte*: Erzählungen, von *Sturz*, *v. Zimmermann*, *Engel*, *v. Schiller*, *v. Archenholz*. Der *vierte*: Briefe von *Gellert*, *Garve*, *Gleim*, *Zollikofer*, *v. Müller*, *Heinse*, *Matthison*, *von Goethe*. Der *fünfte*: das oben bereits angeführte Gespräch über die weibliche Schönheit von *Eberhard*. Der *sechste*: Aufsätze religiösen Inhalts von *Jerusalem*, *Zollikofer*, *Spalding*, *Reinhard*, *Ehrenberg*. Der *siebente*: Moral von *Gellert*, *Abbt*, *Garve*, *Jacobi*, *Marezoll*, *Campe* u. A. Wir bedauern, dass es dem Vf. nicht gefallen hat, aus dem Gebiete der *Geschichte* eine Ährenlese zu halten, und eben so ungern vermissen wir in dieser Auswahl eine Sammlung der vorzüglichern Poesieen; wir hätten dafür gern die *literarischen Notizen* dem Vf. erlassen, die wohl in einem Lesebuch für Mädchen nicht an ihrer rechten Stelle waren. Vielleicht werden unsere Wünsche im 2ten u. 3ten Bändchen befriedigt werden.

No. III. Rec. kennt den ersten Theil dieses zur Übung in der Declamation bestimmten Lesebuches nicht; wahrscheinlich hat sich dort die Herausgeberin näher über den Plan dieses Hülfsmittels für den Jugendunterricht erklärt. Für die weibliche Jugend scheint es, wie sich aus der Wahl der Übungsstücke ergiebt, bestimmt zu seyn. Die Auswahl ist im Ganzen glücklich zu nennen; nur sehen wir nicht ab, wozu ein abgerissener Dialog aus *Wilhelm Tell* von *Schiller* dienen soll: zur Declamation ist er nicht geeignet, und als Interpretationsstoff ist dieses Fragment auch nicht zu benutzen. Die poëtischen und prosaischen Abschnitte sind aus den vorzüglichsten deutschen Schriftstellern gewählt, aber ohne Ordnung durch einander geworfen. Zu dem angezeigten Zweck wird diese Sammlung indessen mit Nutzen gebraucht werden können, aber doch wird sie No. II den Rang nicht streitig machen.

FRHT.

WINTERTHUR, b. Steiner: *Der fortgesetzte Schullehrer-Unterricht in Rheineck im Canton St. Gallen.* Ein nützliches Hand- und Lese-Buch für Schullehrer und Freunde unsers schweizer'schen Primar-Schulwesens. Herausgegeben von *J. R. Steinmüller*, Pfarrer in Rheineck, Mitglied

des evangelischen Consistoriums u. s. w. Erstes Bändchen. 1810. 256 S. 8. (20 Gr.)

Anspruchslos übergiebt Hr. *S.* diese Fortsetzung seiner helvetischen Schulmeister-Bibliothek seinem Vaterlande und dem pädagogischen Publicum überhaupt, besonders aber den Männern, welche in ihrem *hohen* Beruf, in dem bis jetzt leider noch immer in so *tiefer* Nichtachtung schmachtenden Landschullehrergeschäft unter der Leitung eines erfahrnen Rathgebers fortzuschreiten wünschen. Hr. *S.* wurde seit mehreren Jahren als Mitglied des Erziehungsrathes in dem Canton St. Gallen mit mehr als 300 Landschullehrern in Verbindung gesetzt, und wir können daher von ihm insbesondere durch Erfahrung begründete Rathschläge erwarten, die dem Unbefangenen mehr gelten, als alle Anweisungen für Schullehrer, die das Product gehaltloser Theorieen sind. Hr. *St.* ist keinesweges ein Verächter der *pestalozzischen* Methode, aber auch kein unbedingter Lobpreiser derselben. Er gehört zur Classe der Besonnenen, welche, ohne sich durch erhitzte Phantasie zu überspannten Hoffnungen verleiten zu lassen, das *Alte* nicht verwerfen, aber auch das *Neue* mit Weisheit zu benutzen suchen.

Wir können nicht unterlassen, der von dem Herausgeber mit Recht so genannten *durchgreifenden* Maſsregeln zu erwähnen, die unter Genehmigung der Regierung von dem Erziehungsrath in dem Canton St. Gallen durchgesetzt worden sind. Wir sind überzeugt, daſs durch Befolgung dieser Verfügungen auch in dem übrigen Deutschlande dem *Unwesen* leicht gesteuert werden könne, welches bisher in den sogenannten *Landschulmeister-Seminarien* getrieben wurde, die, in *Städten* errichtet, ihre Zöglinge sehr bald in aller Rücksicht über die Grenzlinie hinaus führten, und die für das *Land* bestimmten Schulmeister verzogen, und überbildeten, mit Dünkel erfüllten, und zur Erziehung der Landjugend unbrauchbar machten. Der Erziehungsrath beschloſs:

1) Alle Schullehrer sollen ohne Ausnahme einer Prüfung durch Commissarien des Erziehungsrathes unterworfen werden.

2) Der ganze Canton soll durch zwey Commissarien des Erziehungsrathes bereiset, und überall eine Extraschulvisitation vorgenommen werden.

3) Alle Primarschullehrer des Cantons werden in 4 Classen getheilt, und der kostspielige Schulmeisterunterricht in Seminarien hört auf. — Es errichtete nämlich der Erziehungsrath *Musterschulen*, in welchen die einer weiteren Ausbildung bedürftigen Schulmeister, und auch angehende Landschullehrer gebildet werden sollen; diese Musterschulen unter der Leitung vorzüglich geschickter Landschullehrer, die zur *ersten Classe* gehören, vertreten also die Stelle der Seminarien, und gewiſs um so glücklicher, da durch die Inspection des Commissarius die Wirksamkeit der Musterschulen einer zweckmäſsigen Controlle unterworfen bleibt.

Hr. *S.* will in dieser pädagogischen Zeitschrift über *Lehrobjecte, Lehrmethode, Schulordnung*, über *Unterrichtsanstalten* und Musterschulen insbesondere Nachrichten mittheilen, und durch *Correspondenznachrichten, Actenstücke* und neue Verordnungen seine Leser in den Stand setzen, den Fortgang pädagogischer Bemühungen in der Schweiz zu übersehen.

Was das erste Bändchen in Beziehung auf die S. 1 — 126 enthaltenen *methodischen Anweisungen* betrifft: so müssen wir gestehen, daſs *vollständiger* und *gründlicher* über dieselben Gegenstände in einem Buche Nachweisung zu finden ist, welches auch in der Schweiz wohl nicht unbekannt seyn wird, nämlich in „Beschreibung der *von rochow*'schen Lehrart in Volksschulen, nebst Vergleichung derselben mit der *pestalozz.* und anderen Lehrarten, von *Riemann* (4te Auflage Berlin b. Nikolai 1809). Sind alle *Musterschulen* im Canton St. Gallen wie die *reckansche* organisirt, sind die Lehrer derselben wie der rühmlich bekannte *Bruns* instruirt, und methodisch gewandt: welchem Lande wäre nicht Glück zu wünschen, zur Befriedigung eines so bedeutenden Bedürfnisses? Unter den übrigen Abschnitten, welche dieses Bändchen enthält, schien uns vorzüglich zweckmäſsig der von S. 148 — 153 enthaltene Aufsatz: über Schulmeisterbildung von Hn. Pfarrer *Felix Heſs* in Zürich. Wenn *jeder* Pfarrer *einen* tüchtigen Schüler bildete, wie der nun verewigte *Heſs*: so wären alle Schullehrer-Seminarien für das Land zu entbehren. Und sollte nicht jeder Landpfarrer, der da ist *wie er seyn sollte*, auch *einen* Landschullehrer bilden können, wie er seyn sollte? —

FRHT.

NEUE AUFLAGEN.

Leipzig, b. Fleischer d. J.: *Betrachtungen über die angenommenen Unterschiede zwischen Nord- und Süd-Deutschland.* Ein Beytrag zur Kenntniſs der neuesten Äuſserungen des Zeitgeistes. Von D. *Friedr. Thiersch*, Prof. beym königl. bayer. Gymnasium zu München. 2te Aufl. 1810. 86 S. 8. (8 Gr.)

Berlin, b. Maurer: *Allgemeiner deutscher Briefsteller, welcher eine kleine deutsche Sprachlehre, die Hauptregeln des Styls, und eine vollständige Beyspielsammlung aller Gattungen von Briefen und Geschäftsaufsätzen enthält.* Von *Karl Philipp Moritz*, königl. preuſs. Hofrath und Prof. u. s. w. 6te Aufl. Von neuem durchgesehen und mit vielen Zusätzen vermehrt von D. *Theodor Heinsius*, Prof. am berlinischen Gymnasium u. s. w. 1811. XII und 523 S. 8. (18 Gr.)

Berlin, b. Schöne: *Lesebuch für Kinder* von *K. P. Moritz* als ein Pendant zu dessen A B C Buch, welches zugleich eine natürliche Anleitung zum Denken für Kinder enthält. M. 1 Kupfer. 2te Auflage. Ohne Jahrzahl. 62 S. 8. (4 Gr.)

Carlsruhe, b. Macklot: *Beweis, daſs die bey den Protestanten üblichen Ehescheidungen vom Bande, auch nach katholischen Grundsätzen, gültig sind, und daſs diese Ehescheidungen vom Bande auch bey Katholiken in wichtigen Fällen eingeführt werden könnten und sollten.* Von *W.* Nebst zweyen Gutachten von Heidelberg und Würzburg, die das Gegentheil des ersten Satzes behaupten. Neue Aufl. 1810. 183 S. 8. (16 Gr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 15 NOVEMBER 1810.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

SALZBURG, in der mayrschen Buchhandlung: *Salzburg und Berchtesgaden in historisch-statistisch-geographisch- und staatsökonomischen Beyträgen*, Herausgegeben von *Joseph Ernst Ritter von Koch-Sternfeld*, wirkl. Regierungsrath. Mit Tabellen. 1810. I Th. X u. 272 S. II Th. 388 S. 8. (3 Thlr. 8 Gr.)

In der Vorrede schildert der Herausg. die traurigen Folgen, welche Salzburg und Berchtesgaden, besonders durch den letzten Krieg, sehr fühlbar gemacht wurden. Er entführte dem menschenarmen Lande, die Landwehr ungerechnet, in wenig Wochen 1700 rüstige Jünglinge; die Occupation durch fremde Truppen, die vervielfältigten Durchzüge von und nach Tyrol, Naturalienlieferungen, zahlreiche Spitäler und Requisitionen jeder Art, und die Auflastung einer Contribution von 11,440000 Francs haben eine furchtbare Erschöpfung des individuellen Haushalts, des Viehstandes und der Gewerbe verursacht, und die Staatsschuld um 2 Millionen vermehrt. In dieser verhängnissvollen Nacht der Gegenwart, sagt Hr. *v. St.*, bleibt dem rechtlichen Staatsbürger zu Aufrechthaltung des Landes weiter nichts übrig, als in sich und zu dem *gemeinen Wesen* desselben zurückzukehren, und in der Vereinigung der Gemüther das Mittel zu suchen, die Tageslasten zu tragen, und eine bessere Zukunft zu erwarten. Er unternahm daher die Herausgabe der vorliegenden *Beyträge*, welche sich über die neueste Vaterlandskunde Salzburgs und Berchtesgadens verbreiten, und besonders für angehende Staatsdiener eine instructive Lectüre gewähren, weil sie darin mit den Grundsätzen der öffentlichen Verwaltung bekannt gemacht werden. Um unsere Leser selbst über den Werth und inneren Gehalt der hier mitgetheilten Abhandlungen urtheilen zu lassen, wollen wir selbige hier kürzlich anzeigen.

I. *Generelle Übersicht des Herzogthums Salzburg und Fürstenthums Berchtesgaden*, vom R. Rath *v. Koch-Sternfeld*. Seit der österreichischen Regierung bestand Salzburg in 163, und Berchtesgaden in 8, zusammen in 171 □ Meilen. Nach einer Zählung vom J. 1806 enthielt ersteres 194390, und das letztere 8328 Seelen. In Beziehung auf die Nahrungsquellen kann man annehmen, dass mehr als ¾ Theile der ganzen Bevölkerung von der Landwirthschaft leben, und einige Tausend Menschen vom Bergbau, von den Salinen, Holzwirthschaft u. s. w. sich ernähren. II. *Historisch-statistische Skizze von dem salzburgischen Ritterlehnhofe*, von Ebendemselben. Das Erzstift Salzburg hatte noch in den neuesten Zeiten einen sehr ansehnlichen Lehnhof, welcher im J. 1802 von dem Freyherrn von Bleul, als damaligem Lehnprobste, in Ordnung gebracht wurde. Die Vasallen, worunter sich Fürsten und Grafen befinden, werden hier nur den Namen nach angeführt. Es sind deren an der Zahl 212, deren Lehngüter theils im Salzburgischen, grösstentheils aber auch im Auslande, und zwar in Tyrol, Bayern, Österreich, Steyermark und Kärnthen gelegen sind. Diesem Aufsatze sind Aphorismen des salzburgischen Lehnrechts beygefügt. III. *Ökonomisch-statistische Übersicht der Producte aus dem Mineralreiche in dem Herzogthum Salzburg und Fürstenth. Berchtesgaden, mit besonderer Rücksicht auf Activ- und Passiv-Handel* u. s. w. von *K. M. B. Schroll*, R. Rath und Director des montanistischen Collegiums. Die Erzeugnisse bestehen in Gold, Silber, Kupfer, Eisen, Bley, Glätte, Messing, Schwefel, Vitriol, Koch- und Stein-Salz u. dgl. m. Nach einer Zusammenstellung des Absatzes der Natur- und Kunst-Producte aus den Erzen und Stoffen des Erdreichs beträgt derselbe 526400 fl. im Inlande, und 984000 im Auslande, mithin zusammen 1,510400 fl. IV. *Numeräre Übersicht der Production aus dem Mineralreiche*, vom Hofkammerrath *Reisigl* und Oberrevisor *Auer*. Dieser Aufsatz bezieht sich auf den vorhergehenden, und enthält brauchbare Erklärungen über die Verhältnisse, unter welchen die Ausfuhr der inländischen Bergproducte geschieht. V. *Über die inländischen Bedürfnisse an Nahrung, Kleidung, Prachtwaaren, Werkzeugen des Ackerbaues und der Handwerke; über Masse und Gewichte*. Vom R. Rath *Lürzer*. Der Getreidebau und die Consumtion stehen hier in so grossem Missverhältnisse, dass jährlich 1½ Million Gulden für Getreide ins Ausland geht. Wein giebt es hier gar nicht; beträchtlich hingegen ist die Erzeugung des Brantweins und man darf annehmen, dass im Lande 10000 Eymer Brantwein, 200000 Eymer Bier und 600000 Cntr. Fleisch verzehrt werden. — Der Bauer kleidet sich in den meisten Gegenden des Gebirglandes aus der Wolle seiner Schafe, daher der Wollenverkauf in das Ausland nirgends beträchtlich ist. Holländische, französische und englische Tücher sind äusserst selten. Werkzeuge für den Ackerbau werden im Lande verfertigt, solche aber, die der Künstler nöthig hat, kommen aus der Schweiz oder von Nürnberg. VI. *Parallele zwischen Salzburg und der Schweiz, in Rücksicht ihrer Natur- und Kunst-Erzeugnisse, mit Vorschlägen zur Hebung der Industrie*, vom R. Rath v. Koch-Stern-

feld. Der Vf. geht bey diesem Gegenstande von der geographischen Lage und von der Geschichte und Verfassung der beiden Länder aus, und entwickelt daraus mit vielem Scharfsinne die Ursachen, weſswegen Salzburg in Hinsicht auf Industrie der Schweiz nachsteht. Als geistlicher Staat blieb dieses Land nicht nur der Ansiedelung industriöser und bemittelter Ausländer von anderen Religionsparteyen verschlossen, sondern die religiöse Verbannung vieler tausend Landleute liefs auch keine Hände für Manufacturen und Fabriken mehr übrig. Späterhin wurden die Regenten durch die Besorgniss, dem Protestantismus neue Opfer zu bringen, zurückgehalten, fähige Leute ins Ausland zur Erlernung von Künsten und Gewerben zu senden. Die Massregeln, die der Vf. zur Emporbringung der Nationalökonomie und zur Belebung der Industrie in Vorschlag bringt, sind sehr zweckmäſsig, und verdienen allerdings beherzigt zu werden. VII. *Über das Nationaleinkommen aus der salzburgischen Viehzucht und Alpenwirthschaft*, von Ebendems. Ein interessanter Aufsatz, aus welchem wir nur die Resultate mittheilen. Die Hauptzahl aller im Herzogthum Salzburg und Fürstenthum Berchtesgaden befindlichen Viehgattungen beträgt 116007 Kühe, 50750 Halt- und Schlacht-Rinder, 15720 Pferde, 118498 Schafe, 6600 Böcke, 8850 Ziegen, 14650 Schweine. Wenn man das Stammvieh der beiden Fürstenthümer von 171 □ Meilen und 200000 Einwohnern als stehendes Nationalcapital numerär ausdrücken wollte: so würde sich eine Summe von 8,878750 fl. ergeben. Von dieser Masse werden für Schmalz, Käse und Wolle gewonnen 3,20240 fl. — im Lande verbraucht 2,349000 fl., und aus dem Lande geführt 1,808070 fl. Im Durchschnitt giebt eine Kuh des Jahres 74 Pf. Schmalz und 140 Pf. Käse. Man kann annehmen, dass Salzburg durch die Viehzucht jährlich von Österreich über 600000, und von Bayern über 1000000 fl. gewonnen habe. VIII. *Bericht des Pflegers zu Mittersill an die Regierung zu Salzburg über die Grundursachen des Geldmangels und des ökonomischen Verfalls der Staatsherrschaft Mittersill im Pinzgau.* Die nachtheiligen Verhältnisse der Landwirthschaft in diesem Landesdistricte gründen sich theils auf Versumpfung und Überschwemmung, wodurch ein Verlust von 14000 Morgen nutzbaren Bodens herbeygeführt wurde, theils auf den hier oft eintretenden Hagelschlag, besonders aber auf wiederholte französische Occupationen und andere Kriegslasten. Auch der Mangel an Menschen ist ein Übel mehr, welches das Gebirgland schwer drückt, und wodurch die Cultur verhindert wird. Gleichwohl behandelt das bisherige *Recrutirungssystem* die Gebirgsgemeinden mit den flachländischen gleich, und hebt aus gleicher Menschenzahl gleich viele Recruten aus; ein Fehler, dessen sich in unseren Tagen manches Gouvernement schuldig macht, und dessen nachtheilige Folgen einst sehr fühlbar werden dürften. Der Vf. beschliesst diesen Bericht mit einigen in Vorschlag gebrachten Mitteln, diesem Verderben entgegen zu wirken, und es wird nur darauf ankommen, in wie weit die Regierung solche berücksichtigen wird. IX. *Über die Verhältnisse der Unterthanen und Grundherrn, über Pfleg-, Land- und Hofmarks-Gerichte.* Vom R. Rath *von Mayrn.* Dieser Aufsatz verbreitet sich über die verfassungsmäſsigen Rechte der salzburgischen Grundherrn, welche sich in befreyte und unbefreyte eintheilen, deren Verhältnisse hier gründlich aus einander gesetzt werden. In Berchtesgaden gab es niemals einen anderen Grundherrn, als den Landesherrn, weil alle Güter ein Eigenthum des Klosters waren. Die Unterthanen sind hier für ihre Personen noch leibeigen, jedoch nur in der Masse, dass Niemand ohne Bewilligung des Stiftes heyrathen, noch weniger auſser Landes ziehen darf. Auf diese Numer folgt ein *Nachtrag* über die Pfleg- und Land-Gerichte und über die Hofmarken vom R. Rath *Felner.* X. *Über die Verhältnisse des Handels, des Geldcourses und des Mauthsystems*, von R. Rath *Schallhammer*, 1806. Wir müssen uns hier nur auf die vorzüglichsten Resultate einschränken. Das im Handel der Hauptstadt verwendete Vermögen wird mit 3 Millionen angegeben, woran 40 Kaufleute Antheil haben. Wenn eine Handlung in die andere ihr Capital nur 3mal jährlich umsetzt, und jedesmal 6—7 p. C. gewinnt: so beträgt der Handelsgewinn über 500000 fl., wovon die Hälfte in die Circulation des Publicums kommt, die andere Hälfte wieder in den Handel zurückfliesst. Circulirt die erste Summe in der Stadt 10mal durch andere Hände: so verbreitet sich dadurch unter ihren Einwohnern ein Auskommen von 2,500000 fl. Über die Bilanz des salzburger Handels, über das Nationalvermögen und Einkommen, über Hemmung und Beförderung des Handels u. s. w. giebt der Vf. mit vieler Sachkenntniss ausführliche Nachrichten, die aber keines Auszugs fähig sind. XI. *Über den Münzfuss und Geldcours im Zillerthal, Windischmatrey und Brixenthal*, von R. Rath *Schallhammer.* 1806. XII. *Über die Steuerverfassung von Berchtesgaden*, vom R. Rath *Mayrn.* Die Steuern bestehen in Grund-, Gewerb-, Capital- und Einfuhr-Steuer. Erstere ist nach einer Schätzung vom J. 1659 mit 37½ Xr. von 100 fl. Grundwerth angelegt. Der nämliche Ansatz findet auch bey der Capitalsteuer Statt, die von allen zinstragenden Capitalien, sie mögen im In- oder Auslande angelegt seyn, entrichtet werden muss. Im Durchschnitte belaufen sich sämmtliche Steuern, nach Abzug der Kosten und Nachlässe, auf 8625 fl. Da dieses Land in 8 □ Meilen und 8276 Menschen besteht: so kommen auf 1 □ Meile 1234 fl., und auf 1 Kopf 1 fl. XIII. *Über das Steuerwesen im Herzogthum Salzburg*, vom R. Rath *Felner.* Der alte regellose Steuerfuss wurde durch ein Steuerreglement von 1778 reformirt, und dabey der Erwerbs- oder Laudemial-Werth und der Winterviehstand zum Maſsstabe angenommen. Der Prälaten- und Ritter-Stand, ja selbst der Landesherr, sind von ihren grund- und zehendherrlichen Renten der Decimation unterworfen. Nebst der Steuerabgabe hat jeder Guts- und Gewerbs-Inhaber einmal des Jahres das *Rüstgeld* zu bezahlen, um dem Lande die Armirungskosten zu erleichtern. Jährlich belaufen sich die ordentlichen Steuern auf 228262 fl 33 Xr. XIV. *Über das Decimationswesen im Herzogthum Salz-*

burg; mit Beylagen. XV. *Die Stamm- und Familien-Güter im Herzogthum Salzburg.* Beide Aufsätze haben den H. Rath *Felner* zum Vf.

Der *zweyte Theil* vollendet die Darstellung der vorzüglichsten Zweige der innern Staatsverwaltung von Salzburg und Berchtesgaden, und begreift folgende Stücke: I. *Urkunden von Berchtesgaden*, gesammelt und erläutert vom Regierungsrath *von Koch-Sternfeld*, 1809. Es sind deren 74, die mit dem J. 1106 anfangen, und mit dem J. 1574 endigen. Einige sind aus *Hundii Metrop. Salisburg.*, die meisten aber aus Originalien zum ersten Mal abgedruckt, und hin und wieder mit Anmerkungen begleitet. Für die Erweiterung der Geschichtskunde des In- und Auslandes hat diese Sammlung einen bedeutenden Werth, und Hr. *v. St.* würde sich den Dank des historischen Publicums erwerben, wenn er auch die urkundliche Nachlese mittheilen wollte, deren er in der Vorrede erwähnt, und wo er selbst die sehr richtige Bemerkung macht, dass zu einer Zeit — wo im Gefolge politischer Zerstückelungen die Geschichte kleiner Staaten ganz unterzugehen scheint, wo man aus occupirten Provinzen die Archive abzuführen eilt, um sie irgendwo bey anderen modernden Urkunden-Schätzen zu begraben, und der einheimische Forscher sich der sichersten Quelle beraubt siehet, — es kein anderes Mittel gebe, die noch zerstreuten urkundlichen Brosamen dem Volk zu bewahren, und durch den Abdruck zum allgemeinen Vermächtniss des Vaterlandes zu machen. II. *Versuch einer älteren berchtesgad'schen Bibliothek.* Vom Regierungsrath *Felner*. Sie enthält eine Anzeige von Schriften, worin Abhandlungen, Urkunden und sonstige Beyträge zur Geschichte und Verfassung der Probstey Berchtesgaden bis 1795 anzutreffen sind. III. *Grundlinien zur Errichtung einer staatswirthschaftlichen Facultät, als einer Section der philosophischen, auf hiesiger hohen Schule.* Ein Vortrag in der kurfürstl. Universitätscommission 1803, vom Regierungsrath *Schroll*. Voran steht die Geschichte über die Lehrgegenstände der philosophischen und cameralistischen Facultät; sodann folget der Plan der Commission über die künftige Eintheilung der Lehrfächer, womit sich die cameralistisch-staatswirthschaftliche Facultät zu beschäftigen habe. Dahin werden gerechnet: 1) Chemie, 2) Bergbau, 3) allgemeine Landwirthschaft, 4) technologische Encyklopädie, 5) Handlungswissenschaft und 6) Staatspolizeywissenschaft, und zwar jede Classe mit ihren Unternebenzweigen. Ausser den gemeinnützlichsten und unentbehrlichsten Lehrfächern müssen aber auch (S. 140) noch besondere Theile einer Wissenschaft mit eigenen Lehrern besetzt werden, die auf Anmelden auch nur weniger Zuhörer *Collegia privata* oder *privatissima* geben. So gehören z. B. zur Bergwerkskunde noch die besonderen Lehren über Analysen von Fossilien, über Probirkunst, Eisenhüttenkunde und Bergrecht. Auch ist die politische und technische Münzwissenschaft gewissen Staatsbeamten und den Candidaten des Münzwesens nützlich und nothwendig.

Für die staatswirthschaftliche Facultät bringt der Vf. folgenden Studienplan in 5 Semestern oder in $2\frac{1}{2}$ Jahren in Vorschlag:

I halbes Jahr: 1) Allgemeine Chemie, 2) eigentliche Landwirthschaft und 3) Handlungswissenschaft.
II halbes Jahr: 1) metallurgische Chemie oder allgemeine Hüttenkunde, 2) Forstwissenschaft und 3) Buchhaltungskunst.
III halbes Jahr: 1) pharmaceutische Chemie, 2) Bergmaschinenlehre und 3) Civil- und Wasserbaukunst.
IV halbes Jahr: 1) chemische Technologie, 2) Geognosie und Bergbaukunst, 3) Markscheidekunst und technologische Encyklopädie.
V halbes Jahr: 1) Stadt- 2) Landwirthschafts-Polizey und 3) Staatshaushaltung oder Finanzwissenschaft überhaupt.

Die *zweyte Abtheilung* dieser wohldurchdachten Schrift beschäftigt sich mit *den Hülfsmitteln der Universität*, in Absicht auf Errichtung einer staatswirthschaftlichen Facultät. Dahin gehören: eine wohleingerichtete Bibliothek zum gemeinsamen Gebrauche der Facultäten und Studenten, 2) ein physikalisches und mathematisches Museum, 3) eine Sternwarte, 4) eine Modellkammer sammt Zeichnungen, 5) ein Naturaliencabinet, 6) ein botanischer Garten und 7) ein chemisches Laboratorium. Die Etablirung dieser Hülfsmittel, über deren Nützlichkeit und Nothwendigkeit sich der Vf. mit gehöriger Sachkenntniss verbreitet, beruhet zwar noch auf Ausmittlung schicklicher Plätze, auf innerer Einrichtung und auf dem Kostenbetrag; indessen sind doch die gegebenen Winke als ein Leitfaden anzusehen, der zum Zwecke führen dürfte. Der Vorrede zufolge hat auch bereits der Hr. Professor *Wagner* das physikalische Museum in einem schönen Locale der Universität aufgestellt, und ist bemühet, dasselbe mit vorzüglichen Instrumenten zu vermehren. IV. *Historisch-statistische Übersicht des Forstwesens im Herzogthume Salzburg und Fürstenthume Berchtesgaden.* Von *Anton Emm. Ritter von Koch-Sternfeld*, Assessor an der salzburgischen Oberforst- und Jägermeisterey-Direction. Die National- und Staats-Ökonomie Salzburgs gründet sich vorzüglich auf seinen natürlichen Waldstand, welcher nach einem 1807 gefertigten Etat auf 440,522 Pfannen (jede zu 60 Klafter Holz als Bestand gerechnet) angeschlagen wurde. Hievon werden für die landesherrlichen Waldungen 316,983 — und für Privatwaldungen 123,539 Pfannen gerechnet. Die jährlichen Holzbedürfnisse belaufen sich (mit Inbegriff für die beiden Salinen à 39,000 Kl.) auf 419,000 Klaftern, die den natürlichen Holzertrag übersteigen, und daher eine zweckmässige Forstbewirthschaftung nöthig machen. Der Vf. bemerkt hierauf die wesentlichen Mängel in der salzburgischen Forstverfassung, und verbindet damit manche Vorschläge, wodurch der Ertrag des Forstregals verbessert werden möchte. V. *Statistische Angabe der vorzüglichsten Ursachen der seit mehreren Jahren eingetretenen grösseren Sterblichkeit im Herzogthume Salzburg und im Fürstenthume Berchtesgaden, mit besonderer Rücksicht auf das Jahr 1806.* Vom D. *Joseph von Barisani*, erstem Medicinalrathe etc. Dieser Aufsatz liefert eine gedrängte Darstellung der wichtigsten Resultate der von der damaligen kais. kön.

Hofcommission angeordneten Untersuchung der zunehmenden Mortalität, die besonders im J. 1806 um so auffallender war, weil die Zahl der Gestorbenen die der Gebornen mit 2794 überstieg. Diese Untersuchung wurde nach einer zweyfachen Ansicht vorgenommen. Die erste entwickelt die Ursachen der Mortalität, welche alljährlich erscheinen, und daher die *allgemeinen* genannt werden können; die zweyte befasst sich mit den *besonderen* Ursachen, deren schädlicher Einfluss die auffallend grosse Sterblichkeit im J. 1806 zur Folge hatte. Der Beschluss enthält die physischen Mittel, durch welche dieser grossen Sterblichkeit Einhalt gethan werden kann. Unter die allgemeinen Ursachen, die der Vf. in *fünf Classen* aufzählt, gehört vorzüglich die vernachlässigte physische und moralische Erziehung der Kinder, welche den Keim zu Krankheiten und zur Mortalität begründet. Höchst traurig ist die Schilderung, die man S. 228 u. f. von den Vernachlässigungen lieset, welchen die Kinder in diesem Lande und besonders im Gebirge ausgesetzt sind. „Ausser dem Bade nach der Taufe werden sie in ihrem Leben nicht mehr gebadet, man lässt sie, besonders zur Feldarbeitszeit, fast den ganzen Tag hindurch in ihrem Unrathe schlecht bedeckt liegen, wo ihnen schon Schweine die Finger abgebissen, und Mäuse und Ratten Nasen, Ohren und Lippen angegriffen haben. Sie sind voll Ungeziefer und Krätze. — Manche Kindsmagd bedient sich schlafmachender Mittel oder giebt dem Kinde Brantwein, damit sie in der Nacht Ruhe habe. — Die Kinderkrankheiten werden ganz vernachlässigt. Man ruft selten einen Chirurgus, und noch seltener einen Arzt — sondern die Hebammen oder alte Weiber zu Hülfe. — Hilft der alte Weiberrath nicht: so giebt es Fälle, dass man das Kind für behext hält, es benedicirt, mit Amuleten, Skapuliren und Bildern behängt, und dabey geweihte Kerzen brennt. — Die Schutzpocken-Impfung findet in den dummen Vorurtheilen, dem Aberglauben und der Unwissenheit der Ältern sehr grossen Widerstand; daher die Verheerungen, welche die Blattern noch immer unter der Jugend machen etc. —" Ganz zweckmässig sind die Mittel, die S. 237 f. zu Verhütung der grossen Sterblichkeit in Vorschlag gebracht werden, und durch Anordnung einer wirksamen und thätigen Erziehungs- und Bevölkerungs-Polizey am sichersten zu realisiren seyn möchten. Wir theilen mit dem Herausgeber die Überzeugung, dass keine Landesbehörde und kein Arzt diesen lichtvollen und fasslichen Umriss der Ursachen, welche die Bevölkerung untergraben, und der Mittel, welche dagegen anzuwenden sind, ungewürdigt lassen werde. VI. *Die hierarchische Verfassung von Salzburg und Berchtesgaden*, historisch dargestellt von *August Winklhofer* in der Koppel. Eine lesenswürdige Darstellung des kirchlichen Zustandes von den ältesten Zeiten bis zu der 1803 erfolgten Säcularisation dieser Lande. Der Vf., ein hell denkender Kopf, spricht über die Missbräuche und über die Mängel und Gebrechen der katholischen Kirche mit vieler Freymüthigkeit, und besitzt überhaupt die seltene Gabe, die hierarchische Verfassung seines Vaterlandes, als einen an sich trockenen Gegenstand, auf eine so angenehme Art vorzutragen, dass es gewiss Niemanden gereuen wird, diese historische Abhandlung, die ohnehin keines Auszugs fähig ist, gelesen zu haben. So sagt er z. B. S. 284, wo vom Concilio zu Trident die Rede ist: „Man hielt es für zweckmässig, gerade das, was die Protestanten leugneten, verwarfen und abstellten, um so viel hartnäckiger zu behaupten, um so viel eigensinniger beyzubehalten, und um so viel nachdrücklicher einzuprägen. Man glaubte seine Sache recht klug zu machen, wenn man in die einmal gemachte Spaltung recht viel Nebendinge hinein legte, um die Trennung desto schneller zu vollenden. Bey diesem Streben sah man aber nicht ein, dass Priester und Volk in entgegengesetzter Richtung auf Abwege geriethen, die der Religion Jesu nicht zur Ehre gereichten." Bey Gelegenheit der wunderthätigen Bilder wird unter anderen auch der Statue des heiligen Leonards bey Tamsweg erwähnt. Sie war ein unförmliches Schnitzwerk eines Hirten, und hatte durch *Wundercuren am Vieh* einen so grossen Zulauf, dass sie sich 1430 eine prächtige Kirche erwarb. „O! heiliger Leonard! — soll einst ein Bauer allda ausgerufen haben — wenn du doch unser Herr Gott wärest, du verstündest gleichwohl etwas vom Vieh." Während der Mirakel-Periode waren die weltlichen Richter von dem Glauben an Hexerey und Zauberey besessen, und im J. 1678 wurden 97 Personen beiderley Geschlechts als Hexen und Zauberer hingerichtet. Das allgemeine Loos der Säcularisation traf auch Salzburg und Berchtesgaden. Beide wurden 1802 durch kaiserl. königl. Militär für den ehemaligen Grossherzog Ferdinand von Toscana provisorisch in Besitz genommen, im J. 1805 durch den pressburger Frieden der österreichischen Monarchie einverleibt, und 1809 zur Disposition des französischen Kaisers für den rheinischen Bund abgetreten. VII. *Ideen über Sprache, Namen und Schreibkunde im Lande Salzburg, in historischer Beziehung.* Vom Regierungsrath *von Koch-Sternfeld*. Diese, mit unverkennbarem Forschungsgeiste geschriebene, Abhandlung beschliesst gegenwärtige gemeinnützige Beyträge, welche das Publicum mit ungetheiltem Beyfall aufgenommen hat, und die wir mit dem Wunsche aus den Händen legen, dass der Herausgeber durch die günstige Aufnahme derselben zur Fortsetzung aufgemuntert werden möchte.

A. S.

KURZE ANZEIGEN.

Schöne Künste. *Berlin*, b. Weiss: *Erzählungen von Wendelin Volkmar.* 1808. 211 S. 8. (1 Thlr.)

Der Vf. hat in diesen Erzählungen viel Geschick bewiesen, kleinen Umständen eine Wichtigkeit zu geben, und sie mit Anmuth vorzutragen. Am auffallendsten ist diess in der ersten Erzählung, dem Glockenthaler. Man wird bald in den Gang der Begebenheiten selbst mit hineingezogen, und harrt mit Ungeduld auf die Entwickelung. Der Vortrag hat viel gefällige Leichtigkeit. Immer noch ausgezeichnet vor vielen anderen Dichtungen der Art sind auch die zweyte und dritte Erzählung, Männerglück und das Geheimniss; doch haben sie nicht das Ansprechende, wie die erste, obschon des Vfs. schönes Talent sich auch hier nicht verleugnet.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 16 NOVEMBER, 1810.

KIRCHENGESCHICHTE.

München, b. Lindauer: *Geschichte der baierischen Wiedertäufer im sechszehnten Jahrhunderte.* Von *Vitus Anton Winter,* Stadtpfarrer bey St. Jodoch und Professor an der Universität zu Landshut. 1809. XVI u. 184 S. kl. 8. (12 Gr.)

Hr. *W.*, rühmlich bekannt durch mehrere Schriften, theils theologischen, theils historischen Inhalts, liefert hier abermals einen sehr schätzbaren Beytrag zur Kirchengeschichte seines Vaterlandes. — Neuheit der mitgetheilten Nachrichten, Quellenmässigkeit und ächthistorische Darstellung derselben zeichnen diese Schrift gleich vortheilhaft aus. Die Geschichte der Wiedertäufer in Baiern war bisher so gut wie gänzlich unbearbeitet. Aus den reichen Archiven seines Vaterlandes, welche die erleuchtete Regierung Baierns mit hoher Liberalität zum Heil und Frommen der Historie öffnet, theilt uns hier der Vf., der Erste, glaubwürdige, in das Besondere gehende Nachrichten über die Wiedertäufer in und aus Bayern mit. Er reicht seine Gabe mit edler Bescheidenheit dar. „Es wird mir ungemein viel Vergnügen gewähren, heisst es in der Vorrede S. XI f., wenn es Anderen gelingt, ein oder das andere Achiv, das mir verschlossen blieb, zu öffnen, oder in dem geöffneten ein Document aufzufinden, bey dem ich vorbeyging. Wenn ich nicht das ganze Gebäude der Geschichte der baierischen Wiedertäufer im sechzehnten Jahrhunderte liefere: so begnüge ich mich, der Erste, Materialien dazu gesammelt und den Bau angefangen zu haben. Mögen Andere denselben fortführen, oder ihn wieder zusammen (*aus einander*) reissen, und aus den von mir und ihnen gesammelten Materialien eine neue Schöpfung hervorgehen lassen!" Um die Controlle zu erleichtern, zeigt er überdiess fast durchaus nicht nur die Archive an, welchen die benutzten Acten angehören, sondern auch Ort und Stelle, welche diese in jenen haben. Ja die merkwürdigsten Urkunden sind im Original als Beylagen angehängt. Ein sehr lobenswerthes Verfahren! Endlich die Darstellung selbst zeichnet sich durch Gefälligkeit und Natürlichkeit, und jene Kraft aus, welche den Urkunden des sechzehnten Jahrhunderts eigen ist, vermeidet aber dabey jene Weitschweifigkeit, wodurch diese auch den unverdrossensten Forscher zu ermüden pflegen. Selbst die Vertheilung der Geschichte in fast zu viele Abtheilungen und Unterabtheilungen wird derjenige dem Vf. gerne nachsehen, welcher weiss, dass es unendlich leichter ist, aus sieben Fächern das achte zusammen zu setzen, als aus einer Masse archivalischer Atome ein historisches Ganzes zu bilden. Auch von Provincialismen ist die Schrift ziemlich frey. Nur hie und da sind wir auf Ausdrücke gestossen, wie z. B. der oft wiederkehrende Ausdruck *Jagd auf die Wiedertäufer*, S. 84 die Pfarrer würden sich *in die Haare* kommen S. 57. sich den Vorwurf der Unvollständigkeit auf *den Hals laden*, welche wir entfernt wünschten. Die Historie, bekanntlich nur die edlere Sprache der gebildeten Welt redend, verschmäht solche Ausdrücke. — Es lohnt der Mühe, die interessanten und neuen Nachrichten des Vfs. zu genauerer Kunde des Publicums zu bringen.

Das Ganze zerfällt in *fünf* Abschnitte. *I Abschnitt. Geschichte der Wiedertäufer in Baiern unter Wilhelm IV.* Schon seit dem Jahre 1527 findet man Wiedertäufer in Baiern. Augsburg, Regensburg, Passau und Salzburg werden bald Sammelplätze derselben, und schon im folgenden Jahre sind sie sehr zahlreich in Baiern. Selbst in den Vorstädten von München liessen sich schon 1528 Viele nieder, und hielten dort in den Gärten häufige Zusammenkünfte. *Augustin Wiselburger* (auch *Würzburger* genannt), wahrscheinlich von Landshut in Baiern gebürtig, war ein eifriger Missionär derselben. Aber schon in dem Jahre 1527 erliessen die Brüder *Wilhelm* und *Ludwig* gegen diese Secte eines der strengsten Edicte, das sie jemals in Religionssachen gegeben haben. Bald nachher erfolgten zwey Edicte *Karls V*, und 1530 der Abschied des Reichstages von Augsburg, welchen Wilhelm und Ludwig (1531) in einem eigenen, denselben noch schärfenden Mandate ihren Unterthanen bekannt machten. — Die Verfolgungen der Wiedertäufer in Baiern, welche schon 1527 begonnen hatten, wurden nun immer härter. Ein besonders thätiger Inquisitor war *Martin Lasenseer* von Jesenwang. Vor ihm ging überall ein strenger, an die Beamten und alle Unterthanen gerichteter Befehl voran, dass sie ihm gegen alle diejenigen, welche „mit dem Laster des Wiedertaufs und anderer Ketzereyen befleckt wären, hülfreiche Hand leisten sollten." Nach und nach wurden alle Kerker mit Wiedertäufern angefüllt, besonders der Falkenthurm in München. — Milder waren die ihnen zugefügten Strafen in den Reichsstädten, doch mit Ausnahme Augsburgs. Härter wurden sie in Passau behandelt, eben so in München, „wo einige an ihren Gliedern gestümmelt, andere enthauptet, wieder andere in die vorbeyströmende Isar gestürzt und ersäuft, endlich einige auf dem Scheiterhaufen

lebendig verbrannt wurden." Unter die Schlachtopfer, welche dem Feuer überliefert wurden, gehörte auch *Georg Wagner von Emmering*, dessen Geschichte (S. 42 ff.) uns lebhaft an des seelenvollen *Claudius* Darstellung von dem Tode *Hussens* erinnert hat. Schade nur, dass der Vf. hierüber nichts in den Archiven vorgefunden! — *II Abschnitt. Geschichte der baierischen Wiedertäufer ausser Baiern in demselben Zeitraum.* Dahin zählt Hr. *W. Ludwig Hetzer*, *Hans Denk*, *Balthasar Huebmaier*, oberen Stadtpfarrer und Professor zu Ingolstadt, und *Johann Landsperger*, Stadtpfarrer von St. Jodoch in Landshut, und theilt von ihnen allen glaubwürdige und interessante Nachrichten mit. Der gelehrteste derselben, Ludwig Hetzer, bekanntlich auch in der Geschichte der Bibelübersetzung merkwürdig, brachte seine Ketzereyen unter anderen auch in Verse. — Er wurde, wie es wahrscheinlich ist, nicht sowohl seiner Ketzereyen, als vielmehr wiederholter Ehebrüche wegen hingerichtet. Noch in der Nacht vor seiner Hinrichtung (S. 62) machten ihm zwey Frauen so viele Versuchungen, dass er, um dieser enthoben zu seyn, mit den Predigern die ganze Nacht Psalmen sang. Hr. *W.* hält es indess nicht für unwidersprechlich, dass derselbe wirklich ein Baier gewesen sey. *Balthasar Huebmaier*, gegen viertehalb Jahre Professor der Theologie zu Ingolstadt, war offenbar ein Mann von Kraft und Genialität; der aber bey seinem unruhigen und unsteten Charakter alle Formen versuchte, in denen sich der Geist der Freyheit im sechzehnten Jahrhunderte darstellte, und in politischer Hinsicht wirklich strafbar war. — Es wäre zu wünschen, dass eine umständlichere Lebensbeschreibung dieses interessanten Mannes abgefasst würde. *III Abschnitt. Geschichte der Wiedertäufer in Baiern unter Albrecht V.* Den Charakter dieser Periode bestimmt der Vf. ganz richtig also: „Durch die im ersten Zeitraum ausgegangenen Mandate und ausgeschickten Inquisitoren (heisst es S. 82 f.) wurden die Schwärme der Wiedertäufer, die sich in Baiern theils eingedrungen, theils selbst in diesem Lande gebildet hatten, entweder aus unserem Vaterlande verbannt, oder mit Feuer und Schwerdt von der Erde vertilgt. Durch die später erneuerten Verfolgungsbefehle und Aufhebung einzelner Mitglieder, die noch hie und da zum Vorschein kamen, wurde ganz Baiern von diesen ungebetenen Gästen gereinigt. So waren also die Wiedertäufer aus unserem Vaterlande verschwunden, aber die Bilder von ihnen noch lange nicht, vielmehr wähnte man bey jeder Neuerung, welche sich jener Secte nur von Ferne anzunähern schien, den Wiedertauf (?) aufs Neue aufleben zu sehen, und verfolgte selbst den Schatten davon." Und wirklich war es oft recht eigentlich kindliche Unschuld, mit welcher sich die Sehnsucht nach Freyheit in religiösen Dingen, besonders bey Leuten aus dem Volke, aussprach. So bestand das Hauptverbrechen eines Müllers darin, dass es ihm besser gefiel, wenn bey der Taufe seines Kindes statt der lateinischen Sprache die deutsche gebraucht würde. Und doch wurde der Befehl erlassen, „den Müller zur strengen Fragstatt zu führen, zu binden, und allermassen gegen ihn erzeigen zu lassen, als werde man ihn peinlich züchtigen, also mit ernstlicher Drohung, auch ziemlicher Anziehung des Seiles, doch unaufgezogen, über die übersendeten Artikel zu fragen." Freylich man wollte den ersten Quell abschneiden, aus welchem der Strom der Freyheit, welcher den theuern, von den Vätern geerbten Glauben gänzlich zu verschlingen drohte, mit Macht hervorquoll. — Der Müller ward indess aus seinem Gefängnisse mit der Ermahnung zum Gehorsam entlassen, „weil er nach dem Verhör ein einfältiger Mann wäre, und blofs durch die Priester, welche bisweilen deutsch tauften, verleitet wurde, auch eine deutsche Taufe zu verlangen." Desto strenger verfuhr man gegen die Letzteren. *IV Abschnitt. Geschichte der Wiedertäufer in Baiern unter Wilhelm V.* „Diese Sectirer suchten abermal von Mähren aus in Baiern einzudringen, und drangen auch wirklich ein; allein heftig, wie der Anfall, war nach fruchtlos versuchter Güte das Abschlagen (?) derselben." Jedem, der einen Wiedertäufer angäbe, wurde eine Belohnung von vierzig bis funfzig Gulden versprochen; aber was man auch immer vorkehren mochte, viele Baiern wurden von den Emissarien gefesselt, so dass in dem einzigen Jahre 1586 aus Baiern und der Nachbarschaft gegen 600 (sechshundert) Unterthanen fortzogen. In Mähren erwartete die Entführten meist nur Elend, und wenn der, den mährischen Wiedertäufern von dem bey dem Vf. angeführten Schriftsteller gemachte Vorwurf grosser Unsittlichkeit auch nicht alle traf: so mochte er doch Viele treffen. Um die groben Vergehen vor Uneingeweihten zu verbergen, heisst es S. 136 unter anderen, erfunden sie neue Worte: betrunken seyn, hiess bey ihnen *überzucken*; ehebrechen, *fürwützen*; stehlen, *begegnen*. — Dieser ganze Abschnitt, an sich selbst sehr interessant, wirft zugleich auf die Regierungen des frommen *Wilhelms V.* und seines grossen Sohnes, *Maximilians I.* und die von ihnen befolgten, aber oft mit Unrecht getadelten Massregeln vieles Licht. *V. Abschnitt. Ursachen der den Wiedertäufern zubereiteten Leiden.* „Es war eine Zeit (und diese ist noch nicht lange, wenigstens in Baiern noch nicht lange verschwunden), heisst es S. 148 f., wo man ein besonderes Verdienst darin fand, die sogenannten Ketzer mit schwarzen Farben zu malen, sie mit Schimpfen zu überhäufen, und die Richter zu preisen, welche sie, von Religionseifer beseelt, zur Richtstätte führten. Aber heute schlägt man den gerade entgegengesetzten Weg ein: man nimmt die Verdammten in Schutz, und macht mit denselben Partey gegen die Richter. Wie man ehedem gegen die Anders Denkenden ungerecht war: so will man diesen Fehler dadurch verbessern, dass man es nun gegen die Obrigkeiten wird, welche sie verurtheilten. Man will den einen Pol vermeiden, und geräth, oft ohne es zu wissen, ja selbst ohne es zu ahnen, auf den anderen. Die Abweichung von der alten Religion, welche ehedem der Mehrzahl Grund genug war, die Neuerer zu verdammen, und mit ihnen

selbst die guten Eigenschaften, welche sie manchmal besassen, ist auch unserem Zeitalter gewöhnlich Grund genug, sie, und selbst ihre Fehler in Schutz zu nehmen. Man will einmal aufgeklärt und unbefangen scheinen, und wechselt nur Parteyen; man stellt sich auf die Seite des Verurtheilten, wie ehedem auf jene des Richters. Auf die Parteylichkeit, gehüllt in die Larve der Unbefangenheit, stossen wir selbst in einem oder dem anderen Schriftsteller." Der Vf. stellt sich in die Mitte, und legt mit unbestochenem Wahrheitssinne alles dar, was für, was wider die Gerichteten sowohl, als ihre Richter, die Historie aussagt. So ziemt es dem Historiker, ja dem freyen Mann überhaupt. Der ist nicht frey, der das, wovon er frey seyn will, nicht mit freyem Auge zu betrachten im Stande ist. Das wahre Licht ist milde, alles beleuchtend, durchdringend, erwärmend, belebend, ist unvergänglich. Die dieses hassen, und vergänglichen Fackelschein ihm vorziehen, erwartet furchtbare Kälte, und endlich die Nacht. — — „Steigen wir nun, so schliesst der würdige Vf. seine Schrift, vom sechzehnten bis ins neunzehnte Jahrhundert herab: so stossen wir wieder auf Wiedertäufer in Baiern; aber welch ein Abstand! welch ein neues Schauspiel zeigt sich unserem Auge! wie verändert ist das Verhältniss der Wiedertäufer zu den Regenten Baierns! Diese, die damals gegen jene Neuerer blutige Verfolgungsedicte ausgaben, lassen nun durch alle Winkel unseres Vaterlandes Toleranzedicte erschallen; die Wiedertäufer, welche in der Reformationsperiode aus Baiern verjagt wurden, werden nun von der Regierung, wenn gleich nicht gerufen, doch geduldet; sie, die damals mit Feuer und Schwerdt vertilgt wurden, finden nun mitten unter uns Sicherheit der Personen und des Eigenthums. — Die Ursache dieses Abstandes liegt in den Fürsten; aber auch und vorzugsweise in den Wiedertäufern selbst; jene und diese haben sich geändert. Die Fürsten sind mildere Regenten, und die Wiedertäufer bessere Bürger geworden. Die Fürsten haben Toleranz aller Religionen, und die Wiedertäufer Duldung ihrer Mitchristen zur Hauptmaxime erhoben: — — Die Wiedertäufer sind in den Kreis ruhiger, guter Unterthanen zurückgetreten, und haben als solche in unserem Vaterlande gute Regenten gefunden. Wir freuen uns, dass die Bewohner Baierns, ungeachtet des Abstandes der religiösen Meinungen, doch in dem Hauptgrundsatze der wechselseitigen Liebe einstimmen, und sich als Menschen und Brüder umfassen. — — Wir freuen uns, dass unsere bairischen Mitbürger, während sie verschiedenen religiösen Gesellschaften angehören, nur nach einem Zwecke streben, nämlich die Bande der bürgerlichen Gesellschaft immer enger zu knüpfen, und so, durch ihren Gewerbfleiss, gepaart mit dem Gehorsam gegen die Landesgesetze, nur Eine grosse Familie zu bilden unter der sanften Leitung des weisen Vaters *Maximilian Joseph des Ersten.*" — Mit Verlangen sieht Rec. der von Hn. *Winter* versprochenen „*Geschichte der protestantischen Lehre in Baiern*" entgegen.

a. G.

GESCHICHTE.

LEIPZIG, b. Fleischer dem Jüng.: *Bild der Zeiten oder Europa's Geschichte seit Karl dem Grossen bis auf die jetzige Zeit.* Mit Kupfern. Zweyte Ausgabe. 1810. Erstes Bändchen. XX und 508 S. Zweytes Bändchen. X u. 684 S. 8. (2 Rthlr.)

Die Geschichte wird im vorliegenden Werke von der angegebenen Periode bis auf das Jahr 1799 heruntergeführt; — noch fehlt also ein sehr merkwürdiger Zeitabschnitt, der der letzten Jahre. Nach der Vorrede war es der sehr lebhaft gefühlte Mangel eines guten, vollständigen, pragmatischen Lehrbuchs der mittleren und neueren Geschichte, welcher den Vf. zur Ausarbeitung dieses Werkes bestimmte. Allein dieser guten Absicht des Vfs. hat die Ausführung leider nicht ganz entsprochen. Zwar hat Rec. in den Thatsachen selbst keine bedeutenden Unrichtigkeiten bemerkt, wohl aber ist ihre Darstellung sehr oft höchst einseitig und widersprechend, und vor allen der Vortrag in einer sehr unrichtigen, mangelhaften und unbeholfenen Sprache, welches beym Lesen des Buches einen höchst widerlichen Eindruck macht. Rec. gehört keineswegs zu denen, welchen hochklingende Worte in der Geschichtserzählung alles sind; wohl aber glaubt er, dass grosse Begebenheiten auch in einer edlen, würdigen Sprache vorgetragen werden müssen, welches sich freylich dann von selbst schon fügen wird, wenn einmal das Gefühl des Schreibers durch die Grösse der Gegenstände, die er darstellt, ergriffen ist. Dagegen aber ist nichts so sehr im Stande, die Lust und Freude an der Geschichte selbst zu verderben, als wenn die Begebenheiten in einer ungebildeten, weitschweifigen, unedlen Sprache vorgetragen werden; und das ist leider bey dem vorliegenden Werke der Fall. Gleich der Anfang desselben giebt eine Probe von der Schreibart des Vfs., welche uns statt mehrerer Beyspiele genügen mag. Er lautet so: „Römisches Kaiserthum. Diess war längst nicht mehr. Der ungeheure, sich selbst überlastende Koloss, ein Koloss, der das ganze cultivirte und halbcultivirte Europa, ich meine Italien, Gallien, Spanien, Britannien, einen Theil von Germanien, Rhätien, Pannonien, Dacien und viel andere Länder despotisirte, war lange vor Karl dem Grossen eben so fürchterlich zusammengestürzt, als er ungeheuer heran gewachsen war." Die Wörter ungeheuer, fürchterlich, schrecklich, unbeschreiblich u. s. w. sind Lieblingsausdrücke des Vfs., und werden im ganzen Werke sehr reichlich angebracht. — Die Ansichten des Vfs. von der Geschichte selbst verrathen oft grosse Einseitigkeit. Ihm sind so z. B. die Römer nur tapfere Räuber (S. 2); bald darauf aber (S. 12 und 13) wird sehr viel von der Gerechtigkeitsliebe und den übrigen Tugenden der grossen, alten Römer gesprochen. Eben so schielend fallen die Urtheile über einzelne Personen und Begebenheiten aus, z. B. über den Selbstmord Otho's, wohl die einzige grosse That in dem Leben dieses Kaisers! Mancher kleiner Irrthümer nicht zu gedenken, wenn z. B. der Herrscher

von Calicut König Zamorin genannt wird, da bekanntlich Zamorin der Titel seiner Würde war u. s. w. Überhaupt scheint der Vf. bey sich selbst darüber noch gar nicht im Reinen gewesen zu seyn, für welches Publicum er eigentlich schreiben wollte. A. A.

KLEINE SCHRIFTEN.

Katechetik. *Rostock*, gedruckt bey Adlers Erben: *Fingerzeige zum fruchtbaren Gebrauche des mecklenburg-schwerinschen Landes-Katechismus.* Predigern, Schullehrern, Hauslehrern, Hauslehrerinnen und anderen Freunden der Religion gewidmet von *Johann August Uhlig*, Prediger zu Gr. Poserin und Carow. 1808. XXIV und 99 S. 8. (8 Gr.)

Der mecklenburg-schwerinsche Landes-Katechismus, worin der kleine lutherische Katechismus erläutert wird, enthält allerdings manche unfruchtbare, und für die Jugend unnöthige Lehren, und hat überhaupt der Mängel viele, wie Hr. *Uhlig* und Andere in der ältern Monatsschrift von und für Mecklenburg und vor einigen Jahren Hr. *Dahl* in dem vom Rector D. *Dietz* in Ratzeburg herausgegebenen *mecklenburgischen Journal* sehr gut gezeigt haben, und es ist zu bedauern, dass Prediger und Schullehrer im Jahr 1809 noch an ein Lehrbuch vom Jahr 1717 gebunden seyn sollen. Indessen, obgleich dieser Katechismus in den Schulen des Herzogthums Mecklenburg-Schwerin öffentlich eingeführt ist, sind doch Prediger und Schullehrer nicht so streng daran gebunden, dass sie nicht bey dem Unterricht in der Religion ihren eigenen Gang gehen, und ihre eigenen Ideen damit verbinden könnten. Hr. P. *Uhlig* ist in den 24 Jahren seiner Amtsführung dem in dem Katechismus vorgezeichneten Gange gefolgt, und scheint es S. VIII der Vorrede auch seinen Amtsbrüdern zur Pflicht zu machen. Er irrt wohl, wenn er glaubt, dass Viele unter diesen mit unserem Katechismus darum nichts anzufangen wüssten, weil er ihnen zu mager und zu sehr Skelett ist. Das ist wohl bey den Meisten nicht der Fall; vielmehr enthält ihnen der Katechismus zu viel, was sie dem Verstande und Gedächtnisse der zu unterrichtenden Jugend nicht aufbürden wollen, und wovon sie sich für Herz und Leben keinen Nutzen versprechen. Es giebt vielleicht kein Lehrbuch, das in der Hand eines geübten und eifrigen Lehrers ganz unbrauchbar wäre; und in dieser Rücksicht hat Hr. *U.* unstreitig Recht, wenn er S. IX von dem mecklenburgischen Landes-Katechismus etwas geziert versichert: „Ach, es lässt sich sehr viel damit anfangen! Bekleide du, mein Bruder, das Skelett mit Fleisch, Muskeln, Haut, hauche ihm Leben ein, und du wirst ein lebendiges, wirksames Wesen daraus bilden. Aber Theil nehmen musst du an deinem Werke, innig, herzlich, aufrichtig, du musst leben und weben in ihm, musst immer daran verbessern und meisseln, wie — Pygmalion an seiner Galathea, die endlich unter seinen Händen lebendig ward." Rec. wünschet in den Händen der Kinder kein Lehrbuch der Religion, das der Lehrer zu verbessern nöthig hat, und das würde doch sehr häufig geschehen müssen, wenn dieser sich streng an den mecklenburgischen Katechismus binden, und nicht vielmehr nur das darin enthaltene Gute benutzen wollte. In der That geschieht auch von Hn. *U.* nichts weiter. Denn er überschlägt alle ihm unnöthig scheinenden Fragen, als ihn nicht angehend, und er thut wohl daran, dass er sich in keine Widerlegung derselben einlässt, wodurch nothwendig entweder das Ansehen des Lehrers oder des eingeführten Lehrbuchs herabgewürdigt werden würde.

Was nun diese *Fingerzeige* selbst betrifft: so sind sie *höchst verständig*; aber es fehlt ihnen durchaus das Religiöse in einem höheren Sinne des Worts. Hr. *U.* dringt freylich wiederholt darauf, dass der Lehrer den Kindern Gott als Vater vorstellen, und sie zur kindlichen Ehrfurcht und Liebe gegen ihn anführen soll; aber so wie im mecklenburgischen Landes-Katechismus zu viel Systems-Theologie enthalten ist: so enthält seine Erläuterung desselben hin und wieder noch zu viel Metaphysik. Dabey ist es auffallend, dass sich der Vf. so sehr vor dem Unbegreiflichen scheut. Alle, auch die heiligsten Lehren der Religion werden bloss verständig behandelt, und von dem geheimnissvollen Dunkel, das ihnen ihrer Natur nach eigen ist, sorgfältig entkleidet, und nirgends wird daran gedacht, dass Religion eigentlich Sache des Herzens sey. Wie seicht und flach werden die Lehren von der Eingebung, von der Erlösung, von der Vergebung der Sünden u. a. behandelt! Hr. *U.* scheint nicht daran zu denken, dass auch in der Religion der Vernunft der scharfsinnigste Philosoph auf unbegreifliche Geheimnisse trifft, und dass zuletzt unserem ganzen Wissen etwas Unbegreifliches zum Grunde liegt. Dadurch schafft er sich auch oft Schwierigkeiten, wo keine sind. Rec. findet z. B. die Lehre von der Freyheit, soviel die Kinder davon zu wissen brauchen, durchaus nicht so schwer, wie Hr. *U.* sie vorstellt; er ist überzeugt, dass auch in dem kindlichen Gemüthe die Freyheit sich als Thatsache ankündigt, und der Lehrer darf nur daran erinnern, dass der Mensch das Vermögen hat, zwischen dem Guten und Bösen zu wählen, und das eigene Bewusstseyn der Kinder wird für ihn sprechen. Wenn der Vf. so sehr wider die Lehre von der Erbsünde eifert: so beweiset er auch dadurch, dass er von dem tiefen Sinne, welcher in dieser Lehre enthalten ist, wenn sie richtig verstanden wird, keine Ahnung gehabt habe. Wir rathen ihm, in dieser und anderer Rücksicht *Kant's* Religion innerhalb der Grenzen der blossen Vernunft zu studiren. — So wahr es auch ist, dass mit dem Genuss des heiligen Abendmahls auf dem Krankenbette mancher Missbrauch getrieben wird: so ist doch die Ansicht, welche Hr. *P. U.* davon hat, zu wenig religiös, als dass wir ihm ganz beystimmen könnten. Wir wünschen daher nicht, dass die Frage: ob der Religionslehrer verpflichtet sey, zu einem Kranken, der eine ansteckende Krankheit habe, zu gehen, und ihm das heilige Abendmahl zu reichen, unbedingt verneint werden möge. Hat man das Abendmahl für mehr, als blosse Ceremonie, und erinnert man sich daran, dass das Herz ein sinnliches Pfand wünscht, begehrt, verlangt: so wird man den Religionslehrer eben so wenig von der Verbindlichkeit, den Kranken zu besuchen, lossprechen können, wie den Arzt. — Noch können wir es nicht billigen, dass der Vf. fast durchgängig von eudämonistischen Grundsätzen ausgeht; wenn er darauf dringt, dass die Kinder verständig und gut werden sollen: so sollen sie es doch nur darum werden, um glücklich zu werden. Der Nachtheil, der unserer Überzeugung nach daraus entstehet, wird dadurch nicht gehoben, dass der Vfs. die Worte Glück und Unglück in einem ungewöhnlichen Sinne nimmt. Überall leuchtet die Unbekanntschaft des Vf. mit den neuesten Untersuchungen über die Religion, und seine Vorliebe für die sogenannten aufklärenden Theologen, deutlich hervor.

So ernstlich wir uns nach unserer Überzeugung gegen die ganze religiöse Ansicht des Hn. P. *U.* erklären müssen: so bereitwillig geben wir ihm auch das Zeugniss, dass er die Lehren der Religion und Moral sehr glücklich popularisirt hat, dass er an manchen Stellen das Herz für sie zu interessiren weiss, dass er eine vertraute Bekanntschaft mit den Irrthümern und Vorurtheilen des grossen Haufens an den Tag legt, und besonders reich ist an Beyspielen und kleinen Erzählungen, wodurch die vorgetragenen Wahrheiten dem Verstande und Herzen der Kinder näher gebracht werden. In dieser Rücksicht verdient seine kleine Schrift alle Empfehlung, und man wird sie beym Unterrichte in der Religion, auch wenn man ein anderes Lehrbuch als den mecklenburgischen Katechismus zum Grunde legt, mit Nutzen gebrauchen können.

— n —

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 17 NOVEMBER, 1810.

ERDBESCHREIBUNG.

Zürich, b. Orell, Füfsli u. Comp.: *Epifoden und Reifen durch das füdliche Deutfchland, die weftliche Schweiz, Genf und Italien in den Jahren 1801, 1802, 1803, nebft Anhängen vom J. 1805.* von *Friederike Brun.* 1 Bd. 1806. 420 S. 2 Bd. Mit Anhängen vom J. 1807. 1809. 406 S. gr. 8.

Wir dürfen uns nicht fchmeicheln, unfere Lefer zuerft auf eine Lectüre aufmerkfam zu machen, die, feit der langen Erfcheinung des erften Bandes, fchon in den Händen der mehreften von ihnen feyn wird. Allein wir können auch eben fo wenig unfer Urtheil von einem Werke zurückhalten, das wir als eins der vollendetften anfehen, welches uns Madam *B.* lieferte. Bekanntlich verdanken wir ihr fchon mehrere Schriften über fremde Länder und Städte, die weniger Reifebefchreibungen, als getroffene, an Ort und Stelle uns verfetzende Gemälde find, da die Verhältniffe der gebildeten, mit allen Künften und Wiffenfchaften wohlvertrauten Schriftftellerin fie in den Stand fetzten, lange Zeiträume dem Aufenthalte in anderen Gegenden zu widmen, und fo reife und durchdachte Bemerkungen und Schilderungen zu fammeln, welche andere, flüchtig durcheilende, oder nur Tage- und Wochenlang verweilende Reifende überfahen, oder aufzufinden durch die Zeit verhindert wurden. Ein Vorwurf, den man vielen, fonderlich frühen Producten der Freundin *Matthifons* aus diefem Fache machen mufste, war der eines zu üppigen, zu blumenreichen, zu dichterifchen Stils, den die begeifterte Theilnahme und das lebhafte Spiel ihrer Imagination entfchuldigte, der aber in der Länge oft läftig wurde. Von diefem Vorwurfe find die Epifoden ganz frey. Die Schreibart ift ruhiger, der Vortrag gedrängter und das Colorit nicht fo bunt, ohne dafs die Befchreibungen dadurch minder verfinnlichend und die Bilder minder lebhaft und einwirkend geworden wären. Wir lernen zugleich manche Landftriche kennen, von denen es uns entweder bisher an neuen Nachrichten, feit dem Sturme der Zeit, oder ganz und gar an Notizen gebrach. Die beiden Bände zerfallen in mehrere Abfchnitte, von welchen jeder für fich ein Ganzes ausmacht, und in Briefform an Freunde und Freundinnen eingekleidet, vielleicht wirklich, dem erften Entftehen nach, fo abgefafst ift. Der *erfte* und *zweyte* des *erften Bandes* fchildert die Main- und Rhein-Thäler, die Rheinbäder, vorzüglich das Schlangenbad, und führt dann durch die Bergftrafse, durch Schwaben und Schaffhaufen bis Zürich. Mit diefen zwey Abfchnitten fteht gewiffermafsen der folgende *dritte* in Verbindung, der eben diefe Gegenden, nur über Freyburg und bis Bafel berührt. Das in neueren Zeiten fo berühmt und befucht gewordene Baden findet hier eine malerifche Befchreibung, fonderlich die höchft merkwürdigen, Rec. wohlbekannten, fchaurigen, unterirdifchen Gewölbe des Vehmgerichts. Indem die Vfn. ihren Weg fortfetzt, und der fchönen, von Pappeln eingefafsten Landftrafsen gedenkt, fetzt fie hinzu: „Wo Boden ift, find Pappeln, und der grofse Markgraf hat Recht. Kein Baum trägt mehr zum malerifchen Effecte des Ganzen bey, keiner wächft fchneller, und keiner verdirbt die Landftrafsen fo wenig." Wie fehr würde fich die Vfn. mit Rec. wundern und betrüben, wenn fie z. B. die Strafse jetzt von Carlsruhe auf Raftadt bereifete, und alles kahl und öde erblickte, weil es irgend einem Financier beliebte, diefe 3 Meilen lange Allee von uralten, hochftämmigen, mannsdicken Pappeln umhauen, und an den Meiftbietenden verfteigern zu laffen! Man mufs den fchönen Effect diefer Pappeln wie Mad. *Brun* gekannt haben, um nun über ihren Verluft und die Nacktheit der Gegend zu trauern. S. 108 ff. findet man intereffante Nachrichten von dem Naturkinde aus den Wildniffen des Schwarzwaldes, das, geliebt und wiederliebend, durch Schönheit, unverdorbenen Naturfinn und hohen Geift den feingebildeten, aller Zaubereyen der edelften Gefelligkeit gewohnten und allbeliebten Sänger *Jacobi* feffelte. Nach dem *vierten* Abfchnitte, über Ouchy und die Gegenden um Laufanne, macht uns der *fünfte* mit dem wenig befuchten, und doch fo reizenden Dörfchen Valeire bekannt. „Nie werde ich die Sonnenaufgänge aus meinem Fenfter in Valeire vergeffen, die entzückenden Herbftmorgen, an denen ein weitverbreiteter Silberflor über dem ganzen, fanft vor uns abfinkenden Pays de Vaud ruhte, mitlerweile langfam die Sonne über den favoyer Alpen emporftieg, und unter ihr die hohen Urgebirge im reinen Himmelblau ihres ewigen Eisgewandes glänzten, während einzelne Spitzen der höchften Häupter wie Diamanten funkelten." Von Valeire durchwanderte die treffliche und gefühlvolle Malerin die anftofsenden Jurathäler bis zum Bette der Orbe. Der *fechfte* Abfchnitt enthält in 4 Briefen, von welchen der letzte von 1806 ift, Charakteriftiken vom gegenwärtigen Genf, von feinen Bewohnern, Gelehrten und Künftlern, mit einzelnen intereffanten Zügen untermifcht. „Da liegt der herrliche Lufthain, *les Baftions*, verödet, und an den alten ehrwürdigen Bäu-

men, welche Jahrhunderte lang das Glück der blühenden Stadt sahen, und die Spiele ihrer Kinder beschatteten, sieht man noch die Wunden vom Mordgeschosse der bluttrunkenen wüthenden Rotte, welche die edelsten Bürger der Stadt, junge und alternde Männer, durch lange Tugend oder frühe Blüthe derselben ausgezeichnet (auch Rec. beklagt unter diesen Opfern zwey würdige, unvergessliche Freunde!), in der Mitternachtsstunde dem Gefängnisse entrissen, an diese Bäume banden, und, geblendet durch Trunkenheit und Fackelschein, mit ungeübter Hand oft fehlend, langsam zu Tode marterten . . . . . *Rousseaus* Büste steht auf einem ungeheuern Postament mitten in der einsamen Promenade, die jetzt in einem kläglichen Zustande der Unsauberkeit und des Verfalls ist. Als *B.* im J. 1794 hieher kam, fand er die Gassenbuben von Genf, als alleinige Besucher der Promenade, eifrig beschäftigt, Kiesel nach einem *Ziel* zu werfen; das *Ziel* aber war die *Nase* des Philosophen und Bürgers von Genf, der diesen Lohn wahrlich nicht von den Kindern, weder seiner Vaterstadt, noch Europa's, verdient hatte." Nun folgt ein Aufsatz, der theilweise schon in einer Zeitschrift eingerückt stand, die Reise auf dem genfer-See nach Villeneuve und Martigny bis St. Maurice, mit den Landungen zu Ansion, Eviron, Meillerie und anderen berühmten, aber von deutschen Reisenden nur selten besuchten Örtern, wo freylich der Empfang und die Chicane der Zollvisitatoren nicht zur Nachfolge reizt. Die blutigen Scenen von der Einnahme von Wallis 1799 mögen wir nicht abschreiben. In Martigny wurde das Geschlecht der Cretins, welche ihrer Unbehülflichkeit und Schwäche halber den geflüchteten Bewohnern ins Gebirge nicht nacheilen konnten, und wüthend vor Hunger und Schrecken wurden, bey diesem Überfalle fast vertilgt. Mit dem Aufenthalte in Coor unter Lausanne 1802 war für das zarte kränkliche Weib ein Aufstand von 4000 Bauern verbunden, welche gegen Lausanne marschirten; Schilderungen einiger theatralischen Darstellungen der berühmten *Stael*, die sich jetzt in Lausanne befindet, machen den Schluss des *ersten Bandes.* Der *zweyte* ist ganz dem neuen Italien gewidmet. Die Reise von Rom nach Palestrina und über Tivoli nach Subjaco machen mit dem Gorda-See den Anfang. Dieser letzte Aufsatz lehrt uns eine der lieblichsten und unbenutztesten Gegenden Welschlands kennen, wo die wahren Agrumen- und Orange-Fabriken für unseren Norden gedeihen, und Kühlung und Hitze sich zur lieblichsten Lebenswärme verschmelzen, wie am Golfo von Neapel; „Weiter braucht' ich bey einer künftigen Wanderung nach Italien nicht zu gehen, um *leiblich* zu gesunden, als hieher an den hellen Benaco, wo in der Sommerhitze das nordöstliche Ufer in die Schatten des Monte Boldo mich aufnähme, im Herbst, Winter und Frühling aber das hesperische Gestade von Salo mich und die Orangen beschirmte, diess Ternato des Gorda-Sees." *Avis au lecteur*, für manchen Gesundheit und Milderung körperlicher Leiden suchenden Reisenden! — Die folgenden Abschnitte zerfallen in eine Menge sich verwandter Unterabtheilungen unter den allgemeinen Rubriken: *Scenen aus Rom; Cyklus um den albaner See und innerer Cyklus um ebendenselben; Cyklus um den See von Nemi* und *innerer Cyklus.* No. IX ist eine Fortsetzung von No. VIII im ersten Bande, und begreift die *Reise über den grossen Bernhard.* Aus der Reichhaltigkeit seines Inhalts, copiren wir zwey merkwürdige Facta, welche den *grossen Mann unseres Zeitalters* zum Gegenstand haben. „Zwischen St. Pierre und der letzten Senke, ist eine Stelle, wo man über einen furchtbaren Abgrund auf engem Pfade reitet, und auf schlüpfrigem Rasen. Da hielten unsere Träger, und der Führer von *Bonstetten* hielt ihn an und sagte: Hier an dieser Stelle hat das sicherste unserer Maulthiere, dasjenige, welches sie reiten, einmal einen Fehltritt gethan, der es mit sammt dem Reiter in den Abgrund gestürzt, hätte ich mich nicht schnell mit aller Kraft vorgeworfen, und dasselbe gehalten; und der Reiter war? *Bonaparte.* Er hat mir auch 20 Louisd'or geschenkt. . . . An diesem Faden hing das Schicksal Europens!" — Zu Verrez, hinter *Aosta*, wohnte die Verfasserin, bey einem ehemaligen sardinischen Ingenieur-Officier, in dessen Hause *Bonaparte* anderthalb Tage verweilt hatte, um zu recognosciren. „Wir bemerkten gleich sehr gutgezeichnete Specialcharten der Gegend an den Wänden der Gaststube. *Bonstetten* fragte, von wem? Der Wirth antwortete: *von mir!* und erzählte. Diese Charten des Landes, das man vertheidigen sollte, und nicht *kannte*, hingen hier, als der *österreichische* Generalstab diess Haus bewohnte; allein keiner der Officiere hat sie mit einem Blick angesehen. Doch kaum hatte *Bonaparte* diess Zimmer betreten, als auch sein erster Anblick auf die Charten fiel. *Qui a fait ces cartes? — C'est moi! — Eh bien, vous me conduirez.* Und sogleich auf und davon über Berg und Thal, selbst, *eilfte* mit ihm. Sie kamen ins Val d'Ajas; da stofsen sie auf ein ausgestelltes, und beym schnellen Rückzug von den Österreichern vergessenes Piket von *fünf und zwanzig* Mann. Welche Begegnung! Man sieht sich, von beiden Seiten gleich überrascht, einige Momente schweigend an; dann sagte *Bonaparte*, kalt und gebietend, zum österreichischen Officier: *Donnez-moi votre épée, vous êtes mon prisonnier!* Und der Arme reichte das Schwerdt dem Günstlinge des Geschicks dar, und zum zweyten Male auf dem Alpenwege hing das Leben des wunderbaren Mannes am Faden des Ohngefährs!" Allein, wahrlich! *es ist um ihn*, wie *Macbeth* von sich selbst sagt, *etwas Göttliches hergezäunt!* Rec. kannte diese letztere Begebenheit schon längst aus dem *Revolutions-Almanache* jenes Zeitraums, allein sie wurde damals, wie gewöhnlich, nicht geglaubt. Der Officier war von Geburt ein Niederländer, und soll noch in Brüssel am Leben seyn. Die Fortsetzung dieses Abschnitts, der den halben Band einnimmt, bringt uns nun über Turin, Alessandria, auf das Schlachtfeld von Marengo: „wo Österreicher und Ungarn noch mit altdeutscher Tapferkeit gekämpft, und dem Genie nur *unterlagen*, welches freye Gabe Gottes und

nicht *jedermanns* Sache ist!" Ein französischer General gab dem Begleiter der Vfn. eine Ordonnanz, welche selbst mit bey der Schlacht gewesen war, um ihr das Schlachtfeld zu zeigen. Bey der Bormida fängt es an, und hört erst zwey Stunden weiter am Wege, der nach Tortona führt, auf. Es ist eine vollkommene, wagerechte Ebene, mit Maulbeerbäumen, die noch voller Musketenwunden sind, Reben und Korn bedeckt, und das fette Land von vielen kleinen Gräben durchschnitten. Die Ordonnanz zeigte ihnen die Stätte, wo *Desaix* tödtlich verwundet, und in seinem Blute schwimmend, auf den einzigen, blühenden Rosenbusch hinsank, der weit und breit sichtbar war. Das Dörfchen Marengo, nun so allberühmt, zählte vor der Schlacht nur 64 Einwohner, deren armseliger Überrest in 28 Bettlern, die Ruinen der zerstörten Wohnungen noch kaum belebte. Auch die Ordonnanz versicherte, dass die Armee geschlagen und in vollem Rückzuge war, als *Desaix* Ankunft und ein Manoeuvre *Napoleons* den Sieg wieder herbeyrief, der sein kleines, noch übriges Heer in oblique Reihen stellte, und so die Fronte ausdehnte, ihnen so selbst wieder Muth machte, und dem Feinde ihre geringe Anzahl verhehlte. Genua, seine Palläste und Villen, die lieblichen Gestade und Gelände des Golfo de la Specie, enden diesen Abschnitt und den Band. Während der Belagerung von Genua, als die von Hunger sterbenden Gerippe auf allen Strassen herum wankten oder umherlagen, ward kein Brod geraubt oder gestohlen. Ein dem Tode naher französischer Soldat schwankt vor einem Beckerladen, nimmt ein Brod von 2 Unzen in die Hand, und fragt: *che costa?* Als der Becker ihm antwortet: *Quatter Lire!* läfst er es wieder auf den Laden fallen, und sinkt sterbend an demselben nieder. —

— *S.*

Berlin, b. Unger: *Allgemeine Reisebibliothek oder Sammlung der besten und neuesten Reisebeschreibungen nach ausländischen Originalen*, ästhetisch bearbeitet von *Chr. Aug. Fischer.* IV Band. 1809. 392 S. 8. (1 Thlr.)

Rec., der die vorigen drey Bände nicht angezeigt hat, weiss nicht, ob die Sonderbarkeit des Titels von seinem Vorgänger bemerkt sey, die um so mehr bemerkt zu werden verdient, da sie zur Beurtheilung des Redacteurs beyträgt. Das *Allgemeine* löst er in das *Ausländische*, und das *Ästhetische* in einen Begriff auf, der uns bisher fremd war. Glaubt denn der Professor der Ästhetik mit diesen Begriffen nach Willkühr schalten, und vorzüglich den letzten so profaniren zu dürfen, dass er ihn unbedingt auf Darstellung von Gegenständen anwendet, die mehr die Sinnlichkeit, als den Verstand, mehr den Verstand als die Beurtheilung afficiren? Man findet unter den vielen ästhetischen Gegenständen, die ästhetisch bearbeitet seyn sollen, auch nicht Eine Spur einer solchen Bearbeitung, und wie sehr würde sich der Redacteur an seinem Original versündigen, wenn es das, was der Homochronistik und Heterochronistik in den Reisen angehört, durch ästhetische Bearbeitung aus der ihnen eigenen Sphäre verrückt hätte! Das, was Andere, die keine Professoren der Ästhetik waren, mit dem Titel *unterhaltendes Lesebuch* richtig ausdrückten, das hat Hr. *Fischer*, um nicht so gemein zu seyn, als Professor der Ästhetik unästhetisch in ästhetische Bearbeitung verwandelt. Diese Taschenspielerkunst soll wahrscheinlich dem Absatze zu Hülfe kommen, der Hn. *F.* als schreibseligem Schriftsteller zu mangeln anfängt. — Der *vierte Band* enthält I) Auszüge 1) aus *Oliviers Voyage dans l'empire Othoman, l'Egypte et la Perse*, in Beziehung auf *Persien*, als den *fünften* und *sechsten* Theil dieses Werks. Hr. *F.* versichert, den vernachlässigten Vortrag, und die nicht immer natürliche Abtheilung des Originals in Capitel verbessert zu haben. Wir glauben nicht, dass man *Oliviern* mit Recht den Vorwurf der Vernachlässigung des Vortrags machen könne, vorausgesetzt, wenn man das Original von seiner ganzen Individualität richtig auffasst. *Oliviern* war es darum zu thun, den Gegenstand seiner Reise so vielseitig und wahr seiner Regierung und seinem Auftrage gemäss wieder zu geben, wie er ihn in sich aufgenommen hatte. Er drückt sich daher überall bestimmt und so lebendig aus, dass der Gegenstand, wie angehaucht, sich auf den Leser bewegt. Die Sprache, worin er schrieb, kam ihm noch zu Statten, und so ward sein Werk in gewisser Hinsicht vollendet. Hr. *F.* hat freylich vieles abgekürzt und zusammengedrängt, wie man schon aus den 121 Seiten der ganzen Reise schliessen kann; allein diese Abkürzung und das Zusammendrängen geschah meistens auf Kosten der Sache, der das Haschen nach einem fliessenden Vortrag ebenfalls sehr schaden müsste. Hr. *F.* scheint fast manche Capitel bloss gelesen und sich dann hingesetzt zu haben, um das wieder zu geben, was hängen geblieben war. Dadurch hört *Olivier* auf, das zu seyn, was er ist. Die Abtheilung in andere Capitel hat bey Hn. *F.* nicht viel gewonnen. Denn eine grosse Menge von Capiteln und ihrem skizzirten Inhalte verschränkt nur den Raum zum Texte. 2) *Fortsetzung der Auszüge aus den Memoires d'un voyageur qui se repose*, par *Mr. Dutens.* Hr. *F.* übersetzt diesen Titel so: Erinnerungen *eines alten Reisenden.* Man kann alt, und doch noch reiselustig seyn und wirklich reisen; man kann aber auch jung schon viel gereist seyn, und auszuruhen Lust haben. Diese Auszüge schliessen sich an den dritten Theil der allgemeinen Reisebibliothek an — eine Zerstückelung, die dem Eindruck des Ganzen schadet. Der Vf. schildert seinen Aufenthalt in Paris, wo er nach dem Tode Ludwigs XV ankommt, seinen Aufenthalt in Turin, Rom, England etc. Eine Menge Anekdoten, wovon die meisten bekannt sind, häuft sich auf einander. Wenige sind es nicht, so z. B. Beaumarchais drückt sich einmal über den Unterschied zwischen London und Paris so aus: *à Londres on a la liberté de la presse, au lieu qu'à Paris la liberté est en presse.* S. 160 erzählt er, dass der Duc von Choiseul, den er S. 133 einen sehr achtungswerthen Mann (!!!)

nannt, die unschuldige Ursache von Ludwigs XVI Arrestation in Varennes war. Choiseul wäre den 19 Junius mit Depeschen an den Marquis von Bouille abgeschickt, und zum Commandanten der Escorte ernannt, die man dem König entgegen zu senden beschlossen hatte; betreten, den König nicht in St. Menehould zu finden, wäre er nach einigen Stunden vorgesprengt, um, wie er vorgab, dem zur Bezahlung der Truppen bestimmten Geldtransporte entgegen zu reiten; dieses habe Verdacht und Lärm erregt, und zugleich die Arrestation veranlasst. — Der gröfste Theil der übrigen ist ein wahres Vademecum, nicht immer von der besten Auswahl, oft sehr contrastirend mit dem angeblich *ästhetischen* Sinne des Herausgebers. 3) Der Anfang von *Robins voyage dans l'intérieur de la Louisiane*, I B. sehr abgekürzt, mit unter engelisirt ohne Zweck. 4) Auszug aus *Thorntons Reise in die Türkey*. 5) *Haafners Reise in einem Palankin* (übersetzt *Haafners Palankins Reise*) machen den Beschluss des Hauptheils, und unter dem Titel von *Miscellen* hat er am Ende getrennt von den einzelnen Werken einen Auszug aus *Thornton* über die Moldau und Wallachey, aus der *Bibliothèque brittanique et américaine* einen Auffatz über Obercanada, über Sitten von Mexiko und von Nordamerika; aus *Brays Voyage aux Salines de Salzbourg* ein Bruchstück einer Reise von München nach Bozen, und die Devedaschies in Ostindien *nach Haafner* mitgetheilt.

Dns.

BERLIN, b. den Gebr. Gädicke: *Handlungsreisen besonders für Jünglinge zur Kenntniss der Industrie und des Handels der Staaten.* Herausgegeben von *S. G. Meisner.* I Theil, welcher *Portugal und Schweden* enthält. 1810. 194 S. 8. (18 Gr.)

Man kann in Ansehung dieses Werks fragen: wozu soll eine solche Sammlung bey der Menge von Schriften, womit wir in diesem Fache überhäuft sind, dienen? was soll sie seyn? warum werden so entfernte Länder mit einander verbunden? warum legt der Vf. bey Portugal fast nur *Rüders*, und bey Schweden fast allein nur *Ecks* Reisen zum Grunde? Auf alle diese Fragen kann der Herausgeber zur Befriedigung und Nichtbefriedigung seiner Leser antworten: diese Sammlung, bestimmt, die Lücke zwischen den für die Jugend bearbeiteten Reisen und den grösseren Reisemagazinen und Bibliotheken auszufüllen, soll theils eine unterhaltende Lectüre gewähren, theils aber auch eine zweckmäfsige Handelsgeographie für den im Titel angegebenen Zweck in sich fassen; sie soll wegen der Abwechselung und Mannichfaltigkeit den Leser bald in wärmere, bald in kältere Zonen führen, und die besten und neuesten Reisebeschreibungen dabey benutzen. Man kann aber auch fragen, ohne dass man hierauf vom Vf. eine Antwort erhält: sollten die Antworten auf die obigen Fragen den Leser befriedigen können? warum fehlt so Manches, was nöthig ist, z. B. eine genaue und zugleich gedrängte Darstellung des Landes in geographischer, physischer, statistischer, politischer, commerzieller Beziehung, eine Darstellung, die die Übersicht und die Anschauung erleichtert? wofür Dinge, die wenig oder gar nicht hieher passen, z. B. Verdienste *Pombals*, Alterthümer, maurische Überbleibsel, kühne Felsenkletterer, Betstunden, Spazierfahrten, Observatorien? wofür Dinge, die theils nur halb, theils gar nicht wahr sind? Z. B. die Zahl von 80000 herrenlosen Hunden, die in Lissabon herumlaufen, die der Redacteur selbst für *etwas übertrieben* hält; die Processionen zur Fastenzeit, die von vermummten, barfussgehenden Personen begleitet werden; Porto hat nach *Rüders* nicht 50000 Einwohner, wie hier angegeben ist, sondern 80000, und wenn letzteres ein Druckfehler wäre; so ist *Murphy's* Angabe von 63000 sicherer. In Schweden reist der Vf. auch mit *Acerbi*, gar nicht mit *Arndt*, woher denn auch so manche Berichtigungen nachgetragen werden könnten, wenn es der Raum gestattete. — Doch kann Rec. dem Werke den Vorzug eines fasslichen, gefälligen und munteren Vortrags nicht streitig machen; und Hr. *Meisner*, der in demselben Verlage schon mehrere Jugendschriften herausgegeben hat, darf in sofern auf den Beyfall des kaufmännischen Publicums sicher rechnen, wenn dieses auch mit Recht eine derbere Kost gegenwärtig, da die Bildung desselben mehr in die Tiefe als Breite geht, fodern sollte.

Dns.

KURZE ANZEIGEN.

ERDBESCHREIBUNG. *Krefeld*, b. Abraham ter Meer: *Der Mensch*, oder *Darstellung aller Völker der bekannten Erde.* Dritter Band erstes Heft. 1809. 158 S. Anm. 23 S. 8. (1 Thlr. 8 Gr.) Den gröfsten Theil dieses Hefts nimmt, wie bey den vorigen, die Schilderung des an die Reihe gekommenen Landes, einen kleineren die Darstellung der Bewohner ein. Diessmal ist es Neuholland, welches beschrieben wird. Der Bearbeiter hat seine nicht unergiebigen Quellen fleifsig benutzt, und bis zur 105 Seite alle natürlichen Merkwürdigkeiten von jenem aller Cultur noch hart verschlossenen Lande aufgestellt. Die darin befindlichen armseligen Menschen, um welche es doch, dem Titel des Buchs und der Vorrede des ersten Hefts zufolge, eigentlich zu thun war, sind kurz, doch für den Zweck ausführlich behandelt. Der Vf. hat in dem vorliegenden Bande seiner Sucht, sich in prunkenden Beschreibungen schrecklicher Naturscenen zu zeigen, seltener als vormals nachgegeben. Manchmal freylich erscheinen Recidive, wie S. 104, wo „sich die Wolken plötzlich mit entsetzlichem Getöse öffnen, und die blendendsten Blitze ihre schlangenförmigen Strahlen auf allen Seiten verbreiten." Das nächste Heft soll mit Amerika anfangen.

Ch.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 19 NOVEMBER, 1810.

SCHÖNE KÜNSTE.

ZÜRICH, b. Füessli und Comp.: *Heinrich Füessli's, Malers in London, sämmtliche Werke, nebst einem Versuche seiner Biographie.* Erstes Heft. 1807. Zweytes Heft. 1809. Jedes Heft enthält 8 Kupfertafeln mit sauber gestochenen Umrissen und beide zusammen XVIII Seiten Text zum Versuche von der Biographie des Künstlers, nebst 16 S. Erklärung der Kupfertafeln. gr. Quer-Fol. (6 Thlr. 13 Gr.)

Im Urtheil über Werke der bildenden Kunst muss, wenn man nicht unbillig verfahren will, allemal erst erwogen werden, welche Kunsteigenschaften der Künstler nach Massgabe seiner Neigung und seines besonderen Geschmacks, vornehmlich beabsichtigte. Denn unmöglich kann derselbe Massstab, dieselbe Weise der Beurtheilung auf ein Werk passen, dessen Meister sich vorzüglich um reine Formen bemühet, und eben sowohl auf ein anderes, wo das Colorit oder die Wirkung von Licht und Schatten hauptsächlich berücksichtigt worden sind. Ein Kunstrichter, der dieses zu überlegen und gehörig in Anschlag zu bringen versäumt, wird schwerlich einseitige Urtheile vermeiden; er wird mit nutzloser Strenge oft wirklich schätzbare Eigenschaften verkennen, und mit spärlichem Genuss nur einige der ersten Lichter als wahre Künstler, und nur einige ihrer grössten Meisterstücke als befriedigende Kunstwerke gelten lassen. Wir hingegen halten es für belohnender, in jedem Kunstwerke vornehmlich das zu beachten, was der Meister desselben hauptsächlich zu erzielen getrachtet, und wenn er nur überhaupt Verdienste hat, uns seine Darstellungsweise selbst mit einigen Schwächen gefallen zu lassen, ohne übrigens diesen Schwächen das Wort reden zu wollen.

Zu solchen Betrachtungen haben uns die vorliegenden Umrisse nach Hn. *Füessli* veranlasst.

Wenn man, um ihn zu beurtheilen, einen sehr hohen Standpunct nimmt, vollkommen richtige Zeichnung, zarten gemüthlichen Ausdruck, reine Schönheit der Gestalten und stillen bescheidenen Reiz in den Stellungen der Figuren als ganz unerlässliche Bedingungen fodert: so können Hn. *F's.* Werke keine grosse Befriedigung gewähren; allein sie haben nach unserem Ermessen einen unleugbaren grossen Werth in dem Eigenthümlichen des Meisters und in der Poesie seiner Erfindungen.

Dass Hr. F. hinsichtlich auf die Wahl der Gegenstände das Nichtgewöhnliche, Auffallende liebt, ist hinlänglich bekannt, und die grossen Blätter, welche in England nach seinen Gemälden geschabt und gestochen worden, erhielten bey ihrer Erscheinung allgemeinen Beyfall. Mag immerhin die Neuheit diesen Beyfall etwas erhöht haben: im Wesentlichen war er doch ohne Zweifel nur durch das Kräftige, Genialische des Geschmacks der Erfindung, und Darstellung überhaupt hervorgebracht. Darum sollte nun auch die gegenwärtige Sammlung von Hn. *F's.* sämmtlichen Werken eine geneigte Aufnahme beym Publicum hoffen dürfen. Wir wenden uns zur Specialanzeige der Blätter, welche die erste der vorliegenden Lieferungen ausmachen.

I. *Füessli* und *Bodmer.* Unser Künstler genoss in seiner Jugend *Bodmers* Unterricht über alte Literatur; zum Gedächtniss dessen verfertigte er im J. 1778 ein Gemälde, welches ihn selbst und den alten Bodmer, ganze Figuren, sitzend darstellt, dieser scheint zu lehren, jener mit Aufmerksamkeit zuzuhören; zwischen ihnen steht das Brustbild eines alten Philosophen. Das Ganze ist wohl verbunden, voll Leben und Ausdruck, die Absicht des Künstlers vollkommen deutlich ausgesprochen; es ist keine von seinen überraschendsten Compositionen, aber eine von denen, gegen welche der Kunstrichter nach der Regel am wenigsten einzuwenden haben dürfte. II) *Das Gespenst des Dion.* Obschon wir die Erfindung dieses Blatts nicht für so musterhaft achten, als *Sulzer* (Theorie der schönen Künste, Art. Historie): so ist dasselbe doch auch in unseren Augen ein gutgedachtes, reiches und vorzüglich wohl angeordnetes Bild. Zwar sind die Inschriften, mit welchen Hr. *F.* gelehrten Beschauern eine genauere Erklärung des von ihm dargestellten Gegenstandes hat geben wollen, zu häufig angebracht: doch sind sie von der malerischen Bedeutung unabhängig, und könnten allenfalls weggelassen werden, ohne dass die allgemeine Deutlichkeit des Ganzen gefährdet würde; denn der Stoff oder die Begebenheit eignet sich zur Behandlung durch die bildende Kunst. Dieses ist weniger der Fall mit der folgenden Darstellung. III. *Joseph erklärt dem Becker und dem Mundschenk ihre Träume.* Auch hat der Künstler die Schwierigkeit, in dieser Aufgabe hinlänglich deutlich zu werden, wohl empfunden, und daher sich mit einer — Allegorie zu helfen gesucht; ein Rabe nämlich frisst von dem an der Erde liegenden Brod des Beckers und ein anderer hackt ihn in die Ferse, wodurch rückwärts auf den Traum des Beckers und zugleich vorwärts auf den

schmählichen Tod, den Joseph ihm weissagt, angespielt wird. Diese sinnreiche Allegorie verdient allerdings Lob; doch ist sie dem Zweck der Kunst lange nicht so wohl angemessen, als jenes einfachere Auskunftsmittel, dessen sich Raphael, im Gemälde, wo Joseph dem Pharao den Traum auslegt, bediente, wo man den Traum selbst, die mageren und fetten Kühe, die leichten und vollen Ähren, gleichsam als Erscheinungen angebracht sieht. IV. *Lady Macbeth*, bereits bekannt aus einem Kupfer der *Shakespeare Gallery*. Schöne Ökonomie im Ganzen und sehr lebhafte Bewegung der Hauptfigur sind nicht zu leugnende Vorzüge dieses Bildes, welches im Übrigen ein etwas theatralisches Aussehen hat; auch ist der gewählte Gegenstand oder Scene, wenn man will, besser für die Bühne als für die bildende Kunst geeignet. V. *Wie Till Eulenspiegel die Schneider durch Säue straft und lacht und wegging.* VI. *Wie Eulenspiegel zum Barbier durch's Fenster kam.* Zwey launige Darstellungen aus dem bekannten Volksroman. Unser Künstler verfertigte solche noch im Knabenalter, und so sind es wirklich merkwürdige Zeugnisse seines angebornen, frühe schon bis zu einem bedeutenden Grad entwickelten Kunsttalents; beide Stücke haben Verdienste, uns scheint indessen dasjenige, wo Till durchs Fenster in die Barbierstube springt, vorzüglicher gerathen als das Gegenbild. VII. *Herkules und Diomedes* (König der Bistonier in Thracien). Mit einem Knie stützt sich Herkules auf die zu Boden geworfenen Pferde des thracischen Königs, und holt mit hochgeschwungener Keule einen gewaltigen Streich aus, ihn zu erschlagen. Dieses Blatt ist nach einem leichten Entwurf gestochen, der aber glücklich gedacht und mit Geist behandelt ist; die Figuren gruppiren vortrefflich und sind äusserst lebhaft bewegt. VIII. *Der Kronenräuber*, aus *Shakespeares* Hamlet. — Ist gut gedacht und angeordnet. Ruhe und Bewegung contrastiren in den Figuren des schlafenden Königs und des Verräthers, der ihm Gift ins Ohr schüttet, vortrefflich. Es gereicht weder dem Künstler zum Vorwurf, noch dem Bilde zum Nachtheil, dass man auf einem antiken bemalten Gefäss bey *d'Hancarville* Tom. II. Tab. 32 ein paar Figuren in beynahe ähnlichen Stellungen, aber anderem Ausdruck und Bedeutung findet, welche auch wahrscheinlich Hn. F. mögen bekannt gewesen seyn. Doch gesetzt, er habe wirklich Rücksicht auf dieselben genommen: so wusste er wenigstens sich ihrer mit so viel Geist und Schicklichkeit zu seiner Darstellung zu bedienen, dass sie nun als sein unstreitiges Eigenthum und zugleich als Muster eines erlaubten Plagiats betrachtet werden können. In der zweyten Lieferung sind enthalten: IX. *Der Tod des Ödipus*. Schon aus einem grösseren vortrefflich gearbeiteten Blatt in schwarzer Kunst bekannt. Der blinde unglückliche König sitzt auf dem Hügel vom Gewitter umgeben, Blitze zücken, Sturm bewegt seinen Mantel, schüttelt ihm Haare und Bart, die Töchter liegen vor ihm, umfassen seine Kniee, halten den Sinkenden; es ist eine vortreffliche, mit vieler Kunst angeordnete Gruppe.

X. *Lear und Cordelia*, ebenfalls bekannt durch einen grösseren Kupferstich in schwarzer Kunst, und ebenfalls gut angeordnet. Die Figur des Lear scheint uns von Seiten des wohl ausgedruckten Charakters, wie auch wegen würdiger Grossheit ihrer Formen lobenswerth. XI. *Die drey Hexen*, aus *Shakespeares* Macbeth. Auch diese sind aus einem guten grösseren Kupferstich schon bekannt. In einer fliessenden Reihe angeordnet, füllen diese Brustbilder der drey Zauberschwestern den Raum des Bildes ungemein wohl an, haben, ungeachtet der Familienähnlichkeit in den Zügen und gleichen Gebärden, doch eine fein dargestellte Abwechselung des Charakters und des Ausdrucks. XII. *Der Besessene*. Hostie, Crucifix und Weihwasser werden vergeblich angewandt, ihn zu heilen, er wird nur noch wüthender, und reisst die beschwörenden Mönche zu Boden. Dieser figurenreiche Entwurf voll Feuer, voll Bewegung, mag sich auf eine uns nicht bekannte Erzählung gründen. Darstellungen dieser Art, wenn sie auch, wie die, von welcher wir sprechen, Verdienste haben, finden keine grosse Gunst mehr. XIII. *C. Marius und der cimbrische Soldat.* Marius liegt an der Erde ganz ruhig und ernst; der Soldat, welcher eben in das Zimmer zu treten scheint, fährt erschrocken über den Anblick des Helden, den er ermorden sollte, zurück, und lässt den Dolch aus der Hand fallen. Beide Figuren in diesem nur skizzenhaft aufgeführten Entwurfe sind in Hinsicht auf den Contrast und den angemessenen lebhaften Ausdruck sehr wohl gerathen. XIV. *Der Schweizer-Bund*, nach einem Gemälde auf dem Rathhause in Zürich. Die Handlung des Schwurs der drey ersten Eidgenossen ist nach unserer Meinung trefflich und mit wahrer Begeisterung ausgedrückt. Der in der Mitte stehende und gleichsam Anführende legt seine linke Hand auf die in einander geschlagenen linken der beiden Anderen, und hält mit der rechten das Schwerdt empor. Die Art, wie es gehalten wird, und dass es nicht entblösst ist, sondern in der Scheide steckt, giebt zu erkennen, es werde bloss Schutzwaffe des Bundes seyn; der Schwur geschieht auch, doch nicht zum Schwerdt, sondern ist mit den Blicken der für Recht und Freyheit entflammten Helden zum Himmel gerichtet. XV. *Satan von Ithuriels Speer berührt, unter ihnen Adam und Eva schlafend*, nach *Milton*. Ein leichter, geistreicher, erster Entwurf; die Figur des in die Luft emporsteigenden Satans hat in ihrer Anlage vornehmlich viel Gutes. XVI. *Belisane und Perceval unter der Bezauberung des Urma*, schon durch einen früheren trefflichen Kupferstich in schwarzer Kunst den Liebhabern bekannt. In der ganzen Sammlung enthält dieses Blatt die geschmackvollesten Figuren, die geschlossenste, am wenigsten zu tadelnde Composition; welches, da Hr. *Fuessli* für einen vorzüglichen Meister in der Anordnung gelten kann, wahrhaftig viel zu seinem Lobe gesagt ist.

Dieses wäre, was wir über die angezeigten beiden Hefte (mehr sind bis jetzt nicht erschienen) sowohl im Einzelnen, als im Ganzen zu berichten haben. Ungeachtet des Sonderbaren, Manierirten, je

selbst Caricaturmäfsigen; welches Hr. F. selten ganz vermeidet, ist er doch immer einer der genialsten Maler unserer Zeit. Von der Biographie wird sich erst urtheilen lassen, wenn sie vollendet seyn wird; vorläufig können wir nur anmerken, dass der gelehrte Vf. derselben des Künstlers Jugendfreund, und also vor Anderen im Stande ist, Nachrichten über ihn und den Gang seiner literarischen und artistischen Bildung zu ertheilen. Druck und Papier des Werks sind ausgezeichnet schön.

W. K. F.

Zürich, b. Orell, Fuessli und Comp.: *J. G. Jakobi's sämmtliche Werke.* 1807. Erster Theil. XVI und 240 S. Zweyter Theil. VI und 216 S. Zweyte Auflage. gr. 8. (3 Thlr. 8 Gr.)

Es scheint uns nicht wohl gethan, diese Poesie eines unserer Veteranen, die zum Theil fast ein halbes Jahrhundert vor unserer Zeit gedichtet ist, und bey ihrem ersten Erscheinen in Deutschland eine so günstige Aufnahme fand, jetzt mit den Ausschweifungen mancher neuerer Dichter, mit den Phantastereyen und den Producten krankhafter Gefühle, mit leeren Künsteleyen und gewaltsamen Glutergüssen zusammenzustellen, um sie dadurch zu erheben, und durch den Abstand gegen jene den Lesern in einem recht vortheilhaften Lichte zu zeigen, weil durch eine solche Nachbarschaft wohl das Auge für das Bessere bestochen, aber der Werth von keinem dadurch begründet oder wohl gar von Flecken gereinigt werden kann; vielmehr glauben wir, dass alle Production in der Poesie auch als ein Werk der Zeit, auf welches der herrschende Geist der Mitwelt immer einigen Einfluss hat, betrachtet, erkannt, und auch von diesem Standpuncte aus genossen werden müsse. Überdiess haben viele von diesen traulichen Mittheilungen so unmittelbare Beziehung auf die glückliche, nun entflohene Gegenwart, dass es grausam und für das theilnehmende Gemüth beleidigend seyn würde, sie aus der Verbindung, worin sie wachsen und blühen, herauszureissen, und sie als getrocknete Pflanzen gegen das frisch wuchernde Grün zu halten. Auch unser ehrwürdiger Dichter selbst hat so gedacht, und hie und da mit fast zu ängstlicher Entschuldigung erinnert, dass er manches nur auf Bitten der Freunde, um des Andenkens glücklicher Tage willen, wiedergebe. Wer also nicht geneigt ist, sich in jene Zeit der idyllischen Friedfertigkeit zu versetzen, wo man mit genügsamem Sinne und herzlichem Wohlwollen jedem Liede entgegen lauschte, das aus dem Kreise der Vertrautern herüberscholl, der wird besser thun, lieber diesen Gaben auszuweichen, als sie nachher mit unbefriedigter Neigung undankbar zu verspotten. In der natürlichen Unbefangenheit, worin man damals dichtete, liess man sich oft gemächlich gehen, und war mehr um das Lächeln eines Freundes, als um eine Ewigkeit bekümmert. Geweckt durch die Anmuth der leichten französischen Poesie tönte der Gesang der ländlichen Begeisterung und das Spiel der Unschuld und Liebe wie ein scherzendes Echo in Deutschland hin und wieder, und wie es in Gleims Tafelrunde freundlich umging, wie die gemeinsamen Gesinnungen sich in gefälligen Liedern begegneten, und in den poetischen Episteln hin und wieder kehrten: so stieg derselbe Geist der Heiterkeit und der genügsamen Freude auch in den *Opern von Weisse* gesellig-einladend von der Bühne herab, und ergötzte die empfänglichen Gemüther mit unendlicher Wiederholung, wobey die menuettenartige Musik immer treulich zur Seite ging. Von diesem Ton der Einfachheit und treuherzigen Hingebung liefern diese zwey Theile vermischten Inhalts recht viele Belege, und die Gedichte sowohl, als die besonderen Äusserungen des Dichters, sind desshalb merkwürdig. So erzählt er, wie sie im freundschaftlichen Kreise nach einer Stelle in Yoriks empfindsamen Reisen sich einander mit Dosen von Horn, mit Lorenzodosen beschenkt hätten, um sich gegenseitig in Beziehung auf jene Stelle dadurch zur Sanftmuth zu ermahnen, und wie nachher diese Wohlmeinung mit gutmüthiger Ehrlichkeit auch von Anderen aufgenommen und allgemein nachgeahmt worden, ohne dass es einem eingefallen sey, darüber zu spotten. In einem Schreiben an den CR. Jacobi sagt er: „Will der gütige Schutzgeist, nach welchem ich mich umsah, dieses Blatt nicht erhalten: so thue du es, o Freundschaft! Diess sey mein Denkmal bey den Nachkommen, dass ich von dem Besten unter den Menschen geliebt wurde." Gegen die *Karschin* drückt er sich über seine eigene Poesie also aus:

Ach! zu bezauberndem Gesang
Ist Feuer nicht in meinem Busen;
Nur die gefälligste der Musen
Hört dieser Flöte leichten Klang,
Der nie zu Götterohren drang.

Ein Gedicht, worin aufgegebene Worte — nicht als Endreime, sondern nur im Zusammenhange angebracht waren, ward gleich zu allgemeinem Beyfall in den hamburgischen Correspondenten eingerückt. Da es zu den bessern gehört, indem die Aufgabe den gemächlichen Strom der Worte etwas mehr zusammen hält: so mag es hier besonders zur Probe dienen. Es war an die Fürstin von Anhalt-Bernburg gerichtet:

Das goldene Zeitalter.

In jener goldnen Zeit, in der Saturn regierte,
Als noch ihr ungekünstelt Haar
Die Nymphe nur mit *Rosen* zierte,
Und Quell und Bach ihr *Spiegel* war,
Als auf dem Rasen sie der Lerche Lieder weckten,
Und *Markenschüchtelchen* die Tische nicht bedeckten;
Als keine Schöne noch in späten Nächten sass,
Und im Tarock bey *Carreau-Ass*
Der Mutter Unterricht vergass;
Als man dem *Stutzer* nicht auf jedes Wörtchen glaubte,
Und Pfand und *Schlitten*recht ihm keinen Kuss erlaubte;
Als man vergnügt im stillen Thal
Den väterlichen Acker nutzte,
Und kein Bedientenschwarm, in weitem Marmorsaal,
Auf Leuchtern von Krystall drey hundert *Lichter putzte*:
Da konnten die Zufriedenheit
Selbst *Mogols* Schätze nicht versuchen;
Da sass die alte Redlichkeit
Bey schlechter Kost, bey Brod und *Eyerkuchen*,

Und reiner Luft war jedes *Herz* geweiht;
Da prangte man nicht mit zerriss'nen *Fahnen*,
Wer *liebenswürdig* war, bedurfte keiner Ahnen;
Verdienste wurden nicht nach Wappen abgezählt;
Allein dich hätte man zur Fürstin doch gewählt.

In dem Vorspiel mit Arien: *Elysium*, wird das Schlufschor: *Kinder sitzen euch zu Füssen*, ebenfalls manchem eine angenehme Erinnerung seyn, die hie und da auch jetzt noch in Tönen sich vernehmen läſst. Unter den prosaischen Aufsätzen, mit Versen untermischt, macht sich die *Winterreise* vorzüglich bemerkbar, wovon die zweyte Auflage auch ins Französische übersetzt, und in Paris gern gelesen wurde. Am wenigsten kann Rec. der Erzählung, worin eine Schule der Grazien aufgestellt wird, Geschmack abgewinnen, besonders bey Stellen, wie folgende: „In beiden Künsten (dem Tanzen und Flötenspielen) wurde von der Schülerin eine Probe verlangt, und folgendes Lied gesungen, dessen *Auslegung* Theone mit einer mütterlichen Umarmung *versiegelte*.

Flötenspielerin!
Lieblich ist die Flöte,
Wenn du sie an deine Lippe legst;
Wenn, mit jungfräulicher Röthe,
Du die Augen niederschlägst.
Wie den halberweichten Schnee
Laue Zephyretten schmelzen,
Wie sich in dem ersten Klee
Kaum geborne Götter *wälzen*,
So spielen die Töne der Flöte dahin.

Dem Vorwurfe, dass er die Franzosen nachahme, weiss der Herausgeber in der Vorrede mit den Worten: hört man deswegen auf, ein Deutscher zu seyn? recht gut zu begegnen, kann aber einen zweyten Tadel nicht ganz von sich ablehnen, indem er selbst eingesteht: „gegründeter war das, was man mir wegen der Spiele mit Liebesgöttern und Grazien, wegen der kleinen Manier in der Behandlung gewisser Gegenstände u. s. w. vorwarf." Da der Dichter selbst so streng mit sich Gericht hält: so kann Rec. dessen wohl überhoben seyn, um so mehr, da die ausgestellten Proben schon hinreichen werden, auch diejenigen, die mit jener leichten, nicht sowohl darstellenden, als gefällig besprechenden Poesie der vorigen Zeit noch unbekannt sind, über die eigenthümliche Beschaffenheit derselben, so viel nöthig ist, zu belehren.

T. Z.

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. 1) *Halle*, in Commission b. Gebauer: *De otio praedicatorum in primis rure degentium*, disserit D. *Frid. Guil. Wilde*. 1809. 24 S. 4. (4 Gr.)

2) Ebendaselbst: *Meine Geschäfte und Methode*, prüfenden Gutsherrn, öffentlichen und Privatlehrern zur Beurtheilung und Nachahmung oder Warnung vorgelegt von D. *Friedr. Wilh. Wilde*. 2te veränderte und mit einer Abhandlung vermehrte Auflage. 1809. 68 S. 8. (4 gr.)

Der Vf. dieser beiden kleinen Schriften, Prediger zu Kurow, einem Dorfe bey Kösslin, zeigt sich darin von einer vortheilhaften Seite.

In No. 1 hat er für gut gefunden, eine im J. 1806 der philosophischen Facultät zu Wittenberg zur Erlangung der Magisterwürde eingereichte Dissertation, worin er zu zeigen suchte, dass den Landpredigern Geschäfte genug, und mehr als zu viel oblägen, im vierten Jahre nach ihrer Verfertigung mittelst eines neuen Titels durch den Buchhandel mehr in Umlauf zu bringen. Gewiss wird die Lectüre dieser Abhandlung ihren Zweck erreichen; der Vf. hätte aber nicht bloss als Vertheidiger der Prediger, die man für geschäftlos hält, auftreten, sondern auch seine Amtsbrüder darauf aufmerksam machen sollen, wie fast jeder viel mehr für sein Amt thun könne, als er vielleicht thut. Ohnehin werden diejenigen, gegen welche er den Predigerstand in Schutz nimmt, an manchen Stellen ihm entgegensetzen, dass er seinen Brüdern vieles als Geschäft anrechne, was zwar Zeit, aber keine Anstrengung koste, und dass Jeder, auch der Rentier, über viele Geschäfte klagen könne, wenn er alles Arbeit nennen will, womit er die Zeit hinbringen muss. Nützlicher würde es seyn, wenn im Allgemeinen bemerkt worden wäre, dass man einem, der berufen ist zu lehren, nicht nur Zeit geben müsse, täglich etwas Neues zuzulernen, und sich auf die Auswahl des jedesmal Vorzutragenden und beste Vortragsart vorzubereiten, sondern dass es auch gar nicht möglich sey, zu berechnen, wie viel Zeit oder Anstrengung dazu nöthig und nützlich sey, indem der eine leicht, der andere schwer arbeite, der eine viel, der andere wenig Fleiss darauf verwende. Rec., wiewohl er zugleich Universitätslehrer ist, arbeitet doch seine Predigten wohl zuweilen dreymal um, ehe er sie hält, und schenkt der Feile viel Zeit, wenn er sie hat. Auch würde zu erinnern nöthig gewesen seyn, dass Prediger viel Zeit bedürfen, um die Glieder ihrer Gemeinde in aller, sonderlich intellectueller und moralischer Hinsicht kennen zu lernen, sie in ihrem Verhalten zu beobachten, und in Privatunterredungen ihnen nützlich zu werden. Gewiss, der Prediger kann für sein Amt geschäftig seyn, wo jedermann glauben mag, dass er müssig gehe. Möchten nur die Prediger ganz für ihr Amt leben: so würde auch der Vorwurf, der doch immer jetzt nur zu viele trifft, dass sie zu viel Musse hätten, seltener gehört werden. Denn wer könnte leugnen, dass jemand, der lernen und lehren, beobachten und auf allerley Umstände den passenden Rath der christlichen Weisheit geben oder beurtheilen soll, sehr viel zu thun hat, wenn er will, und dass auch die, welche nicht gerade immer auf ihrer Studierstube sitzen, oder viele merkliche Veränderungen in dem Kreise um sich her hervorbringen, doch zu wichtigen Zwecken viel arbeiten können, wenn sie selbst nur wollen und es verstehen?

Aus No. 2 könnte man selbst manches hernehmen, um den Vf. zu widerlegen. Denn man sieht, dass er bey seiner Pfarre Zeit findet, viele Geschäfte zu verwalten, die nicht dazu gehören. Er stehet einem Erziehungsinstitut vor, worin er die Zöglinge bis zur Universität vorbereitet, und bewirthschaftet auch wohl nebenbey noch ein grosses adliches Vorwerk. Er ist nie müssig; aber sein Predigtamt beschäftigt ihn doch nicht ganz. Wenn Prediger so viel Nebengeschäfte zu verrichten Zeit haben, als der Vf. besorgt: so muss ihr Amt sie wirklich nicht genug in Thätigkeit setzen. Alles aber kömmt hier auf den Mann an. Man kann es einigen erlauben, viele Nebenarbeiten zu übernehmen; aber man muss es auch verstatten, dass manche bloss für ihr Amt leben und wenn sie darin auch nur bey einer kleinen Gemeinde treu und gewissenhaft sind, sie doch weder für geschäftlos noch für unnütz halten. Die Art, wie der Vf. seine vielen Geschäfte nach der hier gegebenen Beschreibung betreibt, ist lobenswerth; wir können aber davon, da alles so kurz geschildert ist, keinen Auszug geben. Die Bewirthschaftung eines adlichen Guts, womit er sich eine Zeitlang abgegeben hat, veranlasst den Vf. zu einer Abhandlung, worin er zu zeigen sucht, dass es nicht rathsam sey, wenn Prediger oder Schullehrer Geschäftsträger der Gutsherren sind; man wird ihm darin leicht Recht geben, hier aber nicht eine Aufstellung seiner Gründe erwarten.

Dfr.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 20 NOVEMBER, 1810.

PHILOLOGIE.

Leipzig, b. Fleischer d. J.: *Musaeos*. Urschrift, Übersetzung, Einleitung und kritische Anmerkungen von *Franz Passow*, Professor am herzogl. Gymnasium zu Weimar (jetzt zweytem Director des Conradinums zu Jenkau). 1810. 216 S. kl. 8. (1 Rthlr.)

Dieses kleine Werk umfasst nicht bloss das bekannte Gedicht von Hero und Leandros, sondern alles, was sich an den Namen *Musaeos* reiht. Die Einleitung ist in folgende Abschnitte getheilt. *I. Musaeos der Athener* (sein äusseres Leben: Abkunft, Vaterland, Verbindung mit den eleusinischen Mysterien, und mit Orpheus u. a. Barden, Reise nach Ägypten, Liebe zur Antiope, Eumolpos der Jüngere, sein Sohn). *II. Des Musaeos von Athen Werke* (χρησμοί, τελεταί, καθαρμοί, παραλύσεις, ἀκέσεις νόσων, σφαῖρα, θεογονία, τιτανομαχία. Εὐμολπία, ποίησις f. ὑποθῆκαι. κρατήρ. ὕμνος εἰς Δήμητρα, ὕμνος εἰς Βάκχον, περὶ Θεσπρωτῶν, περὶ Ἰσθμίων). *III. Sämmtliche Bruchstücke des Musaeos* (aus den Orakeln, Heilmitteln gegen Krankheiten, der Theogonie, Titanomachie, den eumolpischen Gesängen, dem Hymnos auf Demeter, den Isthmien u. s. w.). *IV Andere Musaeos*, (1) der Gigant, 2) König der Bistonier, 3) der Thebäer, ein lyrischer Dichter, 4) der Ephesier, ein epischer Dichter, 5) Herold Antiochos des Gr., 6) jüdischer Schriftsteller, 7) schlüpfriger Dichter, 8) Mönch des 5 Jahrhunderts, 9) der Grammatiker. Einen zehnten tragen die Zusätze nach). *V. Musaeos der Grammatiker und sein Gedicht von Hero und Leandros. Dessen Zeitalter und Werth.* (Aus einem Briefe des *Prokopios* von Gaza an den Grammatiker *Musaeos* wird das Ende des fünften oder der Anfang des sechsten Jahrhunderts als das Zeitalter jenes Gedichtes bestimmt. Würdigung der beiden besten Bearbeitungen aus der neueren Zeit, des Spaniers *Boscan* und unseres *Schillers*, welche dem griechischen Originale vielfach nachstehen; und Würdigung der neuesten deutschen Übersetzungen von *Stollberg*, *Fulda* und *Danquard*, welche Hr. P. benutzte.)

Es sey ferne von uns, die Vorzüge zu verkennen, welche die *passow*'sche Übersetzung selbst vor der am meisten benützten *danquard*'schen hat; aber eben desshalb wünschten wir auch die kleinsten Flecken verwischt zu sehen, welche die sonst so correcte und wohlklingende Übersetzung noch entstellen. Dass der Übersetzer die Vollkommenheit des Originals nicht erreichte, können die Schwierigkeiten entschul-digen, womit er zu kämpfen hatte; doch hätten seiner besseren Einsicht nicht Verse entschlüpfen sollen mit fehlerhaftem Einschnitte, wie V. 42:

Und schon nahete, Völker versammelnd, das Fest Kythereia's,

wo schon durch eine blosse Versetzung geholfen werden konnte: *Und schon nahte das Fest Kythereia's* u. s. w. Der 163ste Vers: *Fasst' um die Schultern sie wieder und wieder zusammen den Leibrock*, fällt zugleich in den amphibrachischen Rhythmus, der nur zu oft in der Übersetzung vortönt. Solche Rhythmen, wie V. 335 f.: *und sobald sie zu Füssen des Thurmes An dem Gezacke der Klippen zerschmettert den todten Gemahl schaut*; und V. 184: *Welcherley That auch begangen, sie tönet ihm wieder vom Dreyweg*, hätte sich der Übersetzer um so weniger erlauben sollen, da er V. 210 im Originale nicht einmal das homerische ὄψὲ δύοντα Βοώτην gestatten will. Kehrten die Amphibrache nicht öfter wieder, und liesse die typographische Correctheit einen Druckfehler vermuthen: so würden wir glauben, der Übersetzer hätte, dem Rhythmus des Originals gemäss, *tönt* für *tönet* geschrieben. Doch Druckfehler sind selten: wir bemerkten in der Übersetzung nur einen, V. 63. *Chariten viel' entströmten den Glieder (n) ihr;* wo zugleich *den Gliedern ihr*, statt *ihren Gliedern*, gegen den deutschen Sprachgebrauch verstösst. Durch einen ähnlichen Verstoss ist kaum verständlich der 117te Vers: *Aber gewahr nachgebenden Winks von dem lieblichen Mägdlein*, statt: *Doch nachgebende Winke vom lieblichen Mägdlein gewahrend.* Falsche Prosodie hat auch kopflose Verse erzeugt, wie V. 222:

Und der nächtlichen Wonn', und des lockenden Kuss zur Vermählung,

und V. 270:

Und des Fischegeruchs, und der tiefaufrauschenden Meerfluth,

wo der Text statt des letzten *und* vielmehr *aus* erfodert. Als ein Beyspiel falscher Übersetzung zeichnen wir den 187ten Vers aus:

Πύργος δ' ἀμφιβόητος ἐμὸς δόμος οὐρανομήκης.
Und ein umbrandeter Thurm ist mein hochragender Wohnsitz.

In einem besonderen Anhange, wovon wir weiter unten reden werden, wird *umrauscht*, *umbraust*, als die ursprüngliche Bedeutung von ἀμφιβόητος und περιβόητος angegeben; und *Dorville*, und *Schneider*, sammt *Musgrave* und *Ast*, sollen sich durch den Scholiasten zu *Sophocl. Oed. R.* 193 zurecht weisen lassen. Allein weder περιβόητος bey Sophokles, noch

funden, bey dem Vorsteher eines Gymnasiums sogar den Wunsch erregt, jenes Buch möchte, wie einst die hallische Grammatik, mit stehendbleibenden Lettern gedruckt werden. Wir wenden uns zum gegenwärtigen lateinischen Elementarbuche. Sollte ein solches die Aufgabe, jeden Schritt vorzubereiten und zu erleichtern, so vollkommen als nur möglich lösen: so müsste nach des Rec. Ansicht mit dem etymologischen Fortschritte nach den Formen, zugleich der syntaktische nach den Constructionsarten in der naturgemäßesten Reihe verbunden werden. Es ist wahr, der vodere Theil dieses Buches enthält die leichtesten Sätze; aber das absichtliche Verweilen bey einer Regel nach der anderen, wie in *Bröders* elementarischem Lesebuche, findet nicht Statt. Dieses dürfte der Vf. weit eher, als das *döring-jakobsische*, als den Nebenbuhler des seinigen zu fürchten haben; es dürfte selbst für den eigenthümlichen Zweck, den er im Auge hat, nicht viel weniger leisten. Übrigens konnte der Vf. zur Förderung seines Zwecks billig die Bedingung vorschreiben, dass man den Lehrling bey der Erlernung der Flexionsformen nicht an die herkömmliche Reihe fessele. Es kömmt dem Anfänger zu Statten, wenn er gleich mit, oder vor allem Decliniren der *nominum* wenigstens das *praesens activi* und *passivi* der *verborum* lernt. Alle Verbindungen in den Beyspielen für die Declinationen macht Hr. K. nur mit *est* und *sunt*, und behilft sich wegen des *Accus.* und *Ablat.* mit einigen Präpositionen, oft sich mit blossen Bruchstücken von Gedanken begnügend. So stehen S. 18 die Worte: *de officiis magistrorum et discipulorum.* Es soll nicht Überschrift seyn, vielmehr folgt sogleich: *collum cameli et franthiocameli est longum.* Ein barocker Sprung bleibt es immer, und es liessen sich mehrere aufweisen. Wer im höchsten Grade methodisch seyn will, schenkt billig auch der Verwandschaft des Stoffs eine Rücksicht. Die Latinität der ersten Bogen, wo der Vf. aus sich selbst schöpfen musste, gereicht dem Buche nicht sehr zur Empfehlung: der grösste Theil ist jedoch aus bewährten Schriftstellern. S. 13 heisst es: *De nostro est tantum gratus animus probus et benevolus.* S. 32: *O tua formosa facies! quam mutabilis, quamque caduca est.* Für diese und ähnliche Sätze ja keine stehenden Lettern! Der Fleiss des Vfs. ist zu loben, und der seinem Buche zum Grunde liegende Gedanke verdient für die Methodik in der That nicht verloren zu gehen, und auch von der eigenthümlichen Aufgabe abgesehen, und das Buch bloss nach dem gewöhnlichen Massstabe anderer Lesebücher gemessen, hat es das Verdienst, durch zahlreiche und deutliche syntaktische Erläuterungen für eine Classe von Anfängern sehr brauchbar zu seyn. Durch Zurückweisung auf die schon erklärten Stellen und ein Register binden sich diese gewissermassen zum Ganzen; und sollen auch nach der Absicht des Vfs. anfänglich den Dienst einer Grammatik versehen. Der so erläuterte Text geht bis S. 284, dann folgt das Wörterbuch.

B. d. S.

KURZE ANZEIGEN.

Ausländische Sprachkunde. *Halle*, b. Gebauer: *Französisches Lesebuch für die ersten Anfänger, nach einer leichten und angenehmen Methode.* Herausgegeben von Dr. *Friedrich Wilh. Wilde*, königl. Prediger zu Kurow. 1809. 170 S. 8. (9 Gr.)

Nichts ist hinderlicher bey den ohnehin langsamen Fortschritten in der Erlernung einer fremden Sprache, als wenn der Schüler mit den seinem Ohr neuen Wörtern keinen, oder doch nur einen dunkeln Begriff verbindet. Man kann nicht leugnen, dass mehrere Verfasser von französischen Lesebüchern, selbst solche, die durch eigenes Unterrichtgeben diese Unfüglichkeit praktisch kennen lernen mussten, unter anderen *Gedike*, sich derselben schuldig gemacht haben. Hr. *W.* hat daher Recht, die Unterrichtsschriften eines *Villaume* und *Lauckhard* den *gedikischen* vorzuziehen, weil in ihnen vorzüglich sinnliche Gegenstände behandelt werden, deren Kenntniss Kindern geläufig ist oder leicht werden kann. Nach dieser Idee ist auch das vorliegende Lesebuch ausgearbeitet, und besonders für Kinder von 7, 8 bis 9 Jahren, die noch kein Latein gelernt haben, eingerichtet. Doch muss, nach der richtigen Bemerkung des Vfs., eine gehörige Bekanntschaft mit den Regeln der deutschen Grammatik vorausgegangen seyn. Man findet hier Übungen im Lesen, im Aussprechen, und im Übersetzen von einer Sprache in die andere. Man sieht es freylich den einzelnen Aufsätzen an, dass sie um der Vocabeln willen verfertigt worden, von einem Gegenstande wird auf den anderen gesprungen. Das muss selbst Kindern lächerlich vorkommen. Ganz an stilistischer Kunst sollte es auch in Büchern für die frühere Jugend nicht fehlen. Das angehängte Wortregister, welches, bey den überhäuften Geschäften des Vfs., von seinen beiden Söhnen, noch im Knabenalter, zusammengetragen worden, ist schwerlich von dem Vater genau nachgesehen worden: sonst würde man wohl nicht *Pédagogue*, Pädagogium, *Thermopyles* Thermopile, *Topographie*, Wissenschaft von den Örtern, u. dgl. darin antreffen.

Js.

Freyberg und *Leipzig*, b. Craz und Gerlach: *Französischer Cursus, bestehend aus Aneckdoten, Briefen, Beschreibungen von den vornehmsten europäischen Städten u. s. w. mit untergelegten passenden Wörtern, Redensarten und nöthigen Erläuterungen*, herausgegeben von *C. S****, Lehrer der franz. Sprache zu Freyberg. Erster Theil. 1810. 264 S. 8. (18 Gr.)

Dem Vf. ist es, wie mehreren seines Gleichen, ergangen. Er konnte, bey der überschwänglichen Menge von Hülfsbüchern zur Erlernung der französischen Sprache, keins finden, das gerade für seine Schüler passen wollte. Wenn eine zu übersetzende deutsche Redensart weit von der Wortverbindung, die der Genius des Französischen erfodert, abgeht: so geben seine Schüler, besonders Anfänger, nicht mehr Acht, sondern bezeigen sogar Unlust. Er hat daher ein Buch zu verfertigen getrachtet, worin die Redensarten so gestellt sind, dass beide Sprachen, ohne ihren Eigenheiten Eintrag zu thun, sich einander mehr nähern, und das Vergnügen des Lernenden nicht unterbrochen wird. Wir lassen uns diese Ursache gefallen, ob sich gleich Manches dagegen einwenden liesse, und versichern, dass der Vf. seinem Zwecke treu geblieben ist. Das Buch kann also, sowohl in Rücksicht der Aufsätze, als der untergelegten Formeln, zur Übung im Übersetzen gut gebraucht werden. Von den Aufsätzen haben wir indessen mehrere schon in ähnlichen Sammlungen angetroffen. Ein bald nachfolgender zweyter Theil soll, nach der Vorrede, ausserlesene, interessante Stücke enthalten.

Js.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 21 NOVEMBER 1810.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Duisburg u. Essen, b. Bädecker u. Kürzel: *Festbüchlein.* Eine Schrift für das Volk von *F. A. Krummacher.* I Bändchen. *Der Sonntag.* Zweyte verbess. Auflage. 1810. 136 S. (9 Gr.) II Bändchen. *Das Christfest.* 1810. 194 S. 8. (12 Gr.)

Auch dieses Buch, von welchem die zweyte Auflage sehr bald nöthig geworden ist, zeugt von dem religiösen Sinne des Vfs. und seiner Fähigkeit, denselben bey dem Volke anzuregen und zu erheben. Seine Schriften werden von einsichtsvollen Erziehern längst als Bildungsschriften benutzt, und von der deutschen Lesewelt fleissig gebraucht. Unbestochen von diesem gerechten Beyfalle, wagt Rec. in Kurzem anzudeuten, was ihm als Ideal solcher Schriften immer vorschwebe, überzeugt, dass, wie Jeder, der etwas Gutes und Grosses aus reinem Eifer will, das höher schätzt, was er will, als das, was er thut, so auch der wahrheitsliebende Vf. diese Andeutungen des Rec. höher achten werde, als ein unbedingtes Loben der Menge. Um es mit wenig Worten zu sagen: *Einfachheit und Anschaulichkeit* scheinen Rec. die Haupterfodernisse in Rücksicht der Form der Volksbücher. Der Vf. strebt nach beidem; aber es gelingt ihm selten, beides zu *vereinigen.* Überzeugt und durchdrungen von der Kraft des biblischen Stils, strebt er diesen in seinen Werken nachzubilden. Freylich ist unserem Zeitalter die Natürlichkeit und Einfalt nicht mehr eigen, welche sich den Darstellungen jener früheren Zeiten der Menschheit lebendig mittheilte, und es muss also jenes Unternehmen oft gewagt und schwierig scheinen. Der Vf. hat sich indessen jenen Stil in einem hohen Grade zu eigen gemacht, ist aber dabey einer Manier nicht entgangen, welche ins Tändelnde und Gezierte fällt. Dahin gehört der gar zu häufige Gebrauch der Diminutiven, z. B. *Läpplein, Bäumlein,* wodurch besonders das Lied, überschrieben *die Laube,* missfällt. Dann giebt es oft für eine erhabene Sache zu viel Worte. Auch Anschaulichkeit besitzt der Vf. im hohen Grade, wovon so viele schöne Vergleichungen und liebliche Bilder auch in diesem Buche zeugen (z. B. S. 46 *das Reich der Wahrheit*). Allein die Fülle des Vfs. und sein Bestreben nach anschaulich machenden Gleichnissen scheint so gross, dass er oft nicht Meister derselben werden, und sie zu dem gefoderten Effecte benutzen kann. Überladung an Bildern, gesuchte und zu weit ausgesponnene Vergleichungen (wie in den Stücken: *das Flachsfeld, die Fürsten*) schaden nicht nur dem Eindrucke, sondern es wird auch dadurch der Gegenstand der Rede oft unverständlich gemacht. Ja letzteres schien uns mit der bezweckten Einfalt des Vortrags in grossem Contraste zu stehen, und wir glauben dem Vf. besonders in dieser Rücksicht eine weise Ökonomie recht sehr empfehlen zu müssen. Seltener verfällt der Vf. in den Fehler, Gegenstände zu wählen, welche über die Sphäre der Volksbildung hinaus liegen.

Was den Inhalt des Buchs betrifft: so finden wir im ersten Bändchen die zartesten und gefühlvollesten Beziehungen der Sonntagsfeyer in mannichfaltigen Scenen, Gesängen und Unterhaltungen einer ländlichen Familie beynahe erschöpft. Aber bergen können wir nicht, dass wir diesen Scenen und Stücken eine innigere Verbindung gewünscht hätten. Bey dem Zwecke des Vfs., bloss von der Feyer des Sonntags zu reden, war eine gewisse Monotonie des Ganzen, eine grosse Ähnlichkeit der Scenen und Wiederholung der Momente nicht zu vermeiden, und die meistens vortrefflichen Lieder sind ohne gehörige Veranlassung eingestreut. Entweder also hätte der Vf. den Personen seiner Familie eine schärfere Individualität und Mannichfaltigkeit geben sollen, so dass die Entwickelung seines Zwecks durch die Charaktere derselben herbeygeführt würde, oder er hätte lieber die Scenen der Sonntagsfeyer ohne Zusammenhang in mannichfaltigen Darstellungen, aus dem Leben verschiedener Menschen- und Volks-Classen der Städter und Landleute u. s. w. genommen, auf einander folgen lassen sollen. Fast dasselbe gilt auch von dem zweyten Bändchen. Wir wünschen, dass der Vf. diese Bemerkung, in Hinsicht der künftigen Schilderungen der übrigen christlichen Feste, seine Aufmerksamkeit nicht versagen möge; er wird dadurch gewiss seinen Darstellungen eine noch grössere Kraft und Wirksamkeit verleihen. — Im Einzelnen ist des Vortrefflichen allerdings weit mehr, als des Mittelmäsigen. Ganz ausgezeichnet aber gefiel uns „*die Familie.*" Etwas hart und von dem milden, ja fast weichen Tone des Buchs abstechend ist: „Zwischen der Sabbatfeyer eines Juden und der Sonntagsfeyer eines Christen ist also ein Unterschied, wie zwischen der gebotenen Erscheinung fürstlicher Diener an dem Hofe des Landesherrn und der freyen Versammlung liebevoller Kinder im Hause der Ältern." Die darauf folgende Geschichte läfst über ihre Bedeutung sehr zweifelhaft. — Durch den Gedanken, dass „der liebe Gott dem Einen mehr, dem anderen weniger gegeben, *damit sie sich die Hände einander reichen* und aushelfen sollen (S. 39)"; möchte wohl die Nothwen-

digkeit der Armuth Kindern noch nicht einleuchten. In den trefflichen Liedern find wir an folgenden Stellen, welche leicht verbeffert werden könnten, angeftofsen (S. 96):

Sicher leitet aus des Todes Graun
Er uns auf grünen Au'n,
Aus Sturm und *Wellen*
Zur Kühlung leif.r Quellen.

In den letzten Worten ift kein Gegenfatz.

Freundlich blickt fein Aug' auf uns herab.
Sein fanfter Hirtenftab
Bringt Troft und *Friede,*
Er wachet fich nicht *müde!*

Der Ausgang diefes Verfes ift etwas matt; fo auch S. 99:

Dann kommt der Pfarrherr unverzagt,
Wohl wundert's einen, wie er's wagt.

Seltener find Nachläffigkeiten des Stils, wie S. 111: „und da kommen wir ja alle wieder *bey* einander." Druck und Papier find fehr reinlich; der Preis möglichft wohlfeil.

Zu diefem Buche gehört folgendes:

DUISBURG, b. Bädecker u. Kürzel: *Gefänge und Lieder aus dem Sonntage* von *F. A. Krummacher*, ein-, zwey-, drey- und vier-ftimmig mit Clavier- oder Pianoforte-Begleitung in Mufik gefetzt von *A. Harder.* Ein Beytrag zur Beförderung des einfachen Gefanges in Volks- und Bürger-Schulen, wie auch in häuslichen Cirkeln. 1808. 20 S. Nebft den einzelnen Stimmen. Querfolio. (18 Gr.)

Diefe Sammlung hat den fchönen Zweck, in der grofsen Menge von Gefangscompofitionen eine bedeutende Lücke an folchen einfachen und volksmäfsigen Gefängen auszufüllen, die mit einer moralifchen und religiöfen Tendenz die Lieblichkeit und Anmuth der wahren Poefie verbinden, und wo Text im innigen Verein mit der Mufik zu dem genannten fchönen Zwecke hinwirken. — Dafs Hr. *H.* bey der Bearbeitung diefer Gefänge hauptfächlich auf die *Jugend* Rückficht genommen habe, wird man leicht bemerken; doch wünfcht er, dafs er in feinem Beftreben, dabey auch für die *Erwachfenen* einigermafsen intereffant zu bleiben, nicht ganz unglücklich gewefen feyn möge. Irrt Rec. nicht: fo liegt dem Letzteren der gangbare Irrthum zum Grunde, als widerftrebe diefe Gattung dem Intereffe des gebildeteren Alters. Allein follte nicht der gebildete Erwachfene, und von diefem foll ja nur die Rede feyn, wie er fich ftets der reinen Kindheit freut, weil fie eine zeitliche Erfcheinung der wahren Menfchheit ift, auch fich der Kunftwerke freuen, welche jenen Geift der Kindlichkeit und Unfchuld darftellen, den er felbft in die fpätere Periode des Lebens glücklich hinübergenommen und gerettet hat? Oder meint Hr. *H.* irgend ein anderes geringeres Intereffe? — Der erfte angegebene Zweck ift von demfelben mit Glück erreicht worden. Wer follte diefe angenehmen Gefänge nicht gern aus reinen Jugendkehlen ertönen hören! Doch damit der Componift unfere Aufmerkfamkeit und unfer Intereffe für diefe Sache erkenne, verweilen wir etwas bey dem Einzelnen.

No. 1 (*das Lallen*) ift äufserft angenehm und unfchuldig, nur Ausgang und Nachfpiel erinnern etwas an das Donauweibchen. No. 2 (*das Wort*) ift trefflich; eben fo No. 3 (*der fromme Hirt*); nur die unvorbereitete und den einfachen Gefang faft ftörende Diffonanz, welche auf das Wort *Wellenfpiel* fällt, könnte wegfallen, und dafür die zweyte Stimme mit der erften in Terzen, die dritte aber beffer in den Tönen e, f, g fortfchreiten. No. 4 (*der blühende Flachs*) ift ungemein anmuthig und voll Bewegung, doch vielleicht gegen den Sinn des Gedichts zu fchmachtend. Übrigens hätte der Text dem Comp. Gelegenheit zu einem mehrftimmigen Gefange geben können. No. 5 (*das Kirchlein*) ift einfach und angemeffen. Am Schluffe ift, wahrfcheinlich *wider* des Comp. Willen, die dritte Stimme weggeblieben. Wir würden im 22ften Takte dem Baffe lieber fis mit den dazu gehörigen Noten, und in der Folge h, g, a geben, weil d den folgenden vollkommenen Tonfchlufs vorausnimmt. In No. 6 (*die Lerche*) fcheint der Satz nicht gelungen zu feyn. Schon zuerft findet man den Übelftand, dafs ein einfylbiges Endwort auf mehrere Noten ausgedehnt wird, um eine Verbindung der Glieder zu bewirken; doch widriger zeigt fich diefes im 10 Takte, wo die zweyte Stimme die Sylbe *hinauf* dehnt, und dadurch mit dem Baffe in die Octave tritt. Vielleicht wäre fie beffer in f heruntergetreten, da ohnehin die begleitete Oberftimme diefe Bewegung hat. Aber auch das d im 9ten Takte des Baffes klingt unangenehm, weil man noch das c des vorigen Taktes, welches der Bafs ebenfalls mit der Oberftimme gemein hatte, in dem Ohre hat. Es fcheiden aber diefe Mifsverhältniffe durch ein Schwanken zwifchen dem zwey- und dreyftimmigen Satze entftanden zu feyn, indem der Comp. vielleicht glaubte, der einfachere *zweyftimmige* Satz werde dem Erwachfenen *zu* einfach und leer vorkommen. Derfelbe Fall tritt in No. 7 (*das Röslein*) ein, wo der Bafs, befonders am Ende, ziemlich dürftig neben den übrigen Stimmen hinläuft, ohne feinen Charakter zu behaupten. Bey No. 8 (*das Läubelein*), welches wir wegen des Tändelnden und Affectirten weder überhaupt in dem Munde der Kinder, noch in diefer natürlich nicht bedeutenden Melodie zu hören wünfchen, follte zur dritten Strophe eine Abänderung auf das Wort *fitzen* bemerkt worden feyn. In No. 9 (*Alplied*) ift die Ausweichung in den Grundton im 6ten Takte auf jeden Fall unzweckmäfsig, denn die Verbindung mit dem folgenden wird dadurch vermindert. Beffer würde die erfte Stimme auf der Sylbe *roth* den Ton h, die zweyte Stimme aber auf dem Worte *Morgenroth* fis, fis, g lauten, der Schlufs der ganzen Melodie aber durch alle Verfe ein vollkommener feyn. In dem dreyftimmigen Liede No. 10 ift die zweyte Zeile, gegen die erfte gehalten, nicht fliefsend und eindringlich genug, und der dazu gehörende Bafs, ge-

gen die Gewohnheit des Comp., schlecht declamirt. Im Übrigen ist der Charakter getroffen. Noch gelungener ist No. 11 und das folgende *Sonntagslied* No. 12, so wie das gleichsam im höheren Chore gesungene No. 13; lieblich der Rundgesang No. 14 (*Mutterliebe*); kräftig und heiter No. 15 (*die Schöpfungstage*). No. 16 (*das Flämmchen*, aus *Krummachers* Parabeln) ist sehr zart gefasst. Man wird die Begleitung dazu abwechselnd in gebrochenen Accorden spielen können, um das Declamatorische freyer vorzutragen und hervorzuheben.

Vielleicht könnte man wünschen, dass der Comp. die für das frühere Alter bestimmten Gesänge in einer besonderen Sammlung gegeben, und dadurch die Ausbreitung derselben noch mehr befördert hätte; gewiss aber wird jeder Liebhaber dieser Musikgattung die Fortsetzung dieser Sammlung mit Vergnügen sehen.

H . . . t . . . e.

Bern, b. Haller: *Die Aussichten des Christen in die Ewigkeit.* In einer Reihe von Predigten, gehalten von *David Müslin*, erstem Helfer am Münster in Bern. Zweyte verbesserte Ausgabe. 1807. 270 S. 8. (1 Thlr.)

Der Gegenstand, den diese Predigten behandeln, — die Aussicht in die Ewigkeit — hat eben so viel Schwierigkeiten für den Prediger, als Angenehmes und Anziehendes für die Zuhörer. Wer sucht nicht gern Unterricht über den Zustand nach dem Tode, in der Ewigkeit, und wem wird ein genügender ertheilt? Diese Predigten haben das Vorzügliche, dass sie ganz christlich und rein christlich sind, und sich selbst in der Ausführung ganz an die Aussprüche der Bibel anschliessen. Der Gang, den der Vf. genommen, ist folgender: Zuerst beseitigt er die Einwendungen, ob es wohl recht sey, sich in einem öffentlichen Vortrage auf solche dunkle und ungewisse Untersuchungen einzulassen, und dann, ob es auch wohl nöthig und nützlich sey, auf eine fassliche Weise, mit guten Gründen. Hierauf behandelt er diese Wahrheiten: der Tod ändert nichts an der Seele. Es giebt drey Grundeigenschaften zum Seligseyn, die sich jeder Christ hier schon zu eigen machen, und mit sich bringen muss, Glaube, Hoffnung und Liebe, darum auch die ganze Religion darauf abzielt, uns im Glauben, Hoffen und Lieben zu üben (dieser Gedanke wird in der zweyten, dritten und vierten Predigt über 1 Cor. XIII, 13, Joh. XXI, 15—17 und 1 Thess. V, 8. 9 auf eine überzeugende und rührende Weise ausgeführt); die Hauptbeschäftigung der Seligen, gleichsam ihr Lieblingsstudium, wird seyn, Gott und den, welchen er gesendet hat, in alle Ewigkeit immer deutlicher erkennen zu lernen, und wenn dieses schon hier mit und neben unserem Erdenberufe unsere Lieblingsbeschäftigung ist: so ist unser Wandel, unser Herz schon jetzt im Himmel, indess unser Fuss noch im Staube herumwandelt. Unser jetziges Leben ist eine Vorbereitung auf das künftige, und steht im genauesten Verhältniss zu demselben; sogleich nach dem Tode wird und muss über jede Seele ein Gericht ergehen, und es verbleibt weder bey den natürlichen Belohnungen, noch bey den natürlichen Bestrafungen; der Aufenthaltsort der Seligen ist bey Jesu in des Vaters Hause; auch für die Heiden ist im künftigen Leben gesorgt, und es sind solche Einrichtungen getroffen, mittelst welcher solche Seelen, die den Heiland der Menschen hier nicht kennen lernen konnten, ihn dort werden kennen lernen, und zum Glauben an ihn werden erzogen werden; das künftige Leben wird besonders unseren Trieb nach Erkenntniss, nach Thätigkeit und nach Liebe befriedigen; wir werden uns wiedersehen und auferstehen aus dem Grabe, dem unser sterblicher Leib gegeben ward. — Der herzliche Ton, der in allen diesen Vorträgen herrscht, das Gemüth voll Liebe, das sich durchweg so wahr und so kräftig ausspricht, die kunstlose Beredsamkeit, der es nicht um Beachtung rhetorischen Schmuckes ängstlich zu thun ist, sondern die aus Herz zu Herzen strömt — das ist's, womit sich diese Vorträge empfehlen, und von Mund aus noch mehr empfohlen haben müssen. Jedoch wollen wir auch nicht verschweigen, was uns in demselben Mangelhaftes erschienen ist. Der Vf. legt oft einen grösseren Werth, ein stärkeres Gewicht auf einzelne Worte, als sie ihrer Verbindung nach haben, oder man ihnen geben darf, z. B. auf das Wort *Haben*, in dem Ausdruck 1 Joh. III, 3: wer solche Hoffnung hat; auf die Stimmen in der Offenbarung Johannes u. s. f. Dabey lässt er der Sinnlichkeit und Phantasie bisweilen zu viel Raum, und begünstigt, ohne es zu wollen, ihre Ausschweifungen, z. B. in der funfzehnten Predigt. Auch ist hie und da zu wenig Aufmerksamkeit auf den Ausdruck verwendet, wovon die Folge ist, dass die Gedanken nicht deutlich genug hervortreten, z. B. S. 41: „Diese Liebe oder Nichtliebe zu Jesu ist der wahre Wärmemesser nicht nur unseres Glaubens oder Nichtglaubens, nicht nur unseres moralischen und geistlichen, sondern sogar unseres geistigen Lebens. Liebe zu Jesu ist Christen, was das Pendul der Uhr, was der Pulsschlag (?) dem Blute ist." — Die auf dem Titel angegebene Verbesserung dieser zweyten Auflage beziehet sich bloss auf die, in der ersten Auflage stehen gebliebenen, Fehler der Rechtschreibung. An dem Texte selbst hat der Vf. nichts Erhebliches zu verbessern gefunden.

Fc.

Leipzig u. Elberfeld, b. Büschler: *Omar. Ein Andachtsbuch für die Jugend, auch für das Alter.* Von *Karl Hahn.* 1810. I Bändchen. Mit 1 Kupf. 179 S. II Bändchen. 176 S. kl. 8. (1 Thlr. 12 Gr.)

Es sind nicht Gebete oder religiöse Betrachtungen im gewöhnlichen ascetischen Gewande, welche man nach dem Titel „Andachtsbuch" in diesen Bändchen zu suchen hat, sondern die Hülle, in welcher hier religiöse Betrachtungen zur Erregung frommer Gefühle aufgestellt werden, ist die Erzählung im orientalischen Gewande. Über die Wahl dieser Einkleidung erklärt sich der Vf. in der Vorrede also: „Ich wählte

die orientalische Form bey Bearbeitung meines Stoffes. Sie hat das rein kindliche, mit lieblichen Blumen geschmückte Gewand, mit welchem sie so einfach die Wahrheit bekleidet; ihre Darstellung hat sich das Weichste und Zarteste zu eigen gemacht. Sie dichtet wie der frühe Mensch, und läſst durch die Begleitung der Bilder aus der Natur die Wahrheit noch einmal erkennen, und das Schöne noch einmal empfinden. Überhaupt ist die Poesie mit der Religion innig verbunden. Nur der untersuchende kalte Verstand kann sie scheiden. Die Macht des Bildes und die edlere, oft heilige Sprache der Poesie bewegt sanft das Gemüth, und bereitet die Andacht vor, wie der Gottesdienst der gebildeten Völker mit Gesang anhebt, um zum Gebete vorzubereiten, und der göttlichen Lehre den Eingang in die Herzen zu öffnen. Möge mein Gefühl, das sich in mir erhob, als ich den Omar schrieb, übergehen auf den Leser des Buchs!" Dieses Gefühl, das in diesen trefflichen Erzählungen so warm sich ausspricht, ist übergegangen auf Rec., und wird übergehen auf jeden unverdorbenen Leser. Wer durch ein erfreuendes Geschenk sich verdient machen will um die religiöse Bildung eines Jünglings oder einer Jungfrau, der wähle diese trefflichen Bändchen; ihre Lectüre befriedigt zugleich den Sinn für das Schöne und Heilige. Aber auch das Alter, dem sie gleich der Jugend gewidmet sind, wird Nahrung für Geist und Herz aus ihnen ziehen.

V. Pf.

Giessen, in Commiss. b. Heyer: *Darstellung der am 2ten Ostertage 1808 vollzogenen Confirmationshandlung Sr. hochfürstl. Durchlaucht Georg Wilhelm August Heinrich Belgicus, Erbprinzen von Nassau, nebst der dabey gehaltenen Predigt*, herausgegeben von *Friedrich Giesse*, Superintendenten der evang. reformirten Kirchen und Schulen des Herzogth. Nassau, Consistorialrathe u. Hofprediger. 1809. 112 S. 8. (6 Gr.)

Heil dem Lande, wo der Fürst seinen religiösen Sinn auch dem Erben seines Thrones einzuflöſsen sucht, wie hier der vortreffliche nassauische Regent gethan hat, der seinen Erstgebornen nach den edelsten Grundsätzen des Christenthums bilden, und ihn öffentlich sein Glaubensbekenntniss ablegen lieſs, und dadurch seinem Volke zu erkennen gab, was es von seinem künftigen Regenten zu erwarten habe! Und Heil dem Lande, wo der Erbe des Thrones einen solchen Unterricht und eine solche Bildung genossen hat, die das Land zu nicht geringen Erwartungen berechtigen! Denn Länder sind nur durch Fürsten glücklich, die weise und gerecht regieren, und die Religion zur Führerin gebrauchen. Wir haben nicht ohne innige Freude die Confirmationsdarstellung gelesen, die ihrem würdigen Vf. und dem jungen Prinzen Ehre macht. Gebet, Predigt, Katechisation, Reden — alles vereinigt sich, die Handlung feyerlich zu machen. Das bewegte Herz spricht aus dem Prediger und aus dem Prinzen, und eine Versammlung von einigen tausend Menschen, die sich zu gleicher Andacht entflammt fühlt, giebt der Feyer eine Würde, die sich mehr empfinden als aussprechen läſst. Die Fragen sind bey der näheren Vorbereitung dem Prinzen zur schriftlichen Beantwortung vorgelegt, und die Antworten, die von ihm selbst verfaſst worden sind, hat er am Tage der Confirmation aus seinem Gedächtnisse frey und mit Empfindung wiedergegeben (wir wünschten, daſs er sie frey aus seinem Herzen und Verstande gegeben hätte, denn alle verabredete Form in dieser Art schwächt den Eindruck der Sache). Die Katechisation ist im Geiste des Christenthums abgefaſst, und nur hie und da schimmert das System etwas durch, welches wir der Überzeugung eines Jeden überlassen. Auch beschäftigen sich einige Fragen mit Dingen, die mehr zur Einleitung in die Religion und zur Religionsgeschichte, als zur Religion selbst gehören, und auf den moralischen Theil ist zu wenig Rücksicht genommen. Wir empfehlen diese Schrift Allen, die etwas Gutes und Erbauliches in dieser Sache lesen wollen.

Φ.

KURZE ANZEIGEN.

Erbauungsschriften. *Würzburg*, b. Stahel: *Über die christliche Religionsduldung*: eine Antrittsrede bey der feyerlichen Eröffnung des katholischen Gottesdienstes zu Rotenburg, gehalten an den beiden (?) Christfeyertagen von *N. Vinz. Glock*, ehemal. Hofpred. zu Würzburg. 1804. 38 S. 8. (4 Gr.)

In dieser Predigt wird die Nothwendigkeit und Wohlthätigkeit der Duldung der drey christlichen Hauptparteyen unter einander mit Wahrheit, Beredsamkeit und Würde dargethan. Der Vf. hat auch deutliche Begriffe von dem, was Toleranz von Indifferentismus unterscheidet, und ist wohl nicht zu tadeln, daſs er sie nicht ganz bestimmt vorträgt, weil dadurch der Eindruck des Ganzen geschwächt, und dazu mehrere Zeit erfodert worden wäre. Nur verdienen einige vorkommende Solöcismen und Provincialismen gerügt zu werden, wenn z. B. der Vf. immer sagt: den besten *Wille* statt *Willen*, der *Bedienstigte* statt der *Beamte* u. s. w.

Dfr.

Salzburg, in der mayrschen Buchhandlung: *Katholisches Gebetbuch für alle Fälle und Bedürfnisse des menschlichen Lebens, nebst auserlesenen Mess-, Beicht- und Communion-Gebeten*. 1809. 135 S. 8. (8 Gr.)

Die Gebete sind vernünftig, faſslich, erbaulich. Der Vortrag ist anziehend, und verräth viel Gewandtheit des Geistes. Die Messgebete gleich den übrigen sind von der Beschaffenheit, daſs sie jeder Protestant mit Andacht lesen kann, und Rec. gesteht, daſs er selbst die Gebete nicht ohne Andacht gelesen hat. Möge uns der Vf. bald wieder mit einer so kraftvollen Schrift beschenken!

Φ.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 22 NOVEMBER, 1810.

LITURGIK.

Stuttgardt, b. Steinkopf: *Liturgie für die evangelisch-lutherische Kirche im Königreiche Wirtemberg.* 1809. 445 S. gr. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Die königliche, dieser Liturgie vorgedruckte Verordnung (vom 17 August 1808) spricht in Beziehung auf die gesetzliche Einführung und den Gebrauch derselben in den evangelisch-lutherischen Landen des Königreichs Wirtemberg so reine und würdevolle Grundsätze aus, dass sich Rec. für verpflichtet hält, den wesentlichen Inhalt davon hier wörtlich mitzutheilen, und mit einigen allgemeinen Bemerkungen zu begleiten.

Nach der Bemerkung, schon länger sey es als Bedürfniss empfunden worden, anstatt der bisherigen Liturgie eine bessere, dem Zweck der rein-christlichen Belehrung und Erbauung, und der Bildung des gegenwärtigen Zeitalters angemessenere einzuführen, heisst es: „Mehrere Rücksichten haben uns dabey bestimmt, die Wahl der liturgischen Formulare nicht den Geistlichen selbst zu überlassen, sondern dem Grundsatze der Einheit gemäss eine besondere Liturgie als gesetzliche Norm vorzuschreiben." Von der Nothwendigkeit und Zweckmässigkeit einer besonderen, mit gesetzlicher Kraft versehenen Liturgie ist auch Rec. durchdrungen. Es gehörte mit zu den Verirrungen der vergangenen Periode, wenn man oft so sehr darauf drang, den Geistlichen das unbedingte Recht einzuräumen, sich nach eigener Wahl und Einsicht der liturgischen Formulare zu bedienen. Wie wenig scheinen doch diejenigen, welche sich in solchen Foderungen gefielen, den Menschen überhaupt, und das wahre Wesen der Religion gekannt zu haben! — Die Formulare sollen ja ein feststehender Typus seyn, in welchem sich über den Sinn und die Bedeutung einer einzelnen Religionshandlung nicht der vorübergehende, oft vielleicht wenig gediegene Gedanke oder Einfall des Individuums ausspricht, sondern der Geist der Kirche; „eine Mutterstimme, wie sich *Gründler* in seinen Gedanken über eine Grundreform der protestantischen Kirchenverfassung. Züllichau 1809. S. 112 ausdrückt), die gleich der Natur zu den Kindern aller Zonen, aller Jahrhunderte mit demselben Tone redet; ein unsterbliches Wort des Glaubens, der Liebe, der Hoffnung, das über den Gräbern vorhergegangener Geschlechter unverändert und immer dasselbe bleibt." — Dass es gleichwohl einzelne Fälle geben könne, da den Geistlichen das Recht eingeräumt werden möge, von den bestehenden Formen abzugehen — diess soll hiemit nicht unbedingt geleugnet werden. Wirklich wird diess Befugniss dem Geistlichen selbst auch durch gegenwärtige Verordnung bestimmt eingeräumt. „Unsere Absicht geht aber, heisst es darin, bey diesen liturgischen Vorschriften keineswegs dahin, weder dem Fortschreiten zum Besseren für immer eine Grenze dadurch zu setzen, noch die Geistlichen auf den Buchstaben dieser Formulare auch in solchen Fällen zu beschränken, wo eine individuelle Veranlassung, oder die Feyer einer Religionshandlung ausser der Kirche eine Beziehung auf besondere Verhältnisse nothwendig, oder auch nur wünschenswerth macht. Dagegen erwarten wir von den sämmtlichen evangelisch-lutherischen Geistlichen unseres Königreichs, dass sie jede willkührliche Veränderung unterlassen, und überhaupt allen Eifer anwenden werden, unseren Absichten zu entsprechen, und auch durch einen lebhaften deutlichen Vortrag der liturgischen Gebete, so wie durch ein anständiges, würdevolles Benehmen bey den liturgischen Handlungen, den Eindruck des Besseren in den Gemüthern der Zuhörer zu verstärken." — Hier ist mit weiser Umsicht Alles vereinigt, was man zu fodern berechtigt ist. Auch das letzte Wort: „man erwarte, dass der Geistliche durch einen lebhaften deutlichen Vortrag der Gebete, so wie durch ein würdevolles Benehmen bey den liturgischen Handlungen, den Eindruck des Besseren zu verstärken suchen werde", ist wahrscheinlich nicht ohne näheren Grund gesagt, und Rec. wünscht ihm überall, und auch ausser den wirtembergischen Kirchen, Beherzigung. Ermüdet von der Predigt, oder auch bloss aus Gewohnheit und Mangel an Aufmerksamkeit auf sich selbst, hört man so oft die nach der Predigt zu sprechenden Gebete in einem ganz anderen Tone eilig hersagen, anstatt dass der Geistliche sich bestreben soll, solche mit doppeltem Ausdruck von Würde und Erhebung zu sprechen. — Erscheint der Religionslehrer endlich bey der Verwaltung der eigentlichen Religionshandlungen, der Taufe, des Abendmahls u. s. w. als Repräsentant der kirchlichen Gemeine: so kann er sich in den feyerlichen Augenblicken, da in der heiligen Feyer der religiösen Rituale die innige Einheit und Verknüpfung des Sichtbaren und Unsichtbaren, des Irdischen und des Überirdischen bezeichnet wird, gewiss selbst nicht genug von der Heiligkeit seines Amtes durchdrungen fühlen, „um, wie es hier heisst, durch ein anständiges, würde- und gefühlvolles Benehmen den Eindruck

des Besseren in den Gemüthern der Zuhörer zu beleben und zu verstärken."

Rec. hat es immer als eine der schwersten Aufgaben betrachtet, eine gute, alle Ansprüche befriedigende Liturgie zu schreiben, oder auch nur zu sammeln, und die vielen, seit mehreren Jahren erschienenen Liturgieen haben ihn noch mehr in dieser Ansicht bestätigt. Er gesteht aufrichtig, dass noch keine derselben dem Ideal auch nur nahe gekommen ist, das ihm von einer vollendeten Liturgie vorschwebt. Darstellung der religiösen Ideen und Gefühle ist Object, Eweckung und Belebung derselben Zweck aller liturgischen Handlungen. Noch immer fehlt uns zwar eine gründliche Theorie der Liturgik. Aber was man allgemein zu fodern berechtigt ist, ist in ersterer Rücksicht Wahrheit und Schönheit — Schönheit im heiligen Sinne dieses Worts, die nach den Ausdrücken der Alten die Verkündigerin der Geheimnisse, die Enthüllerin der Ideen ist —; in letzterer Rücksicht Lebendigkeit, Innigkeit, Einfachheit und Freyheit. Blicken wir nun auf den protestantischen Cultus in beiden Beziehungen: so fehlt solchem in ersterer Hinsicht (wie nicht geleugnet werden kann und darf, da er seinem innersten Geiste nach steter Vervollkommnung fähig ist,) die äussere Schönheit, die dem Gefühl so innig zusagt, und die so wirksam für das Tiefste in dem Menschen, für das ganze Gemüth nach allen seinen Kräften werden kann. Dagegen geht demselben in letzterer Rücksicht das innere Leben, das in der heilig - schönen Darstellung durch Rede und Gesang enthalten ist, nicht ab, und ein liturgisches Formular ist nur dann als vollendet, und seines hohen Zweckes würdig zu betrachten, wenn es sich durch Lebendigkeit, Innigkeit, Einfachheit und Freyheit auszeichnet. — Aber in dieser Hinsicht fehlt allen unseren Liturgieen noch Vieles, um solche im höchsten Sinne „religiös" nennen zu können. — Als Ausdruck der Erhebung zum Ewigen und Unendlichen sollen sie die Darstellung, der tief empfundene Ausdruck von dem in uns seyn, was der Endlichkeit nicht angehört, was sich über Raum und Zeit, kurz über alle Bedingungen des zeitlichen Lebens und Seyns erhebt. Darum kann die Sprache in ihnen nicht lebensreich und innig, nicht heilig und zart, nicht einfach, frey und allumfassend genug seyn. Alles, was nach diesem Grundsatz z. B. zu bestimmt und beschränkend an irgend ein kirchliches Dogma erinnert, es sey, dass es dasselbe in dogmatischen Worten oder Begriffen ausspricht, oder (welches ganz einerley ist) geflissentlich vermeidet, und eine entgegengesetzte Ansicht (weil sie vielleicht für — aufgeklärter gehalten wird,) dafür geltend zu machen sucht, ist demnach schon nicht im reinsten Sinne religiös. — Wie wenig ist aber in unseren Liturgieen die Sprache an religiöser Zartheit, an Einfachheit und Freyheit dem angemessen, wovon die Rede ist! Dass man oft ein moderneres Wort für ein veraltetes (oder wohl auch nur — kraftvolleres — altes) gesetzt, manchen Begriff ein bischen verständiger, und was denn leicht zu geschehen pflegt, flacher und ideenloser ausgedrückt hat u. dgl., diess kann hier nicht angeführt werden: so oft man auch damit schon Alles gethan zu haben glaubte. Noch fehlt es uns insbesondere an erhebenden, ächt religiösen Gesängen. Die gereimten, grösstentheils herz- und geistlosen Moralien, womit man in der vergangenen Periode, in welcher Wortkrämerey und eine das Tiefere scheuende Verständigkeit herrschender Charakter war, dem Heil der Kirche mit Einem Male aufzuhelfen, und höhere religiöse Aufklärung und Bildung zu verbreiten hoffte — diese Liederverse, in denen insgesammt, mit Ausnahme der anerkannten besseren von *Gellert*, *Schlegel* u. s. w., nicht so viel Geist und Religion ist, als in manchen einzelnen unserer alten verklungenen Kirchenlieder, verdienen natürlich hier gar keiner Erwähnung. Möchten daher doch die verehrten Dichter unserer Zeit eben jetzt ihre Talente mehr der Religion widmen, die in den Formen des Christenthums insbesondere das Tiefste und das Einfachste, das Erhabenste und das Zarteste zugleich für Geist und Herz vereinigt darbietet! — Da der Verstand an und für sich nur den Trieb des Untersuchens, des Entwickelns und Erklärens hat und kennt, und so gern vom Ewigen, dessen wir uns nur in unserem unmittelbaren Bewusstseyn innen werden können, abzieht: so muss ferner das religiöse Gefühl bey allen unseren liturgischen Handlungen und Formularen vorzüglich angesprochen werden. Man befürchte nicht, dass sich Einsicht, Belehrung, Aufklärung alsdann beklagen dürfen: denn in dem wahren religiösen Gefühle erscheint das Höchste in unserer Vernunft oder in unserer freyen Erhebung zum Unsichtbaren mit unserer Andacht unzertrennlich vereinigt. Aber auch in dieser Hinsicht lassen unsere Liturgieen noch sehr viel zu wünschen übrig. Wie verständig, wie mühsam überlegt sieht man da oft die Worte gewählt, um einen Gedanken nur eben so, und nicht anders auszudrücken, weil vielleicht diese oder jene bestimmte Ansicht es so foderte! Welcher Kleinigkeitsgeist, der dem ächten religiösen Gefühl so ganz fremd ist, zeigt sich gewöhnlich in der künstelnden Mühe, womit eins oder das andere Wort eines älteren Formulars etwa hinweggelassen verändert oder mit einem andern vertauscht ist! Nicht selten mag diess nöthig und zweckmässig seyn, nicht selten aber läuft dabey Alles nur auf ein leeres, die Erbauung störendes Wortgeklingel und einen gewissen Geist der Einseitigkeit hinaus. Wie wenig vermag doch die Sprache alsdann auch zum Herzen zu dringen! Noch mehr: in Deutschland sind wir Protestanten im Allgemeinen auch mit den reichen Urformen des Christenthums, wie sie uns das Studium der Patristik darbietet, zu wenig bekannt; zum Mindesten machen wir zur Veredlung und neuen Beseelung unserer Liturgieen zu wenig Gebrauch davon. In England and Schweden hat man die ehrwürdigen älteren christlichen Schriftsteller immer höher geachtet und mehr benutzt. Bey uns wurde in der zunächst vergangenen Periode das Studium derselben in dem Masse vernachlässigt, als man stolz auf seine vermeintliche höhere Aufgeklärtheit und sogenannte rei-

ste vernünftige (verständige) Religion war. Auch zur Veredlung unserer Liturgieen verdient aus dieser Ursache das so vernachlässigte Studium der älteren Kirchenlehrer von Neuem empfohlen zu werden. Sollen die liturgischen Formulare etwas Feststehendes seyn, worin sich der Geist der Kirche, und nicht der individuelle Gedanke des einzelnen Menschen ausspricht: so müssen hohes Alter und Allgemeinheit die äusseren Charaktere derselben seyn, so wie lebendige zarte Innigkeit und körnige Kürze die inneren. Erinnert ein liturgisches Formular — wie denn diess nur zu oft der Fall ist — in Sprache, Ausdruck, Darstellungsart und Begriffen nur an die nächste Gegenwart, nur an die vor der Mitwelt eben dahin fliessende Zeit: so steht es mit jener Foderung in geradem Widerspruch.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen können wir das Urtheil über die vorliegende Liturgie um so kürzer fassen. Ob sie gleich, so wenig wie die übrigen, das Ideal erreicht: so steht sie doch keiner derselben nach, vielmehr hat sie vor manchen anderen wirkliche Vorzüge. Die Formulare, welche sie enthält, sind theils aus anderen liturgischen Sammlungen und Schriften mit den für zweckmässig erachteten Veränderungen genommen, theils neu verfasst. Sie enthält überdiess für jede kirchliche Handlung, mit Rücksicht auf die verschiedenen Stufen der religiösen und intellectuellen Bildung der Gemeinden, mehrere Formulare, damit ein jeder Geistlicher nach dem Bedürfniss seiner Zuhörer jedesmal das angemessenste wählen könne. Die Auswahl ist mit Circumspection und Einsicht getroffen, und die neueren Formulare zeichnen sich öfters durch eine religiöse Wärme in Sprache und Darstellung aus. — Dabey aber kann Rec. nicht bergen, dass, wenn er ins Einzelne gehen sollte, er über Manches ein tadelndes Urtheil aussprechen müsste. Er will nur Einiges bemerken. Die Taufformulare sind im Ganzen schön; doch lässt sich diese Feyerlichkeit mit dem wahren Interesse der Religion in eine weit innigere Verbindung bringen, als gewöhnlich (und auch hier) bey dieser Feyerlichkeit geschieht. Auch die Abendmahlsformulare sind im Ganzen gut; wodurch aber diese Feyerlichkeit gerade im schönsten Sinne und der erhabensten Beziehung eine „religiöse Feyerlichkeit" wird, diess ist zu wenig berührt. Daher fehlt es diesen Formularen grösstentheils an einem höheren Schwung und religiöser Innigkeit, also eben an dem, was wir oben als wesentliche Eigenschaften eines guten Formulars foderten. Sie drehen sich mühsam und zum Theil ziemlich trocken um das Bekannte, was in solchen Formularen vorzukommen pflegt, herum, und rühren und begeistern das Gemüth sehr wenig, wozu doch diese dem Christenthum eigenthümliche und seinen übersinnlichen Geist darstellende Feyerlichkeit vorzugsweise geeignet ist. Allerdings kann das: „diess thut zu meinem Gedächtniss" bey der Feyer dieses Mahles nicht genug hervorgehoben werden: aber diese Worte sind ja nur eine nähere Bestimmung der eigentlichen Einsetzungsworte des heiligen Mahles: nehmet, esset, diess ist mein Leib, trinket, diess ist der Kelch des neuen Testaments in meinem Blute, in welchen das eigentliche Religiöse oder, wie man ehemals mehr von dogmatischem Standpuncte aus sich ausdrückte, Sacramentalische der Feyer liegt, wie diess zu allen Zeiten das tiefere religiöse Gefühl, wenn auch in noch so verschiedenem Ausdruck der Sprache, zu bezeichnen gestrebt hat. Nur der grübelnde Verstand konnte davon abziehen; aber er sah nun auch in dieser Feyer nicht mehr die Darstellung des Sichtbaren und Unsichtbaren in seiner Einheit und ewigen Verbindung, sondern sie wurde ihm zu einem blossen freundschaftlichen Gedächtnissmahle, was sie bey der höhern religiösen Ansicht dieses Dogma nicht minder, nur in erhabenerem Sinne, ist. Dagegen hat es den ganzen Beyfall des Rec., dass den Geistlichen nicht die Befugniss gegeben worden ist, sich bey der Austheilung des heiligen Mahles willkührlicher, selbst gewählter Worte zu bedienen. Auch diess verlangte man ehemals so sehr, und es wurde hie und dort den Predigern wirklich gestattet. Aber wurde für die Erbauung etwas dadurch gewonnen? Ganz und gar nicht: vielmehr war es, wie Rec. aus Erfahrung weiss, hie und dort mit manchen die Andacht störenden Umständen und Folgen verbunden. Übrigens ists Rec. gar nicht aufgefallen, dass in dem ersten der Abendmahlsformulare (wie auch sonst verschiedentlich geschieht) das Gebet zum Beschlusse an Jesum gerichtet ist. Freylich haben Viele dieses, so wie die Schlussformel der Gebete „durch Jesum Christum, unsern Erlöser" (welche in dieser Liturgie ebenfalls öfters vorkommt), tadeln wollen; aber wenn sie consequent seyn wollen: so müssen sie billig noch weit Mehreres tadeln, das mit ihrer Aufklärung unmöglich übereinstimmen kann. Wir müssen, wenn wir hier von dem ausgehen, wozu uns unsere heiligen Schriften berechtigen oder verpflichten, bey der Darstellung der göttlichen Erhabenheit Jesu nicht weniger auf das sehen, was die ersten Freunde Jesu oder die Apostel lehrten, als was sie thaten, oder wie sie handelten; Apostelgesch. VII, 58, 59. 2 Kor. XII, 8. 2 Timoth. IV. 18 vergl. mit Joh. XV, 16. — Der Tadel aber, der die gewöhnlichen Worte durch J. Chr. als Schlussformel der Gebete, in Anspruch nimmt; verkennt ganz den innersten Geist des Christenthums, dessen wesentliche Grundansicht eben die Nothwendigkeit einer Vermittelung zwischen dem Endlichen und Unendlichen, dem Menschen und der Gottheit ist, und das uns in Jesu die höhere, vermittelnde göttliche Natur darstellt, durch welche wir streben sollen wieder zu Gott zurück zu kehren, und ewiges Leben zu erhalten. — Wenn nicht von jeher in den wirtembergischen Kirchen „Unser Vater" gebetet wurde, was Rec. nicht weiss, da er weit von diesem Lande entfernt lebt; so verdient die Veränderung in grammatikalischer Hinsicht Missbilligung. Es ist ja hinlänglich bekannt, dass Unser Vater eben so undeutsch, als Vater Unser ist, ja dass sich diess Letztere in der That noch eher, als eine richtige, nur

veraltete Form des Genitiv in Schutz nehmen liefs. Weil man das unübertreffliche Vater Unser, fagt ein neuer Schriftsteller bey einer anderen Gelegenheit, nicht beffer machen kann, darum wollen es uns elegante Neulinge auf allerley Art schöner wiedergeben. Sie fuchen die vergessene Grammatik wenigstens im Gebete anzubringen, und vergessen, dafs von *Bonifacius* und *Ottfried* bis auf *Calvin* alle deutschen Zungen ohne Ausnahme Vater Unser gebetet haben; ein durch sein Alter 800 Jahre älterer Typus als *Luthers* Überfetzung. Man kann vor folchen oft gut gemeinten Neuerungen nicht ernstlich genug warnen, weil die Menschen so leicht dadurch verleitet werden, die Religion überhaupt darüber aus einem unrichtigen, beschränkten Gesichtspuncte zu betrachten. Auch vermehren sie wirklich die Gleichgültigkeit bey den Gleichgültigen nur um so mehr, und reizen leicht den Spötter, der das Kleinliche darin sieht, zum Spott. Vor einiger Zeit glaubte man durch dergleichen Verbesserungen unsere Kirchen plötzlich wieder anfüllen zu können. Aber hat denn der Erfolg den Erwartungen entsprochen? Sind nicht gerade in folchen Ländern, die fich durch schnell auf einander gefolgte mannichfache Neuerungen der Art auszeichneten, die Kirchen immer leerer geworden? — Und hat sich nicht im Gegentheil in den Ländern, wo immer etwas mehr auf das Stehende gesehen wurde, um es der allgemeinen Heiligachtung zu empfehlen, und wo man den äufseren Cultus nicht allzu sehr vereinfachte, wie z. B. in Sachsen, und aufser Deutschland in England und Schweden, hat fich nicht hier verhältnifsmäfsig eine gröfsere und allgemeinere Werthschätzung, wenigstens des öffentlichen Gottesdienstes, erhalten? — Den oben gerügten Mangel guter religiöser Gesänge macht übrigens auch diese Liturgie fehr fühlbar. Denn weder die Lieder beym Abendmahle, noch die bey der Confirmation u. f. w. befriedigen den höheren Schönheitsfinn auch nur einigermafsen. Inzwischen kann den Herausgebern und Sammlern unserer Liturgieen darüber kein Vorwurf gemacht werden. Hier können nur unsere grofsen vaterländischen Dichter abhelfen.

Rec. wünscht, dafs diese im Ganzen beyfallswürdige Liturgie ihrer Bestimmung entsprechen, und recht viel zur Erbauung und Belehrung der Gemüther in einem Lande beytragen möge, das fich von jeher durch einen ernsten religiösen Sinn vorzüglich ausgezeichnet hat.

H. II.

KLEINE SCHRIFTEN.

Erbauungsschriften. *Salzburg*, b. Mayr: *Leben der bekanntesten salzburgischen Heiligen.* Zur Erbauung für Kinder und Erwachsene, von *M. Rumpler.* 1803. 5 Bogen 12. (4 Gr.)

Auch unter den besonderen Titeln:

Leben der Heiligen Thiemo und Eberhard. Ein Christenlehrgeschenk für Kinder, und auch eine erbauliche Legende für Erwachsene.

Leben des Heiligen Rupert. Ein Christenlehrgeschenk u. f. w.

Leben der Heiligen Ehrentraud und Vital u. f. w.

Leben des Heiligen Virgil u. f. w.

Leben des Heiligen Severin u. f. w.

Hr. *R.* fagt in dem kurzen, dem Leben des Heil. Severin vorgesetzten Vorberichte: „Ich habe dabey die Absicht, das Volk mehr mit den besonderen Lebensumständen unserer vaterländischen Heiligen bekannt zu machen, und ich glaube, dafs hiezu gerade der Weg durch Christenlehrgeschenke der beste ist. Wird der Erfolg zeigen, dafs ich mich in diesem Glauben nicht ganz geirrt habe: fo folgen vielleicht noch mehrere Christenlehrgeschenke dieser Art nach." Der Gedanke verdient Beyfall, und auch die Ausführung ist nicht ganz verfehlt, obgleich in der Erzählung und paränetischen Anwendung noch viel zu wünschen übrig bleibt. Der Ausdruck *Christenlehr-Geschenke* (wofür Hr. *R.* auch einmal den Singularis *Christenlehr-Schankung* (*sic*) braucht) scheint ein Provincialismus zu feyn, ist aber auf keinen Fall ein guter. Wie leicht könnte man nicht verleitet werden, an *leere Christengeschenke*, oder an *christleere Geschenke* zu denken!

— st —

Landshut, b. Thomann: *Der Rosenkranz nach der Meinung der heiligen katholischen Kirche in sechzehn verschiedenen Weisen*, für das Volk und seine Priester bearbeitet, auch (für) die heiligen Zeiten und hohen Festtage des Jahres von *Herenäus Haid*, der Gottesgelahrtheit Doctor. 1810. 131 S. 8. (4 Gr.)

Aus der Vorrede ersieht man, dafs hier nur der erste Theil des Rosenkranzes, oder eine religiöse Betrachtung über „die freudenreichen Geheimnisse unseres Herrn in sechs verschiedenen Weisen vom Advente bis zur Fasten," geliefert wird. Es sind Betrachtungen, Gebete, Litaneyen und Gefänge über die Menschwerdung und das Leben Jesu, welche ihres Zweckes, Erbauung zu stiften, nicht verfehlen werden. Unter den Liederversen sind mehrere aus protestantischen Gesangbüchern entlehnt, was nur ein unverständiger Zelot dem Herausgeber zum Vorwurfe machen könnte. Die vorausgeschickte Erklärung über die eigentliche Bedeutung des Rosenkranzes im Sinne der alten katholischen Kirche hat uns eben fo wohl gefallen, als die falbungsvolle Ansprache an den frommen Leser.

— st —

Kinderschriften. *Jena*, in d. Krökerschen Buchhandl.: *Die Gleichnisse Jesu*, zum Gebrauch für Kinderlehrer erläutert von *Ludwig Schlosser*, Pastor zu Drakendorf bey Jena. 1810. VIII und 108 S. 8. (8 Gr.)

Der schon durch seine biblische Geschichte und einige ascetische Schriften bekannte Vf. liefert in diesem Schriftchen eine Anweisung für Jugendlehrer zur zweckmäfsigen Erklärung und Anwendung der im N. T. enthaltenen Parabeln Jesu. Er giebt zuerst den Zusammenhang an, worin die Gleichnifsreden stehen, und fügt dann Anmerkungen hinzu, worin der Sinn des Ganzen fowohl, als einzelner Theile, Sätze und Redensarten erläutert wird. Alles ist kurz und fafslich vorgetragen; nur felten wird man auf verfehlte Ansichten oder nicht ganz richtige Auslegung stofsen. Von Lehrern, denen fonst keine Hülfsmittel zu Gebote stehen, und die aus ihren eigenen Fonds wenig Brauchbares zu geben vermögen, wird dieser kleine Beytrag zur populären Schrifterklärung mit Nutzen gebraucht werden können.

— st —

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 23 NOVEMBER, 1810.

ALTERTHUMSWISSENSCHAFT.

PARIS u. STRASBOURG, b. Treuttel und Würz: *J. Malliot et P. Martin, recherches sur les costumes, les moeurs, les usages religieux, civiles et militaires des anciens peuples, d'après les auteurs célèbres et les monuments antiques.* Tom. I. LIX u. 328 S. Mit XCVIII Kupferpl. Tom. II. VIII u. 520 S. Mit LXXVIII Kupferpl. Tom. III. 242 S. u. mit CXII Kupferpl. 4. (72 francs pour Paris; 84 francs, franc de port, pour les départements.)

Dieses vielumfassende Werk, das schon 1804 und 1805 gedruckt, hie und da vortrefflich aufgenommen, im Moniteur vom 19 Febr. 1806 sehr gelobt wurde, ist durch die Hnn. Treuttel und Würtz gekauft, mit neuen Titelblättern und einem Verzeichnisse der 300 Kupfertafeln aufs Neue erschienen. —

Der Vf., *J. Malliot*, welcher die Maler-, Bildhauer- und Architekten-Akademie zu Toulouse lange dirigirte, liefs diese Frucht eines dreyfsigjährigen Fleifses durch seinen jungen Schüler *Martin*, der geraume Zeit in Ägypten war, herausgeben, und der Bericht an das Nationalinstitut vom J. XI (1802—3) gab das Zeugnifs, hier sey geleistet, was *Saumaise*, *Casaubonus* u. A. nur versprochen (Tom. I. S. VII—IX). In dem vorläufigen Avertissement (S. XII—XVI) erklären die Vff.: Man wolle den fehlerhaften Text von *Dandré-Bardons* Werke nicht rügen, der Altes und Neues, Fremdes und Eigenes vermengt habe; man habe es umgearbeitet, die Bemerkungen eines *Mongez*, *Vincent* und *Gibelin* benutzt, vieles aber nicht hinzugethan, um das Werk nicht kostspielig zu machen; man habe nur Statuen, Basreliefs, Münzen und andere Denkmäler zu Rathe gezogen, Alles sey in dieser Hinsicht authentisch, ächt; Citate seyen, zur Sparnifs des Raums weggelassen, aber man habe Untersuchungen, Widerlegungen und Rathschläge eingewebt, kurz, es sey *un ouvrage court, peu dispendieux et utile aux artistes*, das *vollständigste Elementarbuch zum Gebrauch für Künstler*.

Und das ist es denn auch, des Mifslungenen und Fehlerhaften ungeachtet, das wir unter der Fülle trefflicher Materialien und Spuren grofsen Fleifses zu tadeln finden werden. Denn I. ist der Titel „*recherches*" unpassend, weil, den reichen Abschnitt über Ägypten ausgenommen, keine Untersuchungen angestellt werden, man müfste denn kleine Berichtigungen *Montfaucon's*, *Winckelmann's*, *Larcher's*, *Bandon's* und *Vigenères* dafür nehmen. II. Sodann sind die Kupfer des ersten und zweyten Bandes keinesweges gelungen zu nennen, wiewohl die Zeichnung im zweyten schon besser ist. Zum Glück sind Richtigkeit und Schönheit der Formen hier nicht Hauptzweck, und der Künstler ist zufrieden, hier im Kleinen alle die bedeutenden Monumente beysammen zu finden, an welchen er — aber nur mit Hülfe des Textes — Costüme und Gebräuche studiren und treu copiren kann. Also wird es dennoch für Bildhauer, Maler, Decorateurs, Theaterdirecteurs sehr brauchbar seyn. Diefs gilt besonders vom dritten Bande, dessen Kupfer, von *Roques* gestochen, die vorhergehenden weit hinter sich lassen. — III. Ferner ist der Mangel chronologischer Ordnung fühlbar. Gegen diesen gerechten Vorwurf verwahrt sich der *Vf.* im Avertissement des 2 Bandes schlecht genug, wenn er sagt: *la chronologie générale* (!) *importait peu*, und es sey ja blofs für Künstler, welchen die verschiedenen Chronologieen der Völker nichts angingen. Diese (die Ären) kümmern die Künstler freylich nicht; aber *Zeitfolge* kümmert jeden, dem es um Klarheit und Ordnung des Unterrichts zu thun ist: wie auch der Vf. gegen sich selbst dadurch bewiesen, dafs er jedes einzelne Volk chronologisch durchgegangen. War es um Zeitfolge nicht zu thun, so war die lexikographische Einrichtung für *Künstler* weit zweckmäfsiger, die gern so wenig als möglich lesen, hier aber viel lesen müssen. — IV. Endlich konnte sich der Vf. der *introduction nécessaire pour les jeunes peintres* überheben, die Künstlern wenig hilft, Kritikern nicht genügt, und aufs Neue beweist, dafs alle Theorie „*grau*" sey.

Wir gehen zum Einzelnen über. In jener Introduction will der Vf. nur *effleurer les principes les plus essentiels*, und er theilt viele treffliche, praktische Bemerkungen mit, die den Künstler freylich nicht *machen*, aber doch *bilden* können. Sie folgen unter einzelnen Aufschriften: *Dessin.* — *Anatomie.* — *Grâce.* — *Passion.* — *Expression.* — *Attitudes.* — *Ponderation.* — Bekleidung, Drapperie. — Gruppen, Contrast. (Einige wollten nach Horaz nur drey Figuren, Annibal Carracci nicht über zwölfe.) — Hauptfigur. — *Clair Obscur.* — Colorit, Reflexe. — *Une peinture doit instruire et plaire!* (Colorit sey der Leib, Zeichnung die Seele der Malerey.) — Perspective (dieser Abschnitt enthält zu wenig Technisches) — *Paysage* (sie sey zwiefach: *héroïque* oder *champêtre*!! Eine Landschaft *ohne* Menschen und Thiere interessire Niemanden; wenigstens eine menschliche Spur müsse man

schauen, ein Grab, Gemäder, oder des etwas. — Hier spricht sich der gesellige Franzose recht aus, dem *vis-à-vis* der einsamen Natur ganz unheimlich wird). — S. XL werden die *trois grandes unités, d'effet, de temps* (*et de lieu*) *et d'action* gehörig eingeschärft. — *Convenances*, d. h. man müsse Sct. Peter nicht mit einem *Embonpoint* und gestickten Kleide, Sokrates mit keiner Adlernase, den Galba mit keiner Stumpfnase malen, und das Alter der Personen müsse der Zeit der vorgestellten Handlung entsprechen. — *Le faire*, d. i. *la manière, dont on se sert du pinceau, du ciseau, de l'ébauchoir*, müsse dem Gegenstande angemessen seyn, Herkules, Polyphem und die Cyklopen nicht *d'une manière finie, adoucie, lechée* traitirt werden. — *Licences*. Das von Horaz gestattete Privilegium wird auf die Wahrscheinlichkeit eingeschränkt, die historischen oder allegorischen Freyheiten müssen Autorität für sich haben! — *Architecture*. Auch hier solle man ja nicht gegen die historische Genauigkeit fündigen, wiewohl im Nothfalle ebenfalls einige *Licences* verstattet werden (die Notizen über die Säulenordnungen und ihren Gebrauch, über Karyatiden, Atlanten, Telamonen und Perser-Statuen sind zweckmäsig: vom Gothischen ist zu wenig gesagt). — *Invention, Composition*. Die Erfindung, deren Zweck *d'abord est d'instruire, et puis de plaire* (!), ist 1) *historique*, 2) *allégorique*, 3) *mixte*, 4) *mystique*, nämlich *où il est question des mystères de la religion*, Vorstellung übersinnlicher Wesen! Der Stil ist *a*) *noble*, *b*) *familier*, *c*) *pastoral*. Das Sujet endlich ist 1) *sacré ou profane*, 2) *vrai ou fabuleux*, und bey Allem ist die *décence* ja nie zu vergessen. — Der *Conseil important* ist, dass man sich rathen lassen solle. — Und endlich unter der letzten Rubrik: *Costume*, kann der Vf. recht *con amore* das Studium desselben empfehlen, das *Caylus* lächerlich machte; doch geht er nirgends von der Idee des Schönen, überall nur von der historischen Genauigkeit, nur davon aus, dass man die *décence*, die *déhors* nicht verletze, weil die *vérité si précieuse dans une composition* sey. Die Malerey und Bildhauerey hätten nur Nachahmung der Natur zum Zweck, aber die von Horaz gestatteten Privilegien vergönne man. Nur müsse man sie mit *modération*, und — diess das Haupt — *en conservant le caractère du costume* brauchen! Rec. ist eines Commentars überhoben, den ein solches *chef d'oeuvre* von Kunsttheorie sich selbst giebt. —

Der *erste Band* beschäftigt sich ausschliessend mit den *Römern*. In einigen sehr vermischten Bemerkungen werden *haut-moyen-* und *bas-Empire* als Hauptepochen der Verschiedenheit angegeben, worauf dann gleich die einzelnen Gegenstände unter folgenden Rubriken abgehandelt werden. *Habits des Romains. Toga. Tunica.* — *Coëffure, Chevelure, Barbe.* — *Chaussure.* — *Habits des Romaines. Coëffure, Chaussure, Bijoux.* — *Costume des Rois de Rome. Lictores, Apparitores, Stipatores, Viatores.* — *Senatores.* — *Consules.* — *Dictator.* — *Imperatores.* Hier wird, nachdem der Vf. von der *adoratio* gesprochen, das Charakteristische jedes Kaisers und jeder Kaiserin in Physiognomie, Gestalt und Kleidung nach Monumenten und Münzen von *Cnejus Pompejus* Zeiten an bis auf *Constantin XIV Paläologus* (1453) herab bemerkt; jedesmal die ganze Verwandtschaft, selbst die Barbaren mit berührt, welche die Krone erbeutet, so weit sichs aus Denkmälern bestimmen lässt. Wer sich auf keine Weise ausgezeichnet, ist übergangen worden, und die musterhafte Genauigkeit, mit welcher in der Beschreibung Alles detaillirt worden, verdient vieles Lob, so wie des Vfs. Unermüdlichkeit Bewunderung. So trocken der Gegenstand, so werden doch selbst unsere Modedamen, Perruquiers u. s. f. hier eine unerschöpfliche Mannichfaltigkeit in der Art und Weise finden, wie man das Haar schmücken und flechten könne. — *Fonctions et costume de divers magistrats et officiers. Comitia. Forum.* — *Grands magistrats du bas-empire.* Sehr interessant, da es weniger bekannt ist. — *Ambassadeurs, Feciales.* — *Legion.* — *Enseignes.* — *Instrumens militaires.* — *Usages militaires, levée des troupes.* — *Vêtements militaires.* — *Armées romaines.* — *Armes.* — *Départ et marche des soldats.* — *Machines.* — *Marine des Romains et des Grecs!* — *Recompenses militaires.* — *Triomphe.* Bey allen diesen Abschnitten, besonders bey dem über die Kriegsmaschinen, wo auf *Folard's Polybe* verwiesen wird, ist der Mangel erklärender Figuren für den Künstler sehr fühlbar. Besser wäre gewesen, die Kaiser weniger zu bedenken, da es ja so um ihre Porträts eine missliche Sache ist, und dafür Abbildungen von Kleidern und Geräthen zu geben, welche nur in grösseren, kostbaren Werken zu finden sind. — *Esclaves, paysans, affranchis.* — *Peines et supplices. Politesse Romaine. Usages* (d. i. Heyrathsgebräuche). — *Bains, Maisons* (Haus und häusliches Leben). — *Funerailles* (nach *Guichard* und *Vigenère*). — *Ministres du culte, cérémonies, fêtes* (d. i. Opferfeyerlichkeiten). In diesem Abschnitte vermisst man die Kupfer wieder, wie auch Ordnung, welche doch leicht war. — *Vases et ustensiles des sacrifices.* Sehr gut. — *Cérémonial des sacrifices.* Wieder Opferfeyerlichkeiten. — *Temples.* Handelt nebenbey von Opfern, Priestern und heiligen Festen der Römer. — *Spectacles, jeux.* — *Instrumens de musique.* Beschreibt auch jüdische, griechische, assyrische und armenische. — *Chars, voitures.* — *Mesures.* Man sieht, wie Alles berührt worden, was dem Künstler wichtig seyn kann, nach dessen Bedürfnisse sich der Vf. durchaus gerichtet: diesem wird kein Wunsch übrig bleiben, als dass die detaillirten Kleidungsstücke alle abgebildet, vielleicht auch colorirt seyn möchten. Der Antiquar möchte, trotz der grossen Belesenheit und Berichtigung gelehrter Irrthümer, noch vieles zu berichtigen finden. So sind z. B. S. 224 die *manumissiones in ecclesia, inter amicos, per epistolam, per convivium, per nominationem filii* weggelassen; S. 222 sind beym *debitor insolvendo* die Zeiten nicht gehörig unterschieden; S. 236 wird gesagt, *impluvium* sey die unbedeckte Mitte des Atrium gewesen, da doch dieses im weiteren Sinne das ganze Vordergebäude, jenes das Mittelgebäude

war; S. 263 wird die *libatio* falsch beschrieben, mehrerer anderer Dinge nicht zu gedenken, die man selbst bey *Nitsch* ungleich gründlicher behandelt findet. —

Der *zweyte Band* umfasst mehr als 300 Völker, und zwar handelt der erste Abschnitt von Afrika, worüber *Diod. Sic.*, *Herodot* mit *Larcher's* und *Terrasson's* Anmerkungen, *Barthélemy*, *Winckelmann*, *Montfaucon*, *Caylus* u. A. benutzt worden. a) Äthiopier. b) Ägyptier. Wenn auch dieser Abschnitt, wie er behandelt worden, ausser der Sphäre des Künstlers liegt: so werden doch die Historiker, Geographen und Alterthumsforscher Hn. *Martin* sehr dankbar dafür seyn, der ihn uns aus seinen *mémoires* mitgetheilt. Indem er weit mehr das gegenwärtige, als das vormalige Ägypten beschreibt, veranlasst er zu einer interessanten Vergleichung der alten und neuen Zeit. Wir heben die Resultate aus, die auf diese Weise einem grösseren Publicum bekannt werden. *Topographie et aspect de l'Egypte.* — Hr. *M.* selbst hat mit an *Jacotins* Generalcharte von Ägypten gearbeitet, mithin ist er competent. Er widerstreitet die gewöhnliche Meinung, dass der dortige Himmel immer heiter sey. (*Denon* hat die Umgebungen *une erreur de la nature* genannt). — Nicht der *See* Möris — wie Herod. 2, 150 will —, sondern bloss der *Kanal* Belamah ist durch Kunst entstanden, wie denn *d'Anville* und *Gibert* über des Sees Lage zurecht gewiesen werden. — *Historique des peuples.* — *Guerriers.* — *Vêtements.* — *Usages et moeurs* (worin sie den Alten nicht mehr gleichen). — *Musique.* Die *Ghazié* darf man nicht, wie viele Reisende gethan, mit den *Almé* verwechseln; jenes ist *errante*, *pour gagner sa vie*, dieses *savante* (arabisch). — *Agriculture.* Die ganzen Ärndtearbeiten sieht man in den Grotten von Eleits (Eleithias, Lucina) gemalt. *Cecil* hat sie copirt, *Costas* die Beschreibung gegeben, aus welcher ein Auszug S. 33. Da es aber an Kupfern fehlt: so haben wir diese, wie die Beschreibung des *plaustri punici* nach *Girard* S. 34, unverständlich gefunden. — *Navigation et commerce.* Hier wird Herod. 2, 158 widerlegt: es sey unmöglich, dass das Wasser in Necos Kanal aus dem Nil gekommen. Nach den Beobachtungen von *Lepère*, *St. Genis* und *Lefèvre*, die *Lepère* d. Ä. mit Betrachtungen über den Kanal von Suez herausgeben wird, ist das Niveau des rothen Meeres bey Suez höher, als das des mittelländischen, worüber der Vf. S. 41 seine Hypothese giebt. So wird mit Grund bezweifelt, dass der Kanal je vollendet gewesen, noch werden könne, wegen des ungeheuren Versandens, dem man durch einen Kanal von Kenneh nach Cosséir vielleicht eingänge. Aber dies Unternehmen, wie die Schiffbarmachung des Kanals von Alexandrien, wozu man nach *Lancret* und *Chabrol* 3 Jahr Arbeit und 750000 Franken brauche, haben die Engländer vereitelt. — *Animaux.* 45, nach der Mosaik von Pränеste, wo sie mit ihren griechischen Namen zu sehen: der Vf. bemerkt, welche *nicht* mehr gefunden werden. Aber er ist doch zu sehr Franzos, wenn er *ad vocem* Chamäleon S. 47 ein Lieblingschamäleon mit der selbstgefälligen Weitschweifigkeit eines Liebhabers beschreibt. — *Plantes.* Die 5 Pflanzen, welche auf den ägyptischen Denkmälern am meisten vorkommen, *nymphaea lotos*, *fève d'Egypte*, *colocasia*, *persea*, *musa*, werden oft mit einander verwechselt; *Mahudel* hat diesen Gegenstand in den *Mémoire de l'Academie* gehörig beleuchtet. — *Médecine.* Darüber lese man *Savarési* und *Desgenettes.* — *Beaux-arts.* Der Tempel von Denderah, „der schönste der alten Welt" (?) wird von *Chabrol* beschrieben. Meinungen über den dortigen Zodiakus, den, wie *Dupuis* (*origine des cultes*) durch eine sehr sinnreiche, aber ganz empirische Erklärung gezeigt, *nur* die Ägypter erfunden haben *können.* Diesen hat *Casteix* in einem Drittel der wahren Grösse genau in Wachs copirt. Ausserdem giebt es noch einen zu Denderah und zwey zu Esneh. Ihr Alter von 4 — 6000 Jahren hat *Fourrier* in einem Schreiben an *Berthollet* aus der Astronomie erwiesen. — *Labyrinthe.* Da die Lage streitig ist: so wird Hr. *M.* in seinem *Mémoire sur le nome Arsinoïte et le lac Moeris* einen Plan der Ruinen geben. — *Pyramides.* Diese sind vom Astronom *Nouet* vortrefflich beschrieben, und zum *ersten Male genau* gemessen worden. Das Resultat ist ein Mittelmass zwischen Diodors und Strabo's Angaben, von welchen Herodotus und Plinius abweichen: aber jene waren, wie bekannt, sehr genau, welches *Nouets* Messungen höheres Ansehen giebt. Nach ihm kann man mit dem Materiale der grössten Pyramide eine Mauer von 3 *mètres* Höhe, 33 *centimètres* Dicke und 600 *lieues communes* Länge, also *à peu près le tour du royaume d'Espagne* ziehen. Über die Bekleidung der Pyramiden hat *Coutelle* ein *Mém. à l'institut de Caire* vorgelesen. — *Obelisques.* Es lässt sich nicht erweisen, sagt der Vf., dass die sogenannte Säule des Pompejus von diesem, oder dem Septimius Severus herrühre. Übrigens nimmt er folgende drey Perioden der ägyptischen Architektur an: 1) bis auf Alexander den Gr. Diese sey Typus aller übrigen Völker. 2) den griechischen Stil z. B. der Pharos von Ptolemäos Philadelphos. 3) den sarazenischen Stil, worüber er *Protain* und *Lepère* ganz besonders empfiehlt. — *Mesures*, ein sehr wichtiger Artikel nach *Hero*, Astronomen und Mathematiker zu Alexandrien. Wider *d'Anvilles* Meinung ist der σχοινος in *Antonini Itinerario* wahrscheinlich nicht der ägyptische. Auf zwey künftige Schriften macht der Vf. vor Allem aufmerksam, auf die von *Girard* über einen Nilmesser zu Elephantine, und auf *Nouets* Vergleichungen seiner astronomischen Messungen mit denen des *Eratosthenes.* — *Religion* (und Cultus). Diesen Abschnitt einer gründlichen Kritik zu unterwerfen, deren er sehr bedarf, wäre zu weitläuftig. *Kirker* (*Kircheri Oedipus Aegypt.*) wird *instar omnium* empfohlen! — *Dieux*, *Animaux sacrés*, *lieux*, *où ils étoient adorés.* — *Funérailles et embaumement.* Billig bezweifeln wir, dass die Mosaik von Präneste (Palästrina) auf Taf. 3 u. 5, die um das Jahr 130 in Italien unter Hadrian gefertigt wurde, in Hinsicht des Alters und des ächten Stils als Quelle der ägyptischen Kunstgeschichte gelten könne. — c) *Libyens.* Dieser

Abschnitt umfafst alle herodoteischen Völker Lybiens, aber ohne allen Unterschied der Zeiten. Doch übersehe man ja nicht die schätzbaren Nachrichten über die Oahsen überhaupt, und insonderheit über die *Oasis parva.* —

II *Abschnitt. Von Asien.* Auch hier sind die Zeiten nicht gehörig unterschieden, und es fehlt an Haltung. Zuerst wird das Monument beschrieben, das man dem Tiber errichtete, als er die 14 durch Erdbeben zerstörten Städte in Kleinasien wieder aufbauete, und das man zu Puzzuoli bey Neapel gefunden. Hierauf gehen die Vff. das Wichtigste von folgenden Völkern durch. — *Indiens.* Sehr dürftig und oberflächlich. — *Chinois,* werden, sehr unhistorisch, vergöttert. Doch interessant ist die Beschreibung des kaiserl. Pallastes aus Manuscripten der Nationalbibliothek. — *Arabes.* Es werden blofs die ältesten und neuesten geschildert; von Muhamed (doch wohl interessant für Künstler!) und seiner Revolution keine Sylbe. — *Medes.* — *Assyriens.* — *Perses.* Vom Mithrasdienste, einem wichtigen artistischen Gegenstande, ist zu wenig; und was über die Ruinen von Persepolis gesagt worden, ist nichts gegen die Deutschen, *Herder* und *Heeren.* — *Parthes.* Einige parthische Könige nach Münzen. — *Scythes* (im weitesten Sinne). Fast zu umständlich. — *Peuples de l'Asie mineure.* Reichhaltig, genau, wiewohl nicht in der besten Ordnung. — *Syriens* (und Phönicier). Die merkwürdigsten Seleuciden werden in artistischer Hinsicht durchgegangen. — *Patriarches, Hébreux, Juifs et Chrétiens.* Hier wird mit den Fellen Adams und Evens angefangen. Die Patriarchen soll der Künstler nach *Raphael, Mignard, Lebrun,* besonders nach Poussin malen. — *Costume des Israëlites après la loi de Moïse.* — *Moïse, Prophètes.* — *Habitations des Juifs.* *Campagnes de la Judée.* — *Religion* (d. h. Cultus und Instrumente). — *Divinités des peuples voisins de la Judée, que des Juifs adoroient* (?). — *Armes.* — *Funérailles.* — *Usages.* — *Nouveau testament.* Die Vorschriften, wie man die Physiognomieen des Heilands und der Apostel beobachten solle, sind sehr ängstlich. Die ersten Christen werden meist nach *Fleury, Mignot, Dewert, Maimbourg* geschildert. — *Cérémonies.* — *Pénitences publiques.* — *Funérailles.* — *Patriarches, Papes et Cardinaux etc.* — Bey den Christen sind die Zeiten abermals zu wenig geschieden; weit zweckmäfsiger wurden sie nach Jahrhunderten geschildert. Auch finden sich vom J. 290—301 viele chronologische Irrthümer in der Reihe der Päbste, wovon wir nur die stärksten bemerken wollen. S. 290. S. Benedict lebte im 4 Jahrh. — lies: im 5ten, d. i. 480—543. — S. 296. Damasus II unter Heinrich I 1080. Damasus ward schon 1048 erwählt. — S. 299. Johann V 993. Allein es war schon der XVI. —

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

Alterthumswissenschaft. *Leipzig,* b. Dyk: *Über Museen- und Antiken-Sammlungen.* Eine den 2 Jan. 1807 zu Dresden gehaltene archäologische Vorlesung von *C. A. Böttiger.* 1808. 31 S. 8. (4 Gr.)

Die Schrift gehört eigentlich zum 4 Bande der *Bibliothek für redende und bildende Künste,* aus welchem sie besonders abgedruckt worden ist. Man mufs das Ganze als eine Einleitung ansehen zu Vorlesungen, worin der Vf. den Bestand und Inhalt der vorzüglichsten Antikensammlungen in Italien, Frankreich und den nördlichen Reichen, kritisch und ästhetisch betrachten wollte. Zuerst wird der Zweck solcher Sammlungen aus einander gesetzt; alsdann von der ersten ursprünglichen Bestimmung geredet, für welche die Meisterstücke der bildenden Kunst bey den Griechen zunächst geschaffen waren; ferner ihre erste Entführung nach Rom berührt, und welche Anwendung die Römer von ihnen gemacht, wie sie nachher während der finstern barbarischen Zeit theils zerstört worden, theils unter Schutthaufen begraben gelegen, bis unter den Mediceern für Wissenschaften und Künste ein neuer Tag anbrach, und Achtung und Liebe für alte Kunstdenkmale wieder erwachten. *Cosmus I* sammelte schon Antiken, und legte den Grund zum berühmten florentinischen Museum. Mit den Mediceern wetteiferten bald die Herzoge von Ferrara, Modena, Mantua und Mayland etc. Die Begierde, Kunstwerke, die aus den Trümmern Roms hervorgegraben wurden, zu besitzen, verbreitete sich in und selbst ausser Italien, dergestalt, dafs schon Papst *Paul III* (1534) nöthig fand, ein Verbot gegen die Ausfuhr derselben zu erlassen. Hr. *B.* erörtert ferner noch, wie die Liebhaberey für antike Denkmale in den neueren Zeiten sich entwickelt, und eifert zugleich gegen das Unzweckmäfsige, was manchen Sammlungen von Alterthümern etwa vorzuwerfen seyn möchte; endlich erklärt er die Museen oder Antikensammlungen, so wie die Sachen nun einmal stehen, nicht nur für ein nothwendiges, sondern sogar für ein wünschenswerthes Übel, und mit diesem Ausspruch sind auch wir, das *Übel* allein abgerechnet, völlig einverstanden. In dieser allerdings sehr schätzbaren kleinen Schrift sind wir jedoch auf einige Stellen gestossen, welche Berichtigung zu erfodern scheinen. So z. B. sagt der Vf. S. 7: „Das erste Urbild der Venus, aus welchem ihre ganze spätere Idealschöpfung hervorging, stellte Alcamenes in den Gärten auf." Aber die gleichzeitige Venus des Agoracritus (in der Folge als rhamnusische Nemesis berühmt) war ein anerkannt besseres Kunstwerk; auch vom Phidias, dem Lehrer des Alcamenes sowohl als des Agoracritus, waren hochgeschätzte Venusbilder vorhanden: also ist es nicht wahrscheinlich, dafs das Urbild zur Idealgestaltung der Venus in der erwähnten Statue vom Alcamenes sey geschaffen worden. Nach S. 15 soll die Gruppe des Laocoon unter Papst *Leo X* in den Bädern des Titus gefunden worden seyn, welches zwar in Hinsicht auf den Ort seine Richtigkeit hat, aber nicht in Hinsicht auf die Zeit, denn die Gruppe des Laocoon wurde früher und noch unter Papst Jul. II entdeckt, der billig auch den vornehmen Liebhabern und Sammlern antiker Denkmale hätte beygezählt werden mögen. S. 27 geschieht unter den von römischen Grofsen angelegten Antikensammlungen auch einer Villa Raspoli (vermuthlich ist's ein Druckfehler und soll — heissen Villa Ruspoli) Erwähnung. Von einer solchen Villa mit beträchtlicher Antikensammlung ist uns indessen nichts bekannt; nur im Palast dieses Namens giebt es einige Antiken, doch nicht in solcher Anzahl oder von so vorzüglichen Eigenschaften, dafs sie unter die bedeutenderen römischen Sammlungen gerechnet werden dürfen.

W. K. F.

FORTSETZUNGEN.

Leipzig, b. Benj. Fleischer: *Predigtentwürfe über die gewöhnlichen Sonn- Fest- und Aposteltags- Evangelien und Episteln durchs ganze Jahr in ausführlicher und abgekürzter Form* 1810. 7 Bd. 1—3 H. 388 S. 8 Bd. 368 S. 8. (2 Thlr. 4 Gr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 24 NOVEMBER 1810.

ALTERTHUMSWISSENSCHAFT.

Paris u. Strassburg, b. Treuttel und Würz: *J. Malliot et P. Martin, recherches sur les costumes, les moeurs, les usages religieux, civiles et militaires des anciens peuples d'après les auteurs célèbres et les monuments antiques.* Tom. I—III etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

III *Abschnitt.* *Von Europa.* a) *Grecs.* Die guten Griechen mögen hier nur mit dem gelehrten Publicum abrechnen. Was ihnen bisher an Lob hie und da allzureichlich gespendet worden, wird ihnen hier allzukarg zugemessen, und während wir die Schilderung lasen, glaubten wir uns gar nicht in Griechenland zu befinden. Übrigens sind die *antichità d'Ercolano* beständig als Quelle benutzt. *Costume et moeurs des Grecs en général.* — *Vêtements.* — *Barbe et Chevelure.* — *Coeffure.* — *Chaussure.* — *Rhéteurs, Philosophes.* — *Esclaves, gens du peuple, pauvres.* — *Repas, Meubles.* — *Mesures, monnoies.* — *Mariages.* — *Funerailles.* Zu ausführlich gegen die anderen Artikel. — *Expiation, criminels, supplians.* — *Religion* (d. i. Cultus). — *Oracles.* — *Fêtes.* — *Jeux.* Hier vermisst man erklärende Kupfer. — *Gymnases, Palaestres.* — *Tragédie, premier théâtre, danses.* Ist in historischer, wie in ästhetischer Hinsicht äusserst mangelhaft. Beym Theater war ein Grundriss und ein Profil unerläfslich. — *Ambassadeurs, Hérauts, Usages militaires, armes etc.* — *Marine* (vgl. mit Bd. I, S. 204). — *Usages particuliers* (d. h. der einzelnen griechischen Staaten, Athen, Sparta u. s. w., Macedonien). Wegen Mangel an Ordnung wird es dem Künstler hier sehr schwer werden, sich Raths zu erholen. — *Thraces.* Da wird auch Sogdiana mit beschrieben.

Auch hier müssen einige Irrthümer berichtigt werden. S. 346 wird gesagt, man habe die Termen der Hermen so genannt, weil die ersten dem Mercur geweiht gewesen. Aber wir wissen recht gut, wie uns *Böttiger* gezeigt, dass Ἑρμῆς *erst* aus ἕρμαις geworden, also gerade umgekehrt. — S. 354: „Der *olympische* Jupiter stand zu Delphi", und „Strabo tadelte ihn, weil er allzugross." Das letzte wollen wir, als streitig, nicht weiter berühren, da jenes schöne griechische Epigramm bekannt ist; das erste kann nur ein Schreibfehler seyn, widrigenfalls er ganz unverzeihlich wäre. — S. 436 ist doch wohl *hamaxobii* für *amaxarii* zu lesen.

b) *Peuples de l'Italie*, d. i. Nicht-Römer, als Cimmerier, Etrurier, die Einwohner von Sicilien und Sardinien. Hier rächt sich die Vernachlässigung der *chronologie générale, qui importe peu*, am meisten. Denn die Alterthümer der Etrurier, Griechen und Römer erhalten nur Licht und Zusammenhang durch die Zeitfolge, nach welcher sie selbst entstanden. — c) *Germains.* Der Historiker Schilderung von der Gestalt der Germanen soll noch von den heutigen Bewohnern dieser Gegenden gelten. Übrigens umfasst dieser Abschnitt auch der Germanen fabelhafte Götzen, den Swantewit, die Freya u. s. w. Zu bezweifeln ist wohl, ob die interessanten Denkmäler der Steyermärker so alt seyen, als sie der Vf. macht. d) *Peuples de la Grande-Brétagne.* e) *Espagnols.* f) *Gaulois.* Ein ungemein reichhaltiger Abschnitt, der sich mit den Galliern — bis auf ihre Vereinigung mit den Franken —, sodann auch mit den Brêtons, Burgundern, Marseillern und Westgothen beschäftigt. Als das vollständigste Werk über die Gallier von den ältesten Zeiten an bis auf den Anfang der Monarchie wird das von *Jean Picot de Genève* empfohlen. — Auf diesem Wege, meinen die Vff., seyen sie am schicklichsten bis zu den Alterthümern ihrer Nation gelangt, welcher sie nun den dritten Band ausschliessend widmen.

Dritter Band. Man sieht, wie die Vff. hier in mehr als einer Hinsicht zu Hause gewesen. Sind die Gesichter der Figuren z. B. freylich modernisirt, wie aus Vergleichung mit *Montfaucon* erhellt: so ist doch das Wesentliche mit Treue copirt, die Umrisse selbst so nett ausgeführt, als man mit Recht von den Arbeiten ihrer Nation in dieser Gattung rühmt. Der Künstler findet hier die schätzbarsten Monumente Frankreichs, Statuen, Siegel, Münzen u. s. w., aus *Montfaucon's, Mezeray's, Dubreul's, Bouteroue's, Lancelot's* Sammlungen zusammengestellt, höchst merkwürdige Miniaturgemälde aus alten Manuscripten, unter anderen auch den baseler Todtentanz S. 170 und Pl. 65, 66, 67, und der Antiquar noch überdiess manchen interessanten Auszug. Hie und da wünscht man wohl colorirte Blätter (z. B. S. 191. Pl. 79, 80), da bekannt, wie gross die Farbenpracht des 15 und 16 Jahrhunderts gewesen. Auch muss man sich bey der reichen Ausbeute dieses Bandes sehr wundern, dass *Jeanne d'Arc* und ihre romantischen Abentheuer, so ergiebig für die Kunst, gänzlich übergangen worden. Übrigens beschäftigt sich der ganze Band bloss mit den *costumes*, die nach Ordnung der Könige bis auf Ludwig XIII Zeiten herab beschrieben sind.

Première race. Da alle einzelnen Könige mit ihren

Gemahlinnen und Kindern, oft auch gleichzeitige Fürsten durchgegangen, und bey jedem das Wichtigste seiner Zeit mitgenommen worden: so ist auch die chronologische Angabe der Jahre nicht so genau zu fodern. — *Seconde raçe* und *Troisième raçe*, von wo an die Beschreibung allseitiger wird. Vortrefflich ist, was über die Grabmonumente S. 82 gesagt worden; auch ist Philipp Augusts Zeit sehr interessant. Den Abschnitten über *Chevalerie*, *Tourniere* — welche *Manuel Comnenus* um die Mitte des 12ten Jahrh. erfunden haben soll, der gewöhnlichen Meinung zuwider. — *Armoirie* und Bewaffnung wäre eine bessere Ordnung zu wünschen.

Übrigens stöfst man auch hier auf manches Unkritische, z. B. dafs die Chevalerie schon unter Karl d. G. existirt, dafs er (S. 45) einen Orden *de la couronne royale* eingesetzt, wie Karl Martell den *de la genette*, der doch erst vom h. Ludwig 1234 gestiftet wurde; dafs die Buchdruckerkunst von 1393 datire, die doch erst 1436 und 1452 zu Stande gekommen u. s. w.

Unseres Ermessens verdiente dieser Band in einer deutschen Bearbeitung besonders zu erscheinen, der, bey billigem Preise, den Künstlern unseres Vaterlandes vor Allem willkommen seyn müfste. Könnte man die vortrefflichen Monumente in *Millins* bekannter Reise, die sich hieher beziehen, dazu die Abbildungen von den Gräbern der provençalischen Grafen hiemit verbinden: so würde es in der That ein vortreffliches Werk werden.

Der Sorgfalt ungeachtet, welche die Verleger auf Papier und geschmackvollen Druck gewendet, haben sich eine Menge kleiner Druckfehler eingeschlichen, die jedoch nie bedeutend sind. Öfter ist bey den Figuren auf den Kupfertafeln durch weggelassene, wiederholte oder versetzte Zahlen Verwirrung entstanden.

W. v. S.

SCHÖNE KÜNSTE.

1) Berlin, b. Schmidt: *Der berlinische Robinson, eines jüdischen Bastards abentheuerliche Selbstbiographie*, ans Licht gestellt von *Julius von Vofs*. 1810. I Theil. 343 S. II Theil. 364 S. 8. (2 Thlr. 16 Gr.)

2) Leipzig, b. Cnobloch: *Clementine, oder mein Wonneleben am Friedrichsbrunnen*, von *J. G. D. Schmiedtgen*. 1810. 316 S. 8. (1 Thlr. 8 Gr.)

3) Rudolstadt, in der Hof- Buch- und Kunsthandlung: *Amarant* von *Carl Werlich*. I — III Abschnitt. 1810. 213 S. 8. (1 Thlr.)

In der Vorrede zu No. 1 verkündigt der Vf. selbst „einen recht bunt abentheuerlichen, auch bisweilen etwas *ausgelassenen* Roman," weil sein Verleger einen solchen verlangt habe. Hierauf sagen wir vorerst mit der Schrift: Man mufs Gott mehr gehorchen, als den Menschen! Demnächst fanden wir aber — ausser dem bekannten, in der That bedauernswürdigen Talente des Vfs., gut zu erzählen — nichts als eine gemeine, fast in allen Welttheilen spielende, mit Unziemlichkeiten, niedrigkomischen Abentheuern und ekelhaften Anekdoten verzierte Robinsonade, womit hier abermals der edle, oft gemifsbrauchte Name des Romans entweiht werden soll. — Wer einmal den Vorsatz gefasst hat: „es soll und mufs geschrieben seyn", der befleifsige sich doch wenigstens, dafs seine Schrift, wenn gleich rein von sittlicher Tendenz, doch auch rein von Ärgernissen und für die Jugend verderblichen Leichtfertigkeiten bleibe! So ist hier I Th. S. 170 von einer „*Weihe durch den Anblick der Morgenröthe*" die Rede, welche wir nicht nachbeschreiben wollen, da sie jedes edle Gemüth mit Unwillen erfüllen mufs. — Seltsam genug contrastirt hiemit mancher gelungene Scherz, manche artige Situation, und besonders eine gemüthliche Fertigkeit des Vfs., die jüdische Nation zu copiren und in ihren vielen Eigenheiten darzustellen. — Wenn I Th. S. 60—69 die Galgen-Jubelpredigt von *Jean Paul* wörtlich abgedruckt ist, ingleichen S. 257 ff. ein Auffatz von *Georg Forster* — das ist unbegreiflich, wenn man nicht zur Ursache das blofse Füllen jener Bogen annehmen soll. — Andere sogenannte Romandichter schildern doch meistens ihre Menschen — wenigstens die Haupthelden — besser als sie sind; und das ist recht, denn es erhält doch die Lesewelt noch ein wenig in der Nähe des Ideals: aber unser Vf. stellt beynahe alle Menschen weit schlechter dar, als man sie in der gewöhnlichen Welt findet, und hat dabey eine fast ausschliefsende Liebe für Gauner-, Bordell-, Festungs- und Zuchthaus-Bilder gefafst, bey deren Menge das Gute und Schöne allzuweit in den Hintergrund gestellt bleiben mufs. Eine solche Gemüthlichkeit in der Darstellung des Bösen und Nichtswürdigen mufs überhaupt jeden guten Leser Anfangs traurig, dann ärgerlich und trostlos machen, und zuletzt ennuyiren. — Wir müssen daher den Vf. recht herzlich bitten, nicht in diesem Tone fortzufahren — denn er ist sicherlich nicht der rechte. Will er uns nicht folgen: so mufs die Kritik ihre Rechte an ihn allmählich aufgeben.

No. 2. Ein herzlich gutgemeintes und sittlichgutes Büchlein, worin die Tugend nach Stand und Würden belohnt, und das Laster exemplarisch bestraft wird; worin es überall recht hübsch zärtlich, vernünftig und ordentlich — aber auch so erschrecklich langweilig zugeht, dafs wir grofse Anstrengung anwenden mufsten, um die Gähnparthie bis an das zum Glück nicht gar weite Ziel durchzusetzen. Man glaubt sich um zwanzig Jahre verjüngt — oder gar in jene goldenen Zeiten zurückversetzt, wo noch der redliche Siegwart, und in seinem Gefolge Heerfort und Klärchen, Herrmann und Ulricke, Fritz von Elmenau u. dgl. an der Tagesordnung waren. Nur mufs man bey gegenwärtigem Werke gar zu oft wünschen, dafs es auch eben so unterhaltend seyn möchte, als jene Schriften. — Wir glauben *nicht*, dafs der Vf. Talent für den Roman besitzt. — Zu tadeln wüfsten wir eben auch nicht viel. Am Ausdrucke

und Stile könnten Manche sogar Manches loben — aber wozu, da dem Ganzen der *Genius* nicht inwohnt? Doch ein paar Scherflein geben wir! S. 5 steht: „geht es *mir* (mich) an." S. 26: „Wir kamen *nächstens* (statt *bald nachher*) darauf zu reden." S. 31 und sonst *Pläne* (Plane). S. 143 heisst es ein wenig naiv: „Sie (die Geliebte) hatte ja den höchsten Grad körperlicher und geistiger Bildung — *dafür bürgte ihm seine Liebe*.

Der Roman No. 3, welcher wahrscheinlich in vielen noch nachfolgenden Bändchen erst recht ausgesponnen werden soll, beginnt hier mit einer ganz gewöhnlichen Ausreise des jungen Helden, oder doch Nebenhelden (des Erzählers selbst) auf Genüsse und Abentheuer, deren komisch seyn sollender Gehalt dem Leser keine guten Schlüsse auf den Geschmack und die Bildung des Vfs. erlaubt. In der Folge hofft man zwar wirklich noch, eine artig erzählte *Geschichte* zu geniessen; aber nur etwa bis in die Mitte des Büchleins — dann fängt der Vf. — von dem man diess vorn herein gar nicht erwartet hat — allmählich an, sich in das tiefe Meer des poetischen Nichts einzutauchen. Da kommen dann die gewöhnlichen Wald-, Höhlen-, Ton-, Farben-, Ordens-, Kirchen- und Altar-Wunder angezogen; vor allen aber lassen sich, wie billig, *Glaube, Liebe* und *Hoffnung* sehen, auch Gebete steigen zum Himmel, wozu Melodieen gefügt sind, wie S. 54:

„Dort wohnt Er in dem Sternenkranz,
Hier schwingt Er in den Tönen;
Im Mückenauge strahlt sein Glanz:
Das Wahre in dem Schönen! —"

und endlich führt uns ein Mährchen, das wieder einmal dem bekannten von *Goethe* nachgebildet ist, und worin ein Schmetterling in eine Art von Insel sehr artig verwandelt wird, glücklich aus diesen halbromantischen Ton- und Farben-Gewässern an die jenseitigen langersehnten Ufer des ersten Bandes, wo wir zu guter Letzt nochmals *Liebe*, *Glauben* und *Hoffnung* an einer edelsteinernen Brücke sitzen und uns den Abschiedsgruss zugähnen sehen. — Da würden wir doch wirklich, falls es uns einmal um dergleichen blosse Stundentödter zu thun wäre, lieber nochmals zu einem tüchtigen Rinaldo Rinaldini greifen, als zur Fortsetzung dieser bis jetzt so wenig Erquickliches versprechenden Lectüre! — „Es klingt alles ganz hübsch (pflegte der selige *Mozart* bey Anhörung dürftiger Compositionen zu sagen); *aber es ist nichts drin*." Zz.

1) Leipzig, b. Hartknoch: *Tulpen*. Von *Friedrich Kind*. Sechstes Bändchen. 1809. 351 S. 8. (1 Thlr. 16 Gr.)

2) Berlin, b. Braunes: *Spiele müssiger Stunden*. Von *Carl Müchler*. 1809. Erster Theil. 215 S. Zweyter Theil. 210 S. 8. (2 Thlr.)

Beide Schriften sind zunächst für die Unterhaltung der sogenannten Lesewelt bestimmt, und so dürfen wir sie schon bey aller Verschiedenheit des Werths und der Art, wie sie ihren Zweck zu erreichen suchen, neben einander stellen. Wenn Hr. *Kind* die edlere Classe der Leser stets im Auge hat, und sein Geschäft mit Ernst und Sinnigkeit treibt: so begnügt sich dagegen Hr. *Müchler* in der Regel mit leichter Arbeit, wie sie eben zum gewöhnlichen Zeitvertreibe verlangt wird.

Auch dieser sechste Band *der Tulpen* ist von mannichfaltigem Inhalt: es wechseln Mährchen, Erzählungen, poetische Briefe, Ballade, Legende und Drama, und unter diesen mannichfaltigen Stücken ist keines, das nicht seinen Zweck erfüllte, einige sogar sind vortrefflich zu nennen. Das vollendetste scheint uns *der Schwanengesang des jungen Ritters* zu seyn. In dieser Ballade ist das schauerlich Räthselhafte, das unauflöslich Wunderbare des bösen Schicksals, das uns so unwiderstehlich anzieht als ein unbestimmtes Etwas, dem wir wie dem ewigen Lebensgeheimnisse gern auf den Grund schauen möchten, sehr glücklich dargestellt. Einen anderen, geradezu entgegengesetzten Ton stimmt der Dichter im *Nachtmährchen* an: dieses Mährchen, ganz von seiner eigenen Erfindung, ist komischer Art, und nach Wieland's Manier in leichten gefälligen Versen ohne bestimmte äusserliche Regel mit scherzhafter, munterer Laune vorgetragen. Im Ganzen ist das Gedicht recht wohl gerathen, und es beweist, dass dem Vf., was man nach anderen Versuchen in dieser Gattung nicht vermuthen sollte, auch Scherz und Laune zu Gebote stehen. Nur einmal verfällt der Dichter in einen zu ernsten Ton: das lange Trauerlied, das er S. 49 die Adele singen lässt, ist völlig tragischer Art, und steht mit allem Übrigen nicht im Einklang, was man um so mehr empfindet, da kurz vorher, ehe sie das Lied anstimmt, scherzend von ihr gesagt wird: „sie sang wie Desdemona: Weide, weide!" — Von der lieblichen Leichtigkeit der Verse mag folgende Stelle zeugen:

Der Schalk ist schlau genug, sich nicht zu übereilen,
Lässt auf der Göttlichen die trunknen Blicke weilen;
Zwar schliesst der Schlummergott ihr Aug',
Doch, o! wie rein sind diese dunklen Bogen,
Die es umwölben, drüber hingezogen!
Wie duftet dieses Haar! wie süss ist dieser Hauch,
Wie blendend ach! des jungen Busens Wogen!
Jetzt fühlt er sich zu weiterm Staub gestärkt,
Ergreift das Händchen, das Juwelen-Strahlen
Mit Purpurflammen übermalen,
Und zieht den Ring vom Finger unvermerkt.

Unangenehm fällt S. 76 folgender Vers auf:

Und braucht in tiefster Nacht nie eine Lorgnette. —

In der romanhaften Erzählung: *Buschmutter*, ist die feurige Liebe der Bergmannstochter Christel zum abentheuerlich herumschweifenden Joseph trefflich geschildert, und besonders wahr und schön die feste Zuversicht, womit diess innigst liebende Mädchen allem bösen Anschein zum Trotz an des geliebten Redlichkeit glaubt, und in diesem Glauben für ihn handelt. — Sehr interessant ist die ritterliche, in Briefen dargestellte Geschichte der *Gisla von Geisburg*, nur wird hin und wieder der alterthümliche

sches Wort بصل. Eben so, meint der Vf., stamme das Wort *Elatine* aus dem Arabischen ab, weil *Castelli Elatini* habe; aber es giebt keinen arabischen Stamm, worauf es könnte mit einiger Wahrscheinlichkeit zurückgeführt werden, und die Araber haben eine Menge Wörter für Naturproducte aus fremden Sprachen aufgenommen. Offenbar stammt das Wort aus dem Griechischen her. Dafür soll *galbanum* aus dem Celtischen kommen, von *galb*, Öl; aber es ist sehr unwahrscheinlich, dass ein afrikanisches Product mit einem celtischen Namen belegt sey, und viel natürlicher ist die Ableitung aus dem Arabischen جلب, von dem Überzuge einer Wunde gebraucht, indem sie heilt. Bekanntlich ist *galbanum* ein altes Wundmittel. Vorzüglich sucht der Vf. Etymologieen aus der celtischen Sprache zu geben, von denen einige beym ersten Blicke sehr treffend scheinen. Aber was würde man sagen, wenn Jemand die Stammwörter aus dem Russischen, Finnischen und Schwedischen nähme, und diese so verschiedenen Sprachen mit einem Namen, der scandinavischen, benennen wollte? So wirft der Vf. unter dem Namen der celtischen Deutsch, Gallisch (die Sprache in Bretagne und Wales), Ersisch (die Sprache *Ossians*) und Biscayisch, vier ganz verschiedene Stammsprachen, zusammen. Bald soll daher *ar* den Artikel, bald Wohlgeruch, bald *rudis* in seinem Celtischen bedeuten. Es ist sehr möglich, dass unter den lateinischen Wörtern, deren Etymologie noch zweifelhaft ist, gallische Wörter vorkommen, vielleicht auch biscayische und deutsche, doch ist das Letztere zweifelhafter; aber höchst unwahrscheinlich sucht man den Stamm derselben im Ersischen. Der gallische Artikel *ar* und *an* kommt allerdings noch wohl in manchen lateinischen Wörtern vor, z. B. *arbor*, *arbutus*, beide Worte scheinen ganz von *ar wezen* (nicht *ar bos*, wie der Vf. sagt), der Baum oder Busch, im Gallischen herzustammen; aber die übrigen Bedeutungen von *ar* liegen zu weit entfernt. Der Vf. bringt auch *aroma* dahin (warum nicht auch عطر?), und *nard*, ein persisches Wort, weil das Persische mit dem Celtischen übereinkomme. Dass sich deutsche Stammwörter im Persischen finden, lässt sich nicht leugnen; aber vom Gallischen, Ersischen u. s. w. ist dort keine Spur. Überhaupt geräth man bey einem solchen Verfahren in ein wildes Etymologisiren. Noch mehr ist dieses der Fall, wenn sehr entfernte Ähnlichkeiten gewählt werden, als *Avena* von *aten, to eat*, essen. Kurz, die dem Vf. eigenen celtischen Etymologieen bedürfen noch einer sorgfältigen Prüfung, und können nicht ohne Kritik angenommen werden. Was der Vf. von *Browallia* und *Bufonia* sagt, können deutsche Leser aus *Beckmanns* Wörterbuche verbessern. Sonderbar ist die Erklärung von *Britannica in Rumex britannica*. *Il est originaire*, heisst es, *de la Virginie et non d'Angleterre, comme ce nom le feroit croire; mais comme les Anglois alors maîtres de la Virginie, l'ont fait connoître les premiers, on l'a faussement attribué à leur pays.* Diess zeigt zugleich, wie wenig der Vf. in botanischen Schriften bewandert sey. *Britannica herba* hiess viel eher, als *Rum. Britannica* bekannt wurde, *Rumex aquaticus*. Plinius redet von einer *Herba britannica*, welche aus Britannien komme, beschreibt sie aber so wenig genau, dass man nicht errathen kann, welche Pflanze er meint. Nach Dioskorides Beschreibung von Βρεταννικη riethen die Neueren auf einen *Rumex*, und auf einen sehr häufigen, den *Rumex aquaticus*. *Munting* giebt davon eine sehr verschrobene Etymologie aus dem Friesischen. Nach des Vfs. Weise würde man leicht im Celtischen eine andere finden können. Das angehängte Wörterbuch *des termes de Botanique et de ceux de Médecine et d'Agriculture, qui ont rapport aux plantes*, ist im höchsten Grade mangelhaft, und die Etymologieen sind nach seiner Art oft aus dem Celtischen genommen.

L. R.

Leipzig, b. Gräff: *Taschenbuch für Blumenfreunde, oder kurze Charakteristik und Anweisung zur Cultur der vorzüglichsten in neudeutschen Gärten befindlichen Gewächse und Ziersträucher.* Von M. C. G. *Berger*. (Erster Theil). 1802. XVI u. 262 S. Nebst einem deutschen Register. Zweyter Theil. 1804. VIII u. 280 S. Nebst einem Anhange über die richtige Aussprache der lateinischen Pflanzennamen (Beide Theile 2 Rthlr.) Erster Theil, zweyte verbesserte und stark vermehrte Auflage. 1805. VIII u. 400 S. 8. (1 Rthlr.)

Dieses Buch soll Bedürfniss und Wünsche einiger Blumenfreunde befriedigen, und den Blumisten, welche oft von ihren Correspondenten Saamen mit blosser Angabe des Namens erhalten, und die Behandlung derselben nicht kennen, zur Belehrung dienen. In dieser Hinsicht liefert der Vf. ein Verzeichniss der vorzüglichsten in deutschen Gärten befindlichen Pflanzen nach den Trivialbenennungen in alphabetischer Ordnung; den lateinischen Namen sind deutsche, meistentheils gutgewählte Namen hinzugefügt. Dann ist die Dauer, das Vaterland und die Blühzeit der Gewächse angezeigt, und endlich, ob sie in Deutschland im Freyen aushalten oder in Glas und Treibhäusern gezogen werden müssen. Die Ausführung dieses Plans ist allerdings zu billigen, und wir zweifeln keineswegs, dass dieses Buch Gartenfreunden, denen es nicht um Beschreibung der Pflanzen zu thun ist, in manchen Fällen nützlich seyn könne. Was nun aber folgende Bemerkungen des Vfs. anlangt: „Zugleich wollte ich Anfängern in der Botanik das Studium dieser interessanten Wissenschaft erleichtern. In dieser Absicht habe ich jedesmal Classe und Ordnung beygefügt, ausser bey einigen wenigen, die von anerkannten Botanikern noch nicht hinlänglich bestimmt und geordnet sind": so können wir versichern, dass Hr. *Berger* seinen vorgesetzten Zweck nicht erreicht und in dieser Rücksicht wenig geleistet hat. Denn die Angabe der Classe und Ordnung sowohl als die Erklärung des *linnéischen* Systems, die wir noch überdiess in allen botanischen Handbüchern finden, ist eine sehr geringe Erleichterung. Dagegen hätte unseres Be-

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 26 NOVEMBER, 1810.

BOTANIK.

Paris, b. Dufour u. Comp.: *Glossaire de Botanique ou Dictionnaire étymologique de tous les noms et termes relatifs à cette science*, par *Alex. de Théis*. 1810. 542 S. 8.

Den gröfsten Theil diefes Werkes nimmt ein etymologifches Wörterbuch der Gattungsnamen in der Botanik ein, fo wie der fpeciellen Namen, wenn hre Bedeutung nicht fogleich aus der lateinifchen Sprache zu erkennen ift. Alfo ein Werk wie *Beckmanns Lexicon botanicum*; doch befchränkte fich diefer nur auf die linnéifchen Namen, unfer Vf. hingegen führt alle ihm bekannt gewordenen auf. Ferner lieferte *Beckmann* nur die Erklärung der fpeciellen Namen, wenn fie Subftantiven find, hier werden iber alle erklärt, deren Bedeutung nicht fogleich in lie Augen fällt. Dadurch wird das Werk ungemein brauchbar. Der Vf. fammelte die Gattungsnamen aus ranzöfifchen Schriftftellern, und *Willdenow's Spec. pl.*; er kennt viele englifche, deutfche und nordifche Schriftfteller nicht, aus denen fich noch eine reiche Nachlefe geben liefse, welche felbft *Willdenow* bey einer neuen Ausgabe feiner *Sp. pl.* benutzen wird, ind in feiner *Enumer. plant. hort. Berol.* bereits benutzt hat. Viele Pflanzen find nach Botanikern benannt, und ein Wörterbuch der Gattungsnamen follte von diefen zwar kurze, aber doch hinreichende Nachricht geben. Diefes ift aber fehr mangelhaft n diefem Werke gefchehen. Manche Botaniker werlen nur äufserft kurz angeführt: von dem fonft fehr berühmten Campomanes findet man nichts gefagt, ls *Naturaliste espagnol*; von Mehreren wird keine Schrift, von Anderen nur eine unbedeutende Abhandlung angeführt, welche dem Vf. allein zur Kunde gekommen war. *Böhmers Comment. de plantis in memoriam cultorum nominatis, Lipf.* 1790, ift ihm, wie lie meiften deutfchen Schriften, unbekannt; feinen Vorgänger *Beckmann* kennt er ebenfalls nicht. Übrigens zeugt das Werk von der Gelehrfamkeit des Vfs. Aufser den unumgänglich nöthigen Sprachen, der lateinifchen und griechifchen, befitzt er Kenntniffe der englifchen, und, wovon er häufigen Gebrauch macht, der celtifchen Sprache; auch fcheint ihm das arabifche nicht ganz unbekannt gewefen zu feyn. Auf eine Unterfuchung, was der Name für eine Pflanze bey den Alten bedeute, läfst er fich eben nicht ein; gewöhnlich führt er nur Plinius an, wo r doch auf die Quelle, Theophraft und Dioskorides, zurück gehen konnte. Nicht immer bemerkt er, was auch mit wenigen Worten gefchehen konnte, dafs die Pflanze der Alten nicht die unfrige eben fo benannte fey. *Alsine*, von ἀλσος abgeleitet, und als eine Waldpflanze angegeben, kann unfere *Alsine* nicht feyn; *Arachis* beym Plinius, oder ἀραχιδνα beym Theophraft, trägt zwar, wie manche *Leguminosae*, die Frucht unter der Erde, ift aber nicht *Arachis* der Neuerne, welche in Amerika wächft; *Thlaspi* mit zufammengedrückten Saamen, wie eine Linfe, gehört ohne Zweifel ebenfalls zu den *Leguminosis*, und ift von unferer *Thlaspi* verfchieden. Was die Etymologieen aus dem Griechifchen betrifft: fo hatte der Vf. einen Vorgänger an *Linné* felbft, welcher in der *Philosophia botanica* die Ableitungen anführt, und noch ficherer würde er gegangen feyn, wenn er *Sprengels* Ausgabe diefes Werkes hätte nutzen können. Die Unrichtigkeit der Etymologie, wenn *Linné Iatropha* von ιατρον, *medicamentum*, und φαγω, *edo*, herleitet, fo wie *Atraphaxis* von α *priv.* und τραφειν, *nutrire*, fällt in die Augen. Einige ganz falfche Etymologieen find Rec. aufgefallen. *Apocarpum* (in *Bryum apocarpum*) foll von απο, *proche en ce sens*, wie der Vf. fagt, und καρπος, *fructus*, herkommen, da es doch dreyfach zufammengefetzt ift, von α *priv.* πους, Fufs oder Stiel, und καρπος, weil die Frucht keinen Stiel hat. Eben fo *Aponogeton* von απο, *proche en ce sens*, γειτων, *viosin, sous, entendu* ποτα μος, *rivière*. Diefes wäre eine harte Ellipfis, abgerechnet, dafs man wohl nicht leicht απο für *proche* gebraucht finden wird. Das Wort kommt von απονος, *facilis*, und γειτων, *vicinus*, her. Das Beywort *phrygia* in *Centaurea phrygia* bezieht fich nicht auf φρυγιος, *siccus*, fondern man hat an *opus phrygium* gedacht, weil fich auf den Kelchfchuppen lange zurückgebogene Spitzen mit zierlichen Franfen befinden. *Aphyteia* foll nicht heifsen *planta, quae non est planta*, fondern *planta cui non est herba*, wie *Linné* felbft in den *Amoen. acad.* erinnert. Übrigens führen die Schriftfteller, wenn fie neue Namen machen, die Etymologie felbft an, wonach fich auch der Vf. richten konnte, und das ift fehr gut, weil man fonft fie oft fchwer errathen möchte. Der arabifchen Sprache bedient fich der Vf. felten, vielleicht weil er nicht genug Kenntniffe darin befafs. *Ciboule* leitet er z. B. richtig von *cepula* her; fetzt aber hinzu, man möge erwägen, dafs im Arabifchen die Pflanze auch *sumbouloun* heifse. Aber سنبل bezeichnet jedes Ährengewächs, ift offenbar kein urfprünglich arabifches Wort. Für die Zwiebelgewächfe giebt es noch ein befonderes ächt arabi-

zwar nach den neueren Ideen, welche in Deutschland besonders durch *Winterl* in Anregung gekommen sind. Es liegt ihnen ohne Zweifel ein tieferer Sinn zum Grunde, und sie verschliessen mehr Gebärungsvermögen in sich, als die antiphlogistischen; allein man muss es nicht übertreiben, und sogleich weder von Sauerstoff noch Stickstoff etwas hören wollen. Was uns die Chemie giebt, müssen wir ehren; sie läſst uns ja auch ganz frey, nach Lust und Einsicht zu erklären. Die Erklärungen von der Entstehungsart der Luftarten können nur als Nominalerklärungen angesehen werden. Z. B. „die Stickluft erscheint vorzüglich dann, wenn (wann) die atmosphärische Luft im Verbrennungsprocesse zum Theil aus ihrer Form tritt; diese (welche?) steht nämlich in der Stufenreihe über das (dem) Sauerstoffgas, und wird daher als solche in den meisten Processen nicht mehr ganz zerlegt, wie jenes und die Kohlensäure." Mit diesen Ausdrücken gewinnt der Vf. nichts für die Theorie. Das Wesen des Unterschiedes der Luftarten muss strenger, wahrhaft philosophisch, nicht bloss mit philosophischen Worten angegeben werden. Dass gesagt wird, die atmosphärische Luft sey kein Gemeng; die Luftarten seyen gleich allen Reizen nur dadurch verschieden; dass bald die reale, bald die ideale Seite mehr in ihnen hervortritt, hilft nichts, weil eben dieser Charakter, ausserdem dass er in *Physicis* kein *wirkender* Charakter ist, allen Dingen gleich ist. Wie wirkt denn die Luft, welche realer ist, und durch welche eigenthümliche Affection oder Qualität wirkt sie denn? wird und darf Jeder fragen. Die Zeiten sind vorbey, wo die Naturphilosophie sich bloss mit der Festsetzung ihrer Terminologie befassen musste. Damals gehörte sie noch der streng sogenannten (ethischen) Philosophie an; jetzt aber wäre es Zeit, dass sie wahrhaft *Physica* wäre, und darauf geht jetzt das Bestreben mehrerer Gelehrten in der Naturforschung, wohin wir auch den Vf. laut seiner von vieler Realität zeugenden neuen Schriften zählen dürfen. — Es folgt nun der Einfluss der Luft in die Animalisation. Alle Thierclassen werden durchgegangen, um zu zeigen, dass die Irritabilität, die Regsamkeit, die Ausbildung steigt, so wie der Athmungsprocess zunimmt, wie er von dem Wasser in die Luft übergeht. Hier hätten viele schöne Ideen entwickelt werden können und sollen; der Vf. hat sich aber meistens mit der schlichten Erzählung und Beschreibung begnügt. Auf *Blumenbachs* und *Cuviers* vergleichende Anatomieen hat er sich mit Recht gestützt; allein was in diesen steht, wird hoffentlich Jeder, der des Vfs. Schrift liest, selbst studiren, und es sollte mithin vorausgesetzt werden. In einer so räsonnirenden Monographie sollte man billig die anderswo verzeichneten Facta nicht nacherzählen; sondern sie bloss nennen, wenn man sie als Beweis oder zur Deduction braucht; will man, oder muss man doch erzählen, so halten wir es für unerläſsliche Schuldigkeit, aus den Quellen zu erzählen. Wer wird bey den Luftbehältern der Vögel *Cuvier* citiren statt *Camper* und *Hunter*, eben so bey der Structur der Amphibienherzen statt *Duverney* und *Mery*, bey den Insecten statt *Swammerdam*, *Reaumur*, (*Lyonet*), *Sorg* und *Hausmann*? Dass den Eingeweidewürmern und an ähnlichen Orten lebenden Thieren gleichsam die Wärme, und den Pflanzen das Licht *das* wird, was höheren Thieren die Luft, ist eine gute, vorbereitende Bemerkung für die folgende Theorie des Athmungsprocesses. Über die Meinung, der Embryo sey anfänglich nicht bloss ohne Nabelschnur, sondern er schwimme auch frey wie ein Infusionsthierchen in der Flüssigkeit, müssen wir uns, als von einem denkenden Physiologen kommend, höchlich wundern, wie auch, dass keine einzige Thatsache dafür spreche, dass der *Liquor amnii* der Nahrungsstoff des Foetus sey. Dutzende von Thatsachen könnten wir anführen, und sind schon angeführt. Der Vf. meint, der *Liquor amnii* würde bloss als Gegensatz der Gestaltung (des Foetus) erzeugt. Daran mag Vieles seyn, aber eben eine jede solche Gestaltung entsteht ja aus dem damit und schon *zuvor* seyenden Flüssigen — in allen Processen der Natur. Dass aber die Placenta blosses Athmungsorgan des Foetus ist, darüber braucht die Physiologie nicht mehr zu streiten. Hätte sie alle Theorieen so rechtmäſsig und gründlich errungen, wie diese: so würde sie auf kein Nichtglauben mehr zu achten haben. — Wie durch das Thierreich: so wird das Eingreifen der Luft auch durch das Pflanzenreich durchgeführt, und auf manches Wichtige aufmerksam gemacht, besonders auf die gleichbedeutende Einwirkung des Lichtes mit der Luft. Dieser Parallelismus wird in den Pflanzen augenfälliger als in den Thieren, und der Vf. hat ihn vortheilhaft zu benutzen gewusst. — Nach einem kurzen Rückblick folgt die Theorie, welche lehrt, dass die Wirkung der Luft im Athmungsprocesse gleich sey der des Lichtes, nämlich in die partielle Indifferenz des Blutes beständig neue Differenz zu setzen. Diese Äusserung ist richtig, und ohne Zweifel die getroffene. Wir müssen aber bemerken, dass damit noch sehr wenig gethan ist: denn wir wollen wissen, *wie* bewirkt dieses die Luft? Und nun stockt es. Es ist leicht wegdisputiren, dass der Sauerstoff nicht ans Blut trete; aber wenn dieſs nicht ist, was geschieht denn der Luft, indem sie das Blut differenzirt? Ohne Zweifel wird sie auch verändert, und zwar, wie es der Vf. nennt, auf einen niederen Grad reducirt. Aber welches ist dieser Grad? Sauerstoffaction fehlt nun darin; warum, wollen wir mithin nicht sagen, es sey Sauerstoffgas verschwunden? Was soll uns unsere Naturphilosophie helfen, wenn wir immer thun wollen, als hätten wir etwas Anderes in den sonderbaren Redensarten, da wir doch das Alte haben, und zufrieden seyn sollten, dieses genauer, richtiger zu bestimmen, und was das beste, ja das einzig Wahre ist, es an die gehörige Stelle zu setzen. Daher dürfen wir die Messungen des verlornen Sauerstoffgases, der gewonnenen Kohlensäure u. s. w. nicht verächtlich bey Seite legen, sondern sie geduldig von allen Seiten betrachten, um *daraus* zu lernen, *was* das Blut differenzirt, und wie viel Energie der Luftpolarität dazu nöthig ist. Dann werden wir andere Gelehrte nicht zurückschrecken, da sie nicht mehr glauben können, als wähnten wir, mit blossen Formeln die Natur zu bannen, zu welcher Beschuldigung das Publicum leider Gründe genug gehabt hat; so dass es ihm wohl zu verzeihen ist, wenn es wähnt, dass auch jetzt der alte Unfug noch fortgetrieben werde, und es sich daher nicht von dem wahren jetzigen Stande dieser Wissenschaft unterrichten will. Die vorliegende Schrift ist zwar nur ein kleines, aber doch versprechendes Beyspiel von der besseren, realeren Wendung, welche die Naturphilosophie zu erhalten begonnen hat. — Noch ein Wort über die Sprache. Woher mag es kommen, dass in einer Menge Schriften des naturgeschichtlichen, physikalischen und medicinischen Faches so viele Sprachschnitzer gefunden werden? Welchen Casus Verba und Präpositionen regieren, wird nicht beachtet; Bindewörter werden nachläſsig statt Adverbien gesetzt; Buchstaben willkührlich verdoppelt oder vereinfacht; die Plurale falsch gebildet, wohl gar französirt; die Geschlechter verkehrt; die Genitive verdorben; nach dem Comparativ muss man das zweydeutige *wie* lesen; Wenige kennen den Unterschied zwischen der Endsylbe *ig* und *icht* (Manche setzen sogar *igt*) zu kennen, obschon die Naturgeschichte den grössten Vortheil und die strengste Bestimmtheit der Begriffe dadurch erhalten könnte; und bald darf man sich so wenig über einen Schriftsteller als über einen Abschreiber ärgern, wenn er nicht weiss, wann der Deutsche den Accusativ, wann den Dativ setzt. Muss man nicht glauben, die Schriftsteller treiben es wie die meisten der jetzigen Studenten? Sie wollen fertig seyn ohne anzufangen, wollen zuerst Bücher schreiben, und dann schreiben lernen. Sollte es in Deutschland wohl noch Schulen geben, wo nicht Deutsch gelehrt wird, oder sollte es Studenten geben, die nicht auf Schulen gewesen sind, oder sollte es wohl gar Schriftsteller geben, die arbeiten ohne ihr Arbeitszeug zu kennen? — Wir müssen bitten, diese Bemerkungen nicht gerade auf gegenwärtige Schrift zu deuten. Nur wenige Fehler dieser Art haben uns Veranlassung dazu gegeben.

O.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 27 NOVEMBER, 1810.

MEDICIN.

Göttingen, b. Dieterich: *Anfangsgründe der Wundarzneykunst.* Von *August Gottlieb Richter*, der Arzneyw. und WW. Doctor, Sr. königl. Majestät von Grossbritannien Hofrath und Leibarzt, der Arzneywissenschaft und Wundarzneykunst ord. öffentl. Lehrer auf der Universität zu Göttingen etc. I Band. 1799. 3 Aufl. VIII u. 560 S. mit 8 Kupf. II Band. 1802. 3te verbess. Aufl. 514 S. mit 5 Kpf. III Band. 1795. 528 S. mit 4 Kpf. IV Band. 1800. 428 S. mit 5 Kpf. V Band. 1801. 472 S. mit 7 Kpf. VI Band. 1803. 476 S. mit 4 Kpf. VII Band. 1804. 284 S. mit 12 Kpf. in 8. (10 Thlr. 16 Gr.)

Der Anfang dieses Werkes liegt zwar schon einige ahre hinter der Periode unserer Blätter zurück; al-ein der Zweck desselben ist zu wichtig, als dass wir, a nunmehr mit dem siebenten Bande dasselbige ge-chlossen, und die erwartete neue Auflage der vorigen ände noch nicht erschienen ist, nicht auch über as Ganze etwas sagen sollten. Ohnehin ist es merk-ürdig, dass die Beendigung dieses Werkes in einem eitraum erfolgte, in welchem eine Revolution in en Meinungen der Theoretiker und Praktiker den nfänger schwankend zwischen Meinungen stellt, eren richtigen Gehalt zu prüfen, die Wenigsten Kraft enug in sich fühlen. Der Vf., welcher als Literator nd Praktiker einen ehrenvollen Platz unter Deutsch-nds Chirurgen behauptet, legt in diesem Werke em Publicum einen Schatz von den vortrefflichsten rfahrungen der vorzüglichsten Wundärzte des In-nd Auslandes, mit praktischem Geiste gesammelt, vor ugen. Seine Bemerkungen sind meistens mit der lgemeinen Erfahrung übereinstimmend. Man fin-et keine überflüssigen gelehrten Citationen, keine nütze Anhäufung von Manipulationen bey den Ope-tionsarten; das Manuelle derselben ist mit vieler eutlichkeit abgehandelt, und die unbedeutendsten irurgischen Krankheiten und Operationen sind mit en der Gründlichkeit, mit eben dem Fleisse bearbei-t, als die wichtigsten Zweige der Chirurgie. Die agnose der äusserlichen Krankheiten ist vorzüglich chtig, und zeigt von dem praktischen Geist des Vfs. r wer die Kritik nach strengen Grundsätzen der regungstheorie unternehmen wollte, würde hin d wieder Stoff zum Tadel finden, da die Grund-tze der Humoral-Pathologie hier häufig geltend ge-acht werden.

Ehe Rec. zur genauern Anzeige des Werks selbst übergeht, verweilt er noch bey einigen Nebenpuncten, die jedoch bey einem Werke, das vermöge seiner Tendenz auf ein grosses Publicum Anspruch macht, Erwähnung verdienen. Der Druck ist durchaus nicht gut gewählt; er ist für ein solches Werk, das sich zum Handbuch eignet, zu gross, und macht es unnützer Weise voluminös. Die Kupfer, 45 an der Zahl in allen 7 Bänden, enthalten ohngefähr 93 Abbildungen. Die abgebildeten Instrumente und Bandagen empfehlen sich nach des Vfs. eigener Versicherung entweder durch Brauchbarkeit, oder weil sie noch nicht allgemein bekannt waren. Allein in *Anfangsgründen der Chirurgie* ist diese Wahl gerade nicht die vorzüglichste. Überhaupt ist der Titel *Anfangsgründe* nicht gut gewählt. Auf der einen Seite enthält das Werk für den Anfänger zu viel, auf der anderen zu wenig; es ist vielmehr als ein vortreffliches Handbuch für den prakticirenden Wundarzt zu betrachten. Die Krankheiten sind in einer natürlichen, in mancher Rücksicht sehr lobenswerthen Ordnung abgehandelt. Zuerst sind die allgemeinen Krankheiten, oder die, welche in allen Theilen des Körpers entstehen können, abgehandelt; dann folgen diejenigen, die gewissen Theilen unseres Körpers eigen sind, und diese fangen beym Kopfe an, und endigen bey den unteren Extremitäten. Folgende Krankheiten aber vermisst Rec. ganz: die Brüche und Verrenkungen der Knochen durchaus, mehrere Knochenkrankheiten als Nekrosis, Tophi etc., Rückgradskrümmungen, und mehrere fehlerhafte Bildungen der Knochen. Auch ist nichts über die chirurgische Behandlung der Ertrunkenen, Erstickten und Erwürgten gesagt.

I Theil. *Von den allgemeinen Krankheiten.* Erster Abschnitt: *Von den allgemeinen Entzündungskrankheiten.* 1 Capitel. *Von den äusserlichen ächten Entzündungen.* 2 Cap. *Vom Eitergeschwüre.* 3 Cap. *Vom kalten Brande.* Was der Vf. in diesen 3 Capiteln über die erwähnten Gegenstände sagt, betrifft eigentlich nur das Generelle derselben. Allein über die Ursachen und die ganze Behandlung des letzteren giebt die Erregungstheorie, vorzüglich bey diesem Übel, ungleich bestimmtere Ansichten, als man nach den bisherigen Schultheorieen von demselben hatte. Nach den Ansichten des Vfs. spielen die Säfte hier eine starke Rolle, und der Brand ist entweder die Folge des gehinderten Rückflusses, oder des geminderten ja gänzlich gehemmten Einflusses oder der gestörten Bewegung der Säfte in einem Theile des Körpers. Immer

alſo die nicht zu billigende Anſicht der Humoralpathologie, die über dem Secundären das Primäre überſieht, und die Wirkung für die Urſache nimmt! §. 136 wird des Brandes erwähnt, der vom Aufliegen entſteht, und der bloſs einem anhaltenden äuſseren Drucke zugeſchrieben wird. Wenn dieſs aber der Fall iſt: warum entſteht er ſo ſelten bey Beinbrüchen u. ſ. w., wo der Kranke Monate lang auf einer Stelle gefeſſelt, übrigens aber ſein innerer Geſundheitszuſtand gut iſt, da hingegen beym Typhus und bey ähnlichen Übeln ſich der Brand oft ſehr ſchnell einſtellt? Er iſt meiſtentheils, um eine richtige Diagnoſe zu ſtellen, nicht als örtliches Übel, ſondern als Folge des allgemeinen Zuſtandes anzuſehen. 4—9 Cap. *Von der Roſe, von den Verbrennungen, Erfrierungen, vom Blutſchwär, Karfunkel, von dem Hieb-, Schnitt- und Stich-Wunden überhaupt.* Cap. 10. *Von den Mitteln zur geſchwinden Vereinigung der Wunden*, handelt von den Vereinigungsbinden, von der trocknen und blutigen Nath. Cap. 11. *Von den Schuſswunden.* Luftſtreifſchüſſe hält der Vf. mit Recht für ganz unwahrſcheinlich. Die hier angegebenen Gründe ſtimmen mit jeder unparteyiſchen Beobachtung überein. — Das Einſchneiden der Schuſswunden wird durchaus für ſehr ſchädlich erklärt; allein in folgenden Fällen findet es Rec. dennoch nothwendig, als: wenn die nothwendige Unterbindung eines Gefäſses einen Einſchnitt erfodert, wenn ein fremder Körper nahe am Eingange liegt, und ohne Erweiterung nicht gut gelöſt werden kann, oder wenn durch denſelben die Functionen irgend eines Theils geſtört oder derſelbe ſehr gereizt wird. Cap. 12. *Von den Quetſchungen.* Cap. 13. *Von den Blutungen bey Wunden.* Cap. 14. *Von den Nervenzufällen bey Wunden.* Da das Queckſilber bey heftigen Nervenzufällen, die vorzüglich bey Stichwunden u. ſ. w. entſtehen, zuweilen gute Dienſte leiſtet: ſo glaubt der Vf., daſs das veneriſche Gift zur Entſtehung dieſer Zufälle etwas beytrage. Allein da die meiſten bey dieſem Übel Statt findenden Umſtände (§. 404) auf indirecte Schwäche hindeuten: ſo iſt die reizende Wirkung des Mercurs auf die Organiſation hier wohl nicht zu verkennen. Cap. 15. *Von den vergifteten Wunden.* Die Behandlung der Wunden von tollen Hunden iſt zu kurz angegeben. Iſt der Biſs am Finger oder Zehen: ſo iſt die Amputation deſſelben unſtreitig das beruhigendſte. Des glühenden Eiſens wird gar nicht erwähnt, obgleich die Anwendung deſſelben, vorzüglich bey fleiſchigen Theilen, manchmal gewiſs von groſsem Nutzen ſeyn kann. Unter den Äzmitteln verdiente die Spieſsglasbutter (wenn die Nähe von groſsen Gefäſsen und Nerven die Anwendung nicht verbietet) vorzüglich erwähnt zu werden. Von der Anwendung der Belladonna und mehrerer innerlicher Mittel wird nichts Beſtimmtes geſagt. Cap. 16. *Von dem Scirrhus und Krebs.* Cap. 17. *Von den Balggeſchwülſten.* Cap. 18. *Vom Überbeine.* Cap. 19. *Von der Pulsadergeſchwulſt.* Rec. ſtimmt dem Vf. mit Überzeugung bey, wenn er die wahre Pulsadergeſchwulſt in den meiſten Fällen für die Folge einer allgemeinen Krankheit hält. Denn oft entſteht ſie an einem andern Theile, nachdem ſie vorher mit dem glücklichſten Erfolg an dem einen Ort operirt worden. Zu der Heilung derſelben durch die Compreſſion, §. 548, ſchlägt Rec. hier ein Mittel vor, deſſen Wirkung ganz vorzüglich iſt: Gewöhnlicher weiſser Töpferthon wird mit Meerzwiebeleſſig mäſsig angefeuchtet, und daraus ein Kuchen gebildet, der einen Daumen dick, und etwas gröſser als die Geſchwulſt iſt; nachdem ein leichtes Tourniquet am Obertheil des Gliedes angelegt iſt: wird die Geſchwulſt etwas leicht gedrückt, darauf die Thonmaſſe etwas feſt aufgedrückt, mit einer Cirkelbinde in ſeiner ganzen Länge befeſtigt, der Arm in einer beſtimmten Lage 24 Stunden erhalten, wo der Thonkuchen durch einen neuen, nachdem vor der Abnahme des alten das Tourniquet angelegt, erſetzt wird. Man ſieht leicht ein, nach welchen Geſetzen dieſe Methode wirkt. Cap. 20. *Von den Blutaderknoten.* Cap. 21. *Von den Polypen.* Wegen der groſsen Schwierigkeiten, die ſich bey der Unterbindung darbieten, iſt der Vf. durchaus für die Ausreiſsung, die zwar nach Rec. Meinung bey einigen intricaten Fällen ihre Vortheile hat, aber doch immer erſt nach der, oft möglichen, Unterbindung verſucht werden ſollte, zumal da durch den Gebrauch des Apparats von *Deſault* (er iſt hier nicht erwähnt) u. A. dieſe Operation ſehr erleichtert worden iſt. Zum Unterbinden eignen ſich wegen ihrer Elaſticität dünne Fäden von Fiſchbein. Zum Ausreiſsen ſo wohl groſser als kleiner Polypen findet Rec. die *eckhold*iſche Polypenzange vorzüglich brauchbar. §. 617 wird der möglichen Verwechſelung eines Muttervorfalls mit einem Polypen erwähnt. Allein Netz- und Darm-Brüche der Mutterſcheide, vorzüglich wenn ſie einen Stil haben, können (obgleich ſie bey näherer Unterſuchung leicht zu erkennen ſind), ebenfalls zu äuſserſt nachtheiligen Verwechſelungen Anlaſs geben. Cap. 22—29. *Von den Hühneraugen, der Waſſergeſchwulſt, Windgeſchwulſt, von den Fleiſchgeſchwüren überhaupt, von den Fiſteln, vom Beinfraſse und von künſtlichen Geſchwüren.*

II Theil. 2 Hauptabtheilung. *Von den beſondern Krankheiten.* Cap. 1. *Von den Kopfwunden.* Dieſen Gegenſtand hat der Vf. mit Recht weitläuftiger abgehandelt, als es in den Compendien der Chirurgie ſonſt gewöhnlich iſt. §. 15. Bey Verletzungen der äuſseren Kopfbedeckungen, die häufig eine roſenartige Entzündung zur Folge haben, thun wohl lauwarme Umſchläge von aromatiſchen bitteren Kräutern, mit irgend einem leichten geiſtigen Mittel angefeuchtet, ſehr gute Dienſte, ohne daſs man die hier empfohlenen Aderläſſe, Purgir- und Brech-Mittel nöthig hat. S. 43. *Hirnſchalbrüche.* §. 70. Einfache Hirnſchalbrüche, ohne Verrückung und Niederdrückung, ſind an ſich ſelbſt ohne die geringſte Gefahr. So paradox dieſe Behauptung des Vfs. manchem unſerer neuen Operationshelden ſcheinen mag: ſo richtig iſt ſie, und nur eine verkehrte Behandlung, die das oft in kleiner Quantität vorhandene Extravaſat nicht zertheilte, ſondern mehr zur Stockung brach-

te und die Resorption verhinderte, konnte dergleichen Verletzungen bedenklich machen. §. 71. Das aus der gespaltenen Diploe fliessende Blut senkt sich nicht auf die harte Hirnhaut, wo es den meisten, sondern aufwärts, wo es den wenigsten Widerstand findet. §. 72. Eine Spalte im Hirnschädel kann nicht cariös werden; auch kann sich kein unförmlicher Callus erzeugen. Der Vf. verwirft daher das Radiren und Trepaniren derselben ganz. S. 109. *Hirnerschütterung.* Dieser Abschnitt hat uns nicht ganz genügt. Die grosse Ähnlichkeit der Zufälle, welche nach Gehirnerschütterungen sowohl, als nach anderen Kopfverletzungen mit Extravasat erfolgen, verbreitet zwar ein gewisses Dunkel über die Semiotik und Diagnosis der Gehirnerschütterungen; allein der Vortheil, den der reizende Heilplan bey diesem Zufalle leistet, darf uns nicht länger in Ungewissheit lassen, sondern muss ein planloses Schwanken zwischen Aderlass und krampfstillenden Mitteln, zwischen Purgiren und Vomiren und Diaphoretica verdrängen, und so die Behandlung dieses Übels endlich zu einer naturgemässen Bestimmtheit hinführen. S. 155. *Späte Folgen der Kopfverletzungen.* Unter anderen wird hier von den Entzündungen und Geschwüren der Leber, welche manchmal nach Kopfverletzungen eintreten, gehandelt. Die Erklärungen dieses sonderbaren Phänomens sind Hypothesen, die durch nichts unterstützt werden. Sollte wohl nicht oft die häufige Anwendung des bey Kopfverletzungen gewöhnlichen schwächenden Heilplans als eine der vorzüglichsten mitwirkenden Ursachen dieses Übels anzusehen seyn? Ausser den schon Statt findenden schwächenden Potenzen bey Kopfverletzungen, ausser der consensuellen Rückwirkung des Gehirns auf verschiedene Theile des Unterleibes, wirkt die oben erwähnte Curmethode mit vorzüglichem Nachtheile auf den Magen und das Pfortadersystem; die Functionen dieser Theile werden gestört, und so hiedurch der weitere Grund zur Asthenie derselben und der durch sie erzeugten nachfolgenden Entzündung gelegt. Die manchmal scheinbare glückliche Anwendung des bisherigen Heilplans beweist nichts gegen diesen Satz, da durch jenen sehr viele Leberentzündungen u. s. w. nicht gehoben wurden. Möchte daher doch jeder denkende Wundarzt alle seine Erfahrung zur Berichtigung dieses Gegenstandes aufbieten! S. 173. *Die Trepanation.* Sehr instructiv. — Cap. 2. *Vom Hirnbruche.* Cap. 3. *Von der Kopfwassersucht.* Das schwankende Heilverfahren, welches Rec. bey den Kopfverletzungen erwähnte, findet auch hier Statt. In welchem Labyrinthe befindet sich der angehende Praktiker! Cap. 4. *Vom gespaltenen Rückgrade.* Der Vf. fragt, ob nicht hier ein paar Fontanellen zu beiden Seiten der Grundfläche der Geschwulst, so wie der Gebrauch des Queckfilbers, dienlich wäre. Analog liess sich es in gewisser Rücksicht wohl hoffen. Da bey Kindern die Formirung neuer Körpertheile vorzüglich stark ist: so läst sich wohl nur von denjenigen Mitteln etwas hoffen, die theils die allgemeine Lebensthätigkeit so viel wie möglich unterstützen, theils die am krankhaften Orte befindlichen Organismen zur naturgemässen Ausbildung anreizen. — Cap. 5. *Wunden des Gesichts.* Cap. 6. *Von der Speichelfistel und einigen anderen Zufällen an den Backen.* Warum nicht hier zugleich die Krankheiten der Parotis, die erst im 4ten Theile abgehandelt werden? Cap. 7. *Von der Hasenscharte.* So viele Vorzüge die Nadeln bey der Operation der Hasenscharte haben: so findet doch Rec. die Knopfnath in dem Falle vorzüglicher, wenn der Oberkinnladenknochen nahe am Mundwinkel bis in die Nase gespalten ist, wo dann gemeiniglich der äussere Theil desselben mit der Lippe sich einwärts biegt, und gleichsam verkürzt die Einbringung der Nadeln in die äussere Lippenportion sehr erschwert. Cap. 8. *Vom Krebse und einigen anderen Zufällen an den Lippen.* Cap. 9. *Krankheiten der Oberkinnbackenhöhle.* Cap. 10. *Krankheiten der Stirnhöhle.* Cap. 11. *Von der Thränenfistel.* Mit vieler Ausführlichkeit behandelt. Auch erhält die Lehre von der Thränenfistel durch des Vfs. Eintheilung grössere Bestimmtheit, als sie bisher hatte. Folgende drey Ursachen nimmt er als vorzüglich an: 1) wirkliche Verstopfung des Nasenganges; 2) Wirkung eines rheumatischen, scrophulösen u. s. w. Krankheitsstoffes; 3) Atonie des Thränensacks. Die letzte Gattung ist meistentheils eine Folge der beiden ersten. Der Vf. erklärt sich gegen alle Einspritzungen durch die Thränenpuncte, so wie gegen die Methode von *Anel*, *Mejan*, *Cabanis*, *La Forest* u. s. w. Die Öffnung durch den Schnitt ist die vorzüglichste. Cap. 12—18. *Von den Krankheiten der Augenlieder*, als: *Wunden und Entzündung*, *Zusammenwachsung*, *Umkehrung der Augenlieder*, *Trichiasis*, *Ptosis*. *Vom Hasenauge und Geschwülsten der Augenlieder.*

III Theil. Dieser ganze Theil handelt einzig von den Krankheiten der Augen, und enthält einen schönen Vorrath durch Erfahrung und Literatur gesammelter Cautelen. Das Pro und Contra ist bey jeder hier angeführten Methode mit richtigen Gründen aus der praktischen Erfahrung belegt. Cap. 1. *Von der Augenentzündung.* Cap. 2. *Vom Eiterauge.* Es werden nach den verschiedenen Orten, wo sich das Eiter befindet, fünf Gattungen dieses Übels angenommen, als: 1) die Eiterung befindet sich auf der äusseren Oberfläche der Hornhaut; oder 2) zwischen der Hornhaut und Conjunctiva; oder 3) zwischen den Lamellen der Hornhaut, und 4) u. 5) in der vorderen oder hinteren Augenkammer. Zur Ausleerung des Eiters beym wahren Eiterauge soll man einen Schnitt mit dem Staarmesser, beynahe auf eben die Art, wie bey der Staaroperation, machen. Cap. 3—6. *Vom künstlichen Auge. Undurchsichtige Flecken der Hornhaut. Vom Augenfelle. Vom Staphylom.* Cap. 7. *Vom grauen Staare.* Dieser Abschnitt zeichnet sich durch Vollständigkeit und Deutlichkeit aus. Vorzüglich ist das praktisch richtig, was S. 198 über die Vorbereitungscuren gesagt wird. Bey der Depression erklärt sich der Vf. am meisten für die Methode von *Willburg*; doch hat die neuere Methode von *Scarpa* (die Rec. vermisst) gewiss auch viele Vorzüge. Derselbe

führt die Linse durch die Glasfeuchtigkeit in einem halben Cirkel an die äussere Wand des Augapfels, wo sie fest sitzen bleiben soll, mit ihrem oberen Rande aufwärts, dem unteren unterwärts, ihre vorher äussere Fläche gegen die Nase, und die innere gegen die Schläfe hingekehrt u. s. w. Das Messer zur Cataract vom Vf. ist mit seinen Vorzügen bekannt; doch könnte es wohl etwas kürzer und schmäler seyn. Um den Nachstaar zu verhüten, soll die Capsel mit einem schneidenden Instrumente geöffnet werden, wozu aber Rec. das *Cystitom* des *la Taye* zu umständlich und schwierig findet. Das Staarmesser eignet sich ungleich besser dazu, da die Gefahr einer leichten Verletzung der Iris nur imaginär ist. §. 321 ff. Die Ausziehung der Staarlinse sammt der Capsel ist zwar sehr wünschenswerth, aber nur bey einer gewissen, selten vorhandenen, krankhaften Beschaffenheit der Capsel möglich. Cap. 8. *Vom Vorfalle der Regenbogenhaut.* Cap. 9. *Verschlossene Pupille.* Cap. 10. *Widernatürliche Erweiterung der Pupille.* Cap. 11 — 20 handelt, ausser dem schwarzen Staare, von mehreren Gattungen des fehlerhaften Gesichts.

IV Theil. Cap. 1. *Fröschleingeschwulst.* Bey diesem etwas seltnen und oft verkannten Übel vermisst Rec. die nothwendige Vollständigkeit. Die hier vorgeschlagene Operationsmethode möchte wohl nicht in allen Fällen hinreichend seyn. Des glühenden Eisens und der *Sonden*, der sich vorzüglich die französischen Wundärzte mit so vielem Glück in bedenklichen Fällen bedienen, ist hier gar nicht erwähnt. Cap. 2. *Fehler des Zungenbändchens.* So leicht von manchem Chirurgus dieses Übel beurtheilt wird: so viel Gründliches und Beherzigungswerthes wird er hier finden. Cap. 3. *Krankheiten der Zunge.* Cap. 4. *Krankheiten der Mandeln.* Die Ausrottung der Mandeln durch den Schnitt wird allen übrigen Methoden vorgezogen. Cap. 5. *Krankheiten des Gaumens.* Cap. 6. *Krankheiten des Zahnfleisches.* Cap. 7. *Krankheiten der Zähne.* Der routinirte Zahnarzt wird hier zwar hin und wieder Lücken finden; allein für den Zweck dieses Werks ist dieser Abschnitt mit vieler Wahl gearbeitet. Die Beherzigung eines jeden verdient, was über den Gebrauch der harten Zahnpulver, Zahnstocher und Zahnbürsten gesagt wird, Mittel, die jetzt vorzüglich so häufig von dem grössten Trofs der Zahnärzte, zum grossen Nachtheil der Zähne, oft aus Interesse, oft aus Unwissenheit, empfohlen werden. §. 218. Die oft sehr gefährliche Exulceration des Zahnfleisches, welche nach der Einpflanzung eines Zahns entsteht, hält der Vf. venerischen Ursprungs. Diess kann in einigen Fällen seyn; aber meistentheils ist es wohl Folge der hier Statt findenden Localaffection, deren üble Folgen durch den allgemeinen Zustand des Körpers begünstigt werden. §. 244. *Ausziehung der Zähne.* Über das Manuelle dieser Operation wird zu wenig gesagt, und die Befolgung des Rathes, das Zahnfleisch vor derselben gehörig abzulösen, ist nicht nur von Seiten des Patienten schwierig, sondern auch ohne vielen Nutzen. Cap. 8. *Halswunden.* Cap. 9. *Von fremden Körpern in der Speiseröhre, dem Magen und Darmkanal.* Cap. 10. *Eröffnung der Luftröhre.* Cap. 11. *Vom schiefen Halse.* Unter den verschiedenen Ursachen, die dieses Übel erzeugen, gehört, nach Rec. Überzeugung, vorzüglich die Erschlaffung oder auch Lähmung einiger Muskeln der einen oder der anderen Seite des Halses, was aber in diesem Capitel nicht genug berührt ist. Bey der Cur hatte man bisher in der Regel nur immer die verkürzte Seite zum Augenmerk, und vernachlässigte die andere Seite, wo die ursprüngliche erste Ursache des Übels vorhanden ist, ganz. Cap. 12. *Krankheiten der Parotis.* Cap. 13. *Vom Kropfe.* Cap. 14. *Von den Brustwunden.* §. 450 wird der Fall, wenn ein Theil der Lunge durch die Wunde vordringt, zu oberflächlich erwähnt. Die Zurückbringung, wenn der vorgefallene Theil unverdorben, geschieht wie die Zurückbringung der Brüche, und die Wunde wird mit einer Pelotte bedeckt. Ist die Zurückbringung nicht möglich, und der vorgefallene Theil verdorben: so darf derselbe durchaus nicht abgeschnitten werden, ohne ihn vorher zu unterbinden, um in dem Falle, dass die abgeschnittene Portion zurückträte, eine Ergiessung des Bluts in die Brusthöhle, oder eine gefährliche Blutergiessung nach Aussen zu verhüten. Cap. 15. *Von Eröffnung der Brusthöhle.* So vollständig der Vf. über das Manuelle der Operation ist: so wenig sagt er von den Kennzeichen derjenigen Übel, welche dieselbe erfodern. So wird z. B. bey der Brustwassersucht die Schwappung, die der Kranke in der Brust empfindet, wenn er sich aus einer horizontalen Lage plötzlich aufrichtet, nur allein angeführt. Allein verdienen folgende keine Erwähnung? als: beschwerliches Athemholen, mit leichtem, trockenem Husten verbunden; der schwache oft aussetzende Puls, die Aufgedunsenheit des Gesichts, der Hände, und oft auch der Füsse, der schwere, durch häufige Krämpfe gestörte Schlaf u. s. w. In einem Lehrbuche der Chirurgie sollte dieses alles bey einem Übel, dessen Diagnosis so schwer ist, durchaus nicht fehlen. Cap. 16. *Von den Krankheiten der Brüste.* Bey der Operation des Brustkrebses wird die schnelle Vereinigung als das sicherste Mittel, Recidive zu verhüten, empfohlen.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stück.*)

BESONDERE ABDRÜCKE.

Erfurt, b. Keyser: *H. C. W. Breithaupts*, öff. Lehrers der Mathematik und Physik am Gymnasium zu Bückeburg u. s. w., *und Anderer von ihm beschriebene neue mathematische Erfindungen.* 4 H. Enthaltend eine neue Taktmaschine, welche die Form und Grösse einer Taschenuhr hat. M. 1 K. Aus dem Almanach der Wissenschaften, Künste 15 oder den Annalen 3, besonders abgedruckt. 1811. 15 S. 8. (4 Gr.)

ALLGEMEINE

Gegenüber, ... Dietrich ...

i-

u-

lle

hl,

och

chen

dem

nlich

gegen

theken

ohl lem-

die letz-

Fossil zu;

Lage zu erhalten, und vielleicht eine Radicalcur zu bewirken. Der Kranke hätte dann auch nicht nöthig, die Bandage nach erfolgter Leibesöffnung jedesmal abzunehmen.

VII Theil. Cap. 1. *Vorfall der Gebärmutter.* Der Vorschlag §. 12, die scirrhöse, vorgefallene Gebärmutter auszurotten, indem man die sie umgebende Mutterscheide zunächst an den Schaamlefzen durchschnitte, dann die Gebärmutter herabzöge, eine Ligatur über derselben anlegte, und unter derselben die Theile durchschnitte, ist vorzüglich in den Anfangsgründen der Chirurgie zu gewagt. — Bey den 8förmigen Mutterkränzen von *Brüningshausen* befürchtet der Vf., dass sich der Mutterhals zwischen dem Mutterkranz und dem heiligen Bein einklemmen möchte, da derselbe in der Mitte zu schmal ist. Rec. weiss zwar noch kein Beyspiel davon, aber doch befindet sich der Muttermund selten über der Öffnung des Kranzes, vielmehr ist er sehr oft gegen das heilige Bein nach hinten gekehrt. *Wiegands* Pessarium ist nicht erwähnt, obgleich seine Wirkung von der Art ist, dass sie bey einiger Verbesserung als vorzüglich betrachtet werden muss. Cap. 2. *Umkehrung der Gebärmutter.* Cap. 3. *Umbeugung der Gebärmutter.* Cap. 4. *Vorfall der Mutterscheide.* Cap. 5. *Vom Kaiserschnitt.* Der Vf. hat sich hier fast nur auf das Manuelle des Kaiser- und des Bauch-Schnittes eingeschränkt; aber die diagnostischen Kennzeichen des Gebärmutterrisses fehlen ganz, so wie auch die genaueren Anzeigen und Bestimmungen zur Operation des Kaiserschnitts zu kurz angegeben sind. Die *Schaambeintrennung* wird nur historisch angeführt. Cap. 6. *Vom Steinschnitt.* §. 109, 110, 111 ist das Instrument von *Hunter*, zur Ausziehung fremder Körper aus der Harnröhre, beschrieben und Tab. III. Fig. 1. 2. 3 abgebildet. Alle 3 §. befinden sich bis auf einzelne Worte schon im 6 Theil §. 275. 76 ff., und die Abbildung ebendaselbst Tab. I. Fig. 1, 2, 3. Wozu diese Wiederholung? Sogar die Platte scheint zweymal gestochen zu seyn. Nachdem die verschiedenen Methoden des Steinschnitts kurz beschrieben sind: werden sie insgesammt in zwey Hauptclassen gebracht: In der ersten wird der Schnitt klein gemacht, und derselbe durch Ausdehnung der Grösse des Steins gemäss erweitert; in der zweyten geschieht der Schnitt der wahrscheinlichen Grösse des Steins angemessen. Gründlich wird den Einwürfen gegen die letzte Methode begegnet, und mit diesen Grundsätzen harmonirend, die Methode des Bruder *Cosmus* ausführlich abgehandelt. Cap. 7. *Amputation der äusseren Gliedmassen.* Cap. 8. *Von den Klumpfüssen.* Alle unsere bisherigen Maschinen zur Heilung dieses Übels sind entweder zu componirt, als die hier beschriebene von *Venel* und die hier mangelnde von *Scarpa;* oder sie wirken nicht nach und nach, der Natur des Übels angemessen, sondern schnell, und haben in manchen Fällen einen nachtheiligen Einfluss auf die nachherige Beweglichkeit des Fusses. Cap. 9. *Von der Verletzung der Achillissehne.* Unter manchen hier angegebenen Heilungsarten hätte auch *Mursinna's* schon bekanntes Verfahren eine Erwähnung verdient. Cap. 10. *Vom Wurm am Finger.*

—d—

GÖTTINGEN, b. Dieterich: *Abhandlung vom Scharlachausschlage.* Von *Ludw. Christoph Wilh. Cappel*, Prof. der Medicin zu Göttingen. 1803. VI u. 390 S. 8. (1 Thlr. 12 Gr.)

Nachdem der Vf. in der Einleitung die Literaturgeschichte aller alten Schriftsteller, welche dieser Krankheiten erwähnen, bis auf *Storch*, der 1720 besonders über das Scharlachfieber schrieb, kürzlich vorausgeschickt: so handelt er im 1 *Cap. Von der Erkennung des Scharlachausschlages und der Unterscheidung ähnlicher Krankheiten.* Zu den diagnostischen Zeichen zählt er Fieber und Ausschlag, den er für wesentlich und unausbleiblich hält. Rec. kann aber zuverlässig versichern, dass er ein paar Mal schon Scharlachfieber ohne sichtbaren Ausschlag zu behandeln hatte. Die herrschende Epidemie, das Fieber, Halsweh und endlich das Abgehen des Oberhäutchens im Gesichte und an den Händen, nach überstandener Krankheit überzeugten ihn davon hinlänglich. — Zu den ferneren wesentlichen Zeichen dieser Krankheit rechnet er mit anderen Schriftstellern die Entzündung des Halses und die Abschuppung der Haut. Nebenher werden die Unterscheidungszeichen dieses Ausschlages von Masern, Rötheln (?), Friesel, Petechien, Rothlaufe der Neugebornen, von der bösartigen Bräune etc. angegeben. Der Vf. aber hält mit *Lettsom* und *Schäffer* die bösartige Bräune für keine eigenthümliche Krankheit, sondern bloss für ein Symptom des bösartigen Scharlachfiebers. 2 *Cap. Von dem Verlaufe des Scharlachausschlages nebst einer Beschreibung der verschiedenen Zufälle bey demselben.* Zuerst schildert er den gelinden oder einfachen Scharlach, welchen er wieder in die Periode der Vorläufer, in die Periode des Ausbruchs, des Standes, des Ausschlags und in die Periode der Abschuppung eintheilt; dann beschreibt er den Verlauf und die Symptome des complicirten Scharlachfiebers. 3 *Cap. Von den Ursachen des Scharlachausschlages.* Nachdem er die Meinungen verschiedener Schriftsteller angeführt, zeigt er besonders das Widersprechende des Prof. *Kreyssig* über diesen Gegenstand, nach welchem der Scharlachstoff sthenische Thätigkeit, im Nervensystem geminderte Thätigkeit und zugleich eine veränderte Thätigkeit im Organismus veranlassen soll. Hierauf trägt er seine Meinung über die Entstehung desselben als Ansteckungs-Krankheit vor: „er wirke auf die Erregung oder die Lebensthätigkeit und auf die Masse der Säfte, in welche er mittelst der lymphatischen Gefässe aufgenommen wird." So befriedigend die Beweise für den ersten Satz geführt werden: so wenig überzeugend sind sie, wenigstens nicht für Rec., dass nämlich der Scharlachstoff primär die Masse der Säfte verändere. 4 *Cap. Von den Verschiedenheiten und von der Eintheilung des Scharlachausschlages.* Nachdem er die Nichtigkeit der gewöhnlichen Abtheilung in spor-

disch und epidemisch herrschenden, gut- und bösartigen Scharlach etc. darzuthun sich bemühet, theilt er ihn zum Behufe der Diagnose und Cur in *Scarlatin. universalem, maculosam, miliarem* und *pustulosam* ein; in Ansehung der richtigen Bestimmung der Cur ist er einfach und complicirt mit vermehrter Erregung *Synocha*, mit verminderter Erregung *Typhus* u. s. w. 5 *Cap. Von der Vorhersagung des Ausgangs beym Scharlachausschlage.* Die Gefahr sey nach dem Charakter des Übelseyns, nach dem Grade der Complication, der Schädlichkeiten, die vor und während der Krankheit einwirkten, nach dem Äussern des Ausschlags, nach dem Zustande wichtiger angegriffener Organe, als des Halses, der Lungen, des Gehirns u. s. w. zu beurtheilen. 6 *Cap. Von den Verhütungsmitteln des Scharlachausschlages.* Wenn das Häften und die Resorption desselben verhindert und der wirklich aufgenommene Scharlachstoff verflüchtigt werden könne: so könne allerdings diese Krankheit verhütet werden. Leider aber kennen wir, ausser dem verhinderten Umgang mit Scharlachkranken bis jetzt keine solchen Specifica, und weder der Gebrauch der Belladonna, der Brech- und Purgir-Mittel, der Säuern, des Queckfilbers u. s. w. schützen vor Ansteckung. 7 *Cap. Von der Heilmethode des Scharlachausschlages.* Bey dem einfachen suche man die verstärkte Erregung durch Mittelsalze, vegetabilische Säuern, schweisstreibende Arzneyen etc. herabzustimmen, zu schwächen, und nach überstandener Krankheit wende man das Reiben der Haut und laue Bäder an. Auf eben diese Weise wird die Curmethode des complicirten Scharlachausschlages zweckmäsig angegeben, z. B. wo Synocha beygesellt ist, wird das Aderlassen mit Recht dringend empfohlen und die Zeichen, wo solches anwendbar ist, richtig hergezählt; so auch, wann und welche reizmindernde Abführungen, Einspritzungen, Umschläge u. s. w. gereicht werden müssen. Das, was über Diät, Wartung und Pflege des Kranken gesagt wird, verdient alle Befolgung; nur glaubt Rec., dass das Umhergehen im Zimmer dem Kranken weder leicht möglich noch zuträglich seyn möchte. Vorzüglich gut und umständlich ist die Beschreibung der Curmethode des Scharlachs mit Typhus nebst des angegebenen Gebrauchs der einzeln hergenannten Arzneymittel in den verschiedenen Graden des Typhus und dessen Symptomen, sammt der passenden Diät. Soll denn wirklich durch grosse Gefässe voll frischen Wassers, welche man unter das Bett des Kranken stellt, das *Durchliegen* verhütet werden? Rec. läst es zwar als ein gewiss unschädliches Vorurtheil geschehen, räth es aber nie an, weil er sich die Wirkung dieses Mittels schlechterdings nicht erklären kann. — Curmethode des Scharlachausschlages mit örtlichen Fehlern, und zwar des mit gastrischen Unreinigkeiten, Würmern u. s. w. complicirten. Endlich wird im 8 *Cap.* die *Heilmethode der Nachkrankheiten* abgehandelt, als da sind die *fieberhaften Krankheiten*, die *wassersüchtigen Beschwerden.* Diese rühren nicht von Verstopfungen der Eingeweide des Unterleibes, wohl aber von vermehrter oder verminderter Resorption des lymphatischen Systems her, sind seltener sthenischer, meistens aber asthenischer Natur, wogegen ein Aufguss des rothen Fingerhuts mit kleinen Zusätzen von Opium sich sehr wohlthätig auszeichne. Die *Geschwulst der Drüsen* widerstehe oft hartnäckig allen inneren und äusseren Mitteln, und gehe zuweilen in Eiterung über. Auch die zuweilen *nachfolgenden Ausschläge, Nervenbeschwerden, Entzündungen* und *Vereiterungen, Husten* u. s. w. seyen nur nach richtiger Beurtheilung von Sthenie oder Asthenie mit glücklichem Erfolg zu heben. — *Beschwichtigen* (so viel als beseitigen, oder zum Schweigen bringen) ist wohl ein Provincialwort. J. M.

Hamburg, b. Vollmer: *Lehrbuch der Roharzneywaarenkunde, oder deutliche und fassliche Beschreibung aller in der Pharmacie vorkommenden Roharzneywaaren, Kennzeichen ihrer Güte* u. s. w. Für Anfänger der Apothekerkunst von *C. H. Calmeyer.* 1808. 303 S. 8. (21 Gr.)

Schwerlich möchten die Gründe des Vfs., dass die vorhandenen Schriften dieser Art theils für Anfänger der Apothekerkunst nicht ganz passend, theils bey ihrer Brauchbarkeit zu sehr ausgedehnt, und daher für Arme zu kostbar sind, die Herausgabe dieses Werkes, dessen Inhalt übrigens dem Titel so ziemlich entspricht, das aber auch nichts, als längst bekannte Sachen enthält, entschuldigen. Nicht über einen Mangel, wohl aber über einen Überfluss sehr brauchbarer Werke dieses Gegenstandes, die wir, da sie in den Händen der Apotheker schon seit vielen Jahren zum Theil circulirten, und Nutzen stifteten, nicht erst zu specificiren nöthig haben, dürfte man sich beklagen. Die Berücksichtigung der Kostbarkeit einiger dieser pharmaceutischen Schriften ist zwar sehr löblich; allein der Vf. konnte auf dem eingeschlagenen Wege den Fehler nicht verbessern. Denn was seinem Werkchen an Kostbarkeit abgeht, das verliert es darum auch an Wesentlichkeit in Beziehung auf die Pharmacie, oder an solchen Kenntnissen, die dem angehenden Apotheker nicht minder nothwendig sind u. s. w. Übrigens würde es wohl sehr zweckmäsig gewesen seyn, wenn der Schrift ein Verzeichniss von Druckfehlern, die hier in zahlreicher Menge vorhanden sind, angehängt wäre. Dahin gehören z. B. *Datura Stromonium, Herba Stamonii, Lycopod. claratum, Sulphur octrinum* u. a. m. Wir wollen bey dieser Gelegenheit zugleich einige Berichtigungen über etliche officinelle Mineralien beybringen. In den Apotheken sowohl, als in den pharmaceutischen Schriften passirt noch immerfort unter dem Namen des weissen und rothen Bolus ein erdiges Fossil, das durchaus nicht mit dem Bol verwechselt werden darf. Dieses ist gewöhnlich eine Art des fetten Thons. Bol oder Bolus hingegen ist diejenige Substanz, die häufig in den Apotheken den Namen armenischer Bolus, oder auch wohl lemnische Erde führt. Übrigens kömmt auch die letztere Benennung einem eigenthümlichen Fossil zu; denn die wahre Erde von Lemnos — *terra Lemnia* —

ist von dem Bol sehr abweichend. Hr. *Karsten* führt sie in seinem Mineralsystem daher unter dem Namen *Sphragit* auf — λημνία σφραγις der Alten. — Sie ist sehr selten und zuerst von dem Hn. *Hawkin's* aus der Levante, wo sie als eine Kostbarkeit betrachtet wird, zu uns gebracht, und von Hn. *Klaproth* analysirt worden. Der Bimstein ist kein durch vulcanische Eruptionen veränderter Asbest, sondern wahrscheinlich ein durch vulcanisches Feuer geschmolzener und auf einem hier nicht mit aus einander zu setzenden Wege veränderter Porphyr.

A. J.

KLEINE SCHRIFTEN.

Medicin. *Göttingen*, b. Dieterich: *Grundlinien zu einer landesherrlichen Verordnung zur sichersten Bezweckung der Ausrottung der gewöhnlichen menschlichen Pockenkrankheit durch systematische Betreibung des Kuhpockenimpfgeschäftes.* An die Stelle eines unbedingten und unmittelbaren Zwanggesetzes von *C. F. Dirsf*, königl. baierischem Hof- u. Medicinal-Rathe. 1807. 64 S. u. 3 Tabellen. 8. (8 Gr.)

Der Vf. ist der Meinung, dass man die Kuhpockenimpfung nicht der Willkühr der einzelnen Staatsbürger überlassen dürfe, sondern dass der Staat selbst sich der Sache anzunehmen habe. Der Staat sey sogar berechtigt, die Kuhpockenimpfung durch Zwanggesetze einzuführen, jedoch wäre der Weg der Milde vorzuziehen, und dieser sey folgendermassen einzuschlagen. Vor Allem müsse das Volk über die Vortheile der Kuhpockenimpfung richtig belehrt, und hiedurch die noch herrschenden Vorurtheile niedergeschlagen werden. Dieser Zweck könne durch eine Vergleichung des Verlaufs und der Folgen beider Krankheiten, der Menschen- und der Kuh-Pocken, am sichersten erreicht werden, und als Leitfaden dieses Unterrichts sey die von der *jennerschen* Gesellschaft zur Ausrottung der natürlichen Blattern in London bekannt gemachte Tabelle, welche der Vf. umgearbeitet und mit Zusätzen vermehrt seiner Schrift beygefügt hat, zu empfehlen. Dieses soll jedoch nur Vorbereitung seyn (Rec. hält gerade diess für die Hauptsache, und das, was der Vf. dafür hält, ist wohl der Angelegenheit der Kuhpockenimpfung mehr nachtheilig, als förderlich.) Denn die Hauptsache selbst soll durch eine systematische Betreibung des Kuhpockenimpfgeschäfts erreicht werden; und hierunter wird folgende Einrichtung verstanden. In jedem Lande müssen mehrere Impfanstalten errichtet werden, welche sämmtlich in Verbindung mit einander sind, unter den obersten Medicinalbehörden des Landes stehen, und sich in ihr vereinigen. Die Impfanstalten der besonderen Districte und Ämter haben ihren Vereinigungspunct an dem Hauptorte jeder Provinz. Es giebt also eine Centralimpfanstalt, Provincial- und Filial-Impfanstalten, welche letzteren in dem Wohnorte jedes Amtsarztes ihren Sitz haben. Die Hauptanstalt soll immer mit hinreichendem Vorrathe von Impfstoff versehen, und daher sollen sämmtliche Provincial- und Kreis-Impfärzte verbunden seyn, eine gewisse Menge Impfstoff von Zeit zu Zeit nach einer vorgeschriebenen Form an die Central-Impfanstalt einzuliefern. Jeder Arzt, der sich dem Impfgeschäfte unterzieht, hat sich mit der, seinem Wohnorte am nächsten gelegenen Impfanstalt in Verbindung zu setzen, und seine Berichte und Tagebücher der Central-Impfanstalt zu bestimmten Zeiten mitzutheilen, welche sich sodann mit der Regierungsbehörde der Hauptstadt über die Angelegenheiten des Pockentilgungssystems zu berathen hat. Bey dem Acte der Impfung hat der Impfende den Tag der Impfung, Namen, Alter und Körperbeschaffenheit des Impflings, so wie des Individuums, von welchem der Impfstoff entnommen wurde, dann Art und Verlauf der Pockenerscheinungen in tabellarischer Ordnung niederzuschreiben, um solche Impftabellen — wovon ein Muster beygefügt ist — zu bestimmten Zeiten der Central-Impfanstalt einzusenden. Nach dem regelmässigen Verlaufe der Impferscheinungen kann dem Geimpften von seinem Impfarzte ein gedruckter Beglaubigungsschein — wovon gleichfalls ein Muster angefügt ist — ertheilt werden. Wer keinen solchen Schein aufweisen und nicht beweisen kann, die natürlichen Pocken schon überstanden zu haben, oder nach wiederholten fruchtlosen Impfversuchen für unempfänglich für die Pockenkrankheit befunden worden zu seyn, über welches letztere er auch wieder einen Schein vorzuweisen hat, dem wird die Theilnahme an den vorzüglichsten bürgerlichen Vortheilen, als am öffentlichen Unterrichte, an feyerlichen Kirchengebräuchen, wie Beichte, Abendmahl, an öffentlichen Unterstützungen u. s. w., untersagt. Ereignet sich der Fall, dass noch irgendwo die Menschenpocken sich zeigen: so sollen gegen das Individuum, welches damit behaftet ist, und die Wohnung, worin es sich befindet, die nämlichen polizeylichen Vorkehrungen verfügt werden, als man gegen Pestkranke zu verfugen pflegt.

Der Zweck, den der Vf. vor Augen hat, verdient allerdings Beyfall, weniger hingegen die Mittel, durch welche er erreicht werden soll. Denn alle diese Central-, Provincial- und Filial-Impfanstalten, nebst den Tabellen und Impfscheinen werden nichts beytragen, um das Volk, wenn es von Vorurtheilen geblendet ist, zur allgemeinen Einführung der Kuhpockenimpfung geneigter zu machen. Diess schien auch der Vf. selbst zu fühlen: sonst würde er nicht noch am Ende auf seinem Wege der Milde gegen die Widerspenstigen mit den oben angeführten Vorschlägen zu solchen Zwanggesetzen hervorgetreten seyn, welche, so Gott will, doch wohl schwerlich jemals in christlichen und europäischen Staaten zur Ausübung kommen werden. So wenig nun diese Ober- und Unter-Impfanstalten und dieses leidige Tabellenwesen zur Aufklärung des Volks etwas beytragen können: eben so wenig vermögen sie auch die medicinische Erfahrung zu bereichern, sondern bahnen vielmehr den Weg zu einer verderblichen Routine und einer mechanischen, gedankenlosen Betreibung des Impfgeschäfts. Zur Zeit möchte es für die gute Sache noch immer am vortheilhaftesten seyn, wenn die Staatsgewalt zur allgemeinen Verbreitung der Kuhpockenimpfung nicht unmittelbar durch Zwang, sondern mittelbar durch zweckmässigen Unterricht beytragen wollte, was auch die mehresten und aufgeklärteste Regierungen bisher gethan haben, und noch ferner thun werden, ohne sich von einigen Ärzten irre machen zu lassen.

S. M.

NEUE AUFLAGEN.

Freyburg u. *Constanz*, b. Herder: *Fundamenta juris ecclesiastici Catholicorum.* P. I. *Summa doctrinae de natura ecclesiae catholicae.* P. II. *Adumbratio historiae juris eccles. Catholicorum.* In usus scholasticos conscripsit *Jos. Anton Sauter*, Philos. et Jur. Doctor, Reg. Celsit. M. D. Badens. Consil. aul., in Acad. albertina Brisgoica Jur. eccles. Prof. P. O. Ed. secunda, emend. et auct. 1809. XIV. 193 u. 152 S. 8. (1 Thlr. 4 Gr.)

Dortmund, b. Mallinckrodt: *Declamatorisches Lesebuch* für mittlere und obere Schulclassen, gesammelt von *Johann Heinrich Philipp Seidenstücker*, D. der Philosophie, Magister der f. K. u. Rector des Gymnasiums zu Lippstadt. 2te Ausg. 1810. XXXII u. 356 S. 8.

Marburg, b. Krieger: *Eutropii breviarium historiae Romanae.* Editio accurata. 1811. 104 S. 8. (3 Gr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 30 NOVEMBER, 1810.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

NEUSTRELITZ, b. Albanus: *Von dem Verfalle und der Wiederherstellung der Religiosität, mit besonderer Hinsicht auf das protestantische Deutschland.* Ein Versuch einer gründlichen und allseitigen Behandlung dieses wichtigen Gegenstandes, von *Franz Christian Boll*, Pastor zu Neubrandenburg. Erster Theil. 1809. 254 S. 8. (21 Gr.)

Dieser durch Klarheit und Selbstständigkeit der Ansichten vor vielen ihres Gleichen sich auszeichnenden Schrift ist ein weiter Kreis aufmerksamer Leser zu wünschen. Sehr gut und treffend entwickelt der Vf. im ersten Abschnitt, wie Religion in objectiver Hinsicht, als Inbegriff gewisser Sätze und Wahrheiten über die Gottheit und ihr Verhältniss zu ihr, niemals in Verfall gerathen könne. Eine Idee kann wohl vergessen, weniger beachtet, mit Irrthümern vermischt werden: aber sie selbst bleibt ewig unveränderlich und unzerstörbar, und wenn sie auch einmal von der Erde verschwinden könnte: so würde die Menschheit doch immer wieder zu ihr zurückkehren. In dieser Hinsicht ist so wenig von einem Verfall der Religion die Rede, als von einem der mathematischen Wahrheiten. Es kann bloss verfallen die Religionserkenntniss, der religiöse Cultus und der Einfluss beider auf die ganze Stimmung des Gemüths, die Religiosität. Diese drey Theile sind aber in ihrem Sinken und Fallen stets mit einander verbunden, das Verderben des einen zieht auch das Verderben der anderen unausbleiblich nach sich. Mit kräftigen und lebendigen Farben schildert der Vf. die aus ihnen abzuleitenden Kennzeichen des überhandnehmenden Verfalls der Religion. Im zweyten Abschnitt schreitet er zum zweyten Hauptpunct seiner Untersuchung fort: ob gegenwärtig ein Verfall der Religiosität, besonders unter den Protestanten, Statt finde? In Betracht, dass ächte vollkommene Religiosität ein Ideal ist, welches auf der Erde nie ganz zur Wirklichkeit gelangen kann, dass die Frage: hat es ehemals mehr religiöse Individuen gegeben als jetzt? ihre mannichfaltigen Schwierigkeiten hat, indem Niemand das Innere des Anderen unmittelbar erforschen, sondern nur nach äusserlichen schwankenden Kennzeichen beurtheilen kann, dass ferner zu allen Zeiten über sichtbare Abnahme der Religiosität geklagt worden, gesteht der Vf., dass die Entscheidung darüber, ob die eigentliche Religiosität auf Erden ab- oder zugenommen habe, das menschliche Vermögen übersteige und allein für den Allwissenden gehöre, der Herz und Nieren prüft. Der Lösung seiner Aufgabe näher zu kommen, stellt er daher seine Frage so: hatten nicht ehemals die Völker und die meisten Individuen ein mehr religiöses Ansehen, mehr Richtung oder Tendenz zur Religiosität, als wir jetzt unter ihnen wahrnehmen? Der Verfall einer solchen Tendenz muss in der Erfahrung nachgewiesen werden können, und unter denen, welche über diesen Gegenstand unparteyisch nachzudenken vermögen, findet sich auch nur Eine Stimme darüber.

Beweis wirklicher Religiosität ist freylich die Theilnahme am öffentlichen Cultus nicht, aber doch ein Kennzeichen, dass den Theilnehmenden die Religion nicht gleichgültig sey; und muss man gleich der religiösen Tendenz den *absoluten* Werth absprechen: so hat sie doch unstreitig einen grossen *relativen* Werth, wenn man sie theils als das Mittel betrachtet, wodurch das religiöse Princip im Menschen vor dem Untergange bewahrt wird, theils weil sie dem sittlichen Gefühle und Gewissen zu Hülfe kommt, und die ächte Religiosität auf das wirksamste vorbereitet. Ihr Verfall ist es, der mit den Klagen über gesunkene Religiosität eigentlich gemeint werden muss, und in diesem Sinne haben jene Klagen ihre volle Richtigkeit. An der Versäumniss der öffentlichen Gottesverehrung, und dem Mangel häuslicher Andacht, an dem Zuschnitt, welchen die Schulen in den neueren Zeiten bekommen haben, an dem gewöhnlichen Leben, Denken und Thun der Menschen, offenbart sichs deutlich genug, dass die Religion für sie nicht mehr das ehemalige Interesse hat, dass sie weit aus ihrem Gedankenkreise entrückt ist, dass der Charakter unserer Zeitgenossen eine ganz andere Physiognomie, ganz andere Richtung angenommen hat, als sonst die religiöse war. Und nun geht der Vf. in die Geschichte zurück, und entwickelt aus dem Gange der menschlichen Angelegenheiten, wie es nothwendig am Ende so hat kommen müssen. — Von Anbeginn war *Furcht* vor dem höheren mächtigen Wesen bey allen Völkern und Individuen der Hauptbestandtheil ihrer Religiosität. Es mussten eigene Priester und Diener der Gottheit entstehen, weil diese nur die Fehler im Cultus vermeiden konnten, welche den Unwillen der Gottheit erregt haben würden. Diese mussten den Übrigen als besondere Freunde und Günstlinge der Gottheit erscheinen. Die sittlichen Gebote wurden als positive Gesetze dieser Gottheit angesehen, und ihnen dadurch grössere Sanction ertheilt. Aber Furcht blieb auch hier die einzige Trieb-

feder der gesitteten Handlungsweise. An die Stelle dieser Religionen trat die christliche als Religion *der Liebe und des Vertrauens*. Opfer und Priester, als Mittelspersonen zwischen Gott und Menschen, fielen in ihr weg, eine bessere Moral wurde eingeführt, aber es hielt schwer, bis die Furcht durch die Liebe, das alte durch das neue Religionssystem verdrängt werden konnte. Das alte Heiden- und Judenthum schlich sich in der Gestalt des Katholicismus selbst in das Christenthum wieder ein. Aber die religiöse Tendenz ging auch da nicht verloren, sie bekam nur ein anderes Aussehen, das Interesse für Religionssachen war stets allgemein und lebhaft. — Die Reformation säuberte das Christenthum von den fremdartigen Stoffen, die sich im Laufe des Mittelalters mit ihm vermischt hatten, und erneuerte den Kampf gegen die Religion der Furcht und gegen Hierarchie, den Jesus begonnen hatte. — Hier liess abermals die Theilnahme an diesem Kampfe das Interesse für übersinnliche Gegenstände nicht untersinken. Lagen gleich dieser Theilnahme nicht immer ganz reine und lautere Absichten zum Grunde: so wurde doch das Gemüth für das Heilige immer wach erhalten. Indessen ging die Reformation darauf aus, die ältere religiöse Tendenz, weil sie den höheren Foderungen des Evangeliums nicht entsprach, ganz auszurotten. Die Absicht wurde zum Theil erreicht, aber leider! zum offenbaren Nachtheil der wahren und ächten Religiosität selbst. Wie dieses geschehen, wird im dritten Abschnitt gezeigt.

Durch die Reformation mussten die bisherigen Hauptstützen der religiösen Tendenz, religiöse Furcht und Hierarchie, umgerissen, und das dem Religionslehrerstande unentbehrliche öffentliche Ansehen vermindert werden. Aber bis zu der viel höheren Ansicht eines Standes, dem die Bewahrung des herrlichsten Kleinods der Menschheit anvertraut ist, und dessen Verdienst mit der reinsten Achtung Alles belohnt werden sollte, konnten nur Wenige sich emporschwingen. Der grösste Theil blieb bey dieser bloss negativen Aufklärung stehen; daran dachten sie nicht, dass man erst dann aufhören könne, Gott zu fürchten, wenn man ihn liebt. Statt der Liebe trat an die Stelle der bisherigen Furcht eine gänzliche Gleichgültigkeit in Religionssachen. Die Reformatoren sahen ein, dass die Übertreibung und der Missbrauch des Sinnlichen beym Cultus der religiösen Bildung mannichfaltig im Wege stand. Sie schafften aber zu Vieles weg, was für die sinnlich ästhetischen Menschen nothwendig und zweckdienlich ist, um das religiöse Interesse lebendig zu erhalten. Je mehr sich der ästhetische Sinn besonders in den höheren Classen verfeinerte: desto mehr musste er an dem übriggebliebenen, geschmackwidrigen Cultus Anstoss nehmen. Wie nun die darauf erfolgende Vernachlässigung der religiösen Bildung bey der Jugend, die vielen älteren Streitigkeiten und neueren Meinungsverschiedenheiten, welche nach übergrosser Anstrengung und Anspannung desto grössere Erschlaffung nach sich ziehen mussten, das veränderte politische System der Staaten, welche der Kirche alle Aufmerksamkeit und Unterstützung versagen, die Spöttereyen und Angriffe der Religionsfeinde, das unbesonnene Aufklären, das in unseren Zeiten getrieben wird, das rauhe und linkische Verfahren mancher vorgeblichen Vertheidiger der Religion, die neueren philosophischen Schulen, die eines Theils alles Mythische und Mystische in der Religion zu verbannen, anderen Theils einen schwärmerischen Mysticismus und Katholicismus einzuführen trachten, die üble Wendung, die der Pietismus bald durch seine Anhänger, bald durch seine Gegner nahm, die immer steigende, vorher nie bis auf die untersten Volksclassen so allgemein verbreitete Schwelgerey und der davon unzertrennliche Egoismus unseres Zeitalters, der Einfluss, den der Umsturz der bürgerlichen Freyheit auf Zerstörung des persönlichen Werths und dadurch auch der Religiosität, der höchsten Blüthe der persönlichen Freyheit des Menschen, hat, die Erschlaffung oder das völlige Aufhören der kirchlichen Polizey und Kirchenzucht, wie diess alles diejenige Lage der Dinge herbeyführen musste, in welcher die Religionsangelegenheiten sich gegenwärtig wirklich befinden, wird von dem Vf. auf dem Wege historisch-philosophischer Untersuchung mit einer Wahrheit und Wärme aus einander gesetzt, wodurch er sich das Recht eines Sprechers in dieser heiligen Angelegenheit erwirbt, und uns zu der Auffoderung veranlasst, den versprochenen zweyten und dritten Band, die von der Wiederherstellung der Religiosität handeln sollen, bald nachfolgen zu lassen.

A + X.

FRANKFURT u. LEIPZIG: *Hermann von Lehnin, der durch die alte und neueste Geschichte bewährt befundene Prophet des Haus (es) Brandenburgs.* Bearbeitet durch einen Geschichtsfreund in dem diesem Hause so fatalen Jahre 1807. 1808. 179 S. 8. (12 Gr.)

Was man von dem angeblichen Propheten Hermann von Lehnin aus dem 13ten Jahrhundert zu halten habe, wissen die Leser unserer A. L. Z. bereits aus einer Recension in No. 69 des Jahrgangs 1808. Hier tritt ein ähnlicher Commentator, wie dort, auf, der, als vormaliger Bibliothekar einer Abtey, das prophetische Mscpt. vor etwa 30 Jahren aus der Hand eines gelehrten Prälaten erhalten haben, nicht durchaus von der Authenticität desselben überzeugt gewesen seyn will, dem aber, nach dem Tode Friedrich Wilhelms II, da die Unglücksfälle seines Nachfolgers anfingen, auf einmal die Schuppen von den Augen gefallen seyn sollen. Er will nicht reformirt, nicht lutherisch, nicht Päpstler, weder Brandenburger, noch Franzose, noch Österreicher, nicht parteyisch, nicht durch Vorurtheile geblendet seyn. Mit diesen Verwahrungen aber will er seinen Lesern nur Staub in die Augen streuen. Denn sein Hass wider die Reformation verräth sich weiterhin nur allzu deutlich; und wo er irgend kann, vertheidigt er immer die Mönche. Rec. empfindet zwar eine tiefe Verachtung gegen diesen zweyzüngigen Schriftsteller; doch mag er sichs kaum herausnehmen, die geahnete Absicht,

warum diess Buch höchst wahrscheinlich geschrieben worden, deutlich auszusprechen. Es scheint keine andere zu seyn, als, durch Vorspiegelung eines baldigen neuen Zustandes der Dinge, eines tausendjährigen Reichs, die katholischen Unterthanen der brandenburgischen Staaten zum stillen Abfall von ihrem Könige zu bringen. Er erklärt den 48sten Vers seines Winkelpropheten: *Inferet at tristem patriae tunc foemina pestem*, von Joachims I Gemahlin, Elisabeth von Dänemark, und der durch sie eingeführten Reformation. Diese Pest wird sich giftig bis auf das eilfte Glied verbreiten, sagt die folgende Zeile: *Hoc ad undenum durabit stemma venenum.* Nachher sucht er zu beweisen, dass der Eilfte von Joachim II in der Reihe der Regenten Niemand anders, als Friedrich Wilhelm III sey. Von diesem heisst es in der Weissagung so: *Tandem sceptra gerit, qui stemmatis ultimus erit.* Mit ihm hört die Zahl der brandenburgischen Fürsten, mit ihm hören die verderblichen Wirkungen der neuen Lehre auf. Der geistliche Hirt führt alle seine Schafe wieder in den Stall, die Mark Brandenburg wird ganz unabhängig, und die Mönche kommen wieder empor. Zu diesen wichtigen Ereignissen ist das Jahr 1812 auserseben. Darauf zielen folgende Zeilen, V. 95 — 100:

Et pastor gregem, recipit Germania regem,
Marchia cunctorum penitus oblita malorum
Ipsa suos audet fovere, nec advena gaudet.
Priscaque Lehnini surgent et tecta Chorini,
Et VeterI More CLerVs spLenDesCIt honore.
Nec lupus nobili plus insidiatur ovili.

Wohl uns, dass die Zeiten vorüber sind, wo dergleichen Schriftsteller gefährlich waren! Die Bösartigkeit des unsrigen geht aus einer Menge gehässiger Insinuationen hervor, mit deren Anführung wir das Blatt nicht beflecken wollen. Übrigens scheint das Buch, der Diction nach, mehreren Verfassern zu gehören, von denen einige schlechter, andere besser Deutsch schreiben. Einer derselben ist um sechzig Jahre im historischen Stil zurück; z. B. S. 14: „Böhmen sank unter der schlechten Regierung des unwürdigen Wenceslaus in alle die Horreurs, die wir das florisanteste Reich Europens vor wenig Jahren leiden sahen." Nach manchen Provincialismen zu urtheilen, muss auch ein Ungar oder Südpole daran gearbeitet haben; als S. 33: „vergass er *auf* den Papst"; S. 47: „er war *halt* ein platter Märker." Um von der Vorstellungsart und Methode des Vfs. einen Begriff zu geben, wählen wir eine Stelle S. 46. Der Prophet spricht von Joachim II, der zuerst die lutherische Lehre annahm, V. 50 — 52:

Et nunc it prodit, qui te Lehnin nimis odit,
Dividit ut culter Atheus, scortator, adulter,
Ecclesiam vastat, bona religiosa subhastat.

Hiebey findet man folgende Erklärung: „Joachim ist *in puncto sexti* nicht sauber gewesen, wie denn von ihm bekannt ist, dass er zur grossen Kränkung seiner Gemahlin ein Serail an seinem Hof hatte, welches dem Staate grosse Summen kostete. Seine *Maitresse favorite* war eine gewisse Stückgiesers Wittwe, Namens Anna Ridow, mit der er mehrere Kinder zeugte, sie begleitete ihn zur Ärgerniss des Publicums aller Orten. Dass dieser Kurfürst ein Atheist gewesen sey, soll eine Verläumdung seyn. Ich bin über seine desfallsige Denkungsart nicht so unterrichtet, dass ich darüber was Bestimmtes sagen kann. Aber vermuthlich hat der Prophet so räsonnirt: Wer sich erfrecht, Gott gemachte Stiftungen hinweg zu nehmen, muss nicht glauben, dass ein Gott ist, sonst würde er es nicht wagen, ihm das Seinige hinweg zu nehmen; nun aber thut das Joachim: so muss er nicht glauben, dass ein Gott ist." — Sieht man hier nicht einen ehemaligen Jesuiten leiben und leben? Cht.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Hannover*, b. den Gebrüdern Hahn: *Über Ehescheidung, besonders die Ehescheidung durch landesherrliche Dispensation.* Von *Johann Karl Fürchtegott Schlegel*, Consistorial-Secretair. 1809. 7½ Bogen gr. 8. (9 Gr.)

Erlangen, b. Palm: *D. Christoph. Frid. Ammon* Commentatio theologiae moralis *de conjugiis bona gratia non solvendis.* 1808. 2 Bogen 4. (2 Gr.)

Da der *Codex Napoleon*, so wie schon früher das königliche preussische Gesetzbuch, für die Erleichterung der Trennung unglücklicher Ehen spricht, und jener jetzt in so vielen deutschen Provinzen gesetzliche Kraft erhält: so wird man sich nicht wundern können, wenn dieser Gegenstand von mehreren deutschen Schriftstellern in Untersuchung gezogen wird, obgleich kaum zu erwarten ist, dass dadurch Resultate werden gewonnen werden, die nicht schon früher aufgestellt, und selbst schon hie und da in Praxis übergegangen sind. Hn. *Schlegels* Hauptabsicht in der oben von uns angegebenen, im Ganzen sehr gut geschriebenen Abhandlung ist: die Ehescheidung durch landesherrliche Dispensation zu vertheidigen, und so die Erleichterung der Ehetrennungen aus dem Kreise der richterlichen Wirksamkeit zu entfernen, aber auch die Grenzen der landesherrlichen Dispensation nach rechtlichen und moralischen Gesichtspuncten zu bestimmen. Die Schrift enthält eine etwas weit ausholende Einleitung, und vier vom Vf. ausgearbeitete, auf bestimmte Ehescheidungsfälle sich beziehende Gutachten, von denen die drey ersten die Materie von der Ehescheidung durch landesherrliche Dispensation wesentlich erörtern. Einige Wiederholungen in Beziehung auf diese drey Gutachten unter einander, so wie auch auf die vorstehende Einleitung sind hier unvermeidlich gewesen. — In der Einleitung liefert der Vf. zuerst lesenswerthe Bemerkungen über die Würde und Heiligkeit des ehelichen Bündnisses nebst Rathschlägen, dieselbe aufrecht zu erhalten. Seinen mehresten Äusserungen muss man unbedingt beystimmen; nur die paradoxe Behauptung S. 8 f. „dass der Grund des Leichtsinnes, wodurch jenes heilige Bündniss so oft zerrissen wird, vorzüglich selbst in der höheren Natur des Menschen zu suchen sey," wird auch durch die herbeygezogenen Strophen des *Ariosts*, die der Vf. seiner Einleitung voraufgeschickt hat, schwerlich allgemeine Überzeugungskraft erhalten. Will der Vf. nichts anders sagen, als dass das ungebundene Streben, Leidenschaften auch mit Übertretung sittlicher Gebote, und insbesondere mit Verletzung „des durch die Natur und Religion geheiligten Verhältnisses" der Ehe zu befriedigen, in der Freyheit des Menschen, die zu der höhern Natur desselben gehöre, gegründet sey; so ist diess ein gemeiner Gedanke, den der Vf. nicht so hervorheben durfte. Was derselbe aus seiner amtlichen Erfahrung über Ehestreitigkeiten und über die nach und nach herrschend gewordene, aber doch noch schwankend gebliebene Consistorialpraxis sagt, stimmt fast gänzlich mit den Erfahrungen überein, die der Rec., selbst Mitglied eines Consistoriums ausserhalb der hannöverschen Länder, gemacht hat. Darin aber können wir dem Vf. (S. 40 nicht beytreten, dass das protestantische Ehescheidungsrecht jetzt schwerlich zu mehrerer Bestimmtheit und Festigkeit gelangen werde; vielmehr hoffen wir diess von der jetzigen grösseren Unbeschränktheit der legislativen Staatsgewalt allerdings, und fürchten die Entgegenwirkung einer einseitigen Sectenphilosophie so wenig, als den Einfluss des in der katholischen Kirche erneuerten Streites wegen Auflöslichkeit oder Unauf-

löslichkeit der Ehe. Auch können wir nicht umhin, einer Äufserung des Vfs. S. 20 den bestimmten Wunsch entgegenzusetzen, dafs die Staatsobrigkeit wenigstens die frühen Ehen in den niederen, von Armuth gedrückten Ständen nicht erleichtern, sondern vielmehr, so weit es ohne Beeinträchtigung der natürlichen Menschenrechte geschehen kann, erschweren möge. Denn nach unseren Erfahrungen entsteht durch die unbesonnene frühe Knüpfung des ehelichen Bündnisses unter Menschen, die nur mit Mühe ihr Fortkommen haben, entsetzlich viel Elend für sie selbst und für Andere, und gerade dadurch schwindet die auch Anfangs von ihnen begriffene Heiligkeit des ehelichen Bundes gar bald vor den Augen ihres Geistes wieder dahin, dafs die durch diesen Bund nicht verminderte, sondern noch wohl gar vermehrte Dürftigkeit den Tumult niedriger Leidenschaften erregt. Dafs nicht jede Bevölkerung dem Staate gleichen Werth habe, bemerkt der Vf. selbst sehr richtig. Ganz aber sind wir der Meinung des Vfs. (S. 19), dafs man die religiöse Würde der Ehe auch durch vorgeschriebene religiöse Feyerlichkeiten bey Eingehung derselben in Achtung zu erhalten suchen sollte, und wir können es nicht anders, als misbilligen, dafs man neuerdings in Zeit- und anderen Schriften oft so stark die Idee ausgesprochen hat, dafs die Ehe, als ein bürgerlicher Contract, der religiösen Feyer entbehren könne. Beiden Ehegatten kann das zwischen ihnen bestehende Bündnifs sicher zur Erhöhung ihrer moralischen Würde nicht nur, sondern auch ihrer religiösen Bildung förderlich seyn, und der Stifter des Christenthums selbst hat in seinen Belehrungen, wenn gleich er ein vollständiges bürgerliches Ehescheidungsrecht keinesweges geben wollte, doch jenes Bündnifs allerdings berücksichtigt; man kann also die Ehe in christlichen Staaten auch wohl mit Recht als ein Institut von religiöser Tendenz ansehen, und die Heiligkeit derselben in den Gemüthern durch zweckmäfsige religiöse Feyerlichkeit verstärken wollen. Ja auch die zufolge der Bemerkung des Vfs. S. 18 nach den *hannöverschen* Landesgesetzen übliche Hinzuziehung des Predigers zu den *Eheverlöbnissen* der Landleute verdiente in anderen Provinzen, und zwar nicht blofs zur Verhütung aller Unbedachtsamkeit und Übereilung, sondern auch zur nachherigen besseren Schätzung des ehelichen Bündnisses selbst, nachgeahmt zu werden. — Was nun den Hauptzweck des Vfs. betrifft, das landesherrliche Dispensationsrecht für gewisse Fälle, in denen die Consistorien als Ehegerichte bisher, entweder wegen positiver gesetzlicher Beschränkung oder wegen üblich gewordener Praxis, nicht auf Ehetrennung erkennen können, als nothwendig und wohlthätig geltend zu machen: so gesteht Rec., hierin einer anderen Überzeugung zu seyn. Er ist freylich mit dem Vf. darüber vollkommen einverstanden, dafs eines Theils die Trennung wahrhaft unglücklicher Ehen von der Staatsbehörde nachgegeben werden könne, anderen Theils aber die blofse Übereinstimmung beider Ehegatten in den Wunsch der Trennung, wegen der hier in Rücksicht kommenden moralischen und religiösen Verhältnisse, und wegen der zu besorgenden nachtheiligen Folgen, keinesweges zur gerichtl. Ehescheidung hinreichend sey; aber der Trennung durch landesherrliche Dispensation — so gewöhnlich sie auch schon längst in manchen Ländern ist — stehen aufser den allgemeinen Gründen gegen jede Abweichung von gesetzlichen Bestimmungen, unserem Bedünken nach, auch noch wichtige besondere Gründe entgegen. Der Vf. ist zwar einsichtsvoll genug, das von ihm gebilligte landesherrliche Dispensationsrecht in seinem zweyten Gutachten S. 82 ff. durch gewisse Bedingungen zu beschränken; aber wer weifs nicht, dafs durch mannichfaltigen persönlichen Einflufs auf den Landesherrn solche Bedingungen leicht zurückgedrängt werden, und sein vermeintliches Dispensationsrecht in Willkühr ausartet? Der Vf. wird sagen: dann geschieht etwas, das ich durchaus nicht billige; aber sollte man sich nicht auch hüten, zu einem Verfahren, das Misbilligung verdient, Veranlassung zu geben? Doch auch diesen Punct bey Seite gesetzt, scheint uns schon das sehr wichtig, dafs die Kraft der Gesetze und das richterliche Ansehen geschwächt wird, wenn den Parteyen durch Erlangung der landesherrlichen Dispensation ein Mittel zur Auflösung des ehelichen Bündnisses aufserhalb des rechtlichen Weges bleibt. Und wie viel mehr Aufwand an Zeit und Geld wird nicht oft erfodert, wenn die Parteyen erst, nachdem bey den Ehegerichten die Scheidung nicht hat erreicht werden können, zu dem sogenannten landesherrlichen Dispensationsrechte ihre Zuflucht nehmen sollen? — Wäre es nicht besser, dafs die Landesherrn ihren Ehegerichten förmliche *gesetzliche Bestimmungen* ertheilten, nach welchen dieselben nicht blofs in solchen Fällen, bey denen sie bisher nach einer gewissen Consistorialpraxis sich zur Ehescheidung berechtigt glaubten, sondern auch in solchen, da nach billigen moralischen Gesichtspuncten ein landesherrliches Dispensationsrecht soll eintreten können, die Ehetrennung bewilligen dürften? Das *Hauptprincip* bey diesem erweiterten gesetzlichen Scheidungsrechte der Consistorien müfste das seyn, was der Vf. selbst S. 85 aufstellt: die Scheidung mufs eintreten können, wenn nach sorgfältiger richterlicher Erwägung aller relevirenden Puncte erhellt, dafs die Fortdauer der Ehe beide Ehegatten oder den Einen *moralisch* zu Grunde richte, oder das Glück ihres Lebens gänzlich zerstöre. Die Furcht, dafs bey dieser den Ehegerichten ertheilten gröfseren Freyheit dieselben eine zu grofse Leichtigkeit in Ansehung der Ehescheidung möchten Statt finden lassen, ist gewifs weit weniger erheblich, als was bey Ausübung des landesherrlichen Dispensationsrechtes zu besorgen ist. Denn in den Ehegerichten hängt ja die Prüfung und Entscheidung der vorkommenden Fälle nicht von Einer Person, sondern von sämmtlichen Mitgliedern ab, und diese besitzen in der Regel Erfahrung und Kenntnisse genug, um mit Vorsicht zu verfahren, also die nöthigen psychologischen, rechtlichen, moralischen und religiösen Rücksichten nicht zu vernachlässigen; auch ist bey ihnen ein solcher fremdartiger Einflufs von aufsen nicht gedenkbar, als in den Umgebungen eines dispensirenden Landesherrn. Übrigens könnte den von den Ehegerichten Geschiedenen, vorkommenden Umständen nach, eine ihrem Vermögen angemessene Summe ad *pias causas* zu erlegen, eben so wohl bestimmt werden, als der Vf. diefs für die durch landesherrliche Dispensation erfolgenden Scheidungen in Vorschlag bringt. — S. 74, wo der Vf. den Grundsatz aufstellt, dafs die landesherrliche Dispensation zur Aufhebung einer Ehe immer nur Ausnahme von der Regel bleiben solle, giebt er zugleich drey Fälle der Anwendung an, die aber auch dann, unserem Bedünken nach, gar zu unsicher und willkührlich seyn würde. Wir wollen hier nur den ersten Fall ausheben: Die Dispensation soll nur solchen Mitgliedern des Staats zu Theil werden, deren nützlichste Wirksamkeit und Thätigkeit derselbe zu seinem eigenen Wohl zu erhalten wünschen mufs. Wer sind nun diese? Solche, die einen höhern Posten im Staate bekleiden, und etwa die obere Verwaltung desselben besorgen helfen? Oder ist die zahlreiche Classe der niederen Landleute, welche bey den ersten Nahrungsquellen des Staats geschäftig sind, gemeint? — Wahrscheinlich die ersteren, weil für die letzteren jene Dispensation gar oft in Anwendung kommen müfste. Die ersteren aber wissen sich, wie die Erfahrung lehrt, über das Widerwärtige eines ehelichen Verhältnisses noch am leichtesten zu erheben. Überdiefs kommt nach Gründen, welche darzulegen hier nicht der Ort ist, in Ehescheidungsfällen mehr, als der Unterschied der äufseren Verhältnisse gegen den Staat, die persönliche Wohlfahrt der Individuen ausschliefslich in Betracht. — Dieser unserer Abstimmungen in einzelnen Puncten ungeachtet, wünschen wir der Schrift des Hn. *S.* recht viele Leser, und erklären besonders die 4 rechtlichen Gutachten derselben in Ansehung der Form für sehr nachahmungswerth.

Die *zweyte* oben angezeigte Schrift — eigentlich ein erlangisches Weihnachtsprogramm von 1808 — ist, was man nach der Inschrift nicht erwarten sollte, gröfstentheils *historischen Inhalts*, und aus den römischen und christlichen Antiquitäten geschöpft. Der Vf. billigt eine von beiden Ehegatten gewünschte Trennung, wenn sie mit *unversöhnlichem Hasse* gegen einander erfüllt sind, verwirft aber mit Recht aus Gründen, die von der moralischen und religiösen Würde der Ehe hergenommen sind, eine Trennung, die zwar von beiden Ehegatten gemeinschaftlich, aber *nur aus übler Laune und Leichtsinn*, überhaupt *nur aus unbedeutenden Ursachen* gewünscht wird. Eine tiefgehende Untersuchung haben wir in dieser kleinen Schrift nicht gefunden; doch kann es bey der bekannten Tendenz des neuen preussischen und französischen Gesetzbuches allerdings nützlich seyn, wenn jene Gründe gegen die zu grofse Erleichterung der Ehescheidungen in der Kürze zusammengestellt werden.

— RMD.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 1 DECEMBER, 1810.

THEOLOGIE.

LEIPZIG, b. Barth: *Memorabilien für das Studium und die Amtsführung des Predigers.* Herausgegeben von D. *Heinrich Gottlieb Tzschirner*, ordentlichem Professor der Kirchen- und Dogmen-Geschichte auf der Universität zu Leipzig. *Erster Band. Erstes Stück.* 1810. 204 S. gr. 8. (18 Gr.)

Eine Zeitschrift, welche das gesammte Fach des Predigers in wissenschaftlicher und praktischer Hinsicht umfasste, das rein und blofs Scientifische ausschlösse, und von den theologischen Wissenschaften nur das, und nur die Seite hervorhöbe, die mit der Religion und dem Zwecke der Kirche in unmittelbarer oder mittelbarer Verbindung stände, dabey hauptsächliche Rücksicht auf die dem Prediger vorzüglich interessirenden Wissenschaften der Homiletik, Katechetik und Liturgik nähme, jedoch mit Ausschluss der Pastoraltheologie, die zu sehr auf besondere locale Verhältnisse eingeschränkt ist, — wäre, weil sie das Wissenswürdigste in sich begriffe, gewiss für den Prediger eine sehr willkommene Erscheinung. Grade diesen Zweck haben aber vorliegende *Memorabilien*. Sehr zweckmäsig ist es daher, dass der Herausg. auch *Muster*arbeiten im Felde der Homiletik und Katechetik, namentlich auch Bruchstücke, oder ganze Predigten aus den Werken der englischen und französischen Kanzelredner aufnehmen, dagegen Recensionen und Correspondenznachrichten gänzlich ausschliessen will. Wenn aber der Herausg. künftig auch noch Predigtentwürfe und Materialien zu anderen liturgischen Arbeiten mittheilen will: so wünscht Rec. gar sehr, dass auch dieses nur Musterarbeiten seyn mögen, indem, wie andere Zeitschriften beweisen, die besten und fleissigsten Lieferanten oft nur ganz gemeines Gut liefern.

Das erste Stück dieser *Memorabilien*, welche wir dem theologischen Publicum möglichst bald bekannt zu machen für Pflicht halten, entspricht ihrem Plane und Zwecke vollkommen. Eine *beurtheilende Darstellung der dogmatischen Systeme, welche in der protestantischen Kirche gefunden werden*, von dem Herausgeber, eröffnet die Zeitschrift. Dieser wohlangelegten, aber noch unvollendeten Abhandlung liegt die im Jahre 1809 erschienene akademische Gelegenheitsschrift des Vfs.: *De formis doctrinae theologorum dogmaticae distinguendis rite et aestimandis*, zum Grunde, die aber nicht in einer Übersetzung, sondern in neuer und freyer Bearbeitung mitgetheilt wird. Der Plan der Abhandlung ist folgender: Zuerst beschreibt der Vf. die dogmatischen Systeme der protestantischen Kirche; dann will er dieselben nach logischen, hermeneutischen und ethischen Principien beurtheilen, und zuletzt diejenigen Systeme vergleichend zusammenstellen, die in der Prüfung sich bewähren. Da diese Blätter keinen vollständigen Auszug des ganzen Gedankenganges gestatten: so wollen wir, um die Aufmerksamkeit auf diese vorzügliche Abhandlung zu lenken, nur die Hauptidee des ersten Abschnittes mittheilen, da die beiden anderen Abschnitte in den folgenden Stücken mitgetheilt werden sollen. In der protestantischen Kirche giebt es vorzüglich zwey, in ihren Principien verschiedene, Hauptsysteme, die man als das *biblische* und *rationalistische* bezeichnen kann, welches letztere der Vf. scharf und gut vom *naturalistischen* unterscheidet. Entweder hält man das Princip des *biblischen* Systems, dass die Schrift die höchste (nicht auch einzige?) Regel des Glaubens sey, consequent fest, oder man weicht davon ab. Im letzteren Falle entstehet der schwankende, alle Sicherheit des Handelns aufhebende *Synkretismus*, von welchem der Vf. drey Untergattungen aufstellt, einen *biblisch-symbolischen*, *biblisch-philosophischen*, und *biblisch-symbolisch-philosophischen*. (Nur im letzteren ist das Gemengsel vollständig.) Das *rationalistische* System hat sich als ein *eklektisches* der Popularphilosophen (*Henke*), *eudämonistisches* (*Steinbart*), *ethisches* der kritischen Philosophen, und *idealistisches* der neuesten philosophischen Schule gezeigt. — Es wäre kein unwürdiger Gegenstand für diese *Memorabilien*, eine besondere Untersuchung über die *Möglichkeit eines rein biblischen Systems*, in welchem kein *Kryptorationalismus* herrsche, anzustellen. Denn da das göttliche Wort eines Hermes bedarf, der uns seinen Sinn eröffne, einer menschlichen Vernunft, welche das göttliche Wort auslege, und da unvermeidlich in diese Auslegung die logischen, hermeneutischen und ethisch-religiösen Principien der Vernunft einfliessen: so scheint es um ein rein biblisches System eine sehr missliche Sache zu seyn. Wo wäre auch der Philosoph oder Theolog, der nicht aus jedem biblischen Systeme die leitende Philosophie des Verfassers charakterisiren, und aus der Geschichte der biblischen Dogmen die Geschichte der Philosophie herausfinden könnte? Eine absolute Unterwerfung der Vernunft unter das Gegebene, gleichviel woher, und eine gänzliche Verwahrung gegen die Vernunft, um ein rein biblisches System zu Wege zu bringen, scheint daher dem Rec. etwas Unmögliches. Daher war es dem

Rec. auch unerwartet, als er S. 14 las, dafs der Protestantismus, der ja kein System, sondern eine Denkart ist, in dem biblischen Systeme bestehe. Dem Protestantismus liegt formell das Princip der Freyheit und Selbstständigkeit der Vernunft, und in materieller Hinsicht die h. Schrift zum Grunde. Wenn ferner die Offenbarung als ein göttlicher Unterricht solcher Wahrheiten erklärt wird, welche die Vernunft nicht entdecken könne, weil doch die Vernunft vieles Positive (= Historisches) nicht aus sich schöpfen könne: so ist Herodot, Thukydides u. s. w. voll von Offenbarungen. Übrigens wünscht Rec., dafs der Vf. im folgenden Stücke diese Abhandlung vollenden möge, da eine Zerstückelung einer wissenschaftlichen Abhandlung in mehrere Hefte die wissenschaftliche Auffassung derselben als eines organischen Ganzen zu sehr erschwert. II. *Über die Beschaffenheit, Zwecke und Wirkungen der bewundernswürdigen Thaten Jesu und seiner Apostel, und über die Mittel, wodurch sie hervorgebracht worden sind.* Von D. *Georg Fried. Seiler*, nach dessen Tode mit einer Vorrede und Anmerkungen herausgegeben von D. *Johann Georg Rosenmüller.* Diese Abh. hat folgende vier Abschnitte. 1. Ist in unseren Zeiten der Glaube an die Wunderthaten Jesu und seiner Apostel unumgänglich nöthig zur Überzeugung von der Wahrheit des Christenthums? Nein! 2. Warum waren in die Sinne fallende Beweise, (?) dafs Jesus ein göttlicher Gesandter sey, für seine und seiner Apostel Zeitgenossen nöthig? Um Hindernisse zu entfernen, welche in der tiefen Sinnlichkeit, Denkscheu, in Vorurtheilen, und selbst in Erwartungen ihren Grund hatten, die aus dem A. T. geschöpft waren. 3. Über die nothwendigen Bedingungen, unter welchen die Kraftthaten Jesu und seiner Apostel erfolgen konnten. Diese Bedingung ist Glaube, oder Vertrauen. 4. Welche Beschreibungen und Benennungen haben Jesus und seine Apostel selbst von ihren ausserordentlichen Thaten gegeben? Schon die seitherige Relation zeigt, dafs die Sache weder erschöpft, noch durch irgend einen neuen Gesichtspunct bereichert worden ist. Die Abh. ist gleichwohl sehr merkwürdig in subjectiver Hinsicht des Vfs., dessen Fortschreiten und Streben, neue geprüfte Ideen aufzunehmen und alte zu verwerfen, nur mit seinem Leben aufhörte. III. *Man würde eine wahre und ächte Kanzelberedsamkeit gewifs häufiger finden, wenn unsere jetzigen Prediger mehr darauf hinarbeiteten, wahrhaft christlich zu predigen*, von D. *Schott* zu Wittenberg. Der Vf. zeigt, dafs es den meisten Predigern an dem fehle, was sie zu wahrhaft biblischen und christlichen mache, indem man bey ihnen bald eine feste Richtung auf den Hauptentzweck der Lehre und Anstalt Jesu, bald die nöthige Rücksicht auf die Art und Weise, wie diese Lehre, als eine positive und geoffenbarte, jenen Entzweck erreichen will, bald endlich die Sprache und den Ton unserer christlichen Urkunden vermifst. Wie dagegen aber die Rücksicht auf das Biblische und Christliche die Kanzelberedsamkeit befördern würde, wird gründlich und lehrreich entwickelt. IV. *Verlohnt es sich in unseren Tagen noch der Mühe, Katechetik zu studiren?* vom Vicedirector *Dolz*. Dieser polemische, und besonders gegen *Pestalozzi*, und dessen bekannte Beschuldigungen der Katechetik, gerichtete Aufsatz ist etwas flüchtig hingeworfen, und widerlegt die Beschuldigungen, dafs die Katechetik Raisonneurs bilde, das Grab des religiösen Gefühls sey u. s. w., und zeigt die Vorzüglichkeit der katechetischen Methode zur formellen Geistesbildung. Rec. findet es sehr natürlich, wenn gerade unser Vf. sich der gekränkten Katechetik mit Wärme annimmt. Allein durch diesen Auffatz ist weder *Pestalozzi* widerlegt, der schwerlich leugnet, was Hr. *Dolz* behauptet; noch wird dadurch der Katechetik der ihr gebührende Rang in der Unterrichtskunst angewiesen. Denn dem Vf. braucht es nicht bewiesen zu werden, dafs die katechetische Methode weder die einzige, noch die erste des Elementarunterrichts, noch die bey allen Gegenständen anwendbare Methode sey. Die katechetische Methode ist eine von den vielen, um in ihrem Platze nothwendige, und durch keine andere zu ersetzende Methode. Allein so viel dem Rec. bekannt ist, hat noch kein Pädagog das Problem gelöset, wie die Entwickelungs-, Erregungs- und Bildungs-Methoden mit der Seelen- u. Geistes-Entwickelung parallel fortschreiten, welche Methode für jede einzelne Kraft, welche Methoden für die Totalität aller, oder für das Gemüth zweckmäfsig und nothwendig seyen, wo unter anderen also auch die katechetische Methode eintreten müsse, und welches ihre Schranken seyen. Denn dafs sie nicht der unendliche und allmächtige Hebel aller Geistesbildung sey, wird unser Vf. gern zugeben. Gerade von unserem Vf. würde die psychol. Entwickelung erfreulich seyn, welches das naturgemäfse Gebiet der katechetischen Gymnastik sey, und unter welchen formellen und materiellen Bedingungen sie eintreten könne und müsse. V. *Jacob Saurins Predigt über die Tiefen der Gottheit.* Übersetzt (und um die Hälfte verkürzt) von dem *Herausgeber.* So vieles Schöne, Erhabende, Grofse diese Predigt auch hat: so ist sie doch keinesweges ein Muster, wie doch der Herausgeber zu liefern verspricht, weder in Ansehung der Form, noch der Erschöpfung ihres Gegenstandes. Die fürchterlichste und trostloseste aller dogmatischen Ideen, die von einer unbedingten ewigen Gnadenwahl, tritt hier ganz in ihrer Fürchterlichkeit auf. Wenn *Saurin* aber auch diese Lehre praktisch zu machen sucht, was ihm nicht recht gelingen will: so sehen wir nur eine allzu bekannte Erscheinung wieder, dafs die Moralität die Dogmatiker wider ihren Willen zur Inconsequenz zwinge. Will daher der würdige Herausgeber künftig mehrere fremde Muster mittheilen: so darf man billig fodern, dafs sie doch wenigstens den einheimischen nicht nachstehen. VI. *Ein metrisches Altargebet*, gesprochen von Prediger *Hasenritter* zu Burgwerben, am Tage seiner Probepredigt, macht den Beschlufs. — Wenn nun nach seinem Plane der Herausgeber in dieser Zeitschrift, von welcher jährlich drey Stücke erscheinen sollen, das ganze Fach des Predigers umfassen, und dem hie und da verarmenden Stande andere Zeitschriften entbehrlich machen will: so wird er alle Sorge und die strengste Auswahl anwenden müssen, um nur *Memorabilien* aufzunehmen.

G.

Erlangen, b. Palm: *Lazarus (;) oder über das Unstatthafte der natürlichen Erklärungen der Wundergeschichten im Neuen Testament* von M. *Kaspar Jakob Besenbeck*, Rector am Gymnasium zu Erlangen. 1810. VI u. 126 S. gr. 8. (12 Gr.)

Diese, im Ganzen ruhig verfasste Streitschrift ist gegen die Abhandlung des Hn. D. *Gabler* im *Journal für auserlesene theologische Literatur*, III B. 2 St. S. 223—283 gerichtet, und, da die *gabler*'sche Ansicht ganz die des Hn. D. *Paulus* ist, auch gegen letzteren Gelehrten. Es zeugt von der Stärke der Überzeugung unseres Vfs., zwey so namhaften Gelehrten sich zu widersetzen, und es kann nur zu gründlicheren Forschungen führen, wenn sich von Zeit zu Zeit gegen die oft leichtsinnigen und höchst willkührlichen *natürlichen* Erklärungsversuche der wunderbaren Thaten Jesu Stimmen erheben, um den Streit der Supranaturalisten und Rationalisten im Felde historischer Forschungen der Entscheidung näher zu bringen. Der Vf. behauptet zwar nicht, dass die Wundererzählungen des N. T. ein Beweis für die Göttlichkeit des Christenthums seyen, sagt vielmehr, dass das Christenthum ohne Wunder eben so göttlich seyn würde, als mit Wundern. Allein er fürchtet, dass bey den natürlichen Erklärungen der Charakter Jesu ins Gedränge komme, und dass man den Erzählungen der Evangelisten gar zu viel Gewalt anthue. In dieser letzteren Rücksicht haben in der That die Supranaturalisten immer einen Vortheil vor den Rationalisten, indem die Auslegung der ersteren nicht bloss mit dem Buchstaben, sondern auch mit der Ansicht und dem Urtheil der Evangelisten aufs genaueste übereinstimmt, die Rationalisten hingegen nichts für sich aufzuweisen haben, als das mächtige u. unabweisliche Interesse, und den *horror naturalis* der Vernunft gegen alle dergleichen Erzählungen. Wenn auch nicht zu leugnen ist, dass die *Theologen* mehrere Wunder von Jesu zu erzählen wissen, als die *Evangelisten*: so kann man doch auch nicht leugnen, dass die Evangelisten nach ihrer ehrlichen Ansicht Wunder (nur nicht in unserem metaphysischen Sinne) erzählen *wollen*. Die *Wahrnehmung* des Factums ist der *Aufzug*, ihre Ansicht und die in die Erzählung und Darstellung einfliessende, ja schon die Wahrnehmung modificirende *Beurtheilung* der Sache ist der *Einschlag* ihrer Erzählung. Des Philosophen kühnes Unternehmen ist nun, beides genau zu sondern, und dagegen kämpft eben unser Vf. Da die Erweckung des Lazarus immer noch als eines der grössten Räthsel des N. T. dastehet; da ferner der Erklärungsversuch des Hn. D. *Paulus* (denn dieser ist der Urheber der *gabler*schen Ansicht) Aufmerksamkeit verdient: so sind wir der Schrift des Hn. Rector *Besenbeck* eine ausführlichere Anzeige schuldig, und wir werden ihn nach seinem Wunsche mit eben der Freymüthigkeit und Unbefangenheit beurtheilen, mit welcher er Hn. G. prüfte.

Es war für uns vor Allem betrübend, dass Hr. B. meinen konnte, nichts als die *Furcht vor dem 19ten Jahrhundert* (S. 12) habe Hn. *Gabler* bey seiner Erklärung geleitet, und dass ihm das heilige Interesse der Vernunft so fremd ist, deren Natur alle solche für Wunder ausgegebene Erzählungen als unnatürlich erscheinen, so wunderlieblich sie auch der Phantasie und dem ästhetischen Mysticismus seyn mögen, so dass ihr der Gott der Ordnung unendlich anbetungswürdiger ist, als der Gott seltsamer Kunststücke. Hätte Hr. B. dieses Interesse gefühlt: so würde er bey Hn. *Gabler* einen tieferen Grund des Erklärungsversuches vermuthet, und den Ton der Untersuchung nicht durch solche Misstöne unterbrochen haben. Ferner wunderte es Rec., dass dem Vf. die von Hn. *Gabler*, und früher schon von Anderen, gemachte Unterscheidung zwischen Wahrheit des *Sinnes* einer Erzählung und der Wahrheit der *Sache*, zwischen *Auslegen* und *Erklären*, als etwas aus der Luft Gegriffenes erscheint, da doch das erstere die Function des Philologen, das andere die des Philosophen ist, ein Unterschied, den der Vf. bey Erklärung der Dichter, und der Historiker und Philosophen des Alterthums gewiss selber macht. Denn wenn Plutarch, Livius, Suetonius u. s. w. uns ihre *prodigia* erzählen: so wissen wir, wie wir philologisch *den Sinn* ihrer Worte zu verstehen, und was wir über *die Sache* zu denken haben. Wir verweisen in dieser Hinsicht Hn. *B.* auf *Niethammers Religion als Wissenschaft*. Über diesen wohlbegründeten Unterschied aber geht Hr. *B.*, wie die olympischen Götter über die Erde, hinweg, ohne ihn zu berühren, und sagt nur (S. 8), dass er ihm nicht einleuchte. Allein diese Schrift wäre anders ausgefallen, oder gar nicht erschienen, wenn der Vf. diesen Unterschied gründlich geprüft hätte.

Gerade über die Hauptpuncte, welche der in Rede stehenden Erzählung als dem Bericht von einem Wunder zuwider sind, hat der Vf. den Rec. nicht befriedigt. 1) Jesus sagt, nachdem ihm von der Krankheit seines Freundes Bericht erstattet war, ausdrücklich: *die Krankheit sey nicht tödtlich.* Joh. 11, 4. Zwar *sagt* der Vf., Johannes behaupte das nicht, giebt aber nicht an, was die Worte für einen anderen Sinn haben könnten, sondern sagt nur, dass die gleich folgenden Worte ἀλλ' ὑπὲρ τῆς δόξης κ. τ. λ. damit nicht übereinstimmen. Wo liegt aber der Widerspruch, wenn Jesus spricht: die Krankheit sey nicht tödtlich, sondern der Ausgang derselben werde mehr Freude und Dank gegen Gott, als Betrübniss erwecken? Hierüber macht der Vf. viele Folgerungen, dass Jesus sich geirret hätte, wenn man seine Behauptung so nähme, wie sie da stehe, und doch das Ganze nicht für ein Wunder halte. Ja, er meint sogar, die Schwestern und der Bote hätten es wohl besser wissen müssen, wie ja der Erfolg lehrte. Also die zärtlichen, ängstlich besorgten, die Gefahr leicht übertreibenden Schwestern, und der Bote, aus welchem die schwesterliche Besorgniss redete, sollten die Krankheit besser beurtheilt haben, als Jesus? Gerade nach dem Vf. hat Jesus gröblich sich geirrt, wiewohl ein medicinischer Irrthum seiner religiösen Autorität keinen Abbruch thun würde. Was die *Krankheit* des Lazarus anlangt: so sagt der Vf. S. 101, dass Johannes sie nicht nenne, entweder, weil er sie nicht wusste, oder weil er es nicht für nöthig hielt, sie zu nennen. Das Letztere glauben wir, weil Johannes nach *seiner* Ansicht ein σημεῖον erzählen wollte. Allein zum *Erklären*, nicht zum Auslegen, wäre dieser Umstand durchaus nothwendig, und wir sehen hier, wie die Ansicht des Erzählers auf die Beobachtung der Sache und ihrer Vollständigkeit nachtheiligen Ein-

fluſs habe, womit ſich jedoch die Redlichkeit des Erzählers vollkommen verträgt. 2) Der wahre und wirklich erfolgte Tod des Lazarus kann auf keine Weiſe bewieſen werden. Denn das hätte nur *die Zeit* beurkunden können. Allein nach der landesüblichen Eilfertigkeit zu begraben, lieſs man der Zeit nicht Zeit genug. Der Martha Vermuthung, daſs er ſchon ſtinken möge, können wir kein Gewicht beylegen. Auch Jeſus vermuthete den Tod nicht, und die Worte V. 14 können nur bedeuten: man hält ihn für todt, und behandelt ihn als ſolchen. 3) Im Geſpräch mit der Martha redet Jeſus mehr von der moraliſchen, als phyſiſchen Belebung, wenigſtens nicht beſtimmt und entſchieden von der letzteren, und offenbar wäre es wirkſamer geweſen, wenn Jeſus nicht bloſs *wegen* des Volkes, V. 42, gebetet, ſondern *vor dem Volke* angekündigt hätte, was nun geſchehen ſolle. 4) Da Johannes lange nach der Geſchichte dieſelbe erzählte: ſo iſt nicht auszumachen, ob er die Worte Jeſu, der Martha etc., genau referire, oder ob er die Perſonen bloſs den Umſtänden gemäſs redend einführe, und da ihm die Geſchichte als ein wohlbekanntes Ganzes vorſchwebte, ob er den Fortſchritt derſelben ſo darſtelle, daſs nicht etwa die früheren Winke und Andeutungen ergänzt, und beſtimmter hervortreten, als es geſchehen ſeyn würde, wenn er auf der Stelle jeden einzelnen Zug aufgezeichnet hätte. Daſs man aber *nach* dem Erfolg in den demſelben vorhergehenden Umſtänden alles klärer und beſtimmter ſieht, als *vor* demſelben, liegt in der Natur der Sache. Dieſe Puncte, die wir hier nur andeuten können, hat der Vf. viel zu wenig berückſichtigt. Wie nun, wenn Jeſus ſich *nicht geirrt*, ſondern aus der Krankheit, die er wuſste, nicht wir, und aus ihren Symptomen *erkannt* hätte, die Krankheit ſey nicht tödtlich; wenn er dann durch einen anderen Boten (wovon Johannes allerdings nichts weiſs) *erfahren*, oder aus dem ängſtlichen Berichte der Schweſtern und der Landesſitte *vermuthet* hätte, man möchte den Lazarus als Todten behandeln; wenn er dann durch nähere Erkundigung bey den Schweſtern in ſeiner Überzeugung, die Krankheit ſey nicht zum Tode geweſen, beſtärkt worden, in dieſer Zuverſicht die Öffnung des Grabmals befohlen, und nun mit freudigem Danke gegen Gott ſeine Vermuthung und ſeinen Wunſch beſtätigt gefunden hätte: wo iſt da ein Irrthum? Bleiben wir bey den Worten ſtehen: ſo ſprach Jeſus dieſesmal nicht, wie anderwärts, die Worte: ſtehe auf! ſondern: komme heraus! gleichſam als ob das Erſtere ſchon geſchehen ſey. Sonach hat Jeſus ſich nicht geirrt, ſondern allein richtig geſehen, da er hingegen nach der wunderbaren Anſicht ſich in der Beurtheilung der Krankheit offenbar geirrt hätte. Hr. *B.* läſst Hn. *Gabler* von *Belebungsverſuchen* ſprechen. Wir haben die *gabler*iſche Abh. nicht vor uns, und können darum die Richtigkeit dieſer Angabe nicht prüfen. Allein wenn Hr. *Gabler* davon redet: ſo hat *er* Unrecht, und ſagt Etwas, wovon der Evangeliſt nichts weiſs. Und wenn Jeſus wirklich überzeugt war, des Lazarus Krankheit ſey nicht ſeinem Leben gefährlich, und wenn er (nach unſerem Dafürhalten) in dieſer Überzeugung handelte: ſo hinderte er nur einen *Tödtungsverſuch*, der in der voreiligen Beerdigung und der Behandlung des Lazarus, *als* eines Todten, lag.

Um zu widerlegen, daſs das, was Jeſus bemerkte, ihn nicht zu dem Gebete veranlaſste: *πατερ ε-χαριστω σοι κ. τ. λ.*, macht unſer Vf. ſich luſtig über den *verſtohlenen* Blick, den Hr. D. *Paulus* Jeſum auf den Lazarus werfen läſst, und meint, der Blick der Neugierde der Umſtehenden möchte leicht eben ſo ſcharf geweſen ſeyn, als der Blick der Freundſchaft. Allein den Umſtehenden war es dabey ſchwerlich geheuer; Furcht, Vorurtheile der Verunreinigung u. ſ. w. hinderten ſie, ſich dem Todten zu nähern, und Furcht vor üblem Geruch zog die Martha ſchwerlich an. Unter dieſen Umſtänden konnte der allein nahe tretende Jeſus zuerſt wahrnehmen, was kein Anderer ſahe. Und *müſſen* wir uns denn alles ſo eilig denken, wie die zum groſsen Effect eilende Erzählung? Es iſt doch wenigſtens möglich, daſs Jeſus in die Gruft trat, den Todten unterſuchte, und nun in ſein freudiges Gebet ausbrach. Der Blick in eine Gruft iſt ein Blick ins Dunkle, wo weder der ferne Freund, noch der ferne Neugierige etwas wahrnimmt, ſondern nur der nahe Hinzutretende.

Wo iſt nun die Unbeſonnenheit oder Heucheley, mit welcher Jeſus nach dieſer Anſicht handelte, welche die *gabler*'ſche vielleicht nur conſequenter, und dem im Evangelio gegebenen Winke treuer darſtellt? Wo ſtehet, daſs der Zuruf Jeſu den Lazarus *erweckt*, und Jeſus den Lazarus gleichſam mit einer *φωνῃ μεγαλῃ* herausgedonnert habe? Unter die unvollkommenen Theile dieſer Schrift gehört die ſo oft wiederholte ganze Erzählung der vorliegenden Geſchichte, aus allerley Geſichtspuncten. Unwürdig findet es Rec., wenn der Vf., um die *paulus*'ſche Anſicht darzuſtellen, oder zu entſtellen, Conſequenzen macht, und Jeſum, wie einen Gauner, reden läſst, S. 178-181. Doch, es iſt unmöglich, hier auf alle Einzelheiten einzugehen. — Wir ehren die Überzeugung des Vfs., die aber mehr auf Gefühlen, als auf durchgeführten Gründen zu beruhen ſcheint. Auch müſſen wir bekennen, daſs er gegen die *gablerſche* Darſtellung manches Treffende erinnere. Dennoch aber müſſen wir geſtehen, daſs er uns in Anſehung der Nothwendigkeit, die gedachte Geſchichte als Wunder zu beurtheilen, nicht befriedigte, wozu auch gehören würde, zu beweiſen, daſs die *Anſicht* des Referenten nothwendig auch unſere Anſicht beſtimme, und die Freyheit unſeres Denkens aufhebe. Wenn aber die Supranaturaliſten an das Evangelium um der Wunder willen, alſo an das Begreifliche um des Unbegreiflichen willen, glauben: ſo können die Rationaliſten mit *Rouſſeau* ſagen: wir glauben an das Evangelium der Wunder ungeachtet.

Mc.

Monatsregister

vom

November 1810.

I. Verzeichniſs der im Monat November in der J. A. L. Z. recenſirten Bücher.

(Die erſte Ziffer bezeichnet die Numer, die zweyte die Seite.)

A.

Abhandlungen der phyſikaliſch-mediciniſchen Societät zu Erlangen. 1 Bd. 256. 235.

Ammon de conjugiis bona gratia non ſolvendis 276. 406.

Annalen der wetterauiſchen Geſellſchaft für die geſammte Naturkunde. 1 Bd. 1. 2 Heft 258. 257.

B.

Bachmann Geſetzbuch über den bürgerlichen Proceſs. Aus dem Franzöſiſchen überſetzt 264. 232.

Becker das wahre Noth- und Hülfs-Büchlein für Bruchkranke aller Art 257. 256.

— — die Hämorrhoiden 257. 251.

Berger Petit Dictionnaire manuel français-allemand et allemand-français. Partie française-allemande 272. 376.

— — Taſchenbuch für Blumenfreunde. 1. 2 Th. 1 Th. 2 Aufl. 273. 380.

Beweis, daſs die bey den Proteſtanten üblichen Eheſcheidungen vom Bande, auch nach katholiſchen Grundſätzen gültig ſind, von *W.* Neue Aufl. 263. 304.

Beytrag, neuer, zur lithographiſchen Kenntniſs der ſüdbaltiſchen Länder mit beſonderer Rückſicht auf Mecklenburg, von *Siemſsen* und *Dittmar* 258. 264.

Bild der Zeiten oder Europa's Geſchichte ſeit *Karl* dem Groſsen bis auf die jetzige Zeit. 2 Ausg. 1. 2 Bdchen. 265. 318.

Bode aſtronomiſches Jahrbuch für das J. 1812 259. 265.

Boll von dem Verfalle und der Wiederherſtellung der Religioſität 276. 401.

Böttiger üb. Muſeen- u. Antiken-Sammlungen 271. 367.

Bouché der Zimmer- und Fenſter-Garten. 2 Aufl. 260. 279.

Braun ſyſtematiſche Beſchreibung einiger Egelarten 258. 263.

Breithaupts und Anderer von ihm beſchriebene neue mathematiſche Erfindungen. 4 Heft 274. 391.

Brun, Friederike, Epiſoden und Reiſen durch das ſüdliche Deutſchland, die weſtliche Schweiz, Genf und Italien in den J. 1801 — 1805 266. 321.

Buchner Verſuch einer Theorie des Vollmachts-Vertrages nach dem römiſchen Rechte 264. 281.

C.

Calmeyer Lehrbuch der Roharzneywaarenkunde 275. 398.

Cappel Abhandlung vom Scharlachausſchlage 275. 396.

Curſus, franzöſiſcher, herausgegeben von *C. S.* 1 Th. 268. 344.

D.

Diruf Grundlinien zu einer landesherrlichen Verordnung zur ſchnellſten Bezweckung der Ausrottung der gewöhnlichen menſchlichen Pockenkrankheit durch ſyſtematiſche Betreibung des Kuhpockenimpfgeſchäfts 276. 399.

E.

Eiſenhuth Polizey- oder Staats-Einwohner-Ordnungen für Sicherheit und Wohlfahrt im Allgemeinen. 1. 2 Bd. [illegible] 262. 289.

Erneſti Inſtitutio interpretis N. T. Edit. 5. curavit *Ammon* 252. 209.

Eutropii breviarium hiſtoriae Romanae. Ed. accurata 275. 400.

F.

Fiſcher allgemeine Reiſebibliothek. 4 Bd. 266. 325.

Franzoſe, der junge, und das deutſche Mädchen 260. 276.

Füeſsli's ſämmtliche Werke. 1. 2 Heft 267. 329.

G.

Gebetbuch, katholiſches, für alle Fälle und Bedürfniſſe des menſchlichen Lebens 269. 352.

Glaſse Darſtellung der Confirmationshandlung des Erbprinzen von Naſſau 269. 351.

Gleim, *Betty*, Leſebuch zur Uebung in der Declamation. 2 Theil 263. 300.

Glock über die chriſtliche Religionsduldung 269. 351.

Gühne das Notariat in Frankreich. 2 Aufl. 254. 230.

H.

Hahn Omar. 1. 2 Bdchen 269. 350.

Haid der Roſenkranz nach der Meinung der heil. kathol. Kirche in 16 verſchiedenen Weiſen 270. 359.

Harder Geſänge und Lieder aus dem Sonntage von *Krummacher* 269. 347.

Herbſtblumen meines Geiſtes, von der Vfn. der Clara Wellburg und Claudine Lahr 260. 276.

Hermann von Lehnin, der durch die alte und neueſte Geſchichte bewährt befundene Prophet des Hauſes Brandenburg 276. 404.

Hoffs Reductionstabelle des preuſſiſchen Courant-Goldes gegen franz. Franks und Centimen 260. 279.

Hottinger ein Wort an Hn. Prof. *Schulthefs* über deſſelben genauere Einſicht der neueſten Verſuche einer beſſeren Erziehung und Bildung der Jugend 263. 297.

I.

Jakobi's ſämmtliche Werke. 1. 2 Th. 2 Aufl. 267. 333.

K.

Keil Lehrbuch der Hermeneutik des N. T. nach Grundſätzen der hiſtoriſch-grammatiſchen Interpretation 252. 209.

Kind Tulpen. 6 Bdchen. 272. 373.

v. Koch-Sternfeld Salzburg und Berchtesgaden in hiſtoriſch-, ſtatiſtiſch-, geographiſch- und ſtaatsökonomiſchen Beyträgen. 1. 2 Th. 264. 395.

Krebs lateiniſches Leſebuch nach der Stufenfolge der Formenlehre 268. 342.

Krummacher Feſtbüchlein. 1 Bdchen. Der Sonntag. 2 Aufl. 2 Bdchen. Das Chriſtfeſt 269. 345.

Kullenkamp über die gerichtliche Polizey und das Verfahren der Municipal-Polizeygerichte und Corrections-Tribunäle nach franz. und weſtphäl. Geſetzen 264. 229.

L.

Liturgie für die evangeliſch-lutheriſche Kirche im Königreich Wirtemberg 270. 355.

de Luc Principes de Théologie, de Théodicée et de Morale en réponse à Mr. *Teller* 255. 225.

M.

Maillot s. Recherches.
Martin s. Recherches.
Meisner Handlungsreisen. 1 Th. Portugal und Schweden 266. 327.
Mensch, der, oder Darstellung aller Völker der bekannten Erde. 3 Bd. 1 Heft 266. 327.
Moritz allgemeiner deutscher Briefsteller. 6 Aufl. von *Heinsius* 263. 305.
— — Lesebuch für Kinder. 2 Aufl. 263. 304.
Müchler Spiele müssiger Stunden. 1. 2 Th. 272. 373.
Musäus. Urschrift, Uebersetzung, Einleitung und kritische Anmerk. von *Passow* 268. 337.
Müslin die Aussichten des Christen in die Ewigkeit. 2 Ausg. 269. 349.

N.

Naturgeschichte der in der Schweiz einheimischen Säugethiere, von *Römer* und *Schinz* 258. 267.

P.

Predigtentwürfe über die gewöhnl. Sonn-, Fest- und Aposteltags-Evangelien und Episteln durchs ganze Jahr in ausführl. und abgekürzter Form. 7 Bd. 1—3 Heft. 8 Bd. 271. 368.

R.

Recherches sur les costumes, les moeurs, les usages religieux, civiles et militaires des anciens peuples, p. *Maillot* et *Martin*. 1—3 Tom. 271. 361.
Richter Anfangsgründe der Wundarzneykunst. 1—2 Bd. 3 Aufl. 3—7 Bd. 274. 385.
Rohlwes allgemeines Vieharzneybuch. 4 Aufl. 260. 279.
Römer s. Naturgeschichte.
Rumpler Leben der bekanntesten salzburgischen Heiligen 270. 359.

S.

Sauter Fundamenta juris ecclesiastici Catholicorum. P. I. II. Ed 2 275. 399.
Schinz s. Naturgeschichte.
Schlegel über Ehescheidung, besonders die Ehescheidung durch landesherrliche Dispensation 276. 405.
Schlosser die Gleichnisse Jesu 270. 360.
Schmalz neue Sammlung merkwürdiger Rechtsfälle. Entscheidungen der hall. Juristenfacultät. 1. 2 Bd. 254. 225.
Schmiedtgen Clementine 272. 371.
Seidenstücker declamatorisches Lesebuch für mittlere und obere Schulclassen. 2 Ausg. 275. 400.
Steinmüller der fortgesetzte Schullehrer-Unterricht in Rheineck im Canton St. Gallen. 1 Bdchen. 263. 302.
Snasso Morborum exanthematicorum descriptionis, tabularum forma ordinatae, specimen variolarum atque vaccinarum decursum et curationem exhibens 257. 255.

T.

Thaer Grundsätze der rationellen Landwirthschaft 2 Bd 261. 281.
de Théis Glossaire de Botanique 273. 377.
Thiersch Betrachtungen über die angenommenen Unterschiede zwischen Nord- u. Süd-Deutschland, 2 Aufl. 263. 303.
Tittmann Handbuch für westphälische Notarien nach *Garnier de Chesnes* verfasst. 1 Th. 254. 230.

U.

Uebersicht, systematische, der mineralogisch-einfachen mecklenburgischen Fossilien, von *Siemssen* und *Dittmar* 258. 264.
Uhlig Fingerzeige zum fruchtbaren Gebrauche des mecklenburg-schwerinschen Landes-Katechismus 265. 319.

V.

Volkmar Erzählungen 263. 301.
v. Voss der berlinische Robinson. 1. 2 Th. 272. 371.

W.

Werlich Amarant. 1—3 Abschnitt 272. 371.
Wette, die. Aus Jonathans Papieren entwendet und fortgesetzt von *Albert* 260. 276.
Wilbrand über das Verhalten der Luft zur Organisation 275. 391.
Wilde de otio praedicatorum in primis rure degentium 267. 336.
— — französisches Lesebuch für die ersten Anfänger 268. 345.
— — meine Geschäfte und Methode. 2 Aufl. 267. 336.
Wilmsen Lehr- und Lese-Buch für Töchterschulen 263. 300.
Winter Geschichte der bayerischen Wiedertäufer im 16 Jahrh. 265. 313.
Witsch mathematischer Beweis, dass ein stehender Menschenkörper durch seinen ganzen Horizontalkreis von 360 Grad mit dem gedrückten Vericalkreise von 312 Graden × 112, 320 Berührungspuncten ausgesetzt ist 260. 279.
Wolfframm Versuch über die wahrscheinlichen Ursachen und Entstehung des Weichselzopfs, nebst einer sicheren Heilung desselben 257. 255.

Z.

Ziegenbein Blumenlese aus Frankreichs vorzüglichsten Schriftstellern. 1. 2 Th. 272. 376.
— — — Lesebuch für Deutschlands Töchter. 1 Bdchen. 263. 300.

II. Verzeichniss der Buchhandlungen, aus deren Verlage Schriften recensirt worden.

(Die vorderen Ziffern bedeuten die Numer des Stücks, die eingeklammerten aber, wie oft ein Verleger in einem Stücke vorkommt.)

Adlers Erben in Rostock 265.
Albanus in Neustrelitz 276.
Anonyme Verleger 260. 262. 276.
Aschendorf in Münster 273.
Bädecker und Kürzel in Duisburg und Essen 269 (2).
Beckersche Buchh. in Gotha 260.
Böse in Weissenfels und Leipzig 257.
Braunes in Berlin 272.
Bruder in Leipzig 260.
Büschler in Leipzig und Elberfeld 269.
Cnobloch in Leipzig 272.
Craz und Gerlach in Freyberg und Leipzig 268.
Crökersche Buchh. in Jena 270.
Dieterich in Göttingen 274. 275 (2).
Dufour und Comp. in Paris 273.
Dyk in Leipzig 271.
Ernst in Quedlinburg 263. 272.
Fleischer, Benj., in Leipzig 271.
Fleischer d. J. in Leipzig 263. 265. 268.
Füessli und Comp. in Zürich 267.
Gädicke, Gebr., in Berlin 266.
Gebauer in Halle 267 (2). 268.

Gessner in Zürich 158. 263.
Göschen in Leipzig 263.
Graff in Leipzig 275.
Hahn, Gebr., in Hannover 253. 276.
Haller in Bern 260.
Hartknoch in Leipzig 272.
Heinrichshofen in Magdeburg 260.
Herder in Freyburg und Constanz 275.
Heyer in Giessen und Darmstadt 268. 269.
Hitzig in Berlin 259. 263.
Hof-Buch- und Kunst-Handlung in Rudolstadt 272.
Hoffmann in Hamburg 260.
Keyser in Erfurt 272. 274.
Korn in Breslau 257.
Krieger in Marburg 275.
Kümmel in Halle 254.
Kunst- und Industrie-Comptoir in Amsterdam 257.
Lindauer in München 265.
Macklot in Carlsruhe 263.
Mallinckrodt in Dortmund 275.
Maurer in Berlin 254 260 (2). 275.
Mayrsche Buchh. in Salzburg 264. 269. 270.
ter Meer in Crefeld 266.
Müller in Berlin 258.
Orell, Füssli und Comp. in Zürich 266. 267.
Palm in Erlangen 276.
Realschulbuchhandlung in Berlin 261.
Schmidt in Berlin 272.
Schneider und Weigel in Nürnberg 257.
Schöne in Berlin 263.
Schreiner in Düsseldorf 254.
Stahel in Würzburg 269.
Steiner in Winterthur 263.
Stiller in Rostock und Leipzig 258.
Steinkopf in Stuttgardt 270.
Thomann in Landshut 254. 270.
Treuttel und Würz in Strasburg 271.
Unger in Berlin 266.
Vandenhoek und Ruprecht in Göttingen 254.
Vieweg in Braunschweig 254.
Vogel in Leipzig 252.
Vollmer in Hamburg 275.
Weidmannische Buchhandlung in Leipzig 252.
Weiss in Berlin 264.
Wilmans in Frankfurt am Mayn 255. 258.

III. Intelligenzblatt des November.

Ankündigungen.

Akademische Buchh. in Jena Verl. 83. 661.
Albanus in Neustrelitz Verl. 83. 662. 85 u. 86. 688.
Arnoldische Buchh. in Dresden Verl. 85 u. 86. 685. 686. 687.
Bureau für Literatur und Kunst in Halberstadt Verl. 88. 701. 702.
Büschler in Leipzig und Elberfeld Verl. 87. 693.
Danckwerts in Göttingen Verl. 85 u. 86. 686.
Darnmann in Züllichau Verl. 83. 662. 84. 668.
Duncker und Humblot in Berlin Verl. 84. 670.
Hayn in Berlin Verl. 83. 662.
Herder in Freyburg und Constanz Verl. 84. 669.
Huber und Comp. in St. Gallen Verl. 84. 666.
Joachim in Leipzig Verl. 84. 669.
Köhler in Leipzig Verl. 83. 659.
Leske in Darmstadt Verl. 84. 665. 666.
Lespinasse, Briefe, deutsch herausgegeben von
Löffler in Mannheim Verl. 83. 665.
Spazier, geb. *Meyer* 84. 667.
Maurer in Berlin Verl. 88. 704.
Oehmigke d. Ält. in Berlin Verl. 84. 669.
Perthes in Gotha Verl. 89. 710.
Salfeld in Berlin Verl. 87. 695.
Schrag in Nürnberg Verl. 84. 657.
Schüppelsche Buchh. in Berlin Verl. 87. 695.
Schwan und Götz in Mannheim 85 u. 86. 687.
Seeger in Leipzig Verl. 85. 673.
Steinacker in Leipzig Verl. 88. 703.
Tauchnitz in Leipzig Verl. 83. 662.
Waldeck in Münster Verl. 89. 709.

Beförderungen und Ehrenbezeugungen.

Abegg in Heidelberg 83. 660.
Ammon in Erlangen 88. 700.
Arens in Giessen 87. 691.
Batz in Bamberg 83. 659.
Beautemps-Beaupré in Paris 87. 691.
v. Buch 83. 660.
Cramer in Kiel 88. 700.
Dippolds in Leipzig 87. 690.
Diruf in Bamberg 88. 699.
Dorn in Bamberg 88. 699.
Drapiez in Lille 85 u. 86. 686.
Dresch in Heidelberg 88. 697.
Düffer in Halle 88. 700.
Fischer in Kiel 88. 700.
Franke in Sonderburg 88. 700.
Galura in Freyburg 88. 700.
Girard in Hanau 85 u. 86. 684.
Gotthard in Bamberg 88. 699.
Graf in München 88. 698.
v. Grossi in München 88. 698.
Gruithusen in München 88. 698.
v. Hohnhorst in Mannheim 83. 659.
Huberth in Würzburg 83. 658.
Huschke in Rostock 83. 660.
Jaup in Giessen 87. 691.
Koch in Friedberg 87. 691.
Koch in München 88. 698.
Kolbe in Dessau 83. 660.
Kottmeier in Hertum 83. 660.
Krach in Erisried 83. 659.
v. Krusenstern in Petersburg 88. 700.
Lange in Halle 88. 700.
Leinicker in Würzburg 83. 658.
Lemot in Paris 87. 691.
Luden in Jena 87. 690.
Mader in Prag 83. 660.
Marcus in Bamberg 88. 699.
Mätzler in Langenegg 88. 700.
Michaelis in Tübingen 88. 697.
v. Moll in München 85 u. 86. 685.
Murrinna in München 88. 698.
Nopitsch in Nürnberg 83. 659.
Oken in Jena 87. 691.
Orff in München 88. 698.
Oseretzkovsky in St. Petersburg 85 u. 86. 685.
Rath in Halle 88. 700.
Raupach in Liegnitz 83. 660.
Reimer in Kiel 88. 700.
Reinbeck in Stuttgardt 83. 660.
Rink in Danzig 87. 690.
Rösch in Bamberg 88. 699.
Rosenheyn in Marienwerder 83. 660.
Rumpf in Bamberg 88. 699.
Schilling in Bamberg 88. 699.
v. Schmerfeld in Hanau 85 u. 86. 685.
Schmidt in Giessen 87. 691.
Schopp in Gebratshofen 88. 701.

Schrader in Marburg 88. 697.
Schreger in Erlangen 83. 657.
Sewastianoff in St. Petersburg 85 u. 86. 685.
Stark d. Aelt. in Jena 83. 659.
Stark d. J. in Jena 83. 659.
Steglehner in Bamberg 88. 699.
Stouff in Paris 87. 691.
Tettelbach in Dresden 83. 659.
Tilesius in St. Petersburg 86 u. 86. 685.
Veillodter in Nürnberg 83. 659.
de Villefosse 83. 659.
Voigt d. J. in Jena 86 u. 8–. 686.
Voss in Rudolstadt 83. 659.
Wallenius in Greifswald 83. 660.
Weigel in München 88. 698.
Wiggers in Rostock 83. 659.

Nekrolog.

v. Bostel in Wetzlar 87. 692.
v. Bülow in Hamburg 87. 692.
v. Cless in Reutlingen 87. 692.
de Couronne in Rouen 87. 692.
de Fleuriea in Paris 87. 692.
Haas in Wiesbaden 89. 707.
Hubner in Breslau 87. 691.
Lauderbeck in Upsala 87. 691.
Lieblein in Fulda 87. 691.
Lubienska, geb. *Bielienska* in Krakau 87. 692.
v. Morawitzky in München 87. 692.
Morel in Lyon 87. 692.
Noverre in St. Germain-en-Laye 89. 707.
Oertel in Emskirchen 87. 691.
Sautier in Freyburg 87. 691.
Schneider in Darmstadt 87. 691.
Simon in Wien 87. 691.
Sixt in Altdorf 87. 691.
Turin in Mayntz 87. 692.
Vangerow in Goldberg 89. 707.
Voigt in Schwarzach 87. 691.
Wol in Zürich 87. 692.

Gelehrte Gesellschaften und Preise.

Amsterdam, Preisertheilung des monnikhoffschen Legats 89. 709.
Besançon, Sitzung und Preisaufgaben der Académie des sciences, belles-lettres et arts am 14 Aug. 87. 695.
Bordeaux, Sitzung und Preisfragen der Société des sciences, belles-lettres et arts am 8 Sept. 85 u. 86. 683.
— — Sitzung und Preise der Société de médecine 89. 709.
Brugge, Sitzung und Preise der Ackerbaugesellschaft am 2 Oct. 87. 694.
Florenz, die Academia italiana nimmt den Namen einer Societa italiana an 88. 702.
Göttingen, die königl. Societät der Wissenschaften erhält eine neue Einrichtung 87. 693.
— — Versammlung derselben am 27 Sept. 88. 701.
Hanau, Sitzung der wetterauischen Gesellschaft für die gesammte Naturkunde am 18 Jun. 85 u. 86. 684.
Kiel, Preisertheilung der Juristenfacultät 85 u. 86. 685.
Leipzig, Preisertheilung der jablonowskyschen Gesellschaft der Wissenschaften 85 u. 86. 684.
Mayland, Preisertheilung der königl. Akademie 88. 702.
München, Sitzung der Akademie der Wissenschaften am 11 Oct. 87. 692.
Paris, Bericht über die Arbeiten der Classe für die Geschichte und alte Literatur des Instituts am 6 Jul. von *Ginguené* 85 u. 86. 675.
— — Sitzung und Preisvertheilung der Classe der schönen Künste am 6 Oct. 89. 707.

Universitäten u. and. öffentliche Lehranstalten.

Bamberg f. Bayern.
Bayern, Eröffnung und Lehrerpersonale der neu errichteten Schulen für Landärzte zu München und Bamberg 88. 698.
Bayreuth, Prüfung im Christian-Ernestino am 25 Sept. und Namensfest des Königs am 13 Oct. 88. 700.
Dessau, 25stes Jahresfest der herzogl. Hauptschule am 28 Sept. 88. 699.
Erlangen, Promotionen und Antrittsrede 83. 657.
— — Promotionen und Lectionskatalog 89. 706.
Giessen, Promotionen und Rectoratswechsel 88. 697.
Göttingen, Disputationen 89. 706.
Holland, Auszug aus dem kaiserl. Reglement zur neuen Organisation Hollands, die Unterrichtsanstalten betreffend 89. 707.
Kiel, *Fabricius* Naturaliensammlung wird gekauft und *Wiedemann* bietet die seinige zum öffentl. Gebrauche an 83. 657.
Königsberg, Stiftung eines philologischen Seminariums 83. 657.
Lübeck, Schulfeyerlichkeiten und Programme in den J. 1808 — 1810 88. 699. 89. 707.
Luccau, Herbstexamen am Lyceum 83. 658.
Meiningen, henflingische Gedächtnissrede am 13 März und Actus im Lyceum am 5 Oct. 88. 699.
München, f. Bayern.
Toscana, kaiserl. Decret die Organisation der neuen Akademie der kaiserl. Universität betreffend 87. 689.
Tübingen, neue Universitätslehrer und Antrittsrede 88. 697.
Windsheim, Prüfung im Gymnasium am 9 April 88. 700.
Würzburg, Promotionen und akademische Schriften 83. 657.

Vermischte Anzeigen und Nachrichten.

Anzeigen, göttingische gelehrte, erhalten Postfreyheit in Westphalen 87. 689.
Bernstein in Göttingen Berichtigungen 87. 696.
Bitte an Hn. *Beygang* in Leipzig, die neue leipz. L. Z. betreffend 89. 706.
Bücher-Auction in Münster 88. 694.
Daum in Berlin Kupferstich- und Mineralien- etc. Verkauf 84. 671.
Fiedler in Jena Bücher zum Verkauf 84. 671.
Frankreich, kaiserl. Decret das Journalwesen betreffend 85 u. 86. 686.
Götting. Gel. Zeitung erhält Postfreyheit in Westphalen 87. 689.
John in Berlin berichtigende Anzeige, nebst Nachschrift des Directoriums der Jen. A. L. Z. 87. 696.
Literatur-Zeitung, hall. allg., erhält Postfreyheit in Westphalen 87. 689.
Moniteur, westphälischer, erhält eine vollkommenere Einrichtung 89. 710.
Pastel- oder Waid-Pflanze, einen Aufsatz darüber liefert der Moniteur 85 u. 86. 686.
Reich in Berlin Antikritik 84. 671.
Rink in Danzig über einen Aufsatz des Hn. *Frohs* im Int. Bl. dieser A. L. Z. 89. 711.
Rom, drey Bibliotheken werden in zwey vereinigt 89. 710.
— — Monumente in den Kirchen werden erhalten — der botanische Garten erweitert 89. 710.
Sömmerring hat einen elektrischen Telegraphen erfunden 87. 694.
Waisenhausbuchhandlung in Halle Verkauf seltener Bücher 85 u. 86. 688.
Zeitung, allgemeine, ist nach Augsburg versetzt und die Redaction hat vom König ein eigenes Locale erhalten 87. 689.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 3 DECEMBER, 1810.

JURISPRUDENZ.

Rostock und Leipzig, b. Stiller: *Johann Christian Edlen von Quistorps Grundsätze des deutschen peinlichen Rechts.* Nach des Verfassers Tode aufs Neue herausgegeben von *Ernst Friedrich Klein*, königl. preuss. Geheimen Ober-Tribunals-Rathe u. s. w., mit vielen Berichtigungen, Verbesserungen, Anmerkungen und Zusätzen. Sechste rechtmässige Auflage. I Bandes 1 Abtheil. 1809. 478 S. 8. II. Abtheil. 1810. 256 S. 8. (2 Rthlr. 16 Gr.)

So wenig es auch in den neueren Zeiten an Verunglimpfungen gefehlt hat, die man sich, durch gewaltige Autoritäten verleitet, gegen das *quistorp*'sche Handbuch erlauben zu dürfen glaubte: so hat dasselbe doch, und zwar mit vollem Rechte, bey dem unparteyischen und erfahrnen Juristen immer seinen Werth behauptet, und es war auch für Rec. eine höchst erfreuliche Nachricht, als er die Ankündigung dieser neuen Auflage las. Allein sie selbst hat ihn wenig befriedigt. Rec. dachte sich bey einer neuen Auflage dieses Handbuches einen neuen Abdruck des alten Werkes mit Berichtigungen der Citate aus Gesetzen und Schriften, mit Bemerkungen der etwanigen Widersprüche und Inconsequenzen in demselben, mit Andeutungen des veränderten Gerichtsbrauches und neuer, die alten verdrängender Theorieen u. drgl. Der so verdiente, und für die Wissenschaft immer noch zu früh verstorbene *Klein* scheint aber bey der Besorgung dieser Auflage andere Zwecke gehabt zu haben. Die Citate sind immer noch die alten, und daher die Titel der Schriften eben so unvollständig und zum Theil unrichtig geblieben, als sie bey der vorigen Auflage waren; auch haben die von *Quistorp* angeführten Gesetzstellen keine Berichtigung erhalten, ungeachtet sehr viele derselben nichts von dem enthalten, was sie bewähren sollen. Diese Verbesserungen hätten am ersten geschehen können und sollen, weil sie nur als Folge eines fortgesetzten Studiums des Vfs. erscheinen, und sein Werk immer das seinige seyn lassen. Statt dessen hat Hr. *Klein* eine Menge Anmerkungen hinzugefügt, welche zwar wissenschaftliches Interesse haben, aber der Brauchbarkeit des Werkes unbeschadet wegbleiben konnten. Sie beziehen sich meist auf Behauptungen, die der Herausgeber bereits im Archive des Criminalrechts, in seinen Grundsätzen, Annalen u. s. w. aufgestellt hat. Da sie auch öfters sehr weitläuftig sind, wie z. B. § 38, 54, 72, 96, 149, 167, 213, 267 und 302: so haben sie das Werk gewissermassen aus seiner alten Form gebracht, bey welcher die Kürze und Bündigkeit so lobenswürdig waren. Hiezu kömmt, dass die meisten dieser Ausführungen einem ganz anderen Zeitalter, als dem *quistorp*'schen, angehören, wodurch denn das Ganze ein Ansehen erhalten hat, wie ein Mann, welchem über altmodische Unterkleider ein kurzer Frack mit weiten Ärmeln angezogen worden ist. Diese Noten sind nun noch überdiess nicht, wie bey der vorigen Auflage, *unter*, sondern *hinter* den Text eines jeden Paragraphen und weitläuftiger als zuvor gedruckt worden, wodurch nicht nur die Bogenzahl ohne alle Noth vergrössert, sondern auch der leichtere Überblick unmöglich gemacht worden ist, denn öfters hat man auf zwey bis drey Blättern nichts als Noten zu lesen. Die Nachträge zur ersten Abtheilung: Über den Begriff und Umfang der peinlichen Rechtsgelehrsamkeit, über den Grund und Zweck der Strafgesetze, über bösen Vorsatz und blosse Schuldhaftigkeit, und über die Zurechnung der Verbrechen, S. 419, 423, 434 und 446, sind Abhandlungen im Geiste der im Archive des Criminalrechts enthaltenen Aufsätze, und vertheuern nur das Werk. Ob der verstorbene *Klein* die noch übrigen Theile schon bearbeitet habe, ist die Frage. In den vorliegenden zwey Abtheilungen sind 339 §§ enthalten, und es sind also, da das *quistorp*'sche Handbuch aus 871 §§. besteht, fast noch zwey Drittheile davon übrig. Sollte der Herausgeber die Arbeit noch nicht vollendet gehabt haben: so wäre zu wünschen, dass die Verlagshandlung geradezu eine anderweitige Auflage veranstaltete, wobey das Werk mehr in seiner ihm eigenthümlichen Form bliebe, als diess jetzt der Fall ist; ausserdem wird man die fünfte von dem Verfasser selbst noch besorgte Auflage der neuen immer vorziehen müssen.

F. M.

1) Augsburg, in der Apfelschen Kunst- u. Buch-Handlung: *Beyträge zum Criminal-Recht.* Von D. *F. C. Büttner*, königl. preussischem Justizrath. 1806. (Ohne Vorrede und Inhaltsanzeige) 157 S. 8. (12 Gr.)

2) Fürth, im Bureau für Literatur: *Gemeinnützige Beyträge zur peinlichen Gesetzgebung.* Nach philosophischen und juristischen Grundsätzen zum Gebrauche bearbeitet von *Christoph Beck.* In zwey Theilen. 1807. 153 S. 8. (10 Gr.)

3) Berlin, b. Braunes: *Criminalistische Versuche* von *Eduard Henke*, der Rechte Doctor und Pri-

vatdocent auf der Universität zu Erlangen. Erstes Bändchen. 1807. X und 182 S. 8. (16 Gr.)

Wir fassen die Anzeige dieser drey Schriften zusammen, da sie insgesammt (wenigstens dem Titel nach) zu den Sammlungen vermischter Abhandlungen über das Criminalrecht gehören. Keiner derselben kann ein vorzüglicher Werth zugeschrieben werden. Die beste ist unstreitig No. I. Die vornehmste und anmasendste No. III. Die schlechteste No. II.

No. I enthält: *I. Vertheidigungsschrift für den Brudermörder Ludw. von Olnhausen.* Ludwig von Olnhausen zu Nürnberg will sich daselbst etabliren, und verlangt von seinem älteren Bruder, dass er sein Handelsgesellschafter werde. Dieser macht Schwierigkeiten dagegen, worüber jener erzürnt, und dabey auf den Gedanken geräth, dass, wenn der Bruder in seiner Weigerung fortfahre, dieser oder er zu Grunde gehen müsste. An demselben Tage, als ihm dieser Gedanke aufgestossen ist, hat er des Nachmittags eine Spazierfahrt mit dem Bruder verabredet. Bey der Vorbereitung dazu kömmt er an den Ort, wo er ein Pistol liegen hat. Unter dem wiederholten Gedanken: „*er oder du müssen zu Grunde gehen*", nimmt er das Pistol, ladet es mit einer Kugel, und steckt es zu sich. Von dem Orte, wo die Brüder abgestiegen sind, veranlasst er einen Spaziergang, auf dem er seinem Bruder fortwährend zum Eintritt in die Handelsgesellschaft zuredet. Da sich dieser auch hier wieder weigert: so leitet er den Spaziergang absichtlich vom Wege ab, in einen Wald. Hier schiesst er den Bruder, der vor ihm geht, von hinten nieder, schlägt ihn, als er zur Erde gefallen ist, dreymal mit dem Kolben des Pistols auf den Kopf, und lässt ihn für todt liegen. Der Verwundete richtet sich aber nach einiger Zeit wieder auf, geht noch in das 20 Minuten davon entfernte Wirthshaus, von dem sie ausgegangen waren, zurück, und stirbt des Nachts daselbst an den empfangenen Wunden. — Der Mörder gesteht die That unumwunden ein, und es war daher unter den vorliegenden Umständen das Geschäft des Vertheidigers keine leichte Sache. Die hier abgedruckte Vertheidigungsschrift ist, als solche betrachtet, sehr gut gerathen. Sie ist frey von allen Gemeinsprüchen und weitläuftigen Einleitungen, mit welchen man sonst immer Vertheidigungsschriften zum Eckel angefüllt sieht, und könnte weit eher ein Muster dieser Art Schriften abgeben, als so manche *kuppermannsche*, welche sogar in Vorreden angepriesen worden sind. Sie enthält eine fleissige und genaue Zusammenstellung aller Umstände, mit welchen ein Vertheidiger eine so schreckliche Handlung von Amts wegen oder aus Mitleid zu beschönigen suchen kann, und ist in der That an mehreren Orten künstlich. Eine Rechtfertigung konnte indessen dem Vertheidiger nicht gelingen; am wenigsten kann man ihm beystimmen, oder es für seine Überzeugung halten, wenn er hier das Daseyn eines Mordes und die Gewissheit des Thatbestandes leugnet, weil die That nicht überlegt, und nach den aufgefundenen Wunden noch Rettung des Verwundeten möglich gewesen sey. Am wenigsten ist die Behauptung mit der Logik verträglich, dass die Erörterung des Thatbestandes unvollständig sey, weil man nur den Kopf, nicht auch die übrigen Haupthöhlen bey der Section untersucht habe. Denn da das Übel hier einzig im Kopfe sitzen konnte, und an demselben hinlängliche Ursache des Todes gefunden wurde: so bedurfte es auch weiter keiner Untersuchung der übrigen Körpertheile. II. *Geschichte des Criminalprocesses gegen den von Olnhausen.* S. 79 u. f. Die hier aufgeführten Urtheile mit Entscheidungsgründen (welche sehr richtig auf die im 826 u. 875 §. Th. II. Tit. XX des *preuss.* Landr. für den Mord bestimmte Strafe des Rades erkannten) sind aus dem Grunde sehr interessant, weil sie mehrere Sätze als nichtig verwerfen, mit welchen die Vertheidiger den Urtheilssprecher leider nur zu oft zu langweilen sich erlauben, z. B. dass ein Mord nur dann vorhanden sey, wenn der Thäter *alle* für und wider seinen Entschluss sprechenden Gründe *kaltblütig* überlegt habe; dass der Thatbestand des Mordes eine Verwundung erfodere, bey welcher die Rettung, gesetzt auch es würden alle Hülfsmittel augenblicklich angewendet, schlechterdings *unmöglich* sey, und dass die Unterlassung der Öffnung der übrigen Haupthöhlen, wenn man die Ursache des Todes in der einen derselben gefunden hat, eine Ungewissheit des Thatbestandes herbeyführe. Das zuletzt in dieser Sache erfolgte Rescript verwandelte die in drey Urtheilen zuerkannte Todesstrafe auch nur um desswillen in lebenslängliche Festungsstrafe, weil die Regierung zu Bayreuth auf Verwandlung angetragen hatte. Die Gründe für diesen Antrag wurden ausdrücklich für unzulässig erklärt. — *III. Bemerkungen* über die *Strafgesetze* von *J. B. A. Suard*, aus den *Mélanges de litterature, publiées* par *J. B. A. Suard*, Membre *et Sécretaire perpetuel de la Classe de la langue* et de la *Littérature Française de l'Institut national* de France, Tom. III. Paris 1803. Diese Bemerkungen von S. 123 u. f. an sind von der gewöhnlichen Art der französischen Criminalisten aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts; d. h. sie bestehen aus einem Raisonnement, wo politische Reflexionen die Stelle philosophisch-rechtlicher Entwickelungen vertreten müssen.

Der Vf. von No. II hält sich, nach der Vorrede, zu Stuttgardt auf. Er handelt auf 155 S. kl. 8 in zwey Theilen das *ganze* System des Criminalrechts ab, und man kann sich also schon hieraus die Oberflächlichkeit dieses Werkes denken. Über die aufgestellten Sätze (von Grundsätzen kann die Rede nicht seyn) muss die Kritik schweigen, weil sie unter der Kritik sind. Wirklich sollte man meinen, einen Kern-Auszug aus *Hodermanns* berüchtigtem Werke zu sehen, und damit ist Alles gesagt.

Dem Vf. von No. III würde man Unrecht thun, wenn man ihm Talente absprechen wollte; sie sind nur noch nicht ausgebildet, und diess muss man um so mehr rügen, je anmasender der Ton desselben ist

Seine Schrift enthält zwey Abhandlungen. Die erste führt den Titel: *Über die Grenzen der richterlichen Willkühr bey Bestimmung arbiträrer Strafen.* Nachdem der Vf. mit der wichtigen Miene, die jetzt nicht selten angehende Schriftsteller bey der Beurtheilung lebender Gelehrten annehmen, die Verdienste eines *Meister, Klein, Kleinschrod, Stübel, Tittmann, Feuerbach, Grolman* und *von Almendingen* S. 5, wie ein gerichtlicher Taxator gepriesen, und die Riesenschritte gemessen hat, mit welchen die Strafrechtswissenschaft durch ihre Bemühungen vor der Criminalgesetzgebung in Deutschland vorausgeeilt ist: so verficht er die von *Feuerbach* (*Revision* Th. I, S. 192 u. f.) über die Begrenzung der richterlichen Willkühr aufgestellte Theorie. Geblendet von dem Glanze der Morgenröthe, in der er sich hier (S. 3 u. 9) herumdreht, glaubt er, dass die hier beleuchtete Streitfrage *zuerst* in jener Revision mit voller Stimme aufgeworfen und beurtheilt worden sey. „Denn wie hätte man, sagt er, auch Veranlassung dazu finden sollen? Wenn man sich nicht einmal an die Anwendung der bestimmten Strafgesetze gebunden glaubte (?), wenn man einzig (?) den Eingebungen einer launenhaften und willkührlichen Praxis folgte, wie hätte man denn bey unbestimmten Strafgesetzen Bedenken tragen sollen, nach einer grenzen- und regellosen Willkühr die mangelnden Bestimmungen zu ergänzen!" — Die armen Verbrecher, die leider *vor* der Revision zur Untersuchung kamen, oder die sich noch jetzt von einem *Thibaut* oder *Gönner* ein Strafurtheil machen lassen sollen, deren Glaube bekanntlich durch die Revision gar keine sonderliche Veränderung hat erleiden wollen! Sie werden sich auf Discretion ergeben müssen. Denn das, was *Mentzel* 1741, *Püttmann* 1771, *Bucher* 1779, *van Eck* 1776, *Martini* 1783, *Erhard* 1795, u. a. m. über richterliche Willkühr bey Strafurtheilen gesagt haben, scheint keiner Rede werth zu seyn, da sie der Vf. ignorirt, und das erste Wort über diese Frage nur von der sogenannten Revision des peinlichen Rechts datirt. Das Resultat der Abhandlung ist übrigens dieses, dass sich der Richter einzig und allein durch die Grundsätze der positiven Criminalgesetzgebung bey seinen Urtheilen bestimmen lassen solle (S. 40), dass er sich durch Aussprüche der Rechtsphilosophie nicht leiten lassen dürfe (S. 48), dass er in den Kreis des Positiven fest verbannt, und ihm der Eintritt in das Land des idealen Rechtes ewig versagt sey (S. 61). Diess behauptet Hr. *Henke*, der in demselben Werke, besonders S. 45 u. f., die positive Criminalgesetzgebung als das unvollkommenste Institut schildert, das sich nur irgend denken lässt. — Die zweyte Abhandlung enthält: *Fragmente über den Ehebruch*, S. 152 u. f. Der Vf. spricht hier zuerst über die Ansichten, welche der Schöpfer einer neuen Criminalgesetzgebung von der Strafbarkeit des Ehebruches zu nehmen habe. Er geht dabey von dem Wesen der Ehe aus, und nachdem er (S. 138) in der Ehe das Irdische mit dem Himmlischen, und das Niedrigste mit dem Höchsten friedlich vermählt gefunden, und (S. 142 u. f.) dargethan hat, dass sich die juridische Ordnung nicht auf die eigentliche Ehe erstrecken könne, weil (wir brauchen des Vfs. eigene Worte) jene innige geistige Vereinigung nur durch die höhere Natur des Menschen erreichbar und überall nur da möglich sey, wo zwey harmonisch gesinnte Naturen einander begegnen, und sich in ihren geheimsten Tiefen ausfüllend, in ihrer Vereinigung die vollendete Menschheit zurückstralen: — so spricht er den Satz aus, dass jede Strafe für den Ehebruch and selbst als Polizeystrafe widerrechtlich sey. Die Erörterungen über den culposen Ehebruch S. 171, über den Ehebruch unter Verlobten S. 173, über die Frage: ob gegen den Ehebrecher von Amts wegen verfahren werden könne S. 177, und über die privatrechtlichen Folgen des Ehebruches S. 180, sind unbedeutend. Dr.

Helmstädt, b. Fleckeisen: *Die Theorie der Strafschärfung.* Ein criminalistischer Versuch von *Friedrich Ziegler.* 1806. 134 S. 8. (12 Gr.)

Wir müssen diesen Versuch für einen sehr wohlgelungenen erklären, der seinem Vf. Ehre macht, und in der Literatur einen bedeutenden Platz verdient. Hr. *Ziegler* hat, bis auf einige Materien, das ganze Gebiet dieser Lehre durchgegangen, mit Genauigkeit erörtert, und sich darüber auf eine Art geäussert, welche entfernt von aller Anmassung, und frey von Perteylichkeit, den ruhigen Denker und fleissigen Arbeiter verräth. Er handelt im *ersten* Abschnitte seiner Schrift von dem Begriffe und der eigenthümlichen Beschaffenheit der Schärfung einer Strafe, und untersucht hier die dahin einschlagenden Fragen, ob die Schärfung bestimmte Strafgesetze erfodere, und welche Gründe zu derselben berechtigen. In Rücksicht der letzteren hätten wir mehr Ausführlichkeit gewünscht. Die Behauptung, dass nur rechtliche, nicht aber politische Gründe zur Schärfung berechtigen, (welche von *Tittmann* Grundlinien u. s. w. §. 50 aufgestellt worden,) hätte dabey eine eigene Untersuchung verdient. Im *zweyten* Abschnitte spricht er von der Verfügung geschärfter Strafen, und zwar I Abtheil. von der Verfügung derselben durch die Gesetzgebung, und II Abtheil. von der Anwendung geschärfter Strafen auf vorkommende Fälle. Sehr gemässigt sind die Grenzen, welche für den Gesetzgeber und Richter bey der Anwendung der Schärfungsgründe bestimmt werden. Die Erörterungen der einzelnen Schärfungsgründe fangen von S. 87 an. Der Vf. erwähnt hier 1) die Concurrenz mehrerer Verbrechen, wobey er über die Regel *poena major absorbet minorem* viel Gutes sagt; 2) die öftere Begehung derselben; 3) die Überhandnehmung eines Verbrechens; 4) die besonderen Verhältnisse zwischen Subject und Object; 5) vorzügliche Grausamkeit bey der Ausführung; 6) den grossen, absichtlich gestifteten Schaden; 7) die Unmöglichkeit der Schadenserfetzung, und 8) die verletzte Heiligkeit des Ortes. Hiebey hätten wir mehr Rücksicht auf die Theorieen anderer Schriftsteller gewünscht, welche *Tittmann* Handbuch des peinlichen Rechts, Th. I §. 132 u. f. berücksichtigt

hat; auch würde es sehr gut gewesen seyn, wenn der Vf. über die unächten Schärfungsgründe und die Zurechnung der Schärfungsgründe überhaupt besondere Erörterungen angestellt hätte. Seine so lobenswerthe Schrift würde dadurch nur noch mehr an praktischem Interesse gewonnen haben. Gr.

KLEINE SCHRIFTEN.

JURISPRUDENZ. *Hannover*, b. Hahn: *Alphabetisches Sachregister zu der königlichen westphälischen Process-Ordnung wie auch zu der Verfahrungsart in Ehescheidungs- und Corrections-Sachen, und in Cassations- u. Recurs-Sachen vor dem Staatsrathe.* Ausgearbeitet von *Carl Pielsticker*, Assessor bey dem Tribunale erster Instanz zu Osnabrück. 1810. 60 S. 8. (6 Gr.)

Die officielle Ausgabe der Process-Ordnung Westphalens enthält weder ein Sachregister, noch Inhalts-Verzeichniss, ja nicht einmal Titel-Überschriften über den Seiten. Mancher Richter wurde daher gewiss schon ungeduldig, wenn er, während die Parteyen im Audienz-Saale warteten, im Berathschlagungs-Zimmer das nicht finden konnte, was er suchte, und sich wohl erinnerte, im Gesetz gelesen zu haben. Hr. P. half also mit dem gegenwärtigen, mit Sachkenntniss abgefassten Register einem grossen Bedürfnisse ab. Schade nur, dass diess Register über das provisorische Decret, und nicht über das jetzt geltende Gesetz, abgefasst ist, und dass es also bereits Vieles an seiner Brauchbarkeit verloren hat. Doch Hr. P. wird diesem Mangel durch eine zweyte Auflage, die das Werkchen verdient, leicht abhelfen können.

— m —

Hannover b. Hahn: *Der Geistliche als Beamter des Civil-Standes.* Von *G. F. Reinhold*, Superintendenten und erstem Schlossprediger zu Osterode. 1810. 31 S. 8. (3 Gr.)

Eine von den vielen unnützen Schriften, mit denen das Königreich Westphalen überschwemmt ist, seit dem durch ein königliches Decret den Geistlichen die Führung der Register des Personen-Standes übertragen wurde. Es ist unbegreiflich, dass Männer, die sich von Amtswegen mit dem Nachdenken beschäftigen sollen, nicht einsehen, dass es etwas ganz Anderes sey, über seine Pflichten Betrachtungen anzustellen, und wieder etwas Anderes, diese Betrachtungen, besonders wenn ähnliche schon hundertfältig gemacht worden, sofort drucken zu lassen. — Der Vf. gehört übrigens zu der grossen Zahl der Geistlichen, die, wenn sie gleich das neue Geschäft ihren Amtsbrüdern anzuempfehlen die Miene annehmen, doch allenthalben die grössten Schwierigkeiten finden. Bald soll die Abfassung jener Urkunden der wissenschaftlichen Ausbildung der Geistlichen hinderlich seyn, bald soll sie die Kräfte eines bejahrten Mannes übersteigen. Allenthalben Bedenklichkeiten, die denn am Ende entweder gar nicht, oder nur unvollständig gelöset sind. Sogar, und dieses ist in der That merkwürdig, heisst es S. 10 in einer Note: „In einer benachbarten Stadt wurden im Jahre 1808 acht und zwanzig Paare weniger getraut, als im Jahre 1807, *weil man sich vor den neuen Förmlichkeiten scheute.* Eine Behauptung, die der Logik des Vfs. wenig Ehre macht. Gewiss gehörte nur ein gewisser Grad von Nachdenken dazu, um einzusehen, dass dieses *minus* wohl mehr Folge der nahrungslosen Zeit, der Durchmärsche u. s. w. sey, als der unschuldigen Acte des Personen-Standes. Werden nicht an jenem Orte auch weniger geboren, und sterben nicht mehr als in den vorhergehenden Jahren? Also auch hieran wären dann wohl jene Urkunden schuld? — Rec. räth dem Vf., das Publicum künftig mit ähnlichen überflüssigen Schriften zu verschonen.

— m —

Heidelberg, b. Mohr u. Zimmer: *Dissertatio inaug. de nullitatibus in caussis criminalibus.* Observationum Specimen I, — auctore *Josephus Mittermaier*, Monacensi. 1809. 47 S. 4. (10 Gr.)

Diese Abhandlung beschäftigt sich nicht nur mit der Entwickelung der allgemeinen Grundsätze über die Nichtigkeit in Criminalsachen (§. 8) und ihre verschiedenen Arten (§. 9 u. 10), sondern auch mit der Bezeichnung der verschiedenen Gründe, Ursachen und Wirkungen derselben (§ 13 — 20). Über das Rechtsmittel der Nichtigkeitsbeschwerde selbst verspricht der Vf. (§. 11 z. E.) ein zweytes Specimen, indessen bringt er hier doch noch (§ 12) die Frage zur Sprache, wie sich die Nichtigkeitsbeschwerde von der Appellation unterscheide. Als die erste Arbeit eines angehenden Gelehrten hat man alle Ursache, mit dieser Schrift zufrieden zu seyn, denn Fleiss, Nachdenken und Urtheilskraft sind in ihr unverkennbar. Allein die Foderungen der Wissenschaft dürfte sie noch keinesweges befriedigen. Die Grundsätze sind nicht genau genug entwickelt, und die Gründe der Nichtigkeit so wenig als die Folgen derselben vollständig beschrieben. So vermag man in der That keinen Grund für die Behauptung zu finden, welche §. 3 aufgestellt worden ist. Der Vf. will hier darthun, dass die Grundsätze, welche in Civilsachen von der Nichtigkeit gelten, nicht auf die Nichtigkeit in Criminalsachen angewendet werden könnten. Er beschreibt aber bloss einige Eigenschaften des Civilprocesses, und zeigt dann, dass *diese* bey dem Criminalprocesse nicht Statt finden. Die eigentliche Behauptung bleibt also immer unerwiesen. Eben diess gilt von dem 4 §, wo von der Anwendung der römischen Gesetze in dieser Lehre die Rede ist. Der Vf. leugnet namentlich die Anwendbarkeit von *L. 5. C. de legg.*, weil man Civilgesetze nicht auf Criminalgesetze anwenden dürfe. Aber wo steht es denn, dass dieses Gesetz bloss für das Privatrecht und bürgerliche Rechtsstreitigkeiten gegeben sey? Es ist vielmehr ganz allgemein, und bezieht sich auf alle und jede rechtlichen Verhandlungen. Da der Vf. auch die Essentialia des Criminalprocesses im 6 § mit den so ganz unzureichenden Worten: *in eo consistunt, ut legitimo modo legitima poena decernatur*, beschreibt: so konnte es auch nicht fehlen, dass seine Beschreibung der Nichtigkeits-Ursachen und ihrer Folgen nur unvollständig ausfallen musste. Der Vf. würde überhaupt besser gethan haben, wenn er diese Ursachen der Nichtigkeit besonders aufgestellt, und die Gründe, *warum* sie Nichtigkeit bewirken können, von der Frage, *in wie weit* sie Nichtigkeit hervorbringen, getrennt hätte. Er nimmt in objectiver Hinsicht (§ 9) nur eine doppelte Nichtigkeit an, dann, sagt er, sey sie *vel in judicando, vel in inquirendo.* Aber auch bey *Vollstreckung* des Urtheils können Nichtigkeiten vorfallen, von welchen der Vf. nichts erwähnt. Bey der Beschreibung der Nichtigkeit der Urtheile (§. 13) übergeht der Vf. ebenfalls mehrere nöthige Fragen, z. B. ob ein Urtheil, das zwar von einem gesetzmässigen, aber nicht von dem Collegio gesprochen worden ist, an das der untersuchende Richter durch Provincialgesetze gewiesen war, nichtig sey, u. dgl. Dass ein zu strenges Urtheil nur *zum Theil* nichtig werde, ist ohne hinlänglichen Grund behauptet; auch möchte dem Vf. wohl kein Philosoph beypflichten, wenn er den Satz aufstellt, dass zu gelinde Strafurtheile bey Kräften blieben. Es giebt selbst Provincialgesetze, welche das Gegentheil bestimmen. — Über die Handlungen incompetenter Richter ist zu wenig gesagt; auch sind die Gründe für die Frage, ob die *nachfolgende* Eidesleistung des Gerichtsschreibers (und des Richters) die Nichtigkeit aufhebe, nicht ausgeführt. Im 14, 16 oder 19 §. hätte die Wirkung erwähnt werden sollen, welche der Gebrauch unerlaubter Mittel zur Hervorbringung eines Geständnisses haben kann. Wir rathen dem Vf., seine Schrift noch einmal umzuarbeiten, und zugleich mit der Beschreibung der Nichtigkeitsbeschwerde und dem Verfahren, das bey Cassationen Statt finden muss, herauszugeben, wo sich von seinen hier beurkundeten Fähigkeiten gewiss etwas Vollständiges erwarten lässt.

F. M.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 4 DECEMBER 1810.

MEDICIN.

Leipzig, b. Kummer: *Vorlesungen über vergleichende Anatomie* von G. *Cuvier*. Übersetzt und mit Anmerkungen und Zusätzen vermehrt von *J. F. Meckel*, Prof. der Anatomie und Chirurgie in Halle. Zweyter Theil, welcher die Organe der Empfindungen enthält. Mit 7 Kupfert. 1809. XVI u. 696 S. Dritter Theil, welcher die Organe der Verdauung enthält. 1810. Mit 8 Kupfertaf. XXXII u. 743 S. 8. (6 Thlr.)

Die ungünstigen Umstände, welche die Ausgabe des ersten Theils dieser Übersetzung trafen (dass nämlich Hr. *Froriep* die Übersetzung anfing, sie dann wegen überhäufter Geschäfte nicht fortsetzen konnte, und Hr. *Meckel* dieselbe in der Eile beendigen musste (vgl. J. A. L. Z. 1810. No. 8), sind bey den vorliegenden Theilen weggefallen, und es ist nicht allein diese Übersetzung, so viel sie Rec. verglichen hat, richtig und fliessend, sondern auch mit einer sehr grossen Menge schätzbarer Anmerkungen ausgestattet. Es würde unbillig seyn, wenn man von dem deutschen Herausgeber überall gleich viele Bemerkungen verlangen sollte, und es liegt in der Natur der Sache, dass man sich bey dem eifrigsten Studium der vergleichenden Anatomie nicht in allen Theilen derselben gleich umgesehen haben kann, was auch bey dem französischen Original sehr fühlbar ist, wo manche Partieen gegen andere sehr zurückstehen. Es wäre zu weitläuftig und auch überflüssig, alle Zusätze hier anzuzeigen; eine kurze Übersicht derselben ist hier aber am rechten Orte.

II B. 8 Vorlesung. *Vom Kopfe*. Zum Abschnitte vom Schädel mehrere Zusätze, besonders auch über das *os interparietale*. (Interessant wäre es gewesen, wenn die Bildung dieses Knochens beym Foetus verglichen wäre: man kann sich nichts Zierlicheres denken, als die frühere Zusammensetzung der Zeitknochen beym Pferde; überhaupt ist in der vergleichenden Osteogenie noch viel zu thun.) Über die Tollenhühner. Andeutung, welche falsche Ansicht bey *Cuvier* über *Cotunni's* Wasserleitung herrscht. Mehreres über den Intermaxillarknochen nach *Fischer*, *Geoffroy* und *Lordat*. 9 Vorles. *Vom Gehirn der Wirbelthiere*. Reptilien und Fische haben nach Hn. *M.* festere Marksubstanz, als gleich grosse Säugthiere und Vögel; damit stimmt auch Rec. überein. Bey den Insecten findet Hr. *M.* die graue Substanz in der Mitte der Knoten als zwey länglichte, mit der Spitze nach hinten gerichtete Keile. Vieles vom menschlichen Gehirn und dessen Theilen nach *Gall*, *Wenzel* und *Reil*; doch scheint es Rec., als ob dem ersteren zu viel eingeräumt werde; viele Zusätze über den Ursprung der Nerven. Eine sehr richtige Bemerkung ist es, dass der gestreifte Körper im Vogelgehirn eine andere Bedeutung, als im Säugthiergehirn, haben müsse, oder dass auch *Gall's* Ansicht (es sey das Hauptganglion des Gehirns), oder die von Anderen geäusserte Meinung (es sey das Ganglion des Riechnerven) wegfalle. Beym knöchernen Zelte hätte auch wohl der *Delphinus Phocaena* angeführt werden können. Gute Bemerkungen über den Bau des Rückenmarks der Vögel. 10 Vorl. *Vertheilung der vorzüglichsten Nerven in den Wirbelthieren*. Nur ein kurzer Aufsatz über die Sehnerven der Fische, und etwas über *Bichat's* und *Reil's* Ansicht von dem Verhältnisse des Central- und Ganglien-Systems zu einander. 11 Vorl. *Nervensystem der wirbellosen Thiere*. Bloss Bemerkungen über die Nerven des Skorpions und der Kreuzspinne. Hier ist noch eine reiche Nachlese zu machen. 12 Vorl. *Vom Sehorgan*. Viele Zusätze, theils aus anderen Schriftstellern, theils nach eigenen Beobachtungen über die mit Wirbeln versehenen Thiere. Hin und wieder, z. B. gegen *Troxler*, möchte Hr. *M.* wohl zu gefällig seyn. 13 Vorl. *Vom Gehörorgan*. Wie Hr. *M. Bressa's* Meinung über den Nutzen der *eustachischen* Röhre scharfsinnig finden kann, begreift Rec. nicht, sie ist durchaus falsch. Sehr wenige Zusätze. Ebenfalls nur sehr wenige bey der 14 Vorl. *vom Sinne des Gefühls und den damit in Verbindung stehenden Organen*, wo mit Leichtigkeit eine grosse Menge von Berichtigungen, z. B. über den Bau der Haut, wovon *Cuvier* viel Falsches hat, hätte gegeben werden können. Interessant sind die Beschreibungen des Federnbaues, vorzüglich nach *Wenzel* und *Nitzsch*. 15 Vorl. *Von den Organen des Geruchs und des Geschmacks*. So gut, wie gar keine Zusätze.

III B. 16 Vorl. *Von den Kiefern der Wirbelthiere und ihrer Bewegung*. Sehr viele interessante Bemerkungen des Herausgebers über vielerley Thiere. 17 Vorl. *Von den Zähnen*. Ausserordentlich viele Zusätze, sowohl eigene, als aus anderen Schriftstellern entlehnte, so dass dieser Abschnitt mit besonderem Fleiss behandelt ist. 18 Vorl. *Von den Organen der Einspeichelung und des Schlingens*. Fast gar keine Zusätze. 19 Vorl. *Von den Organen des Kauens, der Einspeichelung und des Schlingens der wirbellosen Thiere*. Einiges aus *Ramdohr*, und auch ein paar ei-

gene Bemerkungen über die Speicheldrüsen einiger wirbellosen Thiere. 20. Vorl. *Von der Speiseröhre, dem Magen und der Magenverdauung bey den Wirbelthieren.* Viele Zusätze, besonders auch über die *peyerschen* und *brunnerschen* Drüsen; *Cuvier's* Behauptung, dass die *lieberkühnschen* Drüsen beym Menschen hypothetisch wären, hätte wohl eine Widerlegung verdient. Hr. *M.* bemerkt, dass er den von *Sömmerring* angegebenen drüsigen Ring des Pförtners beym Menschen nicht gefunden habe; Rec. kennt ihn auch nicht. Übergang der Schweine zu den Wiederkäuern durch den Pekari, in Hinsicht dessen zusammengesetzten Magens und der gänzlichen Verwachsung der Knochen des Vorderarmes und der fast gänzlichen Annihilation der kleinen Zähe. Über den Magen des Kameels nach *Home.* Rec. erlaubt sich, trotz *Home's* Untersuchungen, bey dieser Gelegenheit eine anscheinend paradoxe Frage zu thun. Sollte das Wasser in den Wassermägen des Kameels wirklich durch das Getränk dahin kommen, und nicht vielmehr durch eine eigene Secretion daselbst entstehen? Eine chemische Untersuchung desselben wäre nöthig, eins oder das andere zu beweisen. Für Rec. Meinung möchte sprechen: a) dass man nicht gut sieht, wie das Wasser beym Trinken in alle Behälter kommen soll; b) dass das Llama fast gar nicht trinkt; c) dass sich das Wasser in den Behältern so lange nach dem Tode der Thiere frisch hält; d) die Analogie aus dem Thierreiche, dass vielen Thieren zur Verdauung eigene Absonderungswerkzeuge gegeben sind, z. B. der *Bulbus ventriculi*, der Kropf bey den Vögeln, die Drüsen oben am Bibermagen u. s. w.; e) die Analogie aus dem Gewächsreiche, da manche Pflanzen, z. B. *Nepenthes* u. a., auch alle die saftigen Gewächse auf dürrem Sande so viel Wasser hervorbringen. Rec. bittet die Anatomen, auf diese Frage Rücksicht zu nehmen: er hat nur ein paar getrocknete Kameelmagen zur Untersuchung, und wagt daher nicht zu entscheiden, so unwahrscheinlich ihm auch die allgemein angenommene Meinung vorkommt. — 21 Vorl. *Von den Därmen.* Viele, auch eigene Bemerkungen des deutschen Herausgebers. Wenn er nach *Cuvier* anführt, dass bey den Rochen, Hayfischen und auch einigen anderen Fischen Darmzotten vorkommen: so muss Rec. nach seinen Beobachtungen, was die Rochen betrifft, widersprechen, und er glaubt, dass sie auch den anderen fehlen. Man hat aber oft andere Theile dafür genommen. So sind die sogenannten Zotten beym Steinbutten (*Pleuronectes maximus*), die *Hewson* ausgespritzt haben will, und deren Hr. *M.* erwähnt, nach Rec. Untersuchungen bestimmt keine Darmzotten; und er glaubt, nachdem er über vierzig Arten von sehr verschiedenen Fischgattungen genau untersucht hat, ziemlich sicher behaupten zu können, dass die Fische eben so wenig Zotten haben, als die Amphibien, denen sie auch Manche zugesprochen haben. 22 Vorl. *Von den Anhängen des Darmkanals und den einsaugenden Gefäßen der Wirbelthiere.* Mehrere Bemerkungen, unter anderen die sehr richtige, dass es eine zu nichts führende Spitzfindigkeit ist, wenn man jetzt öfters sagt, der Darmkanal liege ausserhalb des Bauchfells. 23 Vorl. *Vom Darmkanal und seinen Anhängen bey den wirbellosen Thieren.* Mehrere Zusätze. Bey einem, wie es ihm scheint, neuen *Genus doridium*, das der äusseren Form seines Körpers nach zwischen *Aplysia* und *Doris* gestellt werden muss (allein von dem Vf. schlecht benannt ist, da solche *Nomina diminutiva* aus der Naturgeschichte zu verbannen sind), findet Hr. *M.* den Speisekanal 1) aus einem ansehnlich dicken Rüssel, der durch drey Muskelpaare bewegt wird; 2) aus einem stark erweiterten Muskelmagen; 3) einem kleineren, membranösen, in der Substanz der Leber verborgenen, und 4) dem verengten Darmkanale gebildet, der sich am hinteren Ende des Körpers öffnet. Interessante Bemerkungen über die Verdauungswerkzeuge einiger Insecten.

Die 15 Kupfer dieser beiden Bände (leider sind aber mehrere Figuren entstellt) enthalten die Figuren von Tab. 16—44 des Originals, doch so, dass Tab. 22 u. 23 des Originals, welche die Ohrenmuskeln des Pferdes und Kaninchens vorstellen, hier ganz weggelassen sind. Die Figuren auf Tab. 21 stellen die Verdauungswerkzeuge von mehreren Insecten theils nach eigenen, theils nach *Swammerdam's* und *Ramdohr's* Abbildungen vor.

J. K.

MAGDEBURG, b. Keil: *Auszüge aus den königl. preussischen Polizeygesetzen, in Beziehung auf Gesundheit und Leben der Menschen.* Herausgegeben von *J. C. G. Liebeke*, Rathmann bey dem Magistrat zu Magdeburg. 1805. 13 Bog. 8. (14 Gr.)

Was *Jugler* über das Braunschweig-Lüneburgische, *John* und *Ferro* über die k. k. Staaten, und *Vater* über Schlesien, jeder nach seinem eigenen Plane, mittheilte, erhalten wir in dieser nützlichen Schrift über die preussischen Staaten im Allgemeinen, so dass wir nun mit der medicinischen Polizey wenigstens einiger beträchtlicher Theile Deutschlands näher bekannt werden. Die Einrichtung derselben ist unseren Lesern bereits aus dem Intelligenzblatte dieser Zeitung 1805 No. 74 bekannt; daher wir nur das, was uns einer Erwähnung vorzüglich werth scheint, hier anführen wollen. S. 4. Die Revision und Moderation der Medicinalrechnungen steht dem *Collegio Medico et Sanitatis* in allen Fällen zu, wo solche nach den Gesetzen nöthig ist, indem kein Land- oder Stadt-Physikus, kein Arzt, noch eine sonstige Medicinalperson, sich damit befassen soll (nach Rec. Erfahrungen und an Anderen gemachten Beobachtungen gewiss eine Erleichterung für Physiker, welche anderwärts in solchen Fällen oft in unangenehme Lagen sich versetzt sehen). S. 10. Den Ärzten ist untersagt, einen Wundarzt für den anderen — vorzuschlagen und zu empfehlen (in keinem einzelnen Falle?). Verordnung vom 17 Nov. 1798 wegen Abschaffung der Weihnachtsgeschenke der Apotheker (sehr scharf!). Über die Civilpraxis der Militärchirurgen (S. 13) scheint uns Manches noch unbe-

stimmt zu seyn (vergl. *Vater* §. 131); auch in Ansehung der Impfung der Schutzpocken S. 102, §. 118. — Aderlässe dürfen Wundärzte bey bedenklichen Krankheiten ohne Zustimmung des Arztes nicht verrichten (also ist ihnen doch überlassen, ob sie den Fall für bedenklich halten? Und wie dann mit dem Aderlassen aus Gewohnheit, zu angeblicher Verhütung von Krankheiten u. s. w.?). S. 14. Verwundungen bey Duellen sollen, nach einer Cabinetsresolution vom 28 April 1803, den Polizeydirectionen nicht angezeigt werden; vielleicht, wie Hr. *L.* meint, um zu verhüten, dass die Verwundeten sich Pfuschern anvertrauen, welches aus Besorgniss, ihres Vergehens halber bestraft zu werden, öfters geschehen seyn möge. S. 20. Unter den Arzneyen, deren Dispensation den Apothekern in geringer Dosis ohne ein Recept verstattet ist, möchte man jetzt freylich über die „Edel-, Herz-, Kinder- und Präcipitir-Pulver" lächeln, aber doch Sennesblätter und Rhabarber nicht für ganz gleichgültig halten. S. 21 wird den Apothekern der Unterricht der Lehrlinge sowohl im theoretischen als praktischen Theile der Pharmacie, verbunden mit Darreichung guter Bücher und Überlassung der nöthigen Zeit zu deren Benutzung, anbefohlen. (Sehr gut! — *olim non erat sic!*) S. 25. Laut Circ. von 1792 ist den *Olitätenkrämern*, Scheerenschleifern, Siebbindern, Rattenfängern u. dgl. der Handel mit Arzneymitteln verboten, und sollen ihnen solche von den Polizey-, Accis- und Zoll-Directionen weggenommen werden. (Ob die schlesischen Arzneyhändler, worüber *Vater* §. 259 ff. umständlich Auskunft giebt, und die sogar ehedem an dem Minister von Zedlitz einen Vertheidiger fanden, eine Ausnahme machen, erhellet hieraus nicht; noch immer wird die Staatsarzneykunde die Erlaubniss, dem Volke Arzneyen — es geschehe in oder ausser den Messen und Märkten, durch In- oder Ausländer — verkaufen zu dürfen, für verwerflich erkennen müssen; doch solcher Collisionsfälle giebt es ja mehrere!) So wird auch S. 28 den Hebammen befohlen, sich des innerlichen und äusserlichen Curirens, sowohl an verehelichten und ledigen Personen, als an Schwangeren, Sechswöchnerinnen und Kindern gänzlich zu enthalten (!!). Das Aufblasen des Fleisches wird S. 32 nur in einer Anmerkung von Hn. *L.* gerügt: es verdiente aber allerdings der Gegenstand eines eigenen Polizeygesetzes zu seyn. S. 41. Die Vermehrung des Gewichts der Bettfedern durch Bleyweiss wird eben so, wie die Verfälschung besonders des Getränks durch dasselbe, nach Bewandniss der Umstände mit 1 — 3jähriger Zuchthaus- oder Festungs-Strafe belegt. S. 43 sind *Hermbstädts* Vorschläge, die Vermischung des Zinns mit Bley oder Wismuth zu entdecken, umständlich angegeben, so wie S. 48 ff. ein Auszug aus *Mayers* einheimischen Giftgewächsen. S. 67 wird zu Verhütung des Schadens durch Leichen der an ansteckenden Krankheiten verstorbenen Personen das anhaltende Räuchern mit Essigdampf empfohlen (von Mineralsäuren nichts). S. 68. Durch ein Circ. vom 8 Jul. 1802 ist das öffentliche Ausstellen aller und jeder Leichen, so wie die Öffnung der Särge bey Begräbnisceremonieen, verboten. Schon 1794 wurde verordnet, zum Bekleiden der Leichen und Ausschlagen der Särge ohne Unterschied der Personen und des Standes nichts als inländische wollene Zeuge oder inländische Leinewand zu nehmen. Über den Gebrauch oder Verkauf der Betten, Kleider und anderer Sachen von Personen, die an pestartigen oder *anderen ansteckenden* Krankheiten verstorben, wäre S. 69 wohl eine genauere Auseinandersetzung nicht überflüssig gewesen. S. 70. Der unvorsichtige Gebrauch der Kohlen in verschlossenen Gemächern, wo der Dampf den darin befindlichen Personen gefährlich werden könnte, ist, wenn auch noch kein Schaden geschehen wäre, mit 3 — 10 Thlr. Geld- oder verhältnissmässiger Gefängniss-Strafe zu ahnden. S. 72. Die Scharfrichtereyen nebst den Hunden und Knechten sollen nach der kurmärkischen Kammerverordnung von 1734 aus den Städten und vor die Thore gebracht werden, und nur die Scharfrichter für ihre Person und Familie in der Stadt bleiben. S. 73. Patent und Instruction wegen Abwendung der Viehseuche, vom 2 April 1803, und Declaration des gedachten Patents, vom 6 Nov. 1804. S. 74 Reinigung der Strassen, besonders nach der magdeburgischen Strassenordnung (mancherley nützliche Einrichtungen, welche überall befolgt zu werden verdienten). Unter den Vorbauungsmitteln gegen die Pest und das gelbe Fieber stiessen wir auch S. 92 auf die Verordnung, Morgens und Abends sowohl auf öffentlichen Plätzen als in den Häusern, zur Verzehrung der giftigen Dünste, scharfen Rauch gebende Feuer anzuzünden (!!); in den Häusern zu räuchern (womit?) u. s. w. Bey den Pocken S. 97 über die Schutzpockenimpfung sehr gut, wie zu erwarten war! Zu Verhütung venerischer Krankheiten über die Bordelle, „ein nothwendiges Übel und von zweyen das kleinste," S. 113 u. ff. sehr umständlich die von der preussischen Gesetzgebung darüber erlassenen Verordnungen. S. 126. Verhütung des Kindermordes: die sogenannten Spinnstuben sind bereits in der Flecken- und Dorf-Ordnung von 1702 verboten. S. 128. Einer ausser der Ehe geschwängerten Person darf über ihre Schwachheit bey nachdrücklicher Ahndung kein Vorwurf gemacht, und ihr nirgends ein Unterscheidungszeichen beygelegt werden, welches auf ihren Fall die geringste Beziehung haben, oder ihrem guten Namen und weiterem Fortkommen in der Welt nachtheilig seyn könnte (hier fällt einem wohl die Frage bey, wie es in Ansehung des Aufgebots gehalten werde?). §. 158. Nur im höchsten Nothfalle soll die Schwangerschaft der Obrigkeit angezeigt werden, welche auch (§. 167) von denen, die darum wissen, nur bey hartnäckigem Leugnen Nachricht erhält (von der — oft das sittliche Gefühl so empörenden — obrigkeitlichen Befragung der Geschwängerten, auch wenn diese nicht ableugnet, von dem Arrest derselben u. dgl. *nichts!*). S. 129. „Jede Frauensperson, die sich eines unehelichen Beyschlafs bewusst ist, muss auf ihre körperliche Be-

schaffenheit und die bey ihr sich ereignenden ungewöhnlichen Umstände sorgfältig Acht haben. Mütter, Pflegerinnen und Andere, die in Ermangelung der Mutter an deren Stelle treten, müssen daher ihre Töchter oder Pflegebefohlnen, nach zurückgelegtem 14 Jahre, von den Kennzeichen der Schwangerschaft und den Vorsichtsregeln bey Schwangerschaften und Niederkünften, besonders von der Nothwendigkeit der Verbindung der Nabelschnur, jedoch mit Vorsicht unterrichten." S. 137. Von Aufnahme und Verpflegung unehelich Geschwängerter in dazu bestimmten öffentlichen Gebärhäusern, oder in deren Ermangelung bey dazu zu bestellenden Hebammen. — Über das Betragen gegen zarte Kinder: S. 139. Mütter und Ammen sollen Kinder unter zwey Jahren bey Nachtzeit nicht in ihre Betten nehmen, oder bey sich oder Andern schlafen lassen (warum ist nicht des *Arcuccio* gedacht?). S. 141. Rescript unterm 20 Sept. 1803, welches verbietet, die gymnastischen und äquilibrischen Künste öffentlich unter freyem Himmel zu zeigen (!!). — Wer ohne eigene erhebliche Gefahr unterläſst, einen Anderen aus Todesgefahr zu retten, soll, wenn der Andere wirklich das Leben einbüſst, 14tägige Gefängnisstrafe leiden, und seine Lieblosigkeit und Bestrafung öffentlich bekannt gemacht werden. S. 145 wird bey Ertrunkenen, S. 149 bey Erhenkten oder Erwürgten; so auch S. 193 bey Scheintodten und S. 195 bey scheintodten Neugebornen das Einblasen der Luft, so wie S. 150 bey Erstickten unverzügliche Aderläſse empfohlen — ohne daſs diese Vorschriften gehörig bestimmt wären, um den aus der unbedingten Anwendung dieser Mittel möglichen Nachtheil zu verhüten. S. 158 von Verhütung des Selbstmordes — sehr zweckmäſsig! S. 161. Verbot der Transportirung erkrankter Personen, insbesondere der Handwerksgesellen (wovon Rec. empörende Vorfälle erlebt hat). S. 176. Wegen zu schnellen Reitens und Fahrens, Stehenlassens der Pferde ohne gehörige Aufsicht, Einfahrens der Pferde innerhalb der Stadt, und bey Nacht unterlassenen Gebrauchs der Schellengeläute an Schlitten, 5—10 Thlr. Geld- oder 8 — 14tägige Gefängniss-Strafe (auch bey Kutschen ist bey Schnee der Gebrauch der Schellengeläute, z. B. in Dresden, seit einigen Jahren anbefohlen). Wegen des Haltens wilder Thiere: S. 181. Wer ohne Erlaubniſs der Obrigkeit dieses thut, muſs selbige sofort abschaffen, und auſserdem 20—50 Thlr. Geldstrafe entrichten; so auch der, welcher zwar Erlaubniſs erhalten, nachher aber die gehörigen Maſsregeln zu Verhütung alles Schadens vernachlässigt hat; imgleichen der Eigenthümer eines sonst zahmen Thiers, wenn dasselbe besondere schädliche Eigenschaften hat, und er, sobald dieses zu seiner Kenntniſs gelangt, nicht hinlängliche Maſsregeln trifft. Es darf kein Hund, ohne Unterschied in den Städten und Dörfern, auf der Strasse und auf den Feldern frey herumlaufen; vielmehr muſs ein Jeder, welcher einen Hund halten will, solchen im Hause behalten. Auſser den kleineren Arten müſsen alle übrigen Hunde an Ketten angelegt werden. — Zur Jagd dürfen die Hunde nur während derselben von der Linie gelassen werden. — Fleischer und sonst reisende Personen müssen ihre Hunde auf der Reise an Stricken führen, oder am Wagen befestigen. S. 183 u. f. wesentlicher Inhalt des Edicts vom 20 Febr. 1797 wegen des Tollwerdens der Hunde. S. 190. Empfehlung der Maywurmlatwerge. Auch wird aus *Fischers* Gemälde von Valencia und dessen spanischen Miscellen ein in Spanien wider den Vipern- und tollen Hunds-Biſs *vollkommen* bewährtes Mittel angegeben, auch Scarification, *Roserus* und *la Fontaine's* Heilart empfohlen (andere aber nicht erwähnt).

Ks.

KURZE ANZEIGEN.

MEDICIN. *Ulm*, b. Stettin: *Medicinischer Rathgeber über die besonders unter dem Landvolke herrschenden schädlichen Gebräuche und Vorurtheile, in Rücksicht auf den allgemeinen Gesundheitszustand derselben* (desselben), von Dr. *Braun*, prakt. Arzte in Güglingen. 1806. 58 S. 8. (4 Gr.)

Eine im Ganzen nicht üble Volksschrift für Schwaben, deren Vf. sich S. 13 und 32 als schon früherer Schriftsteller ankündigt. In 11 Capiteln wird von dem Genusse der festen Speisen; der Getränke (S. 15: „daſs selbst das beste Bier dem guten Weine in seinen stärkenden und belebenden Eigenschaften weit nachstehe, und dem hart Arbeitenden weniger Ersatz und Erquickung gebe, als der Wein", möchte wohl nicht Jedermann unbedingt einräumen); der freyen Luft; über das Einheizen der Zimmer, Ofenrauch und das Ölbrennen; das Tragen der Pelzmützen und die zu leichte Bekleidung des übrigen Körpers; das schwere Tragen auf dem Kopfe, und das Hosentragen der Weiber; das Aderlassen im Allgemeinen, und insbesondere der Schwangeren (S. 37 das Schröpfen als Stellvertreter des Aderlassens vielleicht zu unbedingt empfohlen); die Kindbetten und das zu hitzige Verhalten während den(der)selben; die Brechmittel und Purganzen; das Tabakrauchen und das Schnupfen, und von dem Schaden der zu schnell geheilten Krätze gehandelt. Einige wenige Nachläſsigkeiten in der Schreibart wird man leicht übersehen. Wenn sie witzig seyn soll, miſsglückt sie gemeiniglich, z. B. S. 24 u. f. 27. 47 (wo örtliche und persönliche Beziehung Statt zu haben scheint — aber wo trifft man wohl nicht ähnliche Beyspiele an?) 49. 50 ff.

Ks.

Frankfurt a. M., in der andräischen Buchhandl.: *Über den Zweck und die Organisation der Thierarzneyschulen.* Von *Dr. L. Bojanus*, landgräfl. hessischem Medicinalrathe u. s. w. 1805. 206 S. 8. (16 Gr.)

Ein mit Sachkenntniſs und Freymüthigkeit geschriebenes Werk, das die Mängel unserer Thierarzneyschulen ohne Scheu aufdeckt, sie mit Scharfsinn und Gründlichkeit rügt und Verbesserungen vorschlägt, welche um so mehr Aufmerksamkeit verdienen, je mehr das Vorurtheil gegen unsere Thierarzneyschulen mit der Eigenliebe ihrer Lehrer zunimmt. Rec. wünscht daher diese Schrift in die Hände jedes Vorstehers eines thierärztlichen Instituts und aller derer, welchen es um eine richtige Ansicht von dem wahren Zustande der jetzigen Lage der Thierarzneykunde zu thun ist.

L. T. L.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 5 DECEMBER, 1810.

LITURGIK.

Erlangen, b. Palm: *Allgemeine Sammlung liturgischer Formulare der evangelischen Kirchen* von D. G. F. *Seiler.* 3 Theil. 1 Abtheil. 1801. 2 und 3 Abtheilung. 1804. Zusammen 102½ Bogen. 4. (3 Thlr. 16 Gr.)

Der verewigte *Seiler* veranstaltete frühzeitig eine Sammlung liturgischer Formulare, von welcher der 1 Th. 1787 herausgekommen ist, ein Unternehmen, das den Predigern und ihren Vorgesetzten angenehm seyn muss, indem sie hier Vieles finden, was sie für die ihrer Aufsicht anvertrauten evangelischen Gemeinden gebrauchen können. Die Rügen, welche unsere Liturgie so oft und so nachdrücklich erhalten, hat der Geist der vorzüglichsten praktischen Theologen der evangelischen Kirche erweckt, auch in diesem Stücke dem Bedürfnisse des Zeitalters ein Genüge zu leisten; wenn nur auch wirklich damit die fromme Absicht erreicht worden wäre! Wir haben uns nun seit einigen Jahrzehenden nach den Foderungen der berufenen und unberufenen Sprecher bequemt, und doch nichts für unsere öffentlichen Erbauungen gewonnen. Die öffentlichen Andachtsübungen sind, laut der Klagen, die nicht hie und da, sondern fast allgemein erhoben werden, immer im Sinken. Selbst unsere Zeiten, die das Gemüth an eine alles Irdische beherrschende Macht und eine Alles ausgleichende Gerechtigkeit so kräftig erinnern, haben auf die eingerissene Frivolität wenig oder nichts gewirkt. Sogar auf dem Lande nimmt der Besuch der öffentlichen Gottesverehrung und der Gebrauch des Abendmahls immer mehr ab. Indessen wäre es Undank, wenn wir die Bemühungen der Lehrer und Freunde der Religion für die Erhebung der öffentlichen Gottesverehrungen verkennen wollten. Man fahre also immer fort, der Liturgie eine bessere Form zu geben, und bessere Arbeiten für sie zu liefern. Es wird und muss doch eine Zeit kommen, da die Menschen zur Herrschaft des Herrn aller Herren zurückkehren werden, wie denn die herrnlosen Länder ihr Unglück tief genug fühlen. Man hat auch in vielen Ländern und Ländchen, in welche unser Vaterland eingetheilt war, und zum Theil noch eingetheilt ist, neue Gesangbücher eingeführt, und denselben bessere, wenigstens den helleren religiösen Begriffen und unserer Sprache angemessenere Gebete beygefügt. Das Gute, das dadurch bewirkt worden ist, wird die Nachwelt noch mehr erkennen als wir, die wir dem äusserlichen Scheine nach fast meinen sollten, als wäre alle Religion aus dem Herzen gewichen. Jede Sache, pflegt man zu sagen, hat zwey Seiten, eine gute und böse. Ein Nachtheil, der nach der Meinung einiger Volksfreunde aus der Einführung der verschiedenen neuen Gesangbücher in den verschiedenen Ländern Deutschlands entstanden seyn soll, wäre der, dass die Vaterlandsliebe dadurch geschwächt worden. Schon der unglückliche *Schubart* bemerkte bey einer Gelegenheit, dass sonst (in seiner Sprache) Bruder Brandenburger und Bruder Schwabe auf ihren Wanderungen ein Morgenlied mit einander hätten singen können, das sey aber jetzt nicht mehr so, sondern jeder bete und singe für sich, oder lieber gar nicht, und damit wäre nicht nur für die fromme Stimmung viel verloren gegangen, sondern auch für die Vaterlandsliebe; und fast scheint es so. Doch die *seilerische* Sammlung ist nicht für das Volk, sondern für seine Lehrer und Führer gemacht. Die 1 Abtheil. enthält Gebete *vor* und *nach* der *Früh*predigt, und Gebete *nach* der *Vesper*predigt. Die ersten sollen die so genannten *Collecten* ersetzen. Die letzten sind auch kurz, vermuthlich weil der Frühgottesdienst als der vorzüglichere angesehen wird, wie das auch seitdem der Fall ist, da man an Sonn- und Fest-Tagen den Nachmittag, im Sommer selbst auf dem Lande, dem Vergnügen widmet. Sie sind aus verschiedenen Agenden, z. B. aus der wiener, kurländischen, schleswig-holsteinischen etc., und anderen liturgischen Büchern genommen. Einige rühren von *S.* selbst her, und beweisen, dass er auch in diesem Fache mit den religiösen Bedürfnissen der Menschen nicht unbekannt war. Sie beziehen sich insgesammt auf die Feste, und namentlich 1) auf den Anfang des Kirchenjahres, 2) auf Weihnachten, 3) den Jahresschluss, 4) das neue Jahr, 5) Epiphanienfest, 6) auf die Fastenzeit, 7) das Osterfest, 8) Himmelfahrt, 9) Pfingsten, 10) Trinitatisfest, 11) Reformationsfest, und 12) Ärndtefest. Man sieht aus diesem Verzeichnisse, dass verschiedene Feste, wie z. B. die Marienfeste, Johannisfest u. s. w., übergangen sind. Vielleicht wollte sie der Vf. in den folgenden Theilen nachholen. Er hat übrigens seine Sammlung reichlich ausgestattet. So hat er für Ostern 26 Gebete gegeben, 5 *vor*, 13 *nach* der Frühpredigt, 1 *vor* und 7 *nach* der Nachmittagspredigt; aber nicht alle in der ursprünglichen Gestalt, sondern er hat sich hie und da die Freyheit genommen, zu ändern. Diess können wir nicht billigen, da, der Prediger, wenn er sie für seine Gemeinde benutzen will, diese Änderungen selbst vornehmen muss. So di-

nen wichtigen und wesentlichen Theil das Gebet bey unseren öffentlichen Gottesverehrungen ausmacht: so kann doch Rec. auf dasselbe, besonders auf die Gebete nach der Frühpredigt, keinen so hohen Werth, als der Herausgeber, legen, wenn sie nicht von dem Zuhörer nachgelesen werden können, da sie selten von dem Prediger, der sich erst durch seinen Vortrag abgemattet hat, die wenigen Glücklichen ausgenommen, die stundenlang fortsprechen können, ohne zu ermüden, mit der Stärke und Fülle, zumal wenn sie lang sind, wie das oft der Fall zu seyn pflegt, ausgesprochen werden, wie es seyn muss, wenn sie ihre gehörige Wirkung thun sollen. Rec. meint, dass man den Prediger hierin gar nicht binden, sondern es ihm überlassen sollte, wie er seinen Vortrag schliessen will. Überläst man ihm doch den wichtigsten Theil der öffentlichen Erbauung, das Predigen; warum will man seinem Verstande und Herzen nicht auch das Übrige überlassen? Oder meint man, dass der Schlendrian das Gemüth nur in Ordnung erhalte? Schliesst der Prediger, der die Bedürfnisse seiner Gemeinde kennen muss, seinen Vortrag mit einem Gebete aus dem Herzen: so wirkt er gewiss mehr, als wenn er das beste Formular vorliest. Rec. hat den 6ten Band des *liturg. Journals* vor sich, und findet da Gebete des sel. *Lang* nach Predigten: wie mögen sie erschüttert und erbaut haben, da sie den Schlussstein seiner trefflichen Vorträge machten! Das gilt selbst von den Collecten oder Altargebeten. Sollen sie das christliche Volk zur Andacht und Frömmigkeit stimmen: so müssen sie aus dem Herzen gesprochen werden, und versteht sich, mit dem Ganzen Einheit erhalten. Freylich macht das dem Prediger mehr Arbeit; aber wird er sich nicht dafür belohnt sehen? Nur dem Trägen kann es recht seyn, wenn alles nach dem zugeschnittenen Leisten gemacht werden muss.

Die zweyte Abtheilung, welcher eine Einleitung vorangeht, deren Grundsätze, nur einige Kleinigkeiten ausgenommen, Rec. gern unterschreibt, besteht 1) aus Taufformularen, zusammen genommen aus 45 Stück fast über alle nur möglichen Fälle, die in Rücksicht der Taufe eintreten können, z. B. bey der Taufe eines unehelichen Kindes, von Hn. *S.* selbst, die aber Rec. nicht unbedingt zum Gebrauch empfehlen würde, weil sie den eigentlichen Zweck mehr stören als fördern müssen. Was hat die Taufe mit der ehelichen oder unehelichen Geburt zu thun? 2) Bey einer Proselytentaufe u. s. w. Einige dieser Formulare sind eigentlich Reden, z. B. No. 21 von Hn. Dr. *Hänlein*. Auch kurze Reden, wie sie besonders im Winter nothwendig sind, wenn die Taufe vor der versammelten Gemeinde geschieht, haben ihren Werth, und verfehlen ihre Wirkung nicht; ein kurzes Formular kann dann daran angeschlossen werden. Unter dieser Rubrik finden wir auch 2 bey *Aussegnungen* der Wöchnerin, oder wie sie auch heissen, *Danksagungen*, beide von Hn. *S.*, so sorgsam ist er für die Hülfe der Prediger gewesen. Es ist freylich traurig, wenn ein Prediger sich nicht einmal hier selbst zu helfen weiss! Nun folgen, 2) 17 Abendmahlsformulare, nebst 6 bey Kranken-, und 3 bey Privat-Communionen. Der Herausgeber ist gegen das Absingen der Einsetzungsworte; Rec. nicht, in dem Fall, wenn der Prediger singen kann. Der Gesang hat etwas Feyerliches, und hebt nach der Vermahnung die Herzen, besonders wenn er von der Orgel, ganz in der bekannten einfachen Melodie, begleitet wird. 3) Copulationsformulare 11, ausserdem 3 bey der Trauung betagter Personen, 2 wenn sie verschiedenes Glaubens sind, und 2 für die Fornicanten. Die letzteren haben Rec. nicht gefallen, da sie den Kirchenbussen sehr ähnlich sehen, und wohl viele Prediger, ohne sich Verantwortung zuzuziehen, sie nicht gebrauchen dürfen. Auch ist es bey betagten Personen gewiss unschicklich, wenn ihnen, wie S. 260, vorgelesen wird: „Da nun bey der Ehe, die ihr Beide, m. W., mit einander einzugehen Willens seyd, jener erste Zweck (das Kinderzeugen) wegen der Jahre, welche ihr durch Gottes Gnade erreicht habt, wegfällt: so u. s. w." Auch die Anmerkung hat der sorgsame Hr. *S.* nicht vergessen, dass der Prediger die Person ansehen müsse, um *Ihr* oder *Sie* zu sagen. Was doch den geistesarmen Predigern alles vorgekauet werden muss! 4) 4 Ordinationsformulare, und zum Schluss ein Formular eines Gebets bey der Einweihung einer Kirche, von Abt D. *Henke*, ganz der Absicht gemäss, wie es sich von ihm erwarten lässt.

Der dritten Abtheilung ist wieder eine Einleitung vorgesetzt, mit welcher Rec. vollkommen einverstanden ist. Eine recht gute Apologie der Gebete bey ungünstiger Witterung, der Fürbitten u. s. w. findet sich darin. Wenn der Vf. aber das Examen der Katechumenen bey der Confirmation von dieser getrennt wissen will, weil bey einer Anzahl von 100 und mehreren Kindern doch nur Eine Frage an Eins kommen könne: so stimmt ihm Rec. nicht bey; denn ist diese Anzahl so gross: so wird auch bey dem Examen die nämliche Einwendung Statt finden, wenn es nicht viele Stunden dauern soll, und in wie vielen kleinen Gemeinden werden nur Wenige confirmirt. Die Kinder sollen ja Rechenschaft von ihrem Glauben ablegen, und ist das schicklicher als an dem Tage ihrer Confirmation? Der Verständige wird auch aus einem kurzen Examen beurtheilen können, was der Lehrer wohl geleistet haben mag. Der erste Abschnitt dieser 3ten Abtheil. enthält Gebete bey dem Anfange der öffentlichen Gottesverehrungen, mancherley Inhalts, 18 an der Zahl, 12 allgemeine Kirchengebete nach der Vormittagspredigt, 11 am Schluss der Nachmittags- und der Wochen-Predigten, 4 in Betstunden vor dem Lesen, 5 nach dem Lesen, an Busstagen 6 vor und 5 nach der Predigt, 6 Formulare und Gebete zur Beichthandlung und 4 Formulare für die Confirmationshandlung. Letztere hält Rec. ganz für überflüssig, da jeder rechtschaffene und nicht ganz ungeübte Prediger den ganzen Actus in seine Rede zu verweben pflegt. Der 2te Abschnitt besteht aus Formularen und Vorschlägen zur Einrichtung des öffentlichen Examens, kleine Gesänge u. s. w., Gebete, bey der Einsegnung der Katechumenen u. s. w., Gebete

für verschiedene Jahreszeiten und bey verschiedener Witterung, Kriegs- und Friedens-Gebete, Gebete und Segenswünsche bey Beerdigungen. Auch sind noch zwey Anhänge hinzugefügt, wovon der 1ste einen Nachtrag von Gebeten bey besonderen Fällen, z. B. bey Landtagen, und der 2te einige Umschreibungen des V. U., und Vorschläge zu Fürbitten für die Communicanten und für Kranke enthält.

Rec. hat sich die Mühe genommen, einen kurzen Auszug zu geben, damit Prediger, für die der Herausgeber zunächst gesammelt hat, wissen, was sie hier zu suchen haben. Er hält es für überflüssig, noch mehr hinzuzusetzen, da die Kritik an den Schriften, aus welchen Hr. *S.* seine Sammlung genommen hat, ihr Amt schon verwaltet hat. Druck und Papier sind gut. Z. f. E.

Marburg, in der neuen akadem. Buchhandl.: *Liturgisches Handbuch.* Von *F. W. Wolfrath*, Dr. der Theologie, Superintendent der Grafschaft Schaumburg, und erstem Prediger in Rinteln. Zweytes Bändchen. 1809. XX u. 156 S. gr. 8. (16 Gr.)

Wir haben das erste Bändchen dieses Handbuches als einen Beytrag zu den besseren liturgischen Formularen angekündigt (s. A. L. Z. 1807. No. 254), und erkennen auch dieses zweyte für einen solchen. Mögen nur dasselbe Prediger nach dem Wunsche des Vfs. als Winke und Veranlassungen zum Nachdenken über zweckmäfsige Einrichtung liturgischer Handlungen gebrauchen, und die in ihm enthaltenen Formulare immer den Bedürfnissen ihres Kreises anpassen! Selbst Musterarbeiten im liturgischen Fache sind nur bey solchen zweckmäfsigen Abänderungen nach den Bedürfnissen des Kreises, in welchem der Prediger als Liturg auftritt, eine segnende Gabe. Würde dieses lebhaft erkannt: so würde man nicht manches treffliche Formular am unrechten Orte gebraucht finden, und der Vorwurf, dass eine Fülle solcher Arbeiten die Trägheit befördere, erschiene als ungegründet.

Dieses Bändchen enthält zuerst unter der Rubrik I *Beyträge zur Confirmationsfeyer*: Anreden und Gebete für die mit der Confirmation verbundenen Abendmahlsfeyer, und kurze Sprüche zur Einsegnung der Confirmanden. Darin, dass die erste Abendmahlsfeyer an die Confirmation schicklich angereiht werden solle, wird jeder nachdenkende Liturg mit dem Vf. übereinstimmen. II. *Gebete beym Anfange und Schlusse der Abendmahlsfeyer, auch bey der Leidensfeyer Jesu.* Warum sind hier und in der vorigen Rubrik beynahe alle Gebete an Jesum gerichtet? — III. *Kurze Formeln bey Darreichung des Brodes und Weins im Abendmahl.* Der Vf. wünscht, dass bey der Darreichung des Brodes und Weines im Abendmahl statt der gewöhnlich gebrauchten Einsetzungsworte irgend ein nachdrücklicher rührender Spruch oder eine eigene kräftige Anrede gebraucht werden möge. So wie *für* diese Abänderung, so läfst sich auch *wider* sie Manches sagen. Das Eintönende des beständigen Gebrauchs der Einsetzungsworte fühlt wohl der so oft sie aussprechende Prediger, aber nicht der Communicant, der sie nur einmal an sich gerichtet vernimmt. Wenn gleich Jesus den Gebrauch dieser Worte nicht verordnete: so vergegenwärtigt doch derselbe jenen feyerlichen Auftritt, bey dem Jesus sie sprach. Und wenn der Vf. meint, die Andacht könne, wenn sie nicht durch verschiedenartige Gedanken und Empfindungen zerstreut werden soll, jedesmal nur auf Einen Hauptgedanken eine überwiegende Empfindung richten: so berührt er hier einen Grund, der gerade gegen seine vorgeschlagene Abänderung spricht. Denn wenn der selbstgewählte Spruch des Predigers bey Darreichung des Brodes und Weines nicht zufällig mit dem Hauptgedanken, der jetzt die Andacht des Communicanten beschäftigt, übereinstimmt: so wird er diesen zerstreuen und die Andacht schwächen. Auch wäre es schlimm, wenn jetzt erst am Altare die Andacht des Communicanten durch die Anrede des Predigers ihre Richtung erhalten sollte. Übrigens sind mehrere der hier mitgetheilten Sprüche nicht ganz passend, am wenigsten die in Poesie und Gebet eingekleideten. IV. *Kirchengebete vor dem Altar oder von der Kanzel zu verlesen.* Die hier unter No. 5 und 6 mitgetheilten metrischen mögen poetischen Werth haben, aber für den kirchlichen Gebrauch sind sie viel zu schwülstig; überhaupt vermissen wir in mehreren Gebeten des Vfs. den einfachen kindlichen Ton des ächten Gebets. V. *Neujahrsgebete.* VI. *Anrede bey einer Judentaufe.* VII. *Antiphonieen und Collecten auf die verschiedenen Festtage.* VIII. *Trauredem.* Unter diesen sind die meisten vorzüglich.

V. Pf.

KURZE ANZEIGEN.

Liturgik. 1) *München*, b. Lindauer: *Versuche zur Verbesserung der katholischen Liturgie.* Erster Versuch. Prüfung des Werthes und Unwerthes unserer liturgischen Bücher von *Anton Winter*, Prof. zu Landshut und Stadtpfarrer zu St. Jodoch allda. 1804. XII u. 176 S. gr. 8.

2) Ebendaselbst: *Erstes deutsches kritisches Messbuch.* Von *Vitus Anton Winter* u. s. w. 1810. VIII u. 438 S. gr. 8.

3) Ohne Druck- und Verlags-Ort: *Zwey Worte an den Reformator der katholischen Liturgie*, oder *Prüfung der ersten Versuches zur Verbesserung der katholischen Liturgie.* 1808. 23 S. 8.

4) Unter dem angeblichen Verlagsorte *Geisenhausen*, unweit der *Hollathau* im Isarkreise: *Verketzerung im neunzehnten Jahrhunderte*, oder *geheime Correspondenz zwischen dem Vf. der Schrift: Zwey Worte an den Reformator der katholischen Liturgie u. s. w. dem Titel Herrn S. W —, königl. baierischem geistl. Rathe, und kurcöllnischen Hofcapellan in Alten-Öttingen und Gabriel Himmelschlüssel, dessen wohlbe-*

ftellten Agenten in Landshut, von einem Freunde der Wahrheit zum Druck befördert. 1810. 38 S. 8.

Beide Schriften des Hn. geistl. Rathes *Winter* (No. 1 u. 2) sind ein schätzbarer Beytrag zur Liturgik, und verdienen von den Lehrern der katholischen Kirche mit Beyfall aufgenommen und sorgfältig benutzt zu werden. Der Zweck von No. 1 ist, nach S. X, „die Gebrechen der katholischen Liturgie aufzudecken, das Zwecklose, und noch mehr, das Zweck widrige daraus fortzuschaffen, und die grofsen Lücken, welche dadurch entstehen dürften, mit wahrer Geistesnahrung auszufüllen." Der Vf. unterwirft die liturgischen Schriften von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten einer ausführlichen Kritik, um zu zeigen, dafs die alte Kirche für die kirchlichen Handlungen keine unabänderliche Norm festgesetzt habe, und dafs in den liturgischen Vorschriften seit dem VII Jahrhundert viel Willkühr und Unzweckmäfsigkeit herrschte. Er nimmt in der Geschichte der Liturgie folgende drey Perioden an: I. *Von Christus bis auf den römischen Bischof Marcus, oder bis auf das Jahr* 336. Die besonderen Abschnitte sind: 1) unächte liturgische Schriften. Dahin werden gerechnet: die Liturgie der Apostel Petrus, Matthäus und Marcus, „welche offenbare Merkmale der Unterschiebung (Interpolation) an sich tragen"; die Liturgie des Apostels Jacobus, welche mehr Schein, aber nicht mehr Wahrheit für sich hat; die liturgische Skizze des Apostels Paulus, und von Clemens Rom., Dionysius Areopag. und Ignatius, welche sämmtlich sehr viel Verdacht wider sich haben. 2) Ächte Schriften. Es werden hieher die Schriften des N. T. und die Schriften von Plinius, Justin und Tertullian gerechnet. Es versteht sich aber von selbst, dafs hier nur von den ersten Erkenntnifsquellen des äufseren Gottesdienstes die Rede seyn kann. II. *Von Marcus bis auf die Reformation.* Der geschichtliche und liturgische Werth der Sacramentarien dieses Zeitraums wird untersucht. Am ausführlichsten und gründlichsten sind die Untersuchungen über das *Sacramentarium Gelasii et Gregorii M.* III. *Von der Reformation bis auf das Jahr* 1804. Es wird vom *Mefsbuche*, vom *Rituale* und *Brevier*, besonders von der fehlerhaften Einrichtung derselben gehandelt. Rec. hat in der ganzen Schrift zwar nichts Neues gefunden; aber der Vf. hat die Arbeiten eines *Bingham, Muratori, Kratzer, Pfaff, Royko* u. A. ziemlich gut benutzt. Doch schien es uns, als ob er zuweilen in seiner Kritik etwas zu streng und unbillig und mit dem Urtheil, dafs diese oder jene Vorstellung Aberglauben enthalte, gar zu freygebig sey.

Die Schrift No. 2 schliefst sich an die vorige an. Hr. *W.* geht nicht nur auf eine ausführliche Kritik des in der katholischen Kirche gebräuchlichen Mefsbuches ein, sondern thut auch Vorschläge zur Verbesserung desselben, und liefert neue Formulare zu deutschen Messen. Das Buch zerfällt daher in zwey Haupttheile. I. Prüfung des Mefsbuches und der Messe. Die Einleitung S. 1 — 37 holt etwas zu weit aus. Die Bemerkungen über die Entstehung des Begriffes höherer Wesen und ihrer Verehrung, über innere und äufsere Religion u. s. w. konnten füglich übergangen werden. Das Historische ist hier ebenfalls gut dargestellt, und der Vf. bekennt selbst, dafs er nach *Bingham, Bona, Zaccaria, Kratzer* u. A. gearbeitet habe. In der Darstellung der Nachtheile, welche sowohl das Mefsbuch als die Messe haben, wie sie S. 160 ff. gegeben wird, fanden wir, bey vielen wahren Bemerkungen, doch auch manche Übertreibung; obgleich der Vf. S. 193 ff. auch die darin liegende Geistes - und Herzens - Nahrung nicht verkennt. Seine Kritik über die öffentliche Gottesverehrung der Protestanten, welche er als Surrogat für die Mefsanstalt der Katholiken betrachtet, ist zwar streng; doch hat er das Zeugnifs mehrerer protestantischer Schriftsteller selbst für sich. II. Umbildung der Messe und des Mefsbuches. 1) Ideen Anderer zur Umbildung der feyerlichen Messe und des dazu bestimmten Buches. Eine raisonnirende Anzeige einiger neuen Mefsbücher und Schriften über diesen Gegenstand. 2) Meine Ideen zur Umbildung der feyerlichen Messe und des Mefsbuches. Der Vf. zeigt sich hier als einen geschickten Liturgen, dessen Vorschläge wohl beherzigt und angenommen zu werden verdienen.

Wenn die Kritik des Vfs., besonders in der ersten Schrift, in manchen Puncten nicht treffend, und in anderen nicht schonend genug befunden worden wäre: so würde Rec. in ein solches Urtheil gern eingestimmt haben. Aber die Behandlung, welche ihm in der Flugschrift No. 3 widerfähret, kann nur Mifsbilligung und Unwillen gegen den Obscuranten, der sie bekannt machte, erregen. Der ungenannte Vf. beleget Hn. *W.* mit dem Namen „*eines Erzketzers*" (S. 3), nennt ihn „*einen Bilderstürmer*, wie Constantin der Unflächige, Claudius von Turin, Luther, Calvin" u. s. w. (S. 3), einen „*Gottes- und Heiligen-Lästerer* (S. 4), einen „Lehrjungen des Ketzers Eustasiani (S. 5). Kurz, das ganze Libell zeigt eben so viel Unverstand und Abgeschmacktheit, als eine intolerante und hämische Denkungsart. Die Persiflage, womit in No. 4 jenes Product behandelt wird, hat zwar Rec. auch nicht gefallen, und wird schwerlich, des verfehlten Tones und Stachels wegen, einem Leser von Geschmack zusagen; aber freylich mag sich der Vf. damit entschuldigen, dafs es in einem solchen Kriege ohne Sottise nicht abgehen könne!

—st—

Nördlingen, b. Becks Wittwe: *Versuch einer Altarliturgie, nebst einer Abhandlung über Gebet, Kirchengebet und Altargebet*, von *Adam Theodor Albin Franz Lehmus*, Diaconus an der evangelischen Kirche zu Dinkelsbühl. 1806. LXVIII u. 76 S. kl. 8. (8 Gr.)

Diese mifslungenen Versuche zeigen warnend, welches Unheil unserer Liturgie bevorstünde, wenn sich der Rhythmus ihrer Formulare bemächtigen würde. Sie würden dann zum leeren Getöne werden, dessen sich diejenigen erfreuten, die auch in der Kirche am hohlen Wortklange sich vergnügen möchten, über welchen aber die einfältigen, herzlichen Beter trauern müfsten. Wenn der Vf. S. 43 der vorgesetzten, sehr unverständlich geschriebenen Abhandlung in einer Anmerkung ein paar ältere herzliche Altargebete anführt, und dann hinzusetzt: „Möchte ich mich doch irren, wenn ich mehrere moderne Formulare als keinen Ersatz für den Verlust ansehe, welchen die öffentliche Andacht durch die Abschaffung solcher kräftigen und frommen Gebete erlitten hat": — so hat er ein Urtheil über seine eigenen Altargebete ausgesprochen. Sie sind, dem gröfseren Theil ihres Inhalts nach, keine Gebete, sondern poetische Selbstbetrachtungen, Reflexionen, Ausrufungen, bisweilen leere Tiraden: blofs die letzten Zeilen enthalten gewöhnlich einen Gebetsseufzer. So beginnt No. 3: „Wo können wir das Heilige finden, wenn sich Gewohnheit hüllt in sein Gewand?" Weiter unten: „O weh dem Busen, der verpanzert und erfroren in irdischen Sinnes kalter Behausung nicht Gottes Sprache kennt, und doch zu ihrem Worte Buchstaben ausspricht, Töne fremder Welt." Nun erst am Schlusse in den vier letzten Zeilen: „Herr, lafs uns beten ohne Unterlafs!" u. s. w. Rec. würde ein höhnisches Lächeln aller Gebildeten befürchten, wenn er vor ihnen am Osterfeste beten sollte: *Der Staub wird weggefluthet von der Vergänglichkeit Strom, es wälzen sich dunkel die Wogen auf dem brüllenden Todesmeer. Der Nachen zerscheitert, wenn das schwebende Ruder den müden Händen entsinkt, doch die Bewohner des Ufers, sich dem reifsenden Strome vertrauend, schwimmen auf der göttlichen Allmacht Rettungsbrett der Heymath entgegen.*" Oder am Trinitatisfeste: „Heiliges *Kleeblatt* der unsichtbaren Welt!" — Da der Vf. S. 44 der Abhandlung sagt: „Das Altargebet soll das Sehnen nach dem Höheren im Allgemeinen aussprechen," wie mufs es befremden, ein eigenes Altargebet am Geburtstage des Königs Friedrich Wilhelm III zu finden, und da beten zu hören: „Als der Vater Freudenthränen weinte, und die Mutter ihre Angst vergafs, da wurde der Knabe. — Friedrich Wilhelm wurde. Unser König wurde." Das ist doch sehr prosaisch! Zu welchen Folianten werden unsere Liturgieen anschwellen, wenn wir für die Geburts-, Namens- und Sterbe-Tage unserer Fürsten eigene Collecten entwerfen müssen!

V. Pf.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 6 DECEMBER, 1810.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Ohne Druckort: *Die Sperre des festen Landes und ihr Einfluss auf den Handel, die Finanzen, den Credit und das Wohl der brittischen Inseln.* Von *Franz Duvernois (d'Ivernois).* Frey nach dem Französischen bearbeitet und mit vielen berichtigenden Erklärungen und Anmerkungen versehen von D. *Julius Schmidt.* 1810. XIV und 205 S. 8. (1 Thlr.)

Der Titel verspricht mehr, als man im Buche findet, und als Parteyschriftsteller ficht der Vf. oft mit Waffen, die man eben so gut auch gegen ihn gebrauchen kann. Die lange Einleitung über die Wichtigkeit des Handels ist gegen *William Spence* gerichtet, der in einer kleinen Schrift: *Britain independent of Commerce*, welche in wenigen Wochen dreymal aufgelegt wurde, seine Landsleute dadurch über die Handelssperre zu beruhigen suchte, dass er zu beweisen sich bemühte, Englands Existenz und Wohlstand sey vom Handel ganz unabhängig. Hr. *d'Ivernois* behauptet nun zwar das Gegentheil, meint aber, was nicht minder paradox scheinen mag, dass England durch die Sperre nicht verliere, sondern vielmehr vermittelst derselben in der Vergrösserung seines Wohlstandes, seines Nationalreichthums, seiner Staatseinkünfte und seines Credits gewinne. — Hr. *Schmidt* hat in mehreren längeren Anmerkungen die Sophismen des Hn. *d'Ivernois* klug zu entkräften gesucht, und damit die Übersetzung keinen Anstoss gebe, alle Invectiven des Originals weggelassen. Interesse erhält das Buch dadurch, dass es uns einige Nachrichten über die Lage Grossbritanniens im J. 1808 und in der ersten Hälfte des J. 1809 giebt; sind sie auch nicht überall befriedigend: so ist doch manches Erhebende in der Erfahrung, was eine kräftige Nation im Besitz von Hülfsmitteln vermöge, um Noth und Gefahr abzuwenden. Über den neueröffneten Verkehr Englands mit Brasilien, Mexiko und Peru findet man nichts, als dass er besteht, und die allgemeine Behauptung, dass der Ausfall im Absatz der Waaren nach den europäischen Staaten dadurch mehr als gedeckt sey. Mehr beweisen die dem Unterhause vorgelegten Zollregister. Die Ausfuhr brittischer Waaren betrug, nach den jedesmaligen Marktpreisen gerechnet,

1804	—	40,349,642 Pf. St.
1805	—	41,068,942 - -
1806	—	43,242,176 - -
1807	—	40,279,665 - -
1808	—	40,881,671 Pf. St.

Da aber die Marktpreise veränderlich sind: so erfährt man durch sie nicht das wahre Verhältniss der Ausfuhr in Rücksicht der Quantität. Es besteht aber in England ein *officieller* Preis der Waaren, nach dem sie Zoll bezahlen, schon seit einem Jahrhundert unverändert: dieser, wenn er auch von dem wirklichen noch so sehr abweicht, giebt das Verhältniss der Quantitäten bestimmter. Nach diesem war die Ausfuhr an brittischen Waaren für die 4 Jahre 1804—7 im Durchschnitt 25,378,558 Pf.; die Ausfuhr von 1808 aber 26,692,208: mithin ist die Ausfuhr gestiegen um 1,313,650 Pf. Am meisten hat sich vermehrt der Absatz baumwollener Waaren in dem Verhältniss von 3 zu 4: er betrug 1808 14,412,000 Pf. St. wirklichen Preises. Die Einfuhr des J. 1808 aber verhält sich zu der Einfuhr des J. 1806 wie 237 zu 250. Am meisten entbehrte man Getreide, Flachs, Hanf, Talg und Seide: es kam nur ⅓ des Hanfes, der sonst eingeführt ward, und nur ¼ des gewöhnlich ankommenden Talges. Auch ist der Transitohandel gefallen in dem Verhältniss von 91 zu 78, und England hat dabey wohl gegen andere Jahre an 2 Millionen Pf. St. verloren. — Dass die Staatseinnahmen zugenommen haben, und von 56,902,099 Pf. St. im J. 1806 gestiegen sind 1808 auf 60,454,782, ist ein zweydeutiger Beweis des wachsenden Wohlstandes; wie auch, obgleich merkwürdig, die Abnahme der Interessen bey den jährlichen Anleihen. Im amerikanischen Kriege, wie im Revolutionskriege, stiegen die Interessen der Anleihen; seit 1804 sind sie gefallen:

1804	5 Pf.	9 Sch.	2½ P. p. C.			
1805	5 —	3 —	2¼ — —			
1806	4 —	19 —	7 — —			
1807	4 —	14 —	7 — —			
1808	4 —	14 —	6½ — —			
1809	4 —	12 —	10 — —			

und, setzt Hr. *d'Iv.* hinzu, es wäre eben so leicht gewesen, 18 wie 11 Millionen für 1809 anzuleihen. — Ausser Südamerika öffnete sich auch unerwartet ein neuer Markt für den Absatz des Zuckers: auf St. Domingo haben die Neger die zu mühsamen Zuckerplantagen in die leichteren Kaffeepflanzungen verwandelt, und erhalten rohen Zucker von Jamaika, geläuterten aus England. Aus Manchester gehen schwere Musseline nach Indien, aus Etrurien Fayence nach China. So hat man freylich sich zu helfen gewusst; doch fühlt man den Verlust, und gesteht sich, dass der Handel mit Europa der vortheilhafteste war.

— Am empfindlichsten war der Ausfall der Einfuhr; dennoch, wie sonderbar es auch lauten möge, und wiewohl er es nicht zu erklären vermöge, scheine beynahe ausgemacht, dass England an nichts Mangel litt. Da Zucker im Überfluss vorhanden war, Getreide dagegen fehlte: so verordnete das Parlament, zum Brantweinbrennen Zucker statt des Getreides zu gebrauchen. Dadurch kam der Preis des Zuckers wieder in die Höhe, und die 2 Millionen Gallons Brantwein, die England sonst jährlich verbrauchte und zum Theil aus Frankreich und Holland erhielt, werden jetzt grösstentheils durch Rum ersetzt, dessen Verbrauch seit der Blokade von 250,000 auf 1,563,000 Gallons gestiegen ist. — Talg stieg um die Hälfte des Preises; man holte Zufuhr aus Brasilien: doch fiel er erst im Sommer 1809 im Preise, theils weil man beträchtlichere Sendungen aus Südamerika erwartete, theils aber auch, weil man sich anders zu helfen gelernt hat: die geringen Classen brennen Thran, und mehrere grosse Fabriken gebrauchen mit merklicher Kostenersparung zur Erleuchtung — das Kohlenwasserstoffgas (*Gas carbonique*). Die Entdeckung war schon vor 30 Jahren gemacht; doch erst 1807 machte das Unterhaus die Resultate der Untersuchungen bekannt, welche eine Comité nach Auftrag darüber angestellt hatte. Unter anderen verschafft sich Hr. Ge. Lee auf die Art eine Erleuchtung, die 2500 Lichter bey viel grösserer Unbequemlichkeit nicht gewähren. 6 Pf. Kohlen, wovon der Cntr. nur $13\frac{1}{2}$ Pence kostet, geben so viel Licht, als ein Pfund Talg, und dieses Licht kostet nichts, als die Zinsen des für die Anschaffung der Öfen, Gasometer und Röhren ausgelegten Geldes. Denn die nach der Zersetzung calcinirten Steinkohlen verhalten sich wie die gemeine Kohle zum Holz, und verlieren wenig von ihrem Werthe; dagegen gewinnt man durch diesen Process Theer, Pech und eine Art von Terpentin, die man dem nordischen Terpentin vorzieht. Diess hat auf den Gedanken gebracht, die Strassen Londons mit diesem leuchtenden Fluidum zu erhellen, indem man es mittelst unterirdischer Kanäle fortleitete, die durch Ableitungen zur Rechten und Linken das Licht in die Häuser brächten. „Zwar sind die Actien für diese Unternehmung noch nicht vollzählig; aber wenn man, wie man sich schmeichelt, so weit kommen sollte, den Apparat hinreichend zu vereinfachen, so dass der erste Beytrag das Vermögen der kleinen Handwerker nicht übersteigt: so kann England durch seine unerschöpflichen Steinkohlengruben sich für immer mit Pech, Theer, Terpentin, und selbst mit Talg, so weit man es zur Erleuchtung braucht, versorgen." Seife aber hat man nicht zu ersetzen gewusst. Fischleim dagegen, der zur Klärung des Bieres nothwendig, und den man sonst nur vom Stör und anderen grossen Fischen Russlands erhalten zu können glaubte, hat man aus anderen Fischen mit dem besten Erfolge zu gewinnen gesucht, so dass man ihn bald wird ausführen können. — Holz holt man aus Ober- und Nieder-Canada, Neu-Braunschweig und Neu-Schottland; und nie hat man mehr gebaut, als jetzt; aber nie ward auch die Kunst, Zimmerholz zu sparen, so weit getrieben. Da die Themse die aus- und einfahrenden Kauffahrteyschiffe nicht mehr fassen kann: so hat man rechts und links Busen gegraben, und mit Speichern umgeben, die Städten gleichen. Drey solcher Busen oder Seen sind vollendet, nicht auf Kosten des Staats, sondern von Actionärs, deren jährliche Dividende jetzt schon alle Erwartung übersteigt. Die Kosten haben betragen 3 Mill. Pf. St. Und sonderbar, während Russland und Dänemark allen Handel mit England verbieten, baut man in London einen vierten Hafen, der fast allein für den nordischen Handel bestimmt ist. — Um den Mangel an Hanf zu ersetzen, hat die Admiralität die Verbindlichkeit übernommen, allen Hanf, den die Irländer einsenden würden, um den Marktpreis, wie hoch der auch seyn möchte, zu kaufen, und wenigstens immer mit 60 Pf. St. die Tonne zu bezahlen, wenn die Preise fallen sollten; in Irland selbst aber hat man in Rücksicht des Hanfes den Naturalzehnten in Geld verwandelt, und auf 5 St. für jeden Acre gesetzt. So haben die irländischen Landleute für jetzt sich anheischig gemacht, jährlich 400,000 Cntr. Hanf, die Hälfte desjenigen, den sonst Russland einführte, zu bauen; und ist der Morast von *Allen* ausgetrocknet, womit man jetzt umgeht: so glaubt man, er allein werde so viel Hanf liefern können, als die Kriegs- und Handels-Flotten bedürfen. Indess will die ostindische Compagnie die anderen 400,000 Cntr. von Indien aus zu ersetzen suchen. — Getreide fehlte nicht, noch war es theuer; eine Menge von Capitalien ist in den letzten Jahren auf den Ackerbau verwandt worden, und also der Ertrag der Ländereyen gestiegen. — Vor allem aber hat Irland durch diese Sperre gewonnen: bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts stiefmütterlich behandelt, gewann es seit der Vereinigung mit Grossbritannien gleiche Rechte, und erhielt seit 1807 alle Aufmunterung, des Landes und der Menschen Kräfte anzustrengen, zu erzeugen, was bey der beschränkten Zufuhr mangelte. 3 Mill. Ellen Leinwand fuhr es 1808 mehr aus, als sonst. Überhaupt ist das Verhältniss der Quantität der Ausfuhr Irlands gestiegen in 10 Jahren von 4 zu 5; auffallender ist der Unterschied nach den Marktpreisen:

1797. 98. 99 war im Durchschnitt die Ausfuhr			5,650,853	Pf. St.
1806	—	—	9,314,854	—
1807	—	—	10,110,385	—
1808	—	—	12,577,101	—

Die Nordamerikaner bey einer dreymal grösseren Bevölkerung führten in dem für sie glücklichsten Jahre 1806 aus um 42,387,000 Dollars Waaren, was nicht viel über 10 Mill. Pf. St. irländischen Geldes macht (Das irländische Pf. ist $7\frac{1}{3}$ p. C. geringer, als das englische). Und so sind denn auch die öffentlichen Einkünfte gestiegen: in den letzten Jahren vor der Union betrugen sie im Durchschnitt 1,678,271 Pf. St. —; 1806 aber 5,694,153 — und 1808 6,174,561 Pf. St. In fast noch stärkerem Verhältnisse ist die Einfuhr ge-

wachsen, also der Luxus bedeutend gestiegen, wahrscheinlich von den Engländern befördert. Doch fehlte es nicht an Geld. Die Anleihe von 1799 gab 6 Pf. 4 Sch. 9 P. p. C.; die im May 1809 zu Dublin eröffnete Anleihe von 1,250,000 Pf. giebt nur 4 Pf. 13 Sch. 1½ P. p. C., in Irland, wo die gesetzlichen Interessen von Anleihen auf Hypothek 6 p. C. sind. — So also, schliesst Hr. *d'Iv.*, hat Irland durch seine verdoppelte Thätigkeit Grosbritannien geschützt gegen die drohenden Gefahren der Blokade; und England hat gelernt, durch Irlands Producte und Fabricate sich vom Auslande unabhängiger zu machen.

V. S. A.

GESCHICHTE.

Berlin, b. Hayn: *Historische Erinnerungen in chronologischer Ordnung*, oder *chronologisches Taschenbuch der neuesten Geschichte (von 1789 bis 1810), nebst einer Übersicht der denkwürdigsten Begebenheiten der älteren, mittleren und neueren Geschichte*, herausgegeben von *Karl Stein*. 1810. X und 234 S. 12. (16 Gr.)

Die Menge der politischen Begebenheiten und Händel unseres Zeitalters ist so gross, dass es selbst dem glücklichsten Gedächtnisse schwer fällt, durch das Labyrinth der vielen Namen und Jahrzahlen sich mit Sicherheit durchzuarbeiten. Um so fühlbarer ist das Bedürfniss eines chronologischen Leitfadens, und schon mehrere wackere Historiker, unter anderen *Wedekind*, haben, diesem Bedürfnisse abzuhelfen, einen rühmlichen Eifer bewiesen. Die Idee, dieses Bedürfniss durch ein kleines Taschenbuch zu befriedigen, ist allerdings glücklich; aber Hn. *St.* Ausführung dieser Idee entspricht den Foderungen, die man an ein solches Büchelchen machen kann, nicht völlig. Sorgfältige Auswahl der Begebenheiten, gedrängte Darstellung, und Richtigkeit der Angaben sind die Eigenschaften, die ein chronologisches Taschenbuch vorzüglich empfehlen. In der neueren Geschichte, die in diesem Taschenbuche besonders vollständig abgehandelt ist, stösst man nicht leicht auf Stellen, die mit diesen Eigenschaften im Widerspruche stehen. Die Angaben aus der alten und mittleren Geschichte sind zwar nicht die Hauptsache dieses Büchelchens; aber die Unrichtigkeiten, die sie enthalten, können bey Personen, die der Geschichte nicht recht kundig sind, doch allerdings Verwirrung verursachen, und wir halten uns daher zur Anzeige der vornehmsten derselben mit Recht verbunden. Ninus, der Gemahl der Semiramis, lebte, nach Herodot, 520 Jahre vor Sardanapal, also nicht schon 2000 v. Chr. Warum wird Troja's Eroberung 1206 angesetzt? Homer (277 nach Troja) fällt nicht auf das Jahr 1000; Roms Kriege mit Karthago gingen nicht 218, sondern 264, an; Constantin der Grosse erklärte sich nicht erst 333 für das Christenthum; die Sachsen und Angeln kamen nicht schon 374 nach Britannien; auf das Jahr 800 fällt nicht das fränkische Reich, sondern die Wiederherstellung des weströmischen Kaiserthums, in der Person Karls des Grossen, und die Monarchie desselben erstreckte sich nicht bis an den *Tiger*; das fränkische (carolingische) Reich wurde nicht erst 900, sondern schon 843 getheilt; die Kreuzzüge endigten (Ludwigs IX Kreuzzug nach Tunis) erst 1270; die Erfindung des Schiesspulvers lässt sich nicht auf das Jahr 1354 setzen; Diaz, der bis zur südlichen Spitze von Afrika kam, war nicht derjenige, der die Westküste dieses Erdtheiles entdeckte; der Verfall der venetianischen Republik fängt sich nicht schon 1498 an; die Ligue von Cambray fällt nicht auf das Jahr 1505; bey dem Jahre 1512 muss statt Neapel Navarra stehen; Heinrichs VIII Scheidung brachte noch keine eigentliche Reformation hervor; Karl I ist nicht am 9 Februar enthauptet worden. In Ansehung der Auswahl hätten wir noch die Erinnerung zu machen, dass manche für ein Taschenbuch zu unbedeutende Begebenheit, oder Person, z. B. mancher türkische Kaiser, hätte wegbleiben sollen. Hieher gehört auch das, was bey den Jahren 1582 und 1651 angegeben ist. Im Ganzen genommen bleibt dieses Taschenbuch aber immer ein brauchbares Werkchen, das sich auch durch sein Register empfiehlt.

Ig.

KLEINE SCHRIFTEN.

Staatswissenschaften. *Lüneburg*, b. Herold u. Wahlstab: *Über die sichersten und schnellsten Mittel, einem durch Krieg ruinirten Staat, dessen Wohlstand ehemals mehr auf Landwirthschaft, als Fabriken und Handlung gegründet war, wieder aufzuhelfen.* Eine von der königl. Societät der Wissenschaften zu Göttingen gekrönte Preisschrift von *C. U. D. Freyherrn von Eggers*, Oberprocureur der Herzogthümer Schleswig und Holstein. 1809. 47 S. 8. (6 Gr.)

Es ist sehr zu bedauern, dass diese, den Zeitumständen so angemessene Aufgabe der berühmten Societät der Wissenschaften zu Göttingen keinen Bearbeiter gefunden hat, der sie ganz aufgefasst und umfasst hat. Denn Hr. *von Eggers*, dessen Schrift gekrönt worden ist, redet einzig und allein nur davon, wie *dem Bauernstande* aufgeholfen werden könne. Gleichwohl scheint dieses nicht erschöpfend zu seyn. Denn auch in denjenigen Staaten, deren Wohlstand mehr auf Landwirthschaft als auf Fabriken und Handlung gegründet ist, und in denen der Bauernstand der vorzüglichste Stand ist, macht er doch einestheils nicht den einzigen Stand aus, anderntheils ist er, wie dieses Hr. *v. E.* selbst bemerkt, gerade derjenige Stand, der sich noch am ersten wieder hilft. Nächst diesem schränkt sich der Vf. zu sehr auf solche Mittel ein, welche von den Regierungen verfügt werden, da doch auf die Länge und im Grossen die Regierung nicht im Stande ist, durch directe Verfügungen dem Wohlstande aufzuhelfen, sondern vielmehr dieses von der Nation selbst geschehen muss. Vielleicht hat es in diesem Stücke geschadet, dass der Vf. seine Beobachtungen und Erfahrungen hauptsächlich in solchen Provinzen hat anstellen und machen können, welche eine so glückliche Lage haben, dass es genug ist, wenn man sich nur um die Production bekümmert, weil sich der Absatz von selbst findet, und in welchen ein lebendiger städtischer Verkehr vorhanden ist. Doch wir wollen zuerst die Hauptideen, welche Hr. *v. E.* mittheilt, angeben und dann einige Bemerkungen anhängen. — Zuerst will der Vf. dafür gesorgt haben, dass es dem Landbau nicht an Händen fehle, und bringt dazu als das beste Mittel in Vorschlag, die grossen Güter zu vereinzeln, und mit den Frohndiensten Änderungen zu treffen. Beides an sich recht gut; aber bey der Manier, nach welcher der Krieg in den neueren Zeiten geführt wird, und bey der Lage der Gesellschaft, wie solche jetzt ist, scheint diese Sorge eben nicht gross, wenigstens bey weitem nicht

so grofs zu seyn, als die Sorge, den vorhandenen Menschen Beschäftigung und Brod zu verschaffen. — Nächst diesem will er dafür gesorgt haben, dass die Gebäude des Landmanns, die Ackergeräthschaften, sein Viehstand unterhalten und wiederhergestellt werden, und dass er an gutem Saamenkorn keinen Mangel leide. Dieses ist allerdings sehr wichtig und nothwendig, und es ist keinesweges, wie auch der Vf. sehr richtig bemerkt, eine Verschwendung, wenn die Regierungen hiezu Geld hergeben: aber weniger richtig scheint es, wenn der Vf. S. 30 sagt, es werde dem Staate dazu nie an Geld fehlen. Auch glaubt Rec., dass dergleichen Unterstützungen nie geschenkt, sondern immer nur als Vorschüsse gegeben werden müssen, und es kommen ihm hiebey seine eigenen Erfahrungen zu Statten. Zum Schenken und Erlassen ist es immer noch Zeit, und das Schenken macht leicht Faule. Am meisten erwartet der Vf. von einer gut eingerichteten, mit Verstand und wahrem Wohlwollen verwalteten Credit-Casse. Alles, was er darüber sagt, zeugt von vieler Einsicht und Erfahrung, und Rec. wünscht sehr, dass diese Art von Instituten gemeiner werde, als sie es jetzt ist. Die Schwierigkeiten sind, sobald nur der heilige Eifer da ist, so groß nicht, und der Lohn ist so süss. Eben so ist es zu wünschen, dass die Regierungen die Unterthanen durch Belehrungen zu leiten suchen; aber freylich dürfen diese Belehrungen ja nicht zu weitschweifig werden, und es ist unendlich besser, durch Beyspiele und Handlungen, als durch Wort und Schrift, zu belehren. Dieses weckt zugleich Vertrauen, und darauf, dass die Unterthanen zu ihren Regierungen und deren Massregeln Vertrauen haben, kommt sehr Vieles an. Um dieses sich zu erwerben, ist der Rath des Vfs. sehr zweckmässig, welcher dahin geht, dass die Regierungen bey allen solchen Geschäften, welche tief in das Innere eingreifen, ja nicht ihr Vertrauen blofs auf ihre Beamten setzen, sondern verständige Männer mitwirken lassen, und Rec. stimmt dem Wunsche, mit welchem der Vf. schliesst, dass es die Regierungen überhaupt der Mühe werth achten möchten, sich mehr mit den Ansichten der Verständigen im Volke zu umgeben, aus vollem Herzen bey. Wie viele Übel, welche die Gesellschaft ohne Noth und Zweck drücken, wie viele Missgriffe würden vermieden werden, wenn dieser Wunsch realisirt würde! Aber freylich ist dieses mit der Lieblingsidee unseres Zeitalters, alles nach allgemeinen Grundsätzen einzurichten und der Form das Wesen aufzuopfern, und mit der ganzen Ansicht, welche man vom Staat und von dessen Verwaltung hat, im Ernst nicht wohl zu vereinigen.

Niemand wird verkennen, dass auf die eine oder die andere, von dem Vf. in Vorschlag gebrachte Weise ein guter Grund gelegt werden kann, auf welchem sich fortbauen lässt. Aber dieses Fortbauen, worauf doch eigentlich Alles ankommt, und eine solche Erweiterung des Gebäudes, dass auch die übrigen Bewohner eines Staats, namentlich die der kleineren Städte — denen die grösseren Städte Deutschlands in mancher Rücksicht, die hieher gehört, immer ähnlicher werden — und der Berggegenden, davon Nutzen ziehen, erfodert weit mehr, und es wäre der Mühe werth gewesen, hierauf die Untersuchung auszudehnen. Nach unserem Dafürhalten kann der Staat durch einzelne Verfügungen und Unterstützung hier sehr wenig wirken, sondern hier kann die Nation *allein* uns helfen, und der Staat kann höchstens durch allgemeine Anordnungen die Nation leiten, und die allgemeinen Zwecke fördern. Die Mittel und Wege dazu können verschieden seyn, aber als allgemeines Mittel dürfte keines von grösserem Erfolge seyn, als Erhöhung und Beförderung der inneren Industrie, und Belebung des innern Verkehrs bis zu einem so hohen Grade, dass es einer gänzlichen Entsagung alles Ausländischen und einer völligen Beschränkung auf die innere Industrie nahe kommt. Hierauf sollten die Staaten und wahre Patrioten ihr Augenmerk hauptsächlich richten; sie und ihre Mitbürger würden dadurch glücklicher werden, die Nachwelt würde sie dafür segnen. Nie ist auch die Zeit so günstig dazu gewesen als jetzt. Wir alle, der eine mehr, der andere weniger, haben an uns selbst die Erfahrung gemacht, wie so manches, was uns ehedem zu des Leibes Nothdurft und Nahrung nothwendig, was zu einem behaglichen geschmackvollen Leben unentbehrlich schien, sehr gut entbehrt, oder durch andere Dinge ersetzt werden kann. Diese Erfahrung müssen wir mit Sinn und Verstand benutzen, und mit Patriotismus erweitern. Wir müssen nicht, wie wohl bis jetzt geschehen, mit Widerwillen dem verbotenen Gute entsagen, sondern wir müssen eine Freude, eine Ehre und einen Ruhm darin finden, müssen es zur neuesten Mode machen, uns alles dessen zu enthalten, was nicht der vaterländische, heimische Boden erzeugt, und was nicht die Hand eines unserer Mitbürger hervorbringt. Wird dieses ein praktischer Grundsatz: so werden unsere Wollen-Manufacturen, unsere Flachs-Spinnereyen und Webereyen, die uns weit näher angehen, weit mehr uns eigen sind, als Baumwollen- und Seiden-Fabriken, aufblühen, sich erweitern, und, — besonders, wenn der kaiserliche Preis, welcher auf die Erfindung einer Flachs-Spinn-Maschine gesetzt ist, wie sich beynahe nicht bezweifeln lässt, auf Verbesserungen in der Spinnerey führt, — bald Gattungen von Stoffen liefern, an welche man jetzt, da die ganze Bearbeitung weit mehr auf Gegenstände des Bedürfnisses und der Reinlichkeit, als auf Gegenstände des Luxus, des Putzes und der Mode gerichtet gewesen ist, nicht gedacht hat, und unseren Mitbürgern, sowohl dem producirenden Landmanne, als dem verarbeitenden Städter, wird das zufliessen, was bis jetzt dem Pflanzer in einem entlegenen Welttheile und dem Weber, oder einem anderen Mittelsmanne zugeflossen ist, der von uns so entfernt wohnt, dass sein Wohlstand und seine Consumtion für unseren Kreis von keinen unmittelbaren Folgen seyn konnte. Unsere Bierbrauereyen und unsere Brantweinbrenneyen, und mit und durch sie die Viehzucht, der Ackerbau, die Obstzucht werden, eben wie manche städtische Gewerbe und der ganze städtische Verkehr, zu ihrem alten Glanze sich emporheben und neue Vollkommenheiten erhalten, wenn wir nicht mehr in unserem häuslichen und geselligen Leben zu den Producten aller Welttheile und aller Zonen unsere Zuflucht nehmen, sondern uns an das halten, worauf uns die Natur gewiesen hat, und dessen Hervorbringung und Zubereitung unsern arbeitenden Mitbürger und nicht etwa blofs den Krämer und Höcken, diese Blutigel der Gesellschaft, nährt. Das Berg- und Hütten-Wesen, und das grosse Gewerbe der Feuerarbeiter in seinem ganzen Umfange wird seine Lebendigkeit wieder erhalten, und zu einem höheren Grad von Veredlung gelangen, wenn wir fernerhin nicht mehr nur das, was ausländisch ist, suchen, und, den grössten Aufwand nicht scheuend, sehr oft das aus dem Auslande kommen lassen, was unsere Künstler blofs deshalb nicht verfertigen, weil ein Vorurtheil ihnen keine Aussicht zu einem vortheilhaften Absatz giebt. Kurz unsere Landstädte und Gewerbe treibenden Gegenden werden dem Bilde gleichen, welches der treffliche *Möser* — patriotische Phantasien II, 27 — entwirft, um die Frage zu beantworten, ob man eher für die Bevölkerung, oder eher für den Ackerbau oder für den Handel sorgen müsse. Auch werden endlich alle die Massregeln, welche jetzt genommen werden, in einem höheren Lichte erscheinen, und eine willigere Befolgung erhalten. Das zu thun, was Noth ist, ist Weisheit, und die Noth rechtfertiget so Vieles; darum muss man sich durch allgemeine Räsonnements und haarscharfe Theorieen nicht abhalten lassen, sondern der Staat muss durch Gebot und Verbot, durch Einschränkungen, durch Luxus-Gesetze, durch Kleiderordnungen u. s. w. der guten Sache zu Hülfe kommen, oder noch besser, die Grossen müssen mit wirksamen Beyspielen vorleuchten. Doch das gehört eigentlich nicht hieher, unsere Absicht war nur, zu zeigen, dass durch ausgedehntere Benutzung unserer einheimischen Producte, durch vermehrte Beschäftigung aller Gewerbe treibenden Mitbürger, den Staaten, welche durch den Krieg und dessen Folgen ruinirt worden sind, am sichersten wieder aufgeholfen werden könne, und dass es zur Wiederherstellung des alten Wohlstandes keinesweges hinreiche, wenn man nur für einen Stand sorge, weil der Markt kein guter Markt genannt werden kann, wo der Verkäufer viele, der Käufer aber wenige sind. Möge ein Jeder dasjenige davon herausnehmen, was zu seinem Besten dient.

PN.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 7 DECEMBER, 1810.

GESCHICHTE.

Breslau, b. Korn d. Ältern: *Schlesien wie es war.* Von *Karl Friedrich Anders.* 1810. 1 Th. VIII und 520 S. 2 Th. Mit Urkunden. XIII u. 415 S. kl. 8. (3 Rthlr.)

In einem verhängnissvollen Zeitalter, in dem auch so manche Zweige der Literatur fast zu verdorren anfangen, ist eine Schrift dieser Art eine höchst seltene Erscheinung. Wer giebt sich jetzt hin zum Betreiben des trockenen Studiums der Diplomatik, zum Forschen in den Quellen und zum mühsamen Eruiren der Urkunden der früheren Zeit, da die Gegenwart uns so lebendig anspricht, und eine mächtige Umwälzung der Länder veranlasst? Wenn die preussisch-brandenburgische Geschichte durch den eisernen Fleiss eines *Gercken, Lentz* u. A. m. aus der Dunkelheit ans Licht gefördert wurde; wenn es ihnen unter Beyhülfe ihrer Zeitgenossen gelang, durch Öffnung der Quellen das abzuleiten, was den klaren Strom der Geschichte hemmte: so verdienen sie den Dank eines jeden Forschers der Wahrheit. Aber zur Erstrebung des Ziels, nach welchem einst Mehrere wetteifernd liefen, findet sich jetzt kaum ein Einzelner in der Laufbahn.

Hr. *A.* hat eine specielle Landesgeschichte des preussischen Staats mit Glück bearbeitet, und sein Verdienst um dieselbe ist nicht zu verkennen. Die vorliegenden Nachrichten sind aus den besten historischen Werken und aus Urkunden gezogen. Jene sind an Ort und Stelle in der Schrift selbst namhaft gemacht. Wer mit Schlesiens historischen und geographischen Werken bekannt ist, dem werden dabey in dieser Hinsicht besonders die Bemühungen eines *Klose, Zimmermann, Pachaly*, und des Vfs. der Schrift: „Von Schlesien. Vor und seit dem Jahre 1740" dankbar in Erinnerung seyn.

Unser Vf. hat die älteste Landesgeschichte bearbeitet. Die beiden Theile enthalten zwey Perioden. Die erstere und kürzere begreift Fragmente aus der ältesten Weltgeschichte, Nachrichten von den ersten schlesischen Bewohnern, den Wenden und Germanen, und von der Verbindung des Landes mit Polen, so wie die Regenten Polens und Schlesiens aus dem piastischen Stamme. Hierauf folgt eine Schilderung der politischen, religiösen, Finanz-, Justiz- und Polizey-Verfassung des Landes, ingleichen der Sitten und Beschäftigungen der Einwohner. Auch ist der Anfang der Beschreibung des Bisthums Breslau und der dortigen Bischöfe bis zum Jahre 1163 hinzugefügt. — Die zweyte Periode umfasst die Jahre von 1163 bis 1335, und beschreibt die schlesischen unabhängigen Regenten piastischen Stammes, die sowohl über ganz Niederschlesien, als nach der Theilung über die einzelnen Herzogthümer, so wie über ganz Oberschlesien und nach dessen Theilung über die einzelnen Länder desselben regiert haben. Die Geschichte der Bischöfe von Breslau von 1163 bis 1335 wird ebenfalls fortgesetzt, und auch in gewissen Zeiträumen die Cultur, Staatsform, und das übrige zur Landesgeschichte Gehörige fortgeführt. Hieraus erhellet, dass der Vf. überhaupt seine Nachrichten bis um das Jahr 1335 zusammengetragen hat, oder bis zu der Zeit, als sich die Herzöge mit ihren Fürstenthümern den böhmischen Königen als Vasallen unterwarfen.

Die Form hat unseren Beyfall. Nach den Perioden sowohl, als nach der Reihe der Regenten und der Länder, welche unter ihnen standen, hat man einen deutlichern Überblick, als wenn unabgesondert von den Ländern, etwa synchronistisch, die Begebenheiten und Vorfälle zusammengestellt wären. Wie verwirrt und dunkel muss so gerade die schlesische Geschichte dem Leser werden, welches man unter anderen an mehreren Stellen in der dem achten Bande der preussischen Staatsgeschichte von *Pauli* angehängten Geschichte von Schlesien wahrnimmt. Zwar sind einige Wiederholungen, wenn ein Herzog mehrere Länder besessen hat, unvermeidlich. Der Vf. entschuldigt sich auch desshalb; doch, glauben wir, hätte dabey noch einige Einschränkung Statt finden, und manches schon Gesagte nur angedeutet werden müssen. Unstreitig ist es, dass zur Bearbeitung der schlesischen Geschichte eine Bekanntschaft mit der Geschichte Deutschlands, Polens, Böhmens, Ungarns, Österreichs, Brandenburgs und Mährens erfoderlich ist.

Im *ersten* Theil enthält die erste Periode zuvörderst Fragmente aus der Weltgeschichte. Es sind Nachrichten von den Wenden und alten Germanen als Ureinwohnern Schlesiens, von den fränkischen und sächsischen Staaten. Die Gegenstände sind so bekannt, und so oft vorgetragen, dass wir ihre *umständliche* Darstellung für den Zweck dieser Schrift zu weitläuftig finden. Wir billigen es sehr, dass der Vf. S. 68 vom piastischen Stamme anfängt; denn was einige Schriftsteller über den früheren Stamm Lechs gesagt haben, ist unerwiesen. (Warum sind aber Piasts unmittelbare Nachfolger und Descendenten, Ziemovit, Lechus und Ziemomyslaus übergangen?)

Wir sind gleichfalls der Meinung (S. 90), dass *Boles-*

lav I sich selbst die Krone aufgesetzt und nicht, wie Andere behaupten, vom deutschen Kaiser Otto III die Königswürde erhalten habe. Ob aber (S. 103) der letzte polnische König *Boleslav II* in Ungarn 1081 starb, ist noch unerwiesen. Andere, auch bewährte Autoren wollen, dass er auf seiner Flucht aus Ungarn nach Kärnthen gekommen, und daselbst in einem Kloster gestorben sey. *Boleslav IV* trat 1163 Schlesien und Oppeln an die drey Prinzen seines Stiefbruders Wladislav II ab, wodurch Schlesien ein vom Mutterlande Polen abgesonderter Staat, und ein unabhängiges Herzogthum wurde. Die Übersicht des Zeitraums bis 1163 geht von S. 132 bis 162, und enthält interessante Data über Schlesiens Verfassung. — Was der Vf. von der Gründung des Bisthums Breslau sagt, ist auch unsere Meinung. Erst im 11ten Jahrhundert ist es gestiftet. Das Bisthum zu *Smogra* ist ein Unding. Gottfried, den man gemeiniglich ums J. 983 als ersten Bischof daselbst anführt, war nur ein Katechet; die alten Chronisten nennen ihn auch nur einen Pfarrer. Hr. *A.* hebt daher die Reihe der breslauischen Bischöfe mit Recht von Johann I an, dessen Todesjahr man 1072 annimmt. Die Bischöfe standen noch lange nach der Stiftung unter den Erzbischöfen von Gnesen. Erst 1358 kam das breslauer Bisthum ganz unter Böhmen. (Hier ist aber die Reihe der Bischöfe nur bis zum Jahr 1335 im zweyten Theile fortgeführt, oder bestimmter bis Nanker, der 1341 starb.) Wir heben aus dieser Geschichte der Bischöfe noch aus, dass der 1181 zum Bischof gewählte *Franko*, von Geburt ein Schlesier, wegen seiner Schrift: *De Clericorum et Laicorum matrimoniis*, für den ersten schlesischen Schriftsteller angesehen wird. Sein Nachfolger *Jaroslav* schenkte dem Bisthum das Fürstenthum Neisse. Zur Zeit *Laurenz I* (gest. 1232) wurden in Schlesien mehrere Klöster gestiftet, die in der neuesten Zeit, wie alle geistlichen Güter im Preussischen, eine Veränderung erlitten haben.

Die zweyte Periode des ersten Theils (S. 175) enthält die Geschichte unter den eigenen unabhängigen Herzogen piastischen Stammes, welche bis Th. 2 S. 88 fortgeht, und den Zeitraum von 1163 bis 1335 in sich begreift. Schlesien erhielt 1201 seine jetzige Eintheilung in Nieder- und Ober-Schlesien. — Von den Herzogen über ganz Niederschlesien bemerken wir *Heinrich I*, den Bärtigen, von 1201 bis 1238. Unter ihm fand die deutsche Sprache Eingang, den sich ansiedelnden deutschen Familien wurde das deutsche Recht ertheilt. Er stiftete die Klöster Trebnitz und Heinrichau. Seine Gemahlin *Hedwig*, mit der er 6 Kinder gezeugt hatte, vermochte ihn zu einer beständigen Enthaltsamkeit von ihr, die 30 Jahr noch dauerte. Seit dieser Zeit liess er sich das Haar abschneiden und den Bart wachsen; daher sein Zuname. Hedwig war strenge gegen sich selbst. Sie wusch am grünen Donnerstage den Armen und Aussätzigen die Füsse, geisselte sich auch oft, trug abgetragene Kleider, hatte um den Leib einen pferdehaarnen Gürtel, und ging sogar im Winter mit blossen Füssen. Sie schlief stets auf dem harten Boden, und nur bey Krankheiten auf Stroh. Bey ihrem Leben und nach ihrem Tode wurde sie als eine Heilige verehrt, die Wunder thun konnte. Heinrichs I. Nachfolger und Sohn, *Heinrich II*, der Fromme, erlebte eine der denkwürdigsten Begebenheiten in der schlesischen Geschichte, die 1241 vorgefallene Schlacht bey Wahlstadt, unweit Liegnitz, mit den Tartarn, wo Heinrich blieb, und Schlesien in einer Zeit von 6 Wochen ganz ausgeplündert wurde. — Dann folgt noch im ersten Theile die Regentengeschichte der Herzoge von Breslau, von Liegnitz, Schweidnitz, Jauer, Münsterberg und Brieg bis zum Jahre 1335.

Der *zweyte* Theil liefert bis zu dem genannten Jahre die Geschichte der Herzoge von Glogau, Steinau, Sagan und Öls, nebst der Landesgeschichte von Niederschlesien in der Periode von 1252 bis 1335. — Die Geschichte von Oberschlesien ist abgetheilt in die Regentengeschichte der Herzoge, die über ganz Oberschlesien regierten von 1163 bis 1258, und der Herzoge, welche seit der Theilung Oberschlesiens regierten, sowohl als Herzoge von Teschen, Auschwitz, Beuthen und Cosel vereinigt, als auch als Herzoge von Beuthen und Cosel, als Herzoge von Gleiwitz, von Auschwitz, von Teschen. Hierauf folgen die Herzoge von Oppeln, Falkenberg, Strelitz, Rattibor und Troppau; dann eine allgemeine Übersicht der Landesverfassung von Oberschlesien. Es gehörte dazu anfänglich nur Rattibor, Teschen, Troppau und Jägerndorf; doch war es bevölkerter und angebaueter als Niederschlesien. Die Staatsform war monarchisch, und alle Herzoge regierten uneingeschränkt; aber sie unterwarfen sich 1327 der böhmischen Lehnshoheit, und verloren dadurch ihre Unabhängigkeit. — Angehängt ist eine Sammlung von noch ungedruckten Urkunden, 21 an der Zahl, aus dem 13ten und 14ten Jahrhundert. Der Vf. hat sie von einem Freunde erhalten, und sagt, dass ihre Ächtheit nicht zu bezweifeln sey. (Wir halten dafür, dass überhaupt in Schlesien, namentlich in den Klöstern, manche Seltenheit an gedruckten und ungedruckten Schriften, welche die Landesgeschichte erläutern, vorhanden sey. Dergleichen sollen sich unter anderen auf dem Schlosse Fürstenstein befinden.)

Über manche Begebenheit hat der Vf. Licht verbreitet, so wie überhaupt sein Streben nach Gründlichkeit sichtbar ist. — Regierende Herren nahmen sich oft durch List gefangen, um Länder oder Geld zu erpressen. Selbst Brüder handelten auf die Art: *Boleslav der Kahle* wollte 1257 seinen Bruder *Conrad II* von Glogau in seine Gewalt haben, und lud ihn zu sich nach Liegnitz ein. Conrad merkte es, nahm Mannschaft mit, bemächtigte sich des Bruders schnell im liegnitzer Schlosse, führte ihn nach Glogau, setzte ihn in Verwahrung, und liess ihn nicht eher los, bis er 2000 Mark Silbers bezahlt hatte. — *Heinrich III* von Glogau liess 1293 den Herzog *Heinrich V* von Breslau, als dieser im Bade war, von seinen eigenen ihm untreuen Rittern überfallen und gewaltsam entführen. Er wurde in Glogau in einen hölzernen mit

Eisen beschlagenen Kasten gesperrt, der so niedrig und enge war, dass der Fürst in demselben weder aufgerichtet stehen noch liegen konnte. Hier musste er sich zur Abtretung von Ländern, die jenseit der Oder lagen, bequemen. Man schreibt diese Gewaltthat gewöhnlich Conrad II von Glogau zu; dieser war aber schon 1273 gestorben. Übrigens erinnert man sich hiebey an Markgraf *Otto IV* von Brandenburg, der im Kriege mit den Magdeburgern gefangen und ebenfalls in einen hölzernen Käfig gesperrt wurde.

Ein Seitenstück zu den „Weibern von Weinsberg" verdient hier noch aus der Geschichte Herzogs *Bolko II* von Münsterberg bemerkt zu werden. König *Johann* von Böhmen liess ihn durch seinen Bruder, den Markgrafen Karl IV, in Frankenstein belagern, weil er die böhmische Lehnshoheit nicht anerkennen wollte. Bolko machte in einem Ausfall mehrere böhmische Ritter zu Gefangenen. Karl veranstaltete im Lager ein Fest, liess die Frauen der Gefangenen hinkommen, und auch den Bolko dazu einladen. Er kam; die Frauen schmeichelten ihm, und baten ihn um Freylassung ihrer Männer. Bolko liess die Ritter im Geheim holen, und gab sie ihren Frauen ohne Lösegeld zurück. Karl war über die Grossmuth gerührt, und trug dem Herzog die Grafschaft Glatz nach Heinrichs VI Tode an. Es wurde angenommen, und Bolko erklärte sich für einen böhmischen Vasallen. — Die Erzählung, dass *Conrad III*, Herzog von Steinau (reg. von 1290 bis 1304), nicht habe wollen Erzbischof von Salzburg werden, weil er in Wien erfahren, dass das Bier daselbst nicht so gut sey als in Steinau, erklärt der Vf. mit Recht für eine Fabel. Er sollte nicht Erzbischof in Salzburg werden, sondern Patriarch in Aquileja, welches er aber ausschlug. — Wir erkennen und schätzen den Werth dieser gründlichen Schrift, und wünschen, dass die Zeit bald wiederkehren möge, wo der ächte historische Forschungsgeist durch Ermunterung und Unterstützung gedeihen könne. V. H. B.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Berlin, im Kunst- und Industrie-Comptoir: *Über die zweckmässigste Organisation des öffentlichen Bauwesens in einem Staat und über die wahren Verhältnisse der Baumeister, Handwerker und Handwerkszünfte zu demselben.* Ein Wort in der jetzigen Zeit gesprochen von *Louis Catel*, Archit. und königl. preussisch. akad. Künstler. 1809. XII S. 8. (Geheftet in farbigem Umschlag 14 Gr.)

Man ist schon gewohnt, von Hn. *C.* nichts Alltägliches zu erwarten, und so bietet auch diese Schrift, wiewohl der Vf. in dieser Sphäre sich bisher noch nicht versucht hatte, ein sehr vielseitiges Interesse dar. In der Einleitung giebt Hr. *C.* S. 5 den Zweck seiner Schrift dahin an, „dem Bauwesen des Staats seine Grenzen anzuweisen, welche es nicht überschreiten dürfe, ohne die Staatskräfte unzweckmässig zu verwenden." Zugleich erklärt der Vf. so human, als offen, dass er alle Persönlichkeiten und beissende Anspielungen (welche leider viele unberufene Schreyer, welche die preussische Katastrophe herbeygelockt hatte, sich erlaubten) vermeiden werde. Denn, sagt er, „wer seiner Nation und seinem Zeitalter wahrhaft nützlich werden will, der muss nicht zu alten Wunden neue schlagen; sondern wenn er sich berufen fühlt, Heilmittel vorzuschlagen: so müssen sie Balsam aus dem Inneren eines reinen Herzens seyn." Diesen Grundsätzen bleibt Hr. *C.* auch in dem Verfolg seiner Untersuchung treu.

Der *erste Theil* handelt *von der Art und den Grenzen des öffentlichen Bauwesens.* Wenn auch Hr. *C.* hier etwas weit ausholt, und sich durch ein allzu ängstliches Bestreben, recht bestimmt, und wir möchten sagen, mathematisch zu Werke zu gehen, zu einigen gezwungenen Definitionen verleiten lässt: so sind diess doch Kleinigkeiten, welche den Werth dieser Schrift nicht schmälern können. Denn wer wollte den Kern desshalb verachten, weil seine äussere Schale einige rauhe Flecken hat? Hr. *C.* theilt richtig alle Aufgaben, welche der Baukunst gemacht werden können, in folgende drey: *Aufgaben für das reine Bedürfniss*, dahin gehört Alles, was zu der absoluten Lebenserhaltung des Menschen gar nicht entbehrt werden kann; *Aufgaben für die Beförderung des Lebensgenusses*, umfassen dasjenige, was diese Bestimmung andeutet, sie sind mehr oder minder mit den Foderungen der ersten Art von Aufgaben gemischt; und endlich *Aufgaben durch die Idee gegeben*, diese bezwecken die Verehrung der Gottheit, das Andenken der Verstorbenen, die Hochachtung für Helden und Weise. Auch sie können mehr oder minder mit den anderen Arten von Aufgaben gemischt seyn. S. 12 bemüht sich der Vf., aus der Darstellung des Begriffs vom Staate und aus seiner Bestimmung — die ihm *Beförderung des allgemeinen sinnlichen Wohlseyns ist* — den Umfang des Staatsbauwesens zu bestimmen. Alle Gegenstände des öffentlichen Bauwesens würden nach dem Vf. betreffen 1) die Überwältigung der Naturhindernisse, indem sie die gesammte Kraft des Einzelnen erfodern; 2) Benutzung der Naturerzeugnisse, wenn dazu Gesammtkraft erfodert wird; 3) Den gegenseitigen Schutz der Rechte der Einzelnen durch die Gewalt des Ganzen; 4) Die Sicherung des Staats gegen den Nachtheil, den ihm fremde Staaten zufügen können. Diese Eintheilung scheint uns doch zu beschränkt, und nicht bestimmt genug zu seyn. Was der Vf. S. 15 f. darüber sagt, dass das Bauwesen nie als ein Mittel betrachtet werden müsse, um dem Wohlstande einzelner Städte aufzuhelfen, ist sehr wahr, und war leider eine der Staatsmaximen, die in Berlin, Potsdam, und selbst in mehreren Provincialstädten nur Bettler erzeugt hat. S. 16 f. stellt der Vf. die Foderungen auf, welche an ein Staatsgebäude zu machen sind — *Simplicität* ist ihm die erste Anfoderung an Werke des öffentlichen Bauwesens — diese Anfoderung ist aber, nach unserem Dafürhalten, bey jedem architektonischen Kunstwerke die erste, und im Grunde allen gemein. S. 22. *Von den Verhältnissen des Staats zu dem öffentlichen Bauwesen.* Sehr richtig und gut aus einander gesetzt.

Zweyter Theil. Von den Foderungen des Staats an diejenige Intelligenz, welche das öffentliche Bauweſen verwaltet. Das Weſen dieſer Intelligenz zerfällt in ſeinen wiſſenſchaftlichen Gehalt — und in ſeine praktiſche Thätigkeit. Beide werden genau aus einander geſetzt. Die erſte dieſer Abtheilungen, welche die rein wiſſenſchaftliche Intelligenz des Baufaches umfaſst, würde den ſogenannten Baurath bilden, die zweyte würde an der Spitze der Ausführung ſtehen, die Entwürfe anfertigen, und die Bauten leiten — und die Beamten dieſer Abtheilung wären die eigentlichen *Baumeiſter*; die dritte Abtheilung beſorgte die unmittelbare Ausführung, und beſtünde aus den eigentlichen Bauhandwerkern. — S. 33. *Von den beſonderen Foderungen des Staats an die drey Claſſen von Bauverſtändigen u. ſ. w.* Vom *Baurathe* und den *Baumeiſtern*. Zuerſt werden hier die allgemeinen Kenntniſſe, welche vorausgeſetzt werden müſſen, angegeben; dann folgt die weitere Auseinanderſetzung der ſpeciellen Fächer. Nach dieſer zerfällt das geſammte Bauweſen in — 1) *das Waſſer- und Wege-Baufach* — 2) *das Civil- und ökonomiſche Baufach*, — 3) *das militäriſche Baufach*. Sehr richtig verlangt der Vf., daſs jedes Individuum ſich nur zu einem dieſer Fächer beſtimmen ſolle. Was über die Organiſation des Bauraths geſagt wird, iſt zwar ſehr durchdacht; doch würde ein Baurath, auf Hn. *C.* Art eingerichtet, das Nachtheilige einer collegialiſchen Verfaſſung in einem noch höheren Grade äuſsern, als dieſs ſchon ehedem im Preuſſiſchen der Fall war. Die Geſchäfte würden zu ſehr getrennt werden, und die Schnelligkeit dadurch ungemein leiden: ein Umſtand, der bey keinem Theile der Staatsverwaltung nachtheiliger werden kann, als beym öffentlichen Bauweſen. S. 43. *Von den Bauhandwerkern*. Trefflich ſpricht der Vf. über dieſen Gegenſtand. Er ſieht den Handwerker nicht wie eine todte Maſchine an, ſondern er theilt ihm gleichſam eine belebende Kraft zu — und das iſt der einzig richtige Weg, dieſe Leute in einer höheren Sphäre zu erhalten. Die Gründe für die Beybehaltung der Gewerbsbeſchränkung und Zünfte ſind richtig angegeben. Der Vf. verlangt mit Recht keine gänzliche Abſchaffung, ſondern nur eine Reform derſelben. Wenn er ſich aber gegen die Fabriken erklärt: ſo geſchieht dieſs offenbar viel zu allgemein, und er hat dabey vergeſſen, daſs gerade die Einrichtung der Fabriken es iſt, welche bey jedem Individuum die gröſste Perfectibilität in dem, was es zum Gegenſtande ſeiner Beſchäftigung gemacht, erzeugt. Was der Vf. in der Folge über die Handwerke, Zünfte u. drgl. ſagt, können wir nicht Alles unterſchreiben, beſonders da es nicht immer auf richtigen ſtaatswirthſchaftlichen Gründen beruht. Die Mittel, welche der Vf. S. 60 f. angiebt, um die Zahl der Handwerker auf eine vernünftige Art zu beſchränken, und beſonders nur die tauglicheren Subjecte dazu zu beſtimmen, möchten wohl ſchwerlich ihren Zweck ganz erfüllen. Am unzweckmäſsigſten aber ſcheint uns der Vorſchlag, ein Verbot an alle Ausländer ergehen zu laſſen, ſich in dem Staate als Handwerker niederzulaſſen u. ſ. w. „In der Regel ſind Perſonen, ſagt der Vf., welche ihr Vaterland verlaſſen, als unbrauchbare Subjecte und Landſtreicher zu betrachten, welche immer dahin ziehen, wo ihnen eine Lücke offen gelaſſen wird." Durch dieſe Behauptung zeigt der Vf., daſs er über dieſen Gegenſtand nicht hinlänglich belehrt war. Die Auswanderung der Profeſſioniſten (nur von dieſen iſt die Rede) beruht nicht auf ihrer moraliſchen Untauglichkeit, ſondern ſie beruht auf dem höhern Gewinn, und auf der höheren Schätzung, welche ſie in einem fremden Lande zu erwarten haben: dadurch werden ſie einzig und allein zum Auswandern beſtimmt — und zwar gewöhnlich die geſchickteren. Sind denn die vorzüglicheren Handwerker in Berlin nicht faſt alle Ausländer? Sind die beſten Arbeiter in Ruſsland nicht Deutſche und Franzoſen? und ſind endlich in England nicht eine Menge Deutſche, welche man für die geſchickteſten Arbeiter hält? S. 65 *Von den Verhältniſſen der Bauverſtändigen, als Diener des Staats.* 1) *Von der Dienſtzeit und Dienſtwürdigkeit.* Sehr wahr und beherzigenswerth! 2) *Von dem Geſchäftsgange.* Im Ganzen recht gut und verſtändig, obgleich im Einzelnen manche Einwendung dagegen zu machen wäre, wohin wir z. B. das rechnen, daſs der hier vorgeſchlagene Geſchäftsgang noch mehrerer Einfachheit fähig wäre. Über die Controle wird ebenfalls ſehr viel Wahres und Gutes geſagt. S. 83. *Von der durch den Staat den Baumeiſtern anvertrauten Aufſicht über die Bauten der Staatsbürger.* Mit Recht verlangt der Vf., daſs von jedem Baue erſt die Zeichnung bey der Baubehörde eingereicht werde — daſs aber ſelbiger nur zukomme, darüber zu entſcheiden, wenn die allgemeine Sicherheit dadurch leiden ſollte. Er erſtreckt dieſs auch auf ſolche Gebäude, welche die Holzverſchwendung befördern; ob darüber der Staat wohl urtheilen kann? S. 86 *Von den Verhältniſſen der Baubeamten des Staats zu den Bauwerken der Privatleute und zu anderen Baumeiſtern, welche nicht im Dienſte des Staates ſtehen.* Was hier der Vf. von der ſtrengen Scheidung der Staats- und Privat-Baumeiſter ſagt, iſt in einer Hinſicht wohl wahr und richtig, in einer anderen aber übertrieben, indem erſtere von den Werken höherer Kunſt ganz ausgeſchloſſen werden. Dieſes ſtrenge Scheiden alles deſſen, was ſich in einer höheren Sphäre bewegt, von dem Berufe des Staatsbaumeiſters (der dieſs nach dem Vf. auch nicht einmal bey Ausführung von Privatbauten anwenden kann, denn dieſe ſoll er gar nicht übernehmen) möchte leicht einſeitige Anſichten nicht bloſs im Materiellen, ſondern auch im Ideellen der Kunſt erzeugen. S. 89. *Von der Bildung der Handwerker und Baumeiſter zu ihrem Berufe im Staate.* Hier wird im Ganzen wieder ſehr viel Gutes geſagt; beſonders gefällt uns des Vfs. Vorſchlag von der Erziehung der Handwerker, und von der Art und Weiſe, wie man bey der Jugend Formenſinn und Geſchmack entwickeln ſolle. Weniger zweckmäſsig ſcheint uns die vom Vf. vorgeſchlagene weitere Ausbildungsart der Handwerker; ſo wie wir in der Behauptung, daſs das Wandern verboten werden ſolle, mit dem Vf. nicht übereinſtimmen können. Zuletzt ſpricht Hr. *C.* noch über die Bildung der künftigen Baumeiſter.

H. V.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 8 DECEMBER, 1810.

ÖKONOMIE.

Hannover, b. Gebr. Hahn: *Ceres oder Beyträge zur Beförderung der Landwirthschaftskunde.* Herausgegeben von *Friedr. Carl Gustav Gericke*, D. der Philos. und Generalpächter der Domaine Lüdgeri bey Helmstädt. I B. 1 Stück. 188 S. 2 Stück. 174 S. 1810. 8. (1 Thlr. 8 Gr.)

Unter diesem Titel beginnt eine Zeitschrift, welche für die Landwirthschaftskunde interessant werden kann. Der Vf. liefert gleich zum Voraus eine gründliche Abhandlung unter No. I *über den Werth der Bemühungen, eine Verbesserung des Ackerbaues zu bewirken.* Dann fängt er mit No. II an, *neuere Erfahrungen über die Behandlung des Viehes in einigen Krankheiten* bekannt zu machen. Es sind freylich nur Bruchstücke, die aber mit der Zeit ein schönes Ganzes ausmachen können. Der Vf. hatte das Unglück, gleich in dem ersten Jahre seiner Administration 1100 Stück Schafe zu verlieren. Das folgende Jahr fand sich der Milzbrand bey dem Rindvieh ein; doch fiel ihm daran nur eine einzige Kuh, weil alle diejenigen Stücke im Orte gerettet wurden, denen noch als gesund ein Haarseil in der Gegend der Milz gelegt, und der Entzündung widerstehende Mittel gegeben worden: welche Curmethode der Vf. in seiner *praktischen Anleitung zur Führung der Landwirthschaft für angehende Landwirthe* I Bd. näher beschrieben hat. Seine Thierheilkunde baut er auf die Erregungstheorie. Z. B. eine reizentziehende Cur, oder wenn das Thier aus Hypersthenie krank ist, veranstaltete er damit, dass er dem Thiere die grosse Vene am Halse öffnen, und aus derselben 3 ℔ Blut ablaufen liess. Ist die Krankheit asthenisch, und daher entstanden, dass eine nicht zulängliche Summe von Reizen auf den Organismus gewirkt, und den normalmässigen Grad von Erregung hervorgebracht hat: so besteht das Heilmittel darin, dass diese fehlende Summe von Reizen in den Körper geschafft, und zur Einwirkung gebracht wird, durch stärkende reizvermehrende Mittel. III. *Über das Recht des Staats, den Naturalzehnten abzuschaffen.* — Der Grundsatz, worauf der Vf. solches baut, ist: Der Regent eines Staats hat das Recht, *so viel als möglich*, alle Hindernisse wegzuräumen, durch welche die Unterthanen verhindert werden, einen höheren Grad von physischem Wohlstande zu erringen. — *So viel als möglich*, heisst unter anderen auch: *sofern kein wohlgründetes Eigenthum dadurch angetastet wird.* S. 86 sagt er: „Ich bin weit entfernt, an den geistlichen und weltlichen Zehentherren zum Räuber zu werden, und ihnen dasjenige abzusprechen, was ihnen von Gott und Rechtswegen gehört. Ihnen gehört nämlich nach meiner innigsten Überzeugung eine *vollständige Entschädigung* für ihren Verlust; und wer den Zehnten aufhebt, ohne ihnen diesen auf ewige Zeiten zu sichern, der thut ihnen schreyendes Unrecht." IV. *Bemerkungen über die Abhandlung von Joh. Adam Weiss, die Vertilgung der Kornwürmer (Curculio frumentarius) betreffend.* — Bey dieser Gelegenheit wird viel Nützliches und Nöthiges von der Reife des Korns auf dem Halme, von seiner trockenen Einheimsung, und besonders seiner vollendeten Gahre oder Gährung auf dem Stocke, von dem nicht zu hohen Aufschütten und öfteren Wenden auf dem Speicher gesagt. Denn die Entwickelung des Kornwurms im Korne geht nur dann vor sich, wenn es durch Vernachlässigungen und fehlerhafte Behandlung dazu vorbereitet worden. V. *Auffoderung und Bitte an die Freunde reiner Erfahrungen in der Landwirthschaft.* — Betrifft vorzüglich den Ertrag des Winterfeldes nach Futterkräutern, als Klee, Wicken, Erbsen, Mengefutter u. s. w., und den Ertrag nach reiner Brache. — Eine ausgemachte Wahrheit ist es, dass man auf jeder gewöhnlichen Bodenart nach einer mässig gedüngten und gut bearbeiteten Brache mehrere und bessere Körner, mehr und besseres Stroh gewinnt, als nach allen Arten von Erdgewächsen, mag dazu auch noch so reichlich gedüngt, und mag das Land auch noch so sorgfältig bearbeitet seyn. Nur ist man noch ungewiss darüber, wie viel Gewinn oder Verlust jene Ärndten, wie auch von Schotenfrüchten oder Handelsgewächsen, als Flachs, Tabak, Ölsamen u. s. w., gegen die reine Brache gewähren. — VI. *Auszug aus landwirthschaftlichen Berichten über das Ärndtequartal.*

II Stück. I. *Ist das Behüten des jungen Klees unbedingt zu verbieten?* — Bedarf weniges Erweises. — II. *Erläuternde Bemerkungen über den Ertragsanschlag einer Wirthschaft von* 120 *Morgen Ackerland,* 1 *Morgen Garten,* 130 *Stück Schafe und eines verhältnissmässigen sonstigen Viehstandes u. s. w.* — III. *Bemerkungen über J. N. Schwerz Anleitung zur Kenntniss der belgischen Landwirthschaft.* Schon aus den wenigen Auszügen aus den Bemerkungen des Vfs. lässt sich ungemein Vieles für den Feldbau u. s. w. abstrahiren, als worin die Belgier die wahren Muster sind, und wohl in Europa nicht übertroffen werden. — IV. *Von dem Verhältnisse des Viehstandes zum Fut-*

tergewinne in der Dreyfelderwirthschaft. — V. *Fortsetzung der im vorigen Hefte abgebrochenen Abhandlung über den Kornwurm oder schwarzen Käfer u. s. w. von Weise.* Unter allen Mitteln bleibt der blaue Vitriol, wenn er in heissem Wasser zerlassen, und der Speicher u. s. w. damit ausgewaschen wird, das beste. — VI. *Landwirthschaftliche Berichte.*

XP.

Berlin, b. Dunker und Humblot: *Ökonomische Unterhaltungen für Frauenzimmer.* Eine belehrende Lectüre für Damen auf dem Lande, die ihrer Wirthschaft selbst vorstehen wollen. Von der Verfasserin der Gartenökonomie und des Küchenalmanachs. 1810. 278 S. in farbigem Umschlage. kl. 8. (1 Thlr. 4 Gr.)

Der Hauptzweck dieser Schrift ist, die Damen, welche auf dem Lande wohnen und Vergnügen an der Ökonomie finden, in der Land- und Haus-Wirthschaft zu unterrichten, und ihnen in Absicht der Erweiterung ihrer Kenntnisse und Selbstbelehrungen einen sicheren Leitfaden zu überreichen. Drey Damen, ein Ökonomierath und ein Arzt unterhalten sich daher abwechselnd von der Ökonomie und den verschiedenen wirthschaftlichen Verrichtungen, welche einer guten Hauswirthin zu wissen nöthig sind. Amalie reiste einige Wochen aufs Land, zu einer Freundin Sophie, welche auf ihrem Landgute seit mehreren Jahren die Hauptgeschäfte geleitet und sich in allen Fächern, die in die Land- und Haus-Wirthschaft einschlagen, gründliche Kenntnisse erworben hat; durch verständige Anordnung der Pflanzungen suchte sie nicht nur die umliegende Gegend zu verschönern, sondern auch unfruchtbare Plätze auf alle Art und Weise zu verbessern und zu reichlicheren Ertrag umzuschaffen. Sophiens Kenntnisse verbreiten sich aber nicht allein über den Feld- und Garten-Bau, sondern sie ertheilt auch Amalien über die verschiedenen Zweige der Hausökonomie sehr gute Belehrungen, in welchen eine kluge und erfahrene Hauswirthin sich ausspricht. Amalie zeichnete alles auf, was sie auf ihren Spaziergängen und in der Hauswirthschaft Neues gesehen und von Sophien gehört hatte; auf diese Art sammelte sie Materialien, welche sie in dieser Schrift ihren jungen Mitschwestern in einem deutlichen und gefälligen Vortrage mittheilt.

An einem schönen Frühlingsmorgen lud Sophie Amalien ein, mit ihr das Frühstück im Garten zu geniessen. Hier unterhielten sich beide Damen von dem Nutzen, welchen die bekannte Erdmandel (*Cyperus esculentus, Linn.*) in der Hauswirthschaft, besonders als Kaffeesurrogat gewährt, und wie dieses Gewächs mit Vortheil zu erziehen sey. Sophie bemerkt sehr richtig, dass die Erdmandel lockeres, von Düngmitteln gehörig durchdrungenes Erdreich verlange, und dass der sparsame Ertrag der Wurzelknollen von der Sterilität des Bodens herrühre. Wenn sie aber S. 19 hinzufügt, dass das Versetzen oder Pflanzen der Erdmandeln bis in die Mitte des Julius geschehen könne: so dürfte wohl dieses Geschäft dann in nördlichen und rauhen Klimaten zu spät seyn, und wegen ungünstiger Herbstwitterung dem Zwecke der Anpflanzung nicht entsprechen. Auch würde Rec. den Rath, die Erdmandeln 9 Zoll tief zu pflanzen, auf keine Weise befolgen, sondern dieselben, aus leicht begreiflichen Gründen, nur 3 bis 4 Zoll tief in die Erde legen. Den folgenden Tag führte Sophie Amalien auf den Bleichplatz, und lehrte sie die Kunstgriffe kennen, die zum schnellen Bleichen der Leinwand erfoderlich sind, und was man dabey in Ansehung der Lauge zu berücksichtigen nöthig habe. Sodann zeigte sie Amalien ihre Küche, das Backhaus und die verschiedenen trefflichen Einrichtungen und Anlagen der Viehställe. Unter diesen Betrachtungen gesellte sich zu unseren beiden Damen Elise, Sophiens Nachbarin und Freundin, welche ebenfalls auf ihrem, nicht weit entfernten Gute mancherley Verbesserung in der Hausökonomie gemacht hat. Diese drey Damen unterhielten sich einige Stunden auf eine sehr angenehme Art von allerley weiblichen Verrichtungen, welche in das Fach der Hausökonomie einschlagen, und nachdem Elise auf ihr Landgut zurückgereiset war, entschloss sich Sophie mit ihrer Freundin Amalie einen weiteren Spaziergang zu unternehmen. Der Weg führte sie über reiche Kornsaaten und fröhlich grünende Wiesen zu dem reizenden Wallsdorf, wo sie dem Ökonomierath F. einen Besuch machten, und zugleich seine Kenntnisse und Erfahrungen über den Flachsbau in Anspruch nahmen. Sophie, die immer für ihren Hausbedarf sorgte, und alle dahin abzweckenden Mittel benutzte, foderte den Ökonomierath auf, sie seine Culturmethoden des Flachses kennen zu lehren. Er, um seine Belehrungen anschaulicher zu machen, führt beide Damen zu einem mit Lein besäeten Acker. Zuerst unterrichtet er sie von der Aussaat des Leinsaamens und wie man die Güte und Keimfähigkeit desselben erproben kann. Seine Methode, das Keimen des Saamens zu beschleunigen, ist folgende: „Man lässt zwey Stücke frischen Rasen ausstechen, legt das eine mit der grünen Seite zu unterst unweit dem Kamin, oder an den warmen Ofen, streut etwas Leinsaamen auf die Oberfläche der erdigen Seite, besprengt sie mit frischem Wasser und legt das andere Stück Rasen mit der erdigen Seite darauf. In Zeit von 12, 15, höchstens 24 Stunden wird der Saame gekeimt haben, oder doch in Begriff seyn zu keimen, und so die Güte des Saamens von diesen wenigen Körnchen aufs Ganze berechnet werden können." Sodann lehrt er die Behandlung des Flachses vor und nach dem Rösten, wobey er hauptsächlich die Wurzeln von den Flachsstengeln (nicht Halme, wie er an mehreren Orten unrichtig sich ausdrückt) vor der Röste abzuschneiden empfiehlt. — Die Methode, den Flachs durch dünne Stangen, welche queer über das Beet in senkrecht stehende Gabeln gelegt und mit Reisig bedeckt werden, länger zu erziehen, und zu feinerem Gewebe brauchbarer zu machen, ist keineswegs neu, sondern in Niederlanden und anderen Orten schon längst bekannt; dann sind auch

dabey noch mehrere Kunstgriffe anzuwenden nöthig, welche Hr. *F.* nicht angezeigt hat. Sophie kehrt mit Amalien auf ihr Landgut zurück, und sucht nun jene Belehrungen und Vorschläge auch auf ihren Feldern auszuführen, und besonders den Ertrag des Flachses zu erhöhen. Unter den Gewächsen, deren Cultur die Ökonomen beschäftigt, würdiget sie die Kartoffel (*Solanum tuberosum L.*), welche sie das Manna des Landmannes nennt, und auch die Nessel (*Urtica dioica L.*) ihrer Aufmerksamkeit, und zeigt, dass die sonst so verachtete Nessel nicht nur als Spinnmaterial und als eine einträgliche Futterpflanze zu betrachten sey, sondern auch in der Hausökonomie mancherley Nutzen darbiete, und noch überdiess in jedem Boden, sogar in schlechtem, der zur Erziehung besserer Producte nicht geeignet ist, überall gut fortkomme; sie läfst die Nessel theils durch die Aussaat des Saamens, theils durch Zertheilung der kriechenden Wurzel vermehren und fortpflanzen.

Den Schluss machen einige Belehrungen über die Erziehung und Behandlung des edelsten Hausgeflügels, z. B. der Hühner u. s. w., und die Gespräche mit einem Arzte, welcher Sophien Mittel an die Hand giebt, eine Hausapotheke anzulegen. In dieser Absicht geht er die aromatischen Pflanzen, welche in Sophiens Garten vegetiren, der Reihe nach durch, und lehrt die Eigenschaften und Wirkungen derselben kennen. Unter den Pflanzen, welche zu Kräuterwein, Brantwein und Magenaquaviten für Landleute empfohlen werden, vermissen wir ungern die Nelken- oder Benedicten-Wurzel (*Radix caryophyllatae*), die weisse Enzianwurzel (*Radix gentianae albae*) und mehrere heilsame Kräuter, welche die Landleute in Brantwein einweichen, oder mit denselben destilliren und daraus ein Getränk für den Magen bereiten. S. 254 enthält ein Recept zu Magentropfen: „Man nimmt z. B. Wermuth, Cardobenedicten, Schellkraut und Tausendgüldenkraut, hackt alles klein, giesst eine Kanne starken Brantwein darauf, in welchen den Tag zuvor 30 Tropfen Vitriolspiritus gethan worden, rührt alles wohl unter einander, und läfst es in der Wärme stehen." Ob der Arzt das gemeine Schellkraut (*Chelidonium majus L.*) oder die Scharbocksranunkel (*Ranunculus Ficaria L.*), welche auch unter dem Namen kleines Schellkraut vorkommt, hierunter verstehe, ist nicht bestimmt angegeben. Da beide Pflanzen verschiedene Kräfte und Wirkungen äussern: so hätte der Arzt, um Irrungen und üble Folgen zu verhüten, diese und mehrere Arzneypflanzen genau unterscheiden, oder wenigstens ihre richtigen lateinischen Namen anzeigen sollen. Den Pflanzen, welche der Arzt S. 255 zu Kräuteressig vorschlägt, konnten noch folgende hinzugesetzt werden: Pfeffer- oder Bohnen-Kraut (*Satureja hortensis*), Stabwurz (*Artemisia Abrotanum*), Dragun (*Artemisia Dracunculus*), Basilicum (*Ocymum Basilicum*), Pfeffermünze (*Mentha piperita*) u. s. w. Doch diess sind nur geringe Mängel, welche den Werth dieses Buchs nicht mindern, und Rec. glaubt, dass die meisten in demselben vorkommenden Abhandlungen den Damen, für die es zunächst bestimmt ist, und die ihre wirthschaftlichen Angelegenheiten selbst besorgen wollen, sehr angenehme und belehrende Unterhaltungen darbieten.

DD — h.

HANNOVER, b. Hahn: *Abhandlung über die Vortheile, welche man aus dem Getreide in Bezug auf den Ackerbau und Handel, das Mahlen und Backen erlangen kann.* Aus dem Französischen des Hn. *Parmentier*, in einer freyen Übersetzung, gemeinschaftlich mit einigen Sachverständigen herausgegeben vom Commissionsrathe *Riem*, der leipzig. ökonom. Societät beständ. Secretär u. s. w. In drey Theilen. Mit (XII) erläuternden Kupfert. 1806. XII u. 372 S. 8. (2 Thlr.)

Deutschland würde eben nichts verloren haben, wenn es diese Übersetzung des *parmentierschen* Werks nicht erhalten hätte. Denn alles, was darin zum Unterrichte des Landmanns, des Kornhändlers, des Müllers, des Mühlenbaumeisters, des Mehlhändlers und des Beckers dienen soll, ist uns bereits bekannt; und selbst der Herausgeber, nach seinem eigenen Bekenntnisse im Vorberichte, hat Manches daraus schon in seine Schriften aufgenommen, so wie auch das Meiste in *Krünitzens* Encyklopädie zu finden ist. Wir wollen indessen nicht in Abrede seyn, dass, mit Ausnahme obgedachter Sach- und Werk-Verständigen, manchem Anderen diese Übersetzung nützlich seyn könne, weil ihre Gegenstände unmittelbaren Einfluss auf das Wohl des Ganzen, so wie auf die Gesundheit jedes Einzelnen haben, und in diesem Betracht werden besonders diejenigen dem Herausgeber Dank dafür wissen, die vom Mühlenwesen und Erbauung der Mühlen, so wie vom Mehlhandel und von der Beckerkunst keine vollkommene Kenntniss besitzen. Um diess Originalprachtwerk, wie es der Herausgeber nennt, uns in einem geringeren Preise in die Hände zu überliefern, hat er die kostbaren Kupfertafeln ins Kleinere übertragen lassen, ohne etwas Wesentliches wegzulassen. In der Übersetzung selbst hat er nichts übergangen, als was ihm für Deutschland unanwendbar zu seyn schien; dagegen hat er das Werk mit einem Teigkneter und manchen anderen nützlichen Notizen vermehrt, so wie er auch in Rücksicht der Bäckerey im Vorbericht, *Zitter's* (der praktischer Becker und Gelehrter zugleich ist) *gründliche Anweisung zum Brodbacken* u. s. w., Magdeburg 1792, recht sehr empfiehlt, und neben seiner gegenwärtigen Übersetzung gebraucht zu sehen wünscht. Der *erste* Theil handelt: vom Ackerbau und Handel. Vom Getreide, aus welchen Theilen es bestehe; von den verschiedenen Weizenarten; Auswahl des Weizens; vom verdorbenen Weizen; vom verdorbenen Getreide; vom Reinigen des Getreides; vom Samengetreide; von seinen Nachtheilen während des Wachsthums; diese Nachtheile zu vermindern; Krankheiten des Weizens; von der Zubereitung mit Kalk; Anfeuchten mit Kalklauge, bey welcher Gelegenheit der Vf. das *Dünnesäen* sehr

empfiehlt; vom Jäten, was doch aber im Grofsen ganz unthunlich ist, wenn das Unkraut nicht durch Dünnesäen und andere Mittel gezwungen werden kann; von den Thieren, welche dem Weizen Schaden zufügen, wo aber der Vf. vom schwarzen nnd weifsen Kornwurme nicht bestimmt genug spricht; vom Getreide, ehe es gedroschen wird; wenn es gedroschen ist; Erhaltung desselben vermittelst der Luft; durch Verwahrung gegen Zugang der Luft; vermittelst des Feuers; in hingestellten einzelnen Säcken; vom Getreidekaufe; vom Fortschaffen des Getreides. — Von interessanterem Inhalte ist der *zweyte* Theil, der das Mahlgeschäft und die Mühlen zum Gegenstande hat. Vorläufige Sorgfalt beym Mahlen; vom Mahlen selbst; Wirkungen der Mühlsteine aufs Getreide; von den verschiedenen Arten des Mahlens; Vortheile des Feinmahlens, mit Beyfügung eines Aufsatzes von Hn. *Dransy* über die verschiedenen Arten, die Flüsse beym Mühlenbau aufs vortheilhafteste zu benutzen, und eine Mühle zum Feinmahlen anzulegen; das hier empfohlene Schärfen der Mühlsteine ist auch schon in Deutschland üblich. Beschreibung und Abbildung eines Mahlganges mit konischen Steinen, welcher auf des Cabinetsministers, Grafen von Einsiedel, Rittergute Micka in der Oberlausitz erbaut worden, wird vom Herausgeber als ganz zweckmäfsig hier eingeschaltet. Dann folgen Bemerkungen über die verschiedenen vorgeschlagenen Veränderungen bey den Mühlen; Beschreibung einer Mühle nach neuer Art; Betrachtungen über die bazaclesschen Mühlen in Toulouse, welche in 7 Minuten 300 Pf. Weizen mahlen, aber nur auf sehr starken Flüssen erbauet werden können; wie die Flüsse nutzbarer für Getreidemühlen zu machen; Beschreibung einer oberschlägigen Mühle, bey welcher Gelegenheit der Herausgeber der meisterhaft erbauten königl. Hofmühle bey Dresden im plauischen Grunde gedenkt, die durch Kunst 14 Gänge oberschlägig treibt, so dafs im oberen Stocke das sämmtliche Wasser 7 Gänge, und eben dasselbe Wasser, was oben seine Kraft ausgeübt hat, jetzt gleich im unteren Stockwerke, nach dreyzolligem Falle, abermals 7 Gänge in Bewegung setzen mufs; Beschreibung einer Mühle von 2 Rädern in einer Reihe hinter einander u. s. w.; oberschlägige Mühlen; und als Nachtrag giebt der Herausgeber eine kurze Beschreibung einer virginischen Wassermühle, die alle Arbeiten selbst verrichtet, welche Mühle in *Krünitzens* Encyklopädie und im Journ. für Fabrik, Manufactur und Handl., Novemb. 1797 ausführlicher beschrieben worden. — Der nicht weniger interessante *dritte* Theil handelt blofs von der Bäckerey; Wahl des Mehls; Mittel, die Beschaffenheit des Mehls zu erkennen; es aufzubewahren; in einzeln stehenden Säcken, als das beste Mittel der Aufbewahrung; Vermischung des Mehls; vom Mehlhandel nach dem Mafse; Vorzug des Mehlhandels vor dem mit den Körnern, NB. wenn alle Müller ehrlich sind; Werkzeuge der Bäckerey; vom Wasser zum Brode; Salz zum Teige; vom Geräthe zur Zubereitung des Teiges; vom Sauerteige; die noch nicht genug bekannte genueser Knetmaschine, deren Beschreibung und Abbildung der Übersetzer aus den Verhandlungen der patriot. Gesellschaft hinzufügt; vom Kneten des Teiges; verschiedene Sorten des Teiges; Kleye unter den Teig zu mischen, ist nicht wirthschaftlich, wohl aber das Wasser ausgewaschener Kleye, denn es giebt mehr Brod, ist aber längst bekannt; Zurichtung des Teiges; Werkzeuge zum Backen; Beschreibung der v. kalkreuthschen Backöfen in Schlesien, in Verbindung mit einer Flachsdarre, als Zugabe vom Herausg.; vom Backen des Brodes; vom Schiffs-Zwieback; von den verschiedenen Brodarten aus mancherley Getreidearten und Körnern, auch aus Kartoffeln, welchem der Übersetzer eine auf eigene Erfahrung gegründete verbesserte Anweisung zum Kartoffelbrode hinzufügt. — Die Kupfer sind sehr deutlich von *Böttcher* in Dresden gestochen.

Αλκ.

KURZE ANZEIGEN.

Ökonomie. *Leipzig*, in Commiss. b. Hemmerde u. Schwetschke: *Tägliches Taschenbuch für Landwirthe u. Wirthschaftsverwalter auf das Jahr* 1811. Von dem Herausgeber der landwirthschaftlichen Zeitung. Mit einem K. 156 S. 8. (gebunden 18 Gr.) Obgleich dieses Taschenbuch eigentlich zunächst für Ökonomen u. Wirthschaftverwalter bestimmt ist: so wird es doch auch überhaupt jedem willkommen seyn, der sich mit der Landwirthschaft als Haupt- oder als Neben-Sache beschäftigt. Nicht nur die Einrichtung desselben, sondern auch die darin enthaltenen Belehrungen und Notizen sind überaus zweckmäfsig. Die ersteren Bogen enthalten ein Tage- und Wochen-Buch, welches dem Gedächtnisse zu Hülfe zu kommen geeignet ist, und dazu dient, darin alles, was täglich vorfällt und geschieht, und bey den vielfachen Geschäften und Zerstreuungen leicht vergessen werden kann, anzumerken. Für jede Woche sind zwey Seiten mit dreyfachen Rubriken bestimmt, von denen die eine dazu dienen kann, die an jedem Tage vollbrachten Geschäfte der Aussaat, der Ärndte, des Ausdrusches u. s. w. anzuzeichnen, und die beiden anderen, um Einnahme und Ausgabe zu bemerken. Die zweyte und gröfsere Hälfte des Buchs enthält nützliche Belehrungen über verschiedene, dem angehenden Landwirthe und jungen Wirthschaftsverwalter vorzüglich wichtige Gegenstände. Nämlich I. Der Exstirpator. Allerdings verdient dieses Werkzeug in der Landwirthschaft, dessen Erfindung wir den Engländern zu verdanken haben, und wovon auf dem Titelkupfer eine getreue Abbildung steht, die Empfehlung zur Vertilgung des Unkrauts, welche es hier erhält! Billig sollte es weiter verbreitet werden, als bis jetzt geschehen ist. II. Kurze Übersicht der in jedem Monate zu besorgenden Geschäfte u. s. w. — Der gewöhnliche Kalender! III. Kurze und deutliche Belehrung über die verschiedenen Acker- und Wirthschafts-Systeme, als: die Dreyfelder-, Koppel-, Wechsel-, vier- und mehrfeldrige Wirthschaft. IV. Witterungsanzeigen. V. Resultate chemischer Untersuchungen und landwirthschaftlicher Beobachtungen, die dem praktischen Landwirthe zu wissen unentbehrlich sind. Höchst wichtig uud vortrefflich! VI. Verschiedene Notizen für Ökonomen, z. B. verschiedene Flächenmafse, verschiedene Wagenspuren u. s. w. VII. Gedrängte Übersicht der Mafse, Münzen und Gewichte der vorzüglichsten Städte Deutschlands und der übrigen europäischen Länder. VIII. Entfernung der wichtigsten Städte Deutschlands nach den gewöhnlichen Postangaben. IX. Interessenrechnungen. Schon diese Angabe des Inhalts mufs jeden Ökonomen reizen, sich mit diesem Taschenbuche, dem auch von Seiten der Verlagshandlung eine für den täglichen Gebrauch zweckmäfsige und bequeme Einrichtung gegeben worden ist, näher bekannt zu machen.

— sch —

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 10 DECEMBER 1810.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Weigel: *Fabulae Aesopiae, quales ante Planudem ferebantur, ex vetusto codice Abbatiae Florentinae nunc primum erutae, una cum aliis partim hinc inde collectis, partim ex cadd. depromptis, notis exornatae,* cura ac studio *Francisci de Furia.* 1810. 172 S. Text, 164 S. Anmerkungen, und XL S. Vorrede. 8. (4 Rthlr.)

Hier findet sich die sonderbarste Mischung von Täuschung und Überraschung, oder vielmehr, auf eine langdauernde Täuschung folgt eine sehr angenehme Überraschung. Zu jener haben Herausgeber und Verleger, beide zu ungleichen Theilen und aus ganz verschiedenen Ursachen und Bewegungsgründen, zur letzten aber der Herausgeber, ohne es zu wollen oder zu ahnen, beygetragen. Wir sprechen von jener, wie billig, zuerst. Dass das ganze Buch, ausgenommen den *Index graecitatis*, ein *Nachdruck* sey, ersieht der Leser aus einigen Anmerkungen des Hn. *Schäfer*, welcher die Correctur besorgt, und einige handschriftliche Zusätze des italiänischen Herausgebers eingeschaltet hat. Das Buch ist eigentlich zu Florenz erschienen, und von Hn. *Weigel*, der mit Hn. *Furia* in literarischer Verbindung zu stehen scheint, ohne Zweifel mit dessen Genehmigung, nachgedruckt worden, ohne jedoch dieses, wie sonst gewöhnlich war, auf dem Titel zu melden, und ohne das Jahr der Originalausgabe anzuzeigen. Diese Originalausgabe, welche aus zwey Theilen besteht, hat ungefähr denselben Titel:

Florenz: ΑΙΣΩΠΟΥ ΜΥΘΟΙ. *Fabulae Aesopiae, quales ante Planudem ferebantur, ex vetusto codice Abbatiae Florentinae nunc primum erutae, Latina versione notisque exornatae* cura ac studio *Francisci de Furia*, Bibliothecae Laurentianae ac Marucellianae Praefecti, et literarum Graecarum publ. Prof. Pars I. XXII und 315 S. Pars II. IV und 296 S. 1809. 8.

Die Handschrift, aus welcher hier die äsopischen Fabeln abgedruckt sind, kannte man schon lange aus *Montfaucons Diarium Italicum*, wo zur Probe 20 Fabeln abgedruckt stehen. Hier wird sie genauer beschrieben, der ganze Inhalt davon angegeben, und eine Schriftprobe in Kupfer gestochen angehängt. Die Handschrift ist alt, an vielen Stellen sehr verblichen und zerrissen; daher sehr unleserlich, mit Abkürzungen durch Züge. In der sonst genauen Notiz von dieser Handschrift fehlt doch ein Hauptkennzeichen, welches man erst in den Anmerkungen S. 36 angegeben findet. Die Fabeln sind nämlich nach den Buchstaben des griechischen Alphabets geordnet; aber von Fabel 85, mit dem Buchstaben Θ, fängt eine Lücke an bis zum Buchstaben K, mit welchem die 86 Fabel anhebt. Den Werth dieser Handschrift und der darin enthaltenen Fabeln hatte *Montfaucon* gerade so, wie der Herausgeber, geschätzt. Aber schon *Tyrrhwitt* in der bekannten Abhandlung von Babrius S. 41 urtheilte nach den von *Montfaucon* bekannt gemachten Proben, dass die Schreibart in nichts von den bereits gedruckten unterschieden oder besser sey, und also der auf dem Titel hier angekündigte Vorzug, *quales ante Planudem ferebantur*, nichtig und falsch sey. Diess beweiset denn auch nun die vollständige Ausgabe unwidersprechlich. Denn einige Fabeln stimmen genau mit denen überein, welche *Accursius* zuerst herausgab; andere mit den Handschriften des *Henr. Stephanus*; nicht wenige treffen mit den Handschriften des *Neveletus* und der *vossischen* bey *Hudson* zusammen. Dieses geht so weit, dass der Herausgeber, wo er eine Stelle in seiner Handschrift nicht lesen konnte, dieselbe aus dem gedruckten Texte ergänzte. Ja sogar hat er sich bey der 85sten und der letzten Fabel 199, welche in der Handschrift in der Mitte abbricht, aber ganz anders lautet, die Freyheit erlaubt, aus der *accursiusischen* und *neveletischen* Sammlung einen ganz anderen Text zu geben. In der Anmerkung findet man erst das Bruchstück der Handschrift, aber keinen Grund, warum der *neveletische* Text dem ebenfalls ganz verschiedenen *stephanischen* vorgezogen worden ist. Überhaupt sind die Anmerkungen des Hn. *Furia*, augenscheinlich eines jungen Mannes, ganz ohne Plan angelegt und ohne Nutzen weitläuftig. Nicht einmal sind die bereits gedruckten Fabeln, welche durch die florentinische Handschrift nur in einzelnen Stellen ergänzt oder in Wörtern und Phrasen verbessert werden, angezeigt. Die Übersicht der Ausbeute und des Neuen ist also dem Leser auf alle Art erschwert; und wo sich dem Herausgeber die nutzbarsten Bemerkungen darboten, findet man dafür in den Anmerkungen die gemeinsten und bekanntesten Sachen ausgelegt, welche fürwahr eines Nachdrucks in Deutschland ganz unwerth waren. Doch diese Trivialitäten würden wir dem Alter des Herausgebers gern verzeihen, hätte er sich nur nicht erlaubt, den Text seiner Handschrift hin und wieder durch fremde Worte zu verfälschen. So hat er in Fab. 152 χωλάνας

für χολάνας ganz gegen den Sinn gesetzt. Er bemerkt sowohl in der Vorrede, als in den Anmerkungen zu einigen Fabeln, dass der Leser deutliche Spuren von den aufgelösten Choliamben des Babrius in den Fabeln der florentinischen Handschrift finden werde; aber er hat sich wohl gehütet, diese speciell nachzuweisen. Schon *Tyrrhwitt* hatte aus den von *Montfaucon* gegebenen Proben mit Recht geschlossen, dass hier auf keine neue Ausbeute von Bruchstücken der Fabeln von Babrius zu rechnen seyn werde. Dieses Urtheil bestätiget nun die Ausgabe vollkommen. Dessen ungeachtet ist der durch diese Ausgabe erhaltene Gewinn für die gedruckten äsopischen Fabeln nicht gering. Es ist daher sehr zu wünschen, dass bald ein Mann, mit der gehörigen Kenntniss der griechischen Sprache, der Geschichte der äsopischen Fabeln, und einer geübten und gereiften Urtheilskraft ausgerüstet, eine neue Ausgabe, welche die vorliegende gar leicht in Vergessenheit bringen wird, veranstalte, worin das barbarische Griechisch nach Maasgabe dieser florentinischen, oder wo diese eine eben so barbarische Sprache führt oder in noch schlechterem Stil die Fabel wiederholt (welches auch mitunter der Fall ist), der *stephanischen* und *vossischen* Handschriften berichtigt, und offenbar sinnlose Stellen verbessert wären. Überdiess würde sich für die Auswahl der angegebenen Umstände und für die Manier der Erzählung dem Urtheile eines verständigen Herausgebers mancherley Stoff zu guten Abänderungen in der florentinischen Handschrift darbieten. Denn so wie jetzt die griechische Sammlung äsopischer Fabeln zum Gebrauche der Schulen, vorzüglich in der letzten Ausgabe von *Ernesti*, beschaffen ist, verdient sie durchaus nicht in den Lectionsplan irgend einer Schule aufgenommen zu werden. Denn sie verdirbt den ganzen Sprachunterricht; sie verleidet den Geschmack der Jugend, in eben dem Grade, wie gemeine nürnbergische Kupferbilder den Geschmack an der schönen und bildenden Kunst zu Grunde richten.

Wir gehen nun zur näheren Anzeige der Fabeln über, wo wir der Ordnung des Herausgebers folgen, und bey jeder gewählten Fabel die Zahl der gedruckten in der *hudsonschen* Ausgabe (welche die *heusingersche* und *ernestische* beybehalten hat) bemerken wollen, um Proben von dem Gewinne zu geben, welche die äsopische Literatur hier erhalten hat. Die 17te Fabel lautete in der Ausgabe No. 161: Ἀνὴρ μάντις. Ἀνὴρ προσεθισθεὶς πᾶν τὸ ἐπιτιθέμενον εἰς τὰς αὐτοῦ χεῖρας ἐφαπτόμενος ἔλεγε, ποῖόν ἐστι. Hier aber folgendermaassen: Ἀνὴρ πηρὸς εἰώθει πᾶν τὸ ἐπ. εἰς τὰς αὐτοῦ χεῖρας ζῶον ἐφ. λέγειν ὁποῖόν τί ἐστι. Die Lesart πηρὸς hatte *Heusinger* ganz richtig errathen. Die übrigen Abweichungen sind. λυκιδίου, ἀμφαγνοῶν, ἐστιν, statt λυκιδέως, ἀμφιγνοῶν, εἴη. Dadurch wird nicht allein Sinn in die Erzählung gebracht, sondern die Sprache selbst wird rein und untadelhaft! Eben so durch Fabel 45 *Hudson* 80. In F. 53 *Hudson* 177 nennt die Handschrift κωβιὸς richtig, wo die Ausgaben σκάρος haben. Desgleichen F. 66 (*Huds.* 181), F. 67 (*Huds.* 28), F. 68 (*Huds.* 89). Bey Fab. 114: Μέλισσα καὶ Ζεύς, hat der Herausgeber zwar die grosse Abweichung der *nevelet*ischen Erzählung No. 241 bemerkt, nicht aber, dass die *bodlejanische* Handschrift bey *Tyrrhwitt* S. 25 noch deutlichere Spuren der Choliamben des Babrius hat, als die florentinische. Eben diess ist der Fall mit F. 121 (*Huds.* 302), welche mehr mit der *tyrrhwittischen* Handschrift S. 14 übereinstimmt, wie F. 134 (*Huds.* 260) mit *Tyrrhw.* S. 55. In Fab. 135 (*Huds.* 258) hat die florentinische Handschrift im Anfange: Ὄνῳ τις ἐπιθεὶς ἄγαλμα ἤλαυνεν εἰς πόλιν, wo die Ausgaben ξόανον haben, welches dem Verse des Babrius bey Suidas Ὄνῳ τις ἐπιθεὶς ξόανον εἶχε (lies ἦγε) κωμήτης näher kommt. F. 157: Ὄρνις καὶ Αἴλουρος stimmt nicht mit der gemeinen No. 152, wohl aber mit der von *Hudson* aus Handschriften gedruckten Variation, und das Ende, welches auch Gabrias grossentheils beybehalten hat, ζωὴν γὰρ ζήσω δορκάδος ὑπερτέραν, deutet offenbar auf einen Choliamben des Babrius! Von dem Gegentheile, wo die gedruckten Fabeln bessere Lesarten haben, oder in der ganzen Erzählung und Sprache den Vorzug verdienen, wollen wir nichts anführen.

Ausserdem weichen einige nicht allein in der Manier und in den Umständen ganz von den gedruckten ab, sondern sind auch an verschiedenen Stellen wiederholt, und anders erzählt. Dahin gehören die Fabel 195 u. 198 Μύρμηξ καὶ Τέττιξ. Beide aber kommen den Versen des Babrius nicht so nahe, als die gedruckte No. 134, noch weniger als die bey *Tyrrhwitt* S. 40. Derselbe Fall ist mit Fabel 134 und 140, verglichen mit *Huds.* 260 und *Tyrrhwitt* S. 55.

Ganz neue, vorher unbekannte Fabeln oder Erzählungen haben wir nur vier gefunden: 56 Διογένης ὁδοιπορῶν, 71 Πίθηκος καὶ Κάμηλος, und 80 Ἥρως, 100 Λῃστὴς καὶ Συκάμινος.

Hierauf folgt S. 85 bis 141 eine Sammlung von Fabeln aus den alten Schriftstellern, und aus den verschiedenen neueren Sammlungen bis auf *Syntipas* herunter. Nur allein die von *Tyrrhwitt* bekannt gemachten vermissen wir hier ungern. Und hieraus ergiebt sich deutlich, dass der Herausgeber die Schrift dieses trefflichen Kritikers nur aus fremden Anzeigen kannte. Sonst würde seine Sammlung, so wie die Anmerkungen dazu, ganz anders ausgefallen seyn. S. 141–156 folgen 36 Fabeln mit der Überschrift: Ἐκ τῆς Βατικάνης Βιβλιοθήκης, und zuletzt S. 157–171: Ἐκ τῶν διαφόρων. Von den 36 ganz neuen giebt die Vorrede S. XL weiter keine Auskunft über die Handschriften selbst, sondern nur folgende Worte: *Dolendum tamen, horum Codicum scriptorem adeo imperitum atque rudem fuisse, ut fere nulla in iis verba mendis careant, ut ex fidelissimo Amati apographo apparet. Codd. itaque Vaticanorum lectionem sarcire saepissime necesse fuit; opus mehercule plenum aleae periculosae: in quo, licet omnis cura atque diligentia adhibita fuerit, non tamen ad unguem perfectum et castigatum dici potest.* Nach unserer Überzeugung

verdienten die verschiedenen Handschriften gar sehr genau unterschieden und beschrieben zu werden. Denn sie enthalten Stücke von gar verschiedenem Gehalte und Werthe! Und da wäre man doch neugierig zu erfahren, in welcher Handschrift die Stücke von ganz vorzüglichem Werth enthalten waren, und in welcher Gesellschaft sie sich befanden. Doch leider! Rec. sieht wohl ein, dass ein guter Grund von diesem Stillschweigen vorhanden seyn mag. *Vestigia me terrent!* gilt auch den Aufsehern der *Vaticana*, welche überall Spuren der ausgewanderten, nicht aber zurückgekehrten Handschriften finden müssen. Von den 36 neuen Fabeln finden sich einige unter den gedruckten wieder, nur in anderer Sprache; als F. 2 (in der fortlaufenden Zahl hier 348) ist dieselbe mit F. 309. Die F. 4 (350) dieselbe mit der 21 bey *Tyrrhwitt* S. 16, aber ausführlicher, doch ohne Spuren von Choliamben. F. 5 (351) ist dieselbe mit Fab. 274. Eben so F. 7 (353) mit 343. Die schöne Fabel 10 (356) vom Löwen, Fuchs und Hirsch erscheint hier verstümmelt. Es ist wörtlich dieselbe, welche *Tyrrhwitt* S. 8 zuerst bekannt machte, aber ebenfalls verstümmelt. Zum Glück ergänzen sich beide Abdrücke wechselseitig; welches der Herausgeber nicht wusste. F. 11 (357) findet sich in dem Romane des *Achilles Tatius* wieder. F. 29 (375) findet sich bey *Hudson* No. 312. F. 30 (376) stimmt fast wörtlich mit F. 47 bey *Tyrrhwitt* S. 7 überein. F. 6 (352) ist die gemeine F. 100 vom Raben und der Schlange, nur am Ende etwas anders gewendet. Nun folgt die grosse und angenehme Überraschung! Die Fabeln 17 (363), 18 (364), 19 (365), 20 (366), 21 (367), 22 (368), 23 (369), 28 (374), 32 (378) und 33 (379), sind die reinen wohlerhaltenen Fabeln des *Babrius* in Choliamben, wo nur hie und da eine Sylbe zum vollständigen Metro fehlt. Von diesem schönen und unvermutheten Schatze hat der Herausgeber nicht das Mindeste geahnet! Er musste also durchaus keine Kenntniss von einem Choliamben haben. Zur Probe will Rec. nur die erste No. 17 (363) hersetzen, und zwar erst so, wie *Tyrrhwitt* No. 94, S. 26 die Fabel mehr in Prosa aufgelöst gegeben hat. Ναῦν ποτε μετὰ τῶν ἀνδρῶν βυθισθεῖσαν ἰδών τις, ἀδίκως ἔλεγε τοὺς θεοὺς κρίνειν· δι' ἕνα γὰρ ἀσεβῆ συναπώλοντο καὶ ἀναίτιοι. Ταῦτα αὐτοῦ λέγοντος, μυρμήκων πολλῶν ὄντων ἐν τῷ τόπῳ, ἐν ᾧ ἔτυχεν ἱστάμενος, συνέβη ὑφ' ἑνὸς δηχθῆναι τοῦτον. Ὁ δὲ ὑφ' ἑνὸς δηχθεὶς συνεπάτησε τοὺς πάντας. Ἑρμῆς δὲ ἐπιστὰς αὐτῷ, καὶ τῇ ῥάβδῳ παίων εἶπεν· εἶτα οὐκ ἀνέχεις σὺ τοὺς θεοὺς δικαστὰς εἶναι, οἷος εἶ σὺ τῶν μυρμήκων; Nun koste man dagegen das Original, welches wir gleich in seinem eigenthümlichen Versmasse abdrucken lassen. Hernach wollen wir von den geringen Veränderungen, welche wir uns erlaubt haben, Rechenschaft geben.

Νεώς ποτ' αὐτοῖς ἀνδράσιν βυθισθείσης,
Ἰδών τις, ἀδίκως ἔλεγε τοὺς θεοὺς κρίνειν·
Ἑνὸς γὰρ ἀσεβοῦς ἐμβεβηκότος πλοίῳ,
Πολλοὺς σὺν αὐτῷ μηδενὸς αἰτίους θνήσκειν.
Καὶ ταῦθ' ὁμοῦ λέγοντος, οἷα συμβαίνει,
Πολλῶν ἐπ' αὐτὸν ἐσμὸς ἦλθε μυρμήκων,
Σπεύδων τὰς ἄχνας πυρίνας ἀποτρώγειν·
Ὑφ' ἑνὸς δὲ δηχθεὶς συνεπάτει πάντας.
Ἑρμῆς δ' ἐπιστὰς, τῷ τε ῥαβδίῳ παίων·
Εἶτ' οὐκ ἀνέξῃ, φησί, τοὺς θεοὺς ὑμῶν
Εἶναι δικαστὰς, οἷος εἶ σὺ μυρμήκων;

In der Handschrift und der Ausgabe steht dafür gedruckt νεώς ποτε σὺν αὐτοῖς — κρίνων —; ἐμβεβηκότος, πλείω — Καὶ ταῦτα ὁμοῦ — συνεπάτει τοὺς πάντας — εἶτ' οὖν κἂν ἐξῇ, φησί.

Die Fabel 18 (364) hat *Tyrrhwitt* No. 97, S. 21, in Prosa aufgelöst; doch ist auch an dem Original hier noch Manches zu ergänzen. F. 19 (365) bey *Tyrrhw.* 16. 104 mehr in Prosa gelöst. Der Sinn von F. 20 (366) findet sich in Xenophons Memorabilien; so wie der von F. 21 (367) bey Galenus, und in der *hudsonschen* Sammlung No. 213. Aus F. 23 (369) findet sich bey Suidas die Stelle: ὁ δ' ἐκ πεταύρου κλαγγὸν εἶπε βοήσας, πόθεν μαθήσεις, πόσον εἰς ἕω λείπει, τὸν ὡρονόμον θύσας με; wo die Handschrift giebt: ὁ δ' ἐκ τοῦ τέγους κλαγγὴν εἶπε φωνήσας — τὸν ὡρομαθὴν ἀπολέσας; *Tyrrhwitt* bezog die Stelle des Suidas auf die Fabel 97 bey *Hudson*, welche ganz verschieden ist. Die Lesart ὡρομαθὴν führt zur richtigen ὡρόμαντιν, wodurch zugleich das Versmass berichtiget wird. Aus der Fabel 28 (374) hat Suidas die Stelle ausgezogen: Καί τις γεωργὸς πυρὸν εἰς νεὸν σπείρας φυλάσσεν ἑστώς· wofür die Handschrift giebt: ἐν κλήρῳ πυροὺς σπείρας ἐφύλαττεν ἑστώς. Die Fabel 33 (379) Χαραδριὸς καὶ αὐτοῦ παῖδες fand sich bisher nur lateinisch bey Gellius 2, 29, und zwar von der Lerche (*alauda*). Suidas hat daraus zwey Stellen unter den Worten λόφος und ἀμᾶν ausgezogen: Καὶ παῖδας εἶχε ληΐου κόμῃ θρέψας λοφῶντας ἤδη καὶ πτεροῖσιν ἀκμαίους, und: νῦν ἐστιν ὥρη, ὄντως ἐκ τόπων φεύγειν, ὅτ' αὐτὸς ἀμᾷ, κοὐ φίλοισι πιστεύει. Wofür die Handschrift giebt: καὶ παῖδας ληΐου κόμαις — πτερίσιν — ὥρη, παῖδες, ἀλλαχοῦ φεύγειν, ὅτ' αὐτὸς αὐτῷ κοὐ φίλοις πιστεύει.

Das dem leipziger Nachdruck durch einen jungen Gelehrten, Hn. *Schneider*, hinzugesetzte Register ist nach dem gedruckten, oft sehr verderbten und lückenhaften Texte gemacht, womit der bereits gedruckte nicht sorgfältig verglichen worden ist. Daher sind viele Erklärungen falsch, und die Vorschläge zu Verbesserungen würden grösstentheils weggefallen seyn, wenn ihr Urheber überall die gedruckten Fabeln verglichen hätte. Freylich eine etwas mühsame Arbeit, welche ihm des Herausgebers Anmerkungen hätten erleichtern sollen und können. Ausserdem aber ist das Register bey weitem nicht vollständig. — Endlich wollen wir noch aus der Vorrede Einiges nachholen. Es sind daselbst S. XXIV zwey Fabeln lateinisch aus Handschriften abgedruckt, die eine von *Bartolomaeus Scala*, die andere von *Leo Bapt. Albertus*. Dazu wird in einer Anmerkung aus einem handschriftlichen Nachtrage des Herausgebers bemerkt, dass die 100 *Apologi* des *Albertus* schon 1499 zu Florenz gedruckt erschienen sind. In der Geschichte

der äsopischen Fabel, welche der Herausgeber in der Vorrede kurz entwerfen wollte, läfst er eine gar grosse Lücke zwischen *Festus Avienus* und den neueren Fabeldichtern. Vorzüglich verdient noch die Sammlung aus der Mitte des neunten Jahrhunderts, welche unter dem Namen des Bischof *Cyrillus* mehrmalen gedruckt und auch ins Deutsche übersetzt ist, eine besondere Untersuchung und Vergleichung. Sie ist zwar jetzt nur in der lateinischen Übersetzung vorhanden, aber, nach dem Zeugnisse des Jesuiten *Bohust. Balbinus*, ursprünglich griechisch geschrieben, und gehört, selbst in der lateinischen Übersetzung, gewiss nicht zu den schlechtesten. Eine gute und ausführliche Nachricht sowohl von dem Vf. als von den Ausgaben seiner *Apologi* findet man im *Magasin encyclopédique* vom Jahre 1806 T. II, p. 17 — 38. Von den vorhandenen griechischen Sammlungen, welche handschriftlich in den pariser Bibliotheken sich befinden, darf man nach den von *Rochefort* bekannt gemachten Proben keine grosse Ausbeute erwarten, wenigstens nicht Annäherung in der Sprache an die poetischen Originale des Babrius, welches nach *Tyrrhwitts* Bemerkung den allermeisten neuern griechischen Sammlungen als Grundlage diente. Die in Augsburg vorhandene handschriftliche Sammlung, welche schon *Heusinger* flüchtig verglich, hat nach des Rec. Überzeugung, welcher vormals eine Abschrift davon in Göttingen in den Händen hatte, vor der florentinischen keinen Vorzug. — Wir wünschten, dass solche, dem italiänischen Herausgeber wahrscheinlich nicht bekannt gewordene Notizen in der leipziger Ausgabe nachgetragen worden wären. Denn dass dafür mit dem Nachdrucke der bekannten Abhandlungen von *Fabricius*, *Bentley*, *Tyrrhwitt* über die äsopischen, und sogar von *Huschke* über die archilochischen Fabeln 13 Bogen angefüllt sind (was man auf dem Titel des Buchs nicht einmal für rathsam gefunden hat zu erwähnen), das können wir nicht billigen. Wem sollen dergleichen Abdrücke aus bekannten, in jedes Philologen Händen befindlichen Schriften nützen? Ein dickes Buch kommt auf solche Art gar leicht zu Stande; aber wehe dem armen Philologen, welcher, um das Neue zu besitzen, das Alte immer wieder von Neuem kaufen soll!

Cl. Slm.

KLEINE SCHRIFTEN.

GRIECHISCHE LITERATUR. *Leipzig*, b. Weigel: *Empedoclis et Parmenidis Fragmenta* ex Codice Taurinensis Bibliothecae restituta et illustrata ab *Amedeo Peyron*, in Taur. Acad. LL. Orient. Professore vices gerente. Simul agitur de genuino Graeco textu commentarii Simplicii in Aristotelem de Coelo et Mundo. 1810. 70 S. gr. 8.

Auch ein *Nachdruck* des italiänischen Originals, welches man hier nirgends bemerkt findet. Der Inhalt dieser Schrift ist folgender. Nachdem der Vf. die *sturzische* Sammlung der Bruchstücke des Empedokles gelesen hatte, besann er sich auf eine Handschrift in der turiner Bibliothek, welche den Commentar des Simplicius über *Aristoteles de coelo et mundo* enthält, aus welchem so manche Bruchstücke des Empedokles genommen sind, welche man bisher in ihr Versmafs zurückzuführen vielfach, aber vergebens versucht hatte. Sie waren nämlich alle in eine barbarische unverständliche Prosa aufgelöset, und zeigten auch nicht die geringste Spur von Poesie mehr. Als Hr. *P.* die turiner Handschrift verglich, fand er durchaus eine andere Sprache in Prosa, und dann auch die darin enthaltenen Bruchstücke der beiden alten Dichter in ihren Worten und in ihrem Versmafse wohl erhalten. Diese Entdeckung machte ihn natürlicher Weise aufmerksam und neugierig auf den Grund dieser Verschiedenheit. Er nahm die lateinische Übersetzung des *Moerbeka* aus dem 13 Jahrhunderte zu Venedig 1563 zu Hülfe, und da fand er endlich den gewünschten Aufschluss. Es zeigte sich da sonnenklar, und die angeführten Beyspiele beweisen es unwidersprechlich, dass irgend ein Neugrieche die lateinische Übersetzung des *Moerbeka* ins Griechische mit allen den Druckfehlern und Irrthümern des Übersetzers übertragen hat. Daher kommt die Verschiedenheit der Sprache, welche *Simplicius* in diesem Commentar führt; daher die Auflösung der poetischen Bruchstücke in halbbarbarische und unverständliche Prosa. In der lateinischen Übersetzung findet sich am Ende des ersten Buchs ein polemischer (nach des Herausg. Meinung gegen die Manichäer gerichteter) Zusatz, welcher in der ächten griechischen Handschrift fehlt. — Von S. 27 an folgen die einzelnen Bruchstücke des *Empedokles* und *Parmenides* nach der turiner Handschrift, jedesmal mit der lateinischen und griechischen Übersetzung verglichen, woraus sich denn ergiebt, dass die Bemühung so vieler trefflicher Männer, die in der *aldinischen* Ausgabe des *Simplicius* enthaltenen Bruchstücke in Verse zu bringen, durchaus vergeblich gewesen ist. Hier finden sie nun die ächte Quelle geöffnet; und noch immer bleibt ihrem Fleisse und Scharfsinne eine nicht unbedeutende Nachlese von nöthigen Ausbesserungen übrig. Der Literator aber muss wünschen, dass der ächte Text des *Simplicius* aus der turiner Handschrift in Italien einen Verleger finden möge. Denn um einen Herausgeber darf man wohl nicht bekümmert seyn.

Cl. Slm.

SCHÖNE KÜNSTE. *Coblenz*, b. Pauli u. Comp.: *Friedelin oder das Kind der Vorsehung. Ein Lesebuch für die gebildete Jugend.* Ohne Jahrzahl. 234 S. 8. (16 Gr.)

Zur Erweckung eines vernünftigen und festen Vertrauens auf die göttliche Vorsehung ist diese Erzählung niedergeschrieben. Sinnlich soll es durch dieselbe dem kindlichen Verstande dargestellt werden, dass die Vorsehung den nie verläfst, der sich auf sie verläfst; dass Tugend und Rechtschaffenheit selten ganz unterdrückt, am häufigsten vielmehr schon hier von den angenehmsten Folgen begleitet werde, dass hingegen das Laster oft sich selbst schon hier bestrafe, und mit den traurigsten Folgen büssen müsse. Die Geschichte ist für diesen Zweck zwar recht gut erfunden, wenn ihrer Wirksamkeit nur nicht das im Wege steht, dass sie eine erfundene Geschichte ist, und so die Spuren einer selbst gemachten Vorsehung enthält. Die Darstellung der Begebenheiten hat viel Leben, und wird den jungen Lesern gewiss die angenehmste Unterhaltung gewähren. Nebenher kann das Buch auch zu einer Wiederholung der geographischen Kenntnisse dienen, denn Friedelin kommt weit in der Welt umher.

Ae.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 11 DECEMBER, 1810.

RÖMISCHE LITERATUR.

HALLE, b. Hendel: *Versus ludicri in Romanorum Caesares priores olim compositi.* Collectos, recognitos, illustratos *auctoritate Societatis Ducalis Latinae Jenensis* edidit ejus sodalis honorarius *Georg. Henr. Bernstein*, Philos. Doctor in Acad. Jenensi. *Praefatus est Henr. Carol. Abr. Eichstädt*, Ser. Duc. Sax. a consil. aul. int., Eloqu. et Poës. in Acad. Jenens. Prof., Societatis Latinae Director. 1810. XXII u. 94 S. 8. (10 Gr.)

Ein sehr erfreulicher Beweis von dem Leben und den rühmlichen Bestrebungen der *herzogl. lateinischen Gesellschaft zu Jena* ist diese Schrift, die von einem ihrer Mitglieder, Hn. D. *Bernstein*, der sich schon vorher durch zwey Abhandlungen bekannt gemacht hat, derselben theilweise vorgelesen, jetzt mit ihrer Genehmigung dem Druck übergeben, und von ihrem Director mit einer lesenswerthen Vorrede, welche vorzüglich das Interesse dieser Gesellschaft betrifft, ausgestattet worden ist. Da, wie uns dünkt, bey den Anzeigen solcher Aufsätze nicht blofs der Inhalt und die Form derselben, sondern auch das Institut, dem sie ihre Entstehung verdanken, und die Tendenz desselben berücksichtigt zu werden verdient: so sey es uns vergönnt, hier zu bekennen, dafs die Vorrede in uns die Überzeugung befestigt hat, dafs die Universitäten glücklich zu preisen sind, die sich solcher Institute, wie die *Societas Latina Jenensis* ist, erfreuen, welche wahre Pflanzschulen nicht blofs für die Humaniora, wiewohl für diese zunächst, sondern auch überhaupt für gründliche Gelehrsamkeit, und in unseren Zeiten zumal gegen die hie und da einreifsende Barbarey eine erwünschte Schutzwehr sind. Wer weifs nicht, wie wohlthätig das zugleich mit der Universität angelegte *Seminarium philologicum* zu Göttingen, späterhin auch ein ähnliches zu Halle gewirkt hat? Zu Leipzig stiftete im J. 1784 der verdienstvolle Hofr. *Beck* eine *Societas philologica*, die seit 1785—1797 zwölf von ihren Mitgliedern geschriebene Abhandlungen herausgegeben hat, und im vorigen Jahre zu einem öffentlichen Institute unter der Benennung eines königl. *Seminarii philologici* erhoben worden ist. Nachher hatte zu Leipzig ein ehemaliges Mitglied der *beckischen* Gesellschaft, Hr. Prof. *Hermann*, eine *griechische* Gesellschaft errichtet. Zu Jena aber wurde die sehr alte und berühmte *Societas Ducalis Latina* durch Hn. Geh. Hofr. *Eichstädt*, der ebenfalls einige Zeit Mitglied der leipziger philologischen Gesellschaft gewesen war, im J. 1800 erneuert. Durch die in seiner *Acroasis pro Societ. Latin. Jenens. instauratione* bekannt gemachte Regeneration hat diese Gesellschaft einen weiteren und würdigeren Wirkungskreis erhalten, indem sie nun durch Übungen nicht mehr blofs, wie vorher, den Gebrauch der lateinischen Sprache, sondern überhaupt das Studium der Alterthumswissenschaften zu befördern sucht. Der Nutzen und die Thätigkeit dieser Gesellschaft erhellet aus der bedeutenden Anzahl ihrer Mitglieder, da auch seit 1802 (in welchem Jahre *Nova Acta Societ. Latinae* erschienen, nebst dem Verzeichnifs der Mitglieder) über 80 Jünglinge nach und nach derselben beygetreten sind (s. *Vorrede* S. V), und aus den Schriften, die sie in ihrem Namen hat erscheinen lassen. Denn das alte Gesetz dieser Gesellschaft, von Zeit zu Zeit Probeschriften ihrer Mitglieder öffentlich bekannt zu machen, ist bey ihrer Reform erneuert, und nachher wirklich vollzogen worden. Jeder, dem das Gedeihen ächter Gelehrsamkeit und das Wohl des Vaterlandes am Herzen liegt, wird mit uns wünschen, dafs solche akademische Bildungsanstalten sich erhalten, und dafs recht viele Jünglinge, und zwar nicht blofs von denen, welche sich besonders den Humanioren widmen wollen, daran Antheil nehmen mögen. Wir erinnern nur an die Studienplane in *Becks* Grundrisse zu hodegetischen Vorlesungen (Leipzig 1808), worin den Medicinern und Juristen sowohl, als den Theologen, fortgesetzte akademische Übungen im lateinischen Vortrage nachdrücklich empfohlen und zur Pflicht gemacht werden. Aber eben so sehr mufs man auch wünschen, dafs die Klage ungegründet seyn möchte, welche Hr. *Eichstädt* in dieser Vorrede äufsern mufste. Nachdem er nämlich jener alten Gewohnheit der blühendsten Universitäten, dafs ihre Lehrer besonders humanistische Gegenstände nur lateinisch vortrugen, und kein Jüngling des akademischen Bürgerrechtes für würdig erklärt wurde, der einen solchen Vortrag nicht verstand, mit gerechtem Lobe gedacht: setzt er S. VI hinzu: „*At ille mos in plerisque Academiis* (wovon er jedoch die beiden königl. sächsischen ausnimmt) *dudum exolevit, sive vitio ineptorum magistellorum — sive turpi socordia et ignavia saeculi.*" Freylich, wo man nur das Nothwendigste der Bedarfswissenschaft zu erlernen bemüht ist, da kann keine lateinische oder philologische Gesellschaft lange blühen und bleibende Früchte tragen. Sehr wahr ist, was Hr. *Beck* in der Einweihungsschrift *de consil. et rat. Semin. philol. Lips.* S. 4 bemerkt:

„Mihi semper visum est, ibi, ubi nullus aut exiguus habetur honor antiquis literis, non multum effectura esse Seminaria ad earum vel excitandum inter omnes amorem, vel severius studium juvandum; ibi autem, ubi cultus earum nunquam est intermissus, maximam illorum vim fore et multiplicem."

Wir wenden uns nun zu der vorliegenden Schrift des Hn. *Bernstein*, der dadurch seine Talente und Kenntnisse rühmlich bewährt hat. Die *versus ludicri*, von welchen hier die Rede ist, sind die bekannten Scherz-, Spott-, Schmäh- und Straf-Gedichte auf Julius Caesar und die folgenden Imperatoren bis auf Domitian, aus den Gedichten des Catullus und den Lebensbeschreibungen des Suetonius zusammengestellt; denn die Verse in des Claudius Apocolocyntosis von Seneca hat der Herausgeber übergangen. Dass er aber diese so verschiedenartigen Verse alle schlechthin *versus ludicros* nennt, können wir nicht billigen; wenigstens würden wir das von Suetonius einmal (Octav. 70) gebrauchte Wort *epigramma* hinzugefügt haben. Von den verschiedenen Arten dieser Verse handelt der Herausgeber selbst in den *Prolegomenis* S. XI ff. Da unter den Spottversen auf Jul. Cäsar auch einige sind, welche bey seinen Triumphen von den Soldaten öffentlich gesungen wurden: so gab diess dem Herausg. Veranlassung, von der alten Gewohnheit der römischen Soldaten, auf ihre triumphirenden Feldherren scherzhafte oder spottende Lieder zu singen, in den Prolegomenis zu sprechen. Dass hier aber nicht alles erschöpft worden sey, hat schon Hr. *Eichstädt* in der Vorrede unparteyisch angedeutet, wo er selbst auch einiges Übergangene supplirt. Übrigens hat Hr. B. diese Verse mit Sprach- und Sach-Kenntniss, historisch und grammatisch, grösstentheils glücklich erläutert. Weniger glücklich jedoch scheint er in seinen Bemühungen gewesen zu seyn, das erste von den drey Distichen auf des Octavianus *coena* δωδεκάθεος bey Suetonius Octav. 70 zu erklären und zu emendiren. Hr. *B.* gesteht offen, dass er weder wage noch vermöge, die Schwierigkeiten wegzuräumen, welche der Erklärung des ersten Verses:

Quum primum istorum conduxit mensa choragum,

im Wege stünden. Lob verdient diese Bescheidenheit, zumal da ein *Ruhnkenius* sich nicht gescheut hatte, zu bekennen, dass er diesen Vers nicht zu erklären wisse. Eben so bescheiden urtheilt er über die Conjectur, die er, um doch einigen Sinn in diesen Vers zu bringen, bloss als *ingenii ludus (lusus)* mittheilt. Hr. B. schlägt nämlich vor, so zu lesen:

Quum Bromio ictorum conspexit mensa choragum,

d. i. nach seiner Erklärung: *simulatque vino inebriatorum mensa conspexit choragum i. e Augustum, qui suis sumtibus coenam dabat, ut Graecis dicuntur* χορηγοὶ, *qui suis sumtibus ludos edunt. Haud dubie enim*, setzt er hinzu, *convivae prius coenarant et biberant, quam Octavianus, ut consueverat, advenerat (?): quam quidem ejus consuetudinem clare testatur Sueton. Octav. 74: „Convivia nonnunquam et serius inibat, et maturius relinquebat: quum convivae et coenare inciperent prius, quam ille discumberet, et permanerent, digresso eo." Unde facile potest colligi, cur convivae, Augusto adveniente, vino jam fuerint inebriati.* Übrigens bekennt Hr. *B.*, dass er für die Redensart *Bromio icti* keinen anderen Beleg wisse, als die Stelle in Horat. Sat. 2, 1, 24, wo jedoch nur *ictus* von einem Betrunkenen vorkommt. Dieser Conjectur scheint vorzüglich das im Wege zu stehen, dass nach derselben Augustus so spät bey diesem Zwölfgötterschmause erscheint. Zwar benutzt Hr. B. sehr geschickt die angezogene Stelle des Suetonius; allein Augustus durfte bey diesem Schmause der zwölf Götter, unter welchen er selbst die Rolle des Phöbus spielte, wohl nicht so spät und erst dann auftreten, als die übrigen schon berauscht waren. Wenn er sonst zu anderen Gastmälern, vermuthlich seiner Geschäfte wegen, später kam: so kam er jetzt zu diesem wahrscheinlich des Spasses wegen früher. Dann zweifeln wir, ob hier *choragus* mit Recht auf den Augustus bezogen werde, weil hier für dieses Wort die lateinische Bedeutung passender zu seyn scheint als die griechische. Überdiess leuchtet uns auch die Nothwendigkeit des Urtheils nicht ein, das Hr. *B.* über das Wort *istorum* fällt, dass es nämlich die meiste Schwierigkeit mache, und dass es daher die Ausleger, nicht wissend, worauf sie es beziehen sollten, für verdorben erklärt hätten. Inzwischen giebt doch nach unserer Meinung *Ernesti* die Beziehung ganz richtig an, wenn er sagt: *Isti dicitur in malam partem: — et erant vulgo noti.* Dass sie bekannt waren, sieht man aus dem, was Suetonius unmittelbar vorher aus einem Briefe des Antonius anführt, worin derselbe die Namen Aller auf eine sehr bittere Art aufgezählt hatte. Vor der Hand begnügen wir uns also lieber noch mit der gemeinen Lesart, die diesen Sinn zu enthalten scheint: „Sobald die Tischgesellschaft dieser Herren wegen der Bezahlung mit dem Choragus, der die Kleider zu dem Zwölfgötterschmaus leihen sollte, einig geworden war." *Choragus* nehmen wir in der von Casaubonus angegebenen Bedeutung, dass es ist: *qui scenicis histrionibus locat ornamenta fabulae docendae necessaria.* Denselben Sinn, wiewohl etwas freyer drückt *Ostertags* Übersetzung aus: „Sobald man zu der bey der Tafel vorzustellenden Scene die Kleider geliehen." In dem Pentameter

Sexque deos vidit Mallia, sexque deas,

versteht Hr. B. mit Anderen *Mallia* von der *arx Capitolina*, ohne jedoch das Unsichere dieser Interpretation zu verschweigen. Allein sollte wohl dieses Gastmahl, das Suetonius *coenam secretiorem* nennt, auf dem Capitolium gehalten worden seyn? Was dann Hr. B. S. 60 ff. über das 2. Distichon in Sueton. Tib. 59 *Non es eques etc.* beybringt, lässt sich nicht ganz mit der Schilderung vereinigen, welche Suetonius Cap. 11–13 von dem Betragen des Tiberius auf der Insel Rhodus macht. Im 9 Vers derselben Stelle des Suetonius: *Adspice — Romule Sullam* bezieht Hr. *B.* S. 72 *Romule* auf den Tiberius: gewiss unrichtig, da offenbar

das römische Volk angeredet wird. S. 19 ist der Druckfehler *pronomen* statt *praenomen* anzuzeigen vergessen worden. Σ.

ERDBESCHREIBUNG.

BERLIN, b. Braunes: *Portugal und die Portugiesen.* Ein Gemälde des Landes und der Nation. Nach den neuesten Quellen bearbeitet. 1810. 152 S. 8. Mit einer illuminirten Charte von Portugal und Spanien. (20 Gr.)

Dieses ephemere Product verdiente als eine (unentgeltliche) Beylage zu den Monatsheften des Journals für die neuesten Land- und See-Reisen (vom Januar 1809 an) keine weitere Erwähnung, als dass es das *Land* nach seinen Bestandtheilen, Lage, Grenzen, Grösse, Oberfläche, Bewässerung, Klima, Naturproducten, *die Regierung* nach der Staatsverfassung, den allgemeinen Regierungsanstalten, der Justizverwaltung, Polizeyverwaltung, den Fabrik- und Handels-Anstalten, den wissenschaftlichen, Religions- und Kirchen-Anstalten, dem Finanzwesen und der Politik und auswärtigen Verhältnissen, *die Nation* nach ihrer Abstammung, Zahl, Ständen und Volksclassen, Körperbau, Sprache, Complimenten und Namen, Naturanlagen, Geistesbildung, Wissenschaften, Beschäftigungen und Kunstfleiss, Wohlstand, Wohnungen, Nahrung und Genüssen, Nationaltracht, Lebensweise und Luxus, Krankheiten, gesellschaftlichem Leben und Volksbelustigungen, Religiosität und religiösen Gebräuchen, Sittlichkeit, Charakter und charakteristischen Zügen, Nationalsinn und Patriotismus, Betragen gegen Fremde, die *Landschafts- und Ort-Beschreibung* nach der politischen und speciellen Landes- und Ort-Beschreibung, und im Anhang die *aussereuropäischen Nebenländer* darstellt. — So sind wenigstens die Rubriken; allein da ein zweyter Titel demselben beygefügt ist: *Allgemeine Welt- und Menschen-Kunde. Ein Gemälde der Erde und ihrer Bewohner nach den neuesten Quellen*, wovon mit Portugal hier der Anfang als *erstes Bändchen* gemacht wird: so bedarf es unser Urtheil, was für Aussichten dieses erste Bändchen auf die folgenden gewähre. Abgesehen davon, dass es der Vf., wie er versichert, nicht für Gelehrte, sondern für das grosse aber gebildete Publicum bestimmt hat, dass er nichts mehr als ein lesbares unterhaltendes Gemälde von dem Lande, der Nation und der bisherigen Regierungsverwaltung geben will; verziehen, dass der anmassende Titel: *Allgemeine Welt- und Menschen-Kunde*, mit der weiteren Erklärung als einem Gemälde *der Erde und ihrer Bewohner* in Widerspruch stehe, und dass Völkerkunde nur ein Theil der Menschenkunde ist; weggesehen von der eigenen Anordnung und Stellung der Hauptrubriken: so kann Rec. doch nicht mit den vielfachen Gebrechen zufrieden seyn, um so weniger, da der Vf. nach den neuesten Quellen gearbeitet haben will. Rec. führt nur einen Theil derselben an. Nach S. 3 muss Emanuel der Grosse noch an der jetzigen unglücklichen Lage des Landes Schuld seyn — der Mann, der, wenn ihn nicht seine Eroberungen und seine grossen Feldherrn unsterblich machten, der Adelsaristokratie den tödtlichen Stoss versetzte! Nach S. 6 ward durch Albas des Furchtbaren Schwerdt Portugal aus der Reihe der Staaten getilgt, da die Besitznahme ohne Schlacht geschah, und Philipp auf dem Reichstage zu Tomas (1581) ausdrücklich bestimmte, dass Portugal mit seinen Nebenländern ein eigener Staat bleiben sollte. Nach derselben Seite soll Johann V eine Akademie im Geiste unserer ehemaligen Hofnarren gestiftet, und Pombal nur zerstört haben, statt zu nutzen; wie unreif sind diese Urtheile und zugleich wie falsch! An der 1720 gestifteten Akademie erkennt man, wie an Pombals Planen, dort viel guten, hier viel grossen Willen. In einem eigenen der Beschreibung dieses Landes bestimmten Werke sollten S. 10 und 11 bey der Darstellung der Oberfläche die Anführung der verschiedenen Bergreihen, z. B. der Serra de Macao, Louzoa, Cerdeira, St. Catharino, Monte junto, und der Vorgebirge, als des Caps Atalaya, Mondego, Corvociro, de Roch, Espichel, Sines, St. Vincent, St. Maria, und bey der Darstellung der Bewässerung die Benennung der Flüsse, die in die 4 Hauptflüsse fallen, wie auch die Angabe von den kalten und warmen Mineralquellen, der Sümpfe und Moräste nicht fehlen. Die Beschreibung des Wappens S. 27 ist mangelhaft, obgleich der Vf. hier fast ganz die zu Weimar 1806 herausgekommene neueste Länder- und Völker-Kunde abschrieb, und vieles ausserdem wegliess, was zur Ergänzung einer Notiz gehörte. So könnte ihm Rec. noch eine Menge Stellen aus dem Original zeigen, das er meistens benutzte, ohne es dankbar zu nennen. — Die beyliegende Charte ist ebenfalls nur Copie. Der Vorzug des Werks besteht bloss in dem fliessenden Vortrag.

Dns.

KLEINE SCHRIFTEN.

RÖMISCHE LITERATUR. *Kiel*, b. Mohr: *Commentatio I in Decii Junii Juvenalis Satiras* (von Hn. Prof. *Heinrich* zur akademischen Feyer des Geburtsfestes des Königs von Dänemark geschrieben). 1806. 45 S. 4.

Der Vf. will über solche Stellen der juvenalischen Satiren, welche in den bisherigen Bearbeitungen dieses Dichters noch nicht ihr volles Licht erhalten haben, seine Bemerkungen vorlegen, und die Freyheit, welche ihm die Form solcher Mittheilungen gestattet, zu genaueren Entwickelungen und Erörterungen und zu nützlichen Excursionen auf andere nahe liegende oder verwandte Gegenstände benutzen. Diese erste Commentation, auf deren Fortsetzung wir seither vergebens gewartet haben, enthält theils manches Neue von ächtem Gehalt über die erste Satire, das als baarer Gewinn für Kritik und Auslegung anzusehen ist, theils einige, mit Einsicht und Belesenheit durchgeführte Bestätigungen älterer, aber bisher zurückgesetzter, Erklärungen, in einem angemessenen Vortrage. Voran gehen einige Bemerkungen über die Werthschätzung des Juvenals in den späteren Jahrhunderten der römischen Literatur und über den bisher nicht beachteten Nutzen, den theils die späteren Schriftsteller, welche die Sitten ihrer Zeit schilderten, vorzüglich Lucian, theils die aus Juvenal nachgeahmten Stellen und Aneignungen des juvenalischen Ausdrucks in späteren Dichtern, besonders in den Schriften des Sidonius Apollinaris, theils mehrere Anführungen Juvenals in den Werken des Macrobius, Hieronymus

und anderer späterer Schriftsteller, für die Kritik und Auslegung des Dichters gewähren können. (Nächst den letzteren verdiente hier noch einer der besten Schriftsteller des Mittelalters, der schon von *Fabricius* in *Bibl. Lat.* nachgewiesene *Joannes von Salisbury*, genannt zu werden, dessen Werk *de nugis Curialium* oder *Policraticus* beynahe durchgängig mit juvenalischen Stellen, zum Theil nach abweichenden und bisher nicht angemerkten Lesarten, durchwebt ist. Eine Probe der auch von Hn. *H.* S. 14 gerügten mönchischen Misshandlung und Interpolation des Textes findet sich l. 3. c. 4, wo die Stelle aus Sat. 3. v. 107, 108 so lautet: *Si bene ructavit aut si quid fecit amicus, quod proferre palam non possit lingua modeste.* L. 2. c. 15 bestärkt er in der Stelle Sat. 10. v. 111 die Lesart des Servius *sanguine* statt der Vulgata *vulnere*. Mehrere vom Juvenal erborgte Floskeln und Redensarten, und Anspielungen auf juv. Stellen, finden sich auch in der von *Casp. Barth* herausgegebenen *Philippeis* des *Wilhelm Brito*.) Andere Vorerinnerungen (S. 10 ff.) betreffen den bisher höchst elenden Zustand der Kritik des juv. Textes und die Schwierigkeiten derselben, indem es, bey einer grossen Anzahl von Handschriften, noch an der nöthigen Kunde von den bisher gebrauchten fehlt, um ihr Gewicht gehörig zu würdigen, eine Geschichte des Textes zu bilden, und dadurch sichere Grundsätze für Gebrauch und Anwendung der Lesarten zur Berichtigung und Feststellung des Textes zu gewinnen. Bey Sat. 1, 12 erinnert den Vf. der *Fronto*, der sein Haus zu Dichtervorlesungen hergab (welchen der oben angeführte Joannes von Salisbury l. 8. c. 13 für einen Enkel des Plutarch ausgiebt) an einen anderen ihm ähnlichen Dichterpatron, der bisher in dem Texte des Juvenals figurirte, den *Maculonus* Sat. 7, 40. Mit Recht treibt die Kritik des Vfs. diesen schon nach der unanalogischen Bildung seines Namens verdächtigen Menschen aus, und verbessert *maculosas commodat aedes*. Mit Scharfblick entdeckt Hr. *H.* diese ächte Lesart in dem alten Scholion „*alii sordibus dixit, alii pictas*"; allein er scheint zugleich auf einen Abweg zu gerathen, wenn er die ersten Worte des Scholion für verdorben hält und sie verbessern will „*alii sordidas textis*", wobey er *aranearum* hinzudenkt, und nun *maculosas* durch *araneosas* erklärt. Da *macula* nicht das *Spinngewebe* selbst, sondern nur die Zwischenräume der Fäden bedeuten kann: so dürfte auch schwerlich der Dichter *maculosas* statt *araneosas* gebraucht haben. Das Scholion aber findet Rec. weder verdorben noch unverständlich, wenn man nur *alii* als den Dativ des Singulars nimmt, wodurch man folgenden Sinn erhält: *alii*, h. e. *alio interprete*, *ex alius interpretatione*, *sordibus maculosas dixit poëta*, *alii*, *alio interprete*, *pictas*. Über die dunkele Stelle v. 36: *et a trepido Thymele submissa Latino*, nimmt Hr. *H.* die Ansicht des *Turnebus Advers.* l. 20. c. 8, nämlich Latinus, ein aus Martial bekannter Mimus, habe mit der Thymele eine Rolle in einem Mimus als Verführer einer Ehefrau gespielt, wo er dem Manne der Thymele verdächtig gemacht oder gar ertappt worden sey, aber das schlaue gewandte Weib an den Hahnrey abgeschickt habe, ihn zu versöhnen und ihren Liebhaber von der ihm drohenden Gefahr zu erretten. Hr. *H.* will daher statt *et a trepido* lesen *ut a trepido*, so dass der Dichter die lächerliche Verlegenheit eines sonst sehr rüstigen und geschäftigen Delators, der, um sich selbst zu retten, einem anderen ihm furchtbaren Delator schmeicheln muss, mit jener theatralischen Situation und der vermuthlich sehr bekannten Rolle der Thymele vergliche. Diese in jenen Zeiten sehr gepriesene Schauspielerin veranlasst den Vf. S. 28 zu einer Digression über eine Stelle des Sidonius Apollinaris (Carm. 9, 13), wo einer Citharistria gleiches Namens gedacht wird: *Bimari remittat urbe Thymelen Palenque doctas Tepidus ad officinas Citharistrias Corinthus*, und über eine andere desselben Dichters Carm. 23, 30, wo unter anderen Ergötzungsspielen die *Pale* als eine Kunst genannt wird, welche die *Gelasiani* trieben. Hr. *H.* macht wahrscheinlich, dass *pale* ein possierlicher Tanz war, worin man den Ringerkampf (πάλην) nachahmte, weil unter dem Namen ἀναπάλη eine ähnliche in älteren Zeiten übliche Tanzart bey Athenaeus l. 14. S. 361 B. vorkömmt. Daraus folgert er nun, dass in der ersten Stelle des Sidonius *Thymelen Palenque* nicht Eigennamen, sondern eben solche Kunstbenennungen seyen, und verbindet *citharistrias, thymelen et palen doctas*, h. e. *thymeles s. scenae et pales peritas*. Uns dünkt, ein den Ringerkampf darstellendes Ballet passe durchaus nicht für Citherspielerinnen und für die Begleitung der Cither, und *thymelen doctas* oder *scenae peritas* würde ein eben so schwaches als unbestimmtes und hohles Prädicat dieser Virtuosinnen seyn. *Thymele* scheint vielmehr ein in Schauspieler- und theatralischen Künstler-Familien üblicher, auch wohl, in so fern man ihn auch von θύμον, *thymus*, der bekannten Bienenkost, und ἑλεῖν, *nehmen*, *einnehmen*, herleiten könnte, in Bienenwärter- und Wachsarbeiter-Familien eingeführter Name gewesen zu seyn: wenigstens weihet in einer Inschrift bey *Gruter* (*T. II. S.* 1010, *n.* 2 *ed. Graev.*) eine *Frutis Thymele* (qu. *fruens thymo* oder *in thymo delicians*) einer Göttin M. D. M. *Cerariae*, vermuthlich *Melionae Divae Matri Cerariae*, welche man aus *Augustinus de Civitate Dei* als Bienengöttin kennt, einen Altar. Auf ähnliche an die Schaubühne erinnernde Namen trifft man zuweilen in den Inschriften, z. B. auf die Namen Appuleius *Sceno*, *Scena*, Cornelius *Chorus*, *Melode*; und da einige bekannte Mannesnamen, z. B. *Pallas*, *Palaemon*, *Luctatius*, vom Ringerkampf hergenommen sind, da in Lucians *Esel oder Lucius* sogar eine *Palaestra* redend eingeführt wird, so wie auch in den Inschriften bey *Gruter T. I. S.* 735, 12 und *T. II. S.* 931, 8 *ed. Graev.* eine *Herennia Palaestra* und eine *Palaestra Neocaesariensis* vorkommen: warum sollte uns eine *Pale* befremden? Bedeutsame Namen, welche auf das Gewerbe, das Amt oder die Geschäftsart derer, welche sie führten, Bezug haben, fand man zuweilen in Familien, wo eine Profession erblich war. Z. B. von dem celtischen, italischen und germanischen Worte *Saw*, Wasser (S. *Wachteri Glossar. Germ.*), wovon auch der thracisch-phrygische Bacchus [illegible] oder *Regen* Σάβος oder Σαυάδιος, und der alte mythische Heros des wasserreichen Sabinerlandes *Sabus*, so wie mehrere Seen, Flüsse und wasserreiche Örter, benannt worden sind, haben Anher über die Wasserleitungen in den Inschriften die Namen *Sabatius*, *Subbatis*, *Sabbio*, z. B. in *Panvinii Roma* p. 2. 112, *Fabretti Inscript.* S. 301 und *Montfaucon A. E.* T. I. Tb. 68. — Mit Vergnügen liest man S. 31 - 37 eine mit Gelehrsamkeit und Geschmack ausgeführte Abhandlung über den gewöhnlichsten Stoff der römischen Mimen, die Buhlreyschaften, wobey ein Buhler, eine untreue Frau, ihr einfältiger Mann, als Hahnrey und Narr im Spiel, und ein Sklav, als Ränkespieler, Kuppler und Geschäftsträger der beiden Verliebten, die gewöhnlichen vier Rollen waren, die welche Hr. *H.* hier zusammen stellt, was ihm eine neue Belesenheit darbot. Der Hahnrey in den Mimen hiess mit seinem eigenthümlichen Charakternamen der *Stupidus*, und man gab ihm durch Abscheeren des Kopfs eine Schaafsphysiognomie, welches Hr. *H.* aus den satirischen Dramen der Griechen von den kahlköpfigen Silenen herleitet. Das Gelächter erregte man in den Mimen auch durch Ohrfeigen und Kopfstösse, welche der Hahnrey oder die Buhlerin bekam. Bey v. 55 und 56 zeigt der Vf. aus dem römischen Rechte, gegen die unverständige Deutung des hier ganz unwissenden Scholiasten, welche auch die neueren Ausleger verführte, dass der Grund der Unfähigkeit der Ehebrecher zur Erbfolge nicht in einer Ehrlosigkeit derselben zu suchen, und die Erbfolge des connivirenden Hahnreyes (das man nicht ein Fideicommiss zu nennen sey, sondern die Rechtsungleichkeit von beiden aus den Verordnungen des papischen Gesetzes herrühre, welches überall keine Ehefrau, wenn sie nicht das Dreykinderrecht hatte, wohl aber Ehemänner in dem Falle, wenn sie Ein Kind hatten, als Universalerben hinterliess. Der vorher kinderlose Hahnrey drückt bey der Buhlschaft seiner ungetreuen Frau die Augen zu, damit ihr Liebhaber ihm zu einem Kinde verhelfen, und ihn sodann, als Vater eines Kindes, zum Universalerben einsetzen möge. V. 155 und 157 vertheidigt Hr. *H.* mit Recht die aus der [illegible] Handschrift von *Pithou* angemerkten und nachher von Gro[illegible] gemuthmassten Lesarten *lucebis* und *deducis* statt *lucebit et deducet*, womit die sonst dunkele Stelle hinreichend Licht gewinnt. Den Beschluss macht eine gründliche Vertheidigung des *animo ante tubas* v. 169 statt der Lesart der mehreren Zahl der Handschriften *animante tuba*. Das *ante tubas* ist virgilische Redensart.

Fu.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 12 DECEMBER, 1810.

KUNSTGESCHICHTE.

München, b. Fleischmann: *Baierisches Künstler-Lexikon*, von *Felix Joseph Lipowsky*. 1 Bd. von A. bis O. 1810. XVI u. 248 S. 8. Mit dem (reinlich gestochenen) Bildnifs der Königin von Baiern. (1 Rthlr. 12 gr.)

Dafs dieses Lexikon, dessen Vf., wie er S. IX der Vorrede meldet, Handschriften zu benutzen Gelegenheit gehabt, Namen und Nachrichten von mehreren bisher nicht, oder doch nur wenig bekannten Malern, Bildhauern und Baumeistern enthalte, folglich zur Erweiterung der Specialgeschichte der deutschen Kunst beytrage, kann nicht geleugnet werden; und insofern verdient Hr. L. Dank für seine Bemühung. Dagegen fällt ihm in Betracht der Ausführung des Ganzen gar Manches zur Last. Seinem Ausdruck mangelt die nöthige Klarheit, und ob er gleich laut S. XI keine Anmassung haben will, ein Künstkenner zu seyn: so geht doch ganz das Gegentheil aus vielen überflüssigen Noten hervor, worin Oberflächliches, Schiefes und Falsches in Menge ausgekramt wird. Sollte Jemand Beweise dieser Beschuldigung von uns verlangen, so führen wir, ohne lange zu wählen, die Noten S. 123 und 139 an, welche unser Urtheil bey allen unterrichteten Lesern vollständig rechtfertigen werden. Ferner wäre viel dagegen einzuwenden, dafs Hr. L. fremde Künstler, die sich zufällig in Baiern aufgehalten und Werke ihrer Kunst daselbst hinterlassen haben, in sein Lexikon aufgenommen; desgleichen die sämmtlichen alten ehrwürdigen Meister aus Nürnberg und Augsburg, Städte die zwar gegenwärtig zu Baiern gehören, deren ehemaliger Flor aber keineswegs aus ihren Verhältnissen zu diesem Staat entsprungen ist. Was würde man sagen, wenn etwa ein eitler Franzose den Raphael, den Michel Angelo und die übrigen grofsen italiänischen, auch niederländischen Künstler zu seiner Nation rechnen wollte! und gleichwohl könnte solches mit eben so guter, ja mit noch besserer Befugnifs geschehen, als Hr. L. den Albrecht Dürer, den Lukas Cranach, den Hans Holbein, und sogar den Claude Lorrain unter die Baiern zählt. Oder umgekehrt, wie herrlich müfste sich nicht ein türkisches National-Künstler-Lexikon ausnehmen in der Manier des Hn. L. behandelt, mit allen Ehrfurcht und Bewunderung gebietenden Namen der grofsen griechischen Meister geschmückt! Es ist gut, ein Patriot zu seyn, und Liebe für das Land zu hegen, wo man geboren ist, oder seinen beständigen Wohnsitz aufgeschlagen, und dessen Ehre und Nutzen nach bestem Vermögen zu befördern; nur geschehe solches auf eine vernunftgemäfse Weise. Mit S. 236 hören die Nachrichten über bildende Künstler in diesem ersten Bande auf, und man findet von S. 237—244 kurzgefasste Notizen von einigen baierischen Tonkünstlern; endlich wird S. 245—248 Einiges beygebracht über den Ursprung der butteischen Pinsel-Fabrik zu München und deren Ausbildung, wie auch von den Farben, deren man sich im 12 (u. 13) Jahrhundert zu Gemälden in Bücher, auf Mauern, hölzernen Decken, Wänden u. s. w. bediente.

— y — H.

AUSLÄNDISCHE SPRACHKUNDE.

Leipzig, b. Richter: *Unterrichtsplan in der französischen Sprache für Ältern und Lehrer.* Nebst einem Anhange der im gesellschaftlichen Umgange am meisten vorkommenden Synonymes François von *J. B. E. Théodore de Vermont*, Privatlehrer der französischen Sprache in Leipzig. Zweyte, verbesserte und ansehnlich vermehrte Auflage. 1810. 60 und 186 S. 8. (16 Gr.)

Auch unter dem Titel: *Kritische Bemerkungen über einige Unvollkommenheiten der mehresten französischen Grammatiken*, von *J. B. E. Théodore de Vermont* u. s. w.

Es sind dem Hn. *de V.* 94 französische Grammatiken bekannt, „mit welchen die von *Wailly* und *Debonale* in einer Zeit von 15 Jahren niedergekommen sind;" er kann sie aber weder gebrauchen noch anempfehlen. Er bedient sich bey seinen jüngern Schülern der zweyten, bey den älteren der ersten. Er thut nicht übel daran; nur sehen wir nicht ein, warum das Publicum dieses wissen soll. Andere Sprachmeister machen es eben so. Auch darin werden diese mit ihm einverstanden seyn; dafs, „wenn sein Plan bey Kindern mit Nutzen ausgeführt werden soll, die Ältern dem Sprachmeister nicht nur die gehörige Achtung nicht versagen, sondern auch bemüht seyn müssen, diese Achtung ihren Kindern einzuflöfsen." Schlimm genug für ihn, wenn er hierüber unangenehme Erfahrungen gemacht hat, und beynahe noch schlimmer, dafs er sichs merken und sogar drucken läfst. Was er sonst in seinen kritischen Bemerkungen, die mit dem Unterrichtsplan wunderlich genug identisch sind, zur Belehrung der Deutschen fagt, ist längst da gewesen. Wir wissen wohl, dafs die Franzosen eigentlich keine Casus haben, und alle

nicht, im Sinne der Lateiner, decliniren, sondern dafür kleine Präpositionen brauchen. Wie! aber, wenn man sie im uneigentlichen Verstande für solche Schüler annähme, die bereits deutsch decliniren gelernt haben, und von der lateinischen Etymologie und Syntaxis das Gehörige wissen? Dieser Weg fördert weit schneller, und giebt hellere Begriffe über die nothwendigen Regeln im Zusammenhange. *Wailly* soll ganz Recht haben; er lasse seine Landsleute in ihrer Muttersprache nicht decliniren. Nur zwinge man den Deutschen seine Vorschriften nicht auf, füge nicht Spott und Hohn dazu. Es ist höchst unbillig, wenn dem Deutschen zugemuthet wird, er solle sich nach der Denkart und den Ansichten des Franzosen richten, indem dieser, nur mit seinem Wege beschäftigt, ihm nie entgegenkommen, und das Recht immer auf seiner Seite haben will. So einseitig ist indessen der Vf. nicht in seinem 4ten Capitel, worin er über die Unbestimmtheit der französischen Orthographie spricht, und bis zu der Behauptung geht (S. 40), es müsse sogar ein geborner Franzose, so gut er auch seine Sprache verstehen möge, beständig ein Wörterbuch zur Hand haben, um zu sehen, wie er dieses oder jenes Wort schreiben müsse, ob er den Mitlaut verdoppeln soll oder nicht u. s. w. Er giebt den Franzosen den Rath, die Verbesserung ihrer Orthographie alles Ernstes zu betreiben, und besonders die unausgesprochenen Buchstaben herauszuwerfen, wie die Italiäner gethan haben, wenn sie nämlich ihre Sprache allgemein machen wollen. „Diess, setzt er hinzu, wäre sehr möglich, und wirklich auch sehr wünschenswerth, da sie beynahe schon in allen Theilen der Welt gesprochen wird." Von Einzelnen freylich, aber nicht von Nationen. Jenes Mittel würde auch dem Zwecke nicht viel näher führen, wenn sich ein solcher Zweck denken liesse. In welcher Verbindung mit der gedachten kleinen Schrift das angehängte Verzeichniss von französischen Synonymen stehe, hat der Vf. nicht gesagt. Ohne Zweifel ist es aus einer der bekannten Sammlungen entlehnt, und passt nur für Leute, die die Sprache schon inne haben, ohne das Feine und Unterscheidende mancher Ausdrücke genau zu kennen. Die Erklärung der sinnverwandten Wörter beschäftigt selten den Verstand; sie ist nichts als witzig, und besteht aus lauter Antithesen, nicht selten auch falsch. Z. B. *Benêt est celui qui est si bon, si bénin, qu'il trouve tout bon, tout bien, bene est: il en est bête.* Hienach wäre *Leibnitz* gerade ein vollkommener *Benêt* gewesen, wie jeder Freund des Optimismus. Für so verderbt kann Rec. die französische Nation nicht halten, dass sie Jeden, der Alles gut findet, einen Tropf, einen Pinsel nennen wollte. Vielmehr scheint es, dass *Benêt* ein Wort, das sich in sehr alten Wörterbüchern nicht findet, eine italisirte Aussprache von *Benoît*, Benedict, sey; wie man auch im Deutschen die Namen: Töffel, Hans, Jost, als einen Dummkopf bezeichnend, anwendet. So kommt es vor in *Molière's Fâcheux*:

Il nous présente encor, pour surcroît de colère,
Un grand benêt de fils aussi sot que son père. Js.

ERFURT, b. Keyser: *Barth's Grammatica Española* oder *kurzgefasste spanische Grammatik* u. s. w. Vierte verbesserte Auflage u. s. w. Herausgegeben vom Prof. *T. F. Ehrmann*. 1807. XXVI u. 172 S. 8. (12 Gr.)

Innerhalb eines Zeitraumes von 30 Jahren ist dieses die vierte Auflage der bekannten, von dem ehemahligen Rector zu Schulpforte, M. *Fr. G. Barth*, verfassten spanischen Grammatik. Die zweyte Auflage hatte der Vf. im J. 1787 selbst, die dritte aber Hr. *Teucher* in Leipzig besorgt. Durch den Verlauf der Zeit, noch mehr aber durch die so unerwartete als seltene Erscheinung eines spanischen Kriegsheeres in Deutschland, wodurch das Studium der castilianischen Sprache in gewissen Gegenden gleichsam zu einem Volksbedürfnisse wurde, hatte sich das *barthische* Werk ganzlich vergriffen, und die Verlagshandlung daher sich veranlasst gefunden, das Geschäft einer neuen Ausgabe, so wie deren angebliche Verbesserung, dem Hn. Prof. *Ehrmann* zu übertragen.

Dieses bloss für den Augenblick entstandene Bedürfniss soll, nach des Herausgebers eigener Versicherung im Vorberichte, denn auch den Gesichtspunct bestimmen, aus dem diese Arbeit zu beurtheilen sey. Es soll nämlich diese Auflage nicht, wie der sel. Barth beabsichtigte, bloss für den des Lateins kundigen Gymnasiasten und Gelehrten, sondern überhaupt für jeden Nichtlateiner, für Unstudirte und dergleichen Personen berechnet seyn. Rec. verkennt zwar die Schwierigkeiten eines solchen Unternehmens nicht, muss aber auch freymüthig bekennen, dass der Herausgeber diesen Zweck nur wenig im Auge behalten habe. Denn die blosse Verwandlung der lateinischen Kunstausdrücke in deutsche, auf die man im Anfange hie und da stösst, oder das auf den ersten Bogen vorkommende Einklammern des Lateinischen neben dem Deutschen, oder endlich die S. 17 angebrachte erklärende Note in Betreff der fünf Beugefälle, kann noch keineswegs für eine sich zur Fassungskraft unstudirter Leser herablassende Lehrmethode gehalten werden. Es wäre vielleicht nach dem Vorgange des verst. *Barth* und aller derjenigen, die nach ihm eine spanische Grammatik für Deutsche ausgearbeitet haben, überhaupt zweckdienlicher, im Allgemeinen als Thatsache vorauszusetzen, dass Alle, welche diese Sprache erlernen wollen, das Latein oder Französische bereits inne haben. Wenn man aber auch hievon absieht: so ist doch der Herausg. selbst von dieser angekündigten Lehrmethode abgewichen, und bedient sich der lateinischen Kunstwörter sehr häufig, welches dem Nicht-Lateiner das Erlernen um so mehr erschweren muss, da hier Latein und Spanisch mit gleichen Lettern gedruckt ist, und beiderley Charaktere oft kraus genug in einander laufen, wovon S. 23, 32, 35, 38, 66, 92, 110, vornehmlich aber von S. 67 bis 90 auf jedem Blatte, sich Beyspiele vorfinden. Ja in mehreren Stellen, z. B. S. 10, 17, 20, 108, 113, 115 u. s. w., ist auf die Analogie mit der lateinischen Sprachform, so wie S. 4

2, 4, 5, auf die lateinische Abkunft der Worte, um danach die Rechtschreibung zu bestimmen, ausdrücklich hingewiesen. Durch diese Untreue gegen den eigenen Plan ist also die angekündigte Bestimmung für Unstudirte grösstentheils verfehlt. Zwar hat der Herausgeber in dieser Absicht am Ende als neuen Zusatz ein Vocabularium der im gemeinen Leben am häufigsten vorkommenden Wörter angehängt. Allein nicht zu gedenken, dafs solches äusserst dürftig ausgefallen ist, und nur wenige Blätter einnimmt: so war auch für dieses Bedürfnifs durch ein bey Herold und Wahlstab in Lüneburg herausgekommenes eigenes Taschenbüchlein bereits gesorgt; überdiefs wird wohl jeder Lernlustige soviel noch daran wenden wollen, um sich ein eigenes gröfseres Wörterbuch anzuschaffen. Da übrigens auch durch das plötzliche Verschwinden der spanischen Armee unter dem General la Romana aus jenen Gegenden dieses Bedürfnifs ohnehin bald wieder aufhörte, so würde diese neue Ausgabe der *barth*'schen Grammatik sammt ihren Veränderungen schon jetzt ihren angekündigten Zweck überlebt haben, wenn sie nicht, eben durch jene ungleichartige Behandlung, noch immer für den Studirenden und Lateiner mit allen ihren Mängeln ihre relative Brauchbarkeit hätte.

Dafs in dieser Hinsicht noch eine Menge Verbesserungen und nähere Bestimmungen nicht überflüssig wären, mufs Jedem, der die castilianische Sprache mehr als oberflächlich studirt hat, sogleich in die Augen fallen. Auf die Rechtschreibung ist nicht überall die gehörige Sorgfalt verwendet; von S. 97 an ist durchgängig statt des bis dahin richtig gebrauchten kleinen *s* das seit länger denn 50 Jahren in spanischen Druckschriften durchaus abgeschaffte lange *ſ* gesetzt worden, *caſa* statt *casa*, *eſta* statt *esta*, *ſabio*, *ſan*, *noſotros*, *ſellar*, *paſar*, *coſa*, *eſperar*, *prieſa* u. f. w., was für ein an spanischen Originaldruck gewöhntes Auge einen widerlichen Eindruck macht. Eben so wenig ist das doppelte *ss* vermieden, welches der Spanier längst schon aus seiner Rechtschreibung ausgemerzt hat, z. B. *assuncion* S. 4 statt *asuncion*, die Superlativform *issimo* S. 26 statt *isimo*; *esse* S. 102 statt *ese*; *passion* S. 22; ja S. 5 ist in der Note zu diesem Buchstaben als Regel festgesetzt, dafs das doppelte *s* (*ss*) in den Endungen des Imperfects als ein einfaches *s* ausgesprochen werden müsse, was gerade der umgekehrte Fall ist, indem der Spanier *amase*, *pusiese* u. f. w. schreibt, aber *amasse*, *pusiesse* ausspricht. Das der spanischen Sprache eigene, und gewissermafsen für einen einzigen Buchstaben geltende, daher aber auch nie zu trennende *ll* ist am Ende der Zeilen wie im Deutschen oder Lateinischen abgetheilt, z. B. S. 121 und 146 *el — la*, 122 *escobil — la*, 124 *sil — las*, 130 *ventecil — lo*, 136 *hal — lo*, statt *e — lla*, *escobi — lla*, *si — llas*, u. f. w. Die Tonbezeichnung der Worte, die der spanische Schriftsetzer und Gelehrte mit grofser Gewissenhaftigkeit auch da befolgt, wo wenigstens der Ausländer keinen Anstofs finden würde, z. B. in den Worten: *número*, *práctico*, *útiles*, *público*, *príncipe*, *término* u. f. w. ist theils ganz übersehen, theils häufig verwechselt und unrichtig gebraucht worden, wovon jede Seite mehrere Beyspiele liefert. Hin und wieder ist auch noch vieles Altväterische beybehalten, z. B. S. 81 *traher* statt *traer*, *truxe* mit seinen abgeleiteten Zeiten statt *traxe*; *muy*, *Rey*, *ley* statt *mui*, *Rei*, *lei*. Die grofsen Anfangsbuchstaben bey unbedeutenden Wörtern, wovon die S. 136 fg. abgedruckten Geschichtchen eine Menge Beyspiele enthalten, würden das Auge des heutigen Spaniers sehr beleidigen. Die madrider Hofzeitung, welche von jeher den guten Ton in der Rechtschreibung angegeben hat, braucht aufser *Dios*, *Rei*, *Reina*, und den Namen einiger hohen Reichs- und Amts-Würden, als z. B. *Arzobispo*, *ministro de Guerra*, *de Hacienda*, *de Negocios eclesiásticos* u. f. w. den grofsen Anfangsbuchstaben in der Mitte eines Satzes nur noch bey den Eigennamen der Länder, Städte und Personen, nicht einmal der Völker; denn sie schreibt durchgehends *los españoles*, *franceses*, *ingleses* u. f. w. Endlich hätte die Verlagshandlung auf Vermeidung der Druckfehler, wovon das angehängte Verzeichnifs bey weitem noch nicht alle besagt, so wie auf den Abgufs des der spanischen Sprache eigenthümlichen Buchstabens *ñ*, dessen Stelle hier durchgehends nicht ohne Beleidigung des Auges, das deutsche n vertritt, Bedacht nehmen sollen. Ob es unter die Druck- oder nicht vielmehr unter die Schreib-Fehler gehört, wenn S. 34 *España* und *aldea* im Genitiv mit dem männlichen Artikel *del* construirt werden, wenn ebendaselbst das italiänische *felice* statt des spanischen *feliz* vorkommt, und S. 133 zweymal hinter einander *quesiera* statt *quisiera* gebraucht ist, mufs Rec. dahin gestellt seyn lassen.

Diese Erinnerungen beschränken sich blofs auf die äussere Form dieses Buches, und sind gewifs nicht zu weit hergesucht, da man von dem Bearbeiter einer vierten und *verbesserten* Auflage doch billig verlangen kann, dafs er sie wenigstens von den orthographischen Fehlern, die das Publicum seit länger denn 20 Jahren an den früheren Ausgaben zu tadeln gehabt hat, säubern, und dafs er bey der jetzo in Deutschland vorhandenen gröfseren Menge neuer spanischer Originaldrucke nicht unbekannt mit den in Spanien angenommenen Verbesserungen geblieben seyn werde, wie sie in der zu Madrid 1792 zum siebenten Male aufgelegten *Ortografía de la lengua castellana, compuesta por la real Academia española* näher angegeben sind. Mit gleichem Rechte hätte man daher auch mehrere wesentliche Verbesserungen des inneren Gehalts dieser Grammatik erwarten können, welche hinter den von anderen Verfassern seit der letzten dritten Auflage erschienenen weit gründlicheren und vollständigeren spanischen Sprachlehren, z. B. der des Hn. *Im. Perez Ramajo* (Leipzig b. Schwickert 1806), nicht so gar weit zurückbleiben sollte. Da jedoch der Herausgeber gleich in der Vorrede S. XV alle Kritik dadurch entwaffnet, dafs er bescheiden genug ist, von seinen unbedeutenden Veränderungen für die allgemeine Brauchbarkeit des Buchs

keinen Gewinn zu erwarten, vielmehr sein ganzes Verdienst nur darein setzt, wenn sie hiedurch für den Unterricht auf Gymnasien und Akademieen *nicht unbrauchbar geworden sey*, (was in der That die Bescheidenheit auf Kosten des Käufers zu weit treiben heisst): so kann Rec. es bey der Versicherung bewenden lassen, dass er in den Capiteln der Aussprache, Wortforschung und Wortfügung keine wesentlichen Abänderungen, Zusätze und Verbesserungen, deren dieses Werkchen doch an so vielen Stellen höchst nöthig bedürfte, hat finden können.

F. A. B.

Leipzig, b. Fleischer d. J.: *Guillaume Tell, ou la Suisse libre*, par M. *de Florian*. Mit grammatischen Erläuterungen und einem Wortregister zum Behufe des Unterrichts. 1810. 107 S. 8. (4 Gr.)

Ebendaselbst: *Numa Pompilius, second roi de Rome*, par M. *de Florian*. Mit einer Erklärung der schwereren Wörter und Redensarten zur Erleichterung des Übersetzens ins Deutsche. 1810. 404 S. 8. (8 Gr.)

Wohlfeile, schöne und correcte Abdrücke zwey bekannter französischer Bücher, mit den Hülfsmitteln versehen, wodurch nicht eigentliche Kinder, sondern erwachsene junge Leute sich zum Verstehen dieser jetzt mehr als sonst nöthigen Sprache in Stand setzen können. Sonderbar ist, dass hiezu gerade Schriften in poetischer Prosa gewählt worden. Sollen sie vielleicht den verdrängten *Télémaque* ersetzen, der ein Jahrhundert lang den Französisch lernenden deutschen Knaben so manchen Seufzer gekostet hat? Wie viel angenehmere und lehrreichere Bücher gab es nicht für den Verleger zu wählen, da ihm zum Abdrucken keines theurer, als das andere, war! *Florians* Stil kann freylich in seiner Gattung zu einigem Muster dienen; aber er ist doch nicht selten kostbar und gesucht. Welch einen schwachen Helden hat er uns in seinem Tell aufgestellt! Wir müssten keinen Tell von *Schiller* haben, wenn wir den *florian*'schen nur im Geringsten für Etwas halten wollten. Dieser schwatzt und declamirt zur Unzeit, und strotzt von rhetorischen Figuren, indem der *schillersche* handelt, und nur sagt, was ihm abgedrungen wird. Und welche Fabel! Gemmi, Tells einziger Sohn, dem der Apfel abgeschossen wird, ist in Claren, Melchthals Tochter, verliebt. Ohne dieses zärtliche Verhältniss würde aus der Befreyung der Schweiz, nach der Anlage dieses Romans, nichts werden. Es ist doch nicht gut, wenn man jungen Leuten gleich solche verfehlte Arbeiten in die Hände giebt.

Dvl.

KURZE ANZEIGEN.

Ausländische Sprachkunde. *Nürnberg*, b. d. Vf., u. *Leipzig*, in Comm. b. Fleischer d. J.: *Französischer Vorbereitungs-Cursus für die ersten Anfänger im Übersetzen*, bearbeitet vom Prof. *Penzenkuffer*, kön. bair. Lehrer der franz. Sprache zu Nürnberg. 1810. XVI u. 127 S. 8.

Im vorigen Jahre hat Hr. *P.* ein Schema der franz. Declinationen und Conjugationen herausgegeben, von welchem aber dieser Vorbereitungscursus ganz unabhängig ist. Er besteht aus einer Reihe Übungen über die Artikel, Hülfszeitwörter, regelmässigen und unregelmässigen Zeitwörter. Hr. *P.* hat kleine französische Aufsätze verfertigt oder entlehnt, in welchen jene Redetheile in ihren verschiedenen Beziehungen vorkommen; auch einige Verse sind eingerückt. Hinten folgen die zur Übersetzung jener Aufsätze nöthigen Vocabeln, nicht nach dem Alphabet, sondern in der Ordnung, wie sie in dem Buche erscheinen. Die alphabetische Zusammenreihung wäre besser gewesen. Der Vf. ist ein Freund der Gründlichkeit; wir unterschreiben einen grossen Theil dessen, was er in der Vorrede darüber sagt. Aber es wird wohl, praktisch betrachtet, mit der gemeinen Erlernung des Französischen nicht anders werden. Wenn Hr. *P.* seine Unzufriedenheit über die Methode bezeigt, die nur aufs Parliren dringt, und gedankenlose Schwätzer bildet: so setzen die Ausüber dieser Methode ihren höchsten Ruhm darein, und Unkundige staunen über die schnellen Fortschritte.

Js.

Altona, b. Hammerich: *Wörterbuch über Goldsmiths Vicar of Wakefield*, welches Sprache und Sachen vollständig erklärt. Von *J. B. Frise*. 1810. 268 S. 8. (16 Gr.)

Über dreyssig Jahre schon, und vielleicht länger, erhält sich das vortreffliche englische Buch, über welches Hr. *F.* dieses Wörterbuch verfertigt hat, in Werth bey denen, die über die ersten Übungen in der englischen Sprache hinausgekommen sind. Wegen dieser Allgemeinheit wollen wir ihm gern zugestehen, dass manchen Lesern desselben, denen der Gebrauch eines eigentlichen Lexikons unbequem fällt, dieser Auszug willkommen seyn möge. Er hat schon auf jede Erinnerung dagegen in seiner Vorrede mit den Worten erwiedert: „Wer es überflüssig findet, der kaufe es nicht." Hier kann also nur die Frage darüber seyn, ob dieses kleine Wörterbuch überall den gewünschten Dienst leiste, so dass dem Aufsuchenden nichts in seinem *V. of W.* dunkel bleiben kann. Rec. hat zur Prüfung desselben ein paar Seiten des Originals Wort für Wort darin nachgeschlagen, und sich nie getäuscht gefunden! Alle Vocabeln waren vorhanden, und hinreichend erklärt. Auch von vorkommenden Personen und Örtern trifft man Auskunft an, doch nicht immer. So hat Rec. *Hooker* und den Bischof *Jewel*, von denen der Hauptheld mit seinem abreisenden Sohne spricht, vergebens gesucht. Unter *to survey* befindet sich die Bedeutung *messen* nicht, wie es doch in der Stelle heissen muss: *Thornhill and Williams surveyed each other with looks of anger.* Bey *to pretend* fehlt sich stellen: *Olivia pretended to lavish all her tenderness on her new lover.* Weder unter *perfection* noch unter to wird *to perfection* als Adverb angeführt, durch *vortrefflich* zu übersetzen. *She acted the coquet to perfection.* So heisst auch *to be saleable* auf deutsch *feil stehen*, *ausgestellt seyn*, da, wo von den Damen in Ranelagh satyrisch gesprochen wird. *Our English wives are saleable every night.* Wenn der Prediger seinen kleinen Knaben zum Singen anspornt mit den Worten, *let him up with it boldly*: so weiss man nach dem Wörterbuche *to let up* nicht zu übersetzen. *Er soll keck anfangen.* Es wäre auch nöthig gewesen, *a statute of bankruptcy* zu erklären, die der londner Kaufmann verhüten wollte, und desswegen mit Primrose's Capital durchgegangen war. Angehängt sind zwey kleine Aufsätze, zur Erläuterung des Valentinstages und der Redensart, *to throw the house out of the window*. Ob diese eben aus Agrigent hergesucht werden müsse, darf man noch immer bezweifeln.

O.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 13 DECEMBER, 1810.

MATHEMATIK.

Paris, b. Didot: *Cours de Stéréométrie appliquée au jaugeage assujetti au système métrique.* Contenant les principes de jaugeage et une nouvelle méthode générale de l'art de jauger approuvée par S. E. le Ministre de l'intérieur et par plusieurs Sociétés savantes, les moyens de construire les nouvelles jauges etc. Par M. *Bazaine*, Professeur du jaugeage à l'Athénée des Arts, Controlleur jaugeur de l'octroi à Paris etc. 1806. 190 S. 8. Mit 2 Kupf.

Über das Visiren der Fässer sind so viele Schriften erschienen, dass sie zusammengenommen fast eine kleine Bibliothek ausmachen, obschon alles, was sich darüber sagen läfst, vielleicht nicht drey Bogen einnähme, wenn man sich hiebey blofs aufs Zweckmäfsige beschränkt. — Bey Gelegenheit vorliegender Schrift, welche als die vollständigste angesehen werden kann, die das Ausland darüber besitzt, sey es uns erlaubt, einige Bemerkungen zu machen, welche die Geschichte der Visirkunst betreffen, die in mancher Hinsicht durch die dabey begangenen Fehler so lehrreich ist, wie die des Höhenmessens der Berge mit dem Barometer, welche *Pictet* in Genf noch neuerlich in der *Bibl. Brit.* auch aus diesem Gesichtspuncte dargestellt hat. — Es ist vielleicht nicht ohne Nutzen, sich von Zeit zu Zeit an die Fehler zu erinnern, welche in mehreren Capiteln der angewandten Messkunst begangen worden sind, und die das Fortschreiten der Kenntnisse in derselben gehindert haben; man vermeidet dann vielleicht ähnliche Fehler in anderen Capiteln.

Im 16 und 17 Jahrh. lehrten die Schriftsteller, die damals über das Ausmessen der Fässer schrieben, dass jedes Fass einem Cylinder gleich sey, der mit ihm gleiche Länge habe, und dessen Durchmesser das arithmetische Mittel zwischen Spund- und Boden-Durchmesser sey. Dieser Meinung waren *Orontius Finäus*, *Jacob Köbel*, *Erhard Helm*, *Moriz Zohrsen* u. s. w. Dass diese Regel den Inhalt des Fasses viel zu klein angebe, hätten sie durch Ausmessen leicht finden können. Denn bey den Stückfässern von 8 Ohm fehlten sie hiebey mehr als ½ Ohm. — *Beyer*, *Clavius* und *Keppler* verbesserten diese irrige Regel, indem sie das Fass als einen doppelt abgestutzten Kegel berechneten. Allein dass hiebey der Inhalt auch noch zu klein seyn würde, war leicht einzusehen, und zwar um so mehr, je stärker das Fass gewölbt ist. Auch wurde hiedurch die Rechnung weitläuftiger, und man kehrte daher bald wieder zum Cylinder zurück.

Die praktischen Mathematiker sind gewöhnlich keine grofsen Theoretiker, und die Theoretiker keine grofsen Praktiker: aber eine glückliche Verbindung von beiden Eigenschaften gehört dazu, um in jedem gegebenen Falle zu bestimmen, ob eine Grösse am sichersten durch Beobachtung oder durch Rechnung zu bestimmen sey. Da man das Fass als einen Cylinder berechnen wollte, der mit ihm gleiche Länge habe: so brauchte man nur den Durchmesser von diesem Cylinder zu suchen, von dem man schon wusste, dass er kleiner als der Spund-, und grösser als der Boden-Durchmesser seyn würde. Man fand ihn, wenn man den Inhalt von mehreren gut gebauten Fässern durchs Ausmessen mit Wasser bestimmte, und den gefundenen Inhalt in die gemessene innere Länge dividirte. Der Quotient war des Cylinders Grundfläche. Verglich man dann weiter diese Grundfläche mit der Grundfläche des Spund- und Boden-Durchmessers: so fand man, dass sie ⅘ von jener und $\frac{7}{5}$ von dieser sey. Dieses Verfahren ist so leicht, dass man kaum begreift, warum man es nicht von Anfang anwandte. Aber die Visirmeister hatten vielleicht nicht so viel theoretische Kenntnisse, und die Theoretiker kannten vielleicht die Fässer nicht genug, um zu wissen, wodurch ein gut gebautes Fass sich von einem schlecht gebauten unterscheide. Man machte nun Ausmessungen mit schlecht gebauten Fässern, man erhielt allerhand Resultate, für die man sich vergeblich bemühte, eine allgemeine Regel zu finden; so wie dieses fast ein ganzes Jahrhundert hindurch auch bey den Barometern der Fall war. Rec., der diese Weise einmal zur Probe an einem gut gebauten Stückfasse anwandte, dessen Inhalt er durch Abzapfen zu 1145 Liter gefunden hatte, fand die mittlere Cylinderfläche auf diese Weise bis auf $\frac{1}{385}$ genau. Diese Genauigkeit ist grösser, als sie je kann angewandt werden, weil im täglichen Leben gut und schlecht gebaute Fässer zu visiren vorkommen, und man von den Fassvisirern im Durchschnitt keine grössere Genauigkeit, als auf 1 bis 2 p. C., fodern kann. Und selbst das Abzapfen, so wie es gewöhnlich geschieht, giebt keine grössere Genauigkeit, als 1 bis 2 p. C.

Den Inhalt *nicht voller* Fässer zu bestimmen, ist schwieriger, und die gewöhnlichen Weinvisirer verstehen es gar nicht, obschon die Methode ganz einfach ist. Da das Fass auf einen Cylinder gebracht

worden: so muss man die Fläche des Segments bestimmen, welche der Wein noch benetzt. Diess mit der Länge multiplicirt, giebt den Inhalt der Weinvölle, und diese vom Inhalte des ganzen Fasses abgezogen, giebt die Weinleere. Man stellt sich nämlich vor, dass im Fass noch ein dritter Boden sey, der so gross ist, wie die Grundfläche des fassgleichen Cylinders; man muss wissen, wie viel Fläche der Wein noch auf diesem Boden benetzt. Man findet dieses, wenn man die Weintiefe unterm Spunde gemessen hat, die z. B. 941 Millimetre beträgt. Hievon ⅙ vom Unterschiede zwischen Spund- und Boden-Tiefe (welche bey obigem Fasse 200 M. war) abgezogen, lässt 908 M. für die Weintiefe am Cylinderboden. Dieses mit dem Durchmesser des Cylinderbodens dividirt, giebt die Weintiefe in Theilen des Ganzen 0,923. Dieses Segments Fläche geben die Segmententafeln zu 0,964, die des ganzen Kreises = 1. Wird dieses mit 1135 Liter multiplicirt, als dem Inhalte des ganzen Fasses: so findet man den Inhalt der Weinvölle zu 1095 Liter. (Die Ausmessung mit Wasser gab ebenfalls 1095 Liter. Und obschon diese Übereinstimmung zufällig ist: so wichen doch alle Ausmessungen durchs ganze Fass im Durchschnitt nicht über 5 bis 6 Liter von der Berechnung nach dem Massstabe ab; welches eine Genauigkeit ist, die doppelt und dreyfach so gross ist, als sie im täglichen Leben gebraucht und erhalten werden kann.) Man sieht aus dieser kurzen Darstellung des Fassvisirens, wie einfach das ganze Geschäft ist, und wie leicht es war, Regeln zu finden, nach denen man den Inhalt der Fässer so genau angeben kann, als dieses im bürgerlichen Leben verlangt wird.

Jetzt kam noch eine Bedingung in die Aufgabe, die ihren Grund nicht in der Natur der Fässer, sondern in der der Fassvisirer hat. Diese sind gewöhnlich nicht sehr im Rechnen geübt, und sie haben daher gern Massstäbe, auf denen der Inhalt schon gleich in landüblichen Massen angegeben ist, so dass sie ihn nur abzulesen haben. Dieser Massstäbe giebt es zweyerley, *quadratische* und *cubische*. Auf jenen sind die Durchmesser der Kreise angegeben, deren Flächen sich verhalten, wie die Zahlen 1, 2, 3, 4 u. s. w., wobey zur Einheit die Fläche eines Cylinders genommen wird, der gerade einen der landüblichen Fusse hoch ist, und dessen Inhalt ein landübliches Mass enthält. Mit diesem misst der Fassvisirer den Bodendurchmesser, und bezeichnet ihn mit einem Strich Kreide. Dann misst er ebenfalls den Spunddurchmesser, den er eben so bezeichnet. Er theilt nun nach dem Längenmasse den Zwischenraum in 3 Theile, und macht ⅔ vom Spunddurchmesser wieder einen Strich. Dann misst er mit einem anderen Massstabe, der die Fussmasse enthält, die Länge des Fasses, und multiplicirt diese mit der Zahl, die an jenem mittleren Striche der Quadratruthe steht, welche die Fläche des Cylinderbodens angiebt. Das Product ist der Inhalt des Fasses in landüblichen Massen.

Allein hiebey muss der Fassvisirer oder der Rudermeister noch eine Multiplication machen, und dieses wird den meisten schwer. Sie arbeiten daher nicht gern mit der *Quadratruthe*, wie sie es nennen, sondern ziehen die *Cubikruthe* vor, bey der sie gar nicht zu rechnen brauchen. Diese beruht auf dem Satze, *dass in allen ähnlichen Körpern sich der Inhalt verhält, wie die Cuben der ähnlich liegenden Linien.* Wenn man daher in zwey ähnlichen Fässern dieselbe Linie misst, entweder die Länge oder den Durchmesser oder die Diagonale: so weiss man den Inhalt des einen, wenn man den des anderen kennt, da diese sich verhalten, wie die Cuben der gemessenen Linien. Mit Hülfe einer Cubiktafel ist es leicht, einen solchen Massstab zu machen, und ist er einmal gemacht, dann braucht man bloss zu messen, und hat nichts mehr zu rechnen.

Aber — dieser schöne und bequeme Massstab hat nur einen sehr eingeschränkten Gebrauch, denn die Fässer sind einander selten *vollkommen ähnlich*. Die Figur eines Fasses hängt von seinem Grundverhältnisse und von seiner Wölbung ab. Das Grundverhältniss hängt von seiner Länge und seinen beiden Durchmessern ab, und diese sind sehr verschieden. Auf dem Octroi in Paris kommen Fässer vor, deren Grundverh. 12:10 ist. Andere kommen vor, die beynahe doppelt so lang als dick sind, und deren Grundverhältniss wie 22:10 ist. Dieselbe Verschiedenheit, die in den Grundverhältnissen Statt findet, ist auch in den Wölbungen. Auf demselben Octroi kommen Fässer vor, wo der Unterschied zwischen Boden- und Spund-Durchmesser sich zur Länge verhält, wie 1 zu 8, und andere Fässer sind wieder so wenig gewölbt, dass dieses Verhältniss wie 1 zu 24 ist.

An dieser Klippe scheitern alle cubischen Massstäbe; wie Hr. *Bazaine* sie mit seiner neuen Erfindung zu umschiffen gesucht hat, wollen wir nachher sehen. Unsere Fassvisirer gehen von dem Grundsatz aus, dass die Fässer, die aus einer Gegend kommen, gewöhnlich sehr nahe dieselben Grundverhältnisse und dieselbe Wölbung haben, dass sie daher einander sehr ähnlich sind, und dass man also nicht viel fehlt, wenn man sie alle mit demselben cubischen Massstabe ausmisst.

Man sieht, dass bey vollen Fässern an der einen Multiplication nur mit Mühe vorbeyzukommen ist; und bey nicht vollen Fässern will es ohne Rechnung gar nicht gehen. Bey diesen muss man ausser der Multiplication mit der Länge noch eine Division und noch eine Multiplication machen. Um aber auch hierin vorbey zu kommen: so machen sich die Fassvisirer Tafeln, in denen für jede Art Fässer, die ihnen gewöhnlich vorkommen, durch Abzapfen bestimmt ist, wie viel Liter fehlen, wenn 10, 15, 20 Millimeter am Spunddurchmesser leer sind. Solcher *Tables de depottement* hat unser Vf. 39 gegeben, von denen wir nachher noch reden wollen.

Man sieht aus dieser kurzen Darstellung des Fassvisirens, dass dieses nicht schwierig für jemand ist, der multipliciren und dividiren kann, die Fässer mögen voll oder zum Theil leer seyn, da man in den Kreisflächen-Tafeln für jeden Durchmesser die Kreis-

fläche; und eben so in den Segmententafeln für jeden Theil des Durchmessers den Flächeninhalt des Kreissegments findet. Aber da das Fassvisiren so einfach ist, was enthalten denn die vielen Bücher, die darüber geschrieben sind? Zweyerley: 1) Untersuchungen über die krumme Linie, die die Dauben machen, und 2) Versuche zu allerhand Visirstäben, bey denen man nicht zu rechnen braucht. — Der Eine bringt hierauf Logarithmen an, der Andere befestigt oben an den Visirstab einen kleinen Quadranten, und der Dritte bringt verschiedene Arten von Eintheilungen an, die mit Stiften von verschiedener Form bezeichnet sind. Zu diesen gehört unser Vf.

Caswell war der erste, der parabolische und elliptische Linien auf die Krümmung der Fassdauben anwandte. Ihm folgte *Haase, Lambert, Mayer, Kästner, Pikel, Oberreich* und *Späth*. Diese wandten die Ellipse, den Cirkel, die Parabel, die Hyperbel und die Muschellinie auf die Fässer an, und lieferten hierüber sehr gelehrte Untersuchungen, welche indess die Kunst des Fassvisirens um nichts weiter brachten; denn diese wurde dadurch weder genauer, noch in der Ausübung leichter. Indess sind diese Untersuchungen nur für denjenigen nützlich, der sie anstellt, wenn sie auch übrigens in den Theil der praktischen Geometrie gehören, der seinen Namen hat wie *lucus a non lucendo*. Bey einem Fasse, welches nach der Regel gearbeitet ist, wird der Einrichtung der Fugebank gemäss jede Daube ein Kugelsegment. — Aber nun hängt es vom Böttcher ab, ob er ihr diese Figur lassen will oder nicht. Die meisten glauben, dass es sich schöner binde, wenn es im Halse ausgestossen werde. (Der Hals eines Fasses liegt in der Mitte zwischen Spund und Boden.) Stösst er nun die Dauben im Halse gerade: so läuft das Fass von seiner mittleren Wölbung an nach den Enden gerade bey, und seine Figur kommt dann der Muschellinie am nächsten. — Wie viel oder wie wenig das Fass im Halse ausgestossen ist, lässt sich nicht bestimmen, oder man müsste die krumme Linie der Dauben mit abreissen und Ordinaten messen, welches man keinem Fassvisirer zumuthen kann, und welches auch in vielen Fällen nicht angeht, wegen der aufgetriebenen Reife. — Dieses ist die *erste* Ungewissheit. Die *zweyte* ist, dass man die Holzdicke des Bodens nicht messen kann. Man nimmt gemeiniglich an, dass seine Holzdicke gleich sey der Daubendicke. Allein dieses ist an verschiedenen Fässern verschieden. Die *dritte* Ungewissheit ist, ob die Spitzung des Bodens für die Gargel weit eingreift oder nicht. Auch dieses lässt sich nicht bestimmen, und hängt von der Willkühr des Böttchers ab. Aus diesen Gründen würde man also nie den Inhalt genauer als etwa $\frac{1}{2}$ p. C. bestimmen können, selbst wenn die Fässer alle regelmässig gemacht wären, und die feinen theoretischen Untersuchungen können daher nie von Nutzen für die Anwendung seyn. Aber nun sind bey weitem die wenigsten Fässer regelmässig gearbeitet, und in keinem Lande weniger als in Frankreich, wie man dieses an allen französischen Weinfässern sieht. Und desswegen ist es unmöglich, dass der geschickteste Fassvisirer, im Durchschnitt genommen, genauer als 1 oder 2 p. C. messen kann. Der Minister des Innern in Frankreich hat eine eigene Instruction bekannt gemacht, nach der sich alle Visirer richten müssen. Wenn Rec. nicht irrt: so hat diese *le Gendre* entworfen. Sie beruhet auf der oben von uns angegebenen einfachen Berechnung des Inhalts. Hr. *Bazaine*, Professeur du Jaugeage, hat sie für die Visirer noch bequemer einrichten wollen, indem er eine neue Art Visirstäbe angegeben hat. Diese hat er der Gesellschaft der Erfindungen und dem Athenée vorgelegt, deren Beyfall sie erhielten. Der Bericht der ersten, der dem Werke vorgedruckt ist, ist so abgefasst, dass jemand glauben könnte, der Hr. *Bazaine* habe die Visirkunst zuerst erfunden. Die Versuche, die sie anführen, sind nur mit ein paar kleinen Fässchen von 80 und 135 Liter gemacht. Der Bericht der Commission des Athenée ist besser. Auch sind mehrere Versuche gemacht, deren Übereinstimmung mit der Rechnung aber nur im Allgemeinen angegeben ist.

Hr. *Bazaine* hat für die verschiedenen Arten Fässer, welche auf dem Octroi gewöhnlich vorkommen, 16 verschiedene Visirstäbe gemacht, deren eine mit C H bezeichnet ist, für die champagner Fässer, eine zweyte O R für die von Orleans u. s. w. Dieser hat er mehrere auf denselben Massstab getragen und, um sie zu unterscheiden, mit viereckigen, runden, ovalen und dreyeckigen Nägeln bezeichnet. Der Gebrauch hievon scheint Rec. so verwickelt zu seyn, und das Irren bey der Ähnlichkeit der Nägel so leicht möglich, dass er lieber zweyen Visirern das Multipliciren, als einem den Gebrauch dieses Visirstabes beybringen will. Denn diese ganze Erfindung erstreckt sich bloss auf volle Fässer, für nicht volle ist ohnehin nichts damit auszurichten. Für diese giebt er die sonderbare Regel, dass man den Inhalt des Leeren finde, wenn man es als einen Cylinder berechne, dessen Länge die Länge des Fasses sey, und dessen Durchmesser $1\frac{1}{2}$ mal die Höhe des Leeren vom Spund bis auf den Wein sey. Nähert sich das Leere den Böden: so ist der Durchmesser des Cylinders $1\frac{2}{3}$, und berührt es die Böden: $1\frac{3}{4}$. Hr. *Bazaine* scheint die Methode mit den Kreissegmenten nicht gekannt zu haben, welche *Bajer* in Deutschland schon vor ungefähr 100 Jahren nebst den Segmententafeln bekannt gemacht hat, denn sonst würde er keine so unbestimmte Regel für die nichtvollen Fässer gegeben haben. — Vorher hat er noch gelehrt, dass man das Fass aufrecht auf den Boden stellen, und in den oberen Boden ein Loch bohren soll, wodurch man den Visirstock hinein stecken könne. Hr. *Bazaine* scheint an die Schwierigkeiten nicht gedacht zu haben, die es hat, ein grosses Fass auf die Böden zu stellen. Endlich sagt er selbst: *Jusqu'à présent une certaine considération avoit rendu indispensable un moyen supplémentaire ou accessoire à la jauge en usage à Paris pour évaluer le vide des tonneaux. Des jaugeurs habiles pour subvenir au défaut des méthodes proposées la plupart impracticable ou vicieux ont effectué des*

depottements. Was mögen das nun für fehlerhafte Methoden feyn? Man fieht aus diefer Periode, auf welcher Stufe der Vollkommenheit die Vifirkunft in Frankreich ftehen mag. Denn diefe Tafeln über das Abzapfen giebt nun Hr. *Bazaine*. Ihrer find 39. Rec. hat zur Probe einige in Rechnung genommen, aber zum Theil fo fehlerhafte Refultate erhalten, dafs er es wieder aufgab, weil er glaubte, dafs die Tafeln entweder durch Beobachtungs-, oder Rechnungs- oder Schreib-Fehler fehr entftellt find. Ihre Einrichtung ift folgende: Tab. XXX. *Pipe Coignac de 624 Litres*. Dann folgen die Dimenfionen des Faffes. Dann Depottement, in dem einmal 8 und einmal 7 Liter ausgezapft worden. Neben an fteht die Weinleere in Millimetern. Diefes Wechfeln der Zahlen 8 und 7 hat Rec. auf die Vermuthung gebracht, dafs die Tafeln aus anderen reducirt find, welche vielleicht auf altes Mafs eingerichtet waren. Denn fonft ift es doch natürlicher, entweder immer mit 5 oder immer mit 10 Litern abzuzapfen; bey jener Reduction aber find vielleicht viele Fehler untergelaufen. — Rec. hat die Grundverhältniffe und Wölbungen aller diefer Fäffer entwickelt und gefunden, dafs jene im Mittel wie 10:15,9 find. Die Fäffer, die alfo in Paris vorkommen, find im Durchfchnitt noch 1½ mal fo lang als dick. Ihre Wölbungen verhalten fich im Durchfchnitt wie 1:11,8. Diefes ift auch faft das Einzige, was man aus einem Buche lernen kann, das Rec. mit grofsen Erwartungen in die Hände nahm, weil es von einem Profeffor der Vifirkunft gefchrieben war, der felbft Vifirer ift, und der, wie er in der Vorrede fagt, bey einem Böttcher die Lehre gemacht hat, um aus der Entftehung des Faffes die Regeln zu feiner Ausmeffung defto ficherer herleiten zu können. — Das vollftändigfte Werk über das Fafsvifiren befitzt wohl Deutfchland. Es ift von Profeffor *Späth*. In Frankreich fcheint man nichts fo Vollftändiges zu befitzen. Auch kann in Frankreich die Vifirkunft die Vollkommenheit nicht erreichen, die fie in Deutfchland hat, weil die Fäffer lange nicht in der Vollkommenheit gebaut werden, wie in Deutfchland, und vorzüglich in Franken und im Rheingau.

Von demfelben Vf. ift noch erfchienen:

Cours de géometrie pratique; appliqué à la mesure des Objets de Commerce. 1807.

Diefes Werk enthält fehr viel Brauchbares in einer fafslichen Sprache vorgetragen, hat aber nur ein auf die parifer Gegend befchränktes Intereffe. Da es blofs eine Sammlung des Bekannten ift: fo begnügen wir uns feinen Titel anzuzeigen.

e* e* e.

DRESDEN, b. Walther: *Leonelli's logarithmifche Supplemente, als ein Beytrag, Mängel der gewöhnlichen Logarithmentafeln zu erfetzen.* Aus d. Franzöfichen von *Gottfried Wilhelm Leonhardi*, Souslieutenant beym fächf. Feldartilleriecorps. 1806. 8. (12 Gr.)

Diefs Werkchen enthält 1) die Berechnung der natürlichen und gemeinen Logarithmen gegebener Zahlen mit zwanzig Decimalen, fo wie der zu gegebenen Logarithmen gehörigen natürlichen Zahlen, mittelft finnreicher und bequemer Factorenzerfällung, nebft den dazu erfoderlichen Logarithmentafeln; 2) die Theorie der Ergänzungs- und Verminderungs-Logarithmen und deren Gebrauch, aus den gegebenen Logarithmen zwey unbekannter Zahlen unmittelbar die Logarithmen der Numer und Differenz diefer Zahlen zu berechnen. Jeder, welcher mit Logarithmen rechnet, und weifs, dafs die gewöhnlichen Tafeln, welche nur auf fieben Decimalftellen berechnet find, in vielen Fällen nicht zureichen, wird gewifs *Leonelli's* Verdienft zu fchätzen wiffen, deffen Scharffinn eine Methode angiebt, die Logarithmen jeder Zahl auf zwanzig Decimalftellen ohne viele Mühe zu berechnen. Einer ähnlichen Methode hatte fich fchon, wie man nachher fand, *Brigg* bedient, welches aber den Dank, den der zweyte Erfinder verdient, nicht fchmälern kann. Die Methode felbft ift mit ihren verfchiedenen Modificationen in dem erften Abfchnitte diefes Werkchens fo kurz dargeftellt, dafs Rec. den Vf. abfchreiben müfste, wenn er davon dem Lefer einen deutlichen Begriff geben wollte. Es kam hier darauf an, jede Zahl, felbft Primzahlen, in Factoren von einer folchen Form zu zerfällen, dafs fich diefe Factoren und die dazu gehörigen Logarithmen in eine ziemlich kurze Tafel bringen liefsen. Die Methode, aus den Logarithmen zwey unbekannter Zahlen den Logarithmen der Summe oder der Differenz zu finden, wovon der zweyte Abfchnitt handelt, hat zwar für den praktifchen Mathematiker noch nicht den Grad der Brauchbarkeit erreicht, der fich wünfchen läfst; doch berechtigt das Gefagte fchon, von den fortgefetzten Bemühungen des Vfs. Mehreres zu erwarten. Angehängt ift das Urtheil, welches die Claffe der mathematifchen und phyfikalifchen Wiffenfchaften im Nationalinftitute der Künfte und Wiffenfchaften über *Leonelli's* Bemühungen gefällt hat, worin der Vf. gebührend gelobt wird, und ihm einige Bemerkungen gemacht werden, welche die Schwierigheit diefer Methode betreffen. In einem Briefe an *Delambre*, welcher auch angehängt ift, fucht er diefe zu heben. Die Überfetzung ift gut gerathen. Auch hat der Überfetzer einige Anmerkungen zugefügt, wo er vermuthete, dafs der Vf. dem deutfchen Lefer würde dunkel feyn, oder bey Sätzen, die ihm eines Beweifes werth fchienen.

— g

NEUE AUFLAGEN.

Hannover, b. Hahn: *Über das Contumacial-Verfahren bey den weftphälifchen Gerichtshöfen, zur Erläuterung der Artikel* 104 *und* 388 *der Procefsordnung.* Vorzüglich zur Erwägung für alle Friedensrichter. 2te verm. Auflage. 1810. 32 S. 8. (3 Gr.)

Ebendaf.: *Vollftändige Unterweifung der Beamten des Civilftandes in ihren fämmtlichen Verrichtungen.* Von Dr. F. *W. Pfeiffer.* 5te verbeff. u. verm. Aufl. 1810. IV u. 114 S. 8. (10 Gr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 14 DECEMBER 1810.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

PARIS, b. Renouard und in HOLLAND, b. Imerzeel und Comp.: *Discours sur les progrès des Sciences, Lettres et Arts, depuis MDCCLXXXIX jusqu'à ce jour, ou Compte rendu par l'Institut de France à S. M. l'Empereur et Roi.* Avec des notes sur les savans cités dans les rapports et la notice raisonnée de leurs travaux, dans lesquelles on a fait mention des ouvrages publiés en Hollande dans le même intervalle et sur les mêmes matières. Par le Docteur *J. L. Kesteloot.* 1809. 420 S. gr. 8.

[Von zwey Recensenten.]

Die zuerst durch den pariser Moniteur bekannt gewordenen Berichte über die Fortschritte der Wissenschaften und Künste seit dem J. 1789, welche im Febr. 1808 zufolge eines kais. Decrets von den vier Classen des Nationalinstituts zu Paris dem Kaiser in seinem Staatsrathe vorgelesen wurden, waren eine zu merkwürdige Erscheinung in den Annalen der Literatur, als dass sie nicht durch einen besonderen Abdruck dem grösseren gelehrten Publicum hätten mitgetheilt werden sollen. Hr. K. hat sich daher durch die Herausgabe derselben allerdings ein Verdienst erworben, und darf auf den Dank aller Freunde der Literatur um desto sicherer rechnen, da er sie mit so reichhaltigen Anmerkungen begleitet hat. Den Inhalt der einzelnen Berichte können wir aus dem Intelligenzblatt zu dieser Zeitung (1808. No. 13. 15. 19 und 25) als bekannt voraussetzen. Sie sind: 1) Bericht der *mathematisch-physikalischen Classe*, und zwar über die *mathematischen Wissenschaften* von *Delambre*, über die *physikalischen* von *Cuvier*; 2) Bericht der *Classe für die Geschichte und alte Literatur* von *Dacier*; 3) Bericht der *Classe der französischen Sprache und Literatur* von dem Präsidenten *Chenier*; 4) Bericht der *Classe der schönen Künste* von *Lebreton*. Jedem Berichte sind die Anreden der Präsidenten (*Bougainville*, *Levesque*, *Chenier* und *Bervic*) an den Kaiser, nebst den Antworten des Monarchen beygefügt. — So lange diese Schriften blofs als Actenstücke des Staatsraths im Moniteur circulirten, gehörten sie nicht vor das Forum der literarischen Kritik. Jetzt, wo sie in den Buchhandel gekommen sind, treten sie in die Reihe anderer literarischer Producte, und die Kritik fühlt sich aufgefodert, ihr Urtheil desto freymüthiger auszusprechen, je wichtiger der Einfluss ist, den sie, wenn auch nicht unmittelbar, doch mittelbar auf die Richtung der Literatur haben könnten.

Der gelehrte Herausgeber zählt diese Berichte unter die am besten geschriebenen französischen Werke in den letzten 20 Jahren: ein Urtheil, dem wir ohne Bedenken beystimmen, wenn von der Einkleidung die Rede ist. Die Vff. sprechen mit Enthusiasmus und Wärme; daher ist ihr Stil fast durchgängig mehr rednerisch, als erzählend. Ihr Vortrag ist rein, fliefsend und deutlich; ihr Urtheil klar und bestimmt. Sehen wir dagegen auf die Sache: so muss das Urtheil weniger günstig ausfallen. Auch Hr. K. scheint diefs gefühlt zu haben. Er bezeichnet den Standpunct, aus welchem diese Schriften zu beurtheilen sind, durch folgende Fragen: Hat das Nationalinstitut der Erwartung der gelehrten Welt in jeder Hinsicht entsprochen? Sind die von den Berichterstattern gezeichneten Grenzen wirklich die Grenzpuncte, wo die menschlichen Kenntnisse zu der Zeit, wo sie sprachen, stehen geblieben waren? Sind die berühmten Gelehrten und Künstler richtig gewürdigt worden? Verdienen die angeführten Facta, wodurch die Fortschritte des menschlichen Geistes bezeichnet werden sollen, in Bezug auf andere mit Stillschweigen übergangene, alle erwähnt zu werden? Diese richtig aufgestellten Fragen läfst Hr. K. unbeantwortet bey Seite liegen. Wir können die Gründe zu dieser Bescheidenheit des Holländers ehren, auch wollen wir wegen einzelner Auslassungen, minder genauer Urtheile und vielleicht auch unrichtiger Bemerkungen, die sich hin und wieder finden mögen, mit den Vff. nicht rechten, da die Kürze der Zeit, welche den Commissären des Instituts zur Abfassung der Berichte vergönnt war, in Vergleich zu der Schwierigkeit einer solchen Arbeit, dergleichen minder bedeutende Mängel einigermafsen entschuldigt: aber bey einem so wichtigen Gegenstande glauben wir unser Urtheil über den Geist, der das Ganze charakterisirt, unseren Lesern nicht vorenthalten zu dürfen.

Die Erwartungen, welche die gelehrte Welt an die Berichterstatter machen konnte, beruhen auf der richtigen Ansicht des merkwürdigen kais. Decrets. War es die Absicht des grofsen Kaisers, die gelehrten Forschungen der ganzen literarischen Welt in einem Tableau zusammengefasst zu überschauen? Oder sollten blofs die Fortschritte der Wissenschaften und Künste in Frankreich dargestellt werden? Die Präsidenten äufsern sich in ihren Anreden an den Monarchen so widersprechend darüber, dass man sieht, die verschiedenen Classen des Instituts selbst haben

die Absicht dieses Decrets weder übereinstimmend erklärt, noch sich deutlich gedacht. Denn wenn Hr. *Bougainville* S. 2 sagt: *V. M. I. et R. a ordonné que les classes de l'Institut viendraient dans son conseil lui rendre compte de l'état des sciences, des lettres et des arts, et de leurs progrès depuis* 1789: so nahm er das Decret offenbar im ausgedehnten Sinne. Dagegen sagt Hr. *Bervic* S. 133: *Le décret impérial qui nous ordonne de vous présenter l'état des arts en France depuis vingt ans*, — gerade das Gegentheil. Weniger deutlich drückt sich Hr. *Levesque* (S. 82) darüber aus, wiewohl im Bericht selbst (S. 86) bestimmt behauptet wird, dass die auswärtige Literatur mit darin begriffen sey. Dieser Widerspruch lässt sich bloss daraus erklären, dass man annimmt, die Mitglieder des Instituts haben diese Fragen überhaupt nicht von einander geschieden, sondern, eingebildet genug, den Zustand der Literatur in Frankreich für den Massstab des Zustandes der gesammten Literatur im Allgemeinen gehalten: eine Annahme, die durch das Bestreben der französischen Gelehrten, ihre Literatur *in jeder Hinsicht* (vgl. *Cheniers* Bericht S. 130) als die Erste in Europa aufzustellen, hinlänglich gerechtfertigt wird.

Der Einfluss dieser mehr oder minder beschränkten Ansicht des kaif. Decrets offenbart sich auch in den Berichten selbst, die in Anlage und Ausführung eben so verschieden sind, als die gelehrten Kenntnisse verschieden waren, welche die Berichterstatter zu der Arbeit mitbrachten. Besondere Auszeichnung verdienen die beiden Berichte der *mathematisch-physikalischen Classe*. Hier ist das Streben nach Vollständigkeit und eine allgemeine Tendenz unverkennbar. Sie umfassen nicht bloss die (in diesen Fächern hervorstechenden) Bemühungen der Franzosen, sondern auch Deutsche, Engländer und Italiäner werden unter den Einheimischen mit aufgeführt. Überhaupt liefern diese Berichte den Beweis, dass eine unbefangene Anerkennung des fremden Verdienstes und eine gemeinschaftliche Mittheilung und Annahme der gegenseitigen Kenntnisse gewöhnlich nur dann Statt finde, wann ein Volk sich selbst schon bis auf einen gewissen Punct der Einsicht und der Selbstständigkeit erhoben hat; dass aber auch umgekehrt die Kenntnisse eines Volks sich um desto mehr erweitern, je mehr die Gelehrten anfangen, die gleichzeitigen Forschungen anderer Nationen vorurtheilslos zu studiren, und die Entdeckungen derselben zur Erweiterung ihrer eigenen Kenntnisse zu benutzen. Ungeachtet aber die Hnn. *Delambre* und *Cuvier* ihre Kenntniss der ausländischen Literatur auf eine rühmliche Weise beurkunden: so sind doch auch diese Berichte bey weitem noch nicht unbefangen genug gearbeitet. Denn abgerechnet, dass mehrere Epoche machende Schriften und Entdeckungen der Ausländer mit Stillschweigen übergangen worden sind: so stehen auch die angeführten Facta alle in ganz besonderer Beziehung auf Frankreich, und es werden aus den reichen Schätzen der auswärtigen Literatur immer nur diejenigen Entdeckungen und Beobachtungen herausgehoben, die entweder dem Nationalinstitute zur Prüfung vorgelegt, oder die den Franzosen sonst Veranlassung zu neuen Entdeckungen wurden, so dass die Hauptrücksicht, die französische Literatur in ihrem Glanze zu zeigen, auch hier überall vorwaltet. — Xρμ.

Hr. *Delambre* hat die wahre Idee eines solchen Berichtes am klarsten gefasst, und daher nicht bloss die Namen derer, welche in seinen Fächern gearbeitet haben, angeführt, sondern die Entdeckungen und Theorieen selbst dargestellt; dagegen ist er weniger umfassend als *Cuviers* Bericht, und hat weniger Kenntniss vom Auslande. Nur die Astronomen sind in sein Sehfeld gekommen, alle anderen Sterne sind ihm nicht aufgegangen. Von *Kästner*, *Hindenburg*, *Langsdorf*, *Bohnenberger*, *Amman*, *Benzenberg*, *Bessel*, *Brandes*, *Busse*, *Eytelwein*, *Gerstner*, *Stahl*, *Huth*, *Ide*, *Lindenau*, *Rüdiger*, *Klügel*, *Kramp*, *Meyer*, *Pasquich*, *Pfleiderer*, den beiden *Pfaff*, *Soldner*, *Tempelhof*, *Karsten*, *Woltmann*, *Wiebeking*, *Wurm*, von den Reisenden *Seetzen*, jetzt *Horner* und *Krusenstern*, von den vielen geodätischen Arbeiten der Deutschen weiss er nichts. Die angewandte Mathematik ist beynahe ganz überschlagen, und welcher Vortheil von den Reisen entsprungen, wird kaum gesagt. Auch was für den mathematischen Theil des Magnetismus und des Lichts geschehen ist, ist so mager erzählt, dass der Kaiser keine grossen Ideen davon erhalten kann.

In Hn. *Cuviers* Bericht stösst man überall auf Auslassungen, welche bey einer solchen wichtigen Gelegenheit, die zum Zeugniss für Jahrtausende dient, nicht durch die Kürze der Zeit entschuldigt werden können. In wenigen Stunden lassen sich die Namen aller tüchtigen Gelehrten aufs Papier bringen und ordnen. Auf das Genanntwerden kam es hier den Gelehrten an, weniger auf das, was sie geleistet. Die wichtigsten Entdeckungen sind den Franzosen zugeschrieben, und ihre Meinungen oder Hypothesen sind meistens für infallibel ausgegeben, wenn es auch gleich nur stillschweigend entlehnte waren. So gehöre die Krystalltheorie ganz und gar *Hauy* allein an, die Krystallformen seyen nun einer strengen Berechnung unterworfen und erlauben nichts Willkührliches und Schwankendes mehr. Wie wenig wahr das Letzte sey, zeigen eine Menge Krystalle, der Spatheisenstein, krystallisirte Sandstein, Arragonit, überhaupt die Kalkspathe, die Hornblende, der Tremolith, die Zeolithe, Kiese, Fahlerze und Salzgemische (*Bernhardi*, *Haberle*, *Weiss*). Bald wird man auch einsehen, dass die Krystallographie keinesweges das Eintheilungsprincip, oder auch nur das Gattungsbildende in der Mineralogie seyn könne. Dass schon *Bergmann*, *Linné* und besonders *Romé de l'Isle* die Krystalle anatomirt, auf das System angewandt und mithin die Theorie geschaffen haben, ist zu bekannt, als dass *Hauy* sich dieses Verdienst zueignen könnte oder wollte, oder auch nöthig hätte, da die Fortsetzung und so meisterhafte Vollendung ihm Bewunderung genug zu verschaffen vermag.

Unter den ausländischen Chemisten wird ein einziger Deutscher, *Klaproth*, genannt, und einige Engländer, als wenn *Crell*, *Gren*, *Göttling*, *Westrumb*, *Hermbstädt*, *Bucholz*, *Trommsdorf*, *Richter*, *Schaub*, *Scherer*, *Winterl*, *John*, *Gehlen*, *Brugnatelli*, *Configliachi*, *Elhuyar*, *Proust*, *Thomson*, die von Hn. K. angeführten Holländer u. A. nicht vorhanden wären. Wer Erden und Metalle entdeckt, wer die einzelnen Theorieen geschaffen, davon kein Wort. Auch nimmt der Berichterstatter weder von den eigentlichen Physikern, noch von ihrer Wissenschaft gehörige Notiz. Es ist ein Glück für ihn, dass *Lichtenberg* schlummert; auch *Erxleben*, *Gren*, *Hube*, *Cavallo*, *Gehler* könnten ihren Antheil nachfodern. Mit diesen mögen sich die lebenden, *Meyer*, *Pfaff*, *Erman*, *Simon*, *Pl. Heinrich*, *Böckmann*, *Imhoff*, *Arnim*, *Schweiger*, *Fischer*, *Hauy*, *Pictet*, *J. Baader* trösten. Nach den Fortschritten, welche man in der Theorie des Lichtes, des Magnetismus (worüber *Delambre* einige Worte hat fallen lassen), der Elektricität gemacht hat, sieht man sich vergeblich um, des neuen Schwungs, den die Physik in Deutschland durch *Schelling* erhalten hat, nicht zu gedenken. Billig hätten *Mesmers*, *Thouvenels*, *Amoretti's*, *Ritters* übereinstimmende Entdeckungen angeführt werden sollen, welches Ansehen sie auch bey dem *B.* haben mögen.

Zu den Mineralogen, die etwas gethan haben, gehörten wohl auch *Karsten*, *Kirwan*, *Emmerling*, *Estner*, *Widenmann*, *Lenz*, *Moll*, *Flurl*, *Reuss*, *Brunner*, *Bertele*, *Mohs* (jetzt *Leonhard*, *Merz* und *Kopp*); zu den Geognosten *Delametherie*, *Trebra*, *Charpentier*, *Voigt* in Ilmenau, *Hamilton*, *Lasius*, *Buch*, *Steffens*, *Freiesleben*, *Herrmann*, *Breislack*, *Hoff*, *Nose*, *Selb*, (jetzt *Ebel*, *Sartorius* und *Hausmann*). Nur *Pallas*, *Werner* und *Humboldt* sind unter den Ausländern genannt. In den Versteinerungen sind wahrlich nicht müssig gewesen *Blumenbach*, *Beckmann*, *Rosenmüller*, *Esper*, *Faujas-St.-Fond*, *Karg*, der jüngere *Camper* und *Bonn*, *Adams*, Engländer, Amerikaner und Spanier.

Dieses sind nur die ausgelassenen Gelehrten, welche uns beyläufig einfallen. Wollten wir untersuchen, wie es gelungen, die Zunahme und Entstehung dieser Wissenschaften zu entwickeln, ob denn ihr wesentlicher Charakter vor und nach 1789 aufgefasst und deutlich herausgehoben sey, ob nur einige Vollständigkeit beabsichtiget worden: so würden wir gestehen müssen, dass aus dem Berichte nicht hervorgeht, dass dem Berichterstatter dieses Thema zum Bewusstseyn gekommen sey.

Was die chemische Physiologie geleistet hat, wird nicht gesagt. Nur die Franzosen sind dabey genannt, kein Deutscher, wodurch sogar ganze, neue Ansichten wegfallen mussten. Was haben *Rose*, *A. Humboldt*, *Emmert* und *Reuss*, *Schrader* und *Einhoff* dafür gethan! Was in der Anatomie geleistet worden, erfährt man nicht. Fünf Anatomen sind genannt, worunter *Blumenbach*, der einzige Deutsche. *Loders* Werk verdiente ohne Zweifel Berücksichtigung; so die Arbeiten von *Reil*, *Walter*, *Sömmerring*, *Cruikshank*, *Hildebrandt*, *Rosenmüller*, *Wrisberg*, *Sandifort*, *Meckel*, *Gall*, in der vergleichenden Anatomie von *Monro*, besonders von *Humboldt* und *Bonpland*, *Scarpa*, *Harwood*, *Wiedemann*, *Mangili*, *G. Fischer*, *Rathke*, *Albers*, *Meckel* dem Enkel, wobey Rec. auch sich nennen könnte. Ja sogar *Poli* ist mit Stillschweigen übergangen, dieser *Schöpfer der Muschelanatomie*. Wer erstaunt nicht, wer grübelt nicht über die Gründe nach, wie auch darüber, warum unter den Pflanzenanatomen nur *Link* beehrt wird, da doch Jedem *Rudolphi* und *Treviranus* d. J. dabey einfallen müssen. Aber sind nicht auch *Hedwig*, *Sprengel*, *Medicus*, *Bernhardi* ausgelassen? Übrigens erfährt der Kaiser den Zustand der Pflanzenanatomie, die doch seit 1789 erst wieder aufgeweckt worden, so wenig, als den Unterschied der jetzigen Physiologie von der älteren. Physiologen sind nur sieben genannt, worunter *Reil*, *Prohaska*, *Sömmerring* und *Kielmeyer*. Wie der Berichterstatter *Autenrieth* verschweigen kann, ist unbegreiflich; eben so *Döllinger*, *F. Baader*, *Ackermann*, *Görres*, *Dumas*, *Richerand*; — *Rafsn*, *Saussure* den Sohn, *Cotta*, *Frenzel* (jetzt *Kieser* und *Wahlenberg*) in der Pflanzenphysiologie. Wie wenig für die Anatomie und Physiologie der Insecten geschieht, wissen wir leider alle; um so mehr wären *Posselt* (jetzt *Ramdohr*), *Sorg* und *Hausmann* zu loben gewesen.

In der Naturgeschichte der Thiere sind wir vollends ganz irre geworden. Wie es damit aussehen mag, kann Niemand errathen, und unsere Urenkel werden erstaunen, wenn sie statt aller Fortschritte *acht* Namen lesen, wovon doch Frankreich allein sechs, England aber und Deutschland jedes nur einen aufzuweisen hatte. Der Deutsche ist *Fabricius*. Keine einzige Classe ist besonders ausgehoben, nicht gezeigt, wie eigentlich die Weichthiere und Säugthiere in dieser Zeit vorgerückt sind. Mit Schmerz sucht man den guten alten *Daubenton*. Was haben nicht *Le Vaillant*, *d'Audebert-Ferrussac*, *Broussonet*, *Lapeyrouse*, *Bruguière*, *Montfort*, *Sonnini*, *Daudin*, *Walkenaer*, *Jurine*, *Peron*, *Spinola*, (*Pennant*), *Latham*, *Bewick* geleistet, was *O. Müller*, *Abilgaard*, *Otho*, *Fabricius*, *Schreber*, *Herrmann*, *Zimmermann*, *Bloch*, *Naumann*, *Esper*, *Schneider*, *Merrem*, *Bechstein*, *Borkhausen*, *Lichthammer* und *Becker*, *Wolf* mit *Mayer* und *Frauenholz*, *Göze* und *Zeder*, *Rudolphi*, *Brera*, *Treviranus* d. Ält., *Schröter*, *Gmelin*, *Knoch*, *Herbst*, *Jablonsky* und *Borowsky*, *Meigen*, *Hoffmannsegg*, *Illiger*, *Gravenhorst*, *Retzius*, *Pallas*, *Laspeyres*, *Schrank*, *Azzara*, *Succow* (jetzt *Tiedemann*, *Steinmüller*, *Salis v. Marschlins*, *Meisner*, *Römer* und *Schinz*) gearbeitet! *Chemnitz* hat *Martini's* Conchylienwerk auch erst in den neunziger Jahren vollendet. Ohne Zweifel würde *Blumenbach* hier lieber und mit mehr Recht, als unter den Anatomen, stehen.

Was sollen wir von der Botanik sagen! Ein Erstaunen treibt das andere. Ja, es sind wirklich *Jacquin* und *Mutis* nicht genannt! Nur von *Willdenow* hat der Berichterstatter gehört. *Schrank* ist ihm

ein fremder Name; so Gärtner der Sohn, *Ehrhard*, *Märter*, *Wendland*, *Roth*, *Batsch*, *Gmelin*, *Hoffmann*, *Schrader*, *Weber* und *Mohr*, *Trattinik*, *Kerner*, *Römer* und *Usteri*, *Dieterich*, *Acharius* (jetzt *Flörke*). Doch er hat sogar tüchtige Franzoen nicht genannt, *Villars*, *Jaume St.-Hilaire*, *Vaucher*. Wenn die Vff. der *Flore française* genannt werden: so können es wohl auch die der wetterauischen Flora. Die Classe der Kryptogamen ist in diesem Zeitraume ganz neu geschaffen. Wer sollte es aus dem Berichte vermuthen? Der von *Humboldt* und *Bonpland* zurückgebrachte Reichthum von Pflanzen und ihre Pflanzenbeobachtungen sind ebenfalls übergangen. Wer ist also genannt? was geschehen? Eilf Botaniker sind die ganze Ausbeute seit 1789. Als fördernde Arbeiten können so gut die deutschen Sammlungen genannt werden, als die französischen, ja mit mehr Recht, weil die unserigen wohlfeil sind, während die ihrigen bald nicht mehr von Fürsten angeschafft werden können. Der Werth liegt nicht im grossen Format und in der Pracht der Farben, sondern im Charakter und in der verständigen Heraushebung der wesentlichen Organe. Daher sind *Bertuchs*, *Bergsträssers*, *Panzers*, *Sturms*, *Schkuhrs* Unternehmungen bedeutende Hülfsquellen für die Ausbreitung des Studiums der Natur, und mithin für die Bildung des ganzen Volks, während bey den Franzosen nur einzelne Wenige die Reichthümer der Natur anschauen dürfen. Die Bemühungen des Erzherzogs *Johann* für die gesammte Naturgeschichte, besonders aber für die Geognosie und Botanik, hätten nothwendig gewürdigt werden sollen. Hr. *C.* sagt unter anderen: „*Ce n'est point non plus par une partialité, qui seroit peut-être excusable, que votre Majesté impériale trouvera les noms des savans français aux premiers rangs dans presque toutes les branches des sciences naturelles; la voix de l'Europe leur assigne cette place comme nous; et même dans les parties où le* h a s a r d *n'a pas voulu que nos compatriotes fissent les découvertes principales, la manière dont ils les ont recueillies, dont ils en ont suivi toutes les conséquences, les place bien près des premiers inventeurs.*" Wenn eine Charakteristik getroffen ist: so ist es diese, und am wenigsten wollen wir gegen das Letzte streiten. Dass die Deutschen aber durch den *Hasard* Entdeckungen machen, ist eine Entdeckung ohne *Hasard*. Ableugnen lässt sich allerdings nicht, dass die Franzosen fremde Entdeckungen so zu manipuliren wissen, dass sie in kurzer Zeit ihren Platz nicht nur ganz nahe, sondern gewöhnlich über dem ersten Entdecker, und bald ganz allein erhalten. Worin liegt dieses? Wahrlich nicht in den Gelehrten allein, sondern theils in dem Genius der Nation, die nur das auf eigenem Boden Erzeugte anerkennt, preist, und das Fremde zurückweist, theils in der Beschränktheit der Ausbreitung der Literatur. — Die Krystallographie hat *Bergmann* begründet; sie wird aber *Hauy* zugeschrieben, weil die Franzosen nur dessen Namen kennen. Die Eintheilung der Pflanzen in A —, Mono- und Dicotyledonen ist uralt, gehört *Caesalpinus*, ist in der Folge oft, und mit anderen auch von *Jussieu*, angenommen werden. Ein Glück für ihn, dass er ein Franzos ist, den seine Landsleute allein kennen. Seine Eintheilung in Familien erheben sie bis an Himmel, und mit Recht verkünden sie die grossen Vortheile, welche eine solche Methode auch für die anderen Wissenschaften haben wird; allein wie kann man dieses Verdienst dem *Linné*, *Adamson*, unserem *Batsch*, die doch ein vollständiges Familiensystem aufgestellt haben, entziehen? Die Grundversuche, worauf *Lavoisier's* System ruht, hat er bekanntlich nicht gemacht, aber ergriffen hat er sie und mit seinen klugen Landsleuten sie reich und laut nachgemacht. Dass jetzt dieses sogenannte französische System durch die Entdeckungen der Deutschen und Engländer auf morschen Füssen steht, die nur darum noch nicht weggefault sind, weil die Franzosen aus allen Kräften daran kleistern, ist bekannt. Den Galvanismus haben die Franzosen weder entdeckt, noch vervollkommnet. Alles gehört den Italiänern. Es lässt sich nachweisen, wem die Franzosen jeder Thierclasse Eintheilung abgenommen haben. Worauf gründet sich also die Prahlerey? *C's.* Bericht können nur die vortrefflich nennen, die ihn zur Unterhaltung wie einen Roman lesen, aber von dem Zustande der Wissenschaften nichts wissen, und diese selbst nicht verstehen.

O.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Dortmund*, b. d. Gebr. Malliackrodt: *Allgemeiner Bauern-Kalender für das Jahr 1811.* Vom alten Herausgeber des westphälischen Anzeigers. Auch unter dem Titel: *Allgemeiner Bauern-Kalender, oder Hausbuch für den Bauernstand. Erste Lieferung: für das Jahr 1811.* Enthält die Geschichte des Vaters Jakob, eines reich gewordenen Bauers. Herausgegeben vom Präfecturrath D. *Arn. Malliackrodt.* 60 S. 8. (3 Gr.)

Eine Volksschrift, welche Bürgern und Bauern sehr empfohlen zu werden verdient. Es soll in derselben, nach dem Plane des Vfs., alles, was dem Bauernstande zu wissen nöthig und nützlich ist, mitgetheilt, und dadurch vorzüglich auf die Veredlung dieses Standes hingewirkt werden. Mit diesem edlen Zwecke steht Einkleidung und Vortrag, welche eben so fasslich als anziehend sind, in steter Harmonie. So verdient diese Schrift eine ehrenvolle Stelle neben den unübertrefflichen Flugschriften, welche der verdiente P. *Schlez* vor einigen Jahren herausgab, und welche Rec. noch jetzt denen, für die sie bestimmt sind, in den langen Winterabenden oft zu lesen giebt. Denn wenn Landprediger sich solche Schriften nicht selbst anschaffen, um sie zu verbreiten: so finden solche, trotz der Wohlfeilheit, keinen Eingang. Wir fürchten daher, dass auch dieses edle Unternehmen des Hn. *M.* ins Stocken gerathen werde. Denn welchem Bauer bleibt jetzt Geld und Muth übrig, Bücher zu lesen? — Übrigens ist zu tadeln, dass der Druck für den Bauer bey weitem nicht deutlich und gross genug ist.

— sch —

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 15 DECEMBER, 1810.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Paris, b. Renouard u. in Holland, b. Imerzeel u. Comp.: *Discours sur les progrès des Sciences, Lettres et Arts, depuis MDCCLXXXIX jusqu'à ce jour, ou Compte rendu par l'Institut de France à S. M. l'Empereur et Roi.* — Par le Dr. *J. L. Kesteloot* cet.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Am beschränktesten, und daher am magersten, ist unstreitig der Bericht der *Classe für die alte Literatur und Geschichte.* Da gerade hier die Franzosen hinter den auswärtigen Nationen so weit zurückstehen: so war eine unbefangene Darstellung der Verdienste des Auslandes um desto eher zu erwarten, je wohlthätiger diess auf die Inländer wirken, je mehr es die grosse Nation auch auf diesem Felde der Ehre zu einem rühmlichen Wetteifer mit dem Auslande entflammen konnte. Aber statt dessen finden wir eine gänzliche Verkennung alles fremden Verdienstes. Gerade in den Wissenschaften, wo die Franzosen am wenigsten geleistet, wie in der Philologie und Philosophie, da werden die mächtigen Fortschritte der Ausländer (fast möchte man sagen, geflissentlich) verschwiegen; und wo sie sich nur einigermasen über die früheren Zeiten erhoben fühlen, da stehen die Ausländer ihnen nur als Nachfolger oder dienende Begleiter zur Seite. Nirgends ein Wink, dass sie fremden Nationen diese oder jene Kenntniss verdankten; nirgends ein Wort, dass Deutsche, Engländer, Italiäner oder Holländer in diesem oder jenem Fache weiter fortgeschritten wären, oder dass sie ihnen nacheifern müssten, selbst da nicht, wo sie ihre eigene Schwäche einzugestehen gezwungen sind. Bey einer solchen Einseitigkeit konnte es nicht fehlen, dass der Bericht in jedem seiner Theile sehr dürftig und mangelhaft ausfallen musste. Wie armselig erscheint die Darstellung der philologischen Studien! und welcher Reichthum, wenn die scharfsinnigen Forschungen der Deutschen, Holländer und Engländer berücksichtigt worden wären! Wie unbedeutend die wenigen Zeilen über die Philosophie! und welche ungeheure Reformen hat diese in den letzten 20 Jahren erlitten! Selbst die Legislation und das Rechtsstudium, welche, um doch etwas Bedeutendes aufzählen zu können, zugleich mit in diesen Bericht gezogen wurden, hätten bey den Ausländern, deren Verdienste hier wenigstens nicht ganz übergangen werden, noch eine reichliche Nachlese gefunden. Reichhaltig ist der Abschnitt von den historischen Wissenschaften; aber welche goldne Schätze lagen noch in der Literatur des Auslandes ausgebreitet! Ein *Joh. v. Müller*, ein *Mitford*, die einzigen genannten Ausländer, zu denen sich in den stürmischen Zeiten die Muse der Geschichte geflüchtet habe, werden gleichsam im Vorbeygehn erwähnt. Und dieser Berichterstatter, der ein so armseliges Gerippe hinstellt, der sogar das Geständniss ablegt: *La philologie, qui est la base de toute bonne littérature,* — *ne trouve presque plus personne pour la cultiver* (S. 87) — dieser entblödete sich nicht, dem Kaiser einige Zeilen vorher zu erklären: *Le compte que la classe vient présenter à Votre Majesté, n'est et ne peut être que le résultat de l'examen qu'elle a fait des ouvrages qui ont paru en Europe depuis* 1789 (S. 85); oder: *ce travail — comprend — l'indication des efforts qu'ont faits depuis vingt ans les hommes de lettres, françois et étrangers!* Wo bleiben die *Porson, Ruhnken, Wyttenbach, Heyne, Wolf* u. s. w.? wo die *Kant, Reinhold, Fichte, Schelling* u. s. w.? wo die *Schlözer, Spittler, Schröckh, Schiller, Heeren* u. s. w.?

Den Bericht von *Chenier* kann dieser Tadel um desswillen weniger treffen, weil er die *französische Literatur* ausschliessend zum Gegenstande hat, wiewohl auch hier, um den gegenwärtigen Standpunct dieser Literatur in ihrem wahren Lichte zu zeigen, vergleichende Seitenblicke auf die wissenschaftliche Cultur des Auslandes nicht am unrechten Orte angebracht worden wären. Wir enthalten uns gern jeder weiteren Bemerkung über das Einzelne. Aber wie leicht hätte der Umstand, dass der französischen Literatur ein eigener Bericht gewidmet wurde, der im eigentlichen Sinne ein Denkmal des Nationalruhms seyn sollte und wirklich geworden ist, die übrigen Berichterstatter auf die allgemeinere Tendenz ihrer Arbeiten leiten können! — Was endlich den Bericht über *die Künste* betrifft: so trägt er, wie die oben angeführte Stelle aus der Anrede des Präsidenten *Bervic* beweist, seine Tendenz an der Stirn geschrieben; wir bemerken also bloss, dass er mit einer gedrängten Geschichte der Künste in Frankreich von den ältesten Zeiten an beginnt, die Ursachen ihres Verfalls oder Emporhebens gut entwickelt, und den gegenwärtigen Zustand der Künste in Frankreich lichtvoll vor Augen stellt; folglich seiner Tendenz durchgängig treu geblieben ist.

Ungeachtet dieses beschränkten Gesichtspuncts sind diese Berichte höchst merkwürdige Actenstücke der neuesten Literatur, auch abgesehen von dem oben erwähnten Vorzuge, dass sie als Muster eines schö-

nen Vortrags gelten können. Denn erstlich geben sie eine gute Übersicht von dem, was die Franzosen in den einzelnen Wissenschaften geleistet; sie stellen uns gleichsam auf den Gipfel der französischen Literatur, und der unparteyische Beschauer des Gemäldes, dem der Zustand der neuesten Culturgeschichte von Europa, oder wenigstens seines Volks, nicht unbekannt ist, wird durch Vergleichung um desto sicherer finden, worin die Franzosen den auswärtigen Nationen vorgeeilt, und worin sie hinter denselben zurückgeblieben sind. Endlich liefern sie auch den auffallendsten Beweis, wie sehr noch die ausländische Literatur in Frankreich vernachlässigt wird, wie selbst die ausgezeichnetsten Gelehrten dieses Reichs die Verdienste fremder Nationen entweder nicht kennen, oder, durch Eigenliebe und Nationalstolz geblendet, verkennen und verachten.

Die Anmerkungen des Herausgebers (S. 177—420), welche sich in diesem Bande blofs über die beiden Berichte der mathematisch-physikalischen Classe erstrecken, zeugen von groser Belesenheit und genauer literarischer Kenntnifs, und machen auf die Fortsetzung derselben über die übrigen Berichte, wozu der Herausg. durch die in den Text eingeschalteten Numern Hoffnung gemacht, um desto begieriger, da gerade in diesen Fächern so vielfältige Gelegenheit zu Nachträgen, besonders auch für die holländische Nation, sich darbietet. Hr. K. hatte nämlich den Zweck, nicht blofs die nöthigen literarischen Notizen über die in den Berichten nur namentlich angeführten Werke und Gelehrten zu geben, sondern auch das nachzutragen, was die holländische Nation seit diesem Zeitraume in den einzelnen Wissenschaften geleistet hat. So erwirbt er sich durch diese Ausgabe das doppelte Verdienst, für seine eigene Nation ein Denkmal des Ruhms zu stiften, und zugleich zur Verbreitung der holländischen Literatur in Frankreich wohlthätig mitzuwirken. Ins Einzelne dieser Zusätze näher einzugehen, verbietet der Raum. Dafs der Vf. auf die englische, deutsche und italiänische Literatur weniger Rücksicht nimmt, kann ihm nach seinem besonderen Zwecke nicht als Fehler angerechnet werden. Da ein Jeder die Literatur seines Volks am besten kennen mufs: so bleibt der Nachtrag der deutschen Literatur billig einem Deutschen, der der englischen einem Engländer überlassen. Und nun zum Schlufs nur noch Eine Bemerkung. Welch' ein herrliches, umfassendes Gemälde würden diese Berichte geworden seyn, wenn das Nationalinstitut Zeit und Willen gehabt hätte, dieselben im Vereine mit den berühmtesten Gelehrten aller auswärtigen Nationen abzufassen! Welch' ein unvergängliches Denkmal würde sich das Institut in den Annalen der gelehrten Welt gestiftet haben, wenn die Literatur eines jeden gebildeten Volkes von einer Meisterhand mit gleicher Vollständigkeit durchgeführt, mit strenger Unparteylichkeit gewürdigt, und die Resultate daraus, ohne alle Rücksicht auf Nationalität, im Charakter des wahren Gelehrten, des Weltbürgers, dargelegt worden wären!

Χρμ.

GREIFSWALD, b. Mauritius: *Versuch über die Kritik der wissenschaftlichen Diction*, mit Beyspielen aus den philosophischen Systemen und anderen Wissenschaften, und mit einer Anwendung auf theologische Begriffe, von D. *Gottlieb Schlegel*, Generalsuperint. von Schwedisch-Pommern und Rügen, Procanzler u. s. w. 1810. XVI u. 104 S. gr. 8. (8 Gr.)

Ein Versuch einer Kritik der wissenschaftlichen Diction (nicht *über die* Kritik, denn wir haben ja noch keine), wenn derselbe mit philosophischem Geiste, mit Sprachenkunde, und mit besonderer Kenntnifs der verschiedenen Arten der Diction angestellt würde, wäre ein höchst lehrreiches und interessantes Werk, würdig eines zweyten *Lambert*. Eine solche Kritik müfste nach unserer Einsicht von der Natur und dem Charakter des wissenschaftlichen Denkens und Erkennens ausgehen, und daraus die nothwendige Beschaffenheit der wissenschaftlichen Diction ableiten, da ja die Sprache Darstellung des Geistigen, und die wissenschaftliche Sprache eine sinnliche Darstellung einer besonderen Art des Geistigen ist. Käme dann noch hinzu eine philosophische Erkenntnifs der Sprache und ihrer Bildung überhaupt, und eine genaue Erkenntnifs der besonderen Nationalsprachen, ihrer Ausbildung, ihres Geistes, welcher immer mit dem Geiste der Cultur eines Volkes im Wechselverhältnifs stehet: so würden sich vor allen hieraus ergeben *Principien der Beurtheilung* der vorhandenen philosophischen Bezeichnungen, wozu auch die theologischen gehören, die insgesammt das reine Denken des Übersinnlichen zum Gegenstande haben; dann aber auch *heuristische Principien*, wie neue angemessene Bezeichnungen gefunden werden, durch welche Geistesoperationen dieselben zu Stande gebracht, und woher dieselben entlehnt werden könnten. Eine solche Kritik, die von dem menschlichen Erkenntnifsvermögen selber ausginge, hat unser Vf. nicht geliefert, vielmehr ist sein Versuch nur eine Censur einzelner wissenschaftlicher Ausdrücke, z. B. der Entelechie des Aristoteles, der Substanz des Spinoza, der Ἡδονή des Epikur u. s. w. Diese Ausdrücke beurtheilt der Vf. nach den Regeln der Deutlichkeit, Bestimmtheit und Bedeutsamkeit, und schlägt hie und da andere Bezeichnungen vor, z. B. für Philosophie Noosophie. Hiebey giebt nun der Vf. manche lehrreiche Bemerkungen über die Sprache und einzelne Bezeichnungen derselben, die aber doch den Mangel einer eigentlichen Kritik nicht ersetzen. Da die Wissenschaft überall die Ergründung der Realität des Übersinnlichen zum Gegenstande hat: so kann es der Wissenschaft nur von Unkundigen übel gedeutet werden, wenn sie die gemeine Sprache des Lebens unzureichend findet, und sich eine besondere Sprache und eine besondere Symbolik derselben bildet. Denn eben darum, weil die Wissenschaft ungemeine, über die Sphäre des Lebens hinausgehende Ideen erzeugt und bearbeitet, kann der Sprachschatz des Lebens und des gemeinen, im Kreise des Endlichen und des Bedingten befangenen, Den-

kens keine Bezeichnungen für Ideen liefern, die der gemeine Sinn und das Leben nicht hat. Die wissenschaftliche Sprache bedarf daher einer besonderen Art und Kunst des Symbolisirens, womit sich eine Kritik der wissenschaftlichen Diction zu beschäftigen hätte. Wenn daher der Vf. unter den Quellen, woraus eine *verbesserte* Diction geschöpft werden könne, auch die Zuflucht zu fremden Sprachen nennt: so kann Rec. nur mit Einschränkung ihm beystimmen. Wenn wir ausländische Natur- und daraus bereitete Kunst-Producte mit fremden Namen belegen: so ist diess ganz in der Regel. Hingegen ächte wissenschaftliche Begriffe, von welchem Volke sie auch zuerst gedacht seyn mögen, sind nichts Nationales, und es müssen sich für solche Ideen in der gebildeten Sprache eines philosophirenden Volkes, z. B. des Deutschen, angemessene Ausdrücke finden oder erfinden lassen. Dabey kommt fast alles auf den Umstand an, ob ein Volk originell philosophire, oder nur fremde Gedanken sich aneigne und verarbeite, wie die Römer. Im letzteren Falle wird man auch zu fremden Bezeichnungen seine Zuflucht nehmen müssen. Die eigentliche philosophische Composition, und die Verbindung der Reinheit und Schönheit der Sprache mit der Gründlichkeit der Gedanken, der Blumen des Witzes mit den Früchten des forschenden Geistes scheint uns Deutschen am fremdesten zu seyn, und ist mehr bey Nichtsystematikern und Bearbeitern einzelner Zweige der Wissenschaft, mehr bey *Platon*, *Hemsterhuis*, *Jakobi*, *Lessing*, *Mendelsohn*, als bey Systematikern und Erfindern, wie *Aristoteles*, *Kant* u. s. w. anzutreffen. — Wie viele Streitigkeiten in der Philosophie sich zuletzt auf Wortstreitigkeiten zurückführen lassen, würde eine philosophische Darstellung und Würdigung des *prius*, das über der Erfahrung, und den verschiedenen Systemen zum Grunde liegt, und was den Standpunct und das Herz jeder Philosophie bezeichnet, lehren können. Denn so vielfach auch *Platon*, *Spinoza*, *Leibnitz*, *Kant*, *Fichte*, *Schelling* u. A. dieses *prius* benennen: so streben doch alle nur nach Einer Idee, die sie von den mannichfaltigsten Seiten auffassen. Schon eine Censur dieser verschiedenen Benennungen des jeder Philosophie vorausgesetzten *prius* würde ein nicht zu verachtender Beytrag zu einer künftigen Kritik der wissenschaftlichen Sprache seyn.

In einer Kritik der wissenschaftlichen Diction ist es auffallend, *empyrisch* für empirisch; undeutsche Redensarten, wie S. 7: Der Mensch hatte die Welt noch nicht *von* Geschlechtern und Arten abgetheilt; lateinische Redensarten, wie S. 8: der Nutzen der Worte ist *für denselben* zu halten, als der anderen Zeichen; und S. 83: es ist nicht Wunder; ungrammatische Wortfügungen, wie: auf *sie* (der Fürsehung) beruht etc. statt: auf *ihr* — zu lesen.

Mc.

KIRN, b. Simon: *Der Meuchelmord von Wallhausen*, von *J. N. Becker*, Sicherheitsbeamter (en) des Bezirks von Simmern, Departement von Rhein und Mosel. 1805. 158 S. 8. (12 Gr.)

Der in dieser Schrift erzählte Fall ist einer der schauderhaftesten, der den Stolz der Menschheit niederschlagen, ihr Gefühl empören, und den Wunsch auf Verbesserung der Sitten leiten muss. Am 2 Thermidor Jahr 12 (21 Jul. 1804) wurde der Tod eines gewissen Caspar Vorrath, vormals dalbergischen Amtmanns, in seinem Wohnorte Wallhausen ruchtbar, und er sollte nach dem Vorgeben seiner Ehefrau die Treppe heruntergestürzt seyn. Der unzüchtige Lebenswandel dieser Frau, die ihren Mann um Dienst und Vermögen gebracht hatte, ihr lautgewordener ehebrecherischer Umgang mit dem Knechte und andere Umstände erweckten Verdacht. Es wurden Untersuchungen angestellt, und es ergab sich nach den eigenen Geständnissen der Verbrecher, dass der gedachte Knecht, Eberhard Hang, 26 Jahr alt, auf Anreizen der Frau des Ermordeten, und mit Vorwissen dessen Tochter, die That mit einem Hammer verübt habe: Also Gatten-, Vater-, Dienstherren-Mord! — Die Mutter, eine Frau von 40 Jahren, war schwanger von dem Knechte, und die Besorgniss der Entdeckung eines kleineren Verbrechens reizte, wie so oft, zu einem grösseren, das doch auch nicht unentdeckt blieb. Die Tochter von 17 Jahren, war von diesem nämlichen Knecht verführt worden, hielt es aber dennoch mit der Mutter, stand Schildwache, half den Vater bestehlen u. s. w. Der Leichtsinn, die Verstockung, mit der sich beide Weibsbilder im Gefängniss und Verhör betrugen, ist fürchterlich. —

Was die Schrift betrifft: so enthält sie eigentlich verschiedene Actenstücke, die einen Begriff von der jetzigen französischen Criminal-Prozessform geben. Man muss den unermüdlichen Eifer des Sicherheitsbeamten *Becker* (durch die actenmässige Geschichte der Räuberbanden am Rhein und sonst bekannt), bey der Untersuchung, die durch Übereilung des Friedensrichters, besonders in Absicht des Thatbestandes (*corp. del.*), beynahe vereitelt worden, rühmlich anerkennen. Auch seine Bemerkungen zeugen von Einsicht und guten Erfahrungen. So erinnert er, S. 68, dass der Umstand, dass ein Zeuge den Knecht gleich nach der That aus dem Hause über den Hof springen sehen, und dass dieser Knecht leugnete, seit zwey Stunden im Hause gewesen zu seyn, hauptsächlich zur Entdeckung beygetragen, wie auch, dass gewöhnlich das Leugnen der Schuldigen selbst von kleinen Umständen zum Geständniss oder zur Überweisung führe. In der sonst guten Ermahnung zum Geständniss S. 73 scheint eine Suggestivfrage zu liegen, und man sieht, dass sie auf das erste kaum halbwahre Geständniss Einfluss gehabt. — Die Ehefrau und der Knecht wurden zum Tode, die Tochter, bey der man auf frühzeitige Verführuug und böses Beyspiel Rücksicht nahm, zu 20jähriger Einsperrung und 6stündiger Ausstellung auf der Schandbühne verurtheilt. Ein ergriffenes Cassationsgesuch wurde verworfen. Die Frau ging standhaft zum Tode; der Knecht betrunken.

F. J.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Berlin*, b. Sander: *Über Moralität und Religiosität, in Beziehung auf das Wohl des Staats*, von *D. L. Theremin*, Prediger zu Gramzow. 1810. 55 S. (4 Gr.)

Alles, was hier gesagt wird, ist wahr und gut, aber nicht erschöpfend und befriedigend. Die vorausgeschickte Zergliederung der Hauptanlagen der Menschen scheint für diese kleine Schrift überflüssig zu seyn. Es war genug, wenn der Vf. Moralität und Religiosität erklärte, den Einfluss von beiden in das Wohl der Staaten zeigte, die Einwürfe beantwortete, die Hindernisse bemerkte, und zweckmässige Mittel dagegen vorschlug. Bey der Beantwortung der Einwürfe gegen jenen Einfluss schränkt er sich bloss auf die Religiosität ein, und zeigt nicht, warum Moralität im Staate nicht eben das leisten könne, was er der Religiosität zuschreibt, zumal da er von Belohnung des Guten redet, die sich doch bey der Moralität auch ohne Religiosität denken lässt. Die Moralität soll vorzüglich dadurch befördert werden, dass in jedem Lyceum und Gymnasium besondere Stunden über die Pflichtlehre gegeben werden, und die Religiosität, dass ein Tag in der Woche ausersehen werde, um die sämmtlichen Lehrer und Schüler in denselben zu einem religiösen Zwecke zu versammeln, dass in diesen Versammlungen *eigends* für die Jugend gewählte Lieder gesungen, ein für sie verständliches (warum nicht auch erweckliches?) Gebet gesprochen (von wem? doch wohl am besten von einem Lehrer, der es mit Wärme sprechen kann), und von einem der Lehrer ein Vortrag gehalten werde, der sich ganz auf die Bedürfnisse der Versammlung beziehe. Die zu singenden Lieder müssten poetischen Werth haben, und möglichst schön und von schönen Melodieen begleitet seyn; und, um dem Gesange in der Versammlung der Schüler den möglichsten Grad der Schönheit zu geben, sollen alle Schüler, *ohne Ausnahme*, regelmässig nach Noten singen lernen. Alles gut, wenn es auch nur so leicht auszuführen wäre! — Um zweckmässige kirchliche Einrichtung zu befördern, soll die Hofkirche den Ton angeben, welche zugleich dem Geiste einer frohen Gottesverehrung gemäss verziert seyn soll. Von dieser Sache scheint sich der Vf. zur Verbesserung der Stadt- und Landkirchen zu viel zu versprechen, die davon gemeiniglich keine Notiz nehmen, auch sich nicht so ganz umbilden lassen, wie der Vf. denkt. Rec. lebt in einer Residenzstadt, wo eine geschmackvolle Hofkirche ist, in welcher zweckmässige Gottesverehrungen gehalten werden; aber die Stadtkirche hat noch immer ihre besondere Einrichtung, so sehr sie sich auch übrigens im Wesentlichen der Hofkirche nähert — und die Landkirchen fragen gar nicht danach, wie die Gottesverehrung bey Hofe und in der Stadt gehalten wird. Sie würden es sogar als eine Abweichung vom Glauben ansehen, wenn in ihnen das Mindeste verändert werden sollte. Und weit entfernt, dass, wie der Vf. sagt, bey zweckmässigeren Gottesverehrungen und bey Verschönerung der Kirchen das Interesse an den öffentlichen Gottesverehrungen erweckt, und die Lust zum Kirchengehen vermehrt werden sollte: so würde es vielmehr bey dem unaufgeklärten Theile des Volks das Gegentheil bewirken, das erst besser belehrt seyn muss, ehe es an solchen Veränderungen Geschmack finden kann. Und schon die Einführung eines neuen Gesangbuchs, welche Hindernisse findet sie nicht, wie Viele bleiben von den kirchlichen Versammlungen zurück, und finden sich nur nach und nach wieder ein! Die Unaufgeklärten wollen das Neue nicht, und die Aufgeklärten bedürfen, wie sie meinen, der öffentlichen Religionsübungen nicht. Wann waren unsere kirchlichen Versammlungen zahlreicher? War es nicht zu der Zeit, als in ihnen noch Kyrie-eleison u. s. w. gesungen, polemisch gepredigt, dogmatisch katechisirt und mystisch collectirt wurde, kurz, da alles noch in der Kirche auf dem alten Fusse stand? Neue Gesangbücher, moralische Predigten und Katechisationen und nüchterne Collecten verjagten die Kirchengänger, und weit entfernt, dass dadurch die Kirchen voller werden sollten, werden sie nur noch leerer, und die dadurch gereinigten und verbesserten Religionsbegriffe trugen das Ihrige dazu mit bey. Diess ist aber so wenig ein Verlust für die Religion, dass es vielmehr ein Gewinn für sie ist. Denn es ist ein Beweis, dass die Menschen über Religion und Kirchengehen nachzudenken anfangen und einsehen lernen, dass das Kirchengehen nicht Religion, und die Gottesverehrung nicht Gottesdienst sey. Und die jetzt noch, bey der neuen Ordnung der Dinge, die Kirchen besuchen, kommen aus reinen Absichten, oder sind doch, bey der jetzigen kirchlichen Einrichtung, einer wahren Belehrung fähig. Und wenn sie besser belehrt seyn werden: so werden sie auch die Kirchen wieder fleissiger besuchen, und einen Geschmack an einer vernünftigen Gottesverehrung finden, und sie zu befördern suchen. Nur die Unaufgeklärten und Halbaufgeklärten werden zurückbleiben. Hier muss also in Schulen das Beste geschehen; die Jugend muss zur Religion und einer vernünftigen Gottesverehrung erzogen werden. Die Lehrer selbst müssen Beweise von ihrer Werthschätzung gegen dieselbe geben, und den kirchlichen Versammlungen regelmässig und andächtig beywohnen, und die sich dem Lehramte in der Kirche gewidmet haben, dürfen sich den kirchlichen Versammlungen nicht, wie gewöhnlich, entziehen. Die Vorsteher der Städte und Dörfer, die Räthe und Minister, und die Häupter und Regierer des Volks müssen die ersten in den Kirchen seyn, und mit ihrem Beyspiele vorleuchten. So lange dieses nicht geschieht: so helfen keine verbesserten kirchlichen Andachten, und keine geschmückten Kirchen, und keine noch so guten Belehrungen über Religion, und noch so dringenden Ermahnungen zum fleissigen Kirchenbesuche. *Hinc illae lacrymae!* — Was in Ansehung einiger nicht bestimmt und richtig genug ausgedrückter Gedanken in diesen Bogen noch zu erinnern wäre, überlässt Rec. dem eigenen Nachdenken des Vfs. bey einer nochmaligen Durchsicht derselben, und erklärt übrigens die Schrift für lesenswürdig.

Φ.

Stuttgardt, b. Löflund: *Rede an dem Grabe Sr. Hochwürden Herrn M. Georg Ernst Göz, Stadtpfarrers in Stuttgardt, den 27 Dec. 1807*, nebst einigen Zügen aus dem Leben und Charakter des edeln Vollendeten. 36 S. 8. (2 Gr.)

Diese kleine Schrift, die vermuthlich aus blosser Speculation unter dem Titel: *Göz Leben und Charakter*, im Messkataloge stand, entspricht dem Titel Rede nicht, da sie ein bis S. 15 fortlaufendes Gebet ist, wo Gott die Lebensumstände des Verstorbenen unnatürlich genug vorerzählt werden. Die von S. 16 angeschlossenen, einige Züge aus dem Leben und Charakter des Vollendeten, enthalten meist für ein grösseres Publicum unnöthige Notizen, wie z. B. die Geburtstage und Jahre seiner zehn Töchter, oder die zu breit erzählte Krankheitszufälle des 71jährigen Mannes, seine Ahnungen seines nahen Todes, Dinge, die vielleicht für die Familie interessant, für das psychologische Publicum [illegible] gleichgültig sind, und daher jener wohl hätten bleiben [illegible] fen, auch bey der inneren Beschaffenheit dieser Schrift [illegible] bleiben werden.

Z.

Ausländische Sprachkunde. *Berlin*, b. Hayn: *Gemälde zur französischen Unterhaltung, oder die leichteste [illegible] in kurzer Zeit französisch sprechen zu lernen.* Zum Unterricht in Schulen. Von *Salomon Ponge*, Sprachlehrer im [illegible]schen Waisenhause. Dritte Lieferung. 1809. 24 S. 4. (16 Gr.)

Der beiden ersten Lieferungen ward No. 25 der J. A. L. Z. von 1809 erwähnt. Bey der dritten ist ein Meyerhof mit seiner umliegenden Gegend abgebildet, wodurch der Lehrer Gelegenheit erhält, sich in 20 Lectionen mit seinen Schülern über eine Menge Gegenstände, aus der Küche, über die Katzen, von den Hasen, Bienen, Hühnern, Enten, Gänsen, Schwänen, Schnepfen, Schweinen, Schafen, Ziegen, [illegible] u. s. w. zu unterreden. Diese Lieferung scheint uns weniger kahl und correcter, als die beiden vorigen, zu seyn. Auch das illuminirte Kupfer ist nicht schlecht.

Drl.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 17 DECEMBER, 1810.

SCHÖNE KÜNSTE.

Mannheim, b. Löffler: *Heidelberger Taschenbuch auf das Jahr* 1811. Herausgegeben von *Aloys Schreiber*. 255 S. 12.

Schon zwey Jahre hat der heidelberger Almanach unter der Legion von Taschenbüchern, welche der Herbst hervorzubringen und der Winter zu tödten pflegt, einen ehrenvollen Rang behauptet; der gegenwärtige, den beiden vorigen an Zierlichkeit völlig gleich, übertrifft sie noch an Fülle von gehaltreichen Auffätzen, die zum Theil von wahren und namhaften Dichtern kommen. — Eine rührende Freude war es dem Rec., hier nach langer Zeit wieder die Stimme des jüngeren Grafen *Stolberg* zu vernehmen, der seine poetische Heimath ganz verlassen zu haben schien, aber nach diesen Proben wahrlich noch in ihr eingebürgert ist. Die *Zueignung des Ossian* an den älteren Grafen, ein Dithyrambus voll kühner Begeisterung; *Itai's äolische Harfe* „von Lüften des Himmels erweckt" flüstert dem Dichter

Süssen, seligen Schmerz der himmelahndenden Sehnsucht,
Welche des Einen nur harrt, und in dem Einen nur lebt!
Die von der Hoffnung gelabt am Becher der labenden dürstet,
Bis sie dem Urquell einst Fülle des Heiles erschöpft.

Gar herzlich ist *die Schwalbe*, nach der Melodie eines bekannten Ammenliedes: *Der Besen, der Besen* u. s. w. Die Schwalbe meldet den Frühling, der Frühling bringt Philomele, Philomele singt die Liebe, die Liebe kömmt vom Himmel, zum Himmel führt die Liebe. Diess ist der Inhalt des schön gedachten, durch seine Einfachheit rührenden Liedchens. — An den Grafen Stolberg schliesst sich sein längst verstorbener Freund *Friedrich Hahn*, durch dessen frühen Tod wir einen bedeutenden Dichter verloren haben. Die hier mitgetheilte alcäische Ode von 1772, ein schauerlicher Seufzer aus der Brust eines Unglücklichen, verdient den Gedichten in der *mathisson*'schen Anthologie beygesellt zu werden. Aus *Herder's* Nachlasse erscheinen 4 Stücke: *Am Meer bey Neapel* 1787, zwölf gutgebaute Stanzen, die schöne Idee ausführend, dass das ganze Universum durch Liebe in Bewegung gesetzt wird. Das *neue Lied* ist kräftig und herzerhebend, und sollte das Tafellied jeder frohen Gesellschaft seyn. Die *Trichternosen* (*Vespertilio Spectrum L.*), gegen die Obscuranten gerichtet, sind nicht rhythmisch vollendet; aber die antike Form gelang *Herdern* auch nur selten. *Aus dem Italiänischen des Michel Angelo*, in seinem hohen Alter, ein wahrhaft frommes Gedicht. — Sehr merkwürdig ist der prosaische Auffatz: *Ehemals und jetzt*. Die ungenannte Verfasserin vergleicht das weibliche Leben ihrer Zeit mit dem weiblichen Leben unserer Zeit; jedoch führt sie den Gegensatz nicht durch, er stellt sich von selbst ein. Diese Ruhe und Milde, diese so einfache und doch so gemüthliche Darstellung, diese treue, ächt epische Schilderung idyllischer Sitten, und dieser heitere, feste Sinn, so frey von aller Sentimentalität, dem das Vergangene als im Gegenwärtigen erscheint, weil es im schönen Gemüth keine Vergangenheit giebt, diess alles wirkt auf den Leser um so tiefer, je auffallender unsere modernen Erziehungsschriften mit ihrem poetischen Streben nach prosaischer Erbärmlichkeit dagegen abstechen. — In den Gedichten der genialen *Caroline Rudolphi* herrscht zarte Weiblichkeit, und eine Harmonie, die auf ein schönes Gleichmass im Inneren hindeutet. — Der Herausgeber hat, ausser drey Erzählungen, mehrere Phantasieen und Gedichte beygesteuert, unter denen sich besonders das *Mädchen und die Blumen* durch schön gehaltene Zartheit auszeichnet. Unter seinen Erzählungen geben wir *Propertia von Rossi* und dem *Trauring* den Vorzug. Diess wunderbar ergreifende Stück möchten wir ein christliches Mährchen nennen. Zu einem Mährchen macht es die Behandlung des Wunderbaren, das hier durch keine poetische Ansicht sich mit den Gesetzen der Natur vereinigen lässt, sondern einer Welt angehört, die als möglich vorausgesetzt werden muss. Damit uns das Wunderbare nicht unerwartet überrasche, hat der Dichter weislich den mysteriösen Einsiedler an die Spitze gestellt, der uns zugleich einen Blick in den Ausgang thun lässt, wo Gebet, unschuldige Liebe und Treue über die reizenden Lockungen der heidnischen Zaubergestalt den Sieg davon tragen. — Unter den Gedichten von *A.* verdient eine *alte Fabel* beherzigt zu werden. Der *Künstler* enthält eine brave Satire; die anderen Stücke sind liebliche Tändeleyen. — Der *Schatz* von *Overbeck* ist weder Mährchen noch Allegorie, und lässt unbefriedigt; aber *Rosaliens Fest* haben dem ehrwürdigen Sänger die Grazien selbst eingegeben. — *Dichterrache* von *G. Reinbeck*, dem Verfasser der Winterblüthen, ist ein originelles, bizarres, und in seiner Bizarrerie anmuthiges Vorspiel, das sich zur Aufführung eignet, und eines ächt komischen Effectes gewiss seyn kann. — Die *Rückkehr des Königs* von *G. L. Spalding* athmet eine schöne patriotische Gesinnung, und zeichnet sich durch edle Sprache und gut gewählte Reime aus. — Die Ge-

dichte von *Chr. Niemeyer* sind der Abdruck eines heiteren, für alles Gute und Schöne empfänglichen Gemüthes; den Übersetzungen aus dem Sannazaro wünschen wir nur etwas mehr Correctheit. *Stöber's*, des wackeren Alsaten, Beyträge sind voll Herzlichkeit und Biederkeit, und gut versificirt. — *Gr. v. S.* giebt *Lebenswege*, ein schöner Gegensatz des gemeinen und höhern Lebens, jenes in seine Zernichtung übergehend, dieses zur Verklärung aufstrebend; und *Amors Rettung*, eine angenehme Tändeley, Witz mit Empfindung spielend. — Unter *von Gerning's* Beyträgen, die eine gefällige Sprache und rhythmischen Wohlklang haben, zeichnet sich durch poetischen Inhalt der *Sonntag auf dem Lande* aus. Die *Elegie aus Ovid* ist brav übersetzt. Wie konnte aber Hr. *v. Gerning* im Epigramme *Iliade* sich mit folgendem knickfüssigen Verse begnügen!

Alexander dem Weltverwüster || hat er versagt ihn.

— *A. i. R.* liefert *König Lear* in fünf gemüthvollen Stanzen, die wir eine zur Poesie erhobene Kritik dieser einzigen Tragödie nennen möchten. Geistreich, wenn auch nicht ganz treu, ist von demselben die Übersetzung des Liedes: *Fear no more the heat o'the sun* aus dem *Cymbelin*. Die Vergleichung mit den Übersetzungen des nämlichen Liedes von *Herder*, *Abraham Voss* und *G. W. Kessler* war uns sehr interessant. — *Mallet's* Romanze, *Margarethens Geist*, vom Major *von Kessler* hat wenig dichterischen Werth; aber die Übersetzung ist treu und gut, bis auf die dreyzehnte und die vorletzte Strophe, die gänzlich misslungen sind. — *Von Blombergs Teufel im Bade* ist eine Groteske in *Hogarths* Manier. Man verzeiht hier das Ungefüge der Umrisse und die etwas muthwillig aufgetragenen Farben, sie gehören zum Charakteristischen, und eben so, dass der Teufel im Grunde die interessanteste Person der ganzen zahlreichen Badeversammlung ist. Wir wünschten das Bild von einem Künstler gezeichnet zu sehen, der *Hogarths* Mantel gefunden hätte. — *Purpurino's* gegen die Recensenten gerichtete *Apologie des weisen Midas* muss Rec., wie gern er sich auch seiner Brüder annähme, loben. Wir halten *Weisser* für den Verfasser, von dem einige Epigramme aufgenommen sind, und ein *Geistesfreyheitslied*, in welchem — nur nicht heiter genug — eine Gesinnung herrscht, die jeder Ehrenmann unterschreiben muss. — *Haug* hat schätzbare Beyträge geliefert; *Heinrich Voss* einige Scenen aus dem Prometheus. — Die Hnn. *Lehr*, *Koreff* und *von Meusebach* zeigen sich der Aufmerksamkeit werth. — Die mit *Fausti famulus* unterzeichneten *neuesten ästhetischen Urtheile* geben einen traurigen Beweis von der Verderbtheit des jetzigen Modegeschmackes, und die satirische Mittheilung verdient alles Lob. Folgendes zum Schlusse:

Eins doch lob' ich an Schiller, an dem sonst wenig zu loben,
Dass er in Stammbuchsnoth kleine Gedanken uns borgt.

M. D. K.

1) Frankfurt a. M., b. Wilmans: *Taschenbuch für das Jahr* 1811. Der Liebe und Freundschaft gewidmet. 284 S. 12. (1 Rthlr. 12 gr.)

2) Leipzig, b. Fleischer d. J.: *Minerva für das Jahr* 1810. *Für das Jahr* 1811. Mit Kupfern 12. (jedes 2 Rthlr.)

Da das Taschenbuch der Liebe und Freundschaft zeitig erschienen, und schon hie und da besprochen worden ist: so glaubt Rec. für diejenigen, welche es noch nicht kennen, am besten zu thun, wenn er das Urtheil des Publicums mit dem seinigen zusammenfasst, um dadurch am sichersten den Werth und Inhalt desselben zu bezeichnen und zu bestimmen. — Den meisten Beyfall findet darin die Erzählung von *St. Schütze: Der verliebte Postmeister*, der immer seinen Willen haben will, und dabey nur die Absichten seiner Nebenbuhler befördert; doch giebt es auch Leser, welche den armen Verliebten mehr bedauern als belachen, und das Hauptinteresse dem Charakter des Mädchens zuwenden; wir möchten aber eher daran tadeln, dass dieser merkwürdige Charakter, der aus der Wirklichkeit entlehnt zu seyn scheint, und mit grosser Vorliebe behandelt ist, sich Anfangs gegen das Ganze zu breit macht, und eben dadurch zu viel Aufmerksamkeit auf sich zieht. Mehr den Gefühlvollen zusagend ist das Nachtstück: *Im Tode vereint* von demselben Vf., das mit der Sprache des Traums gleich in eine schauerliche Stimmung versetzt, und vom Monologischen zum Geschichtlichen einen ganz eigenthümlichen Gang nimmt. Wenn der Schluss die Empfindung zurücklässt, als ob man noch Etwas erwarten müsse: so liegt diess wohl in dieser Gattung von Erzählung, die nicht anders als mit einem Hinstarren auf das Schicksal der Unglücklichen endigen kann. — Die Erzählung von *Luise Brachmann: Dagobert oder Ehe und Liebe*, hat nicht das Verdienst einer vorzüglichen Charakterzeichnung oder einer reichen Erfindung, sondern des tiefen und wahren, ächt-weiblichen Gefühls, wodurch sie besonders Frauenzimmer anspricht. — *In der Liebe keine Freundschaft* nach *Bandello* von *Beauregard Pand. 1* ist in einem würdigen Ernst wiedergegeben, und hat mehr materielles Interesse. Den meisten Tadel zieht die Erzählung von *Franz von der Golz* (einem bey Stralsund gebliebenen ehemaligen preussischen Officier) auf sich, weil der Charakter der Hauptperson darin gar zu unbedeutend ist. Sie unterhält nur, in sofern es uns amüsiren kann, wenn Jemand mit Naivetät und Laune seine eigenen dummen Streiche und Irrthümer erzählt. — Unter den Gedichten gefällt besonders *der Löwe* von *Kind* mit dem rührenden Schluss, *die Schrift* von *L. Brachmann* wegen der gefühlvollen Erhabenheit. Die *Kornmutter* von *St. Schütze* und sein *Wiegenlied* verdienen Aufmerksamkeit. Wenn zu dem letzten ein Componist einer glücklichen Eingebung theilhaftig werden sollte: so kann es in allen Ständen von jeder Amme gesungen werden. — In Absicht der Kupfer sind besonders die niedlichen Monatsvignetten von *Jury* anlockend, und

der Text dazu giebt auf eine mannichfaltige Weise die Stimmung des Eindrucks wieder.

No. 2, *die Minerva*, von welcher wir hier zwey Jahrgänge anzeigen, hat zum Theil ein gelehrteres Ansehn, und entspricht so dem Titel. Unter den Gedichten im Jahrgang 1810 möchte wohl die Legende von *Caroline Pichler*, wegen ihres lieblichen Colorits und des Flusses der Verse, den ersten Platz verdienen. Nur das Ende scheint nicht glücklich behandelt zu seyn. Die Elegieen von *Streckfuss* zeigen dichterische Anlagen, sind jedoch etwas gedehnt. Das Letztere gilt auch von den launigen Gedichten, in welchen *Langbein* einige artige Einfälle ausführt. Hr. *Seidel* spricht in einigen Romanzen das Gefühl an, — oft durch Reminiscenz. Die übrigen Gedichte müssen wir übergehen.

Unter den Aufsätzen ist der erste von *Zimmermann* überschrieben: *Moden und Klima*, nicht uninteressant, hätte auch wohl beendigt werden können, damit nicht erst nach einem Jahre der Leser den Rest nachholen muss. Der Aufsatz: *historisches Frauenspiel* von *Bredow*, enthält mehrere Aussprüche und Anekdoten des Alterthums, das Leben edler Frauen betreffend, mit Reflexionen des Vfs. durchwebt, in einer etwas zu gekünstelten Sprache. Die Erzählungen von *L. Brachmann* und *Langbein* sind in einem leichten Stile geschrieben; die Erfindungen aber gewöhnlich, und halten die Aufmerksamkeit des Lesers bis zu dem Schlusse nicht fest. Die Zugabe von *Starke* ist wenigstens gut gemeint.

Die Kupfer aber, das Titelkupfer ausgenommen, entsprechen der erklärenden Lobpreisung nicht völlig.

Im Jahrgange 1811 geht voran eine Erklärung der Kupfer von *Böttiger* in seinem unverkennbaren Stil, mit mancher ästhetischen Belehrung. Wenn der beliebte Liederdichter *Tiedge* sich hier nur didaktisch vernehmen liess: so geschah es wohl absichtlich nach dem Zweck dieses Taschenbuchs. Auch die meisten Gedichte von *Karl Streckfuss* und *Bury* sind ähnliches Inhalts. Alle lesen sich gut mit einer leichten Versification, ohne besonders anzusprechen. Unter den Erzählungen, deren sich hier eine grosse Anzahl findet, wird vornehmlich *der süsse Brey*, ein Volksmährchen von *Langbein* in der kräftigen Darstellung, *Zuleima* von *Caroline Pichler* wegen des geschichtlichen Inhalts und der Einfachheit des Stils, und *die drey Schwestern* vom Vf. des Hermann von Löbeneck wegen der Idee des Ganzen unterhalten und gefallen; doch wäre der letzteren eine tiefere Auffassung und bestimmtere Zeichnung der Charaktere, so wie ein geringeres Verweilen in den Nebenparthieen zu wünschen. In der *Liebesprobe*, italiänische Novelle von *K. Streckfuss*, ist das Tragische nicht genug vorbereitet. Eben diess gilt von dem freudigen Schluss der morgenländischen Erzählung *Hassan* von *K. Stille*. Die *Sinnbilder* von *Schollmeyer* enthalten doch gar zu alltägliche Betrachtungen. *Moden und Klima* von *Zimmermann* und *Margaretha* von *Anjou* von *Bredow*, wird Jeder zur Unterhaltung und Belehrung mit Vergnügen lesen. Auch wird die *Ausflucht nach Weimar* von *Seume* interessiren wegen der Eigenthümlichkeit des Vfs., dessen praktischem Streben nur mehr Scharfsinn und Umsicht des Verstandes, oder dessen poetischem Talente weniger praktisches Streben zu wünschen gewesen wäre. — Zum Schlusse verdient noch *Ramberg* wegen der meist gelungenen Zeichnungen zu den Kupfern dieses Taschenbuches, sowie des frankfurter, einer rühmlichen Erwähnung.

L. W. et H... t... e.

Berlin, b. Unger: *Mäon.* Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen, von *H. J. von Collin.* 1809. 136 S. 8. (16 Gr.)

Das Trauerspiel ist die Entwickelung einer einzigen vollständigen Handlung, die, reich an innerem Interesse, und geschmückt durch lebendige poetische Darstellung, sich wie ein Gemälde in einzelnen harmonischen Parthieen abrollen lasse, und ein grosses Schicksal mit dem Untergange des Heroen ende. Diese Bedingungen erfüllt der Mäon des Hn. *von Collin* nicht. Fürs Erste ist die Handlung, statt einzig zu seyn, statt nur Einen tragischen Gesichtspunct zuzulassen, der das dunkle Eingreifen einer höheren Macht ins Leben durch seine Vernichtung darstelle, doppelt, und endet schon mit dem Tode Odenats eine volle dramatische Aufgabe. Nachdem das Gemüth hier durch alle Modificationen des Schreckens und Mitleids geführt, und also das Pensum des Dichters erschöpft war, beginnt eine ganz neue, für sich bestehende Handlung, die sich aber so gut zu einem besondern Stoffe eines Trauerspiels geeignet hätte, als jeder andere dramatische Cyklus der Alten. Nun tritt Mäon, der zum Herrscher, der zum Gegenkaiser ausgerufene Mäon, in einem neuen Verhältnisse auf. Vorher war es Mäon, der Privatmann, dessen unglückliche Hand gegen seinen Kaiser focht, und ihm unwillkührlich tödtete, welcher eine vollständige tragische Fabel darbot. Jetzt erscheint ein anderer Mäon dem Volke ein Tyrannen-Vernichter, ein Brutus, den es zum Regenten wählt, in dessen Macht es stände, sich Palmyra zu unterwerfen, und dieser Mäon, wird mit dem vorigen durch einen Missgriff des Dichters in dieselbe Handlung verflochten, mit derselben Handlung seinem eigenen Tode entgegen gewälzt! Referenten ist kein Beyspiel bekannt, dass sich unsere besseren dramatischen Dichter eines ähnlichen Versehens in Bezug auf die Handlung schuldig gemacht hätten. Sonderbarer Weise ist zweytens gegen die Vollständigkeit durch die Überfüllung dieser neuen Handlung gesündigt. Mit dem 4ten Akt ist das Leben der Illusion geschlossen. Der Leser, der Zuschauer wissen, dass Mäon sterben wird, und wenn sie vielleicht wähnten, der Tod Odenats sey der einzige tragische Stoff des Stückes gewesen: so können sie nun vollkommen ihren Irrthum einsehen, und, ehe der 5te Akt beginnt, die Bühne, oder das Buch verlassen. Denn gerade dieser 5te Akt ändert, kann im Wesen der Handlung nichts ändern. Ihn füllen Tiraden; Begebenheiten erscheinen nicht;

die ausgenommen, welche ſich der Dichter ſo wohlfeil vorhin hat abrathen laſſen. — Theils zeigt das bereits Geſagte, wie unmöglich es ſey, daſs die einzelnen Parthieen (Acte) dieſes Trauerſpiels harmoniſch zuſammenhängen können, theils beweiſen die mangelhaft ausgeführten Einwirkungen des Hiſapis und Heraklammons, wie verlegen der Dichter geweſen ſeyn muſs, einen ſo überreichen Stoff in Schranken zu halten, und den untergeordneten Triebfedern keinen zu weiten Spielraum abzutreten.

Longin und Zenobia als abgeſonderte Skizzen ſind ziemlich richtig gezeichnet und gehalten. Die moraliſche Tendenz iſt allerdings trefflich; und die Form, Diction und Versbau zwar nichts weniger als vollendet, aber doch groſsentheils correct. Hr. v. C. hat uns keine Tragödie, aber ein Gedicht geliefert, das, wenn einſt bey ihm Tiefe des Studiums ſich mit der Tiefe der Empfindung einigen wird, uns reifere Kunſtwerke hoffen läſst.

S — z.

Elberfeld, b. Büſchler: *Remplaçant.* Ein Schauſpiel in drey Aufzügen. Ein ächtes Gemälde unſerer Tage. 1810. 102 S. 8. (8 Gr.)

Der an ſich unrichtige, und überdieſs undeutſche, den meiſten Deutſchen unverſtändliche Titel iſt tadelnswerth. Remplaçant wird in Frankreich derjenige genannt, der bey der militäriſchen Conſcription für die durchs Loos Beſtimmten eintritt, und in dieſem Sinne wird es auch hier gebraucht; der Titel muſste alſo offenbar *der* Remplaçant heiſsen. Zu bedauern iſt, daſs der Vf. in der Wahl ſeines Süjets ſo unglücklich war. Das Stück ſpielt in den Zeiten der Revolution; wie kann es der Vf. ein Gemälde unſerer Tage nennen? — Die Tendenz deſſelben ſcheint zu ſeyn, die ehemalige Reichsverfaſſung, und die damaligen erſten Stände, Adel und Geiſtlichkeit, zu perſifliren, und verächtlich zu machen. Wie viel unter allen Vorwürfen, die man Deutſchlands ehemaliger Verfaſſung und ihren Ständen macht, halb Wahres, ganz Falſches, und Übertriebenes ſich befinde, iſt jedem rechtlichen Deutſchen bekannt; auch haben jene Stände für alle wahren und erdichteten Verirrungen mehr als genug gebüſst. Iſt es wohl noch Zeit, ſie zur Zielſcheibe der Verfolgung und Läſterung zu machen? Man laſſe ſie endlich ruhen. Ein Graf von Felſen hat wohl unter dem deutſchen Adel zu keiner Zeit exiſtirt, und Tyranney und Adelſtolz nie eine ſolche Höhe erklommen. Allenthalben ſind die Farben höchſt grell aufgetragen, und das ganze Stück, das hie und da ſogar ſpecielle Ausfälle, wie z. B. S. 22 auf den letzten Fürſten von Bamberg, enthält, kommt auf jeden Fall mindeſtens um 10 Jahre zu ſpät. Die Anpreiſungen der neuen politiſchen und ſtatiſtiſchen Umgeſtaltung der Dinge wird die Zeit richten. Indeſs ſcheint ſie ebenfalls zur Tendenz dieſes Stücks zu gehören. Und auch in dieſer Beziehung kommt es zu ſpät; denn was iſt, das iſt. Zur Darſtellung iſt nun vollends das Stück gar nicht geeignet, und beſitzt von Drama nichts als Dialog, und Abtheilung in Acte und Scenen. Aber zu bedauern iſt es, daſs der Vf. ſein offenbar nicht gemeines dramatiſches Talent hier gemiſsbraucht hat. Die ſchwerſte Aufgabe des dramatiſchen Dichters iſt Charakterzeichnung: ſeine Charaktere ſind voll Kraft und Leben; und die Sprache, wo nicht ganz correct, doch edel und kräftig. Vielleicht hat ihn eine wahre Anekdote veranlaſst, dieſes Süjet zu wählen; und dieſe Wahl hat ihm und dem Publicum einen ſchlimmen Streich geſpielt.

N. — s.

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Leipzig,* (ohne Angabe des Verlegers): *Ivan der Vierte.* Eine hiſtoriſch-dramatiſche Darſtellung aus der ruſſiſchen Geſchichte, von *Carl v. Bonafont.* 1810. 36 S. gr. 8. (6 Gr.)

Eine dialogiſirte Anekdote aus der ruſſiſchen Geſchichte, die nicht einmal den Werth der Originalität hat, denn wie oft ſind nicht die fürſtlichen Incognitos mit ihren gewöhnlichen Umgebungen und Folgen ſchon bearbeitet! Die gegenwärtige, wo Iwan, als Bauer verkleidet, von einem bösartigen Bauer miſshandelt, von einem gutartigen freundlich empfangen wird, bey dem er nachher ſich als Monarch zu Gevatter bittet, hat auch nicht das mindeſte Pikante oder Auszeichnende. Hn. v. B. fehlt es offenbar an Genialität, wie ſeine älteren Stücke beurkunden; aber ſeine Sprache iſt correct, ſein Dialog leicht: warum wendet er dieſe Talente nicht auf Bearbeitung fremder Stücke zum Gebrauch unſerer Bühnen? — Die Zueignung einer ſolchen Kleinigkeit an den K. Alexander iſt — ziemlich kühn. (8 Gr.)

N. — s.

Osnabrück, b. Crone: *Der Ahnen-Stolz oder das Duell.* Ein Luſtſpiel in drey Aufzügen von *G.* 1810. 71 S. 8.

Dieſes erbärmliche Product iſt durchaus keiner Kritik fähig. Rec. erinnert ſich beſtimmt, es unter einem anderen Titel vor mehreren Jahren geleſen zu haben. Entweder hat alſo der Vf. den Verleger getäuſcht, oder der Verleger das Publicum täuſchen wollen. Plan, Sprache, Darſtellungsweiſe ſind aus den Zeiten der Walltrons und Conſorten. —

N. — s.

Berlin (ohne Angabe des Verlegers): *Indras Verheiſsung:* Allegoriſches Feſtſpiel von *Karl Wolfart.* Zum Beſten des groſsen Friedrichs-Waiſenhauſes. 1809. 41 S. 8. (4 Gr.)

Ein allegoriſches Gelegenheits-Drama, auf die Rückkunft des preuſſ. ſeitdem getrennten Königs-Paars, an dem wohl Abſicht und Zweck das Beſte ſind. Die indiſche Mythologie, aus der jene Allegorie zuſammengeſetzt iſt, ſcheint nicht glücklich gewählt. Sie iſt an ſich zu verworren und zu wenig bekannt, als daſs ſie zum Anſchauen *verwandter* Bilder leiten konnte, was denn doch Allegorie beabſichtet. Übrigens iſt die Diciton rein, und der Vf. nicht ohne Talent.

N. — s.

Prag, in Commiſſion b. Barth: *Rettung um Mitternacht.* Ein Luſtſpiel in einem Aufzuge, von *Franz Aloys Muſich.* 1810. 96 S. 8.

Wahrſcheinlich der erſte jugendliche Verſuch eines Schülers. Eine abgedroſchene Fabel, ſo unbedeutend als möglich in Dialog gebracht.

N. — s.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 18 DECEMBER, 1810.

KATECHETIK.

Leipzig, b. Köhler: Dr. *Martin Luthers Religionsunterricht für gemeine Christen oder dessen kleiner Katechismus für Schullehrer erklärt, und mit einem Anhange versehen*, von *M. Traugott August Seyfarth*, Superintendenten in Liebenwerda. 1809. VIII u. 133 S. 8. (6 Gr.)

Ein Buch, das zu seiner Verständlichkeit so vieler Erklärungen bedarf, als der lutherische Katechismus, kann nicht füglich Religionsbuch für Kinder seyn, zumal da in demselben so viele wesentliche christliche Lehren fehlen, und so viele derselben unrichtig vorgestellt sind. Diess fühlte der Vf. selbst, wenn er in der Vorrede von diesem Buche sagt, dass es bey aller seiner Unvollkommenheit noch immer das Schicksal habe, dass in Schulen dessen Hauptstücke auswendig gelernt und erklärt, und dass in den königlichen sächsischen Ländern die nicht confirmirten Schullehrer sogar auf dasselbe hauptsächlich verpflichtet werden. Die Erklärung des Vfs. ist meisterhaft. Das zweyte Hauptstück hat er die Stelle des ersten einnehmen lassen, und die folgenden Hauptstücke unter dem Ausdrucke: sinnliche Belebungsmittel, zusammengefasst. Wir stimmen ihm bey. Denn wie kann man von den Pflichten gegen Gott reden, ohne von Gott selbst gesprochen zu haben? Das Buch ist mit einer seltenen Klarheit, Bündigkeit und Präcision geschrieben, und giebt dem Lehrer ungemeinen Stoff, und beyläufig auch vortreffliche Winke. Er hat, nach der Vorrede, mit dem Hn. Diak. *Beck* in Liebenwerda eine kleine Bildungsanstalt freywillig und unentgeltlich für angehende Schullehrer errichtet, welche ihm Ehre macht, und die Grundsätze, die er seinen Katecheten vorschreibt, sind vortrefflich. Wir bemerken indessen auch Einiges, worin wir von ihm verschieden denken. Nach S. 6 sollen wir als Christen über Gott nichts glauben, als was die Schrift (doch nicht das alte Testament?) deutlich sagt, und die Vernunft entweder ebenfalls auch findet, oder wenigstens billigen muss. Ist der Ausdruck S. 5 Allenthalbengegenwart besser, als Allgegenwart? S. 10, 12, 13 steht *brauchen* statt *gebrauchen*. S. 18 wird gesagt, Jesus habe die Erlassung unserer Sündenstrafen verdienstlich erworben und möglich gemacht. Wenn nach seiner obigen Erklärung der Christ nichts glauben darf, als was die Schrift deutlich sagt, und die Vernunft entweder auch findet, oder wenigstens billigen muss: so kann diese Behauptung nicht geglaubt werden; denn diess sagt die Schrift deutlich nicht, und die Vernunft kann eine solche Lehre nicht billigen. So ist es auch mit der Lehre, dass Jesus wahrer Gott sey, und anderen dogmatischen, die der Vf. hier beybehält und vertheidigt, die ein so heller, aufgeklärter Kopf schwerlich glauben kann, und die vielleicht nur noch gewisse kirchliche Bande vorzutragen anrathen. Ob man aber solche wichtige Lehren ohne eigene volle Überzeugung vortragen und behaupten dürfe, überläfst Rec. dem Gewissen des Vfs. Nach seinem Gefühle würde es ihm nicht vergönnt seyn, solche auffallend-praktisch schädliche Religionssätze in einem Katechismus vorzutragen, und sie gleichsam zu autorisiren und privilegiren. Wie kann eine Religion durch solche Lehren sich empfehlen, und sich zu einer allgemeinen Religion eignen? Wird dadurch nicht eine neue Scheidewand (μεσοτοιχον) zwischen Christen, Juden und Heiden gezogen, die nach Eph. 2 der Stifter unserer Religion zerrissen hat? So sagt z. B. der Vf. S. 20 bey der Erklärung des zweyten Artikels des zweyten Hauptstücks: Der Lehrer hat hier überhaupt, jedoch ohne Weitläufigkeit, den Satz einzuschalten, dass der Vater, Sohn und Geist, deren Jeder sich gegen die Menschen in einer besonders wohlthätigen Gestalt (was ist hier Gestalt?) geoffenbaret hat, ein einziges göttliches Wesen sind (*credat Judaeus Apella!*). Man nennt diess die Lehre der göttlichen Dreyeinigkeit, und sie gehört unter diejenigen Glaubenslehren, wobey die Christen von jeher weiter gingen, als sie gehen sollten, wobey sich so wenig erklären läfst. Geht der Vf. aber bey jener Behauptung nicht auch zu weit, welche weder biblisch noch vernünftig ist, geschweige denn aber dass in der Bibel deutlich gesagt seyn solle, es gebe eine solche Dreyeinigkeit; wenn nicht 1 Joh. 5, 7 als Beweis dafür angenommen wird, deren Unächtheit aber längst erwiesen ist. Und was sind so viele Stellen von der Einheit Gottes gegen diese einzige von der Dreyeinheit? Und was ist eine Lehre, wobey sich Wenig oder Nichts erklären läfst? So gut als keine. Und diese Lehre soll sogar zu einer gröfseren Verehrung Gottes ermuntern? Wird Gott nicht mit der Vernunft und durch sie verehret? Und muss sich die Vernunft das, was sie glauben soll, nicht erklären, und sich dabey wenigstens Etwas denken, und durch Beyspiele und Gleichnisse erläutern können? Was kann man sich aber bey jener Dreyeinheit denken? Oder wie kann man sie nur unter irgend einen vernünftigen Begriff bringen? Dahin gehört auch, was der Vf. S. 25 sagt: Der Lehrer sage

seinen Schülern, dass Gott mit Jesu an dem Aufenthaltsorte glücklicher Geister noch etwas Wichtiges zum Besten der Menschen vorhabe, dass man aber diess genauer nicht erklären könne. Vrgl. Apostelgeschichte 10, 42. 17, 31. Der Verfasser hat hier das Gericht im Sinne, das Jesus einst halten soll. Aber warum darf das der Lehrer nicht frey heraus sagen, wenn es wahr ist? Und wenn es nicht wahr ist, wie darf er es sagen? Oder auch nur sagen, dass Gott mit Jesu u. s. w. noch etwas Wichtiges vorhabe? So wenig frey der Vf. in der Vorstellung der christlichen Lehren ist: desto freyer ist er in der Vorstellung über die mosaischen Gebote, S. 45, welche ganz aus der Seele des Rec. geschrieben ist. Bey den Gebeten S. 52 hätte wohl gesagt werden sollen, dass der Sabbath der Juden und Sonntag der Christen nicht einerley sey. Die Erklärung über die Belebungsmittel, S. 72, will uns nicht ganz gefallen: Einige derselben verwahren gegen die Ausbrüche unserer Sinnlichkeit, z. B. die Taufe (wie die Taufe eine solche Kraft haben soll, sehen wir nicht ein); einige helfen uns den Sieg der Vernunft über die Sinnlichkeit erringen, z. B. die Beichte (ist uns gleichfalls unbegreiflich); einige stärken uns bey unserem fortwährenden Kampfe gegen die Sinnlichkeit, z. B. das heilige Abendmahl; durch einige werden mehrere Absichten zugleich erreicht, z. B. durch öffentlichen Gottesdienst, und besonders durch das Gebet. (Hat sich bey diesem Allem der Vf. wohl etwas Deutliches gedacht?) Das Vater Unser ist von ihm ganz speciell in Beziehung auf das Messiasreich, nach christlichen Grundsätzen erklärt; und wir können ihm hier unseren Beyfall nicht versagen. Wie wird aber unseren gegenwärtigen Christen zu Muthe seyn, wenn sie von diesem Gebete nach des Vfs. Erklärung nicht mehr so recht Gebrauch machen können? — Wir wünschten übrigens, dass der Vf. seine Talente zur Ausarbeitung eines eigenen christlichen Lehrbuchs anwenden möchte.

Φ.

Leipzig, b. Barth: *Leitfaden zum christlichen Religionsunterricht für die oberen Classen der Bürger- und Land-Schulen nach* D. *Joh. Georg Rosenmüllers christlichem Lehrbuche.* Herausgegeben von M. *Philipp Rosenmüller*, Diaconus in Wiehe und Pastor zu Garnbach. 1804. 126 S. 8. (4 Gr.)

Ob gleich an Lehrbüchern der christlichen Religion für die Jugend Deutschlands kein Mangel zu spüren ist: so möchte gegenwärtiges doch nicht zu den überflüssigen gehören, wiewohl Rec. offen bekennt, dass, wenn er eins schriebe, er einen anderen Gang nehmen würde, als der Vf., ein Sohn des würdigen *Rosenmüller*, dessen bekanntes und mehrmals aufgelegtes Lehrbuch er weiter entwickelt hat. In der Einleitung geht er von der Religion aus. Schon das, dass er gleich vom Anfange eine Definition von der *Religionslehre* ertheilt, und sie *jeden Unterricht von Gott und von der Verehrung, die man ihm schuldig zu seyn glaubt*, nennt, ohne erst eine Definition von der Religion selbst zu geben, scheint kein natürlicher Gang zu seyn. Auch die Jugend muss ja erst wissen, was Religion sey, ehe sie zu ihren Lehren geführt werden kann. Zwar wird beyläufig erwähnt, dass man die Religion *auch eine Anleitung zur wahren Glückseligkeit* nenne, wobey sich der Vf. auf Röm. 1, 16 beruft, wo unseres Bedünkens der Apostel das Evangelium nicht eine Anweisung zur Glückseligkeit nennt, sondern behauptet, dass es die höchste Seligkeit des Menschen schon ausmache. Im Besitz des höchsten Glücks seyn, und eine Anweisung dazu erhalten, ist doch wohl ein grosser Unterschied? Allein diese Definition kommt doch erst hintennach, da sie voran stehen sollte, wiewohl auch sie die Strenge der Kritik nicht aushält. Lange musste die Religion als eine Anweisung zur Glückseligkeit paradiren; allein da man das Unstatthafte dieser Definition nach und nach einsah, indem man auch anderen Wissenschaften und Künsten diesen Vortheil zugestehen musste: so glaubte man für ihre Sicherheit gesorgt zu haben, wenn man das Wort *wahr* hineinflickte. Dennoch bleibt sie mangelhaft: denn Alles, was mich wahrhaft glücklich macht, sey es doch, was es wolle, ist ein Mittel zu meiner wahren Glückseligkeit. Rec. scheint es immer natürlicher, wenn bey dem Unterricht der christlichen Religion, in sofern die Sittenlehre damit verbunden wird, welches auch im gegenwärtigen Lehrbuche geschieht, von dem *Menschen* ausgegangen, und gezeigt wird, wie ihm Religion das höchste Bedürfniss ist, indem seine moralische Natur ihn zu dem Glauben an eine Gottheit und an ein zukünftiges Leben zwingt. Doch Jeder hat seine eigene Ansicht, und es kömmt nur darauf an, wie er sein System ausführt.

Das Buch zerfällt in acht Hauptstücke. Angehängt ist eine Übersicht der verschiedenen christlichen Religionsparteyen, welches recht sehr zu billigen ist, da doch auch der gemeine Christ den wesentlichen Unterschied kennen sollte, der ihn von andern Parteyen trennt. Diese Übersicht selbst aber hätte etwas genauer seyn können. Denn die *römischkatholische* Kirche unterscheidet sich von der protestantischen nicht bloss dadurch, dass sie ausser der h. Schrift eine Tradition annimmt, sondern auch dem Papste, als dem Repräsentanten der Kirche, oder vielmehr dem Herrn derselben, die Infallibilität zugesteht; wenigstens der grösste Theil. Auch hätte bemerkt werden sollen, dass die Protestanten keinen Glaubenssatz annehmen, der nicht aus der h. Schrift bewiesen werden kann. Bedenklich ist die Behauptung des Vfs., dass nur diejenigen genau beurtheilen könnten, ob der Kirchenglaube einer Partey vollkommen mit der apostolischen Lehre übereinstimme, welche die Bibel, und insonderheit das neue Testament, gründlich verstünden. Schon ein Kind von gesundem Verstande könnte die Folgerung daraus ziehen: also müssen wir uns bloss von *diesen* vorschreiben lassen, was wir glauben und nicht glauben sollen. Auch der gemeine Theist muss ja die Gründe für seinen Glauben, sey es auch nur Kirchenglaube, kennen.

Das erste Hauptstück handelt *von Gott und der*

Erschaffung aller Dinge, von Gottes Vorsehung und seinen Eigenschaften Das zweyte: *Von den guten und bösen Engeln.* Das dritte: *Von dem Menschen nach seiner Natur und Bestimmung nach seinem jetzigen und ursprünglichen Zustande.* Das vierte: *Von Jesu Christo, dem Erlöser der Menschen.* Das fünfte: *Von den letzten Dingen* (warum nicht lieber von dem Zustande des Menschen nach dem Tode?). Das sechste: *Von den Bedingungen, die wir erfüllen müssen, wenn wir ewig selig zu werden wünschen.* Das siebente: *Von den Pflichten der Christen.* Das achte: *Von dem rechten Gebrauch (e) der Gnadenmittel.* Wie der Vf. ein eigenes Capitel in einem Lehrbuche für Kinder von den Engeln aufführen konnte, sehen wir nicht ein, da doch alles nur Muthmasungen sind. Wir sind zwar nicht dagegen, dass die biblischen Meinungen von den Engeln in einem christlichen Lehrbuche mit aufgenommen werden: aber konnte das nicht in der Lehre von der Schöpfung geschehen? Wenn er in der Beschreibung der *bösen Engel* sagt, dass man *auch lasterhafte Menschen teuflische und satanische Menschen zu nennen pflege* (S. 15): so ist das *einmal* nicht ganz wahr. Der Trunkenbold ist gewiss ein Lasterhafter, ohne dass man ihn zu den *sittlichen Ungeheuern* rechnet, die man allenfalls so nennen könnte, wenn anders das, von Menschen gesagt, nicht eine Beleidigung der Menschheit und ihres heiligen Shöpfers ist; und *dann* hätte vielmehr gezeigt werden sollen, dass diese Benennung unschicklich und den Grundsätzen des Christenthums entgegen sey. Wenn auch Christus selbst einst den Petrus einen Satan nannte: so muss man auf die damaligen Zeitbegriffe Rücksicht nehmen, wonach das Wort mehr einen Versucher bedeutet, als ein Wesen, das, wie der Teufel, Böses thut, um Böses zu thun. Die *Barmherzigkeit* ist keine besondere Eigenschaft Gottes, wie sie in diesem Lehrbuche aufgestellt ist, sondern ein Zweig seiner *Güte.* In dem Hauptstücke von der Natur und Bestimmung des Menschen hätte durchaus der Mensch auch von seiner *sinnlichen* Natur dargestellt werden sollen, um den Kindern zu zeigen, theils wie der Mensch zum Unrechte und zur Sünde verführt wird, theils wie es sein angelegenstes Geschäft seyn müsse, der Vernunft die Herrschaft über die Sinnlichkeit zu erringen. Es ist dieses ein wesentlicher Mangel dieses Lehrbuchs, um so mehr, da in der Folge (S. 19) der Vf. sagt, dass die *vornehmste Ursache des menschlichen Verderbens in der Heftigkeit der Affection, Leidenschaften und sinnlichen Triebe* liege. In der Lehre von Jesu Christo, dem Erlöser der Menschen, ist der Vf. dem System der lutherischen Kirche getreu geblieben; aber wenn er die Verdienste desselben nach dem sogenannten prophetischen, hohenpriesterlichen und königlichen Amte abtheilt: so hätte nothwendig auch etwas von den Opfern und ihren Priestern in der jüdischen Kirche gesagt werden müssen, weil sonst die Kinder nur verworrene Vorstellungen von einer Lehre erhalten, auf welche gleichwohl das Gebäude ihrer Seligkeit errichtet wird.

Rec. sagt das alles nicht, um zu tadeln, sondern den Vf. nur darauf aufmerksam zu machen, dass sein Lehrbuch entweder vollständiger gemacht, oder mehr vereinfacht werden muss. Fleissig und vollständig ist der moralische Theil desselben bearbeitet, der in die Pflichten gegen Gott, gegen sich selbst, und gegen den Nächsten zerfällt, ob wir gleich auch hier noch manche Bemerkung zu machen hätten. Nur noch eine. Dem Gefühle und Urtheile des Rec. nach, ist in der Lehre von der Keuschheit nicht vorsichtig und behutsam genug gesprochen worden. Man überlege, in einem Buch für Kinder von 12-14 Jahren, denn so alt sind sie doch wohl in den oberen Classen der Stadt- und Land-Schulen, heisst es S. 65: *Eine der schrecklichsten und unnatürlichsten Sünden ist diejenige heimliche Unzucht, die manche junge Leute an sich selbst und an anderen ihres Gleichen begehen* u. s. w. Rec., auch ein Lehrer an einer Landgemeinde, bekennt offenherzig, dass er mit der Jugend, besonders wenn sie aus beiden Geschlechtern besteht, über dieses Capitel öffentlich zu sprechen, sich nicht getraut, kaum mit der vollbürtigen Jugend. Wer kann darüber reden, ohne der jungfräulichen Unschuld eine Röthe abzunöthigen? Es ist Pflicht, heilige Pflicht des Lehrers, Alles zu vermeiden, wodurch die Sittsamkeit der Jugend überhaupt, und besonders die jungfräuliche Unschuld, beleidigt wird. Wären Kinder so unglücklich, dass sie sich schon einer unnatürlichen Wollust ergeben hätten: so kommt es den Ältern, oder an deren Statt, ihren Lehrern zu, mit ihnen unter vier Augen darüber zu sprechen.

Z. f. E.

KLEINE SCHRIFTEN.

KATECHETIK. *Ansbach*, b. Gassert: *Kurze Fragen an die Confirmanden* zur Übersicht und Wiederholung des empfangenen Religionsunterrichts, nebst einer Taufbunds-Erneuerung zu Pfingsten 1807 von *Fr. Böckh*, Stadtpfar. in Krieglingen. 22 S. 8. (2 Gr.)

Diese Fragen und Antworten sind zwar ganz natürlich und simpel, aber wenig unterrichtend und herznährend. Es gefällt uns überhaupt nicht, dass die Kinder nach verabredeten und ihnen schon im Voraus bekannt gemachten Fragen und Antworten bey ihrer Confirmation katechisirt werden sollen. Es ist diess nicht nur eine Maske, sondern auch für eine so geistvolle Sache so etwas Steifes und Formelartiges, dass ein solcher Zuschnitt von Examen ganz verbannt seyn sollte. Man mache die Jugend mit den wesentlichen Lehren der Religion recht vertraut und bekannt, und stelle darüber ein freyes Examen an, und lege den Unwissenderen und Unfähigeren entweder keine oder ganz leichte Fragen vor. Aber warum ist denn der christlichen Sittenlehre gar nicht gedacht worden? Gehört diese nicht zur Religion? Oder ist sie nicht vielmehr der wichtigste T[illegible] derselben? Und sind denn das eigentliche Religionsfragen und Antworten: *Auf wen oder in wessen Namen ist die Taufe geschehen? Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes.* Ob diese Formel bey der Taufe wirklich ge-

braucht worden ist, und nach der Absicht Jesu gebraucht werden sollte, darüber streiten ja noch die Gelehrten. Und was heisst im Namen Gottes des Vaters u. s. w. taufen? Das gehört nicht zur Religion und noch weniger für die Jugend. Und was denkt das Kind bey der Antwort auf die Frage: *An wen glaubet ihr vermöge meines christlichen Glaubensbekenntnisses? — An Gott den Vater, Sohn und Geist.* Denket es sich nicht so gleich drey Götter? Welcher irrige Gedanke erst nach einigen Zwischenfragen berichtigt wird, oder vielmehr nicht berichtigt wird. Denn wird durch die Frage: wie habt ihr euch demnach Gott als Vater, Sohn und Geist, und doch als den einzigen anbetungswürdigen Gott vorzustellen? — Nach seinen drey verschiedenen Offenbarungen, als Schöpfer, Erlöser und Heiligmacher — der Irrthum gehoben? Ist das nicht eine blosse Täuschung? Da in der Folge der Sohn selbst nur als ein blosser Mensch vorgestellt wird, und der Geist Gott selbst bedeuten soll? Ist das nicht purer Dogmatismus? und der unverdaulichste? Wenn man scharf kritisiren wollte; so könnte noch Manches erinnert werden. Aber von dem Taufbunde wünschten wir endlich einmal in solchen Examinibus nichts weiter zu hören, und von der Erneurung desselben noch weniger, da die Kinder sich in der Taufe ganz leidend verhalten haben. Auch weiss Rec. nicht, wie Kinder mit Wahrheit von sich sagen können und sollen: *wir entsagen aufs Neue allen Sünden und allem gottlosen Wesen*, als ob sie diesem Unwesen schon in der Taufe entsagt hätten, und als ob Kinder zum gottlosen Wesen schon fähig seyen! Übrigens ist der Vf. nicht der Einzige, der sich dieser Sünden schuldig macht, und es soll auch gar nicht zu seiner Herabdigung gesagt seyn. Derselbe Tadel trifft mehrere ähnliche Schriften.

Φ.

Cassel und *Marburg*, in der Kriegerschen Buchhandlung: *Leitfaden beym Confirmationsunterricht junger Christen des Mittelstandes* von *Carl Christian von Gehren*, Pfarrer zu Felsberg bey Cassel. 1809. 45 S. 8. (2 Gr.)

Diese Schrift zeichnet sich vor vielen ihres Gleichen zu ihrem Vortheile aus. Sie giebt bey aller ihrer Kürze treffliche Erklärungen und fruchtbare Winke für den Lehrer, und ist also zu einem Leitfaden ganz geeignet. Warum sie aber nur für junge Christen des Mittelstandes seyn soll, sieht Rec. nicht ein, da es hiebey nicht auf den Stand, sondern auf den Grad der Bildung ankommt, die an keinen Stand gebunden ist: und im Mittelstande giebt es oft mehr geistige Bildung als in dem höheren, der gemeiniglich nur nach Verfeinerung der Sitten strebt, und oft leer an Begriffen ist. Bey allen Vorzügen dieses Büchelchens aber sind dem Vf. doch einige Ausdrücke entwischt, die er bey näherer Prüfung verbessern wird. Schon der Begriff der Religion S. 1 ist nicht genau. Kenntniss und Verehrung Gottes gehört zwar in der Religion zusammen, aber die Kenntniss Gottes macht nicht die Religion aus, sondern die Verehrung, und die Kenntniss ist bloss der Grund der Religion, aber nicht sie selbst. S. 2 wird gesagt, die Religion sey wahr, wenn sich in unseren Begriffen von ihr keine Dunkelheit, keine Verwirrung, kein Widerspruch befinde, und wenn unser Glaube an sie heilsam auf unseren Sinn und Wandel wirke. Sollte dieser Begriff richtig seyn: so wäre keine Religion wahr; in jeder giebt es Dunkelheiten und Irrthümer, welches Letztere der Vf. selbst S. 2 behauptet, wenn er spricht: auch die richtigste Religionskenntniss, die wir Menschen haben, ist mit Irrthum vermischt — und das heilsame Wirken des Glaubens auf Sinn und Wandel gehört nicht zur objectiven Religion, von der hier die Rede ist, sondern zur subjectiven. Dass der Vf. über gewisse Lehrpuncte schwankend und unbestimmt spricht, davon liegt der Grund vielleicht in den Umständen, die ihm nicht mehr Freyheit in seinen Äusserungen verstatteten; doch hat er sich überall so erklärt, dass die Vernunft dagegen nichts Gegründetes erinnern kann.

Φ.

Marburg, in d. akadem. Buchhandlung: *Glaubenslehren und Lebenspflichten des Christen* zum Unterricht der Jugend in reifern Jahren, und hauptsächlich zur Vorbereitung der Confirmanden, von *Daniel Döpping*, Metropolitan zu Wetter. 1810. 144 S. 8. (3 Gr.)

Bey aller Brauchbarkeit dieses Buchs findet sich doch nicht wenig dagegen zu erinnern. Die Lehren und Pflichten sind gut vorgetragen, und die Begriffe gehörig entwickelt; allein Genauigkeit, Bestimmtheit, Klarheit und Richtigkeit der Gedanken und Ausdrücke vermisst man darin gar sehr. Nur Einiges wollen wir bemerken. Der Vf. nimmt nur zwey Ursachen, oder, wie er vielmehr hätte sagen sollen, Bewegungsgründe der menschlichen Handlungen an: die Vorstellung des Nutzens und des Rechts. Allein wo bleibt die Vorstellung des Vergnügens? Ist diese nicht auch ein Bewegungsgrund? — Sollte wohl die Frage: kannst du dir vornehmen, das, was du jetzt thun willst, immer zu thun? ein Merkmal des Rechts seyn? Wird der Wollüstige sich nicht immer vornehmen, seine Lüste zu stillen, und der Habsüchtige, sich mit fremdem Gute zu bereichern? Gleich unsicher ist die zweyte Frage: gedächtest du das, was du jetzt thun willst, wohl öffentlich ohne Scheu selbst vor deinen Vorgesetzten zu thun? Warum nicht? Wenn es allgemein Sitte ist, z. B. Vielweiberey. Dahin gehört auch die Frage: Woraus kann man sehen, dass die Bücher der heiligen Schrift nicht von Menschen erdichtet sind? Welche so beantwortet ist: weil sie Dinge vorhersagt, welche kein Mensch ohne besondere göttliche Offenbarung wissen konnte. Z. B. Micha sagt den Geburtsort des Messias vorher. Die Wunder werden noch alle als ausgemacht angenommen, und der gewöhnliche Beweis für die Göttlichkeit der heiligen Schrift wird daraus gezogen. In der Lehre von der Sünde drückt sich der Vf. nicht genau und consequent aus. Eine sonderbare Frage wird aufgeworfen: woraus kann man sehen, ob Jesus wahrer Mensch gewesen sey? Leben wir denn unter Doketen? Jesus soll ausser der menschlichen Natur auch eine übermenschliche gehabt haben, weil er übermenschliche Thaten gethan habe. Wenn wir auch diess zugeben wollten; so ist die Folge doch nicht richtig. Wie, wenn sie der Vater gethan, wie Jesus ja selbst aller Orten sagt? Wer übrigens Liebhaber des alten Systems ist, der kann es hier, obgleich ein wenig modernisirt, finden.

Φ.

Leipzig. b. Crusius: *Anleitung zur Vorbereitung der Confirmanden*, von M. *F. D. Fabrizius*, Past. Prim. und Insp. Schol. zu Kalau in der Niederlausitz. 1807. 42 S. 8. (2 Gr.)

Ein ganz vernünftiges, zweckmässiges Büchelchen, welches von der natürlichen Erkenntniss Gottes, seiner Eigenschaften und unserem Verhältnisse mit ihm (zu ihm), von der Bibel, von den Lehren der Bibel, unser Verhältniss mit Gott betreffend, von der sittlichen Unvollkommenheit der Menschen, von der Veranstaltung Gottes, die Menschen sittlich gut und ewig glückselig zu machen, von Jesu, seinen Wohlthaten, seiner Person, und unsern Gesinnungen gegen ihn, von den Hülfs- und Beförderungs-Mitteln christlicher und Gott wohlgefälliger Gesinnungen, vom Gebet, von der Taufe, vom Abendmahl, von Eidschwur, von öffentlicher Gottesverehrung, handelt. Warum sind aber einige Eigenschaften Gottes erklärt und andere nicht? Warum ist über den Eid, im Verhältniss zum Ganzen, zu viel gesagt, und der Meineid ganz übergangen? Wozu die gehäuften Beyspiele, um zur öffentlichen Gottesverehrung zu ermuntern, und wozu die weitläuftige Declamation gerade hier? Ob wohl der Satz S. 15 allgemein wahr ist, dass es der Mensch allemal in seiner Gewalt haben könne, seine Neigungen zu beherrschen, und seinen besseren Einsichten zu folgen?

Φ.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 19 DECEMBER, 1810.

NATURGESCHICHTE.

Leipzig, b. Vogel: *Gemeinnützige Naturgeschichte Deutschlands nach allen drey Reichen.* Ein Handbuch zur deutlichen und vollständigen Selbstbelehrung besonders für Forstmänner, Jugendlehrer und Ökonomen, von *Johann Matthäus Bechstein.* Vierter Band in zwey Abtheilungen, welche die Sumpf- und Schwimm-Vögel nebst dem Register über die Vögel Deutschlands enthalten. Mit Kupfern. Zweyte vermehrte und verbesserte Auflage. (Auch unter dem besonderen Titel: *Gemeinnützige Naturgeschichte der Vögel Deutschlands*, für allerley Leser, vorzüglich für Forstmänner, Jugendlehrer und Ökonomen von u. s. w. Dritter und letzter Band in zwey Abtheilungen, welche die Sumpf- und Schwimm-Vögel Deutschlands nebst dem Register enthalten.) 1809. XXX und 1220 S. 8. (6 Thlr.)

Es gehört unter die tröstlichen Zeichen unserer Zeit, dass das harmlose Studium der Naturgeschichte noch immer seine Freunde und Beförderer findet; unter den lauten Stürmen der Zeit läfst man sich vielleicht so viel williger in das stille Heiligthum der Natur von Männern führen, die in demselben schon längere Zeit einheimisch waren, und viele seiner Geheimnisse mit Glück erforscht haben. Unter die Zahl dieser achtungswerthen Männer gehört bekanntlich auch der Vf. der vorliegenden Naturgeschichte der Vögel Deutschlands. Dieser Theil enthält die Sumpf- und Schwimm-Vögel. Der Vf. beklagt sich mit Recht in der Vorrede über die mannichfaltigen Schwierigkeiten, die mit der Bearbeitung der Geschichte dieser Vögel verbunden sind. Daher konnte es nicht anders seyn, als dass einige Beschreibungen von Vögeln, die ungemein heimlich leben, dürftiger ausfallen mussten, als so manche andere, die weit reichlicher mit interessanten Beobachtungen ausgeschmückt sind; und Rec. muss auch in dieser Hinsicht in den Wunsch des Vfs. einstimmen, dass doch die deutschen Jäger und Forstmänner, welche, Berufs wegen, einen schönen Theil ihres Lebens in dem stillen Tempel der Natur zubringen, mehr für die Wissenschaft gewonnen werden, und ihre, oft sehr merkwürdigen, Erfahrungen für die höheren Zwecke der Wissenschaft in das Buch der Beobachtung eintragen möchten!

Unstreitig hat die Naturgeschichte der Schwimm- und Sumpf-Vögel durch diese neue Ausgabe beträchtlich gewonnen; manche schätzbare Erfahrungen und Beobachtungen sind hinzugekommen, und manche unsichere Grenzen in dem Systeme sind richtiger bezeichnet. Hievon nur einige Beweise. Die punctirte *Schnepfe* der alten Ausgabe ist unter die Brachvögel aufgenommen, und überhaupt diese beiden Gattungen, worin noch grosse Verwirrung und Unsicherheit herrschte, beynahe in das Reine gebracht worden; wenigstens ist für künftige Naturbeschreiber hier ungemein viel durch die sorgfältigste eigene Beobachtung und Ansicht vorgearbeitet worden. Ferner: der gemeine Kiebitz der alten Ausgabe ist in der neuen viel bestimmter der gehaubte genannt. Die *Meerlerche* der alten Ausgabe ist hier weit richtiger der Meerstrandläufer; der gemeine Wassersäbler der alten Ausgabe ist hier der blaufüssige Wassersäbler; das gemeine Wasserhuhn der alten Ausgabe ist hier das schwarze Wasserhuhn. Man sieht sogleich allen diesen Veränderungen den wirklich verbessernden Fleiss an.

Um aber überhaupt den Unterschied einer neuen Arbeit, wie diese, zwischen einer älteren, z. B. des grosen *Linné*, und damit die wirklichen Fortschritte, die in der Bearbeitung des Systems Statt gefunden haben, — gehörig zu würdigen, wird eine einzige Gegeneinanderstellung beider Naturforscher nicht ohne Nutzen seyn. Der Ritter *Linné* fasste die Gattungen: *Cygnus*, *Anser* und *Anas* in die einzige: *Anas* zusammen, und theilte sie in 4 Classen: 1) Vögel mit höckerigem Schnabel, 2) mit flachem Schnabel, 3) mit umgekrinsten Schwanzfedern, 4) mit Hauben. Unser Vf. dagegen theilt dieses ganze Geschlecht (*Lin.*) weit bestimmter und unter weit sichereren Merkmalen so ein: 1) *Cygnus*, a) mit höckerigem Schnabel, b) mit glattem Schnabel. 2) *Anser*. 3) *Anas*: a) der Schnabel ist höckerig, und an den Hinterzehen eine flügelförmige Haut; b) der Schnabel ist höckerig, und die hintere Zehe unbelappt; c) der Schnabel ist glatt, und die Hinterzehe hat eine flügelförmige Haut; d) der Schnabel ist glatt, und die Hinterzehe unbelappt. — Man sieht in dieser Vergleichung sogleich das sorgfältige Studium und den wahren Gewinn für die Freunde eines sicheren Systems.

Der Vf. bauet bey Veränderungen und Verbesserungen des Systems auf den sicheren Grund des ganzen Habitus, welcher, in dem weitesten Sinne genommen, doch vielleicht allen anderen Grundlegungen vorzuziehen seyn dürfte. Als ein Exempel diene hier die sehr richtige Scheidung der beiden Gattungen *Tringa* und *Vanellus*. Sonst gehörte der *Vanellus* als eine Art zu der Gattung *Tringa*; allein ein

nur mäßsig geübtes Auge findet, wenn der *Tringa pugnax* und der ehemalige *Tringa Vanellus* zusammen gehalten werden, bald den großsen Unterschied in dem ganzen Habitus von beiden. Der erstere hat, wie alle Strandläufer, kurze Flügel, der letztere ungewöhnlich lange; jener hat einen schnellen, durch unerwartete Schwenkungen ausgezeichneten und gleichsam reißenden Flug, dieser hat einen ganz anderen Flügelschlag, die Flügel sinken weit tiefer herunter, werden langsamer bewegt, und legen sich im Fluge nie an den Leib an. Überhaupt ist der Flügelschlag der Vögel so bedeutend, er hängt so genau mit ihrem ganzen Baue, wie mit ihrer Lebensweise, zusammen, dass man ihn, in einem weiteren Sinne, mit Recht zu dem ganzen Habitus der Vögel und damit auch zu einem Bestimmungsgrunde in Hinsicht des Systemes rechnen sollte. Es ist etwas so Eigenthümliches in dem Fluge der Vögel, dass er oft sogar, wo die übrigen Merkmale uns im Stich lassen, allein entscheiden könnte. Rec. wird vielleicht Gelegenheit haben, seine Gedanken und Beobachtungen über diesen Punct ausführlicher mitzutheilen.

Was nun die Beschreibungen der Vögel selbst betrifft: so findet man in diesem Werke befriedigende Notizen über die Gestalt, Größse, Farbe; über den Aufenthalt, die Fortpflanzung, merkwürdige Eigenschaften, Schaden und Nutzen, Nahrung, und endlich den Fang und die Jagd. Es scheint doch, als wären die Beschreibungen der Größse, der Gestalt, der Farben u. s. w., die sonst bey der Bestimmung der Vögel von großsem Nutzen sind, etwas zu wortreich und zu ermüdend weitläuftig; eine recht gedrungene genau bestimmte Darstellung dieser Gegenstände würde unterhaltender gewesen seyn und weniger Raum hinweggenommen haben. Indess wird man für die Mühe, die mit dem Durchlesen dieser etwas weitläuftigen Beschreibungen verbunden ist, hinlänglich entschädigt durch den reichen Genuss, den die übrigen praktischen Bemerkungen und die mitgetheilten eigenen Erfahrungen des Vfs. gewähren. Bey den bekannten und nützlichen Vögeln ist der Vf. mit Recht am ausführlichsten; man findet vielleicht nirgends eine vollständigere, mit nützlichen Notizen (z. B. für den Landwirth) reicher ausgestattete Naturgeschichte der Ente, der Gans, der Eydergans u. s. w., als in diesem Werke. Die Beschreibungen der Zergliederung einiger Vögel sind zwar von angemeinem Interesse für die Naturgeschichte, und es wäre zu wünschen, dass sie bey jedem Vogel beygebracht wäre: allein sie würden doch weit lehrreicher seyn, wenn sie mehr vergleichend dargestellt wären, und wenn der Zusammenhang des inneren Baues, z. B. der Lunge, der Luftröhre, der Zunge u. s. w., mit der Lebensart, mit der Nahrung und den Sitten des Vogels, so viel es bey sicheren Beobachtungen thunlich ist, aufgedeckt wäre. Eben so nützlich würden die eigentlich vergleichenden Bemerkungen bey der Zergliederung der Vögel geworden seyn. So heißt es z. B. bey dem *Podiceps minor*: „Die Luftröhre ist einförmig, die Lunge groß und gelblich, die Leber klein, der Magen fleischig." Weit mehr Interesse würde diese Andeutung haben, wenn man hier eine Vergleichung mit den nächstverwandten Vögeln, z. B. dem *Colymbus* oder *Uria*, fände, um die Abweichungen in dem inneren Baue zu bemerken, und daraus manche sehr wichtige Resultate ziehen zu können. Einzelne Andeutungen dieser Art finden sich jedoch, wie bey dem Labyrinthe der Luftröhre an den Enten, wo man die nützliche Bemerkung liest, dass dieses sogenannte Labyrinth sich überall nur bey dem Männchen, und niemals bey dem Weibchen findet; indess ist dabey nicht zu leugnen, dass solche vergleichende Beschreibungen der Zergliederung mehrerer Vögel ihre besonderen Schwierigkeiten haben.

Bey einzelnen Partieen dieses lehrreichen Werks erlaubt sich Rec. folgende Bemerkungen. Bey der *Ardea stellaris* scheint die Notiz nicht beygebracht zu seyn, die doch nicht ganz unwichtig ist, dass der obere und untere Schnabel derselben in der vorderen Hälfte nach der Spitze zu mit scharfen Einschnitten, die zahnartig sind, versehen ist; diese Zähne stehen in einer schiefen Richtung nach dem Kopfe zu, und sie müssen bey ihrer Schärfe dem Vogel außserordentlich nützlich seyn, zum Festhalten glatter Fische oder schlüpfriger Wasserkäfer. Eben dieser Vogel scheint doch mehr unter die Strichvögel zu gehören; noch im vergangenen Winter wurden an dem Wohnorte des Rec. mehrere selbst bey großser Kälte und tiefem Schnee gesehen, und einer davon, der durch einen Schuss leicht verwundet war, dem Rec. noch lebend überbracht. — Der schwarze Reiher, *Ardea atra*, existirt wohl nirgends, und ist sicher nichts anderes, als der schwarze Storch, hätte also unter der Zahl der Arten nicht aufgeführt werden sollen. — Die Heerschnepfe hält sich sicher auch im Winter in Deutschland auf; sie wurde öfters im Schnee sogar an warmen Quellen geschossen. — Der graue Kiebitz ist nach Rec. öfteren Beobachtungen und Erfahrungen völlig einerley mit dem schwarzbäuchigen Kiebitz. Hingegen muss Rec. dem Vf. darin beystimmen, dass der *Charadrius fluviatilis* von dem *Charadr. hiaticula* wirklich unterschieden sey: beide wohnen zwar oft bey einander an den Ufern sandiger Flüsse, allein die Unterscheidungszeichen, die in dem Werke angegeben sind, findet Rec. auch völlig in eigener Erfahrung gegründet; doch hat Rec. beide Arten niemals auf Wiesen, sondern immer nur auf dem sandigen Ufer der Flüsse gefunden. — Es ist nicht zweifelhaft, sondern in der That gegründet und durch vielfache Erfahrungen des Rec. bestätigt, dass der *Podiceps cristatus* wirklich die Federn anderer Wasservögel verzehre; selbst bey einem 3 Wochen alten *Podiceps* fanden sich im Magen eine Menge Entenfedern: eine auffallende Erscheinung, über welche vielleicht künftig an einem anderen Orte ausführlicher geredet werden soll. — Manche Vögel scheinen doch ein wenig gewaltsamer Weise in die Reihe der deutschen Vögel gestellt zu seyn; wenigstens sollten solche Vögel, die nur äußserst selten einmal (wie

B. der schwarze Fregattvogel) an die äusserften Küften von Deutschland als Erscheinungen, und aus ihren Wohnungen nur verscheucht, kommen — nicht mit in dem Systeme deutscher Vögel aufgestellt werden. — Beschreibungen, wie die der Luftblasen bey dem Pelikan, sind äusserst unterrichtend, und beweisen, wie nützlich es für die Naturgeschichte der Vögel insbesondere seyn würde, wenn ihre Zergliederung mehr mit bestimmter Hinsicht auf Lebensart, Nahrung, Fortpflanzung u. s. w. unternommen würde.

Dieses nützliche und sehr lehrreiche Werk beschliesst ein doppelter Anhang. Der erste Anhang enthält einen Vogelkalender, worin bey jedem Monate die streichenden und ziehenden Vögel genannt, und wobey manche brauchbare Notizen für Jäger, Ökonomen u. s. w. beygebracht sind. Der zweyte Anhang enthält zwey neue Eintheilungen der Vögel: die erste von *Lacépède* gründet sich auf den Bau der Klauen; die zweyte findet sich in *Bertuchs* Tafeln der allgemeinen Naturgeschichte; der Bestimmungsgrund ist auch hier von den Füssen hergenommen. Der Vf. glaubt nicht, dass diese Eintheilungen vor der seinigen bedeutende Vorzüge haben; sicher verdienen diejenigen immer den Vorzug, die nicht nach einzelnen Theilen des Körpers, wie z. B. nach den Füssen und Klauen, sondern nach dem ganzen Habitus classificirt sind. — Die Kupfer sind fleissig gearbeitet; nur scheinen die Stellungen einiges Vögel zu wenig Leben zu haben, weil sie vielleicht nach ausgestopften Exemplaren dargestellt sind, die sich bekanntlich nicht immer durch lebendige Darstellungen auszeichnen. Ein vollständiges Register erhöht den Werth dieses brauchbaren Werks. Möge der achtungswerthe Vf. nicht aufhören, die zum Theil noch unangebauten Felder der Naturgeschichte Deutschlands mit neuen Früchten eigener Beobachtungen und Erfahrungen auszuschmücken!

+ d +

Halle, in der Buchhandlung des Waisenhauses: *Joh. Georg Hoffmanns Unterricht von natürlichen Dingen oder Geschöpfen und Werken Gottes*, zum Lobe des grossen Schöpfers und zum Dienst der Unstudirten, sonderlich aber der kleinen Schuljugend. Vierzehnte Auflage, ganz verbessert und umgearbeitet von *J. C. W. Nicolai*, Conrector und Lehrer der Physik am Arnstädter Lyceum. 1803. XIV u. 296 S. 15te Aufl. 1805. XIV u. 296 S. 8. (Auch unter dem besonderen Titel: *Unterweisung in gemeinnützigen Kenntnissen der Naturkunde zum ersten Unterricht der Jugend.* 6te, 7te Aufl.) (12 Gr.)

Schon die vielen in kurzer Zeit nothwendig gewordenen Auflagen dieses Buchs könnten einigermassen für seine Brauchbarkeit entscheiden; aber der Nutzen selbst, den es dem Lehrer sowohl, als dem Schüler gewährt, entscheidet dafür weit gewisser. Die neuen Ausgaben haben sowohl in Rücksicht der Reichhaltigkeit, als der guten Ordnung gar sehr gewonnen. Eine der vorzüglichsten Verbesserungen aber ist unstreitig die, dass alle Fragen und Antworten weggelassen sind, und das Ganze in einen zusammenhängenden Vortrag umgeschaffen ist. Rec. weiss zwar wohl, dass viele Schulmänner diese Methode, die Jugend durch solche Fragen und Antworten zu belehren, sehr hoch preisen, und sie hat dem Anscheine nach auch sehr viel Gutes; allein man gewöhnt die Kinder dadurch zu sehr zum Nachbeten, entwöhnt sie zu sehr vom Selbstdenken, und das ist doch beym Unterrichte eine Hauptsache, wenn man die Kinder zu vernünftigen Menschen, und nicht zu hirnlosen Maschinen bilden will. Der Vf. schickt erst eine kleine, aber sehr zweckmässige Einleitung voraus, worin er die Wörter: Natur, Naturkunde, Naturlehre, Naturgeschichte erklärt, und setzt dann den Nutzen, den das Studium dieser Wissenschaften jedem Menschen gewährt, trefflich aus einander. Die erste Abtheilung handelt: 1) Von den verschiedenen Eigenschaften der Körper, ihrer Ausdehnung, Porosität, Undurchdringlichkeit, Theilbarkeit u. s. w., wobey der Vf. die neuesten physischen Werke sehr gut benutzt hat. 2) Vom Weltgebäude, den Planeten, Sternen u. s. w. 3) Von der Erde insbesondere. 4) Von den sogenannten Elementen, wobey vorzüglich der Artikel Wasser sehr gut abgehandelt wird. 5) Von den Lufterscheinungen, Thau, Regen, Schnee, Reif, Hagel u. s. w. Die zweyte Abtheilung, die Naturgeschichte oder Naturbeschreibung, handelt zuerst von dem Begriffe dieser Wörter, erklärt dann organisirte und unorganisirte Körper. Das erste Cap. handelt vom Mineralreiche, es beschäftigt sich mit der Beschreibung der Erden, Steine, Salze, der brennbaren Mineralien, der Metalle, sowohl der vollkommenen, als Halbmetalle. Sehr angenehm war es Rec., die specifische Schwere einiger Metalle (S. 107) mit wenigen Worten, und doch so sehr deutlich und fasslich angeführt zu finden. Das 2te Cap. handelt vom Gewächsreiche. Der Vf. theilt das Pflanzenreich der Deutlichkeit des Vortrags wegen in a) Bäume, b) Sträuche, c) Kräuter, d) Grasarten, und e) in solche Gewächse, die undeutliche Befruchtungswerkzeuge haben. Die Bäume werden dann wieder in Gartenbäume und Forstbäume, und die letzteren in Laub- und Nadel-Hölzer getheilt. Das 3te Cap. handelt vom Thierreiche. Der Vf. theilt die Thiere in 1) Säugthiere, 2) Vögel, 3) Amphibien, 4) Fische, 5) Insecten, und 6) Würmer. Von jeder Classe werden die nothwendigsten Merkmale und Unterscheidungszeichen angegeben. Die 1ste Classe, die Säugthiere, werden eingetheilt 1) in Thiere mit 2 Händen, 2) mit 4 Händen, 3) mit hakenförmigen Krallen, 4) mit besonderen Decken statt der Haare, 5) mit scheinbaren Flügeln, 6) ratzenartige, 7) reissende Thiere, 8) behufte, 9) zweygespalten klauigte, 10) Ungeheuer, 11) säugende Amphibien, und 12) Wallfische. — Die Vögel werden eingetheilt in 1) Raubvögel, 2) leichtschnäblichte, 3) spechtartige, 4) Schwimmvögel, 5) Sumpfvögel, 6) straussartige oder Laufvögel, 7) hühnerartige, 8) krähenartige, und 9) Singvögel. Die Amphibien werden in 2 Abtheilungen gebracht, 1) kriechende und 2) schlei-

chende Amphibien. Die Fische in 5 Abtheilungen: 1) Knorpelfische, 2) Kahlbäuche (die keine Bauchflossen haben), 3) Halsflosser, 4) Brustflosser, und 5) Bauchflosser. — Die Insecten in 1) Käfer, 2) Insecten mit halben Flügeldecken, 3) Schmetterlinge, 4) Insecten mit netzförmigen Flügeln, 5) mit 4 aderigen Flügeln, 6) mit 2 Flügeln, und 7) Insecten ohne Flügel. — Die Würmer — in 1) solche, die keine äusseren Gliedmafsen aufser den Fühlfäden, 2) die äussere Gliedmafsen haben, 3) Conchylien, 4) Korallen, und 5) in Thierpflanzen. Das 4te Cap. handelt vom Menschen, und zwar in verschiedenen Abschnitten. In dem Theile: vom Körper des Menschen, findet man die Haut, die Knochen, Muskeln, Nerven, Sehnen, die Sinneswerkzeuge und die vorzüglichsten Gliedmafsen des Körpers sehr gut, zweckmäsig und deutlich beschrieben. Eben so fafslich ist auch die kleine Abhandlung: von der menschlichen Seele. Rec. kann demnach dieses Buch Ältern, Lehrern und Erziehern mit dem besten Gewissen empfehlen, überzeugt, dafs sie nicht leicht ein anderes finden werden, welches im vollen Sinne des Worts das leistet, was das vorliegende leistet. Der Druck ist im Ganzen sehr correct und der Preis mäsig.

♂

KURZE ANZEIGEN.

NATURGESCHICHTE. *Göttingen*, b. Dieterich: D. *G. G. Tannenberg's Abhandlung über die männlichen Zeugungstheile der Vögel.* Übersetzt, mit einigen Noten und einer neuen Kupferplatte versehen von *J. J. A. Schönberg* und *G. Spangenberg*, d. A. u. WW. Doctoren u. s. w. 1810. 36 S. mit 4 K. 4. (12 Gr.)

Die bekannte Schrift von 1789 mit einer Abbildung der männlichen Geschlechtstheile des Sperlings, in der Begattungszeit abgebildet. Dann sind die Hoden beynahe so grofs als eine Haselnufs, während sie im Winter kaum zu finden sind. Die Übersetzung ist gelungen, der Inhalt brauchbar, die Kupfer gut. Sie würden deutlicher seyn, wenn der Schatten nicht die Hauptorgane zweifelhaft machte. Anatomische Sachen müssen, wo möglich, nur umrissen, nicht überfüllt werden.

Θ

ÖKONOMIE. *Erlangen*, b. Palm: *Kurze Anweisung zur Obstbaumpflege als Leitfaden für Schullehrer auf dem Lande.* Voran einige Gedanken und Vorschläge über die Beförderung des Obstbaues durch die Landschulen in dem Fürstenthum Bayreuth, von M. *Friedrich Wilhelm Hagen*, Pfarrer zu Dottenheim. 1810. XVI und 88 S. 8. (6 Gr.)

Diese Schrift verdankt ihre Entstehung einer öffentlichen Gemeinde-Baumschule in Selb, und hat den Zweck, die Jugend unter den Leitungen der Schullehrer in der Obstbaumzucht zu unterrichten. Der Vf. sucht also durch seine Belehrungen die Gemeinden und Schullehrer auf dem Lande zu mehreren ähnlichen Anlagen, und zur Verbreitung der Obstcultur aufzumuntern, und auf diese Weise das Ziel zu erreichen, welches sich Hr. *Baumann* bey der Ausarbeitung seines Unterrichts über Obstbaumzucht etc. vorgesteckt hat. Zuerst handelt er von dem Nutzen und mannichfaltigen Beschäftigungen, welche die Obstcultur den Landleuten darbietet; von der Beschaffenheit des Bodens, von dem Einsammeln und Aufbewahren der Obstbaumsaamen und von der Einfridung oder Umzäunung der Baumschulen. S. 5 heifst es: „Kann die Obrigkeit zum Zaun das Holz nicht abgeben: so hat vielleicht glücklicher Weise die Gemeinde ein Holz; und wenn auch diefs nicht ist: so müfst ihr eben die Baumschule durch einen tiefen, breiten Graben schützen." Allein bey diesem Vorschlage scheint der Vf. nicht bedacht zu haben, dafs der Graben im Winter vom Winde mit Schnee angefüllt wird, und die Hasen, welche in kalter Witterung die Bäume am meisten beschädigen, desto leichter in die Baumschule eindringen können. Das Einbinden der Baumstämme in Stroh ist zwar etwas mühsam, aber in solchen Fällen, wenn nämlich die Baumschule kein dichter Zaun oder eine Mauer etc. umgrenzt, ein sicheres Verwahrungsmittel. Die übrigen Ideen, welche der Vf. zur Hervorbringung einer besseren Obstpflege darlegt, verdienen allerdings realisirt zu werden. Nach den vorausgeschickten Bemerkungen und Wünschen, welche der Vf. an höhere Behörden ergehen läfst, handelt er kürzlich von der zweckmäfsigen Erziehung junger Obstbäume, von den verschiedenen Veredelungsmethoden, und dem Versetzen der Obstbäume, und endlich von der Zubereitung der Baumsalben. Der ganze Unterricht, die Obstbäume von ihrer ersten Entwickelung bis zur völligen Ausbildung zu erziehen, ist ein sehr gedrängter Auszug, aus den pomologischen Schriften der Hnn. *Christ*, *Diel*, *Baumann* u. A., also nur zur Belehrung der Landschullehrer geeignet, welche die eben gedachten Schriften nicht besitzen.

DD—h.

Leipzig, b. Gräff: *Das Verjüngen der Wiesen.* — Nebst einer vorausgeschickten Revision der Wiesenwirthschaftslehre, von *Hans Friedr. Pohl*, Ökonomieinspector u. s. w. 1810. 86 S. 8. (1 Thlr.)

Durch diese Schrift hat sich der Vf. vortrefflich ausgezeichnet, und in der Wiesenwirthschaftslehre etwas Musterhaftes geliefert. Nur Eines wünschten wir, dafs der Ton sich mehr durch Popularität für eine solche Wissenschaft eignen möchte. Auszüge aus der Schrift lassen sich nicht wohl machen; es ist alles wichtig, und nicht das Geringste übersehen. Wir müssen uns mit einer bezeichnenden Eintheilung begnügen. — *Erste Abth. Einleitung in die Wiesenwirthschaftslehre.* — *I. Ansicht der Wiesenwirthschaftslehre. II. Über die wissenschaftliche Bearbeitung der Wiesenwirthschaftslehre.* — Da die Kenntnifs der Pflanzen eines der ersten Erfodernisse ist: so sagt der Vf. ganz richtig: Ein Schriftsteller, der unterläfst in seinen Werken den linneischen Namen beyzufügen, verdient völliges Mifstrauen. — *III. Über das Natürliche der Wiesen.* — *IV. In wie fern kommt das Erdreich auf Wiesen in Betracht? V. Über die natürliche Lage einer Wiese.* — Hier legt der Vf. gründliche Gedanken über die Fruchtbarkeit der niedrig liegenden Wiesen, über die Bäume auf den Wiesen u.s.w. vor. *Zweyte Abth. Ansichten der Wiesenpflanzen. VI. Über den Begriff der Wiesenpflanzen. VII. Über die Vermehrung und Fortpflanzung der Wiesenpflanzen. VIII. Über die Dauer und Erhaltung der Wiesenpflanzen.* — *IX. Bemerkungen über das Wachsthum der Wiesenpflanzen.* — Hieher kommt auch vor der Hieb der Sense in der Wachsthumsperiode, wenn die Pflanze kahl bis dicht an die Rasennarbe abgemähet wird. Eben so bey dem Bifs der Thiere. — *X. Die Rasennarbe und Grasnarbe.* — Der genau unterscheidende Vf. nennet *Rasennarbe* das eigene Gebilde von Gewürzel, welches die obere Erdschichte wunderbar durchflicht. *Grasnarbe* ist wesentlich von jener unterschieden und nur derjenige Theil derselben, welcher zunächst auf der Erde ist, und unter der Sense und dem Bisse der Thiere bleibt, und entspricht dem Begriffe Stoppel. — *XI. Bemerkungen über das Anordnen der Natur bey den Wiesenpflanzen.* — *XII. Über die Unfälle der Wiesenpflanzen.* — *XIII. Welches sind die bessern Wiesenpflanzen?* — *XIV. Über die Wiesenunkräuter.* — *XV. Die Wiesengräser.* — *XVI. Die Wiesenkräuter.* — *XVII. Die Moose und Flechten auf den Wiesen. Dritte Abth. Über die Verjüngung der Wiesen. XVIII. Einleitung und Übersicht der Wiesencultur. XIX. Über die Grundsätze der Wiesenwirthschaft. XX. Die Wiesenculturanstalten. XXI. Eintheilung und nähere Ansicht der Culturanstalten.* Ihre Stufen sind: 1) In so fern der freyen Natur nicht entgegen gewirkt wird. 2) Wenn der Natur nachgeholfen wird. 3) Der Wiesenbau oder die höhere Cultur. *XXII. Über den Wiesenbau. XXIII. Übersicht der Culturanstalten bey der Wiesenwirthschaft.* Die gewöhnlichen Culturanstalten sind: Das Düngen, Wässern, Besaamen, und endlich das Verjüngen. — *XXIV. Mein Verfahren, die Wiesen zu verjüngen oder die Wiesenverjüngung.* Dieses ist der wichtigste Abschnitt, und er lehrt, wie man die Wiesen dadurch gleichsam neu schaffe, wenn man sie, vorzüglich im Spätherbst, 2, 3, 4 Zoll hoch mit dienlicher Erde überschütte.

AP.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 20 DECEMBER 1810.

GESCHICHTE.

Weimar, im Landes-Industrie-Comptoir: *Beobachtungen und historische Sammlung wichtiger Ereignisse aus dem Kriege zwischen Frankreich, dessen Verbündeten und Österreich, im Jahr* 1809. 1 — 5 u. letzter Heft. 1809. 335 S. 8. mit Charten u. Plänen. (3 Rthlr. 18 Gr.)

Diese Betrachtungen, von einem Baier verfasst, sollen eine treue, auf Wahrheit gegründete chronologische Erzählung der Kriegsereignisse enthalten. Sie fangen mit der Entwickelung des österreichischen politischen Systems im J. 1808 und 1809 (eigentlich seit dem pressburger Frieden 1805) an, und endigen mit der Schlacht von Znaim (eine Fortsetzung der Schlacht von Wagram). Es sind Anekdoten, Proclamationen und militärische Episoden dieses Kriegs (als die Belagerung von Kufstein) damit verbunden, und die ganze Schrift hat die Tendenz, die baiersche Tapferkeit und den baierschen Patriotismus hervorzuheben.

Nachdem der Vf. in der Einleitung über die Kriegsereignisse ziemlich gut und wahr die politischen Verhältnisse Deutschlands im J. 1809, die Stärke der österreichischen Waffen auf der einen, und die Schwäche der französischen Armee in Deutschland und die Beschwerden des Kriegs in Spanien auf der anderen Seite geschildert hat, auch der für Österreichs Waffenglück vielfach gestimmten deutschen Gemüther gedenkt: schliesst er diese Periode mit den Worten: „Und hätte Napoleon in Baiern nicht gesiegt, wären in den Vorbereitungen des österreichischen Gouvernements zum Kriege, nicht bedeutende, auf den wahren Volkscharakter der Deutschen sich begründende arithmetische Fehler mitunter gelaufen, aus welchen für dieses Gouvernement so viel Unglück erwachsen ist — Deutschland wäre der Schauplatz des blutigsten Bürgerkriegs geworden." Dann wird Österreichs Bestreben ein zweckloses Auflehnen gegen den Zeitgeist genannt, der, geleitet durch Napoleons Genie, alle Feudalaristokratie zu vernichten strebe, Englands Seedespotismus zerstören, und dem Continent Antheil an dem Welthandel wieder erobern wolle. Es wird zugegeben, dass den Österreichern der Besitz von Tyrol zu seinen offensiven Kriegsoperationen nöthig gewesen sey, sie hätten aber solches füglich auch ohne Theilnahme der Landeseinwohner erobern können, welche durch ihren zwecklosen Aufstand in das tiefste Elend gestürzt wären. Endlich erzählt der Vf. den Einmarsch der Österreicher in München, und wie sehr sie sich vergebens bemüht hätten, Baierns patriotische, an ihrem Maximilian Joseph hängende Einwohner zu ihrem System zu bekehren.

Abgesehen von allem sogenannten Zeit- und Welt-Geist, der nur in den Köpfen einiger unserer Schriftsteller die Feudalaristokratie vernichtet, unterdess in Frankreich das Lehnssystem täglich einheimischer wird, und in den Rheinbundesstaaten, namentlich in Sachsen, nichts weniger als an Aufhebung des Lehns-Nexus gedacht wird: leidet es keine Frage, dass es lediglich 1809 von den Führern der österreichischen Armee, und der östreichischen Politik abhing, den *Statum quo* vor dem lüneviller Frieden wieder herzustellen. Es fehlte nicht an physischen Mitteln: denn seine Feinde gestehen Österreich selbst eine Streitmasse von 800,000 Mann zu, unterdess diese nur 138000 entgegenstellen konnten. Es fehlte nicht an dem physischen Muthe der Armee: denn die Feinde selbst gestehen den Österreichern die höchste Tapferkeit und Ausdauer zu. Es fehlte nicht an Ideen: denn die Aufstellung der Landwehr — die Centralisirung der Führung der Armee im Generalissimus, mit Entfernung des Hofkriegsrathes — die durch die Eintheilung der Armee in Armee-Corps bewirkte grössere Beweglichkeit derselben — die erregte Vaterlandsliebe, und der hervorgerufene Nationalstolz der Deutschen, durch kräftige Proclamationen, waren zweckmässige politische Mittel, einem Feinde zu widerstehen, der, vom J. 1792 an, ähnlichen Mitteln seine vielen Siege zu verdanken hatte. Aber es fehlte an einem richtigen Operationsplan, und an der schnellen, weisen und zusammenhängenden Ausführung desselben, an der nöthigen Harmonie zwischen Ober- und Unter-Feldherrn — an einer schnellen Benutzung kleiner und grosser Siege.

Alles hat die österreichische Nation, Alles hat die Armee geleistet, was man von einer patriotischen Nation, von einer braven Armee verlangen kann. Sie bleiben der Stolz Germaniens. Die Frage von Verantwortung vor der Mit- und Nach-Welt bleibt auf den Führern lasten, wegen ihrer fehlerhaften Kriegführung. Es ist gar nicht zu begreifen, 1) warum nicht im Februar und März losgeschlagen, und die Zeit mit diplomatischen, zwecklosen Conferenzen verschwendet wurde. 2) Bedurfte es keiner Offensive gegen Italien, sobald Tyrol erobert war: denn der Vicekönig konnte an dieser Bastion vorbey nicht ungestraft in die österreichischen Erblande eindringen. Ein kleines Corps beschäftigte ihn hinlänglich bey der

Schwäche seiner Armee. War aber die Offensive gegen Italien einmal ergriffen: dann war nicht abzusehen, warum sie nicht nach dem ersten glücklichen Treffen fortgesetzt wurde, wenn auch die Hauptarmee retirirte. 3) Concentrisch mußte ein Hauptcorps die Position an dem Lech nehmen, unterdeß ein anderes durch Tyrol und Vorarlberg nach dem Rhein zu operirte, ein drittes nach dem Main und Würzburg vordrang. 4) Statt in Polen die Nation aufzurühren, mußte die Armee des Erzherzogs Ferdinand den König von Preußen, wie ehemals Gustav Adolph den Kurfürsten von Brandenburg, zur Theilnahme am Kriege zwingen, an der Oder und Elbe statt an der Weichsel operiren, Sachsen revolutioniren und Westphalen. Ganz anders würden hier 45000 Österreicher auf das Volk gewirkt haben, als Schill und Dörnberg.

Das zweyte Heft ist durch die Beschreibung der Schlachten an der Donau vom 19 bis zum 23 April 1809 höchst interessant, welche mit großer Sach- und Terrain-Kenntniß gegeben worden ist. Es geht daraus hervor: 1) daß die französische Schlachtlinie von Hemmau über Regensburg, Abach, bis Ingolstadt, und ihr rechter Flügel, unter dem Herzog von Rivoli, von Schrobenhausen bis Pfaffenhofen sich ausgedehnt; die Österreicher aber, nach der Wegnahme von Regensburg, die Donau in Vereinigung mit dem Corps von Bellegarde am linken Donauufer à Cheval genommen haben, um so bis Donauwörth hinauf zu rücken, und die Franzosen in der Lechposition zu tourniren. Da sich aber ihre Schlachtlinie am linken Donauufer bis Mainberg ausgedehnt, und zwischen ihrem Corps daselbst und dem jellachischen bey München eine Lücke von 8 Meilen befunden, welche nur von einem kleinen Corps gedeckt war: so sey dieß Corps schon unterm 19 von Oudinot verjagt worden, worin der Grund der verlornen Schlachten an der Donau bey Abensberg und Eckmühl liege. Dieß ist sehr wahr, und beweist, daß die österreichischen Feldherrn immer noch nicht mit der Kriegsmanier der Napoleoniden bekannt waren, die ja fast in allen ihren Kriegen, wo sie Fronte machten, ein auch wohl zwey Corps dazu verwendeten, um dem Feinde da, wo er schwach war, oder Blößen gab, in Seite und Rücken zu manövriren. Eben so hatte die preussische Armee bey Auerstädt und Vierzehnheiligen eine Lücke von Stadt Sulza bis Dornburg dreyviertel Meilen lang, wo das Corps von Ponte Corvo durchdrang. — 2) Standen die Östreicher nach der Schlacht von Abensberg, und auch nach der von Eckmühl, welche sie am rechten Donauufer verloren hatten, mit zwey Armeecorps siegreich am linken Donauufer, und waren bis Haman vorgerückt. Nach dem Verlust der Schlacht von Eckmühl zog sich aber der Erzherzog Karl auf das linke Donauufer, und retirirte nach Böhmen. Da außer jenen beiden am linken Donauufer befindlichen Corps noch drey andere den Franzosen Fronte machten, und ihren Marsch nach Wien hinderten: so ist nicht abzusehen, warum jene zwey Armeecorps nicht die Offensive gegen Donauwörth fortsetzten, und auf die Communication der Franzosen marschirten. Wer Alles decken will, deckt nichts. Sobald dieß geschah, würde Napoleon sein Operations-Object *Wien* einige Zeit aus den Augen verloren und sich nach seiner Operationsbasis *Donauwörth* zurückgesehnt haben, besonders da Tyrol ihm entwunden, und die Österreicher in Italien glücklich waren. — 3) Soll es Plan des Erzherzogs Karl gewesen seyn (S. 97), von Regensburg nach Böhmen zu retiriren, um im Rücken des Feindes die Donau wieder überschreiten zu können, da er voraussetzte, die Truppen hinter dem Inn würden dem Feinde genug zu thun geben. Wenn das ist: so begreift man um so weniger, warum denn auf dem linken Donauufer die Offensive nicht fortgesetzt, und warum Erzherzog Johann aus Italien nach Ungarn zurückgerufen wurde.

Wir übergeben im dritten Hefte die Marsch-Dispositionen der Franzosen nach Wien, und die ersten Anstrengungen derselben, Tyrol wieder zu erobern, und führen aus dem 4ten Hefte eine sehr richtige Darstellung des Nationalcharakters der Tyroler nur beyläufig an, die diesem braven Volke, trotz seiner Verirrungen, Gerechtigkeit widerfahren läßt, und wenden uns zu den im 5ten und letzten Hefte gegebenen Beschreibungen der Schlachten bey Aspern und Wagram.

Die erste Darstellung ist fast wörtlich aus den österreichischen Relationen entnommen, und über die große wichtige schon so heftig bestrittene Frage: *Konnte nach der gewonnenen Schlacht von Aspern von den Östreichern bis zum 4ten Juny nichts weiter geschehen, als daß sie sich am linken Donauufer verschanzten?* herrscht ein tiefes Stillschweigen, und ohne die Begebenheiten in Tyrol, in Sachsen und Frankreich zu berühren, geht der Beobachter zu den Schlachten von Wagram über. Waren die Beschreibungen der früheren Schlachten rein militärisch: so ist diese rein poetisch.

Nichts findet man darin von dem Ausbleiben des Erzherzogs Johann, nichts von der fehlerhaften Disposition zur Schlacht österreichischer Seits, und daß unter anderen Fürst Rosenberg nicht über den Rußbach zurückging, weil er dazu gezwungen wurde, sondern weil er dazu aus dem Grunde Befehl erhielt, da die Corps des rechten Flügels noch zu weit zurück waren. Nichts von dem unnöthigen Zurückhalten des österreichischen siegreichen rechten Flügels, da das Centrum nicht durchbrochen worden war, wie es Absicht der Franzosen gewesen. Im Gegentheil wird es den Österreichern als Fehler angerechnet, daß sie ihren rechten Flügel vorgeschoben, und den französischen linken von der Donau und der Communication abgedrängt hätten. Wir hätten aber doch wissen mögen, wenn der Erzherzog Johann (wie er wohl konnte) zur rechten Zeit angekommen wäre, welchen Erfolg das Vorschreiten des rechten österreichischen Flügels für die Franzosen gehabt haben würde?

Wer im ersten und zweyten Heft dieser Beobachtungen die Relationen der Operationen mit Vergn

;en gelesen hat, wird gewiss das fünfte Heft unwillig und unbefriedigt aus der Hand legen. R. n.

MAGDEBURG, b. Heinrichshofen: *Die Zerstörung Magdeburgs durch Tilly.* Ein streng historisches Gemälde von *J. Rese,* Collaborator an der Martinsschule zu Halberstadt. 1809. VIII u. 230 S. 8. (21 Gr.)

Rec. muss dem Vf. dieses Buches das Lob ertheilen, die reichlichen Nachrichten über die bekannte Eroberung und Zerstörung Magdeburgs recht gut zusammengestellt, und gefällig und angenehm erzählt zu haben. Dieses Talent verdient alle Aufmunterung, damit es sich an grösere und verwickeltere Begebenheiten, wo mehr Selbststudium, Kritik und Scharfsinn erfodert wird, wage, und unserer historischen Literatur gehaltvollere Werke verschaffe. Möge sich der Vf. bey der Wahl eben so wenig verführen lassen durch Leichtigkeit, welche die Behandlung verheisst, als leiten lassen von einem betrügerischen Stolz, nur glänzende und imposante Begebenheiten aufzusuchen! Diese bedürfen um so weniger einiger Kunst und des Schmuckes, durch sich selbst stehen sie in eigenthümlicher Grösse; verachtend die Nachhülfe, durch welche menschliche Kunst sie verschönern, die Anhängsel, womit diese sie bereichern will. Das ist wahre Hoheit des Erzählers, das Erhabene in seiner ruhigen Simplicität vorzuführen, und verkannten und vergessenen Stoff hervorzuheben, und was der gemeine Haufen der Schreiber, aus Mangel an Einsichten und wahrer Kraft, als unbrauchbar und der belohnenden Bearbeitung unfähig zurücklassen musste, glänzend zu gestalten. (Wir finden uns zu dieser Bemerkung durch die Äusserung des Vfs. S. 2 veranlasst: „Die Geschichte *einzelner Städte,* besonders der neueren Zeit, bietet gewöhnlich der historischen Kunst ein unfruchtbares Feld dar" u. s. w. Hat der Vf sich wohl schon hineingewagt?) Durch mehreres Studium werden die Gedanken und die Diction an Umfang und Tiefe gewinnen, und frey werden von dem Vorwurf, der sie hie und da noch treffen möchte, gesucht zu seyn, oder zu übertreiben (S. 114 Kroaten — — unwerth, jedem rohen Horden der Türken und Tartaren *gleichgestellt* zu werden), oder unbedachtsam den Aussprüchen des Zeitgeistes zu folgen (S. 159 der Tadel der Reformation, durch welche wir der alten Kraft verlustig worden. Ist Polen durch die Reformation untergegangen? Bekam Philipp die Herrschaft über Griechenland, weil Zwiespalt in der Religion die Staaten trennte? In Deutschland war die Trennung einzelner Staaten von der Reichsgewalt und das verschiedene Interesse Aller gegen Alle schon von jeher festgewurzelt, die Reformation war höchstens ein Uebel mehr, bey Manchem ein Vorwand; auch ohne alles Abreissen vom römischen Stuhl wären wir dahin gekommen, wohin wir sind. Man sollte doch endlich aufhören, das, was zu dem Vorzüglichsten unserer Thaten gehört, verdächtig machen zu wollen. Kein *Deutscher* sollte leichtsinnig in solche Discussionen sich *beyfällig* mischen. Was helfen doch unnütze Klagen? Suchet das zu bewahren, was euch noch übrig ist, und schmähet nicht auf die *Vergangenheit,* wenigstens so tadellos wie wir, damit die Nachkommenschaft nicht noch mehr Ursache habe, *uns,* denn *unsere* eigene Schlechtigkeit bleibt doch der nächste Grund, da wir wenigstens viel mehr handeln und thun konnten, als geschehen ist, noch bitterer anzuklagen).

Nothwendig möchte es auch gewesen seyn, dass der Vf. als Einleitung eine kurze Darstellung der Lage Magdeburgs, wie sie beym Anfang dieser Geschichten war, ihrer Erwerbsquellen, ihres Handels und Reichthums, ihrer städtischen Verfassung vorausgeschickt hätte. Dadurch hätte Manches, was in der nachfolgenden Erzählung dunkel bleibt, sein Licht empfangen (z. B. S. 22 die Absetzung des Stadtraths, das „minder gute Einverständniss mit dem Administrator Christian Wilhelm" S. 8, das theils aus alten Vorfällen, theils aus der früheren Regierung und dem Privatleben dieses Fürsten erklärt werden musste), und in das Ganze wäre mehr Anordnung gekommen. Überhaupt scheint uns Mehreres nicht recht eingeleitet; auch Gustav Adolfs Erscheinen ist ganz unvorbereitet. Der Vf. setzte die Kenntniss der Begebenheiten dieser Zeit voraus; aber darf das der Geschichtschreiber? Auch dürfte es wohl keinen Beyfall verdienen, dass der Vf. nur im Allgemeinen, im Vorbericht, die Werke angegeben hat, die er bey dieser Bearbeitung benutzte, nicht bey den einzelnen Begebenheiten darauf zurückverweist, und die Noten in einem Anhange giebt, ohne im Text ihr Daseyn zu bemerken. So erfolgt, dass das Zweifelhafte einer Nachricht in diesem erörtert werden muss, wodurch der Leser bedeutend gestört wird (z. B. S. 130). Warum ist S. 101 von dem Verräther nicht mehr gesagt, dessen Wohnung fortdauernd durch das daran bemerkte Datum der Eroberung die Niederträchtigkeit und Schande dieser That im Andenken erhält? Der bekannte P. Lamormain heisst hier S. 23 *Lammermann.*

Die vier wieder abgedruckten kleinen Erzählungen von Augenzeugen hätten wohl wegbleiben können, da das Nothwendige in die Erzählung aufgenommen ist, und die Werke, worin sie schon abgedruckt stehen, nicht selten sind. H. St. F.

KÖNIGSBERG, b. Nicolovius: *Preussisches Archiv, oder Denkwürdigkeiten aus der Kunde der Vorzeit* (Preussens). Herausgegeben von *Karl Faber,* königl. geh. Archivar. 1 Sammlung. 1809. XIV und 214 S. 8. (20 Gr.)

Seit wenigen Jahren hat der reiche Urkundenschatz des geheimen Archivs zu Königsberg viel herrliche Ausbeute für die Geschichte gegeben, und eben so viele und noch mehrere dürfte leicht noch daraus zu fördern seyn. Was *Baczko, Kotzebue, Hennig* gegeben haben, sind sprechende Beweise der Reichhaltigkeit des Archivs, der Liberalität der Regierung, und der Bereitwilligkeit und der Aufopferung der Aufseher (die man nicht an allen Orten zu rühmen hat). Hieran wird sich zunächst der auf Kosten der lief- und kurländischen Ritterschaft bewirkte Abdruck der diese Provinzen betreffenden Urkunden reihen. Auch unser Vf. liefert

Aufklärung einzelner Probleme von der preussi∫ch Ge∫chichte aus ∫einem reichen Magazin.

I. *Hi∫tori∫che Mi∫cellen aus der Zeit der Ordensregierung in Preu∫∫en.* Der Zug des Hohemei∫ters Johann *Tieffen* in die Wallachey und ∫ein Tod zu Lemberg 1497. Mehreres Unintere∫∫ante hätte noch können weggela∫∫en werden. S. 10 f. wird der König von Polen *Maje∫tät* genannt, ob das im Original ∫teht? Später hei∫st es: Königliche Gnade, das i∫t wohl zeitgemä∫ser. Schreiben des abge∫etzten Hohemei∫ter Heinrich Reu∫s von Plauen an ∫einen Nachfolger aus ∫einem Gefängni∫s zu Loch∫tädt. Von den preu∫∫i∫chen, Falken die als Ge∫chenke an fremde Höfe über∫chickt wurden. Ohngefähre Einnahme und Ausgabe des Hohemei∫ters Herzogs Friedrichs v. Sach∫en (1507—1510). Es wurden 15183 Mark als Einnahme von Preu∫∫en berechnet, ohne die Mühlen, Bern∫tein und andere gemeine Gefälle, die gegen 20000 Mark betrugen; die Steuer brachte 50 M. Mark ein. Die Ausgabe war 21485 Mark. Darunter die Küche 2680 Mark, und 9000 Mark, welche dem Hochmei∫ter nach Deut∫chland ge∫chickt wurden.

Das Inventarium der Schlo∫skirche S. 66 hätte doch wohl mit etwas Be∫∫erem vertau∫cht werden können. Nachricht von einer alten ge∫chriebenen Ge∫etz∫ammlung S. 70. Blo∫s der Anfang: *Von den FrauwenRechte*, wird mitgetheilt; übrigens erfahren wir von der Sammlung nichts. II. Ge∫chlechtstafel des Markgrafen Albrechts, er∫ten Herzogs in Preu∫∫en. Eine höch∫t überflü∫∫ige Arbeit, kaum ein paar Zahlen anders, als im alten Hübner; neuere Nachrichten, z. B. *Lang bairenthi∫che Ge∫chichte*, ∫ind bey den kurzen Andeutungen in der Tabelle gar nicht benutzt. III. Beyträge zur Charakter∫childerung Albrechts des Ält., er∫ten Herzogs von Preu∫∫en. Worin Vieles, das gar nicht bewei∫t, was es ∫oll, und oft an die alte panegyri∫ti∫che Manier in Behandlung der Ge∫chichte der Für∫ten erinnert. Durch die Urkunden des Anhangs: „Vollmachten der Abgeordneten vom deut∫chen Orden, Ritter∫chaft und Städten zur Friedensunterhandlung, mit der Krone Polen vom J. 1524" ∫ind wir der Ent∫cheidung der Frage über den Antheil der Ordensherrn und des Landes Preu∫∫en an der Staatsveränderung, welche der krakauer Frieden herbeyführte, näher gekommen. Der Landtag zu Königsberg bevollmächtigte ∫eine Abgeordneten, alles das, was ∫ie neben dem Hochmei∫ter — im Rath finden werden, das Se. Für∫tl. Gnad. ihren Landen und Leuten zu Preu∫∫en zu Ehre, Nutz und Gedeihen gereichen mag, dadurch ein endlicher, be∫tändiger, ewiger, chri∫tlicher Friede aufgericht mag werden, — zu handeln und zu bewilligen; ver∫teht ∫ich, da∫s der Adel und die Städte noch ihre Privilegien und Freyheiten berück∫ichtigten.

D. W.

KURZE ANZEIGEN.

Vermischte Schriften. *Quedlinburg*, b. Ba∫∫e: *Über die Be∫chaffenheit des künftigen Lebens nach dem Tode aus An∫icht der Natur* von *L. P. G. Happach*, Prediger und Schulin∫pector zu Mehringen bey A∫chersleben. 1809. 151 S. 8. (16 Gr.)

Die Frage, was es mit dem Leben nach dem Tode für eine Bewandni∫s habe, hat für den Ver∫tand und das Gemüth eines Jeden, der auf eine künftige Fortdauer hofft, ∫o viel Intere∫∫e, da∫s man gerne darüber nachdenkt. Man würde daher auch dem Vf. die∫er Schrift, da er zumal mehr als einmal ver∫ichert, da∫s er darin ∫ich blo∫s von dem wolle leiten la∫∫en, was die Natur ihn mit Sicherheit lehrt, in die∫en Unter∫uchungen mit Vergnügen folgen, wenn er nicht ∫ich zu oft wiederholte, überhaupt zu red∫elig wäre, und wenn nicht die vielen Druckfehler, ∫onderlich in den er∫ten Bogen, das Le∫en und Ver∫tehen nicht ∫o ∫ehr er∫chwerten. Da∫s der Vf. viele Le∫er von ∫einen Meinungen überzeugen wird, mu∫s Rec. bezweifeln. Er tadelt diejenigen, die meinen, gar nichts über die Be∫chaffenheit eines künftigen Lebens ∫agen zu können, und beurtheilt zu die∫em Zwecke eine Stelle aus einer *reinhard*∫chen Predigt, worin es hei∫st, da∫s wir von höheren Gei∫tern wenig oder gar nichts wi∫∫en: eine Stelle, die doch wenig oder gar nicht hieher gehört, da es ja doch möglich wäre, da∫s wir viel von der Be∫chaffenheit un∫eres Lebens nach dem Tode wü∫sten, wenn wir auch unwi∫∫end über Engel und Erzengel wären. Auch *Kant* wird zurechtgewie∫en, da∫s er in ∫einer allgemeinen Naturge∫chichte und Theorie des Himmels theils zu Viel, theils etwas Fal∫ches vom Zu∫tande der Men∫chen nach dem Tode ∫age, theils ∫ich auch gerade zu ∫elb∫t wider∫preche. Die Vor∫tellungen davon, die der Vf. auf dem Wege der Natur gefunden haben will, gehen dahin, da∫s der Men∫ch nicht als gei∫tiges We∫en allein, ∫ondern als gei∫tig ∫innliches We∫en fortdaure, da∫s ∫ich bey ∫einem Tode durch einen Naturproce∫s ein feiner Körper, wie er ihn gleich in dem er∫ten Moment ∫eines Ent∫tehens gehabt habe, als Vehikel ∫eines Gei∫tes und Sen∫orium ∫einer Seele, welcher mit dem Gei∫tigen ∫eines We∫ens unzertrennlich verbunden ∫ey, ab∫ondere; die∫er fein∫innliche Körper habe die mei∫te Ähnlichkeit mit der Luft, halte ∫ich al∫o auch, wenig∫tens eine Zeitlang, in der∫elben auf, werde da weiter gebildet, und nehme von ∫einen derein∫tigen Umgebungen eben ∫o etwas auf, was er ∫einer Natur zum Theil aneigene, wie es hier mit Spei∫e und Trank ge∫chehe; dort werde der Men∫ch Gelegenheit haben, mit Freyheit zu handeln, wie hier, eben um dort, wie hier, ∫ich wiederum zu höhern Sphären vorzubereiten. Da eine Atmo∫phäre an die andere grenze: ∫o ∫ey auch für die immer weiter ∫ich bildenden Men∫chen ein Weg aus dem Krei∫e eines Weltkörpers in den anderen, welchen der Eine früher, der Andere ∫päter zurücklege; da die Ver∫torbnen ∫ich eine Zeitlang in un∫erem Dun∫tkreis aufhielten, auf die∫en wirken können; ∫o ∫eyn die Gei∫terer∫cheinungen, von denen einige doch weder bezweifelt, nach anders erklärt werden können, ganz begreiflich. In der Ge∫chichte z. B., welche *Wieland* in ∫einer Euthana∫ia erzählt, kann man nun leicht begreifen, wie der Luftkörper der Frau v. K., als er in das Zimmer des Pater Cajetan eindringt, nicht nur dort auf die∫en Freund wirkt, ∫ondern auch macht, da∫s der Re∫onanzboden der dort hängenden Pandora ∫pringt. Wenn man nicht mehrere Gei∫terer∫cheinungen kennt: ∫o liegt nach un∫erem Vf. das daran, da∫s nicht alle bekannt werden; aber es kömmt auch davon her, da∫s nicht alle Abge∫chiedenen Alles gleich gut können und wollen, indem zwi∫chen ihren Fähigkeiten, ihrer Wirkungsart und ihrem Willen eben ein ∫olcher Unter∫chied i∫t, als zwi∫chen den Men∫chen im gegenwärtigen Leben. Endlich aber hat es auch darin ∫einen Grund, da∫s ∫ie, wie hier die Men∫chen, unter einer Oberherr∫chaft in einem ordentlichen Reiche ∫tehen, daher ihren Obern, die ihnen vielleicht Manches verbieten, gehorchen mü∫∫en. Denn man mu∫s ∫ich die Verbindung dort gerade ∫o denken, wie hier. Kleinere Ge∫ell∫chaften machen zu∫ammen eine grö∫sere aus; jede hat ihren Vorge∫etzten, welche alle unter Einem ∫tehen, der von der Gottheit noch unter∫chieden werden mu∫s. Wie fern die Bewei∫e, wodurch der Vf. die∫e Meinungen zu unter∫tützen ∫ucht, den Le∫ern überzeugend ∫eyn werden, will Rec. hier nicht erwägen: nur mu∫s er hinzufügen, da∫s ∫ie nicht einmal voll∫tändig geführt werden, ∫ondern da∫s ∫ich der Vf. ∫ehr oft auf eine andere Schrift beruft, worin er ∫chon mehreres hieher Gehörige ins rechte Licht ge∫etzt haben will, nämlich auf ∫eine *Materalien für die Erfahrungs∫eelenkunde*. Die Weit∫chweifigkeit die∫er Schrift wird übrigens noch dadurch vermehrt, da∫s ∫ie von S. 66 an in dialogi∫cher Form abgefa∫st i∫t. Dfr.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 21 DECEMBER, 1810.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

WEIMAR, im Landes-Industrie-Comptoir: *Pallas.* Eine Zeitschrift für Staats- und Kriegs-Kunst, herausgegeben von *R. v. L.* 2 Jahrg. 1810. 1—7tes Stück. 8. (der Jahrg. 8 Thlr.)

Diese Monatsschrift fährt fort, für die neuere Geschichte authentische Materialien zu sammeln, das Beste, was in den gebildetsten europäischen Staaten für Staats- und Militär-Wissenschaft geschieht, anzuzeigen, und selbstgedachte Aufsätze in diesen Fächern bekannt zu machen. Der Redacteur behauptet den Charakter der Unparteylichkeit; und wenn er auch in der Staatswissenschaft unseren Grundsätzen nicht entspricht: so sind doch seine Kenntnisse in den Kriegswissenschaften desto hervorspringender.

Das erste Heft enthält folgende besonders merkwürdige Aufsätze: I. *Du papier monnoie, et des moyens de le supprimer*, par *J. C. L. Simonde de Sismondi, membre de plusieurs Académies.* Dieser im 2ten Heft fortgesetzte Aufsatz war uns eine erfreuliche Erscheinung. In einer Zeit, wo außer Frankreich fast alle anderen Staaten an der Papiernoth leiden, täglich an ihrem Nationalreichthume abnehmen, wo noch Schriftsteller, wie *Herrnschwandt* und sein Übersetzer, behaupten, das Heil der Staaten hinge von der Thätigkeit der Assignatenpressen und von der Verschwendung unabhängiger Verzehrer — der Fürsten — ab: da ist es vortheilhaft, dass ein *Sismondi* auftritt, und die Lehre vom Gelde im klarsten Lichte darstellt. — Die Noten aber, welche *R. v. L.* dem Texte hinzugefügt hat, scheinen nicht auf eine richtige Theorie vom Gelde gegründet zu seyn, wie die Folge ergeben wird. Der Vf. trägt folgende, unserer Überzeugung nach, einzig wahren Hauptgrundsätze in der Lehre vom Gelde vor, womit auch *Smith* und *Soden* übereinstimmen: „Die Erfindung des Papiergeldes scheint besonders in unserem Zeitalter eine allgemeine Sucht der Souveräne zu seyn. Alle europäischen Staaten, grosse und kleine, haben sich nach der Reihe dieser Calamität unterworfen, und die ärmsten haben mit grosser Eile aus dieser täuschenden Quelle des Reichthums geschöpft. Alles Nationalvermögen ist dadurch schwankend geworden; man setzte den Credit an die Stelle des Besitzthums; Furcht erschuf Gefahr, und in den mehresten Staaten enthielt die Reduction der Papiermünze den höchsten Grad des allgemeinen Elends, und ersetzte die Stelle eines scheinbaren Reichthums durch gewisse drückende Armuth u. s. w. Aller Papierfabrication liegt die falsche Idee zum Grunde: dass aller Geldwerth auf Zutrauen beruhe, und dass der Credit die schaffende Kraft alles Numerären sey. Der Credit schafft aber nichts, und bringt nur Capitale in Umlauf. Das einzige wahre Geld (Gold und Silber) verdankt seinen festen Werth nicht der Meinung, sondern seiner Gediegenheit und der Arbeit, durch welche es aus dem Schoosse der Erde ans Licht gefördert wurde. Das Gleichgewicht zwischen Nachfrage und Bedarf an Gold und Silber hat seinen Preis fixirt." — Hier müssen wir bemerken, dass der Silber- und Gold-Werth nicht für ganz fixirt anzunehmen ist, und jetzt gegen die Periode vor der Entdeckung von Amerika wie 1 zu 6 sich verhält (*Smith* Th. I, S. 373). Ohne Widerspruch aber ist der Werth edler Metalle der stabilste unter allen übrigen Tauschmitteln, deren sich Nationen bedient haben. Wenn es aber heisst, der Credit erschafft nichts: so dürfte diess wohl nicht ganz richtig ausgedrückt seyn. Unter Privatpersonen ist Credit neben dem Gelde die Seele des Handels. Der Staat sollte nie vom Credit ohne Noth Gebrauch machen, denn er setzt ihn nur zu oft in Dependenz von seinen Gläubigern. „Bey den edeln Metallen ist ein reeller Werth ein Theil des Nationalvermögens, der unveränderlich und unzerstörbar ist, bestimmt, alle anderen zu messen und zu repräsentiren. Indem man Korn gegen Gold und Silber, oder Vieh, oder Grundgüter u. s. w. umsetzt: tauscht man Reichthum gegen Reichthum, Sache gegen Sache, und nicht Reichthum gegen Zutrauen aus. Der feste Werth des Numerärs ist das Wesentliche desselben, und diess macht unstreitig das edle Metall zur Münze der Welt. Unterdess die Souveräne stets die falschen Münzer mit gerechter Strenge bestraft haben: sind sie verleitet worden, ohne Berechnung der traurigen Folgen, die allerfalscheste Münze — *Papiergeld* — auszugeben. Das Beyspiel der Privatbanken liess sie wähnen, sie könnten, was ihre Unterthanen aus freyer Wahl thäten, ohne Bedenken befehlen." — Dann fährt der Vf. fort, den Unterschied zwischen Privat- und Staats-Banken, ingleichen die Missgriffe mit dem österreichischen Bankogelde zu zeigen, und schliesst mit der Behauptung: *jede neue Emission von Bankozetteln zöge eine Exportation neuer Species nach sich.* — Hier macht *R. v. L.* die Bemerkung: Uns scheint es mit dem Papiergelde zu seyn, wie mit dem Schiesspulver, sein Nutzen oder Schaden hängt vom weisen Gebrauche ab, den man davon macht. Wir fügen hinzu, dass, sobald Regierungen sich mit Papier-

gelde beſaſſen, ſein Gebrauch jedesmal ſo gefährlich iſt, wie der des Pulvers in unkundiger Hand, ſein Nutzen beſchränkt ſich bloſs auf den Wechſelcours der Privatleute. — S. 14 meint *R. v. L.*, daſs es nicht unnütz ſey, den Nutzen des Papiergeldes theoretiſch zu prüfen, da nach Verſchiedenheit der Staaten und ihrer Eigenheiten ſich die Erſcheinungen anders geſtalteten, welche das Papiergeld darſtelle. Beſonders ſey England nicht aus den Augen zu verlieren. Wir glauben, Staatspapiergeld ſey in jedem Staate ein Übel, in einem nur weniger, wie im anderen, je nachdem der eine mehr oder minder ſelbſtſtändig iſt, wie der andere. — Der Vf. fährt dann fort, das ruſſiſche Staatspapiergeld zu kritiſiren, und ſagt unter anderen: „Es iſt eine Sonderbarkeit, daſs die Bank von Ruſsland nicht auf Silber, ſondern auf Kupfer baſirt iſt, und daſs die ausgegebenen Bankobillets wirklich in Kupfergeld realiſirt werden. Man ſollte glauben, da dieſe Bank ihr Verſprechen hält, ſie ſey ſolider, wie die übrigen: aber es iſt doch nichts damit, indem die Nation auf zwey verſchiedene Numerärs eingeſchränkt iſt, von welcher das eine ſo wenig taugt, wie das andere; das überflüſſige Kupfer findet nicht ſo, wie Gold und Silber, ſtets eine Nachfrage und Käufer." In der Fortſetzung (im 2ten Heft) ſagt Hr. *Sismondi* ſehr wahr: „Alle und jede Art von Numerär, deſſen innerer Werth nicht dem äuſseren entſpricht, iſt in einem gewiſſen Geſichtspuncte dem Papiergelde gleich. Man darf nicht anſtehen, um die Sicherheit des Eigenthums und des Handels herzuſtellen, alle dieſe trügeriſchen Scheinmünzen abzuſchaffen, und ſie auf ihren Gehalt an feinem Silber oder auf den Marktpreis des Kupfers herabzuſetzen." — *R. v. L.* macht hierüber die Bemerkung, daſs, wenn der Schlagſchatz vernachläſſigt würde, der die Münzkaſten enthielte, alle Gold- und Silber-Münzen eingeſchmolzen werden würden. Aber dieſs könnte nur der Fall ſeyn, glauben wir, wenn ein groſser Mangel an ungemünztem Gold und Silber vorhanden wäre, welches man zu Gefäſsen gebrauchen wollte; ſonſt wäre doch wahrlich kein Grund zu dieſer Umſchmelzung abzuſehen, da Niemand für einen Ducaten als eingeſchmolzenes Gold mehr einkaufen würde, als wenn dieſer Ducaten ein Gepräge hätte. — Der Vf. fährt fort und fragt: „Womit will man aber die Species wieder in Umlauf bringen, welche das creditloſe Papiergeld auſser Umlauf geſetzt hat? Nur durch die Vernichtung des letzteren (antwortet er), denn in dieſem Falle verlangen wir ja nicht, daſs der Privatmann ſeine Metallſpecies in den Schatz bringe, ſondern daſs er nur im Cours nichts anderes, als gutes Geld, gebrauche. Jeder wird ſo gut bezahlt werden, als er ſelbſt bezahlt. Die Bankiers werden ſich beeilen, für ihren Credit im Auslande Species kommen zu laſſen u. ſ. w." *R. v. L.* macht hierüber wieder eine Bemerkung, die wir nicht unterſchreiben: Wo ſoll (ſagt er) der Credit der Bankiers herkommen, wenn durch die Vernichtung des bisher üblichen Papiergeldes der ganze Credit der Nation todtgeſchlagen wird? Baares Geld muſs im Auslande ſo gut gekauft werden, wie jede andere Waare; und womit ſoll nun dieſs zu kaufende baare Geld bezahlt werden, wenn der bedürftige Staat keinen Activhandel hat, d. h. keine Waare, deren das Ausland in Menge bedarf? — Wir halten dafür, daſs es ein ſolches Land gar nicht giebt, welches keine Waaren ins Ausland verſendete; und der Saldo, den es für dieſe Waaren vom Auslande liquidirt, und bey ſeinen einheimiſchen Bankiers discontirt, iſt die Baſis des Credits ſeiner Bankiers im Auslande. Exiſtirte ein Land, welches gar nichts in die Nachbarſchaft verkaufte, daher gar nichts daſelbſt zu fodern hätte: ſo würden ſeine Bankiers auch gar keinen Credit im Auslande haben, es möchten Species oder Bankozettel in dieſem Lande rouliren. Werden demnach in einem Lande, wo bemalte Papierſchnitzel Landesmünze waren, ſolche ins Feuer geworfen, Metallſpecies dafür ausgegeben: ſo kann der Bankier vom Ausländer ſeinen Saldo in Metallgelde verlangen, anſtatt daſs er ſonſt mit dem Landespapiergelde abgefunden werden konnte. Übrigens würde z. B. das Haus Frieſs in Wien im Fall der Reduction der Bankozettel gewiſs nicht ſeinen Credit auf der Börſe in Hamburg verlieren, wenn es auch auf dieſem Geldmarkte für den Augenblick nichts zu fodern hätte, und dieſs nämliche Haus würde gar nicht anſtehen, Gold- und Silber-Geld im Auslande zu kaufen, wenn damit auf dem Geldmarkte in Wien viel zu verdienen wäre. Unſtreitig hat *Sismondi* Recht, und wir haben nicht gehört, daſs in Illyrien, wo alle Bankozettel caſſirt ſind, ſolch groſs Unheil geſchehen ſey, als *R. v. L.* für unausbleiblich zu halten ſcheint. Wahrlich, es giebt nur eine Radicalcur alles Papiergeldunweſens, es iſt die augenblickliche Vernichtung. Mögen Einzelne dabey verlieren, das Ganze gewinnt, und bey allen Palliativen verliert der Einzelne nach und nach eben ſo viel, als er bey einer Radicalcur auf einmal verliert! Man laſſe ſich nicht dadurch irre machen, daſs in manchen Staaten, deren Souveräne ſeit langer Zeit ein feſtes Syſtem conſequent befolgten, das ſeit 40 und mehreren Jahren eingeführte Papiergeld mit dem Silber auf gleicher Höhe des Werths ſteht, ſo wie in Sachſen die Caſſenſcheine. Es bedarf nur einer Veränderung in der Perſon des Monarchen, des Syſtems, oder eines unverbürgbaren Länderverluſtes; und dieſs Papier fällt auf Null. Preuſſen hat der Welt dieſe Erſcheinung dargeſtellt, da ſeine Staatspapiere, welche vor dem Kriege mit dem Metall gleich ſtanden, nach der Schlacht von Jena auf 45, 40, 30, 25 p. C. fielen. — Da dieſer Aufſatz der gehaltvolleſte in allen 7 Heften iſt: ſo haben wir uns bey der Kritik gern verweilt, und ſchlieſsen ſolche mit der Behauptung: daſs Frankreich darin ſeine gröſste Stärke habe, daſs hier das richtigſte Verhältniſs zwiſchen Numerär und Sachen exiſtirt, weil nur Metallgeld im öffentlichen Cours verliert, und der Kaiſer feyerlichſt erklärt hat, er würde nie ein trügliches Papier an die Stelle ſetzen.

II. *Über die Ausführbarkeit einer engliſchen Exp*

dition gegen Kronstadt und Petersburg. In diesem Aufsatze wird ausführlich mit Hülfe eines Situationsplans gezeigt, dass es nicht möglich sey, Petersburg zur See zu nehmen, 1) „weil die Insel, worauf Kronstadt und Kranslot erbauet sind, in der Mitte des finnischen Golfs liegt, und mehrere Hindernisse auf beiden Seiten der Insel den Eingang in den Golf theils durch Forts, theils durch versenkte Schiffe sperren; 2) weil die Eroberung dieser Insel nicht von Nutzen seyn würde, um nachher Petersburg zu bombardiren, indem nicht einmal Kauffahrteyschiffe, um wie viel weniger Kriegsschiffe, in die Newa einlaufen könnten."

III. *Der General John Moore.* Er wird sowohl als ein Mann von grosser Bravour, als auch von Talent und Kenntnissen geschildert. Dieser Aufsatz wird durch die Darstellung der Operationen dieses englischen Feldherrn in Spanien besonders interessant.

IV. *Monatliche Handelsberichte aus England.* Sie sind desshalb von Wichtigkeit, weil man daraus erfährt, dass im Februar 1809 in England nach Colonialwaaren Nachfrage gewesen, und mit Archangel ein lebhafter Handel geführt worden sey.

Das 2te Heft enthält, ausser der Fortsetzung des Aufsatzes von *Sim. de Sismondi*, noch eine sehr unterrichtende Darstellung des Wesens eines französischen Generalstabes von *Grimoard*. Man lernt daraus, dass folgende Gegenstände zum Ressort des Generalstabes gehören: 1) das Proviant-, Fuhr- und Lazareth-Wesen; 2) Dislocationen der Truppen, Anordnung ihrer Märsche und Bewegungen, Approvisionirung und Befestigung der Festungen in Feindes Land; 3) Communicationsbureau aller Befehle für die Armee; 4) Centralpunct für alle und jede Meldung; 5) Führung der Correspondenz mit dem Kriegsminister, Commandanten, Intendanten etc.; 6) wo Journale, Bülletins, Charten, Pläne der Märsche, Schlachten entworfen werden; 7) wo über Auswechselung, Transportirung, Vertheilung und Abführung der Kriegsgefangenen unterhandelt wird; 8) wo Foderungen liquidirt, Certificate visirt und Streitigkeiten entschieden werden. Der Generalstab besteht 1) aus dem commandirenden General, 2) Chef des Generalstabes, 3) Generaladjutanten und deren Adjoints, 4) Ingenieurs géographes, 5) General-Wagenmeistern, 6) Commandanten der Artillerie, 7) Commandanten des Genie-Corps, 8) Commandanten der Gensdarmerie, 9) den Intendanten und Kriegs-Commissären, 10) dem Kriegszahlmeister, 11) dem Oberarzt, 12) dem General-Chirurgus, 13) dem Director der Cassen. Ehemals waren diese Geschäfte des Generalstabes 3 Chefs zugetheilt, dem *maréchal des logis de l'armée*, dem *major générale*, dem *maréchal des logis de la cavalerie.* Diess wird für zweckmässiger gehalten als die jetzige Verfassung, welche nur einen Chef an der Spitze hat, indem dieser das Ganze weder übersehen noch umfassen könne. — Diese Meinung theilen wir nicht mit dem Vf., besonders da wir wissen, dass die Excentricität, welche durch die General-Quartiermeister bey Jena in die Operationspläne der preussischen Armee gebracht wurde, ein starker Grund mit zum Verlust der Schlacht war. Der General-Quartiermeister muss freylich für jeden besonderen Geschäftszweig einen Chef anordnen, aber das Ganze zu lenken und zu centralisiren ist Einer nothwendig.

Im 3 Heft sind die *Auszüge aus den Elementen der Staatskunst von Adam Müller* und aus dem *Geist der neuen preussischen Gesetzgebung von Woltmann* von Wichtigkeit. *Adam Müller* würde ohnstreitig durch seine Schriften mehr nützen, wenn er sich nicht so sehr bestrebte, seine Ideen in einer neuen Sprache vorzutragen. Es wird nicht an Lesern fehlen, die seine Paradoxen missverstehen, an Gelehrten, die an die Schule gewöhnt sie missdeuten, an Kritikern, die, durch den darin herrschenden absprechenden Ton empört, sie lächerlich zu machen suchen werden. Dessen ungeachtet scheint uns selbst in den auffallendsten dieser Paradoxen doch viel Wahres zu liegen, wovon wir Einiges ausheben wollen. „*Si vis pacem, para bellum!* d. h. der Kriegszustand ist eben so natürlich, als der Friedenszustand; der Staat ist allenthalben beides zugleich: ein liebreiches und ein streitendes Wesen; und der Gedanke, der Muth des Kriegs muss alle Familien, alle Gesetze, alle Institutionen des ganzen Friedens durchdringen. Oft ist gerade die Trägheit, die Friedensliebe des Staats, gefährlichster Feind (das lehrte uns die Erfahrung 1806)." Diess ist sehr wahr, und diejenigen, welche durch eine Universalmonarchie zum ewigen Frieden gelangen wollen, würden, wenn ihr Ziel erlangt werden könnte, zum ewigen Schlafe gelangen. „Die Ehe- und Familien-Verbindung sind die Grundlagen aller Staaten. Alle Gesetzgebung der Welt hat von jeher geschwankt zwischen den beiden Verhältnissen, dem Zeitverhältniss, Alter und Jugend, und dem Raumverhältniss, Mann und Weib; sie hat bald dieses bald jenes ihren politischen Institutionen zum Grunde gelegt, fast alle antiken Verfassungen sind patriarchalischer Natur. Der Adel soll das Unsichtbare, die Macht der Sitte und des Geistes im Staate repräsentiren, und so ist er in der Ehe, welche Staat heisst, was die Frau in der Ehe im gewöhnlichen Verstande ist." Wollte man auch diess zugeben: so wird dadurch noch nicht der Erbadel, den das Vorurtheil einer vornehmen Abkunft erschuf, gerechtfertigt, sondern der Verdienst-Adel kann mit grösserem Recht die Stelle der Ehefrau im Staate repräsentiren, und die Macht der Sitte erhalten. „Jede Sache, wie jedes Gesetz, wie jede Person im Staate, hat ihre Eigenschaften, ihre Persönlichkeit, die sie geltend macht, und mit der ihr eigenthümlichen Freyheit behauptet. Jedes Individuum, so zum Staate vermöge seiner Thätigkeit gehört, ist Person und auch zugleich Sache. Als Person besitzt es, als Sache wird es besessen (benutzt), jeder einzelne Bürger ist eine Sache, welche die grosse Person, der Staat, besitzt. Dieser Besitz ist kein einseitiges Festhalten (Leibeigenthum), sondern ein *gegenseitiges Wechselwirken.*" Diess scheint der Schule vielleicht paradox; wir ziehen

aber die Folge daraus, dass Hr. *Müller* mit Recht die staatswirthschaftliche Distinction zwischen productiven und unproductiven Staatsbürgern verwirft. — „Staaten, lebendige, organische Staaten, die gleichsam grosse Menschen sind, menschlich an Körperbau, Gemüths- und Denk-Art, Bewegung und Leben, sollen unabhängig und frey seyn wie das Individuum im einzelnen Staate. Jeder organische Rechtsstaat muss beschränkt seyn im Raume, wie es schon die Natur durch den Bau der Erdoberfläche zu erkennen giebt, damit er ein lebendiges abgeschlossenes Individuum seyn könne. Als Individuum tritt er nun mit den anderen grossen Individuen in einen fortdaurenden grossen Rechtsstreit der Nationalfreyheit gegen die Nationalfreyheit. Dieser Rechtsstreit ist aber zu gross, als dass der einzelne Mensch oder der einzelne Buchstab weiter darin Richter seyn könnte. Wenn es überhaupt einen Staat geben soll, so muss es mehrere Staaten und einen nie nachlassenden lebendigen Umgang dieser Staaten geben." — Diess ist das Beste, was wir noch über die Unzulässigkeit der Universalmonarchie gelesen haben, welche die cultivirte Menschheit offenbar Rückschritte machen lassen, oder zu einer ewigen Kindheit verdammen würde. Sehr genial ist noch die Ansicht des Vfs., welche er von der Staatswirthschaft giebt. Wir unterschreiben seine Grundsätze, nur nicht die, welche er über das Papiergeld hat, welches er als Zeuge hohen National-Sinns aufführt, und meint, es fessele den Menschen an den Boden. Wahr ist diess in der Idee. Wenn alle Menschen durchaus moralisch wären und ehrlich: so könnte jedes werthlose Zeichen das Geld ersetzen und die Sachen vorstellen; da aber dieses nicht ist: so kann nur ein vollwichtiges Unterpfand diese Stelle einnehmen.

Auch der Auffatz von *Woltmann über den Geist der neuen preussischen Staats-Reorganisation* gewährt viele richtige Ansichten. Die Grundregel für alle Staaten wäre so abzufassen: Sichert Gleichheit und Freyheit und ihnen unbeschadet gebt der Ungleichheit und Freyheit Raum zur höchsten Entwickelung. Damit aber die gestattete Ungleichheit nicht der geheiligten Gleichheit Abbruch thue, schaffet keine Ungleichheit, und gestattet solche, welche die Organisation der Einzelnen und die sich entwickelnde Individualität von selbst mit sich bringt. Darauf beruht das reine Staatsrecht. Diesem reinen Staatsrecht wird das der Erfahrung entgegengesetzt, worin unter anderen der Erbadel als durchaus unverträglich mit jenem sich darstelle. Beide sollen mit der Zeit sich nähern und eines in dem anderen aufgehen. Der neufranzösische Adel scheint dem Vf. ein solches Amalgama zu seyn, indem er sagt: „Dieser Adel giebt keine Rechte, welche nicht alle Bürger hätten; er stiftet nur Edelleute, nicht adliche Familien, und begünstigt daher nicht Vorurtheile, die der Ungleichheit sol sehr Hohn gesprochen haben etc. „Dem Redacteur *R. v. L* ist Erbadel in *Adam Müllers* Sinn: Ein göttlich-religiöses, durch das Wesen der Familie von Hause aus begründeres Institut. Wir glauben, dass es ein heiliges religiöses Gefühl sey, das Streben der Nachkommen, den ruhmwürdigen Vorfahren ähnlich zu werden, dass Niemand dem Sohn eines berühmten Mannes diess Gefühl so wenig als seine Abkunft nehmen könne, dass der Staat sich in die Stiftungen nicht zu mischen habe, welche zur Erhaltung dieses heiligen in dem Wesen der Familie begründeten Gefühls von der Familie fundirt werden; dass aber auf der anderen Seite der Staat auf dieses Gefühl für den Ruhm der Ahnen nichts pränumeriren dürfe, weder an Ehre, noch an Begünstigung, noch an Amt und Würde. Das Beste, was über die Institution des neuen französischen Erbadels gesagt worden, hat Hr. *Buchholz* in der arithmetischen Staatskunst gesagt, worin er diesen neuen Adel den Anreger der National-Ökonomie nennt. Hr. *Woltmann* sagt ferner, dass die Tendenz der politischen Revolution, welche jetzt der gebildeten Welt bevorstehe, keine andere sey, als die Erledigung der ursprünglich deutschen Nationalfreyheit von den Fesseln der Feudalität und eine damit zusammenhängende Reformation der christlichen Kirche. — Die neue preussische Verfassung wird als eine Annäherung zu dem reinen Staatsrecht gepriesen. Die neue auf gleichen Grundsätzen beruhende Conscription zum Soldatendienst; die Umformung der Regierungs-Organe, deren Grundeigenschaft die Tendenz nach Verbindung der freyesten Entwickelung der Individualitäten mit dem schützenden Zwange der Einheit für die Gesammtheit sey; die Verbannung aller Feudalität, soll diese Annäherung verbürgen. — So wenig wie wir gegen die Reorganisation des preussischen Staats im Ganzen etwas einzuwenden haben: so müssen wir es doch als auffallend bemerken, dass die Conscription noch nicht eingeführt, die Errichtung eines gesetzvorschlagenden Körpers noch nicht Statt gefunden, und die Patrimonial-Jurisdiction, die Hauptunterlage der Feudalität, noch nicht hinweggeräumt ist.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Leipzig*, b. Salfeld: *Die Kunst mancherley Gegenstände aus Papier zu formen.* Eine bereits anerkannte (?) nützliche und angenehme Beschäftigung für junge Leute. Von D. *Heinrich Rockstroh.* 1810. Mit 20 theils illuminirten Kupferblättern. IV u. 48 S. 4. (1 Rthlr. 12 Gr.)

Wenn Kinder sich die Zeit damit vertreiben mögen, Häuser, Thürme, Stühle, Tische, Commoden u. s. w. aus Papier zu schnitzeln, zusammenzuleimen, und endlich zu bemalen: so finden sie hier Anleitung dazu, und es läfst sich wenig dagegen einwenden. Nur verhüte man, dass sich das junge Volk mit Scheren und Messern gefährlich verletze! Wo her aber der auf dem Titel angezeigte Nutzen dieser Fertigung für Kinder eigentlich kommen soll, das, gesteht Rec., will ihm nicht einleuchten; ja die ganze Sache scheint, als Spiel betrachtet, viel zu ernst behandelt, und als etwas Ernstes angesehen, ist sie dem Spiel zu nahe verwandt.

— y — H.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 22 DECEMBER, 1810.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

WEIMAR, im Landes-Industrie-Comtoir: *Pallas*. Eine Zeitschrift für Staats- und Kriegs-Kunst, herausgegeben von *R. v. L.* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Das 4 Heft ist besonders interessant wegen der Materialien zur Geschichte des letzten österreichischen Feldzugs und der Rechtfertigung des Erzherzogs Johann wegen der ihm beygemessenen verlornen Schlacht von Wagram, wegen der Übersicht der Kriegswissenschaft im Jahr 1808, worin der berühmte *Hoyer* beweiset, dass die Siege der Napoleoniden nicht auf einem neuen Kriegs-System, sondern auf einer trefflichen Anwendung alter Regeln der Kunst und auf den unerhört einfältigen Gegenoperationen beruhen. — In dem Auffatz *über bessere Verpflegung der Krieger im Frieden*, sind sehr zu beherzigende Vorschläge enthalten, um den Soldaten zu beschäftigen und menschlich zu verpflegen. Nicht so interessant scheint uns die Conferenz in einem Staatsrath *über Conscription*, da hier längst bekannte und recipirte Grundsätze durch gänzlich nichtige Einwürfe eines Hn. *C.* nicht widerlegt werden.

Das 5 Heft enthält einen Auffatz, den wir in der *Pallas* zu finden nicht geglaubt hätten; er führt den Titel: *Flüchtige Bemerkungen über die Apologie des Adels etc.* und enthält eine leidenschaftliche, witzig seyn sollende Replik gegen diese Schrift. Wie wenig der Vf. competenter Richter sey in dem Streite über die Nothwendigkeit des Erbadels als Staatsinstitut, giebt er durch folgende Stelle zu erkennen: „Mit dem Rathe des Behemots, das Institut der französischen Ehrenlegion nachzuahmen, sieht es lüftig aus, seitdem *Napoleon* den Erbadel wieder hergestellt hat." Man sieht daraus, dass der Concipient den alten deutschen schriftsässigen Erbadel, mit dem neuen französischen *Geldadel* parallelisirt. — Dagegen ist der Auffatz: *Übersicht der Finanzverhältnisse im Jahr* 1809. vortrefflich. Um nicht zu weitläuftig zu werden, führen wir nur folgende Bemerkung, Preussen betreffend, aus demselben an: „Wie Preussen bey seinem Beginnen, in Rücksicht der Domainenveräusserung, offenbare Rückschritte aus den Ansichten der Zeit zu neuer Vorliebe für seine alte Verfassung gethan hat: so scheint es öfter in seiner, so schweren neuen Laufbahn zu einem rühmlichen und mit Ernst verfolgten Ziele auf halbem Wege stehen zu bleiben, bey sehr ehrlich gemeinten neuen Organisations-Versuchen. Die alte schädliche Vorliebe für das Militärwesen droht von neuem vorherrschend zu werden. Die Militärform überwältigt noch immer den Bürgergeist, und macht hier und da unnöthige Finanzopfer unentbehrlich. Die öffentliche Ankündigung eines gleichen Conscriptions-Systems musste bald der stillen Rückkehr zu der alten Canton-Verfassung und der heimlichen Beybehaltung derselben weichen. So verkündigen die Statuten, welche die neue Organisation des Staats und die Verfassung der höchsten Staatsbehörden bekannt machen, dass jener sich nicht zu einem tüchtigen organischen, in allen seinen Puncten zu gemeinschaftlichen Zwecken vereinigten und moralischen Ganzen vereinigen wolle und constituiren werde, wie sich z. E. durch die Ernennung der Oberpräsidenten ergiebt, dass überall ein gesetzlich zersplittertes Interesse, überall der alte Provinzial- und einseitige Standes- und Lehnstands-Unterschied, überall einzelne Fürstenthümer etc. mit eigenem Nationalinteresse durch einen König vereinigt, aber kein Königreich vorhanden seyn würde."

Im 6 Hefte ist unstreitig der *Handels-Bericht* der wichtigste Auffatz, worin das unwidersprechlich widersinnige von den Engländern angefangene Blokade-System gehörig gewürdigt wird. Auffallend ist es aber, dass man in England den Nachtheil gar nicht zugeben will, der ihm durch die französischen Sperrungen des Continents zugefügt wird. So rühmt sich England williger Zufuhr russischer und französischer Producte, und das Monthly Magazine führte an, dass in einer Woche des Mays 1809 in dem Zollhause zu London 14000 Gallionen Brantwein aus Frankreich angekommen; dass in den vergangenen Jahren 4 Millionen Pfund Sterling baares Geld mehr ein als ausgeführt worden, versicherte Hr. *Rose* dem Parlement.

Aus dem 7 Hefte bemerken wir nur noch, um diese Recension nicht zu weit auszudehnen, dass sich in dem Auffatz: *Übersicht der Finanz-Verhältnisse*, Irrthümer in Hinsicht Preussens befinden. Es heisst darin S. 65: „Das preussische landständische Pfand-System, welches in seiner fehlerhaften und unglücklichen Anlage eine Unendlichkeit seiner Ausdehnung enthält, hat durch die Noth der Zeit eine doppelte neue Anwendung theils durch das holländische Anlehn, theils durch die Ausdehnung auf Rustical-Grundstücke in Ostpreussen erhalten, die für Schlesien wenigstens in öffentlichen Schriften vorgeschlagen worden ist." In Beziehung auf dieses so nachtheilige besonders schlesische Provinzial-Credit-

System verdienen noch die Resultate erwähnt zu werden, die aus den Summen hervorgehen, welche den jährlichen Handels- und Fabriken-Gewinn Schlesiens angeben. Man muss nach *von Eggers* Reisen 3 Theil die zwey äusserften Grenzpuncte dieser Angaben zusammenfassen, um den Abstand des wirklichen Gewinns von dem scheinbaren und den verderblichen Trug darzustellen, welchen grosse erstaunliche Summen hervorbringen: In den 3 Jahren 1747, 1748, 1750 betrug der Handelsgewinn Schlesiens im Durchschnitt jährlich 2,116000 Thlr.; $\frac{1757}{1756}$ im Kriege 2,330000 Thlr. Dagegen $\frac{1801}{1803}$ 1,410000 Thlr. Wir übergehen die Folgerungen aus diesen Resultaten der *von egger*schen Berechnungen, indem wir solche als irrig erkennen, wobey wir auf das statistische Werk: *Schlesien wie es ist, von einem Österreicher*, verweisen. Wahrscheinlich hat *von Eggers* seine Berechnung aus *Krugs* Werk vom National-Reichthum genommen, der bekanntlich bey Berechnung des Werths der Exporten nur den Betrag des rohen Products zu Gelde angegeben hat, den das Fabricat enthält. Jedem Unterrichteten ist es bekannt, dass, abgesehen von dem täuschenden Nennwerth des Geldes, Schlesiens Producten- und Fabricaten-Ausfuhr 1803 viel höher stand, als 1747. Übrigens geben wir dem Vf. darin Recht, dass das Creditwesen den Nominal Geldwerth gerade um so viel erhöht hat, als Pfandbriefe emittirt wurden; dennoch aber dürfte es unter den jetzigen Umständen ein nothwendiges Übel genannt werden, die geistlichen Domainen- und freyen Rustical-Güter mit in das System zu ziehen, um dadurch Zahlungsmittel zu erhalten. Denn wenn nun einmal Numerär geschaffen werden soll: so ist es doch wohl besser, ein solches zu erhalten, dem Grund und Boden, als ein anderes, dem leere Worte zum Rückhalt dienen.

Kn.

Darmstadt, gedr. im Jahr Christi 1810: *Allgemeines Lehrbuch der alten*, bey den Aposteln üblich gewesenen, und von dort an bis hieher von so vielen Menschen und auch selbst von sogenannten Christen missverstandenen *wahren christlichen Religion, oder ächt apostolischen Lehre.* Umfassend den Hauptgrund der ganzen sogenannten allgemeinen Kirche, in ihren so verschiedenen Theilen oder Lehrsystemen. Oder: Aufruf zu allen Landen, und Völkern und Sprachen, zu allen Geschlechten, und zu allen Orten der Erde, da man ist, und da man wohnet, oder auch noch künftighin wird wohnen, sowohl diesseits als auch jenseits des Grabes. Enthaltend *ein ewiges Evangelium.* Verkündiget durch *Franz Otto*, zum Zeugniss über alle Völker. X und 438 S. 8.

Am besten vergleicht man diese Schrift mit dem fünften Buche Mosis, Deuteronomion genannt. Denn so wie dieses eine Mischnah oder Wiederholung des Gesetzes war: so soll jene eine Wiederholung der ganzen heiligen Schrift und mithin dieser selbst gleich zu setzen seyn. Dass wir uns in dieser Ansicht des Buchs nicht irren, mögen folgende Äusserungen des prophetischen Vfs. beweisen. S. 10: „Dieses sind die Worte, die da verkündiget werden durch Franz *Otto*, der sich zu Gott dem Allerhöchsten nahet in Christo Jesu unserem Herrn — Mein Gebet ist erhöret bey Gott dem Allerhöchsten, der mich gesandt zu predigen, zu allen Landen und Völkern und Sprachen, zu allen Geschlechten und zu allen Orten der Erden, da man ist, und da man wohnet, oder auch noch künftighin wird wohnen, sowohl diesseits, als auch jenseits des Grabes. Dass ich aber dieses sage, das sage ich, nicht um mir diess Zeugniss beyzulegen, sondern dass ich Zeugniss gebe dem, der mich gesandt hat." S. 50: „Ich will mich meines Gottes rühmen, und ich darf für ganz gewiss und mit Wahrheit sagen: Mein Gott ist mir gnädig; denn er hat mir seine Wege geoffenbaret, und hat mir gezeiget solche grosse Dinge, dass mir ist bange geworden davon zu reden, ehe denn ich wusste, wie und was ich reden oder schreiben soll" u. s. w. S. 56: „Da mir nun aber bewusst ist, meine Vielgeliebten! dass *mancher Leser hier verschiedene Capitel durch eine lange Weile haben möchte*, diese wenige Capitel aber, um der Wahrheit willen, die auch sie enthalten, nicht zu verwerfen sind, sondern eigentlich hieher gehören: so ersuche ich jeden Wahrheitsforscher in Geduld zu stehen, denn wir werden nun bald weiter in der Sache kommen, und von solchen Dingen reden, die bisher der Welt noch ganz verborgen sind. — — — Nun aber, da ich mehr gearbeitet habe im Wort Gottes, als Tausende vor mir: so wird es nicht mehr viele Mühe kosten, und mithin wenig Geduld mehr nöthig seyn, die wahre christliche Religion oder ächt apostolische Lehre zu lernen, oder dieselbe zu studiren, da solche offenbar und klar in diesem Buche beschrieben ist, und man dasselbige nur mit Andacht zu lesen braucht, und den Inhalt nicht vergessen." S. 57: „Ob zwar ich aber viel gearbeitet habe, und daher manche Menschen von mir sagen möchten, ich hätte mir viele Mühe gegeben; so wie mir schon diess Compliment gemacht hat werden wollen: so kann ich dennoch nicht umhin, zu sagen, dass alle meine Mühe und Arbeit nichts genützt haben würde, wenn Gott sie nicht gesegnet hätte von oben herab. Denn aus eigenem Geiste würde ich die Wahrheit nicht gefunden haben, sondern nur durch Gottes Geist ward sie mir offenbar."

S. 429: „Wenn nun der Inhalt dieser Schrift irgend Jemand nicht gefallen möchte: so ist es nicht meine Schuld, sondern solches ist die Folge dessen, was geschrieben steht in der heiligen Schrift; und wenn der Inhalt dieser Schrift manchen Lehren widerspricht: so ist es die h. Schrift, die denselben Lehren widerspricht, als auf welche h. Schrift diese Schrift hier ist gegründet." S. 432: „Da mir nun bewusst ist, dass der Inhalt dieser Schrift hier Wahrheit ist, und die Wahrheit übrigens auch selbst bewiesen ist: warum sollte ich nicht selbst sagen dürfen, oder es

für mich unschicklich seyn, es zu sagen, dass der Inhalt dieser Schrift hier Wahrheit ist, sondern es erst darauf ankommen lassen müssen, was Andere davon sagen, urtheilen oder der Meinung sind, deren Urtheile doch oft krumm oder schief, kreuzweis oder überzwerg sind, je nachdem es Männer sind!" S. 437: „Denn ob zwar ich von der Welt hiezu nicht bin berufen worden: so bin ich doch hiezu berufen von oben herab; und zwar in Rücksicht dessen, dass ich thun muss, wozu ich die Erkenntniss habe von oben herab. — — Auch ist es offenbar und klar, dass ich, *als ein vor den Augen der Welt ganz ungelehrter Mann*, die Dinge, die in dieser Schrift geschrieben stehen, nicht würde wissen können, und dass ich mithin dieselbige ohne menschliche (?) Offenbarung nicht würde haben schreiben können, wenn mir dasselbe nicht gegeben worden wäre von oben herab — (S. 438) — Folglich hat man nicht das Recht, sich darüber aufzuhalten, wenn ich den Inhalt dieser Schrift selbst lobe."

Aus dem Angeführten ergiebt sich sattsam, dass Rec. nichts weiter über den Vf. sagen darf, weil er doch entweder Complimente machen, oder „krumm oder schief, kreuzweis oder überzwerg" urtheilen würde! Wer einen solchen Beruf hat, kann jedes Urtheil perhorresciren. Inhalt und Form des Buchs bedürfen auch keiner Recension. Der Vf. hält sein Buch für eine heilige Schrift; die Leser aber werden sich auf jeder Seite, zum Theil schon aus den von uns gelieferten kurzen Auszügen überzeugen können, was sie darin zu suchen haben. Also — *manum de tabula!*

— st —

STAATSWISSENSCHAFTEN.

1) MAGDEBURG, b. Keil: *Plan zur Verbesserung des Armenwesens für die Provinzialstädte und das platte Land des Herzogthums Magdeburg.* Ein Handbuch für alle die, welche mit der Armenpflege zu thun haben; angefertiget bey Gelegenheit des für diese Provinz zu etablirenden Zwangsarbeitshauses. 1804. 44 S. 8. (4 Gr.)

2) PASSAU, b. Ambros: *Historische Darstellung der freywilligen Armenanstalten in Passau.* Vom Hofr. *Lenz.* Zum Besten der Armen geschrieben. Mit einem Kupferstich. 1804. 181 S. 8.

Der Vf. von No. 1 gedenkt in der Einleitung der seit langen Jahren schlecht bestandenen Armenanstalten des Herzogthums Magdeburg, wobey gewöhnlich so zwecklos verfahren wurde, dass es immer beym alten Schlendrian blieb. Der Fehler habe darin gelegen, dass man ausser den gewöhnlichen Zucht- und Straf-Häusern keine Arbeitshäuser gehabt, worin dergleichen Vagabunden schicklich hätten untergebracht und beschäftigt werden können. Zu Steuerung grösserer Ausbreitung dieses Übels, sey daher höheren Orts befohlen, dass jede Stadt und Dorfgemeine ihre eigenen Armen selbst versorgen solle. Er geht S. 5 auf die Einrichtung der Armenanstalten in den Provinzialstädten selbst über, und schliesst am Ende mit der Einrichtung derselben auf dem platten Lande. Was jene angeht: beschäftigen ihn: a) „Die Verbesserung und Vermehrung der bereits vorhandenen Fonds bey den städtischen Armencassen." b) „Ausmittelung neuer Fonds" — was er in 7 §§. darstellt, worunter der vierte besonders zu beherzigen: „Dass in einer besonderen Collecte von den Einwohnern dasjenige aufgebracht werden möchte, was sie sonst und gewöhnlich den Strassenbettlern gäben; dagegen sie von der Strassenbetteley völlig befreyt seyn sollten." c) „Verwaltung des Cassenwesens", wobey er von den Pflichten der Verwalter insbesondere spricht. d) „Armenpflege überhaupt und besonders, und Anwendung des Armenfonds." Hier giebt der Vf. sehr triftige und lesenswerthe Vorschläge. e) „Armenpolizey." f) „Sonstige Vorschläge, welche mit der Verbesserung des Armenwesens in Verbindung stehen." Hier erwähnt er der vorzüglichen Anstalten, als der Industrieschulen, Waisen- und Kranken-Häuser, der Innungs- und Gewerks-Cassen, der Vereinfachung der Armenverwaltung und Verringerung der Confessionsverwandten. S. 39 kommt er endlich auf die Einrichtung der Armenanstalten des platten Landes, wo er obigeVorschläge, mit einigen Einschränkungen, um sie auch wesentlich für das platte Land auszudehnen, anwendbar glaubt. Zu Erleichterung der Armencassen schlägt er vor: 1) den Predigern die specielle Einrichtung und Anordnung des Armenwesens in ihren Kirchsprengeln aufzutragen; 2) die Hauptanordnung und Aufsicht sammt der executiven Gewalt bey gesetzlichen Vorschlägen, in Hinsicht der nöthigen Beyträge, den Justizämtern zu überlassen, und 3) dass die einzelnen Ortsgemeindecassen mit den Dorfarmencassen, unter Oberaufsicht der Justizämter, vereinigt werden sollten.

No. 2. Unter freywilligen Armenanstalten in Passau versteht der Vf. solche, die er als Polizeydirector von Beyträgen anlegte, die, auf seine Vorstellungen an sämmtliche dasige Einwohner, freywillig gegeben wurden. Bey der Ausführung seiner lobenswerthen Absichten hatte er nicht allein mit den gewöhnlichen Schwierigkeiten, sondern auch mit Abneigung gegen seine Person und mit dem unglücklichen Zufalle zu kämpfen, dass die zu unterstützenden Armen, nach Verhältniss der Bevölkerung Passau's, zu einer ungeheueren Anzahl angewachsen waren. Durch den Umstand, dass der Theil des Hochstifts, woraus die Stadt ihr meistes Fleisch und Holz bezogen hatte, nicht auch an Bayern, sondern an Salzburg gekommen, wurden diese beiden Artikel sehr theuer. Es waren zwar viele und grösstentheils reich dotirte Anstalten für Arme, Kranke, Verwaisete und Wahnsinnige in Passau; allein es fehlte gänzlich an einer zweckmässigen Einrichtung derselben. Einige wurden nur von Einem Manne verwaltet, der also freye Hand behielt, wo nicht immer nach richtigen Grundsätzen verfahren wurde; andere (die städtischen) verursachten unmässige Administrationskosten; alle aber waren unter einander so wenig verbunden, dass mancher unverschämte Ar-

me aus 3 Anstalten zugleich regelmäſsige Unterstützung empfing. Die Folge von diesem allen war, daſs wirklich viele, die der Unterstützung werth waren, entweder ganz oder doch gröſstentheils leer ausgingen. Als der Vf. sein Amt antrat, war in Passau nur erst eine provisorische bairische Regierung eingeführt. Dieser Umstand verhinderte ihn, sofort Radicalmittel gegen das Verarmen und Betteln anwenden zu können, welche er (S. 55 und 56) ganz richtig in Vorbeugung des Nahrungsverfalles und in erzwungener Arbeit der armen Müſsiggänger findet. Öffentliche Arbeitsanstalten waren nicht vorhanden, und eine baldige Einrichtung derselben durch Staats- oder Privat-Fonds war, nach den Zeitumständen, nicht zu hoffen. Der Vf. dachte rastlos darauf, das Elend wenigstens durch Palliative zu mindern; er legte also gesammelte freywillige Beyträge an: 1) Eine rumfordische Suppenanstalt. 2) Eine geräumige warme Stube, worin die Armen sich gegen Kälte schützen, arbeiten, oder ihre Kinder unter Aufsicht lassen konnten. Übrigens lieſs er von den Allerdürftigsten, die noch arbeiten konnten, Flachs spinnen, baumwollene Strümpfe stricken, und gab denen, welche in besagter Stube arbeiten wollten, nicht nur die Spinnräder und gute Bezahlung, sondern auch, wenn sie sich durch Fleiſs auszeichneten, Freybillets auf rumfordische Suppen-Portionen. Viele von den letzteren empfahl er an Bürger, bey denen sie nun hinlänglichen Unterhalt verdienen. Da jedoch noch eine groſse Anzahl Armer übrig blieb, die zu arbeiten nicht mehr im Stande waren: so bewirkte der Vf. endlich noch, daſs fast alle Einwohner der Stadt sich zu monatlichen Geldbeyträgen subscribirten, die in jedem Districte von 1 Geistlichen und 2 Armenräthen eingesammelt wurden, und zu Zuschüssen zu Kleidung, Holz und Miethe letztgedachter Classe angewendet werden sollten. Eine Miſsdeutung dieses Zweckes von Seiten der Bürgerschaft vereitelte zwar in diesem Puncte die löbliche Absicht des Vfs.; allein im Ganzen hatte die Stadt doch durch seine edlen Bemühungen so viel gewonnen, daſs (S. 73) das Betteln gänzlich aufgehört hatte. Der Vf., dem sein eigenes Bewuſstseyn das Verdienstliche seiner Thätigkeit schildern muſs, kann des ferneren Lobes des Rec. überhoben seyn.

Z. Dn.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Leipzig*, im Comptoir für Literatur: *Von den in Deutschland gewöhnlichen Gebräuchen bey Duellen, und über die Mittel die Duelle abzustellen.* 1804. 140 S. 8. (12 Gr.)

Längst ist das Duell als eine thörichte Gewohnheit und ein bedeutendes Übel des cultivirten Europa bekannt; aber alle Versuche, dasselbe zu unterdrücken, sind fast umsonst unternommen worden. Auch unser Vf. eifert dagegen, ohne sich jedoch darüber weiter zu verbreiten, als in einigen gelegentlichen Bemerkungen, die aus schon oft gesagten Sätzen bestehen, und nur das gewöhnliche Urtheil nachhallen. Als Zusammenstellung der verschiedenen Formen dieser Gewohnheit mag das Werk seinen Zweck erreichen, und kann besonders dem Adel, so wie den Studenten, zwey Classen, bey denen diese Sitte in der Regel allein angetroffen wird, eine nicht unangenehme und gewissermaſsen nützliche Lectüre seyn. Jene Formen findet man hier umständlich genug nach Arten und Unterarten hererzählt, und diese Darstellung zeigt, daſs des Vfs. praktische Kenntnisse sich auf mannichfache Erfahrungen stützen. Wer nun hierüber sich belehren will, — und der Adel gesteht ja den niederen Ständen nicht einmal eine Wissenschaft von der Führung eines Duelles zu, S. 41 — oder belehren muſs, und bisweilen, wenn auch die Fälle selten sind, kann allerdings die Kenntniſs solcher Gebräuche einen gröſseren Nutzen, als die geschichtliche Kenntniſs unserer Sitten schon an sich auf mehr als eine Weise giebt, gewähren: ein solcher wird dieses Buch nicht unbefriedigt aus den Händen legen. In sofern und da durch die Darstellung der Gebräuche beym Duell, der gröſseren oder minderen Gefährlichkeit der Arten, durch Aufstellung von Vorsichtsmaſsregeln, möglicher Weise, die Folgen desselben unschädlicher gemacht werden können, hat dieses sonst wenig bedeutende Werk vielleicht einiges Verdienst; und wenn ein so guter Erfolg eintritt, sieht die Kritik gern über andere Schwächen und Fehler hinweg. Der Vf. hat diesen ersten Theil seines Werkes mit Anekdoten gespickt, die zum Theil unglaublich (S. 92), zum Theil sicher, gleich meheren anderen Behauptungen, falsch sind. Sobald aber der Vf. vollends aus dem Kreise dieser Erfahrung herausgeht, merkt man auch, daſs er dort nicht mehr zu Hause ist. Die geschichtlichen Skizzen sind ein paar höchst magere Bruchstücke und ihr gröſster Theil (achtzehen Seiten) ist noch obendrein aus „Ferings seiner (!) Duellgeschichte" wörtlich abgedruckt. Die Vorschläge sind oft ganz unausführbar, und was den zweyten Theil des Werkes, die Mittel zur Abstellung der Duelle betrifft: so bestehen solche zuvörderst in der Wegräumung des Vorurtheils, auf welches sich das Duell gründet. Die Besiegung desselben glaubt der Vf. in einem Ehrengerichte zu finden, von welchem die *Erlaubniſs* zum Duelliren abhängt, vor welchem, bey Strafe der Ehre und des Vermögens, alle Beleidigungen angebracht werden müssen, welches die Güte versucht, den vorsätzlichen Beleidiger bestraft, diese Strafe aber halb erläſst, wenn die Parteyen sich vergleichen (auf dieses Geldinteresse legt der Vf. besondere Wichtigkeit), und endlich das Duell, wenn es noch dazu kommt, in Beyseyn seiner Deputirten vornehmen läſst.

Va. P.

Hannover, b. Hahn: *Unterricht für Vormünder und Nebenvormünder über die bey der Vormundschaft Statt findenden Rechte und Verbindlichkeiten nach den Grundsätzen des Codex Napoleon.* Von *G. C. P. Löber*, Friedensrichter des Cantons Dransfeld. 1810. 68 S. 8. (4 Gr.)

Rec., welcher diese Schrift, die ihres Zweckes wegen so wichtig ist, mit Sorgfalt geprüft hat, hat auch nicht Eine Unrichtigkeit darin entdeckt, und kann sie daher mit voller Überzeugung einem jeden Vormunde in dem Königreich Westphalen als einen sicheren Lehrer auf der unbekannten Bahn anempfehlen. Erwähnt verdient es auch zu werden, daſs der würdige Vf., nach der Vorrede, diese Schrift unentgeltlich den Vormündern des ihm zur Gerechtigkeitspflege anvertrauten Cantons austheilte. Ein nachahmungswerthes Beyspiel, durch eigene Aufopferung Gutes zu befördern, während viele der Amtsbrüder des Vfs. selbst die vormundschaftlichen Verhältnisse und den Vorsitz im Familien-Rathe zu benutzen, sich durch übermäſsiges Sportuliren zu bereichern! Rec. wünscht diesem nützlichen Büchlein ein möglichst groſses Publicum.

— m —

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 24 DECEMBER, 1810.

SCHÖNE KÜNSTE.

1) Frankfurt a. M., b. Varrentrapp u. Wenner: *Ossians Gedichte.* Übersetzt von *Franz Wilhelm Jung.* I Band. XXVI u. 390 S. II Band. 370 S. III Band. 386 S. 1808. 8. (3 Rthlr.)

2) Wien, b. Degen: *Ossian's Gedichte. Nach Macpherson.* Von *Ludwig Schubart.* I Band. LXVI und 336 S. II Band. XIV u. 337—655 S. 1808. 8. (5 Rthlr. Druckpapier.)

3) Tübingen, b. Heerbrandt: *Die Gedichte Ossians.* Neu verdeutscht. Zweyte Auflage. XIV u. 512 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Bey der Aufführung eines Schauspiels, wo im ersten Act gar kein weibliches Wesen vorkam, und wo mit dem Anfange des zweyten Aufzugs vier Damen zugleich die Bühne betraten, rief einst zu Paris eine Stimme aus dem Parterre: *Vierzehn Damen, sind sie gut?* Die nämliche Frage drängt sich bey dieser Trias von Übersetzungen von selbst auf, wie auch nicht weniger die: Waren diese Übersetzungen überhaupt nöthig? Sind sie getreuer, dichterischer, als das halbe Dutzend ihrer Vorgänger? Sind sie eine Bereicherung unserer Literatur?

Um diese Fragen zu untersuchen, will Rec. mit dem *poetischen* Übersetzer (*A Jove principium!*) (No. 1) anfangen, der, wie es S. XII heisst, „nach den Bedürfnissen und den Ansprüchen unserer Sprache und unserer Menschen übersetzte, immer ringend, den Gedanken und die Empfindung des Dichters rein und voll wieder zu geben, und doch nicht, vor lauter Treue an dem Buchstaben, höchst untreu zu werden an dem Geiste des Originals, und an dem Heiligthum des Schönen; der, bey einer sorgfältigen und frommen Ehrfurcht für Ossians Individualität überall so zu übersetzen suchte, nicht als wenn Ossian sein Zeitgenosse sey, sondern als sey seine, dem Alterthum etwas näher gerückte Sprache die Sprache Ossians." So weit recht gut. Die Folge wird lehren:

„Was wohl Würdiges bringt so offenes Munds der Versprecher!"

In der salbungsreichen, mit allerley nichtssagenden neumodischen und altmodischen Phrasen und Floskeln aufgestutzten, und mit Ammenphilosophie, und zur Abwechselung mit Sprachschnitzern durchwebten Vorerinnerung erfahren wir Folgendes, welches zugleich als Beleg des Ebengesagten, und als Probe der Prose unseres Übersetzers, dessen Verse wir nachher würdigen wollen, dienen kann:

„In jenen so glücklichen Jahren, worin noch die Phantasie dem jugendlichen Geiste das Höchste des Lebens und der Kunst darbietet, und das Herz noch so warm und fromm empfindet, war Ossian, nach Klopstock, lange Zeit mein Lieblingsdichter. Wer mit beiden vertraut ist, wird beides begreifen."

„Um seine Schönheiten desto tiefer zu fühlen, übersetzte ich mir ihn in's Deutsche; denn von welcher Sprache wird *es* (*sic!*) so stark und innig ergriffen, als von der Muttersprache?"

„Späterhin war ich gesonnen, meine Arbeit dem Drucke zu übergeben: aber als Hr. *Gräter* sich äusserte, er beschäftige sich mit einer Verdeutschung Ossians unmittelbar aus dem Gaelischen, trat ich bescheiden zurück: denn ich kann nur Englisch. Er hatte schon damals gezeiget, was er zu leisten vermöge; desto mehr Beweggrund für mich, seine Übersetzung erst abzuwarten."

„Doch, Hr. *Gräter* gab seinen Plan wieder auf, und diess bestimmte mich endlich, *nach vielen Jahren* zu der Ausführung des meinigen. Wirklich war schon mein Manuscript nicht mehr in meinen Händen, als ich erfuhr, Hr. *Ahlwardt in Helmstädt* (?) werde nächstens seine Übersetzung Ossians ebenfalls unmittelbar aus der Ursprache erscheinen lassen. Halb entschlossen, auch diessmal zurückzutreten, kam mir die vorausgeschickte Probe derselben zu Gesichte. Aber gerade sie, verbunden mit ihrer Einleitung, überzeugte mich, dass wohl die meinige recht gut neben ihr bestehen könne."

Hier hätten wir also die Genesis dieser — *am Geiste des Originals und am Heiligthum des Schönen höchst treuen Übersetzung* — vom Ey an, alle Grade des Raupenstandes hindurch bis zum vollendeten Schmetterlinge, welcher keck der Fackel der Kritik entgegenfliegt, unbesorgt, ob er mit verbrannten Flügeln zu Boden stürze, oder nicht. Immerhin wollen wir es Hn. *Jung* gerne glauben, dass, nachdem er sein Schönheitsgefühl am Ossian durch Übersetzen geübt und gestärkt hatte, er auch gesonnen gewesen sey, den *gemüthvolleren Deutschen* (S. XXVI) seine vollendete Schöpfung durch den Druck mitzutheilen. Nichts ist natürlicher! Ewig Schade wäre es, wenn Verse von so entzückender Harmonie, wie folgende, B. 2. S. 60:

Nehme (nimm) den Frieden an,
Wie er solchen läſst angedeihen
Königen, wann sich die Völker
Beugen müssen vor ihm.
Uns überlasse
Ullin's liebliche Auen, gieb

Deinen Hund und dein Weib;
Gieb dein Weib mit dem hohen Busen,
Welcher so reizend wallt;
Desgleichen den Hund,
Welcher überholet den Sturmwind."

oder gar folgende noch schönere, B. 2. S. 2:

„Tausend *Schwerte*
Ziehen sie, es fliegen
Tausend Pfeile *zumal*. Er
Steht, als ein Fels."

nicht das Licht der Welt erblickt hätten!

Glauben wollen wir ferner, dass Hr. *J.* kein Gaelisch sondern nur Englisch, und auch diess nur herzlich schlecht, verstehe, und dass Hr. *Gräter* ihm in der Kunst zu übersetzen weit überlegen sey; aber dass Hr. *Gräter* sich mit einer *Verdeutschung Ossians unmittelbar aus dem Gaelischen* beschäftigt habe, und dass Hr. *J.* erst *nach vielen Jahren*, nachdem Hr. *Gr.* seinen Plan wieder aufgab, hiedurch bestimmt sey, seine Übersetzung zu Tage zu fördern: dieser Behauptung muss Rec. einige bescheidene chronologische Zweifel entgegensetzen. Bis zum Sommer 1807, wo der gaelische Ossian zu London in drey Bänden herauskam, war vom Original der ossianschen Gedichte nur unbedeutend wenig abgedruckt, z. B. 1) der siebente Gesang von Temora, angehängt der englischen Übersetzung von *Macpherson*; 2) der Anfang von Croma, nach einer sehr schlechten Abschrift, in *Shaws* gaelischer Sprachlehre S. 157; 3) die beiden Apostrophen an die Sonne, eine von 38 und die andere von 11 Versen im 2 Bd. S. 590 — 592 einer vortrefflichen, in Deutschland gar nicht bekannten Sammlung gaelischer Gedichte, die unter dem Titel: *Cochruinneachta Taoghta de Shaothair nam Bard Gaëlach, Duneidin (Edinburg)* 1804, 2 B. gr. 8, herauskam; 4) ausser den beiden Apostrophen an die Sonne, der Anfang von Carric-Thura, und einzelne Stellen aus Fingal in dem bekannten *Report of the Committee of the Highland Society*, Edinburg 1805. 8.

Diess ist ungefähr Alles, was vor 1807 vom gaelischen Ossian gedruckt ist; denn die hin und wieder erneuerten Abdrücke der Apostrophe an die Sonne aus Casthoen kommen nicht in Betrachtung. Hr. *J.* gab seine Übersetzung in der *Ostermesse* 1808 heraus, und zwar nach S. 2 *viele Jahre nachher*, da Hr. *Gr.* den Vorsatz, den Ossian unmittelbar aus dem Gaelischen zu übersetzen schon aufgegeben hatte. Da nun zwischen der Erscheinung des gaelischen Originals und der *jung*'schen Übersetzung *kaum ein Jahr* verflossen ist: so folgt hieraus von selbst, da ein Jahr nicht viele Jahre seyn kann, die chronologische Unmöglichkeit, dass Hr. *Gr.* sich schon *viele Jahre vor* 1808, das heisst, zugleich auch mehrere Jahre *vor* 1807 mit der Übersetzung des Originals beschäftigt habe, oder mit anderen Worten, dass er ein Buch, das unter unzähligen Hindernissen *erst* 1807 gedruckt ward, *schon* 1804, oder früher, — denn wir wollen ein paar Jahre Hn. *Jung* zu Gefallen uns für *viele* anrechnen, — habe übersetzen können. Hr. *J.* hat also zum Besten seiner Verdeutschung eine sehr unglückliche *Captatio benevolentiae* gewählt, oder, so wie er S. 2 den Rector *Ahlwardt* nach *Helmstädt* versetzt, obgleich auf der Probe des Ossian, die Hr. *J.* nach S. 3 gelesen haben will, mit klaren Worten etwas ganz anderes gedruckt steht: so hat er auch Hn. *Gr.* Äusserung missverstanden, und die Übersetzung der *Sean Dank*, woran Hr. *Gr.* nach *Rüdigers* Friedensnachrichten für Städter und Landleute, Halle 1795 20tes St. S. 318 u. 319, mit *O Brien's* und *Shaw's* Hülfsmitteln arbeitete, irrig für eine Übersetzung Ossians aus dem Gaelischen gehalten. Dass übrigens diese Übersetzung der *Sean Dank* ins Stocken gerieth, ist kein Verlust für die Literatur. Die S. 319 gegebene Probe ist in Rücksicht der beygedruckten Aussprache so abscheulich wie möglich, und gleich hierin dem Pröbchen, das ein Rec. in der hallischen A. L. Z. (s. Deut. Mercur 1809, 1 St. 84 S.) von seiner gaelischen Weisheit gab; und in Rücksicht der Übersetzung, obgleich nur vier Verse gegeben sind, ist sie voller Fehler. Mit so schlechten Hülfsmitteln, wie die Wörterbücher von *O Brien* und *Shaw*, und mit der noch schlechteren Sprachlehre des letzteren, lässt sich, wenn man sein eigener Lehrer seyn muss, die in vieler Hinsicht schwere gaelische Sprache durchaus nicht erlernen. *Alexander Stewart's*, treffliche gaelische Sprachlehre kam erst 1801 heraus, und ist in Deutschland noch gar nicht bekannt.

In der Vorrede S. 3 wird ferner eine Frage aufgeworfen: „Wer kennt jetzo das Original (der ossianischen Gedichte) mit streng diplomatischer Gewissheit?" Hieran werden denn allerley erbauliche Gedanken und Betrachtungen angeknüpft, z. B. über die erstaunlich grossen Veränderungen in der ganzen bürgerlichen und menschlichen Lage der Hochländer, wo man von Seiten der Regierung mitunter so gewaltsame Massregeln ergriffen, um ihre Nationalität zu verwischen, und auch ihnen dafür jene Flachheit zu geben, durch welche alle übrigen Völker Europens, in abgeschliffener Charakterlosigkeit und in dumpfer Gleichgültigkeit gegen unabhängige Selbstäusserung, einander täglich ähnlicher werden. Beyläufig wird auch über die eben so beklagenswerthe als unbegreifliche Sorglosigkeit der Engländer, und vollends der Schottländer gejammert, die, statt des eitelen Streits und der trägen Rechthaberey über Ossians Ächtheit, sich in weiserem Eifer weit früher mit einem gründlichen Studium der noch immer nicht hinlänglich bekannten gaelischen Sprache, und mit der sorgfältigsten Nachspürung und Vergleichung dieser Gedichte, mit Ergänzung der Lücken, und einer kritischen Bearbeitung des Ganzen hätten beschäftigen sollen, „wodurch wir denn jetzo vermuthlich den die Menschheit am reinsten und innigsten aussprechenden Dichter ganz vollständig (?) besitzen, und, — eine sehr natürliche Folge! — wenigstens über einzelne Lesarten desselben nicht in solchen, von keiner Zeit mehr zu lösenden Zweifeln schweben würden."

Also ganz vollständig würden wir den Ossian besitzen, nicht einmal über einzelne Lesarten würden wir in Zweifel schweben, hätte dieses Haupt der Aristarche die Gedichte gesammelt, und sie seiner kritischen Be-

arbeitung gewürdigt! Das Wunder wird desto grösser, wenn man sich erinnert, dass diese Gedichte sich Jahrhunderte in der Tradition umhergetrieben, von Hausbarden und Hersagern aller Art interpolirt, und mit angekleckften Affonanzen, und fogar hin und wieder mit modernen Reimen belaftet, auf uns gekommen find, wie diess die Revision des gaelischen Offian in diefer A. L. Z. ehestens zeigen wird. Wer unter folchen Umständen es für möglich hält, durch seine kritische Bearbeitung wenigstens über einzelne Lesarten alle Zweifel wegzuräumen, der ist Rec. — — — *magnus Apollo, Et Phyllida solus habeto!* Nur ein folcher kritischer Halbgott kann der festen Überzeugung feyn, dass der von Hnn. *Rofs* und *Ahlwardt* für unwissend und geschmacklos erklärte englische Übersetzer „mit seinem Dichter innigst verwandt und vertraut, ihn mit voller Liebe, mit ringender Beharrsamkeit (*fic!*) ergriffen, hier und da einen Ausdruck oder ein Bild verschönert, die Darstellung lebendiger, ründer, und dem Ohr lieblicher gemacht, zur letzten vollendenden Feile dem Dichter seine Hand geliehen, und ihn überhaupt behandelt habe, so ungefähr, wie vielleicht Pisistratus die aus dem Munde der Rhapsoden gesammelten Gedichte Homer's." Kein Wunder also, wenn Hr. *J.* S. X, von eben so viel Befremdung als Schmerz ergriffen, *Ahlwardt's* Behauptung aufgestellt zu sehen, „der englische Ossian wimmle von albernen Zusätzen, Weglassungen, Verschlimmbesserungen, Wortprunk, Unsinn und Schwulst", voll tragischen Entsetzens ausruft: „Wo um's Himmels willen halten doch bisher alle die gebildeten Leser der gebildetesten Nationen ihre Sinne, dass sie von allem diesem in dem *macpherson*'schen Ossian nicht das Geringste fanden, sondern dass sie ihn lasen und wieder lasen, mit immer steigender Bewunderung und Liebe?"

Die Frage möchte leichter zu beantworten seyn, als Hr. *J.* glaubt. Der grosse Haufe liest Gedichte wie Romane, um die Zeit zu tödten, und sagen zu können, das und das habe ich gelesen. Hiebey horcht er, besonders bey Büchern wie Ossian, die zu fassen, Anstrengung erfodert wird, auf die Urtheile anderer, gewöhnlich berühmter Leute, und betet diese Urtheile gläubig wieder nach. Selbst die besseren Leser, von dem Eindruck des Ganzen ergriffen, bekümmern sich um die einzelnen Kleinigkeiten nicht mit ängstlicher Sorgfalt. Jahrhunderte konnten vergehen, ehe man bemerkte, dass der in einem der frühern Gesänge eines Gedichts erschlagene Held unmöglich in einem der späteren Gesänge bey hohem Wohlseyn sich befinden könne. Rec. getrauet sich zu beweisen, dass seit der ersten Bekanntmachung des englischen Ossian, also seit beynahe einem halben Jahrhundert, es nicht funfzig Leser gegeben habe, die Übersetzer, die von Amts wegen auf alles, was ihren Dichter betrifft, Acht haben sollten, mit eingeschlossen, die diese Gedichte mit unverrückter Aufmerksamkeit auf den Zusammenhang und auf das kleinste Detail gelesen und studirt hätten. Unter einem Dutzend Beyspiele, die leicht aufzutreiben wären, mag Folgendes hier Platz finden: In der Episode von *Cairbre* und *Cridh — mar*, woraus *Macpherson Cairbur* und *Grudar* gemacht hat, heisst es *Fingal* I, 585:

Dh'uraich iad mu'n tarbh bu bhàn,
A chite 'm beinn Ghulbuinnse shuas.

und einige Verse weiter, V. 593:

B'fhears nach cuolas air tarbh riamh
Air Gulbuinn riabhaich an fhraoich.
Chunnaic iad e anns an - t - fliabh,
'S dh' uraich trom - dhorran nan laoch.

Nach einer wörtlichen Übersetzung:

Oft kämpften sie um den Stier, den weissen,
Der erblickt ward auf dem Berge Gulbunn oben.

Besser wär es, hörte man von dem Stier nie
Auf dem graulichen Gulbunn der Heide.
Sie sahen ihn auf der Höhe,
Und es erneuete sich der schwere Zorn der Tapfern.

Macpherson, dem der *weisse* Stier wahrscheinlich zu unpoetisch klang, verschönert ihn zu einem *bunten* (*spotted*), und indem er in der Gedankenlosigkeit des Übersetzers aus V. 595 sich wieder zu V. 585 hinauf verliert, verderbt er auf die unbegreiflichste Weise die Stelle zu Unsinn:

V. 585:

Long had they strove for the spotted bull
That lowed on Golbun's echoing heath.

V. 593:

But ah! why ever lowed the bull
On Golbun's echoing heath!
They saw him leaping like snow:
The wrath of the chiefs returned.

Nach *Stollbergs* Übersetzung:

— — — — — Sie hatten lang
Um den *bunten Stier* gekämpft, der im Wiederhall
Von Golbun's Haide brüllte. — — —

— — — — O hätte doch nie der Stier
Gebrüllt in dem Wiederhall der Haide von Golbun!
Sie sahn ihn springen *weiss wie der Schnee*, es erwacht
Ihr Grimm! — — — — —

Der Stier also, der in dem vorletzten Verse *weiss wie Schnee* ist, hat auf der kurzen Reise von V. 585 bis 595 sich wunderbar verwandelt, denn dort war er eben so bunt, als er jetzt durch seine Weisse prangt, oder wie *Denis* sagt,

— — — *glänzet, wie Schnee glänzt,*

trotz *der Flecken*, die er ihm gleichfalls giebt. Das Versehen *Macpherson's* lässt sich zur Noth mit der tumultuarischen Hast, womit die erste Übersetzung des *Fingal* gefertigt ward, entschuldigen, obgleich Fehler der Art bey den wiederholten Auflagen leicht zu verbessern gewesen wären; aber womit lässt sich die Gedankenlosigkeit der deutschen Übersetzer entschuldigen, die, so viel Rec. deren kennt, diesen *bunten, und zugleich auch schneeweissen* irischen Stier (*Irish bull*) treulich wieder aufgetischt haben, ein paar pfiffige Köpfe ausgenommen, welche die Übersetzung des vorletzten Verses so künstlich stellten, dass es unentschieden bleibt, ob der *ci-devant* bunte Stier weiss wie Schnee geworden sey, oder ob er wie der

weisse Schnee aufhüpfe und Capriolen schneide. Dieser letzten sinnreichen Erklärung scheint auch Hr. J. gefolgt zu seyn, welcher mit der ihm eigenen Eleganz diese Verse so giebt:

Lange gehadert hatten sie
Um den *scheckigen* Stier,
Der auf Golbuns
Hallender Haide gebrüllt.

Wehe! warum
Hatt' auf Golbuns hallender Haide
Jemals der Stier gebrüllet?
Sie sahen ihn,
Hüpfend auf wie der Schnee; da kehrte
Wieder der Helden Grimm.

Hr. J., der alles, was O. betrifft, billig hätte lesen sollen, scheint *Ahlwardts* Probe einer neuen Übersetzung, die er nach S. 2 gelesen zu haben behauptet, kaum flüchtig durchblättert zu haben: sonst ist es unerklärbar, wie, nachdem er von verschiedenen Lesarten, von Überlieferungen und Handschriften der ossianischen Gedichte, wie ein Blinder von der Farbe, allerley gefaselt, er S. XII sich so äussern konnte: „Die abweichenden älteren Lesarten *Macpherson's* finden sich, nach der Versicherung der schottischen hochländischen Gesellschaft, nun einmal nicht vor: wo, wird man vielleicht fragen, konnten sie denn seitdem hingekommen seyn? — Ich antworte: Wo, wie die Gesellschaft selbst eingesteht, eilf ganze Gedichte Ossians in der Ursprache hingekommen sind: die Schlacht von Lora u. s. w." — Ein blaues Wunder! Die abweichenden, älteren Lesarten, die, wenn man voraussetzt, dass *Macpherson* wörtlich genau übersetzte, in Vergleichung mit dem nun gedruckten Text häufig puren Unsinn müssen enthalten haben, sind also da zu finden, wo man die eilf Gedichte suchen muss; und wenn diese nun z. B. in Amerika verloren gegangen, und zu suchen sind: so muss man auch diese Varianten in Amerika aufspüren. In der That, ein trefflicher Kritiker, von dem wir uns noch herrliche Aufschlüsse über Ossian versprechen können! Hätte Hr. J. in *Ahlwardt's* Schrift bis S. 15 gelesen: so würde er das Räthsel, in Rücksicht der eilf Gedichte gelöst gefunden haben. Dort heisst es: „Zu bedauern ist, dass von elf kleinen Gedichten, welche *Macpherson's* Übersetzung enthält, die gaelischen Originale durch *Macpherson's* Nachlässigkeit, wahrscheinlich bey dessen dreyjährigem Aufenthalt in West-Florida, verloren gegangen sind." Eben so heisst es in *Sinclair's* dem ersten Bande des gaelischen Ossian vorgesetzter Abhandlung über die Achtheit der ossianischen Gedichte S. LXXXVII: *It appears by an extract from Mr. J. Mackenzie's diary, that Mr. Macpherson took with him to Florida, the Gaelic originals of Ossian; by means of which some of the smaller poems, either in whole, or in part, were lost.* — In Rücksicht der abweichenden Lesarten, deren Vertheidigung Hr. J. so häufig und auch Hr. *Schubart* Vorr. S. XI mit gleichem Glück übernimmt, und der Handschriften, welche die hochländische Gesellschaft nach S. IX bey ihrer Ausgabe gebraucht haben soll, kann Rec. das Räthsel zur Beruhigung und zugleich zur Beschämung dieser Herren und alles ihres Gelichters lösen, obgleich er Hn. *Jungs* naive oder vielmehr *niaise* Frage S. VIII. — „Wer giebt uns Zuverlässigkeit, dass diejenigen Überlieferungen und Handschriften, welche die hochländische Gesellschaft noch vorgefunden und zu ihrer Übersetzung benutzt hat, Wort für Wort von Ossian herrühren"? — eben so wenig beantworten kann, als die: Ob in unseren Ausgaben der Text Wort für Wort von dem alten Barden herrühre? — Eine so alberne Frage, dass Keiner, der nur eine Ahndung von Kritik hat, sie so wenig aufwerfen als beantworten wird.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Heidelberg*, b. Mohr und Zimmer: *Friedenspredigt an Deutschland*, gehalten von *Jean Paul.* 1808. 8o S. 8. (10 Gr.)

Der Vf. dieser Friedenspredigt, die, wenn sie ihren Namen behaupten will, nichts als das Wörtlein Amen zur Predigt machen muss, will, nach der Vorrede, mehr Hoffnungen als Klagen, mehr moralische Ansichten als politische geben, ohne sich indess, wie von der bekannten Manier des Vfs. zu erwarten ist, so genau an seinen Vorsatz zu halten. Sie enthält eilf Abschnitte: der kleine Krieg in der Brust, die neuen Fürsten, das deutsche Reich, Vaterlands- oder Deutschlandsliebe, Franzosendeutsche, politische Freyheit, Luxus, Geschlechtsenthaltsamkeit, Egoismus, vermischte Gelegenheitssprüche, Hoffnungen und Aussichten. Keiner derselben ist eigentlich erschöpft, sondern der Vf. sucht immer, bloss durch einige pikante Einfälle, eigentliche Leuchtkugeln, die nicht immer in der nächsten Verbindung stehen, zu gefallen. Bey den vielen schönen und treffenden laufen der unwahren und schielenden Ansichten viele mit unter, und durch die Sucht, in jeder Periode witzig zu seyn, entstehen Ungleichheiten, die zwar einzelne Stellen, aber das Ganze durchaus nicht gefallen lassen, und die wackern Deutschen auch vor diesem genialen Friedensprediger hin und wieder zum Kirchenschlaf einladen. Zu den unwahren und schielenden Ansichten zählt Rec. die Behauptung S. 47, dass die Männer sich durch Wollust in dem Grade abstumpfen, als die Weiber sich dadurch verfeinern. Ganz der Erfahrung entgegen ist die Behauptung, dass die politischen Klubbs weniger Selbstsucht als die gesellschaftlichen zeigen, so wie die grosse Liebe, die auf Schiffen, in Schlachten und bey Innungen herrschen soll. Auch mag S. 45 das Saufen und Schlafen unserer Altdeutschen wohl nicht zu ihrer Grösse zu rechnen seyn. Wenn der Vf. S. 26 prediget, es würde sich gegen einen gekrönten wilden Jäger alles selber wenden, und *ihn*, nicht *ihm* jagen, wenn er S. [illegible] von den neuen Fürsten sagt, dass sie die Wahl haben, [illegible] mächtig oder ohnmächtig zu werden; wenn er den Zepter[illegible] durch Krieg für besser hält, als den durch Tausch oder Verkauf, S. 13, den ächten alten deutschen Reichsgeist noch in den Hansestädten findet, S. 11 erklärt, dass da selten ein solches Thronpalladium, wie Cäsar, Friedrich, Napoleon, vom Himmel fällt, das Volk selber der Idee zugebildet werden solle, welche die Siege bringt, und mehr zu sittlichen Zwecken als zu Finanz-, Eroberungs- oder Glanz-Zwecken erzogen werden müsse — eine Idee, die durch die erste Negative, welcher nämlich fehlt oder entgegen ist, der die Kräfte einer solchen Erziehung allein besitzt — so möchte die kalte Wahrheit über alle diese Puncte viel anders predigen.

Z.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 25 DECEMBER, 1810.

SCHÖNE KÜNSTE.

Fortsetzung der Recension

von

Jung's, Schubart's und der tübingischen Übersetzung der Gedichte Ossians.

Aus der Geschichte der ossianischen Gedichte, worauf es hier vorzüglich ankommt, ergiebt sich in der Kürze Folgendes; f. *Sinclair's* Abhandlung S. LXXXVI u. f.: Die Fragmente gaelischer Poesie gab *Macpherson* 1760 heraus. Von Freunden ermuntert und unterstützt machte er hierauf eine Reise durch die Hochlande, worüber der bekannte *Report* nachzusehen ist, und gab 1761 den *Fingal*, und 1763 *Temora* und die kleineren Gedichte nebst dem 7ten Gesang der *Temora* im Original heraus. In dem Vorberichte der ersten Ausgabe des Fingal erzählt *M.*, dass er den Druck der Originale auf Subscription angekündigt habe, dass aber, da sich keine Subscribenten gefunden, der Druck unterblieben sey. *Macpherson* war durchaus kein Betrüger. Diess ergiebt sich aus Allem. Es ist daher eine schamlose Unwahrheit, die in No. 2 Vorr. S. VIII aufgetischt wird. *Macpherson*, um für den Verfasser der Gedichte zu gelten, habe „Sorge getragen, die von ihm und seinen Verwandten gesammelten Handschriften nicht aufbewahren zu lassen." Wie wenig diess seine Absicht gewesen, beweist der Abdruck des 7ten Gesanges des Originals der Temora, dessen vorher erwähnt ist, und der zugleich *Macphersons* Todesurtheil und seine Apologie enthält. Sein Todesurtheil, indem er seine geringe Kenntniss der gaelischen Sprache, seinen schlechten Geschmack und seinen Hang zu Schwulst und Bombast nur zu sehr beurkundet; seine Apologie, indem er ihn gänzlich von jedem Vorwurfe des Betrugs reinigt, sowohl durch die Nachlässigkeit, die in der Übersetzung von einem Ende bis zum anderen herrscht, als auch durch die Schönheit des Ausdrucks, die im Gaelischen vorwaltet, der den in der englischen Übersetzung so sehr übertrifft, dass Jeder, der Gaelisch versteht, keinen Augenblick Bedenken tragen wird, das Gaelische für das Original, und das Englische für eine sehr mittelmässige Übersetzung zu erklären. Ein Betrüger würde ganz anders gehandelt, und wenigstens Original und Übersetzung in möglichsten Einklang zu bringen gesucht haben. *Ahlwardt* hat daher Recht, wenn er S. 11 sagt, dass gerade diese Menge von Übersetzungsfehlern ein überzeugender Beweis von der Ächtheit des gaelischen Originals — und, setzt Rec. hinzu, von der Ehrlichkeit *Macphersons* — sey. Die Ehrlichkeit leuchtet auch aus allen drey Bänden des gaelischen Ossian hervor, die, mit der englischen Übersetzung verglichen, das harte Urtheil, das *Ross* und *Ahlwardt* über sie gefällt haben, völlig bestätigen, und deren Abdruck nicht nach einer Menge aufgefundener sorgfältig verglichener Handschriften, die *Macpherson* unbekannt geblieben, sondern einzig und allein nach den Abschriften aus *Macphersons* Nachlassenschaft vollendet ist, gerade denen, wonach *M.* übersetzte, die er schon in den Jahren 1761 und 1762 zur Herausgabe vorbereitete, und zu deren Abdruck er noch in seinem Testamente 1000 Pfund aussetzte, s. die Vorrede zu dem gaelischen Ossian. Die Herausgeber haben bloss *Macphersons* schlechte Orthographie mit der jetzt gebräuchlichen vertauscht, sind aber hiebey zugleich so vorsichtig gewesen, dass, wo sie zweifelhaft waren, sie lieber das fehlerhafte Wort im Texte stehen gelassen, und die Verbesserung in einer Anmerkung angezeigt haben, als dass sie *à la Bothe* ihren Conjecturen gleich einen Platz im Texte eingeräumt hätten. Hn. *Jung's* Gewäsch über ältere, abweichende, hart angegriffene Lesarten zerfällt also von selbst in Nichts.

Wenden wir uns jetzt zu der Übersetzung selbst und dem Versbaue des Hn. *Jung*, dem hiebey nach S. XXIII die „höchste Wirkung das höchste Gesetz blieb", und der sich daher, „wie billig, *Klopstocks* Behandlung der Bardiete zum Vorbild nahm, indem die vierzeiligen, und mitunter auch die einer so natürlichen Fülle und Runde fähigen Odenstrophen ihm hiezu die zweckmässigsten schienen."

Wer, wie unser Übersetzer, von *Schwermuth ächter Genialität ergriffen*, im innigen gewaltsamen Schmerz, *so unausreichend, so gebunden und so bedrängt, nach dem Unendlichen strebt*, und (S. XXV) *wenn nicht die Schöpferkraft des Dichters, doch seinen ganzen leisen und tiefen Sinn* zur Übersetzung mitbringt; bey dem darf man sich nicht wundern, wenn er S. XXV Offenbarungen hat, und uns belehrt: „Was man den lebendigen Ausdruck nennt, ergiebt sich bey Ossian ohne allen Zwang aus seinem richtigen Ohr, aus seinem zarten und starken Gefühl. Aber von so manchen übereingekommenen Regeln, von unseren künstlichen Verschränkungen der Verse weiss

er wenig. Der Übersetzer muss ihm auch hierin so nahe zu bleiben suchen wie möglich; in sofern jene beabsichtete höchste Wirkung dadurch nicht vermindert wird. Von diesem Gesichtspuncte bin ich ausgegangen."

Der Übersetzer also, der S. 11 von sich bekennt, dass er kein Gaelisch verstehe, weiss S. XXV aus höherer Offenbarung bestimmt, dass Ossian von den Regeln unserer künstlichen Verschränkung der Verse wenig wisse, und dass der Übersetzer in dieser äusserst bequemen Unwissenheit ihm so nahe als möglich bleiben müsse. Vorausgesetzt, aber nicht zugegeben, dass diese Behauptung wahr sey: so ist Hr. *Jung* der erste aller Übersetzer Ossians; denn an Unwissenheit in allem, was Rhythmus und Versbau heisst, kommt ihm keiner aller Übersetzer Ossians, selbst *Rhode* nicht, gleich. Man höre B. 2, S. 20:

Tochter des Kormak - Kairbar
Duchomar hast
Du erschlagen.
Oh! wie ist das Schwert
Kalt in meiner Brust!
Morna, ich fühl', es ist
So kalt!
Gieb mich Moina
Dem Mädchen:
Duchomar war
Ihrer Nächte Traum.
Mein Mahl
Wird sie mir erheben;
Sehen wird's der Jäger,
Und preisen
Wird er mich.
Aber ziehe
Mir das Schwert aus der Brust.
O Morna, der Stahl
Ist so kalt! —

Noch schöner, mit Brechungen, B. 3, S. 16:

Oskar, sprach der dunkel-
Rothe Kairbar, ich seh' den Speer
Inisfail's; der Speer Temora's,
Er erfunkelt in deiner Hand,
Sohn des waldigen Morwen's.
Hiebevor von hundert
Königen war er der Stolz; der Tod
Vieler Helden der Vorzeit.
Mir *verzicht'* ihn, du Sohn
Ossians, dem mächt'gen Kairbar
Überlasse du ihn!

Aber ihm erwiederte Oskar:
Wie? überlassen sollt' ich dir
Dieses Geschenk von Erin's
Hart bedrängtem König? des schön-
Lockigen Kormak Gabe,
Da als Oskar
Seine Feinde *verstürmt*?

Noch ein Pröbchen von den einer so natürlichen Fülle und Ründe fähigen vierzeiligen und dreyzeiligen Odenstrophen. B. 3, S. 345:

Wir vergingen
Ähnlich den Flammen, welche nur
Leuchteten kurze Zeit.

Aber in Ruhm sind wir geschieden,
Sind auch unserer Schlachten Thale
Stumm anitzt und düster;
Sintemalen zwischen den vier
Moosbewachsenen Steinen dauert
Unser Name.

Zum Schluss noch einige Hexameter, mit kürzeren, daktylisch seyn sollenden Versen untermischt, woran sich unsere Metriker im Messen üben können. B. 3, S. 313:

Warum, Frühlingsgesäusel, || weckst du mich? Mit des Himmels
Tropfen bin ich bedeckt.
Aber die Zeit meines Welkens ist nah, und nahe der Sturm, der
Meine Blätter verstreuet.
Morgen wird der Wanderer || kommen, der mich in meiner
Schöne gesehen;
Ach durchsuchen wird sein Auge das Feld, doch finden
Wird er mich nicht.

Man braucht wenig Sinn und Gefühl für Rhythmus und Wohlklang zu besitzen, um auf den ersten Blick zu entscheiden, dass sich die Verse des Übersetzers zu Klopstocks Versen verhalten, wie die Sudeleyen der Gurkenmaler und Thüranstreicher zu Raphaels seelenvollen Schöpfungen. Und dieser Mann, dessen kauderwelsche Prose mit den lahmen Versen im schönsten Einklange steht, sollte sich, wie es S. XXIII heisst, bey seinen reimfreyen oder ungereimten Zeilen Klopstocks Behandlung der Bardiete zum Muster genommen haben? Unmöglich! Ein ganz anderes Vorbild schwebte ihm gewiss vor, ein vielgelesener, beliebter Dichter, der, wöchentlich vier Mal von seinen unsterblichen Gedichten entbunden, für ein Orakel in den Wachstuben und in den Kneipen der Spiessbürger gilt, und, ohne es zu wissen, gerade so schöne Verse macht, wie der Übersetzer, nur mit dem Unterschiede, dass er bisher noch nicht auf den Einfall gekommen ist, die Werke seines Geistes zeilenweise, wie Hr. *J.*, absetzen zu lassen. Und diese Schwesterseele des geistvollen Übersetzers, wird man fragen, ist? — — Ist Niemand anders, als — *der altonaische Postreuter*. — Man höre und staune:

Die Nachricht, dass
Der Sandwirth Hofer seinen Degen
Abgegeben habe,
Steht freylich mit
Den am ersten November wieder
Bey Inspruck vor-
Gefallenen Gefechten
Im Widerspruch.
Dagegen läst die
Am dritten Abends
Unvermuthet in München erfolgte
Ankunft des Kronprinzen
Aus Inspruck
Schliessen, dass es mit den Insurgenten
Zum Vergleich gekommen sey.

Diese Verse sind in metrischer Rücksicht gewiss nicht schlechter, als tausende des Hn. *J.*, z. B. B. 3, S. 14:

An dem Gestad
Hörten wir die Stimm' ihrer Freude,
Und wir wähnten, der mächtige
Kathmor käme;
Kathmor, er, der Fremdlinge Freund,
Und des roth-
Umlockten Kairbar Bruder.
Aber ihre Seelen
Waren dieselben nicht;

Das Licht des Himmels
Glänzt in des edelen Kathmor Brust.
An den Ufern von Atha
Erhuben sich
Seine Thürme; sieben der Pfade
Führten zu seinen Hallen hin.

Des Übersetzers Irrthum über Ossian's Versbau zu widerlegen, würde Rec. hier zu weit führen. Das Nöthige soll in der Beurtheilung der Ausgabe des Originals aus einander gesetzt werden. Vorläufig mag die Auskunft hinreichen, dass der ossianische Vers bey aller Mannichfaltigkeit und Freyheit des Masses, sowohl in der Erzählung, als im lyrischen Fluge, eben so bestimmten Gesetzen unterworfen ist, als die Verse im Homer, Horaz und Pindar. Z. B.:

Là, ghabh sinn an glacaibh a cheile
Air Meallmor, 's bu threun ar spairn.
Einst packten wir ringendes Arms uns
Auf Meallmor, der Kampf war hart.

Chiteadh gaisgich nan àrd ghniomh
Tearnadh sios o'm fiar-ghlinn fein.
Siehe, Helden mit Thatkraft
Steigen nieder vom schlängelnden Thal.

Ullin, a Charuill, a Raoinne,
Guthan aimsir a dh'aom o shean,
Cluinneam sibh an dorchadas Shelma,
Agus mosglaibhse anam nan dàn.
Ni'n cluinneam sibh shil nam fonn:
Cia an talla de neoil bheil ur suain?
Ullin, du Carull, du Raonne,
O ihr Stimmen entschwund'ner Zeit!
Hört' ich euch im Dunkel von Selma!
Auf! erwecket den Geist des Gesangs!
Nicht hör' ich euch Kinder des Lieds!
Wo, wo ruht ihr in Hallen der Wolken?

Von des Übersetzers blindem Glauben an Macphersons Unfehlbarkeit versteht es sich von selbst, dass er alles, wie Macpherson es gab, vor der Faust frisch weg übersetzte, unbekümmert, ob Menschenverstand darin sey oder nicht. Hierüber also will Rec. nicht mit ihm, noch Hn. *Schubart*, der nicht weniger gläubig ist, rechten. Rügen indess muss er es, dass Hr. *J.* nicht nach der Ausgabe der letzten Hand von 1773, die einen viel besseren Text und hin und wieder gar einige Verse mehr hat, als die früheren Ausgaben, übersetzte; dass er seine ohnehin lahmen Perioden durch allerley Flickwörter, z. B. *aber*, *also*, *wohl*, *nun*, *damals*, und durch verkehrte Inversionen noch mehr lähmte, und dass er aus Unkunde des Englischen Übersetzungsfehler beging, wie man sie bey einem so leichten, so oft übersetzten Buche nicht erwarten konnte. Hievon eine kleine Probe aus dem ersten Gesange des Fingal, wobey Rec. die Verse nach dem gaelischen Original citiren will. V. 20. *Blasted fir*, *sturmentastete* Tanne. *Blast*, als Substantiv, heisst zwar *ein Windstoss*, aber als Zeitwort erklärt es *Johnson* durch *to make to wither*. Richtiger hier also andere Übersetzer: *verdorrte*, vom Blitz getroffene Tanne. *Rhode* hat *zerstürmte Tanne*; Hr. *J.* übertrumpft ihn durch *sturmentastete Tanne*. Das Original hat von allen diesen Herrlichkeiten keine Sylbe, sondern ganz einfach:

A shleagh mar ghiubhas air sear-bheinn.
Sein Speer wie die Tann' auf dem Felshang.

V. 74. *On the murmuring rock of Cuthon*, an Kuthons *murrendes* Felsengestad. — V. 114. ist *keen*, *scharf*, durch *spitz* übersetzt, und der Vers durch die sinnreiche Stellung dieses *spitz* und durch das beliebte *wohl* verschönert:

Wohl, Kuchullin, ist Konnals Lanze
Spitz; wohl freut sie sich, zu funkeln
In dem Kampfe.

Unendlich besser sagt *Macpherson*:

The spear of Connal is keen;
It delights to shine in battle.

V. 117, 8:

But though my hand is bent on war,
My heart is for the peace of Erin.

ist durch Auslassung des *But* so zu Unsinn gedollmetscht:

Schon ist zum Krieg gereckt
Meine Faust; mein Herz
Ist für Erin's Frieden.

Richtiger *Stollberg* dem Sinne nach: *Doch so bereit zum Kampf* (*fight* statt *war* liest die Ausg. von 1773) *mir die Faust auch ist: so neigt sich doch mein Herz zu dem Frieden von Erin.* — V. 147 hat *Macpherson*, der das Original nicht verstand, allerley Bombast zusammengerührt:

Amid the tempest let me die,
Torn, in a cloud, by angry ghosts of men.

Wörtlich:

Mitten im Sturme lasst mich sterben,
In einer Wolke zerrissen von zürnenden Geistern.

Hr. *J.*, der *torn* und *by* missdeutet, macht den Bombast dieser Stelle zu völligem Unsinn:

Sterben lasst mich mitten im Wetter
Gerissen in eine Wolk'
Entrüsteten Geister der Menschen.

Im Original lautet diese ganze Stelle so:

Auf wildem Meer von Innis-tore
Steige der Sturm Eirinn's empor,
Senke sich düster die Windsbraut,
Stürz' in den Tod mich ein Geist,
Eilte je ich dem Hirsche so rasch nach,
Als der Wunden heissem Gefecht.

V. 176. *The supporters of my arm in danger*, „*die Gesellen meines Arms in der Gefahr*," statt „die Stützen meines Arms in Gefahr. — V. 309. *Follow the bounding of may steeds*, „*folgt meinen bäumenden*

Rossen," anstatt: folgt *dem Sprunge* meiner Rosse. — V. 341. *His words were faultering, broken, slow.* „Seine gebrochenen, *keuchenden* Worte *stotterten*." Besser *Harold:* Seine Worte waren stammelnd, gebrochen, langsam. — V. 349. *It (the car) bends behind.* „Hinten wölbt er sich auf." — Gerade umgekehrt: *Hinten krümmt er sich nieder*, wie *Schubart* richtig übersetzt. — V. 354. *Its seat of the smoothest bone.* „Der Sitz von dem *sanftesten* Bein." Wer versteht diess? *Smooth* heisst *glatt, geglättet, polirt.* V. 359. *Highmaned*, *hochhalsig*, statt *hochmähnig.* — 424. *Along the sky. Durch den Himmel!!* Das ist doch etwas arg. — V. 430. *When rolt the waver on high.* und an sehr vielen anderen Stellen ist durch die Auslassung der Zeitbestimmung *when, wann*, ein sehr arger Doppelsinn herbeygeführt. — V. 473 hat *Macpherson* die deutschen Übersetzer zu einem lustigen Fehler verführt. Hier steht im Original *Mhiclohvin, Windhunde*, auf englisch *Greyhounds. Macpherson*, dem dieser Ausdruck nicht prachtvoll genug ist, verwandelt *Greyhounds* in *Grey dogs*, und Hr. *J.* und Consorten übersetzen diess treulich durch — *graue Hunde.* — Auf allen Seiten verschönert Hr. *J.* sein Original durch allerliebste Zusätze, die Rec., um Anmerkungen und Papier zu sparen, durch den Druck auszeichnen will. Zu diesen gehört das Wörtlein *aber*, womit er häufig den Anfang seiner Perioden bereichert, z. B. V. 108:

> *Aber solches* sprach
> Ruhig zu ihm der Führer:
> *Wohl*, Cuchullin, ist Konnals Lanze — —

Im Englischen steht bloss:

> *Cuchullin! calm the chief replied*
> *The spear* — —

So steht *aber* V. 13, 47, 179, 241 und an hundert anderen Stellen mehr. Eben so die beliebte Partikel alter Weiber *und*, mit deren Aufzählung Rec. die Zeit nicht verderben will. — V. 27. Wohl *billig* heissest du. So ist eingeflickt V. 30 *damals*. V. 106 *denn ja schon*. V. 149 *immer*. V. 163. Lieblich wie der Donner des Himmels *rollt*. V. 177 *vormals*. V. 194 *wie so nun*. V. 203 *schon*. V. 208 *hierauf*. V. 209 *also*. V. 249 *vielleicht*. V. 266 *hold*. V. 320 *und* — *und*. V. 326 *des Heers*. V. 346 *als*. V. 366 *dessgleichen (item)*:

> Vorn, *dessgleichen* zur Linken des Wagens.

Ein herrliches Wort, das in der epischen und lyrischen Poesie von grosser Wirkung ist! — Zuweilen sind die Zusätze etwas grösser. V. 405. *Ihr Krieger, auf!* — V. 396. *When did I fly, son of Arno, chief of the little soul.* Wörtlich: „Wann floh ich, Sohn Arno's, du Führer von kleiner Seele." Bey Hn. *J.*:

> Wann geflohen bin ich,
> Sohn des Arno, *sage du selbst*,
> Führer der kleinen Seele.

V. 652. *I am for peace*, „ich bin *immer noch* für den Frieden." V. 484. *Beam of fire*, „*vertilgender* Wetterstrahl. — An schlechtem Deutsch und kauderwelscher Stellung der Worte ist kein Mangel. Z. B. V. 67. *Langs der Heide.* V. 196:

> — — als (wie) ein Stern,
> Der durch die Wüste
> Schiesset *queer*.

V. 228. *Brauen* für Augenbraunen. V. 291. Ihre Seit' *entberstet* sprudelndes Blut. V. 255. An meinem Schwerte *hangt* sein Blut. V. 353. Mit Gesteine, das *glitzert*. V. 539:

> *Aber* seine Antwort war
> *Barsch*, wie der Laut auf dem Kromla,
> Eh' sich der Wind erhebt.

Im Englischen: *He answered like the sullen sound* (dumpfes Getön) *of Cromla before a storm.* — Oft wird durch eine verkehrte, geschmacklose Umstellung der Verse und gewaltsame Zerreissung der rhythmischen Periode alles verdorben. Z. B. V. 565:

> *And lovely are the songs of woe*
> *That are heard on Albions rocks;*
> *When the noise of the chace is over,*
> *And the streams of Cona*
> *Answers to the voice of Ossian.*

Diess übersetzt Hr. *Jung:*

> Wann *nun* das Getöse der Jagd
> Vorüber ist,
> Und, antwortend, brausen die Ströme
> Kona's in Ossian's Stimme; süss
> Tönet *alsdann* auf *Albin's* Felsen
> *Solcher* Wehmut-Gesang!

Ein wesentlicher Fehler ist es noch, dass die von *Macpherson* jedem Gesange vorgesetzten Inhaltsanzeigen, die eher einer Erweiterung als Zusammenziehung bedurft hätten, gänzlich weggelassen, und auf das schmählichste zusammengedrängt und verkrüppelt, jedem Bande hinten angehängt sind, z. B. *Macphersons* sechs Inhaltsanzeigen zum Fingal, die in dem frankfurter Nachdrucke an *neun Seiten* ausmachen, *in zehn Zeilen.*

Zum Ersatz ist dem dritten Bande ein äusserst dürftiges, aus *Macphersons* Anmerkungen zusammengeleimtes Namenverzeichniss angehängt, das den Leser, der sich Raths erholen will, nur zu oft verlässt, z. B. *Kromlach, Kromla.* „Ein Platz zum Gottesdienst unter den Druiden. — Name eines Hügels auf der Küste von Ullin." Ist diese Erklärung wahr: wie soll man dann folgende Verse Fing. 1, B. 2, S. 32 bey Hn. *J.* verstehen:

> Sieh, und es lag die Schlacht
> Hinter ihnen, *als* umgewälzte
> Hain' auf der *Wüste des Kromla's.*

Ist der *Hügel* Kromla auch zugleich eine Wüste? Doch solche Kleinigkeiten würdigt der Übersetzer nicht seiner Aufmerksamkeit. Den halbverstandenen Text in Zeilen, die er Verse nennt, abzusetzen, ist ihm ein leichteres und angenehmeres Geschäft; aber es führt auch zugleich den verdienten Lohn mit sich, dass die ganze Auflage seines Büchleins

> *Wandert nach dem Bezirk, wo Gewürz und Pfeffer [illegible] Weihrauch*
> *Feil ist, oder was sonst einhüllt unnützer Papier[illegible]*

(*Die Fortsetzung folgt.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG
DEN 26 DECEMBER 1810.

SCHÖNE KÜNSTE.

Fortsetzung der Recension
von
Jung's, Schubart's und der tübingischen Übersetzung
der Gedichte Ossians.

Von der Übersetzung des Hn. *Schubart* (No. 2) erschienen schon 1799 im *Merkur*, und nachher auch in anderen Zeitschriften. Proben. Zufällige Umstände, wie es Vorrede S. XLIX heisst, unter andern ein Zusammentreffen mit zwey anderen *jambischen* Nachbildungen (*Rhode's* von 1800, und *Stollbergs* von 1806), haben ihre Erscheinung verspätet. Wie *Rhode's* Übersetzung, die (s. Vorrede S. XXI) sich den Namen einer *Nachbildung* verbittet, eine Nachbildung in Jamben genannt werden könne, sieht Rec. nicht ein. Mit eben dem Rechte könnte man *Benjamin Schmolken's* Morgen- und Abend-Andachten und *Bogatzky's* Schatzkästlein in Hexametern geschriebene Bücher nennen. Eine rhythmische ist sie freylich, aber welch' ein Rhythmus! Gewiss kein harmonischer Tanz wohlgeordneter, kraftvoller Wortfüsse, die sich dem Inhalte in allen Abstufungen anschliessen, sondern das lahmste, eintönigste Geleyer der schwächsten, kraftlosesten Wortfüsse, die es nur giebt, unter denen besonders die heillose Menge der Trochäen, wie Welle auf Welle einander drängend, sich auszeichnen.

In der Einleitung giebt der Übersetzer uns aus *Macpherson's* und *Blair's* Abhandlungen, aus *Duff's* Versuch über das Original-Genie und aus der *Sammlung kritischer Versuche* einiges längst Bekanntes über *Macpherson's* Behandlung der ossianschen Gedichte, den Geist ihres Zeitalters, und über die Manier und den poetischen Charakter des Dichters, doch nicht ohne Beymischung von Halbwahrem und Falschem, was aus dem *Report* und anderen Quellen sehr leicht hätte berichtigt werden können. So erschien *Macpherson's* Übersetzung des Ossian nicht 1762, wie es S. V heisst, sondern die erste Ausgabe des *Fingal* 1761, die 2te 1762, und *Temora* erst 1763, wie auch auf dem Titel steht, obgleich am Ende des Jahrs 1762 schon einige Exemplare in Umlauf gekommen waren. Was der Übersetzer von der Ausgabe der letzten Hand von 1773 sagt, dass *Macph.* „da und dort durch Beywörter und vermeinte Verstärkungen, der einnehmenden Einfalt seiner ersten Arbeit geschadet, und dass die späteren Herausgeber jedoch den ursprünglichen Text bald wieder hergestellt hätten, und dass das Publicum bey diesem (wiederhergestellten) Texte geblieben sey," ist die grundloseste Behauptung von der Welt. Alle *rechtmässigen* nach 1773 in England gedruckten Ausgaben, z. B. die bey Strahan und Cadell, London 1784, 8, folgen dem Texte der Ausgabe von 1773, und bey allen neueren Kunstrichtern Britanniens, z. B. den Herausgebern des gaelischen Ossian, ist von keinem anderen Texte als diesem die Rede. Selbst der bessere Theil der englischen Nachdrücke, z. B. die vier äusserst schönen und correcten von Laikington und Allen, London 1806 in verschiedenem Druck und Format besorgten, die neueste Ausgabe London 1807, 12 bey Walker, und andere mehr folgen diesem Texte. Nur sorglose Nachdrucker in Schottland, Ireland und Deutschland druckten die erste die beste Ausgabe wieder ab, die ihnen in die Hände fiel, unbekümmert um die Güte des Textes, und eben so kopflose Übersetzer übertrugen diesen schlechten Text, den Hr. *Schubart* durch eine falsche Nachricht sogar vertheidigt. Bekanntlich ist ein kleiner Unterschied zwischen Herausgeber und Nachdrucker, und *Voss*, der Herausgeber der Gedichte *Hölty's*, würde sich die Ehre gar sehr verbitten, mit dem Text wiederherstellenden *Geisler dem Jüngern* und dem *ehrlichen Schmieder* in Karlsruhe, der diese Gedichte gleichfalls auf seine Art herausgab, in Parallele gestellt zu werden. Lächerlich ist daher, was der Übersetzer von späteren Herausgebern spricht, deren es, ausser dem Gesindel der Nachdrucker, vor *Laing* keinen gab, und auch dieser, welches nicht schwer zu erfahren war, — hat den Text der Ausgabe von 1773 wieder abdrucken lassen, laut der Vorrede S. VII und VIII: *The text of the corrected edition of 1773 is adopted throughout, and the additions are carefully marked and distinguished by Italics, though the alterations are too numerous and minute to be noted.* — Dieser Änderungen und Verbesserungen sind in der That eine grosse Menge. In dem ersten Gesange des Fingal sind von 663 Versen *zweyhundert* mehr oder weniger verändert; *sechs* neue Verse, die das Original hat, sind hinzu gekommen; weggelassen sind die müssigen Partikeln *but*, *aber*, *for*, *denn*, — und besonders das liebe *and*, *und*, über dreyssig Mal, — in den Stellen, wo sie im Original fehlen. Diesem sich mehr zu nähern, herrscht in dieser Ausgabe ein sichtbares Streben, so dass sie mit allem Recht den Vorzug vor den früheren Ausgaben verdient. Hiemit

leugnet Rec. nicht, daſs nicht in einigen Stellen die Lesarten der früheren Ausgaben sehr unglücklich mit pompvolleren vertauscht sind, z. B. *fir*, Tanne, mit *pine*, Pinie, u. d. m.; aber gegen das Gute, und die wirklichen Vorzüge, welche diese Ausgabe vor allen früheren hat, sind diese Verschlimmbesserungen nur unbedeutend. Beyspiele werden dieses beweisen. Fingal I, V. 606 heiſst es so im Original:

Chite a' truscan uasal
A h-uchd naibhreach mar ghealach oidhche,
'Nuair bhios a h-iomall a' gluasad
O duibhre a tuair gu soills'.

Im Sylbenmaſse des Originals so:

Aus dem Gewand hervorblickt
Schwellend ihr Busen, dem Mond der Nacht gleich,
Wann seine Scheibe hervorwallt
Aus düstrer Umhüllung ins Licht.

In *Macphersons* früheren Ausgaben sind die beiden letzten Verse nicht übersetzt. In der Ausgabe der letzten Hand lautet diese Stelle so:

Her white bosom is seen from her robe
As the moon from the clouds of night,
When its edge heaves white on the view,
From the darkness which covers its orb.

„Ihr weiſser Busen blickt hervor aus ihrem Gewand,
„Wie der Mond aus den Wolken der Nacht,
„Wann weiſs sein Rand dem Blicke sich erhebt
„Aus der Dunkelheit, die seine Scheibe deckt."

Daſs das Gleichniſs durch den Zusatz der beiden Verse gewonnen habe, bedarf wohl keines Beweises. Ähnliche Zusätze von ganzen Versen, die das Original hat, finden sich fast in allen Gedichten. So hat z. B. in dieser Ausgabe der 1te Gesang der Temora *acht* Verse mehr als die früheren Ausgaben, der 1te G. von Cath-Loda *fünf* Verse, und so ferner. Aber auch einzelne Verse und Ausdrücke haben in allen Gesängen ohne Ausnahme durch eine sorgfältigere Annäherung an die Urschrift gewonnen, z. B. Fingal 1, V. 598, fr. Ausg.

And Grudar like a sun-beam fell.
„*Und* Grudar fiel wie ein Sonnenstrahl."

letzte Ausgabe, dem Original, das *Thuit na fhuil* lieſt, gemäſser:

Grudar fell in his blood.
„Grudar fiel in seinem Blute."

Fingal 1, 160 hat das Original:

Gu'n gluaiseadh Fionnghall a nall.
„Bis Fingal dem Lande sich naht."

Macph. fr. Ausg.: *Till Fingal comes with battle.*

Bis Fingal kommt mit Schlacht.

— letzte Ausg.: *Till F. shall arrive on our coast.*

„Bis Fingal an unsrer Küste erscheint."

Temora G. 1, V. 141:

Lasuidh gleanna ri boillsge nan speur.
„Thale flammen in Gluten der Luft."

Macph. fr. Ausg. übersetzt hier sehr platt:

The valley gleams with red light.
Das Thal erglänzt von rothem Licht.

Macph. l. Ausg. veredelt, und dem Original näher:

The valley gleams with heaven's flame.
Das Thal erglänzt von der Flamme des Himmels.

Temora G. 1, V. 144:

Ghrad chualas le brigh a ghuth.
Rasch tönte die Stimme voll Kraft.

Macph. fr. Ausg. äuſserst platt: *His words are heard, seine Worte werden gehört;* letzte Ausg. näher dem Orig.: *His words broke forth, seine Worte brachen hervor.* Comala, V. 23 und 24:

Thuit og do graidh, am fear treun;
O hithear tannas an t-sair' sa bheinn.
„Dein trauter junger Held fiel;
„Sieh des Herrlichen Geist auf der Höh."

Fr. Ausg.: *The youth of they love is low,*
And his gost is a l r e a d y on our hills.
„Der Jüngling deiner Liebe fiel,
U n d sein Geist ist b e r e i t s auf unsern Hügeln."

Die letzte Ausgabe lieſt mit Auslassung des schleppenden *and* und *already* den zweyten Vers so:

His gost is on our hills.
Sein Geist ist auf unsern Hügeln.

— V. 30 fr. Ausg.: *blue-rolling eyes;* letzte Ausg.: *blue eyes, blaue Augen,* dem Original gemäſser, das *gorm shuil* lieſt. — V. 57 und 58:

Luidheach ceò is gruaim air Cròna
Luidheach iad air siubhal an righ.
„Lagre dich Nebel und Dunkel auf Crona!
„Lagert euch auf des Königes Pfad!"

Macph. fr. A.: *Roll, thou mist of gloomy Crona,*
Roll on the path of the hunter.
„Rolle, du Nebel des trüben Crona,
„Rolle auf d e s J ä g e r s Pfad."

L. Ausg.: *D w e l l, thou mist of gloomy Crona,*
D w e l l on the p a t h o f t h e k i n g.
W e i l e, d. N. — — w e i l e auf d e s K ö n i g e s P f a d.

— V. 218. fr. A.: — *The wind of the hills, der Wind des Hügels.* Richtiger in der l. Ausg.: *The winds of heaven, die Winde des Himmels,* denn das Original hat *Gavith nan speur, Winde des Himmels.* Doch genug an diesen Beyspielen, die sich zu Hunderten vermehren lieſsen, um zu beweisen, was kein Verständiger je geleugnet hat, oder leugnen wird, Hn. *Schubart* ausgenommen, daſs die Ausgabe der letzten Hand einen weit besseren Text habe, als *M's.* frühere Ausgaben.

So gern nun auch Rec. aus voller Überzeugung dieser Ausgabe der macphersonschen Übersetzung, gegen Hn. *Sch's.* Ausspruch, den Vorzug einräumt: so kann er doch das S. VI und VIII *Blair* und Anderen nachgesprochene Urtheil über *M's.* Übersetzung nicht unterschreiben, daſs *M.* „treu und mit Geist übersetzt, daſs er nicht selten sogar die poetischen Cadenzen seines Originals beybehalten, und in seine gemessene Sprache einen Schwung, ein Colorit und eine Abwechselung zu bringen gewuſst habe, die vor jeder Versart den Vorzug verdiene, und daſs er, wie *Blair* sagt (der, so wie die meisten, die über Ossian schreiben, kein Gaelisch verstand, folglich kein gültiger

Richter über die Treue und den Werth einer Übersetzung seyn konnte), mit einer *Anschmiegung* (!!!) mitten im Affect dollmetschte, dass man wohl merke, ihm selbst sey kein geringes Mass von dem alten Geiste zugefallen, den er beschwöre." Die flüchtigste Vergleichung des Originals mit der Übersetzung beweist gerade das Gegentheil, wie *Ross* im 1 B. des gaelischen Ossian S. 150 u. f. und *Ahlwardt* in der Probe einer Übers. gezeigt haben, und Rec. in der Recension des gaelischen Originals noch mit Mehrerem zeigen wird. Mag immerhin *M's.* cadencirte Übersetzung, die in mancher Rücksicht mit der Psalmenübersetzung in der englischen Bibel grosse Ähnlichkeit hat, Manchem recht gut ins Ohr tönen: so kann doch für einen Dichter wie Ossian, von dem der Gaele *J. Macdonald*, der Verfasser der Reise durch Schottland, Leipzig 1808, in seinen im Jahr 1796 an *Herder* geschriebenen Briefen, die Hr. Hofr. *Böttiger* dem Rec. in der Handschrift mitgetheilt hat, mit Recht sagt: *His versification always accords with the subject*, aus der gänzlichen Auflösung einer bestimmten Form in den Wechselbalg der sogenannten poetischen Prose, oder *tollgewordenen Prose*, wie ein Rec. sie neulich nannte, kein Gewinn hervorgehen. Über die gerühmte Treue und den Wohlklang der Übersetzung heisst es in diesen Briefen: *Macph. has spoilt passages by attempting to refine, or if you please to desile them so as to tickle a London ear.*

Richtiger als manche andere Äusserung des Übersetzers möchte wohl die seyn, S. IX, dass *Macph.* manches (einzelne Wort) an diesen Gedichten geändert, und sich Freyheiten in der Zusammenstellung und Anordnung herausgenommen habe. Hiemit stimmt auch *Macdonald* in den Briefen an *Herder* überein: „*I do not think that Ossian ever once took it in his head to write an Epic poem, or any regular continued narration of any specific historical facts. He sung detached military expeditions, or battles, or events of importance which had no particular connection with each other. — — — — I have no doubt but Mr. Macpherson has formed the* c o n n e c t i o n s *of his great pieces of Fingal and Temora, from traditions; indeed I had myself a pretty good idea of the Poem of Fingal before ever I saw his work, by means of the traditions and descriptions which I had been accustomed to hear. — To say the truth, I wish Mr. Macpherson hat* n o t *given them in that form, for it is not the natural dress of Ossian.*"

Da der gaelische Ossian nach der Abschrift, die *Macph.* zum Druck vollendet, und wonach er die Ausgabe von 1773 revidirt hatte, abgedruckt ist: so verschwindet, was S. X u. f. über verschiedene Lesarten, abweichende Handschriften, unverdorbene Manuscripte gesagt wird, und *dass M. auf jeden Fall andere Papiere und andere Rhapsoden (?) vor sich hatte, als Macfarlan*, u. d. m., von selbst in Dunst. Reinere und ächtere Poesie als *M.* hat *Macfarlan* geliefert, auch mit mehr Einfalt, Kraft, Treue und Anschmiegung an das Original übersetzt. Diess kann Rec. Hn. *Sch.* versichern. Aber diese Übersetzung, so wie der von *Voss* ins Lateinische übersetzte Hymnus an Ceres, lässt sich nicht lesen wie ein Roman. Er ist zu einem fortlaufenden Commentar für den bestimmt, der das Gaelische studiren, und den Dichter in der Grundsprache recht geniessen will. Für den grossen Haufen der Lesewelt wird die hochländische Übersetzung durch eine englische Übersetzung sorgen, die sich soviel, als die poetische Sprache im Englischen erlaubt, an das Original anschmiegen soll. Eine kleine Probe mag hier Platz finden aus dem ersten Gesange des Fingal V. 277:

Daughter of blue-shielded Cormac,
Thou hast cut off my youth from renown;
Cold is the sword, delight of heroes,
It is cold in my breast, O Morna.
Give me to Moina the maid;
(I am her dream in the darkness of night;)
To raise my tomb among the host;
The hunter will see the brightness of my fame.
But draw the sword from my side,
O Morna! the blade is cold.
Tearful and slow she came,
To draw the sword from his side.
He pierc'd the fair breast of the maid.
She fell; her locks were spread on the ground;
The blood ran purling down;
It was red on her arm of snow.

Ob diese Übersetzung jetzt schon ganz vollendet und gedruckt sey, kann Rec. nicht bestimmen, da aller Verkehr mit England gesperrt ist. Nach der Probe im 1ten B. des gaelischen Ossians zu urtheilen, werden die *wahren Fühler der Poesie*, wie Hr. *Sch.* sie nennt, keinen Augenblick Bedenken tragen, sie der *macpherson*schen vorzuziehen. Wer indess eine Modernisirung des Homer *à la Pope* für eine genialischere Behandlung des ionischen Barden hält, als die *Vossische* Übersetzung, der mag immerhin *Macphersons* Dollmetschung, und den Dollmetschungen dieser Dollmetschung den Vorzug geben, sich jedoch zugleich bescheiden, dass er, um über Ossians Geist und Werth richtig zu urtheilen, keine Stimme habe.

Es lag in der Natur der Sache, dass die Erscheinung des gaelischen Originals der ossianschen Gedichte eine Vergleichung und Prüfung der *macpherson*schen Übersetzung nach sich ziehen musste. Ein geborner Gaele (*Ross*), der seine Muttersprache in ihrem ganzen Umfange studirt hatte, brachte den Fingal auf die Capelle, und ein Deutscher (*Ahlwardt*) einen Gesang der Temora. Beider Urtheil entschied gänzlich gegen *Macpherson*. Unter diesen Umständen die verbildete, und mit Grund hart getadelte Übersetzung noch einmal zu übersetzen, war gewiss die unnützeste überflüssigste Arbeit von der Welt. Dem Ueberseizer selbst scheint diess eingeleuchtet zu haben, denn ihm wandelt S. XII so etwas von einer heilsamen Unruhe an; aber was war zu thun? Die Ueberseizung war einmal fertig; der Ehrensold konnte nicht aufgeopfert werden; ein Deckmantel, unter dem man das Kind in die Welt setzte, musste aufgesucht werden. Wer suchet, der findet. „Das *Original* (der gaelische Ossian) *behält* (s. S. XII) natürlich immer den Vorzug vor der Copie: zuerst aber

muss man wissen, ob man das bessere Original vor sich habe, Und sodann, ob die Nachbildung desselben an ächtem poetischem Werthe die bisherige, durch den Beyfall einer ganzen lesenden Welt längst sanctionirte Version übertreffe. Sind wir erst von der Ächtheit und Lauterkeit der neuen Urschrift überzeugt, und hat man uns die nöthigen Hülfsmittel an die Hand gegeben, *um der gaelischen Sprache beyzukommen:* dann versteht es sich, dass wir den Ossian, wie unsern Homer, so lange aus der Ursprache dollmetschen, bis ein glücklicher Wurf alle weiteren Versuche überflüssig gemacht haben wird.— Bis zur Entscheidung dieser wichtigen Fragen, halten wir uns an *Macpherson* (das heisst, — an *Schubarts* Übersetzung), und sind zufrieden, wenn wir *ihn* zu erreichen vermögen" (welches die *schubart*sche Uebersetzung gethan zu haben, hiemit in aller Bescheidenheit andeutet).

Rec. verliert hierüber kein Wort. Sollte es dem Übersetzer jedoch einst wirklich Ernst seyn, *der gaelischen Sprache beyzukommen:* so will Rec. ihm die nöthigen Hülfsmittel zu diesem löblichen Unternehmen nicht verheimlichen. Diese sind ausser den Wörterbüchern von *O Brien* (Paris 1768, 4.) und *Shaw*, nebst den Erklärungen schwerer und seltener Wörter, die dem 1 B. der gaelischen Bibel, und der *Collection of the works of the Highland Bards* (Edinburg 1804) angehängt sind, *Stewart's* gaelische Sprachlehre. Als Lesebuch für Anfänger ist die gaelische Bibelübersetzung, die allgemein als Muster des Stils anerkannt ist, das beste. Hiemit kann man nachher die versificirte Uebersetzung der Psalmen verbinden, und dann zum Lesen des Ossian, der Sean Dann und der angeführten Collection übergehen. Viele Stellen indess werden einem in diesen letzteren Büchern unverständlich bleiben, wenn man eines guten mündlichen Unterrichts entbehren muss.

Die Grundsätze, die Hr. *Sch.*, dem „geistreichen (?) englischen Dollmetscher an Fülle, Ründung, Gedrängtheit und Poesie der Sprache (— auch an Nonsense ? —) wenigstens nahe zu kommen" strebend, bey der Übersetzung befolgte, werden S. XLIX entwickelt, nicht ohne einige verächtliche Seitenblicke auf eine gewisse Übersetzerclasse von der strictem Observanz zu werfen, die „in den mühsam gedrechselten Sylbenmassen ihres Originals umher tanzen, und doch keinen Strahl von dem Geiste desselben wiedergeben, und daher (— vielleicht eine natürliche Folge des Tanzes in mühsam gedrechselten Sylbenmassen —) zum Verstehen des Autors brauchbar sind, aber ungeniessbar als für sich bestehendes Kunstwerk." Die Übersetzer in Frankreich und England, *Amyot*, *Dacier*, *Delisle*, *Pope*, *Macpherson* u. s. w. sind klüger. „Das Übertragen der Worte und des Sinns (?) ist nach S. XLIX eine blosse Schulübung, womit sie sich mit Hn. *Schubart* entbinden, und daher lesen und geniessen sich auch ihre Übersetzungen vollkommen wie Originale, und haben mit dieser Freyheit in der Bewegung, und diesem heimischen Klange durch Treue (?), Wahrheit und genaue Beobachtung der Manier zu verbinden gewusst." (Über *Pope's* Treue und Wahrheit räth Rec. *Wakefield's* Ausgabe der popischen Übersetzung nachzulesen.) Diesen trefflichen Vorbildern nachringend, und — kann Rec. versichern, — sie auch „an Sorglosigkeit in Übertragung der Worte und des Sinns erreichend oder vielmehr übertreffend," giebt uns der Übersetzer nicht undeutliche Winke S. XLIX u. f., was wir von seiner geistreichen Nachbildung zu erwarten haben. — Wortklaubende Übersetzer, — (besonders die einer gewissen Schule, —) in dem Wahn, dass auch der Sinn des Dichters zu übertragen sey, dass ein Schiff, welches im Original mit dem Ostwinde segelt, in der Übersetzung nicht mit dem Westwinde steuern müsse, und dass man die Tannen und Föhren des kalten Nordlands nicht nach Willkühr in Pinien der wärmeren, südlichen Gegenden umschaffen könne, geben uns S. LI „Todtengerippe statt lebender Körper, blosse Umrisse und Grundtheile, todte Formen, ohne jene warme Carnation, ohne jenen lebendigen Farbenwechsel, und ohne jenen Lebensgeist, der uns an dem Original bezaubert." Wie ganz anders unser Übersetzer! Unbekümmert um Worte und Sinn, die armseligen Schulübungen der Sylbenstecher verschmähend, hier einzelne Wörter, und wenn der hohe Kunstsinn es zur Haltung des Gemäldes nöthig findet, ganze Verse wegschneidend, dort Wörter und Wendungen ändernd, und — *quantum satis* — von dem Eigenen hinzufügend, (und so gleich jenem Kenner im *Vicar of Wakefield* die Tinten verbessernd,) will uns der Übersetzer „den Geist und Charakter, das Colorit und die eigenthümliche Manier der grossen Dichters dergestalt übertragen, dass wir seine Übersetzung wie ein heimisches Original lesen, und uns bey ihrem Genusse von demselben Genusse durchdrungen fühlen sollen, welchen das Original auf uns gemacht hat."

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.)

NEUE AUFLAGEN.

Marburg, in der neuen akademischen Buchhandlung: *Unterricht für die Hebammen, Schwangeren und Wöchnerinnen auf dem Lande*, von D. *Moritz Gerh. Thilenius*, weil. herzoglich nassauischen Geheimenrathe und Leibarzt. Dritte veränderte und vermehrte Auflage. 1810. XII u. 30 S. 8. (10 Gr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 28 DECEMBER, 1810.

SCHÖNE KÜNSTE.

Fortsetzung der Recension

von

Jung's, Schubart's und der tübingischen Uebersetzung der Gedichte Ossians.

Bey einem Schriftsteller, der so, im Bewusstseyn seines hohen Werthes, mit sicherem Schritt der Unsterblichkeit entgegenwandelt, verstummt die Kritik, und sucht, mit immer steigender Bewunderung, die Grundgesetze des Schönen in dem Kunstwerk selbst aufzuspüren, nach welchen der schöpferische Geist des Nachbildners sein Meisterstück vollendete. Diese, soviel Rec. sie hat ergründen können, sind etwa folgende: 1) kühne Entfernung vom Wortsinn; auch wohl vom Sinn überhaupt, eine Tugend, welche die landübliche Kritik, über die ein ächter Kunstjünger erhaben ist, mit dem Namen Unkunde der Sprache und Unsinn zu stempeln sich bisher erfrechte, z. B. in dem erhabenen Schlachtgemälde Fingal 3, 369, u. f.:

Mar cheud gaoth an daraig mhòirbheinn,
Mar cheud sruth o thòrr nan aonach
Mar neoil a' curradh gu dubhlaidh,
Mar chuan mòr air tràigh a', taomadh,
Cho leathan, beucach, dorcha, borb,
Thachair laoich fo cholg air Léna.
Bha gairm an t - sluaigh air cruaich nam beann,
Mar thorrunn an oidhch nan sian,
'Nuair a bhriseas nial Chona nan gleann,
'S mile taibh's a' sgreadadh gu dian
Air gaoith shaoin shiar nan carn.

Diess heisst nach einer Übersetzung im Sylbenmasse des Originals:

Wie der Winde hundert im Bergwald,
Wie der Ströme hundert von Felshöhn,
Wie über dem Moor des Gewölks Nacht,
Wie am Strande die Brandung des Weltmeers:
So weit, so brüllend, düster, grass,
Trafen im Grimm sich die Helden auf Lena.
Am Hang der Berge tos't das Heer
Wie Donner in stürmischer Graunnacht,
Wann auf Cona ein Wolkenbruch stürzt,
Und der Schemen tausend heulen
Im hohlen Wirbelwind der Carn.

Bey Macpherson heisst diess so:

As a hundred winds on Morven;
As the streams of a hundred hills;
As clouds fly successive over heaven;
As the dark ocean assaults the shore of the desert:
So roaring, so vast, so terrible
The armies mixed on Lena's echoing heath.
The groan of the people spread over the hills:
It was like the thunder of night,
When the cloud bursts on Cona,
And a thousand ghosts shriek at once
On the hollow wind.

Nach einer wörtlichen Übersetzung:

Wie hundert Winde auf Morven;
Wie die Ströme von hundert Hügeln;
Wie Gewölk *auf Gewölk* über den Himmel fliegt;
Wie düster das Weltmeer den Strand *der Wüste* bestürmt:
So brüllend, so ausgebreitet, so furchtbar
Mischten sich die Heere auf Lena's *hallender Ebne.*
Das dumpfe Tosen des Heers verbreitet sich über die Hügel;
Es glich dem Donner der Nacht,
Wenn ein Gewölk auf Cona zerreisst,
Und tausend Geister auf einmal
Im hohlen Winde winseln.

Bis auf die mit Cursiv gedruckten Zusätze hat *Macpherson* diese Stelle recht gut nach seiner Art übersetzt. *The shore of the desert*, ist ein Prunkausdruck für *wüster*, oder *Strand*, welches ihm zu gemein ist. — V. 375 ist *gairm*, welches *Laut*, *Ton*, überhaupt, dann auch *Ruf*, *Geschrey*, *Geheul* bedeutet, auch Cathloda 1,6 von *Macpherson* durch *roar*, und an einer andern Stelle durch *voice* ausgedrückt ist, etwas verstärkt durch *groan* übersetzt; aber nicht in der Bedeutung *Geächz*, wie unsere unwissenden Übersetzer es nehmen, sondern in der, worin es bey *Shakspeare* im Lear vorkommt, wo *Johnson* es richtig durch *hoarse dead sound* „*rauher*, *dumpfer Ton*" erklärt.

Ossian, wie Homer, um den schrecklichen Moment des Zusammentreffens der Heere und des Kriegsgeschreys zu schildern, wählt die furchtbarsten Bilder in der Natur, häuft Vergleichung auf Vergleichung, und man sollte glauben, dass kein Nachbildner einen einzigen Zug des grossen Gemäldes ändern könnte, ohne es zu verderben. Thörichter Wahn! Hr. *Sch.* versteht das grosse Geheimniss, die Tinten zu verbessern, und die Heroen unserer Übersetzer sind gegen diesen Geweihten der Kunst nur armselige Stümper. Man höre die Übersetzung, die Rec. nach den Versen des Originals abtheilen will:

Wie hundert Winde auf Morven;
Wie Ströme von hundert Bergen;
Wie *sturmgejagte Donnergewölke*;
Wie der *Andrang des nächtlichen* Oceans gegen das Ufer der Wüste:

So heulend, so unabsehbar und schrecklich,
Mischten sich die Heere auf Lena's wiederhallender Ebne; –
Das Geächz des Sterbenden steigt zu den Hügeln empor:
Es gleicht *den Donnern* der Nacht,
Wenn eine *Wetterwolke* auf Cona *zerberstet*,
Und tausend Geister *mit eins*
Den hohlen Wind *durchheulen*.

Im Original beginnt das eigentliche Treffen erst V. 380, folglich auch das Gewürge *nicht früher*, und das Geächz der Sterbenden malt Ossian *erst V.* 404 u. f. mit einigen wenigen Pinselstrichen. Nach Hn. *Schubarts* Übersetzung: „Wer kann die Todten des Volks alle nennen, wer die Thaten der Helden erzählen, als Fingals lodernder Grimm die Söhne Lochlins verzehrte? Geächz auf Geächz schweift von Hügel zu Hügel, bis Nacht die Kämpfer bedeckte." Was kümmert sich aber ein genievoller Nachbildner um die Anordnung des Gemäldes, das er durch seine Nachzeichnung wieder zum Original erheben will? Aus dem Vorgrund macht er den Hintergrund, aus dem Hügel ein Gebirg, trägt die prachtvollesten, blendendsten Farben dick mit dem Quast auf, und erzwingt sich so den Beyfall und die Bewunderung der *ächten Fühler und Kenner*! — Carth. V. 242 befiehlt Fingal seinen Kriegern, sich zur Schlacht zu rüsten, und sagt:

Gach làmh air sleagh, a's glaine crann
Den glatten Speer fass' jede Hand.

Ganz wörtlich: *Jede Hand sey am Speer, dessen Schaft äusserst glatt.* *Macpherson* übersetzt: *Let each assume his heavy spear.* Wörtlich: *Lasst jeden seinen schweren Speer* (Schlachtspeer) *ergreifen.* Hr. *Schubart*, dem der Wortsinn ein Greuel ist, veredelt diess so: *Jeder ergreife seinen k n o t i g e n Speer: Knotenstock, knotiger Stock*, wird in dem rabenhorstischen Handwörterbuch d. d. Sprache erklärt, *ein Stock mit vielen Knoten, ein mit Knoten versehener Stock!!* — Carthon V. 305 wird der Barde Ullin von Fingal an Carthon abgesandt, um ihn zum Mahl einzuladen. Der Landessitte gemäss wirft er vor Carthon seinen Speer zur Erde, und beginnt dann die Einladung:

Thilg e sleagh fada air frith,
Roi Chartonn le sith shial,
Is e a' togail an shuinn gu mall.

Er warf den Speer auf die Haide
Vor Carthonn, mit gastlichem Frieden,
Hob dann langsam an den Gesang.

Macph. übersetzt, mit Auslassung des „*le sith shial*" ganz richtig durch: *He threw down the spear before him, and raised the song of peace.* Er warf den Speer vor Carthon hin, und erhob den Friedensgesang. Hr. *Schubart*: „*Er senkte den Speer vor ihm erdwärts*, und hub an den Spruch des Friedens". Das plumpe Hinwerfen des Speers ist eine Unartigkeit, die ein Uebersetzer *à la Française* nicht hingehen lassen kann. Des guten Wohlstandes wegen läſst er also Ullin den Speer ehrerbietig erdwärts senken, etwa wie bey einer Wachparade ein wohlgezogener Unterofficier mit dem Kurzgewehr salutirt. So gemodelt muss Ossian nothwendig *den Unstudirten* (s. S. LIII) *der Jungfrau beym Rahmen, und der Hausfrau an der Arbeit* gefallen. In der Apostrophe an die Sonne heisst es:

Traighidh a's lionaidh an Cuan:
Es ebbet und fluthet das Meer:

Macphers. hat diess recht gut übersetzt: *The ocean shrinks and grows again:* Wörtlich: „Der Ocean zieht sich zurück (ebbet), und wächst wieder (fluthet)." Wie armselig ist diess gegen Hn. *Schubart's* classische Uebersetzung, welche die Ideenfolge umkehrt: „Der Ocean schwillt und *schrumpft wieder zusammen.*" *Zusammenschrumpfen* erklären die deutschen Wörterbücher durch *zusammentrocknen*, z. B. vom Backobst und dergleichen Dingen. Wie überaus glücklich ist hier eins der gemeinsten Wörter durch eine *schlaue Verbindung*, wie Horaz es nennt, geadelt! Und welch ein Bild! Welch eine Kühnheit des Gedankens, sich den hochgeschwollenen Ocean zusammengeschrumpft wie einen Bratapfel zu denken! Nicht minder trefflich ist, in der Apostrophe an die Sonne, die Stelle: Aber du bist vielleicht, wie ich, nur für eine Zeit, und deine Jahre werden ein Ende haben!" Du wirst schlafen in deinen Wolken, unbekümmert um die Stimme des Morgens, — in lauter Fragen aufgelöst: „Aber bist du vielleicht nur *für eine Weile* wie Ossian, und deine Jahre nehmen ein Ende? Wirst du einst schlafen in deiner *Wolkengruft*, achtlos auf die Stimme des Morgens?" — Diess erinnert an einen Schauspieler, der in einem Lustspiel die Worte: *Ja! ja! Da würde ich schön ankommen!* — in eine Frage verwandelte und sie zur grossen Erbauung des Publicums so declamirte: *Ja! ja! Da würd' ich schön ankommen?* — Temora I, V. 39 heisst es von dem Helden Foldath:

Sheas Foldath mar charraig an sruth,
Geileadh so chobhar a dubh chruth.
Er stand wie ein Felsen im Strom,
Welcher die Schwärze in Schaum hüllt.

Macpherson übersetzt, mit Auslassung des „*an sruth*", wofür er nach seiner Art verschönernd *oozy* (schleimig, schlammig) setzt, ganz richtig: *Foldath stands like an oozy rock, that covers its dank sides with foam*: „Foldath steht wie ein schlammiger Fels, der seine schwarzen Seiten mit Schaum bedeckt." Wie platt ist diess gegen Hn. *Sch's* Übersetzung: „Foldath steht wie ein *mohriger* Fels, der seine *grauen* Seiten mit *Meerschaum* bedeckt." Um dem Urtheile der Leser nicht vorzugreifen, will Rec. nicht entscheiden, ob *mohrig*, ein kühngeprägtes Beywort von *Mohr*, ein Neger, also so viel als *mohrenartig*, *schwarz*, seyn soll, oder ob man es von *Moor*, „*sumpfiges, morastiges Land von schwarzem Boden*," ableiten müsse. Auf jeden Fall ist ein *mohriger* oder *mooriger* Fels in *einem Fluss*, der *graue* Seiten hat und mit *Meerschaum* bedeckt ist, eine grosse Schönheit, wie die *ächten Fühler* der Poesie von selbst einsehen werden. — Temora I, 15 heisst es von Cairbre, der den jungen König Cormac ermordet hat, und von Gewissensangst gefoltert wird:

Thilg Coirbre a shleagh tri chuairt,
Tri chuairt chuir e'n fheusaig of làimh.
Chas e gu tric o ard cheum;
Chrath e ruighe nam beud gu h-ard.

Er schleudert den Speer dreymal,
Dreymal fasst er den Bart mit der Hand,
Hemmt die gewaltigen Schritt' oft,
Schwingt die Arme des Frevels empor.

Macph. übersetzt: *Cairbar thrice threw his spear on earth; and thrice he stroked his beard. His steps are short: he often stops: tosses his sinewy arms.* Wörtlich: „*Cairbar* warf dreymal seinen Speer zur Erde, und dreymal strich er den Bart. Seine Schritte sind kurz; oft steht er still, und schwingt empor die nervigen Arme." Nach *Denis*:

— — — — — — Dreymal
Warf er die Lanze von sich und fassete dreymal den Bart an.
Ging und stand, ging wieder und stand, und bewegte gewaltsam
Seine sennigen Arme. — — —

Macph. hat hier Manches verschlimmbessert. Bey Ossian geht Cairbre mit grosen Schritten auf und nieder, und steht dann plötzlich wieder still; bey *Macpherson* sind seine Schritte kurz. Das dem Dichter geliehene Beywort *sinewy, nervig*, passt für Cairbre's Arme gar nicht, von dem V. 664 sein eigener Bruder sagt: *Thou feeble hand in war*, *Du Schwacher im Streit*; nach Hn. *Sch's.* Übersetzung. Auch im Original heisst es:

Thusa, 's laige làmh an comhstri.

Du, dess Hand sehr schwach im Kampf ist.

Doch was *Macph.* verdarb, hat Hr. *Sch.* wieder gut gemacht, und diess reichlich: „Dreymal warf Cairbar den Speer zur Erde, und drey Mal *rauft* er seinen Bart. Seine Schritte sind *unstät*, oftmals steht er stille, und *verschränkt* seine nervigen Arme." Wie malerisch ist das Raufen des Barts, und das Verschränken der Arme, wobey Cairbre wahrscheinlich, wie einer unserer berühmten Theaterhelden, den Leib hinten überbog, und den rechten Fuss vorwärts streckte! Nur auf diesem Wege geht die warme Carnation, und der Lebensgeist, der uns am Original bezaubert, verschönet in die Übersetzung hinüber! — Fingal 1, V. 61 nach dem Original:

Es war sein Gedank' an Cairbre,
Der, ein Held, ihm fiel im Schwertkampf.

Macph: *He thought of mighty Carbar, a hero whom he slew in war*, oder wie es in der Ausgabe der letzten Hand heisst: *A hero slain by the chief in war.* Wörtlich: „Er gedachte des mächtigen Carbar, eines Helden, den er im Kriege *erschlug.* — Hr. *Sch.* übersetzt das letzte Komma: Den er im Felde *schlug.* Freylich erklärt *Johnson to slay* durch *to kill*, *to butcher*, *to put to death*; aber was braucht ein Uebersetzer sich an den Wortsinn zu kehren? Das Todtschlagen ist eine böse Sache. Hätte Napoleon die Österreicher bey Regensburg alle todt geschlagen: so konnte er sie bey Wagram nicht noch einmal schlagen. Hr. *Sch.* hat daher sehr wohl gethan, den im Original *erschlagenen* Carbar bloss im *Felde zu schlagen*, und ihn noch eine Zeitlang leben zu lassen. — Fingal 1, V. 93 nach dem Gaelischen:

Es zitterte Cromleac's Gebirg.

Bey *Macphers.*: *Rocking Cromla echoes round.* — *Rocking* ist das Particip von *to rock*, welches *Johnson* erklärt: *to shake*, *to move backward and forward.* Wörtlich also: „Der zitternde Cromla wiederhallte umher. *Stollberg*: *Es erbebt in dem Wiederhall das hohe Cromla.* — Hr. *Sch.* (und schon vor ihm Hr. *Rhode*) weiss diess besser. *Rock*, wie Keiner leugnet, heisst ein Felsen, und *rocky* felsig. Heisst nun diess letzte *felsig*, warum sollte *rocking* denn nicht auch *felsig* heissen? *Rhode* übersetzt daher: *Der felsige Kromla wiederhallt umher*, und Hr. *Sch.* giebt die Stelle so: *Graue Hunde* heulen dazwischen. Unstät ergeusst sich *ihr* Schlachtlied (*the song of battle*), und der felsige Cromla hallt rund um *von ihrem Getös.*" — Das dem Dichter geliehene *ihr* bey Schlachtlied, wie nicht minder der Zusatz *von ihrem Getös*, ist freylich sehr schön; aber der ungeübte Leser könnte leicht verleitet werden, *ihr Schlachtlied*, auf die kurz vorher erwähnten *grauen Hunde*, in der Sprache der Menschen *Windhunde* genannt, zu ziehen, wodurch ein etwas komischer Sinn entstehen würde. Kund und zu wissen sey demnach, dass alle die *Ihr* sich auf das zwey Puncte vorher stehende Wort *Schaaren* beziehe. — Fingal 1, V. 154 sagt der bescheidene Connal bey *Macpherson*: *I was swift with my friends in battle, but small is the fame of Connal.* *Rhode* übersetzt sehr wörtlich: „Schnell war ich mit meinen Freunden zum Kampf, *jedoch* — *klein* ist Connals Ruhm." Hr. *Sch.* mit dem ihm gewöhnlichen Schwung giebt diess: „Rasch *stürmt* ich mit meinen Genossen *voran* in die Schlacht: *nicht klein* ist mein Ruhm." — So spricht sich die ächte Bescheidenheit aus! Beyläufig können sich die Fabricanten der englisch-deutschen Handwörterbücher an Hn. *Sch's.* Autorität merken, dass *small* auch die Bedeutung von „*nicht klein*" habe, wie denn überhaupt für diese Herren viel aus dieser Übersetzung zu lernen ist, z. B. Fing. 1, 152. *The valiant overcome*, die Tapfern siegten; bey Hn. *Sch.*: *Die Starken erlagen.* — *Overcome* heisst also auch, besiegt werden, *erliegen*! — Fing. 4, 80. *unmatched*, tadellos, Fing. 1, 214. *Stream*, ein *Bachstrom*. Nach dieser Analogie könnte man *Hill* sehr schön durch *Hügelberg* übersetzen. — Fing. 1, 68 *From*, herab. *Cairbar from thy red tree of Cromla!* „Komm *herab*, Cairbar, von Cromlas röthlichen Bäumen." Wahrscheinlich sass der Held auf diesen Bäumen, und da war es gut, dass Hr. *Sch.* ihm zurief, herabzukommen. Im *Gaelischen* wird dem Cairbar bloss zugerufen, *herzukommen vom hallenden Cromleac.* — Fing. 1, 173: *Whitebosomed*, weissbusig, bey Hn. *Sch.* *hochbrüstig.* — Fing. 1, 354. *Yew*, *Eibe*, bey Hn. *Sch.* *Ebenholz.* *Of polished yew is its beam*; von glänzendem *Ebenholz* ist die Deichsel. Wahrscheinlich wuchs

damals das Ebenholz in Irland und Schottland wild, und war so gemein, dass man Wagendeichseln daraus verfertigte. — Fing. 1. 502: *Early*, frühe, bey Hn. *Sch. bräunlich; The early sort of the chace*, die *bräunliche* Beute der Jagd. — F. 4, 17: *Dark - brown*, dunkelbraun, bey Hn. *Sch. Lieblichwallend*; *dark - brown hair*, lieblich wallende Locken. — Temora 1, 389: *Hind*; Hirschkub, bey Hn. *Sch. Hündin; He shall not pursue the dark - brown hinds*, er wird nicht mehr die braune *Hündin* verfolgen. Eben so Fing. 1, 62. — Temora 1, 710: *Whistle*, pfeiffen, bey Hn. *Sch. seufzen. He whistling, strides along*, er schreitet *seufzend* hinweg. Es liessen sich noch Dutzende von Wörtern hersetzen, denen der Übersetzer mit preiswürdiger Kühnheit eine ganz andere Bedeutung gegeben hat, als sie bisher hatten; es mag aber an diesen Pröbchen genug seyn.

Eins der grössten Vorzüge dieser Übersetzung ist 2) *die Erhöhung und das Hinaufschrauben des Ausdrucks*, und, um gehörig Schatten in das Gemälde zu bringen, *das Hinabplumpen in die Tiefe*, oder eine äusserst *glückliche Mischung des Pathos und des Bathos*, wie *Swift* es nennt. Längst waren wir es zwar an den Uebersetzern Ossians gewohnt, dass sie den von *Macpherson* schon erhöhten Ausdruck noch mehr steigerten, aus Wasser *Fluten*, aus Hügel *Berge*, aus Lüfte *Winde* und Windstösse, aus Winde *Stürme*, *Wetterstürme* machten, und besonders den schlichten Haaren gram waren, und sie trotz dem besten Haarkräusler, in lauter *lieblich wallende*, *bräunliche*, *und zierliche Locken* verwandelten, ja sogar der Sonne, wie *Rhode*, *lockige Strahlen* gaben; aber Hr. *Sch.* ragt in Rücksicht der grossen Kunst, die *warme Carnation* noch glühender, den Wortprunk noch prunkvoller zu machen, so weit über alle seine Vorgänger hervor, als, um Grosses mit Kleinem zu vergleichen, der Mond über die kleineren Sterne. *Die Lichter*, Carthon V. 47, (— in der Wirklichkeit nichts mehr und nichts weniger als — *gespaltener Kien*, und auf eine sehr einfache Art bearbeitete *Baumwurzeln*, die noch jetzt in den höheren und ärmeren Gegenden Schottlands die Stelle der Talglichter bey dem gemeinen Manne vertreten, siehe *Ross* Anmerk. zu Fing. B. 1, S. CLX —), denen *Macpherson* den Zusatz, „*der Fremde*" gab, und sie albern genug in *Wachslichter* verwandelte, werden bey Hn. *Sch.* zu *Fackeln vom Lande der Fremden*; das umher verbreitete Mahl, *the feast spred around*, wird zu einem *Siegesfest*, *das durch die Hallen jubelt*; die blauen Wellen, die *Macph.* zur dunkelblauen See (*dugak - blue sea*) erhöhete, werden zur *schwarzblauen Tiefe*; — aus Furcht, *fear*, Carthon V. 256, wird *Entsetzen*; aus Mauern, *walls*, eine Burg, aus *sad*, traurig, *todtverkündend*; aus umgestürzten Bäumen (*overturned*) *zerstampfte Wälder*, und der Stolz, der in seiner ganzen Stärke sich erhebt, *the arising streagth of pride*, wird zu einer *ausbrechenden Flamme der Wuth* Aus diesem vollen Magazine der erhabensten Erhabenheit erhalten wir im ersten Buche des Fingals einen *blätterrauschenden* Baum; einen Schild, *des Mondes Aufgang*, *a shield, like the rising moon*; *taumelnde* Felsen, *falling roiks*; *einen donnernden Schlachtschild*, *sounding shield*; *goldbestrahlten* Nebel, *golden wist*, *Nebeldüfte*; eine *wogenwimmelnde* See, *the echoing main*; einen *geisterbeladenen* Orkan, wogegen das demüthige Original:

> Und hinter ihm liegen die Tapfern,
> Wie Bäum' auf Cromla der Ströme,
> Fährt über die Heiden *ein Windstoss*
> *Mit mächtigen Schemen der Nacht*,

eine sehr armselige Figur spielt. Ferner erhalten wir aus dieser nie versiegenden Quelle des Schönen — *waffenscheue* Feiglinge (*feeble in arms*) — *Wirbelstürme* (*whirlwinds*) — *Scharenstürmer* (*chief of mighty men*), den *Donnersturz* eines Stroms (*the dreadful course of a stream*), *Sturmluft* (*wind*) — *Wirbel* (*blast*) — *Donnerton* (*sound*) — *sanftes Donnergemurmel* (*thunder of heaven*), und dergleichen Herrlichkeiten mehr; was dunkel (*dark*) ist, wird *donnernd*, ein unruhiger See, *troubled lake*, ein *dumpf tosender* See; der unruhige Ocean, *troubled ocean*, ein *rühriges Meer*, das schnaubende Ross, *snorting horse*, ein sich *schnaubend bäumendes Ross*, ein Feind, *foe*, *ein Verruchter*; wiederhallende Hügel und Felsen werden *Berge mit ihren Klüften*, *die dumpf antworten*; ein furchtbarer Held, *dreadful hero*, wird ein *schreckliches Herz*; *Fäuste zücken am Schwertgriff* (*hands are on their swords*), *Sterne durchzücken die Wildniss* (*shoot across the desert*); Gedanken an Frieden, *thought of peace*, werden zum *Frieden*, *der uns umsäuselt* — zerspaltene Helme, *cleft helmets*, werden *zerschmettert berstende Helme*; erhebe deine Stimme, *raise thy voice*, wird veredelt, *ergeuss deine Stimme.* Fingal, in dem bescheidenen Original, Fing. 1, 660: „Der Erst' in den Schlachten des Thals", *strahlt*, bey *Macpherson*, *wie die Sonne aufs Gefild*, *beams like the sun on our fields*, *durchlodert*, bey Hn. *Sch.*, *gleich der Sonne die Felder*, und ein paar sentimentale Eiben, Fing. 1, 619 aus *Macphersons* Fabrik, die unten dem Grabe entwachsen, und nachher *wish to meet on high*, *umschlingen*, bey Hn. *Sch.*, *sich liebend mit ihren Zweigen.*

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

Druckfehleranzeige.

In No. 249. S. 186. Z. 7 von unten statt V lies *V.* S. 187. Z. 20 von oben muss *nach Zahl* die Ziffer 5 hinzugefügt werden. S. 191. Z. 15 von unten statt 5 × 3 lies 5 × 8.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 31. DECEMBER, 1810.

SCHÖNE KÜNSTE.

Beschluss der Recension

der

Jung's, Schubart's und der tübingischen Übersetzung

der Gedichte Ossians.

Der Schönheiten dieser Art giebt es in der *schubartschen* Übersetzung eine so ungeheure Menge, dass Rec. noch mehrere Bogen mit einer Auswahl dieser Edelsteine des Ausdrucks füllen könnte, wovon manche wahre Sprachbereicherungen sind, z. B. wenn die Sonne seine Seite bestimmt, *when the sun is faint on its side*. Dem Fuchs *umwispelt* das Gras des Gemäuers das Haupt (*waves round the head*). Lasst uns *malmen* die Schilde, *let us break the shields*, — die Stürme *mähen* die Wälder *in ihrem Grimm*, *the stroms overturn the woods*, und Carthon V. 322 den Muth *fällen*, statt niederschlagen. Einen Baum niederschlagen oder umhauen, heisst ihn *fällen*. Das gemeine „*den Muth niederschlagen*", kann nicht treffender veredelt werden, als durch „*den Muth fällen*"! Gerade diese Erhebung über das Platte und Gemeine ist das wahre Kennzeichen des Genies. *Der Mensch im Kampf mit dem Unglück*, ist ein armseliger Ausdruck gegen das „*der Mensch in der Feldschlacht des Unglücks*," wie einer unserer berühmten Schriftsteller spricht, und der Gedanke: *Lasst uns so lange den Himmel mit Bitten bestürmen, bis er uns erhört,*" kriecht armselig im Staube gegen *Bunians* an Erhabenheit noch nicht übertroffenen: *Lasst uns mit den Steinen des Gebets an die Fenster der Gnade werfen, bis die Scheiben der Erhörung davon fliegen.*

Ein Künstler, der, wie Hr. *Schubart*,

Mit Farben nicht, mit Strahlen malt,

würde doch, trotz der *warmen Carnation* und dem *lebendigen Farbenspiel*, das Auge am Ende ermüden, wenn er nicht durch Schatten die Pracht seiner Farben contrastirte, und dem Ganzen Haltung und Vollendung gäbe. Auch hievon ein paar Beyspiele. *His host rolled about him*, sein Heer *umgab* ihn. *Many are our hands of war*, viel sind unserer Krieger. *Behind the red meteor of heaven*, hinter *den Nachfeuern der Luft*. *Hail sons of the narrow wales*, Heil ihr Söhne *unseres Landes*. *What confines the chiefs of Cromla to the dark and narrow house?* Was *brachte* Cromles Krieger *ins enge Haus?* — *Let no vessel of the kingdom of snow bound on the dark-rolling wares of Inis-tore*, keines *ihrer Schiffe kehr auf* der *dunkeln* Woge *nach Inistore zurück*. — Mit welcher Eleganz ist hier, nach dem Muster des nie genug zu preisenden Emanuel Sincerus, *no vessel of the kingdom of snow* (kein Schiff aus dem Schneereich) durch *keines ihrer Schiffe*, *bound* durch *zurückkehren*, und *dark-rolling* durch *dunkel* übersetzt! Wie hat der geistvolle Übersetzer die tiefsten Geheimnisse des Bathos ergründet, die nur den Geweihten der Kunst aufgeschlossen werden! — *Trough the breaches of the tempest look forth the dim faces of ghosts*, durch die *Ritzen der Nacht* blicken *die Geister* der Todten. Das Bathos dieser Stelle ist für Manchen vielleicht etwas schwer zu ergründen. Das Original sagt etwas deutlicher:

Wann kalte Schemen grauer Farb'
Aus Säumen der Wolken hervorschau'n.

— *As autumn's dark storms pour from two echoing hills*, wie Herbststürme *zwischen* wiederhallenden Bergen *sich treffen*. — *A hundred yonths collect the heath; ten heroes blow the fire; three hundred chuse the polished stones. The feast is smoaking wide.* Hundert Jünglinge sammeln *Haidekraut;* zehn Krieger fachen die Flamm' an; und dreyhundert *tragen* glatte Steine *herbey*. Das *Kriegesfest dampft* weit umher. Das Original, das in den Schattenpartieen der Nachbildung weit nachsteht, lautet so:

Hundert Krieger sammelen Heide;
Zehn fachen den Funken zur Glut;
Dreyhundert wählen glattes Gestein;
Hundert zerschneiden in Eile das Wild;
Rings um schaut man den Dampf und das Mahl.

— *But before I go hence, one beam of fame shall rise.* (Doch ehe ich von hinnen scheide, soll ein Strahl des Ruhms sich mir erheben!) „Ehe ich aber *dahin fahre*, soll *noch* ein Strahl des Ruhms *hinter mir leuchten*." Ein Freund, den Rec. auf das Bathos dieser Stelle der Übersetzung aufmerksam machte, war der Meinung, dass auch noch ein *Irish Bull*, und zwar ein sehr schöner, darin stecke, und dass nach dieser Analogie ein Herr zu seinem Bedienten sagen könne: *Heute Abend gehe ich noch aus. Eh' ich aber ausgehe, sollst du mir den Mantel und die Laterne nachbringen.* — *Fingal is amidst his darkening years.* Fingal ist *in den Jahren des Alters*. Rec. zweifelt, ob Em. Sincerus und Damm selbst, diese Polarsterne der Übersetzer, diese Stelle deutlicher und verständlicher hätten nachbilden können.

Den höchsten Grad der Vollendung jedoch erhält

diese Überfetzung 3) *durch Weglaffung ganzer Reihen*, z. B. Fing. 1, V. 490, 1: *As a hundred hammers that rise by turns on the red son of the furnace*, und *einzelner Wörter*, z. B. Fing. 1, 113 *of Erin*, V. 155 *wealth* (hier, welches die Überfetzer gröfstentheils nicht wiffen, durch *Schatzung*, *Tribut* (gaelifch *cis*) zu überfetzen), V. 277 *of blac-fhielded Cormac*, V. 178 *fon of Roffe* u. d. m. und durch eine ungeheure Menge gröfserer und kleinerer Zufätze und Veränderungen, fo dafs von dem Gedanken der Urfchrift oft kaum die Spur bleibt. Hievon noch ein paar Proben zum Schlufs. Fing. 1, 32. *They fall to earth by my hand.* Sie fallen *zerfchmettert* unter meiner Fauft. V. 146. *Battle of fhields*, *eherner Speerkampf*. V. 148. *I never fled.* Nie floh ich *vor dem Feinde*. V. 160. *Till Fingal come with battle.* Bis Fingal kommt, der *Schlachterfahrne*. So fteht als Zufatz des Überfetzers Fing. V. 201 *unter den Streichen*. V. 380 *finfter*. V. 381 *braufend*. V. 464 *milde*. V. 607 *blitzend*. Carthon V. 129 *raufchend*. V. 249 *einfam*. V. 285 *heldenkühn*. Temora 1, 22 *ausbrechender Sturm* (*The fhower*). V. 97 *im Sturm*. V. 141 *mit eins*. V. 196 *himmelan*. V. 204 *plötzlich* V. 208 *dumpf*. V. 282 *entfetzt* u. d. m. durch alle Gedichte, der kleinen Wörter *dann*, *vielleicht*, *feitdem*, *nur*, *indefs*, *fchon*, *aber*, *einft*, *auf!* *je* u. f. w. nicht zu gedenken. Carthon V. 334. *I was young*, *damals* war ich *noch* jung. Temora 1, 31. *The founding fteps of his warriors came*, fie raufchten zufammen *mit ehernem Getös*. Temora 1, 84. *Bright between his locks*, ftrahlend *in der Kraft feiner Jugend*. Fing. 2, 182. *Give thy fponfe, and dog. Thy fponfe highbofom'd heaving fair; thy dog that overtakes the wird.* Gieb *uns noch heute* dein Weib, die hochbufige Schöne. *Dabey* (!!) deinen Jagdhund, der den Winden zuvorläuft. Dafs durch den Zufatz des kraftvollen *dabey* die Diction des Epos aufserordentlich gewinne, fpringt ins Auge. Fing. 1, V. 268. *The foe of the ftranger of ocean* (wörtlich: der Feind der Fremden des Meers). *Der Fels gegen die Söhne der See.* Fing. 1, 270. *Cruel is thy arm to Morna* (graufam ift dein Arm für (in Rückficht auf) Morna). *Verwünfcht ift Morna dein Arm.* Fing. 1, 518 heifst es nach *Rhode*, der hier wörtlich überfetzt: „Ift diefs Mahl für mich allein bereitet, und der König Lochlins ift an Ullins Ufer, fern von dem Wilde feiner Hügel und *den tönenden Hallen feiner Mahle?*" Bey Hn. *Sch.* lautet diefs ganz anders: „Soll diefs *Feft* mir allein *dämpfen*, und Lochlins Fürft an Ullins Ufer fern von dem Wild feiner Hügel, fern von *unferm Feftjubel feyn?*" — Fing. 1, 539 hat das Original:

> Ähnlich fprach er dem dumpfen Getof
> Auf Cromla, wann erwacht der Sturm.

Diefs dumpfe Getöfe vor einem Sturme ift eine bekannte Erfcheinung in Berggegenden. Hievon heifst es in *Macdonald's* Briefen an *Herder*: *In thofe narrow vallies (of Scotland) between lofty mountains groans the burdened atmofphere before the ftorm; fo well known in the Highland and Ifles under the name of the groans, forerunners of the tempeft, to which Offian fo often alludes.* *Macph.* überfetzt faft wörtlich: *He anfwered like the fullen found of Cromla before a ftorm.* Hr. *Sch.* ändert diefs fo: „Er antwortet ähnlich *dem Donnergemurmel* auf Cromla." Fing. 1, 550 heifst es bey *Macpherfon* wörtlich: „Lieblich ift Lochlins Wind meinem Ohr! Er ftürmt über meine Meere, fpricht laut in meinen Tauen, und bringt meine grünen Wälder mir zurück in die Seele." Hr. *Sch.* ändert: „Lieblich ift meinen Ohren der Wind von Lochlin. *Wohl ergeufst er* fich über meine Seen, *durchpfeift meine Maften*, und bringt mir meine Heimatwälder in die Seele zurück." — Fing. 4, 76. *When I ftrove in battle*, damals als ich *meine Freunde zertrat*." Das Zertreten der Feinde ift immer der kürzefte Procefs, und im Kriege fehr anzurathen; aber nicht ein jeder, *that ftrives in battles* (der in Schlachten kämpft, fich zerarbeitet), zertritt auch feine Feinde. *Denis* und der Tübinger überfetzen es blofs durch „*damals*". *Rhode* durch: „*Wenn ich zur Schlacht ging*," und *Stolberg* den Worten am nächften, obgleich mit einem kleinen Zufatz:

> *Als ftrebend im Kampf*
> *Noch rüftig ich war.*

Fing. 4, 179. *My fword fhall ware on that hill, and be the fhield of my people.* „Mein Schwerdt foll *blitzen* auf *dem Gebirg*, und *eine Leuchte* feyn für mein Volk." Im Original heifst es:

> *„Schaun will Fingal den Streit von der Höh dort.*
> *„Euch im Rücken fey mein Schwerdt,*
> *„Vor Unheil fchirmend mein Volk."*

Temora 1, 407, bey *Macpherfon* wörtlich: „*Die Führer, wie aus Träumen erwacht, erheben umher ihre Häupter.*" Bey Hn. *Sch.* heifst diefs: „*Die Krieger*, wie aus *fchreckhaften* Träumen erwacht, *fuhren empor*, und *hingen ihm laufchend entgegen*." Temora 1, V. 715 fagt das Original:

> *Es blicken die Stern' aus den Wolken,*
> *Still wandelnd hinab zu der Fluth.*

Bey *Macpherfon* wörtlich: „Die rothen Sterne blicken auf uns aus den Wolken, und *finken fchweigend hinab*. Bald wird der graue Strahl des Morgens fich erheben." — Hr. *Sch.*, von einer befferen Einficht in die Sternkunde geleitet, läfst die Sterne, oder vielmehr die Geftirne, die beym Anbruch des Morgens dem Geficht fonft zu entfchwinden pflegen, aus den Wolken hervortreten, und überfetzt: Die rothen *Geftirne* fchauen aus ihren Wolken auf uns und *treten fchweigend hervor*. Doch genug von diefer Überfetzung, deren Geift darzuftellen Rec. fich bemüht hat.

Der Druck ift gut, das Papier weifs, doch fehr dünne und locker; aber der Preis 5 *Thlr.* für zwey kleine Bändchen auf Druckpapier, ift zu hoch. Die neuefte englifche Ausgabe auf Velin-Papier London 1807. 12. bey Walker, mit zwey Titelkupfern koftet geheftet nur — 4 Schilling, alfo noch keine anderthalb Thaler. Wenn fich die Engländer über die *fhamelefs prices* der deutfchen Bücher befchweren: haben fie nicht völlig Recht?

Die *tübinger Überfetzung* (No. 3) ift nichts mehr und nichts weniger, als der Titel fagt, eine zweyte Auflage, oder ein wörtlicher Abdruck einer im J. 1782 gedruckten Überfetzung ohne alle Zufätze und Verbefferungen, an-

ser dass man die Druckfehler der 1ten Ausgabe hin und wieder verbessert, und hin und wieder neue hinzugefügt hat. So steht z. B. in der neuen Ausgabe S. 454, Z. 14 durch Auslassung einer Zeile, völlig sinnlos: „Da kam die Nacht von *dem Hügel, und fachte eine Flamme* an." Die 1te Ausgabe hat verständlich: „Da kam die Nacht von den Bergen. Ich riss eine Eiche von dem Hügel, und fachte eine Flamme an." Wohlfeilheit des Preises, — die erste Ausgabe kostete nur 1 Thlr. und diese zweyte eine Kleinigkeit mehr — scheint der Übersetzung Abgang verschafft, und den Verleger zu einem unveränderten Abdruck veranlasst zu haben, der, unbekümmert, ob die Übersetzung richtig oder nicht, ob unsere Sprache seit 1782 Fortschritte oder Rückschritte in ihrer Ausbildung gemacht habe, frisch darauf losdruckte, was er seinem Vortheile angemessen hielt. Eine solche Ausgabe, die nicht einmal von den gröbsten Sprachfehlern und kauderwelschen Ausdrücken und Wendungen gereinigt ist, z. B. gleich in der ersten Zeile des Vorberichts: „Die *Fürtreflichkeit* der Gedichte Ossians." S. 172: „*Glitzernd* sind des *Wiehrers stahlene* Seiten." S. 57: Die Sonne *flösset* Schimmerströme vor ihm her. — S. 61: Aber der Ostwind *schlug mich fort* (*The winds of the east prevailed*) u. d. m., verdient keine ins Detail gehende Beurtheilung, wenn die Gesetze unseres Instituts, nach welchen das Daseyn unveränderter Auflagen bloss dem Titel nach angezeigt wird, auch nicht dagegen wären. Der Geist, der in diesem Machwerk herrscht, spricht sich in folgender Probe (dem Anfange des ersten Gesangs des Fingal) rein aus, welchen wir *zum bessern Verständniss* das Englische hin und wieder in Klammern beysetzen wollen.

„Kuchullin sass bey der Pforte (*wall*, Mauer) von Tura unter dem Baume der *rascheinden* Blätter (*rustling leaf*). *Sein* Speer an den moosigen Felsen gelehnt; *daneben* im Grase *der* Schild. Er dachte den tapferen Kairbar, einen Führer, den er im Streit (*war*) erschlagen, da kam der Hüter (*scout*) des Meers, Moran, der Sohn *Fithil* (*of Fithil*).

Auf! schrie (*said*) der Jüngling: Kuchullin auf! Ich sehe die Schiffe Swarau's. Viel sind unserer Feinde, Kuchullin, viele der Krieger vom schwarzwogigen Meere.

Moran! du zitterst *doch* immer, versetzte Erins blauäugiger *Schirmer* (*chief*). Deine Angst (*fears*) hat die Feinde *gegrösse rt* (*increased*). Vielleicht ists Fingal, der König der einsamen Berge, mir zu helfen ins grüne Erin kommend.

Ich sah ihren *Hauptmann* (*chief*), erwiederte Moran. Er gleicht einer Klippe von Eis; sein Speer ist wie jene *sturmentastete* (*blasted*) Tanne, wie der aufgehende Mond sein Schild. Er sass auf einem Felsen am Gestade; seine *finstre* Schaaren flossen (*rolled*) wie Wolken um ihn. Viel, du König (*chief*) der Menschen! sprach ich; viel sind unserer Fäuste zur Schlacht. Mit Fug (*well*) bist du der *starke Mann* (*the mighty Man*) genannt; aber *in* Turas *luftigen Vesten* sind auch der Tapfern viele (*but many mighty men are seen from Tura's windy walls*). Da begann er wie die Woge an den Klippen (*on a rock*): Wer in diesem Lande ist mir gleich? Helden stehen nicht in meiner Gegenwart. Sie *müssen nieder* (*they fall to earth*) unter meiner Faust. Keiner *vermags* (*may meet*) mit Suaran im Kampfe, dann (denn) Fingal allein der *Sturmhügelkönig* (*King of stormy hills*). Wir rangen einst mit einander auf Malmor: unsere Fersen zertraten die Büsche (*overturned the wood*); Felsen *rutschten unter uns weg* (*fell from their place*); die Bäche nahmen einen anderen Lauf, und flohen murmelnd vor dem Kampf. Drey Tage *kämpften wir fort* (*we renewed the strife*), und Helden *stunden* fernhin (*at a distance*) und bebten."

Aus dieser Probe ergiebt sich sonnenklar, dass die tübingische Übersetzung weder wörtlich genau, noch correct und poetisch schön sey, und in keiner Rücksicht auf Vollendung Anspruch machen könne, und dass ihr, wie jede Seite beweist, alle an *Jung's* und *Schubart's* Übersetzung gerügten Fehler ankleben, Übertreibung des Ausdrucks, Hinabsinken in Plattheit und Gemeinheit, und die Wuth, seltsame Wortzusammensetzungen zu machen, z. B. S. 315 *Todeslufterscheinung* (*Meteor of death*), S. 17 der *fahrende Sturmgeist* (*the shrill spirit of a storm*), sein *wetterleuchtendes* Schwerdt (*the lightning of his sword*), *Lanzengewühl* (*battle of spears*) u. d. m., Unkunde der englischen und deutschen Sprache, und eigenmächtige Vertauschung der Worte und Ausdrücke, z. B. S. 57 und 61 *lonely thistle* (einsame Distel), das der Übersetzer durch „*einsamer Dornbusch, einsiedlerischer Dornbusch*," dollmetscht, der heillosen Menge von Sprachfehlern, Provinzialismen und Unsinn, wovon es allenthalben wimmelt, nicht zu gedenken, z. B. S. 168: Wie in die Wüste ein Stern durch *die Dunkel* herabsinkt, S. 322: Erin *schottert* von Meer zu Meer, S. 325: ehe ich scheide von hinnen, *soll noch ein Strahl meiner Leuchte empor* (*one beam of fame shall rise*). Bey einem Übersetzer der Art muss man sich nicht wundern, dass er, auf Worte und Sachen gleich unaufmerksam, den Zusammenhang vergisst, und den Oscar, der im Original und bey *Macph* an einer tödtlichen Wunde in der Seite stirbt, S. 322 durch einen *Lanzenstich durch die Lenden* umbringt. Noch weniger kann bey einem solchen Buchmacher von Zweifeln an der Richtigkeit und Schönheit der englischen Übersetzung die Rede seyn.

Wenden wir also den Blick von allen diesen Übersetzungen überhaupt, völlig überzeugt, dass sie, ohne einen Verlust für unsere Literatur, ungedruckt hätten bleiben können, dass die Übersetzung von *Stollberg* und *Denis*, und in mancher Rücksicht sogar die alte von *Harold*, vor diesen den Vorzug verdiene, und dass eine getreue Übersetzung des gaelischen Originals ein wahres Bedürfniss sey.

D. T.

GÖTTINGEN, b. Dieterich: *G. C. Lichtenbergs Erklärung der hogarthischen Kupferstiche, mit verkleinerten, aber vollständigen Copien derselben.*

von E. Riepenhausen. 1809. Eilfte Lieferung mit 6 Kupfertafeln in Fol. Die Erklärung derselben besteht aus 158 S. 8. (3 Thlr.)

Schon öfter ist in unseren Blättern von diesen schätzbaren Copieen der immer seltener werdenden hogarthischen Kupferstiche, so wie von den witz- und geistreichen lichtenbergischen Erklärungen, die Rede gewesen; folglich würde es ganz überflüssig seyn, das Längstbekannte und Entschiedene nun noch einmal wiederholen zu wollen. Wir glauben daher auszureichen, wenn wir bloss eine Inhalts-Anzeige der vorliegenden 11 Lieferung mittheilen. Die erste der Kupfertafeln oder No. LXIII in der ganzen Folge ist *der Ausmarsch der Truppen nach Finchley*, und eine der reichsten hogarthischen Compositionen, so wie auch die Erklärung derselben dem seligen *Lichtenberg* vorzüglich gelang. Zweyte und dritte Kupfertafel oder No. LXIV und LXV: *Vorher und Nachher;* sind als schlüpfrige Gegenstände vom Ausleger nur kurz abgefertigt. No. LXVI und LXVII der ganzen Folge stehen beide auf dem vierten Blatt der anzuzeigenden eilften Lieferung, und sind, jene *eine kleine Einladungskarte* und geistreicher Einfall, *dieses eine Scene aus Popens Lockenraub* darstellend, nicht von grosser Bedeutung. Die fünfte Tafel oder No. LXVIII führt den Titel: *Leichtgläubigkeit, Aberglauben und Fanatismus*, ebenfalls eine reiche und tief durchdachte Composition *Hogarth's* und von *Lichtenberg* trefflich ausgelegt. Die sechste Tafel endlich oder No. LXIX in der ganzen Reihe wird *die Bank* genannt, und enthält vier Bildnisse von Richtern bey diesem Gerichtshofe, nebst einigen anderen Köpfen. Man erfährt aus der Erklärung, dass dieses Stück *Hogarth's* letzte Arbeit gewesen, und dass er die Absicht gehabt habe, dadurch den Unterschied zwischen Charakter, Ausdruck und Caricatur darzuthun.

— y — H.

Dresden, b. Arnold: *Kriegs-Scenen bey Dresden.* Nach der Natur gezeichnet und radirt von *Alexander Sauerweid.* 1809. 1ste und 2te Sammlung, jede von 16 Blättern queer 4. (Eine Sammlung in schwarzen Abdrücken kostet 2 Thlr. Colorirte Exemplare werden nur auf Vorausbezahlung von 5 Rthlrn. geliefert.)

Der Kunstrichter freut sich billig, wenn ihm nach so manchem mittelmäſsigen, geistesarmen, ja selbst verwerflichen Product, endlich eines begegnet, das überhaupt genommen Lob verdient, und dessen Vf. theils gute Gaben zur Kunst verräth, theils auf rechtem Wege fortschreitet, um eine erwünschte Ausbildung seiner Talente hoffen zu lassen.

Unsere Leser haben schon aus dem oben stehenden Titel erfahren, dass die kriegerischen Auftritte, welche im vergangenen Jahre 1809 um Dresden vorfielen, dem Hn. *S.* den Stoff zu den sämmtlichen 32 Blättern gegeben, woraus die vorliegenden beiden Sammlungen bestehen. Vielleicht hätte die Wahl einiger Scenen glücklicher getroffen werden mögen, denn nicht alle ohne Ausnahme haben entschieden malerisches Interesse. Wir rechnen dahin aus der ersten Sammlung das Blatt No. 1, wo die Hauptfigur gerade als die unbedeutendste erscheint; in der zweyten Sammlung No. 5, wo die Handlung weder an sich selbst anschauliches Interesse hat, noch die Anordnung der Figuren in Hinsicht auf malerische Wirkung glücklich ist; dieser letztere Fehler könnte auch dem Blatt No. 10 vorgeworfen werden, so wie dem No. 12. Uebrigens sind Pferde und Figuren mit vielem Geist gezeichnet, im Charakter gehörig abgewechselt; es fehlt ihnen selten an richtigem Ausdruck, noch seltener an Bewegung, und man muss überhaupt die gefällige leichte Manier loben, womit Hr. *S.* die Radirnadel führt.

— y — H.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Berlin u. Leipzig, b. Salfeld: *Journal für Kunst und Kunstsachen, Künsteleyen und Mode.* Herausgegeben von *Dr. Heinrich Rockstroh.* 1tes bis 10tes Stück. 1810. 8. Mit Kupfern. (Der Jahrg. kostet 8 Rthlr.)

Mit einer Monatschrift, welche, wie die gegenwärtige, einem grossen, eleganten, und bekanntlich nicht immer auf das Gründlichste unterrichteten Publicum gefällig werden will, hiesse es zu hart verfahren, wenn man sie mit eben der Strenge beurtheilte, wie die anderen gereiftern Producte der Literatur; und so rechtet denn auch Rec. mit dem Herausgeber nicht darum, dass derselbe gleich auf dem Titel der Kunst wenig Ehre erwiesen, indem er sie in Gesellschaft von Künsteleyen und Mode aufführt. Auch möchte ernste Prüfung den verschiedenen, die Kunst betreffenden Aufsätzen schwerlich günstig seyn. Unterdessen ist es auch wirklich nicht um erschöpfendes Raisonnement über Kunst und Kunstwerke zu thun, sondern das Journal strebt, wo wir nicht irren, einzig dahin, mit mannichfaltiger unterhaltender Abwechselung den Lesern zu verkünden, was im Gebiete der Kunst und der Mode Neues erscheint. Dabey ist vornehmlich auf die Producte der berliner Industrie vom Herausgeber Rücksicht genommen worden.

Jeden Monat kommt ein Heft dieses Journals heraus. Uns sind in allem 10 Hefte bekannt geworden; die 6 ersten machen einen Band aus. In jedem Heft findet man vier Bogen Text, nebst drey bis vier Kupferstichen, von denen einige illuminirt sind. Anstatt des einen Kupferstichs, befindet sich im Mayheft die Mustercharte von verschiedenen Modezeugen, nebst beygesetzten Preisen und dem Namen der Handlung, wo man solche Zeuge in Berlin bekommen kann. Diese Einrichtung verdient Beyfall, und es ist zu wünschen, dass der Herausgeber von Zeit zu Zeit dergleichen Mustercharten einrücke.

Dem auf einigen Kupfertafeln dargestellten weiblichen Putz ertheilen wir mit Vergnügen das Zeugniss, er sey vermögend, einen sehr günstigen Begriff von dem Geschmack der in Berlin herrschenden Moden zu erwecken.

— y. — H.

Jena, gedruckt bey Johann Christian Gottlob Etzdorf, 1810.

Monatsregister

vom

December 1810.

I. Verzeichniss der im Monat December in der J. A. L. Z. recensirten Bücher.

(Die erste Ziffer bezeichnet die Numer, die zweyte die Seite.)

A.

Ahnenstolz, der, oder das Duell von *G.* 290. 519.
Αἰσώπου Μῦθοι. E cod. Florent. nunc primum edid. *de Furia*. P. I. II 284. 465.
Anders Schlesien wie es war. 1. 2 Th. 282. 449.

B.

Barths Grammatica Española. 4 Aufl. von *Ehrmann* 286. 484.
Bazaine Cours de géométrie pratique; appliquée à la mesure des Objets de commerce 287. 495.
— — Cours de Stéréométrie appliquée au jaugeage assujetti au système métrique 287. 489.
Bechstein gemeinnützige Naturgeschichte Deutschlands nach allen drey Reichen. 4 Bd. 1. 2 Abtheil. 2 Aufl. 292. 549.
— — gemeinnützige Naturgeschichte der Vögel Deutschlands. 3 Bd. 1. 2 Abth. 292. 549.
Beck gemeinnützige Beyträge zur peinlichen Gesetzgebung. 2 Theile 278. 418.
Becker der Meuchelmord von Wallhausen 289. 509.
Beobachtungen und historische Sammlung wichtiger Ereignisse aus dem Kriege zwischen Frankreich, dessen Verbündeten und Oesterreich im J. 1809. 1—5 Heft 295. 567.
Bernstein Versus ludicri in Romanorum Caesares priores olim compositi 285. 475.
Bessenbeck Lazarus, oder über das Unstatthafte der natürlichen Erklärungen der Wundergeschichten im N. T. 277. 415.
v. *Bonafont* Ivan IV 290. 519
Böckh kurze Fragen an die Confirmanden 291. 525.
Bojanus über den Zweck und die Organisation der Thierarzneyschulen 279. 422.
Braun medicinischer Rathgeber über die besonders unter dem Landvolke herrschenden schädlichen Gebräuche und Vorurtheile 279. 431.
Büttner Beyträge zum Criminalrecht 278. 418.

C.

Catel über die zweckmässige Organisation des öffentlichen Bauwesens in einem Staate 282. 455.
v. *Collin* Mäon 290. 518.
Cuvier Vorlesungen über vergleichende Anatomie, übersetzt von *Meckel*. 2. 3 Th. 279. 426.

D.

Discours sur les progrès des Sciences, Lettres et Arts depuis 1789 jusqu'à ce jour, ou Compte rendu par l'Institut de France à S. M. l'Empereur et Roi. Par *Kesteloot* 288. 497.
Döpping Glaubenslehren und Glaubenspflichten des Christen 291. [illegible]
Duvernois die Sperre des festen Landes und ihr Einfluss auf den Handel, die Finanzen, den Credit und das Wohl der brittischen Inseln. Frey nach dem Franz. von *Schmidt* 281. 441.

E.

Eggers über die sichersten und schnellsten Mittel, einem durch Krieg ruinirten Staat, dessen Wohlstand ehemals mehr auf Landwirthschaft als auf Fabriken und Handlung gegründet war, wieder aufzuhelfen 282. 455.
Empedoclis et *Parmenidis* fragmenta e Cod. Taurin. restituta a *Peyron* 284. 471.

F.

Faber preussisches Archiv. 1 Sammlung 293. 542.
Fabrizius Anleitung zur Vorbereitung der Confirmanden 291. 528.
Fabulae Aesopiae, quales ante Planudem ferebantur, e cod. Florent. nunc primum erutae, cura ac studio *de Furia* 284. 465.
de Florian Guillaume Tell ou la Suisse libre 286. 487.
— — Numa Pompilius, second Roi de Rome 286. 487.
Friedelin oder das Kind der Versehung 284. 472.
Fries Wörterbuch über Goldsmiths Vicar of Wakefield 286. 487.

G.

v. *Gehren* Leitfaden beym Confirmationsunterricht junger Christen des Mittelstandes 291. 527.
Geriche Ceres oder Beyträge zur Beförderung der Landwirthschaftskunde. 1 Bd. 1. 2 St. 283. 457.

H.

Hagen kurze Anweisung zur Obstbaumpflege 292. 555.
Heppach über die Beschaffenheit des künftigen Lebens nach dem Tode aus Ansicht der Natur 293. 545.
Henke criminalistische Versuche. 2 Bdchen. 278. 418.
Hoffmanns Unterricht von natürlichen Dingen oder Geschöpfen und Werken Gottes. 14 Aufl. von *Nicolai*. 15 Aufl. 292. 553.
— — Unterweisung in gemeinnützigen Kenntnissen der Naturkunde zum ersten Unterrichte der Jugend. 14 und 15 Aufl. 292. 553.

I.

Jean Paul Friedenspredigt in Deutschland 296. 567.
Juvenalis, in Decii Junii, Satiras Commentatio I 285. 477.
d'Ivernois, s. Duvernois.

L.

Lehmus Versuch einer Altarliturgie 280. 446.
Lenz historische Darstellung der freywilligen Armenanstalten in Passau 295. 557.
Lichtenbergs Erklärung der hogarthischen Kupferstiche, mit verkleinerten oder vollständigen Copieen derselb. von *Riepenhausen*. 11 Lief. 300. 598.
Leonelli's logarithmische Supplemente. Aus dem Franz. von *Leonhardi* 287. 495.
Liebeke Auszüge aus den königl. preussischen Polizeygesetzen in Beziehung auf Gesundheit und Leben der Menschen 279. 428.
Lipovsky baierisches Künstler-Lexikon. 1 Bd. 286. 481.
Löber Unterricht für Vormünder und Nebenvormünder über die bey der Vormundschaft Statt findenden Rechte und Verbindlichkeiten nach den Grundsätzen des C. N. 295. 560.
Luthers Religionsunterricht für gemeine Christen oder dessen kleiner Katechismus für Schullehrer erklärt von *Seyfarth* 291. 521.

M.

Mallinckrodt allgemeiner Bauern-Kalender für das J. 1811. 288. 505.
Minerva für das J. 1810 und 1811 290. 516.
Mittermaier de nullitatibus in caussis criminalibus. Observatt. Spec. I. 278. 425.
Musick Rettung um Mitternacht 290. 520.

O.

Ossian Gedichte. Neu verdeutscht. 2 Aufl. 296. 561.
— — Gedichte. Nach *Macpherson*, von *Schubart*. 1. 2 Bd. 296. 561.
— — Gedichte. Uebersetzt von *Jung*. 1—3 Bd. 296. 561.
Otto allgemeines Lehrbuch der alten — wahren christlichen Religion, oder ächt apostolischen Lehre 295. 555.

P.

Pallas. Herausgegeben von *R. v. L.* 2 Jahrg. 1—7 St. 294. 545.
Parmentier Abhandlung über die Vortheile, welche man aus dem Getreide in Bezug auf den Ackerbau und Handel, das Mahlen und Backen erlangen kann. Aus dem Franz. von *Riem*. 3 Theile 285. 462.
Penzenkuffer französischer Vorbereitungs-Cursus für die ersten Anfänger im Uebersetzen 286. 487.
Pfeiffer vollständige Unterweisung der Beamten des Civilstandes in ihren sämmtlichen Verrichtungen. 5 Aufl. 287. 496.
Pielsticker alphabetisches Sachregister zu der königl. westphälischen Processordnung 278. 423.
Plan zur Verbesserung des Armenwesens für die Provinzialstädte und das platte Land des Herzogthums Magdeburg 295. 557.
Pohl das Verjüngen der Wiesen 292. 536.
Ponge Gemälde zur französischen Unterhaltung. 3 Lieferung 289. 512.
Portugall und die Portugiesen 285. 477.

Q.

v. Quistorps Grundsätze des deutschen peinlichen Rechts. Herausgegeben von *Klein*. 1 Bd. 1. 2 Abth. 278. 417.

R.

Rede am Grabe des Hn. M. *Göz*, Stadtpfarrers in Stuttgardt 289. 511.
Reinhold der Geistliche als Beamter des Civilstandes 278. 423.
Remplaçant 290. 519.
Rese die Zerstörung Magdeburgs durch Tilly 293. 541.
Richter s. *Jean Paul*.
Rockstroh die Kunst, mancherley Gegenstände aus Papier zu formen 294. 551.
— — Journal für Kunst und Kunstsachen, Künsteleyen und Mode. 1—10 St. 300. 600.
Rosenmüller, Philipp, Leitfaden zum christlichen Religionsunterrichte, nach *J. G. Rosenmüllers* christlichem Lehrbuche 291. 525.

S.

Sauerweid Kriegsscenen bey Dresden. 1. 2 Samml. 300. 599.
Schlegel Versuch über die Kritik der wissenschaftlichen Diction 289. 508.
Seiler allgemeine Sammlung liturgischer Formulare der evangelischen Kirchen. 3 Th. 1. 2. 3 Abth. 280. 443.
Stein historische Erinnerungen in chronologischer Ordnung, oder chronologisches Taschenbuch der neuesten Geschichte 281. 446.

T.

Tannenbergs Abhandlung über die männlichen Zeugungstheile der Vögel. Uebersetzt von *Schönberg* und *Spangenberg* 292. 535.
Taschenbuch für das J. 1811. Der Liebe und Freundschaft gewidmet 290. 515.
— — — heidelberger, auf das J. 1811, herausgegeben von *Schreiber* 290. 515.
— — — tägliches, für Landwirthe und Wirthschaftsverwalter auf das J. 1811 285. 464.
Theremin über Moralität und Religiosität in Beziehung auf das Wohl des Staats 289. 511.
Thilenius Unterricht für die Hebammen, Schwangeren und Wöchnerinnen auf dem Lande. 3 Aufl. 298. 585.
Tzschirner Memorabilien für das Studium und die Amtsführung des Predigers. 1 Bd. 1 St. 277. 409.

U.

Ueber das Contumacial-Verfahren bey den westphäl. Gerichtshöfen. 2 Aufl. 287. 496.
Unterhaltungen, ökonomische, für Frauenzimmer 283. 459.

V.

Verketzerung im 19 Jahrhunderte, oder geheime Correspondenz zwischen dem Vf. der Schrift: zwey Worte an den Reformator der kathol. Liturgie, Hn. S. W. und Gabriel Himmelschlüssel 281. 453.
de Vermont kritische Bemerkungen über einige Unvollkommenheiten der mehresten französischen Grammatiken 286. 482.

de Vermont Unterrichtsplan in der französischen Sprache. 2 Aufl. 286, 482.
Von den in Deutschland gewöhnlichen Gebräuchen bey Duellen und über die Mittel die Duelle abzustellen 295. 549

W.

Winter erstes deutsches kritisches Messbuch 280, 457.
Winter Versuche zur Verbesserung der katholischen Liturgie 280. 457.
Wolfart Indras Verheissung 290. 520.
Wolfrath liturgisches Handbuch. 2 Bdchen. 280. 457.
Worte, zwey, an den Reformator der katholischen Liturgie 280. 457.

Z.

Ziegler die Theorie der Strafschärfung 278. 422.

II. Verzeichniss der Buchhandlungen, aus deren Verlage Schriften recensirt worden.

(Die vorderen Ziffern bedeuten die Numer des Stücks, die eingeklammerten aber, wie oft ein Verleger in einem Stücke vorkommt.)

Akademische Buchh., neue, in Marburg 280. 291. 298.
Ambros in Passau 295.
Andreäische Buchh. in Frankfurt am Mayn 279.
Anonyme Verleger 280 (2). 281. 284. 290 (2). 295.
Apfelsche Kunst- und Buch-Handlung in Augsburg. 278.
Arnoldische Buchh. in Dresden 300.
Barth in Leipzig 277. 291.
Barth in Prag 290.
Basse in Quedlinburg 293.
Becks Wittwe in Nördlingen 280.
Braunes in Berlin 278. 286.
Bureau für Literatur in Fürth 278.
Büschler in Elberfeld 290.
Comptoir für Literatur in Leipzig 295.
Crone in Osnabrück 290.
Crusius in Leipzig 291.
Degen in Wien 296.
Didot in Paris 287 (2).
Dieterich in Göttingen 292. 300.
Dunker und Humblot in Berlin 283.
Fleckeisen in Helmstädt 278.
Fleischer d. J. in Leipzig 286 (3). 290.
Fleischmann in München 286.
Gassert in Ansbach 291.
Gräff in Leipzig 292.
Hahn, Gebr., in Hannover 278 (2). 285 (2). 287 (2). 295.
Hammerich in Altona 286.
Hayn in Berlin 281. 289.
Heerbrandt in Tübingen 296.
Heinrichshofen in Magdeburg 293.
Hemmerde und Schwetschke in Halle 285.
Hendel in Halle 285
Herold und Wahlstab in Lüneburg 281.
Imerzeel und Comp. in Holland 288.
Keil in Magdeburg 279. 295.
Keyser in Erfurt 286.
Köhler in Leipzig 291.
Korn d. Aelt. in Breslau 282.
Kriegersche Buchh. in Cassel und Marburg 291.
Kummer in Leipzig 279.
Kunst- und Industrie-Comptoir in Berlin 282.
Landes-Industrie-Comptoir in Weimar 293. 294.
Lindauer in München 280 (2).
Löffler in Mannheim 290.
Löfflund in Stuttgardt 289.
Mallinckrodt, Gebr., in Dortmund 282.
Mauritius in Greifswald 289.
Mohr in Kiel 285.
Mohr und Zimmer in Heidelberg 278. 296.
Nicolovius in Königsberg 293.
Palm in Erlangen 277. 280. 292.
Pauli und Comp. in Coblenz 284.
Renouard in Paris 288.
Richter in Leipzig 286.
Salfeld in Berlin und Leipzig 284. 300.
Sander in Berlin 289.
Simon in Kirn 289.
Stettin in Ulm 279.
Stiller in Rostock und Leipzig 278.
Unger in Berlin 290.
Varrentrapp und Wenner in Frankfurt am Mayn 296.
Vogel in Leipzig 292.
Waisenhausbuchh. in Halle 292.
Walther in Dresden 287.
Weigel in Leipzig 284 (2).
Wilmans in Frankfurt am Mayn 290.

III. Intelligenzblatt des December.

Ankündigungen.

Akademische Buchh. in Frankfurt an der Oder Verl. 91. 726.
Arnoldische Buch- und Kunst-Handlung in Dresden Verl. 95. 755.
Barth in Leipzig Verl. 90. 719. 91. 725 727.
Brede in Offenbach und Wilmans in Frankfurt am Mayn vorläufige Ankündigung 94. 749.
Cnobloch in Leipzig Verl. 92. 734 93. 751.
Crökersche Buchh. in Jena Verl. 90. 720.
Darnmann in Züllichau Verl 92. 733.
Fleischmann in München Verl. 95. 757.
Harl vollständiges Handbuch der Staatswirthschaft und Finanz. 2 Theile 95. 755.
Herold und Wahlstab in Lüneburg Verl. 92. 736.
Keilische Buchh. in Cöln Verl. 92. 736.
Kruse Atlas zur Geschichte aller europäischen Länder und Staaten, 3 Heft 90. 718.
Kupferberg in Mayns Verl. 92. 732. 94. 747.
Macklotsche Hofbuchh in Carlsruhe Verl. 90. 715.
Maucke in Chemnitz Verl. 92. 735.
Müller in Erfurt Verl. 94. 751.
Perthes in Gotha Verl. 91. 728. 95. 745.
Perthes in Hamburg Verl. 91. 728. 92. 731.
Reclam in Leipzig Verl. 91. 728.
Schimmelpfennig und Comp. in Halle Verl. 94. 748. 95. 758.
Theger Archiv für das Notariat. 1 Bd. 3 Heft 92. 735.
Weidmannische Buchh. in Leipzig Verl. 95. 758.
Wilmans in Frankfurt am Mayn, s. Brede.

Beförderungen und Ehrenbezeugungen.

Artaud in Rom 92. 730.

- Beyer in Leipzig 93. 738
- Biener in Leipzig 93. 738
- Böttiger in Dresden 92. 730.
- Boucher in Paris 92. 730.
- Boulage in Grenoble 94. 746.
- v. Bruguiere in Cassel 92. 730.
- Campe in Braunschweig 96. 767.
- Choiseul d'Aillecourt 92. 730. 96. 767.
- Choiseul Gouffier in Paris 92. 730.
- Cotelle in Orleans 94. 746.
- Czuzek aus Mähren 94. 747.
- Daéms in Wernigerode 92. 730.
- Destouches in Amberg 96. 768.
- Erhard in Leipzig 93. 738.
- Ermenard in Paris 90. 715.
- Graefe in Berlin 94. 746.
- Gravenhorst in Frankfurt an der Oder 92. 730.
- Gruner in Frankfurt am Mayn 90. 715
- Halle in Paris 92. 729.
- Haubold in Leipzig 93. 738.
- Höpfner in Leipzig 93. 741.
- v. Huhn aus Rußland 92. 730.
- Jolly in Heidelberg 90. 715.
- Krug in Berlin 90. 715.
- Langles in Paris 96. 767.
- Larcher in Paris 96. 767.
- v. Lindenau in Gotha 92. 730.
- Mehul in Paris 94. 747.
- Mertens in Freyburg 90. 715.
- Morelli in Venedig 92. 730.
- Müller in Plauen 96. 756.
- v. Mussinan in Straubing 96. 768.
- Palupiansky in Petersburg 90. 715.
- Pardessus in Paris 94. 746.
- Quatremere de Quincy in Paris 96. 767.
- Rehmann in Moskau 92. 730.
- Repnin, Fürst, aus Rußland 92. 729.
- Ruette in Paris 92. 730.
- v. Rzewusky in Wien 92. 729.
- Sailer in Landshut 96. 767.
- Schmitz in Bielitz 94. 747.
- Schrank in Landshut 96. 767.
- Schultes in Inspruck 92. 730.
- Sestini in Florenz 90. 716. 91. 725.
- Socher in Kaßheim 96. 767.
- v. Struve aus Rußland 92. 730.
- Sylvestre de Sacy in Paris 96. 767.
- Villers in Lübeck 96. 767.
- v. Vietinghoff aus Rußland 92. 729.
- Visconti in Paris 92. 730.
- Wieland in Leipzig 93. 741.

Nekrolog.

- Ackermann in Oschatz 90. 716.
- Bartelmus in Teschen 94. 747.
- Bergmann in Nyköping 94. 747.
- Bisse in Frankreich 90. 716.
- Ducheming in Chartres 90. 716.
- Horányi in Pesth 94. 747.
- Lebrun in Paris 94. 748.
- Marlet in Dijon 94. 748.
- Meyers in Amsterdam 90. 716.
- Nadler in Käsmark 94. 747.
- Picht in Gingst auf Rügen 90. 716.
- Schumann in Dresden 94. 747.
- Schütze in Altona 90. 716.

Gelehrte Gesellschaften und Preise.

- Florenz, Preisertheilung über das beste Werk in italiänischer Sprache 92. 730.
- Göttingen, öffentl. Versammlung und Preisfragen der königl. Societät der Wissenschaften am 10 Nov. 92. 729.
- München, öffentliche Sitzung der Akademie der Wissenschaften am 29 Oct. 96. 765.
- Paris, Generalversammlung der Société d'encouragement pour l'industrie nationale am 8 Aug. 91. 723.
- — — Versammlung der Société d'agriculture des Seine-Departements am 15 Jul. 91. 721.
- Warschau, Preise und Sitzungen der königl. Gesellschaft der Wissenschaften am 30 April und 16 Jul. 96. 768.

Universitäten u. and. öffentliche Lehranstalten.

- Coburg, Stiftungsfeyer des Gymnasiums am 5 Jul. 94. 746.
- Freyburg, Ernennung des akademischen Ammanns 90. 715.
- Giessen, Promotionen 94. 745.
- Grätz, Errichtung eines Museum am Lyceum 94. 746.
- Heidelberg, Promotionen 90. 715.
- Landshut, Promotionen 90. 715.
- Leipzig, Universitätschronik vom J. 1809 93. 737.
- — — — — — vom J. 1810 95. 755.
- Mannheim, Prüfungen und Feyerlichkeiten im Lyceum am 1—4 Oct. 90. 715.
- Pesth, Universitätsnachrichten 94. 745.
- Schemnitz, Vermehrung der Professoren an der königl. Bergakademie 94. 746.
- Wetzlar, Berichtigung einer früheren Nachricht über das Gymnasium 95. 759.
- Wittenberg, Universitätschronik vom J. 1809 96. 761.

Vermischte Anzeigen und Nachrichten.

- Akademische Buchh. in Frankfurt an der Oder herabgesetzte Bücherpreise 91. 728 96. 775.
- Berichtigung, das wetzlarische Gymnasium betreffend 95. 759.
- Beygang in Leipzig Anzeige, die leipz. Literatur-Zeitung betreffend 92. 736.
- Bücher- und Kupferstich-Auction in Würzburg 96. 752.
- Code Napoléon wird in das Holländische übersetzt 92. 732.
- Cours historique et élémentaire de peinture, 24 Lieferung 94. 752.
- *Dionigi* Viaggi in qualche città del Lazio 91. 726.
- *Erhard* in Leipzig erhält den Auftrag, ein Strafgesetzbuch für Sachsen zu verfertigen 91. 726.
- Expedition der Jen. A. L. Z. Anzeige an die Abonnenten 90. 719.
- *Marchi* Architettura militare 91. 725.
- Mayland, Nachrichten aus Briefen 91. 726.
- — — über das Münzcabinet — neue Stadtthore — Vollendung der Domkirche und des Canals von Pavia 91. 726.
- *Micali* l'Italia avanti il dominio de' Romani 91. 725.
- *Oken* in Jena, Bitte 94. 752.
- Paris, diessjährige Gemälde-Ausstellung 94. 748.
- Phädrus, Schreiben von *Andres* aus Neapel über den Cod. Perotti 91. 725.
- *Requeno* Osservazioni sulla chirotipografia 91. 726.
- *Risso* entdeckt zwey neue Arten von Fischen 94. 748.
- *Signorelli* Vicende della coltura delle due Sicilie 92. 732.
- *Tittmann* in Dresden erhält den Auftrag, ein Strafgesetzbuch für Sachsen zu verfertigen 91. 726.
- *Visconti* Monumenti Romani inediti 91. 726.
- Wien, neue Censurordnung 96. 774.



